Deutsche Dichtung

Karl Emil Franzos

Deutsche Dichtung.

Deutsche Dichtung.

Herausgegeben

von

Karl Emil Franzos.

Einunddreißigster Band.

Oktober 1901 bis März 1902.

Berlin.

Concordia Deutsche Verlags-Anstalt.

1902.

Mitarbeiter-Verzeichnis des XXXI. Bandes.

*

Inhalt des XXXI. Bandes.

Sprüche.

Epische Dichtungen.

Dramatische Dichtungen.

Essays und Mitteilungen.

Seite

Litterarische Notizen.

Neue Bücher.

Berichtigungen.

Verzeichnis der besprochenen Bücher.

Moralische Geschichten.

Von Karl Emil Franzos.

Matthias Jenner.

Es sind viele Jahre her, daß mir in einem Czernowitzer Archiv bei der Durchsicht langweiliger Akten, Holztabellen, Abrechnungen und Pläne für die Durchforstung der ungeheuren Wälder der Bukowina, auch der Bericht eines ehemaligen Oberforstmeisters des Landes über eine merkwürdige Begebenheit vor Augen kam. Als ich damals die vergilbten Blätter, denen ein zerlesenes Exemplar des „Don Carlos“ beilag, durchsah, war mir zu Mut, als wäre ich bei dem Gang über ein Stoppelfeld auf eine seltsame Blume von scharfem Duft gestoßen, und die weitläufige, trockene und doch in starker seelischer Bewegung geschriebene Aufzeichnung des wackeren Beamten — Guido v. Molitor war sein Name — hat mir lange innerlich zu schaffen gemacht. Doch gebe ich den Inhalt hier kurz wieder, denn derlei Geschehnisse darf man, wenn überhaupt, dann nur schlicht und ohne Zuthat berichten, aus Ehrfurcht vor dem größten aller Dichter, der sie gestaltet hat, dem Schicksal.

Herr v. Molitor war kaum 30 Jahre alt, als er 1829 zum Oberförster in Czernowitz ernannt wurde. Es schien ihm ein unerhörtes Glück. Aus einem alten katholischen Adelsgeschlecht des Breisgaus stammend, war er, wie damals viele süddeutsche Jungherren seines Glaubens, als Fähnrich in die österreichische Armee getreten, büßte aber schon nach zwei Jahren durch einen Unfall die Sehkraft des linken Auges ein, wurde Forstmann und erhielt einen kleinen Posten in der oberen Steiermark. Daß nun jählings die Wahl für ein so hohes und wichtiges Amt auf ihn fiel, schrieb er in seiner Bescheidenheit — sein Oheim saß als Rat in der Staatskanzlei — der Protektion zu, aber daneben hatte auch seine Tüchtigkeit mitgewirkt, vor allem jedoch ein Umstand, der ihn nicht schreckte: die Entlegenheit und der wüste Zustand des Ländchens. In den Osten ging nur, wer sich kräftig und entsagungsvoll genug dazu fühlte; die Regierung mußte auf junge Leute greifen, wenn sie die Ämter im „Bärenland“ überhaupt besetzen wollte.

Was nun damals eine Reise durch das östliche Oesterreich bedeutete und wie es dort aussah, wurde ihm dann freilich erst aus eigener Anschauung klar. Dem Rate seines Oheims folgend, hatte er nicht die Post gewählt, sondern sich in Graz ein Steirerwägelchen und ein Zugpferd gekauft, all seine Habe, darunter eine mächtige Kiste voll Bücher, darauf gepackt und kutschierte nun langsam durch Mähren nach Norden; einen Diener mitzunehmen reichten die Mittel nicht. Kaum war er aber in das westliche Galizien gelangt, als er den anscheinend so praktischen Rat tausendfach verwünschte. Es war im April, die Frühlingsregen hatten die ohnehin schlechten Straßen grundlos gemacht; selten ein Dorf, und dann von armseligen, schmutzstarrenden Menschen bewohnt, deren Sprache er nicht verstand; Tag um Tag dasselbe Bild — der graue Himmel über einem endlos ausgegossenen Meer von Schlamm — und dieselbe Drangsal: Nässe, Bangigkeit und Hunger. So fuhr er, täglich nur etwa drei Meilen, Woche um Woche durch das traurige Land, immer mutloser und wie sein Bericht sagt, „so recht in der Stimmung, jeden Deutschen zu umarmen.“

Dazu kam es nun freilich nicht, als ihm der ersehnte Landsmann endlich in den Weg lief, aber die Begegnung gestaltete sich doch freundlich genug. Als er eines Tages, schon im Mai, freudiger als sonst von Kolomea her dem Pruth zufuhr — denn die Sonne schien und rings waren wieder Berg und Wald, die er so lange vermißt hatte — überholte er einen blonden, hochgewachsenen Jüngling, bei dessen Anblick er

unwillkürlich stutzte. Das war wohl ein Deutscher und auch ein Forstmann, darauf deutete die freilich arg zerschlissene Tracht, die Büchse über der Schulter. Der Jüngling blickte auf, als Molitor vorbeikam, und grüßte freundlich, nicht etwa unterwürfig, im Gegenteil, es lag etwas ungezwungen Vornehmes in der Art, wie er an sein graues Hütchen griff. Dieses Gehaben und die ungewöhnliche Schönheit der Züge fielen Molitor auf; er ließ seinen Braunen langsamer traben und begann ein Gespräch mit dem jungen Manne. Er war wirklich ein deutscher Forstgehilfe, Matthias Zenner, aus der Heilbronner Gegend, der nun nach Czernowitz und von da in die Moldau wollte, um irgendwo als Forstwart oder auch nur als Leibjäger unterzukommen; sein Ränzel habe er vorausgeschickt. Herr v. Molitor sah ihn erstaunt an; diese Angaben stimmten ja zu der ärmlichen Tracht, aber nicht zu dem Wesen und Antlitz des Jünglings; es waren edle, fein und kühn geschnittene Züge, die an den Adler erinnerten; nur waren die Wangen etwas bleich, die großen blauen Augen blickten scheu und verträumt, um den weichen Mund mit den sinnlichen Lippen lag ein Zug des Harms. Und fast noch mehr als das Antlitz schien die prächtige, feingegliederte Gestalt dem Beamten auf edles Blut zu deuten. Zudem wollte es ihm scheinen, als zwänge sich der Jüngling nun zu einer gewissen Schlichtheit der Redeweise, ja zu einem Anflug der schwäbischen Mundart. Gleichwohl lud ihn Molitor ein, sich zu ihm zu setzen, und sie fuhren nun selbander weiter, immer in eifriger Unterredung.

Das Gefühl, daß sein Begleiter nicht sei, wofür er sich ausgebe, wuchs dabei in dem Beamten von Stunde zu Stunde. Sie sprachen ja nur von Wild und Wald, Land und Leuten, aber die Art, wie der Jäger urteilte und erzählte, deutete nicht allein auf Bildung, sondern auch auf eine Stellung im Leben, von der man weit in die Runde blicken kann. Und nun?! . . Nach Jägersitte besahen sie ihre Waffen. Die Büchse des Jünglings war von prächtiger Arbeit, der Holzschaft reich mit Silber beschlagen, aber mitten aus diesem Beschlag war ein großes kreisrundes Stück ungeschickt mit einem Messer ausgestemmt; da hatte offenbar das Wappen des Besitzers geprangt.

„Französische Arbeit“, sagte der Oberforstmeister. „Offenbar auf Bestellung angefertigt. Wo haben Sie die schöne Waffe her?“

Der Jüngling wechselte die Farbe. „Ehrlich erworben“, sagte er dann kurz, mit gepreßter Stimme.

Eine peinliche Stille folgte. Dann knüpfte Herr von Molitor ein gleichgiltiges Gespräch an. Der Jüngling erwiderte befangen und zog plötzlich seinen Paß hervor; der Herr Oberforstmeister müsse doch wissen, gegen wen er so freundlich sei. Der Paß war unzweifelhaft echt und stimmte in allen Einzelheiten.

Als sie am Abend vor einer dürftigen Herberge in Zablotow hielten, sprang der Jäger ab, den Hausknecht zu holen; dabei fiel, von ihm unbemerkt, ein Büchlein aus seinem grauen Wams. Molitor hob es auf; es war ein zerlesenes, mit Bleistiftstrichen bedecktes, aber in Maroquin gebundenes Exemplar des „Don Carlos“. Auf dem Vorsatzblatt stand in feiner, fester Frauenhand das Wort des Posa:

Große Seelen dulden still.

Eugenie.

Stumm gab er dem Jäger das Buch zurück, das dieser errötend an sich nahm. An diesem Abend sprachen sie nicht mehr. Als sich Molitor zu dem kärglichen Nachtessen, Eiern und geräuchertem Schaffleisch, hinsetzte und den Wirt fragte, wo sein Gefährte bleibe, erwiderte dieser, der Jäger habe am Brunnen einige Brodkrumen, die er mit sich geführt, aufgeweicht, hastig verzehrt und dann sein Lager auf dem Heuboden aufgesucht. In dem Beamten regte sich das Mitleid mit dem armen jungen Blut. Er beschloß, sich am nächsten Morgen offen mit ihm auszusprechen.

Aber dazu kam es nicht. Vergebens lud Molitor den Jüngling ein, das Frühstück mit ihm zu teilen; er habe schon gefrühstückt, war die Antwort. Auch in der Folge fügte sich kein längeres Gespräch wie gestern; der Jäger gab willig und bescheiden Antwort, aber kurz und in möglichst schlichten Worten. Zudem war die Straße schlecht; sie wand sich nun durch das zerklüftete Hügelland am linken Ufer des Pruth; an einer Stelle wäre das Wägelchen fast in den Fluß gestürzt. Da bat der Jäger, ob Molitor ihm nicht die Zügel überlassen wolle, und sie fuhren nun viel rascher und doch sicherer dahin als bisher. Als sie ihre Mittagsstation, den Flecken Sniatyn erreicht hatten, und sich der Jäger wieder abseit schleichen wollte, hielt ihn Molitor fest. „Sind wir nicht Landsleute?“ fragte er so herzlich, daß sich der Jüngling fügte

und mit ihm speiste, „mit einer Manier, wie nicht jeder Aristokrat", sagt der Bericht.

Am Nachmittag, wieder im Wagen, wollte der Beamte abermals seine Absicht ausführen, fing es aber nicht richtig an. Er fragte den Jüngling, wo er die Jägerei erlernt habe. Da sah ihn dieser flehend an, dann griff er mit zusammengepreßten Lippen in seine Brieftasche und zog ein Zeugnis hervor, in dem ein fürstlich hohenzollernscher Förster bescheinigte, daß der Matthias Zenner, 1806 geboren, Sohn eines Häuslers, die Jägerei ordnungsgemäß bei ihm erlernt habe und sich, nur etwa Schreibgeschäfte ausgenommen, für eine Stelle als Forstwart vollauf eigne. Schweigend gab der Beamte das Schriftstück zurück und sann nun vergeblich nach einer neuen, taktvolleren Anknüpfung.

Bei Einbruch der Dämmerung nahmen sie in einer einsamen Schenke Nachtquartier. Das Haus lag am Pruth, dicht hinter dem verfallenden Gemäuer stieg ein bewaldeter Hügel auf. Sie trennten sich bald, aber der Beamte konnte keinen Schlaf finden. Der Mond schien hell in seine Kammer und das Schicksal, das ihm da begegnet war, erregte ihn so tief, daß es ihm selbst rätselhaft war. Er öffnete das Fenster und starrte in die helle, milde Frühlingsnacht hinaus. Vor ihm erhob sich der Wald; er konnte im klaren Mondlicht jeden Stamm unterscheiden. Rings tiefste Stille. Da klang plötzlich von drüben eine weiche, volle Stimme in sein Ohr:

> Ihr wandelt droben im Licht
> Auf weichem Boden, selige Genien! . .
> Doch uns ist gegeben
> Auf keiner Stätte zu ruhn.
> Es schwinden, es fallen
> Die leidenden Menschen
> Blindlings von einer
> Stunde zur anderen,
> Wie Wasser von Klippe
> Zu Klippe geworfen,
> Jahrlang ins Ungewisse hinab.

Herr v. Molitor schwärmte für Hölderlin, auch ihm war das „Schicksalslied" vertraut. Aber eben darum erschütterte es ihn in dieser Stunde, in der unwirtlichen Wildnis, aus dem Munde eines Unglücklichen ins tiefste Herz hinein. „Er soll nicht fallen", gelobte er sich, „ich will ihn halten."

Als am nächsten Tage die Türme von Czernowitz vor ihnen auftauchten, führte er seinen Entschluß aus. „Lieber Zenner", sagte er, „ich weiß ja von meinem neuen Posten noch nichts, aber daß wir immer Mangel an brauchbaren Forstleuten haben, ist mir bekannt. Wollen Sie bei uns eintreten?"

Erglühend starrte ihn der Jüngling an. „Herr Oberforstmeister", stammelte er dann und die Thränen stürzten ihm über die Wangen, „das lohne Ihnen Gott . . . . Sie fragen nicht . . . und ich könnte auch nicht antworten. Aber das Eine darf ich beteuern: Sie helfen einem Unglücklichen, nicht einem Verbrecher."

„Das weiß ich", erwiderte Molitor. „Und Ihre Papiere sind in Ordnung."

Am nächsten Morgen begannen sie ihre gemeinsame Thätigkeit. Molitor verwendete Zenner zunächst zu Schreibgeschäften, dann betraute er ihn mit selbständigen Arbeiten; er habe, betont seine Aufzeichnung — sie ist eine Rechtfertigungsschrift, an seinen Oheim, den Staatsrat gerichtet — nie wieder einen so tüchtigen, fleißigen, begabten Gehilfen gehabt. Bald wurde dieser auch sein Begleiter auf allen Dienstreisen, ihm geradezu unentbehrlich und gleich lieb als Mensch wie als Beamter. Über das Vorleben des jungen Mannes, dem jeder gut war, der ihn kennen lernte, fiel nie ein Wort. Daß er eine Universität besucht, aber auch offenbar schon trotz seiner Jugend eine größere Forstverwaltung geleitet hatte, war Herrn v. Molitor bald klar.

Er hätte Zenner am liebsten dauernd an seiner Seite behalten. Aber dem stand der leise, schüchtern, ja mit rührender Demut ausgesprochene Wunsch seines Schützlings entgegen, irgend eine, und sei es die bescheidenste und mühevollste Försterstelle im Lande zu erhalten. Als Zenner zuerst die Bitte aussprach, regte sich in Molitor wieder das Mißtrauen; fürchtete er selbst in dem weltentlegenen Czernowitz eine Entdeckung? Aber da gestand ihm Zenner, daß er verheiratet sei, sein junges Weib daheim gelassen habe und sich nach ihr sehne. Hier, in der Stadt, könne er ja noch keinen Haushalt bestreiten, wohl aber irgendwo in der Wildnis. Dies kam Herrn v. Molitor überraschend, doch versprach er gütig, für ein größeres Gehalt zu sorgen, und konnte dies auch bald thun, ohne seine Pflicht zu verletzen; Zenner war nach zwei Jahren nächst ihm die brauchbarste Kraft der Verwaltung.

Da führte Zenner einen Anlaß herbei, der seinen Wunsch verwirklichte. Die ungeheueren, an fünfzig Quadratmeilen umfassenden Tannen-

wälder im Süden des Landes waren bisher fast ungenützt geblieben; damals war Holz überall im Lande in Fülle vorhanden und in die Moldau oder weiter in die Türkei, wo es daran mangelte, konnte man es nicht schaffen; es gab noch keine Straßen. Nun brachte Zenner, nachdem er die Wildnis monatelang durchstreift hatte, einen Plan mit, der ebenso einfach wie trefflich war und dem Lande später, bis auf den heutigen Tag, reichen Segen gebracht hat: der Grenzfluß, die „goldene Bistrizza", ein Seitenfluß des schiffbaren, in die Donau mündenden Sereth, ließ sich durch wenige Sprengungen schiffbar machen. Mit gleichem Scharfblick fand Zenner eine Stelle, die Felsschlucht Kolbu bei Dorna, wohin sich die Stämme mit Benutzung von Bergbächen und Holzrinnen ohne viel Kosten schaffen ließen. Herr v. Molitor erkannte die Bedeutung des Planes, aber er sah auch ein, daß ihn nur Zenner selbst verwirklichen könne. Und so reiste dieser im August 1831 mit weitgehenden Vollmachten nach Kolbu, um zunächst bis zum Spätherbst dort zu bleiben, erbaute sich ein Blockhaus in der Wildnis und konnte schon im Oktober melden, daß die wichtigsten Sprengungen beendet seien.

Kurz darauf gönnte sich Herr v. Molitor einen längeren Urlaub und reiste nach Wien. Sein Gefährte war diesmal ein Rat des Czernowitzer Kriminalgerichts, Herr v. Tschurtschenthaler, der beim Justizminister seine Erlösung aus dem Exil und eine Anstellung in seiner Heimat, Tirol, bewirken wollte. Beide Herren blieben auch in Wien im Verkehr, und Herr v. Molitor führte den Rat bei seinen Wiener Verwandten ein. Und hier nun war es, bei einem Ball im Hause des Staatsrats, daß Molitor einen Husarenoffizier sah, bei dessen Anblick er unwillkürlich zusammenschrak. Das war ja Zenner – dieselben Züge, dieselbe Gestalt; die Ähnlichkeit berührte ihn fast unheimlich. Der Oberleutnant wurde ihm vorgestellt, es war ein Graf Albrecht H., aus einem uralten, sehr reichen und bekannten fränkischen Geschlecht. Als ihn Molitor reden hörte, atmete er auf; hier mindestens war ein Unterschied; das Organ klang scharf und hoch. Aber sonst stimmte alles.

Das fiel auch dem Rat v. Tschurtschenthaler auf. Er trat auf beide Herren zu und stellte sich dem Offizier vor. „Finden Sie nicht", fragte er den Oberforstmeister, „daß unser Zenner dem Herrn Grafen ungemein ähnlich sieht?"

Das berührte Molitor unangenehm. „Ich find' es nicht", sagte er und suchte das Gespräch mit dem Grafen fortzusetzen.

Aber gerade der Widerspruch reizte den Kriminalrat. „O doch!" rief er, und zum Offizier gewendet: „Sie haben wahrhaftig einen Doppelgänger, Herr Graf! Er heißt Matthias Zenner und ist nun Förster in der Bukowina."

„Matthias Zenner?" sagte der Graf erstaunt. „So heißt ein Forstwart auf einem unserer Güter. Sollte der inzwischen fort und zu Ihnen gekommen sein? . . . Aber der Mann", fügte er lachend hinzu, „sieht mir, ohne mir schmeicheln zu wollen, wahrhaftig nicht ähnlich, obwohl er auch groß und blond ist."

„Der ist's nicht", erwiderte der Oberforstmeister, dem das Gespräch, so sehr es ihn interessierte, immer peinlicher wurde. „,Matthias' und ‚Zenner' – Namen wie diese kommen eben mehr als einmal vor."

Das Gespräch nahm nun eine andere Wendung; auch der Graf kam nicht weiter darauf zurück; er schien auf die Mitteilung nicht den geringsten Wert zu legen.

Um so größer war Herrn v. Molitors Interesse an der Begegnung. Er suchte schon am nächsten Tage seinen Oheim wieder auf und fragte, ob er ihm nichts Näheres über die Grafen H. mitteilen könne.

Der Staatsrat wußte nicht viel. „Der regierende Graf soll ein recht arger Herr sein. Auch ist da vor einigen Jahren eine Skandalgeschichte passiert, eine Geschichte à la Don Carlos, nur weniger platonisch . . . ." Und als Herr v. Molitor darauf unwillkürlich eine Bewegung machte, fragte er: „Warum interessiert's Dich?"

„Verzeih, daß ich dies auch Dir nicht sagen kann", erwiderte der Oberforstmeister. „Es ist nicht mein Geheimnis. Aber mir liegt sehr viel daran, Näheres über diese Geschichte zu hören."

„Dazu kann ich Dir verhelfen", sagte der Staatsrat lächelnd. „Ich gebe am nächsten Sonntag ein Herrendiner und habe auch den bayerischen Gesandten dazu geladen. Der alte Herr ist schwer zu placieren, er schwatzt unaufhörlich und läßt seinen Nachbar nie zu Wort kommen. Wenn ich Dich neben ihn setze, so ist uns dreien geholfen."

Dies geschah denn auch; der Gesandte war überaus erfreut, einen so geduldigen Zuhörer zu finden. Des Langen und Breiten erzählte er Herrn v. Molitor, der alte Graf sei sein Lebtag ein böser und gewaltthätiger Herr gewesen,

zudem ein schlimmer Wüstling. Seine beiden ersten Frauen, wie die Söhne aus diesen Ehen hätten sehr Schweres von ihm erdulden müssen; die Frauen habe er durch seinen häßlichen Wandel tief gekränkt, die Söhne durch seine Tyrannei. „Kurz, an dem alten Grafen Hugo ist wirklich kein gutes Haar. Sein Ältester, aus erster Ehe, der auch Hugo heißt, ist tödlich mit ihm verfeindet und seit Jahren auf ein Gütchen verbannt. Der Vater wollte ihn mit dem Pflichtteil abfinden und den Ältesten aus zweiter Ehe, Georg, zum Erben machen. Das soll auch ein Prachtmensch gewesen sein, schön und gut, tüchtig und begabt. So rief ihn denn der Alte bald von Heidelberg ab, wo er Jura studierte, und führte ihn in die Verwaltung der Güter ein. Es ging auch famos, da begab sich eine geradezu unerhörte Geschichte. Der junge Mann verliebt sich in ein armes Fräulein, die Tochter eines Obersten in Bayreuth, und verlobt sich heimlich mit ihr. Der Alte erfährt's und verbietet ihm jeden Verkehr mit der Braut, ein so grüner Bursche dürfe noch lange nicht ans Heiraten denken, zudem könne das künftige Haupt der Familie sich seine Frau nicht aus jungem Soldatenadel holen. Darauf Georg: der künftige Herr sei sein Bruder Hugo, und er lasse von dem Fräulein nicht. Nun, eines Tages ist der Graf in Bayreuth, sieht sich das Fräulein an, kommt noch einige Male und — seine zweite Frau, die Mutter Georgs und des Husaren, des Albrecht, war nun zwei Jahre tot — wirbt um sie . . ."

„Alle Wetter!" rief Herr v. Molitor.

„Ja, das ist ein besonderer Herr! Wirbt um sie, und die Eltern zwingen sie. Das Fräulein wirft sich ihm zu Füßen und fleht um Erbarmen, sie liebe ja seinen Sohn. „Thut nichts, Kindchen", erwiderte der Unhold, „es bleibt in der Familie." Georg fleht und droht, alles umsonst. Einige Wochen darauf ist die Hochzeit, Georg sitzt nun bei seinem Bruder Hugo. Und wieder einige Wochen später muß der alte Graf zur Versammlung der Standesherren nach München. Auf dem Wege, weiß Gott wie, kommt ihm ein Verdacht, er kehrt sofort heim. Am Abend kommt er an und findet die beiden, seinen Sohn und seine Frau, in einem Gartenhaus beisammen. Die Frau hat immer geschworen, sie hätten sich nur dorthin verabredet, um Abschied für's Leben zu nehmen, aber — hehe! — das hätten sie ja wohl auch bei Tage thun können. Nun, gleichviel, es kommt zu einem furchtbaren Auftritt zwischen den beiden, der Vater will sich auf den Sohn stürzen, und der hält sich ihn mit vorgehaltener Pistole vom Leibe, bis die Dienerschaft herbeieilt. Der Alte befiehlt, den Georg aufs Schloß zu schaffen, die Diener fassen ihn denn auch und — lassen ihn im dunklen Park entwischen. Fort war er, und niemand hat ihn mehr gesehen. . ."

„Der Vater ließ ihn durch die Gerichte suchen?"

„Freilich, die Steckbriefe flogen nur so nach allen Ecken und Enden, Mordversuch an dem Vater — so die Anzeige des Alten, da muß man ja eingreifen, selbst wenn er nicht Standesherr wäre. Aber alles umsonst!... Nun, mich kränkt's nicht!"

„Und die junge Frau?"

„Die martert der wüste Mensch nun so langsam zu Tode. Eine wunderschöne Frau; unser Legationssekretär Graf Bray, der sie kennt, gerät in Verzückung, wenn er von ihr spricht. Die arme . . . aber wie heißt sie nur . . .?"

„Eugenie", sagte Herr v. Molitor unwillkürlich.

„Richtig, Eugenie! Also Sie kennen sie auch? Und da lassen Sie sich die ganze Geschichte von mir erzählen?!"

„Ich weiß selbst nicht, wie ich auf den Namen gekommen bin", sagte der Oberforstmeister verlegen. „Die Geschichte höre ich heute zum ersten Male."

Als man sich endlich vom Tisch erhob, ging er eilends heim. Es drängte ihn, allein zu sein, um über die Empfindungen, die in ihm stürmten, ins Klare zu kommen. Ruhelos ging er in seinem Hotelzimmer auf und nieder. Als der Morgen dämmerte, stand zweierlei in ihm fest. Er hatte recht daran gethan, den Matthias Zenner unter seinen Schutz zu nehmen, und was er dazu konnte, sein Leben friedlich zu gestalten, wollte er immer thun. Aber seine — Frau durfte Zenner nicht nach Kolbu kommen lassen . . nein, dies nicht! Schon deshalb nicht, weil dann die Verfolgung von neuem begann, aber auch wenn ihm daraus keine Gefahr erwuchs, es durfte nicht sein . . .

Er wollte an Zenner schreiben und zwar sofort. Wohl zehn Male setzte er die Feder an und warf sie wieder hin. Nein, derlei ließ sich nicht brieflich abthun! Und es war ja auch keine Gefahr im Verzuge; jetzt im Winter, wo Zenner wieder in Czernowitz arbeitete, dachte er gewiß nicht an die Ausführung seines Vorhabens. Und bis zum Frühjahr war ja Molitor längst wieder daheim.

Es sollte anders kommen. Durch die Art, wie Herr v. Molitor die Forstverwaltung geregelt hatte, war die Aufmerksamkeit auf ihn gelenkt worden — und der Oheim Staatsrat stand ihm wohl auch nicht im Wege — kurz, er wurde einer Forstkommission zugewiesen, die eine wichtige Aufgabe im Böhmerwald zu lösen hatte. Darüber verstrichen mehrere Monate; erst im Juni 1832 war Molitor wieder in Czernowitz.

Eine seiner ersten Fragen betraf Zenner.

O, dem gehe es aufs beste, erwiderte der Stellvertreter Molitors, und seiner Arbeit auch. Seit Ende März sei er wieder in Kolbu, habe dort auch eine Sägemühle eingerichtet, und bereits seit dem Mai gingen Bau- und Feuerungsholz auf der goldenen Bistrizza nach Galatz, wo sie der österreichische Konsul sehr gut verkaufe. Auch persönlich befinde sich Zenner vortrefflich, er habe ja nun auch seine junge, schöne Frau bei sich.

Herr v. Molitor wurde bleich. „Also doch!" rief er.

„Freilich", erwiderte der Beamte, „seit etwa zwei Wochen. Er hat sie hier abgeholt, ich habe sie zufällig gesehen. Eine herrliche Frau! — etwas zart und blaß, aber so schön!"

Ähnlich urteilte Herr v. Tschurtschenthaler, der den beiden gleichfalls begegnet war. Er saß nun wieder in Czernowitz; man hatte ihn mit der Versetzung vertröstet, bis er sich „besonders ausgezeichnet" hätte. „Ein prächtiges Paar, wirklich fast aristokratisch", meinte er. „Und mit der Ähnlichkeit habe ich auch recht gehabt!"

Der Oberforstmeister hatte in den nächsten Stunden und Tagen Mühe, seine Gedanken bei der Arbeit zu erhalten, sie wanderten immer wieder in die Felsschlucht von Kolbu. Was sich dort begab, war ein Frevel vor den Menschen; ob auch vor Gott?! Und wenn ja, was sollte, was konnte er dagegen thun?

Als er Anfang August seine Aufsichtsreise durch das Land antreten mußte, da bangte ihm vor dem Wiedersehen mit Zenner. Und doch mußte er auch nach Kolbu. Die Einrichtungen bewährten sich ja glänzend, bedurften des Ausbaus; er konnte den Besuch pflichtgemäß nicht unterlassen.

So beschloß er denn, zum mindesten so kurz wie möglich dort zu bleiben. Am Freitag, den 10. August 1832, war er in Dorna und ritt am frühen Morgen des Sonnabend, nur von seinem landeskundigen Kutscher, der ihm als Führer diente, begleitet, nach Kolbu. Die unheimliche Schönheit dieses Waldgebirgs offenbarte sich ihm vielleicht nie vorher so deutlich wie hier, an den Abhängen des Dzumaleu. Durch eine Felsschlucht, oft so eng, daß die Reiter absteigen mußten, wand sich der Pfad den wildschäumenden Kolbu entlang, bald hoch oben am Abhang des Bergriesen, der sein Haupt immer in Wolken verbirgt, dann wieder dicht am Bach, immer tiefer in die Berge hinein. Rings nur braunes Felsgestein und die tiefgrüne Wüstenei des Urwalds, die kein Sonnenstrahl ganz durchdringt; immer war Dämmerung um den Reiter, nur hoch oben blinkte das schmale, blaugoldige Luftband zu seinen Häupten. Noch ist wohl niemand diesen vier Stunden langen Pfad gezogen, den nicht zuweilen ein Schauer angeflogen hätte. Herrn v. Molitor erfaßte er tief; ihm war's, als ritte er der Grenze allen Lebens zu; immer näher rückten die Felsen zusammen, immer dichter wurde das Dickicht des Urwalds. An einer Stelle schien die Grenze erreicht; der Bach stürmte in die Tiefen der Erde, ein Felsen sperrte das Thal. Aber mühselig wand sich der Pfad nun diesen Felsen empor, und als Molitor die Höhe erreicht hatte, sah er Kolbu zu seinen Füßen liegen; die breite Schlucht vom Bach durchströmt, der sich hier mit wildem Rauschen in die Bistrizza ergießt, die mächtigen Wogenschwalls gegen Süden flutet. Tief zu seinen Füßen lagen wie graue Häuflein im Grün des Thals die Sägemühle, das Blockhaus, die Arbeiterhütten; jenseits des Flusses stieg das wüste, nackte Felsgestein der Beda empor, das schon moldauisches Gebiet war. Für Menschen, die sich der Welt verbargen, war dies der rechte Ort — und doch, wo auf Erden entgehen Menschen der Schuld, wo der Vergeltung?

Bedrückten Gemüts ritt Molitor den Abhang hinab, den Hütten zu. Noch hatte er sie nicht erreicht, als ihn Zenner gewahrte und ihm freudig entgegeneilte; feuchten Auges begrüßte er den Gönner, dem er sein neues Leben verdankte. Dann zeigte er ihm stolz die Anlagen. Nach stundenlanger Prüfung konnte Molitor nur sagen: „Alles ist so gut, daß es niemand besser hätte machen können."

Dann traten sie ins Haus, zum Speisen. Nur zwei Stuben, das Gerät aus ungestrichenem Tannenholz, aber alles blitzblank. Die Hausfrau begrüßte den Gast. Auf ungewöhnliche Schönheit gefaßt, war der Beamte doch einen Augenblick befangen. Eine schlanke Gestalt von prächtigem Ebenmaß der Formen; das tiefschwarze lockige Haar lag um ein Antlitz von rührender Anmut;

das feine Näschen, die Weichheit der Züge gaben ihm etwas Kindliches, aber die dunklen, ernsten, tiefen Augen, der herb und edel geschnittene Mund, das wie aus Marmor geformte Kinn erzählten von viel Leid und Kampf und innerer Geschlossenheit. Über der etwas niedrigen Stirn mit den feinen Schläfen stand mitten im bläulich schwarzen Haar eine weiße Strähne, und die Wangen waren etwas hager, aber schon schimmerte eine leise Röte auf ihnen. Wie eine eben Genesene kam sie ihm vor, und die Art, wie sie ihn begrüßte, dann beim einfachen Mahl von ihrem seligen Leben in der Wildnis erzählte, machte ihm den Eindruck, als ob sie ihm sagen wollte: „Wir sind geborgen, weil du gut warst und nicht gefragt hast. Du wirst auch ferner gut sein, du kannst nicht anders."

Er verstand sie und vermied jede Frage, jede Anspielung. Nach einer Stunde Beisammenseins wußte er: diese Frau hatte niemals gelogen, sie war wirklich eine „stolze Seele" und hatte „still geduldet"; auch im Sinne der Menschen war sie erst vor wenigen Wochen schuldig geworden. „Und wie Gott sie richten würde", schreibt er in seinem Bericht, „war mir nicht klar." Auch rührte ihn die bekümmerte, sorgende Zärtlichkeit, die in beider Augen aufglomm, wenn sich ihr Blick begegnete. Bewegt schied er von den armen, schönen, selig unseligen Menschen.

Am Abend war er wieder in Dorna, zwei Tage später, am Montag, den 13. August, in Suczawa. Als er dort zum Abendessen in die Stube seines Gasthofs trat, klang ihm sein Name entgegen. Es war Tschurtschenthaler. Auf Molitors Frage, was ihn hierher bringe, zögerte er einen Augenblick mit der Antwort, sagte dann aber: „Nun, bei Ihnen hat's keine Gefahr. Lesen Sie!" Und er reichte ihm ein Schreiben des Landgerichts zu Bamberg, das durch Vermittelung der Gesandtschaft an das Czernowitzer Kriminalgericht gelangt war. Es bestehe der Verdacht, daß der Förster Matthias Zenner in der Bukowina mit dem wegen versuchten Vatermordes verfolgten Grafen H. identisch sei; das Kriminalgericht wurde ersucht, ihn zu verhaften. Wenn sich die Frauensperson, deren Beschreibung beigefügt sei, in seinem Hause aufhalte, so sei auch sie festzunehmen; es sei seine Stiefmutter Gräfin Eugenie H.

Totenbleich starrte Molitor auf das Schriftstück; er war keines Wortes mächtig.

„Es geht Ihnen nahe?" fragte Tschurtschenthaler. „Aber was geht's Sie an? Sie hatten ja keine Ahnung! Und nun geben Sie mir einen guten Rat — Sie kennen ja den Mann, die Gegend, wie kriege ich die beiden am sichersten zu fassen? Eine Einöde, und jenseits des Flusses die Moldau, wie leicht entwischen sie mir! Und das wäre ein Unglück für mich, ein veritables Unglück. Dann läßt mich der Minister noch zehn Jahre in Czernowitz hocken. Und ich habe mir doch sonst in dieser wichtigen Sache Verdienste erworben" — er hob den Zeigefinger — „große Verdienste! Mir allein ist die Entdeckung zu danken. Sehen Sie nur auch die Anlagen durch. Ihnen entging die Ähnlichkeit Zenners mit seinem Bruder, dem Offizier, Sie leugneten sie sogar; nun, wir Kriminalisten haben scharfe Augen, ich sprach dem Grafen davon. Das merkte er sich natürlich, und als nun die saubere Stiefmutter aus dem Hause verschwunden war, meldete er es dem Vater. Darauf wurde — lesen Sie nur — der Forstwart Zenner verhaftet, leugnete zwar, konnte aber seinen Paß und seinen Lehrbrief nicht vorweisen. Ja, so kam man darauf, dank meinem Scharfblick. Aber wie fange ich's nun Donnerstag an?!"

„Donnerstag?" fragte Molitor.

„Freilich! Und wenn ich morgen noch so früh aufbreche, so kann ich ja in meinem Landauer erst Mittwoch Abend in Dorna sein. Und in der Nacht kann ich doch mit meinem Gensdarmen nicht durch die Schlucht reiten."

„Nein", sagte der Oberforstmeister, er hatte sich mühsam gefaßt. „Den Weg hat noch niemand nachts gemacht. Aber — verzeihen Sie, ich muß auf mein Zimmer. Ich bin todmüde."

„Aber, lieber Freund, wo es sich um eine so wichtige Sache für mich handelt . . ."

„Und doch muß ich Sie bitten, mich zu entschuldigen, ich kann nicht mehr . . ."

Er log nicht; es reichte über seine Kraft, den Mann noch länger anzuhören. Er ging auf sein Zimmer und durchrang da, wie er selbst bekennt, „die kampfreichste Stunde seines Lebens." Dann war sein Entschluß gefaßt, er mußte die Unglücklichen warnen, zu retten suchen. Dann mochte mit ihm geschehen, wie es seinem Oheim, seinen Vorgesetzten recht schien. Er konnte nicht anders.

Er ließ den Wirt holen und bat ihn um ein Darlehen von tausend Gulden für acht Tage und ein flinkes Pferd. Der Mann, der ihn kannte, stellte ihm beides binnen zwei Stunden

zu Gebot. Dann befahl Molitor seinem Kutscher: „Du reitest sofort nach Kolbu. Mittwoch mittags mußt Du dort sein. Reitest Du das Pferd zu Schanden, so liegt nichts daran. Du übergiebst Herrn Zenner diesen Brief und kehrst zurück. Ich erwarte Dich hier."

Der Brief enthielt wenige Zeilen, er meldete die Ankunft Tschurtschenthalers und empfahl die Flucht in die Moldau. Die tausend Gulden lagen bei.

Am Sonnabend Mittag traf der Bote wieder ein. Er entschuldigte sich, daß er nicht früher gekommen sei, aber Herr Zenner habe ihm die Antwort erst am späten Nachmittag des Mittwoch übergeben. Auch habe er in Dorna erst ein anderes Pferd mieten müssen.

In dem Umschlag lagen die tausend Gulden, das Exemplar des „Don Carlos", der Brief Molitors und ein kurzes Schreiben: „Wir danken Ihnen aus ganzem Herzen. Ja, wir haben eben beschlossen, zu flüchten, aber dorthin, wo uns keine Verfolgung erreicht. Mögen Sie so glücklich sein, wie Sie es verdienen. Georg. Eugenie."

Als Tschurtschenthaler am Donnerstag, den 16. August 1832, in Kolbu anlangte, hatten die Flößer die beiden Leichen eben aus der Flut gehoben. Von einem Shawl umschnürt, eng mit den Armen verschlungen, waren die beiden in den Fluß gesprungen. Es mußte wohl gegen Morgen gewesen sein; bis in die späte Nacht hinein hatte Zenner all seine Rechnungen und Tabellen in Ordnung gebracht.

So konnte der Kriminal-Rat nur eines thun, die Gesetze der Moral und Gerechtigkeit zur Geltung zu bringen: er ließ den Shawl auf knoten.

Aber die erstarrten Arme ließen sich nicht lösen; wohl oder übel mußte er die beiden in Dorna in ein Grab verscharren lassen.

Letzter Wunsch.

Sagt einstens mir nicht nach an meinem Sarg,
Daß ich nur Freunde, keinen Feind besessen;
Denn wie gering auch mein Verdienst bemessen,
Ein solches Lob erschiene mir zu karg.

Wer jemals ehrlich, ohne Falsch und Arg,
Für eine That, ein Wort sein Ich vergessen,
Wer nicht im Herzen konnte niederpressen
Den Quell von Trotz und Andacht, den es barg;

Dem sollt ihr gönnen seiner Feinde Schar,
Sie nicht verleugnen, kaum daß er genesen
Von dieser tollen Welt auf immerdar.

Nein, möge man auf meinem Grabstein lesen:
„Daß er im Leben reich an Freunden war,
Zeigt, daß er seiner Feinde wert gewesen."

Ludwig Fulda.

Heimgefunden.

In den hellen Frühlingstagen
Hab' ich nimmer Dein gedacht —
Aber bang um Dich geschlagen
Hat mein Herz in Not und Nacht.

Gleich der führerlosen Barke
Schwankt' ich ruhlos hin und her,
Bang vernahm mein Herz das starke
Schicksal grollend wie das Meer.

Aber Du im stillen Hafen
Hast mein trautes Heim bewahrt,
Daß ich rasten könnt' und schlafen
Nach der wirren wilden Fahrt.

Daß ich meinen Frieden fände
Nach des Tages Kampf und Last,
Regtest Du die weißen Hände
Still ergeben, still gefaßt.

Sahst mein fernes Segel winken
Und in Hast vorüberfliehn —
Nun die Abendschatten sinken,
Ruht mein Haupt auf Deinen Knien.

Und Du hast hinweggenommen
Meiner Seele Ungeduld,
Und mein Glück ist leis gekommen
Trotz der Reue, trotz der Schuld.

Nach den langen Sehnsuchtsstunden,
Nach der herben Wanderzeit,
Heimgefunden, heimgefunden
Hat mein Herz von seinem Leid.

Georg Edward.

Jugend-Gedichte

von

Josef Victor von Scheffel.

(Ungedruckter Nachlaß.*)

Die moderne Loreley.

Der Steuermann sitzet am Steuer,
Er seufzt und weiß wohl warum:
Ihm brummt eine alte Leier
Im schweren Schädel herum.

Das war eine schöne Donna
Des Schiffskapitän seine Braut,
Der hat er mit allzu viel Wonna
In die blauen Augen geschaut.

Er steuert in schwerer Versimplung,
— Das Schiff kracht mitten entzwei:
Da ersoff bis auf den Schiffsjung
Die ganze Companei.

Auch der wär tot verblieben,
Hätt' er nicht schwimmen gekunnt:
— Da sieht man, wie falsches Lieben
Den Menschen bringt auf den Hund!

Volkslied.

Wehmütig brauset der Herbstwind
Und boshaft krächzen die Raben,
Gib Acht, mein Schatz, und Du stirbst g'schwind,
Drum daß Du mich nit willst haben.

Mein Schatz, und das kränkt und verdrießt mich,
Mein'n letzten Schnaps thu ich trinken,
Dann lad' ich mein Gewehr und erschieß mich,
Drum daß Du mich ließest abstinken.

Und fliegen wir zum Paradies hin
Und sehn uns im himmlischen Raume:
Schatz, glaubst Du, ich werd' Dich dann grüßen
— Das fällt mir nicht ein im Traume!

Viel lieber im höllischen Feuer
Bei des Teufels Großmutter liegen,
Als vor einem Schatz, der untreu war,
Im Himmel die Mütze abziegen.

Erinnerung an Sie.

Wenn ich mit innrer Rührung je
Ein Gläschen Schnaps genieße,
So denk' ich an meinen lieben Schatz,
Klobenbergs Luise.

Hör' ich der Nachtigallen Schlag
Im Frühling zart und süße,
So denk' ich an meinen lieben Schatz,
Klobenbergs Luise.

Wenn ich mit innrer Rührung je
Ein schönes Mädel küsse,
So denk' ich an meinen lieben Schatz,
Klobenbergs Luise.

Und wenn ich einst gestorben bin
Und sitz' im Paradiese,
Denk' ich noch an meinen lieben Schatz,
Klobenbergs Luise.

---

*) Derselben freundlichen Hand, die uns vor Jahresfrist für das erste Heft des XXIX. Bandes dieser Zeitschrift drei bisher ungedruckte Jugend-Gedichte Scheffels spendete, verdanken wir auch die hier mitgeteilten neun Gedichte, von denen das Gleiche gilt: auch sie sind bisher nicht veröffentlicht, auch sie stammen wohl allesamt aus der Zeit vor 1851, also aus den Jugendjahren des Dichters. Warum die Lieder, — für deren Echtheit, von inneren Gründen, die genügen würden, abgesehen, auch die Persönlichkeit des Herrn Mitteilers jede erdenkliche Bürgschaft bietet, — bisher ungedruckt geblieben sind, ist schwer zu sagen; sie sind nicht derber, als viele, die Scheffel selbst unbedenklich veröffentlicht hat, und sicherlich sind sie nicht minder launig, als die Lieder, die ihm seine Stellung als Dichter des feucht-fröhlichen Humors geschaffen haben. Oft genug ist es nur der Zufall, der das eine von zwei gleichzeitig entstandenen Liedern eines jungen, um seine Produktion unbekümmerten Dichters in ein Buch und von da in aller Fröhlichen Mund bringt, während das andere Lied vergessen, oder in einer momentanen Stimmung, die keine berechtigte zu sein braucht, verworfen wird, und nur dadurch erhalten bleibt, daß ein Freund das Blatt erhält oder eine Abschrift davon nimmt. Daß es bei Scheffel oft genug so kam, weiß zudem jeder genauere Kenner seines Schaffens. Zu den einzelnen Liedern ist nicht viel zu sagen, einer Erläuterung bedürfen sie wahrlich nicht. „Die moderne Loreley", „Volkslied", „Erinnerung an Sie", „Großer Zorn", „Bummelleben" und „Die Weltgeschichte ist das Weltgerichte" sind Erzeugnisse harmlosen Bierhumors und fallen zweifellos in Scheffels Studentenzeit. „Des Biedermanns Abendgemütlichkeit" und „Nadowessische Totenklage" dürften 1849—1850, in der Zeit der beginnenden oder siegreichen Reaktion entstanden sein und spiegeln die bittere Stimmung des gut freiheitlich gesinnten Dichters wieder; wer der „arme Litterate" ist, dessen hartes Schicksal das letzte Gedicht mitfühlend besingt, wissen wir nicht zu sagen. Was endlich das letzte Gedicht „Sonderbar" betrifft, so ist bekannt, daß unser Dichter als angehender Diplomat 1848 in „Ratzeburg" verweilte; neu sind freilich die Erfahrungen, die er dort gemacht haben will. D. Red.

Großer Zorn.

Mein Zorn ist groß und fürchterlich,
Ja fürchterlich und groß,
Denn dieser dumme Erdplanet
Blamirt sich grenzenlos.

Ich wollt', ich wär' ein Haienfisch
Im tiefen, tiefen Meer,
Dann fräß' ich alles, was da schwimmt,
Vergnüglich rings umher.

Oder ein Aasgeier möcht' ich sein
Mit scharfer, scharfer Krall':
Ich fräß' das ganze Vogelgeschlecht,
Kolibri wie Nachtigall.

Ich wollt', ich wär' eine Klapperschlang'
In der dummen, freien Natur:
Vergiftet wär' in kurzer Zeit
Die ganze Kreatur.

Ich wollt', ich lief mit Wutgebrüll
Herum als Mordhyäne:
Ich nähm die ganze Menschheit wild
Als Frühstück zwischen die Zähne.

Am End' fräß ich mit kaltem Blut
Mich selber noch dazu,
Denn eher kommt meine große Wut
Doch nimmermehr zur Ruh!

Bummelleben.

Ein Bummler auf der Heide lag
Im Grünen,
Und dachte nichts den ganzen Tag
Im Grünen.

Was zog derselb' aus seiner Tasch'
Im Grünen?
Ein' wohlgefüllte Branntweinflasch'
Im Grünen!

Und als die Sonne unterging
Im Grünen,
Der Bummler an zu träumen fing
Im Grünen.

Er träumt von seiner Bummelei
Im Grünen,
Er träumt vom Branntwein auch dabei
Im Grünen.

Und wenn sein Mädel bei ihm wär'
Im Grünen,
So fehlt' dem Bummler garnichts mehr
Im Grünen.

Die Weltgeschichte ist das Weltgerichte.

Drei Biedermänner saßen bei einem Fasse Wein,
Sie tranken wie Hausknechte und thäten sich freu'n.

Da führte der Teufel drei Musikanten her,
Sie hatten viel Durst und keinen Heller mehr.

Da huben die Musikanten zu pfeifen an und blasen,
Daß die Biedermänner hören und Sehen vergaßen.

Sie bliesen entsetzlich falsch und krumm,
Die ganze Welt ging im Kreise herum.

Die Wirtsleut' und Gäste mitsamt der Kellnerin
Die fielen am Ende betäubt zu Boden hin.

Da stellten die Musikanten das Blasen ein
Und setzten sich vergnüglich zum Fasse Wein.

Sie tranken und sprachen: „Der Spaß war gut!
So trinkt man wohlfein das Rebenblut.

Es lebe die Musika, die edle Kunst,
Ohne sie da zechten wir jetzt nicht umsunst."

Doch der Herre Gott im Himmel drein,
Der duldet keine Musikantenlumperei'n.

Und eh' sie das Faß getrunken leer,
Da sandte der Herr Gott drei Nachtwächter her.

Die prügelten die Musici mit ihrem Spieß
Und führten sie ab ins Turmverließ.

Da verschliefen sie den Rausch auf faulem Stroh
Und murrten ihres Streichs gar wenig froh.

Daraus folgt für die Musikanten die Lehr':
Kränkt ihr hinfort keinen Biedermann mehr!

Und keiner fang' je zu zechen an,
Wenn er die Rechnung nicht zahlen kann!

Des Biedermanns Abendgemütlichkeit.

Vor meiner Hausthür steht 'ne Linde,
In ihrem Schatten sitz ich gern,
Ich dampf' mein Pfeiflein in die Winde
Und lob' durch Nichtsthun Gott den Herrn.

Die Bienen summen froh und friedlich
Und saugen Blütenhonig ein
Und alles ist so urgemütlich,
Daß ich vor innrer Rührung wein'!

Und hätt' in Deutschland jeder Hitzko —
pf wie ich 'ne Linde vor der Thür
Und rauchte seine Portoriko
Mit so beschaulichem Pläsier:

So gäb es nicht so viel Krakehler
In dieser schönen Gotteswelt,
Die Sonne schien nicht auf Skandäler
Und doch wär alles wohlbestellt.

Amen!

Nadowessische Totenklage.

Da sitz' ich wiederum auf dem Schub,
Ich armer Litterate,
Dieweil ich zu viel Liebe trug
Zum Proletariate.

Kaum saß ich jüngst in Frankfurt fest
Und glaubt, ich sei in Trockenem,
So faßt mich schon die Polizei
Und weist mich aus nach Bockenem.

Denn sie hat mit gar feinem Takt
Das Ding herausgefühlet,
Daß ich gekommunistelt und
Als Anarchist gewühlet.

Drum wem das Glück beschieden ist,
Von Freiheit was zu wissen,
Der teil's in Frankfurt niemand mit
Sonst wird er 'rausgeschmissen!

Sonderbar.

Kam ich einst nach Ratze Ratzeburg,
Liegt im Raubstaat Lauenburg.
Sprach ich: gebt mir Bairisch Bier!
Sagt man: Dieses giebt's nicht hier!

Sprach ich: Himmelsternsackerlot!
Bringt mir sieben Gläser Grog!
— Sieben Glas und das ist viel,
Das geht über Kinderspiel.

Als ich wollt' nach Hause gehn,
Konnt ich keinen Weg mehr sehn,
Fiel ich von der schmalen Straß'
In den See und ward sehr naß.

Ward sehr naß und ersoff dabei:
Da sprach meine Frau juchhei!
— Gott schenk' meiner Seele Gnad',
Weil sie viel getrunken hat!

Stunde der Gnade.

Der Luftazur das blaue Meer berührt.
Mit ihm vereint, schläft Welle und Gestade,
Und wer dies hohe Ruhebild verspürt,
Der wandelt aufwärts in den Stand der Gnade.

Wie weiße Schmetterlinge flattern fern
Die Segel über lichtbewegte Fluten.
Aus Ufergräsern sprießt ein Blumenstern
Und rote Blüten aus dem Felsen bluten.

Der Himmel scheint versunken in das Meer
Und die Unendlichkeit hinabzusteigen.
Die Seele irrt im lichten Raum umher,
Vermählt sich mit der Wolken großem Schweigen.

Zu fliegen und zu baden wünscht der Geist
In dieser Einsamkeit beseeltem Frieden.
Was zeitlos, raumlos hoch im Äther kreist,
Entkörpert Dich, befreit Dich schon hienieden.

Die Möve schreit, von Klippen rollt ein Stein,
Es haucht der Wind geheimnißvolle Worte . .
Auch dies nur Schein? Ist dies das wahre Sein?
Ist dieses stumme Licht der Gnade Pforte?

Karl Bleibtreu.

Wunsch.

Ich will ja nur ein leises Glück
Wie blasses Morgenrot:
Daß einen einzigen Augenblick
Auch mir die Liebe loht.

Nur eines Glückes flücht'gen Strahl
Laß mir ins Herze ein,
Und tausend, hunderttausend Mal
Will ich den Dank Dir weihn.

Will keinen Glanz, der sonnenhell
Aus meinem Auge bricht;
Ich will ja nur ein leises Glück
Wie mildes Sternenlicht. . .

Heinrich Becker.

Unser Glück.

Und oft an sommerschwülen Tagen
Faßt mich ein unerklärtes Weh,
Und banger Sorge Rätselfragen —
Ich kann sie nicht in Worten sagen,
Daß mir der Gram gelöst vergeh'.

Dann such' ich zitternd Deine Hände,
Die stets die heiße Stirn gekühlt,
Den Mund, daß er mir Antwort fände,
Den Ruheklang mir wieder spende,
Vor dem der Zweifel mir entflieht.

Doch heute schweigt Dein Wort, das milde,
Dein banges, scheues Auge späht,
Und starrt, wie ferne vom Gefilde
Die Sonn', wie unser Glück, das wilde,
In Meeresfluten untergeht . . .

Karl Nowak.

Alter Traum.

Ein Leuchter, der ist aufgestellt
Und leuchtet unsrer ganzen Welt
In wundermilden Flammen.
Die blonden Kinder kommen her
Und freuen sich des Glanzes sehr
Und stecken die Köpfe zusammen.

Doch wer ein frommes Kerzlein hat,
Der opfert es an Blutes statt,
Damit die Kleinen gesunden.
Die Mütter pilgern alle hin,
So Bettlersfrau, so Königin,
Und heilen Kinderwunden.

Frau Muttergottes aber sieht,
Wie himmelan das Leuchten zieht,
Und segnet die heiligen Kerzen.
Und alle kranken Kinder steh'n,
Vom Bette auf und können geh'n
Und haben keine Schmerzen.

Hans Müller.

In der Lumpenmühle.

Von Karl Astell.

Es dunkelte schon merklich, wiewohl es noch nicht spät am Tage war. Der Wind, der mit Regenschauern, abenteuerlich treibenden Wolkenzügen und ein paar eiligen gleißenden Sonnenblicken um die Wette heute schon manchen Tanz aufgeführt hatte, setzte eben nach kurzer Pause von neuem ein und jagte den kahlen Kastanienbäumen, die den Brunnen vor der Lumpenmühle umstanden, ihre letzten schlotterichten und raschelnden Blätter ab. Ein kleiner Mann, der als einziger Wanderer auf der Landstraße daherkam, hielt ganz erschreckt an. „Guter Gott," sagte er, — „guter Gott, das wird ja immer toller." Er setzte den umfangreichen Sack vor sich nieder, den er auf dem Rücken getragen hatte, schneuzte sich und wischte sich mit dem schäbigen Ärmel über die Nase.

Während er den Sack wieder aufnahm und ihn über die andere Schulter warf, schlug es von dem Kirchturm her, der sich in dem Halbdunkel nur schattenhaft hinter der Lumpenmühle abhob, sechs Uhr. Das Männchen beschleunigte seine Schritte. „Du Gott, Du Gott," murmelte es kopfschüttelnd, „es wird doch nicht geschlossen sein!"

Es hatte gerade die Kastanienbäume am Brunnen erreicht, als das Thor der Lumpenmühle von einer stämmigen Magd aufgestoßen wurde, die einen innen zusammengefegten Haufen Schmutz und Kehricht auf die Straße beförderte. „Ach, Meckes," rief sie, als sie des Kleinen ansichtig wurde, „Ihr könnt von Glück sagen. Eben wollt' ich schließen. Nun aber Beine gemacht und schnell."

Das Männchen kam mit möglichster Anspannung seiner eingesunkenen Kniee herüber und setzte seine Last auf der Schwelle der offenen Lumpenhalle nieder. „Beppel, was ein Wetter," sagte es, indem es seinen alten Filz abnahm und mit den Fingern in den spärlichen blonden Haarstoppeln herumfuhr.

„Um die Zeit könnt Ihr keinen Mai verlangen," versetzte die Dicke ungerührt, während sie Besen und Schaufel in eine Ecke stellte und ihre Schürze abband. „Kommt Ihr morgen wieder für's Geld?"

„Guter Gott, Beppel, seid Ihr gescheit?" rief das Männchen. „Morgen? — Bin ich ein Kapitalist?"

„Ei so kommt künftig zeitig, Meckes," erwiderte unwirsch die Magd. „Die Papierfabrik hat längst geschlossen, und die Lumpenmädchen sind auch schon alle fort."

Das Männchen hatte inzwischen eilig den Sack aufgenestelt und ihn in den Hintergrund des Raumes gei[illegible], wo die Lumpenwage stand. „Ihr dürft Euch etwas aussuchen, Beppel," sagte es beschwichtigend mit einem Zwinkern seiner schlauen blaßgrünen Augen.

„Von dem schmutzigen Zeug?" brummte die Magd, die aber immerhin mitgekommen war.

„Schmutzigen Zeug? Wer sagt das?" rief der Lumpensammler. „Manchmal sind die besten Sachen dabei, — Sachen, daß man sich nur so wundert!" Er hatte den Inhalt des Sackes auf den Boden geleert, bei welcher Gelegenheit sich eine fast undurchdringliche Staubwolke, geschwängert mit Schweiß-, Käse- und Fäulnisgerüchen erhob. „Pfui Teufel," sagte die Magd.

„Lumpen sind kein Rosenöl, Beppel," versetzte das Männchen, was es aber nicht hinderte, einzelne Stücke aus dem Haufen mit einer gewissen Zärtlichkeit ans Licht zu ziehen. Besonders wußte es einen zerfetzten und fast schwarzen Schnürleib nicht genug anzupreisen, indem es mit drastischen Wendungen auf die Wunder hinwies, die Wasser und Seife in solchen Fällen zu leisten im Stande seien. Die Magd zog aber die Mundwinkel hinunter und sagte verächtlich: „Ich geb' Euch noch etwas dazu, wenn Ihr's behaltet, Meckes."

„Wenn Ihr Kapitalistin seid, Beppel, — gut!"

äußerte der Kleine gekränkt, während er die wohlriechenden Schätze auf die Wage lud. Das Mädchen stand mit eingestemmten Armen dabei und rührte keinen Finger. Erst als das Männchen sich ans Wiegen machte, nahm sie sich der Sache an. „Und der Schaftenstiefel?“ fragte sie zornig.

Das Männchen schaffte den gewichtigen Fremdkörper, der sich in die Lumpengesellschaft eingeschlichen hatte, kleinlaut bei Seite. „Guter Gott, Beppel,“ flüsterte es, „man kann nicht überall seine Augen haben.“

Nachdem die Wägung erledigt und der Preis nicht ohne einige Schwierigkeiten festgestellt war, ging die Magd nach dem Hauptgebäude hinüber, um das Geld zu holen. Der Lumpensammler, der den Schaftenstiefel wieder in seinen Sack gethan und diesen zusammengerollt hatte, stand in den Anblick seiner ausgebreiteten Ware versunken und kratzte sich in dem stachligen blonden Bartkränzchen, das sein auch sonst recht stoppeliges Gesicht umrahmte.

„Schöne Lumpen,“ murmelte er, „weiß Gott, schad dafür.“

Er zog die Reste eines ehemals braun gewesenen Kleides ans Tageslicht und betrachtete sie mit einem gewissen Abschiedsschmerz. Ebenso konnte er nicht umhin, einem gänzlich verdellerten Cylinder einige glättende Striche und betrübte Erwägungen angedeihen zu lassen. Ja, er hätte sich nicht versagt, ihn aufzuprobieren, wenn in diesem Augenblick nicht die Magd mit dem Geld zurückgekommen wäre. Sie stieß ihm den Cylinder ziemlich unsanft aus den Fingern, indem sie bemerkte, daß er mitgewogen sei, händigte ihm das Geld ein und schloß das Thor der Lumpenmühle hinter ihm ab. „Gute Nacht, Meckes,“ sagte sie brummig.

Das Männchen zog demütig seiner Wege. Nach ein paar Schritten kehrte es aber noch einmal zurück und rief, indem es das linke Auge eindrückte und die rechte Hand spreizte: „Ihr habt ein Geschäft gemacht, Beppel, — ein Geschäft! So schöne Lumpen liefert Euch kein Anderer!“

▪

Der Wind hatte sich zur Ruhe begeben. Am Himmel hingen noch schwere Wolkenfetzen, aber doch war Platz für ein klares und friedliches Mondviertel, das von den Stürmen des Tages nichts zu wissen schien. Durch die großen Fenster der Lumpenmühle ergossen sich die Fluten bläulich ungewissen Lichts, und die Schatten der Fensterkreuze schwankten dazwischen wie schwarze riesige Gräberkreuze. Hochaufgeschichtet türmten sich die Lumpen, formlos über- und durcheinander gewühlt, gleich einem Haufen kriechenden Gewürms.

Etwas abseits lag das zerfetzte Kleid und dicht dabei der alte Cylinder, so wie er dem Meckes aus den Händen gerollt war. Es hatte eben Mitternacht geschlagen, und der Mond, wie er seine Strahlen von der Lumpenmasse langsam zurückzog, sandte nun den Schatten des Cylinders über das armselige braune Kleid, das bis dahin im Licht gelegen hatte. Die Lumpen seufzten leise, und auch das Kleid ließ unterdrücktes Stöhnen hören. „Kannst Du nicht rücken, Du?“ raschelte es dem Cylinder zu.

Der Cylinder that was er konnte, brachte es aber nicht zu Stande. „Geht nicht, feine Dame,“ antwortete er burschikos, indem er von den spärlichen Resten seiner ehemaligen Atlasherrlichkeit Glanzlichter hinüberwarf.

„Man fühlt sich noch einmal neu und rein in diesem Licht,“ flüsterte das Kleid etwas sentimental.

„Irrtum, liebe Dame, Irrtum,“ sagte gleichmütig der Cylinder, dessen mitgenommenem Charakter freilich selbst das Mondlicht nicht viel aufhelfen konnte. „Man hat seine Sache erlebt und wird sie nicht los, und hier ist die Lumpenmühle.“

Das Kleid wandte sich seufzend und stöhnend hin und her, wobei es ein leises Rauschen erregte. „Ich war einmal mit Seide gefüttert,“ sagte es düster.

„Ja, ja,“ meinte der Cylinder „man hat bessere Tage gesehen.“

„Du auch?“ fragte in Erinnerungen versunken das Kleid.

„Ha!“ rief der Schwarze, und nichts weiter.

Es blieb nun eine Weile still in der Lumpenhalle, und das braune Kleid hing seinen Gedanken nach.

„Wenn ich mich noch besinne,“ hub es plötzlich wieder an, während eine kleine Wolke über den Mond ging und die Dämmerung noch dämmeriger machte, „wenn ich mich noch besinne, wie das damals war, — und jetzt —!“

„Es ist einmal so,“ brummte resigniert der Cylinder, indem er aus einem großen Loch heraus gähnte. „Mit der Vornehmheit geht's bei Unsereinem immer nur eine Weile. Man hat doch einmal dazu gehört!“ Er warf dabei einen bezeichnenden Blick auf den Lumpenhaufen, der

seiner Ansicht nach offenbar nie „dazugehört“ hatte. Hierüber geriet der schmierige Schnürleib in gewaltige Aufregung; er klapperte mit seinen Hornschienen und fragte, was das heißen solle, — er verbitte sich das, und was jähzornige Leute bei ähnlichen Gelegenheiten vorzubringen pflegen.

Der Cylinder als gewiegter Mann ließ sich auf keine Erörterungen ein, wandte sich vielmehr zu dem melancholischen Kleid mit der Aufforderung, seine Geschichte zum Besten zu geben. „Du siehst aus, feine Dame,“ sagte er, „als hättest Du einmal nach etwas ausgesehen. Wo bist Du herumgefahren, bis Du in der Lumpenmühle gelandet bist? Heraus damit!“

„Ach, Cylinder,“ antwortete das Kleid, „wenn Du mich gekannt hättest, wie ich neu war, wie mich damals die Atelierdamen meiner jungen Frau anprobierten! Es war in einem Zimmer mit lauter Spiegeln statt der Wände. Meine junge Frau wandte sich hin und her und besah sich von allen Seiten, und die Damen wunderten sich selbst und riefen: „Was macht es für eine Figur! Was macht es für eine Taille!“ Und meine junge Frau strahlte vor Vergnügen und wollte es doch eigentlich nicht merken lassen. Am gleichen Tage wurde ich in eine große Schachtel gepackt und meiner jungen Frau ins Haus geschickt. Sie legten mich auf ein himmelblau gedecktes Bett, und alle kamen, mich anzusehen. Auch der Herr kam und runzelte die Stirn ein wenig und sagte: „Von wem ist denn das schon wieder? Hm? Doch nicht von der Neitzel? — Na, das wird wieder ein schönes Geld kosten!“ Die junge Frau zog mich aber an und stellte sich vor ihn hin, wobei ich ihm doch so gut gefiel, daß er ihr einen Kuß gab und sagte, sie sei eine Hexe. Ich glaube, das war mein schönster Tag. Es kamen noch viele Leute zum Abendessen, und jeder bewunderte mich. Nur ein Einziger sagte nichts. Er trug eine Brille und schien eher etwas ungeschickt. Meine junge Frau wartete eine ganze Weile, wie er aber immer nichts merkte, sah sie ihn lange prüfend an und sagte schließlich: „Nun, Ernst?“ „Nun, Nora?“ versetzte er ahnungslos, — er war ihr Vetter. „Siehst Du denn nichts?“ fragte sie. „Ich?“ wiederholte er ganz erschrocken. „Sieh mich doch einmal an,“ sagte sie vorwurfsvoll. „Ich sehe Dich ja an,“ antwortete er kläglich. Alle lachten, besonders die Damen, und man erklärte ihm alles von mir, daß ich neu sei und von der Neitzel, was ihm aber keinen Eindruck machte, denn er sagte nur: „Ach so!“ Es war ein sonderbarer Mensch. Wer mich einzig ärgerte an diesem Abend, das war ein junger Mann in Uniform, der meine Schleppe in die Höhe nahm, mit dem Futter raschelte und ausrief: „Hier ist das Wahre! Oben hui und unten pfui, das kann Jeder!“ Im Grunde war das doch aber auch nur schmeichelhaft, wenn es auch mehr meinem Futter galt als mir.

Es war ein schöner Abend, und ich dachte, es werde nun so weiter geh'n. Aber darin hatte ich mich geirrt. Am nächsten Morgen hingen sie mich nämlich in einen Schrank, wo ich von einer ganzen Schar meinesgleichen nicht zum freundlichsten begrüßt wurde. Besonders ein schwarzes Seidenkleid schien tief gekränkt und brummte, jetzt sei es schon neun Wochen lang nicht an die Luft gekommen, und wenn nicht etwa bald einmal jemand sterbe, so werde es noch ganz vergessen werden. Zum Glück waren ein paar seidene Unterröcke da, mit denen man sich eher verständigen konnte. Ich kam nun durchschnittlich einmal in der Woche heraus, gewöhnlich zur Corsofahrt, für die mich meine junge Frau besonders geeignet fand. Ich begreife zwar nicht recht, warum, denn sie nahm dann immer einen langen Pelz um den Hals, so daß das Hübscheste an mir, der gestickte Kragen, gar nicht zu sehen war. Sie meinte aber, so stehe es ihr besser. Meistens fuhren wir nachher noch in eine Kaffeegesellschaft, wo viele ebenso schöne Kleider waren, und auch von mir wurde dann zuweilen wieder lobend gesprochen, was mir jedesmal wohlthat. Selten aber kam ich nach Hause, ohne einen oder zwei Flecken abgekriegt zu haben. Dann nahm mich Mina, die Kammerjungfer, übers Knie, feuchtete mich an und rieb mich heftig, während die Kinderfrau gewöhnlich dabei stand und unaufhörlich, wenn auch mit großer Langsamkeit redete. Einmal hörte ich bei einer solchen Gelegenheit, wie Mina sagte: „Schließlich kriege ich Dich doch einmal.“ Sie hielt mich dabei triumphierend in die Höhe, was mir ordentlich einen Stich gab.

In dieser Beziehung hatte ich mich aber umsonst geängstigt. Und das kam so. Eines Abends fühlte ich mich geheimnisvoll aus dem Schranke gezogen. Es mußte schon spät sein, denn meine junge Frau war längst in einem Meergrünseidenen zum Ball gefahren. Ich sah mich in Mina's Händen, und bei ihren begierigen Blicken ahnte mir nichts Gutes. Wirklich streifte sie hastig ihr schwarzes Kleid ab und schlüpfte in

mich hinein. Gut gewöhnt und ein Glückspilz, wie ich damals war, dachte ich, ich überstehe es nicht, um so mehr, als sie ein rotwollenes Hemd und nicht einmal eine Untertaille darüber trug. Wenn ich dem kecken Frauenzimmer wenigstens nicht gepaßt hätte! Aber ich saß ihr wie angegossen. Und nun versuchte sie mich hinten aufzunehmen mit einem lässig eleganten Griff wie meine junge Frau, indem sie langsam vor dem Spiegel hin und her schritt. Es war geradezu lächerlich. Endlich fing sie auch noch an zu grüßen, wobei sie entweder mit dem gespannt-piquierten Ausdruck der feinen Leute den Kopf mit großer Feierlichkeit neigte, oder aber auf ihre eigene Art mehrmals hintereinander vergnügt ihrem Spiegelbilde zunickte. Sie war so versenkt in diese Thätigkeit, daß sie nicht einmal hörte, wie draußen in der Vorthüre ein Schlüssel gedreht wurde, und daß sie stand, wie ich sie da schildere, als plötzlich die Herrschaft ins Zimmer trat. Meine junge Frau sehe ich noch jetzt vor mir. Sie riß den seidenen Abendmantel auf, ließ ihn auf die Erde gleiten und blieb einen Augenblick wie erstarrt an der Thüre stehen. Erst als der Herr einen ziemlichen Spektakel anhob und auf den folgenden Monat kündigte, unterbrach sie ihn mit einer Stimme, die ganz kalt klingen sollte, die ich aber beben hörte: „Nächsten Monat? Keinen Tag mehr bleiben Sie mir im Haus! Morgen früh packen Sie Ihre Sachen!" Mina hielt die Hände vor die Augen und weinte jämmerlich. „Ich wollte doch nur sehen, — nur, — nur," schluchzte sie, „— und es ist doch gar nichts drangekommen." Dabei tropften aber ihre Thränen auf mich herunter. „Drangekommen?" wiederholte meine junge Frau. „Sie denken wohl, ich ziehe ein Kleid noch einmal an, das Sie getragen haben!" Dabei faßte sie mich mit ihren feinen Fingerspitzen und ließ mich wieder fahren mit einer Geberde, die ein unausgesprochenes „Pfui" war. Ich mußte ihr damals Recht geben, — sie war eine feine Frau.

Am andern Morgen wurde ich in ein Köfferchen gelegt, in dem schon eine Winterjacke, einige Hemden und ein paar Tanzschuhe versammelt waren. „Pastetchen's mögen sich noch damit lustig machen," sagte meine junge Frau. Es war das letzte, was ich von ihr hörte.

Unterwegs erfuhr ich, daß in den Pelz der Jacke die Motten gekommen und daß die Spitzen der Hemden zerrissen waren, während die Tanzschuhe keinen rechten Grund für ihre Reise anzugeben wußten. Nun, ich war froh, als wir am Ziel waren, was ich freilich erst merkte, als das Köfferchen aufgerissen wurde und ein junges frisches Gesicht mit sehr lebhaften braunen Augen unter einer Wildnis von krausen dunkeln Haaren sich über uns beugte. „Nobel!" rief sie, indem sie mich ohne jegliche Vorsicht herauszerrte und mit mir ans Fenster lief. Ein jüngeres Mädchen drehte sich auf dem Klavierstuhl und rief: „Na, ein Glück! Gewöhnlich schicken sie nur Schund," worauf sie sich wieder ihren Fingerübungen zuwandte. Zugleich kam ein älterer Mann mit aufgedunsenem Gesicht, das mir wie mit grauen Stacheln besetzt schien, herbei. Er schlürfte mehr als er ging auf Pantoffeln, die er bei jedem Schritte halb verlor, und stak in einem langen, rauhen Flausrock, der ehemals als Ueberzieher gedient haben mochte, und aus dessen beiden Seitentaschen große Taschentücher von sehr zweifelhafter Sauberkeit heraushingen. Er stellte sich vor das Köfferchen und wühlte mit der rechten Hand darin herum, während die Linke mittelst eines der Taschentücher die Nase bearbeitete. „Nix für mich?" rief er mit einer schallenden Stimme, die wie ein in die Länge gezogenes Gelächter klang. „Nix für mich, Lila? — Ha, Bagage! — Hahaha!"

„Sie haben sich diesmal angegriffen, Päpchen!" rief die Kraushaarige, die schon dabei war, mich anzuziehen. Es war merkwürdig, wie schnell das ging. Die schlanken, nicht ganz sauberen Finger flogen nur so, und wie der Wind war sie vor dem Spiegel, wobei sie zwar über mich stolperte, da ich ihr etwas zu lang war. Da hatte sie aber auch schon die Scheere bei der Hand und trennte mich, eins, zwei, drei vom Bunde los, um mich ebenso schnell mittelst einiger Dutzend Stecknadeln wieder in richtiger Höhe an ihm zu befestigen.

Der Alte wankte und wich nicht. Schmunzelnd trat er von einem Fuß auf den andern und tippte ihr mit dem Mittelfinger, an dem ich einen langen, abbröckelnden schwarzen Nagel entdeckte, bald auf den Rücken mit der Aufforderung: „Zeig mal von vorne," und bald auf die Brust mit der Bemerkung: „Zeig mal von hinten." Was mich wunderte, war, daß Lila mich in dem gebrechlichen gesteckten Zustand anbehalten mochte. Sie sprang aber davon, als ob alles in schönster Ordnung wäre, und obwohl mir dabei angst und bange war, so konnte ich doch nicht umhin, mich zu freuen, da ich ihr fast noch reizender stand als meiner jungen Frau. Hätte sie nur einen

Begriff davon gehabt, wie man Sachen meines Schlages behandelt. Aber das war der reine Jammer. In ihrer Lebhaftigkeit sprang sie trepp-auf, treppab, trat bald eine Litze ab, die mit Nadeln wieder befestigt wurde, nahm bald einen Haufen Staub mit, den die Magd liegen gelassen hatte.

Dabei wurde gesungen und gepfiffen, der Spiegel wurde konsultiert, ein und das andere Löckchen gezupft, worauf sie sich, so lang sie war, auf das abgeschabte grüne Sopha zu werfen und in ein zerlesenes Buch aus der Leihbibliothek zu vertiefen pflegte. Steckte dann aber die schmutzige Magd den Kopf zur Thüre herein, oder ließen sich die schlürfenden Tritte des Alten hören, so war sie ebenso schnell wieder auf den Füßen, indem sie etwas brummte, das ich nicht anders denn „Kuckucksmenschen, vermaledeite“ deuten konnte.

Damit war ihre gute Laune aber auch schon wieder hergestellt. Überall packte sie an, — nicht gründlich zwar, aber dafür ging es auch wie der Wind.

Besonders viel hatte sie in der Küche zu schaffen. Dann flogen ihre Löckchen, und ihre Wangen wurden immer röter, während sie herumhantierte und bald ein Stückchen von dem, bald ein Bröckchen von jenem in den Mund schob. Der Alte stand gewöhnlich am Herd, und seine glänzenden kleinen Augen blitzten vergnügt durch die halb zusammengedrückten Lider. Er hatte immer viel zu bestellen. Sein zweites Frühstück besonders, das sich sehr nahe an das erste schloß, war eine Sache von Wichtigkeit, die er von Anfang bis Ende überwachte. „Ha ha“ rief er, „wird geknausert, Bagage? Drei Schinkenscheiben! Jerum, Jerum —! Her mit den Eiern und Butter draufgeschmissen!“

Dabei stach er wohl auch selbst ein Stück Butter ab und warf es in die Pfanne, während er mit der andern Hand eines der Taschentücher herauszog und den stets bereiten Tropfen von der Nase wischte. „Na, Päpchen, das giebt Flecken“, sagte in aller Gemütsruhe Lila, wenn die Butter zischend aus der Pfanne spritzte und mich mit mancherlei unerwünschtem Zierat versah.

Einzig mittags nach Tisch wurde ich einer Art von Säuberung unterzogen, indem die kleine Schwester dann die große abbürstete. Es geschah aber ziemlich unaufmerksam, da sie währenddessen den Rest der vielen kleinen Kuchen zu essen pflegte, die am Morgen gebacken waren. Manchmal unterbrach sie sich, wenn sie eines größeren Fleckens ansichtig ward und sagte: „Da ist ein Flecken,“ worauf Lila flüchtig hinschaute, dann aber die Locken zurückwarf und unbekümmert lachte: „Sieht kein Mensch!“ Ich glaube wirklich, man merkte es nicht. Wenigstens wenn sie zwischen drei und vier durch die Promenaden schlenderte, was sie nie versäumte, war da kein junger Mensch, der nicht den Hut lächelnd vom Kopf gerissen und gestrahlt hätte, wenn sie ihm vertraulich zunickte oder ihm gar erlaubte, sich ihr anzuschließen. Wir hatten oft ein halbes Dutzend solcher Leute bei uns. Das ging nun so eine ganze Weile, und ich wunderte mich eigentlich, daß ich mich so lange gehalten habe. Aber freilich konnte ich mich nicht der Einsicht verschließen, daß ich stark heruntergekommen war. Von den Nadeln will ich nicht reden, aber mein schönes Futter krachte an allen Ecken, meine Fischbeine, die mir einen solchen Halt gegeben hatten, waren zerbrochen, meine feine Beige-Farbe war kaum mehr zu erkennen.

„Es lumpt sich,“ sagte Lila eines Morgens lachend, als sie mich anziehn wollte und in mein Futter trat. „Willst Du's, Tralala?“ So nannte sie nämlich ihre Schwester. „Danke,“ sagte diese, die sich gerade frisierte und dabei einen Roman auf den Knieen hatte, „es ist mir zu schmierig.“ „So kann es die Feller nehmen, wenn sie kommt,“ entschied die Ältere, indem sie mich in einen Korb warf. Wie lange ich darin gelegen habe, weiß ich nicht. Es war der Anfang meines Unglücks und eine schlimme Zeit.

(Schluß folgt.)

Bild.

Liebste, wie ich Dich heute fand,
Tändelnd, einen Globus in der Hand.
Möcht' ich Dich malen:
Mit kühlen Wangen,
Gelöst vom Kleide die Silberspangen,
Im Haar ein flatterndes Seidenband,
Die runde Welt in Deiner lässigen Hand. . .

Paul Wertheimer.

Am Feldsee.

Einsam ruht im Bergesschlunde,
In des Waldes tiefsten Schauern,
Dort der Feldsee tief im Grunde
Zwischen schwarzen Felsenmauern.

Wenn sich still und ernst und düster
Seine schwarzen Wellen kräuseln,
Schweigt des Morgenwinds Geflüster,
Ruht des Waldes sanftes Säuseln.

Sonne mag auf Felsengipfel
Zaubern wohl ein flücht'ges Lächeln,
Durch der Tannen düstre Wipfel
Gold'ne Freudefunken fächeln;

Doch des Sees Wellenhügel
Hellen keine Sonnenstrahlen:
In des Sohnes Wasserspiegel
Darf die Nacht ihr Bild nur malen.

Ein unsagbar tiefes Sehnen
Ist in diesem Blick zu lesen,
Wehmutsvoll wie Abschiedsthränen
In dem Aug' geliebter Wesen.

Durch die müden Wellenkreise
Leichte Dämmerschatten fliegen —
Sind die Wassergeister leise
Aus der stillen Flut gestiegen?

Nur wenn sie sich sicher wähnen
Vor der Menschen schnödem Lauschen,
Zieht vom Grunde sie ein Sehnen,
Zwiesprach' mit dem Licht zu tauschen.

Und ich wand're still von dannen,
Weiß, daß ich hierher nicht tauge, — —
Scheidend grüßt durch Fels und Tannen
Wild des Schwarzwalds düstres Auge!

Richard Hennig.

Der Mönch von Lorsch.

Am Fuße des Odenwaldes ragt hehr die Lorscher Abtei;
Gern weilte dort Karl der Große, der Bürde des Amtes frei.
Nun ist der greise Kaiser dort wiederum zu Gast,
Doch nachts in seiner Kammer nicht findet er Ruh und Rast.

Er hebt sich von dem Lager, zur Klosterkirche er geht,
Um Ruhe zu gewinnen in einsamem Gebet.
Er kniet vor dem Altare beim bleichen Kerzenschein,
Und mählich kehrt der Friede ins sorgende Herz ihm ein.

Und als er sich erhoben — ei, wie er fast erschrickt,
Da er nicht ferne knieend ein Beterpaar erblickt:
Der eine im Mönchsgewande, von Silberlocken umwallt,
Und neben ihm der andre von jugendfrischer Gestalt.

Nun stehn sie auf, der Alte vom Jünglinge geführt.
Der Kaiser schreitet zu ihm, von Mitleid fromm gerührt,
„Wer bist Du, würdiger Vater?" der Kaiser huldreich spricht.
Der Mönch erbebt — erblindet sieht er den Frager nicht.

„„Ach Herr, in jungen Tagen trug eine Krone mein Haupt,
Im Kampfe ward ich ihrer und meines Landes beraubt."" —
„Wer war es, der im Streite als Sieger Dich bezwang
Und dem es, Dir zu rauben so Reich wie Krone gelang?"

„„Nicht frommt es ihn zu nennen, drum frage nicht weiter nach!"" —
„Wie kam es, daß er im Kampfe die Lanze mit Dir brach?" —
„„Ich schwur ihm Haß und Fehde, er sprach dem Rechte Hohn:
Dem Vater meines Weibes entriß er Reich und Thron.""

„Und wie ward der geheißen? Sprich, weil ich's wissen muß!" —
„„Den er vom Throne gestoßen, hieß — Desiderius.""
Da war der fragende Kaiser des Fragens nimmer froh.
„So warst Du der Baiern Herzog? So bist Du Thassilo."

„„So ward ich einst geheißen, doch mit dem Herzogtum
Verlor ich meinen Namen, verlor ich Rang und Ruhm."" —
„Hat Dir der starke Gegner nicht großmutsvoll verziehn?
Warum erhubst Du nochmals die Waffen wider ihn?

Hast Du nicht selbst verschuldet, Du unglückseliger Mann,
Daß er Dich mußte sperren in eines Klosters Bann?"
Da sinkt der Blinde nieder, er kennt der Stimme Klang,
Die wie ein Schwert ihm einstens die Seele jäh durchdrang.

„„Erbarmen, mein Herr und Kaiser! In Demut seid gegrüßt!
Für meine Schuld und Fehle hab' tausendfach ich gebüßt.
Nicht litt es mich in der Zelle, ich kam zu beten her,
Daß mir, bevor ich sterbe, mein Kaiser Gnade bescher'.""

Da quellen dem Kaiser Thränen aus seinem Auge hervor,
Den Knieenden hebt er gnädig an seine Brust empor.
„Längst hab' ich Dir verziehen, nimm an aufs neu meine Huld
Und hilf mir brünstig beten für meine eigene Schuld!"

Wilhelm Idel.

Nachdruck verboten.

Die Vertraute.

Lustspiel in einem Akt von Adalbert Meinhardt.

Personen.

Fräulein Melanie.
Dr. Walters.
Netti Walters.
Baron Georg.
Baronin Alma.
Paul Sommer.
August.

Scene: Ein großes Speisezimmer. In der Mitte ein brauner Eßtisch, grade Stühle an den Wänden, im Hintergrund zwei Thüren: zum Salon und zum Korridor; rechts eine kleinere Thür zur Anrichtekammer.

August (in blauweißer leinener Dienerjacke, an der Thür zum Korridor, meldend.) Die Frau Baronin!

Fräulein Melanie (dunkel gekleidet, mit schneeweißem Haar, am Tisch, schreibend, ohne aufzusehen.) Ich bin nicht zu Hause.

August. Das habe ich ja auch schon gesagt, aber . . .

Fräulein Melanie. Ich bin nicht zu sprechen, ich habe zu thun.

August. Aber Frau Baronin meinten . . . .

Fräulein Melanie. Sie soll nichts meinen. Ich meine, daß ich jetzt nicht Zeit habe.

August. Ja aber . . .

Fräulein Melanie (auffahrend.) Was fällt Ihnen eigentlich ein heute, August? Erst verjagen Sie mich aus meiner Arbeitsstube, daß ich mich hier ins Eßzimmer mit meinen Papieren flüchten muß und nun . . . .

August. Ach, gnä' Fräuln, ich! Ich thu' das doch nich! . . .

Fräulein Melanie. Ja Sie! wer sonst? Überhaupt, ich verlange . . . .

Baronin Alma (in Straßentoilette, in der Thür.) Tante Melanie, ich hörte ihre Stimme draußen. Nicht wahr, ich darf doch? . . .

Fräulein Melanie (resigniert.) Ja, also komm nur. Sie können gehen, August. (August rechts ab.) Du wünschest, liebe Alma?

Baronin Alma. Ach, Tante Melanie, ich störe Sie doch nicht?

Fräulein Melanie. Mach's nur kurz. Du hattest mir Wichtiges zu sagen?

Baronin Alma. Ja. Das heißt . . . . Ich wollte Sie wirklich nur 5 Minuten . . . . aber ich gehe lieber gleich wieder fort und Sie sollen weiter schreiben.

Fräulein Melanie. Ob Du bleibst oder gehst, das ist nun schon dasselbe, da ich einmal aufgehört habe.

Baronin Alma. Ach, und ich hatte gerade im Vorübergehen gesehen, daß in Ihrem Arbeitskabinett das Fenster weit offen steht, und da dachte ich, wenn Sie gründlich reinmachen lassen . . . .

Fräulein Melanie. Ich, meinst Du, ich habe das angeordnet?

Baronin Alma. Aber wer sonst denn? in Ihrem Hause! . . . .

Fräulein Melanie. Da sollte ich Herrin sein, so denkst Du?

Baronin Alma. Aber Tante Melanie! Sie sind doch allein. Und haben nichts zu thun, als zu schreiben, — und was Sie schreiben, das wird dann gedruckt! Wirklich, ich denke mir Ihr Leben beneidenswert, unabhängig und frei . . . .

Fräulein Melanie. Nein, ich bin nicht frei. Kein Mensch kann frei sein, so lange ein zweiter noch auf der Welt ist. Robinson auf seiner Insel nahm Rücksicht auf den armen Freitag. Und ich lebe hier garnicht auf einer Insel, wie Du siehst. Mein guter August und Friederike haben sich gezankt. Weil es einmal Sitte ist, so ein schreckliches Tohuwabohu zur Frühlingszeit in jedem ordentlichen Hause anzustellen, weil sie sich, geschähe es nicht pünktlich, vor allen Nachbarköchinnen zurückgesetzt fühlen würde, hat sie das „Gründlichreinmachen" just heute begonnen. Und ohne mich vorher zu fragen. So finde ich mich ohne Zimmer, ohne Schreibtisch, an einem Tag, an dem es grade besonders viel für mich zu thun giebt. Ich stecke da nämlich mitten in der Entscheidungsscene . . . Aber was hilft das? Kommen wir jetzt zu Deiner Sache. Was wünschst Du von mir?

Baronin Alma. Ach, Tante Melanie.

Fräulein Melanie. Was, so kläglich? Kind — brauchst Du Geld?

Baronin Alma. Wenn es weiter nichts wäre!

Fräulein Melanie. Weiter nichts! Was so ein junges Frauenzimmer vom Leben versteht. Weiter nichts! Daß Gott erbarm! Als ob nicht Geld das wichtigste wäre, das unentbehrlichste auf Erden! Da lies einmal: — (zeigt ihr einen Brief.) — eine Frau selbst, zart und leidend, der Mann ist gestorben. — Aber, das interessiert Dich ja garnicht. — Wenn's also nicht Geld ist, was brauchst Du sonst?

Baronin Alma. Ach, Tante Melanie, wenn Sie mir Ihren Rat geben wollten!

Fräulein Melanie. Raten? nein. Das nicht, das habe ich einmal verschworen. Wo ich helfen, nützen kann, da bin ich gern bereit ....

Baronin Alma. Das weiß ich ja, und deshalb grade ....

Fräulein Melanie. Aber raten! Ihr thut am Ende doch, was Ihr thun wollt, auf Eure Weise, nach Eurem Kopfe. Und alle meine schönen Reden, trägt der Wind mit sich fort. Raten! Weißt Du was das letzte Mal, daß ich einem Menschen ernstlich einen Rat gab, darauf geschah? Es war nämlich, als ich Deinem Georg zusprach, Dich nicht zu seiner Frau zu machen.

Baronin Alma. Tante Melanie, ach nein? wirklich! Das thaten Sie?

Fräulein Melanie. Und er nahm Dich doch. Und weißt Du auch, weshalb ich ihm abriet? Weil Deine Frau Mama ihren Gatten durch Eifersucht so gequält haben soll. Verstehst Du? Deshalb. Und nun laß einmal hören, was hat er verbrochen, der arme Junge, daß meine Warnung gerechtfertigt wurde?

Baronin Alma. Ach er! deshalb komme ich ja garnicht.

Fräulein Melanie. Vielmehr Du selbst? Das ist viel schlimmer. Wir Frauenzimmer vergeben den Männern zu leicht ihre Fehler. Wenn's aber einmal umgekehrt geht .... Also was hast Du angerichtet, das ich gut machen soll?

Baronin Alma (erschrocken.) Aber, aber, wie können Sie wissen, wer sagte es Ihnen ...

Fräulein Melanie. Niemand, Kind, nur meine Augen und Dein blasses Gesicht.

Baronin Alma. Und Sie kennen mich doch noch so wenig!

Fräulein Melanie. Nun, dafür habe ich einige Übung im Menschenkennen überhaupt.

Baronin Alma. Ach ja, gewiß, das kann ich mir denken. Sie wissen garnicht, wie ich stolz war, als ich zuerst von Georg hörte, daß ich Sie Tante nennen dürfte, obwohl er ja garnicht mit Ihnen verwandt ist, nur so, weil seine Mutter einmal Ihre Schulfreundin war. Ehe ich hierher kam, kannte ich ja nur Ihren Namen. Und Ihre Bücher. Nein, die sind doch reizend.

Fräulein Melanie. Zu viel Ehre! —

Baronin Alma. Nein, wirklich reizend. Und nun habe ich solches Zutrauen zu Ihnen, daß ich Ihnen alles, aber auch alles sagen möchte. Nur, — Sie müssen mir versprechen, nicht wahr, ganz fein — ihm nichts zu verraten.

Fräulein Melanie. So arg ist es also?

Baronin Alma. Ich konnte nicht anders. Es fuhr mir heraus und da war es geschehen, und nun .... Ich habe nicht schlafen können, — die ganze Nacht.

Fräulein Melanie. Das ist ja erschrecklich, eine Nacht im Leben nicht schlafen! Was so ein junges Herzchen alles erfahren muß! — Ich bemerke übrigens, daß ich noch immer nicht erfahre, was Du denn gethan hast!

Baronin Alma. Tante Melanie, Sie selbst, Sie würden sich ja auch geärgert haben, wenn Sie ihn gestern gesehen hätten. Wie er tanzte! Und ich bin doch noch fremd hier, nach mir fragte niemand, ich saß in der Ecke. Er flog immer an mir vorüber, immer mit derselben Dame, mit Netti Walters, wissen Sie, und sie ist so hübsch und ich sah, wie sie rot ward und dann lachten beide und plauderten zusammen, ganz nah, Kopf an Kopf, beinah Lippe an Lippe und ich mußte zusehen ...

Fräulein Melanie. Netti und Georg sind Jugendbekannte.

Baronin Alma. Ich weiß es, ich weiß ja nun alles. Aber gestern, da saß ich und sah es und wußte von nichts und hielt es nicht aus. Mir war, als ob ich ersticken sollte vor Zorn und vor Scham. Und so drehe ich mich um und sage: Wie das Mädchen kokett ist, es ist schon zu arg. Was sie für Augen macht, bald zu ihrem Tänzer, bald durch den Saal bis hierher in die Ecke! Ich glaube, sie hat's darauf abgesehen, alle Männer anzulocken, zu bezaubern und in sich verliebt zu machen.

Fräulein Melanie. Du sagtest das — zu einer Dame?

Baronin Alma. Nein, zu einem Mann.

Fräulein Melanie. Hm, sehr nett ist das eigentlich nicht.

Baronin Alma. Nein, ach nein! Ich war so verzweifelt. Aber wie konnte ich denn auch wissen ... Ich sah kaum hin, zu wem ich es sagte. Nur, daß es mir einmal vom Herzen mußte, laut heraus, ob zu dem, ob zu einem anderen, das war mir ja gleich. Der Herr war mir eben erst vorgestellt worden, ein Komponist, Herr Sommer hieß er.

Fräulein Melanie. Was, Paul Sommer? zu dem?

Baronin Alma. Ja, Tante Melanie, das ist es. Sie hörte zu tanzen auf, kam zu mir, setzte sich neben mich in die Ecke, ganz freundschaftlich. Und da steht er auf und ist fortgegangen. Beim Nachhausefahren im Wagen, sagt es mir Georg, daß Netti

Walters sich wahrscheinlich mit Herrn Sommer verloben würde.

Fräulein Melanie. Und nun bereust Du Deine Worte?

Baronin Alma. Tante Melanie, was soll ich thun! Sie haben sich ja nicht verlobt. Georg hat gleich heute morgen irgend ein Zeichen von ihr erwartet. Es kam aber nichts. Und ich weiß ja, weshalb. Denken Sie sich nur, wie entsetzlich! Georg sprach viel von ihr. Daß er sie als Freundin lieb hat, aber mich lieber, ganz anders, viel lieber. Von ihrem Vater sprach er auch, der den Sommer nicht leiden konnte. Aber nun hat jener ein Amt und es könnte sich alles noch schlichten und sie war so glücklich und Georg war's auch und wenn er jetzt erfahren müßte, daß er . . . ., daß ich . . . .

Fräulein Melanie. Nun, er wird es wahrscheinlich erfahren.

Baronin Alma. Tante Melanie, helfen Sie mir, raten Sie mir, was ich thun soll! Herrn Sommer schreiben, zu ihm hingehen, ihn bitten, sich heute noch rasch zu verloben, damit Georg nichts merkt? Aber wenn Georg das nun doch merkt und denkt vielleicht gar — ach, und er sah schon, daß ich heute morgen so aufgeregt war und da wurde er neugierig, fragte und fragte. Wir zankten uns zum ersten Mal. Wie soll ich es gutmachen, was fange ich nur an?

Fräulein Melanie. Nichts von dem allen, sondern sehr einfach . . . (Zu August, der durchgeht.) Was wollen Sie wieder?

August. Gnä' Fräuln, es hat eben geklingelt, ich muß doch nach der Thür sehen (ab.)

Fräulein Melanie. Ach so, natürlich, er muß hier durchgehen. Das ist auch ein Vorteil des Speisezimmers. Aber um auf unser Gespräch zurückzukommen: wenn Du ernstlich meinen Rat willst, so gestehst Du selbst Georg gleich, was Du gethan hast.

Baronin Alma. Tante, nein, das kann ich nicht!

Fräulein Melanie. Ich sagte es Dir vorher, so machen es alle, die Rat haben wollen.

August (an der Mittelthür stehen bleibend.) Fräuln Walters läßt fragen.

Fräulein Melanie. Wer, sagen Sie?

August (kläglich.) Ich hab' ihr ja schon gesagt, gnä' Fräuln ist um diese Zeit nicht zu sprechen. Aber sie meinte, die Fenster zum Salon und auch zu Fräuln's Arbeitszimmer, die stünden weit offen . . .

Fräulein Melanie. Da habt Ihr's wieder. Nicht nur, daß Ihr mich austreibt, um Euer Scheuerfest feiern zu können, Ihr macht es auch noch in der ganzen Stadt bekannt, ich sei ohne Arbeit, an einem Tage, an dem ich grade . . . .

August (halb weinend.) Aber gnä' Fräuln, ich bin doch nich schuld! Und Fräuln Netti sagte auch, sie wollte nur für eine Minute . . . .

Baronin Alma (leise.) Tante Melanie, lassen Sie sie bitte nicht gehen.

Fräulein Melanie. Natürlich nicht. Was denkst Du von mir? Ich schickte meinen Liebling fort, wenn sie traurig ist? Lassen Sie Fräulein Walters herein, August, und . . .

Baronin Alma. Aber nein, August, (leise) mich darf sie nicht sehen. Tante Melanie, bitte nicht! ich warte da drinnen, bis sie fort ist.

Fräulein Melanie. Du kannst ja gehen, meinen Rat hast Du. Und da drinnen sind alle Fenster ausgenommen —

Baronin Alma. Das macht nichts, mich friert nicht. Und Tante Melanie, liebste Tante, sein Sie mir nicht böse, das kann ich nicht. — Ich spreche Sie nachher noch, ja? bitte! Nur verraten Sie mich nicht (ab in den Salon).

Fräulein Melanie. — Also — (winkt August)

August (öffnet die Thür zum Korridor.) Gnä' Fräuln läßt bitten — (ab rechts ins Anrichtezimmer).

Netti Walters (im einfachen Straßenanzug, eine ganz kleine Tasche in der Hand, eintretend.) Guten Tag, Tante Melanie. Hier hausest Du? wie das fremd aussieht!

Fräulein Melanie. Kind, komm näher, thu den Schleier zurück.

Netti. Nein, Tante Melanie, laß mich so bleiben, ich sehe besser aus mit dem Schleier. Und ich habe auch nur eine Minute. Aber ich hatte den ganzen Morgen so ein Gefühl, als ob ich Dir noch einmal den Kopf auf Deine Kniee legen müßte. Nun bist Du garnicht an Deinem Schreibtisch in dem gemütlichen kleinen Zimmer. Und mein Stühlchen, auf dem ich sonst immer neben Dir sitze . . . aber weißt Du, den kleinen Stuhl, den könnt' ich doch holen — (will zur Salonthür)

Fräulein Melanie. Halt, nein, bleib hier.

Netti. Warum soll ich denn nicht dahinein gehen?

Fräulein Melanie. Weil — es wird rein gemacht.

Netti. Ja, das sah ich schon von draußen. Die Rike schnitt mir vom Fenster aus ein böses Gesicht zu. Es ist zu komisch. August ist mein bester Freund, er lacht mich vergnügt an, sowie ich nur in die Hausthür komme, und sie kann mich nicht leiden. Übrigens, wenn Du nicht willst, daß ich mir mein altes Kinderstühlchen hole, — es geht auch so — (kniet vor ihr nieder, legt den Kopf in ihren Schooß).

Fräulein Melanie (sie streichelnd.) Netti, erzähl' mir! —

Netti. Was, Tante Melanie?

Fräulein Melanie. Was Dir fehlt.

Netti. So ist mir gut, so fehlt mir garnichts. (Pause).

Fräulein Melanie. Hm, hm, hör doch Netti.

Netti. Ja, Tante Melanie?

Fräulein Melanie. Du warst ja gestern auf dem Ball?

Netti. Ja, Tante Melanie.

Fräulein Melanie. Und — wie war's dort?

Netti. So, so, Tante Melanie, wie gewöhnlich.

Fräulein Melanie. Hm, so. War nicht auch, — ich meine so etwas gehört zu haben, — war nicht der Musiker dort, der Herr Sommer?

Netti. Ja, der auch. Überhaupt sehr viel Menschen. Oh, Tante Melanie (plötzlich auffahrend, lachend) da war auch einer, der nicht tanzte, ein alter General, gewiß achtzig, und so steif, so — (macht ihm nach) — der war zu komisch. Und denk nur, er kannte Dich, als Du ganz jung warst und schwärmt noch für Dich. Er führte mich zu Tisch. Die Gesichter hättest Du nur sehen sollen, als er mir den Arm bot. Er war nämlich die great attraction des Abends und sollte natürlich die Hausfrau führen. Mir war's sehr recht so. Ich unterhielt mich mit ihm viel besser, als mit den jungen Ballkleppern sonst. Wir wurden ganz lustig, er redete mir immer zu, Champagner zu trinken, noch ein Glas und noch eins.

Fräulein Melanie. Kind, aber Kind!

Netti. Findest Du das so schrecklich, Tante? Es schmeckte sehr gut. Und ich kann was vertragen, erstaunlich viel.

Fräulein Melanie. Netti! Hör', Du gefällst mir garnicht. Weshalb thust Du so ausgelassen? Das ist ja nicht wahr. Benimmst Du Dich wirklich so, daß die Damen oder Frauen, gleichviel — daß meine Rike und gestern die Frau des Hauses Dich scheel ansahen und daß Du nur den Männern gefällst? Ich glaub's nicht. Sieh mir in die Augen, sag', was Du hast.

Netti. Ach, Tante Melanie, vor allem habe ich keine Zeit. So — (faßt sie) — adieu. Das wollte ich nur sagen. Weiter nichts. Und nun laß mich gehen.

Fräulein Melanie (aufstehend). Halt, Du bleibst noch, ich will wissen . . .

Netti. Nein, was denn? laß mich. Du weißt ja, ich mag nicht gern Vorwürfe hören.

Fräulein Melanie. So kommst Du nicht fort.

Netti. Tante Melanie, laß mich gehen, Du hast zu schreiben und ich . . .

Fräulein Melanie. Kind, Leuten, denen etwas fehlt, zu helfen, muß man immer Zeit haben. Was fehlt Dir also?

Netti. Ach, was willst Du! Ich hatte mich so schön zusammengenommen, ich war ganz fertig und fest entschlossen. Und nun soll ich wieder von vorn anfangen.

Fräulein Melanie. Wozu warst Du entschlossen? Was bedeutet da die Tasche?

Netti. Ach gar nichts. Frag' nicht süße Tante, laß mich doch fortgehen!

Fräulein Melanie. Gestern Abend, Paul Sommer? . . .

Netti. Wozu quälst Du mich? warum soll ich denn davon sprechen! Ich mag nicht, ich kann nicht. Ja, er war da, war auf dem Ball, wie er's mir hatte sagen lassen. Als er kam, tanzte ich grade mit Georg. Ich war so glücklich — ich dachte nun wird alles noch gut! — Denn, — Tante Melanie, ich habe es Dir nie so sagen wollen und ihm gewiß nicht, — wie, wie sehr . . . (schluchzt).

Fräulein Melanie. Armes Kind!

Netti. Und das weißt Du ja auch nicht, daß er es mir im Gegenteil vorwarf, ich hätte dasselbe Gesicht für alle, ich lachte mit allen und wäre kokett! Er hat mir das nie mit so deutlichen Worten gesagt, wie Du vorhin. Aber ich wußte doch, es war das, neben Papa's verletzender Schroffheit, was ihn damals von hier forttrieb. Und nun, — denke es Dir! — gestern, ich höre auf zu tanzen, grade vor seiner Ecke, ich setze mich hin, zwischen uns ist nur eine Dame, die junge Frau, weißt Du, Baron Georg's Frau, die vielleicht ein bischen beschränkt ist, aber so gut, so freundlich mit mir. Ich denke, die wird uns wohl verstehen, wird uns schon helfen. Aber da, ehe ich was sagen kann, steht er auf, grüßt ganz kühl, ganz fremd und geht durch den Saal hinaus und fort! (schluchzt) . . .

Fräulein Melanie. Hm, so, also richtig.

Netti (liegt ihr am Hals und weint).

Fräulein Melanie. Hör' mich an, Netti. Das war nur ein Zufall, ein Mißverständnis . . . Nun, ja, er sah Dich mit Georg tanzen. Und da . . Wein' nicht so, Kind, ich kann's nicht vertragen. Und ich darf Dir nichts sagen. Netti, mein Liebling! Was quälst Du Dich — es sind ja alles Kindereien! Er ist auf den Ball gekommen. Um Deinetwillen. Also hat er Dich lieb. Nein, Du darfst nicht so weinen!

Netti (plötzlich auffahrend). Es klingelt! wenn Papa jetzt käme!

Fräulein Melanie. Was fällt Dir ein.

Netti (zu August, der seine Arbeitsschürze vorgebunden, eilig durchs Zimmer läuft.) Sagen Sie nur nicht, daß ich hier bin, August, wer auch kommt! (leiser) Wenn Papa mich so fände! — Übrigens sei ruhig, Tante Melanie, ich weine schon gar nicht mehr, ich bin vollkommen fertig, sieh mich nur an, vollkommen fertig, mit mir und mit ihm.

August (mit einem blauen Heft.) Gnä Fräuln, der Konzertbote. Es ist da nämlich der arme Blinde, der seine eigenen Gedichte vorträgt . . .

Netti. Gott sei Dank!

Fräulein Melanie. Gott sei's geklagt! Schon wieder ein Kollege von mir. So geben Sie her (unterschreibt) zwei Billete wie gewöhnlich. Sie können sie gleich behalten und hingehen. Mit Rike, wenn Sie sich bis dahin wieder ausgesöhnt haben. Hier das Geld (August ab). Und nun wieder zu Dir, Kind. Himmel, wenn nur die Menschen sich nicht so viel

mißverstehen, entzweien, immer einander kränken wollten.

Netti. Ja, wenn alle wie Du wären, Tante!

Fräulein Melanie. Natürlich wär's gut, keiner würde sich verlieben, keiner würde den andern hassen, jeder dächte heute wie gestern und morgen wie heute, thäte, was er sich vorgenommen, statt wie Ihr meist das Entgegengesetzte, finge nichts an, als das, was er gern weiter führte und brächte zu Ende, was einmal begonnen. Bequem wär's wohl, ausnehmend praktisch, sparte Mühe, Thränen, Kummer, man hätte mehr Zeit und weniger Ärger. Aber ob es Euch junges Gesindel nicht langweilen würde, wenn alle so wären? Ob Ihr nicht grade die Inkonsequenten, Unzuverlässigen, Unbequemen am liebsten habt? Und ob ich selber, ich alte und gestrenge Tante, Dich unnützes Ding samt Deinen Thränen, Deiner Koketterie und so weiter, nicht just wegen all dieser Fehler liebe? Das fragt sich doch noch.

Netti (lustig). Aber ich werde noch einmal sehr ernsthaft. Wart' nur ein bischen. Bis ich in zehn Jahren wiederkomme. Nicht lieben, nicht hassen, immer sich gleich sein — kühl und vernünftig! Ich sehe mich schon so.

Fräulein Melanie. Ja Du, Du bist mir grade die Rechte!

August (an der Thür). Gnä Fräuln ach . . .

Fräulein Melanie. Was? was giebt's denn nun schon wieder?

August. Ich sage doch immer, gnä Fräuln ist um die Zeit nicht zu Hause.

Fräulein Melanie. Also?

August. Na, und da geb ich grade dem Boten den Sammelbogen mit Fräuln's Unterschrift und mit dem Geld hin. Und da kommt Herr Baron und der merkt das . . .

Netti. Der? — Nein, ich mag ihn heute nicht sehen. —

August. Ja und gleich darauf auch der alte Herr Doktor. Und die wollen nu beide gnä Fräuln sprechen. Ganz notwendig. Und jeder hat es so furchtbar eilig. Sie wollen gnä Fräuln ja auch gar nich stören. Nur eine Minute.

Fräulein Melanie. Das sagen sie immer!

Netti (lachend): Arme gute Tante! siehst Du, Du wolltest keinen Menschen hassen und nun hassest Du uns alle. Adieu (küßt sie), adieu, adieu! Sprich jetzt nur mit den andern, ich hindere Dich nicht. Ich gehe durch den Salon, leb' wohl, so treffe ich Papa nicht, — (zur Salonthür).

August (dazwischentretend). Halt doch! gnä Fräuln!

Netti. Warum soll ich denn da nicht durchgehen?

Fräulein Melanie. Ach richtig, so das hatte ich vergessen. Auch das noch! August hat recht. Du kannst dort nicht durchgehen. Es . . . es wird reingemacht.

Netti. Ja, das weiß ich. Aber das geniert mich doch gar nicht. Wo soll ich denn sonst hin?

Fräulein Melanie (beide Hände am Kopf, verzweifelt). Ich weiß nicht, ich weiß nicht! mach, was Du willst!

Netti (leise). Papa darf mich jetzt nicht bei Dir finden. Er sieht es mir gleich an, daß ich geweint habe und überhaupt . . . (laut) Rasch, August, helfen Sie mir, wo soll ich hin? Ich will mich verstecken vor meinem Vater, es handelt sich um eine Überraschung, um — ja, richtig, um eine Weihnachtsarbeit.

Fräulein Melanie (leise). Wir sind im April!

August (sich am Ohr kratzend). Dahin geht's nich und dahin nu auch nich. Denn hilft das nich. Denn is da nur noch die Anrichtekammer.

Netti. Wo Sie immer hausen? Natürlich, von dort aus gehe ich durch den Kellerausgang. (Sehr rasch) Adieu, noch einmal, Tante, leb wohl! (will sie küssen)

Fräulein Melanie (rasch). Halt, nein, so darfst Du mir noch nicht fort. Hörst Du, — ich werde es Dir nachher erklären, weshalb nicht. Es ist gar nicht Sommer's Schuld, es ist . . . Ich sage es Dir nachher. Gieb mir Deine Hand, gieb ja? Deine Hand darauf, Netti, daß Du nicht gehst, daß Du nichts anfängst, nichts Tolles, Übereiltes thust, bis Du mich noch einmal gehört hast.

Netti. Aber Tante Melanie . . .

Fräulein Melanie. Es ist nicht, wie Du denkst. Er hat Dich lieb. Hier meine Hand darauf. Giebst Du mir Deine, daß Du noch wartest?

Netti (zögernd, giebt ihr die Hand). Wenn es sein muß! aber Du versprichst mir dagegen . . .

Fräulein Melanie. Was Du willst!

Netti. Papa mit keinem Wort zu verraten, daß ich hier bin? Dann halte ich mein Wort auch — Ich kann ja heute Abend noch immer . . . Und es ist jetzt doch schon zu spät geworden. Nicht, daß ich glaubte . . . Also ich warte. (laut) Aber nun rasch, August, die draußen werden sonst ungeduldig. Ich helfe Ihnen Ihr Silber putzen (rechts ab).

August. (hat ihr erst die Thür rechts geöffnet, eilt nun zur Korridorthür, reißt sie auf). Gnä Fräuln läßt bitten.

Fräulein Melanie (ist auf ihren Stuhl am Tisch zurückgesunken).

Dr. Walters (feierlich). Meine sehr verehrte Kollegin . . . Sie haben uns etwas warten lassen.

Baron Georg. Guten Tag, Tante Melanie, sage, kann ich Dich wohl nur auf eine Minute sprechen?

Fräulein Melanie (seufzend). Wenn es sein muß . . .

Dr. Walters. Ein jüngerer Mann, ein Baron, natürlich. Ich bin nur Schriftsteller, weiter gar nichts, — er hat überall den Vorrang.

Baron (rasch). Bester Doktor, mit dem, was wir sind, hat dieser Vorrang nichts zu schaffen, gründet sich nur darauf, wer zuerst kam und daher

zuerst mahlt. Außerdem will ich Ihnen mehr Zeit überlassen, als ich jetzt habe. — Tante Melanie (tritt zu ihr, leise). ich muß Dich notwendig vor ihm sprechen, wegen Netti: Denk' nur, gestern Abend . .

Fräulein Melanie. Ich weiß, ich weiß es!

Baron. Sie war schon hier? Dann ist diese Sache ja in den allerbesten Händen. Du wirst ihr helfen. Aber noch eins, und das geht mir näher. Alma, meine Frau! Sie ist wie verstört, wir haben uns gezankt heute Morgen, begreifst Du das? Was kann sie nur haben?

Fräulein Melanie. Das soll sie Dir lieber selber sagen.

Baron. So weißt Du auch davon? und es ist nichts Schlimmes? Hör', Du bist doch ein Engel von einer Tante! (laut) Doktor, Sie sehen, meine Besprechung hat nicht besonders lange gedauert. Ich räume Ihnen den Platz und gehe. (leise) Natürlich komme ich nachher noch mal, zu hören, was er Dir vorgeklagt hat. Adieu, Tante Melanie, ich will nach Hause, da Alma nicht hier ist, finde ich sie dort wohl (ab).

Fräulein Melanie (wieder in ihren Stuhl am Tisch zurückgesunken).

Dr. Walters (auf- und abgehend). Meine sehr verehrte Kollegin, Sie waren die Freundin meiner armen guten Frau und also maße ich mir das Recht an, Sie auch als Freundin zu betrachten . . . Sie sehen mich in einer furchtbaren Lage. Und Sie sind ja immer bereit zu helfen.

Fräulein Melanie (kläglich). Ja!

Dr. Walters. Sie sind auch meiner Tochter, das weiß ich, eine mütterliche Freundin. Sie nennt Sie Tante, ohne ein Recht dazu, ohne Verwandtschaft.

Fräulein Melanie (seufzend). Das thun sie ja alle! —

Dr. Walters. Sie haben ihr öfter Ihren guten Rat angedeihen lassen. Und haben mir auch schon . .

Fräulein Melanie. Das weiß der Himmel.

Dr. Walters. Ich konnte Ihnen nicht immer folgen. Aber was wollen Sie, wer kann denn gegen sein Naturell gehen? Es ist nicht ein jeder so selbstlos, wie Sie sind, so sanft, so geduldig!

Fräulein Melanie (halblaut). Heute besonders!

Dr. Walters. Und heute also, heute besonders . . . Sehen Sie mich an! Erscheine ich Ihnen nicht verändert, gebeugt vom Gram?

Fräulein Melanie. Ehrlich gestanden — so von außen — Ich sehe noch nichts.

(Schluß folgt.)

Skizzen.

Frau Holle.

Frau Holle, die wallt übers wogende Feld,
Ihre Füße die Kornfelder streifen,
Und da, wo sie segnende Umschau hält,
Da schwellen die Ähren und reifen.

So schön ist Frau Holle im lichten Gewand,
Libellen sie funkelnd umschwirren. —
Nun spinne den Flachs mit gar sorglicher Hand,
Denn leicht sich die Fäden verwirren!

Nun spinne und schau, wie Frau Holle Dir lacht,
Das Brautleinen hilft sie Dir weben,
Bald soll Deines Flachshaares goldene Pracht
Ein Ährenkranz bräutlich umgeben.

Frau Holle, die winkt Dir mit brennendem Mohn,
Sie freut sich der surrenden Rädchen.
Sie segnet den Fleiß Dir mit minnigem Lohn! —
— Die Wangen erglühen dem Mädchen.

Der erste Ball.

Es strömt herab aus reicher Lichterquelle
Und mondenweiß durchflutet es den Raum,
Von Palmen ringsumher ein grüner Saum,
Der nickt, wie Nachts ein Hain in Geisterhelle.
In Licht gebadet schwingt sich froh ein Pärchen, —
Die Anmut strahlt, der leichte Tanzschritt schwebt,
Als ob ein Elfenpaar die Füße hebt. —
Die Jugend träumt ein neues schönes Märchen.

Königin der Nacht.

Im Prunksaal flutet Duft und Licht und Glanz.
Befrackte Herrn und schöne Frauen schwingen
Sich würdig lächelnd im gemessnen Tanz,
Und rauschend Strauß'sche Walzertakte klingen.

Mich bannt ein Schulterpaar in weißer Pracht,
So kühl, so scheu. Wie träg' die Stunden fließen! —
Von Blumen weiß ich, die in heißer Nacht
Geweihter Stille nur den Kelch erschließen. —

Marienfäden.

Zu Fäden hat der Herbst den Duft
Des letzten Sommertags gesponnen,
Die läßt er flattern durch die Luft,
Wie Siegesbanner in der Sonnen.

So lenzlich scheidet die Natur;
Nun weckt in mir ein heiß' Verlangen
Der schönen Tage letzte Spur,
Die wonnelos mir sind vergangen.

Otto Kindt.

Herbstabend.

Es ist so trüb' erglommen
Das Laub, das bald verweht,
Als wär's vom Weinen kommen.
Natur nun schlafen geht.

Was sie mit leisem Flüstern
Noch mit sich selber spricht,
Vertraut der Wind den Rüstern,
Doch stört's die Ruhe nicht.

Ins Farnkraut raschelt fallend
Die reife Frucht vom Baum;
Ein Glöcklein schlägt verhallend
Noch einmal an im Traum.

Und mit ihm schweigt die Klage;
Schon löst sich, was dich quält,
In Wehmut auf; die Tage
Sind auch für Dich gezählt.

Albert Braselmann.

Eliasfriedhof zu Dresden.

Man bringt hier keinen mehr zur Ruh. —
Ein Maler dort, da ich und Du. —
Kein thränend' Auge, kein Trauergewand
Und keine jätende Pflegerhand.

Gar üppig wuchert das saftige Grün,
Wild durcheinander die Blumen blühn,
Margariten und Ehrenpreis,
Rosen an Hecken und edles Reis.

Aus der Bäume dichtem Geäst
Manch' lustiger Sänger sich hören läßt.
Es knirscht kein Tritt in Kies noch Sand —
Du fragst: „Ist das wirklich der Toten Land?"

„„Der Toten Land? Der Toten nicht!
Vernimmst Du nicht, was zu Dir spricht
Das Grünen, Blühen, der Duft und der Sang,
Was sie Dir predigten laut und lang'?

Atmest die Auferstehung Du nicht?
Spürst Du das Leben nicht und das Licht?
Leben und Licht, das den Stein dort hob,
Ihn, Bahn sich brechend, zur Seite schob?"" "

Rudolf Gärtner.

Spätsommer.

Golddurchflossen stehn die Birken,
Schon in Garben rings die Felder,
Und kein Windhauch rührt die Wipfel
Märchendunkler Tannenwälder.

Rote blütensüße Heide
Wählt' ich mir zum Ruhebette.
Ginster und Akazienzweige
Schirmen meine Ruhestätte.

Alles schläft . . . nur Sonnenfunken
Huschen über meine Wangen,
Und ich such' sie halb im Traume
Mit den Lippen einzufangen.

Alexander Pache.

Die Seele des Weins.

Einst sang des Weines Seele aus den Spinden:
„Dir, Mensch, dem nie das Leben gütig war,
Bring' ich durch Glaseshaft und Siegelbinden
Ein lichtes Bruderlied von Herzen dar.

Wohl weiß ich, wie viel Glut auf den Geländen
Die Sonne braucht, die mich dem Leben weiht,
Um mir die heiße Seelenkraft zu spenden,
Allein ich achte wohl die Dankbarkeit.

Denn selig bin ich, sanft hinabzurauschen
In Kehlen, die die Arbeit rauh gemacht,
Und nie wollt' ich die warme Brust vertauschen
Mit meines Kerkers grabeskühler Nacht.

In mir hörst Du den Hall der Feste klingen,
Und Hoffnung, die mein rotes Blut durchwürzt,
Drum wirst Du stets mir auch ein Loblied singen,
Sitzt Du beim Mahle froh und hochgeschürzt.

Im Aug' der Liebsten kann ich Glut entfachen
Und Deinem Sohn zum steten Lebensstreit
Die jungen Glieder stark und biegsam machen
Gleich Öl, das Ringern Riesenkraft verleiht.

Und wie Ambrosia nah' ich Deinem Munde,
Ein reiches Samenkorn, das Gott gesät,
Damit aus unserm tiefen Gattenbunde
Der Dichtung Wunderblüte aufersteht." —

Aus dem Französischen des **Charles Baudelaire** von **Stefan Zweig.**

Gärtners Klage.

Hatt' ich Novembergarten
Ein Röslein noch erschaut,
Thät seiner fleißig warten
Wie einer jungen Braut.

Die Seele zu erfreuen
Mir altem Gärtnersmann,
Hub trotz des Winters Dräuen
Sie frisch zu blühen an.

Ich bog mich zu ihr nieder
Beim letzten Abendschein,
Und jeden Morgen wieder
Sog ich ihr Duften ein.

Doch späht' umsonst ich heute
Nach meinem Liebling hier;
Ein Fremder nahm als Beute
Des Gartens letzte Zier.

Es scheint, sie hat gefallen
Dem Räuber überaus;
Mit ihren Wurzeln allen
Trug er sie fort nach Haus.

Und wo sie blühte, steh' ich,
Betrübt in meinem Sinn;
Den leeren Platz beseh' ich —
Die Rosenzeit ist hin.

Des Herbstes Trauerweise
Vernehm' ich fern und nah;
Schneeflocken sinken leise —
Bald ist der Winter da.

Ferdinand Hoefer.

Drei Fahrten.

Ich lag auf dem Rücken am grünenden Rain
In friedlicher Menschenferne.
Ich sah hinauf, ich sah hinein
In das große Gewölbe der Sterne;
Und in die blauen Weiten schwand
Mein Denken ohne Ankerland — —.
O kehre zurück in Raum und Zeit
— Da droben dräut die Ewigkeit —
Mein Geist, du düstrer Geselle!

Ich sah durchs Fenster in die Welt,
Trüb' stand der weite Himmel,
Und Flocke auf Flocke niederfällt
In lustigem Gewimmel.
Und mit den Flocken dreht sich mein Geist;
Der Himmel, die Erde, das All in mir kreist — —.
O kehre zurück in Raum und Zeit
— Im Kreise lebt Unendlichkeit —
Mein Geist, du düstrer Geselle!

Ich sah ins Auge meinem Weib,
Da glänzte die ewige Seele
Aus trauten Formen, aus sterblichem Leib,
Der Himmel und irdische Fehle.
Und mein Geist flog fort in taumelndem Wahn;
Doch ich rief ihn nicht heim von der endlosen Bahn.
Hier trinke du immer Unendlichkeit
— Das Herz ist ja dein Schutzgeleit —
Mein Geist, du düstrer Geselle!

Friedrich Kroff.

Sprüche.

Wo nicht gottgegebene Keime
Wie von selbst gedeihen,
Kommen aus den Herzen Reime,
Die zum Himmel schreien!
Der Gott giebt das Gedicht,
Das Herz allein thut's nicht.

*

Größe, die sich bläht,
Ist nicht Majestät.
Wahre Größe,
Zeigt ihre Blöße,
Als wenn sie keine wäre,
Und jeder zollt ihr Ehre.

Sei dein eigner Kunstwardein:
Präge deine Münzen rein,
Prüf' sie streng und halt' zurück
Jedes matt geratne Stück!
Wenn du weißt dich selbst zu schätzen,
Wirst du keins in Umlauf setzen.

*

Edel bescheiden muß schweigend leiden;
Edel und keck kommt besser vom Fleck;
Bescheiden gemein kann auch gedeih'n;
Gemein und keck erreicht den Zweck.

Th. Vulpinus.

Parodie oder Selbst-Parodie?!

Eine Glosse zu Heines Lyrik.

Die nachstehende Mitteilung legt der Öffentlichkeit eine Frage vor, die zu beantworten nicht etwa bloß der zünftige Litterar-Historiker, sondern jeder gebildete Leser berechtigt ist. Denn es handelt sich um eine Sache, die nicht durch die Akribie des Forschers, sondern nur durch die Empfindung jedes Freundes der Dichtung entschieden werden kann.

Ich verzeichne die Thatsachen, gebe das Material, füge auch unmaßgeblich die Antwort bei, die ich selbst gebe, werde aber auch gerne jede gegenteilige Meinung hören und, wenn es gewünscht werden sollte, an dieser Stelle veröffentlichen.

Herr J. Nassen in Jülich hat jüngst in den Spalten dieser Zeitschrift (Band XXX, Seite 249 ff., 269 ff. und 293 ff.) eine eingehende Studie über die Echtheit des Materials in Friedrich Steinmanns Buche: „H. Heine. Denkwürdigkeiten und Erlebnisse aus meinem Zusammenleben mit ihm" (Prag und Leipzig, Verlag von J. L. Kober 1857) veröffentlicht; ich habe sie mit ausführlichen kritischen Glossen begleitet, die zum Teil zu anderen Ergebnissen kommen, als sie der Herr Verfasser gewonnen hat. Immerhin dürfte, trotz unserer Meinungsverschiedenheiten im Einzelnen, diese Veröffentlichung die Ansichten über Steinmanns Buch geklärt und bis zu einem gewissen Grade berichtigt haben. Steinmann erscheint auch nun, trotz Nassens Verteidigung, und zwar auch bezüglich dieses Buches, geschweige denn bezüglich seiner folgenden Produktionen, der „Briefe", der „Dichtungen", des „Herbstmärchen" u. s. w., der Fälschung überführt, aber in einer weitaus geringeren Anzahl von Fällen, als man nach dem Erscheinen der „Denkwürdigkeiten und Erlebnisse," ja noch lange nachher und zum Teil bis heute annahm. Eine Reihe von Gedichten, die man für Fälschungen hielt, oder für deren Echtheit man doch mit Entschiedenheit nicht einzutreten wagte, sind nun als unzweifelhaft echt erwiesen; von anderen wieder wissen wir nun, daß sie zwar nicht von Heine herrühren, aber auch nicht von Steinmann; es sind Parodien von Heines Manier oder geradezu Fälschungen Anderer, die Steinmann zwar leichtfertiger und fahrlässiger Weise, aber keineswegs male fide in sein Buch aufnahm.

Zu dieser Studie habe ich nun einen, jedenfalls mitteilenswerten Nachtrag zu bieten. Denn Nassens Ausführungen und meine Glossen berücksichtigen nicht das gesamte, in Steinmanns oben zitiertem Buche gegebene Material; ein Cyclus von Liedern fehlt noch, und von diesen soll nun die Rede sein.

In seinem Buche (a. a. O. S. 236) berichtet Steinmann über Heines publizistische Thätigkeit kurz nach seiner Ankunft in Paris (1831) und fährt dann fort:

> „Auch die deutschen Zeitschriften wurden nicht vergessen. Morgenblatt und Planet und viele andere brachten Beiträge von ihm; sie sind größtenteils verschollen, vom Dichter wahrscheinlich selbst vergessen und weder in seine späteren Gedichtsammlungen, noch in neuen Auflagen derselben aufgenommen. Eine sorgfältige Nachlese derselben wäre an der Zeit, um sie der Gesamtausgabe seiner Werke einzuverleiben. Einige „Abendlieder" aus dem Jahre 1831 sind mir zufällig zur Hand."

Dann läßt Steinmann (a. a. O. S. 236 ff.) diese Lieder folgen.

Meines Wissens hat sich die Heine-Forschung mit denselben bis heute nicht öffentlich beschäftigt. Gelesen hat sie sicherlich jeder genaue Kenner Heines, wohl auch im Stillen seine Gedanken über sie gemacht. Seine Ansicht zu äußern, lag für Niemand eine Veranlassung vor. Steinmann war ja ein Fälscher; so lange angebliche Gedichte Heines nur in seinen Büchern vorlagen, existierten sie für keinen ernsthaften Menschen. Es war also gleichgültig, wofür man diese „Abendlieder" aus inneren Gründen halten mochte: für wirkliche Gedichte Heines, oder für Fälschungen Steinmanns oder für Parodien eines Andern.

Es ist J. Nassens Verdienst, die Diskussion darüber ermöglicht zu haben, denn er hat den Beweis erbracht, daß die „Abendlieder," — welche Bewandtnis es auch im Übrigen mit ihnen haben mag — keinesfalls Fälschungen Steinmanns sind. Nassen teilt uns darüber das Folgende mit:

> „Da ich zufällig unlängst in den Besitz einiger Bände der überaus selten gewordenen Zeitschrift

„Unser Planet" gelangte, so blätterte ich in ihnen nach und fand auch wirklich die von Steinmann angegebenen Verse mit Heines vollem Namen überschrieben. Die Lieder finden sich in Nr. 187 vom 8. August 1831. Die Zeitschrift erschien im Verlage von C. H. F. Hartmann und wurde von dem bekannten deutschen Romanschriftsteller Ludwig Storch (1803—1881), den Heine sehr schätzte und häufig las, herausgegeben.

Im Mai 1831 war Heinrich Heine in Paris angekommen und befand sich dort noch lange Zeit in einer sehr trüben Stimmung; er gedachte zu oft Deutschlands, seiner fernen Liebe. „Fliehen," sagt er deshalb am 27. Juni 1831, „wäre leicht, wenn man nicht das Vaterland an den Schuhsohlen mit sich schleppte. Ich parodiere Danton mit Schmerzen. Es ist schmerzlich, im Luxembourg spazieren zu gehen und überall ein Stück Hamburg oder ein Stück Preußen oder Bayern an den Schuhsohlen mit sich herumzuschleppen." In solcher Stimmung entstanden offenbar auch die „Abendlieder", welche einen willkommenen und erfreulichen Zuwachs bilden zu den wenigen Poesien, die im Jahre 1831 entstanden. Nach Professor Elsters sorgfältigen Forschungen lassen sich nämlich nur folgende Dichtungen mit Bestimmtheit in das erste Jahr des Exils Heines setzen: Das Gedicht „Anno 1829", dann aus dem Cyklus „Katharina" Nr. 8, beginnend mit den Worten: „Ein jeder hat zu diesem Feste," und endlich die „Kitty" überschriebene Reihe von Gedichten."

Herr Nassen hatte die Freundlichkeit, uns seinen Fund im Original vorzulegen. Der vollständige Titel der verschollenen Zeitschrift lautet: „Unser Planet. Blätter für Unterhaltung, Litteratur, Kunst und Theater. Herausgegeben von Ludwig Storch." Die „Abendlieder" sind im „Unterhaltungsblatt Nr. 187, (II. Jahrgang) Montag, den 8. August 1831" enthalten.

Nach dieser Quelle teilen wir hier die Lieder mit:

Abendlieder.

Von Heine.

Ich wandle längs dem Teiche,
So ganz ohne Zweck und Plan,
Und Blumen, holde, bleiche,
Seh'n mich gespenstisch an.

Sie sehen mich an; ich erzähle
Mein langweilig Lied sodann,
Sie fragen mich, was mir fehle,
Mir armen, finstern Mann.

Ich muß sie alsdann bedeuten:
Mir fehlt die Liebe zur Welt,
Und außer Credit bei den Leuten,
Fehlt mir vor Allem Geld.

Und auf dem Teiche schwimmen
Dahin der Schwäne zwei,
Und wunderbar dunkle Stimmen
Durchtönen mich dabei.

Sie schwimmen dahin und ringen
Nach eines Tons Gewalt;
Und wenn die Schwäne singen,
So sterben sie alsobald.

D'rum müssen ihr Leid sie verhehlen,
Wie schwer auch die Brust geschwellt;
Denn Schwäne und Dichterseelen
Versteht nicht die dumme Welt.

Und sind sie dann auch verloren,
Sie singen doch noch zuletzt;
Und liegt mirs nicht vor den Ohren,
So singen sie eben jetzt.

Es schiffen vergnügte Wölkchen
Durchs blaue Abendmeer,
Und durch die Dämmerung schwebet
Ein schattig Gebild mir daher.

Es blickt mit Erinnerungsaugen
Mir tief in die Seele hinein
Wie ferner Seligkeiten,
Begrabener Wonnen Schein.

Vertraut ist mir diese Erscheinung,
Ich glaub', ich erkenne sie,
Es ist der süße Schatten
Von der gestorb'nen Marie.

Sie winkt mir bekannt und stille
Und faßt mich mit leisem Weh';
Ich aber greife zur Brille,
Damit ich sie besser seh'.

Was nun haben wir hier vor uns: Lieder von Heine, in denen er seine Manier selbst parodiert, oder Parodieen eines Anderen, die dieser unter Heines Namen drucken ließ?!

Der Umstand, daß die Gedichte im August 1831, also zu einer Zeit, da Heine Deutschland seit kaum drei Monaten verlassen hatte, unter Heines Namen in einer Zeitschrift erschienen, ist zweifellos ein gewichtiges Argument für die Echtheit. „Ludwig Storch war ein geachteter Schriftsteller," kann man in weiterer Ausführung dieses Gedankens bemerken, „seine Hand zu einer so übermütigen Mystification zu bieten, sah ihm nicht ähnlich; zudem verfolgte Heine damals die deutschen Zeitschriften von Paris aus noch auf das Sorgsamste; das Blatt wird ihm schwerlich entgangen sein; protestiert hat er nirgendwo gegen den Mißbrauch seines Namens, was er sonst sicherlich nicht unterlassen hätte, folglich sind die Gedichte echt."

Aber — muß ich mich nun selbst bekämpfen — dies Alles hat doch nicht so zwingende Beweiskraft,

als es auf den ersten Blick scheint. Auch geachtete Schriftsteller können als Redakteure mystifiziert werden, oder einen übermütigen Streich für keine Todsünde halten; das Blatt war sehr wenig verbreitet, und es ist denkbar, daß es dem Dichter entgangen ist. Heine war damals ein viel parodierter, viel befehdeter Schriftsteller, dem gegenüber Vieles als erlaubt galt, was man keinem Andern anzuthun wagte, oder auch anzuthun der Mühe wert hielt. Der Fall, daß Gedichte unter Heines Namen publiziert wurden, die nicht von ihm herrührten, hat sich wiederholt ereignet, sogar an Orten, wo die Gefahr einer Entdeckung viel näher lag, als bei der kleinen Zeitschrift Storchs. Um nur zwei Beispiele zu erwähnen: schon im Herbst 1821 veröffentlichte jemand in Nr. 236 der „Abendzeitung", damals wohl dem gelesensten belletristischen Blatte Deutschlands, ein mit „Heine" gezeichnetes Gedicht: „Der Herbst," und 1845 publizierte Eduard Boas in seinem Album „Die deutsche Flotte" im besten Glauben ein angeblich von Heine verfaßtes Gedicht: „Auf dem Boulevard du Calvaire", das gleichfalls ein Falsifikat war. (Vergl. „Deutsche Dichtung," Band XXIX, S. 31.) Die Zahl dieser Fälle ließe sich unschwer vermehren.

Die äußeren Umstände also, so weit sie mir jetzt bekannt sind, scheinen mir die Echtheit nicht zu verbürgen; sie lassen die Annahme des Gegenteils sehr wohl zu. „So weit sie mir jetzt bekannt sind", füge ich vorsichtshalber bei, weil mir Herr Nassen vor einigen Wochen mitgeteilt hat, er habe seither „in ‚Unser Planet' auch noch ein Bruchstück eines bislang unbekannten Heine-Briefs gefunden", doch kann ich, da Herr Nassen wußte, daß die Veröffentlichung seiner Mitteilung in der „Deutschen Dichtung" unmittelbar bevorstehe, unmöglich glauben, daß sich dies Fragment auf die „Abendlieder" bezieht. Wohl aber geht möglicher Weise aus demselben hervor, daß Heine mit der Zeitschrift in Verbindung gestanden habe, und da dieser Umstand für die Frage, die uns hier beschäftigt, immerhin von Bedeutung wäre, so habe ich Herrn Nassen umgehend ersucht, uns auch dies Fragment zur Veröffentlichung zu überlassen. Doch habe ich leider noch keine Antwort von ihm erhalten. (Auch ein anderer Umstand, der mir bei der Niederschrift dieser Zeilen nicht bekannt war, würde die Einschränkung: „So weit mir jetzt bekannt . . ." rechtfertigen. Eben mit der Korrektur des vorliegenden Aufsatzes beschäftigt, erhalte ich von Gustav Karpeles ein längeres Schreiben, das u. A. folgenden Passus enthält: „So viel ich weiß, ist ‚Unser Planet' die litterarische Beilage des ‚Komet' gewesen, den K. R. Herloßsohn seit 1830 redigierte, der, wie Sie ja zuerst festgestellt haben, gerade damals mit Heine befreundet war. Hätte dieser sich die Persiflage erlaubt oder sie einem Andern gestattet, so hätte er ohne Zweifel in einer der nächsten Nummern die Mystification selbst aufgedeckt." Leider vermag ich in den wenigen Minuten, die mir dazu gegönnt sind und an der Hand meiner eigenen bibliographischen Hülfsmittel nicht festzustellen, ob Herloßsohn zu der von Storch redigierten Zeitschrift thatsächlich in dem von Karpeles angegebenen Verhältnis stand; die einzige Nummer von ‚Unser Planet', die mir vorliegt, enthält keinen Hinweis darauf, daß er ein Beiblatt zu Herloßsohns ‚Komet' sei, und der etwaige Inhalt der folgenden Nummer ist mir vollends unbekannt. Bestätigt sich aber die aus dem Gedächtnis gegebene Mitteilung von Karpeles und enthält ‚Unser Planet' in den folgenden Nummern keine Berichtigung, so wäre damit allerdings ein gewichtiger Grund für die Echtheit gegeben.)

Was aber sagen uns die Lieder selbst? Sind sie von Heine oder von einem Anderen?!

Herr Nassen bezweifelt die Echtheit keinen Augenblick. Nicht um diese Echtheit zu erweisen, die seines Erachtens nicht erst des Beweises bedarf, sondern um darzulegen, wie sehr sich gerade in diesen Liedern Heines Eigenart auspräge, macht er auf einzelne Stellen aufmerksam, und zwar in Form von Anmerkungen zu den Gedichten. Ich konnte diese Form, die den Leser vielleicht in der unbefangenen Würdigung der Gedichte behindert hätte, nicht belassen, gebe aber hier das Wichtigste wieder. Zu der ersten Zeile des ersten Gedichts: „Ich wandle längs dem Teiche" bemerkt Nassen: „Die Lieder beginnen mit der bei Heine als einem Ich-Poeten beliebten ersten Person und zwar mit dem bereits in den Liedern: „Ich wandle unter Blumen" und: „Ich wandelte unter den Bäumen" gebrauchten, bekannten Versanfang. Heine beginnt 54, also hiermit 55 Gedichte mit der ersten Person des Singularis. Er hat auch eine besondere Vorliebe für das klangvoll-heimliche Wort: „wandle". Max Seelig hat in seiner Dissertation: „Die dichterische Sprache in Heines ‚Buch der Lieder'" zwanzig derartige Beispiele zusammengestellt." — Als Parallelstelle zu Vers 3 und 4 desselben Gedichts: „Und Blumen, holde, bleiche — Seh'n mich gespenstisch an", führt Nassen an: „Im ‚Ratcliff' singt Heine ganz ähnlich: ‚— — wo die Blumen — Mit klugen Schwesteraugen still mich ansahn'." Außerdem zitiert Nassen die Heine-Biographie von Strodtmann (Bd. II, S. 10), wo gesagt ist: „In der ersten Zeit seines Pariser Aufenthaltes trieb Heine sich unbeachtet und zwecklos in der großen Weltstadt umher." — Zu den beiden letzten Zeilen dieses ersten Liedes: „Und außer Credit bei den Leuten — fehlt mir vor Allem das Geld", verweist Nassen auf des Dichters drollige Ausführungen" in seinem ‚Buch le Grand', wo er u. A. folgende Reminiscenz aus seiner französischen Schulstunde am Düsseldorfer Lyceum zum Besten giebt: „Wohl sechsmal erging an mich die Frage: „Henri, wie heißt der Glaube auf französisch?" Und sechsmal und immer weinerlicher antwortete ich: „Das heißt le crédit." Und beim siebenten Male, kirschbraun im Gesichte, rief der wütende Examinator: „Er heißt

la religion" — und es regnete Prügel und alle Kameraden lachten. Madame! seit der Zeit kann ich das Wort religion nicht erwähnen hören, ohne daß mein Rücken blaß vor Schrecken und meine Wange rot vor Scham wird. Und ehrlich gestanden, le crédit hat mir im Leben mehr genützt als la religion." — Zum zweiten Liede zitiert Nassen als Parallelstelle den Vers aus dem „Lyrischen Intermezzo" (Elster I, 89): „Es singt der Schwan im Weiher — Und rudert auf und ab — Und immer leiser singend — Taucht er ins Flutengrab," zum Dritten die Stelle aus „Nordsee I": „Glockentöne ziehen ein Schiff, wie Schwäne" und: „Wie Schwänenzüge schifften vorüber — Mit schimmernden Segeln die Helgoländer." — Zum letzten Liede, namentlich zu dem Verse: „Es ist der süße Schatten — Von der gestorb'nen Marie" bemerkt Nassen: „Es ist die tote Maria, welche auch in der „Reise von München nach Genua" so oft erwähnt wird." Zu dem vorletzten Vers endlich: „Ich aber greife zur Brille", bemerkt Nassen: „Strodtmann (II, 11) berichtet dem genau entsprechend, Heines Lieblings-Spaziergang sei ‚die Passage des Panoramas am Boulevard Montmartre' gewesen. ‚Hier schlenderte er fast allabendlich auf und ab, die Hände in den Taschen, den Kopf mit dem weißen Filzhut in den Nacken geworfen, die goldene Brille auf der Nase.'"

So weit Nassen.

Was mich betrifft, so sage ich offen und auf die Gefahr hin, bald des Irrtums überführt zu werden, (was mir dann freilich nicht schmerzlich wäre, denn sind die Gedichte von Heine, so gehören sie zwar nicht zu den künstlerisch wertvollsten, aber zu den psychologisch interessantesten, die er geschrieben hat): Nein, ich kann an Heines Autorschaft nicht recht glauben.

Ich halte das Gedicht für die gelungene Parodie eines Andern, nicht für eine Selbstparodie Heines. Mir erweisen die von Nassen zitierten Parallelstellen, die sich, wie jeder Kenner unseres Dichters weiß, noch sehr ausgiebig vermehren lassen, nur das Eine: daß der Schalk, der diese Verse geschrieben hat, Heines Lieder und Reisebilder sehr, sehr genau kannte. Die beiden ersten Lieder könnten noch eventuell, wenigstens dem flüchtigen Blick, als echte Heineana passieren; zu den besten Liedern Heines würden sie dann freilich nicht gehören. Aber im dritten erscheint mir die Wendung „Und liegts mir nicht vor den Ohren" nicht recht heinisch, und vollends kann ich nicht glauben, daß Heine die beiden letzten Strophen geschrieben haben kann. „Es ist der süße Schatten — Von der gestorb'nen Marie" und: „Ich aber greife zur Brille — damit ich sie besser seh" — nein, ich kann's nicht glauben ... Im Munde des Parodisten ist das witzig, als Selbstparodie wär's eine Rohheit, und roh war Heine nicht. Vollends aber beseitigt mir der Anklang an die Lorelei: „Und faßt mich mit leisem Weh" jeden Zweifel daran, daß ich der richtigen Ansicht bin.

Vielleicht werden mich die Thatsachen, die in der Folge bekannt werden, des Gegenteils überführen. Aber dann würde ich mich doch meines Irrtums nicht schämen, denn dann läge hier ein psychologisch höchst merkwürdiger, ja, möcht' ich sagen, psychologisch monströser Fall vor. Wie weit Heine in der Selbstparodie, in der Verspottung seiner eigenen Art und seiner Empfindungen geht, weiß auch ich. Wohl das Stärkste, was er nach dieser Hinsicht gewagt hat, ist ein kleines Gedicht: „Meine Lieder," das ich kürzlich an dieser Stelle (Band XXX, S. 250) in meinen Randglossen zu Nassens Studien in anderem Zusammenhange zitiert habe. Trotzdem und obgleich es auch in jeder Gesamt-Ausgabe Heines steht, will ich es doch auch hier folgen lassen, um jedem Leser die sofortige Vergleichung zu ermöglichen:

Meine Lieder.

Ich wollte, meine Lieder
Das wären Blümelein:
Ich schickte sie zu riechen
Der Herzallerliebsten mein.

Ich wollte, meine Lieder
Das wären Küsse fein:
Ich schickte sie heimlich alle
Nach Liebchens Wängelein.

Ich wollte, meine Lieder
Die wären Erbsen klein:
Ich kocht' eine Erbsensuppe,
Die sollte köstlich sein.

Gewiß, das geht weit, sehr weit. Gleichwohl klafft zwischen dieser Selbstparodie und der angeblich von Heine in den „Abendliedern" geübten eine Kluft, die unüberbrückbar ist, die Kluft, die den tollen Übermut von der rüden Vernichtung der eigenen persönlichen Würde trennt. Der Hohn auf die „Lorelei" würde schon hart daran grenzen, eben weil es sich um eines seiner schönsten, reinsten, tiefst empfundenen Lieder handelt, aber nun stelle man diese Erwähnung des „Schattens von der gestorb'nen Marie" und den brutal-trivialen Witz von der „Brille" mit folgenden Stellen aus der „Reise von München nach Genua" zusammen:

„... Es war dunkel geworden, und die Sterne sahen so klar und fromm herab in mein Herz. Im Herzen selbst aber zitterte die Erinnerung an die tote Maria. Ich dachte wieder an jene Nacht, als ich vor dem Bette stand, worauf der schöne blasse Leib lag mit sanften stillen Lippen. — Ich dachte wieder an den sonderbaren Blick, den mir die alte Frau zuwarf, die bei der Leiche wachen sollte und mir ihr Amt auf einige Stunden überließ. — Ich dachte wieder an die Nachtviole, die im Glase auf dem Tische stand und so seltsam duftete. — Auch durchschauerte mich wieder der Zweifel: Ob es wirklich ein Windzug war, wovon die Lampe erlosch? Ob wirklich kein Dritter im Zimmer war?"

•

„.... Welchem Weibe aber gehörte die Stimme, die mir so süß unheimlich in die Seele drang, als ich über die Scala Mazzchi stieg? Es war Gesang wie aus der Brust einer sterbenden Nachtigall, todzärtlich und wie hülferufend an den steinernen Häusern widerhallend .... Aber bald schienen mir Lied und Stimme so wohl bekannt, ich hatte diese seidenen, schaurigen, verblutenden Töne schon früher gehört, sie umstrickten mich wie weiche, flehende Erinnerungen und — „O du

dummes Herz“, sprach ich zu mir selber, „kennst du denn nicht mehr das Lied vom kranken Mohrenkönig, das die tote Maria so oft gesungen? Und die Stimme selbst — kennst du denn nicht mehr die Stimme der toten Maria?“

Die langen Töne verfolgten mich durch alle Straßen, bis zum Gasthof Due Torre, bis ins Schlafgemach, bis in den Traum. — Und da sah ich wieder mein süßes gestorbenes Leben schön und regungslos liegen, die alte Waschfrau entfernte sich wieder mit rätselhaftem Seitenblick, die Nachtviole duftete, ich küßte wieder die lieblichen Lippen, und die holde Leiche erhob sich langsam, um mir den Gegenkuß zu bieten.“

Das ist eine Phantasie-Gestalt, könnte man mir einwenden. Freilich, würde ich antworten, im gewissen Sinne ja. Weder hieß sie Maria, noch sang sie Lieder vom toten Mohrenkönig, noch sah sie der Dichter auf der Bahre. Aber deshalb war sein Schmerz doch echt. Maria ist die Personification der Jugendliebe des Dichters, der nie verwundenen Liebe zu Amalie Heine. Und vielleicht hätte es ihn weniger geschmerzt, er hätte die Geliebte tot gesehen, denn als Gattin des dicken, wohlhabenden Herrn John Friedländer.

Und noch Eins erwäge man. Heine hat das oben zitierte Gedicht „Meine Lieder“ als ganz junger Mensch geschrieben, aber nie selbst veröffentlicht. Und er war entrüstet als es ein anderer that, eben Herr Steinmann, und protestierte öffentlich dagegen in den entschiedensten Ausdrücken; ich habe die Sätze gleichfalls kürzlich an dieser Stelle (Band XXX, S. 251) zitiert. Diese hundertmal schlimmere Selbstparodie aber sollte er als reifer Mann geschrieben und selbst veröffentlicht haben?!

Gewißheit freilich habe ich ebenso wenig für meine Meinung, wie Nassen für die seine. Auch fühle ich mich verpflichtet, zu betonen, daß von den drei Heine-Kennern, die ich um ihre Meinung fragte, der Eine für Nassen, der Andere für mich stimmt, der Dritte zwar keins von beiden thut, aber doch mehr für Nassen ist. Der Eine, ein bewährter Kenner des Dichters, erwidert mir: liege nun der Abdruck in „Unser Planet“ vor, so sei das Gedicht als unzweifelhaft echt zu betrachten. Ich habe leider versäumt, ihn zu fragen, ob er die Nennung seines Namens gestatte, kann dies nun bei der Kürze der Zeit, die zwischen der Niederschrift dieser Zeilen und ihrer Drucklegung liegt, nicht mehr nachholen, werde es aber mit Freude begrüßen, wenn er mir dies nachträglich noch gestattet. Denn ich will ja nur eben der Wahrheit so nahe kommen, als in derlei Fragen überhaupt möglich. Übrigens kann ich, wie bemerkt, auch für meine Ansicht einen trefflichen Gewährsmann anführen; Herr Prof. Ernst Elster in Leipzig schreibt mir, auch er könne nicht glauben, daß diese Lieder von Heine seien, und zwar aus denselben Gründen, wie ich sie entwickelt hätte.

Was endlich den dritten Heine-Kenner betrifft, Gustav Karpeles, so trifft seine eingehende Äußerung erfreulicher Weise nun doch noch rechtzeitig genug ein, um hier mitgeteilt zu werden. Er schreibt mir u. A.:

> Bezüglich der „Abendlieder“ haben Sie mich recht unsicher gemacht. Ich hatte schon seit Jahren Zweifel an der Unechtheit dieser Lieder, obwohl sie Steinmann mitgeteilt. Als mir Herr Oberlehrer Nassen mitteilte, sie stünden in der Zeitschrift „Unser Planet“ 1831 mit Heines Namen abgedruckt, fing ich an, an die Echtheit zu glauben. Nun haben Sie mir aber die Illusion einigermaßen zerstört, denn ich halte sie jetzt auch für Selbstpersiflage oder fremde Persiflage . . . Allerdings muß man mit solcher Ansicht sehr vorsichtig sein . . . Die Grenzen sind hier — nicht ohne Schuld Heines — oft verwischt und es bedarf großer Mühe um sie festzustellen . . .“*)

Gewiß bedarf es dessen und daher fühle ich mich den drei Herren zu Dank verbunden, und das Gleiche wird von jeder Äußerung über die Frage gelten, die mir in der Folge noch zukommen wird.

K. E. Fr.

---

*) Herr Dr. Karpeles übersendet mir gleichzeitig eine Reihe von wertvollen Bemerkungen zu Nassens „Kleinen Heine-Studien“ und den Randglossen, mit denen ich sie begleitet habe. Auch von anderer Seite habe ich dankenswerte Mitteilungen aus dem gleichen Anlaß erhalten. Ich werde Alles, so weit es sachlich wichtig ist, in einem der nächsten Hefte dieser Zeitschrift mitteilen.

Litterarische Notizen.

— Familie Wawroch. Ein österreichisches Drama in vier Akten. Von Franz Adamus. Mit einem Geleitwort von Ernst Freiherrn von Wolzogen. München, Albert Langen. 1899. — Das Stück ist in Wien und Berlin aufgeführt worden, in beiden Städten war der Erfolg derselbe: ein abscheulicher Theaterskandal. Mit dem Widerhall dieses Pfeifens und Zischens im Ohr Wolzogens begeisterte Empfehlung des neuen Dramas zu lesen — er stellt es wirklich und wahrhaftig über die Jugendwerke Gerhart Hauptmanns! — macht einen seltsamen Eindruck und es läge sehr nahe, sich nun über Wawroch und Wolzogen, den armen, von der Bühne weggereitschten Ritter und seinen Herold mit der geringen Prophetenkunst ausgiebig lustig zu machen. Dies aber würde uns nicht behagen; wer zu Boden liegt, auf den tritt man nicht, und man geht, wenn man ihn nicht aufrichten kann, schweigend vorbei. Reden wir also nun von dem Drama, so geschieht es nur, weil wir glauben, daß zwar nicht dem Werke, wohl aber seinem Dichter Unrecht geschehen ist. „Familie Wawroch“ ist ein schlechtes, ganz schlechtes Drama, im Aufbau seltsam zwischen dem krassesten Naturalismus und kleinen Theater-Künsteleien schwankend, aber es ist dennoch das Werk eines Dichters, der sehr gut zu beobachten und wirkliche Menschen zu gestalten vermag. Auch ist ein Zug der Gerechtigkeit, der Unbefangenheit gegenüber den socialen Kämpfen der Gegenwart in ihm, der sympathisch berühren muß. Und darum: dem Dramatiker Adamus ist geschehen, wie er verdiente, aber den Dichter Adamus wollen wir anhören, wenn er wieder zu uns reden will, denn auch dies hat er verdient.

— Die Ausdrücke für Gesichtsempfindungen in den altgermanischen Dialekten. Ein Beitrag zur Bedeutungsgeschichte. Von Dr. Adeline Rittershaus. Zürich. E. Speidel. — „Was Jakob Grimm in seinem Aufsatz ‚Die fünf Sinne‘ angedeutet, dann Bechtel 1879 in seinem Werke ‚Ueber die Bezeichnungen der sinnlichen Wahr-

nehmungen in den indogermanischen Sprachen' weiter ausgebaut hat, sucht nun die Verfasserin für die altgermanischen Dialekte im besonderen durchzuführen: eine Aufzählung und Analyse der Ausdrücke, über welche diese Dialekte für das Sehen verfügen. Eine sehr tüchtige, fleißige Arbeit, die nirgendwo in unguter Weise daran erinnert, daß sie von einer Dame verfaßt ist." So schreibt uns ein Gelehrter, dem wir das Buch mit der Bitte um eine kurze Charakteristik zugesendet haben. Mehr und Anderes aus eigenem Wissen beizufügen sind wir nicht in der Lage, denn die Arbeit ist eben eine streng wissenschaftliche Dissertation über ein Gebiet, in dem uns keine Special-Kenntnisse zur Verfügung stehen; es ist dies aber garnicht unsere Absicht, wenn wir für unser Teil einige Worte beifügen, sondern wir wollen nur der Freude darüber Ausdruck geben, daß die Tochter eines treuen Freundes und Mitarbeiters dieser Zeitschrift, Emil Rittershaus, nun ihrerseits den ererbten Namen zu Ehren bringt. Mit einer Ausdauer, einer Hingabe an das erwählte Lebensziel, wie sie staunenswert sind und den Freund und Schätzer tüchtigen, ideal gesinnten Menschentums immer freudig berühren müssen, hat die junge Dame zunächst Alles erfüllt, was sie sich vorgenommen hatte und was irgend im Bereich ihrer Kräfte lag; möge ihr dies beste Glück strebender Menschen auch ferner beschieden sein.

— Most. Gedichte von Rachel Bardi. Leipzig, Wilhelm Friedrich, o. J. — Die Dichterin ist noch jung; dies Buch vermutlich ihre Erstlingssammlung und so mag sich die Wahl des Titels erklären. So recht zutreffend ist er aber trotzdem nicht. Most ist ein wildgährender Saft, trüb, aber berauschend. Dies Alles trifft auf dies hübsche, aber, wie wir fürchten, nicht allzutiefe Talent nicht zu. Frau oder Fräulein Bardi ist, obwohl einzelne Strophen, auch ganze Gedichte leidenschaftlich genug klingen, nach dem Gesamteindruck, den uns das Büchlein gemacht hat, im Grunde als Dichterin eine kühle Natur; ihr Bestes sind darum auch garnicht die Lieder, sondern die lyrisch-epischen Stücke, in welchen sie ihre Gestaltungskraft, aber auch Geist bewährt (z. B. „Der Isispriester", welches Gedicht vorher in der „Deutschen Dichtung" zu lesen stand, „Prometheus" u. a.). Vorhanden also sind eine gewisse plastische Kraft, Bildung und ein, immerhin bei jungen Dichterinnen nicht häufiges Maß von Geist; woran es uns zu fehlen scheint, ist das Gemüt und jene warme, tiefe Hingabe an das Leben, die doch eigentlich das Beste am Dichter sind. Fühlbar mangelhaft ist auch zunächst noch die Sprachbeherrschung; die Verfasserin bildet neue Ausdrücke, die unstatthaft, weil dem deutschen Sprachgeist widersprechend sind, (z. B. „holdgestaltenvoll" für „holder Gestalten voll") und hat eine Vorliebe für Fremdwörter, was in der dichterischen Sprache glattweg geschmacklos und darum unerlaubt ist. Wir setzen zur Probe ein Gedicht hierher — es ist „Polychrom e" überschrieben —, das für das, was sie kann und für das, was ihr Können zur Zeit noch entstellt, sehr bezeichnend ist:

Oft las ich wohl, wie durch Polychromie
Der Grieche ein noch reizvoll wärm'res Leben
Marmornen Kunstgebilden wußt' zu geben, —
Oft las ich's — doch verstanden hab' ich's nie.

Da sah ich dich, und plötzlich war's mir klar!
Ein Pfirsichschimmer lag auf Marmorwangen,
In reichem, weichem Wellenschwung umfangen
Die Stirne, formenstreng, vom dunklen Haar.

Des vollen Kinnes edle Energie
Hold überblüht vom kirschenroten Munde —
Mit Eins begriff ich nun, wie aus dem Bunde
Von Stein und Farben ströme Harmonie.

— „O Menschenfreud', o Menschenleid." Gedichte von A. Kassau. Dresden, E. Piersons Verlag. — Ein echtes Erzeugnis der bei Kritikern und Litteraturfreunden mit Recht in so hohem Ansehen stehenden „Pierson-Lyrik". Aus dem Leserkreise der „Deutschen Dichtung" ist der Redaktion dieser Zeitschrift oft die Anregung zugegangen, in ihrer „Korrespondenz" eine Auswahl von Proben unfreiwilliger Komik zu veröffentlichen; um das Material, also um Gedichte, die so schlecht seien, daß sie nur komisch wirkten, könne sie ja wohl schwerlich in Verlegenheit sein. Dem ist auch so, aber an „Briefkasten der Redaktion", in denen die armen Dichterlinge unter den Einsendern Spießruten laufen, ist, seitdem sie durch Paul Lindau in dem „Neuen Blatt" vor dreißig und mehr Jahren in die Mode gekommen, ohnehin kein Mangel, und, — was die Hauptsache ist — ein solches Beginnen ist uns niemals geschmackvoll, niemals human, ja sogar nicht berechtigt erschienen. Denn auch derlei Gedichte werden im guten Glauben an ihre Trefflichkeit zur Prüfung eingesendet, und ob man sie zur Verhöhnung des Einsenders benutzen darf, ist doch recht fraglich, und zwar in mehr als einer Beziehung fraglich. Schlechte Gedichte zu schreiben, ist an sich kein Verbrechen, wohl aber, sie drucken zu lassen; und auch hier, wie bei jedem anderen Verbrechen, genügt zur Strafbarkeit nicht der Wille, sondern die That; um einen Schuldigen zu haben, den er zum Gaudium des kundigen Lesers hinrichten kann, darf sich kein Redakteur zum Mitschuldigen machen. Aber dies nur nebenbei, um eine oft an uns gestellte Frage zu beantworten, die übrigens in gewissem Zusammenhang mit diesen Bändchen steht, denn so lange E. Piersons Verlag Alles druckt, wofür der Autor samt den Druckkosten auch die Kommissionsgebühr bezahlt, so lange uns dieser Verlag seine Perlen deutscher Lyrik zusendet, und so lange wir sie besprechen und Proben aus ihnen bringen, wird auch für Freunde dieser unfreiwilligen Komik genügend gesorgt sein. Ein Dichter dieses Schlages ist auch Herr A. Kassau. Was er kann, mögen zwei Gedichte erweisen, eines, das ernst, und ein anderes, das heiter gemeint ist; wir dürfen versichern, daß es nur eben mit die kürzesten, aber lange nicht die schlechtesten im Buche sind. Das ernst gemeinte ist „Der Satanas" überschrieben und lautet wirklich und wahrhaftig wie folgt:

Ich lache nur — ich weine nicht —,
So daß es gellend schallt,
Und ob das Herz in Stücke bricht
Vor Schmerzes Allgewalt.

Und ob dich alle Welt verehrt
— Es ist ein alter Brauch —:
Du bist nicht einer Thräne wert,
Nicht eines Seufzers Hauch.

Wer dich bis in die Wurzel kennt,
Der zollt dir ewig Haß,
Mit wohlverdientem Namen nennt
Er dich den Satanas.

Das andere, das heitere, ist ohne Ueberschrift und lautet:

Freut euch, freut euch, Erdensöhne,
Dieses Lebens holder Schöne!
Ehrt die werte Gottesgabe!
Trauern könnt ihr noch im Grabe.

Gewiß, das ist ein Dichter, über den man lachen muß. Aber daß derlei Gedichte einen Verleger finden, der seine Firma auf das Buch setzt, ist doch eigentlich gar nicht lustig, vielmehr eine recht traurige Sache.

Neue Bücher.

Nachstehend verzeichnete Bücher sind der Redaktion zur Rezension zugekommen:

Engelhardt, Otto, Licht und Leben. Klingende Gedanken, Sinnsprüche und Satyrisches. Dresden und Leipzig, E. Piersons Verlag. 1899.

Heimatklänge aus deutschen Gauen. Ausgewählt von Oskar Dähnhardt. III. Aus Hochland und Schneegebirg. Leipzig, B. G. Teubner. 1901.

Kupffer, Elisar von, Doppelliebe. Novellen aus Estland. Zürich, Cäsar Schmidt. 1901.

Redigiert unter Verantwortlichkeit des Herausgebers Karl Emil Franzos in Berlin. — Nachdruck auch im Einzelnen ist untersagt und wird strafgerichtlich verfolgt. — Verlag der Concordia Deutsche Verlags-Anstalt in Berlin. — Druck von Kißling & Krüger, Berlin N.

Oktober.

Von Wilhelm Jensen.

I.

An rückt nun der Herbst mit wildflatterndem Haar,
Hält Musterung ob seiner Truppenschaar.

Umstürzen will er des Sommers Thron
Und drauf sich setzen mit Haß und Hohn.

Abdanken fällt noch dem Sommer zu schwer,
Er sammelt um sich sein Blumenheer.

Georginen und Astern in bunter Montur,
Reseden und Rosen und goldgrüne Flur.

Da funkelt manch' silberner Achselstreif —
Der Herbst beschießt sie mit Regen und Reif.

Doch steh'n sie ohn' Wanken in schrecklosen Reih'n,
Da stößt er mit heulendem Ansturm hinein.

Mit grauem Vortrab und schmetterndem Schrei —
Der Sommer ruft hilfreich die Sonne herbei.

Die hasset den Herbst bis in's innerste Mark;
Er will ihrer spotten, doch ist sie noch stark.

In goldener Rüstung erscheint sie sogleich,
Sie trifft seine Nebel mit goldenem Streich.

Sein Reifgeschoß löst sie in perlenden Thau,
Zersprengt seine Wolken in strahlendes Blau.

Das ist eine wellende, wogende Schlacht,
Es wankt und es weicht, und es leuchtet und lacht.

Der Sommer, der Sieger, sitzt noch auf dem Thron,
Mit Blüten gekrönt, und der Herbst ist entfloh'n.

Der knirscht mit den Kiefern und knurrt mit dem Mund
Heut' war's noch zu früh, doch zu besserer Stund!

Die Alte wird schwach und sie hilft Dir nicht mehr,
Da krieg' ich Dich und Dein dummdreistes Heer,

Da kehr' ich und deck' deinen albernen Putz
Mit Schatten und Schimmel und triefendem Schmutz.

Die Wirklichkeit bin ich, Du bist nur ein Schein,
Und ich bin der Herrscher, die Zukunft ist mein.

II.

Lau und lind
Von den Bergen fällt der Wind,
Ueber Firn und Gletscherklüfte
Trägt Italiens weiche Lüfte
Er uns zu als Angebind'.

Farbig lacht
Noch einmal die Blätterpracht
Sonnenroth am Waldessaum,
Liegt die Flur in goldnem Traum
Vor der Thür der Winternacht.

Holder Föhn,
Senk' von Deinen lichten Höh'n
Mir in's Herz auch süße Schauer,
Scheuche Sorgen draus und Trauer
Und erfüll' es warm und schön.

III.

Alt über herbstliche Stoppel
Abendlich einsam zu gehn,
Thätig in Dämmerbeginn
Sacht' den Pflug auf der Stoppel
Schollen noch legen zu seh'n
Künftigem Sommergewinn —

Wie das winterlich mahnet,
Schauernd die Seele durchzieht,
Wenn in vergehendem Licht

Goldene Fluren sie ahnet,
Die das Auge nicht sieht,
Die nur ein Glaube verspricht.

Und an des Kornfeldes Saume
Ahnt sie von Blüten ein Meer
Einstiger Maientagspracht;
Und ich gedenk' wie im Traume
Still jener Wiederkehr
Und der erblindenden Nacht.

Nocturne.

Im Mondschein blüht der Garten
Die ganze lange Nacht —
Ich bin mit meinen Träumen
Vom Schlummer aufgewacht.

Es schimmern die Giebeldächer,
Es duftet der Lindenbaum —
Zwei stumme Gestalten schreiten
So leis, man hört sie kaum.

Sie schreiten wie Geschwister
Einträchtig Hand in Hand,
Sie lehnen Schulter an Schulter
Und stehen und schau'n in's Land.

Und auf den grünen Rasen
Kniet nieder der blonde Knab':
„Sie nennen's Schuld und Sünde,
Daß ich so lieb dich hab'."

Sie blickt ihn an durch Thränen
Und hebt ihn leis vom Grund,
Sie hält ihn fest umschlungen
Und küßt ihn auf den Mund.

Und schweigend ziehn sie weiter,
Einträchtig Hand in Hand —
Mich dünkt, sie ziehn hinüber
In's stille Geisterland.

Kein Lied wird je verkünden,
Wie groß ihr Lieben war —
Der Garten nur, der Garten,
Blüht schöner mit jedem Jahr.

Georg Edward.

Auf einem Indianerpfade.

Aufklomm ich eine dunkle Schlucht
Zum Aufstieg fast zu grad,
Und fand, als schon der Mut mir sank,
Den Indianerpfad;
Von Grat zu Grat, von Pik zu Pik
Führt' stet der Weg zur Höh',
Und niederblickend sah ich fern
Die Bai von Monterey.

Im Hochgebirg auf edlem Kamm,
Tannicht krönt rings die Rund'
Träumt' ich, daß ich vielleicht dort stand
Ganz auf demselben Grund,
Von dem einst ein Indianer schaut'
Voll Schreck und banger Scheu
Die erste spanische Galion'
Vor Anker in der Bai.

Aus dem Englischen des **Clarence Urmy** von **Max Kiesewetter.**

Abschied.

Es weint der Wald um seine Sommerpracht,
Rotgolden, gelb und gelbbraun überdacht,
Und flüstert leis' in welken Blätterfallen.
Durch dürres Laubgezweig der Herbstwind pfeift,
In Kron' und Wipfel er verheerend greift
Indes des Sommers Schritte leis' verhallen. . . .

Des Flusses murmelndes Gewässer trägt
Nun fort den Kranz, den trauernd ich gelegt
Auf seine tiefen, schaumgekrönten Fluten.
Das war der Abschied! O, wie that er weh!
Leb wohl! Leb wohl! In weiter Ferne seh'
Ich noch den Kranz — mein Herz will mir verbluten.

Rudolf Stern.

„Zum letzten Mal . . ."

Ruhig lagst Du auf den weichen Kissen,
Als der Tod Dich, Liebster, mir entrissen,
Und um mich ward plötzlich finst're Nacht.

Blumen bracht' ich Dir und meine Thränen,
Und mit unermeßlich heißem Sehnen,
Meiner ganzen, großen Liebe Macht,

Wollt' ich brechen all die engen Schranken,
Und noch einmal, nicht nur in Gedanken,
Preßte ich Dich heiß an meine Brust.

Hielt' Dich, mein Geliebter, bis die Sonne
Käm', ein stiller Zeuge meiner Wonne,
Meiner süßen, still-verschwiegenen Lust.

Küßte Dein Gesicht und Deine Hände
Und in Seligkeiten ohne Ende
Liebt' ich Dich, mein Lieb, zum letzten Mal —

Wüßt' ich doch, daß alles Glück zerronnen,
Und für mich von Stunde an begonnen
Einsamkeit, ein Leben mir zur Qual.

E. Galen-Gube.

Briefe von Karl Gutzkow.

(1851—1870.)

I.

Die nachstehend mitgeteilten Briefe Karl Gutzkows sind an Max Ring gerichtet und bisher ungedruckt. Mit den in Band XXIX und XXX mitgeteilten Briefen Berthold Auerbachs an denselben Adressaten haben sie gemein, daß auch sie von großem litterarischem und psychologischem Interesse und für Schreiber wie Empfänger sehr bezeichnend sind. Aber das Verhältnis beider Männer zu Ring war nur äußerlich ein ähnliches; hier wie dort ein berühmter Dichter, dessen Vertrauen sich ein etwas jüngerer und minder berühmter Mitstrebender allmählich gewinnt, und zwar sowohl durch seine achtungswürdigen Eigenschaften als Mensch und als Schriftsteller, wie namentlich auch durch seine neidlose, werkthätige Pietät für den Ruhm des größeren Genossen. In ihrem Kern besehen ist die Beziehung, wie wir sehen werden, eine grundverschiedene. Stünde das Charakterbild Berthold Auerbachs wie das Karl Gutzkows nicht ohnehin im wesentlichen fest, man könnte es sich annähernd aus diesen Briefen an denselben Kollegen, der beiden im Beginn mit gleicher Herzenswärme und Verehrung entgegenkam, konstruieren.

Wie Max Ring mit Karl Gutzkow in Verbindung trat, ist des Näheren aus Rings trefflichen „Erinnerungen" (Berlin, Concordia Deutsche Verlags-Anstalt 1898) zu ersehen. Das Buch ist zwar noch lange nicht nach Verdienst verbreitet, aber immerhin gewiß auch vielen Lesern dieser Mitteilung bekannt; wir geben daher hier nur wieder, was zum Verständnis der Briefe unentbehrlich ist, und verweisen im Übrigen auf Rings Aufzeichnungen. Schon in Breslau ein eifriger Leser von Gutzkows Schriften — namentlich die „Wally" wurde, gleich der „Madonna" Mundts und den „Reisenovellen" von Laube auch von ihm „verschlungen", wie von den meisten jungen Leuten seiner Generation —, lernte er als Berliner Student nun auch den Dramatiker Gutzkow schätzen. „Mit ganz besonderer Teilnahme", berichtet er u. A. („Erinnerungen" I. S. 138) „wohnte ich mit meinen Freunden der ersten Aufführung des „Richard Savage" von Gutzkow im Berliner Königlichen Schauspielhause bei, welche durch das vorzügliche Spiel der Crelinger als Lady Mackelsfield und Seydelmanns als Richard Steele, aber noch mehr durch den Reiz der Neuheit und das Interesse für den freisinnigen, von der Regierung verfolgten Dichter einen großen Erfolg erzielte."

Der Eindruck, den Ring hier, wie in der Folge von Gutzkows Werken empfing, war nicht nur ein starker, sondern auch tiefgehend und von nachhaltiger Wirkung auf den um sechs Jahre jüngeren Dichter (Gutzkow war 1811, Ring 1817 geboren); als Ring selbst zur Feder griff, für die Bühne zu schreiben, berührte sich dieses sein Erstlingsdrama, wie der redliche Mann selbst hervorhebt, mit einem Hauptwerke Gutzkows. „Schon in Gleiwitz", erzählt Ring (a. a. O. I. 228) u. A., „hatte ich ein Trauerspiel entworfen und zum Teil ausgeführt, dessen Held der spanische Arzt Michel Servet war, der seiner freisinnigen Glaubensmeinungen wegen von dem Reformator Calvin in Genf angeklagt und zum Tode auf dem Scheiterhaufen verurteilt wurde. Ich wollte den Kampf zwischen Glauben und Wissen, zwischen Autorität und Freiheit darstellen, wozu mir die Geschichte Servets und die Genfer politisch-religiösen Wirren während der Reformation den geeigneten Stoff boten. Ich fand hier dieselben Gegensätze und Parteien, welche sich ... auch bei uns schroff gegenüberstanden; auf der einen Seite Calvin an der Spitze der Genfer Orthodoxen und Konservativen als Vertreter der Regierung und der alten Staatsordnung, auf der andern Servet mit den zum Teil gemäßigten Republikanern, gewissermaßen den Konstitutionellen jener Zeit, und den sogenannten Libertins, den damaligen Anarchisten. Unwillkürlich spiegelten sich in der von mir wieder (1848) aufgenommenen Dichtung meine eigenen Erlebnisse und Erfahrungen wieder. Dadurch erhielt mein Trauerspiel zwar eine unmittelbare Beziehung zur Gegenwart, aber auch eine tendenziöse Färbung. Außerdem erinnerte der Stoff vielfach an Gutzkows „Uriel Acosta". Nichtsdestoweniger gefiel das Stück."

Hatte hier, wie sich dies ja sehr oft begiebt, der ältere Schriftsteller den jüngeren angeregt, so sollte es in einem zweiten Falle umgekehrt kommen; wie Ring versichert, weiß er aus Gutzkows eigenem Munde, daß an der Entstehung und Ausgestaltung der „Ritter vom Geiste" auch sein (Rings) erster Roman: „Berlin und Breslau" einen gewissen Anteil habe. Die Thatsache ist interessant genug, um hier mit Rings Worten wiedergegeben zu werden. In demselben Herbst 1848,

da sich Ring in Breslau entschied, aus seinem Wirken als praktischer Arzt allmählich in die Schriftstellerei als ausschließlichen Beruf einzulenken, machte ihm ein Breslauer Verleger, Kern, den Antrag, für ihn einen Roman zu schreiben. Ring lehnte ab, indem er lachend versicherte, daß er „eher auf dem Seil tanzen, als einen Roman schreiben könnte“, aber einige Tage darauf erschien der Verleger wieder in seiner Wohnung. „Als ich ihm (Kern)“, erzählt Ring, (a. a. O. I. 234 ff.) „nochmals meine Bedenken und Zweifel an meiner Befähigung vorstellte, schlug er mir vor, wenigstens einen Versuch zu machen und zur Probe einige Kapitel zu schreiben. Dieser Ausweg und das verhältnismäßig ansehnliche Honorar, welches er mir im Fall des Gelingens in Aussicht stellte, leuchteten mir ein, so daß ich mich schließlich bereit erklärte, auf diese Bedingungen einzugehen, obgleich ich nicht wußte, was und wie ich schreiben sollte. Zum Glück fiel mir eine interessante Erbschafts-Geschichte ein, die sich vor kurzem in Breslau abgespielt. Die junge Frau eines dortigen alten Millionärs, welche im Punkte der ehelichen Treue nicht allzu streng dachte, hatte heimlich einen Sohn geboren und das Kind mit Hilfe ihrer in Berlin lebenden Schwester bei einer armen Schuhmacherfamilie in Kost und Pflege gegeben. So lange die Mutter lebte, wurde eine bestimmte Summe für den Unterhalt des Knaben regelmäßig jeden Monat gezahlt. Als sie aber starb, hörten auch die Geldsendungen auf; nichtsdestoweniger behielt der gutmütige Schuster das Kind in seinem Hause und ließ es, als es herangewachsen war, ebenfalls Schuhmacher werden, ohne ihm die näheren Umstände seiner Geburt mitzuteilen. Nach einiger Zeit starb auch der Millionär und hinterließ seiner einzigen legitimen Tochter ein fürstliches Vermögen. Jetzt erst entdeckte der Schuhmacher seinem Pflegesohn den wahren Sachverhalt und sorgte zugleich für einen tüchtigen Rechtsanwalt, der das Testament angriff und die Führung des wichtigen Prozesses übernahm. In der ersten Instanz mit seinen Ansprüchen abgewiesen, wurde der arme Schusterjunge in den folgenden Instanzen als berechtigter Miterbe anerkannt und ihm die Hälfte des großen Vermögens zugesprochen, da er in der Ehe geboren war und der Millionär nicht zur rechten Zeit die Scheidung von seiner ungetreuen Gattin beantragt hatte. Um dem einfachen Stoff, der durch den Gegensatz von Armut und Reichtum ein sozialistisches Interesse bot und mich deshalb anzog, eine noch höhere aktuelle Bedeutung zu geben, verlegte ich die Zeit in die Märztage und die Handlung der Wahrheit gemäß teils nach Berlin, teils nach Breslau, wodurch ich auch Gelegenheit erhielt, mir aus eigener Anschauung bekannte Verhältnisse und Persönlichkeiten für meinen Roman zu benutzen. Nachdem ich in dieser Weise mir den Plan flüchtig entworfen hatte, ging ich zagend an die Ausführung, selbst neugierig, was daraus werden und was ich zustande bringen würde. Mit jedem neuen Bogen wuchs meine Lust und mein Eifer. Ich schrieb munter drauf los, mit der ganzen Unbefangenheit und naiven Keckheit des unerfahrenen Anfängers, wodurch vielleicht meine Arbeit eine gewisse Frische und Natürlichkeit erhielt, wie sie ja das Erstlingswerk eines Schriftstellers oft zu besitzen pflegt. Schon nach einigen Tagen konnte ich dem Verleger mehrere Kapitel zeigen, mit denen er so zufrieden war, daß er sogleich den für mich vorteilhaften Vertrag mit mir abschloß. So entstand mein erster Roman „Berlin und Breslau“, der bei dem Publikum und auch bei der Kritik ungeachtet seiner Schwächen und Mängel eine unverdient günstige Aufnahme fand. Ich selbst legte keinen besonderen Wert auf meine erste Arbeit, welche in meinen Augen nur das einzige Verdienst hatte, daß sie Gutzkow, wie dieser mir einmal sagte, mit die erste Anregung zu seinem großen Roman „Die Ritter vom Geiste“ gab, der sich zu meiner Erzählung wie das vollendete Gemälde des Meisters zu der flüchtigen Bleistiftskizze des Schülers verhielt.“

So Ring. Daß er, wie immer, so auch hier der Wahrheit die Ehre giebt, steht für Jedermann, der ihn gekannt hat, und darum auch für den Mitteiler dieser Briefe außer Zweifel. Zudem ist die Thatsache an sich gewiß nicht allzu verwunderlich. Seltsam berührte es also den Schreiber dieser Zeilen nur, daß es Gutzkow sich abgerungen habe, eine derartige Äußerung zu machen. „Da haben Sie nicht Unrecht,“ erwiderte Ring, „aber bei Gutzkow kam ja Alles auf die Stimmung an. Er hatte eben auch seine freundlichen, dankbaren und bescheidenen Stimmungen. Zudem will der Einfluß meines Buches auf sein Riesenwerk um Himmelswillen nicht überschätzt sein“. Nein, dies wollen wir auch nicht, aber andererseits soll die Thatsache auch nicht vergessen sein.

Als Ring 1849 auf der Heimreise von Marienbad nach Berlin auch in Dresden verweilte, lernte er am 28. August, Goethes hundertstem Geburtstage, zwar nicht Gutzkow persönlich, aber doch dessen Wirken als Dramaturg kennen. Der Eindruck war kein ganz reiner. „Emil Devrient“, erzählt Ring (a. a. O. I. 259), „verschaffte uns mit gewohnter Liebenswürdigkeit zu den großartigen Festlichkeiten Zutritt. Er sorgte dafür, daß wir Plätze zu der Vorstellung des zweiten Teils von Goethes Faust erhielten, die Gutzkow als damaliger Dramaturg des Dresdener Hoftheaters inszeniert hatte. Die mit großem Fleiß und vieler Pracht veranstaltete Aufführung blieb jedoch hinter meinen Erwartungen zurück und machte auf mich und auf die Mehrzahl der Zuschauer keinen bedeutenden Eindruck, da Gutzkow die später mit so vielem Glück in Weimar benutzte Einrichtung der alten Mysterien-Bühne noch nicht kannte. Dadurch sank das erhabene Welt-Mysterium auf das Niveau einer gewöhnlichen Opern- und Balletvorstellung herab.

Nichtsdestoweniger hatte Gutzkow das große Verdienst, die erste Anregung zu der Aufführung des zweiten Teils von Goethes Faust gegeben zu haben."

Zwei Jahre später (im August 1851) lernte Ring, der inzwischen bekanntlich nach Berlin übergesiedelt war, Gutzkow dort im Mundt'schen Hause kennen, und dieser sprach ihm das lebhafteste Interesse an dem Roman „Berlin und Breslau" aus . . . „Diesem Umstande", erzählt Ring (a. a. O. II. 36 ff.), „verdankte ich wohl zunächst seine Teilnahme und eine Einladung zum Frühstück in dem Weinkeller von Jansen an der Herkulesbrücke, wo wir mit dem Schriftsteller Giesecke in dem behaglichen kleinen Kabinett einige angenehme Stunden in gemütlicher Unterhaltung verlebten. Bei einer Flasche guten Rotweins entfaltete Gutzkow seine ganze hinreißende Laune, die ihm im reichsten Maße, wenn er wollte und gut aufgelegt war, zu Gebote stand. Damals erschien mir der berühmte Schriftsteller mit dem feingeschnittenen, geistvollen Gesicht, den durchdringenden, stets forschenden Blicken und dem ironischen Lächeln der sarkastischen Lippen als ein Bild frischer Manneskraft und Schaffenslust, reich an überraschenden Gedanken, an glänzenden Einfällen und originellen Ideen, sprudelnd von Witz und Humor, welcher durch einen Zusatz von feiner Malice nur noch pikanter wurde. Unter anderem gab ihm die eigentümliche Lokalität des düsteren, durch eine Gasflamme am Tage erleuchteten Kellers, unter dessen niedrigen Fenstern ein Arm der Spree vorüberfloß, die Veranlassung, uns zur Improvisation einer romantischen Kellergeschichte aufzufordern, wobei wir uns gegenseitig in der Erfindung der tollsten Abenteuer und blutigsten Mordscenen unter lustigem Gelächter zu überbieten suchten. Bei dieser Gelegenheit sprach auch Gutzkow mit mir ernst und eingehend über seinen neuen Roman, von dem soeben die ersten beiden Bände erschienen waren."

Wie Ring ferner erzählte, bat ihn Gutzkow bei dieser Gelegenheit um eine Kritik des Buches in einem vielgelesenen Blatte und Ring versprach, sie womöglich in der „National-Zeitung", deren Mitarbeiter er war, zu veröffentlichen. Der erste Brief Gutzkows an Ring bezieht sich auf dieses Versprechen. Zabel, dessen die ersten Zeilen Erwähnung thun, war der leitende Redakteur der „National-Zeitung". Gutzkow schreibt:

Da ich, Verehrtester, Ihre Spur in der National-zeitung nicht entdeckte, so möcht' ich doch anfragen, wie die Verhandlung mit Zabel sich gewandt hat? Schreiben sie mir doch darüber einige Worte! Dagegen hab' ich Herrn Zwickauers Anfrage mit Vergnügen gelesen. Leider haben wir falsch cütürt, Capütel 3, statt dem Capütel 2. Da Herr Schramm zu der Parthei gehört, die mehr das Zurück, als das Vorwärts liebt, so müßt' es ihm lieb sein, wenn man ihn darauf aufmerksam macht.

Als ich von Berlin, aufs Heiterste angeregt, zurückkehrte, hatt' ich einen Unglücksfall mit meinem rechten Arm. Er wurde mir plötzlich in Folge eines Schlages, den ich nicht etwa bekam, sondern aus pädagogischen Rücksichten auf meinen ältesten Jungen führen wollte, ganz invalid. Ich konnte ihn nicht mehr heben, nicht rücken und rühren. Die Besorgniß malte mir schon gänzliche Lähmung vor und ich sah mich nach einem Spital für arme arbeitsunfähige Schriftsteller um, wie es eben in England Boz und Bulwer stiften. Doch erholten sich endlich die Sehnen und Arterien und jetzt geht es leidlich, aber noch immer nicht nach Wunsch.

Grobecker gastirt hier mit Beifall, aber schwach gefüllten Häusern. Wenn die Bäume blühen, geht kein Dresdner ins Theater. Ich werd' ihn erst Morgen sehen können.

Ich fange jetzt an, Ihren Roman zu lesen. Die ersten Capitel führen recht lebendig ein.

Kommt Ihr Lustspiel bald in Berlin?

Schreiben Sie mir, wie es am Theater aussieht. Von der Kugler'schen Schrift erwartete ich einen Standpunkt für die neue Aera der Verwaltung und — welche Bagatellen!

In der Hoffnung, recht bald von Ihnen zu hören, bin ich mit herzlichem Gruße

Ihr

Dresden 27. April 51. Gutzkow.

Nach seiner sehr charakteristischen Gewohnheit beginnt Gutzkow auch hier ohne Umschweife mit dem, was ihm das Wichtigste ist. — Die Anspielung auf die, (wohl von Ring, der mit Kalisch eng befreundet war) in den „Kladderadatsch" lancierte Zwickauer-Notiz gegen einen Herrn Schramm vermögen wir leider nicht zu erläutern; dem greisen Dichter hafteten, als wir ihn kurz vor seinem Hinscheiden darüber befragten, die näheren Umstände nicht mehr im Gedächtnis. — Grobecker war ein bekannter Komiker, der von Wien über Berlin nach Dresden gekommen, und von Ring an Gutzkow empfohlen war. — Rings Roman, mit dessen Lektüre Gutzkow eben beschäftigt war, hieß: „Die Kinder Gottes"; hingegen wissen wir nicht zu sagen, welches seiner Lustspiele gemeint ist; auch dies war ihm selbst nicht mehr erinnerlich; vielleicht, meinte er, war's: „Alle spekulieren", oder „Scarrons Liebe". Franz Kuglers Schrift betraf die Verwaltung der Königlichen Kunstinstitute; auch ihren Titel vermochten wir nicht festzustellen.

In seinem Antwortschreiben scheint Ring, seiner warmen Natur gemäß, einen sehr herzlichen Ton angeschlagen, Gutzkow seiner Bewunderung versichert, und um offene Aussprache über seine eigene Produktion gebeten zu haben. Gutzkow erwiderte durch folgendes, in jeder Hinsicht bemerkenswerte Schreiben:

Warum sollt' ich die Freundeshand nicht ergreifen, die Sie mir in Ihrem lieben Briefe vom 29. April darbieten? Unsere Zeit ist so trennend, unsre Herzen schlagen so einsam und doch ist das Bedürfniß engerer Bande da; aber wer wagt sie

zu knüpfen? Was man so aus der Jugend an innigerem Verkehr mit Andern mitbringt, das geht bald in die Winde. Dann kommt die Frauenliebe, die unsre Herzen allein erfüllt, dann die Sorge um die materielle Existenz, die unsern Egoismus steigert und die Gefahr, daß unsre Herzen einschrumpfen, stellt sich zeitig genug ein. Wer rückt sich noch menschlich nahe? Wer gesteht ein, daß er des Andern bedarf und daß sein Leben ohne Liebe ist! Wir trotzen und protzen und leiden darunter. Also wenn auch nicht mit Carlos- und Posa-Ueberschwänglichkeit, doch mit warmem Mannesgefühl nennen wir uns Freunde!

Ich habe mich dieser Tage immer mit Ihnen beschäftigt. Erst las meine Frau Ihren Roman, dann folgt' ich selbst. Ich habe Ihre große schriftstellerische Fertigkeit, Ihr Talent zu spannen, besonders aber die Kunst, Staffagen zu malen, bewundert. Die allzu sinnliche Färbung mancher Scenen abgerechnet, bin ich vom ersten Bande vollkommen befriedigt geschieden. Im 2ten tritt ein Stillstand ein und im 3ten haben Sie leider die Fäden zu sehr aus der Hand gelassen. Diese Herrenhuterei ist eine gefährliche Klippe der langen Weile. Sie haben den öden Stoff unterbrochen durch neue Anknüpfungen, allein man sieht diesen das nur aus Noth Erfundene an. Der volle große Strom des Interesses, der im ersten Bande treibt, hat sich versandet, dieser David, diese Rietschmann, diese mit soviel Vorliebe gezeichnete Seraphine ersetzen die kräftige Zeichnung der ersten Einführungsgestalten nicht. Allein ich sah, was Sie geben können, wenn Sie einen Stoff wählen, den Sie gerade nur soweit behandeln, als er für Ihr dramatisches Talent ausgiebig ist. Wo Sie sich, auch im Epos, nicht mehr als Dramatiker fühlen, stockt das Interesse. Und so könnt' ich im Guten und Mäkelnden noch immer fortfahren, wenn ich mir nicht vorbehielte, einmal irgendwo öffentlich darauf zurückzukommen. Ich wollte mehrere neuere Romane zusammennehmen und vielleicht in der Augsburgerin etwas über Romanliteratur im Allgemeinen sagen, nur hält mich eine Art Widerwille, ja ich kann wohl sagen Ärger zurück, daß ich von der Kritik so wenig mein eigenes Werk gewürdigt sehe. Ich finde es gelesen, vom Publikum besprochen, hier und da fällt ein überraschendes, erfreuliches Wort, wie neulich von Fallmerayer und Rosenkranz, (kürzlich hier auch mündlich von Dr. Strauß), aber nirgends noch seh' ich ein Eingehen auf einzelne Gestalten, einzelne Situationen. Die übliche Kritik ist in der „Volksliteratur" so festgerannt, daß sie keinen Gesichtspunkt für mein Buch finden kann. Erfreulich ist die Hoffnung, die neulich Zabel weckte, die Demokratie an meinen Intentionen zu interessieren. Ich bin begierig, was endlich kommen wird.

Daß Sie nun immer mehr festen Fuß bei der Nationalzeitung fassen, hat mich innig gefreut. Ihr Artikel über Hippolyt war ein Musterfeuilleton. Ich entsinne mich, seit lange nichts so Treffendes gelesen zu haben. In der Wochenschau werden Sie nicht immer ganz frei sein. Dem Friedr. Wilhelmstädtischen Theater werden soviel Complimente in Berliner Blättern gemacht! Ich glaube, dahinter stehen die Ehefrauen der Redakteure, die auf der Gallerie noble dieses unnoblen Theaters so schöne Plätze haben. Die Abhandlungen, die Dr. Klein über das Theater schreibt, sind eine wahre Sünde gegen den heil. Geist. Es ist unwürdig solcher großen Blätter, ihre Spalten mit solchen Bagatellen zu füllen.

Lassen Sie bald wieder von sich hören! Giesecke, der moderne Titane, wird heute bei uns essen und vielleicht mit meiner Familie und Auerbach eine Parthie ins Gebirge machen.

Ihrem Lustspiel, dessen Aufführung bevorsteht, wünsche ich besten Erfolg. Grüßen Sie Kalisch! (Grobecker hat hier kein Glück gemacht). Mit aller Herzlichkeit verbleibe ich

Ihr

Dresden 19. Mai 51. Gutzkow.

Der Brief leuchtet tief in das Innere dieser so reich und dabei so unglücklich veranlagten Seele hinein. Die Klage über die innere Vereinsamung, das Sehnen nach Freundschaft sind Naturlaute; sie kommen aus dem Tiefsten — nicht bloß früher und damals, so und nicht minder heiß empfand Gutzkow in dieser Hinsicht immer; er schmachtete geradezu nach „Anschluß", nach „Verbrüderung", ohne sie doch je finden zu können; mit den Jahren wuchs der Schmerz, so einsam zu sein, das Schmachten nach herzlich gesinnten Gefährten und — die Unmöglichkeit, sie zu gewinnen ... Warum?! Weil auch hier das Wort gilt: „Wenn du nehmen willst, so gieb!" und weil Gutzkow nicht selbstlos die eigene Seele dahingeben und darum keine andere wahrhaft für sich gewinnen konnte. Auch aus diesem Schreiben kann man, wenn man schärfer zusieht, erkennen, wie unmöglich dies seiner unseligen Natur war. Der Eingang ist so warm, so herzlich, so wahr — wir thäten dem Dichter bitter Unrecht, zu vermuten, daß hier auch nur eine Silbe geheuchelt wäre; gewiß, Rings persönliches Wesen wie sein Brief hatten ihn höchst sympathisch berührt; er hatte den redlichsten Willen, die angebotene Freundeshand festzuhalten. Und auch dies spricht gewiß nicht dagegen, daß er Rings Roman — wie bereits erwähnt: „Die Kinder Gottes" — nicht eben enthusiastisch beurteilte. Wir kennen den Roman nicht, sind also außer Stande, Gutzkows Urteil aus eigener Kenntnis nachzuprüfen, was zudem von sehr fragwürdigem Wert wäre, denn angenommen, daß uns Gutzkows Ansicht nicht zutreffend erschiene, so wäre sie doch für ihn bezeichnend. Und auch darauf kommt es nicht an, daß wir — und mit uns gewiß jeder Leser, der auch nur einen Roman

Rings kennt — meinen: Rings Talent wies ihn durchaus aufs Epos, also den Roman, nicht aufs Drama, und es ist sicherlich ein Irrtum Gutzkows, aus Rings Fähigkeit, spannende Situationen zu erfinden und sehr lebhaft auszumalen, auf dramatisches Talent zu schließen, hingegen das Ermatten der Handlung der geringeren Begabung des Autors für den Roman zuzuschreiben. Wie gesagt, dies Alles ist für den psychologischen Gesichtspunkt, unter dem uns der Brief interessieren muß, ganz nebensächlich, denn ob nun mehr oder minder zutreffend, ehrlich war Gutzkows Urteil jedenfalls und ein solches hatte Ring erbeten. Etwas Anderes aber ist für diesen Gesichtspunkt von größtem Interesse — der Brief zeigt ja auch, warum Gutzkow keine wirklichen, warmen, hingebenden Freunde finden konnte. Warum? Weil er immer an sich selbst dachte, immer den Standpunkt festhielt: „Zuerst giebst du und dann gebe ich!" Ihm liegt an einer baldigen Rezension seines Romans in der „National-Zeitung" und er hat einen sichtlich wohlmeinenden Mann vor sich; da überließe denn ein Anderer diesem warmherzigen Manne getrost die Einlösung seiner Zusage, ohne ihn daran zu erinnern, oder schriebe doch höchstens: „Liebster, thu's bald, mir liegt aus den und den Gründen sehr daran!" Anders Gutzkow. Er sucht seinen Zweck zu erreichen, indem er Ring eine Rezension in der Augsburger „Allgemeinen Zeitung" verspricht, aber diese Rezension kann er nicht eher schreiben, bis ihm Ring den „Ärger", daß die Zeitungen so wenig über die „Ritter vom Geiste" bringen, hat verwinden helfen! So machte er's fast immer, und wenn dann, gerade von den Guten, kein oder nur ein mißtönendes Echo zurückklang, so wußte er sich vor Schmerz über sein Loos und vor Bitterkeit über die Menschennatur gar nicht zu fassen. Dieser Schmerz aber und diese Bitterkeit waren dann in ihrer Art ebenso echt, wie das Sehnen nach Freundschaft!

Im Übrigen ist zu dem Brief wenig zu bemerken. Das Friedrich-Wilhelmstädtische Theater, damals noch nicht von Franz Wallner geleitet, verdiente zu jener Zeit die Bezeichnung, die ihm Gutzkow anheftete, hingegen that er den Kritiken J. L. Kleins, des Verfassers der riesigen „Geschichte des Dramas" Unrecht; Klein war ein schrulliger Mann, der sich zuweilen mit Futilitäten abgab, aber trotzdem einer der feinsten und geistreichsten Kritiker Berlins.

Ring, harmlos und wohlwollend, wie immer, hörte aus diesem Brief nur Eins heraus: Gutzkows Wunsch, eine Rezension bald erscheinen zu sehen. Da ihm der Dichter schrieb, daß ihm der Redakteur der „National-Zeitung" selbst eine solche zugesichert hätte, so versuchte er's zunächst, seine Anzeige in die „Spenersche Zeitung" zu bringen und schrieb in diesem Sinne gleichzeitig an den Redakteur derselben, wie an Gutzkow. Als jedoch der Redakteur der „Spenerschen" die Rezension ablehnte, — er fand die Tonart, wie uns Ring erzählte, zu überschwänglich — gab sie Ring an die „National-Zeitung", die sie auch sofort veröffentlichte. „Ich besitze die Anzeige nicht mehr", sagte der Greis dem Mitteiler dieser Briefe, als er ihm dieselben übergab, „aber so viel darf ich versichern: ich schrieb mit höchstem Respekt vor dem Autor, in dem aufrichtigsten Wunsche, seinem Werke zu nützen, und war sehr betrübt, als Gutzkow sich recht unzufrieden äußerte."

Hier Gutzkows Brief:

Mein lieber Freund, empfangen Sie den besten Dank für Ihre Anzeige in der National-Zeitung. Ich glaubte nach einer früheren Mitteilung, diese in der Spenerschen erwarten zu dürfen, aber auch in der Lindenstraße ist sie mir lieb. Einleitung und Schluß konnte kaum schmeichelhafter sein. Das Mittelstück freilich, die Analyse des Inhalts, hat mir **wehgethan**. So nackt auf die Haut und die todten Muskeln gehen konnte nur ein Mediziner. Einmal glaub' ich, Sie Bester haben den Inhalt nur kümmerlich aus dem Gedächtniß reproduzirt, für's Zweite aber ist das nackte Gerippe der Fabel des Buches nicht einmal die Fabel. Ich glaube, daß dies Sujet an dem Opus eigentlich die Nebensache ist oder richtiger gesagt, das Sujet involvirt den Inhalt nicht. Ihr Inhaltsreferat wird — Undank ist der Welt Lohn, das haben Sie nun von Ihrer Freundschaft! — wird von der Lektüre abschrecken; denn wenn das Sujet wirklich so anfinge:

Ein Thüringischer Pfarrerssohn hat einen Schrein mit Dokumenten gefunden, die ein Fuhrmann verliert u. s. w. u. s. w.

— wer würde so prosaisches Zeug lesen wollen! Dieser Schrein, dies Bild, diese Erbschaft sind Rahmen eines Sittenbildes, äußere Hebel einer inneren Bewegung. Der Mechanismus sieht hölzern aus, wenn man ihn als die Hauptsache hinstellen wollte. Aber es frägt sich, was fabrizirte man auf dieser Maschine? Das Zeug, den Teppich, den Einschlag hätte mein theurer Rezensent schildern sollen; er schildert das Weberschiff, die Maschine, das Hölzerne an der Sache! Die Novelle hat ein Sujet nöthig, sie ist **nur** das Sujet, der dreibändige Roman auch noch; aber der neunbändige braucht nur einen Mühlbach, damit die Räder gehen, weiter nichts. Eugène Sue hat auch kein eigentliches Erzählungssujet, das man in einem Feuilleton referiren kann. Ja, um edlere Muster zu nehmen, kann man den Stoff des Don Quixote oder des Wilhelm Meister erzählen? Die Charaktere, die Situationen, die Ideen sind hier das Sujet, das Leben in einer bestimmten prismatischen Beleuchtung, das ist der Stoff, wer wird nun da anfangen: Es war einmal ein verschrobener Junker, der auf dem Lande vom Ritterthum träumte u. s. w.?! Erzählen läßt sich von meinem Buche gar nichts; man muß es nur lesen, respektive kaufen. Der äußere Hebel, der das Ganze in Bewegung setzt, die Räder, auf denen der Leser die Reise macht, ist eine dumme Geschichte

von zwei Landpastorsöhnen, die u. s. w. Also um's Himmelswillen kein Auszug! Wenigstens nicht früher, als bis Band 9 da ist, an dem ich gegenwärtig in den Wochen liege oder vielmehr in den Wehen, denn ich schreibe ihn eben. Sollten Sie (Band 5 und 6 hat doch Zabel erhalten?) sollten Sie darauf zu reden kommen, so bitte ich den Grundgedanken des Buches in den Scenen des ersten und zweiten Bandes schon angedeutet zu finden, wo Schlurk vom Neubunde bloß Veranlassung nimmt, auf die Templerei zu kommen und wo Dankmar beim Abschiednehmen von Ackermann im Walde bedauert, daß es kein Kennzeichen Gleichgesinnter gäbe, kurz keine Religion, Symbolik, Cultus, Priesterschaft des Geistes, woraus dann Band 5 und folgende der Bund der Ritter vom Geiste erwächst, eine chimärische, romanhafte Idee, die aber auf einem Bedürfniß beruht.

Doch genug! Der Erfolg auf dem Büchermarkt scheint gut zu sein. Das Uebrige muß sich finden.

Ihr neuer Roman wird schon gedruckt? Wann kommen die „Spekulanten?“ Was sagte Botho von Hülsen? Ich bin gespannt auf Alles, was Sie mir zu schreiben — Zeit haben. Wie komme ich dazu, mir von Ihnen interessante Mittheilungen auszubitten! Wäre ich ein Fürst, ein Rothschild, oder auch nur eine schöne junge Dame! Ist es wahr, daß Sie zwischen Mad. Hoppé und Elise Schmidt wählen? — Beinahe wär ich zur Enthüllung nach Berlin gekommen, so ominös die „Berliner Enthüllungen“ sind. Auf Ihr Feuilleton über die Feier bin ich begierig. Wählen Sie außer der Berliner Perspektive auch manchmal eine allgemeine deutsche und sammeln Sie was im ganzen lieben Vaterlande, dem keine Tageschronik bescheert.

Vergessen Sie nicht die versprochene Volksnovelle. Mit Neujahr geh' ich an ein Unternehmen, wo ich auf Sie rechne.

Für heute herzlichen Gruß von Ihrem aufrichtigen

Dresden, 31. Mai 51. Gutzkow.

Wieder ein Brief, wie er bezeichnender gar nicht gedacht werden kann. Schon das Persönliche — der ganze Gutzkow, wie er leibt und lebt, mit all' seinen Widersprüchen: kalt und heiß, unklug und klug zugleich! Wie hudelt er den Mann, den er mündlich wie schriftlich um die Rezension bestürmt hat, herunter, mit welchem Sarkasmus giebt er ihm — man vergleiche die auf den Don Quixote bezügliche Stelle — zu verstehen, für wie albern er ihn hält, und dieser Mann ist selbst ein Schriftsteller von Ruf und Verdienst! Und dies Alles, obwohl der gute Wille außer Zweifel steht und obwohl „Einleitung und Schluß kaum schmeichelhafter sein konnte.“ Aber trotz allen nervösen Unwillens vergißt er nicht das Praktische: der ungeschickte Rezensent wird ja auch über die weiteren Bände schreiben, und da teilt er ihm gleich mit, wie er das besser und geistreicher und für den Dichter nützlicher anzupacken hat! Wäre der Empfänger dieser sonderbaren Quittung über einen geleisteten Freundesdienst eine Gutzkow ähnliche Natur — oder nein! wäre er nur so gewesen, wie eben die meisten Menschen, der Verfasser der „Ritter vom Geiste“ hätte eine Epistel zu lesen bekommen, die ihm jedenfalls Stoff für sein Lieblingsthema geboten hätte: wie eitel und empfindlich die Menschen seien und wie schwer zu behandeln. Nur er war weder eitel noch empfindlich und im Verkehr der duldsamste, bequemste Mensch.

Gelinder als über den Menschen werden wir in diesem Falle über den Ästhetiker Gutzkow urteilen, — ihn zum Mindesten können wir so annähernd verstehen, ganz freilich nicht. Das könnten wir nur dann, wenn Ring den Roman ausschließlich durch die Mitteilung der Fabel charakterisiert hätte; dies aber hat er, wie er uns versicherte und wie zudem auch aus Gutzkows Erwähnung des Anfangs- und Schlußstücks hervorgeht, nicht gethan: er hat nur eben die Erzählung der Fabel als eines der Mittel der Charakteristik des Werkes gewählt. Darf man das? Gewiß, und es giebt Fälle genug, wo man es thun muß; in anderen wird man sich damit begnügen dürfen, die Erfindung, die Schürzung und Lösung des Knotens kurz zu charakterisieren. Wie nun in diesem besonderen Falle? Darf man bei den „Rittern vom Geiste“ nur so im Allgemeinen von der Fabel sprechen oder muß man sie erzählen?! Gewiß das letztere — denn sie ist an sich höchst bezeichnend und bringt uns eine Fülle von Gesichtspunkten zur ästhetischen Bewertung des Werkes überhaupt. Aber werden die Resultate, die sich aus dieser Analyse der Fabel ergeben, unsere Wertschätzung des Romans erhöhen oder vermindern?! Wie immer man über die beiden Neunbänder Gutzkows und die „Ritter vom Geiste“ im besonderen denken mag, auf diese Frage können unbefangene Prüfer nicht verschiedene Antwort geben: Der Wert verringert sich; gerade die Fabel hält eine strenge Prüfung relativ am wenigsten aus. Wir müssen uns begnügen, dies auszusprechen, ohne es des Breiteren nachweisen zu können, was ja durch Raum und Wesen einer Mitteilung ausgeschlossen ist; nur so viel sei angedeutet: die künstlerische Form im Größten wie im Kleinsten, vom Stil des einzelnen Satzes bis zum Aufbau des ganzen Romans, war Gutzkow wie allen seinen Mit- und Nachstrebenden immer Nebensache; freiwillig und unfreiwillig; sie mußten sich Zwang anthun, um sorgfältig zu schreiben, und trotz allen Zwanges haben sie vollends nie künstlerisch und übersichtlich komponieren können, es lag eben außerhalb der Grenzen ihres Vermögens. Und zudem war ihnen ja der Inhalt wirklich nicht eine, sondern die Hauptsache. Bewußt und unbewußt, aus Berechnung wie aus Instinkt machten alle Vertreter des „Jungen Deutschlands“ —

wie wenig Heine innerlich dazu gehörte, erweist sich schon dadurch, weil er's eben darin anders hielt — aus der Not eine Tugend und schufen sich selber eine eigene Theorie — Gutzkow speziell für seine Neunbänder die Theorie des „Nebeneinander". Es wäre eine interessante Aufgabe, die Entstehungs-Geschichte dieser Theorie zu schreiben, den Knäuel von vielen falschen und wenigen echten Anschauungen, von bewußter und unbewußter Absicht, die Vorzüge des eigenen Talents ins helle Licht zu setzen und die Mängel desselben zu verdecken, zu entwirren; dieser Brief wäre trefflich dabei zu benutzen. Denn er deckt uns das Innerste Gutzkows auf: „Ich kann und will keinen Roman des Nacheinander schreiben, und darum habe ich einen Roman des Nebeneinander geschrieben, in dem die Fabel ganz Nebensache ist, den man schädigt, wenn man die Fabel erzählt. Ich schildere unsere ganze Zeit; mein Beobachtungstalent, mein Geist — dies ist der Inhalt meines Romans, nicht die Fabel. Um die haben sich Leute zu kümmern, die Novellen oder auch nur Dreibänder schreiben; ich, der Neunbändige, bin darüber erhaben, ich brauche nur einen „Mühlbach, der die Räder treibt", damit euch meine Ideen umbrausen." Wie äußerlich und unberechtigt der Vergleich mit dem „Wilhelm Meister", und nun gar mit dem „Don Quixote" ist, liegt auf der Hand; hingegen ist der mit Sue sehr treffend; in gewissem Sinne stammen ja die „Ritter vom Geiste" thatsächlich von den „Geheimnissen von Paris" ab; das muß gesagt sein, unbeschadet der Thatsache, daß sie an geistigem Gehalt ebenso hoch über Sue's Roman stehen, als sie an Spannung und Übersichtlichkeit hinter ihm zurückbleiben. Kurz, der Brief ist wirklich, freilich zum guten Teil gegen den Willen des Autors, eine Selbstcharakteristik von größter Schärfe, ein Dokument zur Litteratur-Geschichte. Wie scharf und dabei psychologisch interessant ist — um nur noch ein einziges Detail herauszuheben — der Grundgedanke heraus gearbeitet, der sich mit der tiefsten Sehnsucht des Menschen Gutzkow berührt: die Notwendigkeit eines Bundes der „Ritter vom Geiste", eine „chimärische Idee, die aber auf einem Bedürfnis beruht." Ach, er war kein Bundstifter, und selbst als alleinherrschender Großmeister hätte er es nicht drei Monate darin ausgehalten . . .

Der Schluß des Briefs, ein Pflästerchen auf die Wunden, die dieser schlägt, sei noch kurz erläutert. Rings „neuer Roman" war historischen Inhalts: „Der große Kurfürst und der Schöppenmeister." — Mit den „Spekulanten" ist wohl Rings Lustspiel: „Alle spekulieren" gemeint. — Botho von Hülsen hatte damals eben die Leitung des Berliner Königlichen Schauspielhauses übernommen. — Die Stelle über die beiden Schauspielerinnen beließen wir auf ausdrücklichen Wunsch des greisen Dichters. „Drucken Sie's", sagte er uns bei der letzten Unterredung, „und fügen Sie der Wahrheit gemäß bei: an dem Klatsch war keine Silbe wahr. Das ist dann zwar ein spätes Dementi, aber doch ein deutliches." — Welche „Enthüllung" gemeint ist, wissen wir nicht zu sagen. — Das Unternehmen, zu dem Gutzkow rüstete, waren die „Unterhaltungen am häuslichen Heerd."

Auf unsere Frage, wie er diesen Brief beantwortet habe, erwiderte Max Ring mit seinem stillen, milden Lächeln: „Gewiß begütigend! Der nervöse, ewig gequälte Mann that mir so leid!"

Das Verhältnis blieb äußerlich ungetrübt, obwohl es — wie man sieht: ohne Rings Verschulden — die richtige Wärme und Intimität schon im Keim verloren hatte. Für seine neue Zeitschrift warb Gutzkow Ring sehr liebenswürdig zum Mitarbeiter; hier sein Brief:

Mein verehrter Freund!

Ich sehe es als einen günstigen Schicksalswink an, daß mir eben Ihr Brief — Buch liegt noch auf der Post — zukommt. Sie wären der Mann meines Unternehmens, wenn Sie sich zu mancherlei Observanzen bereitfinden ließen. Ich brauche nicht nur Unterhaltendes, sondern auch Moralisches, Unanstößiges, Kurzes und zu dem Allen verlang' ich noch Bescheidenheit: anonyme Beiträge sind mir lieber, als unterzeichnete. Denn ich rechne so: Oft geben unberühmte Leute sehr gute Sachen und berühmte sehr schlechte. Mein Blatt soll keine alte Trödelbude abgelegter Staatskleider von Majestäten sein, wie Anfangs Prutzens „Museum" war, das druckte, was gerade die Herren Varnhagen oder Rosenkranz oder Böckh an alten Kleidern liegen hatten. Kurz, „Namen sind uns Dunst". Alle diese Observanzen wiegen wir mit Gold auf, d. h. bogenweise, so so und je nachdem und — kurz und gut — Schreiben Sie

Witziges
Itinerarisches, am liebsten
Novellistisches

mit Ausschluß von Bigamie, Sexe galant, Politik, Proletarierverherrlichung, allzu mordlustige Pfaffenvertilgung etc. etc. Die „Unterhaltungen am häuslichen Heerd" werden ein großes, sehr großes Publikum haben; umso schwieriger ist meine Stellung. Meinen Ueberzeugungen vergeb' ich nichts. Aber jenes Blatt ist nicht der Ort, wo ich mich aussprechen will. Es ist nur der Produktion gewidmet.

Versuchen Sie mir in diesem Sinne etwas mitzutheilen. Die Honorare zahl' ich. Ich bitte daher Rücksicht darauf zu nehmen, daß es Ihnen gar nicht gesund ist, wenn Sie zuviel Austern essen und Champagner trinken.

Theilen Sie mir Ihre Pläne mit, wenn Sie schreiben wollen. Dann gehen wir ganz sicher und Sie haben noch den besonderen Vortheil davon, mit einem Manne meines Rufes in „lebhafter Correspondenz" zu stehen.

Dresden, 2. Oct. 52. Herzlich Ihr
Gutzkow.

Die Wahrheit gebietet, zu berichten, daß auch bei dieser Zeitschrift, wie bei jeder anderen, nicht der Redakteur, sondern der Verleger (F. A. Brockhaus) die Honorare zahlte. — Ring überließ den heiklen Punkt Gutzkows Entscheidung, d. h. er erbat sich dessen Vorschläge, und fragte an, ob eine Skizze über „Berliner Kirchhöfe" und eine Volksnovelle genehm seien.

Gutzkow erwiderte:

Verehrter Freund! Für die Kirchhöfe danke ich. Ihnen als Doktor liegen sie zwar sehr nahe, meine Leser aber möchten gewiß gern so fern wie möglich davon sein.

Das Wünschenswertheste sind:

1) eine Novelle, die nicht im Volksleben, mehr in der höhern Gesellschaft spielt.

2) die von Ihnen angedeuteten wissenschaftlichen kleinen Allotria.

3) Plaudereien über Dies und Jenes in humoristischem Tone, aber mehr à la Jean Paul, Sie wissen, „Humor mit Thränen". Nichts à la Kladderadatsch, vor dem ich sonst allen Respekt habe.

Vorläufig kann ich nur 3 Louisdor Honorar pro Bogen zahlen. Es ist das mehr, als zuletzt das Museum von Prutz zahlt.

Zabel scheint mein Blatt in der National-Zeitung nicht erwähnen zu wollen. Der Lärm, den Andrée in der Weserzeitung schlug, als wollt' ich die hohe Mission unsrer Politik und Publizistik desavouiren, scheint Anklang gefunden zu haben. Wer eben nicht zwischen den Zeilen lesen kann, dem ist nicht zu helfen. Nach 6—7 Nummern meines Blattes wird man finden, daß ich eine originelle Idee durchführe, vorläufig scheint es, als wenn die Stimme des Publikums anders lautet, als die der Publizisten und Belletristen, denen jedes Blatt langweilig ist, in dem nicht Blut fließt. Es war traurig genug, daß unsre Litteratur seit 1830 fast mehr für die Schreibenden, als die Lesenden existirte.

Herzlich grüßend

Dresden, 7. Oktbr. 52. Ihr

Gutzkow.

Den einzigen Punkt dieses Briefes, der einer Erläuterung bedarf, vermögen wir nicht ganz genau klarzustellen, da es uns leider nicht gelungen ist, das Programm der „Unterhaltungen am häuslichen Heerd", wie es damals Herausgeber und Verleger verbreiteten, aufzutreiben. Nur soviel wissen wir aus andern gleichzeitigen Briefen Gutzkows, daß er den nicht politischen Charakter seines Blattes scharf betonte und dabei einige Bemerkungen über die Tagespresse machte, die von dieser leicht mißverstanden werden konnten. Übrigens sollten die „Unterhaltungen" sehr Vieles sein, nicht bloß ganz unpolitisch, sondern auch ein „Extrakt der Zeit", daneben durchaus unpolemisch u. s. w. Wie mir Ring erzählte, bat er auf diesen Brief hin den „alten Zabel", einen sehr tüchtigen Mann, der übrigens damals noch ein junger Zabel war, eine Vornotiz über die „Unterhaltungen" aufzunehmen, worauf dieser erwiderte, im September habe er eine solche gebracht, aber jeden Monat ginge das nicht. Auf seine Nachricht an Gutzkow habe dieser sehr gereizt geantwortet: „Warum nicht? Ist der Raum so kostbar?" u. s. w. Der Brief ist nicht erhalten, was schwerlich zu bedauern ist.

Eine weitere Serie von Briefen wird ein zweiter Artikel bringen.

*

Da droben.

Da droben weidet die goldene Schar
Und flimmert und blinkt im neuen Jahr
Durch die dunklen, einsamen Weiten,
Heut' wie in vergangenen Zeiten.

Sie sahen mein Leid, sie sahen mein Glück
Mit immer gleichem, grüßendem Blick
Und hielten auf ihrer Reise
Die alte, stille Weise.

Da war ich ein Kind und war so reich
Und sprach mit den Vögeln und träumte am Teich.
Dann bin ich worden bettelarm,
Ich lernte Sorge, Müh' und Harm,
Ich lernte die Liebe kennen —
Will's weiter niemand nennen.
Ich lernte das All der Leidenschaft,
Die dem Herzen schmeichelnd zerfrißt die Kraft,
Und lag im Grame und raste im Zorn. — —
Dann tanzt' ich auf Wallen und sang am Born.
Es kam mein Ziel mit seiner Pracht.
Es kam die Unrast Tag und Nacht.
Es kam der Zweifel gegangen — —
Ich begrub mein Wünschen und Bangen. —

Doch neue Ziele tauchen auf
Und neue Wünsche erheben den Lauf
Und neues Hoffen stellt sich ein:
Will losen zwischen Lust und Pein,
Will zwischen Disteln und Rosen
Das Morgen mir erlosen.

Die Sterne schreinen mit gleichem Blick
Und blicken Hoffnung und schreinen Glück.
O Sterne, wie mächtig faßt es mich:
So groß seid ihr, so klein bin ich!

Friedrich Kroff.

Wolfdietrichs Buße.

(Große Wolfdietrich-Sage, Vers 2235 ff.)

Der narb'ge Leib ist müde. Des Streites bin ich satt.
Gewähret mir, Herr Bischof, im Kloster eine Statt.
Die Krone soll nun tragen Hugdieterich, mein Sohn;
Mir winke langer Kämpfe gar wohl verdienter Lohn.

Der Bischof hob den Krumstab: „Da sei der Herr dafür!
Nur reingesprochne Sünder geh'n ein zur Friedensthür!"
Noch beugte nimmer Buße Dir Deinen blut'gen Sinn.
Erst sorg', daß wahre Reue Dir bringe Heilsgewinn!" —

Des Klosters düstres Münster in ödem Dämmer liegt,
Von Eisgefüg' umglitzert, von Schneegeweh' umschmiegt.
Die Lichter sind verloschen, des Mondes Sichel sieht
Herein, und wie am Altar die ew'ge Leuchte glüht.

Wolfdieterich der Alte liegt betend auf den Knien:
„Und hast Du, Herr, in Gnaden mein Leben mir verzieh'n,
So will in Gold ich kleiden Marias frommes Bild,
In Purpur und in Seiden die Hehre sei gehüllt!

Die alten Waffen häng' ich im Königssaale auf
Und reichste Beuteschätze füg' ich vor Dir zu Hauf!"
So mischt der alte Degen mit Frevel sein Erflehn,
Indes die Mönche schweigend in ihre Zellen gehn.

Und immer müder murmelt der Greis die Bitten her,
Bis die erhobnen Arme ihm sinken kalt und schwer.
Sein Haupt, das noch so üppig der Locken Bräune zeigt,
Ruht auf der Fliesenkälte des Bodens schlafgeneigt.

Des Klosters düstres Münster in ödem Dämmer liegt,
Von Eisgefüg' umpanzert, von Schneegeweh' umschmiegt.
Noch einmal flakt die Lampe mit trübem Schein empor,
Ein zwölfmal dumpfes Dröhnen klirrt altarwärts vom Chor.

Wolfdietrich rafft die Glieder auf vom bereiften Stein.
Von unten kommt ein Rasseln — um Gott! was mag das sein?
Es wölben ihre Platten die Grüfte oberwärts,
Draus klingt ein dumpfes Raunen, ein Klang von Rost und Erz.

Nun hebt ein erster Ritter empor den Geisterleib —
Der war's, den er vor Zeiten gemordet um ein Weib!
Ein zweiter folgt, der weiland sein Waffenbruder war
Und den er einst im Jähzorn erschlagen am Altar.

Ein Dritter folgt, ein Vierter — sie schließen sich zum Zug,
Das Schwert hoch, das ein jeder im Todeskampfe trug,
Die Schwerter hoch — und dringen auf ihren Mörder ein! —
Wolfdietrich sinkt zu Boden — und immer neue Reihn!

Kein Schrei wird laut — es glühen der Schädel Augen nur,
Es glüht durch ihre Panzer der Todeswunden Spur.
Vergebens nach der Seite zum Schwert fuhr Dietrichs Hand —
Ein schwerer Crucifixus am Hochaltare stand;

Den reißt er voll Entsetzen herab und schmettert ein,
Von wildem Wahnsinn tobend, in seiner Opfer Reihn;
Will rufen, doch der Stimme versagt der Hülfe Schrei.
Von allen Seiten stürmen die Toten ihm herbei. . . .

Am Morgen, als die Brüder zur Messe fromm sich nahn,
Sie an des Altars Stufen ein seltsam Schauspiel sahn.
Die stimmten Lobgesänge zu Gottes Dank und Preis:
Wolfdietrich lag entschlummert, die Locken silberweiß!

Alexander Pache.

Fäden.

Viele Fäden gleiten
Zwischen mir und Dir:
Luftig-feine Saiten,
Drauf die Wünsche schreiten
Zwischen mir und Dir. . .

Doch aus Hin und Wider,
Wie die Fäden zieh'n,
Web' ich meiner Lieder
Seidenes Gefieder
In das Dämmer hin. . . .

Paul Wertheimer.

Der Tau.

Heut' wollten nachts die Sterne nicht erscheinen,
Die sonst der Nacht verbuhlte Ritter sind. . . . .
Und frostdurchschauert bangte in den Hainen
Die Nacht, ein glückverlassnes Waisenkind.

Und ihre heißen Liebesklagen klangen
Im Dunkeln über Wälder, Flur und Au —
Die Thränen, die sie weinte, blieben hangen
In jedem Blumenkelch als Morgentau.

Armand Brody.

Im Abenddunkel.

Die Dämmerschatten steigen.
Der Mond scheint stumm und kalt;
Ein düstergraues Schweigen
Steigt aus dem Föhrenwald.

Und mein zerrissner Glaube,
Der geisterhaft erwacht,
Entschwebt, wie eine Taube,
Verlassen in der Nacht. . .

Ernst Ludwig Schellenberg.

Vineta.

Hoch in die Luft die Türme ragen
Und voll die Sonntagsglocken schlagen,
Es glänzt die alte Stadt in Licht;
Und eine Menge bunt und dicht
Schiebt sich dahin. Und in der Schaar
Ein junges, hochgewachsenes Paar.
Wie es so durch die Menge schreitet
Es freundlich mancher Blick begleitet:
„Geschwister und wir gleich!“ Er lacht:
„Brr, keine Spur!“ Dabei entfacht
Ihm Zärtlichkeit den Blick. „Du, Fant!“

Nun lacht auch sie, nach ihm gewandt.
Dann schreiten sie von Neuem zu,
Das ist wie: „Welt, was kostest Du?!“

Vineta, die in Sonnenfunken
Ich eben sah, Du bist versunken!
Und er mit Dir. Von Dir beschattet
Liegt er zur ewigen Ruh' bestattet.
Und ich — so fern von Deinen Glocken
Sind grau geworden meine Locken — — —

F. Ottmer.

Spruch.

Was nützt Dein Moralisieren,
Reißt Leidenschaft Dich aus der Bahn!
Wer geht bei einem Sturmorkan
Mit dem Regenschirm spazieren!

Karl Emil Franzos.

In der Lumpenmühle.

Von Karl Astell.

(Schluß.)

Nachdruck verboten.

Eines Tages hörte ich, wie die Magd vom Vorplatz herein schrie: „Fräulein, die Felber!" Leiser fügte sie hinzu: „Sie ist wahrhaftig schon wieder wie ein Faß." — „Schon wieder?" lachte Lila. „Die Gans!" Sie riß mich zusammen mit einigen alten Tüchern aus dem Korb heraus und trug mich auf den Vorplatz, wo eine große Frau mit knochigem, mißmutigem Gesicht stand.

Sie trug einen Henkelkorb, den sie sofort öffnete, worauf Lila mich hineinwarf. Der Alte stand dabei und schrie in seiner sonderbaren lachenden Weise: „Na, Felbern, — hopsa — bedanken Sie sich!" Sie sah mich prüfend an, indem sie mich etwas in die Höhe lüpfte und sagte nach längerer Pause brummig: „Vielleicht läßt sich noch etwas damit anfangen."

Das war Alles. Darauf ging sie.

Als sie den Korb, in dem sie mich trug, nach geraumer Zeit niederstellte, hörte ich eine fröhliche Stimme rufen: „Nun, Mutter, was giebt's?"

„Was giebt's?" wiederholte sie mürrisch, „hat's bei den Schmierfinken schon einmal etwas Rechtes gegeben?"

Dabei nahm sie mich aus dem Korb und wies recht mit Hohn auf meine Flecken und Risse. Ein Schusterjunge, der mit übergeschlagenem Bein am Fenster saß, klatschte sich auf die Schenkel und rief: „Warten Sie, ich nähe eine Sohle drauf, Frau Felber," wobei er in ein lautes Gelächter ausbrach.

„Halt's Maul", schrie sie ihn an, nahm mich über den Arm und ging hinaus in die Küche, wo sie unwirsch zwischen ein paar Kinder fuhr, die spielend auf dem Boden hockten.

„Gott, Mutter," sagte die Älteste, ein blasses Kind mit einem dünnen blonden Zöpfchen, „wenn wir nicht einmal spielen dürfen!"

„Habe ich Euch nicht gesagt, Ihr sollt die Vögel besorgen?" fuhr sie das Kind an.

„Wir haben sie ja besorgt," sagte die Zweite, die einen etwas frechen Zug um den Mund hatte, „sieh doch lieber erst nach, ehe Du schimpfst."

„Ich wollte, sie wären krepiert," murmelte der Junge, der noch mit gespreizten Beinen auf dem Küchenboden saß.

„So schält Kartoffeln," brummte nur halb besänftigt die Mutter.

Sie rückte nun zwei Stühle zusammen, stellte eine Waschgelte darauf, füllte sie mit lauem Wasser, schabte Seife dazu und warf mich, als es zu schäumen anfing, ohne alle Umstände hinein. Es war ein schauderhaftes Gefühl. Das warme Wasser drang mir in alle Poren, und doch hatte ich eine Empfindung, als ob Alles, was fein und schön an mir gewesen, von mir hinwegströme. Dazu fühlte ich mich von knochigen Händen ergriffen und angepackt und gerieben, wie es mir nie geschehen war. Danach wurde ich mit frischem Wasser noch zweimal übergossen, dann mit eisernen Fäusten gedreht und ausgerungen. Ich meinte, mein letztes Fädchen platze und mein Ende sei gekommen. Immerhin hatte ich noch genug Zusammenhalt, daß sie mich über ein Seil werfen konnte, das sie quer oberhalb des Herdes gespannt hatte.

Da hing ich nun und sollte trocknen und war mir meines elenden Aussehens wohl bewußt. Die Kinder kamen zuweilen, zupften und schnüffelten an mir, und von der Werkstatt herüber klang das Geschrei von mindestens einem Dutzend Kanarienvögeln, und wenn die Frau fort war, zuweilen ein kräftiges Lied des Meisters, dessen Pausen der Schusterjunge mit einem fürchterlich rasselnden „Schrum, Schrum" ausfüllte.

Zu Mittag aß man in der Küche. Es war eine sehr andere Art Essen als bei meiner jungen Frau, wo Alles so fein und blank und auch ganz anders als bei Pastetchens, wo ein großes Durcheinander gewesen war, wo sie aber Gericht auf Gericht, und immer in Massen aufgetragen hatten; hier stand eine große Schüssel auf dem Küchentisch, in der das ganze Mittagessen dampfte:

Brühe, Kartoffeln, Kohl und einige Brocken Fleisch. Die Kinder blickten verlangend danach, und auch der Meister trommelte mit dem Löffel, aber keiner durfte etwas anrühren, ehe nicht der Kleine seinen Spruch gesagt hatte. Ich höre ihn noch, wie gedankenlos und verdrossen er ihn herunterleierte:

Was Du spendest meinem Mund, —
Segne Gott zu dieser Stund —
Hast Du, Herr, uns satt gemacht —
Sei auch Dank Dir dargebracht. —

und auch die Mutter meine ich zu hören, wie sie ihn unterbrach: „Hübsch vergnügt, Schafskopf!"

Der Meister lachte vor sich hin und sah in eine Ecke. Der Schusterjunge aber klatschte auf seine Schenkel, worauf er sich jedesmal mit einem gewissen Schwung auf seine Hände setzte. Er hatte diese Manier, wie ich noch öfter bemerkte, die ihm manche Ohrfeige von der Meisterin eintrug.

Was nun mich betrifft, so war ich kaum getrocknet, als ich auch schon mit heißen Eisen drangsaliert und bearbeitet wurde, ohne daß doch etwas Rechtes dabei herausgekommen wäre. Denn daß ich sauber war, merkte man mir nicht an, da ich statt der früheren Flecken nun ganz mit mißfarbigen Rändern und Streifen versehen war.

Frau Felber examinierte mich am Fenster und ließ ein zorniges Brummen laut werden. Der gute Meister stand dabei, kraute sich hinterm Ohr und riet ihr, mich zu verschenken, worauf sie statt einer Antwort ihre großen Nasenlöcher aufblähte und nebenhin bemerkte: „Für diese zwei Monate kann es noch gehn."

Ach, Cylinder, man erlebt viel! Ich hatte schon Schande genug auf Mina's rotem Hemd gekostet, bei Pastetchens ein abenteuerliches Leben geführt, jene barbarischen Wäsche- und Glätteversuche durchgemacht, nichts aber hat mich so gekränkt, wie die Art, in der dieses Weib mich für „die zwei Monate" herrichtete. Du hast für diese Dinge weniger Gefühl, da Du zur Herrentoilette gehörst, — ich könnte Dir das schwarze breite Stück auch nicht mehr zeigen, daß sie mir vorn einsetzte, denn ich bin nun ja doch längst ab und hin und eines sieht aus wie das andere, — aber damals dachte ich noch daran, daß ich von der Neitzel war und härmte mich Tag und Nacht.

Denn als sie mich anzog, war es noch schlimmer. Keine Form und kein Schick mehr, — nichts! Es ist hart, so etwas durchzumachen, wenn man aus besseren Kreisen kommt! Und nun die Art wie sie mit mir ging! Nach meiner jungen Frau bei der das Gehen fast ein Gleiten war, so daß ich mich wie in leisem Vorwärtswallen bewegte und nach Lila, bei deren elastischen Schrittchen ich jedesmal ins Tanzen kam, nun um diese Beine zu schlottern, die keine Gelenke zu haben schienen und wie zwei Stöcke stapften! Was kann man aber von Personen, die waschen und putzen gehn, anderes verlangen.

Das muß ich ihr übrigens nachsagen, daß sie mit mir — ein Lumpen wie ich war — verhältnismäßig sorgsam umging. Nie machte sie sich an ihre grobe Arbeit, ohne daß sie mich umgeschlagen und aufgesteckt hätte, so daß ich um ihre Knie herum eine Art von Graben bildete, über dem sich ihr kolossaler Leib wie eine drohende Festung erhob. Im Allgemeinen war sie freilich ein unausstehliches Frauenzimmer, das nicht einmal für die Kinder, denen sie zwar nichts abgehen ließ, ein freundliches Wort hatte.

Einmal jedoch konnte ich mich des Mitleids mit ihr nicht erwehren. Es war, als sie mitten am Tage vom Waschtroge fortging mit langsamen, steifen Schritten, nicht anders als sonst, und als sie mich dann zu Hause vor dem bunt überzogenen Bett mit ihren aufgequollenen, ungeschickten Fingern aufknöpfte und stöhnte: „Äh, — wär ich nur tot!" Menschen haben es auch nicht immer leicht.

Gegen Abend war schon ein Kind da, mit dem sich aber außer dem guten Meister niemand besonders zu freuen schien. Er trug es in dem Zimmerchen herum und sagte: „Das muß uns jetzt aber leben bleiben," während die Frau sich gegen die Wand drehte und schwieg.

Die Kinder kamen herein und die Mittelste mit dem frechen Mäulchen murmelte: „Wer muß es wieder hüten? — Wir!" So wurde dieser Weltbürger begrüßt.

Was aus ihm geworden, ob er am Leben geblieben ist, weiß ich nicht, da schon nach acht Tagen eine abermalige Wendung in meinem Schicksal eintrat. Während die Felber zu Bette lag, kam öfter eine Nachbarin, setzte sich zu ihr, schwätzte und erbot sich zu allen möglichen Diensten in der Haushaltung, die die Wöchnerin auch mürrisch genug gewöhnlich annahm. War die Frau wieder gegangen, was nie geschah, ohne daß sie eines ihrer kleinen, geschlitzten Augen zwinkernd zugedrückt und gesagt hätte: „Man versäumt sich halt, — das ist es," so pflegte die

Felber sich im Bette aufzusetzen und in ihrer geräuschlos gehässigen Art, brockenweise hervorgestoßen, der Jane, so nannte sie die Person, alles Böse nachzusagen. Besonders ließ sie an der Arbeit, die sie doch immer wieder annahm, kein gutes Haar und bezeichnete sie kurz und bündig als Schweinerei.

Wie dem auch sei, jedenfalls fühlte sie sich ihr gegenüber schließlich zu etwas verpflichtet, und es war merkwürdig, wie ich bei der Unterhaltung, die sie darüber mit dem Meister pflog, plötzlich wieder zu Ehren kam. „Es ist noch ganz ansehnlich,“ sagte sie von mir, „und für so einen Lumpenmatz eher noch zu gut.“

So ward ich denn zusammengeschnürt, mit einem Geleitszettel versehen, auf dem in unförmlicher Schrift zu lesen stand: „vür Bewuste Dinste. A. Felber,“ und von dem kecken Dirnchen in die Kellerwohnung getragen. Unterwegs stieß sie auf zwei Kinder, die sich abmühten, eine Sandkiste die enge Treppe hinunter zu schleifen. Sie drängte sich an ihnen vorbei, wandte dann blitzschnell den Kopf zurück, machte eine lange Nase und rief: „Sandbub, Sandbub!“ Dann riß sie die Thür auf, warf mich ins Zimmer, und fort war sie.

Die Jane tappte auf ihren Filzschuhen langsam herbei, faltete mich auseinander, rieb mich zwischen den Fingern und hatte eine wirkliche Freude. „Wolle!“ sagte die gutmütige Person, „und warm, warm, wenn es auch leicht scheint!“ Sie blieb wie in Bewunderung versunken, während der Säugling in dem wackeligen kleinen Wagen ein herzhaftes Geschrei anstimmte und von außen die Sandkinder an die Thüre polterten. Es war ein etwa zehnjähriger Junge mit hellen, treuherzigen Augen, die doch nicht ganz des Ausdrucks der Schlauheit entbehrten, und ein bleiches, aufgedunsenes kleines Mädchen.

„Noch mehr verdient als gestern, Mutter“, rief der Junge, indem er schelmisch lächelnd zu ihr trat, „ich habe aber auch gesagt, Du lägest am Tod.“ „Das ist Einer,“ brummte die Jane mit Stolz, indem sie ihm das Geld, dem Mädchen einen kleinen Blechbehälter abnahm, den es am Henkel getragen hatte, „das ist Einer!“ Und indem sie die zusammengebettelten Speisereste auf einem Petrolkocher erwärmte, fügte sie hinzu, — übrigens ohne jede Bitterkeit: „Ja, wenn ich Euch nicht hätte!“

Ich lag noch immer ausgebreitet auf dem Tisch und wunderte mich, wo sie mich unterbringen würden. Kein Schrank, kein Schäftchen in dem ganzen Zimmer, — überhaupt ein häßlicher, dumpfer Raum, in dem sich die Feuchtigkeit an den getünchten Wänden in kleinen Perlen sammelte. Der Säugling hatte zu schreien aufgehört, aber in dem Kinderbett am Fenster richtete sich ein abgezehrtes Geschöpf empor, das den greisenhaften Kopf heftig bewegte und den Mund zu unzufriedenem Lallen öffnete. Die Kinder sprangen hinzu, während die Jane sich nicht stören ließ, und nahmen es aus dem Bett.

Es war die armseligste Kreatur. Man glaubte, ein elendes kleines Kind vor sich zu haben, und dazu dieses alte Köpfchen mit den kummervollen Falten der wachsgelben Haut und den heruntergezogenen Augenwinkeln!

Die Geschwister sprachen ihm zu, — es wollte sich nicht beruhigen. „Setzt ihn auf das Kleid,“ rief die Mutter gleichmütig herüber, indem sie mich auf den Boden breitete. Und als sich nun das unglückliche Kind in Bewegung setzte und, während es mich zwischen den feuchten Beinen festgeklemmt hielt, mit mir über den schmutzigen Boden kroch, begriff ich erst, wie tief ich gesunken war. Das Lob der Jane, das mir eben noch so wohlgethan, hatte nicht dem Kleid, es hatte dem allgemein benutzbaren Gegenstand gegolten. Und in der That: als Unterlage, als Decke, als Teppich, ja als Windel, — allenthalben mußte ich dienen.

Selbst in der Nacht, wie mich gleich die erste lehrte, gab es für mich keine Ruhe. Bald nach Mitternacht ließ sich eine Männerstimme und ein taumelnder Tritt hören. Die Jane machte Licht und sagte etwas von „Zahltag“ und „vertrunken“. Sie hatte eigentlich eine leise, sanfte Stimme, nur wurde sie manchmal von den Zischlauten fast ganz eingeschluckt. Der Mann antwortete laut und wie mir schien, roh und prahlerisch. Ich erinnere mich noch, daß er schrie: „Sei Du nur still! Meinst Du, ein Anderer hätte Dich genommen mit der Mißgeburt?!“

Bald darauf hörte ich ihn schnarchen. Das kleine Mädchen aber, das mit dem blöden Aloys zusammen in der kleinen Bettstatt am Fenster schlief, war über dem Spektakel aufgewacht und klagte über Kälte. „Mutter“, rief sie schnatternd, „ich zittere ganz“.

Die Jane, voller Schrecken, da der Mann sich wieder regte, stand leise auf, griff im Dunkeln nach mir und stopfte mich in das schmutzige kleine Bett, worauf das Kind sich beruhigte. Ich will

Dir nicht von dem fürchterlichen Bettchen reden, Cylinder, der Du kein Kenner bist, — ich will überhaupt nicht zu ausführlich werden.

Wie sie es mit mir getrieben, so trieben sie es weiter und wenn mich noch etwas in Verwunderung setzte bei dieser immerwährenden Inanspruchnahme, so war es, daß sie sich hie und da wieder einmal auf meine eigentliche Bestimmung besannen und mich als Kleid verwandten. Als „Kleidungsstück" will ich lieber sagen. Denn wenn meine Taille an kalten Tagen dem kleinen Mädchen, das sich zu seinen Bettelgängen rüstete, übergezogen wurde, so konnte ich darin ebensowenig eine Anknüpfung an meine früheren edleren Zustände erblicken, als wenn die Jane in mich hineinschlüpfte, so oft sie mit dem Jungen in die Sandgrube lief, um seine Kiste frisch zu füllen.

Auf einem dieser Gänge begegneten wir der Felber. Es war auf unsrer engen Treppe, die auch zu ihrer Wohnung führte. Sie sah mich von oben bis unten an, zog die Mundwinkel bis zum Kinn herunter und hielt sich die Nase zu. Sie hatte immer etwas Unfreundliches, die Felber. So abstoßend hätte sie sich aber doch nicht zu benehmen brauchen.

Und doch sollte kurz vor meinem Ende noch ein Moment kommen, da ich mitten in der tiefsten Erniedrigung, etwas wie eine Erhebung fühlte. Wie lange ich bei dem Bettelvolk gewesen, weiß ich nicht, als eines Abends der treuherzige Junge in einem bedenklichen Zustand nach Hause kam. Er hatte schon tagelang vorher heftig gehustet, bald über Hitze, bald über Kälte geklagt. Nun war er mit fieberglänzenden Augen heimgekehrt und nachdem er mit Anspannung seiner letzten Kraft die Sandkiste über das enge Treppchen heraufgeschleift hatte, brach er in der Thüre schwankend zusammen. Seine Mutter, der ihre Gemütsruhe auch in diesem Falle treu blieb, wusch ihm, während er noch am Boden lag, das Gesicht und legte ihn dann, da ihn heftige Fieberfröste schüttelten, auf die schlecht gepolsterte Bank, die ihm als Bett diente.

Er wälzte sich unruhig umher und warf, ohne es zu wollen, die schmutzigen Bettstücke zur Erde, von der sie die Jane unverdrossen wieder aufhob. Endlich — es war schon spät am Abend, und der Husten wurde immer beängstigender — sandte sie doch das Kind zu einem nahen Arzt. Es war ein junger, recht feiner Mann, und ich glaube, daß er auch am liebsten die Nase zugehalten hätte wie die Felber, denn er ließ sofort das Fenster öffnen. Er sagte, daß es mit dem Jungen ernst sei, verordnete, daß man ihn fest im Bett, nicht auf der Bank halte, und erklärte, wie man ihm Brust und Leib erst mit einem nassen, darauf mit einem wollenen Tuch umwickeln müsse. Dann schrieb er zwei Rezepte auf. Als er gegangen war, legte die Jane das Blatt, auf dem die Rezepte standen, gemächlich, wenn auch mit einer gewissen Achtung in die Schublade und sagte seufzend: „Ja ja, wenn wir Geld hätten!" Später nahm sie es noch einmal heraus, betrachtete es und sagte ebenso: „Heute ist Zahltag, — da kommt er nicht heim."

Der unglückliche Aloys und das Mädchen hatten mit dem Jungen tauschen müssen, der sich aber in dem kleinen Bett nicht ruhiger hielt. Die Jane nahm mich vom Nagel, holte ein rostiges Scheerchen aus der Schublade und begann, mich an der schönen, siebenmal gesteppten Naht, auf die ich einst so stolz gewesen, hinten herunter langsam aufzuschneiden.

Der Junge war unterdessen immer unruhiger geworden. Man hörte, wie seine Zähne im Fieber zusammenschlugen, ein paarmal schon war er aufgesprungen, anhaltend verlangte er Wasser. Die Jane nahm ihn auf den Schoß, schlug ihm einen nassen Lumpen um Brust und Leib und begann nun, lang und breit wie ich war, so gut es eben gehen wollte, ihn mit mir zu umwickeln. Meine guten, glänzenden Zeiten gingen mir durch den Sinn, während ich aufgerissen und verzweifelt auf ihren Knien lag und sie mich um das glühende, zuckende Körperchen wand. Als das Wasser aus dem nassen Tuch in mich hineinsickerte, meinte ich ordentlich zu fühlen, wie es mir den letzten elenden Rest von Farbe wegbiß, und ich hatte Empfindungen, wie sie nur denen gestattet sind, die noch nicht alle Eitelkeiten der Welt abgeschworen haben.

Dann aber plötzlich fühlte ich mich so nah bei der keuchenden Brust und bei dem zuckenden Körperchen, ich mußte auf das kleine Herz hören, das so unheimlich pochte, und fest mich anschmiegen, als ob ich verlumptes altes Ding dem armen Kind Hülfe oder wenigstens Linderung hätte bringen können.

Es war Alles vergebens. Er warf sich wild im Bett herum und schlug mit den Beinen, die er bald von mir befreit hatte, gegen die Lehne.

Später in der Nacht begann er sonderbar zu reden. Seltsam dünkte mir's, wie er sich plötzlich aufsetzte, das zitternde Händchen aus-

streckte und mit einer fremden Stimme sagte: „Die Mutter ist krank, sie liegt am Tod.“

Die Jane, die die ganze Zeit neben ihm saß, legte ihn wieder nieder, indem sie ihm bewegter als sonst zusprach: „Ja ja, Du bist ja so ein Braver. Wart nur, bald kommt der Vater heim, dann kaufen wir Medizin.“ Er sah sie einen Augenblick aus seinen fieberigen Augen ganz klar und traurig an, dann kam ein neuer Anfall. Der Säugling wachte darüber schreiend auf, der blöde Aloys brach in ein lautes, unzufriedenes Lallen aus, und das Mädchen setzte sich mit erschreckten Augen auf der Bank auf. Die Jane aber ging von Einem zum Andern, um sie zu beruhigen.

Als sie zu dem Knaben zurückkehrte, war er tot. Ich kann nicht sagen, wie dumm und gewöhnlich sie mir vorkam, als sie nun laut zu weinen anfing. Mir war wunderbar und schauerlich zu Mute, wie das zuckende, klopfende, glühende Körperchen so plötzlich steif und still und kälter und immer kälter in mir wurde. Und doch war mein einziger Wunsch, angeschmiegt an das Kind in die Erde gesenkt zu werden, nicht in die Lumpenwelt zurück zu müssen.

Als es Tag wurde, kam der Vater. Er war nicht nüchtern, aber wurde es, als er das tote Kind sah. Seine Frau hielt ihm die Rezepte hin und sagte weinend: „Wärst Du gekommen, — hättest Du Geld gebracht —!“

„Ach Gott,“ stöhnte er, als ob ihn ein Schluchzen schüttele. Gleich darauf aber ballte er die Faust nach dem grinsenden Aloys und schrie: „Und so etwas lebt!“

Das war mein Letztes. Denn mit sanften Fingern, wie ich sie ihm nicht zugetraut hätte, löste er mich, während er vor dem Bettchen kniete, von dem Kinde. Ich sah noch, wie er es wusch, und wie er es in ein frisches Hemd, eines von den seinen, hüllte. Dann nahm er mich, trug mich hinunter auf die Straße und warf mich in einen der Kehrichtkasten, die da vor den Thüren standen. Hier hat mich der Meckes, der mit seinem Sack vorbeiging, gefunden und mich mitgenommen.

Der Cylinder seufzte und sah runzeliger und abgelebter aus als je. „Feine Dame,“ sagte er, „es ist bunt bei Dir zugegangen. Und nun zu denken, daß Deine junge Frau sich weiter putzt, daß Pastetchens weiter schlampen und prassen, die Felber weiter brummt, die Jane sogar weiter existiert und schmiert, während Du, die Du ihnen so gute Dienste geleistet hast —“

„Cylinder,“ unterbrach ihn das Kleid, „die Menschen nennen das, was Du da eben thun willst, philosophieren. Ich bitte Dich um Gottes willen — —! Übrigens ist niemand froher als ich, wenn es ein Ende hat!“

Der Cylinder wollte noch etwas erwidern, aber der Schnürleib erhob durch ein unzufriedenes und anhaltendes Geklapper seiner Hornschienen Einspruch, und da der Mond sich gerade hinter einer großen Wolke verkrochen hatte, so daß unter dem verdunkelten Himmel auch die Lumpenhalle im Finstern lag, so fanden es Alle angemessener zu schweigen.

* * *

In der Papierfabrik hatte die Morgenglocke schon geläutet. Ein paar Fabrikarbeiterinnen standen noch mit einem der Lumpenmädchen zusammen am Thor der Lumpenmühle.

„Da habt Ihr wieder ein schönes Geschäft,“ sagte die Eine, indem sie auf den Lumpenhaufen deutete, „unsere Holzware ist doch appetitlicher.“

„Es ist Alles nur Gewohnheit,“ versetzte das Mädchen, und ging zu den Andern in den Saal, die sich schon an das Sortieren der Lumpen gemacht hatten. An einem der in die Wand eingelassenen scharfen Messer wurde eben der Schnürleib in kleine Fetzen zerstückelt.

Eines der Mädchen nahm den Cylinder vom Boden auf und ließ ihn über der Hand tanzen, indem sie sich lachend rückwärts bewegte; an der Thür wandte sie sich plötzlich um, gab ihm einen neuen Schwung und schleuderte ihn bis in die Mitte der Straße. „Was will der alte Kerl?“ rief sie lachend. „Bald geben sie uns noch Steine zum Zerschneiden.“

Der Cylinder war in einer Senkung der Straße liegen geblieben. Nun nahm sich aber der Wind seiner an, der ihn durch Schlamm und Pfützen jagte, bis ihn eine schwer beladene Fuhre, die Holz in die Papierfabrik brachte, unter ihren Rädern zerquetschte.

Das braune Kleid war unterdessen in kleine Stücke gerissen und mit den übrigen kurz zuvor noch so verachteten Lumpen in einen der großen steinernen Tröge geleert worden, in dem Schmutz und Schande von ihm genommen werden, und in dem es sich auf sein künftiges reines und verwandeltes Dasein vorbereiten sollte. Wer weiß, ob nicht diese seine Geschichte auf einem Teile seiner selbst geschrieben steht.

Zwei Sonette.

Der Rahmen.

Wie schöne Rahmen gern den Wert vermehren
Bei einem Bild, sei's auch von Meisterhand,
Indem sie mit geheimer Schöpferhand
Es scheiden von den rings begrenzten Sphären,

So schien sich keine Kostbarkeit zu wehren,
Um ihre Schönheit, die nichts Gleiches fand,
Wenn gleich nur schlicht, zum schmalen Bildesrand
Erniedrigt, liebeatmend zu verehren.

In allen Dingen war ein Liebenmüssen,
Das fühlte sie und schwebte in den Küssen
Der Seidenkleider, wie im Arm des Windes.

Und ihrer nackten Glieder Auf und Nieder,
Sie spiegelten den sanften Rhythmus wieder,
Die wohlgelenke Grazie eines Kindes.

Die Riesin.

Zur Zeit, als die Natur, wie aus geheimen Quellen,
Mit Wunderwesen Tag für Tag die Welt beschenkt,
Da wärs mein Traum, mich einer Riesin zu gesellen,
So wie ein Kätzchen sich zum Schoß der Kön'gin drängt.

Und ihrer Formen sachtes Wachsen zu beschauen,
Wenn wie ein Kind sie spielt und schon Verderben droht,
Zu ahnen, ob ihr Herz gleich wie die nebelgrauen
Glutaugen auch schon dunkle Rätselflammen loht,

Und zu erklimmen diesen Wunderbau der Größe
Und ihrer jungen Kniee schwanke Marmorblöße;
Und manchmal wieder, — wenn in fieberschwangrer Glut

Ihr sanfte Kühlungswellen in den Feldern winken —
So wie an einem Berg ein Hügel friedlich ruht,
Von ihrem Leib beschattet, in den Schlaf zu sinken.

Aus dem Französischen des **Charles Baudelaire** von **Stefan Zweig.**

Meiner Mutter.

Weiß keine Seele, ihr mein Leid zu klagen,
Und gäb's auch eine, trüg' es doch im stillen,
Es blieb' ja nur beim Rätseln und beim Fragen,
Beim Köpfeschütteln oder guten Willen.

Wär'st Du noch, Mütterlein, mit Deinem süßen
Vergebungslächeln, Deiner Augen Segen,
Mich auszuweinen kniet' ich Dir zu Füßen,
Den Trotzkopf scheu in Deinen Schoß zu legen.

Du forschtest nimmer, eitlen Trost's beflissen,
Beschwörend neu der Qualen wirren Reigen,
Du fragtest nicht — und würdest alles wissen,
Mich und mein ganzes Weh verstehn und — schweigen.

Nur Deine Streichelhand, die zitternd zagte,
Wenn heiß die Zähre auf sie niederglitte,
Nur Deiner Brust verhaltnes Leben sagte,
Daß stumm das Mutterherz noch schwerer litte.

So Herz an Herz und Harm mit Harm gebettet,
Durch's heil'ge Wunder müßten wir gesunden,
Daß tiefstem Gram, wo er zwei Seelen kettet,
Des Glücks verstohlner Liebesblick verbunden.

Karl Tuppy.

Sprechen und Worte machen.

Sprechen, Freund, und Worte machen,
Sind zwei grundverschiedene Sachen.
Worte mögen prunkend klingen,
Doch vom Ohr zum Herzen dringen
Können Reden nur, die ranken

Fest und zierlich um Gedanken.
Wo sie dieses Halt's entbehren,
Werden sie trotz Beifallsehren
Bald dem Tod entgegensiechen
Und verwelkt am Boden kriechen.

Th. Vulpinus.

Die Vertraute.

Lustspiel in einem Akt von Adalbert Meinhardt.

(Schluß.)

Dr. Walters. So hören Sie denn, was mich betroffen hat, und verwundet. Aber vorher noch eine Frage, eine Frage an Ihr künstlerisches Gewissen . . .

Fräulein Melanie. Hm, wenn ich eins habe . .

Dr. Walters. Das fragt sich eben. Sie behaupten, diese Jungen zu verstehen, das, was sie dichten, komponieren, malen, ja sogar das, was sie wollen. Fräulein Melanie, die Wahrheit — ist das wahr?

Fräulein Melanie. Daß ich sie immer verstehe? Ganz ehrlich soll ich sein?

Dr. Walters. Ich bitte darum.

Fräulein Melanie. Nun, manchmal scheint mir's recht unverständlich, ja unverständig.

Dr. Walters. Ach, so stehen wir denn doch auf gleichem Boden.

Fräulein Melanie. Nicht so ganz. Denn, wenn Sie etwas unsinnig finden, so sagen Sie kurz: Der das schreibt ist ein Esel.

Dr. Walters. Natürlich, das sage ich . . .

Fräulein Melanie. Ich dagegen, ich überlege mir: wenn er das schreibt und wenn so viel andere es bewundern, sollte er nicht am Ende im Recht sein und ich nur veraltet, stumpf und vernagelt, daß ich es nicht schön zu finden verstehe? Da war zum Beispiel der junge Komponist, der Sommer . . . .

Dr. Walters. Von dem rede ich ja grade. Seine Symphonie klingt doch wie Höllenlärm.

Fräulein Melanie. Als er aber damals, vor Jahr und Tag, eins Ihrer Lieder komponiert hat, da gefiel es Ihnen vortrefflich, Sie luden ihn auch in Ihr Haus ein, daß er es Ihnen vorspielen sollte, und sahen ihn gern, bis er eines Tages über Ihr Drama . . .

Dr. Walters (heftig). Sollte mich denn das nicht empören! Er ist wie ein Freund bei mir aufgenommen, wie ein Sohn, sitzt an meinem Tisch, trinkt von meinem Weine, ißt von meinem Brot . . .

Fräulein Melanie (ebenso heftig). Und wenn's auch was Besseres als Brot war, Suppe, Forellen, Kalekute, und so weiter — hat er darum seine Seele Ihnen verkauft? Um Ihr Diner seine ehrliche Meinung? Das wär' noch besser, wenn man allen Leuten, bei denen man eingeladen wurde, von Stund an alles, was sie schaffen, loben müßte. Der junge Mensch ist wahrheitsliebend. Wie sehr er es ist, das ahnen Sie garnicht. Denn es handelte sich für den Musikus damals nicht nur um Ihr Essen (ob's nun gut oder schlecht war), es handelte sich für ihn um die Netti, Ihre Tochter, verstehen Sie wohl!

Dr. Walters. Konnte ich denn das wissen?

Fräulein Melanie. Na, allenfalls hätten Sie's merken können, daß er nicht um Ihrer schönen Augen willen allein in Ihr Haus kam. Und da er sagte: Ihr letztes Stück sei ihm recht interessant, wie alles, was von Ihnen stamme, aber zu musikalischem Schaffen anregen könnten einen modernen Menschen doch im Grunde nur moderne Werke . . . .

Dr. Walters. Moderne! Als ob meines nicht unser heutiges Leben darstellte, Großstadtgetriebe, Verführung, Bankerott, Arbeiteraufstand . . . .

Fräulein Melanie. Natürlich, das alles und noch viel mehr. Aber es sind nicht die romanhaften Geschehnisse noch die moralisierenden Reden, was diese Modernität ausmacht, Sie schildern das alles, bester Doktor, so, wie Sie es sehen, Sie und ich und unsere guten Altersgenossen. Die Jungen haben andere Augen. Und ich meine, einem das Haus verbieten, weil er anders sieht als wir, weil er später geboren wurde, das ist . . . . Aber, kamen Sie heute zu mir, um über diese alten Meinungsdifferenzen wieder zu streiten?

Dr. Walters. Nein, ach nein, was ich heute erfuhr, das ist so erschütternd! Und es stammt doch aus derselben Quelle, aus der Sucht dieser Jungen nach eigenen Wegen, neuen und schlechteren.

Fräulein Melanie. Hm, als wir jung waren, gab es eben auch ältere Leute, die über uns ihre grauen Köpfe geschüttelt haben.

Dr. Walters. Aber wir haben damals doch unsere Schranken gekannt und unsere gesellschaftliche Stellung. Ein Mensch ohne Herkunft, ohne Familie, ohne anererbte Bildung, der wagt es jetzt — da sehen Sie doch einmal her (giebt ihr einen Brief), bei mir, bei mir! — um meiner Tochter Hand anzuhalten!

Fräulein Melanie. Was — (nimmt den Brief) was, er, Paul Sommer? Das muß ich lesen! was schreibt er Ihnen? (liest) Nicht hinterrücks . . — findet es unehrenhaft, ehe er den Vater versöhnt hat . . . .

ein braver Junge — rechnet auf Ihr gutes Herz, das wohl eine Minute . . . hm, und so weiter . . . hat auf seiner Seite den Erfolg, der zwar Ihnen nicht viel gilt, weil Sie sich schon durch so vieles, was Sie geleistet, weit erhaben . . . . und so weiter — ein kluger Junge . . . . Anstellung, kleine Erbschaft . . . . eine Frau zu ernähren genügend . . . . so, anständiger Junge auch noch, —! Wird heute zwischen 10 und 11 Uhr sich erlauben, noch persönlich bei Ihnen . . . — Warum sind Sie nicht zu Hause geblieben, Doktor, Sie müssen ihm doch Ihre Einwilligung geben!

Dr. Walters. Das hätte ich allerdings ungern gethan. Aber wenn mein Kind es verlangt hätte, ich hätte vielleicht mich drein fügen müssen. Nun freilich . . . .

Fräulein Melanie. Was denn nun? warum denn nun nicht?

Dr. Walters. Er ist nicht gekommen.

Fräulein Melanie (fällt in den Stuhl zurück). Ach so.

Dr. Walters. Ach so; ach so! Sie finden das, scheint mir, auch selbstverständlich, ganz in der Ordnung, daß so ein Moderner erst sich feierlich ansagt, dann warten läßt, nicht kommt? Nun ja, was soll man besseres hoffen von dieser gewissenlos hochmütigen Jugend! — Übrigens wissen Sie ja bisher immer nur noch die Hälfte meines Unglücks. Er also blieb aus. Und sie — Da lesen Sie auch den Brief selber. Als es elf Uhr vorbei, der Herr immer nicht da war, begab ich mich auf Nettis Zimmer, sie vor diesem Patron zu warnen. Sie war nicht zu Hause. Auf ihrem Tisch lag dieses Schreiben, das ich wohl erst abends hätte auffinden sollen. Und da sagt sie mir ganz freundlich, ganz ruhig, daß sie von ihrem Vater genug hat, daß sie fort von mir, nach Amerika geht.

Fräulein Melanie. Dachte ich's doch, sie führte etwas im Schilde. Die Reisetasche!

Dr. Walters. Was, Sie ahnten, Sie wußten das und haben mich nicht gewarnt?

Fräulein Melanie. Wie konnte ich, Doktor, es war ja erst heute und ich versprach (sieht zu der Thür rechts hinüber) — ich denke auch, sie wird nicht gehen, sondern bleibt, wenn Sie nur Ihre Einwilligung geben.

Dr. Walters. Ich sage Ihnen ja, sie ist fort. Wäre ich sonst hier jetzt? — Sie will bei unseren Verwandten drüben sich ein eigenes Leben gründen, da steht's, da steht es (auf den Brief zeigend), unabhängig sein und frei, lieber als ihrem weiter Vater alles danken. Begreifen Sie das?

Fräulein Melanie. Arme gute, kleine Netti! Ja, es giebt Fälle, in denen ein Mädel auch auf solche Ideen gerät.

Dr. Walters (auf- und abgehend). Und was mich am ärgsten verletzt, ist das Geschwätz, das entstehen wird, wenn die Leute es hören, daß sie ihrem Vater davonlief. Natürlich wird es wieder heißen, ich habe in verstocktem Konservatismus ihr junges Leben eingeengt, mir, mir wird man alle Schuld beimessen . . . Ach, hätte sie durch Ihr Beispiel nie gelernt, Unabhängigkeit so zu bewundern, dann würde sie auch nicht wünschen, gleich Ihnen . . . .

Fräulein Melanie. Unsinn, gleich mir! — Verzeihen Sie, Doktor, wenn ich etwas unhöflich werde. Ich mit meinen weißen Haaren und Ihre Netti . . . — Daß Sie's nur wissen, deren Unabhängigkeit heißt einfach Paul Sommer.

Dr. Walters. Sie irren. Ich glaube vielmehr, sie ist vor dem Menschen geflohen. Sehen Sie, da steht in dem Brief ja, da: „— Ich will auch nicht heiraten, will überhaupt allein und frei sein und versuchen, ein Mensch zu werden für mich allein.“

Fräulein Melanie. Ein ungeheuer vernünftiger Grundsatz. Hat sie den auch von mir? Alle Achtung!

Dr. Walters. Da sehen Sie's also!

Fräulein Melanie. Daß sie das Gegenteil von dem lernte, was ich sie hatte lehren wollen? Ja freilich, das sehe ich ein. Die Netti mit ihren schönen 19 Jahren kann von meinen Erfahrungen nicht zehren, sie soll erst ihre eigenen machen. Kurzum, Doktor, lassen Sie mir den Brief. Ich schaffe Ihnen die Kleine wieder und womöglich als Braut.

Dr. Walters. Wiederschaffen! Sie hier zu finden, das war noch meine letzte Hoffnung. Da lesen Sie doch, sie hat ihr Toilettengeld mit sich genommen, das Quartal, das ich ihr heute im voraus gab. Viel ist das zwar nicht. Mit dem Zuge um 10 Uhr 50 wollte sie nach London fahren und von dort in Southampton aufs Schiff gehen.

Fräulein Melanie. Na, es wird nichts so schlimm, wie man's ausdenkt. Gehen Sie nur, ich bring's in Ordnung.

Dr. Walters. Aber liebe, werte Freundin, so sehen Sie doch (zeigt ihr seine Uhr), es ist längst elf Uhr vorüber! Und ich komme vom Bahnhof.

Fräulein Melanie. Ja, war sie denn da?

Dr. Walters. Nein, sie war eben nicht da. Der Hauptschnellzug nach London aber ist nicht, wie sie schrieb, um 10 Uhr 50, sondern schon eine Stunde früher abgegangen.

Fräulein Melanie. Na also. So hat sie sich geirrt. Daß ein Mädchen sich eine Reiseroute selbst aussucht, richtig ausrechnet, das ist schon alles mögliche. Aber, daß sie sie im Kopf haben und sich gar nicht irren sollte — das . . . es wär' eben unmöglich.

Dr. Walters. Das sagen Sie!

Fräulein Melanie. Wer sollte so was wissen, wenn nicht ich? Ich bin doch auch ein Frauenzimmer. Und ich kann zwar die Männer nicht leiden mit ihrem — Pardon — Dünkel, ihrem langsameren Begreifen. Aber die Weiber . . . . Doktor, gehen Sie nach Hause, lassen Sie mir die beiden Briefe . . . . Ich bin ein Weib und ich bringe es in Ordnung.

Dr. Walters. Sie sehen die ganze Sache so leicht an . . . .

Fräulein Melanie. Thue ich auch. Die Lösung ist einfach. Ich sagte es schon, sie heißt: (zu August der eilig durchgeht). Was giebt's wieder? (August deutet auf die Korridorthür) ach so, ja, gehen Sie nur. — Die Lösung also heißt . . .

August (kommt wieder, meldend). Herr Sommer.

Dr. Walters (zurückfahrend). Was!

Fräulein Melanie. Er selbst, das trifft sich ja vorzüglich.

August. Ich sagte, gnä' Fräul'n ist nicht zu Hause.

Fräulein Melanie. Aber ich bin da, ich bin da für ihn. Er soll hereinkommen.

August. Gnä' Fräul'n, ich dacht' doch . . . Und nu is er schon fort.

Fräulein Melanie. Dann laufen Sie ihm nach, rasch, gleich, ich muß ihn sprechen!

August. Na, nu auf einmal! — (kopfschüttelnd zur Thür rechts, indem er anfängt, seine Schürze abzubinden.)

Fräulein Melanie. Was, wollen Sie erst Toilette machen? Nein, sage ich Ihnen, Sie sollen gleich gehen!

August (brummig). Ja woll, gnä' Fräul'n. (Ab durch die Korridorthür).

Fräulein Melanie (seufzend). So macht er es immer, den Einzigen, der mir wichtig ist, den schickt er weg und alle andern . . .

Dr. Walters. Der arme August!

Fräulein Melanie. Er ist eigentlich zu nichts zu gebrauchen. Ich habe ihn noch von meinem Vater her und werde ihn wohl für mein Leben behalten. — Wenn der einmal geht, bin ich einfach verzweifelt.

Dr. Walters. Sie widersprechen sich, mein Fräulein, er ist unbrauchbar und Sie wollen verzweifeln, wenn er Sie verläßt?

Fräulein Melanie. Das widerspricht sich eben garnicht. Ich bin an ihn gewöhnt, er gehört zu meinem home und — Aber wo bleibt denn dieser Herr Sommer?

Dr. Walters. Ich hoffe, er kommt nicht. Was denken Sie denn? was fange ich denn an sonst?

Fräulein Melanie. Sie werden sich eben mit ihm versöhnen.

Dr. Walters. Hier, heute? Nachdem er mich im Stich ließ? Ihm meine Tochter anbieten wohl gar? Ihm eingestehen, daß ich nicht weiß, wo Netti ist, was Netti will! Das ist einfach unmöglich!

Fräulein Melanie. Doktor, Sie haben sich doch so manchmal schon sehr gewünscht, daß Ihre Tochter heiraten sollte, weil Sie selbst dann —

Dr. Walters. Unmöglich, sage ich Ihnen. Da höre ich wirklich Schritte im Hausflur. Ein Ausweg! Ich will diesen Menschen nicht treffen, heute keinesfalls.

Fräulein Melanie. Vielleicht also morgen?

Dr. Walters. Nein, lassen Sie mich, ich will überhaupt nicht. Wohin soll ich mich wenden, wohin?

Fräulein Melanie. Nun der auch noch! Das wird immer besser. Da die und da die . . . . Ich müßte ein Zimmer anbauen lassen.

Dr. Walters (ist inzwischen gradeaus zur Salonthür gegangen). Sie gestatten? ich gehe dann von dort hinaus.

Fräulein Melanie. Dahin? jedenfalls ist das noch das Harmlosere von beiden.

Dr. Walters (an der Thür nochmals umkehrend). Und nicht wahr, Sie sagen dem Sommer nichts von Netti's Verschwinden? Und sollte Netti doch, trotz allem, sich noch bei Ihnen blicken lassen . . . .

Fräulein Melanie. Werd' ich sie schön grüßen. — 'S ist gut, adieu. — (schiebt ihn hinein, macht die Thür hinter ihm zu). So, nun rasch zu ihr. Hör, Netti, mein Liebling — (öffnet die Thür zur Anrichtekammer — zurückfahrend). Ah!

August (an der Korridorthür, atemlos, noch immer mit seiner Schürze über den Arm). Herr Sommer.

Fräulein Melanie (auf ihn zueilend). Aber August, wo ist Fräulein Netti?

August (wischt sich den Schweiß ab). Ja, gnä' Fräul'n, das hat Mühe gekostet. Der Herr hat garnicht umkehren wollen. Er war schon die halbe Straße hinunter und da hol' ich ihn ein und da . . . .

Fräulein Melanie. Ach, was kümmert er mich! Ich will wissen, wo sie ist.

August. Fräuln Walters? Ja, die is nu auch fort. Es roch so nach Putzpulver bei mir, meint sie. Und da kommt denn Rike auch noch und da, — ja, da is sie weg. Aber zurückholen? ne, gnä' Fräul'n, die nich, das kann ich wirklich nich.

Fräulein Melanie (sinkt auf den Stuhl). Mein Gott, mein Gott!

Sommer (ist mit August zugleich eingetreten und an der Thür stehen geblieben, düster). Mein gnädiges Fräulein . . .

Fräulein Melanie (ohne ihn zu sehen). Wenn sie Ernst macht, wenn sie wirklich jetzt auf und davon geht! Das arme Kind!

Sommer. Mein Fräulein!

Fräulein Melanie: Ach richtig, Sie — ja, was wollten Sie noch?

Sommer. Ich? — vielmehr Sie wünschten mich zu sprechen, Ihr Diener kam mir nachgelaufen, zwang mich förmlich, hereinzukommen.

Fräulein Melanie. Aber Sie hatten doch mich sprechen wollen.

Sommer (düster). Ja vorher, vorher! Da hieß es, daß Sie nicht Zeit für mich hätten. Jetzt, wo Sie Zeit haben . . .

Fräulein Melanie. Zeit, ich Zeit! und gerade heute! Da, sehen Sie nur hierher, diese Briefe und dies Konvolut Papiere . . . in einer Stunde, richtig kaum mehr ganz einer Stunde, wird eine junge Schriftstellerin kommen, — eine Witwe, — mein Urteil zu hören. Und die ist arm und der kann ich helfen. Aber Sie und Ihresgleichen! Sie kommen ja doch nur her, mir vorzuklagen, weil ich gutmütig und weil ich zufällig ein Weib bin. Was, würden

Sie zu einem Manne, zu irgendeinem es wagen, in den Arbeitsstunden so ungefragt sich einzudrängen? nur um einen guten Rat zu erbitten, den Sie dann doch nicht befolgen? . .

Sommer. Ich? aber mein gnädiges Fräulein, ich? . . .

Fräulein Melanie. Sie haben noch gar keinen Rat erbeten? Da haben Sie wieder recht. Sie haben mir auch noch nichts vorgeklagt. Also fangen Sie an.

Sommer. Mein Fräulein, wozu? Es hat keinen Zweck mehr. Ich mindestens werde Sie nicht quälen. Und Sie sind so erregt . . .

Fräulein Melanie. Ja, soll ich's wohl nicht sein? Meinen Sie denn, ich erriete nicht schon, um was es sich handelt? Netti also, Netti Walters . . .

Sommer (verzweifelnd). Sie wissen es? Ach, ich hatte Sie fragen wollen, was sie von mir denkt.

Fräulein Melanie. Hm, bin nicht berechtigt, etwas zu sagen. Freilich lassen sich die Gedanken noch immer nicht mit Röntgenstrahlen hübsch deutlich durchschauen. Aber trotzdem, — es gab früher, dünkt mich, so ein gewisses Fluidum, das den Liebenden es verriet, was ihre Geliebten von ihnen dachten —

Sommer. Das giebt es ja jetzt auch, so meinte ja ich auch, wenn ihr Vater es mir gerade zeigte, daß er mich verachte, weil ich nicht wie Weber, wie Mendelsohn, Marschner komponiere, um ihre Lippen ein Lächeln zu sehen, das mir winkte: Ich denke anders! Etwas, das, als ich fortgehen mußte, aus ihren Augen beglückend zu mir sprach: Ich warte — etwas, das, als ich fern von ihr war, noch aus ihrem Bild mir zuzuflüstern schien: Komm wieder! So ein rührendes Lächeln, dem man vertraut, vertrauen muß. Und jetzt, und nun . .

Fräulein Melanie. Was ist denn nun?

Sommer. Ich sah sie auch früher mit andern oft freundlich, das schmerzte mich immer. — Aber doch — was hatte ich denn für ein Recht, was war denn ich damals, — ein junger Komponist, der mit Begleiten in Konzerten, mit Stundengeben sich mühsam durchschlägt. Seit ich jetzt zurückkam, habe ich sie nur auf der Straße gesehen, ich meinte aber, es in ihren Augen lesen zu können, daß sie alles wisse, daß sie an mich denke, so wie ich an sie. Ich konnte sie nicht treffen, nirgends sprechen. Gestern endlich auf dem Ball . . .

Fräulein Melanie. Sie sollten verstehen, daß junge Mädchen zu Bällen eingeladen werden, um dort zu tanzen.

Sommer: Ich nahm es ihr wahrhaftig nicht übel. Es war mir, als grüßten mich ihre Augen, da sie an mir vorüberschwebte. Und mein Herz klopfte Antwort. Da sagt neben mir eine Dame . .

Fräulein Melanie. Ich weiß, ich weiß schon.

Sommer. Ich will es Ihnen auch nicht wiederholen, was man mir sagte, es that mir zu weh. Ich stand auf, ich konnte nicht anders, ich ging fort, lief durch die Straßen, lief bis nach Hause. Und da, am Klavier, allein, in der Nacht, da kamen mir wieder ihre Augen, ihre ehrlichen, wahrhaften Augen. Und ich fühlte meine Liebe und glaubte an ihre. Heute Morgen wollte ich zu ihrem Vater gehen, wie ich es ihm gestern geschrieben hatte.

Fräulein Melanie. Das wäre nur vernünftig gewesen.

Sommer. Aber dann, als ich vor der Thüre stand, da befiel es mich wieder, das Bangen . . . . wenn sie nun nicht will, wenn ihre Blicke mich täuschten, sie, die, wie jene Dame meinte, alle Männer ebenso ansieht . . . Und der Vater lacht mich noch aus — weist mir die Thür zum zweiten Male. Nein, ich kann nicht zu ihm, bevor ich es weiß, was sie von mir denkt. Und da auf einmal, da fällt es mir ein: Sie kennen sie, mein gnädiges Fräulein, Sie haben früher, damals schon, mich aufgefordert, Sie zu besuchen, Sie darf ich fragen, Sie werden mir's sagen, was wahr ist, was falsch. Und so komme ich her und stehe im Flur draußen und warte, während Ihnen der Diener mich melden geht. Ich sehe gedankenlos durch die Glasthür hinaus in den Garten. Und da urplötzlich zwei Gestalten, sie vom Haus her, aus dem Nebeneingang, er von der Straße, sie treffen sich, strecken einander die Hände entgegen, gehen dann weiter, eifrig sprechend, einer nur den andern sehend, so intim, so innig, so . . . Mein Fräulein, ich wollte mich entfernen. Denn was hatte ich nun Sie zu fragen, was können Sie mir noch sagen wollen? Ihr Diener hat fast Gewalt brauchen müssen, mich wieder zuholen. Es hilft ja nichts mehr. Ich habe ihn zu deutlich erkannt, er war es, derselbe, der gestern Abend mit ihr tanzte. Und sie, sie . . . Ja, mein Fräulein, es ist zu Ende.

Fräulein Melanie. Im Gegenteil. Netti ist mit Georg gegangen? Das ist gut, nun ist alles gut! Was stehen Sie da mit einem Gesicht, als ob Sie noch immer verzweifeln wollten? Die Sache ist in schönster Ordnung, sage ich Ihnen. Und — halt, es klingelt. Das werden sie sein, er bringt sie mir wieder. August, so hören Sie doch, es klingelt!

August (von der Thür rechts her). Ja woll, gnä' Fräul'n, (läuft durch das Zimmer).

Fräulein Melanie. Und Sie, mein Herr, — ach so, ich vergesse, Sie kennen Georg nicht? Also — er ist ein guter Freund, nennt mich Tante, wie Netti, ist auch mit ihr befreundet, verwandt fast. Und gestern seine junge Frau . . .

August. Fräuln Walters und der Herr Baron.

Sommer: Nein — (hält August zurück). Nein, halt, lassen Sie mich fort! Gnädiges Fräulein, ich kann nicht, so nicht. Vor fremden Menschen! Ich muß mich erst sammeln, ich muß, ich will . . . Wohin soll ich? wo mich verbergen?

August (macht die Thür rechts zur Putzkammer auf). Da is es nu leer . . .

Sommer. Ja, ja, ich werde da drinnen warten. Aber (noch einmal zurückkommend leise), nicht wahr, mein Fräulein, Sie versprechen mir, daß Sie nichts verraten von meinen Fragen, meinen Zweifeln, daß Sie . . . Ah, Sie kommen! — (rasch ab rechts).

(Durch die Korridorthür hereinkommend Baron Georg und Netti, August und Fräulein Melanie stehen noch mitten im Zimmer).

Baron Georg. Tante Melanie, ich kann jetzt nicht warten! Meine Frau ist nicht zu Hause! Weißt Du etwas von ihr? Was kann nur geschehen sein?

(Zugleich) Netti. Tante Melanie, ist Papa schon wieder fort, wo ist er hin? was hat er gesagt?

Fräulein Melanie. Kinder!

Baron Georg. Tante Melanie, Du weißt etwas von meiner Frau! Du hast mich absichtlich fortgeschickt.

(zugleich) Netti. Tante Melanie, Du hast doch Papa nichts von mir verraten? Du weißt, Du hast mir Dein Wort drauf gegeben! —

Fräulein Melanie. Nein, nun wird's mir zu arg. Ich halt's nicht mehr aus. Meint Ihr wohl, ich sei so ein geduldiges, gutes, altes Möbel, ein bequemes Schreibpult, in das Ihr Eure Sorgen immerfort hineinwerfen dürft? Und im Gehen ermahnt mich ein jeder: bewahr mir's gut, verrat mir nichts, und denkt: das alte Pult wird mir sein Wort schon halten, das Pult ist stumm! Nein, ich bin nicht stumm, bin auch nicht von Holz noch von Pappe, ich bin ein Mensch so gut wie Ihr. Und was Ihr mir klagt, das geht mir zu Herzen, grad da hinein! Und jede Dummheit, die Ihr begeht, ärgert und bedrückt mich, so viel wie Euch selber — mancheomal mehr. — Meint Ihr denn, mein Zuhören würde Euch wohlthun können, meine Freundschaft wär' etwas wert, wenn ich nicht so warm mit Euch fühlte? Ich fühle mit Euch, für Euch, durch Euch, daß Ihr's nur wißt. — Und deshalb . . . .

August (auf dem Wege zur Salonthür).

Fräulein Melanie. August, rufen Sie den Herrn Sommer. — Alma! — Was, Doktor, Sie sind auch noch da?

(August hat die Thür zur Anrichtekammer gleichzeitig geöffnet).

Sommer (entsetzt): Aber . . .

Dr. Walters. Verehrte Kollegin! . . .

Baronin Alma: Tante Melanie! Du versprachst doch . . .

Baron Georg. Hier bist Du, hier! . . .

Netti (stumm, erschrocken, will zur Thür).

Fräulein Melanie. Halt, Netti, halt, meine guten Freunde alle, jetzt habe ich zu thun und zu sagen, hört mir zu: Hiermit creire ich ein Brautpaar und stelle es Euch vor: meine Netti und Herrn Sommer. (Netti fällt ihr um den Hals). So, Kind, so, nicht weinen. Er hat Dich lieb und Du hast ihn auch lieb. Was willst Du denn noch mehr? warum soll ich's nicht sagen? Die Sache ist so unendlich einfach; ich sehe nicht ein, weshalb wir sie nicht auch zu einem glücklichen Ende bringen könnten. Doktor, Sie werden sich drein schon ergeben, wir Alten haben zurückzustehen. Georg, da hast Du Deine Frau, sie hat hier heute, wie Du siehst, nur Gutes gestiftet, das Übrige soll sie Dir selber berichten. Und Sie, lieber Sommer, da ist Fräulein Netti, erfragen Sie lieber direkt von ihr, was Sie wissen wollten. — (nimmt Nettis Hand, die an ihrem Hals hängt, und legt sie in die Sommers. Die beiden stehen Hand in Hand und sehen sich an. Fräulein Melanie sieht ihnen zu.)

Baron Georg. Tante Melanie, hör' auf ein Wort, was Alma mir da eben mitteilt . . .

Fräulein Melanie (fast zugleich, rasch sich zu ihm wendend): Das willst Du mir vielleicht wieder erzählen! Bester Junge, das hast Du nicht nötig! Geht Ihr jetzt hübsch nach Hause, besprecht Euch gründlich, ruht Euch aus. Und morgen oder übermorgen gegen Abend, wenn Ihr gerade Lust und Zeit habt . . .

Baronin Alma. Ja, Tante Melanie, wir werden wiederkommen, immer, zu Ihnen, nein zu Dir! Ich darf doch auch „Du" sagen von heut' an? Ich bin ja so froh, daß der Stein mir vom Herzen fort ist. Wenn ich Dir nur so recht danken könnte!

(Zugleich) Netti. Und ich, (ihr am Halse) meine einzige, süße, liebe, zu liebe Tante!

(Zugleich) Dr. Walters. Wenn ich wüßte, wie, — auch ich, ich möchte Ihnen wohl zeigen, daß ich nicht unempfänglich bin . . .

Fräulein Melanie. Was, was? wie Ihr mir danken sollt, das wißt Ihr alle nicht? Und das ist doch klarer noch als alles andere! (ruft) August! — August, die Herrschaften wollen durchaus schon wieder gehen —

(zugleich)
August (öffnet die Thür).
Dr. Walters. So ist's gemeint?
Baron Georg. Du wirfst uns hinaus?
Baronin Alma. Nun, dann adieu, auf Wiedersehen!

Netti (sie stürmisch umarmend): Auf Wiedersehen morgen, Tante! (Alle ab).

Fräulein Melanie (allein, in den Stuhl am Tisch sinkend). Nun endlich. (ordnet die Papiere, liest.)

August (von der Korridorthür zurückgekehrt, bleibt am Tisch stehen). Gnä' Fräul'n, ich hab' gnä' Fräul'n bloß noch was sagen wollen . . .

Fräulein Melanie. Was? Sie auch?

August. Ja, Rike und ich . . .

Fräulein Melanie. Ihr seid ausgesöhnt? Schön.

August. Ja woll, gnä' Fräul'n. Und was ich bloß noch sagen wollte: . . . wir möchten nu auch heiraten nämlich. Und ob gnä' Fräul'n uns dann zum Ersten . . .

Fräulein Melanie (tragisch). Auch das noch! Alle beide zugleich! Zum ersten schon! Und mir neue Leute suchen, die wieder neue Dummheiten machen.

Also gut, es wird sich finden (nimmt die Feder, will schreiben).

August. Ja woll, gnä' Fräul'n. Bloß, — wenn gnä' Fräul'n denn nich lieber so gut sein wollten, nebenan im Schreibkabinett (nimmt ihre Papiere, Tintenzeug, Federn 2c. fort). Da is das nu fertig. — Hier muß ich den Tisch ja zu's Frühstück decken. Und nachher kommt doch die arme Frau, die den Brief da . . .

Fräulein Melanie (hebt die Arme zum Himmel). Und das nennt man meine beneidenswerte freie Unabhängigkeit! — (Der Vorhang fällt.)

Litterarische Notizen.

— Psyche. Gedichte von Else Kastner-Michalitschke. Zweite Auflage. Wien. Wilhelm Braumüller und Sohn. 1900. — Zweifellos ein recht hübsches Talentchen. Aber wer mehr sagt, wer die Dichterin in die erste Reihe der Lyriker der Gegenwart stellt, wie einige Beurteiler gethan haben, hat eben von dem Wesen der Lyrik und von dem Reichtum an echten lyrischen Talenten, wie ihn unsere neueste Litteratur aufzuweisen hat, andere Anschauungen als wir. Daß diese anderen Beurteiler zum größten Teil für kleine Zeitungen und Zeitschriften schreiben und ihrem Enthusiasmus oft genug in einem bedenklichen Deutsch Ausdruck gegeben haben, kann uns nicht dazu verleiten, unsere Meinung für ein Dogma zu halten, aber wahrlich ebensowenig kann uns dieser Chorus von Bewunderern, den die Dichterin gefunden hat, zur Verschweigung unserer Meinung bringen. Ob es geschmackvoll ist, jedem Rezensions-Exemplar einen Abdruck dieser meist übel stilisierten Ueberschwänglichkeiten beizufügen, ihn sogar an die Redaktionen, die auf ein gründliches und selbständiges Urteil ihrer Rezensenten Gewicht legen und darum sich und ihnen mit der Besprechung von Büchern gern etwas Zeit lassen, zwei oder drei Mal gewissermaßen als Mahnzettel zu verschicken, es auch an eigenen und fremden brieflichen Verweisungen auf diese „Kritiken" nicht fehlen zu lassen, dies Alles sei hier nicht des Weiteren erörtert; uns erscheint es zwar nicht geschmackvoll, aber es hat unsere Ansicht nicht beeinflußt. Ein recht hübsches Talentchen, wiederholen wir, aber beileibe nicht mehr, ein lyrisches Talentchen von einer Intensität, wie wir ihrer heutzutage in Deutschland immerhin ein halbes Tausend haben. Eine gewisse Formglätte, eine gewisse Fähigkeit des Empfindens, aber nirgendwo ein Naturlaut, nirgendwo Tiefe der Anschauung und ein Klang aus tiefstem Gemüt. Das Höchste, was die Dichterin kann, sind Gedichte wie das folgende:

Wir schritten hin durch die Frühlingsnacht —
Am Himmel verheißende Sternenpracht.
In silbern Mondlicht der Weg getaucht —
Ein süß-müdes Lied der Nachtwind haucht.
Ein Raunen, ein Flüstern in der Luft —
Die Pfade erfüllt von Veilchenduft.
Wir schritten dahin im Mondenschein —
Nur du und ich — auf der Welt allein!
Nur du und ich! — In der Frühlingspracht
War singend und klingend — die Liebe erwacht.

Wir fragen: liegt ein Grund zum Enthusiasmus vor, und thun wir der Dichterin Unrecht?! Wir dürfen versichern, daß uns die Absicht sehr ferne liegt. Und darum sei hier noch ein zweites Gedicht zitiert, auf das die Verfasserin offenbar selbst besonderen Wert legt, weil sie es an die bemerkteste Stelle, an den Schluß des Buches gestellt hat, und thatsächlich ist es auch ihr bestes:

Ein weißes Haar! Ein kleiner leiser Schauer,
Ein kurzer Aufschrei und ein heimlich Klagen,
Und eine stille, heimwehvolle Trauer —
Ein Abschiednehmen von der Jugend Tagen.

Allmählich kommt mein Herbst herangeschritten
Doch darf ich mich in Frühlingsträumen wiegen:
Das Gold, das von den Schläfen mir geglitten,
Blieb leuchtend auf drei Kinderköpfchen liegen.

Als bestes erscheint uns dies Gedicht, weil auf die Phrasen der ersten Strophe am Schluß doch mindestens ein nettes, prägnantes Bild folgt — aber gehören diese beiden Strophen wirklich zu dem Besten, was die Lyrik der Gegenwart hervorgebracht hat? Nicht einmal zu dem, was wir sehr gut nennen. Und Anderes ist geradezu schlecht. Hier zum Beleg eine einzige Strophe aus einem Gedicht, das Anderen ungemein gefallen hat. Es ist „Weckruf einer deutschen Frau" überschrieben und alle Strophen sind von gleichem Wert. Wir greifen diejenige heraus, die uns noch als die relativ beste erscheint:

Erziehet dem Ganzen ein nützend Glied,
Voll Thatkraft und Jugendfeuer,
Die deutsche Sprache, das deutsche Lied,
O macht schon dem Kinde sie teuer.
Entfacht in den jungen Herzen die Glut,
Bewahrt euren Söhnen das heiligste Gut:
Zur deutschen Heimat die Liebe!

Die beste Strophe, wiederholen wir, aber ist sie nicht auch schlecht, sogar sehr schlecht? Ist dies die Sprache eines Dichters? . . . Nein, nein! die zusammengekehrten Reklamen aus allen Winkeln der Tagespresse machens nicht, und das Bombardement mit diesen Reklamen macht's nicht; es ist nicht der Aerger über diese Ungehörigkeiten, der unser Urteil bestimmt hat, sondern es durfte nicht anders und milder lauten . . .

— Der gelbe Domino. Roman von Marcell Prévost. Einzig berechtigte Übersetzung aus dem Französischen von Hans Jürgens. München, Albert Langen 1901. — Das Problem des Romans ist raffiniert ausgeklügelt, aber nicht ohne psychologisches Interesse. Eine unglücklich verheiratete Frau liebt einen Anderen; ihr Gatte giebt sie nicht frei. Um ihn zur Scheidung zu zwingen, fingiert sie einen Ehebruch mit einem Dritten, einem ihr unbekannten jungen Menschen, den sie auf einem Maskenball kennen lernt, indem sie ihm ein Rendezvous giebt und den Gatten indirekt davon verständigt. Der Coup gelingt; sie geht bei diesem Rendezvous genau so weit, als ihr nötig scheint, um den Schein ihrer Schuld zu erwecken, aber nicht weiter; die beiden unschuldigen Schuld'gen werden scheinbar in flagranti abgefaßt; die Scheidung wird vollzogen: die Frau heiratet ihren Geliebten. Nun jedoch ist es nicht mehr dieser, dem ihr Herz gehört, sondern jener junge Mann, dessen jäh erwachte Leidenschaft sie so schnöde ausgenützt hat. Aber sie kennt seinen Namen nicht, wie er nicht den ihrigen, — und ihm ist es ebenso ergangen wie ihr, auch er kann die Unbekannte nicht vergessen. Dies Alles ist, wie gesagt, zwar raffiniert, aber doch zugleich fein ausgeklügelt, auch genügend glaubhaft gemacht; der Leser glaubt, daß es so gekommen ist. Zwei Dinge aber stören ihn. Erstlich das Übermaß der Schlüpfrigkeit; die an sich bedenkliche Situation wird in einer Art ausgemalt, die nichts mehr mit der Kunst zu thun hat; es ist die pure, grobe Spekulation auf den Sinnenkitzel. Ferner aber der Schluß: er ist im übelsten Sinn des Worts sentimental. Daß die beiden Liebenden, als sie einander endlich nach mehr als einem Jahrzehnt begegnen, auf eine Vereinigung verzichten werden, und nach allen Gesetzen der Psychologie verzichten müssen, verkennt auch Prévost nicht — aber wie läßt er sie zu dieser Erkenntnis kommen, wie sie aussprechen! Kurz, im Grunde doch nur das Buch eines Pornographen, nicht das Werk eines Künstlers!

— Stromschnellen. Gedichte von Melanie Ebhardt. Wiesbaden. Heinrich Staadt. 1901. — Der Verfasserin gelingt ab und zu ein hübsches Gedicht, aber diese Sammlung können die wenigen Lieder nicht rechtfertigen. Das Meiste ist leider nur eben mittelmäßig.

Redigiert unter Verantwortlichkeit des Herausgebers Karl Emil Franzos in Berlin. — Nachdruck auch im Einzelnen ist untersagt und wird strafgerichtlich verfolgt. — Verlag der Concordia Deutsche Verlags-Anstalt in Berlin. — Druck von Kißling & Krüger, Berlin N.

Die Verjüngungskur.

Novelle von **Wilhelm Berger.**

Achtundvierzig Jahre war Nikolaus Wachtel alt geworden, und noch immer Junggeselle. Nicht aus Mangel an Einkommen hatte er die Gründung einer Familie zu unterlassen brauchen. Sein Geschäft in der alten Hansestadt, von seinem Vater auf ihn vererbt, warf weit mehr ab, als er zu verzehren vermochte. Und ein Weiberfeind war er auch nicht.

Aber Nikolaus Wachtel liebte von Jugend an die Bequemlichkeit. In den Zwanzigern war's ihm viel zu anstrengend gewesen, große Gesellschaften mitzumachen oder gar auf Bällen eine Rolle zu spielen, und später erst recht. Da ging er lieber nach vollbrachter Tagesarbeit in seinen Klub, spielte dort eine Partie L'Hombre und ließ sich nachher einen substanziellen Nachtimbiß nebst einer Flasche Bordeaux auftragen, worauf er sich in seine Wohnung am Wall bei Frau Eschenberg begab und unverzüglich zu Bette ging.

Bei dieser soliden Lebensweise war Nikolaus Wachtel allmählich zu einem ganz hübschen Bäuchlein gekommen. Er hätte noch für einen späten Dreißiger gelten können, wenn ihm seine Haupthaare treu geblieben wären. Diese jedoch hatten sich größtenteils auf Nimmerwiedersehen empfohlen, und kein Mittel war imstande gewesen, dem kahlgewordenen Boden einen Ersatzwuchs zu entlocken. Wenn Nikolaus Wachtel sich mit unbedecktem Kopfe zeigte, rechnete ihn jedermann zu den alten Herren. Und schließlich machte er sich nichts mehr daraus, nach der goldenen Regel Bombardons: „Je nun, man trägt, was man nicht ändern kann."

In seinem neunundvierzigsten Lebensjahre versetzte ihn das Schicksal indessen in eine Lage, worin er den Verlust seiner Jugend auf das schmerzlichste empfand. Und das kam so:

Als er an einem Aprilmorgen durch die Stadt schlenderte, überfiel ihn das Gelüst, eine Tasse Chokolade zu trinken. Er begab sich also in die nächste Konditorei und ließ sich an einem der runden Marmortischchen nieder, die dort ihre krummen Eisenfüße spreizten.

Ein Mädchen trat zu ihm, um seine Bestellung entgegenzunehmen. Beim ersten flüchtigen Blick auf sie stutzte Nikolaus Wachtel. Und beim zweiten, schärferen Blick wurde er so betroffen, daß die Kellnerin ihre Frage nach seinen Wünschen wiederholen mußte, ehe er sich zu einer Antwort aufraffen konnte. Sie war eine Brünette in der Mitte der Zwanzig, hoch gewachsen und von frauenhafter Fülle der Formen. Ihr Gesicht hatte einen heroischen Schnitt; man hätte sie, angemessen bekleidet, in das Jagdgefolge Dianens versetzen können. Dazu strahlten ihre braunen Augen von Leben und guter Laune, und auf ihren Wangen lag ein feiner rosiger Hauch, wie auf dem Blatte der Apfelblüte.

Während Nikolaus Wachtel seine Chokolade trank, ließ er kaum die Augen von diesem hervorragend wohlgeratenen Exemplare des weiblichen Geschlechts. Ihresgleichen hatte er noch nie gesehen.

Acht Tage später machte er seinen zweiten Besuch in der Konditorei. Diesmal schickte die Amazone eine Kollegin vor, um ihn zu bedienen; offenbar hatte er sie bei seinem ersten Besuche durch seine zudringlichen Blicke schen gemacht. Er hörte nur, daß sie Alma gerufen wurde. Und auch sprechen hörte er sie von weitem, mit einem starken Anklang an die oberbairische Mundart. Aber er mußte noch häufig wiederkommen, ehe sie sich entschloß, ihn wieder zu bedienen. Doch gab sie ihm auf seine Fragen nur ganz kurze Antworten. Ihr Benehmen sagte ihm deutlich, daß sie zwischen ihm und sich eine weite Kluft offen zu halten wünsche.

Nikolaus Wachtel jedoch hatte sich inzwischen zu dem Entschlusse aufgeschwungen, dieses Kuchenmädchen zu seiner Frau zu machen. Er war sich vollständig klar darüber, was er damit wagte. Die Leidenschaft aber, die beständig in ihm wuchs, trieb ihn vorwärts.

Er wurde täglicher Gast in der Konditorei von Antonetti. Und endlich wurde seine Ausdauer belohnt. Eines Tages traf er Alma allein im Lokal. Als sie ihm seine Chokolade gebracht hatte, blieb sie ihm gegenüber, an der andern Seite des Tischchens, stehen, steckte die Hände in die Taschen ihres koketten Schürzchens, blickte ihn herausfordernd an und fragte: „Was wollen S' eigentlich von mir, Herr Wachtel?"

Nikolaus Wachtel besann sich nicht lange, sondern antwortete: „Sie haben mir vom ersten Augenblick an ausnehmend gut gefallen, Fräulein Alma."

Alma knixte spöttisch. „Dank' schön, Herr Wachtel! — Sonst noch was?"

„So gut," fuhr Wachtel fort, „daß ich Sie heiraten möchte."

Alma zeigte ihm zwei Reihen untadelhafter Zähne, indem ihre Augen eine Sekunde lang auf seiner Glatze verweilten.

Dann sagte sie: „Dazu wärens doch wohl ä bissel zu alt, Herr Wachtel."

„Aus der ersten Jugend bin ich freilich heraus," erwiderte Wachtel. „Das aber sollte eher zu meinen Gunsten sprechen. Wer sich in meinem Alter noch bindet, ist ein zuverlässiger Gefährte; da giebt es für die Frau keine Stürme mehr, sondern alle Tage gleichmäßigen Sonnenschein."

Alma stutzte. „Ja, haben S' denn wirklich im Ernst geredt?" fragte sie.

„Ei freilich, wenn Sie Frau Wachtel werden wollen, brauchen Sie nur einzuschlagen."

Er streckte ihr die Hand hin.

Sie blickte ihn zweifelhaft an und nahm im Fluge gleichsam eine Inventur seiner ganzen Persönlichkeit auf. Dann schüttelte sie langsam den Kopf und sagte: „Es is nix mit uns beide, Herr Wachtel. Wir passe nit z'sammen. Ganz und gar nit. Ich will Ihnen nit helfe, daß Sie einen dummen Streich mache."

Nikolaus Wachtel entschloß sich, seine Börse sprechen zu lassen. Gern that er's nicht. Eine Werbung durch das Medium des Goldes hatte für sein Gefühl etwas unangenehm Orientalisches. Indessen glaubte er sich über dies Bedenken hinwegsetzen zu müssen, wenn er zum Ziele kommen wollte. Er malte ihr also aus, welch herrliches Leben sie als seine Frau führen würde. Er versprach ihr ein eigenes Haus mit modernster Einrichtung, drei Dienstboten, Toiletten nach freier Wahl, einen festen Theaterplatz im Winter, Reisen im Sommer, und noch sonstige schöne Sachen, von denen er glaubte, daß die Tochter Evas sich durch sie gewinnen lassen könnte.

Alma hörte ihm aufmerksam zu. Jedoch als er zu Ende war, antwortete sie: „Das alles kann mir den Sinn nit wende. So hoch hinaus will ich nit und kann ich nit. Ich bleib' halt besser in mei'm Stand."

Mißtrauisch fragte Wachtel: „Sie haben wohl schon einen Schatz?"

„O nein, so was hat's bei mir noch nit gebe," versetzte sie lebhaft. „Ich hätt' mich verheirate könne, mehr als einmal. Aber wissen S', Herr Wachtel, ich hab' noch den richtigen Mut nit gehabt, mich wegzuschenke. Ich will's nit verschwöre, daß ich immer ledig bleib'. Sollt' mich's mal so zu ei'm hintreibe, daß ich ihm durch Feuer und Wasser zulaufe würd' — aber nit eher — dann laß ich mir den Reif an den Finger stecke, und wenn's auch nur einer von Messing wär'. — So, Herr Wachtel, nu wissen S', wie sie mit mir dran sind."

Ein Schulmädchen, das inzwischen eingetreten war, klopfte ungeduldig auf den Ladentisch. Da eilte Alma davon.

Nikolaus Wachtel zog mit dem erhaltenen Korbe nachdenklich seines Weges. Almas Wort von dem Manne, dem sie durch Feuer und Wasser zulaufen könnte, ging ihm im Kopfe herum.

Zu Hause betrachtete er sich kritisch im Spiegel seines Kleiderschranks. Seine Augen blickten matt, seine Wangen hingen fleischig herab. Sein Aussehen war dasjenige eines korpulent und bequem gewordenen Lebemanns, der seine Initiative nur noch der Gewohnheit entnimmt. Er verstand, weshalb er einem Mädchen wie Alma nicht gefallen konnte.

War denn keine Verjüngung für ihn möglich?

Wachtel dachte nach. Wenn er's einmal mit Karlsbad versuchte? — Er befragte seinen Arzt. Dieser hatte nichts einzuwenden. „Von Ihren Jahren spülen Sie dort nichts weg," sagte er lächelnd. „Zu größerer Lebensfrische aber werden Sie wohl gelangen."

Acht Tage später befand sich Wachtel am Ufer der Tepl. Dort wurde er ein Sprudeltrinker, wie Karlsbad noch keinen gesehen hatte. Die Parforcekur bekam ihm schlecht genug. Nach vier Wochen reiste er zurück mit hohlen Wangen und in schlotternden Kleidern. Anstatt der verheißenen Frische brachte er eine Lebensmüdigkeit heim, in der selbst die Gedanken an Alma nicht recht gedeihen wollten.

Trotzdem trieb es ihn zu einem Besuche in Antonetti's Konditorei. Als er eintrat und Alma grüßte, schaute sie ihn befremdet an. Dann erkannte sie ihn, fuhr erschrocken zusammen und eilte zu ihm.

„Herr Gott! was habens ang'stellt?" flüsterte sie ihm aufgeregt zu.

Ermüdet sank Wachtel auf ein Sofa und erwiderte mit schwacher Stimme: „Liebeskummer! Ihretwegen, Fräulein Alma!"

Sie machte große Augen. „Ach gehen S', Herr Wachtel! Krank sind Sie, das kann ein Kind sehe. Es is ein Jammer, wie S' ausschau'n! Herr Jesses, wie'n Vogelscheuch'!"

Wachtel zuckte zusammen unter dem grausamen Wort. „Alles Ihre Schuld!" versicherte er.

„Das laß ich mir nit weiß mache," entgegnete Alma. „Gehen S' heim, legen sich ins Bett und schicke zum Dokter; der wird schon ausfinde, was an Ihne zu flicke is."

Und mit diesem wohlgemeinten Rat mußte Nikolaus Wachtel sich abtrollen. Befolgen that er ihn freilich nicht. Er betrieb seine Geschäfte weiter, so gut es eben gehen wollte. Lange aber dauerte es nicht mehr, da versagten ihm die Kräfte. Die schnöde Abweisung Almas hatte ihm den Rest gegeben.

Der Arzt schüttelte den Kopf. Das Schwinden der Lebenskraft bei seinem Patienten schien ihm in der Karlsbader Kur desselben keinen ausreichenden Grund zu haben. Er verordnete ihm kräftige Kost und wartete den Erfolg ab. Als er am nächsten Tage wiederkam, fand er, daß Wachtel sich nicht hatte zwingen können, etwas zu genießen. Da ging er besorgt von dannen und sprach in der Stadt aus, um Herrn Nikolaus Wachtel stehe es schlecht und seine irdischen Güter würden wohl demnächst außer Landes gehen.

Dasselbe glaubte Wachtel selbst. Er nahm sich vor, schleunigst sein Testament zu machen. Als er indessen darüber nachdachte, wie er testieren sollte, wurde er todmüde, schlief ein und konnte sich den ganzen Tag nicht wieder ermuntern.

Am Abend spät hörte er wie im Traum Almas Stimme. Sie rief leise seinen Namen. Einmal und nach einer kurzen Pause nochmals. Da öffnete er mühsam die Augen.

Vor seinem Bett stand Alma und betrachtete ihn mit angehaltenem Atem. In ihrem Gesichte war ein Ausdruck des Schreckens, der seine Schlaftrunkenheit verjagte.

Er öffnete die Lippen, um etwas zu sagen; Alma aber hob warnend die Hand auf: „Sprechen S nit, Herr Wachtel, es möcht' Ihne schade. Ich bin schon zufriede, daß Sie mich kenne thun."

Sie setzte sich ans Bett und fuhr fort: „Heut' Abend im Lade hab'n ein paar Dame von Ihne geschwatzt, daß es Ihne so erbärmlich ging, und der Dokter wüßt' nit, was eigentlich los wär'. Da hat mir's Gewisse g'schlage, es könnt' doch sein, daß ich an Ihrem Elend mit schuld wär'. Und kein' Ruh hat mir's g'lasse, bis ich selber nachg'schaut hab', wie's mit Ihne steht."

„Sind Sie denn nun beruhigt?" sagte Wachtel schwach.

„Beruhigt? Da müßt' ich doch kein Gefühl nit hab'n! Beruhigt, wo Sie allein hier liege, und kein' Menschenseel' bekümmert sich um Sie, wenn Sie nit klingeln? Schickt sich dös für ein'n Krank'n? — Wissens, Herr Wachtel, was ich am liebsten thun möcht'? — Auf dem Fleck hierbleibe und dafür sorge, daß Sie Ihr Recht kriege."

Wachtel traute seinen Ohren nicht. „Das könnten — das wollten Sie thun?" sagte er mit erwachenden Lebensgeistern. „Dürfen Sie denn aus Ihrer Stelle nur so fortlaufen?"

„Eigentlich nit. Aber schlimm kann's nit werde. Wenn ich nur g'wiß wüßt', daß ich Ihne was nütze könnt'! Sagen S' aufrichtig: möchten S' mich wohl um sich habe?"

Wachtel streckte die Hand aus und drückte auf den Knopf der elektrischen Klingel über dem Bett.

„Was soll denn dös nu bedeute?" fragte Alma.

„Frau Eschenberg soll kommen. Es muß ein Zimmer für Sie zurechtgemacht werden."

Von diesem Augenblick an ging's bergauf mit dem Kranken. Noch war Alma keine halbe Stunde bei ihm, als sich sein Appetit regte. Er bat um ein Beefsteak mit Spiegeleiern, und Alma lief zum nächsten Restaurant und schaffte das Gewünschte herbei.

Es schmeckte dem Genesenden vorzüglich. Kaum hatte er den letzten Bissen verzehrt, als ihn der Schlaf überwältigte. Um Mitternacht aber wachte er wieder auf, rief Alma, die sich im Nebenzimmer in den Kleidern niedergelegt hatte, und klagte ihr, daß ihn ein furchtbarer Hunger peinige. Da war nun guter Rat teuer. Alma jedoch, kurz entschlossen, ging im Hause auf Raub aus, und kehrte mit einer Leberwurst und etwas Brot aus Frau Eschenbergs Speisekammer triumphierend zurück. Eine Flasche Portwein fand sich noch oben. Und nun setzte sich Alma auf Wachtels

Wunsch zu ihm und schmauste mit ihm und nippte Portwein, und die Beiden erzählten sich Geschichten aus ihrem Leben.

Am nächsten Morgen ging Alma aus, um sich etwas Garderobe heranzuholen. Als sie zurückkehrte, lag Wachtel auf der Chaiselongue in seinem Arbeitszimmer und las die Zeitung.

„Potztausend!" rief sie aus. „Das geht ja wie mit Siebenmeilenstiefeln!"

„So sieht's aus. Aber zum Ankleiden hab' ich dreiviertel Stunden gebraucht, und auf dem kurzen Weg durch die Zimmer hab' ich mich dreimal niedersetzen müssen."

„Sind S' auch schon wieder hungrig?" erkundigte sich Alma. „Wie denken S' über ein gebratnes kaltes Hähnel?"

„Das wär' nicht übel. Nur müssen's ihrer zweie sein. Das zweite für Sie, Fräulein Alma."

„Oh, ich komm' nit in Betracht."

„So? Wovon gedenken Sie denn eigentlich zu leben, so lang' Sie bei mir sind?"

„Was ich brauch', schaff' ich mir schon."

Wachtel setzte sich plötzlich aufrecht hin.

„Was fällt Ihnen ein? Während ich hier schlemme, wollen Sie wohl in die Nachbarschaft fouragieren gehn? Beim Bäcker für zehn Pfennig Brot und beim Fleischer für zehn Pfennig Wurst einkaufen, damit Sie bei meiner Pflege nicht von Kräften kommen? — Nein, mein liebes Fräulein, daraus kann nichts werden. Ich esse keinen Bissen mehr, wenn Sie ihn nicht teilen."

„Ich mag nit," trotzte Alma.

„Auch nicht, wenn ich Sie herzlich darum bitte?"

Sie stand noch einen Augenblick unentschlossen. Dann sagte sie lachend: „Das kommt davon, wenn man einmal A g'sagt hat. Da bin ich schön ang'komme!"

Sie setzte Wachtels Anordnungen keinen weiteren Widerstand entgegen. Von nun an deckte sie den Tisch für zwei Personen, nahm ihren Platz Wachtel gegenüber ein, und versah ihre wirtschaftlichen Obliegenheiten mit einer hausmütterlichen Würde, die ihr vortrefflich anstand.

Der rasch Genesende hatte Gelegenheit, das Mädchen aus dem Volke genau kennen zu lernen, das er sich nach bloßem Ansehen zur Lebensgefährtin erkoren. Und er fand zu seiner freudigen Überraschung, daß Alma von ihren bairischen Bergen her frisch und gesund geblieben war, trotz des Wanderlebens, das sie in gefährlichem Berufe jahrelang geführt hatte. In ihrem Wesen war etwas wie Quellenrauschen und Vogelschlag, ein Hauch der unzerstörbaren Jugend, die in der Natur webt. Dabei war ihr Takt erstaunlich. Niemals beging sie einen Verstoß gegen die gesellschaftlichen Formen, an die Wachtel gewöhnt war.

Ihre Eigentümlichkeiten hatte sie auch. Wachtel gab ihr eine Summe für kleine Ausgaben. Nun kam sie jeden Abend vor dem Schlafengehen mit großer Wichtigkeit an, legte Rechnung ab und zählte den Rest ihres Barbestandes auf den Tisch. Wenn alles stimmte, was es jedesmal that, hatte sie eine kindliche Freude. Wachtel neckte sie mit ihrer Kleinigkeitskrämerei, wie er's nannte, doch Alma sagte: „Lassen S' mich nur gewähre! Ich könnt' nit einschlafe, wenn ich nit wüßt', daß kein Pfennig nit fehlt." — Da nahm er ihre Abrechnungen mit geziemender Ernsthaftigkeit entgegen.

Für ein Mädchen ihres Standes trug Alma sich ganz hübsch, und alles stand ihr. Wachtel aber hätte sie gerne besser gekleidet gesehen, und fing bald an, sie zu quälen, sie möge doch für seine Rechnung in dem ersten Laden der Stadt einen Koffer voll Kleidungsstücke zusammenkaufen. Zuerst antwortete sie: „G'fall ich Ihne nit mehr so, wie ich bin? Dann kann ich ja wieder hingehn, wo ich hergekomme bin." — Und als Wachtel wieder einmal in sie drang, sagte sie unwirsch: „Seien S' jetzt still von der dummen G'schicht'! Ich kost' Ihne so schon Geld genug. Herr Jesses! was ich hier auf den Tisch trag', davon könnt' eine Familie mit fünf Kinder satt werde!"

Wachtel sah endlich ein, daß Alma in keiner Form Bezahlung für ihre Dienste nehmen wollte, und versuchte nicht weiter, ihr Geschenke aufzudrängen. Er lebte in ihrer Gesellschaft in den Tag hinein und wurde zusehends kräftiger. Doch spielte er den Kranken weiter, aus Furcht, Alma möchte zu der Einsicht kommen, daß sie entbehrlich sei, und ihn verlassen. Von seinen Wünschen ließ er taktvoll kein Wort verlauten; aber er stellte sich ganz kameradschaftlich zu ihr, wie zu einer nahen Verwandten, der man unbedenklich alles anvertraut.

Dieses Idyll dauerte gerade vierzehn Tage. Da kam eines Abends Alma von einem Ausgange sehr erregt nach Hause.

„Ach Gott, was sind die Menschen schlecht!" war alles, was sie herausbringen konnte. Dann setzte sie sich in eine Ecke und verbarg das Gesicht in den Händen.

Unruhig forschte Wachtel: „Was hat sich ereignet?“

Alma rührte sich nicht. Schwach kam ihre Stimme hinter den Händen hervor: „Ich kann Ihne nit mehr ins G'sicht sehe!“

„Hat man Sie verleumdet? Weil Sie zu mir geeilt sind, um mich zu pflegen?“

Alma nickte.

„Waren Sie bei Antonetti, um sich zum Wiedereintritt in Ihre Stelle zu melden?“

Alma nickte wieder.

„Und er hat Ihnen die Aufnahme verweigert?“

„Nit er, aber sei' Frau,“ berichtigte Alma.

„Da sind Sie böse in die Patsche geraten. — Und was wollen Sie nun thun?“

„Ich weiß nit,“ war die klägliche Antwort. „Ich bin wie vor den Kopf g'schlage.“

„Wenn ich nur wüßte, daß Sie in mir keine Vogelscheuche mehr sehen, dann wäre wohl ein Ausweg zu finden.“

Alma ließ plötzlich die Hände auf den Schoß fallen und sagte puterrot:

„O, daran denken S' noch? Wegen dem dummen Wort hab' ich mich schon g'nug g'schämt. Es war nit bös g'meint, wirklich nit, Herr Wachtel!“

„Ich hab's Ihnen nicht übel genommen.“

„Sie sind so ganz anders, wie ich mir g'dacht hab' . . . Wie Sie ausschau'n, das is mir nu vollends ganz egal.“

„Dann bleiben Sie bei mir. Wir können gleich zum Goldschmied gehen und die Verlobungsringe besorgen.“

Alma saß eine Weile schweigend, mit niedergeschlagenen Augen. Endlich sagte sie: „Dös is alles so sonderbar g'komme — ich kenn' mich nit aus. Wenn ich nur den Weg deutlich vor mir sehn könnt', der mich aus diesem Wirrnis richtig führt! Aber hierhin möcht' ich und dahin möcht' ich, und es is nix G'wisses in mein' G'danken. — Wissen S' was, Herr Wachtel: ich will in mein' Kammer gehn und mich gründlich besinne. Bis morgen früh wird's klar in mir g'worde sein.“

Sie erhob sich, verwirrt, befangen.

Wachtel streckte ihr beide Hände entgegen: „Alma, liebe Alma, sprechen Sie jetzt das Wort, das uns beide glücklich machen wird!“

Sie aber schüttelte den Kopf. „Nit so!“ sagte sie. „Das muß über mich komme wie ein Sturmwind, der mich vor sich hinstößt, ich mag wolle oder nit.“

Damit verließ sie das Zimmer.

(Schluß folgt.)

Drei Kreuzlein.

Als ich ein kleines Ding noch war,
Da legte die Mutter die Hand mir aufs Haar
Und sprach, eh' ich tollte in Feld und Wind:
„Behüt' Dich Gott, mein Kind!“
Sie machte gerührt wohl manchmal auch
Drei Kreuzlein mir nach altem Brauch
Auf Stirne, Mund und Brust.
Da war ich mir Gottes Hut bewußt
Und stürmte gläubig und fröhlich davon.

Das sind nun lange Jahre schon.
Die treue Hand ist längst vermodert,
Der Kinderglaube ist verlodert
In wilden Wünschen, im Pfuhl der Welt
An tausend scharfen Klippen zerschellt.

Doch heut', wo ich Dich scheiden seh',
Erstickt in Thränen vor Dir steh',
Fällt mir in meiner Herzenspein
Der alte liebe Glaube ein.
Drei Kreuzlein Dir — und die Hand mir gieb:
„Behüt' Dich Gott, mein Lieb!“

Jenny von Reuß.

St. Georg.

Ich kehrte aus manchem blutigen Strauß
Mit Wunden bedeckt zurücke,
Ich schützte mein Gut und schirmte mein Haus
Gar oft vor feindlicher Tücke.

Ich fürchte nicht Ritter von Fleisch und Blut,
Noch nächtigen Spuk und die Geister,
Selbst über der Drachen giftende Wut
Ward ich entschlossen Meister.

Ich habe noch aller Gefahren gelacht
Und kenne die Furcht doch schon lange,
Denn vor der unbesieglichen Macht, —
Vor der Liebe allein ist mir bange!

Ewald Silvester.

Allerlei Fahrten.

Reisebilder von Karl Emil Franzos.

I.

Von einer verschollenen Fürstenstadt.*)

Nachdruck verboten.

Alljährlich wenn die Tage länger und heißer werden, faßt mich ein Gefühl, aus brennender Sehnsucht und behaglicher Neugier gemischt, das mich nie verläßt; es folgt mir bis in den tiefsten Traum. Wer ein Landkind ist wie ich, sehnt sich sein Leben lang, kaum daß der Winter vorbei ist, nach grünen, rauschenden Bäumen, nach Kühle und Stille, und hat er den höchst nervenstärkenden Beruf, Schriftsteller und Redakteur zu sein, so rüttelt ihn dies Sehnen in der qualmenden Stadt endlich wie ein Fieber. Aber tröstlich mischt sich in diese Qual die fröhliche Neugier: Wohin nun eigentlich? Mein Plan bei meinen Erholungsreisen ist immer, keinen zu haben. Als ich noch jung war und das Recht meiner Jahre auf Thorheit redlich benutzte, bin ich nach genau demselben Plan vier Jahre lang von Land zu Land gefahren, immer bereit, zu bleiben oder zu gehen, wie mein ungestümes Herz wollte. Das ist nun über zwanzig Jahre her; ich bin zahm und seßhaft geworden, trage die Frohn täglicher Pflichten und mache auch sehr verständige Pflichtreisen mit Rundreisekarten und auf Tag und Stunde vorgeschriebenen Plan, o ja! wenn's sein muß. Aber im Sommer muß es nicht sein; da darf ich's treiben wie in den jungen Tagen. Ich mache mir keinen Plan, dessen Knecht ich dann bin, nehme mir nichts vor und versäume daher nichts, weiß am Morgen nie, wo ich am Abend sein werde, und lasse mich vom Augenblick tragen, wie der Fisch von der Welle. Darüber werden die klugen, zielbewußten Leute, die acht Monate an dem Plan ihrer vierwöchigen Reise arbeiten, sicherlich lächeln, und mit Recht, — aber du lieber Himmel, das ganze bischen Leben und Lebensglück vergeht uns ja in der klugen Jagd nach bestimmten Zielen — sollte man da nicht mindestens in seinem Vergnügen thöricht sein dürfen?! Auch ist es eine sehr angenehme Thorheit: wenn ich so, nachdem der Koffer gepackt ist, die Landkarte vor mir ausbreite und mein Blick über die bunten Linien schweift, dann ergreift mich ein Gefühl, das ich nicht in Worte fassen kann, das mir um keine Weisheit der Welt feil wäre: da liegt die schöne Erde selbst vor mir ausgebreitet; die Flüsse rauschen, die Wälder flüstern, die Seen blinken zu mir empor, und die Wahrzeichen der Städte heben grüßend ihr Haupt — und dies alles ist mein; ich werde davon sehen und genießen dürfen, was mir beliebt ... Und weil schließlich alles schön ist, für das Auge fast, und in der Erinnerung gar ganz gleich schön, darum weiß ich, wenn ich abreise, höchstens die Himmelsrichtung, und auch die nur, weil es des Bahnhofs wegen sein muß.

Diesmal also wollte ich nach Westen, zunächst nach Frankfurt und dann in die Schweiz, oder weiß Gott wohin, und mit diesem Gedanken ging ich vorgestern abend zu Bette, fröhlich wie ein Schneidergesell, der sich auf den morgigen Sonntag freut. Aber war's die Hitze oder die Freude, ich konnte nicht schlafen, und holte daher aus der Handtasche eines der Bücher heraus, die ich mir als Reisebegleiter gewählt hatte: Goethes Briefe an Frau v. Stein. Und da fiel mein Auge auf die Briefstelle aus Wörlitz, 14. Mai 1778:

„Hier ist's jetzt unendlich schön ... Es ist, wenn man so durchzieht, wie ein Märchen, das einem vorgetragen wird und hat ganz den Charakter der elysäischen Felder; in der sachten Mannigfaltigkeit fließt eins ins andere; keine Höhe zieht das Auge und das Verlangen an einen einzigen Punkt; man streicht herum, ohne zu fragen, wo man ausgegangen ist und hinkommt ..."

Wörlitz? Und so schön ist's dort? Wo ist Wörlitz? Offenbar bei Dessau; Goethe war ja dort der Gast des Fürsten Franz von Anhalt-Dessau. Aber das ist ja so

*) Von den Reisebildern, mit deren Veröffentlichung wir hiermit beginnen, werden einige an dieser Stelle zum ersten Abdruck gelangen; andere sind bereits in Zeitungen erschienen, doch erfolgt ihr Abdruck in der „Deutschen Dichtung" durchweg in nochmals durchgefeilter, zum Teil erheblich veränderter und erweiterter Fassung. So werden denn hoffentlich auch diejenigen Leser, denen bereits der eine oder der andere Aufsatz zu Gesicht gekommen sein sollte, die Reproduktion an dieser Stelle mit freundlicher Nachsicht aufnehmen. Wir unsererseits haben uns dazu entschlossen, weil die einzelnen Bilder in ihrer neuen Fassung nicht bloß äußerlich zusammengehören und wir daher sonst auch die bisher ungedruckten Aufsätze, welche die Mehrzahl sind, nicht an dieser Stelle hätten veröffentlichen können. D. Red.

nahe bei Berlin; das kann man von Berlin aus haben. Nein, morgen bis Frankfurt. Und mit diesem Gedanken schlief ich ein.

Anders gestern morgen, als ich zum Bahnhof Zoologischer Garten fuhr. Freilich, dachte ich, ist Wörlitz nahe bei Berlin, und schön und eigentümlich, wie manches andere, wie z. B. der Spreewald, den du noch nicht kennst, eben weil du immer denkst: Also nächstens! Mit Wörlitz soll's dir nicht so gehen. Und ich nahm meine Karte nur bis Güterglück.

Mit mir fuhr ein junges Ehepaar, das ich von irgend einem Diner her kannte; es wollte nach Rippoldsau und malte mir die Reize des dortigen Kurhotels enthusiastisch aus. „Das teuerste Haus in Deutschland!" rief er begeistert. „Und diese Toiletten!" flüsterte sie. „Mindestens dreimal täglich muß man sich umkleiden!" Nun wieder er: „Kein Mann unter fünfzig Mille Einkommen!" Dann klagten beide über ihre Nerven; darum wollten sie von Rippoldsau nach St. Moritz und schließlich nach Scheveningen. O, der Blick, mit dem sie mich maßen, als ich ihnen sagte, daß ich zunächst nur nach Wörlitz wollte! „Und mit solchen Leuten kommt man bei Berliner Diners zusammen," dachten sie. Ich auch.

In Güterglück — wie sich nur der seltsame, freundliche Name erklären mag? — mußte ich über eine Stunde auf den Magdeburg-Leipziger Zug warten, der mich nach Dessau bringen sollte, und das war keine verlorene Zeit. Denn ich bin dadurch zu zwei stillbehaglichen Tagen in einer hübschen alten Stadt gekommen, an der ich sonst gewiß, gleich den meisten, vorbeigefahren wäre. Das aber kam so.

Als ich in der Bahnhofswirtschaft mein Bier trank, that neben mir ein dicker alter Mann das Gleiche; jeder Zoll ein Schlächtermeister, dachte ich im Stillen, und richtig fragte er die Wirtin, ob sie Brägenwurst gebrauchen könne, „echte Zerbster Brägenwurst mit Zwiebeln". Sie lehnte ab und das verdroß ihn. „Den Magdeburgern, den Leipzigern", sagte er mir, „läuft das Wasser im Mund zusammen, wenn sie von Zerbster Brägenwurst hören, und in Güterglück mag man sie nicht! Was soll man dazu sagen?!" Da ich auch nicht wußte, was man dazu sagen sollte, so schwieg ich. „Haben Sie schon unsere Wurst gegessen?" fragte er weiter. — „Ich erinnere mich nicht," sagte ich schüchtern. — „Die Wurst vergißt man nicht!" rief er. „Schon wegen der Zwiebeln. Dann haben Sie vielleicht gar auch noch kein Zerbster Bitterbier getrunken?" Ich schüttelte den Kopf. „Sie kennen ja die besten Sachen nicht," sagte er mitleidig, „fahren Sie nach Zerbst und thun Sie sich's an! Die schönste Stadt! Und morgen ist auch Königs-Vogelschießen auf der Schützenwiese." — „Was giebt's denn sonst dort zu sehen?" — „Ein Kriegerdenkmal haben wir, und die Butterjungfer aus Gold, und eine Pferdebahn und alte Sachen. Und dann ist ja doch von uns die große Kathrin' her, die sich dann mit mindestens dreißig Männern nacheinander hat trauen lassen! Im Schloß sind Bilder von ihr und ihre Wiege und so Zeugs." — „Welche Kathrin'?!" Aber da fiel's mir bei: richtig, Katharina II. war ja eine Prinzeß von Anhalt-Zerbst! Brägenwurst und Bitterbier, Vogelschießen, Pferdebahn und Kriegerdenkmal hätten mich kalt gelassen, und was die goldene Butterjungfer sein sollte, wußte ich nicht, aber die Andenken an die große Kaiserin lockten mich, und um keinen Preis hätte ich den eifrigen und ohnehin gekränkten Lokalpatrioten darüber aufklären mögen, daß es zwar mit den mindestens dreißig Männern seine Richtigkeit hatte, aber mit den Trauungen nicht. Noch ein Blick in den Bädeker, und als ich dort las: „... noch von Mauern, Türmen und Graben umgeben," da sagte ich: „Ich will hin." Der Schlächtermeister lächelte mit Mund und Backen und allen vier Unterkinnen. „So ist's recht! Ich selbst muß nach Magdeburg, aber meine Würste treffen Sie überall! .. Was sind Sie denn?!" — „Schriftsteller." — „Also beim Gericht," sagte er (er hatte offenbar von Schriftsätzen gehört). „Dann gehen Sie zu Schulzen gegenüber der Nikolaikirche, hinter dem Rathaus." Ihm pfiff sein Zug nach Magdeburg, ich aber stieg eine halbe Stunde später in Zerbst aus.

Die Wahrheit zu sagen, der Anfang war nicht ermutigend. Außer mir stieg niemand aus, und als ich aus dem Bahnhof trat, lag in der prallen Sonnenglut ein von grünen Büschen umrahmter kleiner Platz vor mir; in der Ferne tauchten hinter dem Buschwerk Häuser auf und etwas näher, in einer Ecke des Platzes, stand ein kleiner Pferdebahnwagen mit einem Roß davor, das melancholisch in der grausamen Hitze Schwanz und Ohren hängen ließ. Aber ein Kutscher war weit und breit nicht zu sehen. Minute um Minute verstrich, rings kein Laut, nur heiße, brütende Stille. Das war ja nun allerdings eine Sehenswürdigkeit, diese Pferdebahn.

Aber dann kam Leben in die Sache. Aus der Bahnhofswirtschaft trat der Kutscher, wischte sich den Mund und fragte: „Machen Sie vielleicht mit hinein? Dann geht's los!" Er schaffte mein Gepäck in den Wagen, und nun ging's wirklich los, aber sachte: ohne jede Uebereilung rollten wir der Stadt zu. Zunächst breite, gerade Straßen mit kleinen, modernen, freundlichen Villenhäusern; dann jenseit eines kleinen Brückleins, unter dem ein Bächlein dahinschlich, eine hohe, graue Mauer. Aber sieh' — jählings, als wärs nicht mehr

dieselbe Stadt, rücken nun die Häuser enger zusammen, daß das Wägelchen fast den ganzen kleinen Raum zwischen den Bürgersteigen einnimmt, und diese Häuser sind alte heimelige Giebelhäuser, und die Leute rechts und links bleiben stehen und gucken neugierig den Fremden an. Nun gar ein Prachtstück: ein uralter, riesiger, freistehender Glockenturm, dann immer stattlichere Häuser aus dem XVI., höchstens XVII. Jahrhundert. Endlich aber als Schönstes der Marktplatz: das prächtige, dreigiebelige Rathaus mit der Rolandsäule davor, aber auch sonst fast jedes Haus mit einem Wahrzeichen geschmückt und selbst ein stattliches, wohl erhaltenes Wahrzeichen deutscher Baukunst. „Ja," sagte der Kutscher stolz, „unser Markt!" Dann begann er sachte mein Gepäck auf das glühende Pflaster abzuladen: flachshaarige Buben und Mädel schlichen neugierig herbei; einige von ihnen teilten sich in mein Gepäck und hinter ihnen her wandelte ich langsam über den schönen Platz meinem Gasthof zu. „Es lohnt sich zuweilen," dachte ich im Stillen, „wenn man unterwegs mit alten Schlächtermeistern redet, aber warum bedurfte es erst dieses Zufalls? Seltsam, diese Stadt und dieser Verkehr!"

Das war gestern mittag mein erster Eindruck, und heute nachmittag, wo ich aus meiner kühlen Stube in dem wohnlichen alten Hause den schönen Platz nochmals übersehe und mich all des Behaglichen und Sehenswerten erinnere, das mir dieser Aufenthalt gebracht hat, kann ich auch nur ähnliches sagen. Ich weiß ja nun: es giebt in Zerbst große Pferde- und andere Märkte, und im Frühling und Herbst kommen die Herren Kommis mit den neuen Mustern und den alten Anekdoten, auch sollen sich die Guts- und Fabrikbesitzer der Nachbarschaft hier oft gütlich thun. Und nicht immer ist's so heiß, daß zur Pferdebahn der Kutscher fehlt. Kurz, ich will meine Erfahrung nicht verallgemeinern, aber warum kommen so Wenige nur ihres Plaisiers wegen?

Ja, warum? Zerbst ist kein blendendes, bewunderungswürdiges Schaustück, aber in seiner stillen Art ein guter, alter, anheimelnder Raritätenkasten, und auch derlei hat sonst viele Freunde. Hier fehlen sie, weil — aber das weiß ich eben nicht. Freilich, die Notiz im Bädeker ist knapp und die Stadt hat es noch zu keinem eigenen Führerchen samt Stadtplan gebracht, deren es sonst heute in jedem Nest giebt, aber daran allein kann es nicht liegen. Ich glaube, es ist eben Schicksalssache mit den Städten wie mit den Büchern. Der Ruhm ist nie unverdient, wohl aber zuweilen die Verschollenheit. Was besprochen wird, kennt man, und was man kennt, wird besprochen, und wie sich Erfolg und Reklame verketten, hat noch niemand ergrübelt. Deshalb leben sie doch in der Stille fort, die guten Bücher und die guten Städte.

Und Zerbst lebt sogar behaglich. Das konnte ich schon an dem Mittagessen im Gasthof erkennen. Selbst die großen, internationalen Hotels sind immer, wenn auch nur dem schärferen Auge erkennbar, vom genius loci beeinflußt, und nun erst der Gasthof einer Mittelstadt, wo die Honoratioren verkehren, die es dort besser finden wollen, als zu Hause. Das Essen war menschenwürdiger, als zumeist in diesen Gegenden. Denn in Mitteldeutschland ißt man am schlechtesten. „Wir sind eben keine Schlemmer," sagte mir vor vielen Jahren ein reicher Leipziger Verleger, als er mich mit einem mir unvergeßlich gebliebenen Kalbsbraten bewirtete, „im Herzen Deutschlands denkt man lieber an ideale Interessen." Aber ich glaube, das war mehr eine Erklärung für diesen besonderen Kalbsbraten, als für die Erscheinung im allgemeinen. Ich wenigstens werde beim Essen ungern durch zähes Fleisch und fades Gemüse an ideale Interessen erinnert und fand es löblich, daß mir dies hier erspart blieb.

Dann aber dachte ich an diese Interessen und auch hier war, wie in jeder fremden Stadt, mein erster Gang in den Buchladen, mir einen Specialführer zu kaufen. Ich thue dies immer, nicht bloß in den seltenen Fällen, wo ich über meine Reise zu schreiben vorhabe, und kann dies jedem raten, der rechte Freude am Fremden gewinnen will. Die Bädeker sind in allem Praktischen die besten Reiseführer der Welt, mit größtem Geschick dem Bedürfnis des Durchschnittsmenschen angepaßt, darum eben auch im Detail knapp. Und doch giebt erst das Detail Farbe und Leben, und erst das Wissen giebt rechte Liebe. Nun, hier gab's kein solches Büchlein. Und einen Stadtplan nur in Folio. Da ging ich denn selbständig drauf los. Selbständig, einsam, aber nicht alleine. Denn die drei Buben, die mir mein Gepäck in den Gasthof getragen hatten, Hänschen, Ernstchen und Fritzchen, waren plötzlich wieder da und folgten mir, auf drei Schritte Entfernung, verlegen die Rotznäschen senkend, wenn ich umblickte, aber beharrlich.

Zunächst zum Schloß. Über den stillen Markt, dessen alte, graue Giebelhäuser mit den geschlossenen, verhangenen Fenstern im grellen Sonnenschein wie im Schlaf gebannt lagen, dann die enge kühle Gasse, die „Alte Brücke" entlang, durch die ich vom Bahnhof her gekommen war, bis zu dem Glockenturm. Schwer und massig ragte der graue Riese in die Luft, fast die Gasse sperrend; der abgebröckelte Anstrich läßt gewaltige, roh behauene Steinblöcke sehen: so fügten sie bis ins XII. Jahrhundert hinein die klotzigen Türme: bemerkenswert scheint mir die in Norddeutschland seltene Ab-

lösung vom Hauptbau. Dieser Bau, die Bartholomäikirche, ursprünglich natürlich gleich dem Turm romanisch, ist offenbar seither so vielfach umgestaltet worden, daß er heute von außen einen seltsam buntscheckigen Eindruck macht. Ich wollte das Innere besehen und kommandierte meine Leibgarde, den Küster zu holen.

Hänschen und Ernstchen stürzten ab, aber Fritzchen blieb. Er war weitaus der hübscheste von den Jungen, für seine neun Jahre auffallend schlank und stark, das freilich ungewaschene Gesicht von kühnem, edlem Schnitt. Ich strich ihm das feine Haar aus der Stirn. „Sag' mal, Fritzchen, wer ist denn Dein Vater?" Da wurde der Knabe blutrot und die blauen Augen füllten sich mit Thränen. „Mutter sagt's nicht," stammelte er. Mein Trostwort und ein Trostgroschen machten es nicht gut. Als ich mich einen Augenblick abwandte, war Fritzchen verschwunden und kam nicht wieder. Mein Lebtage will ich kein Kind mehr nach seinem Vater fragen, mindestens gewiß nicht ein auffallend schönes Kind.

Die beiden anderen aber kamen mit einer Magd zurück, die ein behaglich einfältiges Gesicht hatte und einen großen Schlüssel in der Hand trug. Der Küster sei nicht zu Hause, meldete sie, auch sei drinnen nichts Rechtes zu sehen. „Aber Bilder werden doch da sein," meinte ich, „auch möchte ich den Bau sehen." — „Es sind ja aber nur so ganz alte Bilder und gebaut ist alles von Stein!" Ich mußte laut auflachen; verdutzt sah mich die Gute an und lachte dann mit. „Aber Sie haben da doch einen Schlüssel?" fragte ich weiter. — „Der ist ja zum Turm," sagte sie eifrig, „da werden wir jetzt gleich hinaufsteigen!" — „Ich nicht! Bei dieser Hitze!" — „Aber oben sieht man ganz Zerbst und sieben Dörfer!" Ich blieb hart. Da spielte sie ihren stärksten Trumpf aus: „Mein guter Herr," sagte sie mahnend, „da ist schon einmal der frühere Herr Kreisdirektor hinaufgestiegen!" Aber selbst dies Beispiel rührte mich nicht, und ich wanderte weiter, nach der „Schloßfreiheit".

Ein unregelmäßiger Platz, in den die neu erbaute Schloßwache störend hineinschneidet; auch von den älteren Häusern einige nüchtern — und doch, läge dieser Platz nicht in Zerbst, wie oft wäre er schon gemalt und nun gar photographiert! Denn hier stehen auch einige Bauten im reichsten französischen Barock, wie man sie schöner, ja nur gleich schön selten finden wird. Namentlich zwei kleine einstöckige Palais dicht am Park sind geradezu entzückend: von den schönsten, zierlichsten Verhältnissen, und Alles, Alles, vom First bis zur Schmucklinie des Erdgeschosses, und Fenster und Fenstergitter und Thüren und Schlösser und nun gar die Friese und Cartouchen von demselben Geist feiner, fröhlicher, überquellender Üppigkeit erfüllt. So um 1700 mögen sie erbaut worden sein, von wem weiß ich nicht, aber für wen wag' ich zu erraten: das Schloß liegt ja dicht daneben; dort hauste Serenissimus mit Serenissima, hier aber seine Herrin — warum sollten wir immer „Maitresse" sagen?! Ein schweres, blondes Edelfräulein des eigenen Landes, oder eine kleine, pikante, braunäugige Französin, oder eine italienische Sängerin mit schwarzen Glutaugen. Aber es sind ja zwei solcher Häuser, wird man mir einwenden. Oh, das stößt meine Hypothese noch lange nicht um; die Zerbster Fürsten waren sehr, sehr lustige Herren . . .

Nun zum Schloß. Ein stolzer, mächtiger Bau, dem Mittelkrakt schließen sich rechtwinklig zwei langgestreckte Flügel an, so daß der Schloßhof ein, nur nach der Parkseite offenes Rechteck bildet. Gleichfalls Barock, aber mit stärkerer Betonung antikisierender Formen, als an den Schmuckstücken der „Schloßfreiheit"; stammt das Schloß von demselben Meister, wie diese, so war er für die kleinere Aufgabe begabter. Immerhin ein stattlicher Bau; wir haben in Deutschland schönere Schlösser aus derselben Zeit, aber kaum eines, das imponierender wirkte. Wenigstens auf mich übte es diesen Eindruck, wie es so plötzlich in der Stille und Öde des verwilderten Gartens vor mir stand. Ich setzte mich auf eine Bank am Rand des Parks und schaute hin und schaute. Mir wurde ganz märchenhaft zu Mut . . . Das verwunschene Schloß; kein Laut, keine Spur der Menschen; nur die Mücken zirpen im Grase und um den Turm kreist langsam eine Schwalbe in der heißen, schweren Luft . . . Hin und wieder blitzt es in einer Ecke des Schloßhofs, die Sonne spiegelt sich in etwas Glänzendem, das kommt und geht, was mag das sein? . . . Aber nun ist's verschwunden, und auch die Schwalbe sehe ich nicht mehr, und alles ist stumm und schläft und träumt, das stolze Schloß und all die Menschen, die darin hausen, und ich selbst träume . . . Von fern klingt der Schlag einer Turmuhr herüber und ertrinkt in der Stille; ich zähle: drei Uhr — die Schloßuhr aber weist auf zwölf. Mittag war's, da einst der Zauber gesprochen ward und alles in Schlummer verfiel: Serenissimus, der sich eben nach dem Dejeuner zum Gang in das kleine lustige Palais rüstete, und Serenissima, die sich die Schminke neu auflegen ließ, und der Erbprinz, als er im Schweiß seines Angesichts die „Phädra" übersetzte, und der Kammerjunker, als er das Hoffräulein auf das Schminkpflästerchen der linken Schulter küßte, und der Hofprediger über der Postille, der Gardist in der Wachtstube, der Koch am Bratofen, und die Lakaien jeder am Platze, wo sie sich gähnend herumgedrückt hatten. Ist aber die Zeit um und der Zauber gebrochen, dann geht Serenissimus

quer über den Rasenplatz zu seiner Holden, und Serenissima blickt ihm seufzend nach oder läßt vielleicht im Gegenteil den hübschen Abenteurer, der jüngst aus Paris an den Hof gekommen ist, seine Fortune zu machen, zur Audienz befehlen, und das Leben rollt weiter, das lustige üppige Leben eines kleinen deutschen Hofes um 1700 . . .

„O du Ochse!“ Ich fuhr empor. Zehn Schritte hinter mir vertrieben sich Hänschen und Ernstchen die Zeit mit Balgen und landesüblichen Kosenamen. Da war ich wieder ganz wach. Nein, dacht' ich, sie schlafen nicht, sie sind tot, ganz tot, und das ist gut. Denn ihr lustiges, üppiges Leben war doch mit zu viel Blut und Thränen ihrer Unterthanen bezahlt. Nun aber wollen wir sehen, wie sie gehaust und wie sie ausgeschaut haben. Ich stand auf und ging dem Schlosse zu.

Nun sah ich auch, woher das Blinken rührte, das vorhin gekommen und gegangen war: von der Pickelhaube des Soldaten, der hier Wache hielt. Es war der einzige Mensch auf dem Schloßhof, auch alle Fenster und Thüren geschlossen. Einen Wachtposten darf man nicht ansprechen und er darf nicht antworten, aber laut mit sich selbst reden darf der Mensch und mit den Augen winken darf der Soldat. Und so sagte ich sehr vernehmlich vor mich hin: „Wo soll ich nun den Kastellan suchen?!“ und der brave Anhaltiner lächelte und wies mit den Augen nach dem linken Flügel. Dort traf ich den Mann.

Der Kastellan — aber es schickt sich und ist im vorliegenden Falle wirklich das einzig Richtige, wenn ich: „der Herr Kastellan“ sage, denn in diesem Manne ist viel Wissen und Würde — hat sich redliche Mühe mit mir gegeben und mich lange, sehr lange treppauf, treppab von Saal zu Saal geführt und dabei unablässig auf mich los erklärt; freilich, allzuviel Besuch hat er ja nicht, und was man auswendig gelernt hat, will man doch auch gern 'mal aufsagen. Die Mühe war auch nicht verthan, es hat mich fast alles interessiert, nur war ich in vielem anderer Meinung als er. Mehr als manche andere abgedankte Residenz macht dies Schloß den Eindruck eines kalten, verstäubten Raritätenmuseums, nicht eines Hauses, durch das lange volles warmes Leben pulsierte, dessen Hauch man auch heute noch empfinden muß. War doch auch seine Glanzzeit kürzer als seine Bauzeit; 1681 begonnen, wurde es erst 1750, also nach 69 Jahren vollendet — warum es so lange währte, von welchem Baumeister der Plan herrührt, konnte mir der Herr Kastellan nicht sagen: „Dieses ist nicht aufgeschrieben“ — und dann blieb es nur noch 43 Jahre bewohnt, schon 1793 starb der Mannesstamm der Zerbster Linie aus. Vier Jahre später kamen Schloß und Stadt an den Dessauer Zweig; die Herzoge von Anhalt kamen und kommen selten. Kein Wunder, in dieser ewig langen Reihe von Prunksälen, durch kein Kabinett, keinen mittelgroßen Wohnraum unterbrochen, muß sich's unbehaglich hausen lassen. Dagegen nützen die kostbarsten Möbel im Geschmack Louis XV., die kuriosesten Spielwerke, Rokoko-Nippes und eingelegten Schränke, die teuersten Teppiche und Gobelins nichts, auch wenn sie sämtlich sehr hübsch wären, was man nicht sagen kann. Die Zerbster Herren haben sich's bei der Einrichtung mehr Geld als Geschmack kosten lassen; jeder, wie er kann. Dem Herrn Kastellan, oder richtiger, dem Verfasser der von ihm vorgetragenen Erklärung ist freilich alles herrlich und vieles unvergleichlich; ich hütete mich gestern wohl, zu widersprechen; heute aber möchte ich sagen: Wer sich für derlei Dinge interessiert, wird schon deshalb den Besuch in Zerbst lohnend finden; handelt es sich doch um eine Zeit, wo fast jedes kunstgewerbliche Erzeugnis ein Unikum war. Und man findet solche Unika anderswo nicht kostbarer, wenn auch geschmackvoller. Die Zerbster haben ihr Schloß eingerichtet, wie heute nur noch ein ganz rüder Parvenü seine Wohnung: sie rafften das Teuerste von dem zusammen, was zu ihrer Zeit erzeugt wurde. Kein Stück aus dem Mittelalter, kaum eines aus dem XVI. Jahrhundert. Nirgendwo eine Statue, eine Landschaft, eine Historie; die Bilder fast nur Familien-Porträts aus dem XVII. und XVIII. Jahrhundert, und fast sämtlich von recht geringem Kunstwert.

Gleichwohl haben mich diese Porträts noch mehr interessiert, als die Einrichtung; es sind die Zerbster Herren von dem Begründer der Linie, Rudolf (1603 bis zu dem letzten Fürsten, Friedrich August; nicht ganz zwei Jahrhunderte hat die Linie geblüht, was man so blühen nennt. . . Nicht um ihrer selbst willen interessierten sie mich samt ihren Ehehälften, sondern ihres größten Sprossen wegen, Katharina II. Sie ist in jeder Hinsicht ein Phänomen, auch in psychologischer und physiologischer. Als sechzehnjähriges Kind aus der Puppenstube zur Gattin des unheimlichen Erben eines Riesenreichs erwählt, wird sie unter Verhältnissen, die auch die stärkste Natur hätten brechen können, einzig durch ihren Willen und ihr Genie in jungen Jahren die Alleinherrscherin, ja das Schicksal dieses größten Staates der Erde, die genialste Fürstin und das verderbteste Weib ihrer, vielleicht aller Zeiten. Nur die Meteore fallen vom Himmel; die Menschen aber entwickeln nur die Keime, die in sie gelegt sind — woher hatte sie dies Alles, die riesigen Vorzüge und die gigantischen Laster?! Um darauf vielleicht eine Antwort zu finden, war ich schon vor langen Jahren noch in Wien, durch ein Gespräch mit Billroth angeregt, der Geschichte der Zerbster ein wenig nachgegangen. Man

weiß — denn es ist seither auch durch seine Briefe bekannt geworden — der große Chirurg war ein leidenschaftlicher Verfechter des Axioms: „Auch in die Geistes-Aristokratie kommt man nur durch Vererbung hinein.“ Es klang plausibel, aber ich konnte doch nicht beistimmen; der Ausnahmen schienen mir gar zu viele; unter anderen hielt ich ihm Katharina II. vor. Sie war gewiß die größte Geistesaristokratin ihrer Zeit — woher hatte sie es nun? „Suchen Sie nur,“ meinte er, „es muß auch da zu finden sein.“ Ich fand es nicht; weder Vater noch Mutter bedeutende Menschen; der ganze Zweig schwächlich; auch geistig wie ihrem Ländchen nach, richtige Duodez-Fürsten. Während der Hauptzweig eine Prachtgestalt, wie den „alten Dessauer“, einen feinen Kopf, wie den Freund der Dichter und Denker seiner Zeit, den Fürsten Franz, aufzuweisen hat, ist der relativ bedeutendste Mann dieser Nebenlinie nur eben der Vater Katharinas II., Christian August, denn er war doch preußischer General-Major und that zum mindesten seinen Gamaschendienst; die Anderen thaten überhaupt nichts. Nun, von ihren Vorfahren hat die große Kaiserin ihr Genie nicht geerbt; das fand ich auch durch diese Porträtreihe bestätigt. Aber wie ich so die Herren in gesticktem Rock und Allongeperücke — nur Christian August trägt den Küraß —, die Damen im Reifrock und mit gepudertem Haar musterte, da ward mir klar, daß Katharina doch allerdings etwas von ihnen geerbt hat: den Keim zum Laster. Von dem Begründer bis zum Letzten tragen sie sämtlich im Antlitz alle Zeichen ungebändigter Sinnlichkeit, welche die Physiognomik verzeichnet: die halbgeöffneten starken Lippen, die geblähten Nüstern, das weiche, unenergische Kinn, das für die Zerbster so charakteristisch ist, wie für die Wettiner in ihrer glorreichen Zeit das vorspringende harte Keilkinn. Freilich trieben's die Zerbster vielleicht nur ein wenig schlimmer als die anderen Fürsten ihrer Zeit: ins Ungeheuerliche wächst sich auch dieser Zug erst in Katharina aus.

Natürlich interessierten mich ihre Porträts am meisten. Es sind deren zwei hier. Ein Jugendbildnis, wohl noch aus der Stettiner Zeit, etwa im Alter, da sie urplötzlich auf Veranlassung Friedrich des Großen die Braut des Mannes wurde, den sie siebzehn Jahre später morden ließ: ein hübsches, fröhliches Backfischchen, im Antlitz freilich auch, nur das Kinn abgerechnet, jene Zeichen ihres Geschlechts; alles, auch Stirne und Nase, dem Vater wie aus dem Gesicht geschnitten. „Nett, aber ein Racker,“ könnte man den Eindruck trivial, aber bezeichnend zusammenfassen. Das andere, ein Bild aus ihren alten Tagen, wenige Jahre vor jenem Novembertag von 1796, da sie jählings dahinschied, trotz ihrer 67 Jahre noch nicht einmal der Liebe satt, geschweige denn des Herrschens. Sichtlich ein überaus und zudem ungeschickt geschmeicheltes Bild; die Unförmlichkeit der Gestalt, die Unheimlichkeit der durchwühlten Züge, von denen die Zeitgenossen berichten, sind fast verwischt, aber ebenso der Ausdruck geistiger Größe, den sie ehrfurchtsvoll verzeichnen.

Sonst hält ihr Andenken hier nur die Wiege fest, in die sie 1729 zu Stettin gelegt wurde; eine schmucklose Wiege aus schwarzlackiertem Holz; der Herr Generalmajor waren damals recht knapp gestellt ... Aber der Schlächter in Güterglück hatte mir ja außer der Wiege „so Zeugs“ versprochen. Diese anderen Andenken an die Kaiserin, belehrte mich der Herr Kastellan, seien im städtischen Museum zu finden.

Schon wollte ich aufbrechen, in dem angenehmen Bewußtsein, mir durch mein andächtiges Zuhören und die Unterlassung vorwitziger Fragen nach dem, was „nicht aufgeschrieben“ war, das Wohlwollen des würdevollen Mannes erworben zu haben, als er mich noch zurückhielt, mir seine schönste Geschichte zu erzählen, und dabei hätte ich es fast mit ihm verdorben. Ich hatte schon vorher fünf Porträts gesehen: Friedrich August, den letzten Zerbster, ein dürftiges, verlebtes Männchen, das garnichts mehr fertig brachte, nicht einmal die Fortdauer seines Geschlechts; seine Mutter, eine alte Frau mit auffallend harten, ja megärenhaften Zügen; zwei Bilder seiner ersten Gemahlin, einer hübschen sanften Dame, und zwar ein Jugendbildnis in einem Rosa-Kleide, und ein späteres, das sie als noch jugendliche, aber gereiftere Schönheit in einem graugrünen Kleide zeigt, endlich ein Porträt seiner zweiten Gemahlin, die ihn lange überlebt hat. „Denn,“ sagte der Herr Kastellan, „mit Friedrich August ist es nämlich so, daß seine erste Frau vor ihm starb und die zweite nach ihm.“ Und dann erzählte er mir, die Fürstin-Mutter habe die erste Frau durch das Rosakleid vergiftet: „Es war ein in Paris angefertigtes Giftkleid, dessen sich diese böse Schwiegermutter, indem sie es ihr nämlich schenkte, bediente, und dieses Rosa-Giftkleid sehen Sie hier abgemalt.“ — „Herr Kastellan,“ sagte ich bescheiden, aber fest, „das kann ich nicht glauben.“ Er runzelte finster die Stirne. „Ich glaube,“ fuhr ich begütigend fort, „daß die erste Frau vor ihm gestorben ist, und die zweite nach ihm. Ich glaube auch, daß die böse Schwiegermutter die erste Frau vergiftet hat, aber nicht durch das Rosa-Kleid. Denn sonst hätte sich ja die Unglückliche nicht mehrere Jahre später im grünen Kleide malen lassen können. Ein so langsam wirkendes Gift giebt es ja nicht einmal in Paris!“ Er schüttelte grollend das Haupt. „Dieses ist aufgeschrieben.“ — „Dann will ich glauben,“

gab ich noch weiter nach, „daß die Ärmste wirklich durch irgend ein Rosa-Giftkleid gestorben ist, aber es war dann nicht dasselbe Rosa-Kleid, in dem sie gemalt ist.“ — „Es war dasselbe,“ sagte er wuchtig. „Dieses ist aufgeschrieben.“ — „So will ich denn alles glauben,“ beteuerte ich, aber sein Antlitz erhellte sich erst beim Händedruck, mit dem ich von ihm Abschied nahm.

Vom Schloß ging ich zum Markt zurück; das städtische Museum ist im Rathaus. Leider war es geschlossen; ich habe es nicht gesehen. Sonst ein leichtfertiger Mensch, der lange nicht allen Sternen des Reisebuchs nachläuft und immer im Stillen die armen Reise-Kulis bemitleidet, die unter dem Zwang ihrer Halb- oder Viertel-Bildungspflichten von einer Sehenswürdigkeit zur anderen keuchen, bedaure ich doch diesen Entgang wirklich. Schon um der Notiz willen, die der sonst bezüglich Zerbst so schweigsame Bädeker darüber giebt. Alte Drucke sind mir eine Freude; hier hätte ich ein Prachtstück sehen können: eine von Hans Luft 1541 auf Pergament gedruckte Bibel, deren Holzschnitte kein Geringerer als Lukas Cranach d. J. ausgemalt hat. Noch lieber blättere ich in der vergilbten Handschrift einer Stadtchronik; hier ist eine Zerbster Chronik von 1451. Am allerliebsten aber sind mir schöne Autographen, deren hier gleichfalls aufbewahrt werden, namentlich von Humanisten und Reformatoren; ich habe, obwohl nur ein deutscher Schriftsteller, selbst manches hübsche Stück dieser Art im Kasten; darum kann ich ihrer nicht genug sehen, und — um mein schwarzes Herz ganz zu enthüllen — mit ungetrübter Freude sehe ich sie nur in öffentlichen Sammlungen an. Denn alle Sammlerei verdirbt den Charakter. Ich bin nicht ganz so schlimm, wie ein verstorbener König unserer stillen Zunft, der sonst so weiche, romantische General v. Radowitz, der in einem launigen Brief schreibt, er bemerke mit Vergnügen, daß sich sein Sammelgenosse X. immer mehr dem stillen Suff ergebe: das lasse auf ein baldiges Delirium tremens und eine fröhliche Auktion der Sammlung hoffen. Nein, so schlimm bin ich nicht, aber schöne Briefe von Luther und Melanchthon sehe ich lieber in einem Museum an, als bei einem reichen Banausen, der sie nicht einmal flüssig lesen kann.

Indes, auch ohne Baedeker hätte ich mir sagen können, daß diese Sammlung sicherlich das Meiste enthält, was an derlei liebem, verstaubtem Kram überhaupt noch in der uralten Stadt zu finden war, daß sie liebevoll behütet und musterhaft verwaltet wird. Denn sie ist der Stolz aller, und was mir begegnete, als ich mich um den Zutritt mühte, verdient erzählt zu werden, weil ich meine: man kann es nicht in vielen deutschen Städten erleben. Als ich betrübt vor der verschlossenen Thüre im Korridor des Rathauses stand, kam ein Schutzmann vorbei und belehrte mich aus freien Stücken, die Sammlung sei nur Wochentags 9—12 zu sehen. „Also kommen Sie übermorgen, Montag, wieder. Aber ganz gewiß! Es sind so schöne Sachen drin!“ Das könnte ich leider nicht, erwiderte ich, ich müßte schon morgen abend fort. „Oh,“ sagte er, „das wäre ja jammerschade, da muß es Ihnen noch heute gezeigt werden. Kommen Sie mit auf die Polizeistube; vielleicht wissen die Kameraden Rat.“ Er führte mich auf die Stube, die gleichfalls im Rathaus liegt, und trat mit den drei Wachleuten, die dort saßen, zu einem Kriegsrat zusammen. Darüber waren Alle einig: „Das muß der Herr sehen!“ — aber wie? Die Einen rieten mir, den Archivar in seiner Wohnung aufzusuchen, „es wird ihm gewiß nur eine Freude sein, mit Ihnen wieder herzukommen“; die Andern schlugen vor, beim Herrn Stadtrat anzufragen, ob er nicht vielleicht auch einen Schlüssel habe. Er hatte keinen, ermunterte mich aber auf das Liebenswürdigste, den Archivar darum zu ersuchen. Auch gab er mir einen Schutzmann mit, der mir den Weg erklären sollte. Und dies alles, ohne daß ich meinen Stand und Namen genannt hätte! Aber was nun kommt, ist das hübscheste. Als mir der Schutzmann an der nächsten Straßenecke den Weg zum Archivar zeigte, kam ein ältlicher Mann vorbei, eine Gemüsebutte auf dem Rücken, blieb stehen und erbot sich dann, mich hinzuführen; es sei für ihn nur ein kleiner Umweg. Ich nahm zögernd an; bei der Hitze, die Butte auf dem Rücken, sei schon dies eine große Mühe. „Thut nichts,“ erwiderte er. „Als Fremder geht man ja wie ein verlaufenes Schaf durch die Stadt, sieht und hört nichts, das weiß ich, ich war schon selbst in Magdeburg. Dort habe ich freilich nichts dabei verloren, aber unser Zerbst ist ja die schönste und älteste Stadt weit und breit.“ Er war ein Gemüsebauer vom „Ankuhn“, wie das Stadtviertel der Gärtner heißt, und muß wohl thatsächlich wiederholt im Museum gewesen sein, denn er wußte annähernd Bescheid, natürlich in seiner Art; er sprach von der „lustigen Bibel“, der „schönsten der Welt“ und ließ seinen seligen Mitbürger Peter Becker die Stadtchronik bereits „vor zweitausend Jahren“ abgefaßt haben. Über Katharina II. äußerte er sich leider mit einer Anspielung auf die beiden großen Kasernen der Stadt in höchst despektierlicher Weise. „Was geht sie uns an?! Zerbst hat einmal eine große Insel im Meer gehabt, die hat sie verkauft!“ Seltsam, so lebt im Volk die Thatsache fort, daß die Zerbster Fürsten einst auch durch Erbschaft die Herrschaft Jever besaßen, die dann als Kunkellehn an Katharina fiel; freilich hat nicht sie, sondern erst Alexander I. das Ländchen (ich glaube, an Hol-

land) verhandelt. Um so wärmer sprach der Mann von seiner Vaterstadt. „Wir können uns vor jedem sehen lassen, und gar mit den Dessauern nehmen wir's noch lange auf! Und die haben doch den Hof und die reichen Leute, und wir stehen im Winkel!" Überhaupt klang der eifersüchtige Groll gegen Dessau in den Reden aller Zerbster, die ich sprach, deutlich durch; vor mehr als hundert Jahren hat die ältere Residenz zu Gunsten der jüngeren abdanken müssen, und noch ist's unvergessen — oh, in Zerbst vergißt man überhaupt nicht. Als wir vor dem Wohnhaus des Archivars standen, faßte ich mir ein Herz und fragte den Mann, ob er nicht ein Glas Bier auf das Wohl seiner Stadt trinken wolle. Er lehnte entschieden, aber liebenswürdig ab. „Das geschieht schon auch, wenn ich's selbst bezahle. Nein, nicht deshalb habe ich's gethan, sondern weil ich will, daß Sie wissen, was unser Zerbst ist. Der Herr Dr. Siebert ist ein Studierter, der kann Ihnen alles erklären." Der Archivar war leider nicht zu Hause; ich mußte auf das Museum endgiltig verzichten.... Aber wie merkwürdig ist dies alles! Man denke: einige Schutzleute und ein Gemüsebauer mit der Butte auf dem Rücken! Ist andern derlei schon oft in Deutschland begegnet? Mir hier zu Lande nicht, wohl aber in Italien, z. B. ganz ähnliches in Ferrara.

Vielleicht ist dies kein Zufall; ein gewisser Parallelismus läßt sich ja in Geschick und Physiognomie beider Städte nachweisen. Hier wie dort ein riesiges, nun längst verödetes Residenzschloß; hier wie dort eine uralte Stadt, in der einem auf Schritt und Tritt die Spuren längst erblichenen höfischen Glanzes, wenn auch nun arg verstaubt, ins Auge fallen; hier wie dort eine leidenschaftliche, eifersüchtige Liebe zur ehrwürdigen Heimatstadt. Und hier wie dort hat diese starke Empfindung dieselben Wurzeln: im Gebildeten den bewußten, im Mann der Brägenwurst und des Gemüses den instinktiven Stolz auf eine uralte Kultur, gepaart mit der schmerzlichen, aber nicht abzuweisenden Erkenntnis, daß die Gegenwart leider nicht so schön ist, wie die Vergangenheit, oder doch mindestens gewiß nicht schön genug, um über ihr die Vergangenheit zu vergessen. Gewiß, für jeden Menschen, der diesen Namen verdient, ist die Heimatstadt mehr, als ein Haufe Häuser, in dem er mit vielen anderen haust; er liebt sie, auch wenn es eine ganz junge Mittelstadt ist oder eine alte, nun aber mit ungeheurer Raschheit zur Riesin emporgewachsene Großstadt. Aber die Liebe ist eine andere, eine minder starke, als die in „verschollenen Fürstenstädten" ihren stillen, verklärenden Zauber übt. Schon aus einem äußeren Grunde: in solchen alten Städten, mögen sie nun zurückgehen oder stillstehen, oder nur ganz langsam vorwärts kommen, ändert sich im Laufe eines Menschenlebens wenig oder nichts; der Blick des Greises sieht genau dieselben Türme, Mauern und Fassaden, wie einst der des Knaben: wie anders spricht ein solches Stadtbild zum Gemüt seiner Bewohner, um wie viel inniger verwächst es mit ihrem eigenen tiefsten Leben als an Orten, wo alles neu ist und das Alte kaum noch zu erkennen! Es ist unmöglich, daß der Kattowitzer oder Oberhausener dasselbe für seine Heimatstadt empfindet wie der Zerbster, und dem Berliner oder Leipziger ist dies auch nicht möglich. Aber, wird man mir einwenden, Liebe zur Vaterstadt bedeutet doch nicht allein Pietät für ihre Vergangenheit; mindestens gleich schön oder noch schöner erweist sie sich im rüstigen Erschaffen einer besseren Zukunft, und neben der sentimentalen Liebe, die das Tote erhalten möchte, giebt es gottlob auch eine fröhliche, die neues Leben schafft. Ja, erwidere ich, gottlob, die giebt es. Wie aber, wo es mit dem Erschaffen des Neuen nur langsam vorwärts geht wie in Zerbst, oder gar nicht wie in Ferrara? Da erschöpft sich eben die Sorge um die Zukunft in der Erhaltung der Vergangenheit; ist nicht viel neuer Glanz zu gewinnen, so soll doch der alte nicht verbleichen. Und inniger als die fröhliche ist die leidvolle Liebe, das gilt nicht bloß von der Liebe der Menschen zu einander, sondern auch von der zu ihrer Heimat. Wer dies recht erkennen will, gehe nach Städten wie Ferrara oder Zerbst; der Besuch wird ihn, und sei er noch so sehr für die „fröhliche Liebe", nachdenklich stimmen, und nicht schlechter noch oberflächlicher machen.

Indes, ich möchte den Vergleich zwischen der gewaltigen, verödenden Stadt am Po und unserem lieben, alten, engen Nest an der Nuthe nicht allzu weit ausspinnen. Vieles stimmt, aber noch mehr stimmt nicht. Auch Zerbst war einst mehr als heute, durch lange, lange Jahrhunderte mehr als Berlin, aber so viel für Deutschland wie Ferrara für Italien war es niemals. Es ist eine uralte, wie der Name erweist, von den Wenden begründete Siedelung, schon im X. Jahrhundert ansehnlich, im XII. gewiß bereits eine bedeutende Stadt. Es kam empor, weil ihm zunächst die beiden Mächte hold waren, die das Schicksal einer Stadt bestimmen: die günstige Lage inmitten einer fruchtbaren Ebene am Knotenpunkt wichtiger Straßenzüge, und die Art seiner Beherrscher; diese ersten „edlen Herren von Zerbst" (aus Alsleben) hatten eine starke Hand. Aber wichtiger als die Lage ist die Tüchtigkeit der Fürsten; das hat Berlin zu seinem Besten erfahren und Zerbst zum Gegenteil. So lange über beide (über Zerbst seit 1307) Askanier herrschten, wenn auch aus verschiedenen Zweigen, blieb Berlin dürftig und Zerbst eine stattliche Stadt, die aber doch zu keiner solchen Entwickelung gedieh, wie

ihre Anfänge hatten erwarten lassen; es war seit dem XIV. Jahrhundert die Residenz eines Zweiges der anhaltinischen Askanier, wuchs langsam, wenn dieser Zweig seinen Besitz durch Erbschaft mehrte, kam ins Stocken, wenn er ihn durch Erbteilung zersplitterte. Ich möchte mich nicht in den unberechtigten Ruf besonderer Gelehrsamkeit in anhaltinischer Geschichte bringen; ich entnehme die Thatsachen einer kleinen Geschichte des Herzogtums, die ich mir gestern hier kaufte, um selbst einigermaßen orientiert zu sein. Der gutgesinnte Verfasser lobt alle Fürsten; immerhin scheinen nach dem, was er von ihnen anführt, diese älteren Zerbster von anderem Schlag gewesen zu sein als die jüngeren des XVII. und XVIII. Jahrhunderts. Sie waren fromm, hielten Frieden und machten aus ihren Halb- und Ganz-Wenden Deutsche; erst 1316 wurde in Zerbst die wendische Sprache vor Gericht abgeschafft; aus Klosterschule und Kirche wurde sie erst weit später verbannt. Aber auch unter diesen tüchtigeren Zerbstern war keiner, der über das Mittelmaß an Charakter, Geist und Kraft hinausgereicht hätte.

Ich mußte, während ich die ebenso trockene wie servile Geschichtssalbaderei überlas, immer nur an eines denken: Zerbst gehörte kirchlich zu Brandenburg; es hing im Lauf der Zeiten oft genug an einem Haar, daß es auch politisch dazu gehörte — wie hätte sich dann das Schicksal von Berlin und Zerbst gestaltet?! Dann hätten die starken Begründer der Hohenzollernschen Hausmacht an Zerbst gefunden, was sie so dringend brauchten und sich erst an Berlin schaffen mußten, eine größere, stattliche, wohlhabende, relativ kultivierte Stadt als Haupt- und Residenzstadt, dann wäre Zerbst mit den Zollern groß geworden, und dann hätte ich vielleicht meine erste Station auf meiner Flucht aus der qualmenden Riesenstadt an der Nuthe in dem kleinen Kölln an der Spree gemacht. Ich meine das nicht ganz im Ernst, aber doch auch nicht ganz im Spaß; es hätte sehr wohl so kommen können. Das werden nur diejenigen für lächerlich halten, die nicht begreifen, daß das Gewordene einst immer ein Werdendes war, und daß ungeheure Schicksale der Städte und Staaten oft durch die winzigsten Fügungen entschieden worden sind.

Nun, Zerbst kam nicht an Brandenburg und die Zerbster Fürsten waren keine Hohenzollern an Kraft und Kühnheit, und womöglich noch weniger glichen sie den Este, die Ferrara groß gemacht haben, auch im Reiche des Geistes. Daraus ist ihnen aber billigerweise kein Vorwurf zu machen, denn wohl gehört auch Talent zum Mäcenatentum, wie es die Este übten, aber ohne Dichter, wie Tasso und Ariost, hätte den Fürsten von Ferrara dies Talent gegönnt. Auch Zerbst hat im geistigen Leben des deutschen Volkes keine größere Rolle gespielt; es stand nur eben brav in Reih und Glied; die Reformation wirkte auch hier anregend, und im einstigen Augustinerkloster, das heute Hospital ist, hat auch Luther gepredigt; die Schulen waren immer tüchtig, aber meines Erinnerns ist kein bedeutenderer Dichtername mit dem dieser Stadt verknüpft, weder durch die Geburt noch durch das Schaffen, und sich Hofpoeten zu halten oder dann, als es wieder eine Litteratur in Deutschland gab, mit den Großen des XVIII. Jahrhunderts Fühlung zu suchen wie der Dessauer Franz, kam den Christian August und Friedrich August nicht in den Sinn. Vom Hofe aber ging damals fast überall und nun erst hier überhaupt nahezu alles aus; darum wird wohl die Zeit von 1570—1586, wo Zerbst die Hauptstadt des ganzen, damals ungeteilten Anhalt war, auch seine Blütezeit gewesen sein. Man lebte vom Hofe oder vom Gemüsebau, von Brägenwurst und Bitterbier, und dann, als es keinen Hof mehr gab, von diesen allein, und gar so viel anders ist es auch heute nicht. Aber man lebte und lebt gut davon; die Stadt macht den Eindruck bescheidener Behäbigkeit. Daß Millionäre hier wohnen, bezweifle ich, aber Bettler habe ich nicht gesehen, und selbst in den ältesten und dürftigsten Vierteln ist alles sauber, was man wahrhaftig nicht oft sagen kann, auch von vielen deutschen Städten nicht, die in der Sonne des Erfolges stehen. Schon dies deutet auf eine gewisse Tüchtigkeit der Bewohner; es stimmt dazu, daß die Stadt jetzt wenigstens aufwärts klimmt. Von den mehr als 100000 Einwohnern, die Ferrara unter den Este zählte, fehlt heute manches Tausend, ja manches Zehntausend; Zerbst aber wird, nach seinem Umfang zu schließen, einst auch in seinen berühmtesten Zeiten sicherlich nicht mehr Einwohner gehabt haben als 1895, wo es rund 17000 Seelen zählte; jetzt sind's um etwa 1000 mehr, die in rund 2000 Häusern wohnen. (Ich entnehme diese Ziffern dem Zerbster Adreßbuch, dem einzigen zerbstischen Quellenwerk, das ich einsehen konnte. Merkwürdig aber bleibt mir unter diesen Umständen, daß ich in Zerbst keinen einzigen Neubau sah; freilich fand ich auch keine einzige leerstehende Wohnung angekündigt.) Das wären neun Köpfe aufs Haus, und mindestens die Hälfte der Häuser sind recht stattlich; man sieht, hier leben die Leute nicht zusammengepfercht, sondern hübsch geräumig. Nun ist aber noch obendrein in diese Seelen- und Häuserziffer die starke Garnison mit ihren beiden Kasernen inbegriffen; wie mag sich da erst in Wahrheit dies Verhältnis stellen! Freilich ist derlei bloß in sanitärer Beziehung erfreulich, und

in der That können in Zerbst nur sieben Zivilärzte leben (wäre Brot für mehr, sie wären gewiß zur Stelle); materiell bedeutet es immer das Fehlen des Reichtums, der ja heutzutage ohne größere Betriebe und überfüllte Arbeiterhäuser in einer Stadt nicht mehr denkbar ist. Aber, sagt' ich schon, auch die Armut fehlt. „Wir leben," sagte mir ein wackerer Sattlermeister am Frauenthorplatz, „vom Handwerk, von der Wurst, von dem Bier; unsere Gurken sind auf dreißig Meilen berühmt; von unseren Kartoffeln, lieber Herr, müßten Sie eigentlich auch schon gehört haben, und wenn die von Kalbe nicht wären, so wären wir auch in Zwiebeln die größten." Auf die von Kalbe war er darum fast ebenso schlecht zu sprechen wie auf die Dessauer, und als ich darüber erstaunt war, da ihn als Sattler doch die Zwiebeln nichts angingen, erwiderte er: „Aber unser Zerbst geht mich an; es ist doch wegen der Stadt!" Und dies lenkt mich auf den Punkt, wo die Tüchtigkeit der Zerbster am stärksten zu Tage tritt: ihren Gemeinsinn, ihre werkthätige opferfreudige Pietät. Wie wahren diese Handwerker und Gemüsebauer die alten Zierden ihres Weichbildes, wie eifrig sind sie nach ihren bescheidenen Mitteln darauf aus, neuen Schmuck hinzuzufügen, und vor allem: wie pflegt hier jeder sein eigenes Haus. Derlei trifft man äußerst selten, auch auf hundert Meilen in der Runde nicht; das glaube man einem, der auf seinen Vortrags- und Erholungsreisen immerhin an die zweihundert deutsche Städte gesehen hat.

Schon ein so stattliches, schönes, prächtig erhaltenes Rathaus haben sehr wenige Klein- und Mittelstädte Deutschlands. Wie eine rechte deutsche Bürgerburg, wie ein Wahrzeichen, daß diese Stadt, vom Schicksal an Stillstand und Niedergang eines schwächlichen Fürstengeschlechts gekettet, immer auch eigene Kraft besaß, blinkt es dem Beschauer entgegen, gewaltig hoch und tief, und gewaltig breit, eine ganze Seite des großen Häuserrechtecks, des „Marktes" ausfüllend, aber bei aller Massigkeit zugleich schön, weil fein und gefällig gegliedert. Es ist an 800 Jahre alt, aber in währendem Zeitenlauf immer wieder umgestaltet, erweitert, nach Zerstörungen durch Feuersbrunst wieder hergestellt worden, zuletzt erst 1892, als im Jahre zuvor ein Brand den Hintertrakt nach der Nikolaikirche zu vernichtete. Also wahrlich kein einheitlicher Bau, im Gegenteil fast eine Musterkarte deutscher Baustile, und dennoch schön. Denn die Zerbster haben Glück gehabt, sie fanden immer Baumeister, die Alt und Neu trefflich zu verschmelzen wußten. Aber „Glück?" — nein! Die Zerbster haben ein prächtiges Rathaus, weil ihnen dafür gute Meister und gutes Material nie zu teuer waren. Von dem ältesten Teil, aus dem XII. Jahrhundert, sind nur am linken Seitentrakt Reste zu gewahren, plumpes, cyklopisches Mauerwerk, wie hier am Glockenturm oder an den Regensburger „Streittürmen". Der eigentliche Bau stammt im Kern aus dem XV. Jahrhundert (um 1480), wurde aber zu Beginn des XVII. (1616) umgestaltet, namentlich die dreigiebelige Fassade, ein schönes Stück deutscher Renaissance. Einzelnes an dem Bau mahnt noch heute daran, daß er ursprünglich in deutscher Backsteingotik hergestellt war; die Rückseite, der neue Trakt, zeigt wieder starke Anklänge an den gotischen Stil in seiner modernen Prägung. Diese bewegte Baugeschichte thut, wiederhole ich, der Gesamtwirkung keinen Abbruch, zudem ist ja die Fassade ganz einheitlich.

Vor dem Rathaus stehen zwei Wahrzeichen Zerbsts, der „Roland" von 1415, also nur elf Jahre jünger als der von Bremen, aber so vortrefflich erhalten, wie meines Wissens kein anderer, bekanntlich das Sinnbild der städtischen „Freiheit" (Gerichtsbarkeit), und die „goldene Butterjungfer", die mir schon der Wurstgreis in Güterglück verheißen hatte, eine kaum meterhohe weibliche Figur, die etwas Beckenähnliches im Arm hält, zwar in Wahrheit nur aus Messing, aber wohl noch älter als der Roland, und ein Sinnbild — ja wessen?! Als ich mir, den Kopf im Nacken, den Feldstecher vor den Augen, das seltsame Ding besah — denn die „Butterjungfer" ist auf einen Zahnstocher gespießt: eine sehr hohe, sehr dünne, sehr häßliche Holzsäule — trat ein Schutzmann an mich heran und erläuterte: „Dieses ist eine alte heidnische Göttin, welche bedeutet, daß hier schon damals auf den Märkten eine gute Ordnung war." Also eine marktpolizeiliche Göttin. Der Gemüsebauer hingegen meinte: „Diese ist eine Prinzessin, welche immer nur Zerbster Butter gegessen hat, weil es keine bessere auf der Welt giebt." Aber ich glaube, hier gilt in Wahrheit das Wort des Herrn Kastellans: „Dieses ist nicht aufgeschrieben." Und da selbst Baedeker meint, die Bedeutung sei ungewiß, so ist auch Raum für den Flügelschlag meiner eigenen Hypothese. Ich also glaube, die „Butterjungfer" ist ein Gedenkzeichen der vermutlich wie überall so auch hier nicht leicht errungenen Markt- und Messefreiheit der Stadt. Solche Gedenkzeichen finden sich wenigstens in süddeutschen alten Städten, wenn auch in anderer Gestalt. Ein drittes uraltes Wahrzeichen, das mir alle zu besichtigen empfahlen, habe ich leider übersehen, aber das ist nicht meine, sondern Hänschens und Ernstchens Schuld. Vor dem Rathaus erwischten sie in mir wieder ihre Augenweide, und teils weil ich die stolze Freude, als Sehenswürdigkeit zu gelten, sonst nie genossen habe, teils weil man das Unabänderliche doch mindestens benützen soll, nahm ich sie als Führer auf, aber die „Brüderkreuze" haben sie mir nicht ge-

zeigt; vermutlich balgten sie sich eben. Es sollen drei Kreuze an der Stadtmauer sein, wo die bekannten drei feindlichen Brüder begraben liegen, die sich gegenseitig ganz und gar umgebrungen haben. Denn die Sage ist sehr verbreitet, nur der Gegenstand des Streites wechselt; dort ist's ein schönes Weib und anderwärts ein vergrabener Schatz; hier aber nur ein Kümmelbrot. Wenn es doch wenigstens eine Brägenwurst wäre!

An Denkmälern aus neuerer Zeit besitzt die Stadt eine hübsche Erzbüste Moltkes auf granitnem Sockel in der „Breiten Straße"; das Werk eines mir unbekannt gebliebenen Meisters, dessen sich auch eine weit größere Stadt nicht zu schämen brauchte, nur frappiert das Jugendliche des Kopfs; Moltke und Kaiser Wilhelm gehören ja zu den Gestalten, die sich die Phantasie freiwillig nie jung vorstellt; mit Bismarck ist es anders. Hingegen ist das Kriegerdenkmal von 1872 in den Anlagen nur eben die übliche, mit den Namen der Gefallenen bedeckte Sandsteinsäule; auch die Inschrift: „Den Todten zur Ehre, der Nachwelt zur Lehre" findet sich nicht hier allein. Schlicht ist auch die Granittafel an einem Haus gegenüber dem Rathaus (Markt 2): „In diesem Hause wohnte der Sänger und Held der Freiheitskriege Theodor Körner * 23. IX. 1791 † 26. VIII. 1813", aber sie erscheint mir rührend und für den Geist dieser Stadt bezeichnend. Ich habe ja kein Buch hier, in dem ich nachschlagen könnte, aber meines Erinnerns hat Körner nie in Zerbst gelebt; es ist vielleicht kein Zufall, daß das Datum seines Aufenthalts auf der Tafel fehlt, er war wohl nur sehr kurz hier. Aber gleichviel, daß ein Dichter hier war, haben sie nicht vergessen und dankbar geehrt. Man sieht, in Zerbst könnte auch ein Dichter von mittlerem Wuchs eines Denkmals gewiß sein, er brauchte hier nur geboren zu werden, aber, sagt' ich schon, es ist bisher kein irgend nennenswerter Poet so schlau gewesen, und der einzige Lyriker, der nach meinen Erfahrungen als Redakteur gegenwärtig hier die Lyra zwickt, verdient kein Denkmal, sondern daß man ihm thue, wie er seiner Lyra.

(Fortsetzung folgt.)

Gefangene Sehnsucht.

Tief in der Schlucht ist ewig Nacht;
Gefangne Sehnsucht drinnen wacht
Und blickt mit großen Augensternen
Über die Felsen nach lichten Fernen.

Der Wind schläft nach des Tages Pein
Im Arm der Nacht beruhigt ein
Und flüstert nur im Traum verloren
Von fernen Gärten mit goldnen Thoren.

Da lauscht die Sehnsucht wie gebannt.
Sie weiß, dort ist ihr Heimatland,
Wo unter hohen Blütenkronen
Die weißen Himmelsträume wohnen.

Zu ihren Schwestern zieht sie's heiß,
Sie prüft die lahmen Schwingen leis
Und senkt sie todestraurig wieder
Zur tiefen, dunklen Erde nieder.

Am Felsen steht sie still und licht,
Hebt bang empor ihr blass' Gesicht
Und sucht mit großen Augensternen
Nach unsichtbaren, lichten Fernen.

Else Nonne.

Die Muse.

Die Muse gleichet keiner Frau der Erden —
Sie teilt nicht üppig Gunst und Launen aus,
Und gleitet nicht mit flüchtigen Geberden
Auf zierlich glatten Schuhen in Dein Haus . . .
Nein! Edlen Gangs, mit vorgeschlag'nem Schleier,
Siehst Du, erschauernd, sie vorübergeh'n —
Du hörst die fernen Klänge ihrer Leier,
Du siehst im Rhythmus ihre Falten weh'n . . .
Dann reinige die staubbedeckten Hände,
Und leg' ein fleckenlos Gewand Dir an,
Daß sich zur Lauterkeit ihr Blick nur wende,
Daß Du ihr kannst mit freiem Sinne nah'n!
Mit sanftem Gruß beugt sie sich wohl hernieder —
Schon hörst Du näher ihre Melodien —
O, nun empfang' das Echo ihrer Lieder,
Und sing' es wieder, eh' sie traumhaft flieh'n:
Da sich die Herrliche Dir will entschleiern —
Laß Deine Seele ihren Festtag feiern!

Erna Ludwig.

Sprüche.

Ein Trost ist mir zur Hand:
Wer hoch das Ziel sich setzt
Und recht den Abstand schätzt,
Der ist kein Dilettant.

Die Zeit ist flüchtig;
Rühre sie wacker.
Sie ist die Wolke,
Du sei der Acker.

Th. Vulpinus.

Gedichte von Gabriele d'Annunzio.

Climene.

Im Parke, wo zur Zeit der Großherzöge
Die scharfe Gärtnerschere oft geschaltet,
Jetzt eine tiefe Grabesstille waltet,
Kaum, daß ein Bienchen durch die Gänge flöge!

Die lustigen Fontänen schweigen stille,
Vorbei ihr Plätschern und ihr lachend Springen!
An Sommerabenden nur hört man klingen
Das rauhe, ewig-gleiche Lied der Grille.

Flechten und apfelgrüne Moose schlossen
Das Muschelhorn des listigen Tritonen,
Armlos sieht man Neptun dort oben thronen,
Stumm geht sein Blick zu seinen Meeresrossen.

Viel große, leere Urnen sich erheben,
Urnen von alter Form, wo emsig Mühen
Einst zarte, duft'ge Rosen ließ erblühen,
Zernagte Marmorwerke stehn daneben.

Es leuchten durch die schattigen Alleen
Des Buchsbaums glatte Blätter. Bei dem Schimmer
Sieht eine Herme reich an Glanz und Flimmer
Die alte Liebe wieder auferstehen.

Ist's eine Herme, die im grünen Schatten
Erscheint? Man hört, wie jemand vorwärts schreitet.
Ringsum ist Totenstille ausgebreitet,
Und jeder laute Lärm muß hier ermatten.

Von welchem Orte kehrt zum Leben wieder
Dies seltsame Geschöpf und grüßt die Stille?
Aus welchem Grabe riß sie jäh ihr Wille?
Mit leichtem, schwanken Gang steigt sie hernieder.

Im weißen Atlaskleid kommt sie gegangen,
Das tausend veilchenblaue Streifen schmücken.
Altmodisch ist's; ein Antlitz zum Entzücken,
Ein wenig müd', sieht unterm Hut man prangen.

Hell wie Topase, groß wie Mandeln leuchten
Die Augen ihr, des Mondes reiner Schimmer
Erscheint, streift ihn ein Hauch, so reizend nimmer,
Verhaltne Thränen wußten sie zu feuchten.

Die Bänder wehn beim Schreiten auf und nieder,
Die Feder strebt herab vom blonden Nacken,
Sie kommt; Erinnerung scheint sie zu packen,
Ein Traum treibt sie zu alten Stätten wieder.

Ein Name will sich auf die Lippen drängen,
Sie lächelt still und blickt sich um im Kreise.
„Alcest, Alcest!" Ein trocknes Blatt rauscht leise
Zur Erde hin und bleibt am Kleide hängen.

Sie murmelt vor sich hin: „War es nicht gestern?
Mein duftig Haar verglich er mit der Rose;
Wo ist er denn, wo ist er nur, der Lose?
Climene hieß ich, er Alcest. 's war gestern!"

Plastik.

Selbst Qualen lieb' ich, die der Kunst entspringen!
Doch immer läßt die Angst mich ruhlos bleiben:
„Ist, Thon keck mit dem Daumen zu bezwingen,
Denn besser nicht, als flücht'ge Verse schreiben?"

Dies langsame, geduld'ge Vorwärtsdringen
Auf dünnen Seiten, die sich leicht zerreiben,
Scheint elend mir. Der Dichter kühnes Singen
Wird wie den Ton der Wind von dannen treiben.

Wie schön doch ist's, nach heißem Arbeitsmühen
Die sichern Formen, die gleich hellem Strahle
Der Sonne leuchten, in den Stoff zu drücken.

Wie springt dann bei lebend'gem Flammensprühen
Jäh aus dem ungefügen Minerale
Die göttlich-schöne Nacktheit, mein Entzücken! —

Isolde.

Nacht des Vergessens, Nacht der Liebe, weiche,
Geheimnisvolle Nacht, erhabne, hehre!
O reiner Sieger, Tod, nimmer verwehre
Den Eintritt uns zu Deinem Wunderreiche.

Für immer nun der schlimme Tag entweiche!
Als ob die Sonne nicht im Herzen wäre,
Stark, Blumen schaffend an des Abgrunds Leere!
Des Tages lügnerischer Schein erbleiche!"

Vom Turm stieg eine andre Stimme nieder:
„Wacht, eitel ist der Traum, bald wird es tagen!"
Stumm bleichten überm alten Park die Sterne.

„O wachet," rief die Stimme warnend wieder.
Der Lärm von König Markes nächt'gem Jagen
Ertönte leise, leise aus der Ferne.

Deutsch von **Walter Kaehler.**

Sternengrüße.

Als Du mir das letzte Mal
Gabst zum Abschied Dein Geleite,
— Weißt Du noch? — da blickten wir
Traumvoll in die nächt'ge Weite.

„Einen Stern jetzt such' ich Dir“,
Sprachst Du, „an des Himmels Auen,
Und dem sollst Du jede Nacht
Deine Grüße anvertrauen.“

Und wir suchten. Deine Hand
Wies mir dann am Himmelswagen
Einen hellen, schönen Stern:
„Der soll Deine Grüße tragen!“ — —

Wenn auf meiner Tage Mühn
Nun des Abends Schleier sinken,
Harr' ich einsam, fern von Dir,
Auf des Sternes freundlich Blinken.

Ach! Und aus dem Träumerherz
Blühen zu des Himmels Weiten
Sehnsuchtsweiche Grüße auf,
Tausend holde Zärtlichkeiten,

Heiße Küsse sonder Zahl,
Daß der ganze Himmelswagen
Kaum vermag mein volles Herz
Durch die Mondnacht hinzutragen.

Alexander Pache.

Heimkehr.

Rings die Rosen blühten,
Als ich Sommers schied,
Tausend Farben glühten
Stumm ein Liebeslied.

Längst die Rosen starben,
Als ich heimwärts zog,
Und die Lust der Farben
Wie ein Traum verflog.

Hatte mir erkoren
Eine Knospe zart:
Ach, sie war erfroren,
Als es Winter ward.

W. E. Vershofen.

Schau nicht zurück.

Über Deine blassen Wangen,
Die von Rot durchschimmert sind,
Ist mir heut ein Schrein gegangen
Wie ein müder, kühler Wind.

War's von dumpf enttäuschten Tagen
Nachhauch, der so schwül vergeht?
Oder ist von Liebesfragen
Neu die bange Stirn umweht?

Lös' die Füße aus den Schuhen,
Lösche die vergangne Welt;
Mit dem Liebsten willst Du ruhen,
Der Dich treu umschlossen hält.

Hermann Mayerhofer.

Stille.

Laß nur das Wort, das einz'ge ungesprochen,
An meine Brust nur lehn' Dein Köpfchen fein,
Just wo des Herzens bange Pulse pochen,
Und Hand in Hand, — und laß uns stille sein! —

Ganz still! — Dann fühlst Du, daß sich meiner Seele
Empörte Woge ebbt, der Sturm sich legt;
Ein Rauschen nur, wie ruhlos das Geschwäle
Der ew'gen Brandung an die Felsen schlägt.

Karl Tuppy.

Abschied.

Nun ist der Abschied schnell gekommen,
Viel früher, als ich's je gedacht;
Es brach der Frost nach Frühlingstagen
Die zarte Knospe über Nacht.

Stumm wenden beide wir die Augen,
Und eisig kalt liegt Hand in Hand,
Nun muß die Trennungsstunde schlagen,
Zerrissen ist, was uns verband. —

So leb' denn wohl, mein Lieb, auf immer,
Ich war des Edelsteins nicht wert,
Weil ja zu Diamantenschimmer
Ein goldner Ring allein gehört.

Franz Jacoby.

Napoleon auf St. Helena.

Du, Brandung, magst erdröhnen,
Erbrause, Sturmwind, Du!
Tragt mir den Ton, den schönen,
Vom Menschenlande zu.

Vernehm' ich Eure Klänge,
So schwillt mir neu die Brust,
Es weicht die schwüle Enge —
Ich ahne Lebenslust!

Ich kenn' den Trieb nach Leben,
Der Euch ans Ufer zieht,
Die Lust am großen Streben,
Sie hat auch mich durchglüht!

Ich schlug die Form in Stücke,
Die Menschenthun beschränkt,
Ich lenkte die Geschicke,
Wie keiner sie gelenkt.

Aus niederm Stamm entsprossen,
Fortunas letztem Troß,
Hab' ich das Glück genossen,
Wie keiner es genoß.

Gab die Geburt mir wenig,
So schuf das Andre ich —
Was war der Sonnenkönig,
Der stolze, gegen mich!

Wer hat mit so viel Thaten
Durchkreuzt der Welt Geschehn?
Ich schuf mir neue Staaten,
Hieß andre untergehn;

Ich schaltete mit Thronen
Wie Kinder wohl im Spiel,
Ich nahm und schenkte Kronen,
Wie's meinem Sinn gefiel!

Vor meiner Heere Nahen
Erzitterte die Welt;
Drei Kontinente sahen
Als Sieger mich im Feld.

Es ward an fernsten Küsten,
Im höchsten Alpenland,
In Sand- und Eiseswüsten
Ein Sieger nur genannt.

Doch nie gestilltes Streben
Steckt' höher Ziel um Ziel:
Zur Sonne wollte schweben,
Zum Höchsten ich — und fiel!

Nicht Menschen überwanden
Mich unbezwung'nen Mann —
Ein Gegner ist erstanden,
Den ich nicht zwingen kann:

Des Körpers schwacher Hülle,
Aus blödem Stoff gespleißt,
Ihr unterlag mein Wille,
Sie zwang den trotz'gen Geist!

Sie lähmte all mein Wagen,
Als mir das Glück entfloh;
Sie war's, die mich geschlagen
Im Feld von Waterloo! — —

Nun mag sie jubilieren,
Vom Alp befreit, die Welt:
Die Zwerge triumphieren,
Der Riese ist gefällt!

Nun mag sie ruhig gleiten
Ins alte Gleis zurück,
In Alltags-Nichtigkeiten
Erscharren sich ihr Glück!

Nicht wird die scheuen Herden
Der Adler mehr bedräu'n —
Der Friede zog auf Erden,
Der Kleingeist wieder ein!

Die Herde ist gerettet,
Grast weiter nun im Thal —
Prometheus ward gekettet
Ans Riff und leidet Qual!

Ein grausam Ungeheuer
Plagt ihn mit grimmer Lust,
Der wilde Fabelgreier,
Der ihm zerfleischt die Brust.

Nichts regt sich, loszuschmieden
Den Wunden vom Gestein —
Nur Euch, Okeaniden,
Euch Wellen jammert sein!

Kein Held wird ihm erscheinen
Im Hoffnungs-Morgenrot —
Ich hoffe nur auf einen
Befreier noch — den Tod! . . .

Du, Brandung, magst erdröhnen,
Erbrause, Sturmwind, Du;
Singt bald mit Euren Tönen
Mich müden Mann zur Ruh'!

Nichts blieb von mir erhalten;
Von meinen Thaten all',
Von meines Geistes Walten —
Ein Name nur, ein Schall! — —

R. Hennig.

Briefe von Karl Gutzkow.

(1851—1870.)

II.

Ehe wir mit der Mitteilung der Briefe Karl Gutzkows an Max Ring fortfahren, sei die Charakteristik wiedergegeben, die Ring selbst in seinen „Erinnerungen" (a. a. O. II. 39 ff.) von Gutzkow entwirft:

„Trotz seiner vorwiegenden kalten Verstandesnatur empfand Gutzkow ein tiefes Bedürfnis des Herzens nach Freundschaft und Liebe. Er war selbst zuweilen nicht frei von sentimentalen Anwandlungen, aber sein krankhaftes Mißtrauen, seine zersetzende Kritik und seine große Reizbarkeit erschwerte ihm und Anderen das Leben, löste und zerstörte ihm so manches teure Band, wobei er sich selbst das größte Leid zufügte. So kam es, daß er fortwährend nach Freunden und litterarischen Kampfgenossen suchte, daß er stets bemüht war, sich eine Partei zu bilden und verlangend seine Hände nach allen Seiten ausstreckte." Ring erzählt nun Einiges über Gutzkows „Unterhaltungen am häuslichen Herd" und fährt dann fort: „Schon nach einigen Monaten klagte mir Gutzkow über die Teilnahmlosigkeit des Publikums und die Böswilligkeit der Kritik, wobei er es nicht an geistvollen und treffenden Ausfällen und Bemerkungen fehlen ließ." Die Richtigkeit dieser Mitteilung soll nicht bezweifelt sein, wohl aber ihre Berechtigung. Die Gutzkowschen „Unterhaltungen" — nebenbei bemerkt, eine sehr geschickt, mit steter Rücksichtnahme auf die Bedürfnisse eines großen Publikums, aber ohne allzu arge Konzessionen an einen geringeren Geschmack redigierte Zeitschrift — fanden gerade unmittelbar nach der Gründung, sowie in den ersten Jahren ihres Bestehens sehr gute Aufnahme und eine Verbreitung, wie sie die damaligen Bildungs- und materiellen Verhältnisse in Deutschland irgend erwarten ließen. Dies änderte sich erst, als die „Familienblätter" aufkamen, namentlich Ernst Keils mit noch viel größerem Geschick und allerdings auch mit viel weniger litterarischem Gewissen redigierte „Gartenlaube." Zudem stand Keil mit aller Welt ebenso vortrefflich, wie Karl Gutzkow schlecht; die Mitarbeiter wurden immer rarer. Doch gilt dies Alles, wie gesagt, von den späteren, nicht von den ersten Jahren der Zeitschrift. War also Gutzkow, wie Ring berichtet, schon damals verstimmt, so war er's doch ohne rechten Grund; freilich, ihn drückten auch andere, namentlich materielle Sorgen. Ring erzählt darüber:

„Als ich ihn in jener Zeit auf einer Reise nach Teplitz in Dresden besuchte, fand ich ihn verbittert, von häuslichen Sorgen bedrückt. Mit Auerbach, der damals ebenfalls in Dresden wohnte, konnte er trotz dessen freundlichem Entgegenkommen auf die Dauer kein rechtes Einvernehmen haben, da ihre beiderseitigen Naturen wie Nord und Süd verschieden waren. Meine Bemühungen, ein Verständnis herbeizuführen, scheiterten an den eigentümlichen Verhältnissen und blieben ohne Erfolg. Trotzdem verlebte ich mit Gutzkow mir unvergeßliche Stunden im ernsten Gespräch auf der Brühlschen Terrasse, bis spät nach Mitternacht auf- und niedergehend, wobei ich Gelegenheit hatte, einen tieferen Blick in die Seele des interessanten Dichters zu thun, von dessen inneren Kämpfen und bitteren Leiden damals nur Wenige eine Ahnung hatten. Es war nicht allein verletzte Eitelkeit, sondern das Gefühl erlittenen Unrechts, der natürliche Zorn des bedeutenden Schriftstellers über die unverdienten und oft maßlosen Angriffe einer litterarischen Clique, die an seinem Herzen nagten und aus seinen Worten sprachen. Im vollen Bewußtsein seiner eminenten Begabung und seiner bewunderungswürdigen Leistungen sah sich Gutzkow von Leuten, die tief unter ihm standen und nicht wert waren, ihm die Schuhriemen zu lösen, schändlich angegriffen, von einer boshaften Kritik herabgezogen, von der undankbaren Menge ignoriert und zurückgesetzt gegen neu auftauchende Berühmtheiten des Tages, die er an Geist und Vielseitigkeit des Talentes bei weitem überragte, wenn sie auch dem gewöhnlichen Geschmack des großen Publikums sympathischer waren. Dazu kamen noch die beschränkten Verhältnisse, seine Abhängigkeit von der buchhändlerischen Spekulation, häuslicher Kummer, Zerwürfnisse mit alten Freunden, um seinen Geist zu verdüstern. Aus jener Zeit stammte, wie ich glaube, seine zunehmende Verbitterung, seine krankhafte Reizbarkeit und sein bereits an Verfolgungswahn grenzendes Mißtrauen." Gemeint ist unter diesen „neu auftauchenden Berühmtheiten des Tages," die Gutzkow nach Rings Ansicht „an Geist und Vielseitigkeit des Talents bei weitem überragten," namentlich Gustav Freytag. Man wird heute darüber anders und wohl richtiger urteilen. Hingegen wird Ring schwerlich zu widersprechen sein, wenn er Julius Schmidt's Kritik

eine „boshafte" nennt. Das litterarische Duell zwischen Gutzkow und Freytag, ein Duell auf Tod und Leben, ist überhaupt von beiden Seiten mit Waffen geführt worden, wie sie vornehme Schriftsteller vorher wie nachher nur sehr selten gegen einander gebraucht haben oder von ihren Anhängern gebrauchen ließen. Zu dem tiefwurzelnden litterarischen Antagonismus trat hier eben die persönliche Todfeindschaft, und es wäre nicht gerecht, für diese nur Gutzkows Verhalten gegen Freytag verantwortlich zu machen. Gewiß benahm sich Gutzkow, damals der mächtige Dramaturg des Dresdener Hoftheaters, gegen den Dramatiker Freytag bei der ersten Begegnung hochfahrend, taktlos, beleidigend oder welchen noch schärferen Ausdruck man wählen mag. Aber daran allein lag's wahrlich nicht; auch ohne diese Scene hätte der Verfasser von „Soll und Haben" den Verfasser der „Ritter vom Geiste" nicht geliebt, und blättert man in den „Grenzboten" der fünfziger Jahre, so wird man von der Tonart, in der da über Gutzkow, den Menschen, wie den Dichter gehandelt wird, wahrlich nicht erbaut sein.

„Um so liebenswürdiger erschien Gutzkow," fährt Ring fort, „in den Augenblicken, wo er sich von den finsteren Dämonen freimachte und seiner alten heiteren Laune überließ. So sah ich ihn eines Abends, als er wieder nach Berlin kam, in Gesellschaft einiger Freunde. Auf dem Wege nach seinem Hotel, zu dem wir ihn begleiteten, gingen wir mit ihm des Nachts durch die Dorotheenstraße an der Kunstakademie vorüber, in der er geboren war und seine Kinderjahre verlebt hatte. Bei dem Anblick des alten Gebäudes ging ihm das Herz auf; er erzählte uns die reizendsten Erinnerungen aus seiner Jugendzeit und schilderte uns die poetischen Eindrücke seines Elternhauses, dessen Umgebung eine kleine Welt, die Akademie, die königlichen Marställe, die Kaserne für die Gardekürassiere, den alten Lufttelegraphen und das Leichenhaus für Selbstmörder und Verunglückte einst umschloß. Während wir im Mondenscheine mit ihm wanderten, lauschten wir gespannt den interessanten Mitteilungen, welche Gutzkow später, von uns dringend aufgefordert, in dem liebenswürdigen Buche „Aus der Knabenzeit" veröffentlichte. Ich selbst blieb mit Gutzkow fortwährend im freundschaftlichen Verkehr, wenn auch unser Briefwechsel ins Stocken geriet und immer seltener wurde."

Von diesen an sich wenigen Briefen sind zudem einige verloren gegangen. Erhalten ist aus den fünfziger Jahren nur noch folgender Brief:

Verehrter Freund!

Könnten Sie die beifolgende kleine Sammlung, die ich zunächst Ihrer liebenswürdigen Gemalin verehre, zum Gegenstand einer etwas ausführlichen Besprechung in der Vossischen Zeitung machen, so würden Sie mich sehr verpflichten. Der Verleger schreibt mir, daß das Büchlein Glück macht und in der That sind seine Bestandtheile mit Fleiß und Sorgsamkeit gearbeitet. Sie standen früher in den „Unterhaltungen". In der Vossischen Zeitung gelten die Rellstab'schen und Gubitz'schen Maaßstäbe, höchstens daß einmal W. Alexis etwas mehr nach neueren Voraussetzungen urtheilt: geben Sie, ein Posa der neuen Zeit, in jenem so wichtigen Blatt, der einzigen Vermittlung mit Berlin, die tiefer greift, eine Würdigung, wie ich sie von jener Seite nicht finden kann.

Mit der Anzeige des Milton verzögert es sich der leidigen Form meiner „Unterhaltungen" wegen. Wir sind in einen Bogen gebannt. Bald ist da ein Aufsatz zu lang, einer zu kurz und so schleppen sich die Artikel auf den Korrekturbögen und Fahnenabzügen „wie eine ewige Krankheit" fort. Daß die Anzeige schon lange existirt, beweise ein Fragment, das ich aus meinem Papierkorbe suche; die andere Hälfte find' ich leider nicht. In Nr. 10 soll der Artikel nun definitiv erscheinen.

Lassen Sie sich meine obige Bitte empfohlen sein!

Mit alter Freundschaft immerdar

Ihr

Dresden, den 15. Nov. 56. Gutzkow.

Eben kommt die Correktur mit „John Milton."

Das Buch Gutzkows, von dem er hier spricht, ist „Die kleine Narrenwelt"; Rings Werk der Roman: „John Milton und seine Zeit." Rellstab und Gubitz waren damals nur noch ausnahmsweise für die „Vossische Zeitung" thätig; Gutzkow meint also mehr die von ihnen vertretene Richtung als sie selbst.

Interessanter ist der folgende, sechs Jahre später geschriebene Brief:

Zuweilen, lieber Ring, kommt man in die Lage, sich zu fragen: Wie stehst du denn noch mit dem und dem? Und da hab' ich mir, da Mad. Rettich Empfehlungen nach Berlin haben will, gesagt: Kannst du denn unbefangen an Max Ring noch einen Gruß senden durch einer Fremden Mund? Und siehe, ich sagte mir: Warum nicht? Sie haben Ihre ernste Lebensaufgabe, ich die nicht minder ernste meine — da geht jeder seine Bahn, aber ich glaube, ich kann getrost sagen: An den mächtigen Referenten der Vossischen Zeitung werd' ich die auf dem Victoriatheater spielende Künstlerin empfehlen dürfen.

Freilich bin ich in Ihrer Schopenhauerschen Zeitung übelberufen und muß Impertinenz aller Art ertragen, selbst von einem geborenen Esel wie diesem Frauenstädt, mit dessen Artikeln ich 8 Jahre lang die Leser meiner Zeitschrift ennuyirte. Indessen kommt ja meine Empfehlung in Ihrer Redaktion nicht zur Sprache und vielleicht hätten Sie auch den Muth, sich von diesem suffisanten Buddha-Bonzen nicht bestimmen zu lassen; hab' ich doch Ihr Referat über mein „Weißes Blatt", das sich traurigerweise in die Victoria verirrte, mit Vergnügen gelesen.

Auch Frau Rettich verirrt sich dorthin. Ich begreife diese Wiener nicht, wie sie nicht in stolzer

Entsagung ruhig auf einem Dörfchen dieses schönen Oesterreich, am Fuße des Kahlenberges ihre Ferien hinbringen und Kirschen essen können. Nein, sie müssen sich Lorbeeren holen — aus dem „tonangebenden" Berlin und bei vielen heißt der Ertrag: „Wie moger!" Daß Frau Rettich alle Halm'schen Rollen: Griseldis, Parthenia, Thusnelda „creirt" hat, wissen Sie.

Ihr Schwiegervater wollte auf der Leipziger Messe für die Schiller-Stiftung reden; der Germanische Museums-Schwindel hatte den Vorzug! Uebrigens wird nächstens der Krieg gegen Serre ausbrechen. Sehr unrecht, daß die Gartenlaube diesen Dresdener Räuber sekundirte.

Und unsere Freundin Ludmilla muß nun nächstens an's Messer. Sie wird sich in contumaciam hängen lassen.

Herzlich und unverändert

Ihr

Weimar, 4. Juli 862. Gutzkow.

Wie man sieht, war der früher so rege Briefwechsel nun ganz eingetrocknet; ab und zu eine Bitte um eine Rezension, ein Empfehlungsschreiben, das war nun Alles. — Der Brief bedarf nicht vieler Erläuterungen. Wer Julie Rettich war, braucht kaum gesagt zu werden; der Name der großen Tragödin hat noch heute guten Klang. — Eine „Schopenhauersche" Zeitung nennt Gutzkow die „Vossische Zeitung" deshalb, weil sie von Dr. Otto Lindner, dem geistvollen Anhänger Schopenhauers redigiert war, der seinerseits seinen Freund und philosophischen Glaubensbruder, Julius Frauenstädt (1813—1879) als Mitarbeiter heranzog. Frauenstädt, der Verfasser zahlreicher Schriften über Schopenhauer, den der große Philosoph selbst mit der Redaktion seiner gesamten Werke betraute, war kein origineller Denker, aber ein sehr gebildeter Mann, auch nicht ohne Geist, und gewiß kein „Esel". Gutzkow nennt ihn nur deshalb so, weil er als Redakteur in arge Differenzen mit Frauenstädt gekommen war, die der gemeinsame Verleger, F. A. Brockhaus, vergeblich auszugleichen bemüht war. — Das „Weiße Blatt" ist bekanntlich ein Drama Gutzkows; das „Victoria-Theater" in Berlin war eine Bühne, die hauptsächlich das Ausstattungsstück pflegte, sich ab und zu jedoch auch an einem Drama höheren Stils versuchte. — Rings Schwiegervater war der bekannte Verlagsbuchhändler Carl Heymann in Berlin; seine Firma besteht noch heute als juristischer Verlag. — Daß die Bestrebungen für die Schaffung und den würdigen Ausbau des „Germanischen Museums" in Nürnberg kein „Schwindel" waren, bedarf nicht erst der Versicherung; Gutzkow war aus verschiedenen Gründen ein Gegner des Museums; erstlich, weil er damals — auch hier erweist sich der scharfe Gegensatz zu Freytag — ein Gegner alles Antiquarischen war, das er als „verstaubten Trödel" ablehnte, ferner weil die Sammlungen für die Nürnberger Anstalt dem Ausbau der Schiller-Stiftung Concurrenz machten, deren General-Sekretär ja Gutzkow damals war. — Major Serre in Dresden, ein um die Schillerstiftung höchst verdienter Mann und dessen Freunde galten Gutzkow ohne Weiteres deshalb als „Räuber", weil sie u. A., wie uns auf unsere Anfrage von kundiger Seite mitgeteilt wird, den einzelnen Zweigvereinen der Schiller-Stiftung gegenüber der Centralleitung, namentlich auch bezüglich der Verteilung der Mittel, größere Rechte zugewendet wissen wollten, aber auch Dresden als Vorort der Schiller-Stiftung befürworteten, also nach Gutzkows Auffassung ihn seines Amtes als General-Sekretär der Stiftung und die Stiftung ihrer Mittel berauben wollten. — „Unsere Freundin Ludmilla", Ludmilla Assing, die Nichte Varnhagens, hatte sich durch die Veröffentlichung der „Tagebücher" ihres Oheims eben einen Preßprozeß zugezogen; sie wurde „wegen Verletzung der Ehrfurcht vor dem Könige" angeklagt und dann zu acht Monaten Gefängnis verurteilt; ein zweiter Prozeß (1864) endete mit ihrer Verurteilung zu zwei Jahren Gefängnis. Gutzkows Vermutung, daß sie sich „in contumaciam hängen lassen werde", bewährte sich; Ludmilla hatte bereits 1861 ihren Aufenthalt in Florenz genommen und blieb daselbst bis an ihr Ende.

Alles in Allem, der Brief eines nervös erregten, in der Wahl seiner Ausdrücke nicht eben bedächtigen, auch wohl in sich unsicheren Mannes, — und schlimmer stand es auch damals noch um Gutzkow nicht. Erst einige Jahre später kam es zu der Gemütskatastrophe, davon Keime lange, sehr lange schon in dieser freudlosen Seele geschlummert hatten. Die Thatsachen — Gutzkows Selbstmordversuch in Friedberg, seine Rettung aus Lebensgefahr, seine Heilung in der Irrenanstalt St. Gilgenberg bei Bayreuth — sind bekannt. „Die tragische Katastrophe", sagt Ring, „überraschte mich aufs Höchste, obgleich ich bei seiner krankhaften Reizbarkeit einen derartigen verzweifelten Entschluß begreiflich fand."

Nachdem Gutzkow Genesung gefunden, so weit er sie bei der unseligen Veranlagung seines Gemüts finden konnte, und wieder arbeitete, nahm er auch die alte, im April 1851 geknüpfte Beziehung mit Ring wieder auf. (Die Angabe „August 1851" in unserem ersten Aufsatz, S. 37, Spalte links, Zeile 4 von oben ist ein Druckfehler, wie schon aus dem Datum des ersten Briefs an Ring ersichtlich ist.) Hier der erste Brief des Genesenen an Ring:

Verehrter, lieber Freund,

ich weiß nicht, ob Ihnen bekannt geworden ist, daß ich Herrn Dr. Kletke bat, mir die Freundlichkeit zu erweisen und mein „Hohenschwangau" in der Vossischen Zeitung in irgend einer Form ein wenig ausführlicher anzuzeigen.

Inzwischen erschien Ihre Kritik, für die ich Ihnen von Herzen Dank sage. Ich kenne die Miß-

stände meiner Arbeit, aber die lieblose Beurtheilung, die ihr Frenzel hat angedeihen lassen, verdiente sie nicht. Ich glaube Ihrer Anzeige, so wohlwollend sie gemeint ist, zu entnehmen, daß sie unter dem Druck der Verurtheilung geschrieben wurde, die Frenzel über mein Buch aussprechen wollte. Nicht, daß Sie nicht vollkommen selbständig wären, verehrter Freund, es bleibt aber immer mißlich, einen locus conclamatus wieder zu Ehren zu bringen.

Da Herr Dr. Kletke vielleicht noch nicht wieder zurück ist, so richte ich an Sie die neue Bitte: Widmen Sie dem anliegenden Büchlein, das vielleicht Ihre liebe Frau auf ihren Bücherbord stellt, eine halbe Stunde des Durchblätterns und empfehlen Sie es den Lesern der Vossischen Zeitung. Es sind Resultate tiefschmerzlicher Erfahrungen. Doch die Früchte meiner bittersten Stunden behielt ich für mich. Eine gewisse heitere Freudigkeit durfte doch wohl nicht fehlen, wenn man wagte, auch Andere in seinen eigenen Lebenskreis zu ziehen.

Im Winter begrüße ich Sie, wenn auch vielleicht noch nicht mit Familie. Der Entschluß ist zu gewaltig und die Mittel sind gemessen.

Herzliche Grüße von den Meinigen!

Immerdar Ihr alter

Gutzkow.

Kesselstadt bei Hanau d. 28. Aug. 68.

„Der Brief," erzählte Ring dem Verfasser dieser Zeilen, „berührte mich in jeder Hinsicht wehmütig. ‚Hohenschwangau' war ja ein sehr, sehr schwaches Buch — Frenzel hatte dies respektvollen Tons, aber offen gesagt — und darum war seine Kritik eine Verurteilung. Ich wieder hatte geradezu verehrungsvoll geschrieben, die Schwächen möglichst verschleiert, aber aus Schwarz Weiß zu machen und die Verirrung eines begabten Schriftstellers als ein Meisterwerk auszuposaunen, war mir doch nicht möglich — und so stand ich unter dem Einfluß von Frenzels Verurteilung! . . . Nein, der arme Gutzkow war doch noch nicht ganz genesen!"

Das neue Buch, das Gutzkow an Ring sandte, war die Spruchsammlung: „Vom Baum der Erkenntnis"; auch diesmal entsprach Ring seinem Wunsche. Den Entschluß nach Berlin zu kommen, führte Gutzkow erst viel später aus.

Den Schluß seiner Korrespondenz mit Ring wird ein dritter Artikel bringen. Für diesmal geben wir nur noch eine Ergänzung zu unserm ersten Aufsatz, die uns von Herrn Prof. Dr. Richard M. Meyer in Berlin zugegangen ist. In diesem ersten Aufsatz, Seite 37, haben wir bemerkt, daß wir die Anspielung Gutzkows auf eine Zwickauer-Notiz im „Kladderadatsch" nicht erläutern könnten. Herr Prof. Meyer hatte nun die Freundlichkeit, uns den Wortlaut dieser Notiz mitzuteilen; sie steht in der Nummer des „Kladderadatsch" vom 20. April 1851, Seite 64, und hat folgenden Wortlaut:

> Den Rhötor Schramm bütte ich drüngend zur Abwöchslung aus dem vürten Bande das Capütel 3 der Rütter vom Geiste von Gutzkow öffentlich önmal vorzutragen. Er hat ganz die Stümme dazu.
>
> Zwickauer.

Herr Prof. Meyer teilt uns im Anschluß daran freundlich mit, daß der Rhetor Schramm mit besonderer Vorliebe die patriotischen Dichtungen von Scherenberg vortrug, und verweist zum Beleg auf Theodor Fontanes Buch über Scherenberg (S. 25 ff., S. 152 ff.). Damit ist nun der Zusammenhang annähernd erklärt. Dem loyalen Rhetor wurde der spöttische Rat erteilt, statt der patriotischen und loyalen Dichtungen, aus denen sonst sein Programm bestand, einmal zur Abwechslung ein besonders freiheitlich gefärbtes Kapitel aus den „Rittern vom Geiste" vorzutragen.

Litterarische Notizen.

— Zu Scheffels neun Gedichten. Die Jugendgedichte von Josef Victor von Scheffel waren aus den Aushängebogen unserer Zeitschrift in die Spalten der „Vossischen Zeitung" übergegangen. Die genannte Zeitung bringt nun in ihrer Abendausgabe vom 16. Oktober d. J. eine Notiz, die wir an dieser Stelle folgen lassen:

„Wir haben in unserer Morgenausgabe vom 29. September d. J. aus den uns freundlichst vom Verlag der „Deutschen Dichtung" zur Verfügung gestellten Aushängebogen des Heftes dieser Halbmonatsschrift vom 1. Oktober d. J. neun Jugendgedichte von Josef Victor Scheffel mitgeteilt. Wie uns nun ein hiesiger Leser unseres Blattes dankenswerter mitteilt, ist eines dieser Gedichte: „Bummellied" in der 20. Ausgabe des „Kommersbuches für die deutschen Studenten" unter Nr. 172 abgedruckt". „Der Verfasser", betont die Zuschrift, „ist dort jedoch nicht genannt; auch schließt das Gedicht dort mit den Worten: „Eidid, eidad, eidum"". Wie uns ferner eine Zuschrift aus Österreich mitteilt, sei ein anderes der neun Gedichte: „Großer Zorn", in den „Fliegenden Blättern", Band XVI, S. 156 abgedruckt; die Überschrift laute dort „Zorn", der Wortlaut weise gegen den von uns reproduzierten Abdruck der „Deutschen Dichtung" „unwesentliche Wortverstellungen" auf; das Lied trage dort nicht Scheffels Namen, sondern sei nur „J. S." signiert; außerdem habe er es selbst illustriert. Indem wir diese Mitteilungen veröffentlichen, brauchen wir kaum beizufügen, daß sich dadurch an dem Wert und Verdienst der Publikation der „Deutschen Dichtung" nichts ändert, geschweige denn, daß sie gegen die erprobte Verläßlichkeit dieser Zeitschrift sprächen. Der Herausgeber der „Deutschen Dichtung" Karl Emil Franzos hat zweifellos auch im vorliegenden Falle alles gethan, um sich von der Ungedrucktheit der ihm von einem Gewährsmann übermittelten Gedichte zu überzeugen; nur konnte er unmöglich sämtliche Kommersbücher daraufhin durchsehen, ob sich nicht eines der dort enthaltenen anonymen Lieder mit den ihm vorliegenden Gedichten Scheffels decke, und noch weniger konnte er auf den Gedanken verfallen, die vielen alten Bände der „Flieg. Blätt." zu durchforschen, ob sich nicht dort bereits eines dieser Gedichte mit Scheffels Initialen finde. Zudem sind ja erst durch die Veröffentlichung der „Deutschen Dichtung" die beiden verschollenen Gedichte für Scheffel zurückgewonnen; seine Autorschaft an denselben steht nun erst fest. — Von Karl Emil Franzos, dem wir

die vorstehenden Zeilen zur Kenntnisnahme übersandten, erhalten wir folgende Zuschrift: „Die freundlichen Worte, die Sie den Ihnen gewordenen Mitteilungen beifügen, entheben mich der Notwendigkeit, meinerseits für mich und meine Zeitschrift einzutreten; wenn ich einige Details beifüge, so geschieht es nur, weil sie von sachlichem Interesse sind. An die „Flieg. Blätt." habe ich überhaupt nicht denken können; allerdings war gerade mir gewiß genau bekannt, daß Scheffel in seiner Jugend auch dort Gedichte veröffentlicht habe, denn er hat es mir nicht bloß selbst erzählt, sondern ich war es auch, der nach seinem Hinscheiden zuerst öffentlich davon sprach. Aber bekannt war mir auch, wie eifrig darauf hin Andere die alten Bände der Zeitschrift nach Scheffel-Funden durchsucht hatten; ich hielt die Ausbeute längst für erschöpft, und hatte wahrlich allen Grund für diese Ansicht. Bekannt war mir ferner, denn auch davon hat mir Scheffel selbst gesprochen, daß manches seiner Lieder viel gesungen wird, auch wohl in dem und jenem Kommersbuch steht, ohne daß seine Autorschaft bekannt wäre. Demgemäß fragte ich, als der geschätzte Mitarbeiter, dem meine Zeitschrift die Jugend-Gedichte von Scheffel verdankt, mir im Sommer 1900 zuerst eine Reihe derselben anbot, bei ihm an, ob er die Kommersbücher berücksichtigt habe. Er erwiderte: „Ja!" — auch die alten Bände der „Flieg. Blätt.", die er aus der Zeit, die hier in Frage komme, vollständig besitze, habe er vorsichtshalber genauestens durchgesehen. In der That hat sich diese erste, von der „Deutschen Dichtung" in Heft 1 des **XXIX.** Bandes vom 1. Oktober 1900 veröffentlichte Reihe als durchaus ungedruckt erwiesen. Auch sein freundliches Anerbieten, die neue Reihe betreffend, begleitete der Herr Mitteiler mit derselben Versicherung, die gewiß nicht leichtfertig, sondern nach bestem Wissen und Gewissen gegeben war. Er wird den betreffenden Band der „Flieg. Blätt." nur flüchtig durchblättert haben — wie leicht übersieht man ein „J. S."! — und das oben genannte Kommersbuch besaß er wohl eben nicht. Zu der Mitteilung aus Österreich bemerke ich vorsichtshalber noch, daß ich ihre Richtigkeit nicht nachprüfen konnte; der betreffende Band der „Flieg. Blätt." — er ist der von 1852 und hat also das ehrwürdige Alter von 49 Jahren! — war hier eben nicht aufzutreiben. Darum konnte ich auch nicht vergleichen, welcher Art die von dem österreichischen Herrn zitierten „unwesentlichen Wortverstellungen" sind; es wäre wünschenswert gewesen, wenn er diese Varianten mitgeteilt hätte, besonders da wir ja leider noch über Scheffels Arbeitsweise sehr ungenügend unterrichtet sind; dann wären auch Anhaltspunkte zur Beantwortung der Frage gegeben, welche Fassung die ältere ist, die der „Flieg. Blätt." oder die der „Deutschen Dichtung", welch letztere buchstabengetreu der Handschrift des Dichters entspricht. Dies gilt auch von dem Gedicht „Bummelleben"; der Zusatz „eidid, eidad, eidum" findet sich bei Scheffel selbst nicht. Das ist also ein Zusatz aus dem Mund der Sänger, vermutlich in Anpassung an die Melodie — als Füllsel — beigefügt; eine bekanntlich bei vielgesungenen Liedern sehr häufige Erscheinung, für welche die Scheffel-Texte unserer Kommersbücher auch noch andere und sehr drastische Beispiele bieten. Selbst der Text der im „Gaudeamus" enthaltenen Gedichte hat Veränderungen erfahren; am zahlreichsten aber sind dieselben bei denjenigen Liedern, die Scheffel selbst nie hat drucken lassen, die aus der Kneipzeitung seiner Couleur oder dann aus dem „Engeren", in den Studentenmund und von da weiter gewandert sind. Ich kannte schon bisher fünf solcher Gedichte; sie sind von Scheffel, denn sie lagen mir in seiner Handschrift vor, und ich weiß: sie werden corrumpiert gesungen, denn ich habe sie einst selbst so mitgesungen. Nun tritt „Bummelleben" als Nr. 6 hinzu; es war mir als Studentenlied nicht bekannt, obwohl ich zehn Semester an deutschen Hochschulen studiert und — es hieße sein Licht am unrechten Ort unter den Scheffel stellen, wenn ich dies verschweigen wollte — redlich gekneipt habe. Aber man weiß, nicht an allen Universitäten singt man dieselben Lieder . . . Was aber geht aus alledem hervor? Man kann nie lange genug studieren und kneipen und nie oft genug uralte Bände der „Flieg. Blätt." lesen: sonst thuns nur die Lustspieldichter, aber auch anderen Schriftstellern kann es nützlich sein; das habe ich nun erfahren!""

— **Asche!** Neue Gedichte von Hermann Hango. Wien, A. Hartlebens Verlag. Am Besten gelingen dem Dichter die Lieder stiller, sinniger Betrachtung der Natur, dann wohl auch des Menschenlebens; hier leistet er zwar nichts Ungewöhnliches, nichts Imponierendes, aber Hübsches, was man gerne lesen und anerkennen mag. Hingegen haben uns die Lieder, in denen leidenschaftliche Töne angeschlagen werden, weniger oder gar nicht gefallen: das kann eben Hango nicht. Also ein in bestimmte Grenzen gebanntes Talent, aber ein echtes Talent, dem wir gern wieder begegnen werden. Noch Eins: seit Hamerling den nicht eben geschmackvollen Einfall hatte, die Pointen seiner Lieder und Epen durch gesperrten Druck hervorzuheben, thun die österreichischen Dichter oft das Gleiche; auch Hango thut's gerne. Das muß er sich abgewöhnen; Gedichte mit Sperrdruck, das ist wirklich nicht hübsch, noch berechtigt, obwohl es Hamerling zu thun pflegte. Dafür leistete er ja aber auch manches Andere, was ihm die Jüngeren nicht nachthun können.

— **Urkunden und Beläge zur Günther-Forschung.** Von Gregor Constantin Wittig. Striegau, August Hoffmann. Der Verfasser hat eine sehr umfangreiche Arbeit über seinen Striegauer Landsmann, den unglücklichen Johann Christian Günther veröffentlicht, die von Litzmann und Fulda in verschiedenen Punkten als nicht zuverlässig befunden wurde. Wer da im Recht ist, wissen wir nicht, aber was wir ganz genau wissen, ist, daß Herr Wittig bei der vorliegenden Verteidigung seiner Ansichten ein ungewöhnliches Maß von Unhöflichkeit und schlechtem Geschmack entwickelt. Und es handelt sich zudem um solche Bagatellen! Fulda meint, Günther sei wohl erst im Dezember 1722 nach Jena gekommen; Wittig meint: nein, wohl schon im Oktober — genau wissen's ja beide nicht und, wer immer Recht hat, es wird nichts Wichtiges dadurch klargestellt — und nun behandelt Herr Wittig diese Frage mit einem Nachdruck, als hänge weiß Gott was davon ab. Ein anderer Fall: die Biographen streiten darüber, ob eines der vielen Mädchen, die Günthers allzu entzündliches Herz in Flammen gesetzt haben, „Magdalene Eleonore Jachmann" oder anders geheißen habe; nun hat Wittig unter den „Geistlichen Liedern" Günthers Eines entdeckt, dessen Anfangsbuchstaben diesen Namen ergeben, und teilt die Entdeckung, daß das Gedicht ein Akrostichon ist, in einer Tonart mit, als wäre er ein neuer Columbus. Zudem ist dadurch, daß Günther den Namen der Dame in ein Akrostichon geistlichen Inhalts verwoben hat, noch gar nicht bewiesen, daß sie seine Geliebte war. Kurz, Herr Wittig mag ja ein fleißiger Mann sein, aber litterar-historische Forschung sehen wir gern in etwas größerem Stil betrieben. —nz—

Neue Bücher.

Nachstehend verzeichnete Bücher sind der Redaktion zur Rezension zugekommen:

Gugitz, Gustav, Leben! Eine Wiener Geschichte. Minden i. W., J. C. C. Bruns' Verlag. o. J.

Hilm, Carl, Der Sklavenkrieg. Ein Trauerspiel in fünf Aufzügen. Wien und Leipzig, Wilhelm Braumüller. 1901.

Busse, Hans H., Der Tod des Samensuchers. München, Karl Schüler (A. Ackermann's Nachf.) o. J.

Mombert, Alfred, Der Denker. Minden i. W., J. C. C. Bruns' Verlag. 1901.

Nebelong, Edith, Miese Wichmann. Aus dem Leben einer jungen Dame unserer Zeit. Einzig autorisierte Übersetzung. Berlin, Axel Juncker. 1901.

Redigiert unter Verantwortlichkeit des Herausgebers Karl Emil Franzos in Berlin. — Nachdruck auch im Einzelnen ist untersagt und wird strafgerichtlich verfolgt. — Verlag der Concordia Deutsche Verlags-Anstalt in Berlin. — Druck von Kißling & Krüger, Berlin N.

Die Verjüngungskur.

Novelle von **Wilhelm Berger**.

(Schluß.)

Nachdruck verboten.

Wachtel ging spät zur Ruhe und schlief erst ein, als es schon dämmerte. Als er erwachte, war es neun Uhr. Er horchte, ob er nebenan im Wohnzimmer Almas Schritte höre. Nein, — alles war mäuschenstill. Eine seltsame Bangigkeit überfiel ihn; er kleidete sich hastig an und eilte hinaus. Keine Spur von Alma. Auf dem Tischchen am Fenster fehlte ihr Arbeitskörbchen, das dort seinen festen Platz hatte.

Er schellte. Der Wirbel der elektrischen Glocke klang zu ihm herauf, als ob das ganze Haus verödet wäre. Er öffnete die Thür zum Flur und lauschte hinab. Es war ihm eine Erleichterung, als er Frau Eschenbergs Tritte auf der Treppe vernahm.

„Wo ist Fräulein Schwender?" rief er hinab.

„Ja, wissen Sie denn das nicht, Herr Wachtel?" kam die Antwort. „Sie ist fort. In aller Frühe, mit Sack und Pack. Ich fand die Hausthüre offen; der Milchmann hatte Fräulein Schwender herauskommen sehen."

Also geflüchtet war das wunderliche Mädchen, — geflüchtet, um die Entscheidung nicht treffen zu müssen, vor die sie gestellt worden war!

Wachtel überlegte. Wohin konnte Alma sich gewandt haben? — doch wahrscheinlich dahin, wo jedes Mädchen in Not und Bedrängnis Zuflucht sucht — nach Hause. In ihren bairischen Bergen, in Benediktbeuren, würde sie zu finden sein.

Keinen Augenblick war Wachtel im Zweifel darüber, daß er sie zunächst dort aufzusuchen hätte. Er bedachte nicht, daß er Reconvaleszent war, — daß die Fahrt, die er unternehmen wollte, leicht über seine Kräfte gehen konnte. Allen Anstrengungen fühlte er sich gewachsen, wenn es galt, das scheue Wild einzufangen. Um die Erde wäre er auf ihrer Spur gereist.

Sofort begab er sich in sein Geschäft, nun wieder ganz Energie. Alle teilnehmenden Fragen nach seinem Befinden wies er fast unhöflich ab. Er wollte gesund sein und er war's.

Nach einigen Tagen hatte er die notwendigen Vorbereitungen für eine längere Abwesenheit getroffen. Da packte er seinen Koffer und bestieg den nächsten Schnellzug nach Süden. Keine Rast gönnte er sich unterwegs. Und endlich sah er in der Ferne die Gipfel der bairischen Alpen vor sich aufsteigen. Da war er bald am Ziele.

Und dann kam der fieberhaft ersehnte Augenblick, wo er vor dem kinderreichen Häuschen des Stellmachers Schwender stand und mit den Augen die Fensterchen absuchte, ob nicht hinter den Scheiben Almas liebes Gesicht sich blicken ließe. Doch damit hatte er kein Glück. Er mußte sich bequemen, die Holzstiege zu erklimmen, um drinnen Nachfrage zu halten.

Ein jüngeres Ebenbild Almas trat ihm entgegen und fragte keck nach seinem Begehr.

Ob die Alma zu Hause sei?

Die Kleine schüttelte verwundert den Kopf. Die Alma — ach nein! Die sei schon seit Jahren in der Fremde, bald hier, bald dort. Wo sie jetzt sich aufhalte, könne sie nicht mal sagen. Aber die Mutter — die würde es wohl wissen.

Frau Schwender kam. Sie erriet zwar sehr rasch, daß ein Freier um ihre älteste Tochter vor ihr stand, und sie hätte ihm von Herzen gern den Weg zu ihr gewiesen; aber Almas letzter Brief war mehrere Monate alt, und da konnte sie ihm mit dem besten Willen nicht helfen.

Was nun?

Alma würde bald von ihrer neuen Stelle aus schreiben, meinte Frau Schwender. Das sei so ihre Art. Der Herr möge sichs nur eine Weile im Orte gefallen lassen.

Und dem armen Nikolaus Wachtel blieb in der That nichts anderes übrig. Er hatte in der „Grünen Tanne" ein ländliches Wirtshaus alten Schlages gefunden, worin Frau und Mägde die Bedienung besorgten. Dort gefiel es ihm recht wohl. Er richtete sich im grünen Zimmer, dem

besten im ersten Stock, ein, und ruhte sich von seinen Reisestrapazen aus.

Die Wirtsleute, die bald durch Frau Schwender erfuhren, weshalb ihr Gast in Benediktbeuren verweilte, nahmen ungeniert Anteil an seinen Privatangelegenheiten. Namentlich die Wirtin. Sie setzte sich häufig zu ihm und unterhielt ihn von Alma, die ihr unter den Augen groß geworden war. Und er wies sie nicht hochmütig zurück, sondern pumpte alles aus ihr heraus, was sie von der Stellmacherfamilie wußte, aus der er seine Frau nehmen wollte. Und das war nur günstiges. Die Schwenders waren ein alteingesessenes Geschlecht und immer tüchtige Leute gewesen. Und die Alma — das sei ein Blitzmädel, sagte die Wirtin. Die konnte längst im Ort im eigenen Hause sitzen, wenn sie nicht den Drang gehabt hätte, sich draußen umzuthun.

Täglich pilgerte Wachtel ein paarmal zu den Schwenders hinüber und wurde rasch gut Freund mit der ganzen Familie. Besonders schloß er die zehnjährige Rosa in sein Herz. Genau so hätte Alma in demselben Alter ausgesehen, versicherte Mutter Schwender. Wachtel zweifelte nicht daran. Und so eigen wie ihre älteste Schwester war sie auch schon.

Zehn Tage hatte Wachtel in Hangen und Bangen in Benediktbeuren zugebracht, als endlich eines Morgens Rosa außer Atem angelaufen kam. Sie brachte eine Postkarte, die soeben aus München von Alma eingelaufen war.

Es stand herzlich wenig darauf. „Ich bin wieder in Eurer Nähe und werde mal schauen, wie's Euch geht, sobald ich ein paar Tage abkommen kann." So lautete im Wesentlichen der Inhalt. Aber Alma gab ihre Adresse an, und das war die Hauptsache.

Wenn jedoch Frau Schwender nun meinte, der Herr Wachtel würde Hals über Kopf nach München reisen, so irrte sie sich gewaltig. Wachtel kannte jetzt Alma zur Genüge. Er wußte, daß ihm eine Überrumpelung nichts helfen würde. Im Namen der Eltern telegraphierte er an Alma: „Herr Wachtel wartet hier seit zehn Tagen auf Dich. Was soll er thun?"

Nachdem das Telegraphenamt diese Depesche in Empfang genommen hatte, irrte Wachtel ruhelos umher. Alle halbe Stunde fragte er bei Schwenders nach, ob die Entscheidung noch nicht eingetroffen sei. Aber kein Telegraphenbote ließ sich dort blicken. Das Amt wurde für die Nacht geschlossen, ohne daß Wachtel erfahren hätte, was in München über sein Schicksal verfügt worden war.

Die guten Seelen in der „Grünen Tanne", die durch Frau Schwender von der schwebenden Verhandlung Kenntnis erhalten hatten, bemühten sich auf ihre Weise, dem nervösen Gaste die Zeit angenehm zu vertreiben. Zum Abendimbiß tischte ihm die Wirtin ein Stück von einem saftigen Rehrücken auf, der drei Tage in saurer Sahne gelegen hatte. Sie mußte jedoch erleben, daß diese Delikatesse verschmäht wurde. Und nicht besser erging es dem Wirt, als er eine Flasche Bocksbeutel herausschleppte und Wachtel daraus zutrank. Mit solchen Dingen war an diesem Abende kein Eindruck auf ihn zu machen.

Man mußte ihn wohl oder übel sich selbst überlassen. Und endlich blieb ihm nichts anderes übrig, als mit seiner Stearinkerze sich in das grüne Zimmer zu begeben und sich ins Bett zu legen.

Es wurde eine Nacht für ihn wie jene andere, die mit Almas Flucht geendet hatte. Eher noch schlimmer. Damals war Hoffnung für ihn; jetzt aber, bei Almas Stillschweigen, wollte ihm nicht ein einziges Luftschloß gelingen.

Am nächsten Morgen war es zehn Uhr vorüber, als er aufwachte. Längst schon hatte die Sonne mit dem Nebel aufgeräumt, der ihren Strahlen den Weg zur Erde verlegte. Nun schien sie hell auf die bunten Rollvorhänge des grünen Zimmers, so hell, daß den Langschläfer die Augen schmerzten, als er sie aufschlug. Daran merkte er sofort, daß es hohe Zeit für ihn war, sich einmal wieder um das Thun und Treiben des Telegraphenamts zu Benediktbeuren zu bekümmern.

Von Rechts wegen hätte Nikolaus Wachtel nun die Ungewißheit seines Schicksals als schweren Druck auf der Seele empfinden müssen. Dies war jedoch durchaus nicht der Fall; vielmehr war ihm über Nacht eine Heiterkeit des Gemüts beschert worden, für die nicht der geringste Grund vorlag und deren er sich fast schämte.

Als er die knarrende Treppe hinabstieg, rief ihm die Wirtin aus der Küche zu: „Die Rosa war schon zweimal da, Herr Wachtel!"

„Was hat sie denn für mich bestellt?"

„Sie möchten herüberkommen, sobald Sie mit Schlafen fertig wären."

Wachtel verspürte einen gewaltigen Hunger, und es schien ihm bedenklich, sich in die Abenteuer dieses Tages gänzlich nüchtern hinein-

stürzen. Er bestellte ein nahrhaftes Frühstück, s rasch herzustellen wäre. Und nach knappen hn Minuten saß er in der leeren Gaststube vor nem Eierkuchen, der für ein Paar ausgehungerte ilderer genügt haben würde. Dazu hatte er h, des gestrigen Abends gedenkend, eine Flasche ocksbeutel auftragen lassen, anstatt des landes- lichen dünnen Kaffees, der in der „Grünen anne“ gebraut wurde.

Als er mitten im Schlemmen war, that sich e Thüre auf und herein trat Alma, genau so, ie sie ihm bei Frau Eschenberg zu erscheinen flegte, wenn sie von einem Ausgange zurück- hrte.

Lachend blieb sie stehen und sagte: „Na, ich ätt' mir's denke könne, wie Sie sich die Zeit ertreibe!“

Wachtel war aufgesprungen: „Alma! Wo ommen Sie denn her?“

„Ist das ein' komische Frag'!“ erwiderte lma. „Von München bin ich g'komme mit em Nachtzug. Das Telegramm hat mich auf- g'scheucht. Ich konnt' Sie doch nit allein hier itze lasse — in dem Nest!“

Sie war näher getreten, und streckte ihm nun beide Hände entgegen.

Wachtel wußte sich diese plötzliche Wendung der Dinge nicht gleich zu deuten. Zwar nahm er Almas Hände, doch nur mit einem zaghaften Griff, als ob er der Sache noch nicht recht traute.

„Versteh' ich recht, Alma?“ fragte er mit stockender Stimme. „Sie wollten — Du wolltest —“

Alma unterbrach ihn: „Meinst Du närr'scher Mensch vielleicht, ich wär' blos g'komme, um Dir gute Morge zu sage, und mich dann wieder auf die Rappelbahn zu setze, wo mir's immer schlecht wird? — Du lieber Himmel, was hab' ich ausg'stande, als ich Dir fortg'laufe bin und in einer Tour nach Münche g'fahren, in Angst, Du wärst hinter mir her und thätst mich erwische! Da wär' ich g'liefert g'wese, das wußt ich. Und ich wollt' nit zu Kreuz krieche vor Dir — lieber ich weiß nit was. Als aber gestern Nachmittag die Depesch' kam, da war's zu End' mit mei'm Trotz und ich hab' mir gleich g'sagt: nun fährst hin nach Benediktbeuren mit dem ersten Zug, der abg'lasse wird, und wenn auch zehntausend Teufel am Weg sitze thäte. Und da bin ich halt, und nun kannst mit mir anfange, was Du willst.“

Über Nikolaus Wachtel kam es wie ein jäher Freudenrausch; er zog Alma an sich, schwenkte sie rund, und tanzte mit ihr um den gedeckten Tisch. Und dann, als sie sich lachend von ihm losmachte und auf einen Stuhl sank, nahm er ihren Kopf zwischen die Hände und küßte sie auf Stirne, Augen, Wangen und Mund . . .

„O du Schlimmer!“ rief Alma. „Denkst denn gar nit dran, daß ich die ganze Nacht nit g'schlafe hab' und todmüd' bin?“

„Davon merk' ich nichts,“ sagte Wachtel. „Aber hungrig wirst Du sein.“

„Rechtschaffen, sag' ich Dir. Zu Haus hab'n se nix g'than, als mir mit Fragen zug'setzt. Und da bin ich ins Schwatze g'komme und hab' ein'n Besuch in der Speisekammer zu mache vergesse.“

Einige Minuten später saßen die Beiden fröhlich schmausend beisammen. Und als sie gesättigt waren, begannen sie zu überlegen, wie es nun weiter werden sollte.

„Das ist ganz einfach“, meinte Wachtel. „Ich bleibe hier und leite gleich alles ein, damit wir nach Gesetz und Brauch verbunden werden können. Und wenn wir den Hochzeitsschmaus hier in der Grünen Tanne überstanden haben, dann nehmen wir den nächsten Weg nach Italien und bleiben dort bis die Apfelsinen reif sind . . .“

„Und wo wolle wir denn hernach wohne?“ fragte Alma neugierig.

„Ich denke, in München, wenn Dir's recht ist.“

„Mir is alles recht. Ich hab's Nachdenken jetzt aufgebe. Das ist Dein' Sach'. Gelt, Du hast nix dagege?“

Wachtel hatte nur einen Kuß als Antwort.

Der Frau Schwender war inzwischen die Zeit lang geworden. Vergebens wartete sie auf den triumphierenden Einzug Almas mit ihrem Bräutigam in das elterliche Haus. Und endlich zog sie mit sämtlichen kleinen Schwenders aus zur „Grünen Tanne“, um zu erkunden, was aus ihrer ältesten Tochter geworden sei. Bald darauf brach die Schar in die Gaststube ein und bereitete dem ersten glückseligen Beisammensein der Brautleute ein jähes Ende.

Bruder Lüderlich.

Du bist ein Bruder Lüderlich
Und willst zu nichts Dich schicken! —
„So lang die Tugend brüstet sich,
Muß in das Glas ich blicken.“

Und in der Liebe vollends bist
Du gänzlich ohn' Gewissen! —
„So lang der Mond die Wolken küßt,
Muß ich die Mädchen küssen.“ —

Du bist und bleibst ein Springinsfeld,
Zu früh' entfloh'n der Ruten! —
„So lang im Argen liegt die Welt,
Wie läg' ich da im Guten?“ —

Th. Vulpinus.

Ständchen.

Hörst Du nicht meiner Geige sehnsuchtstollen
Aufschrei der nachtgebor'nen Melodieen?
Ich will mit Liedern wie mit wundervollen
Blumenguirlanden Deine Stirn umziehen.

Du meine Welt! Du mein geheimes Wissen!
Was ist mir der Erkenntnis Sternen-Klarheit?
In Nachtviolen, Rosen und Narzissen,
In meinem Traum von Dir ist meine Wahrheit!

Paul Wertheimer.

Dichten.

„Ganz hübsch! — Nicht übel! — Recht formgewandt!“
So geht Dein Versbuch von Hand zu Hand.

Versteht sich, daß auch der Tadel nicht fehlt:
Der eine hat eifrig die Füße gezählt
Und glaubt die Rechnung nicht richtig zu finden,
Der kann ein freies Wort nicht verwinden.
Dem einen war es nicht recht betitelt,
Der andre hat wieder den Schluß bekrittelt;
Kurz jeder hat seine Meinung gesagt.
Nach einem aber hat niemand gefragt:
Wie solch ein Büchlein denn wohl entsteht? —

Traumseliger Thor, du armer Poet!
Wie manche lange, schlaflose Nacht
Hast Du in heißen Kämpfen durchwacht!
Wie viele Thränen sind nicht geflossen,
Eh' sich Dein Leid in Worte ergossen! —

Ein wehes Klagen, ein bittrer Verzicht —
Das giebt dann ein Lied, so entsteht ein Gedicht.

Jenny von Reuß.

Das Blatt.

Sternlein am Himmelszelt
Und tiefe Ruh' im Raume:
Es bebt ein Blatt am Baume,
Es löst sich, flattert, fällt.

Der Nachtwind trägt es fort,
Das Irre, Ruhelose,
Zur jungfräulichen Rose
Am stillen Hügel dort.

In ihren Schoß hinein
Sinkt es mit leisem Beben:
Sie schließt sein welkes Leben
Still in ihr Blühen ein.

Charlotte Rahter.

Morgenpartie.

Durch des Morgens schimmernde Pracht
Trägt mich mein Rad mit Windesschnelle.
Kaum in den Wäldern barg sich die Nacht.
Über den Wipfeln ist aufgewacht
Erster Frühe rosige Helle.

Felder und Wiesen demantenbetaut.
Silbern verdampft der Nebel im Grunde.
Nur des Bächleins plätschernder Laut
Mir sein flüsterndes Märlein vertraut —
Friedlich träumt noch die weiteste Runde.

Voller durchrauscht's nun den Tannenwald.
Tausend Vöglein heben die Schwingen.
Sonntagsgeläut von den Dörfern hallt
Und mein fröhliches Klingeln schallt —
In mir und um mich ein Jauchzen, ein Singen!

Alexander Pache.

Sonnabend.

Lieb Ännchen, morgen Sonntag ist —
Schnell Kind, erhebe Dich;
Dein Vater stand um vier Uhr auf
Und sorgt für Dich und mich.

Die Teller, die er formt, die rühmt
Beim Mahl der feine Mann;
John hat Geschmack, drum liebt er's nett,
Wenn's auch nicht fein sein kann.

Erst klopfe ich den Teppich aus,
Du scheure blank den Flur,
Und häng' sein altes Wetterglas
Am Schrank auf bei der Uhr.

Dann putze flink das Gitter, Kind,
Ich stopf' den Sofa-Arm;
Schon weht der Herbstwind feucht und kalt,
Und John, der liebt es warm.

Und bring' den weißen Vorhang an,
Den mit der roten Schnur —
Leicht zieht man auf und nieder ihn,
Denn so liebt John es nur.

Und wisch' das Tischchen ab, mein Kind,
Und Bücher such' heraus —
John liest so gern, und, wenn er liest,
Wie'n König sieht er aus!

Und füll' die Glasharmonika
Mit Wasser, frisch und rein;
Denn morgen, wenn er singt und spielt,
Lauscht draußen Groß und Klein.

Und wirf aus allen Vasen nur
Die welken Blumen fort,
Ein Winterröschen findet er
An stillem Gartenort.

Und Flechten bringt er aus dem Wald
Und aus dem Waldgrund Moos,
Und vom geschützten Stoppelfeld
Die lila Herbstzeitlos'.

Aus dem Englischen des **Ebenezer Elliot** von **Max Kiesewetter.**

Morgenfahrt.

Der Morgen dämmert erntefroh,
Rings steht die Flur in Garben.
Fern überm Tannenwald entfloh
Die Nacht mit dunklen Farben.
Wie Träume hängt's um Halm und Strauch,
Noch schlafen all die andern;
Ich weiß ein leuchtend braunes Aug',
Das hat mich heißen wandern.

Halt mich nicht auf, du lieber Weg,
Und laß mich rüstig schreiten,
Spann' übern Bach den sichren Steg
Und lock' mich nicht zur Seiten!
Am Raine blüh'n der rote Mohn
Und Blümlein, gelbe und blaue.
Die will ich pflücken als Liebeslohn
Für meine herzliebste Fraue.

Die Sonne strahlt so warm und klar
Auf Felder, schwer von Segen.
Vom Dorfe kommt die Schnitterschar
Hell singend mir entgegen.
Juchhei, Juchhei, du junger Tag,
Der über eine Stunde
Auch mir die Ernte bringen mag,
Den Kuß vom liebsten Munde!

Julius Koch.

Vom Fenster.

Vom Fenster in die Ferne
Starr ich hinauf, hinaus.
Es stehen dieselben Sterne
Über Deinem und meinem Haus.

Das Wasser spielt an den Weiden,
Im Mondglanz träumt die Nacht.
Die Berge, die uns scheiden,
Schlafen in linder Pracht.

Mir ist, du müßtest blicken
Zur gleichen Stund' in die Höh'
Und mir herüberschicken
Treue und Lust und Weh'.

Hermann Mayerhofer.

Spruch.

Vom Berg, den Du mit Not bezwungen,
Ist leicht ins Thal hinabgesprungen;
Doch werden Deine schlaffen Glieder
Dich tragen auch zur Höhe wieder?

Ewald Silvester.

Allerlei Fahrten.

Reisebilder von **Karl Emil Franzos.**

I.

Von einer verschollenen Fürstenstadt.

(Fortsetzung und Schluß.)

Von den Kirchen der Stadt habe ich nur St. Trinitatis von innen gesehen, aber der Bau (von 1591) lohnt nur äußerlich den Blick, auch dies nicht allzu sehr. Das Gleiche gilt von der Nikolaikirche, die ein Jahrhundert älter ist; hier aber wäre mir das Innere interessanter gewesen; der Altar ist mit einem schönen Bild aus Dürers Werkstatt geschmückt. Sonderbar genug war auch hier nur der Turm zugänglich, auch hier stellte man mir „die schönste Landschaft" in Aussicht; auch hier wurde mir der frühere Herr Kreisdirektor als Beispiel vorgehalten; das scheint ja ein sehr rüstiger Beamter von weitem Horizont gewesen zu sein. Aber wenn auch eine Vogelschau immer hübsch ist, so widersteht doch ein erfahrener und wohlbeleibter Mann im Hochsommer leicht der Versuchung, zumal ein solcher Blick nur in einer größeren Stadt zum Verständnis des Stadtbilds unentbehrlich ist. So flüchtete ich lieber in die kühlen Kreuzgänge des alten Barfüßer Klosters, wo jetzt das „Franciseum", das Gymnasium der Stadt, untergebracht ist, und schwelgte dort nicht bloß in Kühle und architektonischen Freuden — die Kreuzgänge sind wirklich trefflich erhalten —, sondern auch in Jugenderinnerungen: in einer solcher Klosterschule habe ich meine ersten Schülerjahre verbracht. Oh, was waren meine Patres Dominikaner für gestrenge Herren, und auf welchem Umweg suchten sie unsere Geistes- und Herzensbildung zu fördern, denn der Körperteil, auf den sie am emsigsten einwirkten, liegt von Herz und Hirn ziemlich weit ab. Und dennoch, wie ich so durch die ewig dämmerigen Gänge schritt und in die Klassenzimmer guckte — genau solche hatten wir auch — schien mir diese Zeit die schönste meines Lebens. Es ist doch gut für uns beladene Menschenkinder eingerichtet, daß unserem Gemüt im Rückblick auf die Vergangenheit alle Schatten erbleichen und nur das Sonnige bleibt.

Aber dies tröstliche Gesetz der Menschennatur gilt nicht bloß von der eigenen Vergangenheit, und gewiß steckt darin mit ein Stück des Zaubers, den alte Städte üben. Aber nicht darin allein; wenigstens hier nicht. Man soll große Namen nicht eitel nennen; Nürnberg ist an Kunstschätzen und, soweit das Alte noch vorhanden ist, auch im Straßenbild einzig; Rothenburg wirkt wie ein schöner Traum aus den Tagen der Renaissance, aber auch das verschollene, von niemand besuchte Zerbst bietet in seiner Art Unvergeßliches: das wohl erhaltene, fast durchaus einheitliche Gesamtbild einer Stadt aus einer allerdings weit dürftigeren Zeit, etwa der zwischen dem Beginn des dreißigjährigen und dem des siebenjährigen Krieges, aber eben ein Gesamtbild, wie ich wenigstens es noch nirgendwo gesehen habe. Von mancher Zerbster Sehenswürdigkeit habe ich schon erzählt, die größte bleibt doch die Stadt selbst. Schon ein Rundgang um die innere Seite der lückenlos erhaltenen Stadtmauer bringt Bilder von malerischem und noch mehr von kulturhistorischem Reiz; zur einen Hand immer die graue, gewaltige, mit Pfeilern und turmartigen Anbauten besetzte, von Schießscharten unterbrochene Mauer, zur andern Hand freilich hier, am Rande des Weichbilds, nur kleine, dürftige Häuser, aber wenige jünger als 200—300 Jahre, manches auch nur noch ein mühselig gepflegter, durch ein neues Stelzbein auf den Füßen erhaltener Invalide, manche wieder, als wären sie vor zehn Jahren erbaut. Dieser Reiz aber wächst, wenn man den Straßenzügen folgt, die im Innern von einem Thor zum andern oder zum Marktplatz führen — ich nenne nur die „Heide", die „Alte Brücke", die „Breite Straße", die „Kirchgasse", obenan aber steht natürlich als Prachtstück der „Markt", — und sich in das Gewirre der Gäßchen dazwischen verliert, wie in der Gegend des „Klosterhofs" oder der „Jüdenstraße". Schon das geruhige Leben und Treiben der Menschen lenkt von der Gegenwart ab: ein Blick in die Werkstätten mit offenstehenden Thüren, wo Meister, Gesell und Lehrling behaglich schaffen, der Meister seine Kanne Bitterbier neben sich, der Gesell sein Kännchen, während der Lehrling, um bei der Hitze auch seine Erfrischung zu haben, bald von dem einen, bald von dem andern bei den Ohren erwischt wird; — oder ein Lugen in die Wohnstuben, wo Urväterhaus-

rat steht: riesige Schränke, breite behagliche Kommoden, die wie freundliche dicke Tanten anmuten, und Kanapees mit unmöglich hoher und steifer Rückenlehne. Sind aber die Fenster verhangen, so sind sie's mit Filetgardinen; wirklichen, wahrhaftigen, mit der Hand gearbeiteten Filetgardinen: die scheinen jetzt in Zerbst das Modernste; wenn nicht der Leser, so wird doch die Leserin durch dieses einzige Detail daran erinnert sein, wo wir sind. Wo? In einer hübschen friedlichen, freundlichen Mittelstadt um das Jahr des Heils — sagen wir — 1683, als der schlimme Türke die Kaiserstadt Wien berannte, und zwar wohlgemerkt in einer deutschen, echt deutschen Stadt. Und dagegen spricht doch wahrlich auch die Zahl der vielen kleinen Wirtschaften nicht, richtiger die Unzahl, über die noch ein Wort zu sagen sein wird.... Aber am meisten reißt doch das Straßenbild, die Bauart der Häuser den Wanderer aus dieser lärmvollen Zeit um zwei Jahrhunderte zurück. Große, monumentale Bauten aus den Tagen der Renaissance und des Zopfstils kann man ja oft genug sehen, sogar gewiß größere und schönere als hier, aber wie damals die Bürgerhäuser aussahen, wie eine Straße, und wie eine Stadt, das lehrt uns Zerbst, wie sehr wenige Orte in Deutschland. Da findet sich noch ab und zu, etwa ähnlich wie in den alten Ostseestädten, ein Ziegel- oder Fachwerkbau, der als Typus der Gotik in ihrer eigentümlichen Ausbildung für norddeutsche Profanbauten gelten kann, dann aus den Tagen der Renaissance ganze Zeilen von Giebelhäusern; viele mit hohem, den Dachfirst weit überragendem Giebel, einige mit polychromem, leider zumeist verblaßtem Schmuck; endlich Fachwerk, das mit jeder Etage mehr vorneigt oder zurückfliegt. Kurz, man kann mehrere Minuten lang dahinwandeln, ohne aus der Täuschung gerissen zu sein, man sei in Nürnberg oder Rothenburg, bis sich Häuser dazwischen schieben, wie man sie dort nicht findet: Barockbauten, meist hübsch und stattlich, Spuren höfischen Glanzes, kleine Palais, die dem Adel oder einem hohen Ministerio als Wohnstätte dienten, soweit die Herrschaften nicht, wie die Damen an der „Schloßfreiheit“, durch ihr Hofamt an die nächste Nachbarschaft des Schlosses gebunden waren. Namentlich nachdem die Sonne gesunken war, als alle Fenster sich öffneten, die Bürger vor ihre Häuser traten und mit einander plauderten, ward mir wieder zu Mut, wie einige Stunden zuvor im Schloßpark. Ich horchte absichtlich nicht auf, als ein dicker Mann ärgerlich eine Standrede hielt und andere wieder sich freuten; so konnte ich glauben, der Dicke eifere gegen den türkischen Erbfeind und die anderen jubelten über die Entsetzung Wiens durch den tapferen Sobieski. Der Ärger wird wohl den Agrariern gegolten haben und die Freude dem morgigen Vogelschießen, aber gleichviel, wer hier nicht wenigstens auf Minuten sein XX. Jahrhundert ganz los würde, müßte ein Mensch ohne Phantasie und Stimmungsfähigkeit sein....

Und die vielen Kneipen, sagt ich schon, stimmen zum Stadtbild. Die alten Deutschen tranken immer noch eins; auch daran halten die Zerbster treulich fest — alle Wetter, was müssen die für einen Durst haben! Das wimmelt nur so von Bier- und Weinstuben, von Herbergen und Gasthöfen: jedes fünfzehnte Haus ist ein Wirtshaus; das hab ich all meine Tage noch nicht gesehen. Ja, jedes fünfzehnte! — das Adreßbuch verzeichnet 44 Gasthöfe, 18 Wein- und 90 Bierwirtschaften (in vielen wird wohl auch edler Branntewein zu finden sein); in Summa also 152 Troststätten für durstige Kehlen — und nicht ganz 2000 Häuser giebt es. Wie könnten diese 152 Wirte leben, wenn nicht der alte Herrgott den Zerbstern, die er liebt, zu allem anderen auch einen besonders schönen Durst beschert hätte! Rechnen wir von den 18000 Seelen 1000 Soldaten, die wenig aus ihren Kantinen herauskommen, ab, veranschlagen wir von den restlichen 17000 dann die Frauen nur mit der Hälfte — die kneipen doch nur ausnahmsweise mit! — und subtrahieren wir von den nun verbleibenden 8500 Mannsleuten nur 3500 als solche, die noch nicht oder nicht mehr ins Wirtshaus gehen können, so entfallen also auf jeden Wirt bestenfalls 37 Zecher; die müssen dann natürlich durch Eifer ersetzen, was an der Zahl fehlt. Aber 37 — das wäre für viele Wirte noch eine herrliche Ziffer. In Wahrheit haben die einen sehr viele und die anderen fast keine Gäste; der schöne Rephunsche Garten vor dem Thor z. B. sieht an Konzerttagen, wie mir ein Kellner stolz erzählte, viele hunderte von Gästen; ob der Musik, ob des Bieres, ob des Gemeinsinns wegen, weiß ich nicht. Denn mit dieser Wirtschaft hat es eine besondere Bewandtnis, die schwerlich irgendwo ihres Gleichen findet; was es so alles auf diesem kuriosen Planeten giebt! Ein Wohlthäter der Stadt, der verstorbene Kammerherr von Rephun, hat ihr das schöne Anwesen mit der Bestimmung vermacht, daß der Pachtzins kapitalisiert und dann, sobald der nötige Betrag erreicht ist, zum Bau eines neuen Kranken-, eines Pfründenhauses u. s. w. verwendet werden soll — und je stärker der Konsum, um so höher die Pachtsumme. „Omne tulit punctum, qui miscuit utile dulci!“ — die Zerbster dürfen das wahrlich von sich sagen! Anderswo muß die Kommune die Steuerschraube anziehen, daß den Bürgern die Schwarten krachen — und diese glücklichen Leute saufen sich in aller Gemütlichkeit die großartigsten Wohlthätigkeitsanstalten zusammen. Ich bin über-

zeugt, bei diesem Durste wird Zerbst in zehn Jahren eine Musterstätte der Philantropie sein. Sobald dies erreicht ist, denken sie wohl auch an die kleinen Wirte mit wenig Gästen; bis dahin müssen sich diese Leute aus eigener Kraft helfen und das thun sie auch. Soll bei geringem Einspruch das Bier süffig bleiben, so muß der Wirt es trinken; und das geschieht. Weiß der Himmel, ich bin doch von meinem heimatlichen Halb-Asien her schöne, lebhaft kolorierte, stattlich entwickelte Trinkernasen gewöhnt, aber solche Prachtexemplare, wie an zwei Zerbster Bierwirten habe ich noch nie vorher anstaunen dürfen. Betrunken aber waren die Leute nicht. Ich habe in diesen zwei Tagen nur einen einzigen Betrunkenen gesehen; er johlte just vor dem Rathaus, an dem doch der Spruch von 1541 geschrieben steht: „Wer hierrein nicht will, der halt' sich ehrlich und still." Nun, er kam auch „hierrein". Aber wie rücksichtsvoll die beiden Schutzmänner ihn faßten, ordentlich höflich! Alle 13 Schutzmänner von Zerbst sind höflich. Sind keine Schutzmannsposten in Berlin frei?

Was mich betrifft, so habe ich, um bei dem feuchten Kapitel zu bleiben, von wegen Brägenwurst und Bitterbier Schulzen gegenüber der Nikolaikirche in Nahrung gesetzt. Nicht ohne Bangen betrat ich das Lokal, das mir ja schon mein Gönner in Güterglück empfohlen hatte. Aber ich bin in wichtigen Dingen sehr vorsichtig, und darum fragte ich vor St. Nikolai einen Mann, der von ungefähr des Wegs daher kam und mir durch seine Nase den Eindruck eines Sachverständigen machte, wo das beste Bitterbier geschenkt werde. „Gut ist's überall", erwiderte der Mann, ein Handwerker. „Aber ... was sind Sie denn?!" Ich sah ihn sehr verblüfft an; auch der Schlächtermeister hatte ja aus diesem Anlaß zunächst nach meinem Stande gefragt! „Warum?" — „Weil wir hier", erwiderte dieser, immerhin schon gebildete Mann, und ich bürge dafür, daß seine Worte so lauteten, „Ordnung halten, dafür sind wir berühmt. Die Kaufleute gehen dorthin, die Krämer dorthin, die Schüler dorthin, die Handwerksmeister dorthin, die Gärtner dorthin (er benannte jedesmal das Lokal und wies nach der Himmelsrichtung, wo es lag), und die Richter und Ärzte gehen zu Schulzen." — „Wohin gehen denn die Zeitungsschreiber?" fragte ich. — „Wir haben hier", erwiderte er, „zwei Zeitungen, die „Zerbster Extrapost" ist amtlich, die „Zerbster Zeitung" ist unabhängig. Ich weiß nicht, wo die Herren kneipen, aber — das kann ich Ihnen sagen — in demselben Lokal gewiß nicht." — „Ich bin selbst von diesem Fach", sagte ich. „Was raten Sie mir?" — Er zuckte die Achseln. „Riskieren Sie's bei Schulzen!" Ernst schritt er von dannen; ich sah ihm lange nach ... Dann riskierte ich's; man hat mich nicht nach dem Stand gefragt. Mein Urteil über die beiden berühmten Zerbster Erzeugnisse aber fasse ich wohlerwogen wie folgt zusammen: Brägenwurst ist gut; Bitterbier ist sehr gut. Brägenwurst will ich gern essen, wenn ich wieder einmal nach Zerbst komme, aber Bitterbier möchte ich auch in Berlin trinken. Ein starkes, nahrhaftes, würziges Bier.

So gestärkt, machte ich einen Spaziergang um die Außenseite der Stadtmauer. Der Stadtgraben ist zum Teil zugeschüttet, ebenso die Wälle teilweise nivelliert. So ist der Raum für stattliche Gärten und Gartenanlagen gewonnen worden. Der Blick geht hier ins Grüne, dort auf die düstere Mauer mit den ragenden Zinnen. Es ist ein sehr hübscher Spaziergang.

Mitten in diesen Anlagen liegt die „Vogelwiese". Das heutige Fest warf dort natürlich schon am Morgen seine Schatten voraus; einige Buden mit Lebkuchen und viele mit Bier und Wurst, eine „dickste und schönste Dame der Welt", Kraftmesser, Schnellphotographie usw. Aber es war noch nichts fertig, nur die „schönste Dame" ausgenommen, die es bereits ganz war. Ein wildbärtiger Herr mit märchenhaftem Schmerbauch, den ich anfangs für ihren Konkurrenz-Riesen hielt, entpuppte sich als Festordner. „Unsere Schützengilde", sagte er mir stolz, „ist mehr als 500 Jahre alt, und zur Königskette haben sogar russische Zaren beigesteuert, aber wir gehen trotzdem mit der Zeit ... Lesen Sie!" Er reichte mir die heutige „Zerbster Zeitung" mit dem Abschiedsgedicht des abtretenden Schützenkönigs. Einen ungestümen Fortschritt schien es mir nicht zu beweisen; so schlechte Verse hat man schon vor hundert Jahren gemacht, und die durch Sperrdruck hervorgehobenen Zeilen: „Zum neuen Jahrhundert im neuen Zug — die Königs**fahrt** war mir beschieden!" waren mir sogar nicht verständlich, obwohl „fahrt" noch obendrein fett gedruckt war. „Aber da steckt's ja eben!" erwiderte der Zerbster auf meine Frage, „durch 500 Jahre ging der neue König vom Schützenhaus zur „Deutschen Schenke", seit 1900 fährt er per Droschke im Zuge; ist das kein Fortschritt?!" — „Gewiß", gab ich zu, „besonders, wenn er dick ist." — „Er ist dick!" bestätigte er mit Würde. Sollte mir da am Ende gar das Glück beschieden gewesen sein ...?!

Auch zum Friedhof bin ich auf dieser Wanderung um die Stadt gekommen; er ist nicht „der schönste in Deutschland", wie gestern mein wackerer Meister in Zerbstischer Geschichte und Topographie meinte, aber allerdings auch sehr hübsch, ein rechter „Todtengarten", mit seinen Alleen und Bosketts, Hecken und Grasplätzen, dem Rondell und Wasserbassin einem Park der Zopfzeit ähnlicher, als einem Friedhof. Und das ist erfreulich; den Toten ist's auch in einer Sandwüste wohl, in der sich Kreuz an Kreuz drängt, aber für die Lebenden ist's so tröstlicher. Natürlich ist's nicht der älteste Friedhof der Stadt; die lagen gewiß, wie überall, zuerst um

die Kirchen, oder doch noch innerhalb der Stadtmauer. Wann dieser hier angelegt ist, konnte ich nicht erfahren; die hübsche blonde Gärtnerstochter, welche die Blumenbeete begoß und leise dazu sang, sagte mir auf meine Frage: „Fünfzig Jahre!“ Aber so einem Guckindiewelt kann selbst ein Friedhof nicht jung genug sein: er ist gewiß mehr als doppelt so alt. Ich bin lange die stillen schattigen Pfade gegangen, und habe die Inschriften gelesen; der Mitteilung wert scheint mir nichts darunter. Eines aber verdient Erwähnung, weil es sich zwar nicht hier allein, aber selten findet; große Steintafeln, deren Inschriften keinem einzelnen Toten gelten, sondern dieser ganzen Friedensstätte. Sie atmen den Geist des Rationalismus. Einige habe ich mir notiert: „Tod ist nicht Tod, ist nur Verwandlung sterblicher Natur.“ — „Die Vernunft giebt Hoffnung, die Religion giebt Gewißheit.“ Endlich, was mich zumeist erfreut hat, Schillers Vers: „Im Herzen kündet es laut sich an: — Zu was besserem sind wir geboren, — Und was die innere Stimme spricht — das täuscht die hoffende Seele nicht.“ Ich glaube nicht, daß dieser Vers heute zu gleichem Zweck, nicht als einzelnes Epitaph, sondern gewissermaßen als Bekenntnis der Gemeinde gewählt werden könnte, glaube es von keiner Konfession. Ach, wie herrlich sind wir seit hundert Jahren vorwärts gekommen!

Zum Schluß berichte ich von der einzigen Unterredung, die ich in Zerbst mit einem gebildeten Manne hatte. Er war, glaube ich, Beamter, ich setzte mich auf dieselbe Bank der Anlagen, wo er saß, und begann Zerbst zu rühmen; die Regierung aber thue wohl nicht genug für die Stadt. „Was soll sie noch mehr thun?!“ erwiderte er mit überlegenem Lächeln. „Sie hat die Bahn gebaut, eine Garnison hierhergelegt, ebenso das Haus-, Hof- und Staatsarchiv.“ — Das hatte ich nicht gewußt und fragte als Autographenhamster eifrig, ob auch alte Urkunden dort wären. — „O, sehr alte, aus dem zehnten Jahrhundert!“ — Mir lief das Wasser im Munde zusammen. Wo das Archiv wäre und ob ich diese Urkunden nicht sehen könnte. — „Im Schloß ist's. Was ist Ihr Beruf?“ — „Schriftsteller.“ — „Die Besichtigung dürfte kaum möglich sein. Es ist ja ein Geheimarchiv.“ Das sah ich ein; wie leicht konnte ich durch die indiskrete Veröffentlichung einer Urkunde von 940 das ganze Herzogtum in die Luft sprengen. — „Was also hätte,“ fragte er, „die Regierung Ihres Erachtens noch für Zerbst thun können?!“ — „Mancherlei“, meinte ich, „was selbst dem Fremden auffällt. Sie erwähnten vorhin, die Regierung habe die Bahn gebaut. Gewiß, Zerbst ist Bahnstation. Und wer die Linie Magdeburg-Dessau gebaut hat, ob eine Privat-Gesellschaft, wie ich glaube, oder Ihre Regierung, ist gleichgültig. Denn wer immer bei der Tracierung der Linie auf kostspieligen Umwegen diese Stadt von 18000 Einwohnern umgangen hätte, — der kürzeste und billigste Weg war ja der über Zerbst — wäre eben ein Narr gewesen. Aber diese Linie wird von der später erbauten Berlin-Wetzlarer-, der „Kanonen“-Bahn durchschnitten. Und wo? Nicht in Zerbst, sondern einige Kilometer von der Stadt, in Güterglück, einem Stationshaus auf freiem Felde. Was hätte es für Zerbst bedeutet, wenn es dieser Knotenpunkt geworden, mit Berlin und Thüringen in direkte Verbindung gekommen wäre!“ Er lächelte überlegen: „Die Kanonenbahn hat ja Preußen gebaut!“ — „Gewiß! Aber der Bundesstaat Anhalt hätte dem Bundesstaat Preußen sagen müssen: ‚Hier handelt sich's um das Schicksal meines Zerbst! Ist's ein Umweg von einem oder zwei Kilometer‘ — und mehr könnt's nicht gewesen sein, das lehrt die Karte — ‚so trage ich die Kosten.‘ Ist das geschehen?“ — Er zuckte die Achseln. „Oh, die Zerbster leben auch so ganz gut! Nein, für Zerbst geschieht viel, namentlich auch durch Verleihung von Hoflieferantentiteln!“ — „Ja“, gab ich zu, „das geschieht. Man kann hier bei zwei Hofbuchhändlern Bücher kaufen, bei einem Hoftraiteur speisen, bei einem Hofweinhändler trinken und so weiter.... Kurz, ich habe in einer so kleinen Stadt wirklich, das muß ich sagen, noch nie so viele Hoftitel vertreten gefunden!“ — „Also das geben Sie zu?“ — „Gewiß, aber für meine Meinung scheint mir dies kein Gegenbeweis.“ — „Da bin ich neugierig.“ — „Weil für derlei Titel reichliche Taxen gezahlt werden und ich doch nicht behauptet habe, daß Zerbst die Regierung zu wenig fördert.“ Da empfahl er sich mit einem Abschiedsblick, der nicht etwa bloß „Verruchter!“ bedeutete, nein, dieser Blick bedeutete geradezu: „Sozialdemokrat!“

Nun ist auch die Sonne meines zweiten und letzten Zerbster Tages gesunken. Der Schaffner der Pferdebahn wird bald zur Fahrt nach dem Bahnhof klingeln. Es ist der letzte Zug, der heute noch nach Dessau geht. Fahr' ich nur bis Dessau und sehe mir Wörlitz an? Oder gehe ich von Dessau gleich nach Bitterfeld weiter und erreiche den Nachtschnellzug nach Frankfurt? Aber bis diese Pferdebahn mich zum Bahnhof gebracht hat, könnte ich ja über eine Weltreise schlüssig werden, geschweige denn über eine solche Frage....

Zerbst, im August 1901.

II.
Dessau.

Noch ehe mich die Zerbster Pferdebahn mit der Rapidität einer galoppierenden Schnecke zum Bahnhof befördert hatte — wir waren nun unser drei Passagiere, welche Verdreifachung des Verkehrs dem Sonntag zuzuschreiben war und mich mit Neid auf die Aktionäre

dieses lukrativen Unternehmens erfüllte — stand mein Entschluß fest: Dessau und Wörlitz, dabei bleibt's. Vernünftiger wäre es ja wohl, sagte ich mir, in einem Zug weiter zu reisen und morgen abend in einem kühlen Bergthal zu sein, aber so giebt's wohl mehr Plaisier. Und zwar entfielen in meiner Erwartung etwa neun Zehnteile von diesem Plaisier auf die „elysäischen Felder", die Goethe in Wörlitz entdeckt hatte, und ein Zehnteil auf Dessau, das ich bereits kannte, freilich nur durch einen Besuch vor etwa zwanzig Jahren.

Aber man darf daraus nicht schließen, als ob ich von damals her etwas gegen Dessau gehabt hätte. Gegen Dessau hat niemand was, gegen Dessau kann niemand was haben; ich kann mir das ebenso wenig denken wie finsteren Haß gegen einen dicken, gemütlichen Onkel. Denn die Verkörperung der Stadt an demjenigen ihrer Denkmäler, das ihr schlechtestes wäre, wenn ihr nicht seither die Freigebigkeit des verstorbenen Baron Cohn das geschmackloseste Kaiser Wilhelm-Denkmal im ganzen Deutschen Reich beschert hätte — diese Verkörperung von Dessau am „Jubeldenkmal" scheint mir arg verfehlt. Eine empfindsame, zimperliche, gleichwohl wenig bekleidete Jungfrau von erbarmungswürdig kargen Formen, die in eine Lyra greift, um, nach ihrem Gesichtsausdruck zu schließen, etwas sehr Sentimentales vorzutragen, bewahre, das ist Dessau nicht, sondern ein behaglicher, wohlgenährter Geschäftsonkel in den besten Jahren, leidlich anständig, wenn auch nicht eben sorgfältig gekleidet, auch nicht gerade der kurzweiligste Sterbliche, aber honnett, freundlich und sogar von leidlicher Bildung. Die hat er freilich aus seinen jüngeren Jahren, wo er für alle neun Musen schwärmte, nicht überschwänglich, aber ehrlich: damals war er auch noch ein hagerer Mensch. Seither hat er die Schwärmerei für die nützlichen Sachen gelernt, denen er sein Vollmondsgesicht und die schwere, auf das Spitzbäuchlein niederbaumelnde Goldkette verdankt: für Tapeten und Zucker, Bier und Mehl, Eisen und Sprit, Wollgarn und Maschinen. Lauter notwendige Sachen, gegen die sich nichts sagen läßt, — aber kann man sich, frag' ich, in die Arme dieses dicken Onkels sehnen und anderen zumuten, eine eingehende Schilderung seiner Reize zu lesen?!

Schon deshalb kann ich hier nicht in derselben Art von Dessau erzählen, wie von der „verschollenen Fürstenstadt", aber nicht deshalb allein. Zerbst ist trotz Brägenwurst und Bitterbier ein richtiges Dornröschen, und niemand nimmt sich seiner an: Dessau hingegen blüht als die reiche Hauptstadt eines der wohlhabendsten Länder Deutschlands, von den Strahlen höfischer Gunst, aber noch kräftiger von dem Feuer zahlreicher Maschinenkessel durchwärmt, und ist genau nach Verdienst bekannt und besucht. Der ungeheuren Mehrzahl der Menschen wird immer ein Fluß, der Mühlen treibt, lieber sein als der versprengte Thautropfen im Grase, zu dem man sich mühselig bücken muß; ich aber habe nach dieser Hinsicht, vielleicht aus angeborenem Trieb, vielleicht durch das Schicksal erzogen, immer aus ganzer Seele zu der Minderheit gehört, und für die Mühe des Bückens war mir stets die Erkenntnis tausendfacher Lohn, daß sich die Sonne, die über uns allen ist, im kleinen Tropfen viel farbiger und wundersamer spiegelt als im Flusse. In dem armen, romantischen Nest hat mir altem Knaben ordentlich das Herz vor Freude geklopft; in der reichen Rentner- und Industriestadt ist mir das nicht passiert. Und so sei mir gestattet, nur zu versichern, daß es Onkel gut geht, daß er noch immer stark zunimmt, aber nicht kurzweiliger geworden ist, und zu berichten, was er sich so in den letzten Jahren an hübschen und minder hübschen Sachen beigelegt hat.

Schon vom Bahnhofsportal bietet sich ein anderes Bild: in den Anlagen sind die Bäume und hinter ihnen neue Hotels emporgewachsen. Das eine ist nett und das andere notwendig, ein Erzeugnis des modernen Reiseverkehrs, der ja nicht etwa blos stärker, sondern vor allem auch hastiger wird, das sehe ich ein. Aber diese Bahnhofshotels gefallen mir nicht, und wo sie die stillen, alten vornehmen Gasthöfe im Herzen des Weichbildes totschlagen, da hasse ich sie. Dieser Prozeß vollzieht sich in den meisten Mittelstädten Deutschlands geräuschlos — ich erinnere mich nicht, je einen Hinweis darauf gelesen zu haben —, aber mit unerbittlicher Wucht: ab und zu haben bereits die entthronten Patrizier vom Markt oder der Hauptstraße vor den Parvenus draußen die Waffen gestreckt; die anderen kämpfen noch, aber viele werden unterliegen. Das ist schade — oh diese Bahnhofshotels! Schon das Gepfeife des nahen Bahnhofs ist bei Tage unangenehm und des Nachts lästig; freilich wollen viele Leute nachts reisen, aber andere wollen schlafen. Dazu der Verkehr im Hause; die dünnen Wände dieser zumeist rasch, billig und schlecht aufgeführten Karavansereien gewähren einen Einblick in das Treiben der Nachbarn, der ja vielleicht psychologisch interessant, aber jedenfalls schlafraubend ist. Und das Essen ist fast immer schlecht; die Gäste bleiben ja ohnehin höchstens einen Tag. Weil ich dies alles weiß und weil ich vor 20 Jahren in einem guten alten Haus, dem „Goldenen Beutel", nahe am Schloß, vergnüglich gehaust hatte, ging ich vorgestern in ein Hotel am Bahnhof. Freilich hatte mich Zerbst müde gemacht, aber ich habe diese Inkonsequenz bitter bereut. Allerdings kann ich nun aus eigener Wahrnehmung versichern, daß der nächtliche Lastzugsverkehr dieser Industriestadt ein erfreulich reger ist, auch lockten mich meine Nachbarn rechts und links in tiefes Grü-

beln über das menschliche Leben hinein, aber das erste hätte ich mir auch so denken können, und über das menschliche Leben habe ich auch ohne das alte Ehepaar rechts und das junge links wirklich schon genug gegrübelt. Beide Paare kehrten eben aus den „elysäischen Feldern" zurück, aber in wie verschiedener Stimmung! Aus dem Zimmer links erklangen zunächst einige so dröhnende Schmätze, daß ich zusammenfuhr, dann fragte Trudchen: „Wilhelmchen" — Schmatz — „was hat Dir denn im „Gothischen Haus" besser gefallen", — Schmatz — „der Wandick oder der Halsbein?" Worauf er: — Schmatz — „Du Trudchen" — Schmatz — „am besten" — Schmätze in infinitum . . . „Oh, daß sie ewig grünen bliebe . .", aber sie bleibt ja gar nicht grünen. Im Zimmer rechts warf Frau Klara ihrem Fritz vor, daß er bei der Kahnfahrt im Wörlitzer Park die Schifferin heimlich in die Waden gezwickt und dann am Bahnhof sieben Glas Bier getrunken habe, obwohl er nicht zwei vertrage, worauf Fritz leider durch seine Antwort die Richtigkeit dieser Ansicht bewies, denn er rückte seiner getreuen, doch gewiß nur von der Sorge um ihn verzehrten Ehehälfte vor, daß sie überhaupt keine Waden habe: „auch nie gehabt", gröhlte er, „niemals!", worauf sie unter blutigen Thränen die einstige Existenz dieses spurlos dahingeschwundenen Körperteils beteuerte. Und dies Gespräch dauerte zwei Stunden; die Küsserei links nahm überhaupt kein Ende. Waren da Breitmäuler selig, oder hatten sie eine besondere Kußtechnik, aber es klang wirklich wie Böllerschüsse. . . . . Nun, für all dies kann das Hotel nichts, aber welch ein Diner habe ich da gestern genossen! Zu einem Zwecke, der mir human scheint, teile ich zum mindesten das Rezept des zweiten Ganges mit, der mich nach einem Teller voll warmen Wassers, das hier „Kraftbrühe" heißt, erfreute. Das Gericht nennt sich: „Eingemachtes Kalbfleisch" und zwar, wie der Kellner beim Servieren stolz beifügte, „nach Dessauer Art". Es wird wie folgt zubereitet: Man nehme recht zähes, grobfaseriges Kalbfleisch, koche ihm drei Stunden lang das bischen Kraft und Geschmack, das etwa darin sein sollte, völlig aus, richte dann eine dicke Sauce an, die aus Wasser, Kleister, Mehl, Zucker und Kapern besteht, und richte das Ganze ganz lauwarm an, so daß die Sauce schon eine Kruste zeigt. Ich teile dies Rezept mit, weil ich eben im Café dieses Hotels bei einer Tasse echten Moccas aus den Plantagen von A. Zuntz sel. Witwe in Berlin den Aufsatz einer geistreichen Kollegin gelesen habe, der sich scharf gegen das neue Bürgerliche Gesetzbuch kehrt, das den „Millionen Frauen", die ihre Männer los sein wollten, die Scheidung erschwere; wolle der Tyrann nicht, so gehe es überhaupt nicht. Wohlan, ihr Millionen Märtyrerinnen, setzt Euren Peinigern wöchentlich einmal „Eingemachtes Kalbfleisch nach Dessauer Art" vor, und die Zähesten werden nach einem Monat die Scheidung selbst betreiben. Aber mit Maß! — nicht etwa täglich, das wäre Mord und brächte euch vor die Geschworenen . . .

Während man „Eingemachtes Kalbfleisch" in dieser oder doch ähnlichen Güte zwischen Mulde und Werra häufig findet, giebt es, um nun wieder was Hübsches zu nennen, in Mitteldeutschland keine Stadt von annähernd dieser Einwohnerzahl, die einen so stattlichen Straßenzug aufzuweisen hätte, wie er hier vom Bahnhof durch die Kaiser-, dann die Friedrich- und die Kavalierstraße ins Herz der Stadt führt. Man sieht sofort: hier ist viel Geld da, bei Privatleuten, Regierung und Hof, und zuweilen, wenn auch nicht überall, zeigt sich auch Geschmack. Schon die Kaiserstraße ist im ganzen nett ausgebaut, die Post, das erbprinzliche Palais, das neue Rathaus können sich sehen lassen, auch in den anderen Stadtteilen trifft man manches hübsche Haus. Aber nur in den neuen Straßen zeigt sich etwas wie ein bestimmter Charakter, so annähernd der von Berlin W., an das man immer wieder erinnert wird: eben der Charakter des Wohnviertels einer reichen, modernen Stadt; daß der Stil der Wohnhäuser buntscheckig ist, gehört ja mit dazu, denn wir stecken in dieser Hinsicht noch in dem Zeitalter der Experimente, aber der überwiegend talentvollen — nur Geduld, es wird sich schon was Rechtes daraus entwickeln. Auch das viele Grün der zahlreichen Anlagen wirkt erfreulich. Unerfreulich aber, weil so ganz unhistorisch, so ganz charakterlos und nur eben unmodern und zum Teil arg unschön mutet das alte Dessau an. So war mein Eindruck vor zwanzig Jahren, und meine Wanderung von gestern und heute hat ihn nur gefestigt. Natürlich soll damit nicht gesagt sein, als ob sich nicht auch hier ab und zu manches fände, was den Freund der Baukunst interessieren kann: schon das herzogliche Schloß an der Mulde ist ein solcher Bau. Interessieren sag' ich, nicht als Ganzes erfreuen. Der westliche Flügel (von 1532) ist ein sehenswertes Werk der Frührenaissance, der östliche von 1750 für diese Zeit und der Mittelbau von 1874 in modernster Renaissance wieder für unsere Zeit respektabel, aber das Ganze wirkt so unruhig, daß man den Versuch, einen Totaleindruck zu gewinnen, ordentlich bedauert: er verdirbt die Freude am Einzelnen. Und das Einheitliche wieder ist selten interessant, noch seltener schön: zwei alte Bauten, wie sie das kleine Zerbst an seinem Schloß und seinem Rathaus besitzt, wird man hier vergeblich suchen. Vor allem aber: die Bürgerhäuser sind so häßliche, dürftige Nutzbauten; man kann lange Straßenzüge passieren, ohne den unerquicklichen Eindruck zu verlieren: das ist ein etwa 1750—1800 schlecht

und billig erbautes Städtchen. Nirgendwo ein hübscher Giebel, eine geschmückte Fassade, ein paar übermütige Cartouchen oder ein lustiges Erkerchen, nur nüchterne Häuser aus dürftiger Zeit, und über jedem könnte der Spruch stehen, den ich einmal vor langen Jahren an einem Haus in einem thüringischen Flecken so oder ähnlich gelesen habe: „Ach Gott, es ist Dir wohl bewußt — Ich baut' aus Not und nicht zur Lust." Wohnen muß man irgendwo ... Kurz, diese älteren Stadtteile sind weder reinliche Gegenwart, noch farbige Vergangenheit, sondern die richtige charakterlose Halbvergangenheit. Das Imperfektum ist ja überhaupt ein zwitterhaftes Tempus, und der Volksinstinkt hat recht, wenn er sich sprachlich dagegen sträubt, aber ein deutsches Städtebild im Imperfekt ist vollends unerquicklich.

Das wird jedem an Dessau auffallen: wie alt und dabei wie unhistorisch! — und ich, der ich eben in Zerbst das kräftig schöne Perfektum durchkonjugiert hatte, mußte vollends auf Schritt und Tritt daran denken. Welcher Gegensatz des Stadtbilds bei einer durch Jahrhunderte parallelen Geschichte; beide Städte wendisch-deutschen Ursprungs, beide günstig gelegen, beide demselben Fürstengeschlecht unterthan und bis ans XIX. Jahrhundert seine Geschicke fast bedingungslos teilend. Zunächst überglänzt Zerbst das als Stadt um 300 Jahre jüngere „Dissouwe" weitaus: es wird fast gleich nach seiner Begründung Residenz, während Dessau, im XV. und XVI. Jahrhundert der Sitz der älteren Dessauer Linie, nach deren Aussterben zeitweilig von Zerbst aus regiert wird. Und diese älteren Dessauer Askanier gleichen zudem den älteren Zerbstern; braver Mittelschlag, der sich in keiner Weise hervorthut, auch für seine Stadt nur das Übliche thut; darum kann sich Dessau noch immer nicht mit Zerbst messen, denn an der Nuthe waltet die größere Tradition, der stärkere Gemeinsinn und Bürgerstolz; so sagt's das Stadtbild, so bestätigt's die Geschichte. Da tritt mit der neuen Teilung Anhalts von 1603 eine Wendung ein, die allmählich das Zünglein der Wage ins Gleichgewicht bringt; an der Nuthe residieren nur die Diener ihrer Maitressen, an der Mulde gesunde nüchterne Männer, auch in ihren Heiraten glücklicher. Da ist Johann Georg II., der durch seine Verschwägerung mit den Oraniern den Grund zu den Kunstsammlungen legt, die Dessau nun zieren, da sein Sohn Leopold, der „alte Dessauer", der durch seine derbe, rothbackige, breithüftige Anna-Lise, die Apothekerstochter, frisches gesundes Blut ins Haus bringt, vielleicht sein bleibendstes Verdienst um sein Geschlecht. Ich sage dies nicht im Scherz, obwohl auch ich weiß, daß der tapfere Haudegen seinen Namen zu einem Weltruf gebracht und sich in den Zeiten, da ihn Friedrich der Große daheim rasten und rosten ließ, sogar ein wenig um das Nest gekümmert hat, von dem er ausgeflogen. Diese Heirat war ein Glück für die Dessauer Askanier — man denke an das Schicksal der anderen Zweige dieses Geschlechts — und der alte Brummbär hat vielleicht Unrecht gehabt, daß er seinen Erstgeborenen von der Thronfolge ausschloß, weil er es dem Vater nachthat; freilich freite Wilhelm Georg gar nur eine Bauerstochter, aber zwischen der und der „Hofapothekerischen" war ja doch, aus der Vogelperspektive eines Thrones gesehen, kein Unterschied. Nun, auch die anderen Nachkommen Anna-Lisens schlugen gut ein, am besten ihr Enkel Franz, unter dessen langer gesegneter Regierung (1758—1817) endlich auch die Stadt Dessau ihre alte Rivalin überholte. Zunächst machte der edle, aufgeklärte Fürst seine kleine Residenz zu einer Großstadt im Reiche des Geistes; er häufte den unter seinen Vorgängern begründeten, durch eine Schenkung der Prinzeß Amalie vergrößerten Schatz an Kunstwerken zu seiner heutigen Höhe; er zauberte das Märchen von Wörlitz aus reizloser Gegend empor; er war stolz darauf, der Landesherr des Juden Moses Mendelssohn zu sein und nannte ihn seinen Freund. Unter seiner Ägide, von ihm berufen, konnte der viel gehetzte „Rousseau der Teutschen", Basedow, seinen Träumen im „Philantropin" Gestalt geben; er half die hundertfach vergeblich angeregte „Buchhandlung der Gelehrten" schaffen; er mühte sich rastlos, mindestens einen großen Dichter hierher zu ziehen, und daß ihm dies nur eben bei dem braven Matthisson gelang, war nicht seine Schuld. Und sein Verdienst war es, daß er, der Fürst, der alles, buchstäblich alles mit seinen feinen, nervigen Händen anfaßte, auch in seinen Dessauern den Sinn für Industrie zu wecken suchte. Als er starb, war seine Residenz eine berühmte, noch immer arme, aber aufblühende Stadt. So er, wie aber seine Nachfolger?! Der Ruhm verbleicht, die Kunstschätze bleiben ungemehrt, kein berühmter Gast weilt mehr im Schloß, aber das materielle Gedeihen wächst in Stadt und Hof; die Industrie macht Dessau allmählich zu dem, was es nun ist. Seit 1885 hat sich die Bevölkerung verdoppelt und dürfte nun etwa 55000 Köpfe betragen; eine Verdoppelung in sechzehn Jahren, das erinnert an Amerika. Ich bin überzeugt, komme ich nach Ablauf von wieder zwanzig Jahren des Weges gefahren, so werden die ersten Hunderttausend längst überschritten sein.

Aber vor 1921 wünsch' ich's mir gar nicht. Denn als ich 1881 hier war, habe ich mich über den dicken Onkel gewundert, weil er, seiner Jugendzeit vergessend, nur noch Ziffern in sein Notizbuch schreibt und zwischendurch mit der Goldkette über dem Spitzbauch spielt, und bis jetzt hat er sich nicht gebessert; in zwanzig Jah-

ren thut er's vielleicht. Im Ernst — was könnten Stadt und Hof mit ihren vielen, vielen Millionen für die Pflege künstlerischer Interessen thun, und wie wenig geschieht da! Ach, so wenig! Ich weiß, daß ich damit in ein Wespennest greife, denn die Dessauer, sonst nicht eben große Lokalpatrioten, sind begreiflicherweise, wie alle rasch reich gewordenen Leute, gerade in diesem Punkte sehr empfindlich — aber wahr ist's doch! „Wir thun sehr viel für die Kunst", sagte mir einmal in Berlin ein Dessauer Geldgreis, „ich selbst bringe große Opfer." In der That hatte er im Lauf seines Lebens schon so viele Armbänder an junge Künstlerinnen verschenkt, daß er nur noch auf ganz dünnen Beinen einherzitterte, aber ich mußte ihm trotzdem einwenden: „Ihr Theater ist doch recht mittelmäßig!" — „Oh, es giebt da sehr talentvolle Schauspielerinnen", erwiderte er. „Uebrigens ist das Sache des Hofs." — „Ich habe anderwärts recht gute Stadttheater gefunden!" — „Dazu ist die Stadt zu klein. Das geht nur den Hof an!" — „Ihre Konzerte sind gut, könnten aber besser sein." — „Das ist ohne ein vortreffliches Orchester, ohne große Sängerinnen" — für den Mann gab es keine Künstler männlichen Geschlechts — „kurz, ohne eine ausgezeichnete Oper nicht zu machen. Das könnte nur der Hof ... Was uns, die Stadt, die Bürger betrifft, sehen Sie sich einmal unsere neuen Denkmäler an, da werden Sie Augen machen! ... Ein großer Professor hat mir gesagt: dem Hof sind die Gemäldesammlungen zu danken, und die Schloßkirche, aber Euch diese Denkmäler! Hof und Bürgerschaft, Ihr wetteifert heute beide würdig miteinander!"

Dieser letzte Satz enthält ein Korn Wahrheit, oh ja! Aber daß ich damals auf meine Frage den Namen des „großen Professors" nicht erfuhr, bedauere ich noch heute: wir haben so wenig originelle Köpfe in Deutschland, und da muß man auch noch einem dieser wenigen vergeblich nachforschen! ...

Und nun will ich, der ich nicht einmal ein kleiner Professor bin, trotzdem freimütig sagen, welche Meinung ich mir über diese Kunstschätze während meines jetzigen Aufenthaltes gebildet habe.

Zwar von den Sammlungen will ich nicht eingehend sprechen, weil dies bereits andere reichlich und vortrefflich gethan haben, und das Wenige, was ich darüber zu sagen habe, will ich später vorbringen, aber über die Schloßkirche möchte ich gleich hier einiges bemerken, schon weil sie lange nicht so viel besucht wird, wie sie's verdient. Das ist begreiflich; gäbe es Ein großes Museum in Dessau, so behielte man auch Zeit und Laune für diesen Gang; heute thun's die Meisten nicht. Schade, denn wohl ist der alte gothische Bau von 1554 an sich kaum je imponierend gewesen, und ist es heute infolge zahlreicher, nicht eben geschickter Zu- und Umbauten vollends nicht mehr, aber das Innere enthält viel Interessantes und bietet zudem merkwürdige Beiträge zu dem Kapitel, das der „große Professor" durch sein lapidarisches Diktum erledigt hat... Man weiß, die Kirche enthält ein Hauptbild Lucas Cranachs d. J.: Das heilige Abendmahl mit den Porträts der bedeutendsten Fürsten und Gelehrten, die die Reformation gefördert haben — ein schönes, auch historisch wichtiges Bild. Aber hat es seit langen Jahren schon jemand ganz genau und bis in die kleinsten Details betrachten können? Ich glaube: Nein, denn es hängt an einer Stelle, die immer fast dunkel bleibt, selbst um die Mittagsstunde eines sonnigen Augusttages. Das kann ja nicht immer so gewesen sein, sonst hätten wir keine so genauen Beschreibungen und Reproduktionen des Bildes; giebt es, muß man sich unwillkürlich fragen, keinen Mann in Dessau, der sich von Amts wegen darum zu kümmern hat?! Dann fände er es doch gewiß auch sinnwidrig, ein so schönes und berühmtes Bild an eine Stelle zu hängen, wo man es nicht sieht! Eines der anderen Bilder desselben Meisters ist nun hier nur in Kopie vorhanden, das Original kam in die Kirche einer ganz kleinen Stadt des Herzogtums. Man pflegt es sonst umgekehrt zu machen, vielleicht nicht mit Unrecht ... Wer die Kirche besucht, versäume nicht, nach dem Sarkophag des Fürsten Joachim Ernst zu fragen. Er ist eine schöne Arbeit (von 1586), namentlich die Arabesken sind sehr fein; die Frauengestalten, die an dem Sarge Wache halten, freilich fast so plump, wie die zwölf preußischen Grenadiere in Zinkguß, die unten in der Gruft der Schloßkirche am Sarkophag des „alten Dessauers" zu sehen sind. Kein Katalog verzeichnet die schöne Arbeit, kein Mensch weist auf sie hin, warum?! ... Ein anderes, rein sachliches Rätsel, das ich nicht zu lösen weiß, verzeichne ich hier, damit ein Berufener der Sache nachgehe. An der Wand des Schiffs zieht sich eine Reihe von 53 Tafeln, die heil. Geschichte von Adam und Eva bis zum jüngsten Gericht darstellend, dahin; sie gelten als ein Werk Lucas Cranachs des Jüngeren und seiner Schüler, aber auf der letzten Tafel steht deutlich: „Lukas Kranach der Mittler. Mal." Meines Wissens ist von einem mittleren Cranach sonst nichts bekannt .... Ich war mit dem sehr verständigen und für die Bilder seiner Kirche interessierten Küster stundenlang allein; da er meine Freude an den Werken sah, so bat er mich, ein eben in der Rumpelkammer von ihm aufgefundenes männliches Porträt anzusehen: es ist eine gute Arbeit des XVII. Jahrhunderts und würde eine Restaurierung wohl verdienen; außer dem Küster kümmert sich kein Mensch darum. Ein anderes Porträt, gleichfalls von ihm aus der Rumpelkammer er-

löst, konnte er mir nicht zeigen, beschrieb mir aber das Zeichen des Malers — ich habe es dann in Wörlitz an den Werken des Holländers Abraham Snaphan wieder gefunden, und dies dem Küster mitgeteilt. Snaphan ist ein bedeutender Künstler, und in Wörlitz kann man erkennen, daß er jedes Bild mit Einsetzung seines vollen Könnens gemalt hat; das Werk in der Schloßkirche kann gar nicht unbedeutend sein, und hier hängt es in der Rumpelkammer, aus der es der Küster hervorzieht, weil es ihm auffällt, um dann von einem Fremden zu erfahren, daß es von einem trefflichen Künstler ist...

Und die neuen Denkmäler?

Ich habe mir diese Denkmäler angesehen, auch Augen habe ich dazu gemacht, aber ich fürchte, andere, als der in steter Förderung der Kunst dünnbeinig gewordene Mäcen erhoffte. Gleich in den Anlagen vor dem Bahnhof, dann im Grün des Kaiserplatzes stehen deren nicht weniger als vier: die Büste Moses Mendelsohns und die des Hofkapellmeisters Schneider, dann ein Standbild Kaiser Wilhelms und ein großes Kriegerdenkmal.

Schon vor diesem Denkmal wird man bedenklich den Kopf schütteln: vier große Bären starren von den vier Seiten eines gewaltigen Sockels, auf dem eine Viktoria steht, in sinnender Trauer auf den Beschauer nieder; „Der Tapferkeit und Pflichttreue das dankbare Anhalt", lautet die Inschrift. Die Viktoria ist gut; was die Inschrift betrifft, so hätte immerhin auch ein Wort daran erinnern können, daß der Krieg von 1870/71 doch nicht allein zwischen dem Herzogtum Anhalt und Frankreich ausgefochten wurde, aber dies nebenbei — die Bären jedoch wirken wirklich nicht so, wie der Künstler wollte. Ich weiß sehr wohl, das ist das Wappenbild der Askanier, aber Meister Petz bleibt deshalb doch ein plump-groteskes Tier, und wo man gar ihrer vier beisammen sieht, alle sehr naturalistisch modellirt, und alle trauernd und alle sinnend, da teilt sich leider diese Trauer dem Beschauer nicht mit und stehe er noch so lange vor den vier melancholisch gesenkten Schnauzen — im Gegenteil.... Gewiß läßt sich auch der Bär plastisch für andere als lustige Zwecke verwenden, aber dann nur hübsch einer und nicht für ein Denkmal der Toten. Ein ganzer Haufe Bären aber taugt nur zur Erzielung heiterer Wirkungen, dazu sogar durch die gravitätische Komik dieses Tierleibes vortrefflich. Das sieht man an einem anderen Dessauer Kunstwerk, dem sehr hübschen, von Sehring modellierten Prinz Wilhelm-Brunnen auf dem Neumarkt, in dessen Becken eine ganze Bärenfamilie vergnügt badet und sich mit Wasserstrahlen neckt. Aber hier ist die Komik eine gewollte...

Dem Kriegerdenkmal gegenüber steht ein großes, pomphaftes, unglaublich schlechtes Kaiser Wilhelm-Denkmal. Der greise Monarch ist hier in schneidiger Offizierspose hingestellt, aber nein — so markiert nur ein schlechter Schauspieler diese Pose. Man traut seinen Augen nicht: dieser vornehme Greis, dessen große Schlichtheit sich in unserer Phantasie unwillkürlich zur schlichten Größe steigert, als Poseur... Und obendrein am Sockel rechts und links je ein Medaillon, nicht etwa Bismarck und Moltke, sondern Kaiser Friedrich und Kaiser Wilhelm II.... Also ein Drei Kaiser-Denkmal... „Wie war derlei in einer größeren Stadt möglich?" fragte ich einen Dessauer Bekannten, der mir freundlich einige Stunden widmete. „Aber dafür können wir ja nichts!" erwiderte er. „Lesen Sie doch nur die Inschrift auf der Rückseite des Sockels!" Diese Inschrift lautet: „Errichtet von dem Baron Moritz von Cohn zu Dessau 29. April 1892". „Sie sehen", sagte der Dessauer, „einem geschenkten Gaul u. s. w." Die Inschrift sollte ursprünglich lauten: „Seinem Kaiser der Baron...", das haben wir abgelehnt. Aber mehr konnten wir doch nicht thun." Ich mußte ihm erwidern, daß ich da anderer Meinung sei. Es ist ja eine Taktfrage, ob sich eine so reiche Stadt, die doch ihr rapides Emporkommen zum großen Teil gewiß nicht bloß der 1863 erfolgten Vereinigung Anhalts, sondern auch der acht Jahre später erkämpften Einheit Deutschlands verdankt, ein Kaiser Wilhelm-Denkmal von einem Einzelnen schenken läßt, statt es auf eigene Kosten zu errichten, wie es schon viel ärmere und kleinere Städte gethan haben. Aber will sie dies, so muß sie dem Spender sagen: „Herr Baron, wir müssen den Entwurf sehen, ehe wir unseren schönsten Platz für das Denkmal einräumen. Denn steht es da, so ist es nicht mehr das Baron Cohnsche, sondern das Dessauer Kaiser Wilhelm-Denkmal. Und die Idee mit den drei Kaisern müssen Sie jedenfalls aufgeben; so taktlosen Byzantinismus darf nur ein Einzelner auf seine eigene Kappe nehmen, eine Stadt nicht." ... Dies etwa sagte ich meinem freundlichen Begleiter, worauf er meinte, lange werde das Denkmal ohnehin nicht stehen; das Material des Sockels drohe zu verwittern. Ich weiß nicht, ob dies zutrifft — äußerlich ist nichts davon zu sehen, aber ist's richtig, so ist den Dessauern zu raten, nicht bloß einen neuen Sockel zu spendieren, sondern ein neues Denkmal. Was sie dann mit dem alten thun, dafür weiß ich ihnen keinen Rat. „Wir schenken's den Posemucklern!", meinte der Dessauer. Aber ich glaube, die Posemuckler werden's nicht nehmen, denn es ist für Posemuckel zu schlecht.

Anders die beiden Büsten in den Anlagen. Die des Komponisten Fr. Schneider eine hübsche, die Büste Moses Mendelssohn (von Hoffmeister) eine vortreff-

che Arbeit, sehr realistisch und dabei doch nicht bloß im gewöhnlichen, sondern im edelsten Sinne lebensvoll: man ahnt den Zauber, der von diesem häßlichen, verwachsenen Männchen ausging, dem kleinen Kaufmann, dem niemand näher trat, ohne besser zu werden. Der Sockel ist unhübsch, auch zu hoch, man muß an einen eisernen Fabrikofen denken, zudem ist die Verbindung mit dem Brunnen davor — freilich ein schweres Problem — nicht glücklich durchgeführt, aber die Büste an sich macht einem immer mehr Freude, je eingehender man sie betrachtet. Ich habe lange davor gestanden; es läßt sich so viel dabei denken, wenn man 1901 vor dem Denkmal dieses edlen, tapferen Mannes steht, der an den Sieg der Menschlichkeit über alle Vorurteile glaubte, wie an ein Evangelium... Aber wir wollen nicht bitter werden; sein Mahnwort an seine Glaubensgenossen, Deutsche und Juden zugleich zu sein, ist nicht verklungen; es hat tausend-, tausendfache Frucht getragen, und auch sein Vertrauen in den Adel der deutschen Volksseele, der sie immer zur Gerechtigkeit zurückführen werde, wird kein Wahn bleiben — trotzdem und alledem... Auch seinen Charakter, nicht bloß seine geistige Bedeutung giebt die Büste schön wieder (nebenbei bemerkt, auch kulturhistorisch ein interessantes Denkmal: das einzige öffentliche Denkmal, das in Deutschland einem Juden, der auch dem Glauben nach Jude geblieben ist, errichtet wurde). Wie gut war er, bei aller Klugheit, was nun freilich kein Gegensatz ist: nur der Kluge kann wahrhaft gut sein; der Dumme ist im besten Fall harmlos. Wie gut, wie klug! — ein Mensch, der durch jeden neuen Brief, den man von ihm entdeckt, liebenswerter erscheint. Ich besitze zwei solcher ungedruckten Briefe. In dem ersten, aus seinen Anfängen, bittet er ein Leipziger Haus, ihm eine Sendung jener Südfrüchte, welche die Juden beim Laubhüttenfest zu Ritualzwecken brauchen, zu kreditieren: er wolle einen kleinen Handel damit etablieren und werde gewiß als ehrlicher Mann bezahlen — man kann derlei nicht würdiger schreiben. Dann eine Perle von Brief: er übersendet einem Freunde sein Bildnis und macht dabei wehmütig-humoristische Äußerungen über sein Antlitz und seine Gestalt. Er war ein wahrhaft Weiser, er konnte selbst der Natur verzeihen, die so hart gegen ihn war...

Auch die älteren Denkmäler der Stadt, die ich bereits kannte, habe ich mir wieder angesehen. Sie sind zum Teil besser als die neuen; so das Standbild des „alten Dessauers" auf dem Großen Markt, freilich kein selbständiges Werk, sondern nach der Schadowschen Statue auf dem Berliner Wilhelmsplatz gearbeitet; dann das Erzbild des besten Dessauer Fürsten, Leopold Friedrich Franz, auf dem Neumarkt, vielleicht etwas zu napoleonhaft, in der Haltung von Pose nicht frei, aber eine achtungswerte Arbeit (von Kiß); auch das Marmordenkmal Wilhelm Müllers, des Dichters der Griechenlieder, eines geborenen Dessauers, das vor dem Gymnasium steht, ist gut. Hingegen ringt das „Jubeldenkmal" auf dem Kleinen Markt mit dem Cohnschen Kaiser Wilhelm, wenn auch ohne Erfolg, so doch redlich um die Palme der Geschmacklosigkeit. Es wurde 1867 „zur Erinnerung an die Wiedervereinigung Anhalts im Jahre 1863" aufgerichtet. Ich gebe zu: es war für Dessau, Hof und Stadt, höchst erfreulich, daß 1797 Friedrich August von Anhalt-Zerbst an der Väter und eigenen Sünden kinderlos zur Grube fuhr, dann 1847 der bedeutendste Schürzenjäger und Schuldenmacher seiner Zeit, Heinrich von Anhalt-Köthen, und 1863 der arme, schließlich auch offiziell für blödsinnig erklärte Alexander Karl von Anhalt-Bernburg; auch wir anderen Deutschen haben keinen Grund, über die Thatsache betrübt zu sein, daß die drei Geschlechter durch ihr lustiges Leben der traurigen Kleinstaaterei selbst ein Ende machten. Es ist uns also verständlich, daß die Dessauer diese drei Thatsachen durch ein Denkmal zu ehren gedrängt waren, und daß es offiziell „Jubeldenkmal" heißt, ist Geschmackssache, aber gleichgiltig; daß es hingegen gar so häßlich und lächerlich ist, ist zwar auch Geschmackssache, aber betrüblich. Vier Männer sind da zu sehen und vier Mädchen; die Männer sind Fürsten, die Mädchen sind Städte: Dessau, wie bereits berichtet, mit einer Lyra, Bernburg mit einem Bergmannshammer, Köthen mit einem Ährenbündel, und Zerbst mit einem Buch, was auch seltsam ist. Die Männer sind allesamt steif und hölzern und langweilen sich sichtlich sehr; auch die Mädchen werden, nach ihrem Gesichtsausdruck zu schließen, die Geschichte bald satt haben, nur Dessau ausgenommen; die Heuchlerin stellt sich so, als ob ihre Lyra sie interessiere. Im übrigen sehen auch sie einander sehr ähnlich, dieselben faden Gesichter, viel Bildung, viel Gefühl, aber wenig, ach so wenig Fleisch!

Wären die Gestalten nicht zum Teil unbekleidet, ich würde die Vermutung wagen, daß dem glücklichen Künstler vier Töchter eines und desselben Geheimrates und einer und derselben Geheimrätin Modell gestanden haben. Das beste an diesem Denkmal ist es noch, daß es zugleich ein Brunnen ist, da ist doch wenigstens etwas daran lebendig. Als ich davor stand, strömten eben die Kinder aus der Schule am Platze, am Brunnen vorbei. „Da werden sie sich nun anspritzen," dachte ich und blieb stehen: übermütige Kinder seh' ich noch lieber als das schönste Denkmal. Aber das thaten nur die Kleinsten, die anderen schritten gesittet vorbei, kleine würdige Geschäfts-Onkel und Tan-

ten ... O du Stadt der guten Sitte und zahlungsfähigen Moral! ...

Übrigens — vielleicht thue ich den Dessauern Unrecht, vielleicht bessern sie sich schon jetzt in künstlerischen Dingen; ihr jüngstes Denkmal ist sehr gut. Ich verdanke es nur dem Zufall, daß es mir in die Augen fiel; Baedeker nennt das schöne Werk noch nicht, und darum kennt es auch der neueste „Führer durch Dessau und Wörlitz“ nicht, denn er ist, obwohl im Verlag einer Dessauer Hofbuchhandlung erschienen, nichts weiter als ein zum Teil wörtliches, zum Teil verballhorntes Plagiat aus Baedeker und irgend einem Konversations-Lexikon, durchsetzt mit den denkbar aufdringlichsten Geschäfts-Reklamen; z. B. „fortschreitend gelangt man .. zu dem Denkmal des Dichters Wilhelm Müller .... Auf derselben Seite liegt das Geschäft von .., gleichfalls befindet sich die Konditorei von ... hierselbst u. s. w.“ Über die Ballhorniaden kann man hinwegsehen, aber daß Buchhändler einen Spezialführer ihrer Stadt lediglich aus dem Baedeker und dem Brockhaus zusammenste—llen und als einzige Zuthat aus eigenem solche Reklamen einfügen, ist ein so unverfrorenes Beginnen, wie es bisher (ich kenne einige hundert solcher Führer) niemand in Deutschland gewagt hat. Ist es doch die einzige Existenzberechtigung eines solchen Spezialführers, eben mehr zu bieten als die Reisebücher! Es soll aber diese neue Art auch nicht Mode werden, und darum nenne ich hier die Firma: Birkner und Teetzmann, Hofbuchhandlung, Dessau. Diese Herren kennen das Funck-Denkmal nicht: ihnen, aber auch jedem schönheitsfreudigen Menschen, der Dessau besucht, sei es gesagt, daß es auf dem Funckplatz liegt. Ich meinte vorhin, es sie ein schweres Problem der Plastik, eine Büste mit einem Brunnen in eine gewisse Beziehung zu bringen; hier hat es der Künstler, Emanuel Semper, wohl ein Sohn Gottfried Sempers, trefflich gelöst. Der Funckplatz ist ein neuer, nicht ganz regelmäßiger Platz, auf den an einer Stelle eine überbreite Straße mündet, die in das Bild des Platzes, auch von seiner Mitte besehen, ein häßliches Loch reißt: zudem war Funck nur eben ein braver Oberbürgermeister von Dessau: mit Emblemen und Allegorien konnte hier also nicht gearbeitet werden; man sieht, die Sache war besonders schwer. Semper hat es nun wie folgt angefangen. Er stellte die Büste hart an den Rand des Platzes, gerade an die Stelle, wo jene unheimlich breite Straße mündet, und setzte sie in ein hohes Halbrund hinein, ähnlich, wie es in der Berliner Siegesallee die Statuen von den Bäumen scheidet. In die Mitte des Platzes aber setzte er den Brunnen, aus dessen Becken sich eine ganz prächtige Gruppe erhebt: ein Germane, der einen Biber fängt, ein anderer Biber streckt den Kopf ängstlich aus dem Becken, vermutlich eine Anspielung auf die Anfänge der Stadt, die sich ja zweifellos aus einem Fischerdorf entwickelte. So ist alles erreicht: der Beschauer sieht Büste und Brunnenfigur auf einen Blick, die Erinnerung an den dürftigen Ursprung der Stadt steht zu dem Bildnis des Mannes, der das moderne Dessau hat schaffen helfen, in einer hübschen inneren Beziehung, und zudem ist durch den Rundbau das häßliche Loch geschlossen. Ich beschreibe dies so ausführlich, weil in Berlin, wenn wir erst darangehen, im neuen Berlin W., in Charlottenburg, in Schöneberg, Wilmersdorf u. s. w. die vielen neuen Plätze auch durch Werke der Plastik zu schmücken — und das ist hoffentlich nur eine Frage der Zeit — ähnliche Probleme in Hülle und Fülle zu lösen sein werden.

Im übrigen sieht der Funckplatz heute genau so aus wie etwa der Wittenbergplatz vor drei Jahren, und was die umliegenden, bereits ausgebauten Straßen betrifft, so gleichen sie unserer Nürnberger-, Achenbach- oder Schaperstraße wie ein Ei dem andern. Das ganze Viertel ist in den letzten Jahren weit jenseits des Wörlitzer Bahnhofs entstanden. Denn gewaltig reckt und streckt diese jählings anwachsende Stadt ihre Glieder, und die Bahnhöfe liegen längst nicht mehr an ihrer Peripherie. In zehn Jahren wird der hübsche Georgen-Garten weit draußen vor der Stadt von Häusern umschlossen sein, wie heute unser Tiergarten.

(Fortsetzung folgt.)

Blasse Liebe.

Geliebter, willst Du meine Hand
Sanft in der Deinen sehn,
Dem Kiesel gleich im Ufersand
Den Wellen sanft verwehn?
— Oh laß die arme kühle Hand,
Sie muß bei Dir vergehn!

Willst, Liebster Du, die Wange mein
An Deine schließen sacht?
Viel blasse Falten ziehn sich d'rein,
Die Thränen mir gebracht.
— Oh, Liebste, laß die Wange sein,
Die Deine feucht gemacht!

Doch willst nun meine Seele Du
Mit Deiner eng vereint?
Da wird die Hand mir heiß im Nu
Und rot die Wange scheint.
— Und Hand und Wange eilt sich zu,
Wenn Herz mit Herz sich eint.

Nach dem Englischen der **Elisabeth Barett-Browning** von **Stefan Zweig.**

Herbst im Schwarzwald.

Auf meinen Schwarzwald ist der Herbst gekommen;
Nun ist er schöner noch als ehedem,
Denn seine Lieblichkeit wich hohem Ernste.

Wie war er lieblich, als der holde Frühling
Aus seinen Thälern auf die Höhen stieg
Und Schlüsselblumen auf die Matten streute,
Und seine Silberbäche rinnen ließ,
Und als der Sommer schmolz den letzten Schnee
In tiefer Schlucht am hohen, schroffen Grate,
Und als die armen Städter aus den Mauern
Von Stein sich flüchteten in seine Tannen
Um aufzuatmen in dem reinen Äther.

Sie alle zogen wieder heim zu ihren
Geschäften, sorgend Hab und Gut zu mehren
Und Gold auf Gold zu häufen, Sorg' auf Sorge.

Dies Alles sah der Schwarzwald kommen und
Vergeh'n und wird es oft noch wiedersehen.
Er aber beut sein Haupt dem Herbste wie
Dem Winter, unbewegt in stolzer Schönheit
Und seine Lieblichkeit wich hohem Ernste.
Nun ist er schöner noch als ehedem
Auf meinen Schwarzwald ist der Herbst gekommen.

Hans M. Grüninger.

Sonniger Herbsttag.

Trüg'risches Herbstgold, mit blinkendem Schimmer
Willst Du noch einmal die Welt umspinnen,
Während des Sommers leichtfüßige Freuden
Schon auf flüchtigen Sohlen entrinnen?

Thäler und Höhen in sonnigem Glanze.
Aber böse, verderbliche Mächte
Seh' im geheimen ich schaffen und wirken:
Truggold nur ist es und nicht das echte! —

Wenn erst die letzten Blätter verschwunden
Grinsen vermodert die trauernden Fluren.
Rauhe, tötende Hände verwischen
Lieblichen Sommers smaragdene Spuren.

Blaue Enzianen, ihr müßt verblassen
Gleich euern Schwestern, geweiht dem Verderben!
Still über Nacht kommt der Henker geschlichen
Und schon beim Frührot werdet ihr sterben. — — —

Trüg'rische Hoffnung, mit gleißendem Schimmer
Willst Du die zagende Seele umgaukeln
Und in die lügnerisch seligen Träume
Flüchtigen Glückes die Sinne mir schaukeln?

Truggold nur ist es und nicht das echte,
Sterbenden Glückes erborgter Schimmer.
Nimm vom Gesicht nur die goldene Larve,
Grinsendes Schicksal, mich täuschest Du nimmer! —

Edgar Reimérdes.

„Wär' das, was ist, nur ein Gedicht . . .“

Wär' das, was ist, nur ein Gedicht
In meinem eignen Hirn gesponnen,
Ein süßer Traum von mir ersonnen,
Wär' das, was ist, nur ein Gedicht —
Da wüßt ich wohl, was der zu sagen hat,
Der drinnen ständ' an meiner Statt —

Doch so ist's nicht, s' ist kein Gedicht,
Mein eigen Ich ist's, das die Rolle spielt,
Und was ich sagen soll — ich weiß es nicht —
Du siehst befangen mich das Antlitz neigen
Und siehst den Dichter vor Dir stehn und —
schweigen.

Rudolf Gärtner.

Colosseum in Rom.

Blut'gen Widerschein aus Sturmgewittern
Ferner Tage zaubern Deine Mauern.
Spiele bietet schwätzenden Beschauern
Romas Kaiser heut' und seinen Rittern.

Hinter schwergefügten Eisengittern
Siehst Du Beute witternd Bestien lauern.
Beifall brandet, Eschenschäfte splittern;
Römerherzen kennen kein Bedauern.

Einen Greis umringen Christenjünger
Ringend im Gebet. Die Prüfungsstunden,
Die ersehnten, sind herbeigenaht.

Da ein Rufen; knarrend gähnt der Zwinger:
Romas Cäsar hör' es und Senat:
Sterbend siegen wir und überwunden!

Roderich Gooß.

Briefe von Karl Gutzkow.

(1851—1870.)

III.

Liebenswürdig und pietätvoll wie immer, versprach Ring sofort auch den Wunsch Gutzkows, den dieser in seinem zuletzt mitgeteilten Briefe vom 28. August 1868 geäußert hatte, zu erfüllen, wenngleich es nicht eben gern geschah. „Ich wußte ja nun aus Erfahrung," erzählte Ring dem Mitteiler dieser Briefe, „daß Gutzkow niemals zufrieden war. Und lobte man ihn noch so sehr, ihm erschien alle Anerkennung zu kühl. Wagte man aber nur den geringsten Einwand, so geriet er in Erregung und lohnte den ihm erwiesenen Dienst mit anzüglichen und gereizten Redensarten. Indeß, diesmal durfte ich hoffen, daß es glimpflich abgehen würde. Die kleine Sammlung: „Vom Baum der Erkenntnis" gefiel mir so gut, daß ich sie auch öffentlich wärmstens empfehlen konnte. Nur mußte ich mir diesmal notgedrungen einige Wochen Frist erbitten. Ich war eben im Begriffe, eine größere Arbeit zu beenden und durfte sie — es war eine Pflicht gegen mich, wie gegen meinen Verleger — nicht unterbrechen, um eine Buchrecension zu schreiben. Zudem fühlte ich mich damals körperlich recht elend."

Natürlich war Gutzkow damit schlecht zufrieden und mahnte schon nach drei Wochen. Hier sein zweiter, auf dies Büchlein bezüglicher Brief:

Mein verehrter Freund, nennen Sie es nicht Egoismus, wenn ich dem innigsten Dank für die freundliche Aufnahme meiner Sendung, für die mir so werthen Mitteilungen über Ihre eigenen Arbeiten und Stimmungen, die Bitte anschließe, machen Sie das Versprechen wahr, das betreffende Büchlein zu erwähnen.

Ich bin diesmal in einem ganz exceptionellen Fall. Sie sehen an der Firma, daß ich Brockhaus für diese kleine Publikation umgangen habe. Reüssirt sie nicht, so habe ich nach zwei Seiten hin einen faux pas gemacht.

Schwer reüssirt ein Buch, das nicht die gebahnte Straße der Leseinstitute geht. Für diese ist das Werkchen nicht. Es wendet sich an das kaufende Publikum und bei diesem nützt die Kritik nur, wenn sie unmittelbar die buchhändlerische Operation unterstützt.

Glauben Sie nicht, daß ich an Lobgier leide. Ich konnte gestern in aller Ruhe lesen, wie der 80jährige Gubitz auch nun noch den alten Unkenruf des Hasses und der weiland von Raupach bei ihm bestellten Verfolgung der neueren Literatur in der Vossischen, der in diesem Punkte allzu pietätvollen, bei Gelegenheit der Aufführung meines Acosta ertönen läßt. Erinnert doch auch diese Kritik wieder mit ihrer lapidaren Kürze und Unverständlichkeit an: „Des Lebens Unverstand mit Wehmuth zu genießen ist Tugend und Begriff." Aber diesmal bin ich wirklich in einer mich peinigenden Krisis. Ich möchte, daß Cotta zum Erfolg meiner Feder Vertrauen faßt und deshalb halte ich es gradezu für ein Unglück für mich, daß Sie die freundliche Meinung, die Sie von dem Büchlein hegen, nicht schon vor 14 Tagen in Ihrem so maßgebenden Organ ausgesprochen haben oder aussprechen ließen. Bitte, wenn es Ihnen irgend möglich ist, zögern sie mit der Erfüllung Ihrer so freundlich gewährten Bereitwilligkeit nicht einen Tag. Ich bin zu jeder gewünschten Gegenseitigkeit zu Ihren Diensten.

Nochmals, verkennen Sie das Motiv meiner Bitte nicht! Handelte es sich um einen Roman oder wäre das Büchlein bei Brockhaus erschienen, so würde mir eine Beurtheilung, die erst in Monaten käme, ebenso willkommen sein und bliebe sie ganz aus, so würde ich nicht reclamiren. Diesmal aber, versetzen Sie sich in meine Lage, bin ich in einem besonderen Falle und muß appelliren an das: „bis dat qui cito dat".

Sahen Sie die anliegende Anzeige von Auerbachs Schwager?

Meine Frau und Tochter grüßen herzlich und hoffen wie ich, daß Sie ganz wohl auf sind und Ihrer lieben Frau, die wir herzlich grüßen, keine Sorgen machen.

Mit herzlicher Ergebenheit Ihr

Gutzkow

Kesselstadt bei Hanau d. 21. Sept. 68.

Daß Gutzkow stets einen besonderen Grund hatte, die Besprechung jedes Buchs von ihm beschleunigt zu sehen, und daß er nach dieser Richtung immer „in einem ganz exceptionellen Falle" war, lehrt auch dieser, wie fast jeder Briefwechsel, der bisher von ihm publiziert wurde. Hier also war es der neue Verleger, und weil bei Büchern, die von den Lese-Instituten

nicht aufgestellt zu werden pflegen, „die Kritik nur nützt, wenn sie unmittelbar die buchhändlerische Operation unterstützt.“ Daß dies im Grunde gar nicht die erste und heiligste Aufgabe der Kritik ist, hätte Gutzkow gewiß selbst am eifrigsten betont, wenn ihm ein anderer einen solchen Brief geschrieben hätte. Und wie hätte er es erst beurteilt, wenn ein anderer bei dieser Gelegenheit von „jeder gewünschten Gegenseitigkeit“ gesprochen hätte! Das geringste, was er dem Manne an den Kopf geworfen hätte, wäre sein beliebtes Schlagwort von der „geringen Vornehmheit der Gesinnung“ gewesen. Er durfte davon sprechen; in seinem Munde war es ein Zeichen vornehmer Gesinnung. Allerdings — sprach er zumeist nur davon . . . Charakteristisch ist auch, wie er Rings Mitteilungen über dessen eigene Arbeiten erwähnt. Der „innigste Dank“ klingt in dieser Fassung wie ein: „Donnerwetter! Ich bin Ich! Was gehen mich Deine Romane an! Was Deine Stimmungen! Du hast „Vom Baum der Erkenntnis“ zu loben, und zwar sofort!“

Ring that es, trotz seiner Arbeitslast und obwohl ihm damals seine eigene Gesundheit fortgesetzt die schwersten Sorgen machte. Die Recension erschien sogleich. Sie war so bedingungslos lobend, wie sie Gutzkow nur irgend erwarten durfte. In dem Begleitschreiben, mit dem Ring sie übersandte, war der Wahrheit gemäß betont, daß es ihm weder leicht gefallen sei, die Anzeige sofort zu schreiben, noch leicht, sie in der „Vossischen Zeitung“ zu veröffentlichen. Der leitende Redacteur Dr. Lindner, der Mitredacteur Julius Frauenstädt, dann der Kritiker Gubitz waren Gegner Gutzkows; zudem hatte dieser die „Vossische Zeitung“ wiederholt öffentlich aufs Schärfste angegriffen, ja geradezu beschimpft. Rechnet man hinzu, daß Max Ring zwar ständiger Theaterkritiker des Blattes war, aber auf den litterarischen Teil nur so viel Einfluß hatte, als ihm Lindner zugestand, so wird man wohl Rings Meinung, daß er sich in diesem Falle Gutzkows Dank verdient habe, begreiflich finden.

Nun, Gutzkow war anderer Meinung, er schwieg. Das verstimmte Ring, und er fragte bei Gutzkow an, ob er die Sendung erhalten habe. Wieder blieb er ohne Antwort. In der Folge, mehr als ein Jahr später, als Gutzkow bereits in Berlin lebte, kam es zu einer Aussprache darüber. „Gutzkow war,“ erzählte Ring dem Schreiber dieser Zeilen, „über meine leise Vorhaltung zunächst sehr erstaunt. ‚Aber mein Gott,‘ rief er, ‚für so was dankt man doch nicht. Das wäre mir wie eine Herabwürdigung Ihrer selbstlosen, aus Ihrer innersten Überzeugung gequollenen Anerkennung erschienen!‘“ Worauf Ring: „Sonst pflegten Sie auf Recensionen zu antworten, auch mir! Allerdings waren es nicht unbedingt lobende Recensionen!“ — Gutzkow lachte. „Nun also — da beantworten Sie sich ja Ihre Frage selbst! Wenn Sie mich tadeln, so muß ich mich ja verteidigen, muß dafür sorgen, daß Sie ein andermal vorsichtiger sind! Aber wenn ich Sie ohnehin auf guten Wegen sehe, so spare ich mir eben den Brief!“ Anderen gegenüber klagte er dann: Ring sei so „eitel“, er verlange für jede Zeile einen Dank! Man sieht, der unselige Mann hatte thatsächlich ein „exceptionelles“ Talent, auch seine wärmsten Anhänger zu verletzen.

Noch ehe diese merkwürdige „Aufklärung“ einer argen Unhöflichkeit erfolgt war, war Gutzkow im Oktober 1869 nach Berlin gezogen. Der Zufall fügte es, daß Ring Gutzkow schon sehr bald an drittem Orte begegnete. Ring erkannte ihn nicht sofort und entschuldigte sich dann der Wahrheit gemäß damit, er habe Gutzkow ja so lange nicht mehr gesehen und auch nicht gewußt, daß dieser bereits in Berlin sei. „So — o!“ erwiderte Gutzkow langgedehnt. „Das also haben Sie nicht gewußt! Natürlich, ob ich hier bin oder nicht, ist ja eine Thatsache, die jedem Berliner Schriftsteller höchst gleichgiltig sein kann!“ — „Ich sagte nur,“ erwiderte Ring, „ich hätte nicht gewußt, daß Sie bereits hier seien!“ — „Auch dies könnte ein Journalist wissen,“ erwiderte Gutzkow und drehte ihm den Rücken zu. — „In dem Wort ‚Journalist‘,“ erzählte Ring dem Schreiber dieser Zeilen, „lag eine Welt von Verachtung. Da ging ich und dachte mir: ‚Dir ist recht geschehen! Der Mann verträgt eben freundliche Behandlung nicht!‘ Aber drei Tage später — wir wollten eben zum Speisen gehen — kamen Gutzkow und seine Frau zu uns. Es sei einer ihrer ersten Besuche, versicherte er mit überströmender Herzlichkeit, denn er wisse wohl, wie freundschaftlich ich mich immer zu ihm gestellt hätte. Da war auch ich wieder gut und hieß ihn freudig willkommen.“

Über seinen Verkehr mit Gutzkow in dem Winter von 1869 auf 1870 hat Ring in seinen „Erinnerungen“ (II. 43 ff.) berichtet. Wir geben die Stelle hier wieder:

„Im nächsten Jahre kam Gutzkow nach Berlin in der Absicht, sich dauernd daselbst niederzulassen, wie dies Auerbach und Spielhagen schon früher gethan hatten. Ich war hocherfreut über seinen Entschluß, da ich seine Gegenwart für einen großen Gewinn nicht nur für mich, sondern für ihn selbst und unsere hiesige Schriftstellerwelt hielt. Er kam mir mit der ganzen früheren Herzlichkeit entgegen und auch unsere Familien befreundeten sich bald und verkehrten viel miteinander. Trotzdem ich ihn äußerlich gealtert fand, erschien er mir geistig so frisch, wie in seinen besten Tagen, angeregt und anregend im hohen Grade. Wir verlebten mitsammen in kleineren und größeren Kreisen schöne, glückliche Stunden, in denen er bald als Wirt, bald als Gast alle Beteiligten durch seinen Geist und seine Liebenswürdigkeit erfreute und nur selten in sein altes mißtrauisches Wesen verfiel. Auch seine Produktionslust und Dichterkraft waren von Neuem erwacht und eine Reihe von Arbeiten und Plänen, welche er mir gewöhnlich mitteilte, gingen unter so

günstigen Umständen ihrer Vollendung entgegen. Manche kleinen Dienste und Gefälligkeiten, die ich dem mit den Verhältnissen Unbekannten gern leistete, knüpften unsere freundschaftliche Verbindung nur noch fester und brachten uns einander auch gemütlich näher.

Leider hielt jedoch diese glückliche Stimmung nicht allzulange vor, da Gutzkow sich in seinen, vielleicht zu hoch gespannten Erwartungen getäuscht fühlte und in Berlin nicht den für ihn geeigneten Boden zu finden glaubte, obgleich es ihm keineswegs an der verdienten Anerkennung fehlte und ihm manche vorteilhafte Aussicht für die Zukunft geboten wurde. Es gehörte zu den Eigentümlichkeiten des sonst so lebensklugen und scharfblickenden Mannes, daß er nicht die nötige Ruhe und Geduld besaß, den Erfolg abzuwarten, daß er sich nicht Zeit ließ, irgendwo feste Wurzeln zu schlagen und die kaum angeknüpften Verbindungen eben so leicht wieder abriß und auflöste. Schon nach kurzer Zeit verfiel Gutzkow in seinen alten Fehler und mißtraute seinen besten Freunden. Auch mit mir überwarf er sich wegen einer Kritik, die ich auf seinen Wunsch über seinen Roman „Die Söhne Pestalozzi's" geschrieben hatte. Trotz aller Anerkennung seiner geistreichen, aber in der Hauptsache verfehlten Arbeit fühlte er sich durch den von mir begründeten und so schonend als möglich vorgebrachten Tadel, daß er sich ein selbst für das größte Talent unlösbares Problem gestellt habe, verletzt. Obgleich er meine Behauptung nicht widerlegen konnte, vermißte er an meiner Anzeige die freundschaftliche Wärme und Teilnahme für sein Buch."

In Wahrheit vermißte Gutzkow an dieser Kritik geradezu die Loyalität. Hier die drei, auf diesen Konflikt bezüglichen Briefe Gutzkows:

Verehrtester Freund, ich weiß, wie ungern der Selbstproduzirende aus seinem Frieden sich aufschrecken, in seinen Arbeiten sich unterbrechen läßt. Aber Sie haben nun einmal die Berichterstatterfunktion, müssen für oder gegen Andere schreiben und was das Schrecklichste — lesen.

Ich bin gefaßt auf ein strenges Gericht meines Romans, obschon ich viel, sehr viel noch gethan habe, Ihren Winken entgegen zu kommen. Aber, süß oder sauer, nur bitt' ich, bringen Sie Ihr Votum bald. Die Zeitung, die sich Ihrer Mitarbeiterschaft rühmen darf, ist fast entscheidend für die hiesige Aufnahme, die ich nach Allem, was ich Ihnen neulich in der Leipzigerstraße sub Jove sagte, nicht lau wünschen muß.

Ein gestern hier angekommenes Votum der „Neuen Freien Presse" lautet ähnlich, wie das, das heute in hiesiger Börsenzeitung erschien. Ich sende es mit, natürlich, um eine Pression auf Sie auszuüben.

Mit herzlichem Gruß
wie immer Ihr aufrichtiger und dankverbundener
Berlin, den 25. März 1870. Gutzkow.

Wie schon aus diesem Schreiben ersichtlich ist, hatte Ring, als Gutzkow den Roman, der damals gerade im Feuilleton einer Zeitung erschien, mit ihm besprach, seine schweren Bedenken nicht verschwiegen. „Dies war," erzählte Ring dem Schreiber dieser Zeilen, „der Hauptinhalt unserer Gespräche im Oktober und November 1869. Ich konnte, so viel er vorbrachte, nur immer wiederholen, was ich ihm zuerst gesagt hatte: „Das ist kein Roman, sondern eine ganz abstrakte, theoretisierende Historie, die sich zudem mit geringer Logik und ganz sprunghaft entwickelt." Gutzkow widersprach heftig; mir bangte in seinem Interesse um das Buch. Da ich ihn nun so genau kannte, so bangte mir zudem auch um unsere Freundschaft, wenn etwa ich über das Buch schreiben sollte, und ich bat ihn schon im Februar 1870, als er eine Anspielung darauf machte, jedenfalls von einer Recension aus meiner Feder abzusehen. Gutzkow war darüber zunächst sehr erregt, sagte dann aber: „Lesen Sie doch erst das Buch und entscheiden Sie dann." — Ich kennte es ja aber schon, wandte ich ein. — „Im Buch macht sich's anders als in einer Zeitung," meinte er, und zudem habe er den Roman für die Buchausgabe umgearbeitet. — Nun traf ich ihn in der Leipziger Straße und er bat mich, das Referat für die „Vossische Zeitung" nun doch zu übernehmen. Ich lehnte nochmals, nun auf das Bestimmteste ab. Er nahm dies merkwürdig gelassen auf und verlegte sich aufs Bitten. Wenn ich den Roman nicht besprechen wolle, so schweige die „Vossische Zeitung" das Buch ganz tot oder reiße es herunter. Er sei aber auch „in einem ganz exceptionellen Falle": es sei das erste Buch, das er als Berliner Schriftsteller herausgebe; wenn ihm die „Vossische Zeitung" gehässig begegne, so könne er nicht länger in Berlin bleiben. „Wie Sie sehen," schloß er, „hängt geradezu meine ganze Existenz davon ab, daß Sie den Roman dort besprechen. Damit ist zum mindesten erreicht, daß mir nicht gehässig begegnet wird; selbstverständlich mute ich Ihnen aber nichts zu, was gegen Ihre Überzeugung ginge. Tadeln Sie, was Sie tadeln müssen, aber — schreiben Sie! Denn bei Ihnen bin ich zum Mindesten dessen gewiß, daß Sie meine gesamte litterarische Persönlichkeit unangetastet lassen." — Dessen könne er allerdings gewiß sein, meinte ich, bat dann aber nochmals, es sich zu überlegen; auch sei ich momentan sehr überbürdet. — „Aber Sie sind ja doch nun einmal auch Berichterstatter," meinte er, und diesmal klang das Wort ähnlich, wie im Oktober der „Journalist". — „Gewiß bin ich auch Kritiker," erwiderte ich, „aber doch nur für Theater, und das giebt mir gerade genug zu schaffen." Wir schieden, nachdem ich meine Bitte, diesmal von mir abzusehen, wiederholt hatte. Ich hatte also wahrlich allen Grund, nicht eben geschmeichelt zu sein, als er nun doch die Recension förmlich erzwang, noch obendrein mit der Berufung auf meine „Berichterstatterfunktion". Er

ei, schrieb er, auf ein „strenges Gericht“ gefaßt, chickte mir aber doch das „Votum“ der „Neuen Freien Presse“, das insofern kein ganz unbefangenes war, als ja sie den Roman im Feuilleton gebracht hatte, und den — Waschzettel des Verlegers, den die „Börsenzeitung“ abgedruckt hatte, dies Alles mit der scheinbar scherzhaften, aber in Wahrheit sehr ernsten Absicht, „Pression auf mich auszuüben“. Natürlich ließ ich mich dadurch nicht verstimmen und schrieb so wohlwollend, als irgend möglich. Die beiden genannten Blätter abgerechnet war meine Recension jedenfalls die mildeste, die über das Buch erschienen ist.“

Wie Gutzkow sie aufnahm, zeigt sein nachstehend mitgeteiltes Schreiben:

Lieber Ring, Sie werden mir doch als einem alten Schriftsteller zutrauen, daß ich an einem kritischen Artikel zu unterscheiden weiß, was davon der Verfasser konventionell geschrieben hat und was con amore, was ihm Neben- was Hauptsache war.

Den oberflächlichen Leser mögen Einleitung und Schluß Ihres Artikels bestechen. Ich bin auch selbst nicht unempfindlich für die darin enthaltenen Conzessionen. Aber die eigentliche Pointe Ihres für die Sache durchweg contre coeur und mit Abneigung geschriebenen Aufsatzes ist die Proclamation der schon als erwiesen und schon als ganz selbstverständlich entschiedenen Thatsache, daß die eigentliche Aufgabe meines Romans verfehlt und von dem ganzen Stoff der romantische Zauber abgestreift wäre.

Als ich dies las, als ich die Möglichkeit erwog, daß Ihnen, 8 Tage nach Erscheinen meines Buchs, ein so hartes Verdikt so leicht aus der Feder fließen konnte, starrte ich das Blatt an. Mein Schmerz, daß Sie vielleicht das Richtige getroffen hätten, war lange nicht so groß als der über die Störung unsrer Freundschaft. Denn die Genugthuung, die Sie augenscheinlich im sofortigen Vernichtenwollen des eigentlichen Werths meiner Arbeit empfanden, kann ich Ihnen nicht vergeben.

Aber verwechseln Sie ja nicht meine Stimmung mit der, die Ihnen Auerbach kundgab und über die wir zuweilen sprachen! Ihr Votum über das Landhaus am Rhein kam 4 Monate nach dem Erscheinen, fast ein Jahr nach dem Erscheinen in der Wiener Presse. Auch darin ist meine Stimmung von der Auerbachs verschieden, daß ich mich keineswegs gegen die Exception der Wahrheit verschließe. Erst allmälig erhebe ich mich wieder zu dem Glauben, Sie möchten denn doch wohl nur ein subjektives Gefühl ausgesprochen haben. Wenn Nesselborn den „Urmenschen“ zu erziehen verspricht, so verspricht es ein Mann, den ich schon bis zum Schluß des Ersten Bandes als nicht mehr sozusagen identisch mit dem Leser geschildert habe. Was ein Excentrischer erwartet — ich meine Nesselborn — braucht der Leser nicht auch zu erwarten. Und die „Romantik des Stoffs — ?“ Das Unklare, Unerklärte, Nebelhafte der Annahmen über Caspar Hauser ist Ihnen also dessen Romantik? Doch ich schreibe Ihnen hier keine Antikritik. Sie hätten Tadel aussprechen können, auch diesen, den Kern des Ganzen treffenden, aber ein wirklich wohlwollendes Gemüth hätte sich anders ausgedrückt, hätte als subjektive, hypothetische Empfindung ausgesprochen, was Sie apodiktisch und als feststehend hinstellten. Und das ist das Schmerzlichste für mich, jene Stelle, wo Sie den Stab brechen über das Ganze, ist die Ihnen wertheste, die, von der Sie wissen konnten, daß Sie von Schriftsteller zum Schriftsteller weist. Denn so dumm ist doch Unsereins nicht, daß Sie mir, wie einem Theaterdirektor, dem Sie ein Stück, eine Novität, verurtheilen, die Pille versilbern können durch „Fleiß seiner Bühne“ „Ausstattung“ „Darstellung u. s. w.

Ich habe mir nun über Ihre große Gemüthlichkeit meine Meinung gebildet und begreife jetzt, wie Sie mich im Oktober, am Tage nach meiner Ankunft in Berlin, auf Jenke's Comptoir halb wie einen Fremden begrüßen konnten, von dem Sie nicht zu wissen erklärten, daß er hierher gezogen war. Der Gott, der Herzen und Nieren prüft, möge entscheiden, ob es mir bei meiner viel herzlicheren, gegentheiligen Haltung darum zu thun gewesen, nur den Kritiker der Vossischen Zeitung für mich zu gewinnen.

Mit meinen aufrichtigsten Wünschen für Ihr und der Ihrigen Wohl

Ihr

d. 1. 4. 70. Gutzkow.

„Mir erschien der Brief unheimlich,“ meinte Ring, „der Brief eines Geisteskranken.“ In der That sind auch dafür Anzeichen genug vorhanden. Man erwäge, was alles dazu gehörte, nach dieser Vorgeschichte über die Recension ungehalten zu sein! Natürlich hatte Ring „contre coeur und mit Abneigung“ geschrieben; das wußte ja Gutzkow am besten; er selbst hatte Ring ja moralisch gezwungen, es dennoch zu thun! Und wie hätte Ring schreiben sollen, gegen seine Überzeugung, der „Pression“ des Waschzettels in der „Börsenzeitung“ folgend, oder mit Betonung dessen, was eben für die Beurteilung des Romans die Hauptsache war, und dann eben seiner Überzeugung gemäß?! Ferner aber: Gutzkow wünschte das Erscheinen „bald,“ er verlangte nichts, als Schonung seiner gesamten litterarischen Persönlichkeit, und als nun Ring sofort schrieb, war dies ein Verbrechen mehr, und der Mann, der sich mit allen Mitteln dagegen gesträubt hatte, das von Gutzkow befürchtete „strenge Gericht“ üben zu müssen, war nun ein Heuchler, der „im sofortigen Vernichtenwollen“ Genugthuung empfand! Natürlich durfte diese „Stimmung“ aber nicht mit der Berthold Auerbachs verwechselt werden, welcher, als Ring das „Land-

haus am Rhein" scharf getadelt hatte, zu diesem kam und sagte: „Du, das verdien' ich nicht, da hast Du mein Buch mißverstanden!" und sich nun mit dem Freunde darüber aussprach. Nein, so eitel wie Auerbach war Gutzkow nicht, denn dieser kam zu Ring, um sich mit dem alten Freunde zu verständigen, und Gutzkow kündigte die Freundschaft! U. s. w. u. s. w. Und nun erschien ihm auch jene erste Begegnung mit Ring nach seiner Ankunft in Berlin im rechten Lichte! Ja, so war es, und wenn Gutzkow, seine Unart gutzumachen, einige Tage später bei Ring erschienen war, so lag ihm der Gedanke, daß Ring Kritiker der „Vossischen Zeitung" war, völlig ferne!

Gewiß, es steckt viel Pathologisches in dem Briefe, und wir wollen es lieber stärker, als leiser betonen — denn in welchem Lichte erschien uns sonst der Mensch Gutzkow?! Gern nehmen wir also an, daß Rings Auffassung eine begründete war. Weil er so dachte, darum vergab er sich auch nichts, als er nach Empfang dieses Schreibens sofort zu Gutzkow ging. Aber dieser — ließ ihn nicht vor. Und darauf schrieb Ring und sagte, was er eben in diesem Falle zu sagen hatte; wir brauchen es gewiß nicht erst auszuführen.

Hier Gutzkows Antwort:

Sie können sich wohl denken, verehrter Freund, wie es mich bewegt und rührt, daß Sie auf baldigste Einstellung unseres gestörten Friedens Werth legen.

Für jetzt aber möchte ich doch bitten: Lassen wir alle Erörterung ruhen!

Das Faktum ist vollzogen. Die Versicherungen vom Gegentheil einer mißliebigen Absicht machen am Ende das Uebel nur noch ärger. Denn wer hört es gern, daß man sich noch obenein für die beste Absicht, d. h. Rücksicht und Schonung zu bedanken hätte! Frei und natürlich, durch die Leistung gewonnen soll der Ausdruck der Theilnahme sein, einer Theilnahme, die, ich weiß es ja aus eigener Erfahrung, eine seltne hohe Tugend der Ueberwindung ist bei dem, der selbst produzirt. Aber wir schaden uns nur selbst, wenn wir einander nicht mehr ehren und unsere Arbeiten würdigen aufnehmen. Sehen Sie jetzt die Meistersinger . . .*! Alles, was Musiker heißt, ist in Bewegung. Die Carossen fliegen. Hof und Gesellschaft, alles in aufgeregt. Die Blätter schreiben 5, 6 Spalten 3, 4 Artikel und zwar über einen — geschmacklosen karrikirten Gegenstand, der vor einem durchdachten Roman in 3 Bänden, der Arbeit eines Jahres nur die Anwendung brillanterer Mittel voraus hat. Wir Litteraten schreiben an die Spitze unserer vom Neuen empfangenen Eindrücke No. 714 oder 715 und werfen's zum Uebrigen. „Vivat sequens."

Aber, wie gesagt, lassen wir jetzt alles gehen, wir holen die Verständigung schon nach. Was wollen Sie mit dem Anblick eines Mannes, der nur ganz einfach Ihnen gestand, daß Sie ihm wehegethan! Die Zeit wird alles mildern und heilen.

Mit Dank für Ihren Besuch und den freundlichen Brief aufrichtig

Ihr

Gutzkow.

d. 2. 4. 70.

Damit war die Beziehung abgebrochen. „Wir sahen uns," schreibt Ring in seinen „Erinnerungen", „nur noch selten und sprachen uns nur flüchtig, wenn wir uns zufällig am dritten Orte begegneten. Kurze Zeit darauf verließ Gutzkow Berlin, wo er sich nicht mehr heimisch fühlte. Ich sah ihn mit aufrichtigem Bedauern scheiden und bewahrte in meinem Herzen dem ebenso bewunderungswürdigen, als beklagenswerten Freund und Schriftsteller, der zu den ersten und besten Geistern seiner Zeit gezählt werden muß, ein treues, liebevolles Angedenken."

*) Unleserlich. Ring ergänzte „in der Oper," was gewiß nicht richtig ist.

Ein Herwegh-Denkmal.

Wir werden um die Aufnahme folgenden Aufrufes ersucht:

„Wir wenden uns an alle Freunde und Streiter der Menschlichkeit und Freiheit mit der Bitte um Beiträge für ein Herwegh-Denkmal in Liestal im Schweizerland. Als über Europa eine finstere Reaktion brütete, da erhob sich am Fuße des ewigen Schnees die „eiserne Lerche" und verkündete den Morgen der Freiheit. Wie ein Lenzsturm fuhren Herweghs „Gedichte eines Lebendigen" 1841 über die Welt und rissen nicht nur die deutsche Jugend mit sich fort, sondern auch alle Frauen und Männer, die sich aus der dumpfen Krankenstube des deutschen Bundes hinaussehnten nach freier Luft, gleichem Licht und liebem Sonnenschein. Sogar der König von Preußen konnte sich dieses gewaltigen Geisteshauches nicht entziehen und empfing in einer persönlichen Zusammenkunft den Dichter, der in Deutschland wie ein Befreier gefeiert wurde. Nie hat ein Dichter eine schönere lebendigere Ehrung durch das Volk erfahren, als Herwegh 1842 auf seiner Reise durch Deutschland. Bald freilich verscheuchte die alte Reaktion den jungen Dichter wieder aus Deutschland nach der Schweiz, aber selbst im Kanton Zürich duldete ihn das herrschende orthodoxe und konservative Anti-Straußentum nicht mehr. Da ernannte ihn die Bürger- und Bauernregierung des in junger Freiheit glühenden Kantons Baselland zum Ehrenbürger und verschaffte dadurch dem Geächteten eine glänzende Genugthuung und ein sicheres Asyl. Herwegh hat seinem neuen Heimatland zeitlebens eine treue Liebe bewahrt und seinem Wunsch entsprechend ruht er auch dort im Grabe. Nun soll ihm in Liestal, dem Hauptorte des Kantons, auf dem schönsten Platze in der Nähe des Bahnhofes und eines Volksbildungstempels ein einfaches, würdiges Denkmal errichtet werden. Das hat Georg Herwegh wohl verdient, denn er hat für das Volk und die Freiheit nicht nur gesungen, sondern auch gestritten und ist ihnen unwandelbar treu geblieben bis ans Ende, trotz Haß, Verfolgung und Zurücksetzung. Ehren wir den toten Sänger und seine Liebe und Treue für die höchsten Güter des Volkes und der Menschheit durch ein

prunkloses würdiges Denkmal. Zürich, im September 1901. Im Namen des Ehrenausschusses: Der Präsident: Robert Seidel.

Gleichzeitig werden wir ersucht, mitzuteilen, daß der Ehrenausschuß aus folgenden Personen besteht:

Stefan Gschwind, in Oberwil, Nationalrat von Baselland. Hermann Greulich, Schweizerischer Arbeitersekretär in Zürich. Karl Henckell, Schriftsteller in Zürich. Robert Seidel, Sekundarlehrer und Schriftsteller in Zürich. Dr. J. Stiefel, Professor der deutschen Litteratur an der Universität Zürich. Dr. V. Widmann, Feuilleton-Redaktor des „Bund“ in Bern. Frau Emma Meyer-Brenner in Basel. Rudolf Schweizer, Kunstmaler in Basel. Eugen Wullschleger, Nationalrat und Sekretär des Schweizerischen Grütlivereins in Basel. Jean Sigg, Arbeitersekretär und Großrat in Genf. Otto Hörth, Redakter der „Frankfurter Zeitung“ in Frankfurt a. M. Rob. Schweigel, Schriftsteller, Berlin. Max Kegel, Schriftsteller, München. — Beiträge sind an den Kassierer des Initiativ-Komites Herrn Levy-Isliker, Kaufmann in Basel zu senden.

Beigefügt ist dem Aufruf ein „Bericht des Initiativ-Komitees für ein Herwegh-Denkmal.“ Er lautet:

Am 7. April 1900 kehrte der Todestag Georg Herweghs zum 25. Male wieder, und es erwachte bei diesem Anlasse der Gedanke, am Grabe des Dichters in Liestal einen Denkstein setzen zu lassen. Dieser Gedanke, in einem Artikel des „Basler Vorwärts“ zum Ausdruck gebracht, fand lebhaften Anklang und rasch gingen eine Reihe Gaben zu seiner Verwirklichung ein. Allein der Denkstein konnte am Grabe nicht erstellt werden, weil die in Paris lebende hochbetagte Gattin des verehrten Dichters nach ihrem Tode neben ihrem geliebten Mann ruhen will und ein Denkmal daher am Grabe nicht Platz finden kann. Nun wurde die Errichtung eines Denkmales auf einem öffentlichen Platze in Liestal ins Auge gefaßt, allein auch der Ausführung dieser Idee stellten sich manche Schwierigkeiten entgegen. Sie konnten überwunden werden, und nun stehen die Dinge derart, daß nur noch der letzte Schritt zu thun ist. Der Gemeinderat von Liestal hat uns den für das Denkmal geeignetsten und schönsten Platz hinter dem Orts-Schulhause zur Verfügung gestellt. Dieser Platz wird später wohl den Namen Herwegh-Platz erhalten. Eine von Kunstmaler R. Schweizer in Basel in wirklicher Größe gemalte Skizze des Denkmals ist auf diesem Platze aufgestellt gewesen und vom unterzeichneten Komite im Beisein der Vertreter des Gemeinderates, des Präsidenten des Ehrenausschusses, Herrn Robert Seidel, und des Bildhauers Herrn Wethli aus Zürich begutachtet worden. Das Denkmal, 3 Meter hoch, wird in eine Gartenanlage an einen Abhang zu stehen kommen. Es wird aus einer Gruppe von Natursteinen des Jura bestehen, von denen einer das Bild des Dichters in Hochrelief, umgeben von einem Lorbeer- und Alpenrosenkranz trägt. Bild, Kranz und Schrifttafel werden aus cararischem Marmor erstellt. Vor einem Jahre gingen eine Anzahl Gaben ein, die jedoch für die Vorarbeiten gebraucht werden dürften. Die Aufstellung des Denkmales soll so bald als möglich stattfinden und seine Vollendung durch eine Enthüllungsfeier ausgezeichnet werden. Auf unsere Einladung hat sich ein Ehrenausschuß gebildet, der uns mit seinem Rat zur Seite steht und sich in einem Aufruf um Beiträge an die Öffentlichkeit wendet. Nach Vollendung und Einweihung des Denkmales werden wir über unsere Thätigkeit Bericht erstatten und über alle Einnahmen und Ausgaben Rechenschaft ablegen. Dieser Bericht ist zugleich als ein litterarischer Beitrag zu Herweghs Leben und Wirken gedacht und soll an alle Personen und Körperschaften versandt werden, welche Beiträge an das Denkmal leisten. Falls die Mittel es gestatten, ist auch eine billige Volksausgabe von Herwegh's Gedichten in Aussicht genommen worden. Wir hoffen, das schöne Werk mit Hilfe aller Verehrer Herweghs bald zu Ende führen zu können und zeichnen hochachtungsvoll im Namen des Initiativkomites: Der Präsident: G. Eulert, Administrator des „Vorwärts“. Der Kassierer: Levy-Isliker, Kaufmann und Mitglied des Großen Rates. Basel, im September 1901.

Es schien uns Pflicht, dem Aufruf vollinhaltlich Raum zu geben. Weggelassen ist nur im „Bericht“ der Satz: „Einige Skizzen am Kopf dieses Berichts geben eine Idee von dem Plane,“ da wir ja diese Skizzen selbst hier nicht beifügen können. Soweit eine Skizze eine Ansicht gestattet, scheint uns der Entwurf recht gut.

Aber wie wir damit nur einer Pflicht zu entsprechen glaubten, so scheint es uns Pflicht, auf einige Punkte dieses Berichts, sowie des Aufrufs hinzuweisen, welche die Sache nicht zu fördern geeignet sind.

Zunächst eine Thatsache, über die es keine Meinungsverschiedenheit geben kann. Es ist nicht richtig, daß Georg Herwegh jemals „Ehrenbürger“ des Kantons Baselland war und daß dieser dem Dichter durch die Ernennung zum „Ehrenbürger“ eine „glänzende Genugthuung“ verschaffte. Der richtige Sachverhalt ist vielmehr der folgende: Als es für den Dichter nach seiner Ausweisung aus Zürich zur Lebensfrage wurde, irgendwo heimatsberechtigt zu werden, gelang es seinen Freunden, nachdem ihre darauf gerichteten Bemühungen in anderen Kantonen der Schweiz, sowie in einigen größeren Orten des Kantons Baselland vergeblich geblieben waren, endlich, die stimmberechtigten Bürger einer kleinen Ortschaft dieses Kantons, Augst, zur Aufnahme Herweghs in den Verband dieser Gemeinde zu bestimmen. Es geschah nach langwierigen Verhandlungen, bis man sich über den Preis, den Herwegh dafür an die Gemeinde zahlen sollte, geeinigt hatte; gefordert wurde anfangs sehr viel, endlich begnügte sich die kleine Gemeinde, die damals nur 16 stimmberechtigte Bürger hatte, mit 600 Franken. Obwohl nun dieser Betrag pünktlich bezahlt wurde, obwohl ferner Herwegh den Beweis erbracht hatte, daß ihm durch die Mitgift seiner Frau reichliche Mittel zur Verfügung stünden, stieß doch die Erteilung des Staatsbürgerrechts seitens des Kantons Baselland auf die größten Schwierigkeiten. Sie waren, da der Landrat des Kantons durchweg aus Radikalen bestand, nicht politischer Natur; was man einwandte, sei hier nicht gesagt. Es bedurfte zweier stürmischer Sitzungen, bis der Landrat mit 21 gegen 7 Stimmen die Erteilung des Staatsbürgerrechts gegen Erlag einer Gebühr von weiteren 500 Franken aussprach. Aber nun widersetzte sich noch die Regierung des Kantons unter den verschiedensten, darunter sehr nichtigen Vorwänden, bis endlich auch ihr Widerstand gebrochen war. Dies die Thatsachen; die authentischen Abschriften der amtlichen Protokolle sind in unseren Händen, und was wir uns von Berlin aus verschaffen konnten, wäre den Schweizer Mitgliedern des Initiativ-Komites gewiß zugänglich gewesen. Wer behauptet, was im Aufruf steht, schlägt geradezu der Wahrheit ins Gesicht. Und das ist um so bedauerlicher, als die Aufrichtung eines Denkmals für Georg Herwegh solcher unwahren Motivierungen nicht bedarf. Die Wahrheit genügt: er war ein bedeutender Dichter und verdient ein Denkmal.

Auch über eine zweite Thatsache werden die meisten Menschen sicherlich dieselbe Meinung haben, wie wir. Ehe man ein Denkmal für einen Dichter errichtet, muß der nächsten Pflicht genügt, muß seine Grabstätte in würdigem Stande und ihre Erhaltung in diesem Stande gesichert

sein. Das Grab Georg Herweghs war noch 1900, wie die unwidersprochen gebliebene, eingehende Mitteilung eines Basler Blattes bewies, die dann durch die ganze deutsche Presse ging, aufs Unwürdigste verwahrlost. Wir wollen annehmen, daß dem nicht mehr so ist, aber das hätte dann der Bericht klarstellen und aussprechen müssen: daß die würdige Pflege des Grabes auch für die Zukunft gesichert sei.

Über ein Drittes endlich wird man allerdings verschiedener Meinung sein können. Herwegh war der Dichter einer Partei, zuletzt der social-demokratischen Partei. Ob es aber richtig war, den Aufruf, der um Beiträge für sein Denkmal wirbt, lediglich vom Standpunkt einer Partei zu schreiben, und in den „Ehren-Ausschuß" fast ausschließlich Social-Demokraten zu berufen, bezweifeln wir. Wir halten es für unpraktisch, weil dadurch Mancher abgehalten werden wird, seinen Beitrag zu spenden, und vor Allem, wir halten dies für eine Verkleinerung der Bedeutung des Dichters. Er hat genug geleistet, um heute als Dichter des ganzen deutschen Volkes zu gelten. K. E. Fr.

Litterarische Notizen.

— Aus Vergangenheiten. Ein elsässisches Balladenbuch von Alberta von Puttkamer. Mit reichem Bildschmuck von C. Spindler. Straßburg. Verlag von Schlesier & Schweickhardt, 1899. — Die Verfasserin hat sich durch ihre Lyrik nicht eben bekannt gemacht, aber doch bei den Wenigen, die sich aufrichtig dafür interessieren, ein günstiges Vorurteil für ihre weiteren Arbeiten gesichert. Ihre Gedichte haben immer viel Farbe; sie atmen ab und zu wirkliche Leidenschaft, auch die Form ist zumeist recht gut; daß auch viel Gemachtes dabei unterlief, hat wohl niemand verkannt, indes überwog doch im Ganzen und Großen das Empfundene. Daß eine Dichterin von dieser Individualität sich nun auf dem Gebiet der Ballade versuchte, kann von vornherein überraschen; eine innere Nötigung hierzu ist bei einer so durchaus subjektiv und so durchaus lyrisch veranlagten Natur schwer anzunehmen. Man wird auch aus den Versen selbst diese Nötigung nicht heraushören; die Verfasserin lebt, oder lebte doch (als Gattin des kürzlich in den Ruhestand getretenen Unterstaatssekretärs von Puttkamer) lange Jahre im Elsaß, interessierte sich wohl auch, wie alle Welt, für Sage, Geschichte und Landschaft des herrlichen Landes, und kam so zu den Stoffen; eine geborene Balladendichterin ist sie nicht, das merkt man überall, und überall merkt man auch, daß sie keine geborene Elsässerin ist. Der Erdgeruch fehlt, aber auch der Respekt vor der Überlieferung ist nirgendwo zu finden, und am allerwenigsten der Sinn für das Urkräftige, das Einfach-Große, ohne den der richtige Balladendichter garnicht denkbar ist. Das sind pretiöse, mit rauschendem Wortgepränge, symbolistischem und sonstigem Krimskrams aufgeputzte Paraphrasen über Stoffe, die jede andere Behandlung eher vertragen als diese. Hier ein Beispiel, das unser Urteil zugleich illustrieren und beweisen mag; wir wählen, wie dies die Gerechtigkeit erfordert, zu diesem Zwecke dasjenige Gedicht, das uns noch als das relativ beste erscheint. Es ist „Die Tannenkirche" überschrieben; zu Grunde liegt die folgende von August Stoeber mitgeteilte Sage: „Thannkirch im Elsaß trägt nach der Sage seinen Namen von einer Kirche, in die ein unschuldiges Mädchen floh, um sich vor ihrem Verfolger zu schützen. Die Mauern des Kirchbaues schlossen sich, um sie zu bewahren, eng und enger zu einem mächtigen Tannenstamm." Man sieht, ein sehr einfacher Stoff, der nur eben die schlichteste Behandlung verträgt, eine im besten Sinne des Worts einfältige Tonart. Und was macht Frau von Puttkamer daraus?! Sie beginnt mit einer dreistrophigen Vision, in welcher ihr „die toten Zeiten ihre längst geschlossenen Augen aufthun":

> Blasse Zeiten zieh'n am Haidesaume,
> Schleier, licht brokat'ne Schleppen weh'n —
> Silberhörner schallen wie im Traume,
> Wo im Burghof Lindendüfte geh'n . . .

Mit der Sage haben die „licht brokat'nen Schleppen" nichts zu thun, ebensowenig die wie im Traume schallenden Silberhörner; das ist nur so der Vorgesang, der zum Inhalt paßt, wie die Faust aufs Auge. Denn dieser Inhalt beginnt erst mit Strophe 4:

> Eine süße Maid steht dort am Bronnen,
> Linnen wäscht sie mit der rauhen Hand;
> Wie von Saphirlicht ist sie umronnen,
> Das im frühen Junitag entbrannt.

Ein Saphirlicht, das im frühen Junitag entbrannt, haben wir noch nie gesehen, und können es uns darum nicht leicht vorstellen; unser Trost ist nur, daß es der Dichterin damit schwerlich besser gegangen sein kann. Hingegen verstehen wir die nächsten vier Strophen, die uns besagen, daß das Mädchen „des Schlosses letzte Magd," daß „der trotz'ge Herr, der Fürchterliche" sie wild bedrängt und daß sie daher froh ist, ihn weit weg zu wissen. „Aber plötzlich fühlt sie sich umfangen," und in den nächsten drei Strophen wirbt er um sie, wie eben ein Burgherr im Mittelalter um die Gunst seiner letzten Magd zu werben pflegte:

> „Von den duftenden Akaziendolden,
> Die da drinnen reich im Burghof blüh'n,
> Mach ich Dir ein Bett, der fürstlich Holden,
> Und sein Saum wird rot von Rosen glüh'n."

Sie aber stößt ihn zurück —

> Und es wächst ihr Kraft wie mächt'ge Flügel —
> Wie ein junger Adler fährt sie hin —

welcher Wortschwall hier nur bedeutet, daß sie hurtig zur Kirche läuft. Sie warnt ihn, ihr zu folgen, er aber:

> Gellend lacht er . . . Doch da geht ein Schauern,
> Wie ein göttlich Grollen durch den Raum —
> Leuchtend steht die Maid; die Kirchenmauern
> Schließen sich um sie zum Tannenbaum.

Die Strophe ist für die Erkenntnis, wie dilettantisch diese Balladen geformt sind, sehr lehrreich. So kurz darf die Sage, so kurz der Dichter sein, der sie treu und schlicht in Verse bringt; wer uns aber in achtzehn vierzeiligen Strophen das Überflüssige aufs wortreichste ausmalt, muß hier zeigen, ob er malen kann. Nun, er oder sie kann es eben nicht. Damit jedoch sollte die Bedichtung des Stoffs zum mindesten zu Ende sein; aber nein! nun folgen noch drei Strophen, in welchen die fromme, in die Kirche geflohene, von der Kirche errettete Magd zur — Elfe wird:

> Die Geknechtete, die einst zusammen
> Brach in eines rauhen Lebens Jagd,
> Regt sich frei in jedes Frührots Flammen,
> Nun im Ästerauschen, eh' es tagt.

Das ist Phrase, nur noch Phrase. Schade um die sehr talentvollen Zeichnungen von C. Spindler, aber diese geschminkten, parfümierten Balladen haben wir gern nach beendeter Lektüre weit, recht weit aus der Hand gelegt.

Neue Bücher.

Nachstehend verzeichnete Bücher sind der Redaktion zur Rezension zugekommen:

Bunte Theater-Bibliothek. I. Überbrettl-Herren-Vorträge. II. Überbrettl-Damen-Vorträge. III. Hans Ostwald, Die Zippelschicke. IV. Rudolf Schanzer, Drei Pantomimen. Berlin, Th. Mayhofer Nachf. o. J.

Redigiert unter Verantwortlichkeit des Herausgebers Karl Emil Franzos in Berlin. — Nachdruck auch im Einzelnen ist untersagt und wird strafgerichtlich verfolgt. — Verlag der Concordia Deutsche Verlags-Anstalt in Berlin. — Druck von Albling & Krüger, Berlin N.

Vom deutschen Strand.

Erzählungen von **Philipp Kniest.**

Die Frau an Bord.

Einst floß der Strom an den Mauern der kleinen alten Handelsstadt vorüber.

In grausiger Sturmnacht verschlang die Nordseeflut Land und Sand, Dörfer, Weiler und Höfe und hinterließ einen weiten Meerbusen. Der Fluß verlor sein altes Bette; — wo einst Wasser war, da wuchs Land an. Nun mußte, um die Häfen der Stadt, an welchen die schönen alten, hochgegiebelten Patrizierhäuser stehen, den Kanal, in dem das turmgekrönte prächtige Rathaus sich spiegelt, nicht ganz und gar verkommen zu lassen, ein Tief zur Verbindung mit der See gegraben werden. Dieses führt in grader Richtung nach den die allzu hohen Sturmfluten absperrenden Schleusenthoren. Bei gewöhnlicher Flut bewegen sich auf dem trüben Wasser die den westlichen Küstenstrichen eigentümlichen rundbugigen Tjalken und Schaluppen, auch wohl größere Gallioten, Schuner, Brigs und einzelne Frachtdampfer, welche den noch immer nicht unbedeutenden Handel der Stadt, die früher bessere Tage und mehr Verkehr sah, vermitteln. Wenn auch keine imposanten Türme sie schmücken, dennoch liegt die Stadt mit ihren glänzenden Dächern, den Kirchen und den vielen Windmühlen, welche auf den ehemaligen Bastionen ihre Flügel drehen, ganz stattlich da, hie und da versteckt unter den Bäumen, welche die noch nicht gänzlich abgetragenen Wälle schmücken.

Die Molen der Schleusen tauchen bei Ebbe ihren Fuß in den Schlamm des Vorlandes, aber bei Flut bespülen sie die Wellen des Meerbusens, über welchen der Blick hinüberstreift nach den fernen Küsten und hinaus in die weite See, dort, wo am Horizont Himmel und Wasser sich zu berühren scheinen. Dann kreisen die Möwen kreischend in der Luft, die Schiffe, große und kleine, segeln auf und ab, die Tümmler schlagen mutwillig ihre Purzelbäume vor den die Wellen zu Schaum aufwühlenden Bugen. — Das ist ein prächtiges Bild, welches der Gast nicht müde wird, zu betrachten, der draußen auf der Bank vor dem Schleusenwärterhause sitzt, sein Bier trinkend, bei welchem der landesübliche „Doornkaat" nicht fehlen darf. Drinnen spielt das große Orchestrion wehmütige Melodien und lustige Tänze, je nachdem die Walze gedreht ist, und hineinmischen sich die plattdeutschen und holländischen Worte der Schiffer und Lotsen, welche die Schleusenthore passieren. Lustig flattern die bunten Flaggen von Top, Gaffel und Heck, denn wer hier verkehrt, der muß — Farbe bekennen.

Bei schönem trockenen Wetter ist der das Tief begrenzende Deich belebt von Spaziergängern, die einen Mundvoll Seeluft schnappen wollen; bei Nässe klebt das zarte Geschlecht mit dem Fußzeug beinahe fest und die schweren Stiefel der Männer schleppen dem Vater des Vaterlandes ein Stück seines Reiches mit fort, — allerdings kein ganz leichtes Stück Arbeit!

Daraus machen sich aber die alten Kapitäne, welche Tag für Tag, nachmittags, immer zur gleichen Stunde, nach der Schleuse hinauswandern, nichts. Sie gucken und spucken da ein Weilchen auf das Wasser, verklaren sich die Augen, wie sie sagen, und spielen hinterher ihre solide Partie Whist um wenige Groschen, die sie in eine Büchse sammeln und den Seefahrtsarmen zu Weihnacht bescheren, um welche Zeit die Groschen sich zu einem netten Sümmchen angesammelt haben. Wenn Robber und Gegenrobber zu Ende sind, dann giebt's manchmal einen zweiten Grog, den sogenannten Schnack-Grog (der erste heißt der Start-Grog), bei welchem man von alten Zeiten klönt, Geschichten von hin und her erzählt, unter lebhaftem Bedauern, daß jetzt von der Stadt aus keine transatlantische Rhederei mehr getrieben wird.

„Je, ja, ji, ja! De olen Tiden weeren doch bäter“, ist der gewöhnliche Refrain. . . .

„Du, Spiekerbart“, fragt, nachdem die Karten eingepackt und einige volle Gläser auf den Tisch gesetzt sind, — der Angeredete hat aber keines genommen — Kapitän Grapjemaker, ein langer Mann mit schelmischen Augen, den Ältesten der Vier, einen untersetzten Siebziger mit schneeweißem Haar, „Du, Spiekerbart, wo is dat mit Di und Dine Olsche (Frau) doch noch? Se hett Di ja woll en bäten unner, allens, wat se jichtens will, dat sett's se ook dör! He?“

„Dar wes Gott for!“ antwortet der alte Kapitän. „Du kennst mi slecht! Am Enne glöwst Du noch, mine Fro, de harr — de Boxen an? Nä ik bin — Herr und jümmer wesen und willt ook bliwen!“

„Na, na!“ riefen die andern beiden Kapitäne wie aus einem Munde.

„Dat munkelt doch von so allerhand“, fügte Grapjemaker hinzu, „wo Rock is, dar is ook Für!“

„Snackt ji man to!“, entgegnete Spiekerbart und zündete eine Cigarre an. „Ik woll mine Olsche wat lehren, wenn se mi den Koors (Kurs) krüzen woll. Dat hett se man eenmal in'n Lewen versöcht. Se weer twarsten so ganz jung nich mehr — Jugend hett ja kine Dugend —, aberst for't künftige hett se dat ganz nett bliwen laaten. De Mann mutt dat Stür (Steuer) in'r Ehe hebben.“

„Und de Fro hett den — Willen! Ja, wer dat nich wußte, Spiekerbart!“

„Nu hol (halte) aberst dat Muul, Grapjemaker!“, rief der Alte und schlug vor Ärger so kräftig auf den Tisch, daß die Gläser klirrten und das noch unberührte Grapjemakers überlief. „Sieh, dat hest Du darvon, den Sluck harrst Du sulbens geneeten konnt, nu loppt (läuft) de leewe Gottesgaw äwern Disch und is man noch god for de Fleegen! Indessen, ik will jo de olle Geschichte vertellen. Makt mi denn aberst nich wedder Quesereen vonwegen Wiwer und Wiwerwillen. Wät Ji, wat dat to bedüden hett, de Fro an Bord to hebben? De leewe Gott und son kloken Rheders hett Ji for so'n — Krüz in Gnaden bewahrt!“

Die drei Spielgenossen stießen zur Beruhigung Spiekerbarts auf sein Wohl miteinander an. Sie hatten ihn jetzt soweit wie sie ihn haben wollten. Grapjemaker sagte:

„Darum keine Feindschaft nicht! Gah man unner Seils, lütje Ole. Wi driwt (treiben) mit in Din Kielwater und hefft use Ohren upknöpt.“

Spiekerbart lächelte und setzte sich bequem in seinem Stuhl zurecht. Nachdem er noch eine zweite Cigarre neben sich auf den Tisch gelegt hatte, weil er während des Sprechens sehr rasch zu rauchen pflegte, begann er seine Erzählung — natürlich in Plattdeutsch, welches wir zu Nutz und Frommen des gütigen Lesers in Hochdeutsch verwandeln, Ausnahmen vorbehalten. Also:

Das sind nun wohl an die dreißig Jahre her, seit ich in Newyork einen hübschen amerikanischen Schuner kaufte, den ich „Amisia“ nannte. Meine Frau hatte mir ein kleines Kapital zugebracht und ich selbst ein Sümmchen mit der alten Galliot „Treue“ zusammengesegelt. Ich vermochte Selbstrheder zu spielen. Und weil ich an der chinesischen Küste, wo die Schiffe von der Weser und Elbe viel Geld verdienten, zu fahren gedachte, so konnte ich die Provision eines Korrespondenzrheders sparen. Diese Art Herren verstehen, wie männiglich bekannt, gut zu rechnen. Dort an der Küste ist der Kapitän ja doch der eigentliche Korrespondent; im Heimatshafen ist nichts zu thun, als die Schiffsbücher zu führen. Nun, das verstand ich auch. Das verdiente Geld schickte ich dann an die Bank, die mir billig meine Wechsel verkaufte.

Von Newyork machte ich noch erst eine Reise nach Hamburg, denn ich wollte die „Amisia“ ausprobieren, deutsche Mannschaft heuern und die nötige Ausrüstung, die dort billiger als bei den Yankees zu haben war, für die lange Fahrt besorgen. Die Hauptsache aber war, daß ich meine Frau, dazumal noch in den besten Jahren, ein resolutes, fixes, hübsches Weib, an Bord nehmen wollte. Es ist dem Manne nicht gut, daß er allein sei, aber ebensowenig der Frau, dachte ich.

„O ha!“, rief Grapjemaker. „Dähst Du ähr nich troen, Spiekerbart?“

„Nä', garnich! Aberst nich vonwegen Dörgahn oder so wat sunst, nä, vonwegen dat Sorgen, Smorgen und Grämen, wat dat Wiwervolk nu mal nich laaten kann und wo de Froonslüde an Liw und Seele bi affallt. — Grapjemaker, Grapjemaker, wahr Di, dat Theda Dinen Snack nich mißversteit, se mocht Di eklich unner de Ogen gahn! Nu doh mi aberst den Gefallen und gah mi for den Boog (Bug) weg, ik kam ja sunsten garnich ut de Stäe (Stelle). — En bäten Für for de Cigarre konnst Du mi aberst noch gewen.“

Nach einigen herzhaften Zügen fuhr Spiekerbart, ganz in Qualm gehüllt, fort:

Was die „Amisia" anbetraf, so bewährte sie sich als ein gutes, vorzüglich rasches Schiff, so rasch, daß Ihr mit Euren Kuffen und Galliotten mit ihren fünf Meilen Fahrt, wenn alles gut geht, oder sie vor einem Kuhsturm laufen, davon gar keinen Begriff habt. Man bloß etwas besser laden hätte der Schuner gemußt, aber was ihm dabei abging, das hoffte ich durch die Genauigkeit einzubringen; nur die hohen Masten und gewaltigen Lappen von Segeln durften nicht allzuviel Plitage (Abnutzung) verursachen. Theda gefiel das Schiff gleich auch sehr, doch guckte sie ein bischen ängstlich nach oben und schüttelte den Kopf.

„Ja", sagte ich, „Du driggst (trägst) den Kopp ook geern hoch und noch bawen up en Fedderhot (Federhut), min Deern! Wat wullt Du nu an den Schuner to nukern hebben?"

Sie schwieg und ging in die Kajüte, kam aber bald wieder an Deck und bat sich so'n Stücker zehn Louisd'or von mir aus.

„Woto dat, min Deern?", fragte ich.

„Dat schallst Du all gewahr werden", antwortete sie.

Ich ließ sie gewähren. Sie ging in die Stadt. Das dauerte auch nicht lange, so kamen von allen Seiten die Jollenführer mit Laufburschen angerückt, die Packete mit der Bezeichnung „Kajüte Amisia" abgaben, ja eine Jolle brachte sogar einen vollständigen Garten mit blühenden Blumen und Blattgewächsen. Laß sie laufen! dachte ich. Hast du die Freude mit ihr, so mußt du ihre Weitläufigkeiten und Liebhabereien auch mit in den Kauf nehmen! Endlich kehrte sie selbst zurück, in der Hand ein hübsches Bauer mit einem goldgelben Kanarienvogel. Sie eilte ohne weiteres nach der Kajüte. Als ich ihr folgen wollte, verriegelte sie die Thür mit den Worten: „Geduld, min Jung, töw (warte) en bäten! Ik will Di all ropen wen't Tid is."

Das Warten währte nicht allzulange. Sie rief mich herein. Erstaunt über die Pracht, mit welcher sie die Kajüte ausgeschmückt hatte, war ich ganz baff.

„Dat is nu min Rik (Reich), Spiekerbart", sagte sie.

„Und mi wardst Du doch woll ens rinlaaten?" fragte ich.

Sie erwiderte lachend:

„Nu ja! Use Pott is ja: up ewig ungedeelt. Aberst, — jümmer de Föte fein afputzen und nicks nich umstöten, sunst . . .!"

„Sunst, Theda, krieg ik Predigten to hören, indringlicher as de Buß- und Bädagspredigten von den lütjen Domine in de grote Karken, — na, wat seggst Du, min Deern?"

„Mag wesen, Spiekerbart!"

„Mak't ook nich garto dull, Fro! — Nu will ik aberst en bäten Vörpahl slagen und den Timmermann 'rinschicken; de mutt Dinen Krimskrams fast maken, dat us de Nordsee nich gliks en ganz gehörigen Pulterawend upspält."

Der Zimmermann machte denn auch alles niet- und nagelfest; und das Kajütenparadies war nicht gar zu gefährlich mehr für mich alten Sünder. Ich hatte die Beruhigung, daß mein guter Engel die Flügel nicht zu oft regen würde. Schlanke Frauen wie die meinige haben manchmal auch schlanke Zungen.

Wie die Kajüte, so war bald auch der ganze Schuner im besten Trimm. Die Reise nach Hongkong konnte losgehen. Davon will ich jetzt nichts erzählen; sie nahm den besten Verlauf, wie auch die vielen folgenden Reisen von einem Hafen an der chinesischen Küste zum andern. Ich hatte das Glück, gute Frachten zu erhalten und verdiente schönes Geld; mein Konto an der Bank im Heimatshafen nahm immer mehr an Korpulenz zu. Theda und ich lebten in Liebe und Frieden an Bord. Ich weiß mich keiner Predigt von ihr zu erinnern, denn sie war vernünftig genug, Unordnungen in der Kajüte stets auf Rechnung der Seegefahr zu schieben, und da sie wußte, daß das Heil des Schiffes und Aller an Bord nächst Gott, von mir abhing, sich meinem Willen zu fügen. Wenn sie nicht schon früher davon überzeugt gewesen wäre, jetzt mußte sie's gewahr werden, daß ihr Mann, Kapitän Edgar Spiekerbart, nicht mit sich spielen ließ, wenn es Ernst galt. Ernst ist das Leben auf See ja fast immer. . . .

. . . So bei Kleinem fuhr sich das Kupfer der „Amisia" ab; an Segeln und Takelage, wie auch an dem Schiffe selbst, befand sich manches nicht mehr in bester Ordnung. Ich mußte daran denken, bald nach Europa zurückzusegeln, weil, wie ihr ja wißt, Reparaturen draußen furchtbar viel Geld kosten. Indessen doch waren die Chancen in Hongkong, wo wir just mit der „Amisia" lagen, so günstig, daß ich beschloß, noch eine oder zwei Reisen an der Küste zu thun und dann zu versuchen, mich allmählich nach Hause hinzuschlängeln. Allzuviel Konkurrenz war nicht da. Einige preußische Schiffe von der Ostsee,

langsame Kasten, rauh und häßlich zusammen geschlagen, kamen kaum in Betracht, denn der Chinese weiß sehr gut, was ein hübsches und schnellsegelndes Schiff ist und zieht ein solches immer vor, wenn er die Auswahl hat. Ja, und das kann ich wohl sagen: meine „Amisia“ stand im allerbesten Rufe und kriegte immer noch etwas mehr als andere Schiffe, die Brigg „Ida“, meines Freundes, Kapitän Rohrpenn, ausgenommen. — Rohrpenn war auch in Hongkong, an dasselbe Haus addressiert, wie ich.

Kennt Ji Rohrpenn? He is en hellschen Keerl, en sogenannten slauen Hund; he weet ook bi de Froenslüde mit söten Snack und annern Sötigkeiten sick en witten Foot to maken. Na jedwereen hett so sine Art! . . Aberst ik will nich vörgriepen!“

Mein Agent eröffnete mir Aussicht auf eine sehr vorteilhafte Charter. Die Reise ließ sich schnell abmachen. Der chinesische Kaufmann, welcher mein Schiff beladen wollte, war sowohl mit mir, wie mit Kapitän Rohrpenn, da wir beide schon für ihn gefahren hatten, befreundet. Die Wahl zwischen ihm und mir schien ihm schwer zu werden, da das eine Schiff so gut wie das andere und beide gleich groß waren; im Segeln schlug die „Amisia“ die „Ida“ vielleicht um ein weniges. Zu einem Entschluß kam der schlitzäugige Herr nicht sogleich, er hatte auch keine Eile, da weder die „Ida“ noch die „Amisia“ schon leer waren.

Rohrpenn lief sich fast die Beine ab, um das Geschäft zu machen; er hatte auch, wie ich erfuhr, versucht, den Prokuristen auf seine Seite zu ziehen, predigte aber tauben Ohren. Ich sah die Sache ziemlich kühl an und dachte: laß ihn man rennen! Es nützt ihm doch nicht! Denn ich bezweifelte kaum, daß der Chinese, welcher selbst mitzufahren pflegte, der kleinen abgeteilten Kajüte wegen, die ich zu bieten hatte, in welcher er ganz ungeniert sein ekliges Futter genießen und dem Opiumrauchen fröhnen konnte, der „Amisia“ den Vorzug geben werde. Rohrpenn und ich, so gute Freunde wir sonst waren, maßen uns jetzt, wenn wir einander begegneten, mit etwas eigenen Blicken, schüttelten uns aber doch die Hände und tranken sogar gemeinsam unser Glas Bier oder Wein.

„Ditmal bin ik in de Vorhand, Rohrpenn“, sagte ich ihm eines Tages, weil ich wußte, daß der Chinese jetzt abschließen wollte und zwar mit keinem andern wie mit mir.

„Dat willt wie aftöwen“, antwortete er mit einem, wie mir schien, etwas höhnischen Lächeln. „Nimm Di nicks for, denn sleit Di nicks fehl! — Na, ik frag'r ook nicks nich na, de Sake hett en — Haken, segge ik Di, Spiekerbart. Adjies!“

Snack Du mon to, dachte ich. Dann ging ich nach dem Kontor des Agenten, wo, wie ich wußte, der chinesische Kaufmann mich erwartete, um mir den Entwurf der Charterpartie, welche demnächst dann abgeschlossen werden sollte, vorzulegen. Nach vielem Hin- und Herreden über mehrere Punkte, deren einer war, daß der Chinese nicht selbst mitfahren, sondern einen noch näher zu bestimmenden Supercargo stellen wolle, einigten wir uns zuletzt. Über die Ladung selbst gab er nur unbestimmte Andeutungen. Den Entwurf erhielt einer der Kommis zur Abschrift. Das Dokument sollte dann am nächsten Vormittage von beiden Kontrahenten vollzogen werden.

Glücklich, soweit zu sein, eilte ich an Bord.

Aber — warum wollte der chinesische Kaufmann diesmal gegen seine Gewohnheit am Lande bleiben? Diese Frage ging mir im Kopfe herum; und — welch' ein unangenehmer Patron konnte der Supercargo sein?

„Bi wat is jümmer wat!“, tröstete ich mich. „Fatst (fassest) du Geld an, denn darfst du den Smutz an dine Fingern nich schugen (scheuen)“.

An der Kaje begegnete mir Rohrpenn. Er fragte: „Na, wo is't?“

„Allens in'r Riege“, antwortete ich.

„Ik gratoleer ook, Spiekerbart“, sagte er hohnlachend und ging seines Weges.

„Wat scholl dat?“, brummte ich in den Bart, indem ich in mein Boot stieg. Nur zu bald sollte ich inne werden, daß irgendwo eine Eule saß.

In Gedanken an die schöne Charter vergaß ich bald Freund Rohrpenn. Was konnte er mir denn auch noch schaden? An Bord angelangt, befahl ich, die Flaggen zu hissen, denn ich wollte meiner Befriedigung auch sichtbaren Ausdruck geben. Dann eilte ich in die Kajüte, um Theda die gute Botschaft zu melden.

Was aber mußte ich sehen!

Weinend und leichenblaß, mehr tot wie lebendig, den Kopf in ihren Händen vergraben, saß sie in der Ecke des Sofas.

„Wat heit Du, min Deern,“ fragte ich bestürzt. „Fehlt Di wat?“

Sie versuchte, zu sprechen, fand aber vor Schluchzen anfänglich keine Worte. Endlich preßte sie hervor:

„Dat harr ik nich von Di dacht, Spickerbart!“

Ich sah sie erstaunt an.

„So wat Dine Fro antodohn! — Ik wer 'in Lewen, Din Schatz, Din Een und Allens, ggst Du jümmer, — und wat deist Du?!“ . .

Ein Weinkrampf drohte sie zu ersticken.

Was konnte nur die Ursache solcher Auf-:gung sein? Hatte jemand ihr, als sie heute ormittag in der Stadt war, um Einkäufe zu lachen, Arges zugeraunt? Meiner Liebe und :reue mußte und konnte sie doch ganz sicher :in; wie war es nur möglich, irgendwelche Zweifel zu hegen?

Ich richtete sie auf, ihr einen Kuß auf die Stirn drückend.

„Ja, so deist Du, aberst Du handelst ganz nners, Spickerbart,“ schluchzte sie und wandte ich von mir ab. Nach einer Weile begann sie vieder:

„Ik will nicks nich mehr mit Di to dohn hebben, venn Du mi nich to Willen bist.“

„Theda,“ antwortete ich, „ik will ja allens dohn, wat Du wullt. Kummer, was mi wedder ;od. Du bist jo mine leewe Deern!“ —

— Ja, Jungens, es ist eine Schwachheit, das weiß ich ih wohl, sagte Spickerbart, sich an seine Kollegen wendend. Aber ich kann nun mal niemand weinen sehen, vollends keine Weiberthränen und erst recht nicht die meiner Frau.

Du mußt sie durch eine freudige Nachricht wieder auf die Beine bringen, dachte ich, die wird dem peinlichen Zustande schon ein Ende machen. Ich sagte daher:

„Theda, ik heff een feinen Charter so god as afslaten. Dar kummt nu wedder een ganz nüdlichen lütjen Posten Geld for Di und mi up Sid!“

„Ach wat, Geld! — Ik heff doch Din Verspräken?“ fragte sie wieder unter Weinen und Schluchzen.

„Ja woll, min Deern! Aberst wat is'n denn eegentlich los? Ik will ja allens dohn, wat . .“

„Giff mi Dine Hand darup,“ unterbrach sie mich.

Ich gab ihr die Hand. Da richtete sie sich piel in die Höhe und rief:

„En Mann en Woord! De Charterpartie unnerschrifffst Du — nich!“

Ich sah sie verdutzt an, erklärte ihr aber ganz entschieden:

„Dat sind nich Dine, dat sind mine Bohnen! Dar hest Du nich rintoreden, Theda!“

„So? Nich rintoreden! Ik heff doch Din Woord! Indessen, wullt Du mi dat nich hollen, denn — hest Du mi nandage tum letztenmal sehen, denn gah ik von Di und kam nich wedder torügge!“

„Du hest to gehorchen, Theda, ik bin de — Herr!“

„Ja, Du bist der Herr, Spickerbart! Ja, ja, ik woet, dat ik gehorchen mutt, aberst man blos in olle — billijen Dinge! Sieh, und dat heff ik nich nödig, mi mit Pulver vor mine Tid na bawen spediren to laaten! Ganz Hongkong snackt darvon, dat Du mit 'ne Ladung na See to wullt, wo väl Pulver bi is und — de Chinesenkoopmann, de sunst jümmer mitgung, bliewt an Lanne und schickt en — Hallunken mit, de sik all to rechter Tid salveeren werd, eher he dat Schip in Brand stickt, dat ab weg geit mit Mann und Mus, und das Packgod de Assekuranzgelder einkassiert. — Wullt Du, oder wullt Du nich? — Unnerschriw de Charterpartie, denn — hest Du — mi verloren, unnerschriw se nich, denn — hollst Du Din Woord, und der leewe Gott ward all for wat anners sorgen! Edgard, wullt Du, oder wullt Du nich? Ik, oder de Charter?“

Sie öffnete die kleine Thür, welche aus der Kajüte nach dem Heck zu führte und stellte sich auf die Treppe.

„Wullt Du, oder wullt Du nich?“ fragte sie wieder. Ich hatte keine Wahl. Wäre ich auf sie zugesprungen, ich hätte sie über Bord getrieben. In ihrer Aufregung war sie zu allem fähig.

(Fortsetzung folgt.)

Ein Traum.

Heut ist durch meine Nacht ein Traum gegangen
Und hat mir dunklen Wehmutwein geschenkt.
Nun wach ich auf, ein Fieber in den Wangen,
Auf die sich zitternd eine Thräne senkt.

Und weiß den Traum nicht mehr und nicht sein Kommen,
Das Bilderspiel ist ferne und verblaßt,
Und nur den Schatten fühle ich beklommen
In meinem Tag wie eine dunkle Last.

Stefan Zweig.

Vergessenheit.

Auf Waldespfaden, einsam und verschneit,
Hast Du mich heut' gegrüßt, Vergessenheit —
Es lag der weiche Schnee auf Bruch und Hang
Und jeder Laut erstarb und jeder Klang.

Ich kam von fernen fremden Thälern her,
Mein Fuß war wandermüd', mein Herz war schwer,
Da standest Du und faßtest meine Hand
Und sahst mir in die Augen unverwandt.

Wie war Dein Blick so hell und voller Ruh!
Mit milden, weichen Lippen sprachest Du,
Und was Du sprachst, das klang so traut und lind,
Als bangte eine Mutter um ihr Kind.

Dein Mund hat leise meine Stirn berührt,
Und wie ich Deiner Lippe Hauch gespürt,
War mir, dem längst das stille Herz verwaist,
Als ob Du meine tote Mutter seist —

Als ob Du meiner harrtest liebevoll
Und zu mir sprächest, daß ich kommen soll,
Daß, der mich blendete, der Sonnenglanz,
Auslischt, wenn Du mir reichst den dunklen Kranz.

Ich sah Dich an — und ich verstand Dein Wort
Und meines Weges schritt ich rüstig fort,
Weil ich durch Wolkendunst und Nebelgrau
Nun wieder eine ferne Heimat schau'

Und weil ich weiß, daß aller Erdenharm
Verstummt, wenn Du mich nimmst in Deinen Arm,
Und daß Du, wenn mein Pilgergang vollbracht,
Mich froh empfängst in Deiner ew'gen Nacht.

Georg Edward.

Ein Abschied.

Nun ziehst Du fort — ich bleib' zurück,
Darf nicht einmal die Hand Dir reichen
Und heg' für Dich in tiefster Brust
Doch Liebe, Liebe ohnegleichen!

Drei Tage stand ich so von fern
Und trank berauscht von Deiner Süße
Und bebte, trug der Wind mir zu
Des duftenden Gewandes Grüße!

Es hat Dein Blick mich kaum gestreift —
Ich fand Dich unter tausend Andern!
Nun bleib' ich kummerschwer zurück
Und sorglos wirst Du weiter wandern.

Ich preß' mir meine Lippen wund
Und steh' von fern, und seh' Dich ziehen —
So wirst Du oft noch, niemals mein,
Durch meiner Sehnsucht Träume fliehen! . . .

Alexander Pache.

Das Wunder.

Einmal um die Dämmerzeit
Kommt das Wunder hereingeschneit,
Trägt ein blaßblau Seidenkleid,
Hält einen Kelch voll Liebe und Leid,
Glück und Gold für mich bereit.

Käm' doch nur das Wunder bald!

Ach, mein Herz wird klug und kalt.
Manchmal pocht es noch mit Gewalt,
Wenn auf dem Gang ein Schritt verhallt.

Horch! kommt jetzt die blaue Gestalt
Fernher in mein Haus gewallt?

Paul Wertheimer.

Klag', wilder Wind . . .

Klag', wilder Wind, rings um mein Haus,
Und fall', Dezemberregen drauß'!
Erfüllt den Tag mit Sturmgetos
Und reißt die letzten Blätter los!
Fühllos, wie jener nackte Baum,
Erregt mich euer Toben kaum.

Du kalter Wind, umfang' mich dicht,
Ström' Regen in mein blaß Gesicht.
Ins Ohr den Trauersang mir singt,
Der durch die wüste Einöd' klingt,
Wo überm freien Hügelgrat
Ihr heimlos hinweht früh und spat.

O ströme Regen, klage Wind!
Ob auch die Thränen eitel sind,
Weint doch um sie, die mich verließ,
Und bald nun wallt im Paradies;
Des Himmels Aug' verdüst're sich,
Bis ihr genug geweint für mich!

Aus dem Englischen des **Bayard Taylor** von **Max Kiesewetter.**

Herbstlied.

Vom Rhein her bläst ein frischer Hauch,
Schon färben sich die Blätter falb.
Die reife Beere fällt vom Strauch,
Und allenthalb
Wird eingebracht und eingethan,
Allmählich rückt der Winter an.

Im Fasse gährt der Traube Saft
So ungestüm; der Wein wird gut!
Der Winzer holt sich neue Kraft
Und neuen Mut
Aus manchem frohen Becher Wein;
Vergessen alle Not und Pein!

Kein schön'res Herbsten wünscht' ich mir,
Als einst, noch frisch und kampfbewährt,
In Reife sehn das Meiste hier,
Was jetzt noch gährt.
D'rauf stoß' ich an mit neuem Wein:
Vergessen aller Not und Pein!

Hans M. Grüninger.

Dezember.

Wie bist Du so stille geworden,
Du weite, träumende Welt.
Die Stürme flohen nach Norden,
Dein zitternder Schrei ist vergellt.

Es schwebet mit weißen Schwingen
Ein Engel vom Himmelszelt,
Dir himmlischen Frieden zu bringen,
Du weite träumende Welt.

Mit warmer schneeiger Hülle
Bedeckt er Dir Wonne und Schmerz.
Wie bist Du so stille geworden,
Du armes zuckendes Herz!

Minnie Sohr.

Das Horn.

Ein Knabe stand im gelben Sonnenstrahl
Und stand in weiten, seidenen Gewändern.
Vom Halse hing ein Horn an bunten Bändern,
Wie Linnen weiß und leuchtend wie Opal.

Er hub das weiße Horn an seinen Mund,
Sein junges Lebensleid darein zu singen:
O du mein Lied, falt' aus die schweren Schwingen,
Wach auf in meines Herzens dunklem Grund.

Da sang das Horn, es blühte die Schalmei,
Als sei ein Heiland just geboren worden.
Der Knabe stand und lauschte den Accorden
Und wußte nicht, wie ihm geschehen sei.

Es war ein Lied, von Glück nicht, nicht von Leid,
Es war ein Lied von einem Menschenleben,
Und ging das Feld entlang wie Frühlingbeben
Und wuchs empor in die Unendlichkeit.

Der Knabe stand, vor Staunen bleich und bang.
Ihm war mit einemmal, als könnt' er beten
Und stillen Herzens vor den Herrgott treten.
Das war das Horn mit seinem Wundersang.

Da ging der Knabe in die Welt zurück,
Wie Jesus war, so fromm und mild und weise
Und reich. Er sagte in den Abend leise:
Du junges Leid, Dich heiß ich Leidensglück . . .

Hans Müller.

Herbstfrühmorgen im Moor.

Dämmriger Duft deckt das weite Moor. —
Über dem langsam gleitenden Flusse,
Über des dunkelen Sees Spiegel,
Wo auf der Wasserrosen großen,
Graugrünen Blättern Tauperlen tanzen
Ruhet alles verhüllender Nebel.
Tropfen hängen am Schilf und Rohr,
Sprühend, und neckend den ernsten Wand'rer,
Wenn er einsam streifet und pfadlos
Durch das Dickicht, am Herbstfrühmorgen. —

Aufgeschreckt, mit grell klingendem Schrei,
Rauschend flattert ein Wildentenschwarm
In die Höhe. Zerrissen in Fetzen
Wallen, sich ballend und dehnend, die Nebel,
Bis sie des jungen Tages Sonne
Langsam mählich in Streifen emporzieht,
Und der blaßblaue Himmel sich spiegelt
Im stillen See, am Herbstfrühmorgen.

Julius Baum.

Die Freundinnen.

Zwischen Myrten in verliebtem Sinnen
Trafen Dich die Freundinnen und flöhnen
Hört' ich Deine Seele, da sie sprachen.

Thränen sah ich Dir im Herzen rinnen,
Als sie Deinen Gott Dir zu verhöhnen
In das Allerheiligste Dir brachen.

Und in übermütigem Beginnen
Quälten sie Dich mit den Silbertönen
Ihrer sanften Stimmen, ihrem Lachen.

Wie einst eifersüchtige Römerinnen
In den zarten Busen einer schönen
Jungen Sklavin gold'ne Nadeln stachen. . . .

Rudolf Knuffert.

„Nun sing' ich noch mein letztes Lied . . .“

Nun sing' ich noch mein letztes Lied
Eh ich von dannen scheide,
Ein neues Lied, ein kleines Lied
Vom alten, großen Leide.

Mein Bündel schnür' ich über Nacht,
Ich muß die Stadt verlassen
Und morgen, eh' die Sonn' erwacht,
Da zieh' ich meine Straßen —

Und meine Lust und all mein Glück,
Das ich gefunden drinnen,
Das laß im Städtchen ich zurück
Und geh' allein von hinnen.

Rudolf Gärtner.

Klage.

Draußen lachen Silbermond
Und viel gold'ne Sterne;
Als mein Schatz noch bei mir war,
Hatt' ich's gar so gerne.

Aber seit er von mir zog
Übers Meer hinüber,
Macht mir all' der holde Schein
Nur mein Herz noch trüber. —

Müde Augen heischen nicht
Gold'ne Himmelsleuchten;
Balsam spenden milde nur
Thränen, die sie feuchten.

Ewald Silvester.

Künstlers Wunsch.

Das Köpfchen in die zarte Hand geneigt:
Du träumst; Dich schläfert; Deine Lider sinken.
Mir ist so feierlich; die Liebe schweigt

Schönheit ist alles! Laß mich trinken, trinken! —
Du könntest nie ein größ'res Kunstwerk sein..
So bleib! So stirb! Sei ewig! Werde Stein!

Hans Rudorff.

Der Eremit.

Auf meines Freundes stillem Landhaus bin
Ich Gast: Was macht Dein Geigenspiel, Gerhardus? —
Ich weiß, obwohl ein Meister dieser Kunst,
Liebt er es nie, vor fremden Ohren sie
Zu üben und, so hört' ich, liebt es wen'ger,
Als früher noch, seitdem in dieser Stille
Er sich vergrub; indes dem Freunde, dem,
Als wir zusammen auf der hohen Schule
Am Rheine waren, golden oft sein Spiel
Die Stunde machte, schlägt die Bitte er
Nicht ab und stumm und langsam langt er von
Dem hohen Simse sich die Stradivari.

Nun hebt ein Klingen an, ein zartes, feines,
Dann schwillt der Ton, ein Seufzen, banges Klagen . .
Gestalten steigen aus den Saiten auf,
Verdammte stöhnen und dann hell und süß
Klingt's wieder wie angelische Gesänge.

Da geht die Thüre leis und auf der Schwelle
Im Nachtkleid, wie er just der Wärt'rin sich
Entwand, steht von dem Vater unbemerkt,
Des Freundes jüngstes Kind, ein blonder Knabe,
Glanzvollen Auges steht er, lauscht und lauscht . . .
Und wie er so andachtversunken steht,
Dünkt mich, an seinen zarten Schultern säh'
Ich goldne Schwingen und ein Englein kam,
Des Weltentrückten süßem Spiel zu lauschen —
Wie ähnlich ich's auf Deinem Bilde sah,
Mein göttlicher Böcklin.

Karl August Hückinghaus.

Allerlei Fahrten.

Reisebilder von Karl Emil Franzos.

Nachdruck verboten.

II.

Dessau.

(Fortsetzung und Schluß.)

Nun, ich gönne es den Dessauern, aber der eine Jungbrunnen macht das Kraut nicht fett; was thun sie heute für die bildenden Künste, die hier einst so schöne Pflege fanden?! Aber — „das ist Sache des Hofes!" wird mir der alte Fachmann für junge Künstlerinnen auch hier erwidern, und hier mit mehr Recht als in Sachen des Theaters oder gar der Musik. Denn wohl giebt es in vielen Städten, was die Dessauer gewiß interessieren wird zu hören, „städtische Museen", die namentlich gute, moderne Bilder anschaffen, aber die würdige Sichtung und Gruppierung der vorhandenen Kunstschätze und ihre Mehrung wäre allerdings Sache des Hofes. Wie viel Herrliches ist in Dessau vorhanden! Ich will es hier, wie gesagt, nicht beschreiben; es war nie mein Ehrgeiz, Stoffe zu behandeln, die andere vor mir besser, als ich es könnte, bearbeitet haben, und über die Dessauer Sammlungen giebt es eine ganze Litteratur; zudem sind ja die wichtigsten Werke hundert mal reproduziert worden und Hunderttausende haben sie bewundert. Aber — und hier setzt die bescheidene, aber notwendige Randglosse ein, die ich zu machen habe, — leicht wird einem diese Bewunderung wahrhaftig nicht gemacht. Willst Du Dich an den prächtigen Handzeichnungen von Lucas Cranach und Altdorfer, von Holbein und Albrecht Dürer erfreuen, (darunter wahre Kleinodien, die an die Schätze der Wiener Albertina erinnern und allein eine Reise hierher lohnen würden), so mußt Du in die Bibliothek in der Friedrichstraße; interessierst Du Dich für alte Italiener und Niederländer, für Lippi und Tiepolo, Perugino und Garofalo oder — um wieder nur die Meister zu nennen, die besonders schön vertreten sind — für Jan Steen und Netscher, Ruysdael und Wynants, so wandere ins Schloß: erfreut Dich Lucas Cranach d. J., so mußt Du in die Schloßkirche; willst Du so anschaulich, wie sonst nirgendwo, erfahren, wie reich und schön die vielgescholtene Kunst des XVIII. Jahrhunderts war, so mußt Du in die Zerbster Straße, in die „Amalien Stiftung", und auch dieser Gang wird sich Dir, um in der Sprache des neuen Dessau zu reden, mit 100 Prozent Nutzen bezahlt machen, denn außer diesen braven, tüchtigen Meistern, den Pesne und Seekatz, den Lisiewsky und Schütz, triffst Du so nebenbei dort auch ganz große Herren, Van Dyck, Franz Hals und Holbein, dieselben, die man auch in Wörlitz findet und die in der Phantasie meiner kunstfreudigen Nachbarin mit der neuen Kußtechnik als Wandick und Halsbein fortleben. Gewiß, es ist alles, alles der Mühe wert, aber vier Gänge und vier Mal aus der Stimmung gerissen sein — man macht das anderwärts den Leuten bequemer und angenehmer. Und anderwärts ist auch die Anordnung der einzelnen Sammlungen eine bessere, und die Bestimmung der Bilder sorgfältiger, aber davon werde ich noch, wenn ich von Wörlitz erzähle, ein Wort zu sagen haben. Nun sind aber zudem die Kunstschätze der Dessauer Fürsten nicht einmal in Dessau selbst vereinigt; eine ganz vorzügliche Sammlung, schon für sich allein betrachtet kostbarer und köstlicher als sie die meisten kleineren Residenzen Deutschlands aufzuweisen haben, ist in Mosigkau, 7 Kilometer von Dessau, zu finden; eine sehenswerte Porträtgalerie 14 Kilometer entfernt in Oranienbaum, und 19 Kilometer sind's nach Wörlitz, wo sich wieder 7, schreibe sieben, zum Teil weit auseinander liegende Sammlungen finden. Macht zusammen wohlgezählt dreizehn Sammlungen, und findet man, daß die Schloßkirche keine Bildergalerie ist, auch nicht unter Verletzung religiöser Empfindungen zu Kunstzwecken ihrer Schätze beraubt werden darf, was auch ich wahrlich nicht wünsche, so bleibt doch noch ein volles Dutzend von Sammlungen übrig. Oder richtiger: von Orten, wo die Dessauer Herzoge ihre Bilder und Statuen aufbewahren, denn es handelt sich, genau besehen, hier um keine einzige organisch gewordene, in sich geschlossene Sammlung, sondern um Kunstschätze, die nur deshalb getrennt wurden, weil es an einer einzigen würdigen Heimstätte für sie fehlt. Nur deshalb, betone ich, denn die paar hübschen modernen Bilder im Schloß abgerechnet, die mir nicht eben imponiert haben, weil ich ein halbes Dutzend Berliner Bürgerhäuser aufzählen könnte, wo die Kunst des XIX. Jahrhunderts unendlich viel reicher und schöner vertreten ist, ist ja der gesamte Besitz auf zwei Glieder dieser Dynastie zurück-

zuführen: auf die Prinzeß Amalie, die Gemahlin eines Oraniers, die namentlich die Holländer zubrachte, und den Herzog Franz; die andern haben nur einzelne Bilder gekauft; mehrere gar keine. „Sie haben sich eben nicht dafür interessiert,“ wird man mir einwenden, „man kann deshalb doch ein guter Fürst sein.“ Ich sage nicht nein, aber ich meine doch: „Noblesse oblige!“ Der Schatz, den Prinzessin Amalie und der edle Freund alles Schönen zusammengebracht haben, findet leider nur eben in den größten Städten Deutschlands seinesgleichen; aber die Art, wie er aufbewahrt, gruppiert, bestimmt und zugänglich gemacht wird, ist ein Unikum, das gottlob nirgendwo seinesgleichen findet ... Wäre ich — Anfälle von Größenwahn hat ja heutzutage jeder Mensch — Sekretariats-Adjunkts-Stellvertreter des Herrn Konservators für die Kunstdenkmäler Anhalts, oder wäre ich gar — mir schwindelt's, aber man weiß ja, daß ein solcher Wahn dann lawinenhaft wächst — der Herr Konservator selbst, ich würde vor Seine Hoheit den regierenden Herzog hintreten und sagen: „Hoheit, so geht es nicht weiter! Lassen wir in Wörlitz, was dorthin gehört, um den Charakter dieser einzigartigen Schöpfung Ihres Urgroßvaters zu bewahren, aber bauen wir für alles andere eine würdige Heimstätte. Dann erst wird ersichtlich sein, wie Herrliches wir besitzen, dann erst bringt dies Herrliche den vielen Tausenden, die hierher strömen werden, gewiß in zehnfacher Zahl wie bisher, den rechten Nutzen, die rechte Labung für Aug' und Herz!“ Und haben Seine Hoheit nicht bereits nach diesen Sätzen dem Lakaien geklingelt, um mich hinauszuweisen, so würde ich fortfahren: „Hoheit! Neben Ihrem herzoglichen Schloß steht Ihre herzogliche Hofmühle. Das ist ganz in der Ordnung, kein verständiger Mensch wird was dagegen sagen. Aber auf die andere Seite gehört die herzogliche Gemäldesammlung, zu der dann die Menschen andächtig pilgern werden, wie zu den Berliner Museen und der Dresdener Galerie. Und thun Sie dies, Hoheit, so reihen Sie Ihren Namen würdig an den Ihres Urgroßvaters!“ Und wiese er mich hinaus, so würde ich diese Rede mutatis mutandis dem Erbprinzen halten, von dem man so viel gutes hört .... Aber das ist ein Traum, ich werde niemals Sekretariats-Adjunkts-Stellvertreter des Konservators für die Kunstdenkmäler Anhalts, geschweige denn der Herr Konservator selbst sein, und zwar, von einer Reihe triftigster Gründe abgesehen, auch deshalb nicht, weil es keine solche Stellungen in Dessau giebt. Jawohl, und auch keinen Rat für künstlerische Angelegenheit giebt es im Ministerium. Ich würde dies Unglaubliche nicht niederzuschreiben wagen, wenn es mir nicht zwei Dessauer Herren, die es wissen müssen, übereinstimmend versichert hätten.

Nun aber lege ich heute die Feder hin, um sie morgen für Wörlitz wieder aufzunehmen, und gehe zum Abendessen in den „Goldenen Beutel“, wo es kein „eingemachtes Kalbfleisch nach Dessauer Art“ giebt. Auf dem Wege will ich den „Dessauer Marsch“ pfeifen und das schöne Lied vor mich hinsummen, das nach dieser Melodie geht: „So leben wir, so leben wir, so leben wir alle Tage ....“ Ich höre dies Lied hier überall und aus allem heraus: aus den Gesprächen der stattlichen Kaufherren in den Cafés und Restaurants, aus den Unterhaltungen der Herren Rentner in den Anlagen, aus dem Geräusch der Pferdebahnen, die rastlos und wohlgefüllt, auch rasch genug, die Stadt durchqueren, aus dem Pusten der Maschinen, sogar aus dem Geklapper der herzoglichen Hofmühle an der Mulde. Nur ist der Text zum Teil ein anderer. „So leben wir, so leben wir, so leben wir alle Tage in der allerrentabelsten Mehl-, Zucker-, Sprit-, Maschinen-, Eisen-, Wollgarn-, Bier- und Tapeten-Kompagnie“.

Metrisch richtig ist mein Text nicht, aber im übrigen stimmt er.

Dessau, im August 1901.

III.

„Elysäische Felder.“

Nächst der Arbeit ist das Reisen der beste Erquicker und Sorgenbrecher auf Erden; es bietet, wenn man es recht versteht, alles Köstlichste auf einen Schluck: Natur- und Kunstgenuß, Freude an den Menschen und Loslösung vom Alltag. Auch ist's ja anscheinend so leicht, es recht zu verstehen: „Wenn Du nehmen willst, so gieb!“: das ist das ganze Geheimnis. Dennoch treffen's leider die Wenigsten; nur eins ist allen klar: „Gieb Geld!“, und das ist ja gar nicht das Wichtigste: weit schwerer wiegt: „Gieb Zeit!“ und am allerschwersten: „Willst Du die Seele der fremden Landschaft, des fremden Volksstamms in Dich aufnehmen, so gieb die eigene Seele hin, freudig, selbstlos, teilnahmsvoll, wie ein weißes Blatt, auf daß das Fremde darauf seine Zeichen schreibe!“ Wer dies nicht kann, mag zu Hause bleiben, oder doch um Orte, wie Wörlitz, einen großen Bogen machen.

Ich sage dies aber nicht selbstgefällig, sondern mit leiser Scham. Denn erst bei meinem zweiten Besuch glaube ich Goethes Wort von den „elysäischen Feldern“ und dies sprossende, blühende „Märchen“ so in meiner Art ein wenig verstanden zu haben, aber das ist nicht mein Verdienst, sondern das dieser merkwürdigen Anlagen. Das erste Mal aber war ich recht enttäuscht, und das lag an mir. Das heißt, scheinbar war's nicht meine Schuld allein, aber eigentlich doch nur die meine.

Im Übrigen erscheint mir die Historie dieses meines ersten Besuchs in Wörlitz heute lustiger, als vorgestern, wo ich sie erlebte, und wenn der treffliche Gelehrte, der dabei eine Rolle spielt, Spaß versteht, so wird er's mir nicht verübeln, wenn ich bei der Wahrheit bleibe.

Während ich also vorgestern um die Mittagsstunde mit dem Küster der Schloßkirche zu Dessau in der Rumpelkammer den Staub von den armen, verstoßenen Bildern blies, stürzte seine Magd herein, ein Herr wünsche das Cranachsche Abendmahlsbild zu sehen, aber rasch, rasch, er habe keine Zeit. „Ich habe keine Zeit", klang es auch von unten her überaus vernehmlich in nervös zitterndem Tenor. Der Küster stürzte ab, ich ihm nach: warum weiß ich selbst nicht; denn Menschen, die keine Zeit haben, sind doch in unseren Tagen keine Rarität. Allerdings, gar so wenig Zeit haben selbst heutzutage nicht viele Leute, denn als ich nach zwei Minuten vor der Nische anlangte, hatte der Fremde, ein jüngerer, sehr gescheit aussehender Herr, die Besichtigung des figurenreichen Bildes bereits beendet. „Das Bild hängt elend", sagte er, „ich bin Kunsthistoriker", und das freute mich; ich war ja schon vorher, wie man weiß, der Meinung gewesen, daß man schöne Bilder nicht in dunkle Ecken hängen soll, aber seine Meinung von einem Fachmann bestätigt zu hören, ist dem Laien immer angenehm. Der Gelehrte aber warf nun Hut und Stock auf den nächsten Kirchenstuhl, brachte aus der einen Rocktasche einen Haufen beschriebener Katalogzettel, aus der anderen einen Bleistift zu Tage, kritzelte auf eines der Blätter ein Kreuz und machte Miene abzustürzen. „Wollen Sie nicht", fragte der Küster, „auch die anderen Cranachs ansehen?" — „Keine Zeit!" murmelte der Fremde. „Bald Eins! Na — fünf Minuten!" — und er warf auf jedes der Bilder einen Blick; Kennerblicke sind eben sprichwörtlich kurz. Dadurch vollends ehrfürchtig gestimmt, wagte ich es, ihm die rätselhafte Signatur des „mittleren" Cranach zu zeigen. Er machte sich eine Notiz. „Interessant! ... Eine Hypothese! ..." Ich fühlte mich sehr gehoben, als er mich nun einlud, mit ihm die Sammlungen im Schlosse zu besehen. „So im Flug! Um zwei Zug nach Wörlitz." Den wolle ich auch benutzen, sagte ich, und in der Stunde zu Mittag essen. „Thue ich nicht", erwiderte er, „habe eine Spezialmission. Morgens Wittenberg — Lutherhaus, Stadtkirche —, seit $^1/_2$11 Uhr hier — Bibliothek, Amalienstiftung, Schloßkirche, Schloß — nachmittags Wörlitz, abends nach Magdeburg. Also auf Wiedersehen in Wörlitz." Und er stürzte ins Schloß, während ich in mein Hotel fuhr. Aber noch während der Mittagstafel mußte ich unablässig über das Rätsel grübeln: was war das nur für eine grausame kunsthistorische Spezialmission, die ihrem Träger eine so unerhörte Häufung von rapiden Kunstgenüssen bei gleichzeitiger völliger Enthaltung von Speise und Trank auferlegte?!

Nun, das Rätsel mußte sich mir ja lösen. Aber der Zug nach Wörlitz ging ab, ohne daß der Gelehrte sichtbar wurde. Mein Waggon war dicht besetzt, die Fremden führten belehrende Gespräche über Gasthofspreise, die Dessauer, die nur bis Oranienbaum mitfuhren, schwelgten im Vorgenuß der dortigen Tanzplatzfreuden. Es ist nützlich zu erfahren, wo das Frühstück 80 Pfennig kostet, und wo mehr, und die Mitteilung eines Dessauer Jünglings, daß in Oranienbaum „selbst Kanzleiratstöchter" tanzen, war mir menschlich erfreulich, denn ich sehe es ungern, wenn die Spitzen der Gesellschaft einsam auf ihrer steilen Höhe bleiben, aber auf die Dauer sah ich mir doch lieber die Landschaft an. Man kann dies hier gründlich thun, denn die „Dessau-Wörlitzer Eisenbahn" humpelt recht behaglich dahin. Nur hat man nicht viel davon: eine Gegend, wie sie zu Dessau paßt, ein bischen langweilig, aber fruchtbar, wenig Blumen, viel Rettig und Petersilie, zudem überall — womit aber nicht weiter auf Dessau gestichelt sein soll — Zeichen eines tiefen Niveaus: viel Wasser, Bruch, auch etwas Forst und Heide. So schleicht das Züglein von der Mulde gegen Osten, also südlich der Elbe, aber in respektvoller Entfernung von dem zuweilen ungemütlichen Strome dahin, bis Oranienbaum erreicht ist, das Schlößchen, das sich Henriette Katharina, die Mutter des „alten Dessauers", eine Oranierin, erbaut und mit Porträts ihrer Familie geschmückt hat; daneben mögen sie auch Wiese und Wasser, die vielen Windmühlen und das Fehlen jedweden störenden Hügelchens, selbst jeder Erdwelle, wie sie die Mark durchstreichen, an ihr geliebtes Niederland erinnert haben; einen ähnlichen Sommersitz schuf sich ihre Schwester Luise Henriette, die Gemahlin des „großen Kurfürsten", in Oranienburg bei Berlin. „Das Schloß ist zugänglich", sagte mir der junge Dessauer mit den hohen Tanz-Connexionen, „Fremde gehen oft hin." „Nicht auch Einheimische?" fragte ich, worauf der ehrliche Jüngling: „Aber wozu denn? Nach Oranienbaum geht man zur Kirchweihe, da ist es lustig, aber auch sehr fein!" ... Vom Dorfe her klang Musik, bunte Fähnchen flatterten im Winde; der Jüngling aber und seine Freunde zogen Handschuhe über ihre großen, vom Heringbändigen rot gewordenen Hände. Eine so distinguierte Kirchweih hätte mich gereizt, aber ach, auf was alles muß der Mensch verzichten! So fuhr ich weiter nach Wörlitz; die kleine Bahn biegt nun nach Norden, durch Heide und Ackerland, an Hütten vorbei, die fast so dürftig sind, wie die Landschaft. Daß man nur Mi-

nuten von einem der schönsten Gärten der Welt entfernt ist, kann niemand ahnen.

Aber es ist auch noch nichts davon zu gewahren, wenn man aus dem kleinen Bahnhof tritt. An der Pforte verteilt ein Knabe rechts Empfehlungskarten des „Grünen Baum" und einer links solche des „Eichenkranz"; vorn steht die Versicherung, daß das Hotel das beste von Wörlitz ist, und hinten ein schwer lesbarer Plan des Gartens; aber diese Pläne und die botanischen Gasthofschilder sind auch leider zunächst die einzigen Schatten, die der berühmte Garten vorauswirft. Eine breite Chaussee, durch deren fußhohen Staub die mit mir Angelangten im Sonnenbrand ächzend dahinzustampfen begannen, in der Ferne armselige Häuschen und kein grüner Wipfel — seufzend besah ich mir das Bild und fragte dann den „Eichenkranz", ob es hier keine Fahrgelegenheit gebe. „Bitte, ja, bei Bestellung von mindestens zehn Personen", war die Antwort, die mich nicht erfreute; sogar die Versicherung des „Grünen Baum", daß er es schon für acht thue, konnte mich nicht aufrichten. „Wie weit ist's zu den Gärten?" fragte ich. „Zwanzig Minuten", erwiderte der „Eichenkranz", während der „Grüne Baum", der es offenbar in Allem billiger macht, tröstete: „Fünfzehn!" Nun, der „Grüne Baum" hat die Entfernung freundlicher taxiert, aber der „Eichenkranz" ehrlicher... Es ist mir immer als die schönste Aufgabe des Schriftstellers erschienen, sich darnach zu mühen, daß den künftigen Geschlechtern das Leben leichter werde auf dieser harten Erde, und darum entringt sich meiner tiefsten Seele die Mahnung: „O Eichenkranz, o Grüner Baum, was seid Ihr dumm! Stellt doch statt der beiden aufdringlichen Jungen mit den unleserlichen Plänen, die Euch nur Geld kosten und nichts nützen, jeder einen Omnibus an den Bahnhof, laßt Euch dreißig Pfennige für die Tour bezahlen, und Ihr werdet bei dem kolossalen Besuch ein Bombengeschäft machen!"

Aber ich sollte den Marterweg zum mindesten nicht allein gehen. Kaum drei Schritte war ich gekommen, als eine nervöse Stimme an mein Ohr schlug: „Wann geht der Zug nach Dessau zurück? Um vier?" — „Um sechs!" erwiderte der „Eichenkranz", und selbst der „Grüne Baum" konnte das nicht früher geschehen lassen. — „Oh" — dann ein kernhafter Fluch. Der Kunsthistoriker! — er war also wirklich nur von seiner Mission satt und mit demselben Zuge gekommen. Aber die Gewißheit, nun unabwendbar über drei Stunden an einem Ort bleiben zu müssen, hatte auch alle Hast von ihm genommen; ich konnte mir, während wir so selbander dahingingen, keinen liebenswürdigeren Weggenossen wünschen. Auch die Rätselhaftigkeit der Mission schwand bis auf einen Rest. Der Gelehrte, ein Mann von Ruf, machte eine Arbeitsreise zwecks Herausgabe eines historischen Porträtwerkes. Die einschlägigen Bilder hatte er aus den Katalogen notiert und wollte jetzt nur feststellen, ob sie in reproduzierbarem Zustande seien. „Aber warum —" begann ich und stockte wieder; nein, warum er nicht aß, konnte ich ihn doch nicht fragen.

Wir waren während dieser Gespräche vom richtigen Weg zum Park abgekommen und plötzlich mitten in der „Stadt" Wörlitz. Diese Gänsefüßchen haben ihre Berechtigung ... Ich habe bei meinen Streifereien durch die Mark und Mitteldeutschland manches armselige Ackerstädtchen gesehen und gerochen, ein solches nur selten. Und dieses häßliche, schmutzige Städtchen liegt wenige Minuten vom herzoglichen Schloß zu Wörlitz und ist auf drei Seiten vom herrlichen Park umschlossen! ... „Da haben Sie", wetterte der Gelehrte, „die ganze innere Verlogenheit jener Zeit! O du verdammtes Aufkläricht, was war dir die Natur, und was selbst die Humanität, mit der du dir die Pausbacken schminktest! Der lieben Eitelkeit wegen der Natur Daumschrauben anzulegen und Theatercoulissen aus lebenden Bäumen und Blumen zu schaffen, dazu waren diesem gelobhudelten Herzog Franz Millionen nicht zu viel, aber weitere hunderttausend Thaler den armen Leuten als Beisteuer zu gewähren, damit sie das Nest zum Villenstädtchen umgestalten, fiel dem Mäcen gar nicht bei. Hierher wurden eben die Goethe und Lavater, die Humboldt und Pückler-Muskau nicht geführt!" Nun bin ich zwar wahrlich kein grundsätzlicher laudator temporis acti und meiner Zeit ein treuer Sohn, aus ganzer Seele bemüht, sie zu verstehen, aber Verständnis schulden wir, meine ich, auch der Vergangenheit, und darum mußte ich über diese Rede heftig den Kopf schütteln, wenn auch ehrlich gestanden, mit dem Taschentuch an der Nase. Laut aber sagte ich nur: „Ich glaube, daß der Zusammenhang zwischen dem Stadtduft von Wörlitz und den Ideen des XVIII. Jahrhunderts noch näherer Nachweisung bedarf; vor Allem aber schlage ich vor; sehen wir uns die ‚Daumschrauben' und ‚Coulissen' doch erst an." Und so fragte ich ein graues, kleines Flickschusterlein, das auf dem Bänkchen vor seiner Werkstatt hockte und sich an einen tödlich verwundeten Stiefel abquälte, um den nächsten Weg nach den Gärten. Das greise Männchen fuhr zusammen und sah mich mit verträumten Augen an, wie man sie unter den Zunftgenossen Jakob Böhmes so rätselhaft oft findet. Dann huschte ein Lächeln über das verwitterte Gesicht. „Da hinein", er wies in die ‚Förstergasse', „an den beiden Religionen vorbei zur dritten, welche vielleicht die beste war."

Ich sah ihn fragend an: „An der Kirch' und der Juddeschul' rechts zur Grotte der Egeria!" .. Hm, dachte ich, da merkt man doch, daß dies Nest mitten in den Gärten liegt, die der alte Wieland einst „die Zierde und den Inbegriff des XVIII. Jahrhunderts" genannt hat, aber im übrigen war auch in der ‚Förstergasse' wahrhaftig nichts von Gärten zu riechen. Kaum jedoch hatten wir diese Gasse halb passiert, als mir eine freudige Überraschung wurde; auch der letzte Rest von unheimlichem Mysterium fiel von meinem Gefährten ab. „Wollen wir nicht," bat er plötzlich, „vorher in ein Restaurant? — mich hungert ganz entsetzlich!" So gingen wir denn zum „Grünen Baum", wo er sich sättigte. Aber obwohl er auch dies, wie Alles, rasch und energisch that, schlug es doch vier Uhr, als wir endlich am Ufer des Sees standen, der die Gärten durchzieht, vor dem „Haus des Gondoliers", wo jetzt eine rüstige Frau, die dem Schöpfer dieser Anlagen, dem Herzog Franz, wie aus dem Gesicht geschnitten ist, einer Schar von Kähnen und Schifferinnen gebietet. Ich verzeichne diese Ähnlichkeit, die sich mir, der ich vormittags in Dessau einige Bilder des Herzogs gesehen hatte, aufdrängen mußte, aber — honny soit, qui mal y pense, und das meine ich ernst. Die Thatsache, daß in kleinen Residenzen, in der Umgebung von Lustschlössern u.s.w., jeder zwanzigste Mensch dem Landesherrn ähnlich sieht, mag ja auch — es wäre albern, dies zu leugnen — den Sittenschilderer angehen: die meisten Fälle aber gehen den Physiologen an, der auch die Antwort nicht schuldig bleibt .. Nur ein Kahn lag noch am Ufer; die Frau mit dem Herzog Franz-Gesicht musterte uns und rief dann „Friedchen!" Und Friedchen kam; um hier eine Ähnlichkeit herauszufinden, bedurfte es keiner Porträtstudien, sondern eines einzigen Besuches in einer Menagerie: das Nilpferd vergißt niemand. „Um Himmelswillen", riefen wir, „da schlägt ja der Kahn um!" — „O", lächelte das anmutige Wesen von etwa vierzig Herbsten, „wenn sich beide Herren auf das Bänkchen am Steuer setzen und ganz ruhig bleiben, so geschieht nichts!"

Unter dieser Führung glitt ich zum ersten Mal am Gestade der „elysäischen Felder" dahin. Friedchen keuchte wie eine Lokomotive und ruderte langsam und unsicher, der Gelehrte aber nahm die armen, alten Anlagen sehr scharf mit, und zu meinem Malheur war er obendrein ein wirklich gescheiter Mann, der in fast allem, was er sagte, Recht hatte. Es war zutreffend, wenn er, auf die schwere, dunkle Flut deutend, die wir schwankend durchpflügten, sagte: „Offenbar ein künstlich angelegter Tümpel! Dann hätte aber auch für einen gehörigen Abfluß gesorgt werden müssen!"; zutreffend, wenn er, als wir den kurios geformten, aus Raseneisenstein (einem brüchigen, porösen, leicht verwitterndem Erz) erbauten „Eisenhart" erblickten, äußerte: „Welch ein Gedanke, eigens ein Haus aus einem für solche Zwecke unerhörten Material zu bauen, nur um zu erweisen, daß es wirklich nicht für Häuser taugt!" — und die Scherze, die er über die vielen Tempelchen und künstlichen Ruinchen machte, waren nicht alle teuer und nicht alle wohlriechend, aber unserem Geschmack entsprechen ja derlei Spielereien wirklich nicht; wir haben eben andere Geschmacklosigkeiten. Am schlimmsten jedoch kam die „verkrüppelte Natur" bei ihm weg. Trotz Friedchens Geschnaufe und seiner Kritik freute ich mich ganze 20 Sekunden, als uns, zur Linken die mächtigen, schweren, dunklen Nadelholzgruppen des „Neumarkischen Gartens" entgegenwuchsen, während sich zur Rechten der zierliche Schloßgarten mit seinen Taxushecken und dem bunt, vom hellsten Goldgelb bis zum tiefsten Schwarzgrün wechselnden Laubholz dem Blick breitete, aber da rief er: „Eunuchen-Landschaft; rechts Daumschrauben und links Coulissen! Und alles auf das Effektchen zugestutzt" — und das war wieder nicht ganz, wie die Schwaben sagen „aus dem hohlen Bauch gesprochen"; auch darin war ein Korn Wahrheit. Und wärs auch ganz winzig gewesen, wer behielte da die Stimmung? Es war mir recht, sehr recht, daß wir schon bald am „Gothischen Haus" hielten. Da konnte die Holde am Ufer schnaufen, der Gelehrte seinen Porträts nachjagen und ich mir die Bilder ansehen, die mich freuten.

Das „Gothische Haus", eine der sieben Kunstsammlungen, die in diesem Park verstreut sind, ist die bedeutendste unter ihnen, aber auch eine der schönsten und wertvollsten Sammlungen Deutschlands. Ich habe leider bei meinen beiden Besuchen in Wörlitz nur sechs Stunden auf sie wenden können, das ist für etwa 700 Bilder und eine Unzahl der schönsten Glasmalereien natürlich lächerlich wenig; aber es genügt doch, um mir den Gewinn dieser Stunden köstlich und unverlierbar zu machen. Um so peinlicher aber habe ich's empfunden, daß dieses seltene Kleinod zugleich an unwürdiger Aufstellung und kritikloser Bestimmung nirgendwo seines Gleichen findet, wenigstens in Deutschland nicht. . . .

Sprechen wir zunächst von dem Schönen und Schönsten. Sind auch unter den Malern die Niederländer, unter den Gattungen das Porträt und die Historie bevorzugt, so ist doch jede Schule, jede Gattung durch Treffliches repräsentiert: die Italiener allerdings nur spärlich, die Franzosen kaum zahlreicher, aber die Deutschen, von Holbein und Dürer, Wohlgemuth und den beiden Cranach bis ins XVIII. Jahrhundert ebenso köstlich wie reich; die Flandern

durch Perlen (die Madonnen von Memling und Hugo van der Goes), und nun erst die Holländer! Wollte ich nur die besten Namen und Werke nennen, die trockene Aufzählung würde eine Spalte füllen — und wem schon Namen etwas sagen, der kennt die Künstler ohnehin! Nur auf einiges möchte ich aufmerksam machen, weil ich es bisher kaum angedeutet finde, wie denn die Wörlitzer Sammlungen überhaupt, im Vergleich zu den Dessauer, von Kunsthistorikern der neueren und neuesten Zeit nicht genug gewürdigt werden; zu Lebzeiten des Herzogs Franz war dies anders, er sorgte auch dafür ... Wie schön ist hier das holländische Seestück des XVII. Jahrhunderts, diese Welt von Kraft und Schönheit und redlicher Beobachtung der Natur, vertreten. Da ist Bonaventura Peters, der Seesturmmaler, und sein Bruder Jan, da Willem van de Velde, einer der wenigen großen Künstler, die im Leben Lumpe waren: hat er es doch zu Wege gebracht, seinen Landsleuten ihre Siege über die Engländer zu malen und den Engländern ihre Siege über seine Landsleute; in Wörlitz ist der erbärmliche Kerl und große Meister gut holländisch gesinnt. Von seinem Bruder Adriaen findet sich eine kleine Landschaft mit einem Reiterobrist als Staffage, vielleicht sein bestes Werk. Daß sich die Holländer hier so ausgezeichnet vertreten finden, ist angesichts der bereits angedeuteten Entstehungsgeschichte der dessauischen Hofsammlungen begreiflich, aber wie mag das halbe Dutzend Porträts, Schlacht- und Prunkstücke van der Meulens hergeraten sein?! — der Hof- und Leibmaler Ludwig XIV., seiner sämtlichen Schlachten und seiner sämtlichen Maitressen erscheint hier übrigens nicht minder monoton und manieriert, als anderwärts .. Albrecht Dürers „Adam und Eva", von einigen seinem Schüler Hans Wagner zugeschrieben, ist jedenfalls ein schönes Bild. Eine Perle der Sammlung ist auch das Porträt des „großen Kurfürsten" von A. Hannemann, das beste dieses Fürsten und für Berlin wiederholt kopiert, vermutlich ein Hochzeitsgeschenk Friedrich Wilhelms zur Vermählung seiner Schwägerin mit Johann Georg II. von Dessau. Beiden Geschlechtern, den Hohenzollern, wie den Dessauer Askaniern war die Heirat mit Oranierinnen wohl bekömmlich: für die letzteren bedeutete es den ersten Schritt nach aufwärts ... Einen seltenen Haarlemer des XVII. Jahrhunderts, dessen einziges Porträt im dortigen Rathaus sich mir trotz des alles überstrahlenden Frans Hals durch seine wunderbare Lebensfülle ins Gedächtnis eingekeilt hatte, Versproncк, fand ich hier wieder, sogar durch zwei Bilder vertreten, und obwohl ja die Erinnerung alles verklärt, schienen mir diese beiden — ein Mann und ein Weib, beide schwarz gekleidet — noch schöner, weil noch lebensvoller als das Haarlemer. Einen anderen Holländer derselben Zeit kann man nur hier kennen lernen; ich habe seinen Namen bereits genannt, als ich von dem Fund des Küsters in der Rumpelkammer der Schloßkirche erzählte: Abraham Snapphan. Auch er von seltener Lebensfülle, in der Malweise von Anbeginn grundtüchtig und gewissenhaft, dann mit jedem Werk freier und natürlicher; auch in der Farbenwirkung harmonischer. Man kann dies hier, wo all sein Schaffen vereinigt ist, genau verfolgen; 1651 geboren, folgte er in jungen Jahren seiner fürstlichen Landsmännin nach Dessau und ist hier schon 1691 gestorben; sein letztes Bild, die Fürstin Henriette Katharina mit ihren vier blühenden Töchtern, ist sein bestes. Vielleicht ist Snapphan verhungert; er bezog kein Gehalt, nur „Honorare" für die einzelnen Bilder, für dies letzte — 25 Thaler, wie Wilhelm Hosäus in seinem Büchlein über Wörlitz berichtet.

Freigebiger war Herzog Franz, und er kaufte nicht bloß Bilder und Statuen; auch die Möbel, die Gobelins, die Vasen, die Nippes, mit denen jedes Eckchen des „Gothischen Hauses" gefüllt ist, sind zumeist schön, nicht minder die Waffen und Rüstungen; das meistbewunderte Stück freilich, die Rüstung Bernhards von Weimar, hat Herzog Karl August seinem Dessauer Nachbar verehrt. Auch wenn man weiß, daß Goethes trefflicher Freund auf derlei Dinge wenig gab, berührt doch dies Geschenk, die Rüstung eines tapferen Ahns für die Kuriositätensammlung eines fremden Fürsten, etwas eigentümlich. In ihrer Art einzig aber ist die Sammlung von Glasmalereien; sie umfaßt fast lückenlos die beiden Jahrhunderte der Blütezeit dieses Kunstzweigs, des XVI. und XVII. Jahrhunderts, und giebt, wenn man die Stunde daran wendet, ein lehrreiches Bild seines Entwicklungsganges, vom Kirchlichen zum Weltlichen, von der rohen Technik zur Kabinettsmalerei auf Glas bis zu deren Verfall. Die meisten Stücke hat Lavater in der Schweiz, dem gelobten Lande der Glasmalerei, für den Herzog angekauft, und von dem wackeren Züricher rührt auch die Inschrift („Wörlitz, 15. Juli 1786") auf einer der Scheiben her:

„Ihr Denkmal alter Kunst und gottvertrauter Zeiten,
Bewundrung, Wehmut, Mut und Hoffnung seh'n mich an.
Zwar Kunst und Zeiten hin, doch zeugt ihr uns in Weiten,
Was frommer Menschheit Fleiß und ernste Tugend kann."

(Fortsetzung folgt.)

Albertus Magnus.

Albertus Magnus im Kloster saß
Und seufzte, die Augen thränennaß:
„Es sind mir Hieroglyphen
Der Gottgelahrtheit Tiefen!

„Ich bin zu blöd für ihren Geist,
Mein armes Hirn in Wirbeln kreist:
Ich will von hier entrinnen
Und irdische Weisheit minnen!“ —

Und als die zwölfte Stunde schlug,
Albertus eine Leiter trug,
Die legt' in wonnigem Schauer
Er an des Klosters Mauer.

Schon klimmt er auf, schon will er schnell
Hinaus ins Freie, — da wird's hell
Auf einmal ihm im Rücken:
Vier Frau'n thät er erblicken.

Er steht entsetzt und schaut hinab:
„Ich will mich heben aus dem Grab!
Unselige Gestalten,
Wollt ihr zurück mich halten?“

Die erste ruft, Exegesis:
„Bleib hier! Ich bin der Schrift gewiß
Und will aus vollen Händen
Dir meine Weisheit spenden!“

Die zweite, freiheitstrunken, spricht:
„Ich heiße Mystik. Innres Licht
Macht mir die Seele helle,
Erleuchtet meine Zelle!“

Die dritte fällt mit Eifer ein:
„Frau Dogma ist der Name mein;
Ich bin des Rechtes Schwester
Und mach' den Glauben fester!“

Die vierte d'rauf: „Das glaub ich kaum!
Ich aß von der Erkenntnis Baum
Und ging in Klostermauern,
Nur um darob zu trauern!

Lern' auf die Wahrheit thun Verzicht;
Auch ich hab' sie gefunden nicht.
Wir müssen doch hienieden
Im Glauben suchen Frieden!“ —

Da hob Albertus hoch die Hand
Und wie ein kühner Held er stand
Auf seiner Leiter Sprossen;
Dann spricht er unverdrossen:

„Und find' auch draußen in der Welt
Ich Wahrheit nicht, die wohlgefällt,
So will ich mich bescheiden,
In Freiheit doch zu leiden!“

Da hob die vierte Frau die Hand,
Bevor sie mit den andern schwand
Und sprach in düst'rer Weihung
Ihm diese Prophezeihung:

„Du wirst ein großer Weiser sein,
Hochschwebend ob dem Volk allein,
Und staunend lange preist es
Die Flüge Deines Geistes.

Doch wenn Du nah' dem Ziel Dich meinst
Wirst plötzlich Du erlahmen einst;
Es darf Dir nicht gelingen,
Zur Sonne Dich zu schwingen!“ —

„Und doch, ich wag's!“ Albertus ruft
Und stieg aus seines Klosters Gruft
Empor zu neuem Leben
Und seligem Wahrheitsstreben.

Einsame Pfade trat der Fuß
Des Jüngers des Dominikus;
Die Zeitgenossen priesen
Den unverstandnen Riesen.

Und immer reiner ward die Luft,
Je mehr er aus dem Opferduft
Von irdischen Altären
Aufstieg in höhere Sphären.

Und immer weiter trug der Schwung
In helles Licht aus Dämmerung;
Bald strahlt vor ihm in Klarheit
Die unverhüllte Wahrheit.

Sein Auge flammt im Wiederschein,
Sein Geist saugt Götterwonnen ein,
Und schon auf seinem Munde
Schwebt für die Welt die Kunde.

Da traf ein Blitz die hohe Stirn,
Ein Donnerschlag betäubt' das Hirn,
In nied're Erdenbahnen
Rückschleudernd den Titanen!

Albertus Magnus ward ein Kind,
Sein sonnenhaftes Auge blind,
Und was der Geist besessen,
Verloren und vergessen!

Und als er kam zum letzten Ziel,
Als auch der Leib in Trümmer fiel,
Da ward der große Weise
Im Grab der Würmer Speise.

Die Götter haben obgesiegt,
Verscharrt mit ihm die Wahrheit liegt;
Wem wird es doch gelingen
Sie ihnen abzuringen?!

Th. Vulpinus.

Heine, Steinmann u. s. w.

Meine Mitteilung „Parodie oder Selbst-Parodie?! Eine Glosse zu Heines Lyrik“ (S. 27 ff. des laufenden Bandes) begann und schloß mit der Bitte um Antworten auf die von mir formulierte Frage. Dieser Bitte hat der Leserkreis dieser Zeitschrift reichlich und freundlich entsprochen. Es liegen mir zusammen elf Äußerungen zur Sache vor; sie entscheiden sich sämtlich für die Unechtheit der „Abendlieder“, halten dieselben also gleich mir für Parodien eines Anderen, nicht für Selbstparodien Heines.

Von den elf Äußerungen sind acht ganz kurz und schließen sich im Wesentlichen nur den von mir hervorgehobenen Gründen an. Drei andere will ich, allerdings im Auszug, wiedergeben, da sonst Wiederholungen unvermeidlich wären.

Herr Michael Ullmann in Frankfurt a. M., der neuerdings durch einige glückliche Funde sein Scherflein zur Heine-Forschung beigetragen hat, schreibt mir u. a.: „. . . Ihre Ansicht teile ich vollständig. Die von Ihnen hervorgehobenen Mängel sind treffende Beweise. Für mich waren auch einige Härten im Versbau bestimmend, die „Abendlieder“ zu verwerfen; außerdem enthalten diese nur Anklänge an damals bereits gedruckte Lieder Heines, die als Vorbild dienen konnten.“ Dem habe ich nur beizufügen, daß mehrere dieser Verse dem geschulten Ohr thatsächlich zu hart klingen, um sie Heine zuzuschreiben. Nur darf ein so subtiles, schwer zu fassendes Kriterium natürlich bloß als Nebengrund für die Unechtheit gelten.

Ähnlich äußert sich eine andere, die weitaus eingehendste Zuschrift in dieser Frage. Sie rührt von einem Manne her, den ich, trotz der breiten, ja ungeheuren Kluft, welche meine Anschauungen von den seinen scheidet — und namentlich auch von seinen Anschauungen über Heine und die Juden —, doch stets als ehrlichen, tapferen und geschmackvollen Schriftsteller respektiert habe. Es hat mich aufrichtig gefreut, daß er seinerseits bei dieser Gelegenheit über die trennende Kluft hinweg den Weg zu mir gefunden hat, und ich bedaure unter diesen Umständen doppelt, nun weder seinen Namen nennen, noch seine Zuschrift veröffentlichen zu dürfen. Beides hat er mir nur unter der Bedingung gestattet, daß seine Äußerungen vollinhaltlich wiedergegeben werden, und das war mir aus zwingenden Gründen unmöglich. Nur den ersten, meines Erachtens einzig wesentlichen Teil hätte ich unverkürzt publizieren können, und war hierzu bereit. Diese Ausführungen beschäftigen sich mit Heines Ironie und Selbstironie, erklären sie aus dem jüdischen Volkscharakter, und suchen die Grenzen zu bestimmen, wie weit Heine in der Selbstverhöhnung gegangen ist. Nach der Ansicht dieses Autors sehr weit; nicht aus den von mir angeführten, sondern aus anderen, fein und geistvoll entwickelten Gründen kommt er dann dazu, die „Abendlieder“ für unecht zu halten, welche Überzeugung er schließlich sehr energisch formuliert. Dies alles zu veröffentlichen, erklärte ich mich, wie gesagt, sofort und ohne Zögern bereit, obwohl die Ausführungen vieles über den jüdischen Volkscharakter enthielten, was mir weder zutreffend, noch gerecht erschien; denn aus diesem Grunde darf meines Erachtens eine Zeitschrift, wie die „Deutsche Dichtung“ niemals einen Beitrag zurückweisen, der im übrigen rein litterarischen Inhalts und wertvoll ist; bin ich in Nebensachen anderer Meinung, so bleibt mir ja unbenommen, sie zu äußern. Aber der Herr Einsender machte auch vollinhaltliche, unverkürzte Wiedergabe des zweiten und kürzeren Teils seiner Zuschrift zur Bedingung, und diese mußte ich ablehnen. Hier ging der Autor mit Herrn J. Nassen in einer Art ins Gericht, die mir an sich nicht richtig und an der Stelle, wo Herr J. Nassen selbst seine Ausführungen veröffentlicht hatte, vollends nach allen Gesetzen litterarischer Courtoisie unmöglich erschien. Auch ich verkenne nicht, was der Herr Einsender betont und was auch fast alle anderen Briefschreiber in der Sache hervorheben: die Ausführungen, durch die Herr J. Nassen beweisen will, wie echt heinisch die „Abendlieder“ sind, können niemand überzeugen. Noch mehr, der Weg, den er hier eingeschlagen hat, ist kein empfehlenswerter, sogar kein ernsthaft diskutabler. Statt den Gesamteindruck des Gedichts zu prüfen, sucht Herr J. Nassen die Stellen der „Abendlieder“ heraus, die an Stellen unzweifelhaft echter Lieder von Heine anklingen, und hält damit allen Ernstes seine Absicht für erreicht. Weil Heine 54 Gedichte „mit der ersten Person des Singularis“ beginnt, und weil der erste Vers des ersten Liedes der „Abendlieder“ lautet: „Ich wandle längs dem Teiche“, so ist dies für Herrn J. Nassen eben unzweifelhaft das 55. Gedicht Heines, das so beginnt; ein weiterer Grund ist dann, daß Heine „auch eine besondere Vorliebe für das klangvoll-heimliche Wort ‚wandle‘ hat“; jemand hat ausgerechnet, daß Heine

es im „Buch der Lieder“ 20 Male anwandte, dies ist also das 21. Mal u. s. w. u. s. w. Und über all diesen Kleinigkeiten und Zählereien vergißt Herr J. Nassen, wie oben und bereits auch in meinem Aufsatz gesagt, das Wichtigste ins Auge zu fassen, den Gesamteindruck des Gedichts, und übersieht das Nächstliegende: daß ja jeder Parodist Worte und Wendungen bringt, die der von ihm persiflierte Dichter oft anwendet, die zur „Manier“ dieses Dichters gehören; das gehört ja mit zum Wesen der Parodie! Gewiß, dies alles läßt sich sagen, und es ist sogar dem Herrn Einsender beizupflichten, daß dies zu sagen Pflicht ist. Denn wir sind, wie seine Zuschrift sehr fein und treffend ausführt, nach einer Epoche litterar-historischer Forschung, welche die ästhetischen Gesichtspunkte ganz einseitig betonte und sich um die Thatsachen zu wenig kümmerte, nun längst in eine andere geraten, die auf die Thatsachen sehr großes, auf das ästhetische Moment geringes Gewicht legt, und vor lauter Bäumen, die gezählt und gemessen werden, den Wald der Poesie nicht mehr sieht. Wilhelm Scherer, der diese „exakte“ Richtung anbahnte, war allerdings zu geistvoll, um das ästhetische Moment zu übersehen; auch mehreren seiner Schüler läßt sich dieser Vorwurf gerechter Weise nicht machen, „aber,“ betont der Herr Einsender nicht mit Unrecht, „wohin diese Methode bei Einzelnen [er gebrauchte hier ein anderes, sehr starkes Wort] führt, dafür ist Herrn Nassens Arbeitsweise sehr lehrreich, und derlei . . . [wieder ein undruckbares Wort] nicht glatt durchpassieren zu lassen, ist Pflicht.“ Schön, meinte ich, aber sachliche Kritik lasse sich auch sachlich üben, und machte meinerseits die Tilgung der unsachlichen Wendungen u. s. w. zur Bedingung. Vielleicht hätte ich dies erreichen und der „Deutschen Dichtung“ einen sehr geistvollen Aufsatz erhalten können, wenn nicht der Herr Verfasser in einem Irrtum befangen gewesen wäre und noch ist, den ich ihm vergeblich zu widerlegen versucht habe. Der Herr Einsender ist nämlich der Meinung, Herr J. Nassen sei Jude, ein blinder Verteidiger Heines; sein „Versuch, notorische Fälschungen Steinmanns und die „Abendlieder“ als echt nachzuweisen“, erkläre sich durch seinen „jüdischen Chauvinismus“; noch mehr, aus dem Umstande, daß sich Herr Dr. Gustav Karpeles nicht für die Unechtheit ausgesprochen, vermutet er ein ganzes Komplott „ad majorem Henrici gloriam“. Ich glaubte diesen Irrtum am besten dadurch zu widerlegen, daß ich darauf hinwies: „Ich bin ja selbst Jude und habe sowohl Nassens „Kleine Heine-Studien“ nicht ohne Widerlegung meinerseits erscheinen lassen, wie ich mich ja auch energisch gegen die Echtheit der „Abendlieder“ ausgesprochen habe.“ Die Antwort war: ich hätte mich eben, wie er gern anerkenne, nicht ins Komplott ziehen lassen, aber im übrigen müsse er bei seiner Meinung bleiben. Diese Meinung ist aber — ich zwinge mich, ernsthaft zu bleiben — eine irrige. Herr J. Nassen, Gymnasiallehrer zu Jülich im Rheinland, ist kein Jude, war es auch nie. Er ist Katholik und zwar auch als Schriftsteller von so ausgesprochen katholischer Färbung, daß er seinem Namen in Kürschners „Litteratur-Kalender“ das „k“, das die katholische Tendenz bedeutet, hat beifügen lassen. Daß er ein „blinder Verteidiger Heines“ sei, bestreitet er selbst auf das entschiedenste; im Gegenteil schreibt er die Anfechtungen, die seine „Kleine Heine-Studien“ gefunden haben, den Liberalen, Juden und sonstigen „blinden Verteidigern Heines“ zu, weil er auch — wann und wo weiß ich nicht — mehreres gegen Heine vorgebracht habe; eine Ansicht, die ebenso irrig ist, wie die des Schriftstellers, mit dem ich mich jetzt beschäftige; ich werde auf diese tragi-komische Pointe der Angelegenheit später noch zurückkommen müssen. Was aber Herrn Dr. Gustav Karpeles betrifft, so ist er allerdings Jude, und, wenn auch kein blinder, so doch ein warmer und eifriger Verteidiger Heines, aber seiner Überzeugung gemäß und in den Grenzen dieser Überzeugung. Auch hat er sich zweifellos nur deshalb nicht für oder gegen die Echtheit der „Abendlieder“ ausgesprochen, weil ihn das pro und contra nur eben zu einem „Non liquet“ gelangen ließ; gegen die Versuche Nassens, Steinmann zu retten, nimmt auch er, wie seine unten folgenden Ausführungen beweisen, Stellung; gar so tief hat also auch dieser geschätzte Mitarbeiter der „Deutschen Dichtung“ sich nicht in das famose Komplott eingelassen. . . . Indeß, wozu reden, wo alles Reden für die meisten überflüssig, für einige wenige nutzlos ist. . . . Was aber den Herrn Einsender betrifft, so haben wir uns friedlich dahin vereinbart, daß ich den vorliegenden, von ihm durchgesehenen Auszug seiner Zuschrift an dieser Stelle veröffentliche, während er sich vorbehält, dieselbe an anderer Stelle vollinhaltlich erscheinen zu lassen. Sobald dies geschehen ist, werde ich mit seiner, mir freundlich im Voraus gegebenen Genehmigung, den ersten, sachlichen Teil seiner Ausführungen mitteilen.

Was endlich die dritte Zuschrift in Sachen der „Abendlieder“ betrifft, von der ich hier Notiz zu nehmen habe, so rührt sie von Herrn Prof. Dr. Ludwig Geiger in Berlin her. „Ich halte,“ schreibt er mir, „die ‚Abendlieder‘ für durchaus unheinisch, für eine Parodie seiner Dichtweise.“ Auch macht mich der Gelehrte auf eine Stelle seiner Schrift: „Das junge Deutschland und die preußische Censur“ (Berlin 1900) aufmerksam, auf Grund deren ich eine mir von Herrn Dr. Karpeles, allerdings nicht als Thatsache, sondern nur als Vermutung mitgeteilte, von mir S. 29 wiedergegebene Notiz berichtigen kann. Herr Dr. Karpeles war der Meinung, daß „Unser Planet“, also die Zeitschrift, welche die „Abendlieder“ publizierte, ein Beiblatt des „Komet“ gewesen sei, den K. R. Herloßsohn seit 1830 redigiert habe. Da Herloßsohn gerade damals mit Heine befreundet gewesen sei, so spreche dies für die Echtheit, denn angenommen, daß Herloßsohn sich selbst oder einem Andern

die Mystifikation gestattet hätte, so würde er dieselbe doch gewiß bald aufgeklärt haben. Ich bemerkte hierzu, daß ich im Augenblick nicht in der Lage sei, die Richtigkeit der Mitteilung zu prüfen; sei aber Herloßsohn thatsächlich der eigentliche Leiter von „Unser Planet" gewesen, und enthalte das Blatt keine Berichtigung, so könne ich allerdings der Folgerung des Herrn Dr. Karpeles nur beistimmen. Dieser Umstand ist aber auszuscheiden. Wie Geiger (a. a. O. S. 98) mitteilt, ist der Sachverhalt der folgende. K. R. Herloßsohn gab im Verlage der Hofbuchdruckerei zu Altenburg vom Januar bis Juli 1830 die Zeitschrift: „Der Komet. Ein Unterhaltungsblatt für die gebildete Lesewelt" heraus. Er überwarf sich mit dem Verleger, der nun seit 1. August 1830 das ganz ähnliche Blatt „Unser Planet" erscheinen ließ, das vom Oktober 1830 ab von Ludwig Storch redigiert wurde, während Herloßsohn seinen „Komet" in anderem Verlage fortführte. Der mit Heine befreundete Schriftsteller hatte also keinen Einfluß auf das Blatt, in dem die „Abendlieder" erschienen sind.

Ehe ich meine Mitteilungen über diese Publikation schließe, möchte ich, obwohl nun die Antwort: „Parodie, nicht Selbst-Parodie" feststehen dürfte, doch noch einen triftigen, bisher von mir nicht angeführten Grund verzeichnen, der gleichfalls gegen die Echtheit der „Abendlieder" spricht. Sie sind bekanntlich überschrieben: „Von Heine". Nur mit dem Familien-Namen hat aber Heine niemals gezeichnet, sondern stets: „H. Heine". Wohl aber war es ein wiederholt angewandter Kniff von Fälschern oder Parodisten, die Häufigkeit des Namens „Heine" auszunützen, indem sie genau so zeichneten, wie der Verfasser der „Abendlieder". Bereits am 16. Oktober 1821 sah sich Heine veranlaßt, durch eine öffentliche Erklärung den Verfasser eines, bloß mit „Heine" unterzeichneten Gedichts in der „Abendzeitung" zu ersuchen, „seiner Namensunterschrift wenigstens den Anfangsbuchstaben eines Vornamens beizufügen." —

Ich wende mich nun den Zuschriften zu, die Herrn J. Nassens „Kleine Heine-Studien (Band XXX, Seite 249 ff. 269 ff. und 293 ff.) betreffen. Ihre Zahl ist eine noch größere als in der ersten Serie; es sind zusammen 14, gewiß angesichts des Umstandes, daß es sich um eine litterar-historische Publikation handelt, eine stattliche Ziffer und jedenfalls ein Beweis, daß diese Aufsätze den Leserkreis unserer Zeitschrift sehr interessiert haben. Auch diesen Einsendern bin ich für die selbstlos aufgewendete Mühe aufrichtig dankbar, aber auch diese Briefe kann ich aus triftigen Gründen nicht vollinhaltlich veröffentlichen. Wohl aber schulde ich den Einsendern, wie der Sache die Angabe des Inhalts.

Sämtliche Briefe stimmen ausnahmslos dem von mir in den Noten zu Herrn J. Nassens Arbeit eingenommenen Standpunkte zu. Alle also stimmen dahin überein, daß Herrn Nassens Bemühungen, Steinmann zunächst mindestens bezüglich des Buches „H. Heine", der sogenannten „Erinnerungen", von dem Stigma des Fälschers zu reinigen, als nicht gelungen zu betrachten sind. Im Übrigen aber sind die Briefe verschiedenen Inhalts, auch namentlich sehr verschiedener Tonart. Sie lassen sich in vier Gruppen einteilen.

Drei Briefe sprechen kurz, ohne weitere Motivierung, ihre Zustimmung zu meinen Noten aus. Neue Beweise für oder gegen die Echtheit der einzelnen Stücke bringen sie nicht bei.

Derlei Beweise finden sich auch in den Briefen der zweiten Gruppe nicht; gleichwohl sind diese in bestimmter Hinsicht auch sachlich beachtenswert. Die Herren — es sind ihrer fünf, sämtlich Litterar-Historiker oder Schriftsteller von Beruf — begnügen sich nicht, meiner Ansicht zuzustimmen, sondern kritisieren auch die Beweisführung, wie die Arbeitsweise des Herrn Nassen. Geschähe dies aus irgend welchen persönlichen Gründen, oder auch nur eben um zu kritisieren, so würde ich dies nicht erwähnen. Nun ist aber der Beweggrund, der die Herren dabei leitete, offenbar ein sachlicher; es war bei allen ein und dasselbe Motiv und dieses Motiv gereicht ihnen zur Ehre. Die Herren teilen es selbst, drei nur andeutungsweise, zwei in klarer Ausführung mit. Ich gebe dies Motiv in einer Form wieder, die mir an dieser Stelle, wo Herr Nassen eben selbst gesprochen hat, richtig erscheint. Wenn Herr J. Nassen, meinen die Herren, es sich zum Ziele gesetzt habe, die „Akten Steinmanns" zu revidieren, so sei dies gewiß an sich ein berechtigtes Beginnen. Aber er gehe dabei mit einer gewissen Vorliebe für Steinmann vor, denn er betone, was etwa für diesen spreche, und berücksichtige zu wenig, was gegen ihn zeuge. Daraus aber könne für die Klärung der Frage jedenfalls kein Nutzen erwachsen, im Gegenteil leicht ein Schaden. Diesmal sei allerdings kein solcher entstanden, weil seine Ansichten nicht unwiderlegt geblieben seien, wohl aber sei Verwirrung der Leser, die kein selbständiges Urteil hätten, zu befürchten, wenn Herr Nassen anderwärts in derselben Art, mit denselben „Beweisen" die Echtheit anderer Publikationen Steinmanns zu verfechten versuche, wie nun die des in den „Erinnerungen" enthaltenen Materials. Und darum sei es nötig, schon an diesem ersten Beispiel darzulegen, daß die von Herrn Nassen gewählte Methode weder bisher üblich, noch an sich berechtigt sei. Hierauf wird nun diese Methode näher beleuchtet.

Erwägt man, daß es sich durchweg um höchst ehrenwerte, aber auch teilweise um Männer von Verdienst und wohlbegründetem Ruf handelt, so wird man mir nachfühlen, daß es mir nicht leicht fiel, auf den Abdruck ihrer Briefe zu verzichten. Es ist aus folgenden Erwägungen geschehen. Was die Herren vorbringen, habe ich — wenn auch in minder präziser Form und sanftmütiger — zum großen Teil in meinen

Noten bereits gesagt. Auch dort schon findet sich ausgesprochen, daß Herr Nassen solche Stücke, die unzweifelhaft falsch sind, überhaupt nicht erwähnt hat; daß er die bisherigen Ergebnisse der Heine-Forschung zu wenig berücksichtigt hat; daß er immer wieder außer Acht läßt: der Plagiator (wie der Parodist) kennt natürlich das Original genau und bringt eben die Anklänge herein, die den Eindruck der Echtheit machen sollen; daß er zwar ein fleißiger Sucher und Finder, aber in der Bewertung des Gefundenen nicht kritisch genug ist u. s. w. Und da ich dies bereits gesagt habe, so liegt doch eigentlich kein Grund vor, es nun noch fünf Male, und in schärferer Fassung zu sagen. Zudem hätte der Abdruck der Briefe nur eben eine langwierige und unerquickliche Polemik zur Folge gehabt, ich hätte ja dann Herrn Nassen nicht das Wort zur Entgegnung, den Herren zur Duplik u. s. w. verweigern können, und derlei geht dann erfahrungsmäßig ohne Grazie in infinitum fort. Mein Hauptgrund aber war: ist es Herrn J. Nassen, wie ich annehme, nur um die Sache zu thun, so wird er in Zukunft Heineana, die Steinmann mitteilt, gewiß nur dann für echt erklären, wenn ihm genügende Beweise für die Echtheit vorliegen. Verfährt er aber anders, so ist es ja dann noch immer an der Zeit, die gegenteilige Ansicht zum Ausdruck zu bringen. Das periculum in mora" scheint mir hier gar nicht so groß.

Handelt es sich bei der ersten und zweiten Gruppe um die Freundlichen und Sachlichen, so folgen nun in der dritten die Unfreundlichen und Unsachlichen. Diese Herren — es sind ihrer nur drei, aber der eine ist für ein viertel, der andere für ein halbes, der dritte gar für ein ganzes Dutzend Hausknechte grob — fallen über Herrn Nassen her, als ob er ein Verbrecher wäre und bedenken dabei auch mich als seinen „Helfershelfer" mit einigen anmutigen Redeblumen. Der Gröbste von den dreien ersucht mich „höflich, aber dringend," die beiden folgenden Fragen „gleichzeitens" zu beantworten:

„1. Halten Sie den Juden Isidor Nassen allen Ernstes für einen Mann, der seine „Untersuchungen" bona fide anstellt?

2. Warum haben Sie das Zeug, dessen Unrichtigkeit Sie doch selbst einsehen, gedruckt?"

Ich beeile mich zu erwidern:

1. Daß Herr Nassen kein Jude ist, weiß ich; daß er Isidor heißt, bezweifle ich; von seinem guten Glauben war und bin ich fest überzeugt.

2. Aufgenommen habe ich die „Kleinen Heine-Studien", weil mir das so richtig schien.

Da ich aber hier nicht bloß für diesen Herrn antworte, so füge ich bei: Was alles sich gegen die Studien einwenden läßt, war mir klar. Aber sie enthalten auch Interessantes und Richtiges. Darum nahm ich die Last, die Noten beizufügen, auf mich. Daß es ohne diese Noten nicht ginge, wußte ich; daß trotz der Noten viele den Kopf schütteln würden, wußte ich auch. Aber man muß immer thun, was man selbst für recht hält.

Zu meiner Freude halten es zudem auch andere für recht, darunter die Männer, auf deren Urteil in Heine-Fragen ich den größten Wert lege. So schreibt mir z. B. Herr Prof. Dr. Ernst Elster aus Marburg a. L., 25. Oktober d. J. unter Anderem:

„. . . Ich habe die Aufsätze über Heine und Steinmann genau gelesen. Nassen hat mit großem Fleiß und bemerkenswertem Spürsinn manches Material aufgefunden, das uns allen bisher unbekannt war; er scheut keine Mühe, die Wahrheit zu ermitteln. Dafür wollen wir ihm dankbar sein, wenn wir auch seinem kritischen Urteil starkes Mißtrauen entgegenbringen. Sie, verehrter Herr Franzos, haben durch Ihre ausführlichen Fußnoten, mit denen Sie Nassens Aufsatz begleiten, dafür gesorgt, daß seine Irrtümer nicht unwidersprochen in die Welt hinausziehen. Manche Äußerung Nassens ist mir geradezu unbegreiflich, so z. B. wenn er die Frage überhaupt für diskutabel hält, ob das Gedicht „Im Hofgarten zu Düsseldorf" von Heine herrühre oder nicht. Desgleichen, wenn er behauptet, der Brief: „Ich selber bin dieses Guerillakrieges müde," könne auch an Steinmann gerichtet gewesen sein u. s. w. u. s. w."

Indem ich diesen Brief citiere, bin ich bei der vierten und letzten Gruppe der Korrespondenten angelangt. Es sind dies eben Herr Prof. Elster, ferner die Herren Dr. Gustav Karpeles in Berlin und Michael Ullmann in Frankfurt am Main. Auch sie stimmen in allem wesentlichen mit mir überein, haben jedoch die Güte gehabt, einige sachliche Bemerkungen zu einzelnen, in den „Kleinen Heine-Studien" behandelten Fragen beizufügen. Ich ordne diese Bemerkungen in derselben Reihenfolge, in der die betreffenden Punkte in der „Deutschen Dichtung" behandelt worden sind:

1. Zu Band XXX, S. 249 ff. schreibt mir Herr Dr. Karpeles: „Zur Charakteristik Steinmanns und der Art, wie er die Freundschaft mit Heine noch bei Lebzeiten des Dichters ausbeutete, diene folgende Notiz, die ich in irgend einer deutschen Zeitung gefunden und ausgeschrieben habe: „Das vierte Heft von „Unsere Zeit" wird einen biographischen Artikel über Heine von Friedrich Steinmann bringen." Es muß das im Jahre 1845 gewesen sein. Soviel ich mich erinnere, stand aber der Artikel dort nicht, und ich vermute, daß es derselbe Aufsatz gewesen ist, den Steinmann zwei Jahre später in seiner Zeitschrift gedruckt hat."

2. Zu der Frage der Steinmannschen Fälschungen a. a. O., S. 268 ff. schreibt uns derselbe Schriftsteller: „Für eine kritische Behandlung der Fälschungen Steinmanns ist es auch notwendig, auf die Polemik bei Herausgabe der gefälschten Briefe und Gedichte zurückzugreifen. Adolf Strodtmann

war es, der zuerst den Fälscher denunciert hat in verschiedenen Aufsätzen im Hamburger „Freischütz" 1861 und in dem „Buchhändler-Börsenblatt". Später sekundierte ihm Alfred Meißner und ein Ungenannter im „Deutschen Museum" von Prutz (in einer Reihenfolge von Aufsätzen „Geist oder Gespenst?"). Die Affaire ist ein ganzer litterar-historischer Kriminalprozeß . . . Schließlich noch eine Frage. Wo hat Herr Steinmann die Autographen der Briefe hingethan, die er in seinen Fälschungen veröffentlicht hat und von denen er behauptet, daß sie Lassalle u. a. vorgelegen hätten. Sie können doch nicht aus der Welt verschwunden sein; es ist bis heute nicht ein einziger von ihnen aufgetaucht. Ich meine, daß dies auch ein Argument gegen den Fälscher ist."

3. S. 272 teilte ich eine Variante zu dem Gedicht „Im Rhein, im schönen Strome" mit, welche zuerst in der von Rousseau herausgegebenen Sammlung „Lieder vom Kölner Dom" (Köln 1823) zu finden ist. Hierzu schreibt nun Herr Prof. Elster: „Sie sind in diesem Falle mit Nassen darüber einig, daß beide Fassungen von Heine herrühren. Ich dagegen erlaube mir in dieser Beziehung starke Zweifel zu äußern. In der Rousseauschen Fassung:

Die Lippen, die Äuglein, die Wänglein,
Die sah ich schöner nie;
Es kommt und spricht ein Englein:
„Gegrüßt seist du, Marie;"

ist meines Erachtens dem Gedicht sein eigentlicher Inhalt geraubt. Das Lied steht unter den Liebesliedern des einheitlich komponierten „Lyrischen Intermezzo", in welchem Heine seinen Gefühlen für Amalie den klassischen Ausdruck gab. In der Rousseauschen Fassung ist es aber überhaupt kein Liebeslied. Es fällt aus dem Cyklus heraus: die Pointe, daß die Geliebte der Jungfrau Maria ähnlich sähe, fällt weg, und damit verliert das Gedicht seinen schönsten Reiz. Bedenken wir nun, daß Rousseau eine Sammlung von Liedern zur Verherrlichung des Kölner Domes herausgab, so wird es uns leicht begreiflich erscheinen, daß er darin eine halbwegs blasphemische Wendung wie die, daß die Geliebte der Jungfrau Maria gleiche, nicht stehen lassen mochte. Ich erblicke also in der Variante Rousseaus seinen eigenen schwerfälligen Geist, nicht Heines, und glaube, daß sich die Ursache seiner Änderung leicht erkennen läßt." Hierzu bemerke ich:" Wie triftig die Einwendungen Elsters sind, liegt auf der Hand. Gleichwohl scheint mir die Sache näherer Nachprüfung zu bedürfen. Es wird sich insbesondere auch darum handeln, festzustellen, ob Heines Verhältnis zu Rousseau damals ein derartiges war, daß dieser eine so weitgehende Eigenmächtigkeit wagen konnte, ohne von Heine öffentlich rektifiziert zu werden.

4. Den a. a. O. S. 273 ff. abgedruckten, von Steinmann mitgeteilten Aufsatz „Das Nibelungenlied" hält Herr Nassen für echt, ich für nicht heinisch, wenn ich auch nicht gerade Steinmann selbst für den Autor halten möchte. Jeder von uns hat nun einen Genossen seiner Meinung gefunden. Herr Dr. Karpeles schreibt mir: „Den Aufsatz „Das Nibelungenlied" möchte ich aus inneren Gründen für echt halten. Ich habe diese Vermutung schon vor 12 Jahren ausgesprochen. Ebenso habe ich über den von Steinmann gebrachten Prolog zur Harzreise schon 1892 in der Zeitschrift „Der Abend" (25. März 1892, Nr. 5) gesagt: „Ich kann nicht bestimmt behaupten, daß dieser Prolog wirklich von Heine sei, obwohl ich dieses (mit Ausnahme des 5. Verses) annehmen möchte. Das aber weiß ich, daß Friedrich Steinmann in seinem Leben nicht fähig gewesen wäre, einen solchen Prolog zu dichten." Hingegen schreibt mir Herr Prof. Elster: „Wie Sie, bin ich der Ansicht, daß der Aufsatz über das Nibelungenlied nicht von Heine herrührt; für mich ist dabei besonders bestimmend die Aeußerung über Goethe, die sich in dem Aufsatze findet. Es heißt dort: „Denn welches deutsche Epos macht ihm (dem Nibelungenlied) wohl diesen Rang streitig? Etwa das unepische Gedicht Goethes, Hermann und Dorothea, welches die knechtischen Goethefrösche mit ihrem ewigen Koaxen gern als das erste und einzige Epos Deutschlands ausgeschrieen hätten . . ." Diese Worte stehen in einem auffallenden Gegensatz zu der verehrungsvollen Äußerung, die Heine etwa gleichzeitig in seinem Aufsatz über die Romantik in Bezug auf Goethe gethan hat (Werke Band 7, S. 151). Noch auffallender unterscheidet sich davon der Schlußpassus in Heines Brief an Goethe vom 29. Dezember 1821, wo es heißt: „Ich küsse die heilige Hand, die mir und dem ganzen deutschen Volke den Weg zum Himmelreich gezeigt hat." Heine hätte sich dann hier selbst als den knechtischsten aller Goethefrösche bezeichnen müssen."

5. Zu S. 275, wo über das Stammbuchblatt Heines gesprochen wird, schreibt mir Herr Dr. Karpeles: „Dazu möchte ich bemerken, daß das Original des Stammbuchblatts von Heine für Steinmann deshalb nicht in dessen Album sich vorfindet, weil es in den Autographenhandel gekommen ist. Ich erinnere mich ganz genau, es vor einigen Jahren bei einem hiesigen Autographenhändler gesehen zu haben. Daß auf dem Stammbuchblatt das Geburtsdatum des Dichters 1797 nicht gestanden hat, kann ich auf das Bestimmteste aus meiner Erinnerung versichern."

6. Ich habe in Übereinstimmung mit Strodtmann, Karpeles und Nassen das Sonett „Dresdener Poesie" (a. a. O. S. 294) für echt gehalten; nur Elster hatte leise Bedenken, denn wohl nahm er das Gedicht in die von ihm redigierte Gesammtausgabe auf, aber mit dem Beisatz: „Heines Verfasserschaft ist nicht zweifellos." In der That ist, wie mir Herr Michael Ullmann in Frankfurt a. M. mitteilt, das Gedicht nicht von Heine, sondern von J. B. Rousseau. Es steht in des Letzteren, 1845 erschienenen „Ge-

sammelten Gedichten" (Band II Seite 111.). Herr Ullmann hat dies bereits in einem Feuilleton-Artikel der „Frankfurter Zeitung" vom 5. März 1901 mitgeteilt. Jedenfalls ein neuer, merkwürdiger Beleg dafür, wie sehr Heines Tonart auch für seine Freunde „abfärbte." —

7. Zu der Äußerung Schückings, Heine habe „nie anders als Heinrich" geheißen, habe ich a. a. O. S. 298 bemerkt, das sei nicht richtig; unzweifelhaft habe der Dichter zunächst einen hebräischen Vornamen erhalten, nur lasse sich dieser nicht mehr feststellen, da die Düsseldorfer Beschneidungs-Protokolle verloren gegangen seien. Dazu schreibt mir nun Herr Dr. G. Karpeles: „In meinem Aufsatz ‚H. Heines Stammbaum väterlicherseits' habe ich S. 13 fast sicher nachgewiesen, daß der hebräische Name Heines Chajjim nach dem seines Großvaters gelautet habe. Chajjim wurde fast stets in Heinrich oder Harry übersetzt."

Vielleicht benehmen die Nachweisungen dieses Aufsatzes Herrn J. Nassen den Irrtum, in dem er, wie bereits angedeutet, nun befangen ist. Während ich, wozu ja wahrlich keine Prophetengabe gehörte, den Widerspruch, den Herrn Nassens Ausführungen finden würden, voraussah und nach Kräften vorzubeugen suchte, indem ich mindestens seine kühnsten Hypothesen strich, erwartete Herr Nassen offenbar lebhafte Zustimmung und war nun peinlich überrascht, als sich das Gegenteil fühlbar machte. In dieser Überraschung will ich den Grund suchen, warum Herr Nassen nun der Meinung ist, daß es die Juden, die Liberalen, die Anhänger Strodtmanns seien, die ihn befehdeten, und zwar einzig aus dem Grunde, weil er Heine minder enthusiastisch beurteile als sie. Ich habe mir alle Mühe gegeben, Herrn J. Nassen brieflich aufzuklären, daß er irre, es war ebenso vergeblich, wie bei dem geistvollen Schriftsteller, von dem ich Eingangs erzählt habe. Wenn Herr Nassen eine Studie über Heine schreibt, gegen die sich allerlei einwenden läßt, so ist er eben ein Jude und mit Herrn Dr. Karpeles zu einem „jüdischen Komplott" verbunden, und wenn Herr J. Nassen Widerspruch findet, so ist das eben auch ein jüdisches Komplott. Das ist, sagte ich schon, die tragi-komische Pointe der Sache.

Ich hatte Herr Nassen seinerzeit mitgeteilt, daß ich seine Aufsätze nur dann veröffentlichen könne, wenn er damit einverstanden sei, daß ich meine gegenteilige Ansicht gleichzeitig mitteilte. Er war damit einverstanden. Auch hatte ich ihm im weitesten Maße Redefreiheit gestattet und nur die Stellen gestrichen, von denen es mir gelungen war, ihn zu überzeugen, daß sie besser wegblieben. Daß Herr Nassen trotz dieser beiden Thatsachen, die auch öffentlich festzustellen mir nun richtig erscheint, über meine Noten nicht erfreut sein würde, habe ich von vornherein gewußt und hinterdrein begreiflich gefunden. Gleichwohl konnte ich mich nicht entschließen, ihm seinem Wunsche gemäß nun zu einer eingehenden Widerlegung dieser Noten das Wort zu erteilen. Nicht bloß äußere, sondern namentlich innere Gründe diktierten mir diesen Entschluß. Herr J. Nassen hält Fr. Steinmann für keinen Fälscher; ich bin vom Gegenteil überzeugt; mir klingt ein Gedicht wie „Im Hofgarten zu Düsseldorf" wie eine erbärmliche Stümperei ins Ohr, Herr J. Nassen zweifelt an Heines Autorschaft nicht — derlei sachliche Gegensätze bleiben bestehen, auch wenn jeder von uns zehnmal wiederholt, was er bereits gesagt hat. Und darum schrieb ich Herrn Nassen: neue, thatsächliche Beweise für seine Ansicht wolle ich gerne drucken, Anderes nicht. Er hat mir nun zu folgenden drei Punkten Äußerungen gesendet:

1. Herr J. Nassen ist der unerschütterlichen Überzeugung, daß Heine sein Jugendgedicht von 1815 (oder, wie andre meinen, von 1813) „Deutschland" nach einem Menschenalter selbst so verballhornt habe, wie es Steinmann 1847 im „Neuen Rheinischen Merkur" gedruckt hat. Auch dies ist — Elster hat das rechte Wort gefunden — „ganz unbegreiflich", aber es ist so. Um nun seine Ansicht durch äußere Gründe zu stützen, da alle inneren Gründe so scharf dagegen sprechen, suchte Herr Nassen nachzuweisen, Heine habe Steinmann's Blättchen jedenfalls kennen müssen; es sei so verbreitet gewesen, daß Heine das Gedicht gar nicht habe übersehen können, und da er nicht dagegen protestiert habe, so rühre die Ballhorniade doch von ihm her. Diesem Zwecke dient auch die folgende Äußerung Herrn J. Nassens, deren Abdruck er wünscht:

„Was die Verbreitung und Würdigung des ‚Neuen Rheinischen Merkur' anbetrifft, so bin ich, trotzdem alle Vorarbeiten fehlen und trotz der Kürze der mir zu Gebote stehenden Zeit — ich sah meine Aufsätze erst Anfang Oktober im Druck — doch schon jetzt in der Lage, folgende Zeitungen zu nennen, welche das genannte Steinmannsche Journal besprochen haben: Die ‚Weser-', ‚Elberfelder-' und ‚Stadt Aachener Zeitung', die ‚Berliner Stafette' und ‚Zeitungshalle', die ‚Trierer Zeitung', der ‚Westfälische Merkur', das ‚Mindener Sonntagsblatt', das ‚Westfälische Dampfboot', die ‚Osnabrücker Erholungsstunden' und das von M. Heß geleitete Organ ‚Der Gesellschaftsspiegel', das z. B. im Morgenblatt 1846, Nr. 243 mit Anerkennung besprochen wird.

Zudem war Steinmann Mitarbeiter an der ‚Kölnischen' und ‚Rheinisch-Westfälischen Zeitung', an der ‚Zeitung für die elegante Welt', am ‚Gesellschafter' und dem ‚Telegraphen für Deutschland'."

Hierzu habe ich Verschiedenes zu bemerken, Wesentliches, minder Wesentliches und ganz Unwesentliches, das ich nur der Vollständigkeit halber verzeichne. Ganz unwesentlich ist, daß Herr J. Nassen bezüglich der „Vorarbeiten" im Irrtum ist; sie „fehlen" keineswegs, sondern seit 54 Jahren liegt das Verzeichnis der Zeitungen, die Steinmanns Blättchen besprochen haben, vor; Herr J. Nassen

brauchte es also bloß, wie er gethan hat, auszuschreiben. Es ist richtig, daß leider infolge meiner Abwesenheit von Berlin die Aufsätze erst Anfang Oktober an Herrn Nassen gelangten, aber um ein ihm im Druck vorliegendes Verzeichnis auszuschreiben, dazu brauchte er drei Minuten; die „Kürze der Zeit" wird also hier irrtümlich betont. Diese „Vorarbeiten" nämlich hat Herr Steinmann selbst besorgt; nach übler Litteratenmanier verzeichnete er in seinem Blättchen jedes Stimmchen darüber, die Reklamen schmunzelnd, die Angriffe grob; auch diese Manier und die Bedeutung der Stimmchen vermehrten mir, als ich die mir von Herrn J. Nassen geliehenen Hefte des „Neuen Rheinischen Merkur" durchsah, den traurigen Eindruck, den mir das Blättchen machte — eben ein dürftig vegetierendes Winkelblättchen. Wesentlicher ist schon, wenn ich frage: Was um Himmelswillen hat es mit dem von Herrn Nassen versuchten Beweis, daß Heine den „Neuen Rheinischen Merkur" gekannt haben müsse, zu thun, wenn er im zweiten Absatz die Blätter aufzählt, deren Mitarbeiter Steinmann im Laufe eines langen Lebens war, oder wenn er verzeichnet, in welcher Nummer das „Morgenblatt" ein Jahr zuvor eines der Blätter, die den „Neuen Rheinischen Merkur" besprochen haben, „mit Anerkennung" verzeichnet wird?! Ist doch sogar das ganze Verzeichnis für diesen Beweis völlig wertlos! Hat denn auch eines dieser Blätter dasjenige Heft des „Neuen Rheinischen Merkur" besprochen, welches das Gedicht enthält, hat es in seiner Besprechung dies Gedicht hervorgehoben? Höchst wahrscheinlich nicht, denn das Blättchen lag ja zur Zeit, als Steinmann die dreiste Fälschung wagte, schon in den letzten Zügen! Aber angenommen, Herr Nassen erbrächte nun den Beweis, daß das „Mindener Sonntagsblatt" oder daß sogar ein Weltblatt, wie die Osnabrücker „Erholungsstunde" dieses Heft recensiert, dieses Gedicht hervorgehoben hätten, muß Heine sie gelesen haben?! Das Wesentlichste aber ist: Ich habe eine Reihe der triftigsten Beweise erbracht, daß das Gedicht nicht von Heine sein kann, Herr Nassen weiß nichts thatsächliches gegen diese Beweise vorzubringen, bleibt aber trotzdem bei seiner Meinung und sucht ein winziges, wackliges, äußeres Hypothesichen mit seinem, trotz der Kürze der Zeit ausgeschriebenen Verzeichnis zu stützen! Zweck derartiger Erörterungen ist aber doch nicht, scheinbar Recht zu behalten, sondern die Wahrheit zu finden.... Die beiden anderen Punkte haben vollends mit der Frage, ob die von Steinmann mitgeteilten Heineana Fälschungen oder echt sind, nichts zu schaffen.

2. Da Strodtmann, dessen thatsächliche Angaben sich im Ganzen als durchaus verläßlich erwiesen haben, ausdrücklich verzeichnet, daß Heine im Oktober 1843 über Brüssel, Amsterdam, Bremen, also nicht über Münster, nach Hamburg gereist sei (Biographie II. 305), da Elster, gewiß einer der besten Gewährsmänner, auf die man sich derzeit in den Einzelheiten zu Heines Biographie stützen kann, in seiner Edition (II. 425) denselben Weg verzeichnet, da mir ferner Hüffer, der in seinem Buch über Heine eine gegenteilige Angabe macht, auf meine Anfrage schrieb, diese Angabe beruhe auf mündlicher Überlieferung; „möglich, daß das Wintermärchen oder sogar die Datierung Steinmanns darauf einen Einfluß übten," so kam ich zu dem Schlusse, daß Heine im Oktober 1843 keinesfalls in Münster gewesen sei. Aus anderen Gründen schien eine Anwesenheit Heines in Münster im Dezember 1843 oder im Sommer 1844 unwahrscheinlich, und so kam ich zu dem Ergebnis, es sei nicht anzunehmen, daß Heine überhaupt in Münster gewesen sei. Daß und warum mir die Stellen seiner Schriften, die für einen Aufenthalt dort zu sprechen schienen, gegenüber den äußeren Bekundungen, die diesen Aufenthalt ausschlossen, nicht allzu stark ins Gewicht fielen, darüber nur kurz: Heine ist ein Dichter; bei einem Dichter ist es keine Todsünde, wenn er bei der gelegentlichen Erwähnung historischer Kuriositäten zum Zwecke einer lebhafteren Beschreibung fingiert, sie selbst gesehen zu haben, während er sie nur aus Büchern kennt; derlei ist wirklich nur eine „licentia poetica" und läßt sich bei sehr vielen Dichtern nachweisen, auch bei Heine. Nun, dies war ein Irrtum meinerseits, ein begreiflicher, durch das Vertrauen in die Verläßlichkeit Strodtmanns und Elsters hervorgerufener Irrtum, aber doch ein Irrtum. Herr J. Nassen schreibt mir:

An Heines Aufenthalt in Münster wird schon niemand mehr zweifeln, wenn er in eine Lesart der 1854 geschriebenen „Geständnisse" unseres Dichters selbst bei (Elster VI. 552 in französischer und bei Karpeles VII. 462 in deutscher Sprache) liest: „Moi qui avais un jour à Munster, baisé avec des lèvres brûlantes les reliques du tailleur Jean de Leyde, ainsi que les chaînes qu'il avait portées, les tenailles avec lesquelles on l'avait torturé, et qui sont conservés dans une niche devant l'hôtel de la ville de Munster etc." — oder Elster VI, 131, (am 23. August 1854 geschrieben), wo Heine seines Aufenthaltes in der Wiedertäuferstadt gedenkt und sich noch genau der Einrichtung des dortigen Rathaussaales und seiner Bildwerke erinnert. Man vergleiche auch Elster IV, 188. Doch könnte man mir einwenden, Heine sei zwar in der westfälischen Hauptstadt, aber nicht am 27. Oktober 1843 dort gewesen.

Nun denn! auf eine diesbezügliche Anfrage bei dem städtischen Archiv in Münster schreibt mir mein Kollege Prof. Dr. Huyskens, Stadtarchivar, dem ich auch hier für seine Mühewaltung herzlichst danken möchte, folgendes:

„Münster 13. X. 01.

Im „Münsterischen Intelligenzblatt" von Sonnabend, den 28. Oktober 1843, No. 258 heißt es alle Angekommene Fremde:

Gerbaulet (im König von England) Heine, Partikul. aus Paris." —

Da es mir immer nur um die Sache zu thun ist, so freut es mich, daß Herr Nassen dies festgestellt hat, hoffentlich bringt er nun die ganze Reiseroute Heines ins Klare und tilgt so endlich einen Irrtum, der in allen Heine-Biographien zu finden ist. Aber, frage ich nun, wie viel ist dadurch für unser Thema bewiesen? Müssen wir nun glauben, daß Heine Steinmann aufgesucht und mit ihm die Unterredung gehabt hat, die dieser verzeichnet? Ist damit auch nur eines der anderen Bedenken beseitigt, die ich aus äußeren und inneren Gründen gegen die Wahrheit von Steinmanns Erzählung geäußert habe? Gewiß nicht. Aber angenommen, es wäre so, ist damit nachgewiesen, daß Steinmann nicht Gedichte und Briefe Heines gefälscht hat? Herr Prof. Elster, der in seinen Angaben über Heines Reiseroute Strodtmann folgte, schreibt mir, und wahrlich mit Recht, es sei diesem Punkte „für die Frage von Steinmanns Fälschungen keinerlei Bedeutung beizumessen."

3. Vollends höchst nebensächlich ist der folgende Punkt. Auf S. 297 habe ich über Heines und Steinmanns Verhalten bezüglich Steinmanns Manuskript „Das Haus Rothschild" jene Ansicht geäußert, die sich mir aus den von Strodtmann und Nassen mitgeteilten Thatsachen ergab. Hierzu schreibt nun Herr Nassen: „Warum ich den in Anmerkung 26 enthaltenen Sätzen aus überzeugenden Gründen durchaus nicht beistimmen kann, werde ich an anderem Orte ausführlicher darlegen. Für heute ein Citat aus den Hamburger litterar. und krit. Blättern 1857, Nr. 70: „Die Gründlichkeit, Reife des Urteils, Unparteilichkeit des Standpunktes (in Steinmanns „Rothschild"), Genauigkeit der Darstellung und Frische der Ausführung springen sofort (in den 3 ersten Heften) in die Augen. Der überreiche Stoff ist völlig bewältigt und weise verteilt." Steinmann stützt sogar, wie die mir vorliegenden Bändchen seines Werkes zeigen, sein Urteil vielfach auf Citate, die er Aeußerungen Heines über den Pariser Krösus entnimmt, die oft wenig zart und vorsichtig ausfallen."

Es ist sehr wohl möglich, daß das neue Material, das Herr J. Nassen beibringt, mich überzeugt, daß meine, auf Grund des bisher bekannten Materials ausgesprochene Meinung irrig war. Ich werde dann auch gewiß nicht zögern, dies in der „Deutschen Dichtung" mitzuteilen.

Auch andere Thatsachen, die sich auf die Steinmann-Frage beziehen, bin ich jederzeit zu veröffentlichen bereit. Aber nur eben Thatsachen. Die Diskussion über Meinungen schließe ich hiermit. K. E. Fr.

Litterarische Notizen.

— Silberne Saiten. Gedichte von Stefan Zweig. Berlin, Schuster & Loeffler 1901. — Es gibt zwei Standpunkte, ein Erstlingswerk eines Dichters zu besprechen; jeder ist an sich ein berechtigter. Man kümmert sich so wenig als möglich darum, ob der Verfasser jung oder alt, ein Anfänger oder ein Aufhörer ist, und erwidert auf die Frage, wie sein Buch einem gefallen habe — denn mehr bietet auch die Kritik des Berufensten nicht und soll sie auch gar nicht bieten wollen — unbefangen: So und so, gut oder schlecht. Aber daneben ist auch für einen anderen Standpunkt Raum: man vergißt nie: „Das ist ein junger Mensch!", man verlangt von vornherein nicht von ihm, was er nach seinen Jahren noch nicht bieten kann, man frägt nur, ob die Hauptsache vorhanden ist: die dichterische Begabung, man spürt nach, ob er zu geben vermag, was man auch von ihm zu fordern berechtigt ist, und thut, wenn die Begabung vorhanden ist, das Wenige, was der reife Mensch für den reifenden thun kann: man sucht ihm zu raten, was er für die Zukunft zu thun und zu lassen hat. Das ist ein Weniges, sagen wir, denn über die entscheidenden Fragen wird jeder Schaffende schließlich doch nur dem „Daimon" in der eigenen Brust gehorchen müssen; aber gleichviel, der Kritiker thut was er kann. Dieser letztere Standpunkt scheint mir überall da, wo Talent vorhanden ist, der richtige; klingt dadurch der Tadel in der Besprechung weniger scharf, als er von rechtswegen sollte, und klingt darum auch die Anerkennung wärmer als verdient, so braucht sich selbst der Gewissenhafteste darüber keine grauen Haare wachsen zu lassen; es gibt ja eine ausgleichende Gerechtigkeit, das heißt: es gibt „Kritiker" genug, die ein Buch schon deshalb, weil es einen noch wenig bekannten Autornamen auf dem Titelblatt trägt, mit einer geringschätzigen Phrase abthun... Und nun nach dieser etwas langen, wenn auch nicht überflüssigen Einleitung zur Sache. Über das Wichtigste ist an dieser Stelle überhaupt nicht viel zu sagen, denn daß Stefan Zweig unzweifelhaft dichterisch begabt ist, wissen die Leser aus einer langen Reihe von Liedern, die er seit Jahren in dieser Zeitschrift veröffentlicht hat. Auch das Beste an dieser Begabung spricht sich so deutlich aus, daß es kaum gesagt zu werden braucht: die Stimmungskraft. Allerdings ist die Fähigkeit seiner Seele, eine eigentümliche Stimmung zu empfinden, zunächst noch beträchtlich größer, als seine Kraft, sie in Worte zu bannen. Aber das ist doch viel erfreulicher, als etwa — wie bei vielen jungen Dichtern unserer Tage — das Gegenteil, sie beherrschen alle technischen Ausdrucksmittel ganz sicher, aber was sie auszudrücken haben, ist im Grunde dürftig. Anders bei Zweig und einigen andern jungen Wienern, z. B. dem gleichfalls sehr begabten Paul Wertheimer; sie empfinden erfreulich stark, fein und im guten Sinn originell, das heißt: jeder aus seiner Individualität heraus, aber neben Gedichten, in denen die Stimmung eben auch ganz faßlich zum Ausdruck kommt, gibt es andere, wo sich der Hörer mit feinem Ohr — (aber ohne ein gewisses Wohlwollen, einen ehrlichen Willen zum Verstehen bleibt da freilich selbst das feinste Ohr taub) — sagen muß: „Ich glaube zu wissen, aus welcher Stimmung heraus das Lied entstanden ist, aber so recht gesagt finde ich es nicht darin." Bei Zweig bleibt diese Fähigkeit des Ausdrückens hinter der angeborenen des Empfindens zunächst, wie mir scheint, hauptsächlich aus einem Grunde zurück: er feilt seine Verse nicht genügend; er wendet zu wenig Zeit, Kraft und Mühe auf sie. Nur so weiß ich mir zu erklären, daß immer wieder auf ein in jeder Hinsicht feines und gutes Gedicht ein anderes folgt, das im Ausdruck etwas Triviales oder Gesuchtes zeigt, und ein drittes, das sprachlich ganz verfehlt ist. Ich kenne ihn persönlich nicht, kenne nicht einmal sein Alter, geschweige denn seinen Entwicklungsgang, aber aus seinen Liedern, denen, die ich veröffentlichte, und denen, die ich ablehnte, wie aus den Gaben dieses Buchs, den erfreulichen, wie den meines Erachtens minder erfreulichen, gewinne ich das Bild eines nervösen jungen Bruders im Apoll, nervös im guten, wie im unguten Sinn des Wortes: er empfindet fein, hat aber nicht die Ausdauer, die Selbstzucht, alles so gut zu machen, wie er könnte. Er ist nur insofern fleißig, als er sehr viel produziert; seine Entwicklung vom talentvollen Jünger der Musen zum Dichter wird dann beginnen, wenn er's macht, wie seine nächsten Vorbilder: Verlaine

und Baudelaire. Er studiere ihre Technik und begreife, wie enorm fleißig sie, die scheinbar so Sorglosen, auch nicht übermäßig Produktiven, gewesen sein müssen. Lernt er, ernsthaft zu arbeiten und alles so zu machen, wie's ein Dichter, der sich selbst achtet, machen muß, so ist Schönes und Gutes von ihm zu erwarten. Und er verdient, daß er sich selbst achte, denn neben der Stimmungskraft ist auch Phantasie und eine Zartheit der Empfindung vorhanden, die wahrhaft erquicklich ist. Auch seine Bilder sind gut, viele anschaulich, nur wenige gesucht. Aber auf Einzelheiten kommt's von dem Standpunkt, den die Einleitung dieser Besprechung umschrieben hat, unendlich viel weniger an, als auf den Gesamteindruck, und mein Eindruck ist: Das ist Einer, aus dem was Rechtes werden kann, wenn er nur selber will. Möge er wollen. — nz —

— G. C. Lichtenbergs Briefe an Dieterich 1770—1798. Herausgegeben von Eduard Grisebach. Leipzig, Dieterich'sche Verlagsbuchhandlung. (Theodor Weichert). Ein hübsches, feines Büchlein, das nicht bloß dem engen Kreise, der sich heute noch für Lichtenberg interessiert, sondern all denen empfohlen zu werden verdient, die Freude an der krausen, klugen, von den guten Geistern der Bildung und Humanität erfüllten Zopfzeit haben. Dieterich war bekanntlich ein berühmter Göttinger Verleger und wenn auch vielleicht nicht Lichtenbergs „liebster, bester, einziger Freund", wie ihn dieser oft genug tituliert, so doch ein Mann, dem gegenüber sich der anscheinend so herbe, in Wahrheit gemütswarme Satiriker rückhaltslos gab, wie er war. Harmlos, ohne geistreich sein zu wollen, aber eben als Crösus an Witz doch immer witzig, erzählt Lichtenberg in den 58 Briefen, die einen Zeitraum von nahezu dreißig Jahren umfassen, dem Freunde aus London, Hannover, Osnabrück, zuletzt, da sie in einer Stadt und sogar in einer Straße wohnten, aus Göttingen „de omnibus rebus et quibusdam aliis" — es giebt kaum ein Thema, das hier nicht gestreift würde, zum Gaudium des Freundes kulturhistorischer Curiosa, aber gewiß auch sehr zur Erheiterung jedes gebildeten Lesers, der nur eben eine fesselnde Lektüre sucht. Wir wollen das Buch beileibe nicht erschöpfend exzerpieren, denn wir wünschen ja, daß es gelesen werde, aber einige Kostproben werden hoffentlich eben den Appetit schärfen. „Ich schreibe nicht gerne von Frauenzimmern", heißt es gleich im ersten Brief, und darum handelt er nur von den Engländerinnen. „In London ist alles feil, was man in andern Ländern gar nicht ums Geld bekommen kann und was man ganz umsonst hat, alles durcheinander, zu allen Stunden des Tages, in allen Straßen, auf allerlei Art zubereitet, gekleidet, gebunden, gefaßt, gepackt, ungebunden, geschmückt, eingemacht, roh, parfümiert, in Seide und in Wolle, mit und ohne Zucker . . . Ich habe in meinem Leben sehr viel schöne Frauenzimmer gesehen, aber seitdem ich in England bin, habe ich deren mehrere gesehen, als in meinem ganzen übrigen Leben zusammen genommen, und doch bin ich in England nun erst 10 Tage. . . Unterdessen verbitte ich diese Nachricht vom englischen Frauenzimmer in den Gothaischen Kalender einzurücken, nicht meinetwegen, sondern der deutschen Frauenzimmer wegen. Man liest in der Geschichte, daß die Niedersachsen schon einmal haufenweise nach England marschiert sind, und man giebt sehr tiefsinnige, politische Ursachen als den Grund davon an, allein man hat dieses gar nicht nötig. Die guten Sachsen liefen von ihren Weibern weg" u. s. w. Dann auf der nächsten Seite ein Wort tiefster Empfindung beim Tode eines braven Mannes: „Ich will ganz ungesehen und uneingeladen der Leiche folgen, keinem Menschen zu gefallen, als mir selbst." Und abermals auf der nächsten: „Meine Aufwärterin ist für eine Hannoversche ziemlich schön, hat aber auch den Fehler, daß sie besser von hinten aussieht, als von vorne, wovon das erste seinen Grund in der niedlichen Kleidung und das letztere im Gesicht hat. Ich sehe sie deswegen auch gemeiniglich erst an, wenn sie hinausgeht. Ein Sprühregen von Spott ergießt sich hier über alles; Einzelnes läßt sich garnicht andeuten, geschweige denn wiedergeben — und wie weich ist trotzdem Lichtenbergs Gemüt! „Was ist doch der Mensch!" schreibt er einmal selbst, als er sich von Göttingen ohne Vorwissen des Freundes nach Hannover aufgemacht hat, aus Furcht, beim Abschied von Dieterich zu weich zu werden, „ich, der leichtsinnige, mutwillige Lacher, der noch immer sich mit natürlichem Gewehr geholfen hat, wo andere Leute schon nach dem Schild des Glaubens griffen, der nämliche kann nicht einmal von Leuten Abschied nehmen, wenn er eine Reise von elf Meilen machen soll." Die scharfe Zunge und das tiefe Gemüt, — sie offenbaren sich Seite für Seite, immer neu, immer reizvoll, gleichviel wovon er spricht. Nur zuweilen ist das Thema interessant — namentlich auf englisches Leben, auf die Litteratur jener Zeit, auf die Verhältnisse in der deutschen Gelehrten-Republik vor hundert Jahren fällt manches erhellende Streiflicht — aber die Briefe sind es immer. Das Buch, das Grisebach mit größter Sorgfalt herausgegeben, der Verlag liebevoll ausgestattet hat, sei warm empfohlen.

Neue Bücher.

Nachstehend verzeichnete Bücher sind der Redaktion zur Rezension zugekommen:

Linde, Otto zur, Gedichte, Märchen und Skizzen. Dresden und Leipzig. E. Piersons Verlag. 1901.

Mitis, Franz Xaver, Am Strande der Adria. Gedichte. Wien, Eduard Hassenberger. 1901.

Scheid, Richard, Madonna. Gedichte. Dresden und Leipzig, E. Piersons Verlag. 1900.

Vorbeck, F. von, Aus der Zeit der Stockprügel und Gavotten. Wiesbaden, Rud. Bechtold & Co. o. J.

Weigand, Wilhelm, In der Frühe. Neue Gedichte. Leipzig und Berlin, Georg Heinrich Meyer. 1901.

Weigand, Wilhelm. Tessa. Eine Tragödie in fünf Akten. Leipzig und Berlin, Georg Heinrich Meyer. 1901.

Will-Miltenstein, Maria Drama in vier Akten. Leipzig, Breitkopf & Härtel. 1901.

Schlaf, Johannes, Jesus und Mirjano. — Der Tod des Antichrist. Minden i. W., J. C. C. Bruns' Verlag. o. J.

Weigand, Wilhelm, Florian Geyer. Ein deutsches Trauerspiel in fünf Akten. Leipzig und Berlin, Georg Heinrich Meyer. 1901.

Bardi, Rachel, Most. Gedichte. Leipzig, Wilhelm Friedrich. o. J.

Benz, Fried., Blut der Nächte. Ein Gedichtebuch. München, Lyrik-Verlag. 1901.

Grazie, M. E. delle, Der Schatten. Drama. Leipzig. Breitkopf & Härtel. 1902.

Grohmann, A., Um Recht und um Liebe. Komische Novelle. Zürich, Verlag Melusine. 1901.

Merkens, Heinrich, Was sich das Volk erzählt. Deutscher Volkshumor. Dritter Band. Jena, Hermann Costenoble. 1900.

Neumann, Hermann Kunibert, Das Hohelied. Dresden und Leipzig, Heinrich Minden. 1901.

Demisch, Walter, Vom Leben und vom Lieben. Lieder eines Zukunftslosen. Dresden und Leipzig, E. Piersons Verlag. 1901.

Paulus, Walther, Vom Lachen, Küssen und Weinen. Berlin, Hermann Walther G. m. b. H. 1901.

Presber, Rudolf, Aus dem Lande der Liebe. Berlin, Dr. Eysler & Co. (G. m. b. H.). 1901.

Reimérdes, Edgar, Klingende Akkorde. Gedichte. Dresden und Leipzig, E. Piersons Verlag. 1901.

Reuter, F., Vierzig Jahre deutschen Lebens (1860 bis 1900). Renauds „Poetische Auslese." München, Allgemeine Zeitung. 1900.

Revel, Hugo Alphonse, Thanatos. Mystische Tragödie. Dresden und Leipzig, E. Piersons Verlag. 1901.

Sienkiewicz, Henryk, Ums liebe Brot. Autorisierte Übersetzung. Bern, A. Benteli. Leipzig, K. F. Koehler. 1902.

Redigiert unter Verantwortlichkeit des Herausgebers Karl Emil Franzos in Berlin. — Nachdruck auch im Einzelnen ist untersagt und wird strafgerichtlich verfolgt. — Verlag der Concordia Deutsche Verlags-Anstalt in Berlin. — Druck von Rißling & Krüger, Berlin N.

Vom deutschen Strand.

Erzählungen von **Philipp Kniest.**

Die Frau an Bord.

(Fortsetzung und Schluß.)

Da ich Selbstrheder und keinem andern als mir selbst verantwortlich war, so entschloß ich mich, nachzugeben:

„Theda, schree nich so," sagte ich. „Du schallst ja Dinen Willen hebben! Ik unnerschriw nich!", setzte aber ärgerlich hinzu: „Dat kummt darvon, wenn man Wiwer an Bord hett. De liggt am besten bi de Katte to Huse achtern Aben vor Anker. Aberst, wer A seggt hett, de mutt ook B seggen!"

„Danke Gott und mi," entgegnete Theda. „Ik heff Schipp und Mann und Mus reddt!"

„In't Bucksboorn heft Du Di jagen looten, und ik mi darto! Aberst, wat is, dat is! Ik will nu ant Land fahren und da de Sake wedder utdreisen. De Herrn an't Kontoor und de chinesische Koopmann willt mi schön ankieken!"

Ich ging und fand einige Schwierigkeiten, von der Charter wieder loszukommen, doch gelang es mir. Theda mußte man einen Floh in das Ohr gesetzt haben, ob von Seiten der preußischen Kapitäne, oder von sonst jemandem, wer, das wußte ich nicht bestimmt, aber ich hatte doch so meine Vermutung.

Und siehe da! Am selbigen Abend noch erfuhr ich, daß die „Ida", Kapitän Rohrpenn, in meine Charter eingetreten war! Also — Rohrpenn war der Fuchs gewesen! Daher seine hämische Frage, sein Hohnlächeln! „Töw Du man, Freund Lüder!", rief ich im hellen Ärger. Und doch durfte ich ihn nicht mal zur Rede stellen, weil er mir sonst sicher erwidert hätte:

„Wat wullt Du, Spiekerbart? Du heft ja de Boxen nich mehr an. He?: Schunerbrigg „Amiña", Kaptein — Theda!"

Schrecklich mißgestimmt kam ich zurück an Bord und machte Theda den Standpunkt klar.

„Du heft Dinen Willen", schloß ich, „und ik heff dat Nasehen und den Spott bawenin! . . . Tum tweedenmal laat ik mi nich wedder rankriegen."

Sie zog statt aller Antwort ihr Thränenregister. Da ergriff ich die Flucht und ersäufte auf dem Quarterdeck meinen Ärger in Grog. Sie aber folgte mir nach einer Weile, fiel mir um den Hals und flüsterte in Schmeicheltönen:

„Was mi wedder god, Edgard, söte, beste Jung! Ik will Di künftighen gehorchen in alle Dinge, of se nu billig sind, oder nich, — Du schallst jümmer de Herr sin und bliwen!"

Da war ja nun Theda wieder auf dem rechten Kurse. —

An Rohrpenn, als ich ihn in den nächsten Tagen am Lande wieder traf, sagte ich:

„Scham Di wat, Lüder, Di achter'n Unnerrock to verstäken! Aberst Ledder um Ledder, sleist Du mi, so slag ik Di wedder!"

„Du heft recht, Spiekerbart", antwortete er, „und ik heff de Fracht . . . Wenn Du mi aberst to faten kriegen wullt, denn mußt Du fröh upstahn". —

— Ich habe Rohrpenn nie wiedergesehen. Den Streich aber, den er mir einst spielte — er saß ja hinter der Geschichte —, habe ich ihm längst verziehen. Ich und Theda lachen herzlich darüber, wenn wir uns alter Zeiten und unserer chinesischen Fahrten erinnern. — Und dat weer, wat ik to vertellen harr!"

*

„Du, Spiekerbart! Ik mocht Dine Fro wohl mal ens fragen, wat se Di doch nich noch faken (oft) unnerkrägen hett! Eenmal Blood leckt, — na, fudder bruk ik ja nicks nich to seggen."

„Versocht, Grapjemaker, hett se dat noch een eenzigstet Mal, denn aberst nie nich wedder! Sieh, dat mutt ik doch ook noch vertellen!"

„Manto! Aberst fucht (feuchte) Di de Tunge vorher een bäten an! — Weerthschaft, noch eenen Grog for Kaptein Spiekerbart!“

Der Alte schüttelte den Kopf, denn er trank gewöhnlich nur ein Glas. Aber auf den Vorhalt: „Up eenen Been kann man nich stahn“, erklärte er sich stillschweigend einverstanden. Das Getränk erschien, er nahm einen herzhaften Schluck und begann wieder:

Das Kupfer der „Amisia“ fand ich doch so schlecht, daß ich beschloß, nach Hause zu segeln. Ich nahm eine Fracht nach einem brasilianischen Hafen an, in welchem ich Ladung nach Bremen oder Hamburg zu finden hoffte. Wir gelangten auch glücklich nach Bahia, wo es mir gelang, eine Tabaks-Charter nach Bremen zu erhalten.

Der Brasiltabak, sonst bekanntlich recht leichte, trockene Ware, war in dem Jahre feucht und schwer, so daß Jan Maat die Blätter, welche beim Stauen aus den Ballen fielen, lieber zum Kauen in den Mund als zum Rauchen in die Pfeife steckte. Ich freute mich über das gute Gewicht der Ballen, weil dadurch der Betrag der Fracht sich günstiger für mich berechnete. Der Ablader, ein junger, unerfahrener Kaufmann, gab auf die etwas kritische Beschaffenheit des Tabaks nicht viel, als ich ihn darauf aufmerksam machte. Nun, das war ja auch seine Sache, mich ging's nichts weiter an. Er meinte nur, wir sollten die Ladung nicht schrauben, was, da die Ballen kantig waren und sich gut stauten, so wie so schon unterblieb. Mit Ventilen, wie sie heutzutage die meisten Schiffe haben, war die „Amisia“ nicht versehen. Ich ließ die Luken, nachdem die Ladung an Bord war, dicht schließen und ging dann mit günstigem Winde in See.

Die Reise ließ sich recht gut an: Schlichte See, bei leichter Brise; die „Amisia“ führte alle ihre Segel und machte prächtigen Fortgang. Das Wetter war heiter, aber die Sonne brannte so heiß, daß wir uns immer auf die Nacht freuten, die Kühle konnte weder in das Volkslogis, noch in die Kajüte, wo auch die Steuerleute ihre Kammern hatten, eindringen. Dort sowohl wie hier herrschte die drückendste Hitze, der Tabaksdunst ward, je länger wir unterwegs waren, desto unerträglicher. Ja, alle Speisen und Getränke nahmen einen Geschmack nach Tabak an. In unsern Kojen in der Kajüte konnten wir's so wenig aushalten wie Jan Maat in der seinigen in der Back. Wir und alle Mann schliefen auf Deck, was ja in den Tropen sehr ungesund sein soll, wir haben davon aber zum Glück nichts gemerkt. — Wir kamen bald in die Nähe der europäischen Küste.

Schon seit Wochen machte ich mir Sorge und Unruhe über den Zustand der Ladung. Insgeheim sah ich nach den Böten und ließ sie mit gefüllten Wassertonnen versehen. Die Leute sahen mich fragend an, aber da sie derartige Anordnungen von mir gewohnt waren, so räsonnierten sie zwar: „De Ole hett wedder sin Grapsen und quält uns en bäten“, dachten aber wohl nichts Arges.

Auch die Steuerleute schwiegen, wenngleich sie meine Absichten vielleicht errieten; Theda merkte zum Glück keine Mäuse.

So ging denn alles seinen Gang.

Da rief mich eines Tages der erste Steuermann allein und flüsterte mir zu:

„Kaptein, bitte, kommen Se mal mit!“

Er führte mich in seine Kammer, bat mich, in einen Winkel zu kriechen und die Hand auf den Fußboden zu legen.

„Allmächtiger Gott!“ schrie ich, „die Ladung brennt, dat qualmt ja dör de Ritzen, de Footbodden is heet as en Backaben!“

„Wat nu?“, fragte der Steuermann.

„Wie willt de Ritzen dicht smären und in Gottes Namen — fudder seilen, — to Norden um Schottland, dat wi gaue (schnell) de Werser (Weser) kriegt. Wi dräft nicks apen riten, sunst steit Schipp und Ladung gliks in hellen Für! Seggen Se Nums wat, Jan Maat draf kine Lunte ruken. Wi dräft nich twungen sin, in'n Kanal binnen to loopen. Dat konn en heillose Havaree gewen. So lange dat Für man swält, is't sunder Gefahr.“

Der Steuermann stimmte mir bei. Wir nahmen rasch das Nötige vor und änderten den Kurs des Schiffes.

Unglücklicherweise hatten wir nicht leise genug gesprochen. Theda, in der Kajüte mit Aufräumen des Tisches beschäftigt — Schaffenszeit war eben vorüber — hatte unsere Unterhaltung gehört, meinen Schreckensruf bei der Entdeckung in der Steuermannskammer leider nur zu gut verstanden. Wieder fand ich sie wie damals in der Ecke des Sofas sitzen; bleich und starr blickte sie mich an.

„Is dat All's wahr, wat Ji spraken hefft?“ schluchzte sie.

„Leider Gottes, ja!“, antwortete ich.

„Denn loppst Du den neegsten Hawen

an", rief sie befehlend. „Wi sittet hier up en Vulkan, und je eher wi darvon wegkamt, desto bäter. Unner us is de Hölle! Ik bidde Di um Gottes Willen, Spiekerbart!"

„Wi sind up See, Theda! Und da hett man Eener dat Regeer! De Eene bin ik, und ik laat mi nich darin reden, ook nich von Di! Ik bin de Herr und Nums as Gott und mi sülbens verantwortlich!"

Sie begann ihre Thränen loszulassen, aber die rührten mich jetzt ganz und garnicht.

„Dat bäten Ogenwater helpt nich, Theda", sagte ich, „dat löscht kin Für und smitt mi ook nich up de annere Kante. Mak' mi de Sake nich noch swarer as se all is. Du, de Stürlüde und ik, wi möt't dohn, as of garnicks los is. Wi willt Jan Maat en fröhlich und, wenn dat nich mäjelk (möglich) is, en glikgültig Gesicht wisen. Nu, wes Du en tapper Wiw!"

Ich schenkte ein Glas Wein ein und nötigte sie, zu trinken. Das ermutigte sie und half ihr zur Besinnung.

„Mit Gott, Theda!", sagte ich. „Dat is for mi garkine Frage: wi kamt glücklich an Ort und Stän. Äwrigens weest Du woll: wat ik as Kaptein will, da doh ik ook!"

„Dat weet ik," antwortete sie noch unter Thränen lächelnd. „Ja, Du hest Dinen Willen und schallst em hebben, aberst ik — heff de Angst!"

„Ledder um Ledder, min Deern! Erst harrst und kreegst Du Dinen Willen und ik harr dat Nasehn. Aberst Du brukst kine Angst to hebben. En Dritten hett den Willen und de Macht: Gott verlett us nich!" —

... Sie war still und gefaßt, bewährte sich fortan tapfer und verriet so wenig wie ich und die Steuerleute, was sie wußte.

Gott half uns gnädig durch, wir erreichten von da ab in weniger als zehn Tagen die Weser. Als wir in den Hafen legten, sprach ich mit dem Lotsen ein vertrauliches Wort, infolgedessen die „Amisia" einen Platz ganz allein und getrennt von anderen Schiffen erhielt. Er machte auch sogleich dem Hafenmeister Meldung. Ich versammelte währenddessen die Leute um mich her und gab ihnen meine Befürchtungen kund mit dem Befehl, ihre Effekten flugs an Land zu bringen, denn man könne nicht wissen, was geschehe, wenn die Luken geöffnet würden.

Inzwischen rasselten auch schon die Spritzen heran. Als die Hauptluke geöffnet wurde, schlug uns dicker Qualm entgegen und dann schlug eine helle Flamme heraus. Die Spritzen gaben Wasser und wurden des Feuers bald Herr.

Demnächst stellte sich heraus, daß das Schiff ganz unbeschädigt, daß aber ein nicht unbedeutender Teil des Tabaks durch Selbstentzündung verkohlt war.

Die Herren Versicherer schickten mir später eine schriftliche Belobigung und als Anerkennung eine goldene Medaille, ja, Theda kriegte auch eine Diamantbroche, denn es wurde bekannt, daß sie durch ihr resolutes Wesen nicht wenig dazu beigetragen hatte, den Mut der Mannschaft, die allerdings im wahren Sinne des Wortes nicht den Braten, wohl aber den Tabak roch und fast gemeutert und vielleicht gar das Schiff verlassen hätte, aufrecht zu erhalten. —

... „Aberst, Kinners", schloß Spiekerbart seine lange Erzählung, „et is late (spät) wurden. Grapjemaker hett sine und Ji Annern hefft Joe Froens up 'n Hals, wenn Ji nich to rechter Tid inkamt."

„Du nich, Spiekerbart?"

„Wo kannst Du sowat fragen, Grapjemaker! Ik heff nu den Willen ganz und gar, Theda seggt garnicks mehr."

„Wer't glöwen deit! Dar is kin Mann, de n i c h unner'n Pantuffel steit, he — weet dat man nich!"

Die Vier schritten über den Deich der Stadt zu, von deren Rathausturm das Glockenspiel sie grüßte, und feierlich klingt das Geläute der Kirchenglocken, denn morgen ist Sonntag.

Spiekerbart und Theda beten von Herzen mit, wenn die Fürbitte für die seefahrenden Brüder von der Kanzel erschallt. Sie wissen von Sturm und Not, von Feuer und von anderen schlimmen Dingen an Bord zu reden; sie sind dankbar, daß sie als wohlhabende Leute hinter dem Ofen ihres niedlichen Hauses sicher ankern. Guten Willens sind sie beide und stimmen immer überein. Davon wissen auch die Armen, Kranken und Bedrängten ein Lied zu singen.

Nebel.

Still, sehr still ist's in dem freundlichen Hafenstädtchen an der Weser. Selten nur rasselt ein Wagen über die von hohen Linden überschatteten Straßen. Wen nicht dringende Geschäfte aus den niedlichen, fast durchgehends einstöckigen Häusern fortlocken, der bleibt am liebsten

daheim, — im grünen Gärtchen, oder während der rauhen Jahreszeit, hinter dem Ofen des kajütenartigen Stübchens.

An Sommersonntagen verwandelt sich freilich das Bild: Dann wogen Menschenmassen vom Bahnhofe und von den Dampfschiffsanlegern heran, ungezählte Scharen, welche die benachbarte große Stadt ausgespieen hat. Die durchwandern den Ort und eilen den Dörfern und Wäldern der Umgegend zu. Das bringt dann Abwechselung in das sonst so gleichmäßig, ja öde verlaufende kleinstädtische Leben ... Ja, wenn nun die Flut nicht wäre, wie sähe es dann wohl aus!

Aber die Flut, vorausgesetzt, daß sie zur bequemen Stunde eintritt, veranlaßt die zahlreichen alten abgetakelten Kapitäne, welche im Hafenstädtchen für den Rest ihres Lebens vor Anker gegangen sind, ihren Kurs regelmäßig noch nach der Weser zu setzen. Sie müssen dann ja einen Blick auf das Wasser werfen; vielleicht besuchen sie auch die eine oder die andere der Werften am Ufer, wo die gigantischen modernen großen Dampfer und Segler gebaut werden. Und wenn sie genug gesehen haben, erholen sie sich beim Glase Grog oder Bier, raisonnieren über dies und das und spinnen alte Geschichten in manchmal endlosem Garn ab. Wer Ohren hat zu hören, der kann da manches Interessante erfahren; offene Augen entdecken unter den eisgrauen Seebären noch Originale, — Originale, die mit dem allmählichen Absterben der alten gemütlichen Segelschiffahrt der noch nicht allzu fernen Vergangenheit auch zu Grabe gehen werden.

So anziehend stets das Bild war, welches sich bei Eintritt der Flut von den weit in den Strom hinausgebauten Hafenmolen den Augen entrollt, jetzt, da die Weser mit so großem Erfolge bis Bremen der Seeschiffahrt zugänglich gemacht wurde, hat es unvergleichlich an Schönheit und Großartigkeit gewonnen. Wo früher nur Küstenfahrer, Leichterfahrzeuge, Schleppzüge und kleine Personendampfer verkehrten, da fahren jetzt große Dreimaster, stattliche, ja gar schon transatlantische Dampfer. Hierzu gesellt sich die Flotte kleiner Fahrzeuge, die von weißen, roten und dunkelbraunen Segeln beflügelt, den Strom bevölkert, dem Bilde erst das ganze, volle Leben verleihend. Wer das Wasser und das Leben auf dem Wasser liebt, dem gewährt es einen Hochgenuß, das Auf- und Abwogen der Schiffe von dem hohen Molenkopfe zu beobachten, dem Spiele der Wellen, dem Aufspritzen des Schaumes, welches die hin- und herschießenden, den Hafen mit dem Geheul ihrer Signalpfeifen begrüßenden Dampfer erregen, zuzuschauen.

Und wer wollte nicht vorzugsweise den alten Kapitänen diesen Genuß, der sie an die längst vergangenen Tage erinnert, wo sie selbst auf großen Seglern das Kommando führten, gönnen? Auch drücken ihre gestrengen Hausfrauen ein Auge zu, wenn sie nicht ganz pünktlich zur Mittags- oder Abendmahlzeit zurückkehren, denn sie wissen, welch' eine Wonne es den Mannsleuten ist, sich mal wieder die Augen ein wenig an Seeleben und Seeschiffen verklaren zu können. Hinterher sind ja die Haustyrannen auch keine stummen Götzen; im Gegenteil, sie wissen gar viel zu erzählen. Ein bischen Schimpfen nehmen die Frauen wohl mit in den Kauf. Das gehört sich so, weil die Alten hin und wieder vielleicht etwas sahen, das ihnen mißfiel. Ja, zum so und so vielten Male wird der „verfl — Dampf", der so vielem Guten den Garaus gemacht hat, bis in den tiefsten Abgrund hinein verdammt ...

... Jahre waren vergangen, ehe ich einst wieder auf einer jener Hafenmolen stand, meine Blicke auf den stolz unter mir hinfließenden, von der aufkommenden Flut geschwellten Strom richtend. So sehr denselben auch die Korrektionswerke verändert, ja gar in andere Bahnen gedrängt hatten, seine Umgebung war dieselbe geblieben: Rechts, weserabwärts, die mit Villen und Parks gezierten hohen Ufer, drüben links der Deich des Stedingerlandes, überragt von niederen Strohdächern und hohen Bäumen, nach Süden und Norden die weite volle Wasserfläche! In der Ferne dämmerten die Rauchwolken der Dampfer, die hohen Masten und Leinewandmassen der Segler auf. Seemöven, der Flut folgend, den Schiffen vorauseilend, flogen landeinwärts, die Fahrwassertonnen tanzten vor ihren Ketten, die Häuser und Dorfschaften spiegelten sich in dem noch glatten Wasser der oberen Stromstrecke, während die zahllosen kleinen schwarzen Torfkähne, von dem Handruder ihres Insassen bewegt, in den idyllischen Nebenfluß einlenkten. Ein wunderschönes reiches Bild, dessen eigentümlichen Zauber, weil ich ihn so lange entbehren mußte, ich doppelt zu schätzen wußte!

„Dar kummt en groten transatlantischen Damper um de Huck (Ecke)", sagte der diensthabende Hafenwächter zu dem inmitten einer Gruppe von Fahrersleuten stehenden Kapitän Schiphorst.

Der alte Mann richtete sein Marineglas nach der angegebenen Richtung und entgegnete:

„Wahrhaftigen Gott! Ja! Schade, dat de hier nich binnen kamen kann! Aberst use lüttje Port von 'n Haben (Hafen) kann so 'n groten Kasten nich faten."

Kapitän Brockstedt, welcher seine Blicke stromaufwärts gerichtet hatte, rief:

„Du, Schiphorst, kiek Di nich de Ogen ut 'n Kopp! De Damper hett noch Tid, eher he hier passieren deit. Du scholst man sunst uppassen! Di geit ja binahe dat Bullschip miß, wat dar von Bremen in 'n Släp dalkummt. Donnerwär! Weiht dor nich von 'n Top de Kantoorflagge von Dine olen Rheders?"

Kapitän Schiphorst wandte sich um und sah gespannt nach Süden zu. Er schüttelte dann wehmütig den Kopf, Thränen rollten ihm in den langen grauen Bart.

„Weet Gott", sagte er gerührt, „mine ole Elisabeth! Und vull beladen! Wat man doch alle belewen deit! Wer harr dacht, dat de Schäpen ens mit Ladung na de Stadt und von dar wedder beladen direkt na See to gahn kamen? Kinners, wi hefft to fröh aftakelt: Dat Plaiseer harren wie alle doch noch gern mitmakt!"

„Je, ja, ji, ja!" riefen die Kapitäne alle im Chore. Kapitän Brockstedt aber meinte:

„Na, for Geld kann man allens hebben und ook den Düwel danzen sehn! Wat mutt von de välen Millionen doch towege kamen. Wenn man dat dicke End nich noch nakummt!"

Ein lautes Hurrah erschallte vom Lande und von der Weser. Der große transatlantische Dampfer und die im Tau eines Schleppers befindliche „Elisabeth" kreuzten sich an der Mole vor den Augen der dort zahlreich versammelten Zuschauer. Fürwahr, ein stolzer Anblick! Der Dreimaster im vollen Schmuck der Flaggen, die Segel an den Raen beschlagen, die hohen Masten blank und majestätisch aufragend, — der Dampfer, voll beladen, mit ganzer Kraft fahrend! Die beiden Schiffe, einer und derselben Rhederei angehörig, salutierten, die Kapitäne, der eine auf dem Quarterdeck, der andere neben dem Lotsen hoch oben auf der Kommandobrücke stehend, riefen sich seemännische Grüße zu. Der sonst so zahme Strom, zu schäumenden Wellen aufgeregt, spritzte seine Wasser fast bis auf die Koje hin; die segelnden Leichterkähne und eleganten kleinen Luftyachten schwankten und tanzten wie wenn sie auf hoher See wären.

Unsere alten Kapitäne sahen den beiden rasch entschwindenden Schiffe mit größter Aufmerksamkeit nach. Ja, sie vergaßen sogar dem Dampfer gegenüber ihre moralische Verpflichtung des Raisonnierens und das Rühmen der verschwundenen alten Zeit. Vielleicht aber hätten sie beides bald nachgeholt, wenn nicht gerade ich ihren Gedanken eine andere Richtung gegeben hätte. Stromabwärts nämlich glaubte ich etwas ganz Besonderes zu bemerken: Am Horizont erhob sich eine breite, niedrige, schwarze Wolke, inmitten welcher weiße Strahlen in die Höhe schossen. Dem Anschein nach wälzte sich die Erscheinung in großer Schnelligkeit heran.

„Dankelmann", fragte ich den mit dem Aufhissen der großen Staatsflagge an dem Mast auf der Molenspitze beschäftigten Hafenwächter, „Dankelmann, wat hett dat dor gunnen to bedüden?"

„Wät't Se dat nich?" antwortete er. „Wi hefft so 'n Stucker twolf Torpedoböte to verwachten! De willt dat Fahrwater na Bremen mal utprowen und sick den Freehaben und dat ole Neest ankieken . . . Straland, wo kummt dat Satanstüg anbrusen! Dat ward höchste Tid, dat ick de Flagge na bawen kriege. Sunst heff ick am Enne noch wat von den Habenmeister und de Marinebehörde to besehn!"

„Dat Di dat Donnerwär!" rief Kapitän Schiphorst. „Dat is ja, as wenn de Düwel de Fahrtügen kaart! Dat geit ja duller vörnt as en Bahntug!"

In der That näherte sich eine Torpedoboot-Flotille in unheimlichster Geschwindigkeit.

Die schwarze Rauchwolke ringelte sich, jetzt da die Schiffe eine Bucht passierten, wie eine Riesenschlange hinter ihnen her, der weiße Dampf stieg kerzengerade in die Höhe und legte sich dann in Spirallinien um. Die Schiffskörper verschwanden in dem von den Bugen aufgeworfenen, die Ufer überflutenden Schaum- und Wassermassen. Der ganze Strom war in Bewegung, alle Fahrzeuge hielten sich rechts und links an den Fahrwassergrenzen, den seltsamen und gefährlichen Gästen Platz machend.

Jetzt ging die Hafenflagge grüßend auf und nieder. Die ihre Geschwindigkeit beim Passieren des Hafens etwas mäßigenden, langen, niedrigen, schwarzen Ungetüme salutierten vorschriftsmäßig wieder, die kommandierenden Offiziere legten die Hand an die Mütze, die verräucherte und bespritzte Mannschaft an Deck sah neugierig auf die Gruppen am Lande hin.

„Dat mutt ja upstunns so 'n Düwelstüg gewen," äußerte Kapitän Brockstedt, der rasch entschwindenden Flotille nachsehend. „Aberst en Jammer is 't, dat et so wat gifft. Herr Gott, wat mutt dat for 'n Deenst an Bord sin! Un denn de armen Jungens bi Ketel (Kessel) und Maschine! De möt 't ja ut Rand und Band kamen bi den Heidenschandal und de gläunige Hitz in de Satanskäfen."

„Sind dat noch Schäpen, Brockstedt, frag ik Di?" versetzte Kapitän Schiphorst. „Nä, und nochmal wedder Nä! Maschinen und niks fudder sind dat! Gnade Gott, wenn dat mit den Damp dor mal nich klappen will buten bi Storm und Wär und hoge See. So 'n Beest geit ja nich mehr up und äwer't Water, dat geit 'r unner dör as 'n Fisch. Ik segge Di, wenn dar mal wat passeeren deit, denn möt't sik de Lüde an Bord versupen as de Rotten. Schade denn um dat junge dütsche Blood!"

Ich wandte ein, die Böte und Maschinen seien so gut und stark gebaut, daß so leicht kein Unglück geschehen könne und daß bei Sturm und hoher See die Fahrzeuge auch nicht ausliefen und, wenn überrascht durch schlechtes Wetter, den nächsten Hafen zu erreichen suchten. Kapitän Brockstedt erwiderte, daß doch so allerlei vorkomme. Gefährlich seien die Dinger im höchsten Grade. Noch neulich solle bei Nacht und Nebel und schlechtem Wetter ein Offizier über Bord geschlagen sein, ohne, daß man es gleich gemerkt habe. Der Mann, ein tüchtiger Schwimmer, habe elend ertrinken müssen.

„Dar is ja kin Hoolt (Halt) und Staben up Deck. Bäter garnicht swommen könen und glicks to Grunne gahn, as sick en Tidlang henholen mit Hopen (Hoffen) und Sporreln und sick dann doch to Dode zapeln möten! Ik heff nie swommen konnt. En Seemann, de unbemarkt to Water kummt, is bäter dran, wenn he nich swommen kann, — eene Pien for alle Pien! De Kunst kann em nich helpen, — und wo selten kann man em wedder to faten kriegen."

„Dar bin ik annere Meenung", sagte Kapitän Schiphorst. „Von eenen und den annern unglücklichen Fall schall man kinen allgemeenen Sluß trecken. — Ik, min gode Jung, stund hier nich, wenn ik nich harr swommen konnt und ik harr denn ook nich mine gode, lüttge, söte Fro krägen. Brockstedt, Du weeßt woll noch nich, wo dat togahn is? ... He is", flüsterte er mir zu, „noch en bäten grön hier bi us, — kummt ut 'n Stegerlanne na Vegesack und weet von use Angelegenheiten noch barmhartig wenig Bescheed. Laat 't us tosamen unner de Böme bi't Habenhusetten und en Glas Beer drinken. Ik kann denn ens mal wedder de ole Geschichte vertellen, wenn Ji 't recht is".

Die Kapitäne nickten einverstanden und gingen miteinander. Ich bat, mich anschließen zu dürfen.

„Wenn Se dat Freide makt totohören, denn schall mit dat en Ehre sin", sagte Kapitän Schiphorst.

Wir ließen uns im Angesichte des Stromes nieder. Der alte Seemann begann zu spinnen, natürlich Plattdeutsch.

Was er erzählte, darf ich wohl in meiner Weise wiedergeben. Hier und da soll er aber mit einem originellen Wörtchen dazwischen fahren.

Er erzählte etwa folgendermaßen:

Ich habe lange als Steuermann gefahren, — die Gelegenheit, ein Schiff zu erhalten, Kapitän zu werden, war gerade damals nicht sehr günstig, auch wechselte ich nicht gern meine Rheder und Kapitäne. Mit Kapitän Nederhorst, der die schöne Bremer Brigg „Republik" führte, bin ich eine ganze Reihe von Jahren zusammen gewesen. „Min Hart woor, as de Romanenschriwer seggt, free. Ik konn dohn und laaten, wat ick woll. Seemann mit Liv und Seele weer mi allens sunst in 'r Welt tömlich egal."

Es mag jetzt etwa dreißig Jahr her sein. Wir kamen mit unserer Brigg von Jamaica, mit voller Ladung nach der Weser bestimmt. Anfangs Dezember hofften wir den Hafen zu erreichen. Die Reise ließ sich so gut an, daß wir schon Mitte November im Kanal waren. Dort aber ging das Kreuzen los, weil uns ein scharfer Ostwind in die Zähne blies, der unsern Fortgang natürlich sehr hinderte. Dabei wurde es bitter kalt, — wir mußten fürchten, die Weser voller Eis anzutreffen. Vorsichtshalber liefen wir einige Kanalhäfen an, um uns zu orientieren und hörten zu unserer Befriedigung, daß weder die Elb- noch die Weserschiffahrt im Geringsten behindert sei. So quälten wir uns denn nach und nach bis Dover weiter und kamen endlich in die Nordsee, wo wir wegen oftmaliger Stillte (Windstille) auch nicht viel gewannen.

(Fortsetzung folgt.)

Erste Morgenröte.

Es lockert schon die Nacht den schweren Riegel,
Der kaum die Welt in dumpfen Kerker schloß.
Der junge Tag ergreift die Flammenzügel,
In gold'ner Brünne reitet er zum Hügel,
Und hebt, ein blonder Kriegsgott, sich im Bügel,
Und wirft den Speer der Nacht ins Schattenschloß.

Und schenkt der Welt aus roter Sonnenschale
Den Frühtrunk ein . . . schon netzt er ihren Mund;
Erzitternd bangt im ersten Glutenstrahle
Der Kelchtau tief im schlummertrunk'nen Thale . . .
— Die Nacht ist tot, und purpurne Fanale
Umloh'n zum Sieg der Berge Gipfelrund.

Armand Brody.

Symbol.

In grauer Muschel lebte eine Perle
Und glitt und rollte längs der feuchten Wände
Und tastete, wo sie zum Lichte fände —
In grauer Muschel lebte eine Perle.

Von außen drang das Licht zur grauen Schale
Und wußte nichts von Perlen, die im schweren,
Dem heimatlichen Banne empor begehren —
Von außen drang das Licht zur grauen Schale.

Nur wenn die Wellen leise drüberglitten,
Dann hörten sie's im Innern heimlich pochen
Und fühlten fremde tiefe Gluten kochen —
Nur wenn die Wellen leise drüberglitten.

Karl Leopold Mayer.

Der Verschmähte.

Heut' sollst Du mir Dein letztes Lied noch singen,
Du sanfte Geige Du, Du silbersüße,
Doch nicht mehr ihr die Liebesworte bringen
Und ferngesandte, fernverwehte Grüße.

Nur Du weißt ja mein hoffnungsloses Sehnen
Zu ihr, der königsstolzen, einzigeinen,
Nur Du sollst meine unstillbaren Thränen
Und meine Wehmut in den Abend weinen.

Ganz einsam will ich in den Abend gehen
Und nur mein treuer Schmerz wird mich begleiten.
Und dort, wo dichtgeschart die Tannen stehen
Umfängt mein Bogen Deine dunklen Saiten.

Und wie ein dunkler Strom ins Abendleuchten,
So soll mein Leid in Deinen Tönen rauschen,
Daß sich mit Thränenthau die Blumen feuchten
Und schmerzdurchzittert alle Bäume lauschen. —

Und wenn im nahen Land zwei Liebste gehen,
So wird Dein Sang ein Wunder da vollführen
Sie werden beide stumm mein Lied verstehen
Und auf den Wimpern meine Thränen spüren . . .

Stefan Zweig.

Haarduft.

So liege still Dein Kopf in meinen Händen . . .
Nun will ich träumend meine Augen schließen
Und diesen feinen, keuschen Duft genießen,
Den Deine seidenweichen Haare spenden,
Die tausend zarte Wohlgerüche senden
Und schmeichelmild die Lippen mir umfließen.

Erschauernd laß' mich dieses Duften trinken . . .
Mich überströmen tausend Süßigkeiten,
In die verzückt all meine Sinne gleiten,
Ich fühl' mich in ein Meer von Wonnen sinken —
Und künft'ge Liebesstunden seh' ich winken
Und ahne sie voll tausend Herrlichkeiten! . . .

Alexander Pache.

Begegnung.

Zur Nacht
Im monddurchglänzten Parke traf ich ihn
Vor eines kranken Mägdleins Hause,
Wo die vom Sturm geknickten Lilien standen.
Auf seinen Knieen lag er, in den Händen
Das Haupt, und weinte . . .
Und weinte, daß der riesenstarke Leib
Gleichwie in Fieberschauern ihm erbebte,
„Wer bist Du?" fragt' ich.

Nicht Antwort kam und nur ein bleiches Antlitz,
Darin jahrhundertalte Qual
Geschrieben stand, sah zu mir auf.
„So sage, warum weinst Du!"
„„Weil ich die Jugend auch
Und Schönheit brechen muß.""
Und da erkannt' ich ihn:
Es war der Tod.

Karl August Hückinghaus.

Winterruhe.

Die Berge sind in wilder Einsamkeit
Versunken; Nebel ziehen dicht und weit.
Am Trausweg duckt sich scheu das Haselhuhn;
Die Mutter Erde will jetzt ruh'n.

Sie hat sich auf das Bett von Laub gelegt.
Ihr Schleier ist der Nebel, windbewegt.
Die lose Meise singt sie noch zur Ruh';
Dann deckt der Schnee sie vollends zu.

Nun träumt sie wohl von manchem gold'nen Tag,
Von Blumenglanz und Nachtigallenschlag.
Sieh! lächelnd läßt sich jetzt die Sonne seh'n;
Die Erde träumt vom Aufersteh'n . . .

Hans M. Grüninger.

Meine schöne Marie.

Nun holt mir eine Kanne Wein,
Und silbern soll der Becher blinken;
Ich will daraus, bevor ich geh',
Dein Wohl, mein süßes Mädchen, trinken.
Das Boot harrt an dem Damm von Leith,
Frisch weht der Wind schon aus der Frühe;
Vorm Berwick-Hügel stampft das Schiff,
Und ich muß scheiden nun, Marie!

Das Horn ertönt, der Speer erglänzt,
Die Fahnen flattern stolz und mutig;
Von fernen Höh'n hallt Kampfgedröhn,
Es wogt das Treffen heiß und blutig.
Nicht Schlachtengraus noch Seegebraus
Macht, daß ich länger hier verziehe;
's ist nur allein des Abschieds Pein,
Da ich nun scheiden muß, Marie!

Aus dem Schottischen des Robert Burns von Max Kiesewetter.

Nacht.

Eintönig tropft der Regen durch die Nacht,
In meiner Seele ist ein Lied erwacht,
So zart, so ganz von innerm Licht durchstrahlt,
Gleich einem Bild, wie es Rossetti malt,
Gleich einem Ton, so sehnsuchtsvoll und mild,
Wie er aus Chopin'schem Notturno quillt.

Mein düster Heim, der Lampe mattes Licht,
Wo sind sie hin? Mein Auge sieht sie nicht! —
Die Seele hebt sich zu des Himmels Fernen
Und meine Sehnsucht wandelt unter Sternen.
Ein Traum trug mich zu diesem stillen Port —
Auf Erden tropft der Regen rastlos fort.

Walter Kaehler.

Der Bettler.

Nur einmal möcht' im Purpurkleid
Im Fürstensaal ich steh'n
Und stolz aus meiner Herrlichkeit
Auf meine Brüder seh'n.

Und rufen durch das weite Land
In ihre blasse Schar:
„Heut' biet' ich meine Königshand
Gefüllt mit Golde dar!

In frohem Fest bewirten euch
Der Pagen bunte Reih'n,
Den Allerärmsten mach' ich reich,
Sollt alle glücklich sein!“

Dann säh' ich wohl in fremdem Glanz
Den düst'ren Blick erglüh'n
Und wollte gern im Dornenkranz
Beseligt weiterzieh'n.

Karl Nowak.

Den Philistern.

Hätt' Flammen ich, die Liebe euch zu malen!
Zu ärmlich ist der Worte toter Kram,
Die Prosa steif, die Verse flügellahm
Und farblos wie das Licht in Kathedralen.

Verkünden möcht' ich euch in Bachanalen,
Was nie noch euer feiges Ohr vernahm,
Daß zitternd sich verkröche eure Scham,
Mit der ihr's liebt, so heuchlerisch zu prahlen.

Ihr sprecht von Liebe? O wie matt und zahm,
Ein lau Getränk in bunten Jahrmarktschalen!
Heiß schäumend aus rotgoldenen Pokalen

Schlürf' ich den Gluttrank, der so wundersam
Und jäh berauscht in süßen Wonnequalen —
Mit meinem Blut will ich die Zeche zahlen!

Jenny von Reuß.

Allerlei Fahrten.

Reisebilder von Karl Emil Franzos.

III.

„Elysäische Felder."

(Fortsetzung.)

Mein Gefährte, der Kunsthistoriker, war anderwärts beschäftigt, sonst hätte ich ihn vor die schönsten dieser Glasmalereien, z. B. die „Verkündigung Mariä" geführt und ihm dort etwa folgende Rede gehalten: „Die Zeit des ‚Aufkläríchts', verehrter Herr Doktor, die Sie so sehr mißachten, hat wirklich neben manchem Herrlichen, das wir vielleicht erst im XXI. Jahrhundert, vielleicht auch später, und dann gewiß in ganz anderer Art wieder erreichen, auch manche Geschmacklosigkeit mit sich gebracht. In dem Bestreben z. B., auch in die Kirchen möglichst viel klares Licht einfließen zu lassen — und über die Berechtigung dieses Bestrebens an sich kann man verschiedener Meinung sein, Herr Doktor — waren die Leute so pietätlos, die schönen bemalten Glasfenster zu beseitigen. Aber just in der Zeit, da solcher Unfug am schlimmsten wütete, hat dieser Fürst mit unsäglicher Geduld und beträchtlichen Kosten diese herrliche Sammlung zusammengebracht. Was folgt daraus? Daß er nicht etwa bloß, wie Sie glauben, der Typus einer von Ihnen mißachteten Zeit war, sondern eine Individualität, ein warmherziger Mensch voll Schönheitsdurst. Und darum, schon dieser Sammlung bunter Glasscherben wegen, ‚lobhudle' auch ich diesen Herzog Franz!"

Aber, wie gesagt, die Rede blieb ungesprochen. Denn der Gelehrte und ich einander begegneten, so machte er mich auf ein Kuriosum haarsträubend falscher Bestimmung aufmerksam, und ich konnte ihm mit gleichem dienen, denn um diese Böcke nicht zu merken, müßte man blind sein. Da giebt es einige gefälschte Albrecht Dürers, einschließlich seines Zeichens gefälscht: unter „Schule Cranachs" laufen Bilder, die schwerlich vor 1700 das Licht der Welt erblickten; da giebt es Breughels, die nicht von Breughel, Matthias Grunewalds, die weder von dem Colmarer Meister noch von einem seiner Zeitgenossen, Hans Holbeins, abermals mit Dürers Zeichen signiert, die weder von Holbein noch von Dürer sind u. s. w. Auch die Namen der Porträtierten sind vielfach irrig angegeben, was, nebenbei bemerkt, den wackeren Lavater samt all seiner Physiognomik aufs Eis geführt hat. Teils aus innerem Drang — denn einige Dutzend Distichen täglich waren ihm Bedürfnis —, teils seinem erlauchten Freunde zu Ehren widmete er einer Reihe dieser Porträts physiognomische Charakteristiken in Versen; die Zettelchen in Lavaters eigensinniger Schrift hängen noch heute an den Rahmen. So auch z. B. an Nr. 1512, Cranach des Älteren „Churfürst Friedrich der Weise", — „Frommes, treues Gemüt, so derbdeutsch, fest und so mannhaft" u. s. w. singt Lavater, gewiß im besten Glauben, daß er dies aus den Zügen des Porträts lese — und in Wahrheit las er's doch nur aus dem historischen Charakter des Beschützers der Reformation heraus! Denn das Bild stellt gar nicht diesen großen, sondern einen weit kleineren Wettiner dar, auf den all das wenig paßt ... Ich erzähl's, weil der Lapsus lustig ist und bisher von niemand bemerkt wurde; arg ist's für Lavater nicht, und den meisten Beschauern kann's gleichgültig sein, welchen Wettiner, Askanier oder Oranier sie da vor sich haben. Aber störend sind die falschen Künstlernamen, für den Laien, weil sie ihn verwirren, für den Kunstfreund, weil sie ihn stören, und das Schlimmste ist die Unzahl schlechter Bilder. Kein Raum, der nicht auch erbärmliche Sudeleien enthielte; ärgerliche Kopien guter Werke, wertlose Pinselübungen obskurer Hofmaler, albernen Krimskrams aus weiß Gott welchen Trödelbuden. Man sage nicht, derlei komme auch anderwärts vor; es kommt heutzutage in diesem Grad nicht mehr vor; es ist die unharmonischste Sammlung, die ich je gesehen habe.

Wie sich dies erklärt? Nun, Herzog Franz war ein ehrlicher Kunstfreund, ein feiner Gartenkünstler, jedoch schon in der Beurteilung der Antike, trotz des engen Anschlusses an Winckelmann, nicht ganz sicher, und vollends nicht in der Malerei. Um gerecht zu sein, erwäge man aber, wie selten damals überhaupt solche Kennerschaft war, welches Tohuwabohu von Falsch und Echt, Gut und Schlecht bis tief ins XIX. Jahrhundert hinein selbst in den berühmtesten Sammlungen zu finden war, wie jung überhaupt die Kunsthistorie als Wissenschaft ist. Nein, wir haben

keinen Grund, über Herzog Franz und seinen getreuen Helfer A. v. Rode zu lächeln; Hut ab vor ihnen trotz des falschen Holbein mit dem aufgeklecksten Dürer-Zeichen! Zudem zeigt der Herzog, in fast allem der treueste Sohn seiner Zeit, von ihr geformt, beschwingt und beschwert, auch den typischen Zug des Sammlers jener Tage: Die Kunst ist nicht Selbstzweck, sie „soll“ auch immer was; auch jede Kunstsammlung soll daneben einen moralischen oder wissenschaftlichen Zweck erfüllen. Herzog Franz wollte im „Gothischen Haus“ nebenbei auch eine große, möglichst lückenlose historische Porträtgalerie schaffen, und darum hing er neben seine Van Dyck und Franz Hals auch einen anonymen, unglaublichen Rudolf von Habsburg, sogar samt Frau Gemahlin und Fräulein Tochter. Irrtümer, Geschmacklosigkeiten, ja, aber solche der Zeit, und — nur eben die Größten abgerechnet — stecken wir ja alle in unserer Zeit, wie etwa in unserer Haut, und können nicht aus ihr heraus …

Aber auch für das Allerschlimmste, was heute im Genuß dieser Schätze behindert, soll nicht „der würdigste aller Fürsten“, wie Winckelmann den Herzog genannt hat, verantwortlich gemacht sein. Das „Gothische Haus“ taugt zur Bildergalerie wie ein Stall zum Speisesaal. Von außen ein häßlicher Bau von drollig wirkender Unregelmäßigkeit, ist es im Innern ein Gewirre mittlerer und winziger Stuben, in denen man wenig, enger Gänge und winkliger Kammern, in denen man überhaupt nichts sieht. Ursprünglich als Gärtnerswohnung erbaut, wurde es vom Herzog dann zu seinem Sommersitz erwählt und notdürftig durch Zubauten erweitert; hier, wo der schlichte, für seine Person rührend bedürfnislose Mann selbst am liebsten verweilte, vereinigte er darum auch seine geliebten Bilder und Nippes, Waffen und Glasmalereien, so viele ihrer irgend Platz hatten, oder in Wahrheit weit mehr: es ist Alles übereinander gehäuft, zuweilen so, daß ein Stück das andere ganz deckt, und da für bequeme Möbel kein Raum blieb, so behalf er sich eben mit dem dürftigsten Hausrat. Es muß ein unbehagliches Hausen in den engen, überstopften Räumen gewesen sein; ihm genügte es; nicht sich selber, nur seinen Kunstschätzen wünschte er ein würdiges Heim. Dem aber standen seine beschränkten Mittel entgegen: die Steuerkraft des damals winzigen Ländchens war noch gering und wurde zudem von ihm, der noch heute nicht umsonst von Bauer und Handwerksmann „Vater Franz“ genannt wird, gewissenhaft geschont — und das, was er hatte, zu wie vielem mußte es reichen! Vom „Philanthropin“ und der „Bibliothek der Gelehrten“ abgesehen — auch die „Chalkographische Gesellschaft“ zu Dessau, die erste würdige Kunstanstalt Deutschlands, „vergeudete“ anscheinend vergeblich, in Wahrheit zu hundertfachem Nutzen für die Nachstrebenden, sein Kapital in einer nüchternen, für künstlerische Reproduktionen noch nicht reifen Zeit. Dazu die Unterstützungen für Dichter, Künstler und Gelehrte. Aber die größten Summen verschlang Wörlitz. Wenn er erst damit fertig sei, hoffte dieser rastlose „ewige Jüngling“, dann wolle er ein Museum bauen, aber mit dem bißchen Lebenskraft wird man immer früher fertig als mit derlei Aufgaben — als er am Vortag seines 77. Geburtstages starb, tröstete ihn nur das Vertrauen in die Pietät, den wachsenden Reichtum seiner Nachkommen. Nun, sie sind sehr reich, aber was am 9. August 1817 an den Wörlitzer Bauten und Anlagen unvollendet war, ist es noch heute, und das mag hingehen; daß jedoch das nun unbewohnte „Gothische Haus“ noch immer als Museum dient, ist eine — hm, sagen wir, eine unerfreuliche Erscheinung.

So tappten wir beiden Besucher zunächst hilflos durch das Dämmer dieser dunkelsten aller Bildergalerien, die sich in unserem irdischen Jammerthal finden, und erheiternd waren in den ersten Minuten nur die kunsthistorischen Excurse unserer Führerin. Nun ja, man lacht über derlei Dinge, aber recht ist's doch eigentlich nicht. Diese Führerin war ein nettes, braunäugiges Ding, das trotz seiner siebzehn Jahre bereits ein herzoglich anhaltinisches Hofamt bekleidete: Stellvertreterin des Fräulein Kastellanin. So stellte sie sich uns würdevoll vor und begann dann: „Nr. 1116. Dieses ist ein Stück von einem holländischen Gonservatorium.“ Nun unterhielten sich auf dem Bild, soweit ich's im Zwielicht unterscheiden konnte, wirklich nur einige wenige Damen und Herren; ein ganzes Konservatorium schien es also thatsächlich nicht zu sein, gleichwohl kam mir die Erklärung so dunkel vor, wie das Zimmer, und ich fragte. Aber sie wiederholte nur das bereits Gesagte und fügte treuherzig bei: „So sagt's auch das Fräulein Kastellanin, also ist es richtig.“ Es war aber doch nur annähernd richtig, denn als ich dann im Büchlein von Hosäus das dürftige Kataloglein durchsah, fand ich dort gedruckt: „Nr. 1116. Holländisches Konversationsstück.“ Dann weiter: „Nr. 1172. Dieses ist ein Pariser Fräulein und schreibt sich Matzareng. Sie ist eine Tochter von Herrn Gardinal Matzareng.“ Daß die pikante Schönheit mit dem unfranzösischen Namen und der bedenklichen Herkunft leider längst tot, und zwar eine Schönheit des XVII. Jahrhunderts war, lehrte ein Blick auf ihre Toilette; auch hieß sie, wenn man ihren Namen aus dem Wörlitzer Französisch übersetzt, Mazarin, zudem war mir ja nicht unbekannt, welch skrupelloser Herr der Minister Ludwig XIV. selbst Königinnen, geschweige denn anderen Frauen gegenüber war, gleichwohl erschien mir eine so offizielle Frivolität unglaubwürdig, und ich fragte: „Fräulein,

wissen Sie, was ein Kardinal ist?" — „Aber ja!" erwiderte sie triumphierend, „aus was die Gadholischen manichmal 'nen Babsten machen!" — „Stimmt! Aber die dürfen ja nicht heiraten!" Die liebe Unschuld wurde blutrot. „Aber Fräulein weiß ja Alles!" Nun, das eine doch nicht genau; es ist die Nichte Mazarins, die schöne Maria Mancini ... Bei einem dritten Bilde sollte sich uns vollends Schreckliches, und zwar aus dem Dessauischen Hofleben, enthüllen. „Nr. 1178. Dieses ist die allerscheenste Kabriele, welche der kute Heinrich mit dem Hühnchen im Döppchen dem Fürsten Joachim Ernst geschenkt hat. Wie er dies gedhan hat, war früher in einem Freßgoh an der Decke im „Monument" zu sehen, aber die Nässe hat leider dieses Freßgoh verdorben." Nicht leider, sondern gottlob! dachte ich in ehrlicher, sittlicher Entrüstung, aber die Sache ist in Wahrheit gar nicht so schlimm. Es ist das Porträt der Gabriële d'Estrées, der blonden, schönen Picarde, die der „kute Heinrich mit dem Hühnchen im Döppchen" (denn Heinrich IV. wird ja allerdings wohl selbst gehabt haben, was er jedem Franzosen wünschte) so sehr geliebt hat. Dieses Porträt nun soll er nach einer Sage dem greisen Fürsten Joachim Ernst bei einer persönlichen Begegnung als Beweis seiner Huld geschenkt haben, und wie sehr sich die Dessauer Fürsten dadurch geehrt fühlten, erweist, daß noch der Schöpfer von Wörlitz den Schenkungsakt einer Verewigung am Gewölbe des „Monument", eines kuriosen Baues, würdig hielt. Aber die Nässe hat das „Freßgoh", und die trockene Kritik die Sage beseitigt — nein, die Dessauer Fürsten waren im XVI. Jahrhundert noch nicht so mächtig, als daß sie ein König von Frankreich des Bildes einer seiner Maitressen gewürdigt hätte, sondern ein Oranier genoß das stolze Glück, und als sein Geschenk kam das Porträt hierher ... Es ist sehr oft reproduziert. Aber seinem Kunstwert dankt es seinen Ruf nicht, sondern der Schönheit des Originals. Daß das Porträt von dem sinnlichen Zauber des berückenden, dann so jung dahingeschiedenen Weibes eine Ahnung giebt, ist schließlich kein Verdienst des Künstlers; das hätte vielleicht selbst ein Stümper erreicht, wenn ihm das Glück zugefallen wäre, die „heißeste der Blondinen" malen zu dürfen ...

Als ich das Turmzimmer verlassen wollte, wo „das Fräulein Matzareng" und die „allerscheenste Kabriele" hangen, um in den Gang nach dem Rittersaal einzubiegen, trat mir das junge Mädchen mit flammenden Wangen in den Weg. „Lieber Herr", bat sie, „nun müssen Sie warten; das Fräulein Kastellanin ist zum Kaffee bei der Frau Hofgärtnerin; ich habe gleich um sie geschickt; sie muß jeden Augenblick zurück sein. Denn ich habe ja erst seit drei Wochen diese Stellung, und jede Woche kann ich nur ein Zimmer lernen, das sind ja schrecklich schwere Sachen! — und mit den drei Zimmern, die ich schon kann, sind wir fertig." Gottlob, dachte ich; laut aber tröstete ich das gute Mädchen, ich würde mir schon selbst weiter helfen. Und da in diesem Gang die prächtigen Seestücke hängen, von denen ich bereits erzählt habe, so ging's mir zunächst sehr gut. Aber schon im Schlafzimmer des Herzogs Franz kam eine stattliche Dame hereingerauscht, das Fräulein Kastellanin. Ich bat sie, die Störung zu entschuldigen, was sie hoheitsvoll, aber mild, mit einem Lächeln der Entsagung abwehrte: „Bitte, wenn Sie schon hier sind — was fingen Sie sonst mit den Bildern an! Ich wäre schon früher dagewesen, aber Minchen bei Hofgärtners hat's nicht gleich gemeldet." Und dann begann sie: „Nr. 1309. Dieses Bild ist von dem oft sehr trefflichen und manchmal ganz unbefangenen Kaspar Netscher. Es stellt, wie Sie sehen, einen jungen Menschen mit Locken vor, aber es ist deshalb doch nicht gewiß, daß es ein englischer Prinz ist." Dies Wissen, diese Würde ... unwillkürlich mußte ich an meinen Gönner denken, den Herrn Kastellan des Zerbster Schlosses, den Mann mit dem Rosa-Giftkleid und dem Leibspruch: „Dieses ist aufgeschrieben" ... „Fräulein Kastellanin", sagte ich anerkennend, „was Sie da gesagt haben, ist nur zu wahr. Auch ich habe schon junge Menschen gekannt, die Locken trugen und doch keine englischen Prinzen waren, im Gegenteil! Aber wo haben Sie die schönen Worte über Kaspar Netscher her?" — „Dieses ist aufgeschrieben", erwiderte sie, und wie dies Zauberwort erklang, da hätte ich ernsthafter Mann in den leidigen „besten Jahren" fast vor Freude einen Luftsprung gemacht. Übrigens glaubt meine hoffende Seele, wenn sie die innere Stimme nicht trügt, zu wissen, wo es „aufgeschrieben" ist — o Lübkes „Grundriß", du kunsthistorisches Evangelium meiner hilflosen Jugend, so lebst du wenigstens noch hier in alter Schönheit und Tiefsinnigkeit fort! ... Nachdem ich noch einige ähnliche Beschreibungen genossen hatte, wollte ich in meiner Menschenfreundlichkeit auch meinem Gefährten etwas davon gönnen. „Fräulein Kastellanin", sagte ich, „drüben ist noch ein Herr, der bestimmte Porträts sucht, der wird Sie nötig haben." Sie stürzte ab, und ich hatte Muße, mir andächtig das schöne Triptychon Lukas Cranach d. Ae. zu besehen, vielleicht dasjenige Werk des Meisters, in dem ihn sein Streben nach charakteristischer Kraft am wenigsten zum Häßlichen geführt hat. Aber noch stand ich vor diesem Bilde, als sie wiederkam: „Der Herr läßt Sie grüßen; er verzichtet zu Ihren Gunsten." Da ergab ich mich in mein Schicksal; bei meinem heutigen Besuch hatte ich den Hofjäger mit, und so genügte auf meine Bitte die stumme Begleitung der Stellvertreterin; vorgestern aber bekam

ich noch viel Schönes mitgeteilt. So gleich vor dem Bilde, wo sie mich wieder ereilt hatte. „Wissen Sie auch, was das Bild vorstellt?“ fragte sie. — „Ich glaube ja!“ und ich benannte einige Heiligen und die Kurfürsten. Sie nickte, fragte dann aber streng: „Und wie heißt es?“ Ich sah sie fragend an. „Tribbdichohn (⏑ ⏑ –) heißt es!“ rief sie triumphierend. — „Warum?“ — „Weil es so heißt! Dieses ist aufgeschrieben!“ Ich gestehe, ich habe von da ab der Trefflichen nur noch halben Ohrs gelauscht: mir drängte sich ein Gedanke auf, dem ich nachhängen mußte, ein humaner Gedanke, aus der Fürsorge für die kommenden Geschlechter geboren. Diese stattliche Dame ist noch Fräulein, dachte ich; wenn der Herr Kastellan in Zerbst noch Junggeselle wäre, wenn sich diese beiden Menschen voll Wissen und Würde und Respekt vor dem Aufgeschriebenen zum Ehebunde zusammenfänden, welches Geschlecht unvergleichlicher Cicerones könnte dann in zwanzig, in dreißig Jahren die Anhaltischen Kunstsammlungen ins rechte Licht setzen! ... Ja, lustig wär's, aber auch vorgestern schon war's im „Gothischen Haus“ lustig genug, auf die Dauer zu lustig. Nur einige Minuten ertrug ich's noch, an einer Stätte über Kleinstes lächeln zu müssen, die ich aufgesucht hatte, mich andächtig dem Großen zu beugen, dann entfloh ich ins Freie.

Die wenigen Minuten, die ich vorgestern allein in der Umgebung des „Gothischen Hauses verbrachte, waren so still und schön, wie ich sie von diesem verhasteten Tag nimmer erwartet hätte. Was ich sah, war so lieblich und hell — ich glaubte damals, ein Zufall habe mich mitten in den schönsten Teil des Parks geführt; seit heute weiß ich, daß „Schochs Garten“, zu dem diese Insel gehört, nur eben so hübsch ist, wie hier alles. Ich ging zunächst der Sonne nach durch prächtige Wiesen, wie ich sie so smaragden kaum je habe schimmern sehen, an einzelnen hochstämmigen Bäumen vorbei; überall Luft, Licht, scheinbar endlose Weite: hier der breite Seespiegel, dort eine schräg zurückfliegende Laubwand, die wieder den Blick auf große Wiesen öffnet, der Pfad in mächtigem, nach der Hogarthschen Linie gezogenem Bogen — ein echt englisches Parkbild. Aber nun tritt der Pfad in dichtes Gehölz, und wie er ihn schon nach wenigen Sekunden verläßt, ist dem Blicke ein anderes, grundverschiedenes Bild gebreitet, um das trotz seines Ernstes ein Hauch des Südens weht: dicht am Seeufer eine Gruppe prächtiger Cypressen und Platanen, in ihrem Schatten eine graue, halbrunde Steingrotte, rechts und links der breite Seespiegel. Ich will zugeben: als ich näher kam, schwächte sich der Eindruck; nur die Bäume wirkten herrlich wie zuvor (schönere orientalische Platanen erinnere ich mich kaum gesehen zu haben), aber das Grottchen — das „Nymphäum“ — etwas kindlich: nun, war's kein Bild vom italischen Strand mehr, so doch noch immer ein lebendig gewordenes Kupfer zu Wielands Werken um 1780, und auch das sieht man gern einmal greifbar vor sich... Dann wieder der Ausblick auf die weite Wiese, eine andere dünne, dichte Gehölzwand und abermals ein ähnliches Bild, diesmal von Anbeginn nichts mehr als ein solches altes sauberes Kupfer, aber trotzdem aus der Ferne nett: Der Dianenhain mit einer Statue aus Sandstein, vermutlich die Göttin; ich weiß es nicht, denn im Hain hörte eben ein Trupp Reisender den mythologischen Exkurs eines Wörlitzer Fremdenführers an, und ich entfloh. Stimmung ist ein Schmetterling, man muß ihn vor plumpen Händen schützen, sonst wird er zum zerdrückten Insekt, häßlich für uns und andere ... Ich ging wieder dem „Gothischen Hause“ zu, an einem Altärchen vorbei, auf dem die Worte stehen: „WANDERER ACHTE NATUR UND KUNST UND SCHONE IHRE WERKE“ — wieder ein hübsches Bildchen, eine Titelvignette: auf meiner Ausgabe von Heinses „Ardinghello oder die glückseligen Inseln“ ist eine ähnliche zu finden. Endlich dicht am Hause abermals ein solches in sich geschlossenes Bild, das aber mehr ist, als hübsch: es ist wirklich Stimmung darin, sanfte, elegische Stimmung; wer das komponiert hat, war ein Künstler, mit dem Zöpflein im Nacken — gewiß, aber ein Künstler: schöne Cedern und Zirbeln, hinter denen dunkle gewaltige Hemlockstannen aufragen, umgeben eine Grabstätte; über dem Eingang die Inschrift: „SEINER HAENDE FLEISS VERSCHOENERTE DIESE GEFILDE SANFT WALLE DORT SEIN GEIST WIE HIER DIESES GEBUESCH.“ ... Auch die Inschrift schmiegt sich dem Ganzen an, alles klingt hier in Einen Ton zusammen, eine feine, wehmütige, verzitternde Melodie, ... und der liebe Schmetterling umgaukelte mein Haupt und ließ seine Flügel farbig vor meinen Augen leuchten... Da klang eine nervöse Stimme in mein Ohr: „Wissen Sie, wer hier begraben liegt? Herr Schoch samt Familie, der Hofgärtner. Ja, ja, Serenissimus wußte alles; sogar daß die Alten ihre Lieblingssklaven zuweilen in der Nähe ihrer eigenen Wohnstätten begruben, war ihm nicht unbekannt!“... Nun ja, man kann es auch so ansehen, aber der arme Schmetterling war für heute tot, ganz tot, und es war gleichgültig, ob ich mit dem Gelehrten nun zum Bahnhof mitfuhr oder nicht. Und so half ich ihm Friedchen aus sanftem, süßem, auf zwanzig Schritte Entfernung hörbarem Schlummer aufrütteln, und der Kahn stieß vom Lande.

Über den Weg ergab sich zwischen der Holden und dem Gelehrten ein Disput; „der Zug geht oft schon vor sechs“, warnte sie und wollte direkt zur Landestelle.

er aber, der mit Recht an diese unerhörte Besonderheit der Wörlitzer Bahn schwerer glauben konnte, als an die von Brehm bekundete Bequemlichkeit aller Nilpferde, bestand darauf, daß sie mindestens „Schochs Garten“ umkreise: „denn“, erklärte er mir sehr liebenswürdig, „Sie sollen doch noch etwas von Wörlitz sehen“. Aber ich sah so nicht viel, und an das Wenige hing er doch nur immer einen Witz, weil er nicht anders konnte. Zudem rückte der Uhrzeiger bedenklich vorwärts, und Friedchen nahm die Mahnung zu größerer Eile ungnädig auf. „Mein kuder Här“, sagte sie, „so dicke ich bin, so flinke bin ich, und 'ne ‚faule Liese‘, wie sie der kottseeliche Här drüben zur Straf' hat aushau'n lassen, bin ich nich!“ Sie deutete auf eine Grotte, die einen Augenblick links über der Seefläche sichtbar wurde; aus dem Plan der Gärten konnte ich erkennen, daß es die „Grotte der Egeria“ war. „Das war aber eine Art Göttin“, sagte ich, „und keine ‚faule Liese‘.“ — „Ja, for die Fremden!“ erwiderte Friedchen überlegen. „Da war Sie nämlich zu des Kottseelichen Härn Lebzeiten hier in Wörlitz 'ne Liese, soweit 'n hübsches Mächen, aber faul und auch sonsten — na, Sie wissen schon! Und da ließ der Här diese ‚faule Liese‘ halb nackig und liegend als „Ekeria“ in Stein machen, weil die auch so'ne Person war!“ — „Die Egeria?!“ — „Na freilich! Bei Tache dhat sie nischt, und nachts gab sie 'nem jungen Windbeutel vom Hof beese Ratschläge, z. B. wie er die Leute anpumpen sollte, und davon hieß er Pumpilius“... Der Kahn kam in bedenkliches Schwanken ...

Aber diese Probe, wie sich das Volk in Wörlitz seine Denkmäler und die Mythologie menschlich nahe, sehr nahe bringt, sollte leider nicht das Letzte sein, was ich aus Friedchens Munde hörte, sondern etwas furchtbares, — oh, hätt' ich es nie vernommen ... Man erinnert sich meiner Wandnachbarn im Dessauer Hotel am Bahnhof, und wie Fritz in Wörlitz die Schifferin in die Wade zwickte und dann noch seine arme Clara durch den vielleicht begründeten, aber jedenfalls höchst unzarten Vorwurf der Wadenlosigkeit kränkte. Nun denn, die Schifferin war Friedchen — man glaube es mir, so was ersinnt keine Phantasie. Denn als der Gelehrte nochmals, die Uhr in der Hand, zur Eile drängte, da sagte Friedchen: „Na, sonst sind die Herrschaften Kottlob besser mit mich zufrieden. Kestern fuhr ich 'n Ehepaar, da sagte der Herr: ‚Fahren Sie sachte, liebes Friedchen, strengen Sie sich nich so an‘, und die Frau, 'ne Hopfenstange, ärjerte sich“ ... Fritz, du hast die Grenzen der Menschheit überschritten, und wenn dich zur Vergeltung das Härteste träfe, ja, wenn Friedchen dein Werben erhören würde, selbst diese Strafe wäre nur gerecht.

Als wir die Landestelle erreichten, fehlten nur noch wenige Minuten auf sechs. „Wir müssen laufen“, sagte der Gelehrte, aber da traf er auf einen der wenigen starren Grundsätze meiner sonst lenksamen Natur: Ich laufe niemals. So machte er sich allein auf den Weg: „kommen Sie nach!“ rief er, „ich halte so lange den Zug zurück!“ Und noch eh' er weit um eine Ecke verschwand: „Verlassen Sie sich darauf!“ Als ich diese Ecke erreichte, da verzitterten gerade die sechs Schläge vom schlanken Wörlitzer Kirchturm in der heißen, schweren Luft. „Nun dampft er ab!“ dachte ich und ging gemächlich weiter. Aber als ich wieder um eine Ecke bog und nun den Bahnhof sah, stand der Zug noch da. Und wieder nach einigen Minuten konnte ich unterscheiden, wie der Stationschef und der Gelehrte vor dem Bahnhof standen und mir heftig mit ihren vier Armen telegraphierten. Da that auch ich ein übriges und ging etwas rascher. Zehn Minuten nach sechs war ich im Coupé und der Zug ging ab. „Wie haben Sie das angefangen?!“ rief ich. — „Mein Geheimnis!“ lachte der Gelehrte, und ich hab's wirklich nicht erfahren. Ich weiß nur: als ich gestern Abend hier ankam, grüßten mich die Bahnbeamten so rätselhaft respektvoll, daß mich's wonneheiß überlief: „Am Ende halten sie dich für einen Kommissionsrat, wie hier zu Lande so viele Lotterie-Kollekteure betitelt sind!“

Auf der Rückfahrt, bei kühleren Lüften und im Rot der sinkenden Sonne, sah die bescheidene Landschaft hübscher aus als auf dem Hinweg, aber sicherlich nicht deshalb waren alle Gesichter in dem überfüllten Coupé heiter und das fröhliche Gesumme wollte nicht verstummen: das war der Nachklang von Wörlitz. Auch heute fiel's mir im Park auf, und meine Dessauer Bekannten sagen, das sei immer so. Kein Wunder, zu allem übrigen ist Wörlitz auch sehr amüsant, und jeder Geschmack, vom feinsten bis zum leutseligsten, findet dort seine Rechnung ... Nur ein Antlitz war düster, und vielleicht fiel's mir zunächst nur des Gegensatzes wegen auf, dann aber bannte mir auch die Schönheit der Züge und eine Ähnlichkeit den Blick. Eine liebe junge Frau in tiefster Trauer, blond und der Gabriele d'Estrées ähnlich, soweit ein keusches, ins tiefste Herz getroffenes Weib überhaupt an eine lachende Buhlerin erinnern kann. Ihr Gatte, ein schneidiger Herr mit kühnem Haby-Schnurrbart, sprach unablässig von all den heitern Sächelchen von Wörlitz: sie nickte zuweilen, so, um seinen guten Willen zu ehren, aber die tiefen Winkel des rührend blassen Mündchens hoben sich nicht und der Blick blieb starr. Solche Trauer erfüllt ein so junges Weib nur um einen Verlust. Er erzählte von Interlaken, wo sie übermorgen sein würden, und dann könne sie nach Luzern, an den Genfer See, wohin sie wolle ... Mann, dachte ich, du meinst's ja

gut. Aber sieh doch ein, wie vergeblich jetzt noch das alles ist. Und liefest du mit deinem armen jungen Weib die Welt zu Ende und zeigtest ihr alle irdischen Paradiese, vor ihrem Blick steht doch immer nur ein einziges Stücklein Erde: das kleine Grab auf dem Friedhof der Weltstadt, wo ihr einziges Kind so ganz allein schläft ...

Des Abends saßen der Kunsthistoriker und ich noch ein halbes Stündchen im Garten des „Goldenen Beutel“ beisammen... „Magdeburg, Halberstadt bis Halle“, entwickelte er sein morgiges Programm. „Und Sie?“ Ich wolle in Dessau bleiben, sagte ich, die Sammlungen ansehen. — „Und übermorgen wieder nach Wörlitz!“ meinte er lächelnd. „Ich hab's Ihren Augen angesehen, der selige Schoch hat's Ihnen angethan. Jedoch ich warne Sie: alte Kunst ist ewig jung: Claude Lorrain, Ruisdael, aber veraltete Natur — brr! Diese strotzenden Bäume sind dennoch tot, auf diesem grünen Rasen liegt Staub. Und schreiben können Sie ohnehin nichts darüber! Glauben Sie, es ist Zufall, daß man nie was über Wörlitz liest? Es würde die Leute nur langweilen ...“ Und fort war er, zum Zug nach Madgeburg. Ich aber blieb noch lange, sehr lange allein sitzen, und während ich immer noch eins trank unter den kühlen, rauschenden Bäumen, versank ich in tiefes Grübeln über ihn, über Wörlitz und über mich. „Sieh“, sagt' ich zu mir, „dieser Mann hat ja nur für sein Teil recht. Wie der Schnecke ihr Haus, ist ihm ein Automobil neuester Konstruktion angewachsen, in dem muß er nun dahinsausen. Im Automobil kommt man auf seltsam verschnörkelten Wegen schlecht fort, und den stillen Hainen, dem feinen Muschelkies der Pfade thut wieder das Automobil weh. Dir aber ist — leider oder gottlob, aber so ist's — nichts dergleichen angewachsen, nicht einmal ein hohes Roß unter dem Gesäß; du bist von Natur ein bedächtiger Fußgänger; vielleicht verträgst du dich mit Wörlitz besser. Vielleicht — schon in den wenigen Minuten, da du es heute mit sehnender Seele belauschtest, kam dir flüsternde Antwort. Versuch's also, aber dann auch recht. Wer um das Tiefste eines Kunstwerks wirbt, um seine Seele, darf nichts wollen als dies und an nichts anderes denken, nicht an sich selbst, und noch weniger an den Fahrplan, und am wenigsten, ob sich dann ein Aufsatz daraus machen läßt. Und um ein Kunstwerk handelt sich's hier; das weißt du schon, oder richtiger, um eine ganze Galerie von Landschaften desselben Künstlers. Denn was die „alte Kunst“ und die „veraltete Natur“ betrifft, so darf dir dies schon jetzt nach dem Wenigen, was du in Wörlitz gesehen hast, mehr als ein Schlagwort der Automobil-Ästhetik, von der heute die Welt voll ist, denn als eine Wahrheit erscheinen — aber, du wirst ja mehr, wirst alles sehen... Bis dahin aber, glaube dir, daß auch hier ein Künstler zu dir reden wird und bereite dich vor, ihn mit Andacht und Verständnis anzuhören.“ Wenn ich einem Dichter gegenüber in gleicher Lage bin, wenn ich Einzelnes von ihm mit innerer Teilnahme gelesen habe und nun nach seiner Gesamtausgabe greifen will, so suche ich immer vorher einiges über sein Leben zu erfahren, über die Einflüsse, die ihn erhoben oder hinabzogen. Nie hat mir dies die Unbefangenheit des Genießens behindert; im Gegenteil, vieles ist mir erst dadurch ganz aufgegangen. Nur das Gewordene gilt, das Werk, wie es ist, entscheidet, aber kann man ahnen, wie es wurde, so geht's einen näher an. Und darum beschloß ich, es mit diesem fürstlichen Gartenkünstler ebenso zu halten.

Dies habe ich denn auch gethan, so gut es gehen wollte. Auf der Dessauer Bibliothek ließ ich mir gestern vormittags einiges über Wörlitz und seinen Schöpfer geben; viel treffliches war nicht darunter. Denn so unglaublich es klingen mag, eine ordentliche Biographie des Herzogs Franz haben seine Nachfolger bis heute nicht veranlaßt: ein in seiner Art wirklich einzig dastehender Fall... Donnerwetter, dafür wäre ja, da es sich um einen so würdigen und dabei höchst interessanten Fürsten handelt, ein bedeutender Historiker auch ohne Subvention zu gewinnen, es würde also nicht einmal etwas kosten, nur denken müßte man daran ... Auch die Litteratur über Wörlitz scheint mir nach flüchtiger Durchsicht qualitativ nicht reich. Nun, ich suchte nur Thatsachen, überschlug absichtlich die Urteile; was ich brauchte, fand ich notdürftig in der Schrift von Probst Reil über den Herzog (1845), von Rode über Wörlitz (1818). Gestern Abend aber fuhr ich mit dem letzten Zuge von Dessau hierher, übernachtete hier und war heute von der roten Frühe bis zum letzten Tagesschimmer in den Gärten — die Mahlzeiten natürlich abgerechnet, denn ich habe ja keine Spezialmission.

Und das will ich auch gleich im Ernst wiederholt haben. Dieser Aufsatz soll keine Lücke in der Litteratur unserer Tage ausfüllen. Diese Lücke besteht freilich: es ist wirklich ein Rätsel, warum wir heute über entlegene Thäler Norwegens mehr hören als über diese, in ihrer Art einzige Schöpfung von höchstem kulturgeschichtlichen und hohem künstlerischen Wert. Aber dazu würde die erschöpfende, systematische Arbeit eines Kultur-, eines Kunsthistorikers und eines Botanikers gehören; die Mitwirkung eines Litterarhistorikers, eines Archäologen und eines Ethnographen wäre zudem auch fast unentbehrlich. Denn dies Wörlitz mit seinen vier Gärten, seinen sieben gewaltigen Kunst- und wissenschaftlichen Sammlungen ist ja eine Welt für sich, ist ja thatsächlich das Spiegelbild, der Inbegriff eines

ichen, nach allen Richtungen tapfer ringenden oder ch rührend tastenden Jahrhunderts. Ich aber bin ır ein Schriftsteller, der nie vergißt, wie winzig klein r Kreis ist, innerhalb dessen er etwas weiß und kann, ıd wie ungeheuer groß alles andere. Und darum will eser Aufsatz nichts sein, als ein Spiegelbild meiner rsönlichen Eindrücke an den beiden Tagen, aber wenn nur ein Teilchen von der Erbauung, der Freude ıd dem Spaß wiederspiegelt, die ich da hatte, so ist doch in seiner Art, die keine Ansprüche erheben darf ıd keine erhebt, nicht ganz unberechtigt. Ich erzähle so von meinem zweiten Tage, wie ich's vom ersten than habe.

Natürlich lag mir zunächst daran, mir die Pläne ıd den gestern zusammengerafften Notizenkram durch e Anschauung zu beleben, und so fuhr ich heute in ler Gottesfrühe in einem Wägelchen, das ich mir on gestern Abend bestellt hatte, rings um den Park. ies schien mir zur Erreichung meiner Absicht ein an- nehmes und zweckdienliches Mittel, aber ungewöhn- h war es wohl; das erkannte ich schon gestern Abend ı den verblüfften Mienen der Hotelleute; nun aber, i der Ausfahrt wurde ich wieder daran erinnert, wie ıerhörtes ich plante. Die von den Anlagen ausge- llte Fläche hat die Form eines unregelmäßigen Vier- ks; die längste, die Nordseite, wird durch den Elbdeich, e kürzeste, die Südseite, durch die Straßen von Wör- z, die Westseite durch die Chaussee nach Coswig, die stseite durch eine von Wörlitz nach Gehöften der Elb- ıen auslaufende Feldstraße gebildet. Da nun die asthöfe im Süden liegen, so hielt ich's für gleich, ob ir nach Westen oder Osten ausfuhren und befahl die ichtung nach Coswig. Der Kutscher, ein junger Mensch it drolligen Pausbacken, glotzte mich aus seinen wasser- lauen Augen sprachlos an. „Was ist's denn?" fragte h. „Sollen wir lieber umgekehrt gegen Riesigk zu eginnen?" — „Nee!" — „Dann vorwärts!" — Wir ıhren aus, am See entlang, über dem noch die dichten Nebel wogten, am „Eisenhart" vorbei, dessen verwit- erndes Erz im Widerschein der roten Sonne magisch lühte, während die prächtigen Eichen- und Tulpen- äume des „Neumarkischen Gartens" wie in Flammen anden. Es war ein schönes Bild, und der Garten rschien in diesem Licht so fremdartig, daß ich, der ich ın vorgestern nur bei Nachmittagssonne und von der Seeseite gesehen hatte, den Kutscher fragte, wie diese artie heiße. Er wandte sich nach mir um, besah mich ieder nachdenklich eine lange Weile und sagte dann: Der Neumärkische Garten". (So sagen alle Wörlitzer, gar die Pläne der Hotels haben diesen Umlaut.) — Woher kommt der Name?" fragte ich, obwohl ich's ußte. — „Weil in die Neumark lauter solche Gärten sind!" Man sieht, die Wörlitzer überschätzen die Gartenkunst zwischen Friedeberg und Arnswalde und — ach, was ist der Ruhm! Neumark hieß ein Gärtner des Herzogs; der liebenswürdige Fürst ehrte ihn wie Schoch, indem er seinen Namen für ewige Zeiten mit seiner Schöpfung verknüpfte. Indes, Neumark war nur ein Gärtner, aber in der nach Johann Gabriel Seidl genannten „Seidl-Gasse" zu Wien erhielt ich auf meine Frage die Antwort: „Weil ja da vier Wirtshäuser sind und also viele „Seidel" getrunken werden!" und in der (übrigens damals noch unbebauten) „Fontane-Straße" in Rixdorf erwiderte mir ein Arbeiter: „Weil hier mal 'ne Fontane herkommen soll — 'n Springbrunnen", half er meinen Sprachkenntnissen nach. „Aber", fügte er bei, „bis die Rixdorfer was machen, kann man lang warten!" und in diesem besonderen Falle hat er gewiß recht... Aber ich habe ja noch zu erzählen, wie mich mein Kutscher ehrte. Als er mit dem heimlichen Kopfschütteln und Anschielen gar nicht enden wollte, zog ich eine Cigarre hervor. „Hier, Willem, aber nun ehrlich: was wundert Sie so an mir?!" Er grinste verlegen. „Weil Sie so kutt deutsch räden, lieber Här, akk'rat wie ein Deutscher!" — „Aber ich bin ja kein Ausländer!" — „Im Gasthof sachten se: 'n Engländer!" Mir ging ein Licht auf. „Dort sagten sie wohl, ich müßte ein verdrehter Engländer sein, weil ich sonst nicht rings um die Gärten fahren wollte?" — Er nickte. „'s dhut's ja ooch sonsten keener!"

Nun, verrückt komme ich mir selbst dieser Fahrt wegen auch jetzt nicht vor. Sie erfüllte meinen Zweck und war auch, so in der Frühe eines herrlichen Sommertags, an sich vergnüglich. Freilich, als wir die Westgrenze entlang, die schnurgerade Chaussee gegen die Coswiger Elbfähre zu trabten, war die nächste Umgebung nicht eben schön. Links Acker und Heide, aber auch auf der rechten, der Parkseite, große Getreidefelder. Da hatte ich gleich eine Probe von dem künstlerischen Grundsatz des Herzogs: den Park nirgendwo abzugrenzen, ihn möglichst zwanglos in die Umgebung verlaufen zu lassen, während sein Rivale Pückler-Muskau ebenso starr das Gegenteil durchführte. Als ich gestern Rodes Verteidigung des Wörlitzer Prinzips überflog, dachte ich, es komme doch wohl auf die Gegend an: in reizloser Landschaft ist der stark markierte Abschluß vorzuziehen, und nur in reizvoller, die das Material dazu bietet, der allmähliche Übergang in die freie Natur. Was ich vorgestern von der Umgebung von Wörlitz gesehen hatte, weckte mir die sehr naheliegende Befürchtung, daß hier ein an sich bestechendes ästhetisches Prinzip in der Ausführung gescheitert sei. Dies Getreidefeld sprach nicht dagegen und ich habe den gleichen Eindruck auf der ganzen Rundfahrt gehabt:

der Herzog hat auf die vorgeschobenen Büsche, Baumgruppen und umsäumten Sümpfe unendlich viel Kraft, Geld und Zeit gewendet und doch hübsches nie, passables selten und zumeist das Gegenteil seiner Absicht erreicht. Daß Einige anders denken, kann mich, der ich immer nur meinen persönlichen Eindruck geben will, nicht hindern, dies zu sagen. Diese Vorposten scheinen mir wie Schönheitspflästerchen, und die heben nur ein hübsches Gesicht; ein unhübsches machen sie erst recht häßlich. Jedoch auch auf einen Grundzug der ganzen Anlage weist uns schon dies Detail hin: Herzog Franz war ein echter Künstler, von nicht eben eng begrenztem Können, aber eigensinnig war er und hatte — wie die meisten Talente seiner Zeit auf allen Gebieten — viel zu viel Theorie im Leibe.

Freilich, in der roten Frühe ist selbst ein Getreidefeld schön, und vollends hoben an seiner Grenze die Pinien und Platanen in „Schochs Garten“ ihre Wipfel wie Flammen in den Himmel; so rot war noch der Ton in den Lüften, daß das große rote Backsteinhaus, auf das wir zufuhren, wie gelb erschien. Es ist die Hofgärtnerei, und da die Gewächshäuser gerühmt werden, stieg ich ab, sie zu besichtigen. Aber im Hofe fand ich nur eine mürrische junge Magd, die Geschirr wusch, und die bedeutete mich: die Gehilfen seien schon weg, der Herr Hofgärtner noch nicht zu sprechen, auch würden die Treibhäuser nicht jedem gezeigt. So ging ich denn auf eigene Faust weiter, guckte durch die Glaswände und bedauerte, so wenig von Botanik zu wissen. Denn wohl hatte ich immerhin einige Freude, hier an stolz und kühn geschwungenen Blättern, dort an einer Blüte von seltsamer Farbenpracht, aber nur so ein bißchen Freude, rechten Genuß hat man nur von dem, was man versteht, wofür der Blick geschärft ist. Besser schon ging's mir zwischen den Blumenbeeten, da waren doch meist alte Bekannte beisammen, freilich im Feiertagsstaat, während man sie in den gewöhnlichen Gärten nur im Werktagskleid sieht: welch herrliche Rosen und Geranien, Lilien und Narzissen! Auch eine hübsche Spielerei ist da zu sehen: ein ganzes, bunt schimmerndes, betäubend duftendes Blumentheaterchen. Mitten zwischen den heimischen Pflanzen stand eine Cactee von unerhörter Seltsamkeit der Formen; ein alter Gärtnerknecht arbeitete dicht daneben, ich fragte ihn nach dem Namen der Fremden. „Das kann ich Sie leider nich sagen“, erwiderte der gute Alte, „aber“, fügte er wichtig bei, „sie hat 'nen lateinischen Namen, dadruff kännen Sie sich verlassen, lieber Här!“ Ich zwang mich zu einer erstaunten Miene. „Warum einen lateinischen?!“ — „Weil sie doch“, erläuterte er, „aus Asien is, wo die Neger wohnen!“ Nun wußte ich's und konnte weiter, zum „Floratempel“ gehen.

Das ist ein nettes, freundliches Tempelchen, wohl irgend einem spätrömischen Vorbild und sicherlich en miniature nachgebildet: mit solchen Nippes gaben sich die Römer nicht ab. Indes, auch die Umgebung ist leidlich dazu abgetönt, und so giebt das ganze wieder ein sauberes Kupfer, pseudo-antik, wie Wielands „Musarion“. Auch im Innern bin ich gewesen. Die untere Halle ist gähnend leer: der Herzog starb, eh' er sie füllen und dekorieren konnte. Die obere Halle erreicht man auf einem künstlichen Felsenwege. Hu! welch schauerliche Felsen: ich hielt sie für Schweizerkäse, aber es sind wirklich Granitblöcke, die man in Fünfkilopaketen versenden könnte. Auch die fast lebensgroße „restaurierte“ Statue der Flora, die in der Halle aufgestellt ist, zwingt uns ein Lächeln ab: ein Arm ist antik, alles andere neu, und weiß Gott, wozu dieser eine echte Arm gehörte ... Wie erklärt sich diese arge Geschmacklosigkeit? Der Herzog sei, sagte ich schon, im Gefühl für die Antike trotz engen Anschlusses an Winckelmann nicht ganz sicher gewesen; daneben aber wurde ihm bei dieser, wie einigen anderen, freilich nicht gleich argen „Restaurierungen“, denen wir im Schloß begegnen werden, gerade die Pietät für den großen Stendaler zum Unheil. Als Winckelmann 1768, von dem Bildhauer Cavaceppi begleitet, die Heimreise nach Deutschland antrat, war Wörlitz beider Hauptziel; in Wien kehrte Winckelmann bekanntlich in einem Anfall dunkler Schwermut um und endete dann in Triest durch das Messer eines Banditen; so kam Cavaceppi allein nach Wörlitz, vom Herzog als das lebendige Vermächtnis des über alles verehrten Freundes mit offenen Armen empfangen, durch größtes Vertrauen ausgezeichnet. Aber sei's nun, daß es Cavaceppi an künstlerischem Ernst oder dann, nach Winckelmanns Tode, an der Führung fehlte, er hat sich in Wörlitz durch sonderbare Denkmäler verewigt, unter denen diese „Flora“ das sonderbarste ist ... Da sind die Wandmalereien des Tempelchens noch vorzuziehen, ganz brave Arbeiten im Zopfstil. Das relativ Beste aber in dieser kleinsten der sieben Wörlitzer Sammlungen sind die Blumenstücke eines sonst kaum genannten Malers, Johann Drechsler.

Auf dem Rückweg zu meinem Wagen kam ich wieder an der Magd des Hofgärtners vorbei: träge und verdrossen spülte sie nun ein großes Kaffeeservice. Strafe muß sein, dachte ich, und trat auf sie zu. „Minchen“, sagte ich vorwurfsvoll, „vorgestern war der Kaffee bei der Frau Hofgärtnerin, und heute spülen Sie die Tassen! Minchen, das kann mir nicht gefallen!“ Puterrot, mit weit aufgerissenen Augen und offenem Munde starrte das Mädchen den wildfremden Mann an, der ihren Namen und sogar ihre Sünden kannte. Noch als ich weiter fuhr, stand sie auf demselben Fleck.

ich fürchte, ich werde in Wörlitz nicht bloß als Kommissionsrat und als verrückter Engländer, sondern auch als Hexenmeister fortleben.

An der Stelle, wo die Coswiger Chaussee den Elbdeich durchschneidet, stieg ich aus, um den Deich, die Nordgrenze des Parks, zu begehen. Der mit schattigen Bäumen bepflanzte, mit allerlei hübschen oder doch amüsanten Bauten geschmückte Deich ist an sich ein angenehmer Spazierweg, aber das Beste daran ist die Galerie schöner, abwechselnd weiter und begrenzter und immer malerischer Bilder, die er bietet. Dies gilt von der Parkseite, also bei meinem Gang der rechten Seite; zur Linken sieht man freilich nur die sumpfigen Elbauen mit den „Schönheitspflästerchen", aber darüber hinaus die dunklen Forste am linken Stromufer. Zur Rechten jedoch — da hat man wirklich immer, immer, bei jedem Schritt und Blick seine Freude: hier eine heitere, dort eine düstere, dort wieder eine mild-ernste Landschaft, oder hier ein kleiner See, dort nur ein gewundener Kanal, und zwischendurch immer der ganze Park und See, an einzelnen Punkten darüber hinaus ein weites Stück Ebene mit ihren Wäldern, Heiden und Dörfern bis Oranienbaum hin. Überflüssig zu sagen, daß all diese Bilder und Bildchen Erzeugnisse der Kunst sind, und welcher fleißigen, mit unsäglicher Geduld und Hingebung geübten, mit Wissen und Erfahrung gepaarten Kunst! Natürlich dient dem Endzweck, dem Wanderer hier oben die da unten geformten Bilder so zu zeigen, wie sie am malerischsten wirken, jede Fußbreite des Deichs: kein Zoll seiner scheinbar willkürlichen Windungen, seiner Erhöhungen und Senkungen ist zufällig und absichtslos; auch jedes hohe Gebüsch an seinen Rändern, das die Aussicht ganz hemmt, jedes niedrigere, das sie nur unter Verdeckung des nächsten Vordergrundes gestattet, ja, jeder einzelne Baum dient dem einen Zweck. Aber Hand in Hand mit dieser Nebenarbeit mußte ja die Hauptsache vollbracht werden: das Stellen und Formen der Bilder, und sie mußten ja auch jedes an sich, da unten besehen, schön sein.

Mit dem Gartenkünstler verglichen hat's jeder andere leicht: zwar nicht er allein gestaltet seine Werke aus lebendem Material, das zunächst den Gesetzen seiner eigenen Triebkraft folgen muß, das trifft auch den Theaterregisseur zu — aber er allein kann nicht nur während des Schaffens, sondern lange Jahre, nachdem er geschaffen, nur kraft seiner Phantasie, seines Wissens ahnen, wie sein Werk aussehen wird; zunächst sind ja die Bäume nur Setzlinge. Was alles muß er vorausberechnen: den Raum für jeden einzelnen Baum, die Höhe, die er erreichen, die Form, die er annehmen, die Farbenwirkung, die er erzielen wird — und jeder Baum ist ein lebendiges Wesen; der eine wächst so, der andere anders. Aber nun sind ja über all Gruppen zu pflanzen, zumeist Gruppen verschiedener Bäume; wie werden sich ihre Wurzeln unter der Erde miteinander vertragen, wie ihre Form, ihre Farbe, ihre Höhe über der Erde. Und wie eingeengt ist die künstlerische Freiheit seines Schaffens durch die Eigenart des Bodens und des Klimas und die tausend Zufälle, die den Untergang oder, was fast ebenso schlimm ist, übermäßiges Gedeihen eines Setzlings bewirken! Dazu zwei Besonderheiten von Wörlitz. Erstlich die starke Verwendung fremder, bis dahin in Europa oder doch auf dem Kontinent nicht kultivierter Baumarten (z. B. von 117 Spezies Nadelhölzern etwa zwei Drittel fremde!); dies sichert den Gärten ihren breiten Platz in der Geschichte der Botanik, ihre ungemein wirtschaftliche Bedeutung für die Entwickelung des Gartenbaus in Deutschlands, aber auch die malerische Wirkung dieser Bilder, namentlich die überaus feine Nüancierung der Farben in Laub und Nadel, wird hauptsächlich dadurch bewirkt — und der Herzog konnte dies Material, als er es verwandte, nur aus Abbildungen kennen! Ferner aber: jeder Gartenkünstler, der über coupiertes Terrain verfügt oder sich ein solches künstlich schafft, strebt der doppelten Aufgabe nach, die einzelnen Teile an sich schön und von bestimmten Punkten schön zu gestalten, aber das sind dann eben einzelne Aussichtspunkte; hier ist's ein Aussichtsweg von 2 Kilometer Länge: das hat meines Wissens kein anderer versucht. Kurz, diese Bilder, nebenbei bemerkt, wunderbar gepflegt und erhalten, sind zweifellos eine Lebensarbeit und thatsächlich ist ein halbes Jahrhundert (1768—1817) unausgesetzt daran geschaffen worden.

Aber sind sie auch Kunstwerke? Ich will die Frage, ob sie es sein können, nicht erst des weiteren erörtern, nicht weil mir die Theorie zu tief, sondern weil sie mir zu seicht ist. Sagt mir jemand: „Mir ist ein Wald lieber, als ein Park", so verstehe ich ihn und muß sogar wahrheitsgemäß antworten: „Mir auch!", sagt er mir aber: „Kein Parkbild kann künstlerisch wirken, denn es ist stilisierte Natur", so muß ich erwidern: „Liebster, dann negierst du alle Kunst, denn alle Kunst ist mehr oder minder stilisierte Natur. Dann mußt du dir auch deine Konzerte nur von den lieben Vögelein vorpfeifen, dein Theater von den Leuten um dich her vormachen lassen, denn selbst das naturalistische Drama giebt in seinen drei Stunden nur ein konzentriertes, in Licht und Schatten gesetztes Abbild des Lebens."

(Fortsetzung folgt.)

Eine neue Übersetzung von „Ovids Kunst zu lieben“.

Es giebt Bücher, so weltberühmt, daß sie garnicht mehr gelesen werden.

Das mag Einigen nur wie ein barockes Wort klingen, und es ist doch eine Wahrheit. Die Einen lesen ein solches Buch nicht, weil sie ohnehin zu wissen glauben, was es enthält, und durch jede beliebige „Geschichte der Weltlitteratur“ der Mühe überhoben sind, sich ein eigenes Urteil zu bilden; die Anderen nicht, weil sie Bücher, die für alle Zeiten berühmt sind, grundsätzlich nicht anrühren: ihre Ambition ist nur, jedes Buch zu lesen, das „heute Mode, morgen Moder“ ist; die Dritten lassen das altberühmte, von allen Litteratur-Geschichten verherrlichte Buch ungelesen, weil in dieser Verherrlichung etwas enthalten ist, woraus sie schließen, daß der Inhalt ihrem Geschmack oder ihren Ansichten über das, was dem Dichter verstattet ist, nicht entspricht; den Vierten wieder ist, wenn es sich um ein Werk aus einer fremden Litteratur handelt, das Original nicht zugänglich und sie lesen Übersetzungen nicht gerne. U. s. w. u. s. w.

Alle diese Gründe vereint wirken zusammen, daß von zehntausend Gebildeten in Deutschland zwar schwerlich Einer nicht weiß, daß Ovid eine für alle Zeiten berühmte „Ars amatoria“ (oder „Ars amandi“), zu deutsch eine „Kunst zu lieben“ geschrieben, daß aber von diesen Zehntausend nur eben kaum Einer das Buch wirklich gelesen hat. In jeder „Geschichte der Weltlitteratur“ steht ja ohnehin so viel darüber, daß man, wenn just die Rede darauf kommt, zur Not auch so mitsprechen kann; ferner gehörte der alte Publius Ovidius Naso zwar vor etwa neunzehnhundert Jahren zum „jüngsten Rom“, aber zum „jüngsten Deutschland“ von heute gehört er wirklich nicht; drittens wird sein Buch zwar von geschmackvollen Kritikern sehr gepriesen, aber die Sittenwächter des Parnasses, an denen es ja nie gefehlt hat und noch heute nicht fehlt, haben ihm von jeher einen Ruf gemacht, daß es in all den fast zweitausend Jahren nicht bloß als berühmtes, sondern auch in gewissem Sinne — ob mit Recht oder Unrecht, wird später zu untersuchen sein — als berüchtigtes Buch gilt; viertens ist die „Ars amatoria“ eben in lateinischer Sprache gedichtet, und wer rettet sich aus dem Gymnasium so viel Latein ins Leben hinüber, um dann einen Dichter mit Genuß und Verständnis, ohne alles Nachschlagen im Lexicon und alles Grübeln über die Syntax lesen zu können?! Und daneben giebt es doch auch Gottlob sehr viel Gebildete, die nie auf dem Gymnasium waren, die Frauen garnicht gerechnet, obwohl auch sie sowohl Menschen, als gebildet, als litteraturfreundlich sind. Weiß der Himmel, das Letztere im Durchschnitt mehr als die Männer . . .

Man sieht, die „Ars amatoria“ ist aus guten Gründen nicht bloß ein klassisches Buch, sondern auch ein klassisches Beispiel für den Satz, mit dem wir diese Besprechung begonnen haben, und zwar, wie man gleichfalls sieht, aus den triftigsten Gründen.

Diese aber haben wir noch nicht einmal alle genannt: es ist noch ein fünfter beizufügen, der eigentlich für das Schicksal dieses Buches in Deutschland der entscheidende war: es gab bisher keine deutsche Nachdichtung, die von dem Reiz der Anmut, dem poetischen Hauch des Originals auch nur eine Andeutung, geschweige denn eine klare Anschauung gegeben hätte. Im Gegenteil, las man diese Übersetzungen, so begriff man schwer, wie dies Buch eigentlich so berühmt geworden und geblieben sei.

Ein Fehler, der da immer wieder gemacht wurde, war vor Allem schon die Wahl des Metrums. Weil Ovid dem Geiste seiner Sprache folgend, sein graziös-liebenswürdiges Lehrgedicht — gewiß das heiterste und übermütigste, das je versucht wurde — in Distichen schrieb, wählten die deutschen Nachdichter — bis auf einen einzigen — das gleiche Versmaß; ein scheinbar sehr naheliegender und doch in Wahrheit fast unbegreiflicher Mißgriff. Aus zwei Gründen fast unbegreiflich. Schwer genug fügt sich der Geist, das innerste Wesen unserer Sprache dem Zwang des Hexameters; dem des Distichons fügt er sich, wo es sich um ein Tausende von Zeilen umfassendes, fortlaufendes Gedicht handelt, vollends nicht. Das vertrug — um nur ein Moment zu nennen — der Römer, daß in seiner Sprache der Gedanke innerhalb des einen Distichons abgeschlossen war, und im nächsten ein anderer Gedanke folgte: dem deutschen Ohr muß dies den Eindruck des Zerhackten machen. Indeß, dies oder ähnliches Formale trifft garnicht die Hauptsache. Das Wichtigste ist eben, daß, wie dies von Wilamowitz-Möllendorf kurz und schlagend gesagt hat, deutsche Distichen ein ganz anderes Ethos haben, als die lateinischen und griechischen. Die letzteren können von Natur aus leicht graziös, anmutig sein; wählt der lateinische oder griechische Dichter einen Stoff dieses Charakters, so unterstützt ihn die Form; den deutschen Nachdichter aber behindert sie, weil dem deutschen Distichon das Pathetische eingeboren ist, weil es sich zur Erzielung des Feierlichen, ab und zu auch des Sarkastischen, das ja im Tiefsten auch zumeist ethischen Zwecken dient, eignet, nicht aber, namentlich nicht in massenhafter Anhäufung, zur Erzielung graziöser Effekte. Der einzige deutsche Nachdichter aber, der bisher den richtigen Instinkt hatte, daß es mit dem Versmaß des Originals hier eben glattweg nicht gehe, verdarb sich seine Arbeit von vornherein durch die unglückliche Wahl des Metrums, das er an seine Stelle setzte. Diese Nachdichtung, nur eine teilweise (das Original hat bekanntlich drei Bücher) führt den Titel: „Zwei Bücher von der Kunst zu lieben. Alte Weisheit im neuen Kleid. Von Dr. H. Grieven“ und ist 1856 erschienen. Dieser Autorname war ein Anagramm des wirklichen Namens: Herbert Pernice, einst ein vielgenannter

aber auch schließlich vielgescholtener Name: Pernice (1832–1875) machte sich zunächst als gelehrter Jurist und Göttinger Professor sehr ehrenvoll, dann, von 1866 ab, als politischer Agent der in diesem Jahr depossedierten deutschen Fürsten wie durch seinen seltsamen Lebenswandel minder vorteilhaft bekannt. Erwägt man, ein wie geschmackvoller Mann er sonst unleugbar war, so ist die Wahl des Versmaßes, die er für seine Arbeit traf, schwer zu verstehen: es war die aus Blumauers „Travestierter Aeneis" bekannte Strophe, die seither noch ab und zu für kurze, komische Leierkastenlieder gewählt wurde. Was dabei herauskam, mag eine Strophe beweisen:

„So jemand noch im Lande wär',
der's nicht verständ', zu lieben,
der lese mich und wird's nachher
mit bester Kenntnis üben.
Der Wagen wird durch Kunst regiert,
durch Kunst das Schiff im Meer geführt,
die Kunst muß Amor lenken."

Man denke sich dies nun so durch ein ganzes Buch! ... Daß der strophische Bau zudem den Übersetzer zwang, das fortlaufende Lehrgedicht zu zerhacken, Wichtiges wegzulassen, Unwichtiges breit auszumalen, sei nebenbei erwähnt: die Hauptsünde dieses Versmaßes ist jedoch, daß sie die Tonart des Originals, die eine heitere, aber vornehme, graziöse, aber poetische ist, so tief ins Triviale herabdrückte, daß die Entscheidung schwer wird, was dem Gedicht abträglicher war: die Einpferchung in Distichen oder in diese Bänkelsängerstrophe.

Auch bezüglich des geistigen Gehalts waren die bisher vorliegenden Übersetzungen so wenig als gut zu bezeichnen, wie bezüglich der Form. War auch nicht Jeder, wie der in den Goethe-Schillerschen Xenien gegeißelte Manso ein „Pedant, den es jückt, locker oder lose zu sein", so waren doch die Meisten thatsächlich nach zwei Richtungen hin zu pedantisch: sie gaben den Wortlaut des Originals gar zu getreu wieder, auf die Gefahr hin, dem Leser von heute unverständlich zu werden, und quälten sich zugleich andererseits eben weil es ihnen an Heiterkeit der Grundstimmung, an poetischer Empfindung fehlte, vergeblich ab, den Geist des Originals getreu wiederzugeben. Unter ihren Händen wurde Feierliches obscön, Anmutiges plump. Von dem letzteren ist auch Erieven-Pernice nicht freizusprechen.

Dies alles ist nicht verwunderlich, wenn man erwägt, welche Schwierigkeiten hier einer Nachdichtung entgegenstehen, welche Vereinigung von Eigenschaften in der Person des Nachdichters nötig ist, um sein Mühen nicht von vornherein als ein erfolgloses erscheinen zu lassen. Der Übersetzer muß ein wirklicher Gelehrter sein; zur richtigen Nachdichtung der „Ars amatoria", die nicht bloß eine vergnügliche Dichtung für alle Zeiten, sondern auch das unvergleichlich lebensvolle Kulturbild einer völlig begrabenen Zeit ist, gehört eben mehr, als gute Kenntnis des Lateinischen und einige Vertrautheit mit altrömischen Sitten; steht der Nachdichter nicht da von vornherein so mitten drin, daß ihm das Verschollene eben als ein Wirkliches und Greifbares erscheint, so wird er es auch dem Leser niemals wirklich und greifbar hinstellen können. Freilich, schon dies Letztere erfordert eine zweite Eigenschaft: der vortreffliche Philologe und Archäologe muß zugleich ein Dichter sein, eben weil Ovid ein Dichter war, und wahrlich kein geringer. Das Werk eines Poeten, und nun gar diesen, in allen Farben leuchtenden und gaukelnden Schmetterling, wird nur ein Poet in deutsche Verse bannen können. Drittens aber: nicht bloß ein Archäologe und ein Poet, auch ein Mann von Welt, ein taktvoller Mann muß der Nachdichter der „Ars amatoria" sein. Er muß sich immer dessen bewußt sein, was sich in unserem Deutsch für unsere Zeit nachbilden läßt und was nicht; er muß aber auch in der Art, wie er seine Worte wählt, immer Rücksicht üben, nicht auf unsere Prüderie, sondern auf unsere Empfindung. Wir sind keine Römer der Cäsarenzeit, wir sind Deutsche des XX. Jahrhunderts.

Es freut uns redlich, aussprechen zu dürfen, daß sich einer der Wenigen, die heute über diese Eigenschaften verfügen, (der sehr Wenigen; Niemand würde, wenn er ehrlich sein will, die fünf Finger einer Hand aufbrauchen, um sie aufzuzählen) an das schwere Werk gemacht hat. Dieser Mann ist der Professor der Archäologie an der Universität Zürich, Hugo Blümner. In seiner Wissenschaft ein vollwertiger Mann, ist er auch ein Dichter. Das wissen freilich nicht Viele; seine Gedichte voll Anmut, feiner Empfindung und schalkhafter Laune sind zumeist anonym, unseres Wissens auch nur in Zeitschriften ans Licht getreten. Weitaus bekannter, denn als schöpferischer Poet, ist er weiteren Kreisen als feinsinniger Ästhetiker klassischer Kunst und Dichtung; seine „Laokoon-Studien", sein höchst interessantes und ebenso gelehrtes, wie geistvolles Buch über die „Farbenbezeichnungen bei den römischen Dichtern" sind viel gelesen und viel diskutiert worden; der gründliche Gelehrte von historischem Sinn, der feine Kopf voll Verständnis für den Geist seiner eigenen Zeit verraten sich da auf jeder Seite. Und ebenso ist er als Übersetzer römischer Dichter nicht bloß kein Neuling mehr, sondern allgemein geschätzt; seine „Satura", eine 1897 erschienene Nachdichtung ausgewählter Satiren des Horaz, Persius und Juvenal, ist dem Besten beizuzählen, was wir an Arbeiten auf diesem Gebiet besitzen; eine eingehende Anzeige hat auch die „Deutsche Dichtung" (Band XXIV, S. 126 ff.) gebracht. Weil auch wir den Gelehrten, den Poeten und den Übersetzer kannten und nach Gebühr schätzten, weil auch uns, um ein Wort jener Anzeige zu citieren, bekannt war, daß „Blümner das Lächeln näher liegt, als das Dozieren und der Zorn", darum versprachen wir uns von vornherein von seinem neuen Werk viel. Denn zu allem Übrigen bringt er ja auch den Takt, die Weltläufigkeit eines feingebildeten Mannes unserer Tage für die Aufgabe mit. Nun uns aber das Buch vorliegt — „Ovids Kunst zu lieben. In freier metrischer Übertragung von Hugo Blümner." (Berlin, Concordia Deutsche Verlags-Anstalt, 1902) — bekennen wir freudig: er hat die Aufgabe angesichts der ungemeinen Schwierigkeiten nicht bloß über Erwarten gut gelöst, sondern es ist an sich eine vortreffliche Arbeit. Es ist nicht Blümners Schuld, wenn auch ferner Ovids Dichtung, „diese feinste, graziöseste und anmutigste Darstellung der stärksten Empfindung, die Menschen bewegt", in Deutschland nicht viele Leser finden sollte; eine vorzügliche Übertragung liegt nun vor.

Sprechen wir zunächst von dem Original, dann von der Übersetzung. Auch über Ovids Dichtung zu reden, ist ein berechtigtes Beginnen, denn wer kennt sie, ihre Entstehungsgeschichte, ihren eigentlichen Charakter? Wir folgen dabei zunächst der Einleitung Blümners zu seiner Übersetzung:

„Als Ovid seine Ars amatoria schrieb — das erste Buch kam im Jahre 2—1 v. Chr. heraus, die beiden

andern wahrscheinlich bald nachher, — hatte er die Vierzig bereits überschritten. Schon zwei Jahrzehnte dichterischer Thätigkeit lagen hinter ihm. Als angehender Zwanziger hatte er seine „Liebeselegieen" verfaßt, leichte Ware, ohne tieferen Gehalt, aber graziös und schon meisterhaft in der Beherrschung der Form. Was er besang, alle die Freuden und Leiden, alle die Abenteuer und wechselnden Scenen eines derb sinnlichen Liebesverhältnisses, das war freilich keineswegs dichterische Gestaltung von unmittelbar Erlebtem oder wirklich Empfundenem: Erfahrung in erotischen Dingen mochte sich der Dichter freilich zur Genüge erworben haben; war er doch sehr jung schon verheiratet worden, — denn so muß man es bezeichnen, da der Vater dem fast noch im Knabenalter befindlichen eine Frau gegeben hatte. Das Paar paßte nicht zusammen, es kam bald zur Scheidung; ebenso ging es bei einer zweiten Eheschließung; es ist ja bekannt, daß man es damals in Rom mit der Scheidung sehr leicht nahm und eben so leicht wieder zu neuer Ehe schritt. Glücklicher war er bei der dritten Wahl: seine Gemahlin, aus dem Geschlecht der Fabier, scheint eine treffliche Frau gewesen sein, die es gut verstand, den zwar von Herzen guten, aber etwas schwachen und zu Seitensprüngen geneigten Dichter richtig zu behandeln; noch im Exil preist er ihre häuslichen Tugenden. Das mochte ihn nun freilich nicht hindern, auch als Gatte und Vater einer heranwachsenden Tochter hie und da verbotene Früchte zu naschen; indessen auch darin war man ja in jenen Tagen sehr weitherzig. Wenn nur der Gemahlin gegenüber die schuldige Achtung gewahrt wurde, — auf Liebe oder eheliche Treue durfte sie nicht Anspruch machen. So mochte Ovid immerhin für die Schilderungen in seinen Liebesgedichten Material aus eigner Erfahrung besitzen, soweit es sich eben dabei um die Verhältnisse und das Leben der leichtsinnigen Damchen handelt mit denen sich diese Elegieen beschäftigen.

Die Liebeselegieen machten in Rom Glück; noch als Ovid in Tomi als Verbannter saß, wurden sie bisweilen im Theater mit begleitendem Tanze gesungen. Es ist daher begreiflich, daß der Dichter andere Pläne, mit denen er sich trug, zunächst liegen ließ und sich abermals dem unerschöpflichen Thema der Liebe zuwandte. Das geschah in seinen „heroischen Liebesbriefen", in denen Frauen der griechischen Heldensage — Penelope, Phaedra, Oenone, Dido, Ariadne u. s. w., — von ihrem Geliebten oder Gatten getrennt oder verschmäht oder verlassen, ihre Klagen und Verwünschungen, ihre Bitten und ihr Weh in prächtigen Versen, die aber vielfach etwas zu Deklamationen und Tiraden ausarten, dahinströmen lassen. Zwischenhinein fällt die Vollendung einer leider verlorenen, aber von den Zeitgenossen sehr geschätzten Tragödie „Medea"; auch hier spielte die Liebe, wie in den Heroinenbriefen, die Hauptrolle. Allein der lebenslustige Dichter hielt es nicht lange aus, so mit der ernsten Seite des Liebeslebens sich abzugeben. Nachdem er, wohlbewandert in den Boudoirs der gefälligen Schönen der Hauptstadt, eine uns nur noch im Anfang erhaltene Dichtung über weibliche Schönheitspflege verfaßt hatte, ließ er seine drei Bücher der „Liebeskunst" folgen; ein Lehrgedicht der Form nach, bei dem aber der pikante Inhalt zu der scheinbar lehrhaften Form in lustigem Gegensatze steht. Die beiden ersten Bücher wenden sich an die Männerwelt: das erste soll lehren, wie man sich eine Geliebte suchen und gewinnen, das zweite, wie man sie dauernd an sich fesseln soll. Mehr scheint er ursprünglich nicht beabsichtigt zu haben; aber der Erfolg bestimmte ihn, noch ein drittes Buch beizugeben, das nun die Mädchen lehren soll, wie sie sich die Liebe der Männer erwerben und sie festhalten."

Blümner erinnert nun an die geteilte Aufnahme, die das Buch in Rom fand. Viele freuten sich an Ovids graziösen Versen, aber, wie wir schon oben sagten, auch an „Sittenrichtern des Parnasses" hat es bereits im alten Rom nicht gefehlt. . . . „Schlimmer war es", fährt die Einleitung fort, „daß der Kaiser Augustus, an sich dem Dichter wohlwollend gesinnt, sich abfällig darüber geäußert haben soll; indessen hatte das für diesen zunächst noch keine nachteiligen Folgen, zumal er sich nun ernsteren Stoffen, dem römischen Festkalender und den Verwandlungssagen zuwandte. Da plötzlich, beinahe zehn Jahre nach Erscheinen der Liebeskunst, im Jahre 8 n. Chr., traf den Dichter wie ein Blitz aus heiterm Himmel das kaiserliche Edikt, das in strengsten Ausdrücken abgefaßt, ihn aus seinem sonnigen Rom nach dem öden Tomi am schwarzen Meer verbannte. Was die Veranlassung zu dieser harten und trotz allen Flehens Ovids nie wieder zurückgenommenen Maßregel war, darüber ist niemals ein authentischer Bericht gegeben worden; in der römischen Chronique scandaleuse mochte es damals freilich ein öffentliches Geheimnis sein. Uns lassen die Andeutungen, die der Dichter selbst in den „Trauerelegieen" und den „Briefen vom Pontus" zahlreich einstreut, nur ahnen, daß zwar die „Liebeskunst" damit im Zusammenhang stand, aber der eigentliche Grund doch ein anderer war. Kurz vorher war Julia, des Kaisers Enkelin, die Gemahlin eines vornehmen Römers beim Ehebruch ertappt und von dem erzürnten Kaiser nach einer einsamen Insel bei der apulischen Küste verbannt worden, die sie bis zu ihrem zwanzig Jahre später erfolgten Tode nicht mehr verlassen hat. Nun scheint sich, nach den dunklen Andeutungen Ovids zu schließen, die Sache so zugetragen zu haben, daß der Dichter mit Silanus, dem Geliebten der Julia, befreundet war und, wenn auch unwissentlich und als Opfer eines Irrtums oder einer Täuschung, diesem bei dem Umgang mit der kaiserlichen Enkelin Vorschub geleistet hat. Als die Schuldigen beim Rendezvous, das vielleicht im Hause des Dichters stattfand, in flagranti ertappt wurden, als man im Besitz der Ehebrecherin Ovids Liebeskunst fand, da entbrannte der Zorn des Kaisers, der sein eigenes Blut nicht schonen wollte, wo es galt, zum Besten der allgemeinen Sittlichkeit ein Exempel zu statuieren, der in seinem Gesetz vom Jahre 17 v. Chr. Ehebruch und Unzucht mit schweren Strafen bedroht hatte, auch gegen den Dichter, dessen verderblichen Lehren er einen großen Teil der Schuld seiner Enkelin zuschrieb.

Sehen wir uns die „Liebeskunst" daraufhin an, so werden wir uns der Überzeugung nicht verschließen dürfen, daß der Kaiser den Dichter doch zu hart behandelt und ihn fremde Schuld hat mitbüßen lassen. Es ist ja möglich, daß Julia an der Lektüre des pikanten Buches Geschmack fand; aber daß dies eine wesentliche Schuld an ihrem Vergehen trug, das ist um so weniger anzunehmen, als dergleichen Verirrungen in der Familie lagen; hatte doch Augustus neun Jahre vorher die Mutter der Sünderin, seine Tochter Julia, wegen ihres schamlosen Lebenswandels nach der Insel Pandataria im Golf von Neapel verbannen müssen."

Ein Hauptmotiv Blümners, warum dem Dichter

Unrecht geschehen, scheint uns freilich zwar geistreich vorgetragen und auf den ersten Blick plausibel, aber doch wohl nicht ganz stichhaltig. Für Leserinnen, wie die Prinzessinnen des Kaiserlichen Hauses, meint er, also für ehrbare Frauen, habe Ovid sein Gedicht gar nicht bestimmt, an solche Leserinnen habe er überhaupt nicht gedacht. Zum Beweis beruft er sich auf eine Stelle des Gedichts, (I. Buch, Vers 31), wo Ovid die ehrbaren Frauen ausdrücklich vom Kreise seiner Leserinnen ausschließt und verspricht:

„Von Liebe will ich singen, der man leicht
und ohne Fährnis sich vermag zu weih'n,
von allerlei erlaubten Schelmerei'n.
In meinem Lied, das kann ich euch versprechen,
soll nicht gehandelt werden von Verbrechen.“

Wir meinen trotzdem, die Abweisung ehrbarer Frauen wird nicht allzu ernst gemeint gewesen sein. Zum Beleg dafür haben wir uns auf einige Umstände zu berufen, die unsere Ansicht zu stützen scheinen. Gar so ernst meint es ein Dichter niemals, wenn er vor seinem eigenen Werke warnt: bei den Dichtern der neueren und neuesten Zeit kommen ja derlei Abmahnungen auch vor; hier zweifelt Niemand daran, daß sie gar nicht aufrichtig gemeint sind und das Gegenteil bezwecken: zur Lektüre anzuspornen — in ihrem innersten Wesen aber hat sich die Menschennatur nicht geändert und darum, meinen wir, auch der Wunsch der Poeten nicht, so viele Leser als möglich zu gewinnen. Ferner aber: man bedenke die Sitten jener Zeit, die Anschauungen darüber, was man damals Alles „vor keuschen Ohren nennen durfte.“ Einiges in dem Gedicht Ovids ist obscön. Blümner hat — wir kommen auf diesen Punkt zurück — Recht gehabt, diese Stellen unübersetzt zu lassen, sie hätten vielleicht selbst manchen Mann verletzt und vollends seine Übersetzung gewiß auch aus den Händen feiner und einsichtiger Frauen verbannt, aber die Römerinnen sahen, hörten und lasen derlei Dinge eben oft genug! Man denke nur daran, wie weit Properz und Catull, wie weit nun gar die Satiriker gehen! Soviel nur ist allerdings gewiß: Ovid wählt sich offiziell ein anderes Milieu für seine Schilderungen, als das Leben verheirateter Frauen. Offiziell, betonen wir. Und nur mit dieser Einschränkung geben wir Blümners an sich und unseres Erachtens zutreffende Ausführungen über dies Thema wieder.

„Man muß“, sagt er, „vor allen Dingen im Auge behalten, wie in jener Zeit die Verhältnisse zwischen beiden Geschlechtern lagen. Die jungen Mädchen wurden in der Regel streng im Hause und von jedem Verkehr mit jungen Männern ferngehalten; noch sehr jung, oft direkt aus der Kinderstube weg, wurden sie vom Vater, ohne freie Wahl und ohne daß sie den ihnen bestimmten Gatten recht kannten, verheiratet. Daß zwischen jungen Leuten besseren Standes sich ein zur Ehe führendes Liebesverhältnis entspann, war äußerst selten; es fehlte ja fast gänzlich an Gelegenheit dazu. Die jungen Männer aber, die ihr Leben genießen wollten, ehe sie sich in das Ehejoch spannen ließen, suchten die Befriedigung ihrer Liebesbedürfnisse bei den in großer Zahl vorhandenen Damen der Halbwelt, ganz besonders, wenn es ihnen um ein Verhältnis von einiger Dauer zu thun war, bei den besser gestellten dieser Klasse. Die anspruchsvolleren Hetären wollten umworben und durch Aufmerksamkeit, durch Dienste und Geschenke gewonnen werden. Ihrem Stande nach waren diese femmes entretenues keine römischen Bürgertöchter oder Bürgerfrauen, sondern meist Freigelassene (Libertinen), Töchter von solchen, Findelkinder, Fremde u. s. w.; nicht selten besaßen sie auch einige Bildung, und zwar nicht bloß gesellschaftliche, sondern auch litterarische. Auf diese allein bezieht sich nun das Lehrgedicht Ovids: daß es dabei nicht sehr ehrbar hergehen kann, ist selbstverständlich; und wenn da gelehrt wird, wie man ganz ruhig und ohne Gewissensbisse verführen und lügen und betrügen kann, wie Meineide erlaubt seien, wie man den bevorzugten Nebenbuhler, den zeitweiligen glücklichen Besitzer einer solchen Schönen aus dem Sattel zu heben oder zu hintergehen habe, so kommt es dem Dichter nicht entfernt in den Sinn, daß er da etwas moralisch Verwerfliches lehre: es handelt sich ja um Wesen, die in letzter Linie doch käuflich sind, nicht um Mädchen oder Frauen, die durch die Heiligkeit der Familie und Ehe vor derartigen Angriffen geschützt sind. Die Libertine, das ist der Standpunkt des Dichters, denkt nicht daran, Treue zu halten; um so weniger braucht man ihr oder ihren Liebhabern gegenüber Rücksichten zu nehmen. Und Ovid rät beiden Teilen, von dieser Freiheit der List und des Betruges den weitestgehenden Gebrauch zu machen; bei dieser Art der Liebe ist eben alles erlaubt. — Nun kann man ja freilich sagen, daß solche Lehren, wenn sie an die unrichtige Adresse gerieten, verderblich wirken mußten; aber der Dichter konnte sich damit entschuldigen, er warne ja die ehrbaren römischen Damen genug davor, seine Liebesvorschriften zu lesen oder gar darnach zu handeln! — Und wenn er sich hier und da etwas abschätzig über die Ehe und die Ehefrauen ausspricht, so folgt er damit nur den Bahnen, in denen Griechen und Römer von alters her gingen. Die Frau, das war so ziemlich der allgemeine Standpunkt, ist zur Fortpflanzung der Familie und zur Führung des Haushalts da, zur Unterhaltung und zur Liebe die Hetäre. Was die römischen Komiker Plautus und Terenz über Ehe und Gattinnen für Witze machen, das ist zehnmal cynischer als alles, was darüber in der Liebeskunst zu finden ist.“

Eben weil, bemerken wir hierzu, dies alles unbedingt richtig ist, weil die Frauen nicht Gattinnen ihrer Männer im Sinne späterer und in sittlicher Hinsicht doch im Ganzen viel reinerer Zeiten waren, als sie das Zeitalter des Augustus für Rom bedeutete, weil die Frau nur „zur Fortpflanzung der Familie und zur Führung des Haushalts“ da war, weil der Mann, jeder Mann, nicht entfernt daran dachte, die eheliche Treue zu halten, eben darum war auch die Frau leicht geneigt, sich für die Mißachtung des Mannes anderweitig zu entschädigen, darum war dies Familienleben vielfach ein solches, daß es die furchtbaren Schilderungen des Plautus und Terenz vollauf verdiente. Und darum auch meint Ovid allerdings offiziell nur die von Blümner umschriebenen Kreise, in Wahrheit viel weitere. Uns war das Gedicht, mit dem wir uns eingehend und wiederholt beschäftigt haben, immer auch als ein ebenso anmutig gezeichnetes, wie wahres Sittenbild des Augusteischen Rom wertvoll. Am liebsten freilich ist es uns um jener Eigenschaft willen, die nun durch Blümners Übersetzung auch den Lesern, die des Lateinischen nicht genügend mächtig sind, erkennbar werden kann, als eine der liebenswürdigsten Dichtungen der Litteratur aller Zeiten.

Für Backfische taugt die „Kunst zu lieben“ nicht, das ist zweifellos, aber ebenso gewiß ist, daß Niemand, der gerecht und unbefangen denkt, das Buch vom sittlichen Standpunkt verwerfen wird: um es der pornographischen Litte-

ratur beizuzählen, mußte man vollends unseres Erachtens nicht bloß ein prüder Philister, sondern jeder Urteilsfähigkeit bar sein. Wir meinen damit nicht die deutsche Übersetzung, die das Frivole geschmackvoll gemildert, das Obscöne ganz weggelassen hat, – diese Übersetzung bedarf vollends keiner Abwehr solcher Vorwürfe — sondern das Original. Und wir stimmen Blümner zu, wenn er auch dieses gegen derlei Vorwürfe in Schutz nimmt. Wir geben hier einiges aus seinen Ausführungen wieder: „. . . Die bedenklichsten Stellen am Ende des zweiten und des dritten Buches (die wir freilich in unserer Übersetzung fortlassen mußten), die praktischen Vorschriften, wenn ich so sagen soll, finden ihre Parallele sogar im philosophischen Lehrgedicht des Lucrez, nur daß dieser sein Thema ganz ernsthaft vom hygienischen Standpunkte aus behandelt, Ovid von dem des Genusses. Daß ein Dichter, der die Liebeskunst zu lehren sich vernimmt, nicht platonische Liebe, nicht keusche Jünglingsliebe, nicht ehrbare Gattenliebe predigt, das versteht sich bei einem erotischen Dichter der Kaiserzeit, der mitten im Strudel des römischen Lebens mitschwimmt, ganz von selbst. Aber lüsterne Schilderungen, Ausmalung pikanter Situationen, wie in den Liebeselegieen, wird man hier vergeblich suchen, wenn schon die scabrösesten Dinge mit ungenierter Deutlichkeit gesagt werden. Überhaupt wäre es falsch, wenn man daraus, daß Ovid mit all diesen Verhältnissen so genau vertraut ist, schließen wollte, er sei auch noch zur Zeit, da er die Liebeskunst schrieb, ein Roué gewesen, der eheliche Liebe und Treue verlachte und seine arme Frau mit leichtsinnigen Maitressen hinterging. Daß Ovid mit seiner Gattin vortrefflich stand, das zeigt ihr Benehmen, als über ihn das Unglück hereinbrach. Und wenn der Dichter selbst einmal sagt, seine Verse seien zwar etwas schlüpfrig, aber seine Lebensweise sei es nicht, so werden wir ihm — natürlich cum grano salis — Glauben schenken dürfen. Es gehörte ja schon zum guten Ton, sich viel schlimmer anzustellen, als man im wirklichen Leben war; wir erleben dergleichen ja auch heute noch oft genug, von dem braven Wieland an bis zu unsern Modernsten."

Auf welchen Eigenschaften der Wert der „Kunst zu lieben" beruht, haben wir bereits angedeutet.

Unseres Erachtens nicht das Wichtigste, aber wichtig ist die Bedeutung des Gedichts als Dokument zur Kulturgeschichte. Ovids heitere Schöpfung ist nach dieser Hinsicht sehr ernst zu nehmen; sie ist zweifellos die amüsanteste, aber auch eine der treuesten Schilderungen altrömischen Lebens, die wir besitzen. „Wir werden", hebt Blümner u. a. hervor, „auf dem Forum, auf dem Marsfeld, in den Säulenhallen und Bazars herumgeführt, wir besuchen Theater und Circus, wir wohnen Schauspielen, Wettrennen, Gladiatorenkämpfen bei, wir sehen einen Triumphzug in seinem Pompe an uns vorüberziehen. Dann werden wir in das Boudoir der eleganten Demimondaine geführt, wir belauschen sie bei der Toilette mit ihren kosmetischen Geheimnissen, wir sehen sie im Verkehr mit ihren Dienerinnen, im Feilschen mit dem seine Waren anpreisenden Händler; wir nehmen an der Mahlzeit teil und lernen, wie man sich bei Tisch benimmt; allerlei Details über Kleidung, Mode, Sitten werden beiläufig mitgeteilt. Daneben finden sich noch mancherlei hübsch erzählte und oft bis ins einzelne ausgeführte Exkurse: Scenen aus der Götter- und Heldensage werden eingeflochten . . ." Kurz, der alte Philologe an einem vortrefflichen Gymnasium Österreichs hatte nicht Unrecht, als er seinen Primanern sagte: „Heute wäre die „Ars amandi" nichts für Sie. Aber in fünf, in zehn Jahren mögen Sie danach greifen! Dann werden Sie, als reife Menschen, nichts Böses mehr daraus ziehen können, wohl aber viel Gutes ziehen müssen. Da fliegt einem kein Staub ins Gesicht, das ist altrömisches Leben, als hätt' es ein Zauberer frisch und neu erweckt. Und man ist obendrein immer in guter Gesellschaft, in Gesellschaft eines Dichters."

Das lenkt uns auf den zweiten, den unseres Erachtens bedeutendsten Vorzug der Dichtung zurück. Wir wollen Ovid überhaupt nicht überschätzen, auch dies Werk nicht, das wohl doch sein lebensvollstes, und unter diesem Gesichtspunkt, also mit dem Maßstab unserer Tage gemessen, sein bestes ist. Schärferen Blick für die Art der Menschen, ihr Wesen, wie es nun einmal ist, weil sie allesamt Fleisch und Blut haben, ihre Fehler, aber auch ihre Vorzüge hat Ovid nirgendwo erwiesen, und an Kraft und Eindringlichkeit der psychologischen Beobachtung kommen ihm überhaupt nicht Viele gleich. Daß es, wie Blümner hervorhebt, auch an Stellen nicht fehlt, wo eine warme, reine, wahrhaft gütige Herzensregung durchbricht, bemerken wir nur nebenbei; das ist schließlich bei einem wirklichen Dichter selbstverständlich. Nicht selbstverständlich aber, sondern äußerst selten ist die glückliche Erfindung und Durchführung einer Tonart, wie sie wahrlich nicht leicht zu treffen, geschweige denn konsequent festzuhalten war. Wir haben eben ein Urteil über die „Ars amandi" citiert, weil wir es nicht für überschwänglich halten. Feiner, graziöser, anmutiger läßt sich die sinnliche Liebe kaum schildern. Es scheint ein Widerspruch und ist doch nach unserer Empfindung richtig: Ovid wird nie gemein, selbst wenn er obscön wird; der Leser der Übersetzung kann dies ja nicht nachprüfen, weil diese Stellen weggeblieben sind, aber der Kenner des Originals wird uns gewiß nicht widersprechen. Allerdings, wie kommt dem Dichter seine Sprache zu Hilfe — derlei deutsch zu sagen, wäre einfach unmöglich. Übrigens wird Ovid selten obscön; frivol aber ist in gewissem Sinne das ganze Lehrgedicht. Nur ist es eine Frivolität, gegen die vom ästhetischen Standpunkt wenig genug einzuwenden ist: die nie zu verkennende Feinheit der Empfindung, die Anmut der Darstellung hat ja auch zu allen Zeiten selbst sehr strenge Sittenrichter, sofern sie nur einsichtig waren, mit der „Ars amandi" ausgesöhnt. Dazu der quellende Humor! Schon der Gegensatz zwischen der ernsten Lehrhaftigkeit des Tons und dem Inhalt der Lehren wirkt immer anziehend. Und welche Fülle heiterer Einfälle und Arabesken im Einzelnen! Wahrlich, auch als Dichtung verdient die „Ars amandi" ihren Ruf.

Vielleicht wird der Leser, der das Original nicht kennt, nur noch genauer als bisher verstehen, warum wir die Aufgaben des Nachdichters als eine so schwierige bezeichneten.

Daß Blümner sie so glücklich gelöst hat, hat er neben all den Eigenschaften, die wir hervorhoben, auch seiner Klugheit zu danken. Hat man die Wahl, das Obscöne entweder in einer abgeschwächten Umschreibung oder gar nicht zu sagen, weil es sich eben nicht sagen läßt, so scheint uns das Letztere tapferer und würdiger. Weggefallen sind übrigens nur 64 Verse, also ein minimaler Bruchteil des Gedichts. Diese Stellen, meint der Übersetzer, hätten wohl auch nach Beseitigung der famosen lex Heinze die Censur nicht passiert; auch wir halten dies für sehr wohl möglich, aber die Hauptsache ist, wie er selbst betont: „Ne

müßten fortbleiben, weil dergleichen Dinge, die lateinisch noch immer elegant klingen, in deutscher Übersetzung häßlich und gemein tönen. Es ist das eben ein Mangel — oder soll ich Vorzug sagen — unserer deutschen Sprache gegenüber den romanischen, die selbst das Obscöne graziös zu sagen wissen." Im Übrigen hat Blümner sinngetreu übersetzt; wo er sich eine kleine Freiheit erlaubte, ist es nie aus Prüderie, sondern in sorglicher Berücksichtigung des Geistes unserer Sprache geschehen.

Diesem Geiste, dem Geschmack unserer Zeit und gleichzeitig dem Original gerecht zu werden, war aber nicht bloß in diesen Nebendingen, sondern in Allem sein Bemühen. Er hat den gereimten fünffüßigen Jambus gewählt, unseres Erachtens für diesen Zweck das beste, vielleicht das einzig mögliche Versmaß. Es gestattet dem Übersetzer Freiheit der Bewegung, klingt gut und klingt deutsch und eignet sich zur Wiedergabe der schalkhaften Tonart des Originals vortrefflich. Wir haben oben eine Strophe von Pernice citiert, die unseres Erachtens genügt, um zu erweisen, wie unglücklich seine Wahl der Blumauer-Strophe war. Man vergleiche damit den Eingang des Gedichts in Blümners Übersetzung und wird hoffentlich gleich uns seine Wahl billigen:

„Wenn in dem Römervolk es einen giebt,
dem unbekannt die Kunst ist, wie man liebt,
der lese dies Gedicht und liebe dann,
wenn er's gelesen, als erfahrner Mann.
Kunst braucht es, um durch Ruder und durch Segel
die schnellen Schiffe ihre Bahn zu führen;
Kunst braucht's, die leichten Wagen zu regieren;
so muß die Liebe gleichfalls nach der Regel
der Kunst geleitet sein. Automedon
war einst als Wagenlenker wohlbekannt
und hielt geschickt die Zügel in der Hand;
als Steuermann trug Tiphys Ruhm davon,
da er die Argo lenkte. Aber mich
hat Venus selber dazu auserlesen,
mit Kunst zu meistern jenes zarte Wesen,
den Gott der Liebe. Künftig werde ich
Automedon und Tiphys Amors heißen.
Zwar ist er von unbändigem Gebahren
und will sich meiner Leitung oft entreißen;
doch ist er Knabe noch, so jung von Jahren,
daß man noch leicht ihn leiten kann und bilden."

Das ist zugleich, da der Raum sein Veto einlegt, die einzige Probe, die wir bieten können. Wir hätten sonst gern noch Einiges mitgeteilt, nicht bloß, weil es sich hübsch liest, sondern auch, weil sich ein anderer, mit der beste Vorzug dieser Übersetzung am deutlichsten durch Proben erweisen ließe; der Takt, mit dem Blümner die Rücksicht auf die treue Wiedergabe des Geistes, wie des Inhalts des Originals mit einer andern, nicht geringer anzuschlagenden Rücksicht verbindet: dem Bemühen, dem Leser den alten Ovid immer verständlich zu machen. Ganz ohne erläuternde Noten ist dies selbstverständlich nicht abgegangen; nicht jeder Leser ist in der Mythologie, oder in der Topographie des alten Rom so sattelfest, um auch ohne sie durchzukommen. Aber sie beschränken sich diskret auf das Notwendigste.

Nicht diesen Noten, sondern Blümners Kunst ist es zu danken, daß wir nun eine deutsche Nachdichtung der „Ars amandi" haben, die zu lesen keine Arbeit, sondern eine Freude ist.

Litterarische Notizen.

— Drei Werke, die sämtlich in den Spalten der „Deutschen Dichtung" zu lesen waren, hat die Concordia Deutsche Verlags-Anstalt in der bei ihr üblichen gefälligen Ausstattung soeben in Buchausgabe erscheinen lassen: Robert Meinhardts Roman: „Catarina. Das Leben einer Färberstochter", F. Ottmers Erzählung: „Schweigen" und Ernst Behrends Sammlung: „Silberblick", welche die Novellen: „Hans Mannharts glückhaft Schifflein", „Das alte Klavier", „Feuergarben", „Ein gewagter Handel", „Das letzte Lachen", „Waldesgesicht" und „Leutholds Los" enthält. Wir pflegen in derlei Fällen nicht unsere eigene Ansicht zu äußern, sondern geben, wenn überhaupt, dann über Bücher dieser Herkunft nur Urteile Dritter, deren volle Unabhängigkeit außer Zweifel steht, weil sie durch die Persönlichkeit des Kritikers wie durch das Blatt, das sie veröffentlicht, verbürgt ist. So wollen wir es auch mit diesen drei Büchern halten. Da sie eben erst zur Ausgabe gelangt sind, so liegt uns erst über eines derselben eine solche Anzeige vor. In der „Vossischen Zeitung" urteilt Alfred Klaar über F. Ottmers Erzählung „Schweigen" wie folgt: „Der Ansturm gegen die nicht zu hintertreibende Macht des Gewissens, der eine Zeit lang durch die Litteratur hindurchging, hat nur eine Folge gehabt: Die noch sorglichere Zergliederung der Gewissenskonflikte. Man sucht mit Vorliebe die Gebiete auf, in denen Anforderungen verschiedener Art einander kreuzen, und insbesondere die Ärzte, an die so viele Lebens- und Todesfragen herantreten, sind geschätzte Helden der modernen Erzählung geworden. F. Ottmer — durch eine Reihe von Novellen, namentlich durch die Geschichte „Das Adoptivkind", in der das Vererbungsproblem eigenartig behandelt wird — bereits vorteilhaft bekannt, wagt sich in ihrer Novelle „Schweigen" an ein sehr ernstes Problem aus dem ärztlichen Leben heran. Ihr Held muß es mit ansehen, daß ein blühendes junges Mädchen, das er liebt, von einem rückenmarkskranken Virtuosen, einem rücksichtslos genußsüchtigen Menschen, der zu feige zur Entsagung ist, heimgeführt wird. Alles in ihm, Liebe, reines Wohlwollen, Sorge um die Lebenden und diejenigen, die vermutlich zum Leben kommen werden, drängt ihn, diese Eheschließung zu verhindern; ein aufklärendes Wort an die Verwandten des Mädchens würde wahrscheinlich diese Wirkung haben — aber er muß schweigen, muß das Traurige, das er kommen sieht, geschehen lassen; denn die Standesehre verbietet dem Arzte, die Leiden des Patienten, der sich ihm anvertraut hat, zu verraten. So nimmt das Unheil seinen Lauf; der gewissenlose Genußmensch, ein Wüstling vor und nach der Eheschließung, geht rasch seinem Ende entgegen, während die unglückliche Frau am Krankenbette ihres totgeweihten Kindchens, das dieser Ehe entsproß, ihre Jugend vertrauert. Der Tod des Gatten ist freilich eine Erlösung für sie, aber der Heimgang des lebensunfähigen Kindes, dem alle Kunst des Arztes nicht zu helfen vermochte, scheint die Natur der Unglücklichen zerstören zu wollen. Die weiche Feder, aus der diese Geschichte geflossen, findet zuletzt den Übergang zu einem versöhnlichen Schicksal; der Körper- und Seelenarzt heilt die gefährdete Witwe und gründet ihr an seiner Seite ein neues Leben und ein neues Heim; aber er wird auch fortan schweigen, wie es seine Pflicht gebietet, und den Schleier von der Hauptschuld des ersten Gatten nicht heben. Trotz dieses ausgleichenden Schlusses, der der Mode, Grau in Grau zu malen, widerspricht, aber darum der Lebenswahrheit nicht ferner steht als die zerschmetternden Romankatastrophen, ist die ruhig und anziehend geschriebene Novelle ein tiefernstes Büchlein, das im Gemüte mahnend nachklingt. Der Autor läßt uns den Glauben an die Möglichkeit, über schwere Irrtümer und deren tragische Folgen hinweg ein neues Leben zu beginnen; aber er beschönigt nichts, weder die Gewissenlosigkeit noch den schweren Gewissenskonflikt, weder den Irrtum der Leidenschaft, noch die Unbarmherzigkeit der herausgeforderten Natur. Wenn er im Grundmotiv mit dem neuesten Theaterstück des Franzosen Brieux zusammentrifft, so muß man sagen, daß der deutsche Autor, der gleichzeitig an dasselbe oder an ein ähnliches Problem rührte, dabei künstlerischer vorgegangen ist. Brieux, dessen Hauptscene in der Pariser

Zeitung „Le Journal" veröffentlicht war, wirkt lebhaft und stellt Thesen wie ein Gesetzgeber auf. Ottmer begnügt sich mit der Erfüllung der dichterischen Aufgabe, den Fall darzustellen und anschaulich zu machen, was selbst starke und edle Menschen unter den gegebenen Zuständen in ihrem Gewissen leiden. Die Empfindung wird tief angeregt und alles Weitere bleibt dem denkenden Leser überlassen."

— Spaziergänge in's Alltagsleben. Plaudereien von Tony Schumacher. Stuttgart und Leipzig. Deutsche Verlags-Anstalt. 1902. — Ein neuer Band Plaudereien von Tony Schumacher wird sicherlich von einem weiten Kreise mit Freude begrüßt werden, denn ihre ganze Art sich zu geben, ist auf die Wirkung auf breite Schichten berechnet. Mit voller Absicht und klarem Bewußtsein wendet sie sich nicht an die geistig Anspruchsvollen, nicht an die, die gewohnt sind, selbst über die Erscheinungen des Lebens nachzudenken. Sie will erziehlich wirken, auf die Gedankenlosen, auf die Schwachen und Ungeleiteten. Und zweifellos wohnt ihr eine große erziehliche Kraft inne, welche aus ihrer ernsten Sittlichkeit gepaart mit ihrer heiteren Genußfähigkeit entspringt. Ihr neues Buch schließt sich eng an die früher erschienenen an; wie schon der Titel besagt, beleuchtet es wieder Vorkommnisse des täglichen Lebens, wie diese sucht es zum richtigen Handeln, zum geduldigen Tragen, zu Menschenliebe und Freundlichkeit, zu „Genießen und sich Freuen" nicht nur anzuregen, sondern direkt anzuleiten. Zweierlei nur unterscheidet es von den übrigen Bänden, ein Gutes und ein minder Gutes. Es geht ein ernsterer Ton durch die „Spaziergänge", als ob Tony Schumacher annähme, sie habe ihre Leser sorgsam und unmerklich auf eine höhere Stufe geleitet — das ist das Gute. Das Andere aber ist, daß die neuen Plaudereien unverhüllter lehrhaft wirken wollen, als es die früheren thaten; dies zeigt sich schon in den unendlich vielen, mit Durchschuß gedruckten Sätzen, welche das Lesen nicht erleichtern, sondern erschweren. Am anziehendsten ist unter den zwölf Aufsätzen, die der Band vereinigt, derjenige, der auch nicht einen einzigen durchschossenen Satz enthält, nicht nur deshalb, gewiß nicht, aber wohl auch deshalb. Er ist der letzte des Buches: „Auf dem Friedhof." Er bringt unter vielem Tiefempfundenen und Ernsten auch eine Reihe mit Humor gesammelter charakteristischer Grabinschriften aus den verschiedensten deutschen Landen. So z. B. — auf einem alten Wiener Friedhof —: „Wanderer zieh deine Mütze, — hier liegt ein Komiker und schlechter Schütze — In diesem feuchten Loch. — Die Witze, die er sagte, — die Hasen, die er jagte, — sie leben alle noch." Aber auch von den übrigen elf Abschnitten, von denen: „Wenn wir reisen" „Im Wartezimmer des Arztes", „Langeweile" und „In der Kirche" hier genannt seien, ist nicht einer, aus dem sich nicht Gutes und Beherzigenswertes hervorheben ließe. — er.

— Die Medaille. Komödie in einem Akt von Ludwig Thoma. München, Albet Langen, 1901. Eine sehr scharfe Satire gegen den bayrischen Durchschnitts-Beamten, der auf höheren Befehl alles thut, auch, wenn es verlangt wird, sich bei den Bauern beliebt zu machen sucht, wie er's eben versteht. Wie es bei dem Mittagessen zugeht, das der Königliche Bezirksamtmann Heinrich Krauzeder zur Feier der Verleihung der Medaille für fünfzigjährige Dienstzeit an den Amtsdiener Peter Neusigl veranstaltet, und in welcher Art der Herr Landtags-Abgeordnete und Metzgermeister Jakob Lampl, sowie die Mitglieder des Landrats, die Bauern Michael Seidlmaier, Johann Grubhofer und Josef Merkl dabei das große Wort führen, findet sich da recht ergötzlich dargestellt, wenn auch die Charakteristik nicht eben ins Tiefe geht. Zum Schluß giebts selbstverständlich eine solenne Prügelei. Alles in Allem: ganz nett, ganz lustig, aber der Autor könnte auch besseres machen.

— „Gustav Falke als Lyriker. Eine Auswahl aus seinen Dichtungen mit einer Einleitung von Dr. M. Spanier." (Hamburg, Alfred Janssen, 1900). — Über Falke als Lyriker ist in dieser Zeitschrift wiederholt, und immer in jener Tonart, mit der man von einem wirklichen Dichter zu reden hat, geurteilt worden. Neue Züge zu seiner geistigen Physiognomie bringt dies Büchlein nicht bei; es vereinigt die Lieder, die Freunde des Dichters unter seinem Zuthun als das Beste aus seiner Lyrik ausgewählt haben. Die Einleitung ist, wie bei solcher Gelegenheit selbstverständlich, sehr warm, aber nicht geschmacklos geschrieben. Uns freut es immer so aufrichtig, wenn für einen guten Dichter was geschieht, daß wir ungern fragen, ob es nicht etwa zu viel ist. Dafür geschieht dann schon von anderer Seite zu wenig. Wir lassen darum das auch äußerlich nett ausgestattete Büchlein gern gelten.

— „Dunkle Wege. Tragische Liebesgedichte in zweiter Auflage von Fried. Benz. In Musik gesetzt von Ludwig Schindermair. Im Verlage des Litteratur-Magazins Schroeder, München, erschienen 1901." — Die Musik kennen wir nicht, vielleicht ist sie so vortrefflich, daß dadurch die „zweite Auflage" erklärlich wird. Sonst wäre sie ein Rätsel, sofern nicht etwa der Verfasser ein wohlhabender Mann ist oder opferfreudige Freunde hat. Denn die Verse sind formal stümperhaft, und der Inhalt besteht aus geschraubtem, verstiegenem Wortschwulst. Wo es uns gelungen ist, einen Sinn herauszukriegen, da war er sehr, ja schrecklich trivial.

Neue Bücher.

Nachstehend verzeichnete Bücher sind der Redaktion zur Rezension zugekommen:

Rothwisch, Ernst, Heldra. Altnordische Erzählung. Berlin, F. Schneider & Co. 1901.

Rothwisch, Ernst, Rurik oder die Gründung Rußlands. Berlin, F. Schneider & Co. 1901.

Tanno, Wilhelm, Gedichte. Dresden und Leipzig. E. Piersons Verlag. 1900.

Uhl, Dr. Wilhelm, Conrad Ferdinand Meyer. Hamburg, Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (verm. J. F. Richter). 1900.

Vierordt, Heinrich, Gemmen und Pasten. Tagebuchblätter aus Italien. Heidelberg, Carl Winters Universitätsbuchhandlung. 1902.

Wittich, M., Vineta. Eine moderne Hundstagsphantasie. Dresden und Leipzig, Carl Reißner. 1901.

Adler, Moritz. Die Opale. Ein idealistisches Märchen. Wien, Moriz Frisch. o. J.

Allmers, Hertha, Agathe Foreta. Berlin, Dr. John Edelheim. 1902.

Dukmeyer, Friedrich. Der Zorn Jehovahs. Tragödie. München. Staegmeyr'sche Verlagsbuchhandlung (Ant. Carl Staegmeyr). 1902.

Dubec, Julius. Die Freunde. Schauspiel. Dresden und Leipzig. C. A. Koch's Verlagsbuchh. (H. Ehlers). 1902.

Ernst, Otto, Die größte Sünde. Drama. Leipzig. L. Staackmann. 1901.

Ernst, Otto, Gedichte, Leipzig. L. Staackmann. 1902.

Geiger, Ludwig, Goethes Leben und Werke. Leipzig. Max Hesse. o. J.

Hauke, Oswald. Am Gardasee. Skizzen und Charakterbilder. Innsbruck, A. Edlinger. 1901.

Hein, Franz, Die Nixe. Ein Märchenspiel. Karlsruhe, Braun'sche Hofbuchdruckerei. 1902.

Lafontaines beste Fabeln. Übertragen von Peter Lang. Dresden, E. Pierson. 1901.

Lasker-Schüler, Else, Styx. Gedichte. Berlin, Axel Juncker. 1902.

Monsterberg-Münckenau, Elimar von, Gedichte. Dresden, E. Pierson. 1902.

Ertzen, Georg von, Symphonien des Windes. Freiburg i. B., C. Ragoczy. 1902.

Rosner, Karl. Ein Brandstifter und andere Erzählungen. Dresden, E. Pierson. 1902.

Schickele, René (Paul Savreux), Sommernächte. Gedichte. Straßburg i. Els., Rudolf Beust. 1902.

Redigiert unter Verantwortlichkeit des Herausgebers Karl Emil Franzos in Berlin. — Nachdruck auch im Einzelnen ist untersagt und wird strafgerichtlich verfolgt. — Verlag der Concordia Deutsche Verlags-Anstalt in Berlin. Druck von Kißling & Krüger, Berlin N.

Italienische Volksballaden.

Aus Constantino Nigras „Canti Popolari del Piemonte."

Übersetzt von **Paul Heyse.**

Die gerächte Schwester.

Der König von Frankreich, der hatt' ein mannbar Töchterlein.
Sein Kind vermählt' er hundertundfünfzig Meilen weit
Mit einem Prinzen, der schlug sie dreimal jeden Tag.
Beim ersten Male mit einem Ölzweig schlug er sie;
Beim zweiten Male mit einem Granatzweig schlug er sie;
Beim dritten Male mit seinem Degen er nach ihr stach;
So heftig stach er, daß ihr das Blut aus dem Leibe sprang.*)
Sie nimmt ihre Hemden, geht sie zu waschen im Canal.
Bei ihrem Waschen drei junge Ritter sah sie nah'n,
Die ihren Brüdern, ihren drei Brüdern ähnlich sah'n.
Sie nimmt ihre Hemden, kehrt eilig in ihr Haus zurück.
Der Prinz befragt sie: — „Was kehrt Ihr schon ins Haus zurück?"
Sie sagt dagegen: „Ich sah drei junge Ritter nah'n,
Die meinen Brüdern, meinen drei Brüdern ähnlich sah'n."
— „Meine Frau Giovanna, ziehet ein weißes Hemd Euch an!" —
„Seit sieben Jahren zog ich kein weißes Hemd mehr an."
— „Meine Frau Giovanna, ziehet ein buntes Kleid Euch an!"
„Seit sieben Jahren zog ich kein buntes Kleid mehr an."
— „Meine Frau Giovanna, sagt' daß ich zog zum Jagen fort." —
Es pocht am Thore, drei junge Ritter stehen dort.
— „Sprecht, Kammerfräulein, wo ist die Herrin von diesem Schloß?" —
„Nicht Kammerfräulein, die Herrin bin ich von diesem Schloß."
— „O liebe Schwester, wo ließt Ihr Eure Wangen rot?" —
„Bei euch zu Hause da ließ ich meine Wangen rot."
— „O liebe Schwester, wo ließt Ihr Eure Kindelein?" —
„Beim lieben Gott, der nahm sie in den Himmel ein."
— „O liebe Schwester, wo mag nur Euer Gatte sein?"
„Er ging zum Jagen, nicht lange währt's, so kehrt er heim."
Ihr Mund der sprach es, ihr Finger unters Bette wies,
Wo sie ihn fanden, wo ihm ihr Schwert das Herz durchstieß.

Eine Heldin.

Der Sohn des Herren Grafen der ging wohl aus zu frei'n,
Ein Monferriner Mädchen, eines Ritters Töchterlein.
Am Samstag war Verlobung, Hochzeit am Tag darauf;
Er führte sie fünfzig Meilen, kein Wort er zu ihr sprach.
Und als er aber gesprochen, da sprach er dieses Wort:
— „Seht Ihr, schöne Monferrina, das feste Schlößlein dort?
Zweiundfünfzig Monferrinerinnen dorthin geführt ich hab';

*) Auch im Original finden sich hie und da Assonanzen statt der Reime. P. H.

Den zweiundfünfzig allen die Köpfe schnitt ich ab.
So thu' ich Euch ingleichen, sobald Ihr drinnen seid." –
„Ich bitt' Euch, mein Herr Grafe, daß Ihr Eu'r Schwert mir leiht."
– „Sagt, schöne Monferrina, warum Ihr das begehrt." –
„Will einen Zweig abschneiden zum Schatten für mein Pferd."
Als sie den Degen hatte, durchstach sie ihn sofort.
„O geht nun, mein Herr Grafe, geht in den Graben dort!"
Sie dreht dem Pferd den Zügel, nach Haus steht ihr Begehr.
Der Erste, dem sie begegnet, ihr Bruder kommt daher.
– „O sag', schöne Monferrina, wie treff' ich hier Dich an?" –
„Es kamen Straßenräuber, die töteten meinen Mann."
– „O sag', schöne Monferrina, vergossest Du sein Blut?"
„Ach ja, mein lieber Bruder, Wahrheit thut immer gut.
Nicht Straßenräuber thaten's, ich selbst erschlug ihn hier."
– „O sag', schöne Monferrina, kehrst Du nach Haus mit mir?"
„Ach nein, mein lieber Bruder, will nicht nach Hause geh'n;
Nach Rom will ich wallfahren, dem Papst die Schuld gesteh'n."

Der Ohrringfang.

War die schöne Giurdaninha, saß einmal am Meeresstrand,
Schmückte sich und strählt ihr Goldhaar, strählt' es mit der weißen Hand.
Während sie sich strählte, fallen ihre Ohrring' ihr ins Meer,
Setzt' sie sich auf eine Klippe, nichts als weinen that sie mehr.
Kam des Wegs ein schmucker Buhle: – „Schöne sagt, was weinet Ihr?"
„Meine Ohrring'lein von Golde hab' im Meer verloren hier!"
– „Sagt, was zahlt Ihr, Giurdaninha, hol' die Ringlein ich herauf?" –
„Gern zweihundert Lire zahl' ich, Einen Kuß noch in den Kauf."
Von sich wirft er Schuh' und Kleider, stürzt sich in das Meer hinein,
Erste Welle, zweite Welle – schau, da sind die Ringelein. –
– „Zahlet nun, o Giurdaninha, seht, die Ringlein bring' ich hier."
„Die zweihundert Lire zahl' ich, doch den Kuß erlasset mir!"
– „Nein, o nein, la Giurdaninha, nicht erlassen kann ich's Euch.
Will das Geld wohl Euch erlassen, doch den Kuß nehm' ich mir gleich!"

Tanzen und sterben.

Stand wohl auf des Morgens früh,
Ach, armes Lieb!
Morgens
Früh vor Thau und Tage,
O süße Nachtigall!
In den Garten trat ich ein, weiße Blumen heimzutragen,
Band bereits der Sträußchen zwei, eins für mich, eins für mein Liebchen.
– „Nehmt, o Schöne, diesen Strauß, der bedeutet unser Scheiden,
Scheiden zwischen mir und Euch, denn mein Vater will's nicht leiden,
Will nicht, daß Ihr werdet mein, eine And're soll ich frei'n,
Ist sie nicht so schön wie Ihr, ist sie doch ein wenig reicher.
Da ich Euch nicht freien kann, lad' Euch doch zu meiner Hochzeit." –
„Zu der Hochzeit komm' ich nicht, doch zum Tanze will ich kommen,
Kleid' in weiße Seide mich, oder auch in roten Scharlach,
Oder auch in Goldbrokat, daran sollt Ihr mich erkennen."
Als die Schöne kam zum Ball, ward ihr aufgespielt ein Tänzchen.
Einmal dreht sie sich im Kreis, fällt alsbald für tot zur Erde.
Zweimal dreht ihr Liebster sich, fällt zur andern Seite nieder.

Die Erbgräfin.

Erzählung von **Georg Bormann.**

I.

Es war ein warmer Frühlingstag. Ein Adler, der auf einer vorspringenden Felskante des Gebirges saß, hatte sein Mahl beendet. Er war auf ein armes Kaninchen niedergestoßen, das der warme Sonnenschein zu weit von seiner Röhre gelockt. Er hatte seine Fänge in das wehrlose Tier geschlagen, es hinaufgetragen zu seiner Höhe und mit dem furchtbaren Schnabel sein Opfer weiter zerfleischt, dem Sterbenden zur Qual, sich selbst zu befriedigender Atzung. Nun hatte er geruht inmitten der eklen Reste seines Mahles. Als aber die Sonne höher stieg, reckte der königliche Vogel, der zu weit nach Norden abgeirrt, den Hals und lüftete die mächtigen Schwingen. Und plötzlich stieg er mit breitem Flügelschlage hinauf, der Sonne entgegen. Oben aber, hoch oben, wo er alles Land überschauen konnte, überließ er sich mit fast ruhender Schwinge der tragenden Luftwelle und zog mit beherrschendem Auge weiter seine Bahn in die unendliche Ferne.

Zuerst lag noch unter ihm zerrissenes Gebirge. Dann wurden die Hänge sanfter, die Thäler weiter, die menschlichen Ansiedelungen reichlicher. Und endlich begannen die Wasser, die bisher daherstürzten, gemäßigter zu strömen, und niedrigere Höhen kündigten die Ebene an.

Der Adler stieg noch höher. Unter ihm breiteten sich jetzt meilenweit fruchtbare Felder und Auen, aber, von einem günstigen Winde getrieben, segelte er jetzt rascher dahin. Den Hals vorgestreckt, suchte das scharfe Auge das entfernte Ziel.

Da hörte die Ebene auf, und der Segler senkte sich wieder tiefer. Stille war unter ihm, Einsamkeit und Stille, die er so sehr liebte.

Hinter ihm lag das Geräusch der Ebene. Hier kreuzten sich nicht mehr von allen Seiten die Landstraßen, und das Klappern der Eisenbahnzüge war verstummt. Wieder stieg, so weit sein Auge reichte, das Gebirge auf, nicht so schroff wie jenes, das er verlassen hatte, aber die Höhen und Tiefen bedeckt mit Wald —; überall, nach Ost und West, nach Nord und Süd Wald. Wo Lichtungen waren, vielleicht ein verlorenes Haus oder ein Weiler, meist aber äsendes Wild in großen Rudeln. Und neben den Lichtungen waren Seen in das Waldgebiet eingebettet, große und kleine; still verschwiegene, an die der Wald dicht herantrat und sich in unergründlicher Tiefe spiegelte, aber auch weite, lichte Seebecken mit schilfumkränzten Ufern, wo Wasservögel ihre Zuflucht suchten und ihr Nest bauten. Dem Verkehr durch dies Gebiet dienten nur wenige Straßen.

Für die Menschen unten auf der Erde, die den Raubvogel hoch oben, in dem klaren Äther schweben sahen, stand das Tier jetzt mit unbewegtem Flügel still an einem Punkte. Ergötzte sich sein Auge an dem unerschöpflichen Jagdgebiete unter ihm, oder zögerte sein Instinkt einen Augenblick, nach welcher Richtung er sich wenden sollte? Aber es war nur ein kurzes Zögern, dann schoß er, wie ein von der Sehne entsandter Pfeil, in gerader Linie vorwärts, wo das Gebirge sich noch höher türmte. Er vermied die kleine, altertümliche Stadt, die unerwartet inmitten des ungeheuren Waldgebietes aufgetaucht war. Der Wald hielt sie, wie mit ausgebreiteten Armen von allen Seiten umschlossen, als sei die Stadt sein Kind, als gehöre sie ihm und alles Leben draußen in der Welt ginge sie nichts an. Dafür hatte er dem Städtchen erlaubt, nach vier Richtungen hin, in tief eingeschnittenen Thälern seine Straßen zu ziehen. Damit war es aber auch genug. Man hätte nicht sagen können, wohin es nun weiter hätte wachsen sollen, es sei denn, es wäre auf die Berge geklettert. Höhe und Wald hatten Stillstand geboten, und zufrieden hatte sich das alte Städtchen an sie geschmiegt und sich schon seit Jahrhunderten dabei wohl befunden.

Da, wo die vier Thäler zusammenstießen,

erhob sich hoch auf dem Berge, seine ganze Umgebung beherrschend, ein verwitterter, umfangreicher Schloßbau von gewaltigem Mauerwerk. Es wäre unmöglich gewesen, an dem alten Bau eine Stilart erkennen zu wollen; vor Jahrhunderten entstanden, hatte sich jeder Zeitgeschmack daran versucht, und viele Geschlechter hatten sich nach einander darin wohnlich eingerichtet. Dennoch, wie er da war, war er malerisch, ehrwürdig und gebietend.

Kam man durch eine Gasse der Stadt auf eine Art Markt, der durch die hier zusammenstoßenden Thäler gebildet wurde, und wollte hinauf zu dem Schloß, das mit seinen Dächern und Türmen über die Wipfel der Bäume seines Parkes hinunterblickte, so stieg man entweder auf Steintreppen empor, oder man wählte den schattigen breiten Fahrweg und berührte dann alle dem Schloß besonders zugehörige Baulichkeiten. War man oben, so hatte man gewissermaßen vier Staffeln hinter sich. Die unterste Stufe, die das alte Rathaus kennzeichnete, wurde überragt von der noch ehrwürdigeren St. Johanniskirche, in einem Zeitalter entstanden, wo einzelne gotische Formen schüchtern der schweren Masse der gewohnten romanischen Bauart angepaßt wurden. Es war ein Kreuzbau mit Dachreiter, dickem Turm und tief hinabgehendem Dach. Indem sich der Fahrweg um die Kirche herumwand, erreichte man mit der dritten Stufe eine Reihe hübscher Häuser, die sich mit kleinen, freundlichen Gärten schon an den Schloßpark lehnten; hier wohnten die reichsgräflichen Beamten. Denn Schloß und Stadt waren der Sitz einer ehemals reichsunmittelbaren Familie, der Grafen von Ebersberg Die äußere Stellung des Hauses hatte sich durch die, im Anfange des Jahrhunderts eingetretene Mediatisierung allerdings wesentlich verändert; aber ihre nachweisbare Zugehörigkeit zum hohen deutschen Adel schon im 12. und 13. Jahrhundert und ihr ausgedehnter Besitzstand sicherte ihnen durch die Bundesakte von 1815 „das Recht der Ebenbürtigkeit mit allen souveränen Fürstenhäusern der Christenheit“, und die Chefs der Familie gehörten zu den ersten Standesherren im Staate. In den besonderen staatsrechtlichen Verträgen mit ihrem königlichen Landesherrn, dem sie von jeher in den höchsten Staats- und Hofämtern gedient, waren ihnen auch ihre Reservatrechte in Bezug der Gerechtigkeitspflege, Polizei, Forstgerichtsbarkeit und Aufsicht in Kirchen- und Schulsachen unangetastet geblieben.

War man an diesen Häusern, in denen der Pastor, der Oberförster, der Rentamtmann und auch eine Reihe niederer Beamten wohnten, vorüber, so betrat man bald den Schloßpark, dem der plateauartige, nur leicht gewellte Rücken des Berges erlaubte, sich nach allen Richtungen um das Schloß weit auszudehnen. Nach zwei Seiten sah man auf die unten eingebettete Stadt, nach den beiden anderen winkte, wenn das Auge einen schmalen Thalstreifen überflogen, der dem notwendigsten Ackerbau angewiesen war, Wald, Gebirg und Ferne.

In dem Städtchen war heute Schützenfest. Fahnen, Wimpel und Kränze schmückten die alten Giebel, und in der Hauptstraße, die der Zug passiert hatte, spannten sich grüne Gewinde von einer Seite zur anderen mit einem Zuruf oder fröhlichen Sinnspruch. Hin und wieder hallten ein paar Schüsse von den Bergen wieder und zeigten, daß oben auf dem Festplatz bereits alles im besten Gange war. Wo der Mittelpunkt der Festfreude war, hätte ein Fremder bei dem verwirrenden Echo der Berge vielleicht doch nicht entscheiden können, wenn nicht jetzt, in der Nachmittagsstunde, der Zug der Spazierenden deutlich auf die dem Schloßberg gegenüber liegende Höhe gewiesen hätte.

Auch der alte Pastor Ilow schritt mit seiner Frau den bequemen Fahrweg zur Stadt hinunter, um an der allgemeinen Bewegung teilzunehmen. Denn was von den paar tausend Einwohnern noch zu Hause war, stand oder saß wenigstens vor der Thür, guckte zum Fenster hinaus oder spielte, wenn es unter zehn Jahren war und noch nicht allein hinauf durfte, mit den Nachbarskindern in der geschmückten Gasse.

Nicht nur der Pastor und seine Frau grüßten hier und dort auf ihrem Wege durch die Stadt oder wechselten im Vorbeigehen ein paar Worte mit einem vor seiner Thüre Stehenden, ein Gleiches konnte man an fast allen Spazierenden bemerken. Die Stadt Ebersbach in ihrer Abgeschlossenheit, in ihrer Weltentrücktheit war wie eine große Familie, in der auch die Fäden zwischen den verschiedenen Ständen mannigfach hin und herliefen.

Das alte Paar überschritt, nachdem es den Markt und eine Lücke zwischen den Häusern passiert, den Bach, der dem Städtchen den Namen gegeben und stieg hinter der „Buschmühle“ den ziemlich steilen Pfad hinan, der auf die Höhe

des Plateaus führte. Obgleich beide noch rüstig waren, mußten sie doch hin und wieder stehen bleiben und die Nachkommenden vorüber lassen, denn der Weg, der den Vorzug hatte, in kurzer Zickzacklinie nach oben zu führen, verlangte dafür Kräfte ab. Aus diesem Grunde war auch nach der letzten Steigung ein besonders bequemer Platz mit Tisch und Bank hergerichtet, um den Ermüdeten nach der Anstrengung, durch den Blick auf das malerische Stadtbild mit den umkränzenden Höhen zu entschädigen. Die alten Leute ließen sich hier, schon im Schatten der Buchen, die das ganze Plateau hinter ihnen mit prachtvollem Hochwald bedeckten, nieder.

„Nun Alter“, fragte die Pastorin, „Du hast also den Grafen gesehen und gesprochen?“

„Du weißt, Johanna“, antwortete der Pfarrer, „mich riefen ebenso allgemeine Kirchen- wie meine besonderen Angelegenheiten nach der Hauptstadt, und als mir die ersteren endlich nach Tagen Zeit ließen, war ich recht zaghaft, ob ich bei Sr. Erlaucht noch eine Audienz erlangen würde. Ich begab mich in das Ministerhotel, und schon der Abend zerstreute meine Besorgnisse. Ein eigenhändiges Billet unseres lieben Herrn beschied mich schon zum anderen Tage in früher Vormittagsstunde zu ihm. Als ich mich meldete, wurde ich sofort vorgelassen und fand ihn in seinem Arbeitskabinett, einem hohen, luftigen Raum. ‚Ich habe Sie, lieber Ilow‘, begann er in seiner gewohnten Freundlichkeit, ‚schon so früh zu mir bitten lassen, um Sie ein halbes Stündchen ungestört zu haben. Denn zu späterer Stunde gehöre ich mir nicht mehr und bin auch keinen Augenblick vor Überraschungen sicher.‘

Er bemerkte wohl, welchen Eindruck der herrliche Raum, dessen geöffnete Glasthüren schon den erquickenden Hauch des weiten Gartens einströmen ließen, auf mich machte und lächelte. ‚Beneiden Sie mich nicht‘, sagte er mit einem Seufzer. ‚Das ist für mich das Salatblättchen, das man dem gefangenen Vogel zwischen das Drahtgitter seines Käfigs schiebt. Immerhin etwas, um sich einen Augenblick zu erfrischen. Aber — meine Wälder, meine Wälder! Sie ahnen es nicht, Ilow, wie mich manchmal die Sehnsucht packt! Der Monarch selbst befiehlt mir zwar, diesmal länger in Ebersbach zuzubringen, doch fügte Seine Majestät lächelnd hinzu: ‚Es ist nur politischer Egoismus von mir. Jeder Monat, den ich Sie Ihren Wäldern zurückgebe, erhält mir den Minister ein ferneres Jahr. Ich kann Sie noch nicht entbehren!‘ Das gnädige Wort, lieber Ilow,‘ fuhr der Graf resigniert fort, ‚bedeutet für mich noch auf unbestimmte Zeit ein Ausharren im Staatsdienst. Aber genug davon, es ist daran nichts zu ändern; wir gehören uns nicht selbst. Und gegenwärtig bin ich wenigstens besser daran als in den vergangenen Jahren. Ich weiß mich gut vertreten und werde mich schon in einigen Wochen hier verabschieden können. Aber nun sprechen Sie, Ilow, wie weit sind wir mit dem Interimsbau auf der langen Wiese, und wann können die Arbeiten in der Johanniskirche ihren Anfang nehmen?‘

Das war ja nun gerade die Sache, die mich zu ihm führte. Ich berichtete, daß der Interimsbau im Gang sei, aber der Beschleunigung bedürfe. Denn die Schäden in der Apsis unserer Kirche träten immer deutlicher zu Tage und verlangten gebieterisch Abhülfe. Der Gottesdienst in der Johanniskirche könnte höchstens noch Wochen fortgesetzt werden.

Er hörte mich aufmerksam an und versprach, umgehend das Nötige anzuordnen. Dann fuhr er fort: ‚Hören Sie, Ilow, wie oft der Zufall spielt! Sie wissen, daß der Bau der hiesigen Pauluskirche soeben vollendet worden ist. Ich hatte in dieser Angelegenheit des öfteren mit dem Kultusminister zu verhandeln, und die leitenden und ausführenden Baumeister waren mir nicht unbekannt. Da fällt mir unter den jüngeren ein Name auf, der mir bisher entgangen war — Walter Wittig. Ich versichere mich durch den leitenden Baumeister, daß kein Irrtum meinerseits vorliegt und der Betreffende ein Ebersbacher Kind sei. Ich erfahre weiter Rühmliches über seine Thätigkeit an der Pauluskirche, und er wird mir überhaupt als ein selten begabter, des Interesses werter Mann geschildert. Sie können sich denken, daß mir sogleich die Frage kam, ob sich nicht in ihm die besonders geeignete Persönlichkeit für die Renovation unserer Johanniskirche darböte. Ich ließ ihn zu mir bitten, und meine Erwartungen wurden übertroffen. Ich fand nicht nur einen anziehenden, für seine Kunst begeisterten Mann, sondern er war auch beglückt über die Aufgabe, die ich ihm in Aussicht stellte, wobei er zum ersten Mal auf eigenen Füßen stehen würde. Daß wir so schnell einig wurden, schreibe ich auch dem Umstande zu, daß ihm noch seine Mutter in Ebersbach lebt.‘“

„Der Sohn unserer alten Witti unten am Markt“, ergänzte die Pastorin.

„Freilich, Johanna. Du kannst Dir denken, wie gerne ich das alles hörte. Doch sieh einmal, wer da den Berg heraufkommt.“

Im nächsten Augenblick begrüßten die Pastorsleute den Oberförster und seine Tochter.

„Du hast Dich lange nicht blicken lassen, Marie,“ sagte die Pastorin vorwurfsvoll zu dem hübschen Mädchen mit den großen, stillen Augen, während die Männer sich die Hände schüttelten.

„Verzeih', Tante“, entschuldigte sich die Angeredete, „es gab in den letzten Wochen zu viel bei uns zu thun; der Vater wird es bestätigen.“

Der Oberförster, ein hochgewachsener Mann mit scharfen, grauen Jägeraugen, nickte lächelnd und bezeugte, indem ein Blick freudigen Stolzes zu seinem Kinde hinüberflog: „Es ist wahr, sie hat sich arg tummeln müssen.“

Der Pastor erwähnte auch dem Oberförster gegenüber, was er eben seiner Frau erzählt, und der Name Walter schlug an das Ohr des Mädchens. Rötete ihr Antlitz die Nennung des Namens oder war es nur die Anstrengung des Steigens? Als sie beim Weitergehen in die hohen Buchenhallen eintraten, schritt sie gesenkten Hauptes an der Seite des Vaters dahin.

Die Pastorin schaute ihrem Liebling nach. „Was ich dem Mädchen gut bin! Wenn ich ihr doch einen braven Mann verschaffen könnte. Aber wie ist's denn? Was jung ist und sich kräftig fühlt, strebt von hier hinaus, und von draußen kommt selten etwas in unser Waldnest hinein.“

Der Pastor lächelte. „Muß denn immer geheiratet werden, um glücklich zu sein? Wie machen die Menschen — und besonders Ihr Frauen — denen, die sie lieben, schon vorher ihr Schicksal zurecht. Mir ist jedesmal dabei bange, denn die Wege Gottes sind nicht unsere Wege, und oft, wenn ich in thörichter Weise einem jungen Menschenkinde von seinen Angehörigen den Lebensweg weit hinaus bestimmen sah, fiel mir das Wort ein: Durch viel Trübsal müssen wir in das Reich Gottes gehen.“

Die Pastorin achtete nicht auf diesen Einwurf; im Gegenteil, sie hatte inzwischen alles in das richtige Geleise gebracht. „Ja, wenn der Walter etwas Tüchtiges ist —! Die Väter waren ja schon eng befreundet, und wer kümmert sich denn im ganzen Ort mehr als Marie um die leidende Frau, die alte Wittig? Die würde am liebsten die Hände der beiden in einander legen.“

„Nun, Du hast ja bereits alles in Ordnung gebracht“, sagte der Pastor milde. „Aber, Johanna, habe ich Dir denn schon erzählt, wie auch der Graf nach der Erbgräfin fragte?“

„Nein“, antwortete seine Frau interessiert, „das erzähle noch; dann wollen wir den anderen nachgehen.“

„Er fing selbst davon an“, berichtete der Pfarrer, „und ich merkte, wie wohl es ihm that, von seinem Kinde mit jemand sprechen zu dürfen, der es von klein auf kennt und es fast täglich sieht. Ich erzählte, was ich wußte: Wie die Erbgräfin bei uns vorüberreitet, wie wir dann und wann einen Nachmittag oder Abend oben auf dem Schlosse verplaudern dürfen, wie sie sich ihre Unmittelbarkeit bewahrt hat, und wie sie jedermann liebt.

Der Graf lächelte wehmütig und stolz. ‚Ihr glaubt nicht, Ilow, welche klare, brauchbare Berichte ihre Briefe oft über Forstangelegenheiten und Wildstand enthalten. Ein Oberforstmeister könnte sie nicht besser liefern. Dort, wo sie will, sieht sie alles und weiß sie alles. Warum ist sie kein Mann geworden! Die Erbgräfin nennt Ihr sie alle in Ebersbach und wißt recht wohl, daß es nach unserem Hausgesetz keine Erbgräfin giebt. Ach Ilow, die Zukunft Veras, die Zukunft der Grafschaft bedrückt mich oft aufs tiefste.‘

Ein Diener trat ein und brachte dem Grafen eine Meldung. Er warf einen Blick in das ihm überreichte Blatt. ‚Sie sehen, Ilow, auch das Salatblättchen wird mir schon wieder entzogen. Aber bald bin ich bei Euch; bis dahin grüßen Sie mir Stadt, Schloß und vor allem — die Erbgräfin!‘ Ach, Johanna, der arme Graf that mir doch von Herzen leid. Ja, wenn er hier ist, dann ist er frei, dann ist er der Herr und Gebieter; aber dort erschien er mir nur als eines der Räder in der großen Maschine des Staates, die in ihrem Gange nie stillstehen dürfen.“

Immer kamen noch Leute den Berg herauf, um sich nach dem Festplatz zu begeben. Zuletzt, als das Ehepaar sich gerade erheben wollte, huschte noch ein junges Weib mit rabenschwarzen Haaren und nicht häßlichen Zügen vorüber. Aber ihre Kleidung, obwohl sie sauber war, machte den Eindruck des Ärmlichen, und Gang und Gruß hatten etwas Scheues.

Wenige Schritte hinter ihr, aber doch wohl nicht zu ihr gehörig, kam ein städtisch gekleideter Mann mit einer auffallend bunten Kravatte bei den

Pfarrersleuten vorüber, die er mit übertriebener Höflichkeit grüßte.

Das Ehepaar betrat nun auch die hohen Buchenhallen des Plateaus, über das der Weg nun gleichmäßig eben bis zum Festplatz lief. Die beiden anderen blieben vor ihnen. Sie gingen schneller als die alten Leute und zeigten ein sonderbares Betragen. Es war, als wenn sie sich gegenseitig anzogen und wieder abstießen. Erst blieb das Weib zurück, und der Mann schien ihr im Vorübergehen ein Scherzwort zuzurufen, das sie nicht gerade freundlich beantwortete. Dann blieb eine Weile ein ziemlicher Raum zwischen den beiden, obgleich die Frau auf der anderen Seite des Weges wieder in gleiche Höhe mit dem Manne gekommen war. Nun näherte er sich ihr wieder und schien eine Frage zu thun, die sie halb mürrisch, halb herausfordernd beantwortete.

Wenn er etwas dazwischen warf, lachte oder die Achseln zuckte, schien er sie nur noch mehr zu reizen. Das beabsichtigte er vielleicht auch. Als er genug gehört hatte, wandte er sich einmal vorsichtig um, und als er den Pfarrer hinter sich erblickte, machte er sich ohne weiteres von seiner Kameradschaft los und war bald den anderen eine gute Strecke voraus.

„Es ist doch seltsam,“ sagte der Pfarrer, der das alles beobachtet hatte, zu seiner Frau; „was haben die beiden mit einander zu verhandeln?“

„Wundert Dich das?“ antwortete sie. „Der Hawlitzki ist bei seinem Barbier- und Heilgehülfenberuf, der ihn weit in der Grafschaft umherführt, ebenso an allerlei zweifelhafte Geschäfte gewöhnt, wie es die Ursel Grizonka leider auch ist. Die haben genug mit einander auszutauschen, und ich fürchte, es ist nicht immer etwas Gutes.“

„Sie hat aber als Botenläuferin keinen schlechten Ruf, Johanna“, warf der Pfarrer ein.

„Wo wird sie denn“, entgegnete seine Frau. „Sie ist ebenso vorsichtig und klug wie der Hawlitzki, der auch eine gewisse Beliebtheit hat. Aber die nahe Grenze verleitet Leute ihres Schlages leicht dazu, zweifelhaften Verdienst nicht auszuschlagen; das weißt Du so gut wie ich“.

Das Ehepaar war inzwischen bei dem Festplatze angelangt und sah eine Weile dem bunten Treiben zu, auch hier, da und dort einen Gruß tauschend. Man sah, die alten Leute erfreuten sich allgemeiner Beliebtheit. Der Pfarrer aber hatte sich doch bald satt gesehen und wünschte seinen gewohnten Spaziergang zu vollenden. Wenige Schritte vom Festplatz entfernt, waren die weiter Wandelnden schon wieder rings vom Walde umschlossen, und nach rechts that sich, über eine Lichtung fort, der Blick in eine ganz neue Gebirgswelt mit eingebetteten fruchtbaren Thälern auf. Das Stimmengewirr war ganz verstummt; alles war wieder Schweigen, fast noch eindringlicher gemacht durch einen hin und wieder schallenden Büchsenknall.

Die Natur war hier allmächtig; das bißchen Menschendasein schien ihr gegenüber zu verschwinden.

II.

Auf der Eisenbahn-Station, die, nach der Ebene zu, fast an der Grenze der Grafschaft lag, wurde der Frühzug erwartet. Vor dem Stationsgebäude hielt gräfliches Fuhrwerk, eine mit zwei Rappen bespannte Equipage und ein Begleitwagen für das Gepäck. Auf dem Perron stand ein älterer Mann in dunklem Rock und ein jüngerer in der Livree des gräflichen Hauses. Sobald der Zug eingefahren war und die Aussteigenden den Bahnsteig füllten, hatte auch schon der ältere Diener mit vielgeübtem Scharfblick erkannt, was er suchte, und näherte sich mit abgezogenem Hute einer blonden, noch sehr jungen Dame, die schon vorher, als der Zug einfuhr, mit sichtlich besorgter Miene auf ihrem Coupéplatz gesessen hatte. Bei der höflichen Anrede des Dieners, der sofort ihr Handtäschchen ergriff und dem jüngeren Begleiter den Gepäckschein übergab, erhellten sich die aristokratischen Züge des jungen Mädchens und nahmen ihre gewohnte Freundlichkeit an. Und als die junge Dame nun erst im Fond der Equipage saß, auf deren Bock der alte Diener neben dem Kutscher Platz nahm, schien ein gewisses Gefühl des Geborgenseins über sie zu kommen, und die fröhlichen Augen wagten sich wieder der umgebenden Welt zuzuwenden, die nun bald ihre Welt werden sollte.

Der Wagen bog bald in eine gut gehaltene Chaussee ein, die die Eisenbahnstation in gerader Linie mit Ebersbach verband. Freilich merkte man auch hier, daß man in ein großes Waldgebiet eintrat, denn der Wald trat rechts und links dicht an die Chaussee heran, die bis Ebersbach keinen anderen Ort berührte. Auf einen naiven Ausruf des jungen Mädchens über die Schönheit des Weges wandte sich der alte Mann zur Seite und sagte in ehrerbietigem Tone: „Drüben der Weg, gnädiges Fräulein, der frei-

lich nicht chaussiert, aber fester Waldboden ist, ist noch viel schöner."

„Benutzt man ihn denn nicht?" fragte die junge Dame.

„Er ist etwas weiter", erklärte der Diener, „und gewöhnliches Fuhrwerk darf ihn nicht befahren; er dient mehr Forst- und Jagdzwecken. Am meisten benutzt ihn die Erbgräfin, die ihn auch seitlich hat ausdehnen lassen".

Man durchfuhr jetzt eine Strecke, wo der Wald parkartiges Ansehen gewann und nicht mehr mauerartig an die Chaussee herantrat.

„Ach, wie freundlich!" rief das junge Mädchen entzückt.

„Ja", lächelte der alte Mann, „das haben wir unserer Erbgräfin zu danken".

In dieser Partie lag weiter hinein auf einer Höhe, die sich sanft zu einer Waldwiese senkte, ein zierliches Bauwerk.

„Was ist denn das da oben?" orientierte sich die junge Dame weiter, mit ihrem Schirmchen den Punkt bezeichnend.

„Das ist ein Theehäuschen, mit dem die Erbgräfin Se. Erlaucht an seinem letzten Geburtstage überraschte, zu dem er gerade hier eintraf. Sie selbst hat die Zeichnungen hierzu gemacht."

Jetzt wurde es eine Weile still zwischen der Fragenden und dem Auskunft Gebenden; die erstere mußte sich sammeln und über allerlei nachdenken. — Die Erbgräfin und immer die Erbgräfin! Da konnte einem ja wirklich ganz bange werden, wenn man so mit immer zunehmender Schnelligkeit, wie ihr schien, der Gefürchteten entgegengeführt wurde. Freilich, wenn man Erbgräfin war, dann konnte man auch Parks und Straßen anlegen und auch ein Haus bauen. Aber das war's nicht, was sie einschüchterte. Sie brachte ein Gefühl der Beklommenheit der Erbgräfin gegenüber schon mit sich, und die ersten Eindrücke hier hatten dies Gefühl verstärkt. Nicht was der Mann sagte, sondern wie er es sagte, fiel ihr auf. So sprach nicht ein Diener von seiner Herrin, auch nicht von seiner hohen Herrin; es war die Art, wie jemand von einer ungewöhnlichen Persönlichkeit spricht, die er ehrfürchtig liebt, und von deren Vollkommenheit er ganz durchdrungen ist.

Mein Gott, wie würde das nur werden? Sie kam sich in diesem Augenblick vor wie ein Ball, der von Knabenhand geschleudert, durch die Lüfte fliegt und nicht weiß, wo er niederfällt. Die Knabenhand aber war das Geschick, das ihre arme, kleine Person aus stillem geborgenen Eckchen plötzlich ohne ihr Zuthun in Bewegung gesetzt, daß sie sich zuweilen wie träumend fragte Wie kommst Du eigentlich hierher?

(Fortsetzung folgt.)

Herbstblätter.

Lasset uns sterben,
In Schönheit sterben,
Tanzen hinab in den Tod!
Laßt uns zum letzten,
Zum lustigsten Reih'n
Im Sonnenschein
Mit leuchtenden Farben uns
Schmücken, golden und rot!

Schwestern, heute zum letztenmal
Lacht uns ihr warmer Glanz,
Purpurflammender Abendstrahl.
Schwestern, hört ihr's? Es wispert der Wind
Fern und leise.
Kommt erst die frostige Nacht, — geschwind
Andere Weise
Spielt er uns auf zum Totentanz.

Fort denn! Unsere Zeit ist vorbei.
Sterben wollen wir freudig und frei!
Sehet die Sonne im Westen vergeh'n
In strahlender Pracht!
Nach finsterer Nacht
Wird sie zum Leben auferstehn.

Also auch kehren wir, traun,
Jugendfroh wieder,
Uns forterbend
In ferne Zeit.
Drum laßt hohnlachend heut'
Uns dem Tode ins Antlitz schau'n!

Da wir in Schönheit
Tanzend und schwärmend
Sterbend schweben
Zur Erde nieder,
Geben wir Leben,
Schöneres Leben,
Neuen Geschlechtern
In Ewigkeit.

Julius Baum

Vom deutschen Strand.

Erzählungen von **Philipp Kniest.**

Nebel.

(Fortsetzung und Schluß.)

Als etwas Brise aufsprang, suchten wir möglichst von der Küste frei zu bleiben und nach Norden zu anzuliegen, um bei etwa eintretender Windveränderung nicht durch die dann entstehenden Strömungen an Leegerwall getrieben zu werden. Ein vorsichtiger Seemann zieht ja immer in Rechnung, daß in solchem Falle, wie wir sagen, „de hollandschen Gaten bannig to trecken plägt."

Es war bereits Mitte Dezember geworden. Da trat mit dem Mondwechsel südwestlicher Wind ein, der neues Leben und doppelte Energie an Bord zuwege brachte. Wir setzten an Segeln, was nur irgend stehen wollte und kamen jetzt gut vorwärts. Die Höhe von Texel hofften wir bald zu erreichen, um dann von dort direkten Kurs nach der Weser zu steuern.

„Stürmann", äußerte der Kapitän eines Tages, „to Winacht sind wi binnen. De an'n Lanne könt den Koken (Kuchen) for us mit anröhren. Wi singt alle in de Karken mit: Dies ist der Tag, den Gott gemacht . . . Gewen Se de Jantjes en Extraration Rum, dat se sick vörut all freit und de Seele in't Liw torechte warmt."

Merkwürdig war's, daß niemand an Bord sich so ganz von Herzen freuen wollte, — uns allen lag etwas schwer in den Knochen. War der verschleierte graue Himmel, die fast undurchdringliche Finsternis der Nacht der Grund? Jan Maat, sonst gern zu Scherz und Lachen geneigt, blieb ernst und gleichgültig. Der alte Bootsmann brummte gar vor sich hin:

„Wer weet, wat noch kummt?"

Und wenn ich ihn ermahnte, nicht Schrullen nachzuhängen und wenigstens nichts davon den Leuten gegenüber verlauten zu lassen, dann erwiderte er:

„Wi willt dat Beste hapen, Stürmann. Aberst dat Wär gefallt mi nich. De Lucht (Luft) druckt Eenen ja dal as Blee (Blei)."

Mir kam das auch so vor. Die Seevögel flogen unruhig und unstet über die Wellen und kreischten ärger wie gewöhnlich. Die Kimmung (der Horizont) war schmutzig und gelb, das Barometer stand niedrig, mehr Wind prophezeiend, der aber, wenn er eintrat, uns jedenfalls nicht hinderlich, ja, nur erwünscht sein konnte.

Wir brauchten fleißig das Lot, welches beruhigende Auskunft über den Schiffsort gab. Die Brigg war von der Küste frei und lag auf richtigem Kurse. Nachmittags wurde die bis dahin sichtige Luft etwas diesiger . . . . Wir wandten alle Vorsichtsmaßregeln an, loteten noch fleißiger und fanden zu unserer Beruhigung alles in bester Ordnung. Da gegen Abend die Unsichtigkeit noch zunahm, so verdoppelten wir den Ausguck, trafen Vorsorge, die etwa nötigen Signale durch Läuten, Blasen, Laternen und farbige Feuer sogleich geben zu können.

Plötzlich wälzte sich eine Nebelwand heran, wir waren in eine undurchdringliche Wolke eingehüllt.

„Dar hefft wi de Bescheerung!" brummte der Bootsmann.

Kapitän Nedderhorst blickte mich besorgt an; die Leute steckten die Köpfe zusammen. Jeder an Bord fühlte die Unsicherheit. Nebel ist ja das Schlimmste für ein Schiff, besonders in der Nähe von Häfen und frequentierten Kursen, wie hier. Der Gefahr, angerannt zu werden, ist es fast widerstandslos überliefert.

Was wir thun konnten in dieser Lage, geschah. Die Fahrt des Schiffs wurde soweit gemindert, daß es nur eben noch steuerfähig blieb; von Minute zu Minute erklang das Signalhorn, die Laternen brannten, vermochten aber kaum auf wenige Schritte hin den Nebelschleier zu durchdringen; die Glocke schlug in kurzen Zwischen

räumen an. Noch hatte das Schiff Fortgang und hielt seinen Kurs inne; der Wind flaute aber zusehends ab und schlief nach Verlauf einer halben Stunde fast gänzlich ein, — die Segel hingen schlaff an den Masten herab. Wir waren vollständig bekalmt (lagen ganz still), widerstandslos etwa herannahendem Unglück gegenüber.

„Doht Joe Plicht und Schuldigkeit, Kinners!“ rief Kapitän Nedderhorst den mutlos werdenden Matrosen zu .... „Wer denkt denn gliks dat Slimmste? Wi staht ja in Gottes Hand. De ward use gode Brig ook ditmal as so faken oft all in sinen gnädigen Schutz nehmen. Dat Wär klart woll bald wedder up und denn kriegt wie goden und awerleidig genog Wind. In 'n paar Dagen sitt't wi bi Moder achter'n Aben (Ofen) und lacht äwer dat bäten Mist (Nebel) in'r Nordsee. Jio, du mußt nich verzagen, seggt se an de faste Wall (am Lande). Makt mal en bäten ordentlichen Schandal, Jungens!“

Die Leute lachten, jeder suchte seine Schuldigkeit zu thun, mit allen zu Gebote stehenden Mitteln den größtmöglichen Lärm zu verursachen, damit die etwa unsern Kurs kreuzenden Dampfer — wir lagen ja in ihrem Bereiche — von unserer Gegenwart unterrichtet würden.

.... Ich hatte meinen Posten auf dem Quarterdeck. Obgleich mir der Mut in allen Lagen des Lebens nicht so leicht ausging, — es war mir doch etwas eigen ums Herz. Ich konnte eine gewisse Ängstlichkeit nicht zurückdrängen, — trübe Ahnungen, Gedanken, in welchen mein ganzes vergangenes Leben mir eitel, schal und schuldbeladen erschien, drückten mich nieder. Doch ermannte ich mich und horchte mit der gespanntesten Aufmerksamkeit über Bord hinaus. Ha, halloh! Was ist dort? Schlug da nicht ein eigentümliches Geräusch an mein Ohr? Ich hörte mein Herz pochen. Ich wandte mich an den Kapitän, der in diesem Augenblicke auf dem Quarterdeck erschien, und teilte ihm meine Wahrnehmung mit. Er legte die Hand an das Ohr und horchte gleichfalls.

„Ik kann nicks wahrnehmen, Stürmann“, sagte er. „Se bildet sik wat in. Man kummt licht darto in so 'ne Lage, wo wi nu in sind. Laaten Se man de Signale von Tid to Tid wedderholen, — en Kanonenschuß kann ook nich schaden.“

Ich ließ laden, und feuerte das Geschütz selbst ab. Der Knall, hohl und dumpf, rollte in der Nebelschicht nicht fort; ich hatte das Gefühl, daß er nutzlos verhallte und garnicht in die Fe... drang.

Wieder horchte ich in atemloser Spann... Abermals jenes Geräusch, jetzt aber deutlicher! War's nicht wie fernes Wasserrauschen? D... und wann zischte etwas wie ein leiser Pfiff ... hörte taktmäßiges Pochen.

„Kapitän“, rief ich, „hört Se nicks?“

„Wahrhaftigen Gott!“ entgegnete er. „Stü... mann, Se hefft recht, dar is en Damper in ... Neegte (Nähe)!“

Ängstlich horchten wir beide. Es schien, ... ob das Geräusch verstummte, dann wieder ... es da, kam aber aus anderer Richtung und kla... entfernter.

„Na, wi blivt woll free“, meinte der Kapit... „De Damper stürt to Norden von uns. Laat... Se man nochmal scheeten.“

Ich machte Anstalten, den Befehl auszuführ... während der Kapitän nach vorne ging, um da... Läuten und Signalblasen persönlich zu ü... nehmen.

Eine Zeitlang blieb alles still. Plötzlich jed... glaubte ich ganz deutlich das Schlagen ein... Schraube, Wasserrauschen und einen langgezogen... Pfiff zu hören. Mein Gott, das klingt ja ga... aus der Nähe! .... Dann aber war all... wieder still ....

Ich hielt mich krampfhaft an der Rel... fest, lauschend und in den undurchdringlic... grauen Nebel hinausstarrend, wie wenn ich i... mit den Augen durchbohren wollte. Immer u... heimlicher ward mir zu Sinne. Ich stand je... allein auf dem Quarterdeck, — der Mann am Ruder hinter mir wahrte seinen Posten, dam... bei eintretender Brise die Brigg sogleich wied... ihren Kurs verfolgen könne ... Gott sei Dank! die Segel beginnen sich zu füllen, die „Republ... geht leise durch das Wasser ....

Da! ... Allmächtiger Gott! .... Gan... in der Nähe das taktmäßige Arbeiten eine... Schiffsschraube! .... Das Wasser rauscht ... Hüben und drüben Geschrei, Signale, Pfeife... Läuten! .... Angstvoll höre ich unsere Leu... an Deck hin- und herrennen ... Kapitän Nedde... horst kommandiert mit heller klarer Stimm... Ich lehne mich weit über Bord nach der Se... hin, von welcher das Geräusch kommt, ich ru... dem Mann am Ruder zu, sogleich die Richtu... zu verändern, wenn ich es befehle. Er antwort... zustimmend ....

Barmherziger Himmel! .... Wie ein ...

mit der Tiefe erhebt sich, näher und näher
ckend, der weit ausladende Bug, der Klüver-
um eines großen Dampfers aus dem Nebel,
ie feurige Augen leuchten die roten und grünen
eitenlichter . . . Die Schraube steht still, jetzt
lägt sie rückwärts . . . Ein furchtbarer Krach,
n Splittern! — Der scharfe Steven des Dampfers
t die Brigg erfaßt, die, in allen Fugen erbebend,
ch auf die Seite legt. Über mir neigt sich die
allionfigur des mehr und mehr in unser Schiff
nschneidenden Dampfers, alles auf seinem Wege
rscheiternd . . . Ich höre das Eindringen des
luchenden Wassers . . . Ich werde auf die
Seite gedrängt . . . Wenn ich nicht vernichtet
erden will, muß ich über Bord springen . . .

Hinab denn in die See! . . . Lieber noch den
emlichen Tod des Ertrinkens, als den blutigen
es Zerschlagen- und Zermalmtwerdens! . . . .
Gott, welch' ein Augenblick! . . . . Nur kurze
Sekunden hat das alles gewährt, und es war
mir wie eine Ewigkeit . . . .

Ich befand mich im Wasser. Glücklicherweise hatte ich leichte Kleidung und Schuhe an. Die schweren Seestiefel würden mich sogleich in die Tiefe gezogen haben. Unwillkürlich regte ich Arme und Beine, denn ich war ein tüchtiger Schwimmer. Instinktmäßig entfernte ich mich von der Unglücksstelle. Mir konnte ja niemand helfen, ich niemandem von Nutzen sein. Ganz von mir selbst beschäftigt, hörte ich anfangs nicht viel von dem, was in meiner Nähe vorging. Dann aber vernahm ich verzweifeltes Hilferufen. Die Pfeife des Dampfers gellte, das Wasser rauschte gewaltig, dann stürzte es nieder, brauste auf aus der Tiefe und dann — war alles still! . . . . Sehen konnte ich nichts, der Nebel war undurchdringlich. Das Pfeifen und langsame Fahren des Dampfers hörte ich noch eine Weile. Vielleicht machte man Versuche, Ertrinkende zu retten. Ich schrie aus Leibeskräften um Hilfe, aber ungehört verhallte meine Stimme über dem, Gott sei Dank! ganz ruhigen Wasser. Jetzt war's still um mich her . . . Dann wieder glaubte ich das regelmäßige Arbeiten der Maschine aus weiter Entfernung zu hören . . . . Endlich — Totenstille! . . . Wo war Kapitän Redderhorst, wo sind unsere Leute? . . . O Ewigkeit, du Donnerwort . . . .

Noch schwamm ich, — nach welcher Richtung wußte ich nicht, da ich keinerlei Anhaltspunkte hatte. Allmählich ließen meine Kräfte nach, obgleich ich, auf dem Rücken liegend und nur eben mit Armen und Beinen arbeitend, mich öfter auszuruhen versuchte. Noch hatte ich meine Energie nicht verloren, die Liebe zum Leben ließ Gedanken an den Tod, der mir ja so grauenhaft nahe war, nicht aufkommen. Ich bat Gott, mich bis zum Anbruch des Tages kräftig zu erhalten. Bei der starken Schiffahrtsbewegung in diesem Teile der Nordsee konnte ich hoffen, wenn bis dahin meine Glieder nicht in der Kälte des Wassers den Dienst versagten, durch irgend ein Fahrzeug gerettet zu werden. So wie anfangs vermochte ich sie schon längst nicht mehr zu regen; fast alle fünf Minuten mußte ich mir Rast gönnen und auf dem Rücken liegen.

Was blinkt dort über mir? Ein Stern ist's, der matt durch den Nebelschleier leuchtete. Ich rief jauchzend: Gott Lob und Dank! Der Nebel war am Verziehen. Ein Stern nach dem andern trat hervor, und bald funkelte der ganze Himmel in voller glänzender Pracht. Wenn ich meinen Kopf erhob, konnte ich verhältnismäßig weit umherblicken, obschon es noch Nacht war. Das Auge eines Seemanns ist scharf und durchdringt selbst die Finsternis, sobald nicht der graue Feind, der Nebel, seinen undurchsichtigen Schild aufgestellt hat. Meine Zuversicht wuchs, ich verdoppelte meine Anstrengungen und schwamm jener Richtung zu, wo ich dem Stande der Sterne nach die nächste Küste wußte . . . Dieselbe zu erreichen, war ja der Entfernung wegen unmöglich, doch nur so — unwillkürlich — und nicht anders konnte ich handeln.

Ich schwamm und schwamm, immer mehr ermattend. Aber das Spiel gab ich noch längst nicht verloren, so oft ich, von Hunger und Durst überdies gequält, mich auch erschöpft fühlte . . . Oft wollten mir die Sinne schwinden . . . Die Versuchung trat heran und flüsterte mir zu: Laß dich sinken und mach' der Quälerei ein Ende! Doch immer siegte noch die Lust zum Leben, das feste Vertrauen auf meine Rettung kam immer wieder zum Durchbruch. Meine geschärften Augen späheten hierhin und dorthin, ob nicht irgendwo auf der endlosen Fläche etwas zu entdecken sei, eine Licht oder sonst etwas . . . . Da hob und senkte sich in der Schwellung ganz in meiner Nähe ein Gegenstand. Ich bot meine letzten Kräfte auf, denselben zu erreichen. Was war's? Ich ergriff ihn mit der Hand und packte fest zu: Ein Stück Holz hatte ich gefaßt, eine Spiere — ich kannte sie nur zu gut, es war eine Reserve-

spiere vom Deck der Brigg —, noch hingen die Taue daran, mit welchen sie festgebunden gewesen war, man mußte sie im letzten Augenblick gelöst haben. Ich kletterte hinauf . . . O, dort schwimmt noch ein zweites Holz, — welches Glück! Ich holte es heran und verband beide Stücke notdürftig durch die Taue miteinander. Nun besaß ich ein Floß, ich konnte ausruhen und das Weitere vertrauensvoll erwarten.

Welche Wonne, die Glieder zu strecken! Und ob sie gleich vom Wasser stetig überströmt wurden, was kümmerte mich das? Ich gebrauchte die Vorsicht, mich mit dem Tauende, meinem Taschentuche und Gürtel notdürftig festzubinden, damit ich nicht fortgespült werden konnte. Dann schloß ich die Augen, des lieben Gottes Hut bei der herannahenden Morgenröte mich überlassend. Im Lichte des Tages mußte sich ja finden, was zu beginnen war.

Ich schlief ein. Ich fühlte mich wie ein Kind in seiner Wiege geschaukelt. Zeitweise durchbebten mich Frostschauer. Es ward dunkel um mich her und in mir selbst; tiefer, immer tiefer fühlte ich mich sinken, tief, — so unendlich tief. Meine Sinne schwanden. Ich lag wie tot da. Wie lange, das weiß ich nicht . . . .

Mein Bewußtsein kehrte zurück. Ein Gefühl der Wonne und Behaglichkeit durchströmte mich, meine steifen, starren Glieder fühlten wieder Leben. Ich schlug die Augen auf.

Wo war ich?

Ich lag in den weichen, warmen Kissen eines Alkovens; freundlich schien die Sonne durch das niedere, gegenüber befindliche Fenster. Ein Feuer brannte auf dem mit blauweißen Fliesen umgebenen Herde; der Theekessel am Feuerhaken summte und dampfte. Die Wanduhr tickte. Wie behaglich sah das alles aus! War ich im Paradiese?

Wie kam ich hierher? Es dauerte eine Weile, bis ich mich besinnen konnte auf das, was ich erlebt, was ich durchgemacht hatte. Und wie rätselhaft, daß ich, der noch eben in der See hilflos umhertrieb, hier geborgen, weich und warm ruhete! Meinen Kopf wendend — die Glieder waren steif und schmerzten bei jeder Bewegung — sah ich neben dem Herde eine Frau in Niederländischer Tracht sitzen, die sogleich aufstand, als sie Geräusch vernahm, und an den Alkoven trat. Sie fragte freundlich, ob ich irgend etwas wünsche und bedürfe? Obschon sie holländisch sprach, so verstand ich sie doch ganz gut und bat um Wasser, meinen Durst zu löschen. Sie hatte auch mein Plattdeutsch verstanden und brachte mir sogleich ein Täßchen heißen Thee. Wie labte mich der Trank!

So sauer mir das Sprechen auch noch fiel, so stellte ich doch einige Fragen an die mich mit mütterlicher Sorgfalt zurechtlegende, aus lieben, freundlichen Augen mich anblickende Frau. Da erzählte sie mir, daß ihr Mann, der mit seiner Fischersmack draußen in See war, mich auf den Spieren treibend gefunden habe. Er barg mich, da er noch Leben in mir entdeckte. Ich wurde zu Koje gebracht; man flößte mir warme und starke Getränke ein. Zum Bewußtsein kam ich aber nicht an Bord der Smack. Ich lag im tiefen, tiefen Schlafe. Die Fischerleute brachten mich nach ihrer Heimat auf der Insel Terschelling. Jan van Moken übergab mich der Pflege seiner Frau und Tochter, während er selbst wieder seinem Berufe nachging.

Wie aufopfernd und liebreich haben die Leutchen für mich gesorgt, mit welcher Teilnahme behandelte mich der alte Jan — väterlich kann ich wohl sagen — wenn er, aus See kommend, einige Tage zu Hause blieb . . .

Es dauerte lange, bis ich vollkommen hergestellt war. Aber nur zu gern blieb ich in dem kleinen Fischerdorfe, denn in der Tochter, Aldegonda van Moken, hatte ich eine Gefährtin gefunden, von welcher ich mich nicht wieder zu trennen vermochte. Sie stützte mich auf meinen ersten Gängen an den Strand und in die Dünen; das erste bescheidene Blümchen, welches sie fand, steckte sie mir in das Knopfloch und sah mich dabei so innig an, daß ich in ihren Augen ihr Herz erkannte. Was ich bisher gelebt hatte, das lag wie in einem grauen Nebelschleier da; in Aldegonda ging die Sonne auf, welche ihn zerriß. Nun zog der Frühling ein, in heiterem, goldigen Lichte sah ich die Zukunft vor mir. In Aldegonda lag all' mein Glück, und das ihre in mir, das fühlte, das wußte ich. Wir gehörten zu einander, waren für einander geschaffen . . . .

Als ich endlich ganz genesen nach Bremen zurückkehrte, ließ ich — meine Braut auf Terschelling zurück. Und gar bald wurde sie mein treues liebes Weib, denn die Rheder der „Republik", welche spurlos verschwunden blieb, vertrauten mir sogleich die Führung ihres neuesten Schiffes an. Wie der das Unglück verursachende Dampfer hieß, ist nicht bekannt geworden. Da derselbe hoch und die Brigg ungewöhnlich tief im Wasser lag, so ist anzunehmen, daß er ohne wesentliche

Beschädigung davonkam. Bei dem dicken Nebel hatten die Leute an Bord des Dampfers die Kollision wohl kaum für so ernst und verhängnisvoll angesehen, wie sie in der That für die Brigg war.

„Und“, so schloß Kapitän Schiphorst seine Erzählung, „nu möt't Ji doch alle seggen, dat et god is, wenn de Seemann swommen kann. Von mi nochmal to spräken, so seet ik nich hier ahne dat und haar ook mine Aldegonda nich frägen. Mine Jungens hefft dat Swommen lehrt. Hapentlich kummt kiner darto, sin Schipp unfreewillig verlaten to möten as ik datomal de gode Brigg.“

„Prost, Schiphorst“, rief Kapitän Brockstedt: „Du und Dine Olsche schält leben!“

Wir stießen unsere Seidel zusammen. Schiphorst erhob sich mit den Worten:

„Et is Tid, dat wi to Huse stürt! Ook de leive Fro kann toväl (zuviel) Unpunktlichkeit bi ehren Mann nich liden und fangt denn an to ...ich an mich, „Se möt't noch en bäten mit mi muckern und predigen. — Und Se“, wandte er sich an mich, „Se möt't noch en bäten mit mi kamen. Mine Fro kennt Ähren Namen all ganz god und ward sick freien, Se äwer dat slechte Hollendsch in Ähre Böker to konfirmeeren (koramieren) und von dit und dat an de Waterkant und den olen Damen-Kaptein mit Se to snacken. Jä, wat se is, mine Fro, so is se ja nich ganz jung mehr, aberst, as use Herr Pastor seggt, „die schönste Matrone im Städtchen!“ — en lüttje söte Olsche, so segge ik up Platt, und ik mutt dat wäten!“ . . .

Ich wanderte mit dem Kapitän die Weserstraße hinauf nach seinem schmucken Häuschen, woselbst ich noch einige angenehme Stunden mit den beiden Alten verlebte. Sie war wirklich „en lüttje söte Olsche“, rund und drall, niedlich und appetitlich, wie weiland Sjoukelina Husheer*) ihrem Manne — der Sonnenschein im Lande des Nebels.

*) Eine Gestalt aus des Verfassers Buche: „Von der Wasserkante“.

Werden.

Die Nacht hat alle Worte eingefangen
Im dunklen Netz der tiefen Traurigkeit.
Nun liegt die Welt in atemlosem Bangen
Und horcht vergebens in die tote Zeit.

Kein Windhauch will sich in die Stille wagen,
Die Felder steh'n wie starres Silbererz,
Des Lebens Pulse hören auf zu schlagen,
Und reglos schläft sein todesstilles Herz.

Nur tief im Grund der segenschweren Schollen
Schafft noch die Kraft, die ewig währt und wacht,
Und aus den Saaten haucht sie ihren vollen
Glutatem in die stille schwüle Nacht.

Stefan Zweig.

Bekenntnis.

Und wo ich pilg're durch Stadt und durch Hag,
Und wo ich müde auch rasten mag,
Ach, es ist immer das gleiche Lied,
Das leise durch meine Seele zieht:
Ein welkes Blümchen am Wegesrand,

Ein Vöglein, das sein Nest nicht fand,
Ein Sternchen im flimmernden Weltenall,
Ein Stäubchen im tosenden Wasserfall,
Und meiner ewigen Liebe Glut:
Für die wär' alle das Sterben gut!

Kurt Mühsam.

Schneefall.

Im Eise starrt es allerwegen.
Verweht des Herbstes bunter Kranz,
Zerstäubt sein tropfenfrischer Glanz
Nun tanzt der Erde linder Segen,

Der Tau, in weißem Geisterkleide
Mit sehnsuchtstiefem Herzeleide
Den ruhelosen Totentanz.

Otto Kindt.

Seelen.

Du weißt, wir bleiben einsam, Du und ich,
Wir Stämme, tief in Gold und Blau getaucht,
Mit freien Kronen, die der Seewind küßt,
So nah, doch ganz gesondert, ewig zwei.

Doch zwischen beiden weht ein feines Licht
Und Silberduft, der in den Zweigen spielt,
Und dunkel rauscht die Sehnsucht her und hin . . .

Paul Wertheimer.

St. Michaels-Kirche.

Eine Künstlersage aus Alt-München von **Helene Raff.**

Wo Kunstgebild von mancher Art
Vielfältig heut' sich offenbart,
Ragt noch aus Zeiten fern und grau
Ein ernst gewalt'ger Kirchenbau.
Es ward, da sich der Bau erhoben,
Ein seltsam Schicksal drein verwoben.
Was uns davon die Sage spricht,
Deß geb' ich treulichen Bericht. —

Als fünfzehnhundertneunzigsieben
Ward nach des Herrn Geburt geschrieben,
Und sonnenlicht ein Maientag
Auf München's Wall und Türmen lag,
Da, nahe beim Neuhauser Thor,
Umgab neugier'gen Volkes Chor
Ein stattlich Bethaus, fast schon fertig,
Das der Bedachung noch gewärtig.
Schöngliedrig Fenster und Portal,
Gesims und Nischen allzumal —
Just richtet der Gesellenhauf
Des Kirchpatrones Bildnis auf:
Ein Jünglingsbild — mit Gotteskraft
Bewehrt, schwingt er des Speeres Schaft
Und stößt ihn sieghaft in den Rachen
Des ihm zu Fuß gekrümmten Drachen.
Dem starken Engel Michael
Läßt Herzog Wilhelms Machtbefehl
Dies Gotteshaus zu Ehren bauen.

Vom Straßenrand herüber schauen
Zwei Männer dem Getümmel zu.
Der Eine blickt voll ernster Ruh;
Ehrbar und lang ein schwarz Gewand
Verkündet seinen Ratsherrnstand,
Das graue Haupt ist mild und fein. —
Doch spöttisch sieht der And're drein,
Und durch sein breites Antlitz zuckt
Ein Ärger, den er kaum verschluckt.

Der Erste spricht: „Herr Stadtbaumeister,
Fürwahr, ein rühmlich Können weist er,
Der Meister Maurer, dem Ihr grollt
Gesteht, ob Ihr kein Lob ihm zollt?
Es muß doch Euch wie allen
Die Kirche wohl gefallen?“

„Hochweiser Herr“, fällt jener ein,
„Denkt nicht: ich sei aus Neid so klein,
Daß keinen Ruhm ich andern gönne —
Wann sagt' ich, daß er gar nichts könne?
Nur wird ihm nie gelingen,
Den Deckenbau zu zwingen;
Drum acht' ich sinnlos dies Gebau.“

„Es kann nicht glücken? — Sagt auf Treu!“ —

Der Stadtbaumeister spricht voll Hohn:
„Ei Herr, mich dünkt: das that ich schon.
Doch wiederhol' ich gern dasselbe.
Bedenkt: Ein leichtes Deckgewölbe,
Das ohne Stütze, freigesprengt,
Den Betern über'm Haupte hängt!
O, wie mich reut, daß uns're Stadt
Nichts bei dem Bau zu sagen hat,
Und daß sich uns'res Fürsten Gnaden
Den fremden Prahlhans aufgeladen,
Der mehr nicht als ein Münchner nutzt
Und obendrein viel Geld verputzt!
Mich wurmt, daß man des Landes Schweiß
Nicht besser anzuwenden weiß.“

„Wie?“ — scherzt der Ratsherr — „so zu sprechen
Heißt beinah Majestätsverbrechen!
Die Stände freilich klagen
Und Beistand jetzt versagen,
Da hier ein Heim errichtet worden
Den Vätern von dem Jesuorden —
Doch, kommt nicht auch der Kunst zu gut,
Was unser Herr der Kirche thut?!
Und seht: es lebt für alle Zeit,
Wer Schutz und Lohn der Kunst verleiht.“

„Doch ehrfurchtsvoll den Herzog mahnen
An die Gefahr der Unterthanen,
Dies würde nur verdienstlich sein;
Denn, stürzt die fert'ge Kirche ein,
Welch' greulich Unheil und Beschwer —“

„Brecht ab! Dort kommt Wolf Maurer her.“

Und beide schwiegen, da sie sahen
Den vielberuf'nen Mann sich nahen;
Von fern zu schau'n sein Gotteshaus
Trat er vom Baugeheg heraus.
Sein Antlitz war nicht schön noch jung,
Im Auge weiche Dämmerung,
Sein Anstand zierlich, voll Geschick.
Er fühlt der Beiden scharfen Blick,
Und grüßend kehrt er sich zu ihnen:
„Womit, Ihr Herren, kann ich dienen?“

Der Ratsherr, der sich neigte,
Auf den Gefährten zeigte;
Der hält sich steif und räuspert sich:
„Baumeister dieser Stadt bin ich,
Und hätte gern herausgebracht,
Wie Ihr das Kirchgewölb' gedacht?
So wie es baut ohn' alle Stützen,
Vor Einsturz ist es kaum zu schützen.“

Der Meister Maurer sprach: „Fürwahr,
Dünkt, Herr, Euch dies so wunderbar?
In deutschem und welschem Land
Manch' stolzen Kirchenbau ich fand,
... ob dies schon Euch schrecke,
... über'm Raume spannt die Decke.
Bedacht auch war ich, die Kapellen
An beiden Seiten so zu stellen,
... wohl verteilt sei das Gewicht.“

„Bis heut' vernahm ich solches nicht,
Auf starken Säulen fest und gut
Jeder Tempel Münchens ruht;
Das ist unsrer alten Meister Brauch!
Folgt ihm — besser thut Ihr's auch
Wenn Ihr nicht Hilfe kennet,
Die man nicht gerne nennet.“

Mit Lächeln sprach Wolf Maurer da:
„... dünkt Euch nicht die Hilfe nah —
Dem Engelfürsten ist vertraut
Das Haus und ihm zur Ehr' erbaut:
St. Michael, der Gottesheld,
Der Deutschen Hort und Schild im Feld,
Der mit des Himmels starken Heeren
Wird seiner Kirche Einsturz wehren. —
... als mein Bauwerk — wollt verzeih'n
Scheint Euer Glaube schwach zu sein!“

... bricht hervor des andern Groll:
„... dünkt, daß mich erst lehren soll
... Ihr frevler Spöttergeist,
... und was lehren heißt!?
..., eh' uns're Münchner Frommen
... Euch um Leib und Leben kommen,
... ich dem Fürsten noch ein Licht. —
... es laut: „Die Decke bricht!““ —

... er wild von hinnen rannte,
Zum Ratsherrn sich Wolf Maurer wandte:
„... sagt mir, ob die Schuld mich trifft,
... auf mich gespritzt sein Gift?“

... Jener drauf: „Die Schuld ist sein —
... ist sein Anhang hier nicht klein
... dieser Streit Euch üble Saat,
... sucht bei Justus Figsalz Rat.
Mich dünkt, daß Ihr den Namen kennt,
Der meines Bruders Monument,
Das ihm die Wittib läßt erheben,
Hat sie in Eure Hand gegeben;
Bei Friedeburg treff' ich Euch heut'.“

Den Abschiedsgruß er freundlich beut.
Doch Wolf, als er gegangen,

Schalt sich mit heißen Wangen
Ob seines eignen Herzens Pochen,
So oft von Friedburg ward gesprochen!
Die Jugendzeit verfloß ihm rauh
Wie dacht' er viel an eine Frau —
Nun war sein Sinnen, wo er weilt',
Nur zwischen seinem Bau geteilt
Und ihr, die jenen Namen trug.

Des Feierabends Stunde schlug;
Da eilte Wolf, als hätt' er Schwingen,
Den Plan des Grabmals ihr zu bringen,
Wie er auf heut' der Frau verhieß. —
Als man in ihr Gemach ihn wies,
Schien wie der Mond aus finst'rer Nacht
Frau Friedburg in der Witwentracht;
Ein Buch lag vor ihr aufgeschlagen.
Sie sprach: „Ihr dürftet billig klagen,
Daß ich den Willkomm fast versäumt
So geht's, wenn man beim Lesen träumt!“

„Was lest Ihr, werte Fraue?
Erlaubt mir, daß ich schaue —
Wie denn? Im Bibelbuch, im neuen,
Das uns die Kirche lehrt zu scheuen?“

Und sie: „Das kümmert mich gering,
Ich bin ein eigenwillig Ding;
Das Deutsche, so voll Kraft und Kern,
Paßt schön zum Worte uns'res Herrn —
Beim Lesen fühl' ich zu mir treten
Die Glaubenshelden und Propheten,
Der Auserwählten heil'ge Schar,
In denen Gott gewaltig war.
Im Leben hab' ich nicht erreicht
Zu schauen den, der ihnen gleicht.“

„Verlangt nicht, edle Frau, zu viel:
Nicht jeder strebt nach Heldenziel!“

„Ei was! Ein Mann, laßt Euch das melden,
Taugt wenig, taugt er nicht zum Helden!“

„Mit Euch zu streiten, sei mir fern —
Doch weisen möcht' ich nun Euch gern,
Wie ich die Zeichnung umgestaltet.“

Sie sprach: „Ich will, daß frei Ihr schaltet,
Und werd' Euch sicher Beifall schenken;
Wie ich, so wird mein Schwäher denken,
Denn wer ihn kennt, dem ist bewußt:
Was recht und gut, gefällt Herrn Just.“

„Er sprach beim Bau mich heute an —
Ich sah: er ist ein edler Mann.
Allein wie Euch dies Blatt gefällt,
Nur darauf ist mein Sinn gestellt.“

Der Meister bot das Blatt ihr hin,
Auf dem die Himmelskönigin
Zu schauen war, gebeugt im Harme,
Den toten Gottessohn im Arme;
Der höchsten Lieb' und Trauer Bild,
So menschlich schön als göttlich mild. —

Gerührt, mit Andacht sah's die Frau —
Doch länger prüfend und genau,
Da mußte sie entdecken
Mit seltsam freud'gem Schrecken,
Wie wunderbar in jedem Strich
Ihr selbst der Jungfrau Antlitz glich!
Nur jeden gröbern Zug gemildert
Hatt' er, der sie so abgeschildert.
Von ihr zu ihm wob sich ein Band,
Da sie ihm Aug' in Auge stand.

Und Wolfgang Maurer sagte leis:
„Das schönste Antlitz, das ich weiß,
Ich wollt' es gern verklären,
Es leihend dieser Hehren."

Gar lieblich rot die Frau begann:
„Weiß nicht, wie ich Euch danken kann —
Vergebt, wenn eingedenk der Sitte
Zum Dank ich füge gleich die Bitte:
Ein Angesicht gebt der Figur,
Das wen'ger mahnt an die Natur,
Mir aber sei dies Blatt beschert,
Denn lebenslang halt' ich es wert."

Und als nicht eben lang danach
Herr Justus trat in das Gemach,
Ward ihm das Blatt gewiesen
Und hoch von ihm gepriesen.
Er sprach: „Das Haupt des Herrn, so bleich,
Sieht, Meister, fast Euch selber gleich."

Doch weß' Gesicht die Jungfrau führt,
Das hat er weislich nicht berührt.
Von einem nur zum andern
Ließ er sein Auge wandern
Und sah den Glanz in ihren Blicken
Mit leise wehmutsvollem Nicken. —

Nun kam für Wolf die gold'ne Zeit!
Was fragt' er mehr nach Neid und Streit!
Ein Fest erschien ihm jeder Tag,
Da Friedburg er schauen mag;
Nichts, was er irgend sah und hörte,
Den freudvollen Mut ihm störte.
Sein Gotteshaus wächst allgemach,
Vollendet fast schon in das Dach,
Und um die Mauern ranken
Sich seine Glücksgedanken.
„Wenn hoch mein fertig Werk nun ragt,
Wie wird mir Lob und Dank gesagt!
Der fromme Fürst wird reichlich lohnen
In Ehr' und Anseh'n werd' ich wohnen
Und zu geringe dann nicht sein,
Um sie, die edle Frau, zu frei'n!"

Als einmal wieder frohverklärt
Er von der Arbeit heimwärts kehrt,
Da harrte sein vom Hof ein Schreiben —
Verwundert trat er an die Scheiben,
Wo schräg noch fiel ins Zimmer
Der Abendsonne Schimmer,
Und las und las und wurde blaß —
Und fragte sich: „Verdien' ich das!?"

Denn in dem Schreiben stand zu lesen:
„Dieweil denn im gemeinen Wesen
Viel üble Rede geht und Stimm',
Mit Eurem Bauwerk steh' es schlimm;
Und darum nun Ihr fürstlich Gnaden
Besorgen Ihrer Bürger Schaden,
So ist Ihr Wille und Geheiß,
Daß man zuvor auf alle Weis'
Mit Musika und Büchsenknalle
Erprobt, ob das Gewölb' nicht falle.
Zeigt dann das Werk sich wohl bewandt,
So wird's mit Gnaden auch erkannt;
Doch stürzt es ein und wird befunden,
Daß Ihr Euch kecklich unterwunden,
Zu bau'n aus Mutwill' ein Gebäu',
So frommen Christen Unheil dräu' —
Dann wird man peinlich Klag' erheben
Und strafen Euch an Leib und Leben;
Darum habet Eures Kopfes acht
Und sorgt: der Bau sei wohl vollbracht." —

Im Meister stritten Zorn und Gram —
Er sah, woher der Streich ihm kam,
Der doppelt bitter ihn berührte,
Weil eines Neidlings Hand ihn führte. —
Den nächsten Tag noch hielt er stark
Sein wogend Blut darnieder;
Doch als es Abend wieder,
Da trieb es ihn mit eil'gen Schritten,
Von Justus Ligsalz Rat zu bitten.

Herr Just empfing ihn väterlich;
Er hieß ihn sitzen neben sich
Und fragt': „Wem dank' ich Euer Kommen?"
Doch als er nun den Fall vernommen,
Da kam ihn Schreck und Staunen an:
„Wer solches wider Euch ersann,
Der muß Euch bis zum Tode hassen.
Nur sollt Ihr Euch nicht irren lassen,
Wenngleich der Stadtbaumeister jetzt
Des Hofes Räte aufgehetzt.
Ich kenn' des Herzogs milden Sinn:
Er treibt es niemals bis dahin,
Daß ernstlich Leid Euch widerfährt,
Selbst wenn der Bau sich nicht bewährt,
Was ich nicht glaub' noch denke —
Doch falls es Gott so lenke,
Dann wißt, daß ich nicht ruhig schlafe,
Eh' ich von Euch gewandt die Strafe."

„Ihr meint mir's wohl" — der Meister sprach
„Doch wendet Ihr auch ab die Schmach,
Die mir der Fehlschlag brächte?
Dafern ich ernstlich dächte,
Daß Hohn und Schande auf mich harrten,
Die Probe würd' ich nicht erwarten!"

„Die Probe dürft Ihr nicht verneinen —
Schlügt Ihr sie aus — man müßte meinen:
Es fehl' Euch selbst an Zuversicht."

„Ich weiß — und weig'rе drum sie nicht.
Doch hinzuleben lange Wochen,
Nicht ganz verdammt, nicht freigesprochen

Für solch' Erniedern, solche Qualen
Kann selbst ein spätes Glück nicht zahlen!"

Dem Ratsherrn ging sein Ton ans Herz;
Doch schalt er mit gutmüt'gem Scherz:

„Ergebt Ihr vor der Schlacht Euch schon?
Ei, denkt an Euren Kirchpatron.
Muß ich als deutschen Mann Euch lehren,
Warum Sankt Michael wir ehren?
Weil wir in ihm ein Sinnbild schau'n
Von schlichter Kraft und Gottvertrau'n!
Wer sich bewußt des höchsten Winks,
Der soll nicht äugeln rechts und links,
Dem, streiten wider Trotz und Trug,
Wie Michael den Drachen schlug. —
Ist Eurer Glaube stets gewesen,
Daß Ihr zu diesem Werk erlesen,
So führt's hindurch trotz Neid und Spott,
Und was dann kommt, befehlet Gott!
Denn freudig kämpft ein echter Mann
Für das, woran er glauben kann."

Dem Meister, der noch schweigend stand,
Legt auf die Schulter er die Hand:

„Laßt, Freund, noch eins Euch sagen —
Fühlt Ihr bisweilen Zagen,
Dann zeigt Frau Friedeburg es nicht:
Gar schnell und hart ist ihr Gericht;
Dem bleibt, deß Sonne spät getagt,
Der Milde Blume oft versagt. —
Ich bitte: nehmt Euch selbst in Hut.
Der Himmel weiß, ich rat' Euch gut."

Er lauschte mit gesenkten Blicken —
Man hört der Wanduhr sachtes Ticken,
Ein Dämmern im Gemache schwebt —
Bis jäh der Meister sich erhebt:

„Habt Eurer Güte innig Dank!
Beharren will ich sonder Wank;
Ihr thatet recht, mich zu beschämen —
Doch jetzt, jetzt laßt mich Urlaub nehmen.
Gar wohl, ich bin nicht ganz beschwichtigt,
Als nochmals ich den Bau besichtigt;
Mir, als ich wegging, deuchte mich,
Die Decke senk' ein wenig sich.
Lebt wohl!" —

Und hastig war er fort.
Der Ratsherr seufzt: „Umsonst mein Wort.
Nicht wankt der wohlgefügte Stein —
Dein Glaube, Ärmster, wankt allein." —

Mit Ruhe war und Frieden
Von Wolf seitdem geschieden. —
Sein Lieben wandelt sich in Sorgen —
Was hält die Zukunft ihm verborgen? —
Ihn reut gesprochen, was er sprach:
Verthanem sinnt er dreimal nach.
Ihm war, als ob er, wo er gehe,
Nur zweifelnd scheele Mienen sehe;
Er mochte sich nicht sprechen lassen,
Im Dunkel schritt er durch die Gassen,
Und all sein Inn'res bäumte sich,
Wenn ihm sein Feind vorüberschlich. —

Wohl ward sein unstät Geh'n und Kommen
Von den Gesellen wahrgenommen;
Und einer war, dem weh geschah,
Da er des Meisters Kummer sah.
Der trat einst spät noch bei ihm ein
Und sprach: „Wollt, Meister, mir verzeih'n —
Ich weiß nicht, was Ihr fürchten könnt —
Ein Mittel weiß ich doch, vergönnt,
Das kräft'gen Schutz gewähret;
Mir hat's ein Mönch bescheret.
Seht selbst!"

Er zeigt des Meisters Blick
Ein fremd gebildet Wurzelstück,
Ein Männlein scheint es grau und alt;
Kaum spannenlang ist die Gestalt.

„Wollt schweigend Ihr's am Halse tragen,
Dann wird kein Wunsch sich Euch versagen;
Was Ihr nur immer thut, gelingt —
Und lebt kein Feind, der Euch bezwingt."

Wolf Maurer sieht's und lächelt fast —
„Was rätst Du mir, seltsamer Gast?
Wohl weiß ich Dank für Deine Treu,
Doch Hexenkünsten trag' ich Scheu." —

„Herr, folgt dem Rat, den ich Euch künde:
Nehmt den Alraun, es ist nicht Sünde,
Dafern er nur Euch helfen kann!" —

So ging hinweg der treue Mann. —
Das Ding barg Wolf in seinem Schrein;
Es sollt' ihm nicht vor Augen sein —
Und fast hatt' er's vergessen. —

Doch als nun unterdessen
Sein Bauwerk fertig ganz und gar
Und nah der Tag der Probe war,
Da zuckte, wie er grübelnd stand,
Ihm plötzlich wie von selbst die Hand,
Bis sie gesucht im Schreine tief,
Wo heimlich das Alräunchen schlief.
„Bringt es nicht Schutz, bringt's auch nicht Schaden —
Versuch' ich wirklich?! — Herr der Gnaden —
Wenn thöricht dies mein Thun, so sei's;
Doch ist es sündig, dann verzeih's!" —
Und schnell, wie vor sich selber bang,
Um seinen Hals die Schnur er schlang. —

Der Tag war's vor dem Probetag. —
Wolf Maurer, dem's am Herzen lag,
Zu schau'n das Antlitz seiner Lieben,
Der wochenlang er fern geblieben,
Er ging des Abends noch zu ihr,
Und freundlich Grüßen ward ihm hier. —
Viel mußt' um ihn in diesen Zeiten
Frau Friedeburg mit andern streiten;
Doch mochten auf ihn lästern
Die Basen und die Schwestern —
Den Glauben raubte nichts der Frau
An Meister Wolf und seinem Bau.

Nun trat mit Heilwunsch und mit Segen
Für morgen sie ihm hold entgegen.
Und als er sie so mild ersieht,
Das Herz ihn allgewaltig zieht,
Daß er sie einmal küsse,
Wie er's auch büßen müsse.
Er preßt sie, daß sie schier erschrocken,
Und küßt ihr Lippen, Wang' und Locken. — —
Da sie sich schamvoll ihm entrafft,
Sein Wams am Hals ein wenig klafft:
Da hatte schnell die Frau entdeckt,
Die Schnur, die sorglich dort versteckt,
Griff zu — und sah das wüste Ding,
Das von des Liebsten Halse hing.

In Händen hielt sie den Alraun,
Vor Staunen bebend und vor Grau'n —
Wohl ahnt' es Wolf: sie würde schmälen,
Doch fing er an, ihr zu erzählen,
Wie sein Gesell den Rat ihm bot,
Und er, nun ihm die Probe droht,
Von Furcht und Hoffen gleich bedrängt,
Den Tand zuletzt sich umgehängt. —

Sie stand, den Blick gewendet,
Und schwieg, bis er geendet.
Dann harten Tones hub sie an:
„Ei, helf' Euch Gott! — Seid Ihr ein Mann,
Dem solch' ein Blendwerk frommen soll?
Wohl wart Ihr wirklich ehrsuchtstoll,
Als leichthin Ihr den Bau begonnen;
Sonst wär' Euch nicht der Mut entronnen. —
Wähnt Ihr, vor Gottes Zorn verzagt,
Wenn Ihr des Teufels Zeichen tragt,
Wird das Gericht Euch meiden?
Solch Denken ziemt nur Heiden.
Wie schient Ihr groß! — und seid so klein!" —

„Frau," rief der Meister, „haltet ein!
Ihr kränkt mich, da Ihr Euch versteift,
Zu richten, was Ihr nicht begreift;
Viel Monden lang hab' ich geschafft
Am Werk mit meiner besten Kraft;
Aus meinem Leben ist's entstanden,
An mich geknüpft mit engsten Banden.
Fällt es — auch ohne mein Verschulden —
Zwiefachen Tod würd' ich erdulden!
Vor solchem Streiche bang zu sein,
Krank mögt Ihr's nennen — doch nicht klein."

Aus schwerem Sinnen Friedburg spricht:
„Recht habt Ihr — das versteh' ich nicht!"

„Und scheint Dir dies kein Leiden,
So red' ich von uns Beiden. —
O liebste Frau, sei deß gedenk:
Des Himmels köstlichstes Geschenk
Erscheint mir nun ein Leben,
Das Dich mir hat gegeben.
Und soll ich in das Dunkel geh'n,
Soll Dich mein Auge nicht mehr seh'n —
Wie raubte das mir nicht den Mut!" —

Da sprach die Frau in dunkler Glut:
„Ihr lehrtet, sag' ich offen,
Mich, noch auf Glück zu hoffen. —
Doch einmal trug ich schon die Pein,
Des schwächern Mannes Magd zu sein;
Nun will ich, daß mich nur gewinne,
Wer stark und hochgemut von Sinne.
Wenn solchen Sinn Euch Gott verlieh,
Und ich vorhin Euch fälschlich zieh —
So sprecht es schlicht und wahrhaft aus:
Seid selbst Ihr sicher Eures Bau's?"

Er sieht, daß hier ein Wort genüge,
Und fragt sich, ob dies Wort nicht lüge?
Indeß er kämpft, die Zeit verrinnt.
„Ich seh': Ihr schweigt" — die Frau beginnt —
„So geht! — und ewig trag' ich Leid,
Daß Ihr so ganz ein And'rer seid!" —

Sie wandte sich mit festem Schritt —
Aus ihrer Hand zu Boden glitt
Das Wurzelstück — sie schloß die Thür
Und einen Riegel schob sie für. —
Wolf stand betäubt in seinem Gram,
Vom Estrich den Alraun er nahm.
Wie aus dem Hause er geschlichen,
Er wußt' es nicht — die Lüfte strichen
Ihm lind um Locken und Gesicht —
Er ging dahin und fühlt' es nicht.
Er dankte keinem Wort noch Gruß;
Zur Isar hin lenkt' er den Fuß,
Und in der Wogen schnellen Reih'n
Warf er den Talisman hinein. —

Die Nacht ist lang, die Nacht ist schwül, —
Wolf dreht sich stöhnend auf dem Pfühl;
Am Himmel zuckt's wie Wetterschein —
Stets gleiches Denken, gleiche Pein. —
„Was bringt das nächste Morgenrot?
Das höchste Glück? — die tiefste Not? —
Ich weiß, daß mich mein Werk nicht trügt;
Ich weiß: ich hab' es fest gefügt —
Bewährt sich's, wird mein Lob ertönen,
Und Friedeburg sich mir versöhnen." —

Die Nacht ist schwarz, die Nacht ist lang —
Horch, ehern dröhnt der Glocke Klang. —
„Wenn aber doch" — sein Blut erstarrt —
„Wenn aber doch — o Gott, wie hart! —
Es war mein Bestes, was ich gab —
Verdient ein Irrtum Tod und Grab? —
Das Schmachgerüst — der Menge Hohn —
Der Henker — weh — er wartet schon!" —

Ins Kissen Wolf sein Antlitz drängt,
Und wirres Träumen ihn umfängt;
Ihm ist: er geh' im Brautgeleite,
Und Friedeburg geh' ihm zur Seite —
Er fühlt es warm ins Herz sich zieh'n,
In seiner Kirche traut man ihn. —
Da bricht's und kracht mit einem Mal — —
In Staub versinkt der Betersaal! — —
Nur am Portal ragt kalt und hehr
Sankt Michael mit seinem Speer. —
Und Wolf, den Todesschrecken hetzen,
Sieht mit versteinertem Entsetzen,

Wie die Figur herab sich bückt
Und wider ihn die Waffe zückt! –

Mit jähem Aufschrei Wolf erwacht!
O lang und bang ist diese Nacht. —

Der Morgen tritt aus gold'nem Thor
Hell steigt ein Sommertag empor;
Es duftet warm von Strauch und Ast,
Die Luft wird zitternd heißer Glast. –
In allen Straßen Münchens flutet,
Die Menge, die sich schiebt und sputet,
Zu sehen heut' mit eig'nem Blick
Der neuen Kirche Endgeschick.
Dafür und auch dagegen
Sich viele Stimmen regen. –
Die ältern Bürger langsam wandeln
Und eifrig unterm Geh'n verhandeln,
Ob, wenn der Meister schlecht besteht,
Man wirklich ihm ans Leben geht? —
Es kommen im Ornate
Die Herrn vom hohen Rate:
Ernst geht Herr Ligsalz unter ihnen,
Doch aus des Stadtbaumeisters Mienen
Blitzt einer schlimmen Freude Strahl. —

Hier steht der Bau! — Zum ersten Mal
Sind alle Pforten offen!
Ein Jeder schaut betroffen
Den lichterfüllten hehren Raum;
So schöne Maße sah man kaum. —
Die Wölbung, kühn und frei gestellt,
Mahnt an das hohe Himmelszelt —
Und Mancher fühlt schon tief im Sinne,
Wie aller Zweifel ihm zerrinne!

Den Hoftrabanten naht ein Troß –
Dort kommt Herr Wilhelm, hoch zu Roß,
Und Max mit ihm, sein kühner Sohn —
Die Geistlichkeit in Prozession.
Wohl, es ist Zeit! — Rings um die Stätte
Schließt nun die Wache eine Kette,
Dahinter sich die Massen stauen —
Man reckt und stößt sich, um zu schauen,
Daheimgeblieben ist wohl Keiner —
Und doch! Von Allen fehlt noch Einer,
Der Meister fehlt! —

Allein die Schar,
Die harrende, wird's nicht gewahr;
Erwartung hält sie fest im Bann:
Gott schütz' das Haus – und auch den Mann!

Da von der Thür der Sakristei
Tönt volle Psalmenmelodei;
Aus hundert Knabenkehlen dringen
Die Klänge, die sich aufwärts schwingen,
Wie Lerchensang im Frühlingschor.
Zur Decke schallt es klar empor –
Rings harrt man bangenden Gesicht's
Der Sang erklingt. – Es rühret sich nichts. –

Da fällt die Orgel mächtig ein!
Fast ist der Erde Not und Pein
Vor dem erhab'nen Klang zerstoben,
Und jeder Blick kehrt sich nach oben! –
Des Wohllauts allgewalt'ger Strom
Schlägt brausend an den hohen Dom,
Wie Meerflut am Gestein sich bricht —
Die Wölbung steht und zittert nicht. —

Schon wogt's im Volk, da – noch einmal
Wird Stille. — Wie der Fürst befahl,
Rollt langsam durch die off'ne Pforte
Ein eisern Feldgeschütz zum Orte.
Der Büchsenmeister geht daneben,
Indeß die Knechte zieh'n und heben;
Es weicht mit Schreien und Gedrück
Die Menge rechts und links zurück.
Dicht an der äußersten Kapelle
Wählt dem Geschütz man seine Stelle —
Und Alles hält den Atem an,
Da mit der Lunte nun heran
Zum Zündloch in gemess'nem Schritt
Der alte Büchsenmeister tritt.

Horch! – Klang das nicht wie ferner Schrei?
Am Fenster zuckt' es dort vorbei
Kurz wie ein Blitz in raschem Fall –
Nun wieder Stille.

Ha – ein Knall,
Der donnerähnlich rings ertönend,
Im Echo zehnfach wiederdröhnend,
Das Haus erschüttert! – Ob es fällt? –
Nicht doch: es steht! – Die Decke hält!

Da bricht ein Jubel ohne Ende
Im Volke los – gehobne Hände
Und Mützen sieht man froh geschwenkt:

„Gelobt sei Gott, der's wohl gelenkt!
Doch Preis und Dank sei auch gespendet
Dem Meister, der dies Werk vollendet,
So hochbewahrt und ohne Fehl –
Dem Meister von Sankt Michael!

Es strömt hinein die Menge
Mit jauchzendem Gedränge,
Den Bau zu schau'n in allen Teilen –
Wo aber mag der Meister weilen?
Wolf Maurer! – Hat er sich versteckt,
Weil ihn sein Lob, sein Ruhm erschreckt? —
Herr Wolf — wo seid Ihr? – Kommt und hört,
Wie Fürst und Rat und Volk Euch ehrt! —

Es hat der Herzog schon befohlen,
Den wack'ren Meister hereinholen,
Daß er ihm lohne nach Gebühr. –
Man ruft, man öffnet jede Thür,
Durchsucht den ganzen Bau – vergebens!

Doch dort am Boden – Gott des Lebens! –
Hart unter'm Seitenfenster – schaut!
Ein Mann liegt dort! – Den Bürgern graut. –
Und jäh die bangen Scharen teilend,
Gejagten Schrittes vorwärts eilend,
Wankt eine bleiche Frau herbei;
Sie neigt sich – und mit schwachem Schrei

Fällt sie, das jammervolle Weib,
Hin auf Wolf Maurer's starren Leib. —

Da liegt er blutend, kalt die Glieder —
Von seiner Kirche Dach hernieder,
Zu enden Schmach und Zweifelsnot,
Sprang er in selbstgewählten Tod. —

Im Kreise rings erschüttert standen,
Die den entseelten Meister fanden,
Und Mitleid zog in jede Brust. —

Des Toten Augen schloß Herr Just,
Und sanft vom Arm des Freundes löste
Er Friedeburg, daß er sie tröste. —

Er sprach: „Tragt sacht die Leiche fort,
Und redet mir kein scheltend Wort.
Der hier sich Ruhm und Tod erwarb,
Lebt in dem Werk, um das er starb —
Wir sehen seine Stärke ein;
Laßt uns der Schwäche auch verzeih'n." — —

*

Geschlechter geh'n, verweh'n im Wind —
Es folgen Kind und Kindeskind;
Der Kriegesfurie blut'ger Graus
Umtost des Engels steinern Haus.
Auch mild're Zeit kam unterdessen —
Die alte Mär ist fast vergessen;
Doch über Allem, was gescheh'n
Und was noch künft'ge Tage seh'n,
Ragt unversehrt ins Wolkenblau
Sankt Michael's gewalt'ger Bau!

Ewigkeit.

(Sylvester 1900)

Ewigkeit!
Schweigende, eherne Ewigkeit! —
Des Blachfelds schneeige Weite umgiebt mich.
Unten im Thale
Blinken des Städtleins winzige Lichter,
Zu meiner Höhe
Klingen dumpfe Sylvesterglocken.
Ein Jahrhundert zog, ein Komet
Aufglühend im Tode zum Sterben nieder.
Millionen beglückte, jubelnde Herzen,
Millionen arme, zerbrochene Seelen,
Ein leuchtender Strom von Wünschen und Freuden,
Ein dunkles Meer von Schmerzen und Leiden
Rollen mit ihm ins unendliche Grab . . . .

Ewigkeit!
Schweigende, eherne Ewigkeit,
Die Du über den Sternen wohnst,
Im Sonnenkleide,
Im Mondgeschmeide,
Zum Haar den schimmernden Regenbogen,
Du hebst Deine Hand —
Da lauschen, in Andacht verstummend, die Welten.
Ein Körnlein rollt nieder,
Zerstäubend in Deine Urne rollt es —
Ein Jahrhundert,
Ein kurzer, verzitternder Atemzug,
Der Dir von den stummen Lippen weht. —

Ewigkeit!
Schweigende eherne Ewigkeit!
Mit vollen Händen streust Du zur Erde
Blinkende Körner.
Sie wachsen und werden Korn, werden Spreu
Und kehren zu Dir, allbergende Mutter,
Die Du ohne Ende warst und bist!
Wer bestehet vor Dir?
Du nimmst alles und alle auf.
Welten vergehen,
Neue Sonnen werden geboren —
Du sitzest stumm
Und manchmal nur zuckt es um Deinen Mund,
Ein segnendes Lächeln,
Ein tieferer vollerer Atemzug —
Dann lädst Du gütig an Deine Seite
Einen der Menschen,
Begnadet, in Dir weiter zu leben.
Und alle die andern jubeln und jauchzen:
Ewigkeit!
Goldene, strahlende,
Segnend beglückende Ewigkeit!

Alexander Pache.

Seltene Stunden.

Das sind so selt'ne Stunden . . .
Der Tag in Duft verschwimmt,
Die Ruh' in weiten Runden
Zu hoher Feier stimmt.

Und in die Wiegefluten
Der Sehnsucht niedersteigst
Du still . . . Und heil'ge Gluten
Durchzittern Dich . . . Du schweigst . . .

Es lockt ein heiß' Verlangen
Das Herz . . . wohin — wohin?!
Du möchtest wen umfangen
Zu ewigem Gewinn.

Und Glück in lichten Träumen
In Deine Seele zieht . . .
Aus sterndurchwogten Räumen
Klingt's wie ein Hochzeitslied.

Christoph Flaskamp.

Allerlei Fahrten.

Reisebilder von **Karl Emil Franzos.**

Nachdruck verboten.

III.

„Elysäische Felder."

(Fortsetzung und Schluß.)

Ich habe zuletzt ausgeführt: Der Vorwurf, „stilisierte Natur" zu sein, treffe nicht die Werke des Gartenkünstlers allein; mehr oder minder stilisierte Natur ist jedes Kunstwerk, und der Vorwurf daher überhaupt keiner. Widersinnig aber wäre auch der Grundsatz: unmoderne Landschaften auf Leinwand können Kunst und ewig jung, aber unmoderne Landschaften aus wirklichem Baum und Rasen müssen „veraltete Natur" sein! ... Nur so also liegt hier die Frage: Sind diese Wörlitzer Bilder von künstlerischem Wert? Und ich antworte: Ja, meines Erachtens viele von ihnen, mehrere wieder nicht.

Mancherlei freilich wird man dabei berücksichtigen müssen. Vor allem das Allgemeine. Eine derartige natürliche Landschaft wird nie so künstlerisch rein wirken, wie die gemalte. Der Maler taucht seine Landschaft in ein bestimmtes Licht und malt den Himmel dazu; dem Gartenkünstler beschert das Wetter wechselnde, auch ungünstige Beleuchtung. Der Maler kann störende Zufälligkeiten des Wachstums und der Farbe beseitigen, der Gartenkünstler nicht. Endlich aber: leicht ist für die Leinwand, schwer für das natürliche Landbild der günstigste Standpunkt zu finden; der Gartenkünstler muß den Beschauer durch leise oder deutliche Winke auf diesen Punkt hinlenken. Nebenbei bemerkt, gerade in der Erfindung solcher leiser Mittel — scheinbar absichtslos verstreutes Buschwerk, eine auffallend geformte Baumgruppe, die das Auge bannen, zurückliegende Laubwände, die es ins Weite verlocken u. s. w. — war der Herzog bewunderungswürdig geschickt, und selbst größere Mittel, wie Ruhebänke, hat er angewendet, trotzdem kann der Beschauer oft nur suchend den richtigen Standpunkt finden.

Aber auch Besonderes ist hier zu erwägen, wenn man gerecht urteilen will. Das Terrain war für einen Park wenig geeignet. Auch mußte der Herzog sein eigener Pfadfinder sein; es gab, als er 1768 zu schaffen begann, noch keinen Park in Deutschland, dessen Schöpfer künstlerische Absichten verwirklicht hätte. Endlich aber: diese Bilder sind im Laufe eines halben Jahrhunderts entstanden, das Revolutionen im Gartenbau brachte: den Untergang des französischen, den Sieg des englischen Stils; einige hat ein ungestümer, schaffenskräftiger junger Mann ohne Erfahrung gestaltet, andere ein erfahrener Greis, dessen Schaffenskraft erlahmt war. Wie könnten sie gleichmäßig sein?

Auch wer dies alles nicht erwägt, wird schon auf dem Deichweg empfinden, daß hier ein Künstler zu ihm rede, aber selbst für den, der's voll anschlägt, bleibt noch genug des Rätselhaften übrig. Neben feinsten Bildern so viel Künstelei, ja kleinliche Tändelei! Was soll dies Kinderspielzeug von Felsen und Klippen?! Und was selbst im Guten der Mangel an Maß?! Die Natur darf alles; berauscht sie binnen einer Wegstunde unser Auge mit einer Welt voll wechselvoller Schönheit, so scheint's uns herrlich; die Häufung von Gartenbildern ermüdet: heute Abend habe ich die Wörlitzer Rübenäcker gern angesehen; die waren wenigstens nicht malerisch ... Woran fehlt es hier? An rechtem Einblick in das Wesen der Natur und dieser Kunst?! Gewiß nicht! Ein besseres Programm hat nie ein Gartenkünstler aufgestellt, als das dieser Fürst aussprach: „Man soll die Natur in ihren idyllischen Bildungen nachahmen und sie sich zum Muster nehmen, wie sie die Wälder mit ihren stillen Schatten schafft, die Waldränder mit blühenden Gesträuchen ziert, ihre Bäume gruppiert, ihre Flächen und Wiesen in Blumenteppiche verwandelt und ihre Gewässer in Seen, Flüsse und Bäche verteilt." Und diesen Worten entspricht ja auch zumeist die That! Fast überall im einzelnen, häufig in dem Gesamtbilde redliche, tiefe Ehrfurcht vor der Natur. Von „Daumschrauben" kann hier wahrlich keine Rede sein: die paar verschnittenen Taxushecken abgerechnet, die der Herzog zudem gar nicht schuf, sondern nur als Überbleibsel eines alten französischen Gartens beließ, ist nirgendwo auch nur ein Zweig verstümmelt; jeder Baum, jeder Strauch steht in dem Erdreich, in dem Licht, das für ihn am besten taugt. Und wenn Herzog Franz — um ein einziges, sein beliebtestes Kunstmittel zu nennen — den

dern einer Gruppe aus dunklen Farben und derben Formen gestaltet, gegen den Rand hin aber die Bäume immer feiner und heller wählt, so widerspricht dies der Natur nicht, es ist ihr vielmehr abgelauscht. Wie stimmen dazu die Felschen, die Effektchen, wie die Tempelchen und Ruinchen?! Tribute an den Geschmack der Zeit? Ein wirklicher Künstler wird ihm sonst in solchem Maß nicht unterthan. Hier muß, sagt man sich, noch ein anderes Element mitgewirkt haben, das die reine, künstlerische Intention immer wieder störend durchkreuzte.

Die Bauwerke am Deich steigern diesen Eindruck; keines wirkt künstlerisch, einige komisch, andere lassen kalt. So gleich die erste Anlage, auf die man von Westen her trifft, die „Einsiedelei“, ein Grottchen, ein paar dunkle Gängchen. Hier brachten sich noch Lavater und Matthisson in feierliche Stimmung; wir können es nicht mehr. „Einsamkeit und Stille führen zu Gott, wie einiges Unglück zum Guten führt“ — die Inschrift am Rotundchen ist in ihrer nüchternen Bedächtigkeit für das Ganze bezeichnend: „einiges Unglück!“ Als Elisa von der Recke, die eine recht schwatzhafte und zerfahrene Dame war, hier zu Besuch bei ihrer Freundin, der Herzogin Luise, verweilte, schickte sie der Herzog — „Wenn doch die gute Elisa einmal bei sich einkehren und stiller werden wollte!“ klingt ein Stoßseufzer aus jener Zeit — oft zur Kur in die „Einsiedelei“; sie aber wandelte mit ihrem Tiedge lieber zum nahen „Venustempel“, was man ihr allerdings eigentlich nicht verübeln kann. Es ist eine offene Säulenhalle am Teich, die eine nun ganz kränklich aussehende Nachbildung der mediceischen Venus enthält. Dann folgen die „Luisenklippen“; sie sehen wie Morcheln aus, die eine Köchin phantastisch zerschnitten hat: eine Riesenköchin brauchte es nicht zu sein. Mit drei Schritten hatte ich die ganze schauerliche Romantik hinter mir, sah mir dann aber bald nicht ohne Bangen wieder ein Gebirge von etwa zehn Fuß Höhe entgegenwachsen. Doch erwies es sich, als ich davor stand, etwa doppelt so hoch: das „Monument“. „MEINEN VORFAHREN FRANZ“ lautet die Inschrift. Eine aus Granitsteinen geformte Höhle, durch Fenster in der Decke erleuchtet, enthält sie hübsche Hautreliefbüsten der Dessauer Fürsten, Vasen und Wandgemälde im pseudo antiken Stil. Daß die Nässe das „Freskoh“ an der Decke, die Verschenkung der „allerscheensten Makrele“, unkenntlich gemacht habe, konnte ich nun mit eigenen Augen sehen. Bedeutender ist der künstlerische Inhalt eines anderen Bau's am Deich, das „Pantheon“, eines Rundbau's mit Säulenhalle. Es enthält die vom Herzog in Rom angekauften, durch Abgüsse und Abbildungen bekannten zehn Statuen: Apoll und die neun Musen, Arbeiten der Antike, zum Teil (Urania, Melpomene, Kalliope) sehr schön, alle sorgsam und geschickt restauriert; am Apoll freilich ist nur — ein Stück der Leier alt. Sammler von heute werden mit Neid vernehmen, daß die zehn Statuen einschließlich der Restaurierung 1500 Scudi kosteten! Daneben andere spätrömische Büsten, zahllose Bruchstücke; es ist erstaunlich, wie viel der Herzog auch dar- von zusammengebracht hat.

An der Stelle, wo sich Elbdeich und Felddeich schneiden, erwartete mich mein Willem: die Ostgrenze befuhr ich wieder. Abermals hübsche Veduten, aber bescheidener; viel Äcker, mitten drin ein „italienisches Bauernhaus“ — hier im Osten sollte der Übergang von der Horti- zur Agrikultur verbildlicht werden, der Tod nahm dem greisen Schöpfer Setzling und Richtmaß aus der Hand. Aber warum sollte auch nach seinem Plan der Westen reicher und farbiger sein als der Osten, warum trifft dies auch bei den meisten anderen Städte- und Parkanlagen zu?! Es scheint ein Naturgesetz, aber ein Grund ist nicht zu ergrübeln.

Nun die Südgrenze, die armseligen Gäßchen von Wörlitz, und die Rundfahrt war beendet. Sie hatte mir neben so vielem Schönen und Seltsamen ein Bild der Gestaltung, eine Ahnung vom Wesen dieser Anlagen geboten, nebenbei auch die Frage beantwortet, warum sich ihr Umfang so verblüffend verschieden angegeben findet, 15, 12, ja 8 Kilometer, eben je nach dem die Vorposten, die „Schönheitspflästerchen“ einbezogen werden oder nicht. Je nach dieser Auffassung wird die Gesamtfläche größer geschätzt als die des Berliner Tiergartens oder gleich groß (250 Hektar) oder auch kleiner. Aber auf die mir unendlich wichtigere Frage: „Wie erklären sich die ungeheuren Widersprüche im Geiste dieser Schöpfung?“ hatte ich noch keine Antwort.

„Du mußt mehr, mußt alles sehen“, wiederholte ich mir und trat die Nachenfahrt an. Es ist eine wahrhaft erquickliche Fahrt, namentlich wenn man, wie ich heute, von keinem Friedchen, sondern von einem rüstigen Ruderer geführt wird. Hier hat der überschwängliche Rode recht: ein empfänglicher Mensch wird das nie vergessen. Das Seebecken durchschneidet die Anlagen etwa in ihrer Mitte von Westen nach Osten; schmalere Arme gehen nach Süden und Norden ab, zahlreiche Kanäle durchqueren alle Gärten. Schon ein Blick auf den Plan läßt den dreifachen Zweck erkennen: die Landschaft zu beleben, die unzähligen Bauten leicht zugänglich zu machen, die Gärten zu bewässern — wie trefflich dies alles erreicht ist, lehrt erst die Fahrt. Nebenbei bemerkt: der See, ein abgedämmter Elbarm, hat wenig Zu- und Abfluß, doch hat selbst an glühheißen Augusttagen kein anderer Sinn zu leiden, während der

Auge schwelgt: es ist also auch mit dem „Tümpel“ nicht so schlimm. Und wie Schönes kann man da genießen! Mit Überraschung wurde ich gewahr, daß dem Park mit einiger Mühe — man muß eben die Absichten des Künstlers zu erraten suchen und den Ruderer ein wenig dirigieren — von der Seeseite weitaus die schönsten Bilder abzugewinnen sind, schönere als vom Fußweg, schönere als ich vorgestern in „Schochs Garten“ gesehen. Also auch dieser dritte Gesichtspunkt war bei der Anlage maßgebend! Welche Mühe, welche Kunst, welche — Künstelei! Ja, auch dies mußte ich mir zuweilen sagen, namentlich wenn der Nachen nah dem Lande war und die — ich finde kein anderes Wort — raffinierten Mittel zur Erzielung des Effekts deutlich zu erkennen, zu zergliedern waren. Aber, mußte ich mir selbst vorhalten, ist das nicht ein Unrecht gegen den Künstler?! Bedarf nicht jedes Bild einer Perspektive? Freilich, der Natur darfst du dich straflos nähern, sie bleibt immer einfach und groß und schön. Aber du bist ja in einem Park, genieße, was er dir bieten kann. Und ich ließ den Nachen weiter vom Ufer halten. Da war wieder alles schön, selbst die Bauten störten nicht mehr und zuweilen erhöhten sie sogar den Reiz des Bildes. So, als wir am heiter-stillen Schlößchen mit den korinthischen Säulen mitten im hellen Park vorbeiglitten, während zur Linken die Halle des „Pantheon“ grüßte, und vor uns ein Grottenbau mit weiß schimmernden Statuen der Flut entstieg — wie soll ich schildern, wie mir da zu Mut war?! Kein Hauch der Antike mehr streifte meine Stirn, wie da ich vorgestern das Nymphäum zum ersten Mal erblickt; dazu hatte ich diese Tempelchen nun zu nahe gesehen, und träumte nicht mehr von Göttern und Hirten. Oder doch, aber anders, als da ich in Hellas wandeln durfte und am sizilischen Strand; — so, wie ich ihrer gedenke, wenn ich im Wieland lese. Sie sind's, und sie sind's wieder nicht, es ist alles fröhlicher Mummenschanz, es sind keine Götter, auch keine Griechen, sondern diesen klugen Männern fällt auf die Chlamys das gepuderte Zöpfchen im Nacken nieder, und aus dem Himation, in das sich diese anmutigen Frauen gehüllt, lugt ein pikantes Gesichtchen mit Schönheitspflästerchen und ein wenig Rouge auf den Wangen ... Ja, ich grüße ich, du liebes, weises, graziöses Jahrhundert...

Lang blieb mir die seltsame Stimmung ungestört, denn erst am Nachmittag kommt der Menschenstrom aus Dessau; auf dem See, in den Gärten begegnete mir kaum ein Mensch. Es sind vier Gärten, verschieden in ihrem Charakter, obwohl sie derselbe Geist schuf, aber wie wandeln uns die Jahre! Der Schloßgarten ist der älteste Teil; da war der junge Fürst noch so heiter, so verliebt in seine feine, kluge, ein wenig gezierte Luise; ihr baute er das schöne Schlößchen, ihr schuf er aus dem steifen, französischen Garten, den er vorfand, durch helles Laub und anmutige Blumenterrassen den fröhlichsten Platz, ihr aus Kastanien und Ahorn schattige Alleen zum beschaulichen Wandeln, und aus immergrünem, hellem, fremdländischem Nadelholz eine Stätte für stillere Stimmungen. Und wo wieder ließ sich hübscher Ball spielen, als auf dem prächtigen Rasenplan vor dem Schlößchen?! Aber die Jugend weiß ja gar nicht, wie glücklich sie ist, und es gehört zu ihrem Glück, zuweilen zum Sterben traurig zu sein. Da ist der „Englische Sitz“, eine offene Halle, von der der Blick auf ein feierlich-ernstes Parkbild, geht, oder die Bank, von der man in ein Dickicht düsterer Föhren und Cypressen blickt. Der „Schloßgarten“ ist die Lyrik in dieser Parkdichtung, wie man bei „Schochs Garten“ mit den kräftigen Eichen, den weitgestreckten Wiesenplänen wohl ohne allzuviel Künstelei an das Epos denken kann. Aber der „Neumärkische Garten“ bietet thatsächlich nicht das geringste Häkchen, einen Vergleich mit dem Drama dran zu hängen. Hinter dem seltsamen „Eisenhart“, der die großen ethnographischen Sammlungen Georg Forsters, namentlich aus der Südsee, dann allerlei Portraitbüsten und dergl. enthält, öffnen sich da weite, in altenglischer Art durch Coulissen abgeteilte Pläne, dann offene Wiesen und Haine, auch das kindliche Spielzeug eines „Labyrinths“ ist hier zu finden. Hingegen läßt sich die Schöpfung des Herzogs in seinen alten Tagen, der „Garten am Weidenheger“, wieder zwanglos der didaktischen Poesie vergleichen. Er ist weniger schön, als nützlich: Obstbäume, Gemüsebeete, Äcker.

Ein Werk der Jugend wie des Alters, eine Frucht vierzigjähriger Mühen ist der allmähliche Übergang vom stolzen Park zum armseligen Städtchen, den Herzog Franz schuf. Der Gelehrte hat Unrecht gehabt; dies schwierigste Problem hat den Fürsten am längsten beschäftigt. Er löste es dadurch, indem er an der Grenze des Parks die Kirche und die Synagoge erbaute, beide — wie bezeichnend ist dies für das Jahrhundert der Toleranz! — zum größten Teil aus eigenen Mitteln, beide sehr geschmackvoll: die Kirche in Anlehnung an den gotischen Stil, die Synagoge ein zierlicher Rundbau; beide durch Gartenanlagen mit dem Park verbunden. Der Wanderer soll — ist der schöne Grundgedanke — aus dem Alltag an den Tempeln Gottes vorbei in die Tempel der Natur und Kunst treten. Auch rein künstlerisch betrachtet, ist die Lösung des Problems vortrefflich zu nennen; wer von der Kirche am „Englischen Sitz“ vorbei zum Schloß geht, trifft auf eine Reihe der schönsten Bilder, die sich scheinbar ganz zwanglos aneinanderreihen. Nun sind's ihrer

freilich vielleicht für den nicht allzuweiten Raum gar zu viele; hier, wo eben die schwerste Aufgabe zu bewältigen war, hat der Herzog leider eben zu viel Mühe aufgewendet. Auch dachte er an die Verschönerung von Wörlitz, nur starb er darüber hinweg. Man sieht, meine Vermutung war richtig, für den Stadtduft von Wörlitz ist das Zeitalter der Humanität nicht verantwortlich zu machen.

Stadt und Gärten liegen tief; die schützenden, mit Alleen bepflanzten Deiche sind wahrlich kein bloßer Schmuck — und wie oft versagte ihr Schutz! Zerrissene Inseln, versumpfte Wiesen, die nicht wieder zu entwässern sind, zwei kleine Seen (die „Wallöcher") sind die Spuren der Elbe. Aber so oft sie ihm sein Werk zerstörte, der Mann mit dem eisernen Willen stellte es wieder her: dem heutigen Schloßherrn eine ungemütliche Nachbarin, war die Elbe dem Herzog Franz eine Todfeindin, aber er hielt ihr Stand. Und als ich bei jedem Ruderschlag neue Zeichen dieses tapferen, unerhört zähen Ringens sah, da sagte ich mir: „Nein, nicht im Geschmack der Zeit, nicht in äußeren Einflüssen, in dieses Mannes Brust ist die Lösung der Rätsel von Wörlitz zu suchen. Wer sich nicht der Elbe beugte, der hat sich auch nur mit Willen der Mode gebeugt!"

Zur vollen Gewißheit aber wurde mir diese Erkenntnis, als ich sein feinstes und sein trivialstes Werk kennen lernte. Sein feinstes das Schloß, sein trivialstes der „Stein".

Das Schloß (von 1773), ein Werk Erdmannsdorfs, der auch die Innendekoration für die Schlösser zu Berlin und Sanssouci leitete, ist von außen und innen das Muster eines schlicht vornehmen Hauses im Stil der Zeit; der runde Vorsaal mit Oberlicht, die Verhältnisse der Gemächer wie ihre Einrichtung, alles fast bescheiden, ohne Prunk, aber von feinstem Geschmack: der einzige Schmuck Kunstwerke, aber welche! Herrliche antike Vasen, Büsten und Statuen, von den letzteren einige leider von Cavaceppi in seiner Art restauriert, andere von schönster Erhaltung. Und die Bilder, nicht eben viele, aber fast alle trefflich, einige Meisterwerke. Es giebt wahrscheinlich nicht viele so kleine Schlösser, wo wir Bilder, wie in dem einen Zimmer die entzückende „Venus" des Domenichino, im nächsten die schönsten van Dycks und Wouvermanns, im dritten Rubens' herrliche „Vermählung Alexanders mit Roxane", im vierten zwei prächtige Veronese bewundern können. Ich war der Fügung dankbar, welche die herzogliche Familie in einer anderen Sommerfrische festhielt; in ihrer Anwesenheit ist das Schloß unzugänglich, was wohl begreiflich ist; um so dankenswerter ist, daß die Prinzeß Friedrich Karl, die es jetzt bewohnt, die Besichtigung gern gestattet, „sogar ganz gründlich", wie mir der Kastellan, nebenbei bemerkt, das Muster eines verständigen, taktvollen Cicerone, versicherte. Die greise Fürstin ist auch Malerin; ich konnte zwei ihrer Landschaften sehen. da sie nicht für die Öffentlichkeit schafft, so verbietet sich jedes Wort des Lobes und darum auch des Tadels. Wer dies Muster einer Fürstenwohnung sehen darf, wird das Haus gleich mir mit dem Gedanken verlassen: Wahrlich, der Mann, der diese Räume schmückte, war der Bildung seiner Zeit voll!

So das Schloß. Und der „Stein"? Landschaften von Canaletto u. a., im übrigen die trivialste Kuriositätensammlung der Erde, nur die Jahrmarktsbuden (aber nicht alle) abgerechnet. Der Hüter dieser Schätze ist wahrlich noch das Erheiterndste am Hause. „Haben Sie die Nymphe" — statt Grotte — „der Egeria gesehen?" beginnt der Alte wörtlich und zeigt dann: ein winziges Amphitheaterchen („So hielten die Griechen Stiergefechte ab!"), eine „Blaue Grotte" („An Festtagen ist sie auch hier blau, weil wir solche Lampen haben"), eine „Nymphe der Kalypso" („Eine römische Person mit einem Zauber auf sieben Jahre"), eine „Scylla und Charybdis" („Bei Rom groß, hier klein", zwei winzige Klippchen), einen „sterbenden Gladiator" („Er schreibt sich Pollux, war ein sehr starker Mann und wurde doch verstochen: Castor, was sein Freund war, hat dann sehr geweint"), einen „Vesuv" („Ein Berg bei Aetna; nicht bange, meine Herrschaften, hier speit er nur an Herzogs Geburtstag und zwar Wasser"), eine durch ein Glasfenster von oben matt erleuchtete Höhle als „Tempel der Nacht" („Vesta thut sie sich schreiben, weil sie die Göttin der Nacht ist: die vom Tag ist hier nicht fertig; sie hat in Pompeji, was die Antike ist, Eris geheißen"), dann einige dunkle Gänge („Der Hochselige wollte Ihnen dadurch die Eingeweide der Erde darstellen" u. s. w.) Ich fürchte, man wird mir sogar diese Erläuterungen eher glauben, als einen solchen Inhalt eines großen Bauwerks desselben Fürsten, der das Schloß und das „Gotische Haus" schuf, aber ich sage in Beidem die Wahrheit.

Wie nun erklärt sich dieses Rätsel? Psychologische Analysen lassen sich nicht präzis anstellen, wie chemische; niemand darf mehr geben wollen, als eine subjektive Anschauung. Die meine versuche ich so zusammen zu fassen: Ein edel veranlagter Jüngling von reichen Gaben, aber auch von brennendem Ehrgeiz, besteigt, kaum achtzehnjährig, einen kleinen Thron. Wie gleichzeitig seine Gaben nützen und seinen Durst nach Ruhm stillen? Er zeichnet, malt, fühlt sich im Freien am wohlsten, und studiert darum in England und Frankreich die dortigen Parks. Heimgekehrt, faßt er den Gedanken, einen solchen Garten größten Stils in

Deutschland zu schaffen. Er geht ans Werk und wählt Wörlitz für seine Schöpfung. Fruchtbarer Boden, viel Wasser, das lockt ihn; daß es zu viel Wasser werden könnte, daran denkt er nicht. Und die Ebene? Gerade die gefällt ihm! Wer darüber lächelt, denke daran, daß noch ein Mann von Goethes Naturempfinden von hier aus 1775 der Geliebten als einen Vorzug dieser „elysäischen Felder“ rühmt: „Keine Höhe zieht das Auge und das Verlangen an einen einzigen Punkt!“ Der Park wird. Aber man spricht nicht viel davon, und der Fürst verfügt ja auch über reiche Kunstschätze, ist selbst Sammler. So weitet sich bald der Plan: auch eine Kunstsammlung ersten Ranges soll hier erstehen. Keineswegs bloß aus Ehrgeiz; diesem Manne ist es innerstes Bedürfnis, allem Schönen und Guten zu dienen, sein Leben mit tausend Fäden anzuknüpfen an das der anderen um sich her. Darum wird er Mäcen, darum Philantrop, darum ein Vater für seine Unterthanen. Sein Ruf wächst, aber auch sein Ehrgeiz stellt sich immer höhere Ziele. Da lernt er durch Winckelmann das Wirken Hadrians kennen und der Besuch der Trümmer von Hadrians Villa in Tivoli gießt Feuer in seine Adern. „Dort“, erzählt er immer wieder, „hat Hadrian alles zusammengestellt und nachgeahmt, was er auf seinen Reisen an Kunst und Naturwundern gesehen hatte“, jedoch meines Wissens nur einmal läßt sich der Greis das Wort entschlüpfen: „Ich glaube, ich habe an Hadrian gedacht, als ich das Werk hier unternahm!“ — und dies Wort scheint mir wie ein Blitz das tiefste Innere dieser rastlosen Seele zu enthüllen. Freilich, er hat nur begrenzten Raum, beschränkte Mittel — nun, so müssen Klippen wie Morcheln genügen und ein Vesuv, wie der im „Stein“. Und die Leute können's ja in natura nicht essen und strömen darum nach Wörlitz und rühmen ihn. Er aber ist nicht bloß ehrgeizig, sondern auch wahrhaft leutselig, ja kindlich weich — wittert er doch zuweilen sogar an Goethe „etwas Inhumanität“! — ihm thut das Vergnügen, das er dem Volke bereitet, innigst wohl; auch die populärste Schöpfung soll sein Wörlitz sein! Für die „Armen im Geiste“ diese Künste, für die feineren die Kunstschätze und seine eigenen Gartenbilder. Denn er war ja selbst ein Feiner, ein Echter, wenn auch kein Großer. Sein künstlerischer Stil ist der seiner Zeit, der ideale; die Ausdrucksweise immer klar, fast möchte man sagen: verständig; das Erhabene, das Leidenschaftliche, das Groteske ist ihm versagt, um so besser gelingt ihm die Idylle, die Elegie. Thut man sich nach den Landschaftsmalern um, denen er zunächst verwandt war, so mag man an die Nachstreber Josef Anton Kochs denken, an diesen selbst nicht, Koch ist ja voll Schwung . . . Aber wenn man auch von Goethes Urteil über den Herzog: „Eine feine und große Natur“ nur das erste gelten läßt, auch ein Feiner handelt nicht straflos gegen sein Wesen. Als Greis erkennt und bereut der Herzog seine Irrtümer. Da nennt er den „Stein“ u. a. „verfehlt“ und „ein kostbares Spielzeug“, da beklagt er seine Felschen: „Alles kleinlich und gedrückt!“ Und ihn tröstet nur der Gedanke, daß er auch „Einiges für die echte Kunst gethan!“ Wahrlich, das hat er! Einiges?! Mehr als irgend ein Fürst seiner Zeit!

So Wörlitz, so sein Schöpfer — ich sage nicht: wie sie sind, sondern: wie ich sie in ehrlichem Mühen, ihnen gerecht zu werden, sah.

Und nun will ich meinen Koffer schließen und über Dessau und Bitterfeld nach Westen fahren, in einem Zug so weit, wie der Lokomotive Atem reicht.

Wörlitz, im August 1901.

(Weitere Reisebilder folgen.)

Sonnabend.

O abendlich Behagen
Nach einer Woche Frist,
Wenn Glockenstimmen sagen,
Daß morgen Sonntag ist.

Der Dämm'rung Schwingen breiten
Sich traulich nah und fern.
Wie lauscht' ich oft vor Zeiten
Als Kind dem Klange gern!

Sandmännchen kam gegangen
Alsbald, und noch im Pfühl
Hielt träumend mich befangen
Ein Festtagsvorgefühl.

Gar anders ist's gekommen:
Frau Sorge, streng und bleich,
Hat grauen Thon genommen,
Formt alle Tage gleich.

Nur manchmal Grüße dringen
Aus ferner Zeit heran
Und leise hebt ein Klingen
So zaubermächtig an.

Wenn's dann im Herzen läutet,
Frag' ich zur selben Frist:
Ob wohl der Klang bedeutet,
Daß morgen Sonntag ist?

Albert Braselmann.

Goethes Bearbeitung von Kotzbues Schutzgeist.

Von **Ludwig Geiger.**

I.

Im jüngst erschienenen 13. Bande, zweiten Abteilung, der Weimarer Goethe-Ausgabe — der Band enthält sonst die Lesarten zu den anderen Theater-Bearbeitungen des Dichters, — ist eine Bühnenfassung des Kotzebue'schen Schutzgeistes von Goethe erschienen.

Daß Goethe eine Bearbeitung des eben genannten Dramas hinterlassen hatte, wußte man längst. Er berichtet es an Zelter in einem gleich noch näher zu erwähnenden Briefe, schweigt aber in den Annalen davon, während in deren Hauptquelle, dem Tagebuche vom 9. November bis 10. März 1817, fast täglich von einer das Stück betreffenden Abkürzung, Redaktion, von den Leseproben und der Besetzung der vier Hauptrollen als einer recht viel Zeit in Anspruch nehmenden Thätigkeit gesprochen wird.

Der Grund des Schweigens in den Annalen liegt wohl darin, daß Goethe für jenes Jahr überhaupt der Öffentlichkeit gegenüber vom Theater schweigen wollte, um nicht seinen damals geschehenen Rücktritt zu erwähnen. Denn eine Auseinandersetzung über diese Entfernung würde nötig gemacht haben, über den Herzog in einer Weise zu sprechen, die des Dichters pietätvollem Sinne widerstand. Sein Eifer in den Proben, die zur Vorbereitung des Kotzebue'schen Stückes notwendig waren, wird auch von anderer Seite bezeugt (Gespräche Band 3 Seite 273 f.). Ja diese Bearbeitung wurde, wenn man einer Notiz bei Wahle („Das Weimar'sche Hoftheater unter Goethes Leitung," Seite 325) Glauben schenken darf, nur unternommen, um den Weimaranern, die das Stück am 1. Februar g e g e n Goethes Willen unverkürzt gesehen hatten, zu zeigen, was man aus einem guten Stoffe von schlechter Mache gestalten könnte.

Ähnlich schreibt Goethe am 9. März 1817 an Zelter:

> „Ich habe bey meiner Redaction nur das Wirksame behalten und das Nothwendige in die Enge gebracht, die langen ausführlichen Erzählungen zu kurzen kräftigen Darstellungen umgeschrieben, die matten Verse überarbeitet und die Lücken, die ich mit grausamer Scheere hineingeschnitten, wieder zusammengefügt und übermalt, so daß es jetzt ein interessantes, glatt hinter einander weggehendes Stück und beynahe um eine Stunde kürzer geworden."

Prüfen wir, inwieweit dieser Ausspruch berechtigt ist.

Das Kotzebue'sche Stück hat 3233, das Goethe'sche 2169 Verse.*) Goethe hat also 1064 Verse gestrichen. Wenn das Goethe'sche Stück 5, das Kotzebue'sche 6 Akte, nebst einem Vorspiel, bei Goethe Vorscene, hat, so ist der Unterschied nur scheinbar, weil der Weimar'sche Bearbeiter den ersten und zweiten Akt zu einem zusammengezogen hat.

Ebenso äußerlich sind die etwaigen Unterschiede in der Zahl der Scenen, auch hier handelt es sich, einige gleich zu erwähnende Auslassungen abgerechnet, um Zusammenziehungen der schon vorhandenen Stücke, nicht etwa um innere Unterscheidungen.

Der Inhalt des Kotzebue'schen Stückes ist folgender: Guido, der Sohn des Astulf und der Eugenia ist gestorben. Mitten in den Klagen seiner Eltern erwacht er, aber er ist nicht der alte Guido mehr, sondern ein Schutzgeist, der von Gott die Aufgabe erhalten hat, für die Königin Adelheid zu sorgen. Diese nämlich wird von Berengar, dem Könige von Italien, der Adelheids Gatten Lothar ermordet und sich die Herrschaft angemaßt hatte, zur Frau begehrt, sie widersteht, bleibt aber schließlich ganz allein, denn Azzo, Burggraf zu Canossa, der sie heimlich liebt, der Angebeteten zwar kein Geständnis zu machen wagt, aber ihr edelste Treue weiht, geht fort auf seine Burg, weil ihn diese Selbstquälerei zu Grunde richtet. Ihre treuen Frauen werden von Berengar verstoßen und durch gefügige Werkzeuge des Tyrannen ersetzt. Noch bevor Berengar seinen entscheidenden Antrag macht, erscheint Guido, der sich bald als Knappe, bald als Greis zeigt, sich der Adelheid als Schutzgeist anbietet, wobei er aber zunächst geringes Entgegenkommen findet und sogar, trotz seiner Warnung von ihr entlassen wird, als Berengar diese Entfernung fordert. Aber bevor er geht, offenbart er sich zum ersten Mal als Verkünder großer Geheimnisse, als Vertreter einer höheren Macht. Als die Wachen Berengars, die auf Geheiß des wütenden Fürsten, den Guido jener Mordthat geziehen hatte, ihn töten sollen, treten sie auf seinen Wink ehrfurchtsvoll zurück. Aber wenn Adelheid auch Guido von sich gestoßen, dem Liebeswerben Berengars gegenüber bleibt sie fest, sie schreckt vor der Gefangenschaft nicht zurück, die Berengar in Aussicht stellt, wählt aber die Flucht, um dem Verhaßten zu entgehen. Auf dieser ihrer Flucht indessen wird sie ergriffen und in das feste Schloß von Como gebracht. Davon wird Berengar durch den Burgvogt unterrichtet, dem er große Strenge empfiehlt, um die Gefangene bis zum nächsten Tage, auf den die Hochzeit festgesetzt ist, zu verwahren.

Zu den zwei Wächtern, die sich über ihr schweres Amt, die Gefangene zu bewachen, unterhalten, kommt Guido als Fischerknabe, der sie zu verscheuchen weiß (diese Scenen sind bei Goethe ausgelassen, statt ihrer aus Guido's Worten eine kleine Scene der Unterhaltung des Königs und des Burgvogts vorangestellt). Der Schutzgeist macht sich Adelheid bemerkbar, die anfänglich wenig geneigt ist, auf sein

*) Zum Vergleiche mag man sich daran erinnern, daß Goethes Iphigenie 2174, Tasso 3452, Schillers Wallensteins Tod 3868, Don Carlos 5370, der zweite Teil des Goethe'schen Faust gar 7478 Verse hat.

Kleidern einzugeben, da sie keinen Glauben an die Macht des plötzlich Auftretenden besitzt und die Gefahr fürchtet. Doch zerbricht sie durch ein Wunder die Gitterstäbe des Turmes und springt in den zu ihrer Rettung bereiten Kahn.

Die Geretteten gelangen zu einem Fischer, der eben seine Tochter verheiraten will; gerührt durch das Unglück der Königin, der er bei ihrer Verheiratung einen Fisch gebracht, wobei er freundlichen Dank erhalten hatte, wirft er ihr den Schleier um, den seine Tochter als Braut trug und der nach alter geheiligter Sitte vor der Hochzeit nicht enthüllt werden darf.

Sie muß sich aber doch entschleiern, als die vom Könige zu ihrer Verfolgung ausgesandten Reiter herbeikommen. Durch Guidos Wunderthat erscheint indessen ihnen des übrigen ein ganz fremdes Gesicht.

So ist sie zum zweiten Male gerettet und schenkt nun ihrem Retter Vertrauen. Doch ihre Sicherheit bei dem Fischer ist gefährdet, sie muß weiter fliehen. Berengar auf der Verfolgung rast, die Entflohene wieder zu erlangen. In die Nähe des Herumirrenden kommt, zunächst von ihm nicht gesehen, Guido mit Adelheid auf der Flucht. Der Verschmachteten weiß Guido eine Quelle zu verschaffen, sowie ihr erquickenden Schlaf, während dessen er dem Azzo, der mit einem leichten Jagdspieß in die Nähe kommt, seine innersten Geheimnisse entdeckt, ihn zum Aufgeben seiner Hoffnungen auf Adelheid bewegt und sich bereit erklärt, die Briefe an den Deutschen Kaiser Otto, dem von höherer Macht Adelheid als Gemahlin bestimmt ist, selbst zu überbringen.

Während er sich auf den Weg nach Deutschland macht, ist Adelheid erwacht, sie nimmt den Antrag Azzos, sie in Canossa zu verbergen, an, kann diesen Entschluß aber zunächst nicht ausführen, da Berengar erscheint. Adelheid muß sich eine Zeit lang verbergen. Zwischen den beiden Männern kommt es, nach heuchlerischen Worten des Fürsten, zum Wortwechsel und zum Streit. Berengar will Azzo töten; durch dieses Beginnen erschreckt, tritt Adelheid aus ihrem Versteck hervor und zwischen die Männer.

Ihr Erscheinen nutzt jedoch nicht viel, denn Berengar nimmt nun herrisch die Entflohene für sich, auf die Weigerung des Azzo kommt es zum entscheidenden Kampf; — schon will Berengar zum tötlichen Schlage ausholen, da kommt ein Geist, der das Schwert auf den König zückt, den Anderen zum Fliehen ermuntert und den König so erstarren macht, daß er zur Verfolgung keine Kraft besitzt.

Kaiser Otto, nachdem er verschiedene Gesandte empfangen, seine Getreuen belohnt hat, wird von einem Besuch Guidos überrascht, der sich, von den Wächtern ungesehen, Zutritt zu ihm verschafft hatte. Der Herrscher wird von ihm durch Vorlegung der Briefe und durch Überredung veranlaßt, den Kriegszug nach Italien zu unternehmen und Adelheid zu heiraten.

Unterdessen ist die Burg von Canossa von Berengars Truppen belagert, die Eingeschlossenen befinden sich schon lange in großer Not, außer Adelheid, die, so lange es ihrem treuen Hüter irgend möglich war, Alles im Überfluß erhielt.

Die Belagerten müssen als letztes Kampfmittel einen Ausfall wagen, bei dem Azzo fällt (dieser Entscheidungskampf wird durch den Knappen Oswald vom Fenster aus der verzweifelten Adelheid geschildert, eine Darstellung, die an gar ähnliche Scenen bei Shakespeare, auch an Schillers Jungfrau von Orleans erinnert und deshalb von Goethe ausgelassen ist). In Verzweiflung über die tötliche Verwundung ihres einzigen Beschützers, die ihre Auslieferung an Berengar notwendig zu machen scheint, will Adelheid Hand an sich legen, da erscheint Guido, hindert sie daran, verkündigt ihr, daß Otto nahe, daß er den Sieg über Berengar sicher erlangen werde und überredet sie, trotz ihrer beständig ausgesprochenen Klostersehnsucht und ihrer Abneigung gegen jede neue Heirat, in den Plan zu willigen, Ottos Gattin zu werden.

Den letzten Akt eröffnen Reden der Bürger Pavias vor dem Einzuge des Königs über ihre Vergangenheit, ferner die Schilderung des Einzuges selbst, wobei vor dem Herrscher mannigfache Reden von dem Bischof und Schultheiß gehalten werden. (Diese zwei langen Scenen, für die Handlung durchaus gleichgültig, sind bei Goethe ausgelassen.)

Adelheid, nahe ihrem Ziele, läuft nochmals, und zwar die größte Gefahr. Ihr, die von Guido an ihres ersten Gatten, Lothar, Grabmal geleitet, dort ihren neuen Gemahl erwarten soll, naht sich Berengar in der Verkleidung eines kranken Bettlers, giebt vor, durch das Auflegen ihrer Hand gesunden zu können, aber in dem Moment, da sie das Erbetene thut, zuckt er den Dolch, um sie zu ermorden. Er trifft Guido, der sich zwischen beide stellt und muß, vor dessen gebieterischer Drohung erschreckend, fliehen. Guido verkündet Adelheid, daß er nun sein zweites Erdendasein und damit sein Leben überhaupt geendet und stirbt, nachdem er den zuletzt erscheinenden Kaiser Otto hat schwören lassen, daß sein Herz sich nie von Adelheid wenden werde.

Dies ist der Inhalt des Kotzebueschen, und zugleich, wenn man die wenigen, eigentlich 3 größeren Auslassungen abrechnet, die eben erwähnt sind, der des Goetheschen Stückes.

Kann man von diesem wirklich sagen, es sei ein interessantes? — Wenn interessant allerlei Mordspektakel bedeutet, dann ja, sonst gewiß nicht. Man möchte eher des wackeren Zelter verständiges Urteil annehmen (9. März 1816): „Das Stück kommt mir vor wie eine heutige Klaviersonate: es ist Alles drin, was Effekt und Langeweile machen kann: Kaiser, König, Markgrafen, Herzog, Geister, Geistliche, Hochzeit, Kriege, Mord, Brand und dergleichen sind in einen Brei durcheinander gewürfelt um Nichts und wieder Nichts. Die Großen sind hier, wie sonst nach seiner Art, gemeines Pack, und der Bauer äußert edele Gesinnungen und so wird man erbaut, jeder nach seiner Art."

Überblickt man das Stück, so bemerkt man eine Menge von Wundern und Unwahrscheinlichkeiten, von dem Momente an, da der tote Guido wieder auflebt und nochmals Mensch wird, oder richtiger ein in menschliche Form gekleidetes Wesen, bis zum Ende, da dieser Geist doch wieder wie ein Mensch verwundet wird und dann endgiltig stirbt. Aber das ganze Thun dieses, halb Geist und halb Mensch vorstellenden Wesens ist wunderbar. Er ist fähig, die Träume und Gedanken aller wichtigen Personen, des Berengar, Azzo, Otto, der Adelheid zu kennen und enthüllt sie den Wissenden, er erscheint dem Einen als Knabe, und gleichzeitig dem Anderen als Greis, er bewirkt, daß Adelheid die Ketten zerbricht und vermag sie im größten Sturm auf einem kleinen Nachen zu retten, er bringt das, scenisch kaum wiederzugebende Kunststück fertig, daß Adelheid, die sich vor

den Königlichen Reitern entschleiern muß, plötzlich ein anderes Gesicht zeigt, während sie, sobald der Feind wieder entfernt ist, wieder ihre eigenen Züge trägt. Er zeigt sich, obwohl er schon unterwegs ist, um dem deutschen Kaiser wichtige Briefe zu bringen, in dem Augenblick, wo Berengar den Azzo töten will und ist fähig, den tötlichen Streich zu hindern; er ist wieder in dem nötigen Moment da, um Adelheid von dem Selbstmord zurückzuhalten, obgleich er, wie man annehmen muß, zu dieser Zeit noch ziemlich weit, in Gesellschaft des Kaisers, sich aufhält.

Ganz abgesehen von der Unnatürlichkeit, an die man nicht recht glauben kann, hat das plötzliche Auftreten des Schutzgeistes, gerade in den Momenten, wo man seiner bedarf, etwas unwillkürlich Komisches an sich.

Zu diesen Wundern treten aber auch andere große Unwahrscheinlichkeiten: Daß der Fischer, zu dem Adelheid gerettet wird, gerade derjenige ist, der zur Verheiratung der Königin den Fisch gebracht hat und von ihr freundlich aufgenommen wurde, bleibt immerhin eigentümlich, und daß nach einem Donner plötzlich in der Nähe der verschmachtenden Adelheid eine Quelle entspringt, ist eine naturhistorische Merkwürdigkeit, die nicht oft vorkommt.

Man muß fragen: Wenn Goethe einem solchen Stücke überhaupt seine Kräfte widmete, wäre es nicht möglich gewesen, dieses Seltsame und Unwahrscheinliche, das nicht ganz entfernt werden konnte, zu mildern?

Was that nun Goethe? — Er kürzt resolut. — Außer den ausgelassenen Scenen, die bereits erwähnt sind und die mehrere hundert Verse einnehmen, hat er, auch innerhalb der sieben gebliebenen an vielen Stellen zahlreiche Verse, meist zwischen 4—32, gestrichen: Betrachtungen, überflüssige Erzählungen, weitschweifiges Gerede und dergl.

Wenn er dies unter seinem Satz versteht, er habe „die langen, ausführlichen Erzählungen zu kurzen, kräftigen Darstellungen" umgeschrieben, so ist er voreilig; will er den Freund glauben machen, er habe statt der alten neue eingefügt, so übertreibt er zum Mindesten.

Wirklich neu ist von Goethe herzlich wenig, z. B. Vers 684—696, die kurze Erzählung des Fischers über seinen freundlichen Empfang bei der Königin an ihrem Hochzeitstage, statt einer 15zeiligen Erzählung bei Kotzebue. Ferner: Vers 426—429 stehen statt 71 Versen des Originals, in denen Reminiscenzen an die Vergangenheit wiedergegeben werden; und ähnliche kurze Zeilen zum Ersatz langer, ausgelassener Stellen finden sich häufig. Dagegen kommen wirklich selbständige Zusätze sehr selten vor. Zu diesen gehören 717—720, aber wenn man nicht bestimmt wüßte, daß diese Verse von Goethe sind, so könnte man sie ruhig Kotzebue zutrauen.

Der Bequemlichkeit wegen, um dem Leser das Nachschlagen zu ersparen, folgen hier einige Goethesche Zusätze 261—268, 426—429, 717—720:

Mir schien als wollt' ich in des Schlosses Garten
Lothars, des lieben Gatten, sehnend warten.
Ich suchte hier, ich suchte dort,
An jedem wohlbekannten Ort.
Ich traf ihn endlich auf bedornten Wegen
Und eine Kaiserkrone reicht' er mir entgegen.
Ich bat um einen Kuß, um einen Druck der Hand,
Die Krone blinkte noch, und er verschwand.

•

Vergangnes bleibt vergangen! Worte schallen,
Verhallen auch, der Kluge läßt's geschehn. —
O mög' es euch im Augenblick gefallen
Euch mehr als je durch mich im Glück zu sehn.

•

Die Myrthen- und Granaten-Blüthe
Des Kranzes deutet zweierlei:
Sei Du geschmückt von Lieb und Güte,
Doch glänzend heiter auch dabei.

Andere Änderungen des Inhalts wird man vergeblich suchen. Als einzige könnte angeführt werden, daß in der Schlußscene des 4. Aktes zur kräftigeren Überredung der Adelheid, dem Kaiser Otto ihre Hand zu reichen, bei Goethe eine „glänzende Kaiserkrone" erscheint, während bei Kotzebue der „Geist Lothars" selbst auftritt und auf die Kaiserkrone hinweist. Für die Zuschauer ist letzteres entschieden klarer, und da in dem Stücke schon so viele Geister auftreten, so kommt es auf einen mehr oder weniger nicht an.

Sind inhaltliche Änderungen selten und dürftig, so sind Änderungen von einzelnen Versen außerordentlich häufig. Besteht darum der Anspruch des Bearbeiters zu Recht, „daß die matten Verse er überarbeitet" habe? — Schwerlich! Denn wer einen Blick auf irgend eine Seite der Bearbeitung wirft, der muß über die matten, platten, gespreizten, trivialen Verse, die in Massen auftreten, geradezu erschrecken.

Dagegen sind einzelne glückliche Änderungen vorhanden, wie etwa statt der unglücklichen Verse:

Und will die Sehnsucht mir das Blut vom Herzen schröpfen,
Nur von Dir selber kannst Du Nahrung schöpfen.

die besseren stehen (Goethe 332 f.):

Die Sehnsucht läßt nicht ab die Brust zu spannen,
Und aus Dir selbst kannst Du Dich nicht ermannen.

oder Goethe (1457—1460):

Ich weiche träumend, bebt, wenn ich erwache!
Mein Mut, mein Wille bleibt noch unbethört.
Canossas Mauer wanke, stürze, krache!
Mit Blut wasch' ich den Schimpf von meinem Schwert.

während Kotzebue den Berengar hatte sprechen lassen:

Wohlan ich weiche — bebt vor meinem Erwachen,
Verschwinden wird, was heute mich bethört!
Und wenn Canossas starrende Mauern krachen,
Wasch' ich den Schimpf mit Blut von meinem Schwert.

(Ein Schluß-Artikel folgt.)

Neue Bücher.

Nachstehend verzeichnete Bücher sind der Redaktion zur Rezension zugekommen:

Schmitt, Christian, Neue Gedichte. Straßburg i. Els., Ludolf Beust. 1901.

Tschechow, Anton, Drei Schwestern, Drama. Berlin, Dr. John Edelheim. 1902.

Tschechow, Anton, Onkel Wanja, Scenen aus dem Landleben. Berlin, Dr. John Edelheim. 1902.

Vögtlein, Adolf, Stimmen und Gestalten, Gedichte. Zürich, Müller, Werder & Co. 1901.

Wolf, Carl, Anno dazumal und heute, Meraner Skizzen. Innsbruck, A. Edlinger. 1901.

Heymann, Robert, Frau Königin. Ein Akt. München. o. J. Verlag Frubrot.

Heymann, Robert, Nackt. Lebensbilder. München 1901, Verlag „Frubrot".

Redigiert unter Verantwortlichkeit des Herausgebers Karl Emil Franzos in Berlin. — Nachdruck auch im Einzelnen ist untersagt und wird strafgerichtlich verfolgt. — Verlag der Concordia Deutsche Verlags-Anstalt in Berlin. — Druck von Kißling & Krüger, Berlin N.

Junge Stimmen.

„Eine blaue Flamme . . .“

Eine blaue Flamme
Zittert in die Nacht,
Meine wundersame
Schwermut ist erwacht . . .

„Meine Lieder gehen
Leer ins Land. Warum?
Wer will mich verstehen?
Alles bleibt so stumm.

Meine Tage sinken
Ungenützt dahin,
Tote Stunden trinken
Meinen tiefsten Sinn.

Langsam ist mein Wille
Wie ein Glanz verglüht.
Stille — tiefe Stille,
Und ich bin so müd' . . .“

— In das Dunkel steigen
Sterne und in sein
Ahnungsvolles Schweigen
Schluchzt mein Schmerz hinein.

Stefan Zweig.

Waldgang am Sylvestertag.

Leise schneit's im Nadelwalde
Und ich bleibe lauschend steh'n,
Wie geheimnisvolle Schauer
Durch die weißen Wipfel weh'n . . .

Meinem künft'gen Grabe kam ich
Wieder näher um ein Jahr,
Und ich sinn', wie reich an Leiden
Diese kurze Spanne war.

Wie im Irrgang meines Strebens
Ich verirrt' mich mehr und mehr,
Wie die Rätsel meines Lebens,
Ach, so unauflöslich schwer! —

Aber eine Sonne hellte
Dieses Jahres lange Nacht:
Hat es mir doch Deine Liebe,
Deine Treue mir gebracht!

Dankend falt' ich meine Hände,
Was auch komme, Du bist mein!
Deine Liebe, Deine Treue
Friedigt wie mit roten Rosen
Meine dunkle Zukunft ein!

Alexander Pache.

Erwartung.

In die schlummertiefe Nacht
Horch' ich scheu und angstbeklommen . . .
Ist ein neues Leid erwacht?
Wird das alte mir genommen?

Leise geht ein süßes Klingen
Durch die Stille, und ein Singen
Wie von Geigen schluchzt und lacht —

Will ein spätes Glück noch kommen,
Eh' der letzte Stern verglommen?

Scheu horch' ich und angstbeklommen: —
Ruh' und schlummertiefe Nacht . . .

Karl Nowak.

Das Glück.

Durchs Kammerfenster über Nacht
Hat mir ein Engel hergebracht
Das Glück, das lang ersehnte.
Es kam so leise wie im Traum,
Die Frühlingsblüte schmückt den Baum,
Eh' ich sein Kommen wähnte.

In meines Lebens Einsamkeit
War ganz mein Herz in Traurigkeit
Verfallen und versunken.
Und nun aus Morgenfernen bricht
Mir meines Glückes Silberlicht
Und macht mich freudetrunken.

Berauscht ergreif' ich Deine Hand
Und küsse sie mit heißem Brand
Und falle Dir zu Füßen.
Mein Glück, ich habe Dich erreicht
Laß mich, bis sich die Locke bleicht,
Auch Deinen Glanz genießen.

Heinrich Becker.

Die verliebte Stadt.

Was sind doch die Leutchen hier zum Lachen
Mit ihren ewigen Herzenssachen!

Kein Werther in der ganzen Stadt,
Der nicht seine süße Lotte hat.

Hier dürfen die Mädchen sich in den Gassen,
So sie hübsch sind, gar nicht blicken lassen.

Ein schlanker Fuß, eine weiße Hand,
Das bringt die Männer um allen Verstand.

Von ihren blitzblanken Fenstern schauen
Sie seufzend hinab zu den zierlichen Frauen.

Und jeder liebt und — dichtet auch,
Das ist eine Art von Hausgebrauch

Ich fühl' es schon: hier werd ich bleiben,
Viel Lieder erleben, viel Lieder schreiben . . .

Hans Müller.

Dunkel.

So schwül und düsterschwer die Nacht . . .
Da bin ich schaudernd aufgewacht
Und starrte hinaus in das Dunkel.
Am Himmel hingen gewitterschwer
Die Wolken, und dazwischen her
Verlorener Sterne Gefunkel.

Ein Vogel schrie klagend im schwanken Nest,
Ein Wetterleuchten im dunklen West,
In der Ferne drohendes Grollen.
Mir war's, als schritte das Leid durchs Land
Und drückte aufs Herz mir die harte Hand,
Als hätt' ich sterben sollen.

Georg Ortlieb.

Zwei Lieder.

I.

Winterlich ins Abendgrau'n
Starren stumm die Bäume;
Aber heimlich über'n Zaun
Lugen Frühlingsträume.

Flüstern von der Zukunft Pracht,
Und es lauscht der Garten;
Leise wandelt durch die Nacht
Frommes Lenzerwarten.

II.

Sanftes Mondlicht strömt nun nieder,
Streift die weiße Blütenpracht.
Wundersame Frühlingslieder
Klingen träum'risch durch die Nacht.

Und sie singen von der süßen,
Von der sanften Liebe Macht.
Ferne Sterne still sich grüßen
Durch den Himmel in der Nacht.

Else Nonne.

Leidenschaft.

Thoren spotten leichten Mutes
Eines heißen, edlen Blutes
Wilder Leidenschaft.

Ach, nur Neid spricht aus den Vielen,
Die nur Schwäche in sich fühlen:
Leidenschaft will Kraft.

Hans Thal.

Ein Stern.

Ein Stern ist aufgegangen
Bald wird er leuchtend prangen,
Nur eine dunkle Wolke
Verbirgt ihn noch dem Volke.

Doch wenn der Wolke Segen
Herniederfloß im Regen,
Dann wird die Welt ihn schauen
Und jauchzend ihm vertrauen.

Christian Flaskamp.

Natur.

Gieb mir tausend hehre Worte,
Spenderin der höchsten Fülle;
Daß ich meine Seele stille,
Gieb mir schwellende Accorde.

Bebend lege ich sie nieder
Dir an Deines Tempels Schwelle,
An der Weisheit tiefster Quelle,
Aller Schönheit und — der Lieder!

Daß ich Deinen Atem spüre,
Deinem Herzschlag möge lauschen —
Wo die ew'gen Ströme rauschen,
Mich zum Selbstvergessen führe.

Löse die gebund'nen Schwingen
Meiner Seele, lös! — erlöse!
Daß ich, fassend Deine Größe,
Mög' zur Offenbarung dringen!

Gieb mir tausend hehre Worte,
Spenderin der höchsten Fülle,
Daß ich meine Seele stille,
Gieb mir schwellende Accorde!

Ewald Silvester.

Nur im Vorübergehen war's . . .

Die Straße still und einsam lag;
Der kaum erwachte junge Tag
Sah mich zur Arbeit gehen;
Ein leichter Schritt — ein Augenblick
Er geht vorbei — ein flücht'ger Blick —
Und plötzlich bleib' ich stehen . . .

Zwei Augen sah ich lebensmüd';
Ein Antlitz, jung und schon verblüht
Und wie aus Leid geschnitten.
Aus stummem, stillem, totem Leid,
Das niemals mehr zum Himmel schreit,
Weil es schon ausgelitten.

Und wie ein Abgrund starrt's mich an —
Das Leid, des nicht gedenken kann
Ich ohne Furcht bis heute.
So lernte ich den Schmerz versteh'n
Des Morgens im Vorübergeh'n, —
Den Schmerz der kleinen Leute.

Rudolf Stern.

Altes Lied.

Hab' Dir mein Herz gebracht,
Das war ein Diamant,
Trug viele Lichter.
Hast Du gedacht —
Das ist nur gläserner Tand.

Wie bald zerbricht er . . .
Warfst es weit, weit fort
In hastigem Schwung.
Liegt nun an staubigem Ort,
Hat einen Sprung.

Paul Wertheimer.

Ruf.

Tröstet mich, ihr Sterne, tröstet mich! —
Ihr Weltenspäher, ihr Himmelswandrer,
Ihr seelenerforschenden Augen der Nacht,
In euren Blicken zauberisch sprüht
Und singt das All.
Oft habt ihr leuchtend, geheimnisvoll
Mit magnetischer Kraft
Mein Herz gebannt,
Aufrauschen ließt ihr verborgene Quellen
Und habt der Seele stürzenden Bach
Mit sanftem Zwang
In die tönenden Wogen
Geleitet des Meers der Unendlichkeit.

Paul Adler.

Die Erbgräfin.

Erzählung von Georg Bormann.

(Fortsetzung.)

Sie war eine Waise, die Tochter eines Rittmeisters v. Linden, der vor dem Feinde gefallen war. Als auch ihre, durch den Verlust ihres Gatten tiefgebeugte Mutter starb, war sie erst fünfzehn Jahre alt. Die Gnade der Monarchin nahm sich der vermögenslosen Waise an und übergab sie einem, unter ihrer Protektion stehenden Stifte, das seine Entstehung der hochherzigen Würdigung der Notlage so vieler nach den letzten Kriegen vaterlos gewordener Kinder verdankte. Hier hatte sie Graf Ebersberg, der zu bestimmten Zeiten im Gefolge der Monarchin die Anstalt besuchte, gesehen und soviel Wohlgefallen an ihr gefunden, daß er sie zur Gesellschafterin seiner nur ein Jahr älteren Tochter zu haben wünschte. Die Oberin, die ihr in einer besonderen Unterredung diese Nachricht mitteilte, pries ihr diese Wendung als ein unerwartetes Glück, das sie dankbar hinnehmen solle. Sie war durchdrungen von derselben Meinung, denn mit ihrem bevorstehenden Austritt aus dem Institut, das wußte sie, würde ein ernster Lebenskampf für sie beginnen. Sie war auch unmittelbar darauf durch die Art, wie ihre Mitschülerinnen sie „nach dem Ereignis" ansahen und anredeten, in ihrer Ansicht bestärkt worden, bis nach und nach gerade aus diesem Kreise allerlei Hin- und Hergeflüstertes, natürlich immer unter dem Siegel der Verschwiegenheit, den Weg bis zu ihr nahm. Und was sie hörte, machte ihr junges, unerfahrenes Herz beklommen und unsicher, und sie konnte doch zu niemand davon sprechen, sich von diesem Drucke zu befreien. Das Bild aber, das sie von dem allen erhielt, nahm je mehr und mehr eine bestimmte Gestalt an, und die Äußerungen des alten Dieners schienen ihr zu bestätigen, daß ihre Phantasie nicht übertrieben hatte. Es war ihnen einmal im Institut das Bild der jugendlichen Katharina II. von Rußland gezeigt worden; an dies mußte sie immer denken, wenn sie alles zusammenfaßte, was sie gehört hatte. Sie kam sich vor wie ein Mäuslein, das eine grausame Hand ergriff, um es mit einem Falken zusammen zu thun. Sie rechnete noch einmal über, was denn ihre kleine Person zu der Stellung, der sie entgegen ging, mitbrächte. Ein bißchen Zeichnen und Malen, ein bißchen Naturgesang, Klavierspiel allenfalls über das Mittelmäßige hinaus, Tanzen konnte wohl kaum in Anschlag gebracht werden. Das Facit schloß mit einem tiefen Seufzer.

Inzwischen war der Wagen unaufhaltsam seinem Ziele nähergerollt, und als das Fräulein wieder Augen für ihre Umgebung bekam, fielen sie auf eine Art Steinmal in dem rechts des Weges ansteigenden Wald. „Ist an jener Stelle einmal ein Unfall geschehen?" fragte sie den Alten.

„Nicht doch", entgegnete dieser, vergnügt, wieder zu Worte zu kommen, „dort hat die Erbgräfin mit sechzehn Jahren ihren ersten Hirsch geschossen, einen Kapitalhirsch!"

Wieder die Erbgräfin! — Nein, nun hörte sie auf zu fragen! Und da war ja auch schon die Stadt. Fast ohne Ankündigung durch vereinzelte Häuser-Vorposten war sie da.

Der Wagen fuhr durch eine Straße, die die Fortsetzung der Chaussee bildete, wohl die Hauptstraße, lenkte quer über den Markt und bog dann in den breiten Weg zum Schlosse ein. Überall an den Fenstern der Häuser und Häuschen waren bei dem Geklapper der Hufe auf dem Pflaster neugierige Gesichter erschienen, und auch auf dem Markte waren die Leute stehen geblieben, hatten nach dem Wagen gegafft und gedacht: Wen bringt denn das herrschaftliche Fuhrwerk mit? Die kennen wir doch nicht! — Das kleine Fräulein hatte ordentlich aufgeatmet, als sie die Linden des Schloßweges aufnahmen. Aber nun war sie gleich da; nun sollte sie ja gleich vor ihr stehen, vor ihrer neuen Herrin, der gefürchteten und doch mit so viel Spannung erwarteten

Erbgräfin. Die Pferde zogen noch einmal schneller an, und donnernd rollte der Wagen unter den Vorbau des Schlosses.

Eine hohe, kühle Halle nahm sie auf, die rings mit zahllosen Hirschgeweihen, Jagdspießen und Jagdhörnern geschmückt war. Ein mächtiger Eichentisch in der Mitte und Stühle ohne Zierat gaben dem weiten Raum etwas Wohnliches; und wahrscheinlich versammelte er auch im Herbste zuweilen eine zahlreiche Jagdgesellschaft und dann loderten die Feuer in den Höhlungen der beiden prächtigen Kamine. Denn auch nach dem Hintergrund zu, wo breite Treppen nach oben stiegen, konnte die Halle ersichtlich geschlossen werden. Aber jetzt erhallte kein lauter Zuruf von den Wänden, sondern feierliche Stille erfüllte sie, und ein würdevoller Haushofmeister im schwarzen, mit schmaler Tresse besetzten Frack empfing die Ankommende und geleitete sie die teppichbedeckten Stufen hinauf in die ihr angewiesenen Gemächer.

Sie stiegen auf den doppeltlaufenden Treppen ziemlich hoch, wie dem jungen Mädchen schien. Von Zeit zu Zeit blickte aus dunklem Rahmen das mürrische Gesicht eines alten Jagdherrn längst vergangener Tage auf den kecken Eindringling hinab, und es mutete die junge Dame freundlich an, als sie auf einem der oberen Korridore von einer adretten Jungfer empfangen wurde, die ihr zuvorkommend die Thür öffnete. Der Haushofmeister blieb jetzt mit den Worten zurück: „Wenn das gnädige Fräulein sich einiger maßen erholt haben, erwarten Sie die Frau Baronin von Heydeck.“

„Ich werde sogleich der Frau Baronin meinen Besuch machen“, antwortete das junge Mädchen und verschwand mit der Jungfer in ihrem Zimmer.

Kurze Zeit darauf betrat sie, von dem freundlichen Mädchen geleitet, die auf demselben Gange liegenden Gemächer der Baronin, der ehemaligen Erzieherin der Erbgräfin.

Vor ihr, auf einen Stock mit silberner Krücke gestützt, stand die Baronin, eine Dame hoch in den fünfzig mit ergrautem Scheitel. Sie sah der Eintretenden schon entgegen und streckte ihr eine wohlgebildete Hand hin, die gar nicht zu dem schweren Körper und dem derb gearbeiteten Haupte zu passen schien. „Seien Sie uns willkommen“, sagte sie mit einer rauhen, aber gütig klingenden Stimme, „seien Sie uns willkommen; wie freue ich mich, daß Sie endlich da sind!“

Die Kleine, die dieser Empfang sofort für die alte Dame einnahm, küßte ihr ehrerbietig die Hand.

„Und nun kommen Sie“, sagte die Baronin und zog sie auf einen Sessel nieder, „und lassen Sie uns keine Zeit verlieren. Haben Sie schon etwas gefrühstückt?“

Die Kleine bejahte es. Sie hatte, vor dem Abgang des Zuges der Sekundärbahn, reichlich Zeit gehabt, etwas zu sich zu nehmen.

„Die Komtesse kommt erst in einer Stunde von ihrem Morgenritt zurück. Dann konnten Sie nach ihrer Rechnung hier sein, um mit ihr zusammen zu frühstücken. Mir aber ist's ganz recht, daß ich Sie erst allein habe. Sie müssen wissen, was hier Ihre Aufgabe ist, was Sie hier nutzen sollen!“

Die Kleine sah etwas ängstlich und gespannt zu der Baronin empor.

„Nein, Närrchen“, lächelte diese, „fürchten sollen Sie sich nicht. Das wäre das schlimmste, was Sie thun könnten. Unbefangen, ganz unbefangen sollen Sie sein und bleiben. Aber ich möchte Sie gleich in der ersten Stunde und gerade in der ersten Stunde vor Fehlgriffen und Mißverständnissen sichern, wenn ich Ihnen das Nötige von den Verhältnissen dieses Hauses und von der Komtesse selbst sage. Oder hat man Ihnen davon gesprochen?“

Der Kleinen klopfte das Herz, aber sie glaubte doch mit gutem Grunde verneinen zu müssen.

„Nun gut, so hören Sie! Vielleicht haben auch Ihnen gegenüber die Dienstleute in der ihnen geläufigen Art von der Komtesse als von der „Erbgräfin“ gesprochen. Sehen Sie wohl; ich dacht' es mir. Und diese Bezeichnung ist die allgemein übliche im Schloß, in der Stadt, in den Dörfern und in der ganzen Grafschaft. Und woher diese irrtümliche und allgemein festgehaltene Bezeichnung? Weil kein unmittelbarer Erbgraf da ist, und weil alle, den Eigentümlichkeiten der Komtesse gegenüber, sei es aus Furcht, sei es aus Liebe, unwillkürlich diese Bezeichnung angenommen haben. Freilich, so lange der Vater lebt und seine verantwortungsvolle Stellung ihn den größten Teil des Jahres in der Hauptstadt festhält, wo er sich der Tochter, selbst wenn sie bei ihm wäre, kaum widmen könnte, ist sie hier die Herrscherin und in entscheidenden Fällen ebenfalls die Vermittlerin zwischen den Beamten und dem Vater. Die Herrscherin, die geborene Herrscherin! Und indem ich dies sage, mein liebes Fräulein — wie ist doch Ihr Vorname?“

„Edith!"

„Und indem ich dies sage, meine liebe Edith, spreche ich mit einem Worte alle meine Sorge für die Zukunft aus. Was wird einst ihr Los sein, über das sie sich allerdings wohl noch nie den Kopf zerbrochen hat? Der Graf ist in der Mitte der Sechzig. Nach den Haus- und Familienverträgen kommt Schloß und Grafschaft nach seinem Tode an seinen nächsten männlichen Blutsverwandten. Dieser Agnat — es ist nur der eine; auch wieder ein schwerer Kummer für den Grafen — lebt als General in russischen Diensten meist in Petersburg oder auf einer nicht weit davon entfernten Sommerbesitzung. Niemand kennt ihn hier außer dem Grafen, und dieser auch nur mangelhaft. Er hält sich, nach einem Zerwürfnis mit unserem Herrn, seit langen, langen Jahren fern von hier. Ich glaube, er ist ganz Russe geworden.

An eine Heirat ist unter diesen Umständen, selbst wenn er nicht gut über die fünfzig wäre, nicht zu denken. Ja, unter anderen Verhältnissen wäre dies eine Lösung, wohl die beste auch in den Augen Sr. Durchlaucht. Denn dann wäre sie wirklich die Erbgräfin, bliebe hier, wo sie mit allen Fasern ihres Daseins festgewurzelt ist, so daß man sie sich nicht an anderm Orte denken kann, und aus ihrem Blute käme das neue Geschlecht auf Schloß Ebersberg, das noch die Augen des alten Grafen trösten könnte. Sie als Oberin eines adligen Stifts zu denken, wirkt noch mehr komisch als traurig, und eine andere standesgemäße Verbindung vorausgesetzt, die aber, wie die Dinge liegen, im weiten Umkreis nicht zu erkennen ist, ginge dieses Gebiet, an dem Vater und Tochter mit ihrem Leben hängen, in eine fremde Hand über, und das eigene stolze Geschlecht würde verlöschen für immer."

Das kleine Fräulein hatte aufmerksam zugehört; als aber jetzt ihr Blick auf die zierliche Rokoko-Uhr und dem Kaminsims ihr gegenüber fiel, faßte sie den Mut zu einer Frage, die sie ja die ganzen Wochen und Tage bis zu ihrer Ankunft auf Ebersberg beschäftigt hatte.

„Und die Gräfin selbst, gnädigste Baronin, können Sie mir ein Wort über Sie sagen? Darf man ihr vertrauen?"

Die Baronin schwieg einen Augenblick; die naive Form der Frage hatte sie betroffen. Dann aber sagte sie gütig zu dem jungen Mädchen: „Verbannen Sie jede Besorgnis. Vor allem möchte ich Ihnen eins sagen: Gräfin Vera ist eine ganz ursprüngliche Natur. Auch für mich oft überraschend, die ich sie seit Kindesbeinen kenne. Aber gerade ihrer Unmittelbarkeit gegenüber müssen auch Sie sich Ihre ganze Unbefangenheit wahren, sonst haben Sie von vornherein verspielt."

Das junge Mädchen erhob die Augen mit ängstlicher Frage zu der alten Dame.

„Nicht doch", sagte diese, über sich selbst verdrießlich, „ich sehe, ich greife die Sache falsch an. Mein liebes Kind", begann sie von neuem, „die Komtesse ist ein edler, grundgütiger Charakter, innerlich wahr und vollkommen aufrichtig. Aber bedenken Sie die Umstände, unter denen sie groß geworden, und die noch mehr in diesen letzten Jahren für sie entscheidend geworden sind. Sie hat keine Mutter gehabt, die ihren hütenden, sänftigenden Einfluß hätte geltend machen können. Von ihrem fünften Jahre an bin ich ihre Erzieherin gewesen, aber vieles im Guten und Schlimmen hat mir der Graf aus den Händen genommen, und nie würde ich so thöricht und vermessen sein, zu sagen, ich hätte ihr die Mutter ersetzen können. Dazu kommt, daß hier die Natur und die Herrschaftsverhältnisse zwingend eingegriffen haben. Von früh an hat es der Vater geliebt, sobald er auf Ebersberg war, sie an seiner Seite zu sehen, auch im Wagen und im Sattel, und so ist sie mehr in der freien Natur, in Berg und Wald als in den vier Wänden groß geworden. Und was das hier bedeutet, wo einem geradezu die Natur auf den Leib rückt, wo der Mensch durch sie lebt, ohne sie krank oder tot ist, das werden Sie erst erleben. Und nun rechnen Sie hinzu: Von der Liebe des Vaters getragen, von der Huldigung der Leute verwöhnt, von früh an den eigenen Willen als maßgebend kennend, und Sie werden begreifen, welche Gefahren auf ihrem Wege lagen."

Gewiß, das leuchtete auch dem jungen Mädchen ein, aber sie sah in das ernste, fast strenge Gesicht der Redenden und wagte einzuwenden: „Aber die gnädigste Baronin —!"

„Ach ich?" erwiderte die alte Dame ironisch. „Ich will Ihnen mit einem Bilde antworten. Stellen Sie sich vor, Sie gingen an einem schönen Tage mit einer Freundin spazieren und hätten nur ein Sonnenschirmchen bei sich. Da fängt es an tüchtig zu regnen. Können Sie die Freundin mit dem besten Willen schützen? Nein! Sie werden beide naß; es kommt eben von allen Seiten und dringt mit zahllosen Tropfen auf Sie ein. Mein

liebes Kind, die Erzieher, die zu groß von ihrem Einfluß halten, sollten erst gar nicht anfangen mit ihrem Geschäft. Aber denken Sie darum nicht, daß ich jemals mit verbundenem Munde gesessen habe; nein, das habe ich nicht gethan weder dem Grafen, noch meiner Komtesse gegenüber. Dazu drängte mich schon die Angst zu thun, was ich konnte, da ich immer mehr sah, wie wenig ich konnte.

„Die Mutter der Gräfin Vera war eine Dame von altem französischen Adel. Ihr Bild hängt hier im Schlosse. Was habe ich gekämpft gegen jenen Dämon in der Komtesse, der mir aus der Blutmischung von Herrschergewohnheit und jäh entzündbarer Leidenschaft geboren schien!

„Es war im ersten Jahr meines Hierseins. Als ich meine Pflegebefohlene zuerst sah mit ihrem dichten schwarzen Haar, das sie halblang trug, den kräftigen Gliedern und den raschen, entschiedenen Bewegungen, glaubte ich, ein Knabe stände vor mir. Aber es dauerte nicht vierundzwanzig Stunden, und ich hatte sie so lieb wie mein eigen Kind. Da bemerkte ich eines Tages, da sie mitten in ihrem Spielzeug vor mir auf der Erde saß, daß sie eine wertvolle Puppe, die sie eben erhalten, bei den Beinen ergriff und den hübschen, zarten Wachskopf mit einem Schlage zertrümmerte! Dann vollendete sie mit zusammengezogenen Brauen und die kleinen Fäuste energisch gebrauchend das Zerstörungswerk. Ich erschrak, zumal mir schon aufgefallen war, daß Gegenstände, nach denen sie eben noch mit Heftigkeit begehrt hatte, so bald zerbrochen waren. Ich nahm ihre Hände, und die Züchtigung, die sie erhielt, war nicht symbolisch, sondern entsprach vollkommen der in mir aufsteigenden Bekümmernis. Darüber vergingen Monate, und ich hatte sonst nie Ursache, sie körperlich zu strafen, da steht sie eines Tages wieder vor mir mit einem zerbrochenen Gegenstand. Diesmal war's eine Spieluhr, die ihr der Graf aus Paris mitgebracht hatte. Verlegen, trotzig und bleich stand sie vor mir, aber sie selbst brachte mir die Stücke an und hielt sie mir entgegen als wenn sie sagen wollte: Gethan hab' ich's, aber ich weiß auch, was kommt. Und ich hielt es notwendig, ihr Bewußtsein nicht irre zu führen und, nachdem ich ihr ins Gewissen geredet, strafte ich sie wieder. Diesmal machten aber die Schläge einen so aufregenden Eindruck auf das Kind, das ich beschloß, selbst bei Wiederholung des Falles, es mit anderen Mitteln zu versuchen. Und der Fall wiederholte sich wirklich, wenn auch erst nach Jahr und Tag. Diesmal war es ein kleines, aber ebenfalls wertvolles Service, von dem ein paar Hauptstücke zum Opfer gefallen waren. Sie hätte Unvorsichtigkeit vorschieben können. Das that sie nicht; sie kam auch diesmal von selbst. Jetzt empfand ich neben meiner Bekümmernis doch noch etwas anderes, als ich sie so in ihrer Hilflosigkeit vor mir sah. Und da sie nun schon verständiger war, da sie mich auch von Herzen liebte, so zog ich sie zu mir und sprach zu ihr, wie mir's ums Herz war. Ich sagte ihr, was sie eigentlich verdiente, aber wie ich diesmal auf die Strafe verzichten wollte, weil sie doch selbst wüßte, wie schuldig sie wäre; auch, daß sie nun groß genug sei, ihr schlimmes Wesen fortan selbst zu bekämpfen. Geweint hat sie nicht; aber ich sah, daß ihr mein Kummer noch tiefer ging als früher die Züchtigung, denn ich sagte ihr nur, was sie selbst fühlte. Seitdem ist niemals wieder etwas Bedenkliches geschehen, und ich bin bei meiner Methode geblieben.

„Ich hätte sagen sollen, nichts derart ist geschehen; aber ganz ist meine Sorge nicht geschwunden. Nur habe ich die Gewißheit erlangt, daß ich hier nur so weit helfen kann, als ich überzeuge. Denn da steckt etwas im Blut und bleibt darin und sitzt so tief, daß nur der es ganz austilgen kann, der selbst darunter leidet. Und das ist die Gräfin, und die Gräfin weiß es. Und wir beide wissen es. Und ich bete, daß ihr dabei auch eine andere Hand zu Hülfe kommt, die nicht Menschenhand ist. So meine ich denn, liebe Edith, daß mit dem, was wir hier besprochen, auch Ihre eigene Aufgabe bezeichnet ist. Wie Sie da sind, sollen sie nur mutig und unverfälscht stets zum Rechten stehen; im übrigen aber der Komtesse eine heitere und unbefangene Gesellschafterin und Freundin sein, an der es ihr bisher gefehlt hat. Aber ich sehe, Sie ängstigen sich, ob Sie auch noch vor dem Frühstück Ihr Reisekleid mit einem anderen vertauschen können. Sie haben noch volle 15 Minuten. Auf Wiedersehen!"

III.

Ungefähr zu derselben Zeit, als dies Gespräch stattfand, sah man auf dem breiten Wege, der bei der Stadt einmündete, eine Reiterin. Ein Waldarbeiter, der stumpf seines Weges zog, blieb stehen und sah ihr nach, bis sie bei einer Biegung des Weges verschwand. Das war eine ganz natürliche Empfindung, denn der Mensch, auch

der einfache, wendet sich gern einer vollkommenen Erscheinung, einer vollkommenen Leistung zu, selbst wenn sie einem Gebiete entstammt, das ihn sonst nichts angeht. Roß und Reiterin aber, besonders unter diesem Laubdach, waren eine Erscheinung, die eines Meißels würdig gewesen wäre.

Der Fuchs, den die Dame ritt, war ein edles Halbblut, aber die Vorzüge zweier Rassen, kräftige Muskulatur und ein leichter, beweglicher Körper schienen sich in ihm vereinigt zu haben. Trotz des ausgebildeten Brustkorbs waren Leib und Gliedmaßen ebenso schlank als sehnig, und der feine Kopf mit den lebhaften, großen Augen und weiten Nüstern zeigte wie Hals und Schultern die Blutgefäße unter der zarten Haut. Jetzt spitzte das intelligente Tier die kleinen Ohren und schnob ein paarmal vor sich hin, als wenn es noch eine Aktion ahnte, und gleich darauf nahm auch die Reiterin den Fuchs, dessen kurzes Haar wie Gold in der Sonne glänzte, fest zusammen und ließ ihn scharf an das Gebiß gehen. Da war auch die hohe Hecke. Mit kurzem Galopp ging es entschlossen heran; eine Rückwärtsneigung zur Entlastung der Vorhand des Tieres, ein kurzer Zungenschlag, und in prachtvoller Lançade ging der Fuchs glatt über die Büsche. Sobald er auffußte, hatte ihn die Reiterin sofort wieder in Zügel und Haltung, und in langsamem Schritt bog sie wieder auf den Weg zur Stadt hin, gefolgt von dem Reitknecht, der während des Sprungs zurückgeblieben war.

Die Erbgräfin ritt in Ebersbach ein.

Ein paar weißblonde, barfüßige Jungen, die sich am Wege vor der Stadt rauften, ließen von einander ab und folgten der Reiterin in scheuer Entfernung. Sie waren das so gewohnt.

Jetzt, wo dieselbe in ruhigem Schritt sich bewegte, konnte man sie gut betrachten. Sie trug ein kurzes, dunkelgrünes Reitkleid, das die Bewegungen des Tieres in keiner Weise behinderte, und einen grauen, aufgeschlagenen Schlapphut mit wallender Feder. Und hätte sie nun noch den Falken auf der Faust gehabt, die Erscheinung hätte auch dann nichts Verwunderliches gehabt, so ganz war sie aus einem Guß.

Da scheute der Fuchs ein wenig; ein altes Holzweibchen ging unter ihrer Bürde mühevoll ihre Straße. Die Erbgräfin zwang das Tier näher heran, daß es sich hübsch beschaue, was es ängstigte, griff in ein Täschchen an ihrem Gürtel und, indem sie sich am Hals des Pferdes herabbeugte, ließ sie ein Silberstück in die welke Hand der Alten gleiten. In einem der letzten Häuschen, dem Walde zu, hatte ein braunes Weib im Flur gestanden. Als jetzt die Gräfin vorüberritt, verschwand sie mit scheuem Blick im Hintergrunde; aber die Komtesse hatte sie wohl gesehen. Es war die Botenläuferin, die Ursel Grizeth. Auf der anderen Seite, ein paar Häuser weiter, stand ein kleines Mädchen im roten Unterröckchen und ungeordnetem Haar und blinzelte gegen die Sonne, um die Erbgräfin anzustaunen. Die aber drohte ihr und rief: „Du Struwelpeter, wart', ich werde Dir die Haare kämmen!" Und angstvoll entfloh der kleine Schmierfink. Die Straße zog sich auch von dieser Seite ziemlich hin, ehe sie den Markt erreichte. Überall, wo man den Hufschlag des Rosses hörte, traten Frauen, Kinder in die Thür, um die Erbgräfin zu sehen und zu grüßen. Und die Erbgräfin grüßte alle wieder, aber mit sehr verschiedenlichem Gruß. Unter denen, die aus dem Innern der Häuser herbeikamen, war auch eine hübsche, junge Frau mit einem Kind im Arm, die sich dann aber doch, als die Reiterin näherkam, verschämt im Hintergrunde hielt. Die Erbgräfin aber lenkte ihr Roß auf die Seite, dicht an die Häuser und rief mit einer tiefen, wohlklingenden Stimme: „Fränze, komm! Ich weiß schon, Du willst mir den Buben zeigen." Stolz und glücklich, mit glühendem Gesicht trat die junge Waldwärtersfrau, die früher auf dem Schlosse gedient, heraus und hob ihr Kind der Reiterin entgegen. Die lachte über den derben Jungen, der sie neugierig beschaute und nach dem glänzenden Knauf ihrer Peitsche griff, die sie ihm spielend entgegenhielt. „Nächstens komme ich und bringe dem Jungen ein neues Röckchen," sagte sie und reichte dann der Fränze zum Abschied die Hand, die sie ihr mit gut erworbenem Anstand küßte. Nun war die Erbgräfin bald am Markt und lenkte zum Schlosse hinauf. Da stand Herr Hawlitschek, der Bader, unter seinen, im Winde aneinander klingenden Barbierbecken und machte eine tiefe Verbeugung. Die Erbgräfin sah aber gerade nach der anderen Seite.

Als sie sich aber durch die Lindenallee dem Pfarrhause näherte und den Pfarrer mit seiner langen Pfeife im Garten sah, rief sie ihm schon von weitem ihren Guten Morgen zu, so daß der alte Herr ans Gitter treten mußte, über dem sie ihm die Hand entgegenstreckte.

„Sie waren in der Hauptstadt?" fragte sie lä-

„Ja, liebe Komtesse," antwortete der Pfarrer der ehemaligen Schülerin, „und auch bei Se. Erlaucht. Ihr Herr Vater hat große Sehnsucht nach Ihnen."

„Wie ich nach ihm!" erwiderte sie mit kindlicher Herzlichkeit. „Warum ist er nicht schon bei uns?"

„Se. Erlaucht hält es für seine Pflicht —"

„Ja, ja," entgegnete die Gräfin, „er wird Jahr um Jahr von neuem gefesselt, während ich hier wie ein Vogel durch die Wälder fliegen kann."

„Freuen Sie sich, liebe Komtesse, Ihrer Freiheit. Das Leben ist lang; unsere Pflichten treten ungerufen zu uns ein. Auch Sie, liebe Komtesse, würden sich ihnen nicht verschließen, wenn sich dieselben ernster Ihnen nahten wie heute."

„Nein!" antwortete die Gräfin kurz und rauh, als wenn ihr in diesen Worten etwas mißfällig gewesen wäre. Dann aber fuhr sie, sogleich wieder freundlich, fort: „Ich war auch unten auf der langen Wiese und habe nach unserer Interimskirche gesehen. Sie haben auf mein Betreiben mehr Arbeiter eingestellt, und der Bau geht jetzt rasch vorwärts."

„So ist's recht, Komtesse," lobte der Pfarrer, „setzen Sie sich nur dahinter; dann werden wir schon vorwärts kommen. Einen Baumeister für die Renovation unserer Johanniskirche hat der Herr Graf schon gefunden; er wird demnächst hier eintreffen. Es ist ein Ebersbacher Kind, Walter Wittig, den Sie ja auch noch kennen müssen."

„Walter Wittig?" sagte die Erbgräfin überrascht. „Aber natürlich! Ihr Schüler, wenn ich nicht irre. Ein bildschöner Knabe, den Sie ein paarmal zum Unheil mit aufs Schloß brachten, damit wir uns an seiner musikalischen Begabung erfreuten?"

„Wieso zum Unheil?"

„Weil ich mich in ihn verliebte."

Der Pfarrer war an solchen Übermut gewöhnt und ging behaglich mit der Frage darauf ein: „Es hatte doch aber keine ernsten Folgen, Komtesse?"

„Nein, zum Glück nicht," lachte sie. „Ich war damals neun Jahre alt." Dann fügte sie, wieder ernst werdend, hinzu: „Aber es freut mich, daß es ein Ebersbacher Kind ist, das unsere Johanniskirche neu erstehen lassen soll. Kann er denn etwas?"

„Se. Erlaucht giebt ihm das beste Zeugnis; er hat sich schon in der Residenz beim Bau der Pauluskirche hervorgethan."

„Das ist eine gute Nachricht," schloß die Erbgräfin. „Sie wissen, wie ich unsere alte Kirche liebe. Auf mich können Sie in der Bauangelegenheit als treue Helferin zählen. Adieu, Herr Pfarrer, Hannibal wird mir ungeduldig, und ich muß noch eine kleine Visite machen, ehe er in den Stall kommt."

In einem der nächsten Häuser, der Oberförsterei, stand in dem Erdgeschosse ein junges Mädchen vor ihrem Schreibtischchen und war so verloren in der Betrachtung eines kleinen Bildnisses, daß sie den Huf des Pferdes auf dem weichen Boden gar nicht gehört hatte. Als nun Hannibals Kopf über der Brüstung der Veranda erschien und die Erbgräfin ihren Namen nannte, erschrak die Nichtsahnende so, daß sie mit der einen Hand nach dem Herzen fuhr und mit der anderen das Bildchen verbarg, als wäre sie bei einem Verbrechen ertappt worden. „Ja, Komtesse," rief sie und erschien gleich danach auf der Veranda, denn sie kannte schon die Gewohnheit ihrer Freundin und Gebieterin.

„Marie", sprach diese, „ich möchte Deine Kunst im Sticken in Anspruch nehmen für eine große Arbeit, die ich plane, und für die ich noch andere werben will."

„Ich stehe zu Diensten," antwortete die Gefragte bereitwillig, „was ist es denn, Komtesse?"

„Eine Altar- und Kanzeldecke für unsere Johanniskirche, mit der wir sie nach ihrer Wiederherstellung beschenken wollen."

„Das ist schön! Ja, ich höre, die Arbeiten an der Kirche sollen bald beginnen."

„Hast Du's auch schon gehört, Mariechen?" lächelte die Erbgräfin listig, „dann weißt Du wohl auch schon den Namen des Baumeisters?"

„Des Baumeisters?" fragte das junge Mädchen verwirrt, „was geht uns der Baumeister an?"

„Uns geht er nichts an," antwortete die Erbgräfin gedehnt und sah ihr Opfer von der Seite an. „Aber Dich, Mariechen, Dich geht er was an," rief sie lustig und wies mit dem Peitschenstock neckend auf die Bestürzte. „Auf Wiedersehen, Mariechen," rief sie noch einmal zurück, den jetzt wirklich unruhig gewordenen Hannibal zusammenfassend.

* * *

Eben hatte sich Fräulein von Linden zur Baronin begeben, denn die Erbgräfin war ge-

meldet worden; da wurde die Thür rasch geöffnet, und in ihrem Rahmen erschien die Erwartete selbst.

Obgleich die Gräfin jetzt ein ganz helles Kleid trug, das in weichen Falten an ihrer schlanken und doch kräftigen Gestalt niederfloß, kam es dem kleinen Fräulein vor, als hätte sich plötzlich das Zimmer verdunkelt. Das mochte daran liegen, daß dieser Kopf mit den dunkelgrauen Augen, die durch die scharfe Zeichnung der gewölbten Brauen etwas ungemein Ausdrucksvolles erhielten, nach kurzer Begrüßung der Baronin, jetzt ihr und ihr ganz allein zugewandt war.

Dann fühlte sie sich durch einen sanften Druck an das Fenster geschoben und sah noch einmal aus nächster Nähe das schöne energische Gesicht forschend auf sich gerichtet. Aber plötzlich war sie umfaßt, und mit einem Kuß, den sie wie den Druck eines Siegels auf ihren Lippen empfand, bezeugte die Erbgräfin, daß sie mit ihrer Prüfung zufrieden gewesen sei.

Man setzte sich an den Frühstückstisch, dessen Mitte eine Schale mit den erlesensten Früchten schmückte. Die Flügelthüren nach dem Park waren geöffnet. Mit dem erfrischendem Atem der Bäume mischte sich Blütenduft, und auf den Rasenflächen vor dem Schlosse rauschten leise die Fontänen. Wo die Bäume auseinander traten, schaute das Gebirge herüber. Eine wohlgeschulte Dienerschaft versah ihr Amt mit lautloser Gewandtheit, und Fräulein von Linden, nachdem sie so wie im Sturme die Bekanntschaft der Erbgräfin gemacht, fühlte sich jetzt vollkommen beruhigt und wie von weichen Flügelschlägen umfächelt.

Die Erbgräfin saß ihr gerade gegenüber und erzählte von ihrem Morgenritt, was sie nicht abhielt, liebenswürdig dafür zu sorgen, daß das neue Glied des kleinen Kreises nach der anstrengenden Reise mit allem wohlversorgt blieb. Ihre eigenen Bedürfnisse waren, trotz der starken Bewegung, die sie sich gemacht, nur gering. Ein paar Schnitte Fleisch, eine Auswahl aus dem köstlichen Obst, Wasser, mit ein wenig Wein gemischt, das war alles. „Dann war ich," berichtete sie der Baronin weiter, „mit dem Oberförster noch bis hinter den ‚Schilfsee', wo im April der furchtbare Windbruch stattgefunden. Ach, Baronin, es war erschreckend!" sagte sie mit ihrer metallischen, ihren Schmerz spiegelnden Stimme. „Ein unwiderstehliches Etwas war auf breiter Straße durch meinen schönen Wald dahergefahren, seinen Weg mit Vernichtung bezeichnend. Die hohen edlen Stämme waren wie Strohhalme niedergebrochen, und, was jung und schwank, wohl hätte dem Sturme widerstehen können, war in den Sturz der anderen mitgerissen worden und lag am Boden, elend von ihnen erdrückt."

Die Erbgräfin sah vor sich nieder, noch von dem Bilde beschäftigt, das eben wieder vor ihre Seele getreten, so daß Fräulein von Linden sie jetzt anzublicken wagte. Der ganze Kopf hatte, wie die biegsame Gestalt, etwas fest Gemeißeltes. Das schwarze, gelockte Haar stand wie eine Krone auf dem Haupt und ging fast bis zur Mitte der Stirn, lag aber sonst knapp dem Kopfe an und gab dem Gesicht mit dem anmutig runden, aber fest geprägten Kinn und den dunklen Augen über der geradrückigen Nase den Ausdruck des Ungewöhnlichen, Beherrschenden.

„Und wo waren Sie dann, liebe Komtesse?" fragte die Baronin.

„Nach der ganz entgegengesetzten Seite", antwortete die Gefragte. Zu den Wegeanlagen für die Holzabfuhr nach der neuen Eisenbahn.

„Waren Sie zufrieden mit dem Fortgang?"

„Es geht sehr langsam, Baronin. Aber man muß sich gedulden; es ist nicht mehr zu leisten. An diesen Arbeiten beschäftigen wir meist alte Leute aus Ebersbach und den umliegenden Dörfern, die nichts anderes mehr schaffen können. Ich will nicht, daß man ihnen diesen geringen Verdienst entzieht. Dann," fuhr die Erbgräfin fort und ihre Augen blitzten, „habe ich mich von dem Oberförster getrennt und dem Fuchs die Zügel gelassen. Ach, es war eine Wonne! — Sie reiten doch?" wandte Sie sich plötzlich an das kleine Fräulein.

„Im Institut ward das nicht gelehrt," war die etwas verlegene Antwort.

„Ich werde sie selbst unterrichten!" entgegnete die Erbgräfin ernsthaft und sah ihr Gegenüber mit einem prüfenden Blick auf ihre Qualifikation zur Reitkunst an.

„Das kann schön werden!" dachte die Kleine, erinnerte sich aber zur rechten Zeit, daß sie die Tochter eines Rittmeisters sei und gab der Erbgräfin den Blick mutig zurück. Die nickte ihr freundlich zu und examinierte weiter. „Aber tanzen hat man sie natürlich gelehrt?"

„Ja freilich; es wurde sogar großer Wert im Institut darauf gelegt," antwortete Fräulein von Linden offenherzig.

„Und mit wem haben Sie getanzt?" fragte die Erbgräfin weiter.

„Wir Mädchen tanzten untereinander.“

Die Erbgräfin schnitt ein Gesicht, so daß die Kleine lachen mußte, fügte dann aber hinzu: „Es geht am Ende in eins hin; nach den Hofbällen der beiden letzten Winter, wo man von einem Arm in den anderen geworfen wurde, habe ich ebenfalls kein schmerzliches Verlangen. Ja, wenn ich eine königliche Prinzessin wäre, daß ich meinen Tänzer zu bestimmen hätte, vielleicht! — Aber alles in allem, mein Geschmack an großen Menschenansammlungen in überheizten Sälen ist bis jetzt noch nicht ausgebildet.“ Sie schwieg einen Augenblick. „Mein Gott,“ fuhr sie dann fort, „wenn ich einmal in einer großen Stadt leben müßte, es wäre nicht auszudenken; ich erstickte!“

„Wundern Sie sich nicht,“ sagte sie dann ruhiger zu der Kleinen, die sie mit großen Augen ansah. „Bedenken Sie, daß ich hier aufwachsen mußte wie das Reis des Waldes. Ich bin in meinem Leben mehr draußen als zwischen den vier Wänden gewesen. Darum nehme ich für mich in Anspruch, daß ich die Natur kenne und liebe. Sie meinen, das thäten die anderen Menschen auch. Vielleicht, bis zu einem gewissen Grade. Aber nach meinen Beobachtungen, selbst bei meinen guten Ebersbachern, sehen sie erst vorsichtig zum Himmel, ob auch kein Wölkchen daran ist, und wenn sie ein bißchen Luft gerochen haben und ein Weilchen getappelt sind, haben sie schon wieder das Bedürfnis, irgendwo unterzukriechen, aneinander zu rücken, Bier oder Kaffee zu trinken und einen Schnickschnack zu machen. Wer aber die Natur recht kennen will, der muß sie in ihrem Lächeln und ihrem Zorn kennen. Jawohl, an einem taufrischen Morgen kommt sie uns entgegen mit lächelndem Angesicht und erhöht all unser Lebensgefühl. Aber ich denke auch mit schauernder Wonne daran, wie mich draußen mancher Sturm, manches Gewitter überrascht hat, und wie mir selbst und dem schnaubenden Tier unter mir bei dem Rasen ringsumher das Herz gebebt hat.“

„Und ich denke daran,“ warf die Baronin klug ein, „wie ich noch das letzte Mal nach solcher zweifelhaften Exkursion in Donner und Blitz mit Recht heftige Vorwürfe von Sr. Erlaucht bekam, die eigentlich Sie hätten bekommen müssen, meine liebe Komtesse!“

„Liebe Baronin,“ entgegnete die Erbgräfin mit kindlicher Ehrerbietung und klopfte der alten Dame begütigend die Hand, „Sie wissen, wie herzlich leid mir das gethan hat und nachher auch dem Vater. Und Sie wissen auch, daß es nicht meine Art ist und niemals sein wird, anderen Leuten in frivoler Weise um meiner Neigungen willen Unannehmlichkeiten zu bereiten. Was aber geschehen, konnte ich nicht vermeiden, und da ich's erlebt, freue ich mich darüber. Das letzte Mal, von dem Sie sprechen, wird mir immer unvergeßlich bleiben. Ich kam von Herrn von Erdt, unserem nächsten Nachbar in der Ebene,“ wandte sie sich fortfahrend an Fräulein von Linden, „und ritt am Spätnachmittag mit dem Groom bei klarem Himmel fort. Auffällig war mir nur das lautlose Schweigen in der Natur, und daß mein Gaul, ganz gegen seine Gewohnheit so bald in Schweiß geriet. Wie ich aber eine Viertelstunde in den Bergen war und beinahe die Hälfte des Weges hinter mir hatte, fiel's über uns her, als ob plötzlich alle Dämonen der Finsternis losgelassen seien. Es wütete und heulte, wehte und prasselte, daß man sich nur mit Mühe auf dem Pferde halten konnte. Doch vorwärts mußten wir, da gab es keine Wahl mehr.

„Aber je heftiger uns das Unwetter überfallen hatte, um so schneller raste es über uns hinweg, und die letzten dreiviertel Stunden ritten wir bei wieder wolkenlosem Himmel auf der Höhe in erfrischender Kühle dahin. Der Abend wurde wundervoll; nur leise tropfte es noch rechts und links von den Bäumen oder schüttete einen Sprühregen über uns aus, wenn man beim Reiten einen Ast streifte. Dagegen schien sich jetzt aller Ingrimm des Wetters in der Ebene zu sammeln, auf die wir hinabsahen. Immer höher türmten sich dort die dunkeln Massen, und endlich war der ganze Horizont von einem schwarzen Gebirge umsäumt. Und nun war es ein herrlicher Anblick, wie sich die unheimliche Spannung in der Atmosphäre in gewaltigen elektrischen Entladungen löste. Der ganze Horizont war zeitweilig ein Feuermeer, oder es fuhr wie feurige Drachen von einem Ende des Himmels zum andern. Welche Übermacht in diesen Vorgängen! Welch düsterprächtiges Schauspiel der Selbstbefreiung der Natur!“ (Fortsetzung folgt.)

Heidebilder.

Vor dem Gewitter.

Rings Gras und Stein — nur rötlich überhaucht
Von Erika — so lag sie da, die Heide,
Durchquert von Pfaden, wie das Vieh sie braucht,
Wenn es hier streift zu kümmerlicher Weide.

Nicht Weg noch Steg — und Todesschweigen rings,
Es rauscht kein Blatt, kein Vogel regt die Flügel,
Wie Donnerrollen in den Lüften ging's,
Und fernher wetterleuchtet's überm Hügel.

Marienhaar.

Es ist so still — nur leise bebt
Das Korn im Abendwind.
Maria segnend niederschwebt,
Im Arm ihr göttlich Kind.

Das nächste Morgenlicht erhellt
Das Korn wie Gold so klar.
Und Kinder fanden auf dem Feld
Leuchtend Marienhaar.

Loch Katrine.

Über die Heide kam ich im Nebelmeer,
Wo es braut überm Moor, wo es knistert im Rohr.
Und Schatten flogen rasch vor mir her,
Sie wuchsen schier aus dem Boden hervor.
So erreicht' ich die Hügel, wo Heidekraut
Die nackten Steine umzogen,
Und in der Tiefe brausten laut
Loch Katrines schwarze Wogen.

Die Felsen umrauschte der sprühende Gischt
Und der Wellen Saum krönt glitzernder Schaum.
Der Sonne Strahl im Nebel erlischt,
Es flutet der See wie in düsterem Traum.
Da hab' ich der Nixe in's Auge geschaut —
Wie die flatternden Haare flogen —
Und in der Tiefe brausten laut
Loch Katrines schwarze Wogen.

Lizzie von Westenholz.

Hinter den Dünen.

Hier ist es endlich still. Den Dünensand
Hör' ich ganz leis' in jedem Lufthauch knistern;
Sonst ist der Ort in tiefste Ruh' gebannt —
Der Wind nur harft mit weicher Zauberhand
Ein Lied im Schilfgras und den hohen Ristern.

So lausche ich, was mir die Ruhe sagt,
Und meines Herzens milde Schläge zähl' ich.
Und all' die Pein und Seelenglut verzagt,
Von keinen Süchten mehr emporgejagt.
So selig ist der Friede hier, so selig . . .

Und in den blauen Himmel träumt mein Blick,
Und staunt, wie sich die weißen Wolken heben . . .
Mir ist: hier überwind' ich mein Geschick —
Zum Meer, zum Sturme führt kein Weg zurück,
Und hinter mir nur braust und wogt das Leben . . .

Armand Brody.

Gesang der Gäste.

Wir alle trinken immer
Noch eins,
Doch wahrlich keinen Tropfen
Des Rheins.
Denn Rhein und Spree und Elbe
Und auch der kleinste Bach
Sind voll von einer Flüssigkeit,
Die keiner mag.

Und die wir fleißig sitzen
Beim Trunk,
Uns allen ist die Seele
Gar jung.
Sie lacht und singt und jubelt
Ohn' alle Rast und Ruh',
Und Gott im Himmel selber lacht
Und singt dazu.

Ist leer die letzte Flasche —
O weh!
Dann sagen wir dem Wirte
Ade.
Herr Wirt, spart Eure Kreide,
Denn seht, wir zahlen nie!
Wozu doch hat man in der Brust
Das Pumpgenie?

Nun holt uns flink die Leuchte
Herbei,
Zu seh'n, wie hell es draußen
Wohl sei.
Potz Blitz, da steht Frau Sonne
Und lacht schon ihr Lala!
Herr Wirt, nun steigt hinein ins Bett
Und singt: Hurrah!

Bruno Salmer.

Keller-Andacht.

Es gilbt der Wald, es rauscht der Wind
Und kalte Nebel hauchen.
So laßt dem gold'nen Sonnenkind,
Dem Wein, die Opfer rauchen!

In würziger Andacht, tief im Grund
Des Kellers bei dem Fasse,
Vergeßt des feuchten Sommers Schwund
Und huldigt edler'm Nasse!

Doch einzig preist den alten Wein
In dieser Zeit Umnachtung,
Den neuen, wo er her mag sein,
Bestrafet mit Verachtung!

Sie mögen ihn mit Ungarblut
Vermischen und verstechen;
Es läßt sich doch in Ehren gut
Nur bei dem alten zechen.

Den neuen hat ein Schandkomet
Gezeugt mit Regenschauern,
Zur Schmach, wohin er wandern geht,
Den armen Rebenbauern!

Der alte wuchs in echter Glut
Des Himmels und der Erden,
Und meint es mit den Menschen gut
Und läßt sie selig werden.

In Wind und Wetter, Frost und Schnee
Fließt Segen aus der Tonne; —
So spotten wir des Winters Weh':
Im Keller strahlt die Sonne.

Th. Vulpinus.

Die Frage.

Die Sonntagsglocken klangen,
Der Gottesdienst war aus,
Mein Junge kam befangen
Und ganz bedrückt nach Haus.

Ich frug ihn nach den Worten,
Die er vernommen heut',
Gepredigt allerorten
Der lieben Christenheit.

Sonst wußt' er, voller Feuer,
Das Evangelium,
Und war ihm wert und teuer
Das ganze Christentum.

Doch heute mußt' ich fragen,
Bis er mir Antwort gab:
„Ihr sollt in Liebe tragen
Einander bis ans Grab.

Aus Lieb' starb der Erlöser
Zur armen Kreatur,
Und rettet' uns aus böser
Knechtschaft aus Liebe nur.

Und" . . . fast fing an zu weinen
Vor Zorn das liebe Kind,
„Wie soll ich jetzt noch meinen,
Daß Ernst die Worte sind?

Englands entmenschte Söhne
Erwürgen nun den Bur!
Die Welt hört das Gestöhne
Und zuckt die Achsel nur.

Wer bietet Halt dem Morden?
Wer leidet solchen Hohn?" . . .
Ich bin ganz rot geworden
Aus Scham vor meinem Sohn.

Hans M. Grüninger.

Am Strande.

Helios goldene Fackel war längst in die Fluten gesunken,
Und ein glimmendes Rot färbte den westlichen Saum.
Leise rauschte ein segelndes Schiff, vom Winde begünstigt,
Über die bläuliche Flut, lieblich vom Schaume bespült.
Kreischende Möwen umflatterten laut die Segel des Fahrzeugs,
Während vom Turme des Dorfs Abendgeläute erscholl.
Bald entschwand die eilende Barke; finstere Schleier
Senkten sich leise herab auf den verlassenen Strand.
Venus erschien im Westen, begleitet von glitzernden Sternen,
Hinter dem Hügel erhob sich als Hirte der Mond.
Leise umrauschte mich jetzt, schlaftrunkenen Schlages, die Brandung,
Gleich als sänge sie mir Lieder verschollenen Glücks.
Und ich gewahrt' im fernen West mildschimmernden Scheines,
Wie in die schwärzliche Flut tauchte ein silberner Stern.
Wehmutstränen netzten mir die gebräuneten Wangen —
Mit dem erloschenen Stern sank in die Tiefe mein Glück.

Aus dem Neugriechischen eines ungenannten Dichters von **Franz Xaver Mitis.**

Sonnenuntergang.

Der Himmel brennt — und Wolkenhexen jagen
Auf Wolkenwagen ohne Rast und Ruh',
Gespensterrosse kühne Reiter tragen,
Und alles stürmt dem fernen Westen zu.

Der Himmel brennt, die Glut scheint hell zu tönen,
Der Wind saust hohl und stößt ins Mondhorn: Sturm!
Das Dunkel naht — in Angst die Wälder stöhnen,
Am Horizont schlingt sich ein Feuerwurm.

Der Nebel steigt — es reckt die Nacht die Schwingen.
Der Regen rauscht, es brodelt, prasselt, zischt.
Die Eulen schrei'n — der Dämm'rung Geister ringen.
Die Schönheit stirbt — der Sonnenball erlischt . . .

Felix v. Fuchs-Nordhoff.

Liebestrauer.

(„Tristitia amorosa" aus Scheffel's „Aventiure".)

Wär's erlaubt, Dich lieb zu haben,
Zu dem großen Meer der Schwaben
    Führt' ich Dich als Gattin hold.
Dort, aus schwärzestem Basalte,
Ragt der Berg, die Burg, die alte,
    D'rin ich treu Dich bergen wollt'.

„Schau hier Dorf an Dorf sich schmiegen,
Dort in gold'nem Glanze liegen
    Groß und weit den Bodensee.
Rings des Seevolks wack'rer Same,
Und der schnöde Übername
    ‚Seehas': keinem thut er weh!"

Als ein hochbeglückter Ritter
Schlüg' ich Dir zum Preis die Zither,
    Wie die Lerche säng' ich dann;
Bei der Lust, mit Dir zu stehen
Hoch am Fenster und zu sehen
    Auf des Heimatlandes Bann

Doch nun schweige, Lied, in Ehren.
Denn so heiteres Begehren
    Heimlich hegen ist genug.
Daß die Hohe liebt der Rohe,
Daß den Rohen lehrt die Hohe,
    Nimmer will's der Sterne Zug.

Schmerz, verwüste das Gemüte,
Ich verzag' an Lieb' und Güte,
    Mir bleibt nur ein Traumbild hohl.
Byzantiner Veilchenblüte,
Fremder Stern, den Gott behüte,
    Wonne aller, fahre wohl.

Deutsch von **Otto Michaeli.**

Zur Wendenacht des Jahres.

Nun sank hinab die letzte Nacht.
Zur Morgenwende froh erwacht
Das junge Jahr im Dämmerlicht.
Den Schleier zieht es vom Gesicht,
Die Krone blitzt ihm von der Stirn;
Ein königlicher Glanz erhellt
Die alte, jahregraue Welt!

Der junge Tag, er tritt hervor,
Und voll setzt ein der Glocken Chor.
Verhallt nicht, wie er oft gethan,
Er brandet wie ein Ozean,
Braust himmelan, dringt erdenwärts
Und rüttelt mächtig jedes Herz! — —

Was Du versäumt im Jahreslauf,
Nun steigt es mahnend vor Dir auf,
Was Du gethan, wird nun erfüllt:
Die Maske fällt, die heuchelnd hüllt,
Vor ihrem Richter steht die Welt,
Der wägend seine Wage hält. — —

Die Reue reckt sich nebelgrau,
— Da naht sich eine lichte Frau.
Sie winkt Dir zu mit sanfter Hand:
Nur vorwärts schreite, unverwandt.
Die Hoffnung führt Dich, wandle Du
Der Zukunft reinen Strahlen zu! —

Otto Kindt.

Vom deutschen Strand.

Erzählungen von **Philipp Kniest.**

In der Hölle.

Ich weiß nicht, warum? Aber Alt-Hamburg an der Elbe gefiel mir besser als die neue, elegante Freihafen-Anlage mit ihren anspruchsvollen monumentalen Gebäuden, den breiten, geraden, mit massiven Kaimauern eingefaßten Kanälen; besser der alte Dücdalben-Hafen im Strom als das moderne große Bassin am jenseitigen Ufer, das nur mittels Dampffähren zu erreichen ist. — Sonst lagen die Schiffe in unabsehbaren Reihen vor der Koje, der Mastenwald berührte sich fast, sozusagen mit den altertümlichen Giebelhäusern, und zeichnete sich da, wo der Strom eine Kurve beschrieb, im malerischen Gewirr der Raaen, Gaffeln, Stangen und des Tau- und Segelwerks von dem stets dunsterfüllten Himmelsgewölbe ab. Das war ein Gewühl von Menschen — Schiffern, Kaufleuten, Matrosen, Kapitänen, Verkäufern und Flaneurs — auf den durch die vor den Läden hängenden Viktualien und sonstigen Waren noch obendrein beengten Trottoirs! Man konnte sich kaum einen Weg durch das Gedränge bahnen. Unmittelbar an den Vorsetzen ankerten die Karnöfel- und Torfewer; kleine Krähne setzten Güter auf und ab; die hochbeladenen Schuten bewegten sich in dem schmalen Fahrwasser zwischen den doppelten und dreifachen Reihen großer Segler und Dampfer stromauf und -ab. Mancher originelle Kauz lehnte sich an das Bollwerk, im breiten, treuherzigen Platt seine Dienste anbietend; die Jöllenführer in ihren schlanken Böten warteten auf Fahrgäste, und der griesgrämige Steueraufseher in schäbiger Uniform und grünberandeter Dienstmütze bewachte mit Argusaugen die schlüpfrigen Treppen am Wasser, damit keine „consumtionssteuerpflichtigen" Gegenstände an Land geschmuggelt wurden. — Bis weit über Altona hinaus dehnte sich der Mastenwald, der, wenn irgend ein staatliches Ereignis oder eine Hochzeit in Kaufmannskreisen gefeiert wurde, den bunten, heitern Schmuck tausendfacher Flaggen zeigte.

Auf die alten Gasthäuser und Estaminets, die anspruchslosen, teilweise sogar etwas — fettigen Restaurationen (hieß doch ein sehr bekanntes und besuchtes in Schifferkreisen „tum smärigen Läpel") mit ihren Bänken und Brischlägen vor den Thüren, auf welchen sich's die Kapitäne oft mehr wie bequem machten, waren mir lieber als jene — altdeutschen! — Lokale hinter den großen Spiegelscheiben in den Erdgeschossen der palastähnlichen Gebäude, welche heutzutage an dem so reichlich und gar malerisch überbrückten Zollkanal stehen.

Ja, ja, Alt-Hamburg an der Elbe besaß seine eigenen Reize, trotz oder vielmehr auch wegen seiner engen Straßen voll windschiefer Fachwerksgiebel und den schmalen, schlangenartig gekrümmten Flethen mit den hohen Speichern und den altertümlichen Windevorrichtungen an den Dachvorsprüngen und auf den oft vor Alter morschen und vornübergeneigten Vorsetzen und Bollwerken. Die im Sonnenglanz blinkenden hohen Turmspitzen ragten majestätisch aus dem Gewirr hervor. Der graue Rauchschleier verlieh dem Ganzen das Ahnungsvolle eines halbhellen Bildes, reiz- und geheimnisvoller noch, wenn Glockengeläute und Choralmelodien den Straßenlärm und das Pfeifen der unablässig auf der Elbe kreuzenden Dampfböte durchdrang. Und nun welch' Leben auf dem Wasser bei eintretender Flut! Zahllose Schuten liefen in die Flethe, um die von den Seeschiffen kommenden Waren den dunkeln hohen Speichern zuzuführen.

Ja, ja, charakteristisch, interessant war damals Hamburg, noch zu Anfang bis Ende der achtziger Jahre unseres Jahrhunderts. Aber dennoch möchte wohl niemand die alten Zeiten zurückwünschen. Besser, zeitgemäßer, großartiger

ist Hamburg geworden — eine neue, wiedergeborene Stadt. In der Erinnerung derer jedoch, die Alt-Hamburg kannten, wird jenes wunderbare Bild, welches ich soeben in wenigen Strichen zu zeichnen versucht habe, nie auslöschen.

*

Wie komme ich nur jetzt darauf zu sprechen? Ich mußte eben lebhaft an ein Zusammentreffen mit mehreren Kapitänen denken, welches noch in der Zeit vor dem Zollanschlusse stattfand.

Damals hatte ich im Hamburger Hafen viel auf Schiffen zu thun. Nach Beendigung meiner Geschäfte pflegte ich, um mein Mittagsmahl einzunehmen, ein kleines, mit einer Restauration versehenes Gasthaus an der Koje in der Nähe des Baumwalls zu besuchen. Hübsch, einfach, gut und gemütlich war's in dem „Herzog von Holstein". Ob das Lokal noch existiert, weiß ich nicht, denn nach den seit 1888 gänzlich veränderten Verhältnissen hat mich mein Weg nie wieder in jene Gegend Hamburgs geführt. In dem nicht großen Gastzimmer bedienten Wirt und Wirtin selbst die Gäste. An den Wänden hingen die telegraphischen Schiffsberichte aus. An den großen, runden und den vielen kleinen, länglichen Tischen saß stets der eine oder der andere Kapitän, Schiffsmaklergehilfe und Proviantlieferant, so daß gar bald ein seemännisches Gespräch sich anspinnen ließ.

Im „Herzog von Holstein" kehrten vorzugsweise gern norwegische Kapitäne ein. Unter anderen verkehrte hier auch der Kapitän Gundersen von der schönen Berger Bark „India", die eine Ladung Reis löschte, mit deren Inspektion ich beauftragt war. Dieses norwegische Schiff, gleich mehreren anderen, mit welchen ich zu thun hatte, zeichnete sich durch eine ganz besondere Sauberkeit und Eleganz aus. An dem schneeweißen Anstrich war ungeachtet der langen Reise und des Liegens in dem so stark besuchten Hafen kaum ein Flecken zu sehen. Daß die Ladung dieser norwegischen Schiffe stets im besten Zustande sich befand, wenn nicht höhere Gewalt einmal zu stark mitgespielt hatte, verstand sich von selbst und war sehr begreiflich, wenn man diese ehrenhaften, ruhigen Kapitäne und die blondhaarige, blauäugige Schiffsmannschaft sah, die den sonntäglichen Gottesdienst in der skandinavischen Hafenkapelle sicher niemals versäumte. Die Kapitäne machten aus ihrer Religiosität kein Hehl; sie setzten sich selbst im „Herzog von Holstein" nicht zu Tisch, [illegible] Mittags oder Abends, ohne ihre Hände zu falten und ihre Augen andächtig zum stillen Gebet zu senken. Dabei waren sie politisch freisinnig und radikal, ja Republikaner zum Teil.

Eines Abends traf ich wieder mal mehrere dieser norwegischen Kapitäne in dem bekannten Gastzimmer an, unter welchen sich auch Kapitän Gundersen befand. Ihrer Einladung folgend setzte ich mich zu ihnen. Eine lebhafte Unterhaltung entstand, die von den sämtlich des Deutschen mächtigen Herren aus Höflichkeit für mich in deutscher Sprache geführt wurde. Wir sprachen dies und das, ohne just einen bestimmten Gegenstand zu erörtern.

Plötzlich rief Kapitän Lorenzen von der Bark „Kong Sverre":

„He, Gundersen, weißt Du wohl, daß Du uns noch immer die Erzählung, wie Du zu der Narbe über der Stirn kamst, schuldig bliebst? Jetzt, da wir hier alle beisammen sind, könntest Du uns Dein Garn wohl abspinnen!"

„Das kann geschehen", antwortete der Angeredete. „Zuvor muß ich aber meine Zunge anfeuchten und eine Cigarre anzünden. Es spricht sich leichter, wenn die blauen Rauchringel schweben, die Bilder aus vergangenen Tagen gestalten sich lebendiger."

Die Kapitäne ließen Bier kommen. Den Spirituosen waren die eifrigen Mäßigkeitsfreunde abhold. Als die Cigarren brannten und wir alle so bequem wie möglich saßen, begann Kapitän Gundersen:

„Wie Ihr wißt, bin ich in der Gegend von Bergen zu Hause, wo mein Vater der Pastor eines einsamen, im grünen Thale unter hohen Gletscherbergen, am spiegelklaren Fjord gelegenen Dorfes ist. Wir waren unserer fünf Geschwister, ich bin der Älteste, die andern vier waren Mädchen, eines immer noch hübscher und aufgeweckter als das andere. Den Schwestern konnte selbst der Feind nichts Übles nachjagen, aber auf mich paßte in etwas das deutsche Sprüchlein:

Pastors Kinder und Müllers Küh'
Geraten selten oder nie.

Ein ganz durchtriebener Bengel war ich, dem nichts weniger behagte als das Stillsitzen und Hocken hinter den Büchern. Fischen, jagen, rudern, segeln, streifen durch Berg und Thal, — das war meine Lust. Vater und der Schulmeister bemühten sich vergeblich, mir die in ihren Augen nötigen Kenntnisse beizubringen. Ich aber lernte

nur das, was mir gefiel und konnte trotz Schlägen, Hungerkur und gelegentlichem Eingesperrtwerden den sogenannten Wissenschaften, sonderlich den auf das Studium der Theologie hinleitenden, — ich sollte und mußte ja Geistlicher werden — nicht den geringsten Geschmack abgewinnen. Geistlicher, gezwungenermaßen Geistlicher! Wer dazu keinen Beruf fühlt, der bleibe davon, — er wird kein Hirte, sondern ein Miethling. Alle meine Vorfahren waren Geistliche gewesen. Ich würde der Erste sein, welcher aus der Art schlug. Aber warum hatte denn mein Vater gegen das Familienherkommen eine Schiffers- und keine Pfarrerstochter geheiratet? Konnte ich dafür, daß ein anderer Geist in mich gefahren war?

Auch die Thränen meiner guten, von mir zärtlich geliebten Mutter rührten mich nicht. Daß ich dem Vater gegenüber einen schweren Stand hatte, könnt Ihr Euch denken, — sein einziger Sohn zertrümmerte ihm alle seine auf denselben gesetzten Hoffnungen! Stets zeigte er mir ein strenges, ernstes Gesicht, niemals schlug er eine weichere Saite an. Daß ich ihn scheute und ihm womöglich nicht den Weg kreuzte, war nicht zu verwundern. Trotzdem aber kam es zu Konflikten. Nach und nach gewöhnte ich mich daran, die Vorwürfe schweigend, aber oft innerlich knirschend, zu ertragen; ich lachte wohl gar im Stillen darüber, wenn die väterlichen Reden fast immer mit dem Satze schlossen:

„Dein Weg führt Dich geraden Weges in die — Hölle!“

Ich habe später oft genug daran denken müssen.

Das Verhältnis zwischen meinem Vater und mir spannte sich allnachgerade derartig, daß der häusliche Frieden darunter litt. Mutter, welche immer zu meinen Gunsten einzugreifen suchte, trug schwer an der väterlichen Heftigkeit und weinte vor Kummer und Aufregung. Meine Schwestern, die anfangs zu mir hielten, zogen sich allmählich zurück. Ich stand fast allein da und suchte meinen Ärger und meine Erbitterung im unsteten Umherschweifen mit Bauerjungens und Fischersöhnen zu vergessen. Daß meine Eltern versuchten, diesem Zustande ein Ende zu machen, ist begreiflich. Ich selbst verdenke es ihnen nicht mehr.

Zufälligerweise hörte ich von ihrem Vorhaben, mich einer Schul- und Erziehungsanstalt anzuvertrauen, deren Vorsteher eines weitverbreiteten Rufes der rücksichtslosesten Strenge sich erfreute. Ich war empört. Mein Entschluß stand fest: Wegstecken lässest Du Dich nicht! Ich raffte in der Stille einige Kleidungsstücke und Schuhwerk zusammen und bemächtigte mich des Geldes, welches meine Sparbüchse enthielt. Dann kletterte ich in einer Nacht, während alles im Pfarrhause im tiefsten Schlafe lag, aus meinem Kammerfenster und verließ mit dem Bündelchen in der Hand die Heimat, um auf Wegen, die nur ich kannte, über das Gebirge mich nach Bergen zu schleichen, in der Absicht, dort Dienste als Junge auf einem Schiffe zu nehmen.

Das Herz bebte mir doch, als ich das Dorf im Thal zuletzt erblickte, als ich an Mutter und Schwestern dachte, die ich zurückließ. Ich fühlte den Stachel im Gewissen, denn daß ich ein Unrecht beging, dessen war ich mir nur zu wohl bewußt. Aber, fort, fort!

„Hinaus in die Freiheit! Knechten lassen will ich mich nicht!“ rief ich und rannte spornstreichs weiter.

Der Weg bis Bergen wurde mir nicht allzu sauer. Ich war ja das Wandern gewohnt. Mit Brot und geräuchertem Fleisch hatte ich mich reichlich versehen, den Durst löschten die kristallhellen Quellen der Berge. Mitten im Sommer, wie es war, fand ich abendlich immer ein hübsches, geschütztes Plätzchen zur Nachtruhe.

„Das wird alles gut gehen“, sagte ich mir. „In wenigen Tagen schwimmst Du auf dem Ocean und kein Hahn kräht mehr nach Dir!“

Ich hatte nicht bedacht, daß ich unterwegs gesehen werden könnte, daß mein Vater schneller als ich nach Bergen zu gelangen vermochte, daß ich öfter etwas von zur See zu gehen gefaselt hatte, daß man an Bord der Schiffe hergelaufene Jungens so ohne Weiteres garnicht nimmt und daß — jedenfalls nach mir gefahndet werden würde. — Aber, so sind dumme Jungens, sie überlegen nicht!

Als ich, in Bergen angelangt, in eine Matrosenkneipe am Hafen ging, sah mich der Wirt gleich so eigen an, faßte mich am Kragen und zog mich in ein dunkles Gemach, dessen Thür er hinter mir abschloß.

Da war ich nun eingesperrt, ganz allein mit meinen Gedanken. Zuerst weinte, und dann polterte ich gegen die Thür in Wut und Ärger als ich bemerkte, daß ein Fenster zum Entrinnen garnicht da war. Ich schrie wie besessen bis ich müde ward und, in eine Ecke gekauert, einschlief.

Wie erstaunte ich, beim Erwachen — meinen Vater im Schein einer Laterne vor mir zu sehen. Ihm standen Thränen in den Augen. Ohne

mir irgendeinen Vorwurf zu machen, redete er mir gütig und freundlich zu, mit ihm nach unserm Dorfe zurückzukehren. Was ich ihm alles geantwortet habe, weiß ich nicht mehr, wohl aber, daß im Verlauf des Gesprächs mein Nein, Nein! immer bestimmter klang.

„Ich will zur See!“ dabei blieb ich beharrlich.

„Dann sollst Du Deinen Willen haben“, preßte er endlich mit fast gebrochener Stimme hervor. „Gehe Deinen selbsterwählten Weg. Gott gebe, daß es der rechte ist, ein Weg, der Dich aufwärts zum Himmel und nicht abwärts zum Verderben, zur — Hölle führt . . . Ich gehe jetzt, einen Kapitän für Dich zu suchen . . .“

Ich dankte meinem Vater, fiel ihm um den Hals, bat um Verzeihung und gab ihm die besten Versprechungen.

Er ging mit mir hinaus und ließ mir zu essen geben. Dann eilte er hinweg, um das Erforderliche zu besorgen. Ich durfte mittlerweile die Stadt und den Hafen, die mir beide viel Neues und Interessantes boten, besichtigen. Draußen auf der Rhede lagen einige mächtige Schiffe, von denen eines, ein Vollschiff, meine ganz besondere Aufmerksamkeit erregte.

Zur verabredeten Zeit traf ich wieder in der Matrosenkneipe ein und fand meinen Vater bereits dort vor. Es war ihm geglückt, mich als Jungen auf dem „St. Olaf“, Kapitän Björnson, festzumachen; auch hatte er mir schon eine vollständige Schifferausrüstung, nebst der zugehörigen Kiste und dem Kleidersacke, gekauft. Ich mußte die dicken blauen Kleidungsstücke, in welchen ich mir doch etwas seltsam vorkam, gleich anlegen und mich dann mit ihm zum Seeamt verfügen. Dort wurde ich in die Rolle eingetragen und erhielt von dem Beamten, einem ergrauten Seemanne — Ihr kennt ihn wohl alle, den alten Larsen — einige gut gemeinte Ermahnungen, aus denen ich schloß, daß ich unter einen ungewöhnlich strengen und scharfen Kapitän kommen werde.

An der Koje, dem Gasthause gegenüber, lag das Boot bereit, in welchem ich meine Sachen schon verstaut sah. Vater und ich stiegen ein. Und fort ging's nach der Rhede hinaus gerade auf jenes Schiff zu, welches ich eben vorher aus der Ferne bewundert hatte. In der That war es, auch in der Nähe gesehen, ein ganz herrliches Schiff, in seinem frischen Anstrich und der neuen Vergoldung an Gallion und Heck glänzend, als ob es eben erst aus der Hand seines Erbauers gekommen wäre. Die Segel an den Rahen waren aufgegeit, der blaue Peter wehete am Top des Fockmastes und an der Gaffel des Besanmastes die Unionsflagge, — Zeichen, daß der „St. Olaf“ zum Absegeln bereit lag. Wir klommen am Fallreep hinauf. An Deck nahm uns Kapitän Björnson in Empfang, ein großer vierschrötiger Mann mit harten Zügen und schielenden Augen. Vater sprach mit ihm, worauf er mit grinsender Miene Einiges erwiderte, von welchem ich die Worte nur zu gut verstand und behielt.

„Verlassen Sie sich auf mich, Herr Pastor! Ich habe schon viele Menschen zurechtgebracht. Was gemacht werden kann, das wird gemacht, und geht's nicht so, dann geht's so!“ wobei er eine nicht mißzuverstehende Bewegung machte. „Der Lootse ist schon an Bord. Ich kann mich Ihnen leider nicht weiter widmen, leben Sie wohl!“

Vater empfahl sich dem Kapitän und legte mir die Hände wie segnend auf das Haupt, mit bewegter Stimme sprechend:

„Behalte Gott vor Augen und im Herzen, mein Sohn! Vergiß, was dahinten ist, und strecke Dich nach vorn, nach dem Dir vorgehaltenen Ziele.“

„Mit Verlaub, Herr Pastor!“ rief der erste Steuermann. „Wenn Sie nicht mit nach England und weiter nach Ostindien wollen, dann ist's Zeit, von Bord zu gehen. Das Fallreep wird gleich eingeholt.“

Das war deutlich. Vater stieg in das Boot; ich stand an der Rehling und sah dem Scheidenden mit etwas beklommenem Herzen nach. Lange aber konnte ich mich der Beklemmung nicht widmen, denn ich ward an die Arbeit gestellt und meiner ersten Unbeholfenheit durch Flüche, Stöße und Schläge begegnet, — man machte mir sozusagen Arme und Beine —; die bitteren Thränen rollten mir über das Gesicht.

Wohin war ich geraten? Das ging hier ja fast zu wie im Zuchthaus. Der Kapitän und die Offiziere standen gut miteinander und hielten gegen die übrige Mannschaft, wie es schien, zusammen.

Dieselbe bestand offenbar aus allerlei hergelaufenen Leuten, welche nur widerwillig arbeiteten, und je mehr sie kujoniert wurden, desto aufsäßiger sich geberdeten. Das merkte ich allerdings nicht sogleich, aber doch schon während der Reise nach England, die bei günstigem Winde

und gutem Wetter rasch von statten ging und mir bald zu richtigen Seebeinen und dem gehörigen Seemagen verhalf. Der letztere wurde allerdings nicht ganz leicht geboren, weil die Kost nichts taugte und selbst dem Genügsamsten und Unverwöhntesten anfangs Mißbehagen verursachte. Wir Schiffsjungen und Leichtmatrosen, von welchen keine Widersetzlichkeit zu befürchten stand, wurden wie Sträflinge und Sklaven behandelt, — kurz, die Furcht und das Tauende regierten an Bord.

In Newcastle, wo wir Kohlen für Rangoon luden, erhielt Niemand Erlaubnis, an Land zu gehen.

Trotzdem aber gelang es einigen, von Bord zu kommen und auf Nimmerwiedersehen zu verschwinden. Auch mir legte man es nahe, zu desertieren, aber ich widerstand der Versuchung, da ich die harte Behandlung als eine Strafe ansah, der ich mich zur Sühne der Sorgen und Nöte, welche ich meinen Eltern verursacht hatte, willig unterziehen müsse.

Die durch die Desertionen entstandenen Lücken mußten natürlich wieder ausgefüllt werden. Da der böse Ruf des Schiffes nicht verborgen blieb, so kamen nur sogenannte Rowdies, der Auswurf der Seeleute, die in solchen Kohlenhäfen herumlungern, an Bord, gerade die rechten Leute für unsern Kapitän. Die konnte er wie Klötze und Vieh behandeln, und bei ihrer Uneinigkeit und der Gehässigkeit und Eifersucht des Einen gegen den Andern, da sie den verschiedensten Nationen angehörten, war er vor einer Meuterei, gegen die stets bereit liegende Waffen überhin nach Möglichkeit schützten, ziemlich sicher.

Von unserer Reise will ich nicht viel sagen. Sie verlief im Allgemeinen günstig und ohne besondere Ereignisse. Das Leben an Bord aber war kaum zu ertragen. Eine Rohheit und Unmenschlichkeit von Seiten des Seegesindels überbot immer noch die andere. Zank, Streit, Flüche, Schlägereien, Schimpfen überall; eine kleine Grausamkeit fast immer die Strafe für die geringsten Vergehen!

Dadurch, daß mein Vater, gewiß in bester Absicht, dem Kapitän etwas von meinem Vorleben mitgeteilt, hatte er der Willkür gegen mich Thor und Thür geöffnet. Der alte Björnson, ein Tyrann sonder gleichen, und die Offiziere glaubten sich alles mir gegenüber erlauben zu dürfen.

Gestoßen und bedrückt erhielt ich bei dieser oft nicht menschenwürdigen Behandlung kaum genügend zu essen. Ja, wahrhaftig, hier an Bord des „St. Olaf" konnte man einen Vorgeschmack der Hölle kriegen! Täglich verbitterte ich mehr; nur Rohheiten und Böses hörte und sah ich.

Ich fühlte, daß ich körperlich und geistig zu Grunde gehen müsse, wenn ich länger in diesem Sündenpfuhl bliebe. Der Gedanke an Flucht erwachte und verließ mich nicht wieder. Ich wollte sie ausführen, sobald das Schiff in Rangoon ankam. Jedes Loos, auch das erbärmlichste, erschien mir golden gegenüber den fürchterlichen Banden, in welche ich mich verstrickt fand."

„Das ist wahr, Gundersen", fiel ihm Kapitän Lorenzen in die Rede, „Ihr habt da gleich anfangs eine Schule durchgemacht, die Euch für Euer ganzes Leben vielleicht gut gethan hat. Daß Ihr in der untersten Klasse Euch schon überreichlich satt fühltet, verdenke ich Euch nicht. Wir alle wären solchen Schulmeistern auch ausgerutscht. Habt Ihr nie wieder von Kapitän Björnson gehört?"

Gundersen antwortete:

„Noch bin ich ihn ja garnicht los! Ich will's Euch aber gleich sagen: Den hat der Teufel mit Mann und Maus geholt! Wer nicht zu den Gerechten gehörte, der hat wohl gleich ihm eine Bantje (Anstellung in dem Kesselraum der Unterwelt) erhalten. — Nun aber laßt mich fortfahren:

Wir kamen glücklich — d. h. die Fahrt war glücklich — in Rangoon an. Die Matrosen verließen, einer nach dem andern, wie die Ratten, das Schiff; sie ließen lieber einen Teil ihrer Gage im Stich, als daß sie noch länger auf diesem Kasten, unter solchem Kapitän und solchen Offizieren gefahren hätten. Nur noch die letzteren, einige Leichtmatrosen und ein paar blöde Jungens, zu denen auch ich gehörte, waren an Bord. Wir wurden jetzt etwas freundlicher und menschlicher behandelt, da man Klagen bei unserm Konsul vermeiden wollte. Die desertierten Rowdies hatten natürlich keine Veranlassung, sich bei dem Konsul zu melden. Ich suchte mir etwas Geld zu verschaffen und ersah mir eine Gelegenheit, zu flüchten. Meine Absicht verbarg ich selbst meinen Gefährten gegenüber.

(Schluß folgt.)

Gedichte von Ada Negri.

Übersetzt von **Walter Kaehler.**

Dir, Mutter!

Ja, ich bin stark! Ich ließ auf stein'gen Wegen,
Viel Fetzen meines Glaubens, meiner Seele,
Doch stolzen Fußes wähle
Den Lichtweg ich, der Morgenröt' entgegen.

Ich ließ die Brust nach allen Wundern streben,
Wußt' unversöhnlich tiefen Haß zu wecken,
Bei all der Qual, dem Schrecken
Zeigt' ich die Energie von hundert Leben.

Mein Schmerz durft' keine Klagelaute finden,
Nichts beugt die Stirn mir, nichts beugt die Gedanken,
Der Starke kennt kein Wanken,
Ich bin die Eiche, trotze allen Winden! —

Die Liebe zu den Menschen und den Dingen
Lebt als Gesetz in meiner Dichtung Rahmen,
So ewig wie der Samen,
Die Sonnenküsse, die Befruchtung bringen. —

O, Mutter, segne mich! Ich eil' zum Kampfe,
Hoffe und widerstreb' für Dich alleine!
Oft wenn ich blutig weine,
Die Kehle zugeschnürt von wildem Krampfe,

Wenn leis ich fühle, wie mein Geist sich windet,
Sich furchtbar krümmt in nächtlich düstrem Hadern,
Die Kraft, die meine Adern
Feurig durchloht, dem Tode nah sich findet.

Schau, Mutter, ich auf dich! Groß, unerschrocken
Scheinst Du, Einsame, mir; die Stirn zu krönen,
Ruht auf der plastisch schönen
Ein Kranz verehrungswürd'ger weißer Locken.

So rein erscheinst Du mir, so ohne Fehle,
So furchtlos ruhig in den letzten Jahren!
Du, die doch einst erfahren
Den höchsten Schmerz, die Todespein der Seele.

O, welches Licht entströmt den hellen Augen!
In Antlitz, Lächeln, jeglicher Bewegung
Dieselbe edle Prägung!
Ich will aus Dir ein neues Leben saugen.

Ja, Fleisch von Deinem Fleische werd' ich wieder
Und Kraft von Deiner Kraft, Du Heil'ge, Milde.
Neu lebt die stolze, wilde
Eiche in mir; kein Sturmwind beugt sie nieder.

Sehnsucht.

Kein Kind mein eigen! Leidenschaftentglommen,
Doch einsam meine Jugend sich verzehrte.
Der Veilchen Düfte leise zitternd kommen
Vom Gras her, das die Sichel nie versehrte.

Ihr Küsse an der Wiege! Fortgenommen
Ist jedes Leid, das einst das Herz beschwerte;
O erstes Wörtchen, zärtlich und beklommen,
Das Liebe froh ein Engelmündchen lehrte.

Fruchtbare Würde, dich verlang ich glühend,
Die unauslöschlicher Gefühle Wogen
Weiß aus der Seele tiefstem Schacht zu heben!

Du Götterrose, in der Sonne blühend,
Du stolze Qual des Leibes, der verwogen
Das Leben einsetzt für ein ander Leben!

Ende des Strikes.

Sie sahen sich ins welke Angesicht, durch Schmerz,
Schlaflosigkeit und Hunger fahl geworden;
Sie waren kampfesmüd', und einer finster sprach:
‚Wozu sich selber morden!"

Ein andrer rief: „Die Kinder kommen um vor Not!"
Ein dritter: „In des Hospitales Mauern
Liegt krank mein Weib!" Und über ihre Häupter flog
Ein eisig düstres Schauern.

Drauf brach ein zwanzigjähr'ger Herkules sich Bahn:
„Nie!" schrie er — seine Augen sprühten Flammen —
„Wir sind kein Vieh, nein Menschen, bis zum letzten Tag
Steht alle drum zusammen!" —

Sie sahen sich ins welke Angesicht, durch Schmerz,
Schlaflosigkeit und Hunger fahl geworden;
In ihrem Schweigen bebte der Gedanke nur:
„Wozu sich selber morden!"

Und in zerriss'nen Kleidern, doch voll Majestät,
Trostlose, dunkle Schatten, die die Zähren
Der Scham nicht zeigten, nahmen sie die Arbeit auf —
Wie lange wird es währen? —

Was der Kamin sang.

Über dem Kamin der Nachtwind sang,
Sang eins der Lieder, von niemand gekannt;
Und das Weib horcht auf, das den Knaben wiegt,
Sein denkend, der lang schon im Grabe liegt,
Und sie sprach, als ihre Thränen versiegt:
„Ich hasse den Wind im Kamin!"

Über dem Kamin der Nachtwind sang,
Sang eins der Lieder, von niemand gekannt;
Und der Mann, der saß an dem Herd allein,
Er sprach zu sich: „Es wird sicherlich schnei'n,
Die Feuerung ist teuer, der Wochenlohn klein,
Ich verstopfe den Ritz im Kamin!"

Über dem Kamin der Nachtwind sang,
Sang eins der Lieder, von niemand gekannt;
Und die Kinderschar, die sich fester umschlang,
Sie sprach: „Eine Hex' durch die Nacht sich schwang,
Die Zaubertrompet' in der Fern' erklang,
Und wir fürchten den Wind im Kamin!"

Über dem Kamin der Nachtwind sang,
Sang eins der Lieder, von niemand gekannt;
Doch der Dichter lauscht' sinnend der Melodie,
Und sprach, denn er wußt' es besser als sie:
„Es ist Gottes ureigne Harmonie
Der Wind, der da singt im Kamin!"

Aus dem Englischen des **Bret Harte** von **Max Kiesewetter.**

Allerseelen.

Mädel, schenk' die Römer voll,
Brüder, laßt uns singen:
Aller Lust des Lebens soll
Lied und Glas erklingen!

Wenn die ganze Welt sich drängt
In den Friedhofsmauern
Und am Grab der Toten denkt,
Wollen wir nicht trauern.

Denn es wohnt der Tod ja nicht,
Wo noch Rosen blühen,
Wo durch müdes Sonnenlicht
Silberfäden ziehen.

Nur die Hoffnung, die erstarb
Still an schweren Tagen,
Nur die Jugend, die verdarb,
Wollen wir beklagen.

Nehmt die üpp'ge Blumenpracht
Von den kalten Steinen,
Schenkt sie ihnen, die in Nacht,
Not und Schande weinen.

Und den Toten in der Brust
Laßt ein Glas uns weihen,
Laßt des Lebens stolze Lust
Ihrem Tod verzeihen.

Mädel, schenke drum uns ein,
Brüder, laßt uns singen:
Heute soll bei Lied und Wein
Hell der Becher klingen!

W. L. Vershofen.

Advent.

Schnee fällt in die Kinderträume
Und schon wird es Weihnacht bald.
Grüne, dunkle Tannenbäume
Trägt der Marktplatz wie ein Wald.

Fremde Männer kamen von ferne
Her mit Krippen und Liedern zur Stadt.
Und sie singen vom heiligen Sterne,
So die Hirten beglücket hat.

Frauenhände müssen jetzt walten,
Heimlich bereitend das Lichterfest,
Frauenhände müssen sich falten,
Wenn der Abend sich niederläßt.

Und in einsamer Herzenskammer
Schmück' ich den Baum meiner Wünsche auf.
Was ist der Tage Schmerz und Jammer
Wenn über mir des Sternes Lauf?

Camill Hoffmann.

Goethes Bearbeitung von Kotzebues Schutzgeist.

Von Ludwig Geiger.

II.

In viel größerer Zahl jedoch als die vereinzelten glücklichen, sind gar viele überflüssige und unglückliche Änderungen Goethes zu erwähnen. Manche sind wohl bloß Schreibfehler. Wenn z. B. Adelheid Vers 1897 sagt: „So lang mein Ohr nur Deine Stimme hört", so ist dies sinnlos, es muß heißen, wie bei Kotzebue steht: „So lang mein Ohr nur diese Stimme hört", denn es bezieht sich auf die Stimme des Herzens. Ebenso ist hoffentlich das geschmacklose: „Nur mit dem Hauche meines letzten Lebens", Vers 1371, nur verschrieben für das bei Kotzebue selbst Richtigstehende: „Nur mit dem letzten Hauche meines Lebens."

Auch Vers 1039 ff.:

„Am Ziel sich anzustrengen höchste Pflicht zu achten
Ermannt Euch —"

ist nur infolge des Mangels einer letzten Redaktion erklärlich. Denn der erste Vers hat mehrere Füße zu viel und besitzt keinen Zusammenhang mit den folgenden, während es bei Kotzebue selbst ganz richtig heißt: „Wollt Ihr am Ziel der letzten Mühe achten", worauf der Zuruf der folgenden Zeile durchaus berechtigt ist.

Ebenso verkehrt ist es, wenn Guido auf die Frage Azzo's: „Kannst Du in Tiefsten meines Herzens lesen?" antwortet: „Dem offenen Buche gleich so wie es liegt", während er bei Kotzebue gewiß viel richtiger sagt: „Gleich einem offenen Buch es vor mir liegt". Oder wenn Azzo (Goethe, Vers 1288) Guido charakterisiert „Ein herrlich Wesen" und dann fragt „Aber kennt Ihr ihn?" weil garnicht einzusehen ist, wieso Azzo dazu kommt, den Schutzgeist zu loben. Viel richtiger ist bei Kotzebue der erste halbe Vers noch der Adelheid zugeschoben, die sagt: „nicht den Verschmähten", ihre alte Schuld also sich wieder in Erinnerung bringt, zuerst den Schutzgeist nicht nach Gebühr anerkannt zu haben. Ein paar andere Stellen mögen hintereinander gedruckt werden. Der Leser mag bei einer Vergleichung selbst urteilen, welche Fassung er für weniger schlecht hält, denn von gut kann dabei überhaupt nicht gesprochen werden.

Goethe 930—933:

Dir muß kein Groll im Herzen bleiben.
Sanftmutig soll das Bräutchen sein;
Und ehe wir uns weiter treiben,
Hol' noch den frischen Becher Wein.

Kotzebue:

Und wenn kein Groll Dir nachgeblieben —
Soll doch eine Braut sanftmütig seyn —
So geh, um Gastfreundschaft zu üben
Und hol' uns einen Becher voll Wein.

Goethe 1009—1012:

Auch immer ist's ein königlich Beginnen,
Selbst aus dem Haß zuletzt geliebt zu sein.
Ich aber — lieben? Ha! zu solchen Netzen
Mich zu verschlingen war ich nie verdammt.

Kotzebue:

Mich will bedünken, daß ich Lieb' empfinde
Nun erst, da sie entronnen meiner Macht.
Ich Liebe? Ha! In ihren bunten Netzen
Mich zu verschlingen war ich nie verdammt.

Wird schon bei Vorstehendem die Goethesche Änderung schwerlich den Vorzug finden, so muß man Verse wie

404 Mir ists als wenn mich fremde Störung drucke.
2123/4 Laß ab von mir! Vernichtung ströme Fluthen! —
Was ewig, ewig wäre, fort! zurück!

als unglückliche Mißgeburten — die letzten sind geradezu sinnloses Wortgeklingel — betrachten, die den Kotzebueschen Versen:

Ist's doch als ob mich etwas Fremdes drücke . . .
Laß ab von mir! ich stürze in die Fluthen!
Es giebt keine Heiligkeit! — Zurück! zurück!

gar nicht vorzuziehen sind.

Bei manchen Änderungen lassen sich bestimmte Tendenzen erkennen. Zunächst wird Krasses gemildert:

Kotzebue:

Doch jeder Willkür, jeder Schmach zum Raube
Erbebt sie jetzt im Lasterschlund'
In Geiers Krallen eine weiße Taube
Die edle Königstochter von Burgund.

Hingegen Goethe 116—120:

Doch vor der Tyrannei gewaltsamem Beginnen
Erbebt ihr Herz in tiefstem Grund.
Sie quälet sich um Rettung auszusinnen,
Die edle Königstochter von Burgund.

Kotzebue:

Ihr auf der Flucht? Wir Euch verrathen?
Ha! lieber den martervollsten Tod!
Wenn auch der Papst durch seinen Legaten
Uns mit dem ewigen Bannfluch droht!
Hier soll keine Mücke Euch verwunden,
Säh' gleich die Hölle dazu scheel!

Dagegen Goethe 755—760:

Seid ihr verfolgt? Es hat nicht Noth,
Es mag auch wie es will gerathen.
Ihr auf der Flucht? Wir euch verrathen!
Weit eh' den martervollsten Tod!
Welch Glück, daß sie sich hergefunden!
Die Herrliche, sie! ohne Fehl.

Endlich Kotzebue:

Bisher im Überfluß ihr täglich hin . . .
Ihr auch entzogt den letzten Tropfen Wein . . .
Den dürren Gaum schon längst kein Regen netzte.

Und Goethe (V. 1676, 1678, 1681):

Auf eure Tafel wie gewöhnlich hin —
Ihr nur zum Scheine trankt den Becher Wein —
Der Quell ist abgegraben, der uns netzte.

Sodann wird einzelnes gegen Hofwesen und Fürsten Gesagte eingeschränkt. Statt „dem Henker", wie Berengar einmal bezeichnet wird, heißt es „dem Verfolger", statt von seinem „besudelten" Thron wird „befleckten" gesetzt. (V. 1612) Ähnlich sind die folgenden Stellen:

Und wohl mag nun das kalte Hofgepränge
Euch schaal, unleidlich dünken.

Goethe: V. 150 u. fg.:

Wohl mögt Ihr im herrlichsten Gepränge
Euch einsam finden.

Kotzebue:

Ein wahrhaft fürstlich Wort! Nicht feile Horden
Sind Völker euch: Ihr zuckt kein fressend Schwert.

Goethe V. 1601 fg.:

Ein wahrhaft deutsches Wort! Nicht euretwegen
Fällt auf den Nachbar ungeduldiges Schwert.

Zeigt sich schon in der letzten Äußerung eine bei Goethe seltene patriotische Tendenz, so findet sich diese Betonung des Deutschtums auch sonst. Man vergleiche die folgende Stelle, die Kaiser Otto zu sprechen hat. Sie lautet bei Kotzebue:

Was wollen sie von mir, daß ich im Kriege
Das Reich erkämpfe? — nur ein schnöder Lohn
Nur Blut erkauft den leichtesten der Siege,
Ein Tropfen ist zu viel für einen Thron!

Hingegen bei Goethe, V. 1597—1600:

Was wollen sie von mir? Ich soll mit Kriegsgewalten
Wälschland erkämpfen! Trügerischer Lohn!
Erspartes Blut, mein Deutschland zu erhalten,
Da, wohl vergessen, schützt es Volk und Thron.

Endlich ist noch eine Änderung hervorzuheben, zu Gunsten der Sittlichkeit, obgleich Kotzebue hier, wie in seinen ernsten Dramen überhaupt, sich von jeder Lüsternheit enthält. Doch selbst der Ausdruck: „Doch keine sah ich gern mit Verlangen" mußte dem zahmern weichen (Goethe, Vers 1533): „Doch keine sah ich wünschend an, verlangend".

Außer den Änderungen sind Auslassungen zu konstatieren, aber auch manche von ihnen sind entschieden verkehrt.

So läßt Kotzebue z. B. unmittelbar bevor die Häscher gemeldet werden, durch den Fischer die Sicherheit des Zufluchtsorts loben, den Adelheid gefunden hat:

Doch seid getrost, zu unserer Hütten
Verirrt kein Spürhund sich so leicht,
Denn wo die Armut eingeschritten,
Da wird die Habsucht bald verscheucht.

Es ist nicht zu billigen, daß diese Verse gestrichen werden sind, weil grade durch sie ein guter Kontrast geschaffen wird.

Eine andere Auslassung ist zwar verständlich, aber man kann auch bei ihr wie bei einem schon oben erwähnten Beispiel zeigen, wie wenig sorgfältig die Arbeit des Dramaturgen gewesen ist. Vor Vers 1362 (die Verse von 62 bis 66 bei Goethe sind neu) sind 93 Verse ausgelassen. Sie enthalten freundliche Worte Berengars an Azzo und zugleich den Versuch, letzteren durch Schmeicheleien zu übertölpeln, um ihn später desto sicherer zu verderben. Fallen sie fort, wogegen Nichts einzuwenden ist, so hätte auch Vers 1627 ff. wegfallen müssen:

Um seine Freundschaft will ich künstlich werben,
Erbuhlen will ich sie.

— Verse, die in der nunmehrigen Fassung durchaus keinen Sinn haben, da eben ein solches Buhlen garnicht stattfindet. Nicht minder unberechtigt ist eine andere Auslassung, die schon oben kurz berührt ist. Kotzebue beschreibt in mehreren Dutzend Versen die Schlacht, um Zeit zu gewinnen, in der die Umzingelung Azzos und seine tödtliche Verwundung geschehen kann. Bei Goethe sind es genau 11 Verse, die zwischen der Entfernung Azzos aus dem Zimmer und dem Unglück, das ihn betrifft, verstreichen, eine, wie man gewiß leicht zugeben wird, etwas gar zu knappe Frist.

Die Streichung von zwei Versen und eine damit zusammenhängende Änderung eines dritten ist ebensowenig zu billigen, weil dadurch ein Reimpaar wegfällt und der Zusammenhang unverständlich wird. Adelheid sagt nämlich (1903 ff.) auf Guidos Bemerkung „Lothar fände im Grabe keine Ruhe, bis das Glück seiner Völker wieder begründet sei". „Nicht Ruhe im Grabe bis ich treulos würde? Das überredest Du der Wittwe nie" worauf Guido unverständlich fortfährt: „Im Kronenglanz das Traumbild euch entschwebte" richtiger folgen bei Kotzebue auf Adelheids oben angeführte Worte die nachstehenden Verse Guidos:

Wer war es,
Der als Euch die Schmerzensbürde
Am Grabe niederbog auf wunde Knie,
[Mit einer Krone Euch entgegenschwebte.]

Hier sind ganz offenbar die vor der eckigen Klammer stehenden Verse nur durch Unachtsamkeit fortgefallen.

Im Obigen sind die meiner Ansicht nach wichtigen Änderungen zusammengestellt; auf eine ganz vollständige konnte es nicht abgesehen sein.

Bei dieser Sachlage wird man sagen müssen:

Von einer Bearbeitung, die eines so großen Meisters würdig ist, kann man nicht sprechen.

Fassen wir das Resultat der Betrachtung zusammen: Goethes Arbeit bestand zunächst im Kürzen: meist geschah dies recht gut, einige Male unüberlegt, so daß Andeutungen stehen blieben, die später nicht erfüllt wurden. Die Handlung blieb völlig unverändert. Die schauderhaften Verse, die jedem ästhetisch gebildeten Leser tiefes Grauen erregen, blieben fast durchaus unangetastet. Änderungen einzelner Verse, die zahlreich vorgenommen wurden, sind nicht immer glücklich.

Der Verfasser der vorstehenden Auseinandersetzungen hat wohl nicht nötig, da er ein ganzes Leben dem Studium Goethes geweiht hat, von seiner tiefen Verehrung und Bewunderung für den Dichterfürsten ausdrücklich Zeugnis abzulegen. Der oben besprochenen Arbeit gegenüber kann ihn indessen dieses Gefühl nicht binden, er muß vielmehr das Geständnis wagen, daß diese unbedeutende Flickarbeit ruhig hätte begraben bleiben mögen, daß die Weimarer Ausgabe sich damit hätte begnügen können, die Varianten des Stückes kurz zu bemerken. Einen solchen Tadel wird derjenige aussprechen dürfen, der oft und laut genug in Rede und Schrift den außerordentlichen Gewinn gerühmt hat, den unsere Kenntnis von Goethes Wesen und Werken durch diese monumentale Ausgabe erlangt hat.

Wer dankbar bekennt, daß sie so vieles Unbekannte an den Tag gebracht, so viele Zweifel berichtigt, unser Wissen so mannigfach bereichert hat, der erwirbt das Anrecht, auch das Verfehlte abzuweisen.

Litterarische Notizen.

— Berichtigung. Nie habe ich mich im Laufe eines nun leider schon recht langen Schriftstellerlebens freudiger selbst berichtigt als ich es heute thue. In meinem Aufsatz über Dessau, den die „Deutsche Dichtung" kürzlich brachte, sprach ich u. a. von dem dortigen Moses Mendelssohn-Denkmal und meinte, es sei auch insofern in kulturhistorischer Richtung bemerkenswert, als es „das einzige öffentliche Denkmal" sei, das in Deutschland „einem Juden, der auch dem Glauben nach Jude geblieben ist", errichtet worden sei. Das war ein Irrtum. Vor kurzem schrieb mir ein freundlicher Leser, Herr Seminardirektor Rutz in Altdorf (Mittelfranken) u. a.:

„Aber, bester Herr! Seit 1875 steht auf dem Luitpoldplatz in Erlangen das eherne Denkmal des jüdischen Professors, Arztes und Menschenfreundes Dr. Jakob Herz, der dem väterlichen Glauben bis an den Tod treu geblieben ist. Und wenn dieses Denkmal erst reden könnte; wenn es Ihnen erzählen könnte, durch wessen Fürsprache der erste

Jude in Erlangen Professor wurde, durch dessen Liebe seine letzten Lebenstage verklärt wurden! Dann würden Sie Ihren vielen traurigen Judengeschichten eine neue hinzufügen, zwar auch voll Ernstes, aber auch voll Friedens, und am Schlusse würden Sie Ihre kulturhistorische These also wenden: „Jede Stadt hat die Juden, die sie verdient". Vielleicht macht Ihnen eine Botschaft Freude, die mit dem Grundgedanken Ihres Wirkens zusammenklingt."

Man wird mir nachfühlen, daß dem wirklich so war und daß ich näheres über Herz zu erfahren bemüht war. Was ich Büchern entnehmen konnte, war nur die Notiz, daß Jakob Herz, 1816 in Bayreuth geboren, 1871 in Erlangen gestorben sei, daß er, ein ausgezeichneter Gelehrter, erst sehr spät Professor geworden sei, sich aber als praktischer Arzt und Philantrop so ungemeine Liebe und Verehrung erworben habe, daß ihm die vergleichsweise kleine Stadt (Erlangen hat jetzt erst etwa 23000 Einwohner!) in einmütiger Begeisterung ein schönes, auch künstlerisch wertvolles Denkmal (von Zumbusch in Wien) auf ihrem schönsten Platze errichtet habe. Etwas mehr hat mir erst ein Schriftchen gebracht, das ich gleichfalls meinem freundlichen Korrespondenten danke: die Festrede, die Professor A. v. Brinz, der berühmte Jurist, am 5. Mai 1875 bei der Enthüllung des Herz-Denkmals hielt.

Herz, der aus armer Familie stammte, erwies schon früh, daß er „das Material zum Gelehrten und Literaten ersten Ranges in sich trug", zudem war er auch „ein Meister in der anschaulichen Darstellung der verwickeltsten Verhältnisse des menschlichen Körpers". Gleichwohl konnte er es erst 1847 zum Prosektor bringen, erst 1862 wurde er Privatdozent mit dem Titel eines Professors, erst 1869 ordentlicher Professor. Ähnliches begiebt sich auch heute noch, und heute erst recht; zwei Umstände aber sind mit Recht einzig zu nennen. Unter denen, die unermüdlich, mit allem Gewicht ihres Einflusses für Herz eintraten, stand die evangelisch-theologische Fakultät zu Erlangen, bekanntlich immer eine sehr konservativ gesinnte, in erster Reihe; gerade diesen strenggläubigen Christen erschien es ein für ihre Empfindung kaum erträgliches Unrecht, daß jemand um seines Glaubens willen leiden solle; hauptsächlich der Wucht ihrer ethisch-religiösen Argumente ist es zu danken, daß Herz, wenn auch erst drei Jahre vor seinem Tode, schließlich doch Ordinarius wurde. Einzig ist aber auch die Art, wie Herz die Zurücksetzung trug; er that nie auch nur das Geringste für sich. „Die Tugend der Selbstlosigkeit schien sich bei ihm wie von selbst zu verstehen." Ihm genügte sein Los; neben seinem Lehramt die Praxis. Und wie übte er sie aus! „Er half, um zu helfen. Möglichst viel zu geben, möglichst wenig zu nehmen, war bei ihm Sache der Neigung, nicht des Entschlusses." Das Lehramt, die Armenpraxis ließen ihn zur Abfassung großer wissenschaftlicher Werke nicht kommen. Glänzende Anerbietungen von auswärts traten immer wieder an ihn heran; er lehnte sie ohne jedes Besinnen ab. „Sein Erlangen gewährte ihm alles, dessen er bedurfte: Schüler, die er lehren, Kranke, die er heilen, Arme, mit denen er teilen, Freunde, denen er vertrauen, Bürger, auf die er wirken konnte."

Auch die damals allgemein bekannte Herzensgeschichte, auf die mein liebenswürdiger Korrespondent anspielt, wird von Brinz gestreift: „Der Zauber eines weiblichen, den Himmel aus reiner Tiefe wiederspiegelnden Gemüts hat in seine jungen Jahre geleuchtet. Religion und Poesie erfüllen eine hinterlassene Korrespondenz. Was von Seiten des Herzens zum beglückenden Bunde notwendig war, lag alles bereit in ihm, für ihn. Allein vermochte das Gesetz die Eintracht der Seelen nicht auszuschließen, der Abschließung des Bundes trat es entgegen. Vielmehr nicht das Gesetz, das Aus- und Nebenwege offen ließ, die Hoheit der Religion und die Hoheit der Gesinnung traten ihm entgegen." — Auf eine Anfrage, die ich an Erlanger Bekannte richtete, erhielt ich einige nähere Angaben. Die junge Dame, ein ebenso schönes, wie gutes und begabtes Mädchen, war die Tochter eines Gelehrten. Nachdem entschieden war, daß sie einander nicht angehören durften, vermieden die Liebenden jede persönliche Begegnung und wechselten nur zu bestimmten Anlässen Briefe; daß sie beide unvermählt blieben, schien ihnen selbstverständlich. Erst als Jakob Herz in die Krankheit verfiel, die ihn hinwegraffen sollte, sahen sie einander wieder; da kam die Dame in sein Haus, übernahm die Pflege und wich nur noch auf Stunden von seinem Lager. Auf die Nachricht, daß es mit dem „Dotter Herz" zu Ende gehe, fanden sich Hunderte und Aberhunderte in der Straße ein, wo er wohnte; Professoren, Bürger, Studenten, vor allem „seine" Armen; sie konnten ihm ja nicht helfen, aber sie wollten ihm beweisen, wie sehr sie ihn liebten und um ihn in Sorge waren. Verließ die Dame auf eine Stunde sein Haus, um den Haushalt ihres greisen Vaters zu besorgen, so entblößten die Hunderte lautlos ihre Häupter, während sie durch die Reihen schritt; nur die Frauen schluchzten . . . In ihren Armen ist Herz gestorben . . . Wo das Leben selbst so dichtet wie hier, darf es ihm niemand gleichthun wollen. Ich würde es nie wagen, diesen Stoff zu behandeln.

Noch ein Wort über die Entstehung des Denkmals und seine Bedeutung. Der Plan entstand unmittelbar nach Herz' Bestattung; es war, sagt Brinz, „ein Leichenzug wie diese Stadt noch keinen gesehen"; nicht Tausende, Zehntausende folgten der Bahre im strömenden Regen nach dem kleinen, entlegenen Judenfriedhof der Stadt. Unmittelbar darauf trat das Komitee zusammen; die beträchtlichen Kosten waren, weil mehrere tausend Menschen dazu beitrugen, sehr bald gesichert; auch hier thaten sich die evangelischen Theologen in erster Reihe hervor. Das Denkmal soll sehr schön sein. „Wenn je ein Denkmal für sich selber sprach, so wird dieses der Erklärung und Rechtfertigung nicht bedürfen. Wenn ein Fremder zu ihm aufblickt, wird er von der Gewißheit erfüllt werden, daß derjenige, dem es gesetzt ist, ein Verehrungswürdiger gewesen sein müsse; so viel tiefe Einsicht und Güte, Gerechtigkeit und Milde trat aus seiner Gestalt zu Tage." Die Bedeutung des Denkmals aber spricht Brinz so schön aus, daß seine Worte hier wiedergegeben seien: „Herz ist arm, und, wenn Sie wollen, unberühmt gestorben. Wir stehen vor einem Denkmal seltener Art. Wenn das in Erlangen gedruckte Wort vom Sonderberuf und allgemeinen Beruf wahr ist, und wenn es zum allgemeinen Beruf gehört, ein von den Unterschieden der Religion und Abstammung unabhängiges Ideal der Güte und Reinheit, Wahrhaftigkeit und Gerechtigkeit in sich zu verwirklichen, so stünde Jakob Herz in Erfüllung des allgemeinen Menschenberufs einzig da. Wir wissen niemand, dessen Mund wahrer, dessen Hand hilfreicher, dessen Sitte fleckenloser, dessen Urteil liebevoller und gerechter gewesen wäre als das seinige. Eine Folge davon und Probe dafür war, daß das Problem einer Formel, nach der wir Erdengeborenen alle uns brüderlich lieben können, in ihm werkthätig zur Lösung kam . . . Andere setzen", schließt Brinz, „den Fürsten, Staatsmännern, Generalen, Künstlern und Gelehrten, wir einem Inbegriff der allen ohne Unterschied gleichmäßig obliegenden, in diesem einen Manne vereinigten und zur Vollkommenheit entwickelten Tugenden — wir setzen, um es mit einem Worte zu sagen — dem Menschen ein Denkmal."

Mehr und näheres weiß ich über dieses „Denkmal eines Menschen" nicht zu berichten. Aber ich denke, es genügt, um mich jenes Irrtums in meinem Dessauer Aufsatz aufrichtig zu freuen. Und weil es vielleicht auch andern so geht, darum veröffentliche ich diese Mitteilung. K. E. F.

Neue Bücher.

Nachstehend verzeichnete Bücher sind der Redaktion zur Rezension zugekommen:

Oertzen, Georg von, Zwischen Runen und Rosen. Lyrik. Metz. 1902. G. Scriba.

Rüdiger, Alois, Gedichte. Aus letzten Jahren. Brünn 1901. Josef Klär.

Jahn, Reinhold, Rosmunde. Trauerspiel in fünf Aufzügen. v. D. V. u. J. 1901.

Redigiert unter Verantwortlichkeit des Herausgebers Karl Emil Franzos in Berlin. — Nachdruck auch im Einzelnen ist untersagt und wird strafgerichtlich verfolgt. — Verlag der Concordia Deutsche Verlags-Anstalt in Berlin. — Druck von Kißling & Krüger, Berlin.

Italienische Volksballaden.

Aus Constantino Nigras „Canti Popolari del Piemonte“.

Übersetzt von **Paul Heyse.**

Vorbemerkung. Im Jahre 1888 erschien das große Werk des piemontesischen Grafen, der dreißig Jahre her zur Sammlung und wissenschaftlichen Behandlung epischer Volkspoesie in Italien den Anstoß gegeben hatte: „Canti popolari del Piemonte, pubblicati da Constantino Nigra, Torino, Ermanno Loescher, 1888.“

In diesem imposanten Werk von 596 Seiten hat der feinsinnige Gelehrte mit unermüdlicher Liebe während langen Jahre seiner staatsmännischen Laufbahn, die ihn als Botschafter an verschiedene Höfe führte, gesammelt und ichtet, nicht nur die 153 Volksballaden teils selbst von ländlichen Frauen sich vorsagen lassen und Freunde zu gleicher mmelarbeit angetrieben, sondern auch ein und dasselbe Lied in den Varianten aufgezeichnet, die durch das Wandeln n Mund zu Mund in den verschiedenen Gegenden Oberitaliens entstanden waren. Gleich die uralte Romanze von : Donna Lombarda finden wir in nicht weniger als fünfzehn, zuweilen sehr merkwürdig von einander abweichenden oder Singarten. Zur Erleichterung des Verständnisses der oft schwierigen mundartlichen Texte ist die Übersetzung Hochitalienische überall hinzugefügt, überdies ein Lexikon der Dialektwörter, die sich am meisten von der Schriftsprache fernen. Eine tiefgründige Einleitung über die italienische Volkspoesie ist dem Buche vorangeschickt, das ganze Werk leuchtendes Vorbild, wie die Schätze des Volksgesangs, die mit hingebender Liebe und geduldigem Fleiß den oft wer zugänglichen Quellen lebendiger Überlieferung abgerungen wurden, wissenschaftlich zu verwerten und den Liebhabern Folklore zugänglich zu machen sind.

Die Anregung, die von diesem hochverdienten Forscher ausging, hat in weiten Kreisen fortgewirkt. Meines issens jedoch ist der Nachweis einer starken *epischen* Ader im italienischen Volksgesang bis jetzt auf Ober-Italien chränkt geblieben, und es ist kaum zu vermuten, daß auch in den mittleren und südlichen Provinzen ähnliche Funde Tage gefördert werden würden. Jedenfalls überwiegt hier bei weitem der lyrische Charakter des Volksliedes in den kannten Formen.

P. H.

Die Entführung.

Königssohn zieht aus zu jagen, Löwenjagd hat er im Sinn.
In dem Schatten einer Hecke trifft er eine Schäferin.
— „Schöne Schäferin, was thut Ihr in dem Heckenschatten hier?“
„Spinn' den Faden an meinem Rocken, meine Lämmer folgen mir.“
— „Wenn Ihr etwas größer wäret, so entführt' ich Euch im Flug.“
„Bin ich auch nur klein, zur Liebe bin ich doch schon groß genug.“ —
Nahm sie an den weißen Händen, zog sie auf sein Pferd hinauf,
Führte sie hinweg nach Frankreich, hielt nicht einmal an im Lauf.
Als die Schöne kam nach Frankreich, fing sie laut zu weinen an.
— „Warum weinet Ihr, o Schöne? Sagt, was hat man Euch gethan?
Weint um Vater Ihr und Mutter oder Jemand sonst zu Haus?“
„Ja, um meinen ersten Liebsten wein' ich mir die Augen aus.“
— „Zieht nun aus die Schuh' und Kleider, kommt und schlafet jetzt bei mir.“
„Habe mich so fest geschnüret, kann nicht lösen das Geschnür.
Daß ich rasch die Schnur zerschneide, müßt mir Euren Degen leih'n.“ —
Als die Schöne den Degen hatte, stieß sie ihn ins Herz hinein.

Die tote Braut.

Feiner Buhle auf den Bergen hört im Thale Glockenlaut.
„Sollt' es meinem Bräutchen gellen? Trägt man mir zu Grab' die Braut?" —
Feiner Buhle geht nach Hause, find't verschlossen ihre Thür.
— „Nachbarinnen, Nachbarinnen, wo ist mein Bräutchen? Sagt es mir!"
„Euer Bräutchen ging in die Kirche, in die Kirche mit schönem Geleit;
Zweiundfünfzig Fackeln brannten auf dem Wege zu jeder Seit'." —
Feiner Buhle geht in die Kirche, ruft nach ihr mit lauter Stimm'.
Da er sie ruft mit lauter Stimme, leise Antwort er vernimmt:
„Seht hier das Verlobungsringlein, das mir nicht vom Finger wich,
Nehmt's und freit Euch eine andre, beten soll sie dann für mich.
Soll 'nen Rosenkranz sich kaufen, dreimal beten jeden Tag,
Zweimal für sich selber, einmal dann für mich es gelten mag."

Der Mutterfluch.

Hatt' eine Witwe einst eine Tochter, reif zur Ehe und blond und schön.
Kam gegangen der König von Frankreich, hat sie zur Braut sich ausersehn.
„O liebe Mutter, laßt sie ziehen!" unter der Thür ihr Bruder spricht.
Ihre Mutter oben am Fenster: „Nein, meine Tochter geb' ich nicht!"
Während sie sprachen diese Worte, schwang die Schöne sich auf das Pferd.
„Geh' nur, gehe nur, meine Tochter! Möchtst Du ertrinken tief im Meer!"
Als sie kamen zum Meeresstrande, armes Mädchen zu zittern begann.
„Halt' Dich, halte Dich fest, mein Bräutchen, halt' am Sattel des Pferd's Dich an!"
— „Nein, ach nein, nicht kann ich mich halten, mich verfluchte mein Mütterlein.
Wem geflucht hat Vater und Mutter, wird wahrhaftig verloren sein.
Armes Mädchen, ich armes Mädchen, sinken muß ich in Meeresgrund.
Meine Flechten, so schön und golden, modern soll'n sie im Wasser drunt';
All mein Blut, so rot und süße, garst'ge Walen saugen mir's aus,
Meine Hände, die weißen Hände, werden der Meeresfische Schmaus."
„O, Ihr Schiffer, dort im Meere, wollt Ihr mein Bräutchen fischen mir?
Wenn ihr herauf sie bringt als Tote, zweihundert Scudi erhaltet Ihr.
Wenn Ihr herauf sie bringt noch lebend, sollt Ihr haben, was Ihr begehrt." —
Fischten wohl drei Tag' und Nächte, fanden die schöne Braut nicht mehr.

Die Kriegerin.

„Was weinet Ihr, mein Vater, was weinet Ihr so sehr?
Sollt' in den Krieg Ihr ziehen, geh' ich für Euch zum Heer.
Schafft mir ein schönes Pferdchen, das wohl mich tragen mag,
Und einen guten Diener und treu bei Nacht und Tag.
Aus meinem grauen Kleide schafft Hos' und Wams mir an,
Den Hut aus meiner Schleppe mit der Kokarde dran." —
Als sie nach Nizza kamen, sie stieg auf die Bastion.
— „O seht das schöne Mädchen, gekleidet als Mannsperson."
Des Königs Sohn am Fenster betrachtet sie genau:
— „Ach, welch ein schönes Mädchen! Gäb' man mir die zur Frau!"
„Wenn Ihr sie wollt erkennen, zum Kaufmann führt sie fort,
Und ist sie dann ein Mädchen, kauft sie sich Handschuh' dort."
— „O seht nur, meine Soldaten, die schönen Handschuh' hier!"
„Soldaten, die in Krieg zieh'n, nicht an den Händen frier'n."
— „O Mutter, liebe Mutter, ein Mädchen ist sie traun.
Ach, welch ein schönes Mädchen, gäb' man mir die zur Frau!"
„Wenn Ihr sie wollt erkennen, führt sie zum Goldschmied hin,
Und ist sie dann ein Mädchen, sie kauft sich einen Ring."
— „O seht, meine Soldaten, die schönen Ringlein an."
„Soldaten, die in Krieg zieh'n, nur Schwerter nötig ha'n."
— „O Mutter, liebe Mutter, ein Mädchen ist sie traun.
Ach, welch ein schönes Mädchen, gäb' man mir die zur Frau!"

„Wenn Ihr sie wollt erkennen, laßt schlafen sie mit Euch."
Da blies sie aus die Kerze, schickt' ihren Diener gleich.
— „O Mutter, liebe Mutter, ein Mädchen ist sie traun.
Ach, welch ein schönes Mädchen! Gäb' man mir die zur Frau!"
„Wenn Ihr sie wollt erkennen, führt sie zur Fuhrt im Fluß,
Und ist sie dann ein Mädchen, entblößt sie nicht den Fuß."
Ein Bein schon sie entblößte, da kommt ein Briefchen an,
Im Briefchen steht geschrieben, den Abschied soll sie ha'n.
Die Schöne unterweges sang in die Welt hinein:
„Ich zog zu Feld als Jungfer, als Jungfer kehr' ich heim!"

Der kleine Ehemann.

— „Kaufte mir ein Männchen klein, groß nur wie mein Fingerlein.
All' die andern geh'n ins Heu, wär' mein Männlein gern dabei.
All' die andern geh'n nach Haus, bleibt allein mein Männlein aus.
Nahm den Rechen ich zur Hand, sucht', ob ich mein Männlein fand,
Rechte her und rechte hin, unter'm Kleeblatt fand ich ihn;
Hob ihn mit zwei Fingern auf, steckt' ihn in den Brustlatz drauf.
Scharlachtuch, 'ne Spanne groß, schnitt ich zu für Jack' und Hos',
Übrig blieb ein Stückchen noch, reicht zu einem Westchen doch.
Aus der Schale von einem Nüßchen macht' ich Schuh' für seine Füßchen.
Übrig blieb ein Stückchen noch, reichte für zwei Stieflein doch.
Aus 'nem türkischen Weizenblättchen macht' ich ein Matratzenbettchen.
Übrig blieb ein Stückchen noch, reichte für ein Kißchen doch.
Aus 'ner Nadel, scharf gewetzt, macht' ich ihm ein Schwertlein jetzt.
Übrig blieb ein Stückchen noch, reichte zum Stilettchen doch.
Als er fertig war darauf, fraßen ihn mir Ameisen auf."

Die Tänzerin.

— „O Tänzerin, verlaßt sofort den Ball,
Euer Vater ist gestorben dort an dem Strand des Meers."
„O, wenn er starb, sorgt, daß man ihn begräbt.
Ich geh' so früh noch nicht vom Tanzen heim."
— „O Tänzerin, verlaßt sofort den Ball,
Eure Mutter ist gestorben dort an dem Strand des Meers."
„O, wenn sie starb, sorgt, daß man sie begräbt.
Ich geh' so früh noch nicht vom Tanzen heim."
— „O Tänzerin, verlaßt sofort den Ball,
Euer Bruder ist gestorben dort an dem Strand des Meers."
„O, wenn er starb, sorgt, daß man ihn begräbt.
Ich geh' so früh noch nicht vom Tanzen heim."
— „O Tänzerin, verlaßt sofort den Ball,
Eure Schwester ist gestorben dort an dem Strand des Meers."
„O, wenn sie starb, sorgt, daß man sie begräbt.
Ich geh' so früh noch nicht vom Tanzen heim."
— „O Tänzerin, verlaßt sofort den Ball,
Euer Gatte ist gestorben dort an dem Strand des Meers."
„O, wenn er starb, sorgt, daß man ihn begräbt.
Ich geh' so früh noch nicht vom Tanzen heim."
— „O Tänzerin, verlaßt sofort den Ball,
Euer Kindchen ist gestorben dort an dem Strand des Meers."
„O Musikanten, hört zu spielen auf!
Meine Beine sind zerbrochen, kann tanzen nimmermehr."

Die Erbgräfin.

Erzählung von Georg Bormann.

(Fortsetzung.)

„Und warum sind wir dabei von so sehnsüchtiger Bewunderung?“ fuhr die Erbgräfin wieder nach kurzem Schweigen fort. „Weil wir doch selbst nur ein Teil der Natur sind; und weil sie ihre Lebensregungen, in ihrem unerschütterlichen Gleichmaß, mit einer Sicherheit vollzieht, die uns verloren gegangen ist in einem Dasein, das von Kindesbeinen an durch herkömmlichen Brauch geregelt und eingeengt wird. Ach, einmal sein ganzes Sein rücksichtslos ganz an etwas setzen zu dürfen, wie ein militärischer Führer, der sich mit seiner Schar in das feindliche Feuer zu stürzen hat. So etwas müßte befreien, ich fühl's; so ein tapferer Ritt, ein Sprung, wo man vorher das Herz über die Schranken zu werfen hat. Ja, das ist's! —“

Die Baronin richtete sich mit dem Ausdruck der Verwunderung und eines starken Unwillens gegen die Sprecherin und sagte nachdrücklich: „Ach was, unser Herz! Wissen Sie nicht, daß das Herz ein trotziges und verzagtes Ding ist? Und auch die Natur, in der Sie Schrankenlosigkeit zu sehen glauben, steht unter dem Gesetz. Verstehen Sie, Komtesse, unter dem Gesetz: Du sollst und Du sollst nicht! Und wie die Natur hat sich unser niederträchtiges Herz zu fügen!“

Hörte die Erbgräfin nicht oder wollte sie nicht hören? Sie schien nur einen Gedanken zu verfolgen, sah vor sich hin mit festgeschlossenen Lippen und einer Wolke auf der Stirn und behauptete sich mit trotziger, verhaltener Stimme: „Und wenn ich einmal nicht wollte!“

Die Baronin sah sie wieder groß an, daß dem kleinen Fräulein von Linden ganz bange wurde. Dann aber sagte sie derb und mit überlegener Ironie: „Dann würden Sie müssen!“

Die kleine Linden streifte ängstlich die Gesichter der beiden. Von der Erbgräfin wußte sie nicht, hatte sie das scharfe Wort der Baronin gehört oder nicht. Denn die Wolke auf ihrer Stirn war verschwunden; sie sah mit wieder heiterem Gesicht, als habe sie vorher nur spaßen wollen, hinaus in die Bäume.

Die Baronin schwieg auch, aber sie mochte wohl denken: „Was war das wieder für eine sonderbare Idee!“

Sie selbst aber, die von der kleinen Scene noch etwas Beängstigte, sah den Gegenstand des Verdrusses noch einmal an und dachte: „Wie war die Erbgräfin eben schön; fast noch schöner als jetzt, wo sie wieder freundlich ist!“

IV.

Se. Erlaucht, der Graf, war auf Schloß Ebersberg eingetroffen, und am heutigen Sonntag sollte in der alten Johanniskirche der letzte Gottesdienst sein, ehe man sie für lange Zeit schloß, um sie der Renovation zu übergeben. Das war eine besondere Feier für Ebersbach und Umgegend; auf allen Wegen strömten die Kirchgänger dem Gotteshause zu. Aber die Mehrzahl betrat es noch nicht; man blieb draußen in plaudernden Gruppen stehen; man wollte erst die Anfahrt der Herrschaften abwarten. Und da kamen schon die Wagen den Berg hinunter. In dem ersten der Graf mit seiner Tochter, im zweiten die Baronin mit Fräulein von Linden. Die Herrschaften begaben sich durch eine Seitenpforte in ihre Loge, und nun füllten sich auch bald die übrigen Plätze, und die Orgel setzte mit brausenden Klängen ein.

Niemandem war aber wohl feierlicher zu Sinn als der Erbgräfin. Auf lange Zeit war sie hier zum letzten Male mit der ganzen Gemeinde vereinigt, hier in dem alten, lieben Gotteshause, wo ihr alles so ehrwürdig war, wo sie von Kindheit an gewohnt war, sich in besonderer Weise zu sammeln und Eindrücke des Ewigen zu empfangen. Auch heut, wie sie durch die Steinplatten über den Gräbern ihrer Ahnen in die Vorhalle schritt, erfaßte sie dieses Gefühl,

das sie sich als Kind nicht zu deuten wußte, das von dem Hauch der Vergänglichkeit herrührte, der ihr hier entgegenwehte. Nun war es ihr vergönnt, heute neben dem lieben Vater zu sitzen, vor ihr die dichtgedrängte Gemeinde, aus der sie die meisten mit Namen nennen konnte, sie selbst aber alle kannten; und über die altersgrauen Wände spielten die Sonnenstrahlen, und der brausende Klang der Orgel zog ihr kindliches Gemüt mit frommem Dank nach oben.

Alles sprach hier zu ihr, besonders dort die Altarwand mit den Marmorgestalten des Petrus und Paulus zu Seiten des Altars. Die heiligen Gestalten schienen ihr immer Leben zu haben und an der Andacht teilzunehmen. Mit sinnendem Ausdruck sah Petrus, mit eindringlichem Ernste Paulus auf die Gemeinde; jener kenntlich an dem Attribut des Schlüssels, dieser an dem Schwert, auf das er sich kräftig stützte. Und nun bestieg ihr alter, würdiger Lehrer die Kanzel, und sie fühlte, sie würde in ihm immer das Abbild eines freudigen und milden Verkünders des Evangeliums behalten.

Der Geistliche schloß an die grundlegenden Textworte von Christi Ausgang, Luc. 9, 31, den mahnenden Hinweis auf unseren eigenen Ausgang aus dieser Welt. Wie schöne, aber ferne Glockenklänge drangen die Worte zu Ohr und Herz der Erbgräfin, der in ihrer Lebensfülle der Ernst der Mahnung noch fremd blieb. So geschah es von Zeit zu Zeit, daß, unter dem Bewußtsein, heute in dieser Weise die alten Gewölbe zum letzten Male zu sehen, das Auge immer wieder zu den Gestalten der beiden Apostel zurückkehrte, die nun in ihrer hoheitsvollen Ruhe gestört und bei Seite gerückt werden mußten, denn gerade die Altarwand bedurfte besonders der Renovation.

Von den hohen Fenstern der Apsis neigten sich die Laubkronen der Bäume im Winde. Das hatte sie schon als Kind gern gesehen. Dauernd in der Natur lebend, freute es sie, auch im Gotteshause ihren Gruß zu empfangen. Aber was war das da oben, in der Mitte der Wand? Es sah aus wie die Spitze eines grünen Blättchens; die scharfen Augen der Erbgräfin sahen es ganz genau. Oder war es nur ein Flecken an der Wand? Trotz ihres Bemühens, sich zur Aufmerksamkeit auf das Wort des Geistlichen zu zwingen, mußte sie immer wieder hinsehen; es sah aus, als ob das Blattspitzchen aus der Wand herauswuchs. Nun aber war's genug! Sie schämte sich, daß sie zerstreut gewesen war und folgte jetzt der Predigt bis zu Ende mit gewohnter Aufmerksamkeit. — —

Als die Herrschaften aus der Kirche zurückgekehrt waren, bot der Graf seiner Tochter den Arm, und sie begaben sich, gefolgt von den beiden Damen, nach einer alten Gewohnheit des Grafen direkt in den Park. Hier blieben die beiden Damen etwas zurück, und der Graf suchte, mit seiner Tochter allein, seine Lieblingsallee auf. Hier, wo man auf der einen Seite noch eine Straße der Stadt, auf der anderen ein sich senkendes und zu den Waldhöhen wieder aufsteigendes Wiesenthal hatte und weiter zurück das höhere Gebirge winken sah, ergriff der langsam Auf- und Abwandelnde mit heiterem Blick gewissermaßen von neuem Besitz von seiner Herrschaft.

Gut gelaunt wandte sich der Graf an seine Tochter, die, ebenso innerlich befriedigt von seiner Gegenwart wie er von der ihren, neben ihm herschritt.

„Noch eine kleine Überraschung habe ich für Dich aus der Hauptstadt mitgebracht, aber Du wirst kaum erraten, welcher Art sie ist."

„Wie sollt' ich auch?" antwortete die Erbgräfin, freundlich den Blick zu dem seinen erhebend, in dem sich ebenso viel Klugheit als Wohlwollen spiegelte, „wie sollt' ich auch, hat doch der beste Vater alle meine Wünsche überreich erfüllt, selbst meine Bitte um einige neuere historische Schriften scheint mir mit Rücksicht auf meine Lieblingshelden erfüllt worden zu sein."

„Das war doch nur selbstverständlich", erwiderte der Graf. „Ich freue mich, daß Deine Neigung dauernd einem Gebiete zugewandt bleibt, das ganz besonders geeignet ist, unsere Seele mit hohen Vorbildern zu erfüllen und andererseits uns überall die Grenzen menschlichen Wollens und menschlicher Macht zeigt. Du errätst also nicht? Nun, so muß ich Dir zu Hilfe kommen. Ich erinnerte mich, daß Du wiederholt bedauert hattest, daß wir unter unserer Hausdienerschaft im Augenblick keinen Mann hätten, der als Jäger und Forstmann schon einige Schulung besäße. Ich hoffe in erwünschter Weise diesem Übelstand abgeholfen zu haben und stelle Dir für Deinen persönlichen Dienst zugleich einen Mann zur Verfügung, der mit allem forstlichen Detail vertraut ist und mit dem Jagdgebrauch und der Schußwaffe so Bescheid weiß, daß Du Dich gegebenen Falls auf ihn verlassen kannst. Doch ist es vielleicht gut, wenn ich Dir erzähle, wie es mir bei der Wahl des Mannes ergangen ist.

Ich hatte mich in der Residenz an den Kommandeur unseres dortigen Jägerbataillons gewandt, mir seiner Zeit ein paar für meinen Dienst geeignete Leute zu empfehlen. Mit größter Zuvorkommenheit wurde meinem Wunsche von dem mir bekannten Herrn entsprochen. Zwei Leute meldeten sich von dem verschiedenartigsten Äußeren, als im Herbst die Entlassungen stattgefunden hatten. Der eine, ein offenbar zuverlässiger Mann mit den besten Papieren, der aber neben dem anderen, der hinterher kam, als ungelenk und schwerfällig erschien. Der zweite machte auf mich sofort den entscheidenden Eindruck, weil ich mir sagte: „Das ist der Mann, der für Deine eigenartigen Wald- und Grenzverhältnisse wie geschaffen' ist. Du weißt, wir haben hier besonders viel durch Forst- und Jagdfrevel zu leiden, und unser Förster Jahn, so trefflich er sonst ist, kann bei seinem Alter all der heimtückischen Verschlagenheit des Gesindels nicht mehr erfolgreich begegnen. Sein Aufsichtsgebiet ist immer besonders heimgesucht. Nun hoffe ich, ohne den Alten zu kränken, dem auf die Dauer unleidlichen Zustand abzuhelfen, wenn ich ihm einen Gehilfen beigebe, der geeignet ist, ihn vorzüglich zu ergänzen. Vor der Hand mag der in Aussicht Genommene sich in unserem persönlichen Dienst bewähren.“

„Du sagst, Papa“, warf die Erbgräfin ein, „Du hättest Dich sofort für diesen Mann entschieden; darf ich fragen, was Deinen Entschluß bestimmte?“

„Die ungewöhnliche Intelligenz und die Kühnheit und Entschlossenheit, die aus seinen Zügen sprachen; dazu eine Erscheinung, kräftig, sehnig und biegsam, wie geschaffen für seinen Beruf als Jäger, und wie man sie auch gern in seiner Umgebung hat. Die Zeit, während ich ihn in der Stadt um mich hatte, hat auch mein Urteil nicht geändert; ich habe nie einen neuen Menschen gehabt, der sich mit solcher Schnelligkeit und Gewandtheit nicht nur in meine Gewohnheiten, sondern in meine ganze Art hineingedacht hätte. Aber der Kommandeur —“

„Der Kommandeur?“

„Der Kommandeur, als ich mit ihm bei der nächsten Gelegenheit von meiner Wahl sprach und ihm meine Zufriedenheit mit derselben zu erkennen gab, hörte mir so beklommen zu und ging dann auch bald mit der Sprache heraus, indem er hinzufügte, daß er es doch für seine Pflicht halte, mir noch einiges über den Mann zu sagen, da meine Wahl ihn und nicht den anderen getroffen, wie er eigentlich gehofft habe. Es seien diesmal wenige Persönlichkeiten zur Verfügung gewesen, und so hätte er mir allerdings den Franz Praszka schicken müssen, der auch als geschulter Jäger nicht seines Gleichen habe. Nun jedoch käme ein Aber. Ich bat ihn noch jetzt seine Bedenken zu äußern, und es kam heraus, daß bei verschiedenen ärgerlichen Dummheiten im Bataillon er Praszka für den intellektuellen Urheber gehalten habe.

‚Hat man's ihm beweisen können?‘ fragte ich.

‚Das ist's ja eben‘, lautete die Antwort. ‚Er war zu geschmeidig, um sich fassen zu lassen.‘

‚Lag etwas vor, was den Charakter eines schweren Dienstvergehens hatte?‘ war meine zweite Frage.

‚Dann hätte ich nicht gewagt, den Mann Eurer Durchlaucht zur Wahl zu stellen!‘ lautete die Antwort.

‚Dann halte ich doch an meiner Wahl fest‘, entschied ich, den Obersten beruhigend. ‚Denn selbst angenommen, Praszka war beteiligt an besagten Überschreitungen, was doch nicht erwiesen ist, so ist er im übrigen ganz der Mann, den ich brauche.‘

Ich habe Dir das aber sagen wollen“, schloß der Reichsgraf, „denn ich bin keineswegs gesonnen, dem Manne das Geringste durchgehen zu lassen. Über Vergangenes kann ich hinwegsehen; aber ich hoffe, er weiß meinen Dienst zu schätzen. Augenblicklich ist er auf einem kurzen Urlaub.“

Sie traten an eine Balustrade und sahen hinunter in die gewundene Straße, wo sich die giebligen Häuser eng an den Berg schmiegten, während hier oben der Blick frei über die Gelände flog. Das Auge des alten Herrn leuchtete; man sah, wie ihn das oft gesehene Bild entzückte und erhob.

Wie sie so standen, sagte der Graf mit heiterer Miene: „Und dann, Vera, hat sich in der angenehmsten Weise wieder eine Annäherung zwischen dem Grafen Ebersberg-Seeheim und mir vollzogen, die mich aufrichtig freut.“

„Wie das?“ fragte die Erbgräfin, ersichtlich ohne besonderes Interesse.

„Seitdem der Graf die deutsche Erbschaft angetreten“, erklärte der Vater, „auf die er nach menschlichem Ermessen nicht hatte rechnen können, ist es sein naheliegender Wunsch, seine russische Stellung und Würde aufzugeben und in einer seiner großen Standesherrschaft angemessene, an

unserem Hof zu treten. Bei allem diesseitigen Entgegenkommen ist das aber nicht so leicht in Betreff seiner hohen militärischen Charge. Ich habe mich selbstverständlich der Sache wie meiner eigenen angenommen und zu meiner Freude mit solchem Erfolg, daß ich bereits seinen warmen Dank in Händen habe. Ich hoffe, damit sind ein für allemal jene unliebsamen Differenzen ausgeglichen, die bei der Erbschaftsübernahme eintraten, indem man mich ohne Grund als Ursache kleiner Schwierigkeiten ansah, die bei der Besitzergreifung zu überwinden waren."

„Ich habe mich nie für diesen Vetter interessiert", erklärte die Erbgräfin offenherzig. „Er hat sein ganzes Leben in Rußland zugebracht und sich nie um uns gekümmert."

„Er hat doch nie unterlassen", entgegnete der Reichsgraf mit Nachdruck, „mir gewisse Aufmerksamkeiten zu erweisen, so daß wir uns bei Anwesenheit des Zaren an unserem Hofe keineswegs fremd waren. Du freilich hast ihn nie zu sehen bekommen."

„Er ist General-Adjutant des Zaren?" fragte die Erbgräfin, offenbar nur, um noch etwas zu sagen.

„Ja", berichtete der Vater, „und vorher hat er sich durch lange Jahre in wichtigen militärischen Stellungen im Kaukasus und in Transkaspien ausgezeichnet."

„Jung kann er nicht mehr sein", warf die Erbgräfin hin.

„Nein", mußte der Reichsgraf zugestehen, „er hat die fünfzig überschritten, ist aber eine stattliche militärische Erscheinung."

Die Ergräfin wurde innerlich ungeduldig. Was wollte nur der Vater mit dieser Unterhaltung? Es gab keine Persönlichkeit, welche ihr gleichgültiger gewesen wäre. Sie hatte den „Russen", wie sie ihn nannte, nie mit Augen gesehen, und was sie von ihm gehört, hatte ihre Vorstellungen von ihm nicht erhöht. Mit einem Seufzer der Ermüdung fragte sie den Grafen: „Aber Papa, hat denn dieser Barbar in jüngster Zeit an Interesse für Dich gewonnen?"

In des Reichsgrafen ehrlichem Gesicht zuckte etwas wie Traurigkeit oder Enttäuschung; dann wandte er sich ernst an seine Tochter und sagte: „Ja, mein Kind, unsere Stellung zu diesem Manne ist eine veränderte, seitdem er den deutschen Besitz übernommen. Vergiß nicht, daß er nunmehr mein einziger Blutsverwandter von väterlicher Seite und somit auch der präsumtive Erbe dieser Besitzungen sein wird." Des Reichsgrafen Blick ging wieder über die Landschaft, aber diesmal fehlte seinem Auge der freudige Schimmer.

Die Erbgräfin neigte das schöne Haupt. Ihr war die Veränderung in des Vaters Antlitz nicht entgangen. Es bekümmerte sie, und wie Abbitte ihrer Unbedachtsamkeit klang es, als sie sagte: „Wir werden in nähere Beziehungen zu ihm treten, wenn er erst seinen Sitz in Seeheim genommen."

„Das wird in nicht langer Zeit geschehen", entgegnete der Reichsgraf, „und sein Besuch steht uns nach seinen Andeutungen demnächst bevor. Ich danke Dir, mein Kind", fuhr er mit der ihm eigenen würdigen Galanterie fort, die er auch der Tochter gegenüber zu bewahren pflegte, „daß Du die Notwendigkeit freundschaftlicher Beziehungen zugiebst, obgleich ich Dich darauf vorbereite —"

Die Erbgräfin sah den Vater fragend an, und der Reichsgraf, ein so kühler Diplomat er in seinem hohen Staatsamt war, hätte seiner Tochter gegenüber nie vermocht, zu einem gewünschten Ziel auf Umwegen zu gelangen. „Du wirst Dich", sagte er, „wie ich selbst erst an den neuen Verwandten gewöhnen müssen."

„Wie meinst Du das?"

Der Reichsgraf lächelte. „Denk' es Dir nicht so schlimm", sagte er ruhig. „Ich will damit nur sagen, daß ich mich auch erst an eine Art gewöhnen muß, die nicht immer die meine ist, und die uns deshalb hin und wieder etwas peinlich berühren wird, weil man sich in so nahem verwandtschaftlichen Verhältnis weiß. Im übrigen kann die deutsche Atmosphäre einen günstigen Einfluß üben; und wenn ich mich rückhaltlos äußerte, vergiß nicht, daß doch meine bisherigen Beobachtungen nur oberflächliche waren und die Hoffnung nicht ausgeschlossen ist, daß die Wirklichkeit Dir den neuen Vetter in besserem Lichte zeigt als meine vorläufige Schilderung." —

Während der Graf mit seiner Tochter diese Unterredung hatte, hatten auch die beiden ihnen folgenden Damen eine kurze Promenade gemacht. Dann hatte sich die Baronin auf eine Bank niedergelassen, da ihr das Gehen schwer wurde, während Fräulein von Linden vor ihr stehen geblieben war, um die Herrschaften nicht aus dem Auge zu lassen und auf einen Ruf der Erbgräfin bereit zu sein.

Das kleine Fräulein hatte sich während der wenigen Tage schon völlig in ihre neue Stellung hineingelebt. Sie fühlte sich sehr glücklich, wie jemand, der sich nach allen Seiten an seinem Platze weiß, und dessen Eigenart überdies durch nichts behindert ist, vielmehr überall seine volle Befriedigung findet. Wer sie so sah in ihrer zarten, mädchenhaften Erscheinung mit dem hübschen, klugen Köpfchen, gerne fröhlich und den Mund von Natur leicht zu freundlichem Lächeln geschürzt, mußte zugeben, sie gehörte hierher in dies schöne Schloß, in diese prächtigen Gärten, an die Seite hochgestellter, fürstlicher Personen. Einen merkwürdigen Gegensatz bildete schon ihre äußere Erscheinung zur Erbgräfin, obwohl sie doch beide vornehme Frauengestalten waren, ein Gegensatz so stark, daß er sich auch einem Unaufmerksamen oder Gleichgültigen aufdrängte. Er lag vielleicht hauptsächlich darin, daß die Erbgräfin den dunklen Typus der Frauenschönheit, ihr kleines Fräulein den lichten, hellblonden in markanter Weise darstellten. Neben der hohen, immer unverrückten Gestalt der Erbgräfin, die auch etwas sehr Ruhiges in ihren Bewegungen hatte, erschien die junge Dame als ein zartes, leicht verletzbares Wesen, das schon von Natur auf den Schutz eines Stärkeren angewiesen ist.

Sie erzählte der Baronin voller Freude von den ersten Reitstunden, die sie gehabt, und die die Erbgräfin selbst geleitet habe. Letztere habe ihr selbst das Pferd ausgewählt, ihr Sitz und Zügelführung gezeigt und, wie ihr vorgekommen, in der ersten Stunde Anforderungen gestellt, wie man sie sonst nicht einem Anfänger zumute. Sie aber habe sich bei der Bewegung wohl gefühlt und Furcht auch bei einer Schwierigkeit nicht aufkommen lassen. Dafür, so versicherte sie mit geröteter Wange, sei auch die Erbgräfin nachher zu ihr herangetreten und habe zu ihr gesagt, sie besitze Mut, Geistesgegenwart und Selbstbeherrschung, die Haupttugenden der Reiterin. Sie möge nun aufmerksam und fleißig lernen, damit sie bald an der Erbgräfin Seite mit hinaus dürfe in das Terrain, dann solle sie erst die edle Reitkunst kennen lernen und erfahren, wie sie Geist und Körper stähle.

Die Baronin, die wohl hörte, wie aus jedem Worte die jugendliche Begeisterung für die Erbgräfin sprach, hatte ruhig zugehört, dann sagte sie: „Ja, ja, liebe Edith, das ist alles ganz schön, Ihnen soll und braucht die Erbgräfin keine Sorge zu machen. Aber ich Alte, die ich sie von klein auf kenne, stehe oft wie vor einem prächtigen starken Baum, der sich jedes Jahr entschiedener auslegt, Äste, Blätter und Krone zu vieler Freude bildet, mir selbst aber, die ich ihn doch gepflegt habe, wie ein Geheimnis ist. Sehen Sie, liebe Edith, hier sitzt etwas bei mir", — sie legte die Hand aufs Herz — „das um meine Erbgräfin bangt. Ich glaube ja selbst, es ist ein Teil Griesgrämigkeit und Grübelei des Alters dabei. Darum ist mir's eine Erleichterung, daß ich Sie habe, und daß ich den Grafen dort sehe. Ich muß Hülfe haben, muß unbefangene Gemüter und Augen neben mir haben, die auch mich wieder unbefangen machen."

Inzwischen kamen die Herrschaften wieder langsam die Allee herunter und traten zu den Damen. Der Reichsgraf trat zur Baronin und sprach mit ihr über einige Veränderungen, die er im Park vornehmen lassen wollte. Die Erbgräfin nahm Edith unter den Arm und drückte ihre Freude aus, daß die Kleine noch ihre Kirche im alten Kleide gesehen. Sie fürchte sich ordentlich davor, daß man zu viel verändern könne; sie wolle doch ein Auge darauf haben. Dabei fiel ihr wieder das Fleckchen an der Wand ein, das wie ein Blattspitzchen ausgesehen. Es war doch merkwürdig, daß sie das früher nie bemerkt hatte — sehr merkwürdig! Ihre Gedanken kamen immer wieder darauf zurück.

Zu Fräulein von Linden äußerte sie aber nichts über das, was sie während des Gesprächs immer wieder beschäftigte.

V.

Am nächsten Nachmittage kam der Jäger Franz Praszka von seinem Heimatsorte jenseits der Grenze zurück, um seinen neuen Dienst auf Ebersberg anzutreten. Wer ihn so dahinschreiten sah in seiner dunkelgrünen Joppe und dem kleinen, schiefgerückten Filz hatte den Eindruck einer kraftvollen, aber etwas wilden Jägergestalt. Daß der Mann erst vor kurzer Zeit vom Militär entlassen war, kündigte nur die rote Biese an seinem Beinkleid an, sonst merkte man ihm, trotz seiner aufrechten Haltung, nichts mehr vom militärischen Drill an. Den hatte Franz Praszka abgethan, als er seinen Uniformrock auf der Bataillons-Kammer ließ. Böse gelacht, gedehnt und gereckt hatte er sich, als er dort die Treppe hinunterstieg. Ihm war, als wenn er eine drückende Fessel losgeworden; und doch, wenn

Praszka es für notwendig und nützlich hielt, z. B., als er sich dem Reichsgrafen vorstellte, wußte er sich sehr gut der Haltung und Eigenschaften des geschulten Soldaten zu erinnern.

Wie er dahinschritt auf dem schmalen Waldpfade! Ein anderer an seiner Stelle hätte vielleicht mit seinen Gedanken bei seiner nächsten Zukunft verweilt und ein Lied vor sich hingesummt. Der Mann da aber gehörte ganz seiner unmittelbaren Umgebung, dem Walde und nur dem Walde und allem, was darin läuft, kriecht und fliegt. Er hatte die Augen überall, seine Nasenflügel zitterten, und sein Mund mit den gesunden Zähnen war halb geöffnet, als tränke er die so lang entbehrte Freiheit und den Waldesatem gierig in sich hinein. Bald stand er und lauschte, bald blickte er in die Höhe, bald durchdrang sein Auge die Büsche. Alle seine Organe waren gespannt wie bei einem Tier des Waldes. Wenn er sich seiner mehr bewußt gewesen wäre, dann hätte er sich selbst bekannt als ein Stück dieser grünen Unendlichkeit. Er schien übrigens hier im Walde kein Fremder zu sein, der Praszka.

Zu derselben Zeit kam von einer anderen Richtung her durch den Wald ein zweiter Wanderer, auch hochgewachsen, aber sonst dem ersten ganz unähnlich. Er hatte den Hut abgenommen, denn ihm war vom weiten Marsche warm geworden, so daß man in seinen wohlgebildeten, schönen Zügen sofort den Künstler erkennen konnte. Auch er erhob von Zeit zu Zeit das lebhafte Auge zu den Kronen der Bäume, auch er atmete die würzige Luft mit vollen Zügen; aber wenn der andere mit all seinen Sinnen in der Außenwelt herumäugte und horchte, so schien dieser dagegen mehr mit Vorstellungen und Gestalten seines Innern zu verkehren. Während Franz Praszka weder Zeit noch Lust hatte, sich mit seiner nächsten Zukunft zu beschäftigen, war der junge Architekt ganz von der Aufgabe eingenommen, die ihn in Ebersbach erwartete und ebenso von den anderen Dingen und Personen, die damit zusammenhingen. Darüber aber hatte er den Weg verloren.

Nun hatte er sich waldeinwärts einer Lichtung entgegengearbeitet, in der Hoffnung, sich von dort wieder zurechtzufinden. Jetzt aber stand er und hatte wohl einen Überblick von dem waldigen Hügelrücken auf ein trügerisches Moor, aber die ganze Umgebung war ihm doch fremd, und nirgends konnte er auch nur die Spur eines Pfades erspähen, der ihn hinausgewiesen aus dem Ungewissen. Wenn er heut nicht mehr Ebersbach erreichte; es wäre doch ungemütlich! Die Sonne war im Sinken, Mondschein stand nicht im Kalender, und das Moor da unten erinnerte ihn daran, daß der Wald hier auch seine Tücken hatte. Er ließ ein lautes Hallo in den Wald hinein erschallen, ob ihm vielleicht eine Menschenstimme Antwort geben möchte. — Kein Ruf kam ihm zurück; nur der Abendwind hatte sich erhoben und ging durch die Kronen der Buchen. Er verwünschte seine Unaufmerksamkeit und seine Neigung, waldeinwärts den Weg zu kürzen und wurde verstimmt und unruhig; doch ließ er von Zeit zu Zeit noch immer seinen Ruf erschallen. Und nicht ohne Erfolg. In weiter Ferne antwortete ihm etwas, ein kurzer Schrei; aber er wußte doch nicht, kam er aus einer Raubvogel- oder einer Menschenkehle. Nun rief er anhaltend in kurzen Zwischenräumen. Und jedesmal kam derselbe Schrei wie vorher zurück. Das konnte also kein Raub-, höchstens ein Spottvogel oder Kobold sein, der ihn äffen wollte. Aber es kam doch näher, und das war die Hauptsache. Und jetzt sah er auch einen Menschen da unten stehen, der lachend zu ihm hinaufrief: „Sie haben sich wohl verirrt? Das kann einem hier schon passieren. Aber Sie hätten mich kaum gebraucht; Sie stießen schon mit der Nase an den Weg. Nur hierher, und gerade durch die Büsche! Hier ist's am wenigsten steil!"

Der Verirrte, sichtlich erleichtert durch den Zuruf, befolgte den Rat und sprang den ziemlich steilen Abhang hinab. Auf der letzten Hälfte wurde er schon von einem kräftigen Arme gestützt und stand gleich darauf auf einem, allerdings kaum erkennbaren Pfade.

Die beiden Männer betrachteten sich einen Augenblick. „Wo wollen Sie denn hinaus?" fragte der Jäger.

„Ich will nach Ebersbach", sagte der Architekt, jetzt über sein Mißgeschick lachend, „ich bin wohl weit abgekommen?"

„Sie kommen noch zu rechter Zeit zum Abendbrot, ohne zu eilen", tröstete der andere.

„Sie haben wohl denselben Weg?" fragte der Architekt, da sie schon nebeneinander herschritten.

„Ein Stück wenigstens, so daß Sie dann nicht mehr fehlen können", gab der Jäger ausweichend zur Antwort.

„Ein schöner Wald", sagte der junge Mann, „aber jetzt zur Nacht ist's mir doch lieber, daß ich heim komme."

„Ein Wald, wie ich keinen schöneren kenne“, bestätigte der Jäger. „Und schön zur Tages und Nachtzeit, Sommer und Winter. Und vergeßt nicht, was außer den Bäumen alles drinsteckt.“

„Ihr meint das Wild?“ fragte der junge Mann.

Der Jäger pfiff nur durch die Zähne, als wenn er sagen wollte: Ja, so was giebt's nicht noch einmal.

„Vielleicht erlaubt mir der Graf, auch mal zu schießen“, meinte der junge Mann, „meine Flinte habe ich mitgebracht.“

„Nur nichts Kleines“, riet der andere, „es ist alles da, vom Hirsch bis zum großen Hahn; der Graf braucht nicht geizig zu sein.“

„Es ist hübsch, daß Ihr mir etwas gönnt“, lachte der Architekt. „Ich will nicht hoch hinaus; mir ist's nur um die Bewegung zu thun. Aber Sie sind wohl ein Forstangestellter, daß Sie hier so gut Bescheid wissen?“

„Noch nicht!“ grinste der Jäger, und es war, als ob er bei dem Gedanken über sich selbst lachte.

„Das heißt, was nicht ist, kann noch werden“, sagte der junge Mann, der doch wissen wollte, wer sein Begleiter mit der ausgesprochenen Physiognomie war.

Der andere mochte das merken und sagte ruhig: „Ich bin seit kurzem des Grafen Leibjäger und komme von meinem Urlaub zurück.“

„Das lasse ich mir gefallen!“ rief der junge Mann und blieb stehen. „Das ist eine Stelle, wonach mancher alle zehn Finger ausstreckt.“

„Mancher!“ antwortete der Jäger verächtlich. „Futter hab' ich noch immer bekommen, es fragt sich nur, wie mir's schmeckt.“

Sein Begleiter sah ihn verwundert an.

„Ich habe lange genug Arme und Beine auf Kommando schwenken müssen“, erklärte der Jäger mit trotzig hochmütiger Miene, „daß ich eigentlich Lust hatte, zu sehen, ob ich sie noch allein bewegen könnte. Doch ich will nichts verreden, man muß sich alles erst genau besehen.“

Obgleich dem jungen Mann manches in den Worten seines Führers mißfiel, so machte doch das Selbstbewußtsein und Selbständigkeitsgefühl, das daraus sprach, Eindruck auf ihn. „Der Graf wird kein allzu gestrenger Herr sein“, sagte er begütigend.

„Aber ein Herr!“ versetzte der Jäger finster abweisend.

„Den haben wir aber mehr oder weniger alle“, erwiderte der Architekt.

Der andere warf verächtlich den Kopf zur Seite, als wollte er sagen: „Willst Du mich lehren?“ Dann aber sah er seinen Begleiter von oben bis unten mit dreist musterndem Blick an und entschied beifällig: „Ja, wenn Sie's noch wären; Sie gefallen mir! Ich glaube, mit Ihnen vertrüge ich mich!“

Der Architekt mußte lachen. „Nun, das ist gegenseitig“, sagte er munter. „Auch Sie gefallen mir. Aber ich rate Ihnen doch, nehmen Sie vorläufig mit dem Reichsgrafen vorlieb. Wir sehen uns vielleicht später noch einmal wieder, dann soll mich's freuen, wenn Sie gefunden haben, was Sie brauchen.“ Er reichte dem Jäger die Hand, denn sie waren am Ausgange des Waldes angekommen, und er sah, ihre Wege trennten sich hier.

Der Jäger schlug ein. „Der Weg geht da links hinunter, dann haben Sie die Straße, die gerade auf den Markt führt.“ Er blieb stehen, bis der andere an einer Wegbiegung verschwand. Dann wandte er selbst sich nach der entgegengesetzten Richtung und schlug einen Pfad ein, der noch immer am Walde entlang führte. –

Während die beiden so verschiedenartigen Männer sich im Walde getroffen und zusammen den Weg nach Ebersbach zurückgelegt hatten, war die Botenfrau Ursel Grizonka heute früher als gewöhnlich in ihr Häuschen am Ende der Stadt zurückgekehrt. Zu der Bezeichnung Frau war sie nur durch ihr Geschäft gekommen. Sie war Mädchen und ein keineswegs altes Mädchen, obgleich die Notwendigkeit, in Wind und Wetter hinaus zu müssen und oft schwere Bürden zu tragen, sie einige Jahre älter erscheinen ließ als sie war. Das Häuschen teilte sie nur noch mit einer halbgelähmten und tauben Greisin, der sie Stube und Kammer abgemietet hatte und die auf der anderen Seite des Flures wohnte. Die Grizonka wohnte billig, weil sie der Alten morgens und abends die Wirtschaft besorgte. Jetzt aber war sie mit ihren Obliegenheiten fertig und war allein in ihrem Stübchen, denn die Greisin pflegte früh zur Ruhe zu gehen.

Die Grizonka hatte ein Lämpchen angezündet und war damit beschäftigt, das Fenster nach der Landstraße sorgfältig zu verhängen. Als sie sich wieder dem Lichte zuwandte, konnte man sie genauer betrachten. Heute, obgleich sie nur einen kattunenen Rock und ein rotes Kopftuch trug, unter dem sich das schwarze Haar widerspenstig hervordrängte, konnte sie für eine hübsche

Frauensperson gelten. Das Eigentümlichste waren die großen, dunklen Augen in dem gelblichen Gesicht.

Es waren scheue Kinderaugen, die immer etwas zu fürchten schienen; damit stimmten auch oft ihre Bewegungen überein. Ihr ebenmäßiger Wuchs wurde beeinträchtigt durch die etwas nach vorn gebeugte Haltung; es war, als ob sie immer die Last fühlte, die sie für gewöhnlich zu tragen hatte. Das harte Urteil der Pastorin über sie hätte niemand begriffen, der sie zuerst sah; etwas Böses hätte man vergeblich in ihrem Gesicht gesucht.

Eigentlich schlecht war die Grizonka auch nicht; aber von klein auf verwildert und arm, hatte sie bei ihrem Beruf in diesen Grenzbezirken nicht immer den Versuchungen widerstehen können, die an sie herangetreten. Bisher aber hatte sie ihr früh geweckter Scharfsinn und ihre natürliche Verschlagenheit vor einem ernsteren Konflikt mit den Gesetzeswächtern behütet. Gewissensbisse kannte sie nicht; trotzdem hätte sie gern ihr enges Dasein mit einem ruhigeren vertauscht, denn sie war Zeit ihres Lebens nicht aus der Angst und Not herausgekommen. Brennende Sehnsucht nach einem Hausstandsfrieden erfaßte sie, wenn sie bei ihren Gängen durch Dorf und Markt zuweilen den Blick in eine behäbigere Wirtschaft gewann. Die Vorstellung, daß es Menschen gab, die, bei gutem Auskommen, ohne Furcht vor dem Gesetz ihre Tage dahinlebten, hatte für sie etwas Berauschendes; aber die Gier zu erwerben ließ sie immer wieder in ihre alten Gewohnheiten zurückfallen.

Sie war mit dem Jäger Franz Praszka und dem Heilgehülfen Hawlitzki aus ein und demselben Orte jenseits der Grenze. Zwischen ihr und dem Franz hatte von jeher, da sie mit anderen Kindern zusammen den weiten Weg zur Schule zurücklegen mußten, eine Art Freundschaft bestanden, die von Hawlitzki mit eifersüchtigen Blicken überwacht wurde. Franz teilte gern mit ihr, was er Gutes hatte oder im Walde fand; aber er schlug und stieß sie auch gelegentlich, woraus sie sich aber nicht viel machte, denn sie war sich einer gewissen Macht über ihn bewußt. Hawlitzki, der gewöhnlich hinterher trottete, mußte sich mit scheelen Blicken und höhnenden Redensarten begnügen, wenn er die beiden Kameradschaft halten sah und sie ihn auslachten; weiter durfte er sich nicht wagen, wenn er nicht die Fäuste Praszka's auf seinen Rücken fühlen wollte.

Das spätere Leben hatte die beiden auseinandergebracht. Franz, der der Sohn einer nicht ganz unvermögenden Witwe war, hatte den Hof mit seinen Pflichten seinem Schwager überlassen und war seinem unruhigen Drange, der nicht an der Scholle haften wollte, gefolgt. Erst als er zum Militär einberufen wurde, hatte ihn die Grizonka wiedergesehen, aber sie war dem angetrunkenen jungen Menschen, der ihr wilder als früher vorgekommen war, ausgewichen, und sie hatte wohl klug daran gethan. Jetzt aber hatte sie einen Brief bekommen, der sie überraschte, da sie sah, daß der Franz sie nicht aus den Augen gelassen hatte. Was in dem Brief gestanden, hatte sie erst recht in Verwirrung gebracht, denn es erregte sie ebenso mit Freude wie mit Bestürzung.

Der Franz schrieb ihr, er wäre vom Militär losgekommen und Leibjäger des Reichsgrafen geworden. Er werde kommen und sie dann und dann besuchen. Sie würde doch den alten Landsmann nicht vergessen haben. Und nun sie beide wieder an einem Orte wohnten, könnten sie sich doch öfter mal sehen und vielleicht einander nützen.

Die Grizonka hatte zwei Tage Zeit gehabt, auf ihren Botengängen diese Nachricht zu erwägen und ihr Verhalten dazu sich zurechtzulegen. Die zwei Tage hatte sie auch gebraucht; nun aber war sie sich auch darüber klar, was sie zu thun hatte.

Heute abend wollte Praszka kommen. Sie ging unruhig hin und her; dann trat sie wieder an den kleinen Herd, wo etwas in der Pfanne brutzelte.

Plötzlich zog sie die Pfanne vom Feuer und horchte. Von der Flamme beleuchtet, mit ihren großen, scheuen Kinderaugen sah die Grizonka in ihrer Spannung nicht nur hübsch, sondern auch klug aus; ihre natürliche Intelligenz konzentrierte sich in diesem Augenblick in ihren Zügen.

Es war sicher, es schlich jemand ums Haus; warum konnte er nicht vorn hereinkommen? Sie zog die dichten Augenbrauen zusammen.

Jetzt klopfte es leise an das Küchenfenster. Entschlossen trat die Grizonka an die Hinterpforte und öffnete. Praszka stand vor ihr. „Vorn ist die Thür!“ sagte sie verdrießlich und folgte ihm voran in die Küche zurück.

(Fortsetzung folgt.)

Erzählende Gedichte.

Im Apennin.

Von M. Beerel.

Weltabgeschieden liegt am Bergeshang
In einem engen Thal des Apennin,
Von Föhrenwald geheimnisvoll umrauscht,
Ein altes Kloster — nicht der stolzen ein's,
Die in der Hallen, der Kapellen Pracht
Im Lauf der Zeiten Schatz auf Schatz gehäuft —
Ein schlichter Bau und halb zerfallen schon,
Vom Sturm zerzaust, der drüber hingefegt. —

Nicht lang' ist's her, daß feierlich Edikt
Aufhob die Klöster all' im ganzen Reich
Und so auch dies, das einst vor grauer Zeit
Weltflüchtige Karthäuser aufgethan.
Ein streng Edikt — doch mild ward's ausgeführt.
So ward auch hier zwei Mönchen, hochbetagt,
Die in der Klosterzelle engem Raum
Ein langes Leben friedumhegt durchlebt,
Die Huld gewährt, bis an des Lebens Ziel
Zu rasten in dem altgewohnten Bau.
Fra Giovanni, Fra Antonio,
Ein seltsam Paar von grundverschied'ner Art
In ihrem Äußern und in ihrem Sinn,
Und doch seit Jahren eng und treu gesellt.

Antonio gedrungen, mittelgroß,
Ein rundes Bäuchlein und ein rund Gesicht,
Aus dem ein helles, blaues Augenpaar
So mild, so freundlich, so zufrieden blickt,
Daß einem wohl wird, schaut man nur hinein.
Fra Giovanni hager, knochig, groß,
Das Antlitz schmal und lang und scharf geprägt,
Von einem gelben Schimmer überhaucht,
Die kräft'ge Nase adlergleich gekrümmt,
Und unter busch'gen Brau'n ein dunkles Aug',
Das stechend sich in Näh' und Ferne bohrt —
Nur eines; denn es deckt ein faltig Lid
Des andern eingesunkne Höhlung zu. —

Das Äuß're ist des innern Wesens Bild —
So war's auch hier. Antonio, sanft und mild,
Blickt heiteren Sinnes in die bunte Welt,
Freut sich an Allem, was der Freude wert
In der Natur und in der Menschen Thun.
Bei Jung und Alt ein gern geseh'ner Freund,
Ist, wo das Leid an eine Hütte pocht,
Zu trösten er, zu helfen stets bereit.
Und in der Klosterzelle stillem Raum
Versenkt er gern sich in vergangne Zeit.
Was nur der Bücherschatz des Klosters birgt
An Chroniken und an Urkundenwerk,
Er kennt's genau, und gern auch schreibt er auf
In müß'gen Stunden, was er selbst erlebt,
Was um ihn her gebar die krause Zeit. —

Und Giovanni — wie ganz andrer Art!
Ein stürmisch, wildbewegtes Leben lag,
Ein traurig schweres Schicksal hinter ihm,
Als vor des eignen Herzens Sturm und Drang
Und vor den Geistern der Vergangenheit
Er in die Einsamkeit des Klosters floh.
Sein junges Herz, nur allzu leicht erregt,
War heiß in Liebe, heiß in Haß erglüht —
In Liebe heiß zu einer schönen Maid,
Die sich ihm angelobt mit heil'gem Schwur.
Doch als die Liebste schmachvoll ihn betrog,
Und mit ihr treulos ward sein bester Freund,
Da loderte des Hasses Glut empor,
Und in der Rache hat er sie gekühlt.
Ein wildes Ringen war's, ein grimmer Kampf.
Ihn traf in's Aug' des Gegners scharfer Stoß,
Der Andre aber büßt' es mit dem Tod. —

Er floh, und irrte, ein gehetztes Wild,
Im weiten Bergwald ruhelos umher
In stetem Kampfe mit des Wald's Getier
Und mit den Furien der eignen Brust,
Bis endlich ihm nach langer, langer Zeit
Das Kloster die willkomm'ne Freistatt bot.
Mit schweren Bußen, die ihm auferlegt,
Sucht' er zu sühnen, was er einst verbrach.
Doch rechten Seelenfrieden fand er nicht,
Und Menschen lieben hat er nicht gelernt.
Nur die Natur im aufgeregten Kampf,
Wenn Blitze zucken, wenn der Donner rollt,
Wenn wilder Sturm der Bäume Wipfel zaust,
Die Äste knickt, die Stämme krachend bricht —
Das fühlt dem eignen Sinnen er verwandt,
Da pocht das Herz, da weitet sich die Brust,
Das Auge leuchtet und die Wange glüht. —

Die Menschen alle, die sich ihm genaht,
Wies schroff er ab. Antonio allein,
Gerührt von Mitleid und vom Glauben voll,
Daß innern Wert die rauhe Schale birgt,
Spart nicht die Mühe, spart nicht die Geduld,
Daß er den Weg zu seinem Herzen fänd'.
Er fand ihn auch mit seiner milden Art,
Und fand in Wahrheit, was er drin gesucht;
Und so gelang's ihm oft, zu sänftigen
Fra Giovanni's aufgeregtes Blut,

Wenn schweren Trübsinn's Albdruck ihn befiel.
Und gern und warm hat's dieser ihm gedankt,
Wenn auch kein Wort des Herzens Dank verriet.
Sie wurden Freunde und als Freunde alt.
Sie hatten sich erkannt und jeder trug
Des andern Schwächen gern und mit Geduld.
Zwar gab's nicht selten scharfes Wortgefecht,
Doch nach der Schlacht auch immer Friedensschluß,
Wenn sich die Geister noch so sehr erhitzt. —

Wie all ihr Wesen so verschieden, war,
Was sie zur Lebensarbeit sich erwählt.
Indeß Antonio Urkunden prüft,
Und aller Pergamente dunkle Schrift
Entziffert mit durch Übung raschem Blick,
Hat Giovanni in der Scheidekunst
Geheimnisvolle Rätsel sich vertieft.
Ihn reizt der Elemente buntes Spiel,
Wie sie sich suchen, mehr, wie sie sich flieh'n,
Wie sich Verbindung schließt, Verbindung trennt,
Wenn unerwartet sich ein Drittes naht,
Wie neuer Stoff aus Lieb und Haß entspringt,
Und neue Wirkung aus dem neuen Stoff.

In seiner Zelle sieht es seltsam aus;
Da dränget sich viel wunderlich Gerät:
Retorten, Büchsen, Gläser mancherlei
Mit Pulvern, mit Tinkturen angefüllt,
Als wär' der Alchymisten alte Zunft
In diesen Klosterbau zurückgekehrt.
In Schal' und Tigel brodelt's auf dem Herd,
Und stick'ger Dunst füllt oft den engen Raum.

Des Teufels Küche nennt's Antonio;
Bedenklich schüttelt er das greise Haupt,
Und meint, nur Unheil würde hier gebraut.
Doch Giovanni lächelt still dazu,
Mischt fort und kocht und prüft und redet sich
In freud'gem Stolz, wenn ein Versuch gelang.
Und Eines nur schafft schwere Sorge ihm:
Daß er zu spät das ernste Werk begann,
Daß er zu wenig weiß. — Was nützt es ihm,
Daß er der Bücher viel um sich gehäuft,
Und emsig sie studiert? Er ist zu alt,
Zu groß das Feld — bewält'gen kann er's nicht. —

Jüngst las von einem Stoff er, unscheinbar,
Und doch von mächt'ger, urgewalt'ger Kraft.
Ein graues Pulver — harmlos liegt es da,
Thut unberührt Niemandem was zu leid.
Doch wen'ge Körner nur davon gesät
In Felsenspalt, ein Schlag, ein Funken dran —
Gesprengt, geborsten liegt der starre Fels
Und seine Trümmer ringsumher verstreut.
Das lockt, das reizt, das weckt in ihm die Lust,
Nach zu erschaffen diesen Wunderstoff,
Dich zu erproben seine Wunderkraft. —

Antonio ist entsetzt und, aufgestört
Aus seines Alters ruh'gem stillen Glück,
Fährt er den Freund mit heft'gem Scheltwort an:

„Regt wieder sich in Dir das wilde Blut?
Hat's nicht genug des Elends Dir gebracht?
Und jetzt, wo Du, von Sünd und Schuld erlöst,
Dem Grabe nahst zu langem Friedensschlaf,
Faßt zum Zerstören Dich so gier'ge Lust?
Schau um Dich! Sieh, wie rings die Erde sich
Im frischen Frühlingsschaffensdrang verjüngt,
Wie alles keimt und sprießt und wächst und blüht!
Ein herrlich Werden ist's — Du aber planst
Zerstörung? Laß den argen Fürwitz, laß!
Fluchwerte Sünde ist's am heil'gen Geist!"

Und Giovanni drauf in ruh'gem Ernst:

„Du thust mir Unrecht, Bruder — glaub es mir!
Hab' ich zu lieben auch schon längst verlernt,
Weiß ich doch auch schon längst nichts mehr vom Haß.
Im ernsten Forschen find' ich meine Lust,
Im Suchen nach der Wahrheit heil'gem Quell,
Nicht im Zerstören — nein! es ist die Kraft,
Die Kraft, die mit Bewund'rung mich erfüllt,
Die zu erkennen, meine Seele lechzt.
Und dann — Dich schreckt, was Du Zerstörung nennst.
Sieh um Dich her im weiten Schöpfungsreich,
Und — Du ergründest ja vergangne Zeit —
Sieh die Geschichte Dir der Menschheit an!
Ist nicht Zerstörung ein Naturgesetz?
Ist nicht vergeh'n Bedingung des Entsteh'ns?
Du preisest Frühlingslust und Frühlingspracht —
Nun — was hat Wind und Wetter nicht zerstört,
Damit der Keim erwuchs zu grüner Saat!
Und jenes Pulver, dessen Kraft Dich schreckt,
Sprengt es den Felsen, der den Weg versperrt,
Bricht's neue Straßen friedlichem Verkehr,
Erschließt der Erde dunkle Pforten es,
Zu heben ihren tief verborgnen Schatz —
Ist's für die Menschheit dann ein Segen nicht?
Und willst Du's schelten, weil in böser Hand,
In unvorsicht'ger auch, es Unheil wirkt?
Willst Du das Feuer tilgen aus der Welt,
Weil's oft zerstörend rast in blinder Wut?"

Antonio schweigt, wenn auch nicht überzeugt. —

Und Giovanni nützet seine Zeit.
In seiner Zelle bei verschloß'ner Thür,
In Stunden, wo Antonio draußen weilt,
Macht er mit Vorsicht sich an's ernste Werk
Trotz der Gefahr, der er sich wohl bewußt.
Des Meisters Vorschrift, er befolgt sie streng,
Und sieht gespannt entgegen dem Erfolg. —
Und es gelingt! — Er schaut mit freud'gem Stolz
Den Niederschlag auf der Retorte Grund,
Bringt auf das Filter ihn mit sichrer Hand,
Und — alle Zeichen stimmen überein. —
Triumph! Triumph! Das Haus wird ihm zu eng,
Gehob'nen Hauptes stürmt er vor die Thür.
Dort tritt entgegen ihm Antonio;
Ein drohend Wetter hat aus Waldesnacht
Ihn in des Hauses Schutz zurückgescheucht.
Und Giovanni seiner Freude voll,
Fällt jubelnd ihm, dem Bruder, um den Hals.
Nicht achtet er in seines Glückes Rausch
Des Regens Fluth, die prasselnd niederstürzt,
Und nicht den Sturm, der durch die Föhren rauscht,
Der an den Mauern rüttelt wilden Grimms,

Und tückisch, Unheil brauend, mit Gewalt
Aus morscher Wand ein Stück des Putzes bricht,
Und rasend jählings es auf's Pulver wirft.
Und da — ein Knall, ein Krachen, ein Gedröhn,
Die Erde bebt, in Trümmer stürzt das Haus,
Und Trümmersturz und krachendes Gebälk —
Schaurig Gewirr — den beiden Alten bringt's
Blitzschnellen Tod und ein gemeinsam Grab. —

Das Wetter zieht vorbei. Die Sonne lacht,
Wie sie gelacht vom Anbeginn der Welt,
Und strahlt mit ihrem blendend grellen Schein
Auf der Verwüstung grauenvolles Feld
Und auf ein jäh geborst'nes Menschenglück. —

Im Simmersbach.

Von Hans M. Grüninger.

In einem reizend schönen Schwarzwaldthale,
„Im Simmersbach" geheißen, liegt ein Hof,
Hoch oben, wo das Thal zur engen Halde
Sich ründet und im Tannendickicht ausgeht.
Sein Strohdach ist von grauem Moos bedeckt,
Und auf dem Firste blüht der Hauswurz rosig.
Die Fenster überragt von tiefer Trause,
Die Laube, die, aus Holz, das Haus umgiebt,
Sie schauen weit hinab in's Kappler Thal;
Hinüber, auf die Hornisgrinde und
Hinaus in's Rheinthal; doch es liegt verschleiert
Vom weißen Duft, der aus der Ebne steigt.

Ein fleißiges Geschlecht von Bauern hauste
Auf diesem Hofe, fromm und rastlos thätig
Vom ersten Hahnschrei bis zum späten Abend.
Vom Vater auf den jüngsten Sohn war stets
Der Hof vererbt seit undenkbaren Zeiten.
Die ältern Söhne suchten draußen Nahrung
Und Unterkommen in den nahen Städten,
Oder sie blieben auf dem Hof als Knechte.
Oft freiten sie auch Töchter, die auf eignen
Gehöften saßen, wurden freie Bauern
Und gründeten von neuem Hofgeschlechter.
Nun saß im Simmersbacherhof ein Bauer
Noch jung, doch schon zwölf Jahre im Besitze,
Denn frühe war sein Vater hingegangen.
So mußt' er freien schon mit zwanzig Jahren;
Denn ohne Bäu'rin kann kein Hof bestehen.
Er hatte seine Nachbarin geholt,
Die ihm schon lieb als Mädchen war und die
Mit ihm zur Schule ging nach Ottenhöfen.
Zwei Stunden war der Weg zur Schule und
Noch weiter heim. Im Sommer und im Winter
Ein rauher Weg! Doch prächtig wuchsen beide
Gespielen auf und lachten Wind und Wetter
Und kränzten sich mit Himmelsschlüssel Frühlings
Und warfen sich mit Ballen Schnee's im Winter.
Und gingen auch zur ersten Kommunion
An einem Tag, am gleichen weißen Sonntag.
Und gingen auch zum ersten Tanz auf Kappel,
Am Kilbetag, am frohen Kirchweihfeste.
Und endlich schritten sie zum Hochaltare,
Gelobten Treue sich für alles Leben,
Wie Treue sie als Kinder schon gehalten.

Zwölf Jahre waren hingegangen, reich
An Liebe, und sechs Kinder waren ihnen
Beschert und Glück und Frieden waren ihnen
Bei Müh' und Arbeit niemals ausgegangen.
Da krank sein Weib an einem Junitage,
Beim Heuen, aus dem Bergbach, aus dem kalten,
Und war gesund und tot in wenig Tagen.
Nach dem Begräbnis, als der junge Bauer
Darauf einsam mit seinem blut'gen Grame,
Der ihm am Herzen fraß, im Bette lag,
Unwissend ob er träume, ob er wache
Vernahm er eine Stimme also sprechen:
„Nichts geschieht von ungefähr!
Von Gottes Hand kommt alles her.
Was er will und was er thut
G'schieht Dir zum Heil und ewig gut."

Und ihn ergriff ein Wahn, und er sprang auf
Und eilte in die Stube. An der Wand
Hing unter Glas der Jungfernkranz, den einst
Sein Weib getragen, stolz, am Ehrentage.
Er nahm ihn von der Wand und ging vom Hofe.
Wie er mit ihr gegangen oft zu Thale,
Schritt er hinunter durch die stille Nacht
Und betete, wie er mit ihr gebetet,
Als sie gegangen in das Thal zur Hochzeit.
Und kniete nieder vor dem Bildstock, wo er
Mit ihr gekniet und betete, wie damals
Mit ihr, drei Vaterunser und im Thale,
Am großen Feldkreuz, bei der Höfnerbrücke,
Da hielt er betend Rast, wie einst mit ihr.
Und weiter dann, in tiefer stiller Nacht,
Ging er nach Ottenhöfen in die Kirche.
Dort hing er auf den weißen Jungfernkranz
Ob dem Altar, wo sie sich Treu geschworen.
Dann ging er den gewohnten Weg nach Hause,
Allein beim blassen Schein der frühen Sterne.

Doch als er heimkam schauten ihn die Bilder,
Die so vertraut ihm hingen in der Stube,
So fremd, so feindlich an, und fremde Stimmen,
Die er in seinem trauten Heime nie
Vernommen, raunten ihm seltsame Worte.
Und fremd war ihm sein Hof, das Thal, die Kinder.
Nach Sasbachwalden ging er auf die Wallfahrt,
Am Sonntag drauf, dem Fest Dreifaltigkeit.
Und ward gebunden, weil er schrie und weinte,
Und laut nach seiner Frau rief in der Kirche. —

In einer Anstalt barg die Welt sein Elend;
Sein Geist blieb wirr bis auf den heut'gen Tag.

Vom deutschen Strand.

Erzählungen von **Philipp Kniest.**

In der Hölle.

(Schluß.)

„Das Seefahren, Kapitän Gundersen“, fragte ich, „hatten Sie damals gewiß gründlich satt?“

„Garnicht“, antwortete er. „Ich wollte nur unter allen Umständen vom ‚St. Olaf‘ weg! Ich hatte auch, wie der verlorene Sohn im Evangelium, Heimweh nach dem Vaterhause. Den Seemannsberuf liebte ich, — ich dachte durchaus nicht daran, ihn aufzugeben. Die leidenschaftliche Liebe für die See liegt uns Normännern — so nennt Ihr Plattdeutschen uns ja wohl? — im Blute. Wogenrauschen und Sturmgeheul ist uns Wikingern, deren Söhne zu sein wir uns rühmen, die schönste Musik. — Doch, wo bin ich in meiner Erzählung stehen geblieben? Ach so, richtig!

Da lag ganz in der Nähe des ‚St. Olaf‘ ein englischer Dampfer, der, wie ich erfahren hatte, am nächsten Tage nach Europa mit einer Ladung Reis abgehen sollte. Ich beschloß, mich bei Nacht und Nebel dort einzuschleichen, als blinder Passagier, auf See an das Licht zu kommen, um dann für die Arbeit, die ich leisten wollte, mitgenommen zu werden, — umsonst wollte ich garnichts haben. So dumm dieses Vorhaben auch war, ich führte es aus.

Ich schnürte mir ein Bündel mit den notwendigsten Sachen zurecht, legte auch mein wasserdicht verpacktes Seemannsbuch hinein, ergriff das Päckchen im Dunkel der Nacht und schwamm, nur mit dem Hemde bekleidet, nach dem Dampfer hin. Leider verlor ich im Wasser meine Mütze. Ich erreichte das Fallreep, erkletterte es leise, blickte vorsichtig über die Rehling, um zu erspähen, ob etwa eine Wache oder ein Hund an Deck sei. Doch bemerkte ich garnichts Derartiges. Alles schien in tiefstem Schlafe zu liegen.

Leise tappte ich nach dem Maschinenraume hin, aus dessen Luken Lichtschimmer hervordrang. Ich schaute hinunter und gewahrte, wie die Leute beschäftigt waren, Kohlen herbeizufahren und die Kessel zu heizen, die Maschinenteile zu ölen und zu putzen.

Ich suchte nach einem geeigneten Versteck. Plötzlich kam mir der Gedanke, daß unter den obwaltenden Umständen der Donkey-Kessel auf Deck (zum Betreiben der Lade- und Ankerwinden) nicht mehr benutzt werden würde. Ich schlich mich an denselben, der ungewöhnlich groß war, hinan und öffnete die nur angelehnte Thür zum Feuerraum desselben. Durch Fühlen mit den Händen fand ich, daß derselbe gereinigt und auch hoch genug war, mich in gehockter Stellung aufnehmen zu können. Ich kleidete mich notdürftig an, legte das nasse Hemd in mein Bündel und kroch in den Kessel hinein, der Dinge wartend, die da kommen würden. Der Aufenthalt war allerdings nicht sehr bequem, aber doch für einen Jungen, der, wie ich, öfter in dem Geäste eines Baumes geschlafen hatte und gewohnt war, seine Glieder den Verhältnissen anzupassen, erträglich. Der über mir sich erhebende Schornstein gewährte genügenden Luftzug und konnte mir nötigenfalls als Ausweg dienen, wenn die Thür zum Feuerraum geschlossen wurde. Von der Gemütsbewegung und dem kalten Bade ermüdet, sank ich bald in Schlummer.

Beim Erwachen fand ich mich in einem fast vollständig finstern Raum, in welchem nur durch die Schornsteinöffnung ein Sonnenstrahl fiel, der mich selbst jedoch nicht zu erreichen vermochte. Die Thür war geschlossen. An der schaukelnden Bewegung meines Gefängnisses, an dem Pochen und Poltern der Maschine in meiner Nähe und dem oft vernehmbaren Rauschen des Wassers merkte ich, daß sich der Dampfer in Fahrt befand. Trotzdem mich empfindlich fror und Hunger und Durst mich quälten, so schien es mir doch geraten, noch eine Weile mich still zu verhalten.

Ich fürchtete nämlich, daß, wenn ich zu früh aus meinem Verstecke hervorkäme, man mich vielleicht irgendeinem nach Rangoon segelnden Schiffe oder dem zurückkehrenden Lootsen mitgeben könnte, und dann — das wußte ich nur zu gut — dann standen mir schreckliche Tage an Bord des „St. Olaf" bevor! Um keinen Preis dorthin zurück! Wem ich hier in die Hände fiel, das war ja ungewiß. Aber — es giebt doch barmherzige Menschen! Ich flehete zu Gott. Lange hatte ich nicht so innig, aus vollem, bedrängten und bedrückten Herzen gebetet. Die Psalmworte: „Der Herr ist barmherzig und gnädig, geduldig und von großer Güte und Treue" kamen mir nicht aus dem Sinn.

Da saß ich nun wie im Grabe! Draußen die schöne Welt, der warme, heitere Sonnenschein! Fern gen Norden sah ich im Geiste das stille, einsame Pfarrhaus im grünen Thal unter den hohen Bergen voll heller rauschender Bäche; auf dem stillen Wasser des Fjords schwammen die Kähne und Schiffe, bis zum Rande mit duftigem Gras und den weißrindigen Scheiten des Birkenholzes beladen. Die Juniabendsonne stand noch hoch am Himmel. Die Glocken summten von dem Thürmchen der alten Holzkirche hernieder. Im dunkel getäfelten Wohnzimmer saß die Mutter mit den Schwestern am Tische; Vater las aus der Bibel vor und schloß mit einem kurzen Gebet, des fernen Sohnes mit Thränen im Auge gedenkend. Das Herz wollte mir brechen vor Wehmut und Sehnsucht. Ich brach in lautes Weinen aus. Ich armer, armer, verlassener Junge! . . . .

Lange gab ich mich nicht meinen Gefühlen und Gedanken hin. Ich dachte bald nur noch an das Verlassen meines Gefängnisses, zwar nicht ganz ohne Furcht vor dem, was mir vielleicht bevorstehe, aber doch mit dem leichtsinnigen Troste, daß man mich nicht auffressen könne. Auf mit Dir! rief ich mir zu und zwängte mich, mit Armen und Beinen arbeitend, die enge Schornsteinröhre hinan; ich kam auch richtig nach vieler Mühe und manchen vergeblichen Anstrengungen nach oben. Dort mußte ich mich verschnaufen und neue Kräfte sammeln, bevor ich an das Hinabklettern denken konnte. Alles andere kümmerte mich jetzt nicht, als ich auf dem ziemlich scharfen Rande der Röhre saß und mir den Schweiß mit dem Ärmel meiner Jacke vom Gesichte wischte. Ich mag schön ausgesehen haben!

„Look here, the devil!" hörte ich schreien. Die sich rasch um den Donkry-Kessel sammelnden Leute riefen mir allerlei rohe und lose Redensarten zu und trieben ihre Späße mit mir, bis der Kapitän erschien und Ruhe gebot, mich auffordernd, an Deck zu kommen.

Ich folgte zitternd und meine hellen Thränen vergießend. Der Kapitän, kein ganz unfreundlicher Mann, nahm mich in ein scharfes Verhör, prüfte mein Seemannsbuch und ließ mir zu essen und trinken reichen, nachdem ich zuvor unter seiner Aufsicht einer gründlichen Reinigung, Abspülung und vorläufigen Umkleidung unterworfen worden war. Auf meine Bitte um Arbeit antwortete er achselzuckend. Ich verstand, daß die Mannschaft vollzählig und kein Raum im Volkslogis mehr für mich vorhanden sei . . . Indeß, in der Maschine oder im Kesselraum könne vielleicht noch irgend ein Platz frei sein.

Nun ließ der Kapitän mich stehen und verfügte sich auf die Kommandobrücke, wo er mich im Auge behalten und somit vor weiteren Belästigungen und Rohheiten schützen konnte. Ich bemerkte, wie er dort einige Minuten lang mit einem Herrn sprach, den ich bald als den ersten Ingenieur kennen lernen sollte . . . Dann winkte er mich herbei. Indem ich gehorchte, hörte ich hinter mir her bedauernde und höhnende Worte, deren Sinn ich dahin auffaßte, daß ich zur — Hölle verdammt sei. Mit der Ermahnung, meine Pflicht zu thun, übergab mich der Kapitän dem Herrn. Letzterer befahl mir, ihm zu folgen.

Es ging die steile, von Öl und Talg schlüpfrige, in den Maschinenraum und zu den Kesseln führende Treppe hinab. Ein betäubender Dunst, eine sich mit jedem Schritte abwärts steigernde Hitze schlug mir entgegen. Da unten glühete alles wie im hellsten roten Feuer; nackte Kerle, schweißtriefend, die Totengesichter hohlwangig, die Augen hervorquellend, hantierten vor den Ofenthüren mit eisernen Stangen, andere schleppten in kleinen Wagen und Körben Kohlen herbei. Wie Teufel und Kobolde arbeiteten die Leute, von den Vorgesetzten, die von einem widerwärtigen Menschen, dem Oberheizer, kommandiert wurden, unter Flüchen und Schimpfworten gestoßen und geschlagen. Der Ingenieur wies mich diesem Menschen zu, dem Oberheizer, der mich grinsend empfing mit den Worten: ich käme ihm gerade gelegen, da wieder einige von diesen verdammten Strolchen krank geworden seien.

„O Gott", rief ich unwillkürlich aus, „hier ist die Hölle! . . . . Ich armer, unglücklicher

Junge! ... Ach, werde ich lebendig wieder herauskommen?"

„Fort mit Dir in die Kohlenbunker!" hieß es. „Keine Worte machen, aber die verdammte Pflicht und Schuldigkeit thun! Wir besitzen Mittel, auch die Widerspänstigsten lammfromm zu kriegen!"

Die harte Faust des Oberheizers saß mir im Nacken; er hob wie drohend sein Schüreisen empor." —

„Verstanden Sie denn Englisch, Kapitän Gundersen?" fragte ich.

„Schiffer-Englisch versteht jeder Fahrensmann. Das lernt sich in wenigen Wochen an Bord eines Ocean-Traders. Diese Sprache ist international und es versteht sie der Romane so gut wie der Russe und Germane. Wenn dazu die Zeichensprache kommt, wie dies hier geschah, dann weiß man ganz genau, was die Glocke geschlagen hat. — Aber nun weiter im Text:

Ich war in der Hölle bei lebendigem Leibe! Wie bald gelangte ich dahin, mir den Tod und damit das Ende der Leiden zu wünschen, die jetzt für mich begannen.

In der staub- und gasgeschwängerten Luft, in der trockenen Hitze, die in den Kohlenbehältern herrschte, vermochte ich anfänglich kaum zu atmen. Ich fühlte meine Kräfte versagen. Aber man zwang mir unter Mißhandlungen die Schaufel in die Hand, den vor mir stehenden kleinen Wagen oder Korb zu füllen, ihn nach den unsagbare Gluten aushauchenden Kesseln zu transportieren. So kurz die Dienststunden auch waren, so schreckliche Wirkungen äußerten sie dennoch auf Körper, Geist und Gemüt. Es war mir, nachdem ich zuerst Ströme Schweißes vergossen hatte, als ob ich austrockne, mich innerlich verzehre. Dazu das Ertragen der Rohheiten und Unflätigkeiten der Menschen, mit welchen ich zusammen sein mußte, das Anhören der erbitterten Worte über ihr elendes Loos ... Sklaven, Sklaven wir alle. ... Die Unseligkeit der Verdammten im ewigen Feuer! Ich ahnte, was das sagen will.

In den wenigen Stunden Schlafes quälten mich die fürchterlichsten Gedanken, — mein ganzes Leben erschien mir wie eine Kette der schwärzesten Verbrechen. Vater, Mutter, Schwestern sah ich händeringend dastehen: ich hatte ihnen das Herz gebrochen! .... Ich wollte ihnen zu Füßen fallen, mit heißen Thränen sie um Vergebung bitten: Ich habe gesündigt im Himmel und vor Euch! Ach, und da brausen ja die kühlen Ströme der Heimat! Hinein, hinein, die heißen, dürren Glieder zu kühlen, zu erquicken! Ich sprang in die klaren Fluten, — ach, ein Wahngebilde war's! Der Feuerschein leuchtete mir entgegen!

Eine rauhe Faust schüttelte mich ... Der Dienst sollte wieder beginnen. Zuvor aber führte man mich mit einigen Leidensgefährten nach oben, damit wir etwas frische Luft schöpften, ehe wir wieder an die fürchterliche Arbeit gestellt wurden. An Deck standen vierschrötige Matrosen neben der Rehling, um uns arme Kerle zu bewachen und zu beobachten und jeden zurückzuhalten, der etwa Miene machen wollte, über Bord zu springen, in der Absicht, sein schreckliches Loos durch einen freiwilligen Tod zu enden. Und aller Vorsorge zum Trotz gelang es doch hier und da einem armen Schelm, den selbstmörderischen Sprung in die kühle Tiefe auszuführen. Der war dahin! Uns Übrigbleibenden aber erwuchs vermehrte Arbeit, denn Ersatz für den Fehlenden konnte ja auf hoher See nicht beschafft werden.

Wir erreichten Aden, wo wir neue Kohlen nehmen mußten. Die fürchterlichste Hitze herrschte und machte Europäern jegliche Arbeit unter Deck fast unmöglich, vollends uns, den Heizern und Kohlenziehern in dem durch seine falsche Anlage berüchtigten Kesselraume des Dampfers, der seinen Namen „Orkus" mit vollstem Recht trug. Der Kapitän beabsichtigte Neger anzunehmen, um uns den Dienst während der Fahrt durch das Rote Meer etwas zu erleichtern. Leider aber meldeten sich nur wenige und damit schwand die Aussicht auf Verminderung unserer Arbeit fast ganz dahin.

Die Reise begann wieder. In den Bunkern und vor den Kesseln wurde die Hitze fast unerträglich. Die weißen Menschen fielen wie die Fliegen. Einer nach dem andern mußte krank hinweggetragen werden. Der Oberheizer schnaubte vor Wut und trieb die wenigen noch Gesunden, zu welchen auch ich gehörte, zu fast übermenschlichen Anstrengungen. Scheltworte, ja Grausamkeiten regnete es förmlich. Ich nahm die ganze Kraft zusammen, meine Pflicht zu thun, um nur mit dem schrecklichen Menschen nicht in Berührung zu kommen.

Während ich eines Tages beschäftigt war, einen beladenen Wagen durch die Thür des Bunkers zu schieben, überfiel mich plötzlich eine Schwäche; ich mußte stehen bleiben, um mich einen

Augenblick zu verschnaufen. Die Reihe der hinter mir Herfahrenden stockte natürlich . . Da stürzte der Oberheizer wütend und mit erhobenem Schüreisen auf mich zu, brüllend:

„Vorwärts, Du Freifresser, Du Hund! Wart, ich werde Dir zeigen, was arbeiten heißt! Vorwärts, in des Teufels Namen!“

Ich stand da, zitternd, und versuchte, meine Last wieder in Bewegung zu bringen. Aber ich war wie gelähmt und konnte mich nicht regen.

„Um Gottes Barmherzigkeit willen! Nur einen Augenblick noch . . . Ich will ja . . . ich kann nicht“ . . . rief ich.

Der Unmensch schwang sein Eisen und traf mich über der Stirn. Blutüberströmt trug man mich fort. Ich regte mich nicht, die Sinne waren mir vergangen.

Wieder zu mir gekommen, fand ich die brennende, glücklicherweise nicht gefährliche Wunde verbunden. Und weil ich sonst gesund war, mußte ich wieder an die Arbeit.“

„Konnten Sie sich denn nicht beschwerend an den Kapitän wenden?“ fragte ich.

„Nein“, antwortete Gundersen. „An Bord war ganz geteilte Herrschaft. Der Kapitän kümmerte sich nicht um das, was in dem Maschinen- und Kesselraum vorging. Man hielt uns von jeder Berührung mit der eigentlichen Schiffsmannschaft fern. Wollte ich meinen Zustand ändern, so mußte ich mir schon selber helfen . . . Ich hatte auch schon einen Entschluß gefaßt . . . Doch, ich habe die Aufmerksamkeit der Herren bereits zu lange in Anspruch genommen. Sie wissen ja jetzt, woher ich die Narbe über der Stirn habe. Wollen Sie aber noch mehr hören, dann will ich versuchen, mich ganz kurz zu fassen.“

Wir baten alle, die Erzählung zu Ende zu führen.

Kapitän Gundersen fuhr fort:

„Schwimmen und tauchen hatte ich von klein auf gelernt und geübt; keiner that es mir darin zuvor. Hierauf baute ich meinen Plan, froh, in der besten Erwartung, daß er gelingen werde. Meine Arbeit verrichtete ich unverdrossen, und merkwürdigerweise ward sie mir trotz der gräßlichen Hitze leichter als bisher. — Der Blutverlust infolge meiner in rascher Heilung begriffenen Wunde schien günstig eingewirkt zu haben.

In Suez legte der Dampfer an. Dort wurden die Neger entlassen und ein Haufen Strolche, die schon darauf warteten, als Kohlenzieher engagiert. Die Kerle ahnten nicht, in welche Hölle sie geraten waren.

Nach der Abfahrt von Suez ergriff ich einen Vorwand, an Deck zu kommen, — an eine Flucht dort in Suez war nicht zu denken. Ich machte den wachehabenden Matrosen einige Kapriolen und Sprünge vor, über welche sie sich unter lautem Gelächter ergötzten, weniger aufmerksam auf ihren Dienst als sonst.

Plötzlich nahm ich einen gewaltigen Anlauf und sprang in hohem und weitem Bogen, um von der mit voller Kraft arbeitenden Schraube frei zu bleiben, über die Rehling hinweg in die wogende See hinein.

„Mann über Bord!“ hörte ich schreien. Der Dampfer stoppte, kam aber nur langsam aus der Fahrt. Ich tauchte und blieb so lange, wie ich nur irgend vermochte, unter Wasser. Nach einer Weile kam ich vorsichtig in die Höhe und schaute mich um. Ich bemerkte, daß der „Orkus“ wieder seinen Kurs verfolgte. Offenbar hatte man mich verloren gegeben, in dem Glauben, daß mich der Schlag gerührt oder ein Haifisch in die Tiefe gezogen habe. — . . . Ich war gerettet, schwamm an das Land und begab mich zu unserm Konsul, welcher, da ich mich durch mein Seemannsbuch legitimieren konnte, mich demnächst auf einem Norwegischem Schiffe von Alexandrien nach Hause schickte. In Bergen mußte ich natürlich die gesetzliche Strafe wegen der Desertion von dem „St. Olaf“ abbrummen. Aber die schändet ja nicht, wie Ihr Seeleute alle wißt.

Im elterlichen Hause herrschte eitel Freude über meine Rückkehr. Alles Herzeleid war vergessen und vergeben. Da meine Mütze in Rangoon treibend gefunden war, so hatte man mich anfangs als todt beweint, bis ein Brief von mir aus Suez eintraf. Der Aufenthalt im „Orkus“ war ein Läuterungsfeuer für mich geworden. Ich kam als ein anderer Mensch heim. Meine Eltern und Geschwister bezeigten mir durch verdoppelte Liebe, wie teuer ich ihnen war.

Ich ging bald wieder nach See, avancierte von Stufe zu Stufe und wurde auch früh Kapitän.

Daß sein Sohn nicht sein Amtsnachfolger sein konnte, war und blieb dem Vater schmerzlich. Er fand sich aber darein, erfreut, daß ich wenigstens eine — Pfarrerstochter heiratete und meine vier Schwestern alle von Pfarrern heimgeführt wurden. Vater und Mutter leben noch und freuen sich des Glückes ihrer Kinder und Kindeskinder. —

. . . Meine Geschichte ist beendigt. Habe ich

Euch gelangweilt, so habt Ihr's selbst zur Schuld, denn ich sollte ja erzählen . . . Aber Jungens, wie die Zeit hingeht! Es ist ja schon Fluth. Die Dampfer auf der Elbe heulen wie verrückt. Mein Schiff soll noch verholen. Ich habe Eile, an Bord zu kommen. Lebt wohl! . . ."

*

„Gehen Sie mit?" fragte mich Gundersen. „Ich möchte Ihnen die Bilder meiner Frau und meines Heims am Hardanger Fjord zeigen. Sie schmücken die Kajüte des Schiffes."

Ich begleitete ihn und verlebte noch einige angenehme Stunden an Bord der „India" mit dem liebenswürdigen und gebildeten Kapitän.

Januar-Abend.

Rings tiefe Ruh! — Kein Laut ist mehr zu hören
Als eines Raben träger Flügelschlag.
Und traumhaft leise aus beschneiten Föhren
Dringt eines Windhauch's Klageton mir nach.

Ein Sonnenstrahl blitzt durch beschneite Hecken.
Die Birke senkt zum stillen Gruß den Ast.
Die Eichen steh'n gleich kampfesmüden Recken,
Sich beugend unter der kristall'nen Last.

Ein Haselhuhn flieht aufgescheucht von dannen.
Den Waldweg kreuzt im raschen Lauf ein Reh.
Und mählich schauen durch die dunklen Tannen
Die Sterne auf den weiten, weichen Schnee . . .

Heinrich Becker.

Der Spaten.

Da wir heut' das Totenland
Hand in Hand betraten,
Stand an einen Baum gelehnt
Totengräbers Spaten.

Sage, Spaten, er, dem du
Bald das Haus wirst bauen,
Atmet er in süßer Ruh'
Noch den Duft der Auen?

Ächzt er bang' in Qual und Pein,
Sensenhirb's gewärtig?
Liegt er schon im Totenschrein,
Kalt und starr und fertig?

Spaten! Spaten! wer es sei,
Ob er schön, ob häßlich!
Armer oder Reicher sei:
Grabe treu verläßlich!

Grabe gut und tief ihn ein,
Daß kein Feind ihn schrecke,
Und er willig sein Gebein
Strecke nach der Decke.

Daß er mag sein Thun in Ruh'
Süßen Schlaf's beschließen,
Und aus seines Staubes Truh'
Blum' und Gräser sprießen.

Otto Michaeli.

Wunsch.

Purpurrote Rosen binden
Möcht' ich mir für meinen Tisch,
Und verloren unter Linden
Irgendwo ein Mädchen finden,
Jung und blond und träumerisch.

Möchte seine Hände fassen,
Möchte knieen vor dem Kind
Und den Mund, den sehnsuchtblassen,
Mir von Lippen küssen lassen,
Die ein ganzer Frühling sind.

Kurt Mühsam.

Sprüche.

Die ärmsten Leute sind
In jeder Zeit
Frau Wahrheit, und ihr Kind
Wahrhaftigkeit.

*

Der Jugend ist beschieden,
Zu lachen wohlgemut.
Im Alter sei zufrieden,
Wenn nichts Dir wehe thut!

Auf einen groben Klotz
Gehört ein grober Keil,
Um ihn — zu spalten.
Witz will ihn sich erhalten
Und schießt drum durch die Rinde
Ins Mark ihm blitzgeschwinde
Nur einen Pfeil.

Th. Vulpinus.

Der Spatzen-Philosoph.

Das ist der Vögel Darbezeit,
Eiskrustig die Erde und weiß beschneit.

An keinem Strauch ein Beerlein mehr
Und selbst die Ebereschen leer.

Nur manchmal, hinter Gaul und Wagen,
Giebt es was für den hungrigen Magen.

Nur schnell sein heißt's, Konkurrenz ist groß,
Und der Straßenkehrer erbarmungslos.

Doch da bei der Villa — „Gott seg'n es den Leuten,
Die da mitleidig Futter streuten!"

So piepst ein dankbarer Spatzenhauf'
Und fliegt mit gierigen Schnäbeln drauf.

Doch wie man grad' bei den ersten Bissen,
Wird plötzlich die Hausthüre aufgerissen.

Ein hübscher Junge mit fuchtelndem Arm
Verscheucht mit Schimpf den ganzen Schwarm.

„Das könnte Euch dreistem Volke passen,
Grauschimmliche Sippschaft, Gesindel der Gassen,

Unsern Amseln das Futter zu fressen!
Bleibt hübsch oben auf Dächern und Essen!

Fressen wollt Ihr, doch singen nicht —
Willst Du weg gleich, frecher Wicht?"

Damit meint er einen Spatz,
Einen dicken, mausernden Matz,

Der auf der Veranda saß,
Ihn mit ruhigen Blicken maß.

's ist ein Philosoph, der leise
Für sich piepst nach Denkerweise:

„Ach Du Welt, du schändlich schlechte,
Äußerliche, ungerechte!

Trägt der Spatz wohl schuld daran,
Daß er nicht schön singen kann?

Oder lag in seiner Hand
Die Wahl von Körper und Gewand?

Steht sein Schicksal nicht schon fest,
Da als Ei er noch im Nest?

Weil wir stiefbehandelt leben,
Deshalb will man uns noch geben

Neues Leid zum großen alten,
Uns die Nahrung vorenthalten?

Sollte man den Notstandskindern
Nicht erst recht ihr Schicksal lindern?

Schicksal, Welt und kleiner Mann,
Euch begreife, wer es kann!"

— Einen Schneeball formt der Junge
Und wirft ihn mit kräft'gem Schwunge

Nach dem Spatz — der hat genug —
Und verächtlich läßt im Flug

Er was auf den Jungen fallen —
Unter ihm klatscht auf der Ballen. —

Rudolf Gärtner.

Abendrot.

Die Welt senkt ihre tagesmüden Lider,
Beendet ist der Sonne heißer Lauf;
In graues Dämmer glitt sie leuchtend nieder, —
Da zuckt aus ihm ein gold'ner Schimmer auf.

Und tiefer glüht er, rote Rosen brennen
Und roter Mohn, ein Garten voller Pracht.
Ein selig Land, von dem uns Welten trennen,
Schwimmt wie ein Märchen durch die linde Nacht.

Ein Sehnen faßt Dich da mit mächt'gem Drange
Nach Schönheit und nach Frieden, tief und heiß.
Die Seele, die sich schloß im Werktagszwange,
Nun öffnet sich der Kelch ihr blumenleis'.

Du hörst in Dir geheime Quellen springen,
Die nie Du hörtest, und die Harmonien
Verheißungsfroher Geigentöne klingen. — —
Mit stillen Augen schaust Du in das Glüh'n.

Otto Kind

Ausklang.

In des Todes Garten,
Jenseits der Welt,
Sitzt Gott Vater und hält
Die Seel' im Schoß.

Ihn umrauscht ihrer Schwingen
Ungestüm,
Wie sie einsam gewesen,
Klagt sie ihm.

Paul Adler.

Legende.

I.

Von zwei kleinen Kindern erzählt die Mär',
Die hatten nicht Vater noch Mutter mehr;

Keine Eltern hatten sie mehr zu Haus,
Drum zogen sie einsam ins Land hinaus. —

Weit wanderten Bruder und Schwester fort,
Die lieblichen Kinder, ohn' Heimatsort,

Waren fortgelaufen, herumgeirrt,
Wo immer die Straße sie hingeführt.

Der Kleinen Augen blau und hell,
Wie bei schönem Wetter die Meereswell',

Sie schauten heraus so klar und licht
Aus dem lilienweißen Angesicht.

Tief goldig, wie dunkles Weizenstroh, war
Des Mägdleins krausblondes Lockenhaar;

Sechs Jahre war sie ungefähr,
Wer die Augen sah, dacht', es seien mehr.

Ihre Augen, schön wie des Himmels Blau,
Wenn der Vollmond aufgeht an Meeresau.

Erst siebenjährig der Knabe erschien,
Der Frühling selbst kann nicht frischer blüh'n.

Er hielt sich im Geh'n wie ein Kirchturm grad',
Wo droben die Schwalb' ihr Nestchen hat.

An Kleidern zwar hatt' er nicht Überfluß,
Nicht Schuhe noch Strümpfe trug er am Fuß,

Weil der liebe Gott es leider vergaß
Und ihm keine bei der Geburt anmaß;

Das Höschen schien auch nicht gemacht für ihn,
Sein Boden reicht bis zu den Fersen hin,

Und dazu durch einen gewalt'gen Riß
Sein hanfenes Hemdchen sich blicken ließ.

Doch alles das macht' ihm gar nichts aus,
War so stolz wie ein Sohn aus Königshaus,

Zog frohgemut weithin durch das Land
Und hielt sein Schwesterchen treu an der Hand.

Ein alt' Lied sangen im Wandern die beid',
Ein Lied aus der guten, der alten Zeit,

Aus der alten Zeit, da das Jesuskind
Ging barfuß wie sie in Wetter und Wind.

II.

Nun ihr Weg am Kreuze vorüber ging,
An dem von Holz ein Christusbild hing,

Ein Christusbild, hölzern, zernagt vom Wurm,
Kaum hielt es noch, müde von manchem Sturm.

Sie beugten fromm vor dem Bilde die Knie,
Das mit alten Nägeln festgemacht; sie

Beteten andächtig vor dem Herrn Christ:
„Unser Vater, der du im Himmel bist",

Sprachen das „Vater" und „Ave Marie",
Wie einst ihre Mutter gelehret sie;

Und innig ins Abendgebet schloß ein
Der große Bruder sein Schwesterlein.

Die Schwester betet' für ihn, auch geschah's,
Daß Vater und Mutter keines vergaß.

Da gab ihnen der Heiland einen Wink,
Sie sollten vom Boden aufstehen flink,

Und sprach dann herab von dem Kreuze dort,
Als wenn er noch lebt', zu ihnen dies Wort;

Er sagte, wie wir so oft schon gehört:
„Ihr Kindlein, kommt zu mir ungestört;

Ich bin ja der gute, gekreuzigte Christ,
Seht her, hier ist Moos, das gesprossen ist,

Grünes Moos hat sich dicht emporgereckt
An meinem Leib, der ganz unbedeckt;

Drin könnt ihr schlafen so lind und warm,
Als lägt ihr im Bettchen, in Mutters Arm."

Da haben sie sich an das Kreuz gedrückt,
War's der Herr doch, der ihnen zugenickt,

Der ihnen das Reiselager geschenkt,
Mit sorgenden Armen sie lind umfängt.

In der grünen Herberge, eng geschmiegt,
Sie schliefen, darüber der Himmel liegt,

Und die lieben Sternlein am Himmelszelt
Haben die Herberge nachts erhellt.

III.

Eine alte Eiche, die nah' bei stand,
Sah den starken Wind, der herzugerannt,

Und rief dem tosenden Nachtwind zu:
„So schweige doch still, stör' nicht die Ruh!

Hier oben Bruder und Schwesterchen liegt,
Die der hölzerne Christ in Schlaf einwiegt;

Es liefen die Kleinen so manche Stund',
Daß die armen Füßchen wurden ganz wund."

„'s ist recht so", versetzte der wilde Wind,
„Ich will singen, daß sie schlafen geschwind."

Und der laute Wind sich zusammennimmt,
Hat leise ein Schlaflied angestimmt:

So rührend und lieblich erscholl der Klang,
Daß die Nacht selbst weint', als sie hört' den Sang.

Und er klang den beiden Kleinen so süß,
Als wär' es Musik aus dem Paradies.

Als der Heiland sie sah schlafen in Ruh',
Winkt' er mit dem Finger dem Himmel zu;

Und bald flog vom blauen Himmelszelt
Der Engel Raphael nieder zur Welt.

„Sieh' die guten Kinder hier, Raphael,
Um die Elternlosen sorgt keine Seel';

Weil ihr Herz ist von den Sünden so viel
Noch rein wie der Schnee, der eben erst fiel,

In Falten schürz' Deinen Mantel hoch auf,
Nimm sie auf den Arm, trag' schnell sie hinauf

Zu meiner Mutter, doch bitt' ich Dich, mach,
Daß keines von ihnen dabei erwach'.

Wenn die kleinen Füßchen werden zu kalt,
Mit den warmen Flügeln schütz' sie alsbald!

Engel Raphael, mein getreuer Knecht,
Behüt' mir die beiden Geschwister recht,

Und sag' meiner lieben Mutter daheim,
Daß sie wieg' auf ihren Knieen sie ein;

Sie soll sie wiegen so sanft und lind
Wie einstens, da sie mich wiegte als Kind,

Und soll geben treulich auf beide acht,
Daß sie seien auf ewig selig gemacht."

So sprach der Herr zu dem Engel die Wort',
Wie die Eiche erzählt', die's hörte dort,

Wie die Eiche erzählt', die diese Mär'
Dem Winde vertraut', der sie brachte umher.

Hinauf nahm alsbald der Engel den Flug
Mit den Kleinen, die er im Mantel trug,

Und der arme, hölzerne, liebe Christ
Nun am alten Kreuz allein wieder ist.

Einsam, — doch freut sich sein liebendes Herz,
Daß die Kinder, fern allem Erdenschmerz,

Zu sel'ger Freude, eh' sie es gedacht,
In dem Paradies jetzt aufgewacht.

Aus dem Französischen eines **ungenannten Dichters** von **Walter Kürschne**

Meine Muse.

Da steht meine Muse
In Wetter und Wind,
Am Rande des Weges,
Ein schüchternes Kind.

Es zittern die Glieder
In dünnem Gewand,
Die Augen weit offen
Schau'n sehnend in's Land.

Und brauset das Leben
Die Straße herauf,
Hält flehend und bittend
Die Hände sie auf.

Ein Almosen heischend
Aus üppigem Schatz,
An strahlender Sonne
Bescheidenen Platz.

Es achten die Reichen
Der Bettlerin nicht;
Der Zug prahlt vorüber,
Sie birgt das Gesicht.

Da steht meine Muse
In Wetter und Wind,
Am Rande des Weges,
Ein weinendes Kind.

W. L. Vershofen

Erscheinung.

Ein gutes Licht ist heute mir begegnet.
In Straßen irrt' ich ängstlich und verdrossen,
Da ward ich auf dem freien Meer gesegnet,
Der Himmel lag rotglühend ausgegossen,
Das Segel quoll; und Wind von allen Seiten.
Da sah ich Dich ob den Gewässern schreiten,
Gehob'nen Hauptes zu Unendlichkeiten.
Nicht büßend, mit demütiger Geberde,
Wie Jesus Christus schritt ob Meer und Erde,
Nicht übergroß; ein Mensch an Haupt und Mienen,
Und jung wie ich — so bist Du mir erschienen:
Goethe! . . .

Paul Wertheimer

Liebeszauber.

Du bist im Dunkel vor mir hergewallt —
Ich schaute Deine blühende Gestalt,
Ich sah den gold'nen Glanz von Deinem Haar,
Und sah, wie tief das Dunkel um mich war.

In später Nacht, in feierlicher Stund',
Hast Du mich dann geküßt auf Stirn und Mund
Und hast in später Nacht voll Glück und Lust
Dein süßes Haupt geschmiegt an meine Brust.

Du löstest Deines Haares reiche Pracht,
Hell wie ein Sommermorgen ward die Nacht,
Und meine Seele, die im Finstern ging,
Ward trunken von dem Glanz, der mich umfing.

Von all' der Schönheit, die Du mir gewährt,
Von allem, was mein Leben nun verklärt,
Geblendet von dem wundersamen Licht,
Verhüllt' ich wie ein Büßer mein Gesicht.

Und wie ein Büßer, menschenscheu und zag,
Bin ich hinausgeschritten in den Tag,
Und als ich aufsah nach der Sonne Pracht,
Lag über meinen Augen tiefe Nacht.

Auf dunklen Straßen zieh' ich nun einher,
Nie sieht mein Blick den Glanz der Erde mehr,
Weil strahlend hell das Licht mein Herz erfüllt,
Das Licht der Schönheit, die Du mir enthüllt.

Georg Edward.

Sorge und Liebe.

Es schlich die böse Frau Sorge
Heimlich zu mir in das Haus,
Mit ihren knöchernen Händen
Wies sie die Freude hinaus.

Sie eilte in jedes Zimmer,
Und saß, im Winkel versteckt.
Ein winziges Sonnenstrählchen,
Gleich hat's ihr Auge entdeckt,

Entdeckt und hinausgestoßen,
Bis überall Schatten war,
Die häßlichen grauen Schatten
Und weiße Fäden im Haar.

Da plötzlich leuchtende Helle.
Im hehren, lichten Gewand
Trat ihr die Liebe entgegen,
Mild lächelnd hob sie die Hand.

Und sprach: „O bringst Du auch Sorge,
Des Lebens bitterste Not,
Mich wirst Du doch nicht vertreiben,
Die Liebe trotzt selbst dem Tod."

Hede Groeschel.

Immer neue Flammen.

Immer neue Flammen lodern auf
Aus der Asche meiner alten Leiden.
Immer ist's ein wilder Jubelgruß,
Aber ach! ein frühes stummes Scheiden.

Immer ist's ein Scheiden, herb und stolz,
Bittrer nur, je süßer das Begegnen.
Und so läßt mir jeder Tag ins Herz
Rosen blüh'n und Winterschauer regnen.

Jede Stunde bringt mir Lust und Pein,
Wie das Gift sich mischt dem Blütenstaube.
Und doch fühl' ich junge Kraft in mir,
Daß ich mir ein Glück für immer raube!

Daß ich mir mein Glück mit starkem Arm
Trag', zum Horst der Adler seine Beute!
Aber bringt das Gestern Gruß und Lust,
Wartet mein mit Abschiedsqual das Heute.

Jeder Tag bringt neue Leiden mit,
Schenkt die Nacht auch tausend Liebeswonnen,
Fass' ich heut ein längst ersehntes Glück,
Ist mir's morgen schon in Nichts zerronnen.

Immer neue Flammen lodern auf!
Soll ich denn in Glut mich ganz zerquälen? —
Nein, mein stolzes, du mein flammend Herz,
Hab' Geduld! dies Feuer wird Dich stählen!

Alexander Pache.

Thränengift.

Und ob das tiefste Leid uns ward,
Wir haben keine Thränen —
Wir blicken wild und wetterhart
Und knirschen mit den Zähnen.

Glückliche, deren Aug' erreicht
Leid, das im Herzen ruhte!
Ihr weint es aus — uns aber schleicht
Es zehrend um im Blute.

Christoph Flaskamp.

Litterarische Notizen.

— Das Hohelied von Hermann Kunibert Neumann. In Kommission Dresden, Heinrich Minden o. J. Hermann Neumann (der grausame „Kunibert" wird in der Regel milde unterdrückt, wenn man von ihm spricht) war nicht allein ein Freund der besten Dichter seiner Zeit, so namentlich Immermanns, Freiligraths und Grabbe's, sondern auch selbst ein Dichter von einigem Verdienst. Seine epische Dichtung „Nur Jehan", das Beste, was ihm geglückt ist, daneben auch einige seiner kleinen Dichtungen gehören zu dem Guten, was die Talente zweiten Ranges in den dreißiger und vierziger Jahren des verflossenen Jahrhunderts zu Tage gefördert haben, und wenn auch kein Denkmal, so ist ihm doch eine bescheidene Büste im Tempel unserer Litteratur gesichert. Aber wir fürchten sehr, durch dies aus seinem Nachlaß ausgegrabene Buch wird sein Name nicht neubelebt und ein frischer Kranz der Kritik wird aus diesem Anlaß nicht an seiner Büste niedergelegt werden. Das Buch hätte vor 50 Jahren nicht befremdet; damals war man milder gegen die philosophische Phrase als heute, und eine schwungvolle Rethorik ließ über manche Schwäche und Unklarheit des Gedankens hinwegsehen. Das ist heute anders; wir haben andere Unarten der litterarischen Mode, aber nicht diese Unart mehr. Und darum werden wir ungeduldig, wenn wir z. B. lesen:

„Was ist, das war durch alle Zeit,
Aus Nichts ein etwas schaffen, kann's gelingen,
Wenn auch die Allmacht es gebeut?
Wohin Du denkst, dehnt sich der Raum so weit,
Nun denke: Nichts! Wirst Du's erzwingen
In diesem Raum, wo sich bedingen
Die Elemente der Unsterblichkeit?
Bin ich, so war ich, werde sein,
Und dieses Dasein ist so ganz das meine,
Daß ich das All schon nenne mein,
Ist mein Besitz oft auch der Deine."

Um das Übel vollzumachen, wird bei der Lektüre solcher Stellen nicht etwa bloß der philosophisch minder gebildete Leser wirbelig, sondern auch der philosophisch Gebildete denkt sich sein Teil, und zwar leider nichts für den Dichter Schmeichelhaftes. Dem Buche ist ein Vorwort von Julius Lohmeyer vorgesetzt, das uns leider über Julius Lohmeyers persönliche Beziehungen zum Dichter viel eingehender informiert, als über den Dichter selbst. In diesem Vorwort wird unter anderem die Hoffnung ausgesprochen, daß „vor allem diejenige Strömung, welche von der Gesellschaft für „Ethische Kultur" und den „Theosophischen Vereinen" ausgeht, dem Buche ein erhöhtes Verständnis entgegentragen werde". Darauf ist nur zu bemerken: würde Herr Lohmeyer die „Gesellschaft für ethische Kultur" oder die „Theosophischen Vereine" kennen, oder auch nur eine Ahnung von ihrem Programm haben, so würde er solche Gegensätze, die sich nirgendwo berühren, gewiß nicht in einem Atemzuge nennen, auch weder von der Gesellschaft noch von diesen Vereinen etwas für das Buch erhoffen. Wir fürchten sehr, es wird ein Schlag ins Wasser bleiben, so pietätvoll es gemeint war, und die Persönlichkeit, die sich für Neumann interessiert und sein Andenken neu zu erwecken wünscht, hätte weit zweckdienlicher gehandelt, wenn sie ein anderes seiner Werke ans Licht gefördert und dafür die Druckkosten bezahlt hätte. Wir denken dabei namentlich an seine „Erinnerungen", sowie die Briefe an ihn, di[e] ein interessantes Buch geben würden.

— Kleine Erzählungen von J. Heimfelsen. Zürich Stern. — Der Herr Verfasser war uns bisher nicht bekannt; offen gesagt, haben wir auch bis heute nie seinen Namen gehört; das Buch vermittelt uns nun seine Bekanntschaft in jeder Beziehung, denn es enthält auch Porträt Wahlspruch und Namenszug des Autors. Das Porträt zeigt in vortrefflicher Ausführung einen schönen, geistig belebten Männerkopf in den besten Jahren. Gegen den Wahlspruch: „Rastlos, aber nicht planlos" haben wir nicht[s] einzuwenden. Die Unterschrift fesselt durch Originalität un[d] Kühnheit. Aber damit ist auch alles erschöpft, was wi[r] zum Lobe dieses Buches zu sagen hätten, und weil un[s] das Porträt so gut gefallen hat, so wollen wir über di[e] „Kleinen Erzählungen" nichts sagen.

— Etwas für dich. Poetisches Quodlibet vo[n] G. M. Schüler. Zweite vermehrte Auflage. Leipzig, Le[o] Woerl. — Trotz der „zweiten vermehrten Auflage" auf dem Titelblatt sagt man sich, wenn man Haupt- und Nebentitel gelesen hat: „So würde ein wirklicher Dichter sei[n] Buch nicht taufen, sondern das ist — ex ungue leonem — die deutliche Spur eines ausgewachsenen Dilettantismus." Und dieses Vorgefühl trügt nicht. Hier zwe[i] Proben. Zunächst die ersten drei Strophen des „Abschie[d] von Tübingen" (S. 27):

Leb wohl, du alte Musenstadt,
Du freier Künste Feld!
Ich bin nun des Studierens satt,
Zuend' auch mit dem Geld.

Leb wohl, du trautes Standquartier
Mit deinen Giebeln spitz,
Ich hielt so manche Pauke hier
Bei Mimik und bei Witz.

Beglück', du Bude, schwarz von Rauch,
Ein and'res flottes Haus!
Der Wechsel und die Wechsel auch,
Sie geben hier nicht aus! u. s. w.

Und auf S. 70 steht folgender „Denkspruch":

Nicht zu hold und nicht zu häßlich
Sei des Weibes Jugend,
Denn der Schönheit unerläßlich
Ist felsfeste Tugend.

Nicht zu hold und nicht zu häßlich,
Daß nicht flieht der Freier;
Hob nicht unter Täuschung gräßlich
Jakob Lias Schleier?

Nicht zu hold und nicht zu häßlich,
Nicht das Erst' noch Zweite!
Dieses Spruchs denkt unvergeßlich,
Wenn ihr geht auf Freite.

Wir dürfen versichern; das ist zugleich das Beste, wa[s] wir im Buche gefunden haben.

Neue Bücher.

Vorstehend verzeichnete Bücher sind der Redaktion zur Rezension zugekommen.

Jacobowski, Ludwig, Ausklang. Neue Gedichte aus dem Nachlaß. Minden, i. Westf., J. C. C. Brun's Verlag. 1901.

Jacobowski, Ludwig, Stumme Welt. Symbole. Skizzen aus dem Nachlaß. Minden i. Westf. J. C. C. Brun's Verlag. 1901.

Goethes ausgewählte Gedichte in chronologischer Folge mit Anmerkungen, herausgegeben von Otto Harnack. Braunschweig. Vieweg & Sohn. 1901.

Hanau, Hermann, Der Religionsdichter, Trauerspiel in fünf Aufzügen. Leipzig und Berlin. Georg Heinrich Meyer. 1902.

Grube, Max, Im Bann der Bühne. Dresden und Leipzig, Carl Reißner. 1901.

Hemstede, Leo von, Höhenluft, ausgewählte Gedichte. Heiligenstadt (Eichsfeld), F. W. Cordier. 1902.

Welter, Nicolaus, Geiselinde. Eine Dichtung. Luxemburg. M. Huß. 1901.

Moser, Heinrich, Wandlungen der Gedichte Conrad Ferdinand Meyers. Leipzig, H. Haessel. 1900.

Redigiert unter Verantwortlichkeit des Herausgebers Karl Emil Franzos in Berlin. — Nachdruck auch im Einzelnen ist untersagt und wird strafgerichtlich verfolgt. — Verlag der Concordia Deutsche Verlags-Anstalt in Berlin. — Druck von Kißling & Krüger, Berlin.

Das goldene Vließ.

Musikdrama in einem Vorspiel und zwei Akten von Heinrich Bulthaupt.

Personen:

Kreon, König von Korinth.
Kreusa, seine Tochter.
Jason.
Medea.
Aietes, König von Kolchis, Medeens Vater.
Absyrtus, sein Sohn.
Medeas alter Erzieher.
Kreusas Gespielinnen.

Die beiden kleinen Söhne Medeas. Das Volk von Korinth. Jasons Gefährten. Gefangene Kolcher, Medeas Begleiter. Schiffsleute, Sänger, Tänzer, Priester u. s. w.

Ort der Handlung: im Vorspiel die Drachen-…iel auf Kolchis, im ersten und zweiten Akt Korinth.

Vorspiel.

Das höhlenartige Innere eines kleinen felsigen Eilands, durch dessen …rissene Wände man den wolkenverhangenen Himmel und das hoch… …te Meer sieht. In der Tiefe der Mitte ein durch Felsen verschlossenes …m, das den Drachen einschließt, der das goldene Vließ hütet. Weiter … ein kunstloser Altar, auf dem ein Feuer glüht und eine Schale … Rechts im Hintergrunde eine tiefere Felsöffnung, die das Landen … Nachens eben möglich macht. Morgengrauen, fast noch tiefe Nacht

Medea, in blutrotem Gewand, einen dünnen schwarzen Schleier über Haupt und Schultern, steht beschwörend am Altar.)

Medea.

Göttin Astarte, höre mich!
Die im Nebel wallt,
In Dunst und Rauch,
Du die Träume schickt,
Ahnung und Wahnsinn,
Aus zerrissener Seele schrei' ich zu Dir,
Deine Tochter, die Du erkorst!
Deute mir das grause Gesicht,
Das den Sinn mir verstört.
Was droht unsrem Haus, unserem Königsgeschlecht,
Dem Vater, dem Bruder und mir?

Im Höhlendunkel
Hütet der Drache
Ein blutbesprengtes gleißendes Gut,
Eines heiligen Widders
Goldenes Vließ.
Der Gastfreund, den die Götter gesandt
An Kolchis Gestade,
Das Friedensopfer
Dem Kriegsgott zu weih'n,
Er selber sank, ein Opfer, dahin
Und verblutete, weh', unter Mörderhand.

König und Vater, was hast Du gethan!
Gold verwirrte den redlichen Sinn Dir,
Gier nach Besitz verderbte Dein Blut.
Um leblosen Putz, der Niemanden wärmt,
Zerbrachst Du ein Herz, das gelebt und geliebt
Und den Göttern in Ehrfurcht geschlagen.

Wehe! Wehe!
Ruhe, Du Toter!
Husche mir nicht mit der kalten Hand
Über Wangen und Stirn.
Wehe! Weh'!
Mir wirbelt das Hirn.
Aus Grabestiefen steigt es empor,
Von Asphodelosblättern umlaubt,
Ein bleiches, schönes Jünglingshaupt.

(Sie wendet sich unruhig. Ihr Blick fällt auf ein behelmtes Haupt, das von der Feuerglut jäh beleuchtet wird und rasch wieder im Dunkel verschwindet. Es ist **Jason**, der sich in einem Nachen rechts dem Eingang genähert.)

(Sie schreit laut auf) Ah!!

(Nach einer Weile an allen Gliedern zitternd.)

Ich sah's. Es ist Wahrheit.
Das Unheil ist da.
Der Erschlagene fordert sein heiliges Gut.
Sein blasser Schatten umlauert die Höhle,
Drinnen es schläft,
Ungeweiht, in des Drachen Hut.
Höre mich, Göttin,
Rette den Vater, schütze den Bruder,
Mich laß büßen, mich allein,
Mich — des Mordes — Opfer — sein —

(Sie sinkt bewußtlos um. **Jason** springt ans Land und fängt die Taumelnde auf.)

Jason.

Riefst Du die Götter,
So sei es für mich.
Sie reichen dem Kühnen
Zum Wagnis die Hand.
Den Freunden voraus

Sprang ich ans Land.
Mit dem würd' ich ringen
Auf Leben und Tod,
Der die That mir bestritte.
(Er sieht sich um, während er sie in seinen Armen hält.)
Dies also der Ort.
Die Felsenwand
Hütet die ewig wachende Schlange,
Hütet den göttlichen goldenen Hort.
Jungfrau, Prophetin des Schreckens, erwache.
Nicht von stygischem Wasser
Trieft mir Fuß und Gewand.
Warm durch die Adern rinnt mir das Blut,
Fühle den Druck meiner Hand.

Medea (aufblickend.)

Ein Himmlischer, stiegst Du
Aus wolkigen Höh'n.
Gebiete der Armen,
Die im Staube sich
Zitternd Dir neigt.
(Sie kniet.)

Jason.

So willst Du mild
Dich des Müden erbarmen,
Der langen Wanderung
Ziel ihm erseh'n?
Du wirst es sein, die das Heil ihm zeigt?
Ein Kleinod such' ich
Durch Länder und Meere,
Eines heiligen Widders
Goldenes Vließ.

Medea (aufspringend.)

Wehe! Weh!
Kein Toter stieg von den Schatten empor,
Keines Gottes Haupt
Hat sich hehr mir enthüllt,
Ein Sterblicher ist's
Ein schweifender Fremdling,
Der Ehre, Licht und Leben uns raubt.

Jason (ruhig.)

Ein Erdensohn,
Von der sterblichen Mutter
In Schmerzen geboren.
Den armen Leib
Gab er den Wellen, den Winden zum Hohn.
Von Blitzen umglüht,
Von den Schrecken der Tiefe
Umbrauſ't und umsprüht,
Hofft er vergebens
Des Leidenswegs,
Den der Mut ihm wies,
Das Ende zu finden,
Das Zeus ihm verhieß.
Regt sich Dir nichts in der magdlichen Brust,
Die mir so lieblich entgegenschwillt?
(Sie ist unter seiner Umarmung in die Kniee gesunken.)

Seliges Antlitz, mondengleiches,
Bist Du ein gnadenloses Bild,
Unbewegt von Schmerz und Lust?
Aber da bricht
Aus der Augen nächtlichem Grund
Ein inniges Sehnen,
Ein seliges Licht,
Und Deine Wimper füllt sich mit Thränen.
Laß mich sie küssen,
Küssen den süßen, schweigenden Mund.
(Küssend, drängend.)
Wo hütet der Drache das Vließ?

Medea.

Dort — Dort —
Doch wird es Dich töten —
Schone die Meinen,
Schone — Dich!
Ein Tropfen nur von seinem Gift,
So bist Du verloren.

Jason.

Das ist des Schicksals harte Not.
Wenn seine erzene Stimme ruft,
Wer fragt dann viel,
Ob Leben, ob Tod.
Ich muß.
So mußt auch Du.

Medea.

Ich? Ich?

Jason.

Leugne noch,
Wenn Du's vermagst.
Dein Herz schreit Ja,
Und Du folgst ihm doch.

Medea.

Mein Wille verlischt
Vor dem seinen — ich fühl's.
O ich Unsel'ge!

Jason.

Nicht also!
Preise Dich selig,
Wie ich mich preise,
Der Dich gefunden
Am Schreckensort
Vor den Pforten des Todes.
Auch das ist Geschick.
Ein einziger Blick
Hat uns auf ewig verbunden. — —
Wie werd' ich den Drachen besteh'n?

Medea (wie willenlos.)

Den Trank wird er schlürfen,
Deß er begehrt —
Dann walte Du
Und Dein gutes Schwert.

Jason.

Wie teilt sich die Pforte?

Medea (zu seinen Füßen.)

Gnade! Erbarmen!

Jason.

Verlorene Worte!
Die Stunde ist da.

Medea

(rafft sich auf und tritt nach schwerem inneren Kampf beschwörend vor das Felsenthor.)

„Was Blitze nicht spalten,
Ein Hauch kann es heben,
Stein sind Deine Flügel
Und sollen doch schweben."

(Die Pforte theilt sich lautlos. An einem dürren Baumstamm hängt in zauberischem Licht das strahlende, von innen herausglühende Vließ, von der Schlange behütet, deren große Augen unheimlich glänzen.)

Medea (herb.)

Nun Held, sei stark —
Still, rege Dich nicht.

Jason.

Mir friert das Mark.

Medea

(wirft die dampfende Schale in die Höhle. Der Drache löst sich vom Baum und kriecht ihr zu. Unterdessen spricht Medea die zweite Beschwörungsformel.)

„Braune Flut,
Wohliger Trank
Hebet den Mut,
Heilet, was krank."

(hastig.)

Rasch nun an's Werk —
Das Vließ verrät uns,
Weit durch die Nacht
Leuchtet sein Glanz —
Die Pforte muß fallen!
Noch wirkt der Zauber,
Rührst Du sie an.
Rasch, bei den Göttern!

(Das Thor schließt sich unter Jasons Händen.)

Geschehn! — Und nun?

(ausbrechend.)

O ihr Allew'gen, die ihr mich
In diesen Strudel, mitleidlos
Die Ertrinkende, warfet
Den Räuber da drinnen,
Den sieghaften Dämon,
Meines Hauses Verderber,
Der mir am Herzen,
Ein Vampyr, saugt,
Den furchtbaren Unhold,
Schützt ihn, bewahrt ihn,
Segnet ihn, Götter,
Und mich, mich zertrete sein eherner Fuß.

Jason (drinnen.)

Ihr Götter! Rettet!
Öffne! Öffne!

Medea.

Den Zauberspruch — ich vergaß ihn —
Weh!

Jason.

Es fletscht nach mir
Im letzten Krampf.

Medea.

„Was Worte nicht" — wüst
Und leer hier drinnen —

Jason.

Jetzt gilt es. Springt,
Ihr Pforten — Auf!
Freiheit — Rettung —

(Er hat die Felspforte mit übermenschlicher Kraft geöffnet, stürzt jetzt bleich, das Vließ in erhobener Hand, heraus und bricht zusammen.)

Medea (aufschreiend.)

Tod!?

(ruhiger.)

Tod? — — Nein, Du Geliebter, Du lebst.

(Sie ist um ihn bemüht und stützt sein Haupt.)

Unversehrt strahlt der Leib.
Kein Geifer traf.
Doch der Geist ist noch fern.
Die Lippen netze
Heilkräftiger Trank
Aus geweihtem Kraut.
Und auf die kühle marmorne Stirn,
Die ich bade
Im Strom meiner Thränen,
Preß' ich Verlorne
Den zitternden Kuß.

Jason (kommt zu sich.)

Wo? Wo ist es?

(Er sieht das Vließ und erhebt es.)

Halt' ich Dich, herrliches,
Immer begehrtes
Gottgeschaffenes Wunder der Welt?
Aus Deinen Strahlen
Quillt mir des Lebens
Wärme zurück.
Aus der Höhle des Graun's,
Aus dem Rachen des Todes
Starken Armes
Riß ich das Glück.
Nun komme, was mag.
Wer mit dem Grauen gerungen wie ich
Um ein ewiges Gut
Und ihm obgesiegt,
Der ist gefeit vor des Schicksals Wut.

Absyrtus (draußen.)

Das Vließ scheint hell
Von der Insel des Drachen.

Aietes (ebenso.)

Wo ist der Verräter?
Der Räuber, wo?

Medea.

Mein Vater! Mein Bruder!
Das ist das Ende.

Jasons Gefährten (draußen.)

Sorge nicht, Freund,
Die Gefährten wachen.

Aietes (draußen.)

Jenen setzt nach,
Kolchische Männer —
Mit diesem nehm' ich's allein.

(Man hört draußen von Zeit zu Zeit das Geräusch eines Schwertkampfes.)

Jason.

Prahler, so komm' und bewähre Dein Schrei'n.

(Er steht kampfgerüstet.)

Aietes

(stürzt von links wild herein.)

Fand ich die Fährte des Fuchses? He?
Verdammter Dieb!
Das Kleinod gieb,
Das Du mir stahlst.

(Medea hat vor Aietes Eintritt eine dunkle Hülle über das Vließ gebreitet, so daß es nicht sichtbar ist.)

Absyrtus

(kommt und eilt auf Medea zu.)

Schwester! Schwester!

Jason (ruhig zu Aietes.)

Deine Tochter zieht mit mir.

Aietes.

Mit meinen Flüchen
Fahr' sie zur Hölle!

Medea.

Vater! Was sprachst Du!

Aietes.

Das Vließ begehr' ich.
Wo birgst Du das Vließ?

Absyrtus.

Schwester, Traute,
Du wolltest uns lassen?

(Er dringt mit dem Schwert auf Jason ein.)

Wag' es, Du Schurk'!

Jason (verwundet ihn.)

Armseliger Wurm.

Aietes.

(der in der Höhle gesucht hat.)

Erschlagen der Drache!
Das Kleinod geraubt!

Jason

([illegible])

In den Nachen, schnell!

Absyrtus.

Medea! Medea!
Mir schwinden die Kräfte,
Dein Eisen traf gut.
Dich aber lass' ich nicht.
Schwester, bleib',
Du darfst nicht zieh'n.

(Er klammert sich an Medea, die von Jason in den Nachen gedrängt wird, und gleitet dabei in's Meer.)

Medea (qualvoll.)

Bruder! Bruder!
Nacht über mich!

Jason.

Fort! Nicht gezaudert!
Denk' nicht an ihn!

Medea.

Dein nicht denken
O süßester Bruder!

(Sie ringt die Hände.)

Aietes

(der überall gesucht hat.)

Nicht hier — nicht dort —
Ich fand es nicht.

Jasons Gefährten (draußen.)

Der Troß ist zerstreut,
Die Bahn ist frei.
Jason, Held,
Die Deinen sind nah.

Aietes (sinnlos schreiend.)

Den Schatz will ich wieder!

Jason

(der in den Nachen gesprungen ist und jetzt das Vließ enthüllt.)

So sieh' her!
Schänder des Gastrechts! Mörder!

Aietes

(taumelt vor dem Glanz zurück.)

Ah!
Es strömt von Blut —
Das Auge des Drachen —
Seine Tatze trifft mich
Zu Tode — Gericht!

(Er sinkt tot zusammen.)

Medea.

Vater, Bruder — zu Euch!

(Sie will sich ins Meer stürzen.)

Jason.

Zu mir!

(Er zieht sie zurück und rudert rasch fort.)

(Der Waffenlärm draußen ist verstummt. Man hört nur noch das Rauschen des Meeres. Nach einer Weile steigen die **Okeaniden** aus dem Wasser. Einige steigen in das Innere des Felseilands, lagern sich drinnen, an den Eingängen und auf einzelnen aus der Flut aufragenden Riffen. Andere bleiben in den Wellen. Es ist heller Morgen geworden.)

Die Okeaniden.

Um das einsame Riff,
Das des Goldes lautlosen Wächter barg,
Weht ein klagender Wind,
Den ewig Wachen senkte die Hand
Des kühnsten Helden
In ewigen Schlaf.
Doch aus dem schwärzlichen Blute steigt

Des Drachen Saat und vollendet den Fluch,
Der das leuchtende Kleinod umwittert.
Der Du hier liegst, von der eigenen Schuld
Zu Boden gestreckt, ein König einst,
Was zücktest Du frevelnd die mörd'rische Hand
Auf des Gastfreunds Brust,
Um nichtigen Tand zu gewinnen?
Den bargst Du fern von den Augen der Welt,
Wie der Geizhals sein Geld
In der Truhe verschließt,
Ein Unhold nur
Bewacht mit dem grünlichen Augenpaar
Das güldene Gleißen des Vließes.

Nun wardst Du selber des Goldes Raub,
Im Meergrund schläft Dein blühender Sohn,
Die Tochter stürzt nach ermattender Fahrt
In Not und Tod
Den kühnen Dieb und sein junges Geschlecht,
Zur Verzweiflungs-Unthat verhärtet.

Wer den Sinn an die Schätze der Erde hängt,
Dem verdorret das Herz,
Und den Pfad, den er zieht,
Bezeichnet Blut und Brandgeruch
Und ein trauriger Zug
Der Gräber des Glücks und der Liebe.

(Fortsetzung folgt.)

Herbstwind.

Wallt im Wind ein leises Klagen,
Wenn das Laub zur Tiefe bebt,
Und der Hauch von goldnen Tagen
Sanft und mild entschwebt?

Welch ein wundersames Rauschen!
Ach, du wegesmüder Klang,
Was nur weil' ich, dir zu lauschen?
Was nur lausch' ich bang?

Bruno Salmer.

Ungesungen.

Was sich aus nächtigem Nebel erhob,
Farbenprächtig zum Bild verwob,
Sucht die Hand zu gestalten! –
Doch nun gebannt in den engen Raum
Flattert von dannen der leuchtende Traum,
Und die Farben erkalten.

Aber ein Schimmer blieb noch zurück
Wie ein Abglanz von einstigem Glück,
Der mir in's Herz gedrungen;
Und ich spüre im tiefsten Gemüt
Lächelnd das Lied, das im Innern erblüht,
Bleibt es auch ungesungen.

Walter Kaehler.

Die Stille.

Im Westen flammt ein dunkles Rot
Am Abendhimmel und verloht.

Leis tönt ein Schritt durch Duft und Tau,
Hinwandelnd über Wies' und Au:

Die Stille sät aus linder Hand
Viel tausend Träume über's Land.

Ernst Ludwig Wulff.

Kinder im Dorfe.

Das Haus ist trübe und schweigsam heute,
Denn Mutter weinte die ganze Nacht.
Und morgens da haben zwei finstere Leute
Für Großmütterchen einen Sarg gebracht.

Die Kinder sind still, die den Tod nicht verstehen,
Und stehen nur alle so scheu und verwirrt
Und sinnen, wer nun vor dem Schlafengehen
Die schönen Märchen erzählen wird . . .

Stefan Zweig.

Drei Kelche.

Aus ihrem Blick, so abgrundtief, –
Ein Kelch aus bläulichem Lasur, –
Trank ich wie Gift Vergessen nur:
Rings schwand die Welt, wenn sie mich rief.

Von ihrem Mund, so rot wie Blut,
Ein Kelch aus lebendem Porphyr, –
Holt' ich, ein toller Sturmwind, mir
Verlangenwilde Sehnsuchtsglut.

Von ihrer Brust, in Lust verzehrt, –
Ein Marmorkelch in weißer Zier,
Trank ich zum erstenmal Begier
Im Rausche, der nicht wiederkehrt . . .

Aus dem Französischen des **Armand Silvestre** von **Karl Nowak.**

Die gestohlene Sonne.

Ein Märchen nach einem serbischen Motiv.

Von Helene Raff.

Will's heut' nimmer tagen? Lüftet nimmer
Sich der gelblichgraue Nebelschleier?
Dämmer herrscht im Frei'n, im Stüblein Dunkel. —
So, bedünkt mich, war der Erde Anseh'n,
Da beim Teufel war die hohe Sonne.
Davon wißt Ihr nichts?! — Ei wahrlich, wähnt Ihr,
Während doch der Güter allerkleinstes
Unbegehrt nicht bleibt, es reckte niemals
Eine Hand sich nach des Weltall's Kleinod?
Aber hört mir zu, so will ich's melden.

Also: Da die abgefall'nen Engel
Wider Gott den Schöpfer sich empörten,
Stieß der Allgewalt'ge, Niebesiegte
Sie vom Himmelssaal hinab zur Tiefe
In das große Nichts, das ungeborne. —
Und sie stürzten rasch — es zuckt kein Blitzstrahl,
Kein Gedanke schneller. Nur der Eine,
Luzifer, der Höchste und der Schlimmste,
Nicht betäubt ward er vom grausen Sturze,
Denn ihn hielt der heiße Haß lebendig
Wider Gott den Herrn; den haßt' er tödtlich
Seines ew'gen Schöpfergeistes willen.
An dem Tag, da Gott die Sonn' erschaffen,
Hatte statt der Thränen Feuerfunken
Luzifer geweint, — deß dacht' er jetzo,
Als er fallend schier die Sonne streifte;
Was an Kräften ihm sein Sturz gelassen,
Sammelt' er, griff zu — und mächt'gen Ruckes
Riß die Sonne er herab vom Himmel.

Dies geschah bei Nacht — da sah es Niemand.
Doch als endlos schien die Nacht, als fruchtlos
Erd' und Himmel harrten auf der Sonne
Gold'nen Morgengruß — da wurden schaudernd
Erd' und Himmel des Gescheh'nen inne.
Um der Sonne Bleiben wußte Keiner.
Einer wußt' es nur: der Weltenschöpfer.
Doch langmütig strich er seinen dichten
Lockenbart und sprach zu sich: „Laß sehen,
Was dem Feind des Lichtes frommt die Sonne."

In der weiten Schöpfung fernstem Winkel
Barg sich Luzifer mit seinem Raube,
Und sein Heer frohlockte ob der Rache. —
Nicht verriet ihn dort der Glanz der Sonne,
Denn es hüllte die so schnöd' Entführte
Sich in Trauer und verlor die Strahlen,
Düster glimmend gleich der roten Fackel.

Und es ward ein Riesenspeer gefertigt,
Darauf steckten sie den trübgeword'nen
Sonnenball; als ein erobert Banner
Führte Luzifer ihn stets in Händen
Und bewachte scharfen Aug's die Beute. —

Aber auf der Erde hub sich Klage,
Laute Klage um die holde Sonne,
Die Belebende, die Allgeliebte.
So wie Kinder weinen nach der Mutter,
Weinten Menschen, weinten Tier und Pflanzen
Nach dem Quell des Lichts, denn furchtbar herrschten
Fahle Finsternis und Todeskälte.
Steinhart ward der Erde Schoß, die Keime,
Die er trug, sie welkten im Entstehen;
Und ein Fluch lag über allem Leben.
Dies erbarmte Gott den Herrn — zum Handeln,
Fand er, sei es Zeit — und sprach bedächtig:
„Gut ist Alles, was ich schuf; die Sonne
Ist das Allerbeste, aber freilich:
Nicht in falsche Hände darf sie kommen. —
Engel Michael, du kampfesfroher,
Liebster meiner Söhne, dich entsend' ich,
Hol' uns die geraubte Sonne wieder!" —

Und der starke, weise Engel neigte
Freudig sich und glitt hinab vom Himmel. —

An des ungeheuren Weltmeer's Rande
Weilte Luzifer — da fernher sah er
Durch die Luft sich nah'n den starken Engel,
Und den Sonnenspeer umfaßt' er fester. —
Aber Jener trat heran und rief ihm
Schallend zu: „Dich grüß' ich, einst'ger Bruder!"

„Gleichfalls!" — knurrte Luzifer und schielte
Scheu dabei zur Seite, denn er konnte
Nie den Blick Sankt Michael's ertragen:
Schleunig wegschau'n mußt' er oder niesen.
Und auf's Neu begann der starke Engel:
„Warum wardst Du, Luzifer, zum Räuber?
Liebe trieb Dich nicht, noch Nutzverlangen;
Gieb, die Du gestohlen, gieb die Sonne
Mir heraus!"
Der Teufel lachte höhnisch:
„Was ich habe, Freund, geb' ich nicht wieder."

Und auf's Neu begann der starke Engel:
„Eh' Dein Aufruhr Dir verschloß den Himmel,

Rühmtest Du Dich von uns Zwei'n der Stärkre,
Wir voran zu sein in jedem Kampfspiel.
Weißt Du noch das Letzte, was wir sprachen,
Just bevor Du selbst von uns Dich schiedest?
Du vermaßest Dich, hinabzutauchen
Auf des Meeres Grund und rückzukehren
Schneller als der Gotteskinder eines;
Und Du botest, wenn ich mich getraute,
Mir die Probe, ob ich's auch vermöchte!
Schließlich sprach ich Ja — nun komm' ich heute,
Unsern gült'gen Handel zu beenden:
Also laß uns um die Wette tauchen,
Und der Preis sei die geraubte Sonne! —
Aber weigerst Du's, dann wohl erkenn' ich,
Daß Dein Prahlen selbst Dir leid geworden." —

Finster hörte, mit verzerrtem Antlitz,
Dies der Teufel — insgeheim verwünscht' er
Sein voreilig Wort, und gern verleugnet
Hätt' er's kurz und schnöde — doch sein Hochmut
War dagegen, und zudem gedacht' er:
„Bleib' ich Sieger, dann ist mein die Sonne
Wie der Ruhm; und wenn er überwindet,
Soll er doch mit leerer Hand mir abzieh'n."
Also sprach er laut: „Von meinem Worte
Weich' ich nicht zurück — so laß uns tauchen!
Und beginne Du!" —

Die weißen Schwingen
Breitete Sankt Michael und schwebte
Wie ein Riesenschwan auf dunklen Wogen —
Rasch sodann die Wasser teilend, sank er
Tief hinein — und als er wiederkehrte
Hatt' er Meersand zwischen seinen Zähnen,
Denn er war am allerletzten Grunde. —

Aber da der Teufel sah, es komme
Nun an ihn die Reihe, und er fühlte,
Wie der Speer in Händen ihm erbebte
Denn die Sonne, weil ein Heimatbote
Ihr genaht war, zitterte vor Sehnsucht
Gleich dem Mägdlein, das erwünschten Freier
Grüßt — da sann der Teufel, sich zu wahren,
Daß ihn nicht der Engel überliste.
Dreimal spuckt er auf den Boden — hurtig
Kam es schwarz aus unterird'schen Spalten:
Eine Schar von kleinen Teufeln, häßlich
Anzuseh'n, mit Köpfen wie die Elstern,
Scharfen Krallen und mit spitzen Zungen,
Grinsend, fletschend grüßten sie den Herrscher,
Und ihr Herr bestellte sie zu Wächtern
Seiner Sonne, rannte dann die Lanze
In den Ufersand, so wild und grimmig,
Daß die Erde weithin ward erschüttert;
Rückwärts trat er nun, mit mächt'gem Anlauf
Sprang er in die Flut, die hochaufschäumend
Über ihm sich schloß.

Als er verschwunden,
Sprach Sankt Michael mit lauter Stimme:
„Dir befehl' ich, Meer, in dessen Namen,
Der gebeut den Wogen, wie den Sternen,
Schließe Dich, o Meer!" —

Das Meer erbrauste
Kurz, mit wundersamen Klang, als rührte
Leichte Hand die Saiten einer Harfe
Von der tiefsten an — dann stand es stille. —
Nicht mehr fahl und stählern grau von Farbe,
Weiß wie Demant schien es und erglänzte,
Klarer als Crystall — — es war getroren! —
War bedeckt von einer Eiseskruste
Fester, dicker als die stärkste Mauer.

Und Sankt Michael trat hin zum Speere,
Der die Sonne trug, und aus der Erde
Zog er ihn — die kleinen Teufel krahlen,
Quickten, flatterten — doch freundlich lächelnd,
Ruhig, wie vom Brot man scheucht die Fliegen
Fegt' er mit den großen weißen Flügeln
Sie hinweg: sie fielen zappelnd, kreischend
Vom Gestad hinab die steilen Klippen.

Doch der Teufel, er vernahm am Grunde
Das Gekreisch und hastig strebt' er aufwärts —
Sieh, da prallt' er an die Spiegeldecke
So gewaltsam, daß ihm schier der Schädel
Wär' zersprungen und er Zeit gebrauchte,
Etwas sich zu sammeln — danach tobt' er,
Fluchte gräßlich, aber nichts verschlug es.
Endlich, sich gefangen sehend, taucht' er
Wiederum hinab, und einen Felsblock
Bracht' er mit herauf, den allergrößten,
Der ihm den krystall'nen Kerker sprenge.

Währenddessen fuhr der starke Engel
Mit der Sonne, die vor eitel Freude
Leuchtete wie nie vordem, in Eile
Durch die hohen Wolken auf zum Himmel;
Und die Wolken hatten sich zur Feier
Mit den goldgesäumten Prachtgewanden
Angethan und mit den Silberkämmen.
Weitgeöffnet stand des Himmels Pforte,
Und es klang daraus ein Jubiliren
Wie am Tage der vollbrachten Schöpfung,
Weil die hehre Sonne sich zurückfand
Und Sankt Michael. —

Der Teufel hatte
Endlich Freiheit sich erzwungen, wütend
Fuhr er durch das enge Loch im Eise
Jenen nach, doch war zu groß ihr Vorsprung —
Und er konnte mit gespreizter Kralle
Nur dem Gegner aus des Fußes Sohle
Ein Stück Fleisch noch reißen, eh' des Himmels
Saal den Engel aufnahm, und er selber
In die ew'ge Finsterniß zurücksank. —
Aber sehr verdroß den starken Engel
Daß er hinkend kam zum Thron des Schöpfers;
Bitter klagt' er seiner Schönheit Makel,
Bitt'rer, daß ihn eben an der Sohle
Eine Wund' entehre — just so schimpflich
Däucht' ihm solches als ein Mal im Rücken.

Doch der Ew'ge, dem kein Ding die Fassung
Raubt, denn eines jeden Endziel weiß er,

Sprach: „Mein tapfrer Sohn, gieb Dich zufrieden!
Sieh: die Engel wie die Menschen alle
Sollen wandeln auf gewölbter Sohle,
Künftighin zu Deiner That Gedächtnis!“ –
Und die Sonne, die befreite, wandte
Lieblich lächelnd hin auf den Erretter
Ihr hellstrahlend Antlitz, daß der Engel
Schmerz und Zorn vergaß in ihrem Anschau'n. –

Und da ist sie wieder – und Ihr mögt sie
Selber lächeln seh'n, die mütterliche
Königin – den Nebel rang sie nieder
Und geht stolz einher, im Siegespurpur
Ihrer Kraft. – Wie sollte sie nicht stolz sein,
Sie, die einz'ge Schönheit, deren Niemand
Müde wird, die Jeder nur noch inn'ger
Liebt mit jedem weitren Jahr des Anschaun's?
Hatte Gott der Herr doch Recht zu sprechen:
„Gut ist Alles, trau'n, was ich geschaffen,
Doch das Allerbeste ist die Sonne!“

Winter Sonnenwende.

Empor! Empor!
Die längste Nacht ist verwunden.
Schon drängen zum Tag sich die Stunden.
Das Leben drängt in den Wurzeln zum Licht –
Noch ahn' ich es nur, noch seh' ich's nicht.
Der Winter hat kaum begonnen
Über Strom und Bach und Bronnen,
Und Nebel schlingen den Abendschein
Mit ihren feuchten Armen ein. –
Doch drin im Herzen fühl' ich die Kraft,
Die dem Frühling, dem Frühling entgegen schafft.
Da wirkt sie die Blumen der grünen Au
Und bildet der Kronen wirtlichen Bau;
Da lehrt sie die Blüten lieben und frei'n
Und malt zum Kosen den Falter fein;
Schafft all die Lenzeswonne
Mit stummem Mund
Im dunkeln Grund.
Die Sonne kommt wieder – die Sonne!

Friedr. Kroß.

Erwachen.

Wird das Heute mir die Krone reichen?
Leben, komm, ich bin so bald gesegnet:
Ein paar Lichter, die vorüberstreichen,
Irgendwo ein Traum, der mir begegnet!

Auf der Straße wo ein Augenblinken,
Wolken, die sich farbig niederneigen,
Und ich sehe die Erfüllung winken,
Und mir ist der Klang der Welt zu eigen!

Paul Wertheimer.

Liebesklage.

O weh hinauf die Uferhöh'!
O weh hinab den Hügelhang!
O weh durch buschig Heidemoor,
Dort war stets unser schönster Gang!
An einen Eichbaum lehnt' ich mich
Und dacht', auf den kannst fest Du bau'n;
Doch bog er sich, dann brach er ab,
So that es auch mein Liebster, traun!

O weh, wie ist doch Liebe süß
Nur kurze Zeit, so lang sie neu,
Doch ist sie alt, so wird sie kalt,
Wie Frühthau schwindet hin die Treu.
Ach, wozu schmückt' ich noch mein Haupt?
Ach, wozu strählt' ich noch mein Haar?
Denn mein Treuliebster mich verließ
Und sagt, er liebt mich nimmerdar!

Der Arthurstein ist nun mein Bett,
Mein Lailach krönt kein Pardelfell!
Sankt Antonsbronn beut mir den Trunk,
Seit mich verließ mein Trautgesell.
Willst, Martinswind, Du nicht verweh'n
Das grüne Laub, das goldig glüht?
O sanfter Tod, was säumst Du noch?
Denn meines Lebens bin ich müd'!

Nicht ist's des Frostes Peingefühl
Und nicht des Schneesturms Rauhgewalt,
Auch nicht die Kälte macht mich schrei'n;
Doch ward des Liebsten Herz mir kalt.
Wir kamen einst gen Glasgow-Stadt,
Der nie ein bunt'rer Glanz sich bot;
Mein Schatz schritt ganz in schwarzem Sammt
Und ich prangt' ganz in Purpurrot!

Hätt' ich gewußt vorm ersten Kuß,
Daß Lieb' mir würd' so schnöd gedeih'n,
Verwahrt hätt' ich vor ihr mein Herz
Wie Edelschmuck im Silberschrein.
O, wär' mein jung Kind erst zur Welt
Und säß' auf seiner Amme Schoß,
Und ich wär' tot und über mir
Wogt' grünes Gras im Windgekos'!

Schottisches Volkslied, übersetzt von **Max Kiesewetter.**

Die Erbgräfin.

Erzählung von Georg Bormann.

(Fortsetzung.)

Unbekümmert um die schroffe Begrüßung war er ihr gefolgt und sah sich neugierig um. „Ein warmes Nest," grinste er das Mädchen an. „Sieh einmal an, was Du Dir zusammengetragen."

„Geht's Dich was an?" fragte sie verächtlich.

„Immer noch die krallige Katze wie früher," sagte er vertraulich und versuchte den Arm um sie zu legen.

Mit einer entschiedenen Bewegung erwehrte sie sich seiner. „Vorn ist ein Stuhl für Dich," sagte sie, mit dem Kopf nach der Stube deutend und sich wieder dem Feuer zuwendend.

Praszka gehorchte, nahm einen Stuhl und streckte sich gähnend darauf aus; er war von dem weiten Marsche müde geworden. Inzwischen trug die Grizonka, ohne weiter ein Wort zu sagen, was sie auf dem Feuer bereitet hatte, zu ihm heran, einen großen Napf Kartoffeln mit Stücken gebratenen Fleisches dazwischen. Dazu setzte sie Brod und Käse und eine Flasche Bier.

„Setz' Dich her," sagte der Jäger, doch überrascht von der guten Aufnahme, und schob ihr mit dem Fuße einen Stuhl hin.

Das Mädchen schob den Stuhl wieder unter den Tisch und blieb neben dem schon gierig Essenden stehen. Die sonderbaren Augen hatten jetzt etwas Lauerndes als sie sagte: „Und Du bist Jäger bei dem Reichsgrafen geworden?"

Praszka warf sich in den Stuhl zurück, indem er die Fäuste mit Messer und Gabel vor sich auf die Tischkante stemmte. „Hast Du's auch schon gehört?" fragte er aufgeblasen lachend, daß man die weißen Zähne durch den schwarzen Bart schimmern sah.

„Asse," antwortete die Grizonka finster, denn sie sah, wie ihn die Frage kitzelte, „Du selbst hast mir's ja geschrieben."

„Ja, richtig!" sagte er mit beiden Backen kauend. „Na, was meinst Du dazu? Nun bin ich ein gemachter Mann."

„Hm," brummte das Mädchen, „wenn Du's nicht wärst."

„Du bist nicht gescheid," gab er grob zurück und stürzte sein Glas Bier herunter.

„Ich bin schon gescheid, aber Du — Du hältst doch nirgends aus," sagte sie gelassen. „Du und der Reichsgraf und nun gar die Erbgräfin!"

„Die Erbgräfin? Was ist's mit der?" fragte er trotzig. „Ich sage Dir, ein Kerl wie ich paßt überall hin. In einem Jahr bin ich Forstangestellter, werde Förster und dann heirat' ich." Er schlug bekräftigend mit der Faust auf den Tisch und lachte unbändig.

Das Mädchen hatte sich noch mehr in den dunkleren Hintergrund des Zimmers zurückgezogen, den Essenden aber immer mit demselben lauernden Blick betrachtend. Als er nun so sprach und sich so geberdete, zuckte es verächtlich um ihren Mund. Sie sah, daß er sie verhöhnte. Wenn er wirklich zu etwas kommen sollte, würde sie ihm zu gering sein. Es quoll bitter in ihr auf. Jetzt wollte sie nur noch eins wissen: Ob es ihm wirklich Ernst war mit dem Ordentlich werden. „Du, Franz," sagte sie zutraulich näher tretend und die Arme auf die Hüften stützend, „Du gäbst einen guten Forstangestellten ab."

Er sah sie fragend an; er war nicht sicher, wie sie's meinte. „Denkst' nicht? Hab' ich etwa nichts gelernt?" fragte er mißtrauisch.

„Mir wärst Du zu schade zu solchem Graurock."

„Das Mädel ist doch klüger, als man meint," dachte er selbstgefällig und stieß den Stuhl zurück. „Gieb noch was zu trinken," sagte er lachend auf sie zutretend, „wir wollen zusammen anstoßen!"

„Ich hab' nichts mehr!" erwiderte sie und wies seine erneute Annäherung mit einem kräftigen Stoß zurück. „Willst Du trinken, geh' ins Wirtshaus; da gehörst Du hin."

Er wußte nicht, was er aus ihrer wechselnden Art machen sollte. „Hol Euch —" brummte er in den Bart. „Aus Euch Weibern mag ein anderer klug werden."

Er griff nach Hut und Stock. „Na Ursel, Deine böse Fratze kannst Du Dir allein im Spiegel besehen. Heut hab' ich Durst. Wir sprechen uns schon noch." Damit stieß er die Küchentür auf und verschwand in der Nacht.

Das letzte klang fast wie eine Drohung. So schien es auch die Grizonka aufzufassen. So resolut sie ihm gegenübergetreten war, jetzt überkam sie das Gefühl der Unsicherheit und Furcht. Sie schloß und verriegelte die Thüren; sie untersuchte noch einmal den Verschluß der Fenster. Und als sie später das Licht gelöscht hatte, stand sie noch eine ganze Weile im Dunkeln, auf jedes Geräusch draußen lauschend, ehe sie sich zur Ruhe begab.

Aber sie konnte heut, so müde sie war, nicht gleich einschlafen. Sie hatte sich nach Empfang des Briefes einer Hoffnung hingegeben, der ihre alte Neigung zu Franz bereitwillig Nahrung lieh. In der Zeit, da sie auseinandergerückt worden waren, hatten sie allerlei schlimme Gerüchte über Praszka erreicht, die sie nicht ohne weiteres zurückweisen konnte. Sie kam zu weit im Lande herum, um nicht mit der Zeit von ganz verschiedenen Seiten darüber zu hören. Auch die letzte Begegnung mit ihm, ehe er zum Militär eingezogen wurde, konnte sie nicht günstiger stimmen. Dann aber kam seine lange Dienstzeit, in der er sich geändert haben konnte; der Brief hatte sie überrascht und erfreut. Er war auf dem Wege, etwas Ordentliches zu werden; er dachte noch an sie. Da hatte sie ihn gut empfangen. Aber nur zu bald erkannte ihr scharfer Instinkt, daß, selbst wenn er auf kurze Zeit etwas erreichen sollte, sein Hochmut an ihr vorübergehen und sein Glück immer auf schwanken Füßen stehen würde.

Die Grizonka gab den Jäger mit diesem Abend auf. Es lebte ein Wunsch in ihr, den er ihr nicht erfüllen konnte, der Wunsch, einmal ohne allzu schwere Not und Sorge in ihren vier Pfählen leben zu können. Die Neigung, die sie noch bisher für ihn gehabt hatte, war nach ihrer heutigen Erfahrung völlig ausgelöscht. Als sie aber endlich in den Schlaf hinüberdämmerte, schwebte ihr ein verlockendes Bild vor: Eine völlig eingerichtete Wirtschaft, alles blitzsauber, sogar mit Decken und Deckchen. Die hatte der kinderlose Witwer Hawlitzki, und der hatte sie doch auch gern.

VI.

Am nächsten Vormittage hatte sich der Jäger Franz Praszka auf dem Schlosse zu melden. Den schwarzbefrackten Kammerdiener, der ihn hier etwas herablassend empfing und ihn musterte, als hätte er noch ein letztes Gutachten über ihn abzugeben, hätte er ohrfeigen mögen.

Se. Erlaucht, der Reichsgraf, gab nur einige kurze Weisungen. Er beauftragte den alten widerwärtigen Schwarzrock, — diesen Schmeichelnamen gab ihm Franz — den Jäger einzukleiden, ihm seine Stube anzuweisen und ihn mit seinen Obliegenheiten bekannt zu machen. Im übrigen sprach Se. Erlaucht noch die Hoffnung aus, daß er, der Graf, sich nicht in seinen Erwartungen täuschen möge. Unbedingter Gehorsam, gewissenhafte Pflichterfüllung, strengste Innehaltung der Hausvorschriften sei selbstverständlich. In der Hauptstadt sei noch diese und jene kleine Freiheit gestattet gewesen, die hier in den einheimischen Verhältnissen fortfallen müsse. Herr Grebe, der Kammerdiener, würde ihm auch darüber das Nötige sagen.

Bei der Anrede des Grafen war es dem Jäger, als würden ihm Ketten angelegt, erst die eine, dann die andere; er hörte sie ordentlich klirren. Kein Muck und kein Zug aber verriet, was in ihm vorging. Stramm aufgerichtet und schweigend stand er da; nur zweimal durch ein halblautes „zu Befehl" seine Bereitwilligkeit zu den Forderungen Sr. Erlaucht bekundend. Dann war er entlassen; er hatte sich jetzt nur noch bei der Erbgräfin zu melden.

Der alte Grebe führte ihn mit feierlichen unhörbaren Schritten durch ein paar Korridore und eine Reihe anderer Zimmer, ehe sie ihr Ziel erreichten. Bei dem vorletzten zögerte er, horchte und öffnete erst, als ihm auf sein Klopfen ein „Herein" antwortete. Die Baronin und Fräulein von Linden saßen hier, mit einer Handarbeit beschäftigt. Mit ein paar Worten entschuldigte der alte Mann sein Eintreten; der Jäger wandte sich einen Augenblick mit angezogenen Armen und geschlossenen Hacken den Damen zu.

Die Baronin deutete schweigend auf das Nebenzimmer, andeutend, daß die Gesuchte dort sei, und die beiden traten ein.

„Ist das der neue Jäger?" fragte Fräulein von Linden.

„Ja," antwortete die Baronin. Und scherzend fügte sie hinzu: „Er könnte ganz gut den wilden Jäger vorstellen."

„Er ist noch nicht zurecht gestutzt," gab das kleine Fräulein ihre Meinung ab. „Wenn er erst in der Livree steckt, wird er schon manierlicher aussehen." —

Die Erbgräfin hatte eben ein Buch in den Schrank zurückgestellt. Sie hörte, am Tisch stehend, die Meldung des alten Grebe an, der sich dann durch eine andere Thür zurückzog.

Praszka stand vor der Erbgräfin; er hatte sie noch nie gesehen. Immer aber, wenn er von ihr gehört hatte, wenn die Leute scheu ihren Namen flüsterten — zuletzt noch die Grizonka — ja erst recht, wenn er Gutes von ihr hörte, hatte sich etwas in ihm dagegen erhoben: sein ingrimmiger Hochmut, der gern alles Bewunderte, und nun gar wenn es sich mit Autorität verband, herunterriß. Eine freche Redensart hatte ihm bei solchen Gelegenheiten nie gefehlt. Nun aber, wo er, der sich vor keinem Menschen fürchtete, zum erstenmal vor dem Gegenstand seines oftmaligen Verdrusses stand, kroch alle Überhebung, alles Komödiantenhafte des verwegenen Gesellen in den fernsten Winkel seines Herzens zusammen. Er, der selbst vor dem Reichsgrafen innerlich respektlos stand, hier war er überwältigt. Die Hoheit und Ruhe der Erbgräfin, der jede Spur des Gemachten fremd war, diese Persönlichkeit aus einem Guß, deren äußere Erscheinung nur das so seltene, prachtvolle Siegel ihres ganzen Seins war, riß ihn hin und drückte ihn zugleich nieder. Zum erstenmal hatte der trotzige Hüne das Gefühl seiner gänzlichen Unzulänglichkeit, ohne sich natürlich des Grundes bewußt zu werden.

Der Erbgräfin gefiel der Mann; das Ungewöhnliche seiner Erscheinung zog sie an. Freilich war auch seiner Zeit ihr liebster Spielgenoß ein heranwachsender Fuchs gewesen, der an einer Hundehütte im Hofe angekettet war. Selbst die männliche Dienerschaft benahm sich schon sehr vorsichtig dem unsicheren, schnappenden Burschen gegenüber, während die junge Gräfin furchtlos noch ihre übermütigen Spiele mit ihm trieb. Als die Baronin sie eines Tages dabei überraschte, wurde das Tier schleunigst dem Förster übergeben.

So war es der Erbgräfin ein belustigender Gedanke, wie der Mann sich wohl in der Livree ausnehmen würde. Sie erkundigte sich freundlich nach seiner Herkunft und seiner Soldatenzeit, worauf von seiten des Jägers prompte Antworten erfolgten.

Dann sprach die Erbgräfin von einem Scheibenstand, den sie am Ende des Parks, an geeigneter Stelle hergerichtet wissen wollte. Sie fragte den Jäger, ob er sich wohl zutraue, einen solchen kunstgerecht herzustellen; die nötigen Arbeiter würden ihm gestellt werden. Der Jäger traute sich's nicht nur zu, sondern behauptete, daß er damit Bescheid wisse. Nun sprach die Erbgräfin einige besondere Wünsche aus und wies auf Einzelheiten. Der Jäger hörte sehr aufmerksam zu, machte an geeigneter Stelle kurze, bestimmte Angaben, ja, er erlaubte sich, einen Wunsch der Erbgräfin sachgemäß zurechtzurücken und zu verändern.

Die Erbgräfin nahm das keineswegs übel, sondern sie hatte im Gegenteil ihr Gefallen an der sicheren Art des Mannes, die zeigte, daß er seine Sache verstand, und entließ ihn mit einem gnädigen Kopfnicken.

Als der Jäger in das Zimmer zurücktrat, aus dem er hergekommen, war niemand mehr darinnen. Er ging also den Weg zurück, den er gekommen war. Plötzlich aber, noch mit der Erscheinung der Erbgräfin beschäftigt, sah er, daß er falsch gegangen und in ein Zimmer geraten war, das er vorher gar nicht betreten hatte. Jedoch, anstatt umzukehren, blieb er wie angewurzelt stehen.

Das Zimmer enthielt nur in der Mitte einen großen Tisch; an den Wänden reihte sich Schrank an Schrank. Soweit diese Raum ließen, waren die Wände mit dem Kopfschmuck des Hirsches und Bockes geziert. Aber soviel Stattliches und dazwischen Abnormes auch darunter zu sehen war, das hätte den Fuß des Mannes nicht so lange festgehalten: was die Schränke bargen, das war's, was ihn so versteinert stehen ließ. Es waren die Waffenschränke des Grafen.

Praszka hatte ganz vergessen, wo er war. Endlich kam er wieder zu sich; aber anstatt das Zimmer zu verlassen, rückte er den Schränken näher, und, unbekümmert um eine Überraschung, schritt er langsam an denselben hin, zunächst von der Fülle des sich Darbietenden noch benommen. So mag dem Kunstkenner zu Mute sein, der unvermutet ein Kabinett mit auserwählten Schätzen betritt, und der im ersten Augenblick nicht weiß, wo er den Blick soll haften lassen. Hier war aber auch alles an Jagdgewehren beisammen, was das Herz eines Jägers erfreuen kann. Praszka's Augen liefen gierig die Reihen hinauf und hinunter. Endlich blieb er bei einzelnen Schränken stehen, in denen Gewehre standen, die

ihn besonders anzogen. Zuletzt war es nur noch ein Schrank und in demselben eine Büchse, von der er sich nicht trennen zu können schien.

Nun hätte er sie gern in die Hand genommen; aber der Schrank war verschlossen. Er seufzte schwer und rüttelte ungeduldig an der Glasthür; es half aber nichts. Als er endlich mit unsicheren Blicken abließ und sich besann, daß er wohl schon zu lange hier verweilt habe, fuhr er sich ein paarmal mit der Hand über die feuchte Stirn. Jetzt erst bemerkte er eine zweite Thür. Als er sie öffnete, sah er eine Treppe, die von einem Vorflur nach der Rückseite des Schlosses hinunter führte.

„Nicht da hinaus!“ rief die Stimme des Kammerdieners, der vergebens auf Praszka's Rückkehr gewartet hatte und nun kam, ihn zu suchen. „Sie haben sich wohl verirrt?“ fragte er herablassend.

„Beinah,“ antwortete der Jäger, „aber mit der Zeit werde ich mich schon zurechtfinden.“

* * *

Zu derselben Zeit saß der junge Architekt, Walter Wittig, in dem kleinen Garten seiner Mutter, unten am Schloßberg. Sein Vater war Güterverwalter des Reichsgrafen gewesen, und nach seinem Tode bewohnte die Mutter Walters nur noch die untere Hälfte des Hauses, ganz zurückgezogen von jeder Geselligkeit.

Der junge Mann war tieftraurig. Drei Jahre lang — es war diesmal eine lange Zeit gewesen — war er von Haus ferngehalten worden, aber wie hatte dieser Zeitraum die Mutter verändert. Seit dem Tode des Vaters schienen ihre Lebenskräfte eine unheilbare Erschütterung erfahren zu haben; ihre Teilnahme für die nähere und fernere Welt war eine beunruhigend geringe. Hier und da flackerte noch ein Interesse vorübergehend auf, dann schien sie sich wieder ganz in sich selbst zurückzuziehen. Und diese Erfahrung jetzt, wo ihm selbst Lebensmut und Thatendrang alle Nerven und Muskeln spannten; wo er sich gesehnt hatte, einmal alle Gedanken und Hoffnungen für die Zukunft vor ihr ausschütten zu können.

Wohl hatte sie an seinem Halse gehangen nach der langen Trennung, daß es ihn erschüttert hatte; wohl war sie in zärtlicher Fürsorge für sein leibliches Wohl hin und hergetrippelt und konnte sich, wie in früheren Jahren, darin nicht genug thun; aber dann — dann, wie anders hatte er sie gefunden, als er erwartet hatte. Was er ihr erzählt, von seinen Erfolgen, von jener Studienreise nach dem Süden, von seinen letzten Arbeiten in der Residenz, das alles hatte nur ein Kopfnicken, ein freundliches Lächeln, aber kein näheres Eingehen auf das Mitgeteilte hervorgerufen. Nur als er die Bemerkung gemacht, wie das alles wohl den Vater erfreut haben würde, wenn er noch am Leben wäre, waren dicke Thränen über das welke Antlitz hinabgeperlt. Er hatte es fast bereut, an den Tod des Vaters erinnert zu haben, denn von dem Augenblick an versenkte sie wieder in sich selbst, und ihr Blick sah manchmal aus, als wenn sie schon in einer anderen Welt weilte. Am anderen Morgen erst war sie wieder zugänglich geworden; aber gefragt hatte sie nichts. Nur ihr Auge war ihm überall hin gefolgt, und er sah, wie es ihr genug war, ihn zu haben, wie sie ihn früher gehabt hatte.

„Mutter,“ hatte er da gesagt, „warum ziehst Du Dich so zurück, warum hältst Du nicht einige der alten Beziehungen aufrecht? Kommt denn niemand, nach Dir zu sehen?“

Da aber hatte sich ihr Gesicht erheitert, sie hatte mit der Hand abgewehrt und vor sich hingelacht, als hätte er etwas Thörichtes gefragt. „Ich bin doch nicht allein; die Marie kommt fast alle Tage. Aber das mußt Du doch wissen.“

Freilich, das wußte er, daß die alten Beziehungen zu dem ältesten Freunde seines Vaters, dem alten Oberförster, geblieben waren. Aber der Umgang mit Marie genügte doch nicht. Wohl stand sie ihm mit ihren stillen Augen und ihrem etwas zurückgezogenen, einfachen Wesen lebhaft vor Augen, und gern hatte er immer von ihr gehört und an sie gedacht, aber sie war doch nur ein Kind. Er dachte allerdings an die kaum fünfzehnjährige, wie er sie gesehen hatte, als er vor drei Jahren zum letzten Mal hier war. Und wie es zu geschehen pflegt, daß die unerwartet zu uns treten, mit denen unsere Gedanken sich noch eben lebhaft beschäftigt haben, so geschah es auch hier. Von der Straße her, die sich an der Hinterseite der Grundstücke den Schloßberg hinaufzog, um sich nachher mit den anderen, nach oben führenden Straßen zu vereinigen, kam in einem leichten Sommerkleide eine Mädchengestalt durch die Gartenpforte, in der er mit einem seltsamen Erschrecken des Oberförsters Tochter erkannte. „Onkel Oberförsters Tochter“ sagte er ermutigend zu sich selbst, indem er aus seinem Versteck auf den Mittelgang hinaus, der Kommenden entgegentrat. Jetzt war

das Erschrecken an ihr, aber nach der ersten Begrüßung fanden sie schnell den rechten Ton, den die alten Familienbeziehungen natürlich machten.

Er hielt auch nicht mit dem zurück, was ihm das Herz beschwerte. Die stille Art des Mädchens, die ihm von früher her gewohnt war, ihr geduldiges Hören, ihr zögerndes, aber besonnenes Antworten thaten ihm in seiner schmerzlichen Erregung doppelt wohl. So gingen sie den Mittelgang auf und nieder, und er hatte sich ohne weiteres des alten, traulichen „Du" der früheren Zeiten bedient. Er schloß mit der Frage, ob Marie nicht auch fände, daß die Mutter seit dem Tode des Vaters auffällig interesselos und nach innen gekehrt sei.

Sie schüttelte den Kopf und sah vor sich nieder. „Man muß sie verstehen," antwortete sie leise.

Er blieb stehen. „Wie meinst Du das?" fragte er erstaunt.

Sie besann sich eine ganze Weile. „Alte Leute sind eben anders als wir. Sie leben viel in der Vergangenheit; und, wenn sie sind wie die Mutter, noch mehr im Künftigen. Sie ziehen sich immer mehr auf ihre Eigenart zurück, und daran stoßen sich dann die Menschen. Unwichtig erscheint ihnen, was uns jungen noch so wichtig erscheint, denn ihr Blick ist schon über den engen Kreis dieses Daseins hinausgerichtet."

Walter war es, als wenn eine sanfte Hand sich ihm auf das Haupt legte, daß alle trüben Gedanken daraus entflohen. „Wollen wir nicht zur Mutter gehen?" fragte er.

Sie gingen hinein. Marie hatte ein Päckchen Wäsche auf dem Arm, die sie nach einer Verabredung, wie es schien, der Mutter zurückbrachte. Das verhandelten die Frauen erst leise miteinander, ohne sich um ihn zu kümmern. Das Mädchen öffnete, als ob es zu Haus wäre, hier einen Schrank und kniete dort vor einer Schublade, zählte und ordnete. Und als die alte Frau ein Zeichen von Ungeduld gab und sich erheben wollte, war sie schon mit einem Packen bei ihr, richtete und breitete vor ihren Augen das Gewünschte aus, mit freundlicher List die Miene der Greisin verfolgend, die sich nun schnell beruhigte und dem Mädchen liebevoll die Wange klopfte.

Als das Geschäftliche erledigt war, setzte man sich zu Dreien um den Tisch, und der Sohn erkannte die Mutter heut nicht wieder, die, von der heiteren Jugend Maries wie von einem Zauberstabe berührt, scherzte und lachte wie in vergangenen guten Tagen. Was aber den Heimgekehrten am meisten an das Herz griff, war das zarte Verständnis, das liebevolle Eingehen, das Marie für die Mutter hatte, eine Art, mit der sie spielend alles Gute, Treue und Heitere hervorlockte, was ihm gestern für immer eingeschlummert schien. Er kam sich wie ein ungeschickter Bär vor, der gestern blöde hier hereingetapst war und nichts verstanden hatte, als in sich hineinzubrummen.

Als Marie ging, begleitete er sie durch den Garten zurück. Er hätte ihr noch so viel zu sagen gehabt und vermochte es doch nicht. Er hatte doch noch vorher so ruhig mit ihr sprechen können, jetzt fand er keine Worte. Er begriff sich nicht. Er wußte aus Briefen der Mutter, daß Marie oft gekommen war, nach ihr zu sehen. Doch welch' unzulängliche Vorstellungen hatte er davon gehabt; in dieser Stunde erst erkannte er, welch' ein guter Hausgeist in seiner Abwesenheit für die Mutter gesorgt, sie behütet und sie mit Liebe umgeben hatte. Aber wenn er ihr dafür hätte danken wollen, es wäre ihm wie eine Verletzung ihres Zartsinns vorgekommen, und ihm hätte es so gar nicht genügt. Denn etwas anderes war ihm noch durch ihre heutige Anwesenheit aufgegangen, etwas anderes, das in ihm wogte und siedete, und dem er doch nicht Worte zu geben wagte. Und so hielt er das Mädchen, als sie nahe der Gartenpforte waren, noch an beiden Händen fest und zog sie sacht an sich. Er konnte sie so nicht gehen lassen und fand doch auch jetzt noch nicht den Ausdruck für das, was ihn erfüllte und beseligte. Dessen schien es aber auch nicht zu bedürfen. Denn Marie überließ sich seinem sanften Zwang, und so standen sie einander gegenüber, und die Augen übernahmen es zu sagen, was der Mund nicht zu sprechen vermochte.

Da vernahm man ein paar Hufschläge auf dem sonst weichen Boden, und die Reiterin, die die Straße heraufkam, wandte sich einen Augenblick den beiden zu. Marie war erschreckt zurückgefahren und lehnte sich, erbleichend, an die innere Wand des Zaunes, als ob sie sich verbergen müßte.

„Was ist Dir?" fragte Walter, selbst erschreckt, indem er sie noch immer an der Hand hielt.

„Die Erbgräfin," stammelte das Mädchen noch ganz entsetzt, „die Erbgräfin! Hast Du sie nicht erkannt?"

„Das war die Erbgräfin?“ fragte der junge Mann, der das Mädchen nicht begriff. Dann trat er an die Pforte, um der Reiterin, die er auch nur als Kind im Gedächtnis hatte, nachzusehen. Marie aber hielt jetzt seine Rechte mit ihren beiden Händen, als wollte sie ihn von der Pforte zurückziehen.

(Fortsetzung folgt.)

Glück . . .

Wo der Weg zur Stadt sich dreht
Aus dem dunklen Tann,
Arm und klein die Hütte steht
Und der krause Weinstock weht
Bis zum Dach hinan.

Dort lieg ich im Heidekraut –
Weit, so weit hinaus
Über mir der Himmel blaut . . .
Doch mein Auge schaut und schaut
Nach dem kleinen Haus.

Eine schöne junge Frau
Aus dem Fenster blickt
Mit zwei Augen still und blau,
Wie die weite Himmelsau –
Sieht und sieht und nickt . . .

Sieht und nickt dem Knäblein zu,
Das im Grase sitzt
Ohne Strumpf und ohne Schuh . . .
Und aus ihrer Augen Ruh'
Helle Freude blitzt. –

Still verlaß' ich meinen Strauch,
Geh' zur Stadt zurück,
Seh' nicht Ruß und seh' nicht Rauch –
Um mich weht's wie Blumenhauch . . .
Vor mir schwebt – das Glück.

Christoph Flaskamp

Dein Lächeln.

Meiner Seele tiefste Dunkelheiten
Hat Dein Lächeln mir durchsonnt!
Sorglos durften meine Füße schreiten
In ein Land voll eitel Herrlichkeiten.

Lernte wieder lachen und mich freuen,
Als ich Deine güt'ge Hand
Sah in täglich holderem Erneuen
Tausend Blüten auf den Weg mir streuen.

Und ich schritt auf Deines Lächelns Blüten
Heiter durch das Zauberland,
Drin des Glückes Sonnenblumen glühten,
Nach dem Ort, den sel'ge Engel hüten.

Deiner Seele schritt ich so entgegen!
Und nun neig' ich mich vor ihr,
Ganz mein Herz in Deine Hand zu legen,
Ganz zu trinken Deiner Nähe Segen.

Sieh', wie meiner Sehnsucht irrem Schreiten
Ziel und Preis Dein Lächeln gab!
Laß durchsonnen meine Dunkelheiten
Ganz von seinen frohen Herrlichkeiten!

Alexander Pache.

Sternschnuppe.

Es ging ein Stern zu wandern
In hellem Lichtgewand
Von einem Stern zum andern
Durch's weite Himmelsland.

Die Nacht begann zu dunkeln,
Und stiller ward's umher;
Da sah ein Licht er funkeln
So hold wie keines mehr.

Weithin mit Glanz umwebt es
Das himmlische Gefild,
In gold'nen Strahlen schwebt es:
Ein göttlich Frauenbild.

Er wollt' ein Wörtlein lallen
In süßer Liebesnot.
Da kam er, ach, in's Fallen
Und fiel und fiel sich tot.

Sah' ihn heruntergleiten
Und sich verbluten seh'n; –
Frau Venus glänzt' vom weiten,
Als wäre nichts gescheh'n.

Th. Vulpinus.

Zu Konrad Ferdinand Meyers Lyrik.

In meinem Schriftchen über Konrad Ferdinand Meyer (K. F. Meyer. Ein Vortrag. Berlin, Concordia 1899) habe ich zu seinen Gedichten in folgender Ausführung Stellung genommen:

„. . . . Die Künstelei ist nicht immer vermieden. Mehr als seiner Prosa pflegt man dies seiner Lyrik nachzusagen, meines Erachtens mit Unrecht. Es war kein Geringerer, als Keller, der mir sagte, Meyer's Lyrik gelte ihm mehr als die Epik des Dichters, und die Liebeslieder seien die Perlen dieser Lyrik. Ich weiß, es ist Herrliches darunter; unterschreiben möchte ich das Urteil doch nicht. Mir sind im Band seiner Gedichte die Balladen das Liebste, . . . wie ich glaube mit die besten unserer neuesten Litteratur; da ist ein Reichtum an Bildern und Motiven, eine Kraft der Darstellung, die zur Bewunderung zwingen. Dem zunächst erscheinen mir durch Form und Gedankengehalt die Gedichte am schönsten, in welchen er, scheinbar nur ein Mann der Vergangenheit, zur Frage der Zukunft, der sozialen Frage Stellung nimmt. Ihm ist das Christentum die Religion der Armen und Beladenen; im geläuterten Christentum, im Urchristentum, das wieder zur Religion der Zukunft wird, sieht er die Lösung dieser Frage . . . Gelitten hat seine Lyrik, wie übrigens auch seine Prosa durch die zu weit getriebene Gewissenhaftigkeit: er konnte sich des Feilens nie genug thun, seine Sorgsamkeit ging bis zur Selbstqual und nicht jede Änderung war eine Verbesserung."

Eine andere Ansicht vertritt teilweise ein sehr pietätvolles, mit dankenswertem Ernst geschriebenes Buch von Heinrich Moser: „Wandlungen der Gedichte Konrad Ferdinand Meyers." (Leipzig, H. Haessel.) Zwar giebt Moser — und dies ist ein Mangel der sonst so löblichen Schrift — nirgendwo ein zusammenfassendes, abschließendes Urteil, aber es ist dennoch klar, daß er die Lyrik Meyers noch unendlich höher stellt, als ich, und der Meinung ist, daß Meyers unablässiges Feilen doch fast überall die herrlichsten Früchte getragen habe.

Auf die Bewertung von Meyers Lyrik überhaupt möchte ich hier nicht näher eingehen, geschweige denn gegen Mosers gelegentliche Bemerkungen Stellung nehmen. Die „Gedichte" des mir menschlich wie künstlerisch gleich teuren Dichters werden im Ganzen eher unter- als überschätzt; findet er einen so bedingungslosen Bewunderer wie Moser, so will ich dies gern als ein Walten der ausgleichenden Gerechtigkeit gelten lassen. Zudem stünde hier eben Behauptung gegen Behauptung. Ich streife also diesen Punkt nur nebenbei, wo es die Gelegenheit ergiebt, gehe aber an der Hand des Materials, das Moser übersichtlich zusammenstellt, auf die formale Seite von Meyers Lyrik ein, namentlich auf die Frage, ob sein unablässiges Feilen seinen Gedichten immer genützt hat, wie Moser glaubt, oder zuweilen auch geschadet, wie ich glaube. Auch hier spricht natürlich der Geschmack mit, und der ist immer subjektiv, aber es handelt sich doch dabei um greifbares Detail, über das sich bis zu einem gewissen Grade ein objektives Urteil gewinnen läßt. Zudem ist — ganz hiervon abgesehen, ob das Feilen Meyers Gedichten immer oder nur zuweilen genützt hat — der Fall, wo wir den Dichter so deutlich, wie hier, an der Arbeit sehen können, ein leider so seltener, daß sich ein Eingehen darauf reichlich lohnt. Sollten wir uns also auch ab und zu sagen müssen, daß durch die Änderungen ein einzelnes Gedicht verloren hat, so werden wir doch durch sie eine Einsicht in das Wesen Meyers, vielleicht das Wesen der lyrischen Kunst überhaupt gewinnen. Denn von den beiden Sätzen, die Moser als Motto seiner Schrift aus Lessings 19. Litteraturbrief zitiert, ist mindestens der erste ganz richtig: „Veränderungen und Verbesserungen, die ein Dichter an seinen Werken macht, verdienen nicht allein angemerkt, sondern auch mit allem Fleiß studiert zu werden." Der zweite Satz freilich: „Man studiert an ihnen die feinsten Regeln der Kunst; denn was die Meister der Kunst zu beachten für gut befunden, sind Regeln," trifft nicht immer zu, denn auch Meister sind Menschen, haben Nerven und können irren . . .

K. F. Meyer hat mehr und rastloser gefeilt, als irgend ein anderer Dichter unserer Litteratur, selbst Heine nicht ausgenommen. Das bleibt eine, seinen Charakter ehrende Thatsache, auch wenn man Mosers Ansicht als zu weitgehend bezeichnen muß: „Wird doch hierdurch evident daß er hinsichtlich des künstlerischen Pflichtbewußtseins und der Selbstzucht in unserer gesamten Litteratur seinesgleichen kaum hat." Wer so spricht, übersieht, daß auch die Dichter verschieden wachsen, wie die Bäume; es giebt deren, die nicht viel feilen, weil dies ihrer Natur nicht entspricht, weil ihr formales Talent ein größeres und rascher gereiftes ist, als das Meyers war, und die dennoch an „künstlerischem Pflichtbewußtsein" wie an „Selbstzucht" nicht unter Meyer zu stellen sind; ich nenne nur zwei: Gottfried Keller und Paul Heyse. Keller hatte und Heyse hat in seiner Weise Recht, wie Meyer in der seinen. Die Pflicht, es so gut zu machen, wie er irgend kann, hat jeder Dichter; ob er mehr oder weniger Mühe daran wenden muß, ist Sache seines künstlerischen Naturells. Denjenigen Dichter besonders hoch zu stellen, der sehr große Mühe aufwenden muß, geht nicht an.

Warum Meyer so unablässig feilte, erklärt sich für Moser zunächst — und gewiß mit Recht — aus der Art seiner dichterischen Veranlagung. „Jenes undefinierbare Ferment, das recht eigentlich den Lyriker ausmacht, war K. F. Meyer nicht in vorzüglichem Grade eigen." (Gewiß! füge ich in Klammern bei, aber ganz undefinierbar ist das Ferment doch nicht; hier fehlten die wichtigsten Ingredienzien: die Hingabe an den Augenblick und die Ursprünglichkeit der Empfindung.) „Das halb unbewußte Schaffen

aus wachem Traume und naiver Unbefangenheit heraus wurde bei ihm durch die Fülle der Gesichte, welche zur Epik drängt, zurückgedämmt; daher ist die Zahl seiner Gedichte von echt lyrischem Ton verhältnismäßig gering, und wo die Stimmung ursprünglich erscheint, äußert sie sich selten in Akkorden ungemischter Freude. . . . Es ist überhaupt weniger das augenblicklich Erlebte, als das Vergangene, was in ihm zum Liede ringt." Diese Sätze Mosers aus dem Abschnitt „Meyers Stoffwelt" scheinen auch mir sehr zutreffend; was er in diesem Abschnitt sonst sagt: über Meyers Verhältnis zur Geschichte, namentlich zur Renaissance, über seine Vorliebe für Menschen, die in Tugenden oder Lastern groß sind, u. s. w. ist auch richtig, aber nicht neu und für meinen Geschmack ein wenig geziert ausgedrückt, so wenn Moser die großen Dichter, die Meyer feierte, als „Menschen" bezeichnet, die „künstlerische Ewigkeitswerte schufen." Aber dies nebenbei; zu dem Hauptthema des Buchs, und daher auch dieser Besprechung, der Betrachtung der Form in Meyers Lyrik bringt der nächste Abschnitt des Büchleins („Abgeleitete Gedichte") wieder einen für vieles geltenden Grund: „In Meyer lebte zu Anfang seines dichterischen Schaffens noch ein starker Zug zur Natur. Es ist eine gesunde Freude an der Welt, die in den Liedern der „Stimmung" atmet, eine Freude, die dem Schmerze nicht aus dem Wege geht, ohne sich jedoch seine Wege durch ihn verschatten zu lassen. Kaum eine Spur des schwermütigen Ernstes, von dem später manche seiner Lieder durchweht sind." Diese Wandlung in Lebensanschauung und Temperament macht die Änderung, die radikale Umarbeitung mancher Gedichte erklärlich. Aber als ein Drittes, gleich Wichtiges, von dem Moser nicht spricht, ist die steigende Nervosität des Dichters zu verzeichnen. Sie machte ihn unsicher seinem eigenen Schaffen gegenüber, ließ ihn ohne Grund unablässig ändern und feilen, und bewirkte es, daß diese Änderungen nicht immer Verbesserungen waren.

An alle diese Momente, auch an das dritte, werden wir immer wieder erinnert werden, wenn wir nun an der Hand unseres kundigen Führers in's Einzelne eingehen.

Schwerlich hat ein Dichter von dem, was er schuf, so vieles ungedruckt gelassen, wie Meyer. Aber was er drucken ließ, kam dann auch zumeist in ein Buch. Moser weist nur zwei Gedichte nach, die, obgleich in Zeitschriften gedruckt, dann nicht in die Sammlung der „Gedichte" aufgenommen wurden. Das eine, 1866 in den „Alpenrosen" gedruckt, lautet:

Der erste Schnee.

Da seid ihr, erste Flocken Schnee,
Und tummelt euch so trüb und reg,
Verhüllt mir Ferne, Berg und See,
Der Blicke süßes Lustgeheg.
Verstoßt mich aus des Himmels Glanz,
Vertreibt mich aus der Waldesluft,
Verschüttet und vergrabt mich ganz
An meiner Mutter Erde Brust.
Doch die ihr in das Linnen legt,
Die ihr bestattet, ist nicht tot,
Die Erde, die das Feuer hegt,
Das heimlich ihr im Busen loht.
Wohlan, beschattet und verschneit
Mir nur das schauernde Gemüt,
Dem Leben thut ihr nichts zu leid,
Das wallend in der Tiefe glüht.

Mancher Dichter, der Meyer ebenbürtig ist, hätte das Lied nicht verworfen. Daß dieser es that, hat sicherlich im Bedenken bezüglich der Form seinen Grund. Namentlich Strophe 3 ist wirklich nicht tadellos. Aber das hätte sich ändern lassen. Vielleicht auch beabsichtigte dies der Dichter und kam nicht mehr dazu.

Eine andere Bewandtnis hat es mit dem zweiten, gleichfalls in einer Zeitschrift (1880) gedruckten, in die Sammlung nicht aufgenommenem Gedicht „Frühlingsspruch":

Rote Rosen will ich lieblich heißen,
Schöner brennen doch die weißen
Purpurrot
Von des Jahres erstem Blitz umloht.
Rote Wangen will ich gelten lassen;
Schöner brennen doch die blassen
Glutbedeckt,
Durch das erste Liebeswort erschreckt.

Dies Gedicht ließ Meyer deshalb weg, weil er inzwischen ein anderes geschrieben hatte, das ein Motiv des Gedichts in ganz anderer Form aufnahm und durchführte. Es heißt: „Wetterleuchten", steht in den Gedichten und lautet:

Im Garten schritt ich durch die Lenzesnacht.
Des Jahres erste Blitze loderten.
Die jungen Blüten glommen feuerrot
Und blichen wieder dann. Ein schönes Spiel.
Davor ich stille hielt. Da sah ich Dich!
Mit einem Blütenzweige spieltest Du,
Du junggeblieb'ne Tote! Durch die Hast
Und Flucht der Zeit zurück erkannt' ich Dich,
Die just des Himmels Feuer überglomm.
Erglühend standest Du, wie dazumal,
Da dich das erste Liebeswort erschreckt.
Du Ungebändigte, Du Flüchtende!
Dann mit den Blüten wieder blichest Du.

Wer würde nicht „Wetterleuchten" vor „Frühlingsspruch" den Vorzug geben! Aber ist die Verwandtschaft zwischen beiden so groß, daß das erste um des zweiten willen fallen mußte?! Niemand wird Meyer schelten dürfen, daß er diese Frage bejahte, aber wahrlich, Niemand hätte es ihm verübeln können, wenn er sie bejaht hätte.

Dies führt uns zu derjenigen Gruppe von Meyers Lyrik, die Moser „abgeleitete Gedichte" nennt. Dem Dichter genügte ein Gedicht nicht mehr, er verwarf es, aber es ging doch nicht ganz verloren; ein einzelner Vers, ein einzelnes Motiv gab Anlaß zur Entstehung einer neuen Dichtung. Solche „abgeleitete Gedichte" (Mosers Ausdruck ist nicht eben mustergültig, aber ich acceptire ihn, weil ich keinen besseren beizubringen habe), finden sich, wie man weiß, bei jedem Dichter, aber — und dies ist eben das Charakteristische — bei keinem in solcher Zahl, wie bei Meyer. Es ist viel Schönes, aber auch viel Wunderliches dabei zu Tage gekommen.

Hier einige Proben. Aus dem „Jürg Jenatsch" kennt man die Scene, wie Lucretia in stürmischer Nacht den Entschluß faßt, am nächsten Tage Jürg Jenatsch selbst zu töten, damit er nicht unter den Streichen der Gegner falle. Der erste Abdruck des Romans erfolgte in einer wenig beachteten, nach kurzem Ringen eingegangenen Wochenschrift, der von Dr. Paul Wislicenus 1874 herausgegebenen „Litteratur". Dort hieß die Stelle:

„Jetzt war Lucretia allein. Sie trat ans Fenster und blickte in das Dunkel hinaus. Mitternacht war vorüber, der Sturm schwieg, aber kein Stern stand am Himmel. Sie wußte keinen Ausweg aus ihrer Not. Ein altes seltsames Lied fiel ihr ein, das sie meinte, in ihrer Kindheit mit Jürg gesungen zu haben, sie sagte es leise vor sich hin:

Als ich einst in jungen Jahren
Nach Italien bin gefahren,

Wo die Lüfte geh'n gelind,
Sah den dunkeln Berg der Klagen
Hoch am blauen Himmel ragen
Ich, ein heimatloses Kind.
Lang war mir der Berg verschwunden,
Ruhig flossen meine Stunden,
Ohne daß mir Leid geschah —
Aber jüngst, als ich verirrt war,
Wo kein Jäger und kein Hirt war,
Stand er plötzlich wieder da.
Und nun muß ich Arme schauen
Immerdar den Berg mit Grauen,
Der mir ganz den Himmel raubt —
Allwärts blickt er mir entgegen,
Über allen meinen Wegen
Droht er mir mit dunkelm Haupt.

Bereits für die Buchausgabe verwirft Meyer das Gedicht; für diese Stelle nicht mit Unrecht; es ist der überaus gewaltigen Situation nicht ebenbürtig. Aber verdient es an sich den Untergang?! Diese Frage wird auch ein strenger Kritiker nicht bejahen. Was aber nun vollends seltsam berühren muß: aus dem verworfenen Gedicht bleiben dem Dichter zwei Zeilen haften, die ihm der Erhaltung wert scheinen, und er stellt sie nun ohne Änderung an die Spitze eines andern, neu entstehenden Gedichts:

Im Gebirge.

Als ich jüngst vom Pfad verirrt war,
Wo kein Jäger und kein Hirt war,
Führt' ein Licht aus dunklem Tann
Mich an eines Hüttleins Schwelle,
Drin bei matter Lampenhelle
Eine greise Parze spann.
Draußen schlug der Wind die Schwingen,
Und die Bergesströme singen
Hört' ich ihren dunklen Sang.
Und ich sah' den Faden schweben
Und der Faden schien ein Leben —
Meines? dacht ich zauberbang.
Wage, Mensch, die höchsten Flüge,
Deiner Parze starre Züge
Sehen längst das nahe Ziel!
Tummle Dich, ein kühner Ringer:
Ihre hagern, harten Finger
Enden bald das edle Spiel.
Weiter spann die Unbewegte . .
Ist es Täuschung oder regte
Sich im Aug' ihr nasser Glanz?
Eine Thräne seh' ich schimmern . .
An der Wand mit Silberflimmern
Hängt ein dürrer Totenkranz . .
Was ich leise betend schaue,
Ist die Parze nicht, die graue,
Die ein Menschenleben spinnt —
In der Alpenhütte Kammer
Spinnt ein Weib den alten Jammer
Um das früh verlorene Kind.

Hätten nicht beide Gedichte neben einander bestehen können? Zweifellos, der Dichter hätte nur den beiden ersten Zeilen von „Im Gebirge" eine andere Fassung zu geben brauchen. Und das wäre um so empfehlenswerter erweisen, als ja das erste Gedicht durchaus selbständig und besser ist, als das zweite. Dieses zweite steht nun in den „Gedichten" (unter dem Titel „Vision"). Statt der beiden letzten Strophen setzte Meyer die folgende:

Eine Thräne seh' ich zittern,
Einen Kranz mit Silberflittern
Seh' ich hängen an der Wand:
In der Alpenhütte Kammer
Spinnt an einem alten Jammer
Einer Greisin welke Hand.

Diese neue Fassung ist kürzer, aber ist sie schöner und vor Allem, ist sie klarer? Moser bejaht dies, ich bezweifle es. Moser findet es auch durchaus richtig, daß Meyer das erste Gedicht opferte, nur um in das andere zwei Zeilen hinübernehmen zu können; ich finde es ein schwer verständliches Vorgehen. Die Entscheidung, wer da im Rechte ist, sei dem Leser überlassen.

Verständlicher, aber noch immer ungewöhnlich genug ist Meyers Verfahren im folgenden Falle. Eines seiner frühesten Gedichte ist das nachstehend mitgeteilte, 1865 zuerst in einer Zeitschrift gedruckte:

An die Natur im Spätsommer.

Ihr Wolken und ihr Winde,
Die sich gemerkt der Knabe,
Ihr heimatlichen Gründe,
Die ich verlassen habe!
Auf langentbehrten Wegen
Laßt wiederum mich gehn,
Vergönnt mir euern Segen,
Laßt eure Sprache mich verstehn.
Verweht ist längst der Schleier,
Der blaue, mit dem Lenze,
Es naht die Erntefeier,
Des Sommers goldne Grenze.
Schon rötet sich die Traube
Im grünen Rebenblatt,
Bald deckt mit gelbem Laube
Die Erde ihre Ruhestatt.
Ein jedes Werk des Jahres
Hat seine eigne Weihe
Und ist ein Wunderbares
In wunderbarer Reihe;
Das Letzte kommt von allen:
Des Sämanns stiller Gang
Und seiner Körner Fallen
Der Furche dunkle Flucht entlang.
Wenn deine sanften Freuden
Nicht selber ich mir trübe,
Natur, wer will mich scheiden
Von deiner Mutterliebe,
So lang du, Totgeglaubte,
Dich wonnevoll erneust,
Bis du mir einst zu Haupte
Die dunkelbraunen Schollen streust!

In einem zweiten Abdruck fällt die erste Strophe ganz weg, die zweite beginnt mit den Anfangsversen: „Verweht ist längst der Schleier — Der Ahnung mit dem Lenze", und die zweite Hälfte der dritten, nun zweiten Strophe lautet:

Das liebste doch von allen
Ist mir des Sämanns Gang
Und seiner Körner Fallen
Der Furche Flucht entlang.

Auch diese zweite, verkürzte Fassung genügt dem Dichter nicht ganz: er verwirft das Gedicht für die Sammlung. Das ist wohl verständlich; so viel Hübsches das Gedicht enthält, es ist doch nicht originell genug. Seltsam aber ist, daß Meyer auch daraus ein Körnchen rettet, freilich nur eben ein Körnchen, das sich dann zu einem so verschiedenen Pflänzchen auswächst, daß das Auge kaum noch den Zusammenhang gewahrt:

Säerspruch.

Bemeßt den Schritt! Bemeßt den Schwung!
Die Erde bleibt noch lange jung!
Dort fällt ein Korn, das stirbt und ruht.
Die Ruh ist süß. Es hat es gut.
Hier eins, das durch die Scholle bricht.
Es hat es gut. Süß ist das Licht.
Und keines fällt aus dieser Welt
Und jedes fällt, wie's Gott gefällt.

Ab und zu ist auch das Gegenteil zu gewahren; aus einem verworfenen Gedicht entstehen ihrer zwei. „Kommet

wieder" betitelt sich ein Lied in seinen „Romanzen und Bildern," dort lautet es:

Um die bleichen Kreidefelsen kreisen
Möwen immer in denselben Gleisen,
In des stillen Meeres dunkelm Spiegel
Flattern helle Lichter, weiße Flügel.
Und das Meer beginnt ein leises Singen:
Wolken, meine Kinder, regt die Schwingen!
Von der Erde seid ihr angezogen,
Rauscht im Regen! Glänzt im Regenbogen!
Füllt die Brunnen, murmelt in den Quellen!
Stürzt von Felsen, rieselt in den Wellen!
Zieht in Strömen durch die Lande nieder!
Kommet, meine Kinder, kommet wieder!

Damit vergleiche man nun die beiden folgenden, in die Sammlung aufgenommenen Gedichte:

Möwenflug.

Möwen sah um einen Felsen kreisen
Ich in unermüdlich gleichen Gleisen,
Auf gespannten Schwingen schweben bleibend,
Eine schimmernd weiße Bahn beschreibend,
Und zugleich in grünem Meeresspiegel
Sah ich um dieselben Felsenspitzen
Eine helle Jagd gestreckter Flügel
Unermüdlich durch die Tiefe blitzen.
Und der Spiegel hatte solche Klarheit,
Daß sich anders nicht die Flügel hoben
Tief im Meer, als hoch in Lüften oben,
Daß sich völlig glichen Trug und Wahrheit.
Allgemach beschlich es mich wie Grauen,
Schein und Wesen so verwandt zu schauen,
Und ich fragte mich, am Strand verharrend,
Ins gespenstische Geflatter starrend:
Und Du selber? Bist Du echt beflügelt?
Oder nur gemalt, nur abgespiegelt?
Gaukelst Du im Kreis mit Fabeldingen?
Oder hast Du Blut in Deinen Schwingen?

Der Gesang des Meeres.

Wolken, meine Kinder, wandern gehen
Wollt Ihr? Fahret wohl! Auf Wiedersehen!
Eure wandellustigen Gestalten
Kann ich nicht in Mutterbanden halten.
Ihr langweilet Euch auf meinen Wogen,
Dort die Erde hat Euch angezogen:
Küsten, Klippen und des Leuchtturms Feuer!
Ziehet Kinder! Geht auf Abenteuer!
Segelt, kühne Schiffer in den Lüften!
Sucht die Gipfel! Ruhet über Klüften!
Brauet Stürme! Blitzet! Liefert Schlachten!
Traget glüh'nden Kampfes Purpurtrachten!
Rauscht im Regen! Murmelt in den Quellen!
Füllt die Brunnen! Rieselt in den Wellen!
Braust in Strömen durch die Lande nieder —
Kommet, meine Kinder, kommet wieder!

Wie man sieht, ist „Möwenflug" eine Ausgestaltung der ersten, „Der Gesang des Meeres" eine Erweiterung der zweiten und dritten Strophe des verworfenen Gedichts: „Kommet wieder". Das deutet auf Fleiß, auf künstlerisches Pflichtgefühl, das mit seinem Pfunde wuchert — aber kann man bei Goethe, Heine, Mörike oder irgend einem anderen echten und großen Lyriker ähnliches beobachten?! Nein — und diese Thatsache darf nicht übersehen werden, so wenig, wie andrerseits irgend etwas, was für Meyer spricht.

Hier z. B. eine Probe, wie Schönes gerade seinem Fleiß gelang. In den „Romanzen und Liedern" findet sich ein Cyclus: „Auf dem See". Die letzte Strophe des zweiten Gedichts dieses Cyclus lautet:

Vom Ruder sah ich's triefen
Wie Silber niederwärts
Und über stillen Tiefen
Entschlummert mir das Herz.

Das vierte Lied des Cyclus lautet:

Mondesampel grüßt den feuchten
Schimmer auf dem stillen See,
Wie Erinnerungen leuchten
Gipfel drin mit ew'gem Schnee.
Alte Zeiten, die entschliefen
Längst im Tageswechsel hier,
Leben in geheimen Tiefen
Leise träumend unter mir.

Aus diesen beiden verworfenen Liedern ist das folgende entstanden, das die Sammlung schmückt:

Eingelegte Ruder.

Meine eingelegten Ruder triefen,
Tropfen fallen langsam in die Tiefen.
Nichts, das mich verdroß! Nichts, das mich freute!
Niederrinnt ein schmerzenloses Heute!
Unter mir — ach, aus dem Licht verschwunden —
Träumen schon die schönern meiner Stunden.
Aus der blassen Tiefe ruft das Gestern:
Sind im Licht noch manche meiner Schwestern?

Ein anderes merkwürdiges Beispiel der Konzentration bietet auch die Entstehungsgeschichte des Gedichts „Stapfen"; im Kern besehen, ist diese Geschichte für den Kundigen die beste Charakteristik Meyers als Lyriker. In einer Zeitschrift von 1865 findet sich folgendes Lied unseres Dichters:

Waldweg.

Wie wandr' ich gern mit dir allein,
Umzaubert von dem grünen Schein
Des Waldes unter Zweigen!
Beredter als der Stimme Klang
Ist einen stillen Pfad entlang
Ein einverstand'nes Schweigen.
Ins Tannendunkel blitzt ein Strahl
Und überhellt mit einemmal
Den Waldesweg, den feuchten.
Ein Lächeln rasch und unverhofft
Erhellt dein ernstes Antlitz oft
Mit wunderbarem Leuchten.
Das Bächlein rieselt rein und braun
Und läßt bis auf den Grund sich schaun,
Daß nicht ein Kiesel fehle;
Im Schatten rinnt das Wasser klar.
Dein Auge spiegelt rein und wahr
Die Tiefe deiner Seele.
Und wie die Sonne niedersinkt
Und zitternd an den Stämmen blinkt,
Stehn wir an Waldes Grenzen,
Da seh' ich noch in Waldes Schoß
Des stillen Ganges Spur im Moos
So freudevoll erglänzen.

Das Lied genügt ihm einige Jahre später nicht, und hier wird die Kritik des Lesers der Selbstkritik Meyers gewiß nicht widersprechen. Und ebenso hat unser Dichter zweifellos darin recht, wenn ihm die Schlußzeilen des verworfenen Liedes als die wertvollsten erscheinen. Er formt dies Motiv einige Jahre später zu einem selbständigen Liede:

Im Walde.

Demantne Tropfen hangen
An Halm und Blatt und Strauch —
Mir klopft das Herz: gegangen
Bist diesen Pfad du auch!
Der schlanke Fuß, der leichte,
Der mir das Liebste trägt,
Ins Erdreich hat, ins feuchte,
Sein Bildnis er geprägt.
Doch ist zu manchen andern
Gesellt die zarte Spur;
Mir deucht, ein starkes Wandern
War heut auf Feld und Flur.
Aus allen Stapfen kennen
Kann ich der deinen Flucht,

Von allen möcht' ich trennen
Sie voller Eifersucht.
Verzeichnet auf den Wegen
Dein stiller Morgengang?
Lösch aus die Spur, o Regen,
Den ganzen Pfad entlang!

Eine dritte, völlige Umgestaltung erlebt das Motiv in dem folgenden, 1882 in einer Zeitschrift erschienenen Gedicht:

Stapfen.

Träumend schreiten wir auf Waldeswegen,
Aus den gelben Blättern rieselt Regen,
Und den Pfad lass' ich voran dich gehen,
Den wir Hand in Hand gewandelt haben,
Sehen leichter Stapfen Flucht entstehen,
Zarter Sohlen Bildnis eingegraben . . .
Wie du schweigst! Wie kühl die Lippen zaudern!
Aber deine feinen Stapfen plaudern;
Deine Stapfen können's nicht verhehlen,
Schwatzen und beteuern und erzählen,
Wie sie dich in schwülen Sommertagen
Durch den feuchten Waldesgrund getragen,
Wie sie suchten, spähten, lauschend weilten,
Wie sie sehnlich mir entgegeneilten . . .
Doch die leidenschaftliche Geschichte
Glaub' ich nicht im bleichen Herbsteslichte.
Flücht'ge Stapfen, die davon geblieben,
Werden bald vergehn, verwehn, verstieben —
Ihr Geplauder laß dich nicht erschrecken!
Müdes Laub wird deine Stapfen decken . . .

Endlich erlebt dies Motiv seine endgültige, die vierte Gestaltung, in der wir es in den „Gedichten“ finden:

Stapfen.

In jungen Jahren war's. Ich brachte dich
Zurück ins Nachbarhaus, wo du zu Gast,
Durch das Gehölz. Der Nebel rieselte,
Du zogst des Reisekleids Kapuze vor
Und blicktest traulich mit verhüllter Stirn.
Naß ward der Pfad. Die Sohlen prägten sich
Dem feuchten Waldesboden deutlich ein,
Die wandernden. Du schrittest auf dem Bord,
Von deiner Reise sprechend. Eine noch,
Die läng're, folge drauf, so sagtest du.
Dann scherzten wir, der nahen Trennung klug
Das Angesicht verhüllend, und du schiedst,
Dort wo der First sich über Ulmen hebt.
Ich ging denselben Pfad gemach zurück,
Leis' schwelgend noch in deiner Lieblichkeit,
In deiner wilden Scheu, und wohlgemut
Vertrauend auf ein baldig Wiedersehn.
Vergnüglich schlendernd, sah ich auf dem Rain
Den Umriß deiner Sohlen deutlich noch
Dem feuchten Waldesboden eingeprägt,
Die kleinste Spur von dir, die flüchtigste,
Und doch dein Wesen; wandernd, reisehaft,
Schlank, rein, walddunkel, aber o wie süß!
Die Stapfen schritten jetzt entgegen dem
Zurück dieselbe Strecke Wandernden:
Aus deinen Stapfen hobst du dich empor
Vor meinem innern Auge. Deinen Wuchs
Erblickt' ich mit des Busens zartem Bug.
Vorüber gingst du, eine Traumgestalt.
Die Stapfen wurden jetzt undeutlicher,
Vom Regen halb gelöscht, der stärker fiel.
Da überschlich mich eine Traurigkeit:
Fast unter meinem Blick verwischten sich
Die Spuren deines letzten Gangs mit mir.

Es ist nicht zu viel gesagt, daß sich aus diesen vier Gedichten Meyers gesammter Entwicklungsgang als Lyriker konstruieren ließe. Es handelt sich immer um einen Waldgang mit der Geliebten und die Spur ihrer Füße im Moos und Laub — und wie grundverschieden sind die Gedichte! Das erste ist ein unbefangen, ohne viel Grübeln, freilich auch ohne rechte Kraft und Originalität hingesungenes Lied, das nur am Schluß einen eigentümlichen, selten beobachteten, vielleicht noch vorher von keinem anderen Dichter empfangenen Eindruck wiederspiegelt. Dieser bleibt dem Dichter wertvoll, als er einige Jahre später das Gedicht nochmals vornimmt und im Übrigen verwerfen muß; was nun daraus entsteht, ist noch immer ein Lied, aber es giebt keine harmlose Augenblicksschilderung mehr; der Dichter ist allein, die Spur der Geliebten ruft ihm ihr Bild zurück, aber noch immer spricht die Empfindung mit lauter Stimme, die Reflexion flüstert nur eben erst dazwischen. Anders im dritten Gedicht; Empfindung und Reflexion halten sich die Wagschale; eine eigentümliche Situation ist als Neues und Wesentliches hinzugetreten; nun ist's — sit venia verbo — ein Stück novellistischer Lyrik geworden. Im vierten Gedicht wird dies nun — in gänzlich veränderter Auffassung und Stimmung — die Hauptsache: ein Stück Leben, restlos in Verse gebannt. Ich beschränke mich auf diese Andeutungen, um dem Leser nicht den Reiz zu rauben, sie selbst in Gedanken voll ausgestalten zu können.

Die Betrachtung der „abgeleiteten Gedichte“ führt am anschaulichsten in die eigentümliche Arbeitsweise unseres Dichters ein; darum habe ich bei dieser Gruppe am längsten verweilt. Aber auch aus dem, was Moser an Feilungen und Änderungen einzelner Gedichtstellen anführt, läßt sich viel lernen. Nicht bloß unsere richtige Erkenntnis von Meyers Lyrik wird dadurch bereichert, sondern unsere Einsicht in das Wesen der lyrischen Kunst und ihrer Ausdrucksmittel, und das gilt nicht allein von den glücklichen, sondern auch von den minder glücklichen Änderungen, in denen sich Meyer bis an sein Lebensende nicht genug thun konnte. Denn es ist ein Irrtum Mosers, wenn er meint: „Daß eine Reihe von lyrischen und epischen Gedichten aus dem Ende der achtziger Jahre nach dem ersten Abdruck in der „Deutschen Dichtung“ keine Metamorphose mehr durchmachten, ist nur ein Beweis dafür, daß der Autor in der letzten Zeit seiner Rüstigkeit mit Veröffentlichungen ungleich vorsichtiger war als früher.“. Hier gingen eben die Metamorphosen, wie ich bereits in meinem Schriftchen über Meyer dargelegt habe und in der Folge nochmals kurz erwähnen werde, nur eben dem ersten Abdruck so zahlreich voraus und wurden von dem Dichter und dem ihm freundschaftlich ergebenen Redakteur, dessen Ansichten er vertrauensvoll mit berücksichtigte, so genau und gewissenhaft abgewogen, daß das Gedicht oft schon, freilich nicht immer, beim ersten Abdruck seine endgültige Gestaltung gewonnen hatte.

Fast immer glücklich sind jene Änderungen Meyers, die eine schärfere und lebensvollere Charakteristik anstreben. In „Die Gedanken des Königs René“ wird der „wackere“ Lautenschläger in der nächsten Fassung zum „frommen“, in der Erzählung vom „Rappen des Komturs“ die „geschlagene“ zur „verlorenen“ Schlacht. Im „Kamerad“ ruft der Dichter das Liebchen zunächst mit „schwellend warmen“, dann viel anschaulicher mit „schwellend jungen“ Lippen. Im „Winzerfest zu Trimmis“ wird der Vers: „Sie stürzen die Becher, sie jubeln im Chor“ durch den viel treffenderen: „Sie treten den Reigen und stampfen den Chor“ ersetzt. Ein besonders lehrreiches Beispiel bietet in dem vielfach umgearbeiteten Gedicht „Fingerhütchen“ die Stelle, wo der Freude Fingerhuts über das Verschwinden seines Höckers Ausdruck gegeben wird. In der ersten Fassung lautet die Stelle:

Jubelnd springt er in die Höh',
Jubelt ohne Ende,
Und dann jagt er wie ein Reh
Über Feld behende.

Das genügt dem Dichter mit Recht noch nicht und er ändert:

Auf mit einem Freudensprung
Fährt er von der Erde,
Jagt von hinnen freudejung,
Daß erstaunt die Herde.

Auch dies ist noch nicht ganz das Rechte, bis endlich die beste Fassung gelingt:

„Jetzt bin ich ein grader Mann!"
Jauchzt er ohne Ende,
Wie ein Hirschlein jagt er dann
Über Feld behende.

Womöglich noch schlagender erweist sich diese wachsende Kraft des Charakterisierens in dem Gedicht „Der Landgraf". In der ersten Fassung geht eine Strophe voran, die dann in der zweiten völlig wegfällt, offenbar weil dem Dichter diese Art der Selbstcharakteristik des Helden zu unkünstlerisch erscheint. Die Strophe lautet:

Ob ich der Landgraf Philipp bin —
Mit trübem Sinn
Muß oft ich selbst mich fragen —
Der einst zum Becher sang mit Lust
Aus voller Brust
In seinen grünen Tagen!

So setzt in der neuen Fassung das Gedicht gleich mit der Strophe ein, die in der ursprünglichen als zweite stand und darum nicht recht zur Wirkung kam:

Mir sitzt zu Hause jung gezähmt
Und leicht gelähmt
Ein Adler im Verließe.
Er müht sich stets, den Hals zu drehn,
Ins Blau zu sehn,
Aus dem er gerne stieße.

Ungeändert aber bleibt auch diese Strophe nicht ganz. Statt „ein Adler" heißt es nun: „ein Steinaar", statt „er müht sich stets": „er martert sich", Änderungen, die auch die stumpfe Empfindung sofort als Verbesserungen erkennt. Nun erst, wo durch die kräftige Eingangsstrophe gleichsam der Grund für die Stimmung gelegt ist, folgt in dieser zweiten Fassung die neu eingefügte Strophe:

So streck ich Landgraf ebenfalls
Den Kopf und Hals
Wohl durch das Kerkergitter,
Ob etwas auf der Straße zieht
Für mein Gemüt,
Ein Schüler oder Ritter.

Nun wird die dritte Strophe der ursprünglichen Fassung entbehrlich und der Dichter kann sie ganz fortlassen:

Wonach ich lange Sehnsucht litt
Du Wanderschritt,
Wirst Du mich nimmer laben?
Der ich so manche Fehde schlug,
Im reis'gen Zug
Werd' nimmer scharf ich traben?

Die vierte Strophe der ursprünglichen Fassung, nun zur dritten der verbesserten Fassung geworden, wird wieder beibehalten:

Der Kaiser, der ein Siechling ist
Und gern vermißt
Die Kost der rauhen Lüfte,
Weiß nicht, wie schwer ein frischer Mann
Entraten kann
Dem Jagdhorn an der Hüfte.

Auch hier ändert der Dichter, auch hier ist jede Änderung eine Verbesserung. Statt: „Der Kaiser, der ein Siechling ist" heißt es nun: „Der Kaiser, der verzichtet ist", statt „der rauhen Lüfte": „der harschen Lüfte"; die vierte Zeile lautet nun: „Vergaß, wie schwer ein ganzer Mann". Ähnlich wird die folgende Strophe zwar beibehalten, [illegible] charakteristisch durchgearbeitet. Dem gleichen Zwecke [illegible] Mann und die Zeit schärfer zu umreißen, dient die Einfügung zweier Anekdoten in den beiden nun folgenden Strophen. Die erste spielt auf die respektlose Behandlung [illegible] die Landgraf Philipp den Reliquien der heiligen Elisabeth an-teil werden ließ, die zweite giebt ein Erlebnis aus [illegible] Gefangenenzeit wieder:

Wär' ich ein römisch blöder Mann,
Ich wähnte dann:
Damit hätt' ich's verbrochen,
Daß triumphierend ich hinaus
Zum Gotteshaus
Schmiß Mühmchen Lisbeths Knochen.
Jüngst warf ich auf den Festungsrain
Ein Stüberlein
Dem Bettler hin, dem lahmen:
Den schlug der Spanier bis auf's Blut. —
Mich fraß die Wut —
Der Teufel hol' ihn! Amen!

Am klarsten erweist sich die Vervollkommnung der Form in den beiden letzten Strophen. Sie lauten in der ersten Fassung:

Viel lieber läg' ich ich kalt und tot,
Von Wunden rot,
Im Feld, den Blick gebrochen,
Wie Meister Ulrich Zwingli lag
Im grünen Hag,
Vom grimmen Feind erstochen.
Nur tröstet mich das Eine doch:
Das päpstlich Joch,
Es ist und bleibt zerschlagen!
Man wird, ist erst die Stunde da,
Mit Gloria
Die Pfaffenbrut verjagen.

Damit vergleiche man nun Zeile für Zeile die neue Fassung:

Wohl läg' ich besser auf dem Feld —
Ade, du Welt! —
Gewundet und erstochen!
Wie Meister Ulrich Zwingli lag
Am grünen Hag,
Den hellen Blick gebrochen!
Nun tröstet mich das Eine doch:
Das päpstlich Joch
Ist in den Dreck getreten!
Wir dürfen ohne Klerisei
Und Heuchelei
Getrost zum Herrgott beten!

Nicht jedesmal war der Dichter, wie ich schon andeutete, in derlei Änderungen ganz glücklich. Dies drängt sich auch Moser zuweilen auf. Aus den wenigen Beispielen dieser Art, die er bietet, sei hier „Die alte Brücke" zitiert. Das Gedicht bestand in seiner ersten Fassung aus sieben vierzeiligen Strophen. Die zweite Fassung hatte folgenden Wortlaut:

Der Bogen, der aus grauen Zeiten stammt,
Schon ein Jahrhundert ist er außer Amt.
Ein neuer Quaderbau ragt über dir
Und trägt die Straße — du verwitterst hier.
Verschollne Namen gruben deinem Stein
Zur Ruhe längst gelangte Wandrer ein.
In wildem Wuchs, in roter Blüte steht
Der Pfad, der über deine Wölbung geht.
Ein Silbernebel deckt das Reußgetos
Und tränkt den Tannenzweig und netzt das Moos
Ein Schleier nur, ein luftgewoben Kleid,
Ein Traum — umschwebt dich noch Vergangenheit
Im Wogendonner dröhnt ein Wiederhall,

Der fernste noch, von Lied und Waffenschall:
Die Kantilene, die der Schüler sang,
Ein Roßgewieher, ein Drommetenklang.
Der deutsche Kaiser ritt auf deinem Steg,
Du warst nach Rom der segenlose Weg —
Auch Parricida starrt' auf seiner Flucht
Von dir hinunter in die Todesschlucht —
Du brachtest nordwärts manch verlognen Brief,
Drin pfäffische Verläumdung lüstern schlief —
Dich überschritt der Söldner beuteschwer,
In seinem Schatten schlich die Pest daher. —
Vorbei! Verweht bis auf die letzte Spur!
Du bist anheimgefallen der Natur;
Sie hat von Schuld und Hader dich entsühnt,
Mit ihrer keuschen Wildnis dich umgrünt.

Gewiß ein herrliches, auch in der Sprache bis auf einige wenige Stellen mustergültiges Gedicht. Gleichwohl verwarf es der Dichter und nahm in die „Gedichte“ die folgende, an die erste anschließende, ungleich schwächere Fassung auf:

Die alte Brücke.

Dein Bogen, grauer Zeit entstammt,
Steht manch Jahrhundert außer Amt;
Ein neuer Bau ragt über dir:
Dort fahren sie; du feierst hier.
Die Straße, die getragen du,
Deckt Wuchs und rote Blüte zu!
Ein Nebel netzt und tränkt dein Moos,
Er dampft aus dumpfem Reußgetos.
Mit einem luftgewobnen Kleid
Umschleiert dich Vergangenheit,
Und statt des Lebens geht der Traum
Auf deines Pfades engem Raum.
Das Karmen, das der Schüler sang,
Träumt noch im Felsenwiederklang,
Gewieher und Trommetenhall
Träumt und verdröhnt im Wogenschwall.
Du warst nach Rom der arge Weg,
Der Kaiser ritt auf deinem Steg,
Und Parricida, frevelblaß,
Ward hier vom Staub der Welle naß!
Du brachtest nordwärts manchen Brief,
Drin römische Verleumdung schlief,
Auf dir mit Söldnern beuteschwer
Schlich Pest und schwarzer Tod daher!
Vorbei! Vorüber ohne Spur!
Du fielest heim an die Natur,
Die dich umwildert, dich umgrünt,
Vom Tritt des Menschen dich entsühnt!

Einzelne Beispiele für Änderungen im kleinen, die nicht immer Verbesserungen sind, habe ich in meinem Schriftchen über Meyer angeführt. Hier gebe ich zwei Proben daraus. In dem Gedicht „Das kaiserliche Schreiben“ lautete die erste Zeile ursprünglich:

Petrus schreib — zu seinem Kanzler sprach's der leid-
erfüllte Staufen —

Für „leiderfüllte“ wollte der Dichter dann „leidberauschte“ setzen, was gewiß eine Verbesserung war, weil das bezeichnendste Wort für die Stimmung seines Helden. Da kamen ihm hinterdrein Bedenken und er korrigierte für „leidberauschte“: „gramverstörte“; was mir ebenso zweifellos eine Abschwächung schien. Ich konnte diese Änderung, da der Bogen bereits gedruckt war, nicht mehr durchführen und hoffte, daß er dies nicht eben schwer nehmen werde. Es that ihm aber doch leid und er setzte für die Buchausgabe das schwächere Wort. In demselben Gedicht lautete eine Zeile ursprünglich:

Kanzler Petrus, schreibe Wahrheit über mich und
meinen Toten.

Unmittelbar nach Absendung des Gedichts änderte er die Stelle in „Schreib' die Wahrheit“, was mir keine Verbesserung schien. Er hielt seine Variante dennoch aufrecht, doch traf auch diese Anordnung zu spät ein, um berücksichtigt zu werden. Auch darüber machte er sich Sorgen; diesmal aber schien ihm nachträglich wieder die erste Fassung besser, und so findet sie sich auch in den „Gedichten“. Daß und wie er die Prosa-Anmerkung zu diesem Gedicht dreimal änderte und wie dieselbe Note dann in den „Gedichten“ doch wieder einen andern Wortlaut hat, habe ich in dem erwähnten Schriftchen des näheren dargelegt. „In all dem steckt“, schloß ich, „zweifellos nicht blos künstlerische Gewissenhaftigkeit, sondern auch eine bis zur Selbstqual gesteigerte nervöse Unsicherheit“, — und ich glaube, daß dies eben so richtig ist, wie Mosers Hinweis darauf, welche herrlichen Früchte das Feilen getragen hat. Es ist eben beides wahr, und eben darum wüßte ich jedem jungen Lyriker keinen besseren Rat, als Meyers Gedichte in der ersten und den folgenden Fassungen sorglich durchzunehmen und zu vergleichen. Die Ausführungen im ersten Teil von Moser's Schrift, in dem nach einzelnen Schlagworten zusammengestellt ist, wie sich neben Meyer's Kraft der Charakteristik auch der Wohllaut seiner Form, die Fähigkeit der richtigen Wahl des Versmaßes und vor allem die Fähigkeit der Konzentration steigerte, werden dem Leser dabei wertvolle Fingerzeige sein. Aber die nutzbringendste Arbeit wird er dann selbst verrichten müssen, indem er an der Hand des von Moser mit ungemeinem Fleiß beigebrachten Materials im zweiten Teile die Vergleichungen im einzelnen vornimmt.

Dies ist das Hauptverdienst von Moser's Schrift und hauptsächlich aus diesem Grunde sind ihr so viele Leser zu wünschen, als es Dichter und ernste Freunde der Dichtkunst in Deutschland giebt. Daneben macht sie uns aber, wie gleichfalls angedeutet, mit verschiedenen von Meyer verworfenen Gedichten bekannt, die gleichwohl bekannt zu werden verdienen. Auch hier glaube ich meinen Zweck, das Buch zu empfehlen, am besten zu erreichen, indem ich Proben gebe. In den vier ersten Auflagen der Gedichte stand das folgende Lied, das dann von der fünften ab getilgt wurde:

Einer Toten.

Wie fühl' ich heute deine Macht,
Als ob sich deine Wimper schatte
Vor mir auf diesem ampelhellen Blatte
Um Mitternacht.
Dein Auge sieht
Begierig mein entstehend Lied.
Dein Wesen neigt sich meinem zu.
Du bist's! Doch deine Lippen schweigen.
Und liesest du ein Wort, das zart und eigen,
Bist's wieder du,
Dein Herzensblut,
Indeß dein Haupt im Grabe ruht.
Mir ist, wenn mich dein Atem streift,
Der ich erstarkt an Kampf und Wunden,
Als sei'st in deinen stillen Grabesstunden
Auch du gereift
An Liebeskraft,
An Willen und an Leidenschaft.
Die Marmorurne setzten dir
Die deinen, um dich zu vergessen,
Sie erbten und sie freiten unterdessen.
Du lebst in mir!
Wozu beweint?
Du lebst und fühlst mit mir vereint!

Warum das Gedicht verworfen wurde, hierfür ist ein innerer Grund schwer aufzufinden. Vermutlich war es auch kein solcher, sondern eine Erwägung rein persönlicher Art, die den Dichter zur Ausmerzung bewog.

Ein Anhang von Moser's Schrift bringt Gelegenheits

gedichte Meyers und auch sie sind eine wertvolle Gabe. Einige sind an sich schön, andere wieder charakteristisch für das innige Verhältnis Meyers zu seiner Heimat. Beides zugleich gilt von folgendem Gedicht, mit dem unser Dichter eine kleine Schrift über Zürich und seine Umgebung, die den Fremdenverkehr heben sollte, schmückte. Es lautet:

Prolog.

Als ein Kind bin ich mit frischen Wangen
Durch die Thore Zürichs noch gegangen,
Sie zerbrach den Bann und wuchs und baute,
Sich verjüngend, während ich ergraute.
Sie zerschlug des Walles starre Hülle
Und entrollte sich in Lebensfülle,
Und auf immer ungestümer'm Flügel
Krönte sie mit Zinnen rings die Hügel.
Doch aus reicher'm Rahmen und Gefüge
Sprechen immer noch die lieben Züge —
Freundlich dämmert fort im Traum der Dichtung,
Was gesunken ist für Raum und Lichtung.
Limmat überbrückte sich aufs neue,
Aber flutet noch in tiefer Bläue,
Und mit ihren selig reinen Stirnen
Strahlen droben dort dieselben Firnen.
Menschenstunde gleicht dem Augenblicke,
Städte haben längere Geschicke,
Haben Genien, die mit ihnen leben
Und in immer weitern Kreisen schweben.

Neben manchem anderm Vorzug hat Meyer's Schrift auch den, eine vortreffliche Vorarbeit für eine kritische Gesamt-Ausgabe der Werke Konrad Ferdinand Meyers zu sein. Daß es zu einer solchen kommt, ist zweifellos: er war bedeutend genug, um sie zu verdienen; aber daß sie bald komme, ist leider nur ein Wunsch, aber keine Hoffnung, die ich ausspreche, denn zunächst fehlt es ja sogar an einer Gesamt-Ausgabe überhaupt. Warum sie noch fehlt, wissen wir nicht; aber hier ist wahrlich die Gelegenheit, ein altes Scherzwort in bitterem Ernste zu wiederholen. Wir Meyer-Freunde kennen die Gründe nicht, warum Meyer's Verleger und seine Erben nicht an eine solche Gesamt-Ausgabe denken, aber wir mißbilligen diese Gründe. K. E. F.

Ein Brief Michael Beers.

In Band XVII, S. 125, der „Deutschen Dichtung" haben wir bereits einen Brief Michael Beers (aus Neapel, 11. August 1821, sein Trauerspiel „Klytemnestra" betreffend), veröffentlicht, und den Dichter bei dieser Gelegenheit kurz als ein „reiches, schönes, mitten in seiner Entwickelung gefälltes Talent" charakterisiert. Hier ein anderer bisher ungedruckter Brief des so jung dahingerafften Dichters des „Struensee", der seine feine, freilich auch ein wenig allzu eitle Natur sehr gut kennzeichnet. Gerichtet ist das Schreiben an Theodor Winckler (Theodor Hell) in Dresden, den Redakteur der einst fast ebenso berühmten, als berüchtigten „Abendzeitung", und lautet:

München, d. 15. Febr. 1827.

Ihr letzter Brief, mein verehrter Freund, war mir ein neuer Beweis Ihrer alten Freundschaft für mich. Ich habe es wohl geahnet, daß der boshafte Bruckbräu seinen Artikel so einzukleiden gewußt hat, als hätte ich Kenntniß davon, denn er merkte wohl, daß er ihn nur so würde in die Abendzeitung einschwärzen können. Nun, es sey ihm und Allen die mir übel wollen, vergeben. Ich würde seiner auch weiter keine Erwähnung thun, wenn ich nicht Schenk und mich vor dem Verdachte zu rechtfertigen hätte, als stünden wir in irgend einer näheren Beziehung zu ihm. Er hat mir, auf den er früher schon viel geschimpft hatte, gleich nach meiner Ankunft einen Besuch gemacht, mich mit den fadesten Schmeicheleyen überhäuft und ich mußte ihm natürlich einen Gegen-Besuch machen. Schenk that dies mit mir, da Bruckbräu ihn irgend eines Interesse halber früher zu Gevatter gebeten hatte, und Schenk ihn Monate darauf noch nicht besucht hatte.

Bey dieser Gelegenheit habe ich ihn etwa eine Viertel-Stunde gesprochen, und seit der Zeit nicht wieder. Grüße für Sie habe ich ihm keinesweges aufgetragen; ein neuer Beweis seiner zudringlichen Lügenhaftigkeit. Wie würde ich auch die sauberen Versicherungen meiner Freundschaft für Sie so unreinen Lippen anvertrauen! Daß er die Protection des Hofes genießt, ist mir völlig unbekannt, und Poißl duldet ihn wie ein lästiges litterarisches Insekt, das durch nichts aus den Regie-Zimmern zu vertreiben ist.

So viel über diesen unwürdigen Gegenstand — oder Autor — der seit Kurzem die hiesige „Eos" zum Tummel-Platz der niedrigsten Gemeinheiten gemacht hat. — Nur weil Sie Rechenschaft von mir über ihn gefordert haben, gab ich sie — und jetzt zu etwas anderem.

Sie haben keinen Begriff, wie aufgeregt lebendig sich hier Alles diesen Carneval bewegt. Man kennt die Ansichten des Königs, der ein frohes, ungezwungenes Leben vor allem in seiner Residenz wünscht, und diesem schönen Wunsch, den es so angenehm ist, zu erfüllen, bestrebt sich nun Alles entgegenzukommen. So fand neulich ein schöner Maskenzug auf dem Maskenball statt, dessen sinnreiche Idee von Klenze ausging und durch die angesehendsten Herren und Damen der Stadt ausgeführt wurde! Der König empfing diese Quadrille auf das freundlichste und es wurden ihm Gedichte von Schenk, Thierich und mir überreicht, denen Sie vielleicht nebst einer kleineren Relation des Festes von mir, einen Platz in der Abendzeitung gönnen. Es ist auch Schenk's Wunsch, daß dies geschähe. Es war indeß unmöglich, der Redaction der Flora die Erlaubniß abzuschlagen, diese Gedichte auch aufzunehmen. Indeß rührt die dazu gegebene Relation weder von Schenk noch von mir her. — Ich habe Ihnen über jedes Gedicht den Nahmen des Verfassers geschrieben. — Wenn es möglich ist, so möchten unsere Verse gern den Platz vor den Correspondenz-Berichten usurpiren. Indeß halten Sie das, wie es Ihnen genehm ist, nur möchte ich die schleunigste Aufnahme erbitten.

Mit den herzlichsten Grüßen an alle Freunde

Ihr
treu ergebener
Michael Beer.

P. S. Es ist nicht erst nöthig, Sie zu ersuchen, niemand zu sagen, daß die Mittheilung dieser Gedichte und die kleine Relation des Festes von mir herrührt!

Ihr M. B.

Es ist schwerlich ein Entgang für die Geschichte unserer Litteratur im XIX. Jahrhundert, wenn wir zu dem ersten Teil des Briefes nur eben anzugeben wissen, wer die darin erwähnten Persönlichkeiten waren, hingegen nicht festzustellen vermochten, welche schwarze Niedertracht der so abschreckend geschilderte Bruckbräu da eigentlich unter Berufung auf die beiden Freunde des Redakteurs, Beer und Schenk, in die brave, zahme „Abendzeitung" eingeschmuggelt hat. Friedrich Wilhelm Bruckbräu, 1792 zu München geboren und 1874 daselbst gestorben, war als Beamter bei der General-Direktion der Zölle angestellt, redigierte neben der, nach Beers Versicherung so schmutzigen und unappetitlichen „Eos" auch politische Münchener Blätter, so den „Bayrischen Beobachter" und scheint, nach den Titeln seiner Werke zu schließen, allerdings ein Herr von nicht eben feinem und sauberem Geschmack gewesen zu sein. Nach einem Trauerspiel „Maria von Brabant" produzierte er eine Reihe von Schriften, die ihm gewiß mehr Honorar, aber (wie gesagt, nur nach den Titeln zu schließen) sicherlich weniger Ehre eintrugen, als dieses Erstlingswerk, auch wenn es noch so schlecht gewesen sein mag: da finden wir „Geheime Liebschaften, der Pariser Hofdamen", „Rosas Gardinenseufzer", „Schürzen-Rätsel" und ähnliche lockend und geschmackvoll betitelte Bücher verzeichnet; ja sogar einen „Papst im Unterrock", wozu gewiß besondere Verruchtheit gehört. — Poißl war der damalige künstlerische Leiter der Berliner Hofbühne, Eduard von Schenk, der nächste Freund Michael Beers und spätere Herausgeber seines Nachlasses, ein bekannter dramatischer Dichter jener Zeit („Belisar", „Albrecht Dürer in Venedig", „Die Krone von Cypern" u. A.). Er war damals Vorstand der Schul- und Kirchensektion im Ministerium, kurz darauf Minister des Innern, der Günstling Ludwig I. und ein Werkzeug der Reaktion, und machte sich binnen kurzer Zeit so mißliebig, daß er bereits 1831 auf einen hohen Posten in Regensburg flüchten mußte. Es ist gewiß für die Münchener Verhältnisse jener Zeit bezeichnend, daß Herr von Schenk, schon damals nächst dem Minister des Innern der mächtigste Beamte im Königreich, gleichwohl dem Verfasser des „Papst im Unterrock" seinen Besuch machte, weil dieser gleichzeitig Redakteur der schmierfinkigen „Eos" war.

Der zweite Teil des Briefs ist an sich verständlich. Wie man sieht, vergnügten sich damals die Münchner auf ihren Maskenbällen, allerdings nur eben auf den feinsten, auch damit, zuzusehen, wie einige Dichter dem König Gedichte überreichten, was heute nicht mehr Brauch ist. Aber auch heute noch könnte es vorkommen, daß ein Poet von Beers Ruhm eine ähnliche Ehre, wie die, ein solches Gedicht überreicht haben zu dürfen, gern verewigt sähe und selbst eine „Relation" darüber schriebe.

Spaßhaft wehmütig berührt das Postskriptum. Winckler-Hell war hoffentlich ein diskreter Mann und hat es niemand gesagt, von wem die „Relation" stamme. Aber er hat pietätvoll den Brief aufgehoben und dieser ist den Weg aller Autographen berühmter Dichter gegangen: in die Mappe eines Sammlers, von da zur Auktion, von da in die Spalten eines litterarischen Fachblatts. Und nun erfährt 75 Jahre später alle Welt, von wem die „Relation" war. Nun, möge die Litteratur-Geschichte nie Schlimmeres an den Tag bringen müssen, als wir durch diese Enthüllung über den feinen, begabten, eitlen Michael Beer!

Litterarische Notizen.

— Zu Scheffels Gedichten. In unserer Nummer 1 des XXI. Bandes vom 1. Oktober 1901 brachten wir unter IV. des Inhaltsverzeichnisses eine Reihe nach Angabe unseres Gewährsmanns ungedruckter Jugendgedichte von Josef Victor von Scheffel.

Zu unserem Bedauern mußten wir nachträglich feststellen, daß die Angaben unseres Gewährsmannes bezüglich der Ungedrucktheit nur teilweise der Wahrheit entsprachen, ferner aber auch, daß derselbe in keiner Weise zu einer Veröffentlichung dieser Gedichte berechtigt war.

Der Rechtsnachfolger des Dichter, Herr Viktor von Scheffel in Karlsruhe, erklärte uns, daß diese Veröffentlichung ohne seine Genehmigung und ganz gegen seine Intentionen erfolgt sei, und erstattete, entsprechend seinem gewöhnlichen Vorgehen in derartigen Fällen, Anzeige bei der Staatsanwaltschaft wegen Verletzung des Urheberrechts.

Unter den oben erwähnten Umständen betrachten wir es als ein freundliches Entgegenkommen, daß Herr Viktor von Scheffel uns die Zurückziehung seiner Klage in Aussicht gestellt hat, und werden in diesem Falle unserem Bedauern noch durch eine Zuwendung für wohlthätige Zwecke äußeren Ausdruck verleihen.

Die Redaktion der „Deutschen Dichtung."

— Die Entwickelung der modernen Malerei. Von W. von Seidlitz, Hamburg, Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. Ein vom Parteistandpunkt der „Modernen" geschriebenes, aber ganz verständiges und gut lesbares Schriftchen. Dem wohl orientierten Leser, geschweige denn gar dem Kenner wird es nichts Neues sagen, aber für diese ist es auch schwerlich bestimmt, sondern für ein großes, der Belehrung bedürftiges Publikum, das hier immerhin einen nicht allzu einseitig gedrillten Führer findet.

— Altdeutsch-lateinische Spielmannsgedichte des 10. Jahrhunderts, für Liebhaber des deutschen Altertums übertragen von Moritz Heyne. Göttingen, Franz Wunder, 1900. — Ein feines Büchlein, das wir mit Freude gelesen haben und mit Freude empfehlen. Freilich hat der Gelehrte, dem wir es verdanken, Recht, wenn er seine Einleitung beginnt: „Es ist keine erlesene Gesellschaft, von deren Kunst in den nachfolgenden Blättern einige Proben gegeben werden. Mit dem edelen Sänger, dem geistlichen Dichter der Zeit darf keines ihrer Mitglieder verglichen werden. Ihr Stand ist der geringste, ihre Stoffe leicht, die Kunst ihres Dichtens, wie ihres Vortrags mindestens derb." Aber ebenso ist ihm beizupflichten, wenn er fortfährt: „Und dennoch können wir ihnen auch heute noch mehr als einen bloßen geschichtlichen Anteil zuwenden; manches, was von der Spielmannsdichtung des 10. und 11. Jahrhunderts auf uns gekommen, vermag wirklich durch Stoff und Erzählungskunst zu fesseln." Dies wird durch die Eigenart des Spielmanns vor 1000 oder 900 Jahren bedingt. Der dichtende und vortragende Spielmann dieser Zeit gehört zu den Possenreißern und Gauklern, die sich vom römischen Altertum hinüber in die germanische Welt gerettet haben und durch das ganze Mittelalter in Ausläufern selbst bis auf unsere Zeit dauern. Im Gefolge des Königs, an geistlichen Höfen, in Klöstern und Städten, überall, auch im Dorf sind sie zu finden. Auf romanischen Boden geboren, gewinnt das Spielmannswesen bald auch in Deutschland nicht bloß große Ausbreitung, sondern auch eigentümliche Ausgestaltung; eine Art Schalksnarrentum, die das Privileg giebt, den Mächtigen die Wahrheit zu sagen, haftet ihm vom Anbeginn an. Einer der frühesten deutschen Spielleute, von denen wir erfahren, erringt sich auch durch seinen Wahrheitsmut sein Stücklein Unsterblichkeit. Das ist jener ungenannte Spielmann aus der Umgebung Karls des Großen, von dem ein Chronist, der Mönch von St. Gallen, berichtet. Als Karl der Große nach dem Tode seiner zweiten Gemahlin, der Königin Hildegard, ihren Bruder, seinen Schwager Udalrich, eines angeblichen Vergehens wegen, in Wahrheit aber deshalb, weil nun die Familienbande gelöst waren, seiner Lehen entsetzen wollte, da rief dieser wackre Spielmann flugs:

Nun hat der Herre Udalrich
Verloren Alles, was er sich
An Ehr in Ost und West erwarb,
Dieweil ihm seine Schwester starb —

was auf den großen Karl seiner innern Wahrheit wegen solchen Eindruck machte, daß er den Schwager sofort wieder in alle Güter und Ehren einsetzte. In der Form möglichst einfach und volkstümlich, ist die Spielmannsdichtung von vornherein dazu bestimmt, durch die musikalische Begleitung oder durch den Vortrag erst die rechte Wirkung zu erlangen; der Spielmann ist immer auch ein Mime, wie er immer ein fahrender, immer ein rechtloser, in der Regel sehr armer Mann ist. Gedichte dieser wandernden Gesellen also sind's die Moritz Herne aus der lateinischen Form, in der sie überliefert sind, in kräftiges Deutsch übertragen hat, zumeist Schnaken und Schnurren, einige sehr derb, alle witzig. Zur Probe stehe hier ein Auszug des ersten Schwanks aus der Mär vom „Gevatter Einochs“:

Es ist nicht bloß der Augen Lust,
Die mit Ergötzen füllt die Brust;
Auch Ohren freu'n sich jederzeit
Ob einer guten Neuigkeit.
Bei Tafel eines großen Herrn
Erzählt man sich die Mär gar gern
Vom Bauer Einochs. Den Bericht
Gibt scherzhaft jetzt Euch mein Gedicht.

Nun wird von einem Bauersmann berichtet, dem immer wieder von seinen beiden Ochsen, mit denen er pflügt, der eine eingeht. Daher der Beiname. Aber eines Tags fällt auch das zweite Tier und er trabt auf seinem Maultier mit den Fellen zum Wochenmarkt, wo er sie nach langem Feilschen um 8 Groschen los wird. Auf dem Heimweg findet er durch einen Zufall, den man im Gedicht nachlesen mag — 1902 ist derlei nicht gut druckbar — einen Haufen Geld im Gras des Waldes, das dort ein Dieb verborgen hat, und bringt die schwere Last Münzen heim. Um das Geld nach Scheffeln messen zu können, entlehnt Gevatter Einochs nach seiner Heimkehr vom Schulzen ein Maß, wodurch sein Glück im Dorfe ruchbar wird. Die Leute halten ihn für einen Dieb, worauf er aber entrüstet:

Vom Diebstahl nicht, nein vom Verkauf
Der Ochsenhaut stammt dieser Hauf.
Nicht weit von unserer Grenze hat's
Einen berühmten Handelsplatz.
Da zahlt man gern, wie jeder weiß,
Für Häute fabelhaften Preis.

Der Schulze kommt nun natürlich auf den Gedanken, auf gleichem Wege reich zu werden, ebenso die ganze Gemeinde; alle Hausväter im Dorf schlachten ihre Rinder und ziehen mit den Fellen zu Markte. Aber niemand will sie ihnen abkaufen, weil sie einen unverschämten Preis verlangen; es kommt zu Zank und Prügeln, die Leute, der Pfarrer und der Schulze an der Spitze, werden vor den Stadtrichter geführt, der ihnen zur Buße die Häute abnimmt. Wüthend kehren sie heim, an Einochs, der sie belogen, Rache zu nehmen. Wie sich dieser aus der Gefahr errettet, mag im Büchlein selbst nachgelesen werden; es ist noch lustiger und noch drastischer als der erste Schwank der Mär, den wir zur Probe altdeutschen Spielmannshumors mitgeteilt haben. Kräftige Kost, die vielleicht nicht jedem mundet, aber den Freund volkstümlicher Art zugleich erfreuen und belehren wird. Denn selbstverständlich ist das Büchlein auch kulturgeschichtlich eine reiche Fundgrube.

— Die Freude am Licht. Roman von Wilhelm Fischer in Graz. Zwei Bände. Berlin, Georg Heinrich Meyer. 1902. Wir erinnern uns, Novellen des Autors gelesen zu haben, die, ohne Proben einer starken Begabung zu sein, sich doch ganz nett haben lesen lassen. Der Roman hingegen ermüdet, nicht blos weil er sehr breit ist, sondern weil sich hier das Mißverhältnis zwischen dem Ziel, das sich der Autor steckt, einer Art Bildungs- und Entwicklungsgeschichte, und dem nicht genügenden künstlerischen Können des Verfassers zu empfindlich ausprägt. Ein strebsamer Mann, aber ein mittelmäßiger Musikant. K. E.

— Grisellinde. Eine Dichtung von Nikolaus Welter. Luxemburg, M. Huß. 1901. Der Verfasser ist ein Luxemburger Dichter, dessen „dramatisierte Volkssage“ „Siegfried und Melusine“ die Probe eines feinen und eigentümlichen Talents war und als solche auch die Anerkennung der Kritik gefunden hat. Die vorliegende Dichtung, ebenfalls in dramatischer Form, steht an Originalität des Stoffes der eben genannten Erstlingsdichtung nach, auch ist hier noch weniger an eine Aufführung zu denken. Aber die feine Empfindung des Autors für Sage und Volkstum seiner Heimat, seine Versgewandtheit und die romantisch-realistische Durchführung des Stoffes zeichnen auch dieses Werk von vielen anderen Buchdramen aus. Warum auf dem Einband eines deutschen Buches „Luxembourg“ und nicht „Luxemburg“ gedruckt steht, war uns nicht verständlich. — m —

Der Religionsstifter. Trauerspiel in fünf Aufzügen von Hermann Hanau. Berlin, Georg Heinrich Meyer. 1902. Der Held ist Numa Pompilius; gleichwohl erhebt der Dichter im Vorwort den Anspruch, Ideen unserer Zeit wiedergegeben zu haben. Offen gesagt, allzuviel Ideen haben wir überhaupt darin nicht gefunden, weder unserer noch der altrömischen Zeit, wohl aber Verse, Worte, Worte. Es hätte keinen Schaden für den Ruhm des offenbar noch sehr jungen Autors bedeutet, wenn er die Druckkosten in der Tasche behalten und das Werk nicht veröffentlicht hätte. K. E.

— Höhenluft. Ausgewählte Gedichte von Leo von Heemstede Heiligenstadt (Eichsfeld), F. W. Cordier. 1902. — Wie es eine spezifisch katholische Wissenschaft in Deutschland giebt, so auch eine spezifisch katholische Schöne Litteratur — mit welcher Berechtigung, soll im Rahmen einer Anzeige nicht untersucht sein. Genug, es giebt Romane, Novellen, Dramen, Epen und Lieder, die vor Allem den Dogmen der katholischen Religion entsprechen wollen. Die natürliche Folge ist, daß sie über einen engen Kreis nur selten herauskommen, selbst dann nicht, wenn sie auch Talentproben sind; es sei denn, dieses Talent wäre, wie das F. W. Webers, des Dichters von „Dreizehnlinden“, ein ganz hervorragendes. Der Verfasser der vorliegenden Sammlung wird in den engeren Kreisen für die er schafft, geschätzt; auch die Kritik wird seinen Versen Reinheit und Glätte der Form zugestehen. Manches ist auch hübsch empfunden; aber zieht man den gegebenen, streng konfessionellen Inhalt in Abzug, so bleibt nicht viel übrig, um dessentwillen man dem Dichter, wie der Verleger in einem beigelegten Zettelchen in erster Linie hervorhebt, „Gedankenreichtum“ zugestehen möchte. Auch die Thatsache, daß der Dichter bei den Kölner „Blumenspielen“ wiederholt Preise gewonnen hat, läßt uns zwar nicht geringer, aber auch nicht höher von ihm denken, als wir dies sonst thun. Diese Spiele sind kindliche Vergnügungen, aber man kann dabei mitthun, und doch recht begabt sein. K. E.

Neue Bücher.

Goethe's Werke. Unter Mitwirkung verschiedener Fachgelehrten, herausgegeben von Prof. Dr. Karl Heinemann. Kritisch durchgesehene und erläuterte Ausgabe, 8. Band, bearbeitet von Dr. Viktor Schweizer. 12. Band, bearbeitet von Dr. Karl Heinemann. Leipzig und Wien, Bibliographisches Institut o. J.

d'Altona, H., Die Königszwillinge oder die Schützlinge der Rosensee. Ausstattungskomödie mit Gesang und Tanz in 6 Bildern. Fr. Hamburg. Grabows Verlagsbuchhandlung. o. J.

Rüdiger, Alwin, Da und Dort, Lieder von der Wanderschaft. Brünn. Josef Klär. 1901.

Redigiert unter Verantwortlichkeit des Herausgebers Karl Emil Franzos in Berlin. — Nachdruck auch im Einzelnen ist untersagt und wird strafgerichtlich verfolgt. — Verlag der Concordia Deutsche Verlags-Anstalt in Berlin. — Druck von Kißling & Krüger, Berlin

Aus fremden Zungen.

Der Schlaftrunk.

Italienische Volksballade.

„Meine Mutter ist alt und grau schon, heißt mich aufsteh'n früh am Tag,
Heißt schon früh am Tag mich aufsteh'n, daß ich Wasser ihr holen mag." —

Kommt des Weg's daher ein Ritter, grüßt gar schön das Mägdelein.
„O wohin geht Ihr, schwarzbraun' Liebchen durch den Thau so ganz allein?"

— „Zu dem Brunnen muß ich gehen, wo die Mutter mich hingesandt."
Als zum Brunnen sie gekommen, wohl das Wasser getrübt sie fand.

„Laßt' auf diesen Stein Euch nieder, bis das Wasser sich hat geklärt.
Zahlen will ich zweihundert Scudi, wenn ihr mir eine Nacht gewährt."

— „Wartet nur hier auf mich, Herr Ritter, bis ich's der Mutter kundgethan!"
Schwarzbraun Kind, auf dem Kopf den Eimer, geht zur Mutter und sagt's ihr an.

„Geh' nur immer, o meine Tochter, geh' nur immer und sag's ihm zu.
Wollen ihm einen Trank eingeben, schläft dann die ganze Nacht in Ruh."

Als der Morgen nun war gekommen, der Herr Ritter vom Schlaf aufstand,
Zählt mit rechter Hand das Geld hin, trocknet die Augen mit linker Hand.

— „Warum weint Ihr, mein Herr Ritter? Ob Euer Geld Euch traurig macht?"
„Weine nicht um die zweihundert Scudi, weine um die verlor'ne Nacht.

Noch zweihundert will ich Euch geben, schlaft Ihr noch eine Nacht mit mir."
— „Noch eine Nacht! Ach nein, Herr Ritter! Noch eine Nacht? was denket Ihr!"

Und so lang noch am Baum der Apfel, wird er begehrt von Jedermann.
Wenn der Apfel erst fiel zur Erde, alle Leute verschmäh'n ihn dann.

Übersetzt von **Paul Heyse.**

Strophen für Musik.

Es kann die Welt kein Glück verleih'n gleich dem, das sie entrafft,
Wenn in der jungen Seele stirbt die Glut der Leidenschaft;
Auf der weichen Wange nicht allein vergeht das frische Rot,
Auch des Herzens zarte Blüte welkt eh' die Zeit der Jugend tot.

Deren Kraft auf Trümmern morschen Glücks sich mutig noch ermannt,
Sie treiben durch ein Meer von Schuld und Wollust fern vom Strand:
Es irrt ihr sturmgepeitschter Kiel auf wildverlor'nem Pfad
Und strebt umsonst zur Küste, der er nimmermehr sich naht.

Und wie Grabeskälte stumm und hart senkt sich's herab auf's Herz,
Empfindungslos für fremdes Leid träumt's kaum vom eig'nen Schmerz;
Die Quelle milder Thränen hält ein starrer Frost umfaßt,
Und glänzt's zuweilen auch im Aug', — es ist des Eises Glast.

Ob auch die Lippe lacht und scherzt und Lust das Herz entfacht,
Wenn keinen Schlaf das Aug' mehr kennt in später Mitternacht,
So ist's doch nur wie Epheu, das den morschen Turm umrankt,
Von außen immer frisch und grün, doch innen welk', erkrankt.

O könnt' ich fühlen noch und sein, wie ich gefühlt und war,
Und weinen, wie ich einst geweint um manches alte Jahr —
Wie selbst der bitt're Wüstenquell dem Wand'rer Labung gönnt,
So wär' mir jede Thräne süß, wenn ich noch weinen könnt'.

Nach dem Englischen des **Lord Byron** von **Georg Edward.**

Juninacht.

Der Sommerabend überströmt mit Blumendüften
Das Land, das von den schwülen Wellen überfließt.
Man horcht geschlossnen Aug's dem Tönen in den Lüften
Und ruht nur einen Schlaf, der halbes Wachen ist.

Die Sterne sind so hell, da sich die Nebel paarten,
Und falbes Licht hält sanft den Horizont umspannt;
Es ist, als wollt' das Morgenleuchten nicht mehr warten
Und irrte schon die ganze Nacht am Himmelsrand.

Aus dem Französischen des **Victor Hugo** von **Stefan Zweig.**

Einsam tret' ich in das nächt'ge Schweigen.

Einsam tret' ich in das nächt'ge Schweigen —
Durch die Nebel glänzt ein Kiesweg fern;
Nichts Lebend'ges will dem Blick sich zeigen,
Nur am Himmel redet Stern mit Stern.

Und die Erd', im bläulich milden Schimmer
Liegt sie ernst und still und feierlich . . .
Ich allein nur find' die Ruhe nimmer —
Harr' ich auf ein Glück? Quält Reue mich?

Nein, ich weiß, daß mir kein Glück beschieden;
Nein, nicht reut mich mein vergang'nes Thun —
Freiheit such' ich nur allein und Frieden;
Mich verlangt's, für ewig auszuruh'n . . .

Doch nicht jenen todesstarren, kühlen
Schlummer möcht' ich ruh'n im Erdenschoß —
Meine tiefe Ruhe möcht' ich fühlen,
All' der irren Sehnsuchtsschmerzen los.

Einer süßen Stimme möcht' ich lauschen,
Die von Liebe sänge Tag und Nacht;
Eine dunkle Eiche soll mir rauschen
Über'm Grab in immergrüner Pracht. —

Aus dem Russischen des **Michael Lermontoff** von **Eduard Fehre.**

Aus Ostasien.

Lied.

Aus dem Japanischen des **Tozen.**

Blasses Mondlicht spielt
In des Alters Thränen mir,
Träume ferner Zeit
Weckend, da in langer Nacht
Schlaflos ich und glücklich lag.

Lied.

Aus dem Japanischen des **Norimits.**

Kuckuck, noch einmal
Hebe Deine Stimme mir,
In des Alters Wald
Wieder wachzurufen mir
Frührer Jahre Mitternacht!

Gedicht.

Nach dem Koreanischen eines unbekannten Dichters.

Rasch verströmt das Leben;
An des Wassers Flüssen
Überkommt mich Schmerz.

Trost ins junge Herz
Senkt der Weiden Grüßen,
Die im Winde beben.

Übersetzt von **Fritz Paundler.**

Die Erbgräfin.

Erzählung von Georg Bormann.

(Fortsetzung.)

VII.

Die Renovierungsarbeiten an der Johanniskirche hatten begonnen. Die ganze Außenseite des alten Gotteshauses war bis hoch hinauf von Gerüsten umgeben und auch das mächtige Dach war zugleich in Angriff genommen worden, denn der Reichsgraf wünschte die Arbeit mit allen Kräften gefördert zu sehen.

Eines Mittags ging die Erbgräfin mit Fräulein von Linden an der offenen Kirchenpforte vorüber, und die erstere machte den Vorschlag einzutreten, denn sie hatte gehört, daß die Arbeiten im Innern in der Hauptsache vollendet seien. Es sah aber in dem weiten Raume noch sehr unfertig aus; an der einen Seite schien eben noch ein Teil des Gerüstes gestanden zu haben; die Mittagspause hatte die Aufräumungsarbeiten unterbrochen. Die Damen schürzten die Kleider hoch, um weiter vordringen zu können. Allerdings drei Wände waren schon freigelegt; nur an der Altarwand ragten noch Stangen und Leitern empor.

Auf der Höhe bewegte sich eine Gestalt. „Ist jemand da oben?" rief die Erbgräfin hinauf.

Der Kopf des Architekten erschien über den Gerüststangen. „Ich bin's, Erlaucht; ich stehe sogleich zur Verfügung." Er erkannte sie sofort; er hatte sie während der letzten Wochen oft von ferne gesehen. Nun hörte man ihn eilig die Leitern hinabklimmen.

„Nehmen Sie sich in acht!" rief die Erbgräfin, und ihr Warnungsruf kam in der leeren Halle wie ein Echo zurück.

Da stand der Architekt schon vor ihr. Die Erbgräfin prüfte einen Augenblick die wohl vom Steigen erregten Züge; sie hatte ihn bis dahin noch nicht gesehen. „Sie sind der Sohn unseres alten Güterdirektors Wittig?" fragte sie mit dem tiefen Klang ihrer Stimme.

Der Angeredete bejahte.

„Ich sehe," fuhr die Erbgräfin fort, „die Arbeiten sind hier im Innern schon tüchtig gefördert."

„Ich hoffe auch diese Wand bald freilegen zu können. Die Schäden, die sich hier am Gewölbe bemerkbar machten, hängen lediglich mit altersschwachen Stellen des Daches oder mit mangelhaft gewordener Ableitung des Wassers zusammen."

Während die Erbgräfin noch weiter seinen Bericht über Ausdehnung und Dauer der Arbeiten entgegennahm, erhob sie plötzlich das Haupt und sah, das Auge mit der Hand vor Blendung schützend, nach oben. „Da ist er ja noch!" sagte sie.

„Wer?" fragte der Architekt verwundert.

„Der Fleck," antwortete die Erbgräfin. „Haben Sie ihn nicht auch bemerkt?"

„Einen Fleck? Ich weiß nicht, was Erlaucht meinen."

„Es ist ein Fleck oder ein Blatt," sagte sie ungeduldig. „Ich weiß es nicht; aber es ist merkwürdig." Und schon hatte sie Fräulein von Linden ihren Schirm übergeben und befahl dem Architekten: „Steigen Sie voran, ich muß es Ihnen selbst zeigen!"

Und zum sprachlosen Erstaunen des kleinen Fräuleins klimmten die beiden mit einer Schnelligkeit empor, daß sie schon oben standen, als die Zurückgebliebene allmählich wieder zu sich kam.

„Sehen Sie dort!" sagte die Erbgräfin.

Jetzt sah es der junge Mann auch. Er schwieg aber und sah die Erbgräfin nur mit sonderbar großen Augen an. Dann rückte er eine Leiter so, daß ihre Spitze dicht neben der fraglichen Stelle ruhte und stieg hinauf. Eine ganze Weile blieb er oben. Unwillkürlich war die Erbgräfin näher getreten und hatte den Leiterbaum erfaßt, denn der junge Mann beugte sich weit nach links hinüber. Er schien die Stelle genau zu untersuchen. Zuletzt zog er ein Taschenmesser hervor und machte sich noch weiter zu schaffen. Die

Erbgräfin sah gespannt nach oben. Sie hätte gern gefragt, sie war ungeduldig; aber sie wagte sich nicht zu rühren und harrte mit verhaltenem Atem.

Endlich stieg der Architekt herab; er war ganz blaß vor Erregung. Die Erbgräfin sah ihn erwartungsvoll an.

„Erlaucht," sagte er mit vibrierender Stimme, „hier liegt vielleicht eine Entdeckung von noch unübersehbarer Bedeutung vor. Ein Stückchen Bewurf ist abgefallen, und darunter ist die Fläche bemalt. Es steht zu vermuten, daß ein ganzes Gemälde unter der Tünche verborgen ist."

„Aber vielleicht ein wertloses," wendete die Erbgräfin ein.

„Wertlos in keinem Falle, wenn sich die Vermutung bestätigt. Die letzten Restaurationsarbeiten in dieser Kirche liegen so weit zurück, daß, mag auch zum Vorschein kommen, was will, es doch immer von hoher kunstgeschichtlicher Bedeutung sein würde."

„So soll ich dem Vater davon berichten?"

„Jedenfalls! Nur bitte ich Eure Erlaucht, noch so lange schweigen zu wollen, bis ich selbst noch eine umfassendere Untersuchung ermöglicht habe."

Alles, was zwischen beiden verhandelt wurde, war von Anfang an mit gedämpfter Stimme gesprochen worden. Die eigentümliche Situation, die Spannung, die Erwartung der weiteren Entwickelung gaben der Unterredung eine ungewöhnliche Bedeutung; die Beteiligten hatten dasselbe Geheimnis.

Die Erbgräfin reichte dem Architekten die Hand: „So schweige ich bis ich wieder von Ihnen höre."

Er versuchte der Absteigenden behülflich zu sein. Sie war aber so schnell unten, daß er Not hatte, nachzukommen. Nachdem Fräulein von Linden eine oberflächliche Reinigung des bestäubten Kleides vorgenommen, begleitete der junge Mann die Damen bis zum Ausgange. Dann kehrte er noch einmal zurück.

Er war wie berauscht. Das Erscheinen der Erbgräfin, der sein Künstlerauge schon immer mit Wohlgefallen gefolgt war, die Entdeckung, deren Tragweite sich noch gar nicht ermessen ließ, die unbefangene, gerad vorwärtsgehende Art der Erbgräfin regten all sein Denken und Empfinden auf; der Lebensstrom rann so heiß durch seine Adern, daß ein anderes Frauenbild, das ihn bisher still begleitet hatte, neben dem, was ihn jetzt erfüllte, ganz verblaßte. Er fühlte sein Unrecht und vermochte doch nicht, sich von dem neuen Eindrucke loszureißen.

Inzwischen schritt die Erbgräfin an der Seite ihrer Begleiterin nachdenklich den Schloßberg hinan, so nachdenklich, daß das kleine Fräulein gar nicht wußte, was mit ihrer Erbgräfin geschehen sei, die es doch sonst an Lebhaftigkeit nicht fehlen ließ. Aber ihre Verehrung für ihre Herrin war so groß, daß sie nicht wagte, eine Frage zu thun, denn das wußte sie schon, die Erbgräfin hatte ihre eigene Art.

* * *

Wenn der Reichsgraf in Ebersberg war, speiste man Sommer und Winter im Spiegelsaal zu ebener Erde, der unter dem Salon lag, wo Fräulein von Linden zum erstenmal ihrer jungen Herrin am Frühstückstisch gegenüber gesessen. Schloß Ebersberg konnte, da so viele Geschlechter daran gebaut hatten, eine Uebersicht aller Stilarten geben. Weil aber im 17. und 18. Jahrhundert auf Ebersberg besonders stolze und weitgreifende Herren gesessen, so stellten sich noch ganze Reihen von Zimmern im prunkenden Barockstil dar. Trotz der phantastischen Laune aber, die den Spiegelsaal und die angrenzenden Gemächer geschaffen, entbehrte dieser Raum neben dem Überladenen und Bizarren keineswegs einer vornehmen Behaglichkeit, wozu allerdings seine gefälligen Verhältnisse und der unbeschränkte Ausblick in den Park beitragen mochten.

Fräulein von Linden freute sich immer auf die Dinerstunde. Die Gegenwart des Reichsgrafen belebte die Unterhaltung; sein Wohlwollen, das sich gern in einer liebenswürdigen Neckerei dem kleinen Fräulein gegenüber äußerte, schloß jede Steifheit aus. Dazu die sorgfältige Toilette, in der jeder erschien, die zahlreiche, aber lautlose Dienerschaft, die schönen, duftenden Blumen auf dem Tisch, und das alles eingeschlossen von dem weiten, glänzenden Rahmen; — man wußte, wo man war!

Die Erbgräfin trat am Arm des Vaters ein. Sie kamen im lebhaften Gespräch durch die Flucht der angrenzenden Zimmer. Und als man die schon anwesenden Damen begrüßt hatte, setzte sich das Gespräch bei Tisch fort. Es handelte sich um die Entdeckung des Gemäldes in der Johanniskirche. Alle nahmen lebhaften Anteil.

„In den letzten sechs Wochen ist viel geleistet worden," wendete sich der Graf an die Baronin. „Als für uns hier feststand, daß wirklich etwas

aufzufinden war, wendete ich mich um Rat und Hülfe an unseren Landeskonservator. Er hat mir sofort mit der Arbeit ganz vertraute Kräfte gestellt, und heute erhielt ich einen Brief des genannten Herrn, der selbst das höchste Interesse an dem Fortgange der Arbeiten nimmt, in dem er mich in einer fast enthusiastischen Weise zu dem Aufgefundenen beglückwünscht. Denn Sie wissen ja, Baronin," fügte er lächelnd hinzu, „daß uns Hauptbeteiligten, nach Herrn Wittig's Wunsch und Willen, worin ihn meine Tochter unterstützt, eine Kenntnisnahme des zu Tage Gekommenen bis zur Vollendung der Arbeiten versagt bleibt."

„Und findest Du diesen Wunsch nicht begreiflich, Vater?"

„Ich finde es vom Standpunkte des Künstlers durchaus gerechtfertigt, uns erst das Vollendete vorführen zu wollen. Und jetzt, seitdem ich den Glückwunsch des Professors in der Hand habe, bezähme ich gern meine Ungeduld, denn ich weiß ja nun, daß etwas Schätzbares da ist. Ich mache dem leitenden Herrn Architekten nur den Vorwurf, daß er sich nach Einleitung der ganzen Angelegenheit in Schweigen und Unsichtbarkeit zurückgezogen hat, obgleich ich ihm zu verstehen gegeben, daß ich in dieser Sache immer für ihn zu finden sei. Wenn ich auch vorläufig auf das Sehen verzichte, er hätte uns von dem Fortschritt hören lassen können. Oder bist Du glücklicher gewesen als ich?"

Der Erbgräfin stieg eine feine Röte zur Stirn, doch nur Fräulein von Linden bemerkte es. „Ich habe in den letzten Wochen ebensowenig wie Du von dem Herrn etwas bemerkt," sagte sie ruhig; „er ist wohl ganz bei seiner Arbeit. Und so meine ich, lassen wir ihm den vollen Ertrag seiner Mühe, den Genuß, uns vor das Fertige zu stellen."

„Du hast recht," schloß der Graf. „Ich bin ja schon glücklich darüber, daß Du die erste Entdeckung gemacht, und daß unsere Kirche, wenn sie uns wieder ihre Thore öffnet, sich in so edlem Schmucke darstellen wird."

„Und an Dein letztes Wort, lieber Vater, knüpfe ich an. Überlaß mir, mir ganz allein, wenn das Bild da ist, die innere Vollendung unserer Kirche, soweit dies dem Patron gebührt. Mit Zlow setze ich mich natürlich ins Einvernehmen." So lebhaft und dringend war dieser Wunsch geäußert, daß es wie ein heißes Begehren nach Thätigkeit klang.

So schien es auch der Graf aufzufassen, denn er sagte lächelnd: „Du sollst überreich beschäftigt werden, liebe Vera; ich bin mit meinen Mitteilungen noch nicht fertig."

Alle waren gespannt.

„Unser Vetter," fuhr der Reichsgraf fort, „der Graf Ebersberg-Seeheim hat sein Kommen für den Herbst angekündigt. Er wünscht dann seine hiesigen Besitzungen in Augenschein zu nehmen und seine militärischen Meldungen in der Residenz zu machen. Der Brief ist in einem sehr herzlichen Tone gehalten, der offenbar bestrebt ist, alle früheren Differenzen zwischen uns vergessen zu machen. Ich muß sagen, ich bin sehr erfreut darüber und werde meinerseits alles thun, ihm den Aufenthalt bei uns angenehm zu machen. Und was sagt meine Vera dazu?" Der Graf wandte sich angelegentlich zu seiner Tochter.

„Auch ich bin erfreut," antwortete die Erbgräfin nicht ohne Würde, „daß uns Gelegenheit geboten wird, den einzigen Agnaten unseres Hauses gastlich zu empfangen und die alten, doch nur natürlichen Beziehungen zwischen den gräflichen Häusern zu erneuern."

Der Baronin, die aufmerksam dem Gespräche gefolgt war, entging es nicht, wie wohl dem Reichsgrafen die entgegenkommende und zugleich stolz bewußte Antwort that. Diese Beobachtung wurde ihr bestätigt durch die Art, wie der Reichsgraf die Bedenken zu zerstreuen suchte, die seine Tochter mit der Frage aufwarf, ob man auch im stande sein würde, den verwöhnten Herrn in der Abgeschiedenheit von Ebersberg genügend zu unterhalten.

„Denke Dir die Sache nicht schwerer als sie ist," sagte er beruhigend. „Herren, in seinem Alter und seiner Stellung suchen gern von Zeit zu Zeit die ländliche Stille auf. Er ist passionierter Jäger und Reiter, und diesen seinen Lieblingsgewohnheiten können wir in ausreichender Weise Rechnung tragen. Überdies wird er viel mit seinen eigenen Angelegenheiten beschäftigt sein, und ich freue mich, daß ich ihm hierin mit Rat und That zur Hand sein kann. An Unterhaltung wird es uns an den Abenden, selbst im kleinsten Kreise, nicht fehlen; dafür werden unsere Damen und Du selbst sorgen. Ich denke, wir räumen ihm die Zimmer im Ostflügel ein; sie haben die schönste Aussicht auf das Gebirge."

Bei der nun folgenden Unterredung, an der namentlich die Baronin als „Oberstkämmerer" des Hauses beteiligt war, nahm die Erbgräfin wenig Anteil. Sie war, nun das Gespräch noch

bei dem Gegenstande verweilte, schweigsam geworden und wechselte nur hin und wieder ein paar Worte mit Fräulein von Linden, die in ihrem freundlich aufmerksamen Wesen auch der leisesten Stimmungswandlung ihrer Herrin folgte, ohne die eigene Gleichmäßigkeit zu verlieren. Es schien der Erbgräfin lieb, als der Reichsgraf, nach Aufhebung der Tafel, noch die Baronin zu sich bat. Sie selbst eilte, wie aufatmend, in den Park zu kommen und zog Fräulein von Linden mit sich.

In seinem Arbeitszimmer angekommen, bat der Reichsgraf die Baronin, Platz zu nehmen; er habe den Wunsch, noch ein paar Worte unter vier Augen mit ihr zu sprechen. „Der Brief meines Vetters," hob er an, „enthält eine Stelle, die, gelinde gesagt, mich etwas beschäftigt. Ich bin von jeher gewohnt gewesen, Baronin, in allem, was Vera angeht, zu Ihnen zu sprechen, als redete ich zu ihrer Mutter. Ich habe mich nämlich wieder und immer wieder gefragt, ob ich eine Indiskretion begehe, wenn ich von dieser Sache jetzt schon zu Ihnen rede; aber ich komme auch immer zu demselben Resultat: Wenn ich von dem Interesse meines Kindes ausgehe, muß ich zu Ihnen davon reden.

Der Graf spricht unter anderem seine Freude aus, meine Tochter kennen zu lernen. Er knüpft aber dabei in einer so lebhaften, ihm sonst fremden Art an ein Bild an, das er bei seiner vorjährigen Anwesenheit in der Residenz bei mir sah, daß ich völlig überrascht bin."

Der Reichsgraf nahm aus einer Mappe das Schreiben und reichte es der Baronin, ihr die betreffende Stelle bezeichnend.

Auch die Baronin war betroffen von einer Sprache, die, wenn sie auch den letzten Wunsch zurückhielt, nur eine Deutung übrig ließ.

Der Reichsgraf bemerkte den Eindruck. „Ich bin," sagte er, „trotz allem bisher immer noch in einer gewissen Unsicherheit gewesen, aber ich sehe, Baronin, Sie teilen meine Auffassung."

„Ich muß sie teilen," antwortete die Baronin, und man sah ihr deutlich an, wie sie mehr erschreckt als erfreut war.

„Ich weiß," sagte der Reichsgraf und schloß das Papier wieder in die Mappe, „der Graf ist Ihnen seit den letzten Vorgängen, die wir ja öfter miteinander berührt haben, nicht sympathisch. Trotzdem darf ich Ihnen nicht verhehlen, daß, wenn zur Wahrheit würde, wovon hier die ersten Andeutungen vorzuliegen scheinen, ich mit Freuden meine Zustimmung geben würde."

„Erlaucht müssen mir verzeihen," sagte die Baronin unverblümt, „ich kann mich noch nicht darin finden."

Der Reichsgraf gab kein Zeichen der Ungeduld; er schien im Gegenteil auf Einwendungen gefaßt zu sein. „Baronin," erwiderte er milde, „lassen Sie uns einmal ruhig die Sachlage betrachten. Vera ist jetzt neunzehn Jahre alt. Eine ebenbürtige Verbindung, die sie annähernd in die Verhältnisse bringt, die sie von Jugend auf gewöhnt, ist nicht in Aussicht. Die Bestimmungen unseres Hausgesetzes sind eben niemandem ein Geheimnis. Aber angenommen, sie stiege eine Stufe hinab und schlösse eine sogenannte Liebesheirat, können Sie, wie Sie die Gräfin kennen, im Ernst glauben, daß dadurch ihr Glück begründet würde? Nach meiner Überzeugung hängt sie hier, an diesem Erdreich, so mit tausend Wurzeln und Fasern, daß, wenn man sie herausnimmt und nicht wenigstens in gleichwertigen Boden verpflanzt, sie kränkeln und verkommen muß. Das ist eben so; das hat niemand gemacht; das ist durch die Natur der Verhältnisse so geworden."

„Erlaucht übertragen in Ihrer Vorstellung die eigene Empfindung zu sehr auf Gräfin Vera; Erlaucht vergessen, daß sie, trotz aller Anhänglichkeit an diesen Boden, nicht wie ein Mann, sondern wie ein Weib empfindet," sagte die Baronin mit festem Blick.

Der Reichsgraf hörte sie mit vollkommener Gelassenheit an, wie jemand, dem es fern liegt, seine Sache mit Heftigkeit zu verteidigen und durchbringen zu wollen, und, der unverkennbaren Erregung der Baronin gegenüber, entgegnete er mit immer gleicher Ruhe und Freundlichkeit: „Bei meinem vielen Fernsein und bei dem oft um so heißeren Wunsch, mit meinem Kinde zu leben, habe ich mir eins zur Pflicht gemacht: Ihre Lektüre in sorgfältigster Weise zu leiten. Dabei habe ich in zahllosen Unterredungen erkannt, daß sie in der Historie diejenigen Frauen am glühendsten verehrte, die mit weiblichem Empfinden zugleich männlichen Sinn und Entschluß zu verbinden wußten. Nein, ohne Regiment und weites Wirken ist Vera, je älter sie wird, nicht zu denken.

Und sie sprachen von meinem eigenen Empfinden, Baronin. Ja, nehmen Sie mir das Herz aus dem Leibe; Sie werden darin finden meinen Gott und meinen König; meine Tochter und diesen Boden. Von meinen Ahnen habe

ich ihn ererbt; ihre Traditionen habe ich hier gepflegt und bin dabei selbst geworden, was ich bin. Mein Wunsch muß sein, noch einen Erben aus meinem Blute erleben zu dürfen."

Die Baronin sah ernst und schweigend; sie sah, sie hatte hier nichts mehr zu sagen.

Auch der Reichsgraf nahm nur noch einmal das Wort wie zu einer Schlußbemerkung: „Wie viele in der Vergangenheit unseres Hauses haben sicherlich ein solches Opfer, wie Sie es nennen werden, bringen müssen! Was bedeutet der einzelne gegenüber der Geschichte eines Jahrhunderte alten Geschlechtes? Oder wir hätten unten in einer der Hütten geboren werden müssen, dann hätten wir für unsere kleinen Herzensangelegenheiten Sorge tragen dürfen. Nein, liebe Baronin, Sie sehen mich ganz ruhig; Sie unterschätzen Gräfin Vera. Ich bin dessen sicher wie meiner selbst. Sie denkt, wie es der „Erbgräfin" zukommt. Und nun danke ich Ihnen für Ihre Geduld," schloß der Reichsgraf mit leichtem Lächeln und reichte der Baronin die Hand. „Selbstverständlich kein Wort zu irgend jemand von dem, was wir hier besprochen. Ich hatte nur das Bedürfnis, Sie über meine Anschauungen vor Eintreffen unseres Gastes nicht im Unklaren zu lassen, gleichviel, wie die Dinge sich entwickeln werden."

VIII.

An demselben Tage war der Jäger schon den ganzen Vormittag im Waffensaal des Schlosses beschäftigt gewesen. Der Raum stellte eigentlich eine Art Museum dar, in dem man einen Ueberblick von den ältesten bis zu den neuesten Jagdwaffen haben konnte, denn von der „Saufeder," dem Speer mit vergoldeter Spitze und golddurchwirkter Quaste, mit dem der Jäger alter Zeit dem sich stellenden Keiler zu Leibe ging, von der Flinte mit Radschloß des 17. Jahrhunderts bis zu den neuesten Systemen war alles vorhanden, was die Entwickelung der Waffe zeigen konnte. Der Jäger aber war nur mit ein paar Schränken am unteren Ende des Saales beschäftigt, die Gewehre neuster Konstruktion enthielten. Er war angewiesen, die dort befindlichen Waffen durchzusehen und in gebrauchsfähigen Zustand zu setzen.

Er war mitten in seiner Arbeit. Auf dem breiten Vorflur des Saales, von dem die Hintertreppe zum Garten und Park hinabstieg, hatte er einen Tisch mit dem notwendigen Gerät. Was er besichtigt und gereinigt, brachte er sogleich wieder an seinen Ort und nahm dagegen ein paar andere Gewehre wieder mit sich.

Jetzt aber stand er vor dem geöffneten Schrank, als ob er sich fürchtete. Er sah wie verhext auf eine Büchse englischen Fabrikats aus damasciertem Silberstahl; es war dasselbe Gewehr, das ihn bei seiner ersten Anwesenheit im Schlosse so aufgeregt hatte. Mit einem raschen Griff hatte er es plötzlich in der Hand und sah sich um, als wenn er etwas Böses thäte. Dann aber beruhigte er sich und lächelte und betrachtete das Gewehr mit Kennermiene. Äußerlich war die Waffe sehr einfach; er wußte aber ganz genau, daß er trotzdem ein Stück gediegenster Arbeit in Händen hielt, daß insbesondere die Elasticität des Metalles den Schuß aufs sicherste unterstützte und ein Zerspringen des Laufes bei solcher Arbeit ausgeschlossen war. Mit einem Worte, er wußte, es war eine Büchse, auf die, der sie trug, wenn er wirklich Jäger war, sich verlassen konnte.

Draußen nahm er, was er nicht nötig gehabt hätte, die Büchse nicht ohne Mühe auseinander, wobei seine Hände zitterten. Er setzte sie auch nicht wieder zusammen, sondern trug die Teile zurück und verbarg sie in einem Schubfach in der unteren Hälfte des Gewehrschrankes.

Gegen Mittag verließ er das Schloß und ging zur Stadt hinunter. Als er zurückkam, war sein Gesicht gerötet; sonst konnte man ihm nicht anmerken, daß er getrunken hatte. Er kam aber, weil jetzt die Herrschaften bei Tische saßen und die Hausdienerschaft mit Aufwarten beschäftigt war, ohne jemand zu begegnen in das Waffenzimmer zurück. Hier fühlte er sich jetzt ganz sicher. Er setzte die Beschäftigung vom Vormittag nicht fort; sein Arbeitstisch war schon aufgeräumt, seine Reinigungs- und anderen Werkzeuge schon entfernt.

Nur die Einordnung der Waffen in den letzten Schrank machte ihm noch zu schaffen; er konnte damit nicht zu Ende kommen. Es war keine Lücke, wie es schien, alle Ständer waren besetzt. Aber das Auge seines bösen Gewissens sah allerdings eine Lücke, nur war sie von ihm durch Einschiebung einer Büchse von anderem Ort verdeckt worden. Die Waffe, die an jener Stelle, die sein Auge immer wieder suchte, fehlte, lag noch, auseinandergenommen, unten in der Schublade.

Jetzt aber hörte er, wie unten im Spiegelsaale die Stühle gerückt wurden. Er wußte, daß er in einer gewissen Reihenfolge auch zur Auf-

wartung herangezogen wurde, aus Erfahrung, daß die Herrschaften von Tisch aufstanden und den Kaffee gemeinsam in einem der Parkseite abgewandten Zimmer nahmen. Noch war alles beschäftigt, und der Weg war frei; aber die Zeit drängte.

Ein letztes Mal horchte er nach allen Seiten, indem er auch die Thür öffnete, die zur Hintertreppe führte. Dann trat er an die Schublade, in der die Teile der oben fehlenden Büchse lagen; seine Züge hatten jetzt etwas abstoßend Stieres und Verbissenes angenommen. Er griff zu, um gleich darauf die Hand wieder fortzuziehen und den Kasten zuzustoßen; ihm war, als habe er Schritte vernommen. Er trat hinaus auf den Flur; unten die Thür in den Park stand offen. Alles still, nichts rührte sich. Jetzt kein Zaudern mehr! Noch einmal flog die Lade auf — ein Griff, und er verbarg die Büchsenteile unter seiner Joppe und zum anderen Teil sonst an seinem Leibe.

So schlich er die Treppe hinab und schlüpfte ins Freie.

Aber kaum war er draußen, so wurde er angerufen.

Es war die Stimme der Erbgräfin. Er that, als habe er nicht gehört und setzte seinen Weg fort. Als er aber ein zweites Mal schärfer angerufen wurde, entschloß er sich, umzukehren, und, mit all seiner Frechheit gewappnet, trat er vor die Erbgräfin, die vor kurzem mit Fräulein von Linden aus dem Spiegelsaal getreten war und einen ihrer Lieblingsplätze unter einer breitästigen Buche, dicht am Schlosse, eingenommen hatte. Fräulein von Linden blickte gar nicht auf.

Die Erbgräfin aber hob langsam das Haupt von einer kostbaren Sammetstickerei, die sie in der Hand hielt und sah den Betroffenen, der kreidebleich war, aber den Blick dreist aushielt, gerade an. Sie sah sofort, daß er unter seiner Kleidung etwas verbarg. Ein äußerst widerwärtiges Gefühl überkam sie, dessen sie aber zu jeder anderen Stunde mächtig geworden wäre, um zu handeln. Heute vermochte sie es nicht und sagte, indem sie wieder den Kopf auf ihre Arbeit senkte:

„In einer halben Stunde sind Sie am Scheibenstand!“

Als die Erbgräfin zur angegebenen Zeit sich dem Schießstande, der in geringer Entfernung vom Schlosse lag, mit Fräulein von Linden näherte, stand der Jäger schon in dienstlicher Uniform neben dem nötigen Apparat. Fräulein von Linden setzte sich in einiger Entfernung nieder.

Indem der Mann der Erbgräfin die geladene Büchse reichte, sah sie ihn noch einmal fest an. Praszka hielt jetzt den Blick, wo er auf alles vorbereitet war, mit größter Ruhe aus. Die Erbgräfin that lässig ein paar Schüsse. Als Praszka ihr aber jetzt eine neue Büchse reichen wollte, trat sie plötzlich zurück und befahl: „Schießen Sie!“

Der Mann hatte kaum das Gewehr zur Schulter gehoben, da krachte auch schon der Schuß, und die Kugel saß im Schwarzen.

„Noch einmal!“ rief die Erbgräfin.

Blitzartig hob der Jäger die Büchse, und fast gleichzeitig schlug die Kugel hart ins Centrum, das erste Geschoß fast verdrängend.

Als Praszka aber ein anderes Gewehr für die Erbgräfin schußfertig machen wollte, befahl dieselbe: „Es ist genug!“ und wandte sich zu Fräulein von Linden, mit der sie langsam den Schießstand verließ.

„Ich möchte mich auf eine Stunde oder zwei auf mein Zimmer zurückziehen,“ sagte sie zu ihrer Begleiterin. „Sie gehen dann wohl zur Baronin?“

„Sind Erlaucht nicht wohl?“ fragte besorgt das kleine Fräulein.

„Ein wenig Kopfschmerz, aber es wird vorübergehen,“ antwortete die Erbgräfin und nickte ihr zum Abschied freundlich zu.

Aber Gräfin Vera konnte heut nirgends rechte Ruhe finden. Zuerst nahm sie wieder ihre Stickerei auf, doch die Hände lagen bald müßig im Schoße. Und als sie zu einem Buche griff, wußte sie bald nicht mehr, was sie las, und warf es verstimmt beiseite.

Endlich hielt sie es nicht mehr aus und klingelte nach ihrem Kammermädchen. Sie ließ sich Hut und Handschuh reichen und fragte nach der Baronin.

„Die Frau Baronin sind vor etwa einer halben Stunde mit dem gnädigen Fräulein in den Park gegangen,“ antwortete das Mädchen.

„Gut,“ entschied die Erbgräfin, „ich weiß sie schon zu finden.“

(Fortsetzung folgt.)

Junge Stimmen.

Sehnsucht.

Sehnsucht rauscht mit bunten Flügeln
Durch die stille Zelle mein,
Zu des Lebens fernen Hügeln
Trägt sie meines Herzens Pein,

Wo im Garten der Erfüllung
Farbenfroh die Blumen blüh'n,
Und dem heißen Durst zur Stillung
Ewig klar die Wellen zieh'n.

Wo die Lüfte linde kosen
Um ein bleiches Angesicht,
Und der Wangen blasse Rosen
Küßt das junge Sonnenlicht.

Wo vom baumverssteckten Weiher
Lockt der Flöte schmachtend Lied,
Und von heil'ger Liebesfeier
Halbverklung'ne Botschaft zieht.

Sehnsucht rauscht mit bunten Flügeln
Durch die stille Zelle mein,
Zu der Freude fernen Hügeln
Trägt sie meines Herzens Pein.

W. E. Vershofen.

Immer schweif' ich durch die Gassen.

Immer schweif' ich durch die Gassen,
Immer ich dem Glück vertrau',
Daß ich euch vielleicht erschau',
Die so treulos mich verlassen,
Locken blond und Äuglein blau.

Oft nach bangen Täuschungsstunden,
Blaue Äuglein, blonde Locken,
Glaubt' ich endlich euch gefunden,
Und mein Herze pocht' erschrocken.

Ach, der Schmerz macht mich erblassen;
Mich betrog ein süßer Wahn,
Und ich such' auf neuer Bahn
Euch, die treulos mich verlassen,
Locken blond und Äuglein blau.

E. Dieckhöfer.

Stunden.

Jede Stunde, die Du lebtest,
Trägt in ihren heiligen Händen
Eine Schale hocherhoben,
Vollgefüllt mit edlem Tranke.
Hat sie Dir mit hellen Augen
Offen in das Herz geleuchtet,
Greifst Du, wie sie schon entschwindet,
Jäh nach ihren heiligen Händen. —
Ihren Zauber festzuhalten,
Ihre Freuden auszukosten:
Willst Du glühend ihre Schale,
Ihre volle Schale trinken —
Doch da ist sie schon entronnen;
Du berührtest kaum die Flügel,
Leise hat die goldne Schale
Nur in ihrer Hand gezittert —
Wie die Wolken unerreichbar
Geht sie nah an Dir vorüber.
Und die wenigen Funkentropfen,
Die Du noch erhaschen konntest,
Lassen nur ein schwaches Blinken
Dir in Dein Erinnern fallen,
Und mit Trauern mußt Du sagen:
Was die Stunde Dir verheißen,
Was ihr Auge Dir geleuchtet:
Ihre ungekürzte Freude
Kannst Du niemals wieder finden;
Und die Gaben, die sie brachte,
Und die Bilder, die sie schenkte,
Gleichen ihrem Urbild nie! —

Karl Leopold Mayer.

Zwischen Dir und mir . . .

Zwischen Dir und mir
Zittert heimliches Erleben;
Träume ihre Flügel heben,
Zwischen Dir und mir.
Sehnsucht singt im Dämmerkreise
Ihre sonndurchglühte Weise,
Singt und spinnt dem Wunder gleich
Dich in's ferne Märchenreich.
Zwischen Dir und mir
Senkt der Tag die grauen Schwingen
Dumpfe Vespertöne klingen,
Zwischen Dir und mir.
Lautlos, wie die Abendschatten,
Stirbt, was wir geborgen hatten;
Und das Leid erblüht am Wege,
Mahnt und lockt in sein Gehege,
Zwischen Dir und mir.

Leo Grünstein.

Dämmerung.

Wir sitzen still und unsere Lippen schweigen,
Und uns're Hände halten sich verschlungen . . .
Der Tag hat nun sein Sturmlied ausgesungen
Und draußen will die sanfte Nacht sich neigen.

Herniederklingt ein Singen wie von Geigen . . .
Aus Purpurhimmels milden Dämmerungen
Kommt zärtlich Ton auf Ton herabgeklungen,
Und unser Herz schwebt mit in diesem Reigen.

Und unser Herz vergißt des Tag's Beschwerden.
Es schläft sein wildes, sündiges Verlangen,
Und holder Frieden hält es ganz umfangen. — —

O möcht' es nimmer wieder Morgen werden!
O wär' nach diesem sanften Dämmerfrieden
Uns zwei'n ein Nieerwachen doch beschieden!

Alexander Pache.

Gedenken.

Mitunter, wenn in hellem Kreise
Ein frohes Wort zum Scherze regt,
Und an mein Ohr ganz heimlich leise
Ein süßes Frauenlachen schlägt:

Erklingt mir aus verschloss'nen Thoren
Wie mahnend und im Klang verkehrt,
So weltenscheu und weltverloren
Ein Lachen, das ich einst gehört.

Da bin ich fremd in Euren Sälen . . .
Der bunte Lichterglanz zerfließt,
Und stumm möcht' ich mich abseits stehlen —
Ich habe einmal nur geliebt.

Karl Nowak.

Chrysanthème.

Als sie die Chrysanthème mir neulich schenkte
Zum Abschied nach der selig-stillen Stunde,
Die keusche Blume mit den zarten Blättern
Drückt' ich an meine brennend-heißen Lippen
Und küßt' in jedes Blatt vieltausend Wünsche,
Vieltausend Hoffnungen hinein ich hauchte.

Heut', da ich will die Blume, die gewelkte,
Von meinem Tische fort in's Freie bringen,
Die Hände thun den Liebesdienst, den letzten,
So kalt, so ruhig. Auch mein Herz ist stille
Und felsenstarr. Mich störet keine Thräne,
Kein Seufzer will sich meiner Brust entringen.

Nur in den Ohren summt es mir so seltsam,
Und einen Ton vernehm' ich, klagend leise:
Noch eine Blume ist verwelkt,
Noch eine Hoffnung ist verweht . . .

Jonas Fränkel.

Wende.

Viele Jahre träumt' ich schon
Wie ein Prinz im Hungerturm.
Frühlingswind und Wintersturm
Brachten nicht der Sehnsucht Lohn.

Und ich ward ein müdes Kind;
Über's weite Dämmerland
Träumt' ich in den Abendbrand. —
Träume machen blaß und blind.

Kam ein Lied den Weg entlang,
Glaubt' ich gar, es wär' das Glück,
Und ich hielt es scheu zurück, —
Lieder machen weh und bang.

And're kennen Scherz und Spiel:
Wahn und süße Traurigkeit
Waren meine Knabenzeit, — —
Doch wer weiß der Wege Ziel?

Jedem kommt ein Schicksalsjahr.
Den verrät, worauf er baut,
Jenem stirbt die junge Braut,
Manchem wird ein Wunder wahr.

Und ich weiß nicht wie es kam;
Meine Liebste hat vielleicht
Einen Trank mir stumm gereicht,
Der erlöst von eitlem Gram.

Meine Mutter hat vielleicht
Nachts geküßt mein Schlafgesicht,
Und da ward mein Herz so licht,
Und da ward mein Schmerz so leicht.

Oder war es ein Gebet,
Das mir eine Frühlingsnacht
In den wirren Sinn gebracht? —
O, mein Gott, ich fand Dich spät!

Süß und leis rauscht nun mein Blut,
Denn ein Segen ist darin,
Seit ich Liebe fand und bin,
Und ich habe guten Mut.

Camill Hoffmann.

Unzerstörbar.

O Mosesschicksal, das mich niederzwingt,
Indeß die Seele irre Lieder singt,
O Donnerwort, vor dem ich muß erbleichen:
Du sollst das Land der Sehnsucht nie erreichen! —

Was soll ein Kampf, der nie zum Siege führt?
Ein Feuer, das vergeblich stets geschürt?
O Thor, Dein Hoffen findet keinen Erben,
Die Sehnsucht glüht und blüht, doch Du — mußt sterben!

Doch wie das ewig junge Morgenlicht
Mit seinem Glanz die dunkle Nacht durchbricht,
So streben auch gleich schwanken Blumenranken
Aus meiner Gruft die sehnenden Gedanken.

Walter Kaehler.

Gartenzimmer.

Von den Flügeln bunter Schmetterlinge
Und dem Schmelz der Blumen ist ein Schimmer
Über diesem stillen Gartenzimmer,
Gleich als ob es hoch in Düften hinge.

Blickt man abends sinnend vom Balkone,
Sind die Augen ganz im Traum vergessen:
Dunkelschattig rauschen die Cypressen,
Doch das Beet ist rot vom wilden Mohne.

Hand in Hand und mit verklärter Miene,
Seh'n die Eltern in den Park hinunter:
Blonde Buben tollen, flink und munter,
Und die Tochter spielt die Mandoline.

Und die Eltern lächeln nur und schweigen.
Doch das Mädchen spielt so süße Weisen,
Daß die Blumen sich mit leisen, leisen
Schmeichelworten tief zu Boden neigen . . .

Hans Müller.

„Ein dunkler Weg . . .“

Ein dunkler Weg in schweigender Nacht,
Ein Sehnsuchtslied mit zwingender Macht,
Eines Traumes heimlicher Bann —
Und schon kommt ein Schmerz meiner Seele an,
Ich bange und bange so . . .

Doch Sonne, die wieder in's Fenster blinkt,
Ein schlichtes Lied, das mir innig gelingt,
Und ein Mädel im Frühlingskleid —
Da weiß ich nichts mehr von Trauer und Leid
Und bin wieder freudig und froh . . .

Stefan Zweig.

Spruch.

Schmeichelnd bunten Muscheltand
Legt die Welle Dir zu Füßen:
Aus geheimem Wunderland
Ein verheißungsreiches Grüßen;

Doch der Perle Kleinod blinkt
Nur aus unheilschwang'rem Grunde, —
Und nach heißem Kampfe winkt
Erst des Lebens Feierstunde.

Ewald Silvester.

Das goldene Vließ.

Musikdrama in einem Vorspiel und zwei Akten von **Heinrich Bulthaupt.**

(Fortsetzung.)

Erster Akt.

Küste bei Korinth. Blühende Landschaft. Klarblauer Himmel. Weiter Blick über das ruhig liegende blaue Meer. Ein verwitterter Altar des Poseidon am Strande.

Kreusa und ihre Gespielinnen. Einige schlagen Ball. Andere ruhen, auch Kreusa, die mit offnen Augen, die Hände unter dem Kopf, in die Ferne hinausträumt. Neben ihr lehnt eine Leier. Zwei Mädchen spielen die Doppelflöte und antworten einander im Spiel. Das ganze Bild bleibt nach dem Heben des Vorhangs eine Weile kaum verändert.

Ein Mädchen.

Wollt ihr den Ball nicht schlagen, ihr Faulen?

Ein andres.

Süßer ist hier im Schatten die Ruh'.

Die erste.

Oder ein Tanz?

Die zweite.

Die Jünglinge fehlen.

Eine dritte.

Und ohne ihn — wer wollte sich quälen?

Die erste.

Myron, den Riesen, wünscht sich die Kleine,
Doch mit dem Storch hält die Spätzin nicht Schritt.

Die dritte.

Mußt heut' auf meine Kosten lachen,
Bin zu müd', dich wieder zu plagen.

Die erste.

Schade, er würde dir Beine machen.

Die zweite.

Wenn ich auch wollte, die Füße versagen,
Südwind weht, da fallen die Augen
Auch einer hohen Prinzessin zu.

Kreusa (ruhig liegend.)

O du irrst, ich bin wacher als du,
Wacher als alle.

Die erste (zu ihr eilend.)

Das heiß' ich doch prahlen.
Läßt sich die Sonne ins Antlitz scheinen
Und hat kaum das Mündchen geregt.
Wenn nicht der Wind die Leier schlüge,
Bauten die Spinnen im gold'nen Gefüge. —
Wozu hat man zehn zierliche Finger?

Die dritte.

Brombeern zu pflücken.

Kreusa (sich aufrichtend.)

Ihr närrischen Dinger,
Gebt nur Ruh. Was wollt ihr denn hören?

Die zweite.

Warst Du wach, so bekenne zuvor,
Wo die hohen Gedanken Dir schweiften?

Kreusa.

Fern — weit!

Die erste.

Das ließ sich erraten,
Immer bei Helden und Heldenthaten.
Aber bei welcher?

Die zweite.

Hat Perseus Dir
Das Köpfchen verdreht, der die Gorgo schlug?

Die erste.

Bellerophon, den die Chimära trug?

Kreusa.

Ei, die sind ja vor Alter grau.

Die zweite.

Jüngere also? Lebende gar?

Kreusa (seufzend.)

Wer das wüßte!

Die erste.

Wer —? Schau, schau!
Argofahrer waren's, ich wette,
Die durch das liebliche Haupt hier zogen.
Jason, der Herrliche. Riet ich recht?
Nun, da wüßten wir ja, was singen.

Alle Mädchen (Kreusa umdrängend.)
...de' Hohe! Laß Dich erbitten.

Die zweite.
...on singe, wie er inmitten
...er Gefährten auf Abenteuer
... wie nimmer die Welt sie geseh'n.

Kreusa.
...n ihr denn wollt, so soll es gescheh'n.

Die Mädchen.
...s! Du Hohe, Du Teure.

Kreusa.
...r ihr.
...get den Rundreim und — helfet mir.
(Sie präludiert zur Leier.)

Die Mädchen.
... ihr Mädchen, singet ein Lied,
...n Helden singt,
... Gefahren und Ruhm.
... ein Schwanenflaum die Kreise zieht
... dem Spiegel des Sees,
... schwell' es in's Land,
...t und hell
... sich der Ton eines Glöckchens schwingt.

Kreusa.
... Argo bauschte ihr Flügelpaar,
..., rauschte sie her
...ch das schäumende Meer,
... Blüte der Helden zu empfah'n.
... schattenversöhnende Orpheus schritt
... der Leier Klang
...r Reihen voran.
...rakles, der den Löwen bezwang,
... Hylas' zarte Jugend gelehnt —
... Held an Held, und Mann an Mann.
...h Jason kam —
... schlug in den Adern der Mädchen das Blut
... eins so rasch, und auf die Glut
... Wangen sanken die Blicke der Frau'n.
... uns die Sonne, Jason, Du Held,
... Dir die Götter, Dein ist die Welt!

Die Mädchen.
...l uns die Sonne, Jason, Du Held,
... Dir die Götter, Dein ist die Welt!

Kreusa.
...h feindliche Götter hassen das Haupt,
... ihnen zu gleich,
...r über das Reich
... Sterblichen bis an die Wolken hebt.
... sie bewehrten des Weibes Arm,
... die Liebe verschmäht,
... der Helden Harm.
...eerfrauen zogen den Schönen hinab:
Hylas versank im Wellengrab.
Des Sängers göttliche Kraft erlag
Dem Maenadenschwarm.
Und Jason hält
Im Nebelland ein gespenstisches Weib
Von Drachen bewacht
In ewiger Nacht.
(trübe)
Hol' uns die Sonne, Jason, Du Held,
Mit Dir die Götter, Dein ist die Welt!

Die Mädchen (leise.)
Hol' uns die Sonne, Jason, Du Held,
Mit Dir die Götter, Dein ist die Welt!

(Ein melancholisches Nachspiel, in das plötzlich scharf und hell die Stimme des ersten Mädchens dringt, das dem Ufer zunächst steht.)

Das Mädchen.
Die Sonne! Die Sonne!
Held Jason kehrt heim.

Kreusa.
Ihr Götter — Jason —?

Die Mädchen.
Was sagt sie, die Sonne?

Die zweite.
Die Thörin, sie närrt uns.

Die erste.
Seht nur, seht nur!

Kreusa und die Mädchen
(an das Ufer drängend.)
Das Schiff dort, hoch
An den Mastbaum gelehnt
Eines Helden Gestalt.
Ein goldenes Wimpel
In schwingender Hand.
Das strahlt, das funkelt!
Das Vließ! Das Vließ!
Wie blendet der Glanz!
(rufend) Jason! Jason!
Zu fern noch! Er hört nicht!
Ein zweites Schiff,
Ein größeres folgt
Dem Herold nach.

Kreusa (allein.)
Was steh'n wir hier müßig?
Ihr Mädchen, fort,
Daß der König es wisse,
Heim in den Palast,
Dem Sieger den Willkomm zu rüsten!

Die Mädchen.
Kränze gewunden,
Blumen gepflückt!
In Rosen versinke
Der schreitende Fuß.

Ihm schallen die Flöten,
Die Tuben den Gruß,
In Purpur verwandle
Sich Steg ihm und Stein!
Kein Weilen, kein Säumen!
In die Pforte des Königs,
Wie Tauben zur Fütt'rung,
So stürmen wir ein.

Kreusa

(während dieses Chors, wiederholt schwärmerisch, fast wie im Traum)

Jason! Jason!

(Sie eilen nach rechts fort.)

Jasons Stimme (von links.)

Ho! Heho!
Ein Ruderschlag noch.
Wirf aus das Seil jetzt.
Halt! Genug!

Jason.

(kommt aus dem Hintergrunde von links und sinkt in der heftigsten Bewegung, die Erde mit den Armen umfassend, am Strande nieder. Er ist ohne Helm und Rüstung.)

Heimat! Heimat!
Bist Du es wieder,
Bist Du es, Erde,
Die ich mit liebenden Armen umfasse,
An ihrer Brust
Das Haupt zu verbergen,
Wie der Bräut'gam sich sehnt
Nach dem Busen der Braut?

Bist Du es, Sonne,
In deren Strahlen
Der Knabe sich dehnte,
Indeß vom Gestade
Aus Lorbeergebüschen
Die Träume ihm schweiften
Gleich Wandervögeln,
Weit über das Meer?
Und wenn die Wünsche
Mit ihnen flogen
Nach Abenteuern,
Nach Thaten und Ehren —
Wem wollte das Kind
Die errungenen einst,
Ein Mann, ein Held
Aus dem Füllhorn der Siege
Zu Füßen schütten,
Als Dir, Dir,
Übergeliebte,
Herrliche Heimat!

O wie die Freude
Das tiefste Mark mir
Des Herzens durchschauert,
Wie das trockene Auge,
Nach Feinden nur zu spähen gewohnt
Und feindlicher Beute,
Dem Bogen gleich,
Der ungespannt
Von Pfeilen ruht,
Sich löst in Thränen,
Thränen der Lust!
Die den Wand'rer geleitet,
Ihr ewigen Götter,
Dank, Dank!
Der Du das Zelt mir zu Häupten gespannt
Wie ein erzenes Dach,
Und der Du die grimmigen Wellen geschmeidigt,
Wie sieghafte Rosse,
Hinstürmend zum Ziel,
Euch dank' ich die Heimat!

(Er sinkt über dem Altar des Poseidon nieder und bleibt dort mit verhülltem Haupte, Alles vergessend, liegen.)

Rufe

(von links hinter der Scene.)

Ho! Heho!
Das Steuer nach rechts.
Halt! Heho!
Anker geworfen,
Segel gerefft!
Und richtet am Strande das Zelt!

(Nach einer Weile kommt **Medea** von links. Sie betrachtet Jason eine Weile düster. Dann tritt sie zu ihm und berührt ihm die Schulter. Er fährt auf.)

Jason.

Du bist's? Du?

Medea.

Ich, Dein Weib.

Jason.

Dunkel und bleich!
Sieh doch die Bläue über uns,
Den Granatzweig sieh'
Und die goldene Frucht.
Was gehst Du einher
Wie Nacht und Tod?
Hier ist des Lichts und der Freude Reich.

Medea.

Du weißt, ich komme
Aus Dunkel und Nebel,
Von Grau'n und Verzweiflung.
Ich schreite einher,
Ein Abbild Deiner Gedanken.
Gieß mir die Freude in's Blut,
Du kannst es,
Und die Wange wird sich mir röten,
Und mich umflattern die Farben des Glücks. —
So muß ich bleichen und kranken.

Jason.

Laß! Laß!

Medea (innig.)

O zürne mir nicht.
Auch Du hast gelitten,
Schwer und tief.

Dem Schrecknis der Meere,
Das unsern Kielen
Den Pfad nicht gesperrt,
Dem Entsetzen,
Das auf der endlos irrenden Fahrt
Uns die Hölle nicht aufgespart.

Jason (halb abwesend.)

War es so?
Ich vergaß es,
Seit mich der Hauch der Heimat geküßt.

Medea.

Glaub' mir, wir führten das Unheil an Bord.

Jason (doppeldeutig.)

Glaub' ich's doch selbst.

Medea.

Soll das Glück Dir wieder scheinen,
Wirf das Verderbenbringende fort.

Jason (sieht sie groß an.)

Fort? Wen?

Medea.

Nur Das Vließ.

Jason (aufspringend.)

Das Vließ? O Du Blinde!
Ehre bringt es mir, ewigen Ruhm.
Im Morgenschlaf schon strahlt es dem Kinde.
Das zu gewinnen der Jüngling Frieden,
Volk und Heimat mutig verließ,
Den höchsten Helden wird es mich einen,
Das Weltenwunder, das strahlende Vließ.

Medea

Und was bleibt mir?

Jason (finster.)

Dir zieht Dein finst'rer
Schatten voran,
Das böse Gerücht.
Die Zauberin bist Du für König und Land,
Die Vater und Bruder gemordet.

Medea (stöhnend.)

Oh!

Jason.

Drum naht euch mit Zweigen,
Die Knaben und Du,
Schutzflehende, euch
Vor dem Herrscher zu neigen,
Daß euch der Strenge
Sein Thor nicht verschließe.
Ich mit dem Vließe
Tret' ihm entgegen.
Mit feurigen Zungen spricht
Sein stummes zaubrisches Licht,
Und Ehre wird mir,
Der Gunst und des Glückes
Verschwend'rischer Segen.

Medea (für sich.)

Immer nur der kalte Schein!
Ehre, indeß mir das Herz zerbricht!
(Von rechts naht eine festliche Musik.)

Jason.

Das sind seine Klänge. Der König naht.
Nun walte, Ruhm, und erhell' mir den Pfad!
(Er geht mit Medea nach links hinten ab.)

(Fortsetzung folgt.)

Auferstehung.

Die alte Lampe brennt mit trübem Schein —
Es ist schon spät — wir sitzen noch allein;
Wir zwei — das Feuer im Kamin verglüht,
Und leise tickt die Uhr, als wär' sie müd.

Da viele Jahre zogen schon hinab,
Seit wir ihn eingescharrt in's kühle Grab!
Doch ob auch Jahr um Jahr verrinnen mag,
Er schreitet uns zur Seite Tag für Tag.

Wohl bleibt sein Stuhl für alle Zeiten leer,
Und niemand trinkt aus seinem Becher mehr — —
Nun sitzen wir und plaudern noch zu zwei'n:
Ist es Dir nicht, als trät' er bei uns ein?

Als trät' er in die Thüre jugendfrisch,
Als nähm' er seinen alten Platz am Tisch,
Und schnell verstehen unsere Herzen sich,
Wenn wir so reden, er und Du und ich —

Wenn er uns kündet von dem großen Tag,
Der einst in Sonnenpracht erscheinen mag,
An dem, die gläubig unser Herz genährt,
Die Liebe siegt und rings die Welt verklärt.

Und leis', indes wir lauschen auf sein Wort,
Rückt an dem Zifferblatt der Zeiger fort,
Bis mit metall'nem Mund die alte Uhr
Uns trägen Schlages mahnt: wir träumen nur!

Wir schau'n uns an — wir sind allein, wir zwei,
Was wir so froh gehofft, ist längst vorbei,
Und er, der mit uns hoffte, ging hinaus
Und ruht von Sehnsucht und Enttäuschung aus.

Nur wenn wir plaudernd sitzen, ich und Du,
Tritt er mit leisen Schritten sacht herzu,
Und leise kehrt es dann mit ihm zurück,
Das längst begrab'ne, unser Jugendglück.

Georg Edward.

Das Kreuzchen.

Ein kleines Kirchlein von buntem Stein,
Nebenan ein Kreuzelein.

Kleine Hände bauten es nett
Im Spiele auf das Fensterbrett.

Bleisoldaten in Glied und Reih
Marschieren dicht daran vorbei.

Fehlt auch Esse schon und Rad:
Eisenbahn fährt früh und spat.

Doch der Erbauer? Der Kommandeur?
Der Führer des Zug's und der Kondukteur?

Drüben in der andern Stube
Liegt im Bett ein blasser Bube.

Spielt nicht mehr mit Zug und Stein,
Räumt sein Spielzeug nimmer ein.

Ist so blaß, so still und kalt —
Kam der Tod so bald, so bald! —

Ein kleines Kirchlein von buntem Stein,
Nebenan ein Kreuzelein. —

Rudolf Gärtner.

Lichtmeß.

Ein Wüten und ein Toben
Hoch in den Lüften oben.
Ein Brüllen und ein Brausen,
Der Winter will herrschen und hausen.

Er hat den Weiher in Eis gelegt,
Er hält den Bach, der sich geregt,
Daß er vor Schrecken nimmer läuft;
Hat auf die Berge Schnee gehäuft.

Er bricht die Tannen mit Frösten kalt,
Er sprengt die Felsen mit seiner Gewalt,
Er fällt die Vögel vom Himmel herab,
Und legt sie erfrorenem Wild auf's Grab.

Der Laubwald ist so nackt und kahl;
Die Erde ist so hart wie Stahl.
In ihrem Schoß die Samen klein,
Werden wohl auch erfroren sein.

Doch Lichtmeß ist es heute;
Da tragen die frommen Leute
Zur Weihe Licht und Kerzen
Und spüren den Frühling im Herzen.

Hans M. Grüninger.

Waldinnres.

Als mein Fuß mich hingetragen
Wo kein Menschenfuß noch schritt,
Wie ein scheues Flügelschlagen
Schrak es auf vor meinem Tritt . . .
Wie im Bade vom Gelüste
Wilder Knaben aufgeschreckt
Eine Jungfrau ihre Brüste
Mit den Rosenfingern deckt,

Überlief ein jähes Bangen
Die jungfräuliche Natur
Die in unberührtem Prangen
Keinen Eindruck noch empfangen,
Keines Menschenfußes Spur,
Hier, wo sonst nur Vögel sangen
Und des Abends Lichter nur
Waldgeheimnisse durchdrangen . . .

Rudolf Knussert.

Nach einer Nacht.

Schimmernde Wasser, vom Frühlicht beschienen,
Morgenrots letzte, verblassende Spur!
Atem der Frühe in zeugendem Sturme
Über die schauernde Erde fuhr.

Einsam am Strande steh' ich und träume,
Starr, und erharre das gold'ne Gestirn.
Zitternd das Herz von verrauschten Freuden,
Bad' ich im Winde Brust und Stirn.

Groß und erhaben in goldenen Röten
Nimmt die Ewige ihren Lauf.
Selig, im Busen die ew'gen Gefühle,
Blick' ich zum leuchtenden Himmel auf.

Paul Rüthning.

Kleine Heine-Studien.

Von Michael Ullmann.

I.

(Wahrheit und Dichtung, Ludwig Börne, Der erste Mai.)

Im Gegensatz zu Boileau Despreaux, einem der korrektesten Reimer aller Zeiten, der die nicht sehr [illegible]atenreiche französische Sprache mit dem Spruch ausgestattet:

„Rien n'est beau que le vrai, le vrai seul est aimable."

„Das Wahre nur ist schön und einzig liebenswert"

hat Heinrich Heine in seinem Gedicht „Für die Mouche" die These aufgestellt:

„Stets wird die Wahrheit hadern mit dem Schönen"

und als genialer Poet keinen Zweifel gelassen, daß er in seinen Werken auf der Seite der „Hellenen" für die Schönheit kämpfen und diese nicht gern der Wahrheit opfern werde. Niemand wird dem Dichter darüber zürnen mögen, denn das Recht zu fabulieren steht ihm unbestritten zu. Bedenklich ist es nur, wenn Stellen aus solchen Werken der Phantasie zu Beurkundungen verwendet werden und da ist es geboten, auf deren Unzuverlässigkeit hinzuweisen, umsomehr als hierdurch mitunter ein helles Licht auf das Schaffen des Dichters selbst geworfen wird.

Eine der geistreichsten Prosaschriften Heine's ist sicherlich sein Buch über Börne, das schon bei seinem ersten Erscheinen ob der Richtigkeit seiner Angaben angezweifelt wurde. Seitdem sind diese Zweifel verstärkt, ja zur Gewißheit geworden, und viele der meilenlangen Reden, die Heine dem armen Börne in den Mund legt, gehören in das Reich der Fabel.*)

Man weiß längst, daß der fast in allen Biographien Heine's und Börne's enthaltene Ausspruch: Das ist der Doktor Börne, welcher gegen die Komödianten schreibt, (Elster VII, 15) wie ihn Heine schon 1815 gehört haben will, damals unmöglich gethan worden sein kann, da Börne erst 1818 mit der Herausgabe seiner „Wage" die dramaturgischen Arbeiten begonnen hat. Ferner hat schon Strodtmann (Heine's Leben II, 466) darauf hingewiesen, daß eine ungedruckt gebliebene Stelle der „Reisebilder" so ziemlich die ganze Tirade

---

*) Wir stehen nicht auf dem Standpunkt, nur solchen Ansichten in unserer Zeitschrift Raum gönnen zu dürfen, mit denen wir durchweg übereinstimmen, halten uns auch nicht für verpflichtet, dies jedesmal ausdrücklich zu bemerken. Wenn wir hier eine Ausnahme machen, so geschieht es, weil der Herr Verfasser des vorliegenden Aufsatzes, den wir zum veröffentlichen, in diesem Punkte eine Meinung ausdrückt, die zu der Grundanschauung, die diese Zeitschrift vertritt, in sehr scharfem Gegensatze steht. Diese unsere Grundanschauung läßt sich dahin zusammenfassen, daß bei der Beurteilung jeder litterarischen Leistung die Natur des Autors und das Wesen seines Schaffens, das in letzter Linie auf der freien Bethätigung der Individualität beruht, zu respektieren sind. Darum möchten wir zu Herrn Ullmann's Ansicht bemerken: Es ist richtig, daß Heine's Buch über Börne auch thatsächliche Unrichtigkeiten enthält; so hatte Börne z. B. keine geschlechtliche Beziehung zu Frau Wohl-Strauß, obwohl es Heine (und nicht er allein) damals glaubte. Aber zu diesen thatsächlichen Unrichtigkeiten hat bisher Niemand die langen Reden gezählt, die Heine Börne in den Mund legt; so heftig das Buch nach seinem Erscheinen (1840) befehdet wurde, dies wenigstens hat unseres Wissens selbst damals kein Kritiker gegen Heine geltend gemacht. Niemand hat sie je für Ausführungen gehalten, bei denen jedes Wort zutrifft, und heute vollends, wo wir doch an Gerechtigkeit gegen Heine, wie an Einsicht in sein Wesen als Schriftsteller im Ganzen und Großen weiter gekommen sind, fällt dies vollends Niemand bei. Wenn der Verfasser einer Schrift, wie der Heine's über Börne, die ja nicht etwa eine trockene, aktenmäßige Biographie, sondern eine freie Charakteristik in, zum Teil wenigstens, dichterischer Form ist, der von ihm geschilderten Persönlichkeit lange Ausführungen in den Mund legt, die er vor vielen Jahren von ihr gehört haben will, so glaubt Niemand und kann Niemand glauben, der Dichter wolle damit den Wortlaut dieser Äußerungen wiedergeben und sich dafür verbürgen! Das würde ja die ganz unsinnige Voraussetzung haben, daß z. B. Heine 1815 beim Besuch bei Börne mit dem Notizbuch in der Hand als firer Stenograph dagesessen, dann sein Stenogramm hübsch in Kurrentschrift übertragen und 24 Jahre später seinem Manuskript eingefügt hätte! Was Heine hier bieten will und bietet, ist ersichtlich ein freies Resumé über Äußerungen Börne's und zuweilen noch mehr — oder wenn man will — noch weniger: eine Charakteristik seines Helden in direkter Rede, also in einer Form, die von vornherein nichts sein will, als eine Form, ein Mittel der Darstellung. Nicht darnach also hat man damals gefragt, geschweige denn heute zu fragen, ob Börne diese Reden wirklich gehalten hat, sondern darnach: ob sie innerlich wahr, ob sie für ihn charakteristisch sind, ob er sie so oder ähnlich hätte halten können. Diese Frage haben die Gegner Heine's damals verneint, heute wird sie von der Kritik zumeist bejaht. Natürlich hat es mit dieser Hauptsache nichts zu schaffen, daß dem Dichter dabei Anachronismen und dergleichen kleine Lapsus mit unterlaufen sind. Daß Herr Ullmann diese nachweist, ist dankenswert, wie Alles, was uns Heine's Schaffensweise näher bringt. Nur darf man dabei nie vergessen: die Hauptsache ist das nicht, denn die Hauptsache ist die innere Wahrheit.

D. Red.

(Elster VII, 22) enthält, die Börne gegen Metternich losläßt, weil dieser ihm durch einen schlauen Agenten ein Porzellanservice zu billigem Preis vermittelt, damit Börne als politischer Schriftsteller zahmer werde. Man hat es also hierbei lediglich mit Heine's ureigensten Auslassungen zu thun, und dies ist nicht minder dort der Fall (Elster VII, 32), wo die aus Anlaß des Makkabäerfestes in Licht strahlende Judengasse Börne Gelegenheit gegeben haben soll, über den 18. Oktober, den Jahrestag der Schlacht bei Leipzig, und über das Welthaus Rothschild zu sprechen, was Heine alsdann sehr geschickt zu einem Lobe des Bankhauses und seiner Leiter, namentlich des Barons James Rothschild in Paris, zu drehen weiß.

Der Beweis, daß Börne die ihm hier in den Mund gelegten Äußerungen nicht gethan haben kann, ist leicht zu erbringen.

Heine weilte bekanntlich nur wenige Tage in Frankfurt a. M., und zwar, wie auch Strodtmann (Heine's Leben II, 110) ziemlich richtig annimmt, in der letzten Novemberdekade 1827. Da nun das Makkabäerfest der Juden 1827 auf den 14. bis 21. Dezember fiel, so ist es ausgeschlossen, daß Börne und Heine, der doch zu jener Zeit, wie Briefe aus München vom 28. November und 1. Dezember 1827 (Karpeles IX, 19—23) bekunden, bereits in der bairischen Hauptstadt thätig war, gemeinsam die Frankfurter Judengasse durchwandeln und jene Gespräche führen konnten.

Eine andere falsche Zeitangabe in den „Geständnissen" ermöglicht, einen noch tieferen Einblick in die Gedankenfolge des Dichters zu thun. In der erwähnten Schrift (Elster VI, 34) erzählt nämlich Heine, er habe am 1. Mai 1831 den Rhein bei Straßburg überschritten und dem alten Flußgott seine Visitenkarte in das Wasser geworfen. Wahrlich dem blödesten Auge muß hier der poetische Scherz sichtbar werden, und es ist unbegreiflich, wie ohne jegliche Nachprüfung die meisten Biographen Heine's dies nachschreiben und den Dichter am 1. Mai den Rhein bei Straßburg überschreiten, manche sogar ihn am 3. des gleichen Monats in Paris ankommen lassen konnten (Strodtmann a. a. O. II, 226). Dem widerspricht zuerst und in bündigster Weise eine Strophe im Kap. VIII des Wintermärchens „Deutschland" (Elster II, 449):

Wir fuhren durch Mühlheim. Die Stadt ist nett,
Die Menschen still und fleißig.
War dort zuletzt im Monat Mai
Des Jahres Einunddreißig —

aus der deutlich hervorgeht, daß Heine seine langjährige Anwesenheit in Frankreich sicher nicht am 1. Mai begonnen hat, da er in diesem Monat noch in Mühlheim weilte. Freilich könnte auch der Mühlheimer Vers eine poetische Erfindung enthalten. Dies ist aber nicht der Fall, und mit Hülfe der Frankfurter Freunde Heine's, die jeden Tag rot anstrichen, den der Dichter des „Buches der Lieder" in der Vaterstadt Goethe's zubrachte, vermögen wir festzustellen, daß er schon am 9. Mai bei Pfeilschifter eingeladen war (aber nicht erschien), und am 12. desselben Monats bei dem Medizinalrat Clemens zu Gaste war. Dieser hat ausführlich über das zu Ehren Heine's gegebene Fest berichtet (Frankfurter Konversations-Blatt 1856, Nr. 53—55) bei dem der Dichter in heiterster Laune Charade en action mitspielte und Rätsel schmiedete und aufgab. Eines derselben, das Heine improvisierte, lautete:

Mein Erstes lieb' ich unter mir,
Mein Zweites über — Haupt,
Mein Ganzes täuschet für und für,
Daß niemand mehr ihm glaubt.

Die Lösung war „Roßkamm".

Vor Mitte des Monats Mai ist Heine, der von Professor Oppenheimer in Oel gemalt wurde, sicher nicht in Straßburg gewesen. Warum also die Änderung des Datums? Ob 1. oder 15. Mai, das blieb doch eigentlich recht wenig bedeutend. Für jeden Andern allerdings, nicht so für unsern Dichter, der in dem 1. Mai von jeher einen ganz besondern Tag der Weihe erblickte, bedeutungsvoll nicht nur im Volksglauben, sondern auch für den Dichter und hauptsächlich für den Sänger der Liebe. Schon Dante hat seine Beatrice an einem 1. Mai gesehen und geliebt, und diesem Tag hat der französische Poet Ranchin sein reizendes Triolet „le premier mai" gewidmet, das unser alter Hagedorn mit gewohnter Meisterschaft in sein geliebtes Deutsch übertragen. Heine selbst hat in den Reisebildern (Elster III, 78) dem 1. Mai jenes wunderherrliche Triumphlied geweiht, das mit den Worten schließt: „Es ist der erste Mai, der lumpigste Ladenschwengel hat heute das Recht, sentimental zu werden und dem Dichter wolltest Du es verwehren?" Allein nicht nur zu einem Tage der Wonne, sondern auch zu einem Tage enttäuschter Liebe hat ihn unser Poet gemacht, wenn er (Elster II, 29) singt:

Drei Jahre schon hatt' ich Pandekten
Studiert, als ich am ersten Mai
Zu Göttingen die Nachricht hörte,
Daß meine Braut vermählet sei.

Es war am ersten Mai! Der Frühling
Zog lachend grün durch Feld und Thal,
Die Vögel sangen, und es freute
Sich jeder Wurm im Sonnenstrahl.

Ich aber wurde blaß und kränklich
Und meine Kräfte nahmen ab — —

Als Heine in seinen letzten Lebensjahren, schwer erkrankt, an seinen „Geständnissen" ciselierte, mag ihn die Vorliebe für diesen poetischen ersten Mai veranlaßt haben, ihn als den Tag seines Rheinüberganges zu bezeichnen. Thatsächlich ist der Dichter wohl einen halben Monat später gereist, und da er kurz vor der Bestattung des Konventionel Gregoire in Paris war, so muß er schon am 28. Mai 1831, dem

Todestage Gregoires, dort gewesen sein, wie aus den Berichten an die „Allgemeine Zeitung“ deutlich hervorgeht (Elster V, 122).

Der erste Mai, der im Volksleben die liebe- und ehefördernde Sitte des „Mailehens“ gezeitigt, bei dem junge Paare unter ganz besonderen Gebräuchen zusammengegeben wurden:

Heute zum Leben,
Morgen zu Eben,
Über's Jahr,
Zu einem Paar

hatte neben dieser wonnigen auch eine Schattenseite, er galt nämlich den Hexen geweiht. Ja, in vielen Gegenden Deutschlands wurde an diesem Tag überhaupt nicht gearbeitet, aus Furcht für die höllischen Mächte thätig zu sein und wer weiß, ob die Socialdemokratie, als sie 1889 den ersten Mai zum Arbeiterfeiertag bestimmte, nicht unbewußt von der alten Sitte, freilich ohne den Aberglauben zu teilen, beeinflußt war.

Da die Hexen programmgemäß am Vorabend des ersten Mai zum Sabbath auf den Blocksberg ritten, so wurden, ihrem Einfluß zu begegnen, fleißig die Glocken geläutet, denn dem Schalle geweihter Glocken wichen die Hexen, die diese musikalischen Gegner in ohnmächtiger Wut „bellende Hunde“ nannten. Diesen Ausdruck hat Heine, der wegen seiner Kopfschmerzen die Antipathie der Hexen für die Glocken verstehen und nachempfinden konnte, in dem Gedichte Kobes I. verwendet, (Elster II, 215) wo es heißt:

Die Glocken, die eisernen Hunde der Luft,
Erheben ein Freudengebelle.

Auch im Atta Troll hat der Dichter von dem Feeneiland Avalun rühmend (Elster II, 400) hervorgehoben:

Niemals dringt dorthin das blöde
Dumpf langweil'ge Glockenläuten,
Jene trüben Bumm-Bamm-Klänge,
Die den Feen so verhaßt.

(Ein zweiter Artikel folgt.)

Nekrologe.

(Heinrich Kruse. — Wilhelm Hertz. — Ernst Wichert.)

Rasch hinter einander sind drei treue und bewährte Freunde dieser Zeitschrift dahingeschieden: Heinrich Kruse in Bückeburg, Wilhelm Hertz in München, Ernst Wichert in Berlin. Es ist nicht die Gepflogenheit der „Deutschen Dichtung“, erst den Tod eines bedeutenden Dichters abzuwarten, um ihm den verdienten Lorbeer dann nur eben als verspätete Gabe, von der er nichts mehr weiß, auf's Grab zu legen; wir haben uns vielmehr immer gemüht, schon bei Lebzeiten der Dichter darauf hinzuweisen, was sie wert sind und wie viel wir ihnen schulden, nicht in panegyrischen Hymnen, sondern in gewissenhafter Kritik. Diese Pflicht haben wir auch den drei nun Dahingeschiedenen gegenüber erfüllt, und beschränken uns darum jetzt, anläßlich ihres Todes, unserer Gepflogenheit gemäß darauf, daran zu erinnern, welche Bande sie insbesondere mit der „Deutschen Dichtung“ verknüpften.

* * *

Heinrich Kruse hatte, als die „Deutsche Dichtung“ im Sommer 1886 ihr Erscheinen ankündigte, bereits — er war am 15. Dezember 1815 in Stralsund geboren — die Altersgrenze des Psalmisten erreicht, aber feuriger und freudiger hat damals kein Jüngling ihr Erscheinen begrüßt, als dieser rüstigste Siebenziger, den es vielleicht je gegeben hat. Während die meisten Anderen der damaligen alten Generation — an ihrer Spitze Gustav Freytag — zwar gern mitthaten, aber ihre Bedenken nicht verhehlten, wie schwer sich eine Zeitschrift, die „nur nach dem künstlerischen Wert fragen“ wolle, werde einführen und auf die Dauer behaupten können. — Bedenken, die mich freilich nicht irre machen konnten, weil ich die Schwierigkeiten von vornherein so voll anschlug, wie nur irgend einer der wohlmeinenden Warner, und sie nur eben nicht für unüberwindlich hielt — war es Heinrich Kruse, der mir schrieb: er sei immer überzeugt gewesen, daß es im neu aufgerichteten Deutschland zu einer solchen Zeitschrift kommen müsse; er habe nie daran gezweifelt, daß er ihre Begründung noch erleben werde, er sei also in keiner Weise von meinem Projekt überrascht, aber nun wolle er das Seine thun, es verwirklichen zu helfen. Dies hat er denn auch, namentlich in den ersten und schwersten Jahren, redlich gethan. Bereits der erste Band brachte sein schönes „nordisches Idyll“: „Die gute Herrin“, (S. 193 ff.) eine der wärmsten, innigsten erzählenden Dichtungen, die er geschrieben hat, nach seinem eigenen Urteil wie dem Anderer sogar seine schönste überhaupt, „die Krone seines Schaffens“; in der Kontur fest, wie gemeißelt, im Lokal-Kolorit — sie spielt auf slavischem Boden überaus treu und charakteristisch, in der Schilderung der Heldin so fein und lebensvoll, wie dies selbst einem echten Dichter nur dann glückt, wenn er eine Gestalt mit eigenen Augen gesehen, ihr Wesen mit dem eigenen Gemüt nachempfunden hat, und vollends ist die Andeutung der Herzensbeziehung, die den Dichter mit der Besungenen verknüpft, von einer seltenen, wahrhaft rührenden Keuschheit und Innigkeit. Kurz — ein richtiges Juwel; ich war ehrlich erfreut und schrieb ihm in diesem Sinne. Er erwiderte: ja, er wisse, daß er da was Rechtes gemacht habe, aber es freue ihn, daß es nun auch Andere erfahren würden; lange genug habe er darauf warten müssen. Die Dichtung, in seinen jüngeren Jahren entstanden, war zunächst aus inneren Gründen liegen geblieben, dann hatte er sie zu Beginn der siebziger und der achtziger Jahre je einmal an eine vornehme Zeitschrift gesendet, jedoch den Bescheid erhalten: recht hübsch, aber — Verse . . . sie dankten verbindlichst. Einer der Herren begleitete den Verzicht mit dem von besonderer Feinfühligkeit zeugenden Vorschlag, er möge doch das Idyll in Prosa umschreiben! Da er dazu nicht gewillt war, so blieb die Dichtung — ich wiederhole, wohl seine beste! — liegen. Dann folgte noch eine Korrespondenz zwischen uns, ob das sehr persönliche Nachwort in Versen auch im Druck folgen solle: wir waren — im Gegensatz zu

Freunden des Dichters — beide dafür, daß es nicht fehlen dürfe, und das Gedicht konnte erscheinen. Der Erfolg stellte sich sofort in Form einer ganzen Reihe warmer Briefe aus dem Leserkreise ein. „Sehr spät", schrieb mir der Dichter, „aber lieber spät, als niemals. Und ein wirklicher Erfolg, obwohl es nur — Verse sind . . ."

Im zweiten Bande der „Deutschen Dichtung" kam es dann auch zu einem „Kruse-Heft", wie wir deren damals einem einzelnen Dichter vorzugsweise einzuräumen pflegten. Auf S. 244 findet sich sein Portrait — kräftige, aber scharf geschnittene Züge; man muß unwillkürlich an einen alten Kapitän von der Ostseeküste denken; auf S. 248 eine Probe seiner charakteristischen, weitläufigen, nicht eben durch Deutlichkeit ausgezeichneten Handschrift, die ein kurz vorher (am 25. Juni 1887) geschriebenes Gedicht wiedergiebt. Es ist für die Stimmungen, die den rastlos schaffenden, aber nicht immer durch die verdiente Anerkennung erfreuten Dichter überkamen, sehr bezeichnend. Ich bin nicht Optimist genug, um zu glauben, daß jeder Leser dieser Zeilen auch den zweitältesten Band dieser Zeitschrift besitzt, zudem ist es vielleicht bei der schweren Lesbarkeit der Handschrift selbst denjenigen, die das Facsimile nachschlagen können, nicht unerwünscht, das Gedicht in Druckschrift vor sich zu haben, und so sei es hier mitgeteilt:

Er, der die Lusiaden sang,
Zugleich ein Dichter und ein Held,
Zog für das Vaterland, entlang
Von Pol zu Pol, die halbe Welt,
Zehntausend Meilen — eine gute Strecke!
Und auf dem Siechbett hatt' er keine Decke!
Was klagt denn viel, daß Undank sticht,
Wer keine Lusiaden sang?
Schreib' ein unsterbliches Gedicht,
Hoff' keine Decke nur zum Dank!
Und lerne nicht nach Glück
Und nicht nach Ruhm zu trachten,
Und lerne die Verachtung zu verachten.

An sonstigen Beiträgen aus seiner Feder enthielt das Heft seine kleine epische Dichtung: „Der Hermes des Praxiteles" (246 ff.), die sich durch Plastik der Schilderung und namentlich auch durch Glätte der Form vor seinen meisten kleineren Dichtungen auszeichnet, und die beiden ersten Akte des prächtigen Schwanks: „Standhafte Liebe" (S. 264 ff.; die weiteren Akte S. 297 ff. und S. 325 ff.), eine kräftige, eigentümliche, von drolligster Laune erfüllte Dichtung, die denn auch auf der Bühne gute Wirkung gethan, und sich von allen seinen dramatischen Schöpfungen, auch die mit dem Schillerpreis gekrönte „Gräfin" nicht ausgenommen, am längsten auf den Brettern erhalten hat. Auch dieser Beitrag war nicht allein dichterisch wertvoll, sondern fand auch die Zustimmung weiterer Kreise, als sie sich sonst für den Abdruck von dramatischen Werken in den Spalten der „Deutschen Dichtung" interessieren. Nach meinen Erfahrungen wirkt auch im Lesen nur, was dann auf der Bühne zu wirken vermag.

Dasselbe Heft enthält eine eingehende Studie über ihn (S. 271 ff.) von seinem langjährigen Freunde und Landsmann Wilhelm Fischer in Bückeburg; Kruse selbst hat sie als die „einzig authentische Darstellung seines Lebensganges" bezeichnet und immer wieder, wenn er um Daten über sein Leben ersucht wurde, auf sie verwiesen; es wäre gut gewesen, wenn sich auch die Verfasser der Nekrologe über ihn dies hätten gesagt sein lassen. Hier sei zum Mindesten an der Hand dieser Quelle an das Wichtigste erinnert, was in diesen meist flüchtigen und unzuverlässigen Angaben folgenden Nachrufen gar nicht oder falsch gesagt worden ist.

Schon der Vater, Andreas Theodor Kruse, war ein tüchtiger Politiker und Geschichtsschreiber seiner alten, einst so mächtigen Vaterstadt Stralsund. Dem Einfluß des Vaters, den Eindrücken seiner Kindheit ist es zuzuschreiben, daß der Dichter für mittelalterliches deutsches Bürgertum eine so warme Empfindung hatte, auch seine Stoffe mit Vorliebe aus diesem Leben wählte; daneben flößte längeres Leben auf einem Gute bei Stralsund dem später so Ruhelosen eine tiefe, nie zu erstickende Neigung für ländliche Stille und Abgeschiedenheit ein, der er erst im Alter wieder folgen konnte. Ungewöhnlich lange Student (er war von Beruf Archäolog), zwischendurch Hofmeister in Rußland und England, wurde er dann Gymnasiallehrer, versuchte es zunächst, sich durch einige gelehrte Arbeiten auf dem Gebiet der klassischen Philologie den Zutritt zum akademischen Katheder zu bahnen, wurde dann jedoch in aufgeregter Zeit (1848) Zeitungsschreiber und ist es auch sein Leben lang geblieben. Welchen Rang er in dieser Hinsicht einnahm, wie er in der Hast eines der anstrengendsten Berufe, und unter der Last einer ungeheuren Verantwortung, wie sie der Chef-Redakteur der „Kölnischen Zeitung" zu tragen hatte, gleichwohl den Musen treu blieb, dank einer ungewöhnlichen Arbeitskraft, Konzentration und Selbstzucht treubleiben konnte, mag man in Fischers Studie nachlesen; es ist psychologisch interessant und wird auch Manchem lehrreich sein, der sich die Vereinigung der Berufe des Dichters und des Zeitungsschreibens leicht denkt, während sie in Wahrheit zu dem Schwersten gehört, was ein Mensch leisten kann. Fischer bietet auch eine vollständige Übersicht der poetischen Werke Kruses; in der Beurteilung derselben ist er, Kruses nächster Freund und mit ihm in Bückeburg in innigster Lebensgemeinschaft lebend, vielleicht etwas zu panegyrisch gewesen, aber angesichts der Unterschätzung, die Kruse sonst zu teil wurde, wird man auch seine Stimme gern hören und im Interesse der ausgleichenden Gerechtigkeit berücksichtigen. Insofern aber gebührt der Skizze besondere Beachtung, als sie über die Intentionen Kruses als Dichter genauesten Aufschluß giebt. Gewiß wird unser Urteil über einen Dichter nicht durch sein Wollen entschieden, aber es wird gerechter Weise davon ausgehen.

Im nächsten Bande der Zeitschrift (III. S. 48 ff.) steht Kruses lustige Humoreske in Hexametern: „Schülerstreiche". Die kleine Dichtung ist in ihrer Entstehungs-Geschichte, wie in ihrem Inhalt sehr eigentümlich. Als Kruse noch Gymnasiallehrer war, hatte er einen Kollegen, der in seiner Jugend Matrose gewesen war, nachdem er die Schule verlassen hatte. „Da die Mannschaft", erzählte Kruse, „von ihm begehrte, er solle etwas erzählen, und sein Vorrat an Geschichten bald erschöpft war, kam er auf den glücklichen Gedanken, den Leuten von Homer zu erzählen. Warum das, was sich wirklich begeben hat, nicht dichterisch ausführen? Man erhält dabei die beste Gelegenheit, aus den homerischen Gesängen alles auszulassen, was für uns fremdartig und ungenießbar geworden sein mag, und die schönsten Blumen des Homer zum Kranze zu flechten. Mit dieser Absicht habe ich mich immer getragen und sie in meiner gegenwärtigen Muße endlich ausgeführt." Das Werk hieß: „Die kleine Odyssee" und war in zehn Bücher eingeteilt. Das ganze Werk lernte ich damals nicht kennen; Kruse schickte mir nur den ersten Gesang, der

ein in sich geschlossenes Ganze bildete, eben die „Schülerstreiche". Ich las ihn mit Vergnügen, und das Gleiche hörte ich von allen Seiten, nachdem die kleine Dichtung erschienen war. Auch fehlte es an Anregungen aus dem Leserkreise nicht, ich möge doch die ganze „Kleine Odyssee" bringen.

Dies teilte ich dem Dichter mit, der denn auch mit größter Bereitwilligkeit zustimmte; er versprach das Manuskript zu senden, sobald er es nochmals durchgefeilt und eine Reinschrift besorgt haben würde. Inzwischen brachte der nächste Band sein erzählendes Gedicht: „Der Verfall der Welt" (IV. 70 ff.), eine Dichtung von düster-kräftiger Tonfarbe, in wuchtige Terzinen gebannt.

„Die kleine Odyssee" sollte den fünften Band eröffnen. Als ich das Manuskript zur Druckerei senden mußte, lag mir von den neun Gesängen, aus denen die Dichtung (den Vorgesang „Schülerstreiche" abgerechnet) besteht, nur der erste: „Paris und Helena" vor. Aber hier war die Behandlung des alten Stoffs eine so originelle, die Durchdringung der antiken Überlieferung mit kernigem, plattdeutschem Seemannshumor eine so intensive, daß ich auch bezüglich der folgenden Gesänge keinerlei Bedenken hatte. Viel schwerer schon fiel es mir, auf Kruses Wunsch eine Bemerkung seines Vorworts zu den „Schülerstreichen" zu wiederholen, die dort, wo es sich um ein ganz selbständiges Gedicht handelte, keinen Schaden hatte thun können, während ich ihn hier, wo es sich um eine Bearbeitung handelte, befürchtete. „Es gewährt", lautet diese Bemerkung, „einen eigenen Reiz, mit Homer und Vergil, da man es im Ganzen nicht kann, im Einzelnen zu wetteifern." Man soll, dachte ich im Stillen, große, oder wie hier die größten Namen nie eitel nennen, am wenigsten in einem Vorwort . . . Indeß, Kruse wollte, Kruse verlangte es, und ich druckte es.

Die befürchtete Wirkung stellte sich bald ein. „Die kleine Odyssee" wäre auch ohne jene Bemerkung schwerlich ohne Widerspruch hingegangen; nun war derselbe obendrein provoziert. Das Schlimme war eben, daß die folgenden Gesänge den Stoff lange nicht so eigentümlich gestalteten, wie es der erste hatte erhoffen lassen; das Gedicht lief oft lange Strecken mit dem Original parallel und ihm bedenklich nahe. Das konnte ich natürlich nicht drucken, denn so wie Homers Odyssee ist — man kennt sie . . . Ich mußte mich also zu Streichungen entschließen und teilte dies dem Dichter mit. Er wollte nichts davon wissen. Ich aber mußte pflichtgemäß fest bleiben, und überschickte dem Dichter zur Motivierung zwei Dutzend Briefe aus dem Leserkreise. Er hatte derlei Sendungen sonst mit großer Dankbarkeit entgegengenommen und mir oft zu dem Kreise gratuliert, den ich um das Fähnchen dieser Zeitschrift zu schaaren verstanden hatte. Nun plötzlich waren die Leser ganz unverständige Leute. Das nutzte ihm aber auch nicht: was in der „Kleinen Odyssee" von Homer und nicht von Kruse war, wurde von mir gestrichen. Es war in meiner gesamten Thätigkeit als Redakteur der einzige Fall, wo ich mich zu Streichungen ohne Genehmigung des Autors entschließen mußte, und es fiel mir bitter schwer. Aber es mußte sein und Niemand hätte an meiner Stelle anders gehandelt. Auch war das Gedicht noch immer recht lang; es lief durch alle zwölf Hefte des Bandes. Dennoch zürnte mir Kruse und prophezeite, der Erfolg der „Kleinen Odyssee" in Buchform werde mich eines besseren belehren. Ich hätte dies ihm und mir herzlich gern gegönnt, aber es war uns beiden nicht beschieden. Die Dichtung, 1892 erschienen, ist von der Kritik, den Vorgesang abgerechnet, recht unglimpflich behandelt worden.

Unversöhnlich war Kruse nicht. Ich hatte noch eine hübsche humoristische Kleinigkeit: „Der Maulheld" in der Mappe; die durfte ich bringen (Band VI. S. 231). Auch erfuhr ich durch gemeinsame Freunde, daß er auch Anderes senden werde, wenn ich ihn darum ersuchen und ihm die Aufnahme verbürgen wolle. Auf ein Ersuchen wäre es mir nicht angekommen, aber die gewünschte Bürgschaft konnte ich nicht übernehmen. Und so blieb er fortab ferne . . .

Es ist die einzige Erfahrung dieser Art, die mir mit einem bedeutenden Dichter beschieden war. Ich durfte sie um so ruhigeren Gewissens auch von einem Toten erzählen, als ja im Grunde beide Teile im Recht und beide im Unrecht waren, je nach ihrem Standpunkt. Auch ist gegen mich geltend zu machen, daß ich mit der Veröffentlichung begonnen hatte, ohne — ich habe es nie vorher, noch nachher gethan — das ganze Manuskript zu kennen. Und zu Kruses Gunsten muß man erwägen, daß er sich mit Recht unterschätzt fühlte, daher zur Verbitterung neigte. Etwas mehr Sonnenschein auf seinen Wegen, und er hätte auch als Dichter mehr geleistet. Denn — um jenes ungestüme Wort des oben zitierten Gedichts zu wiederholen — „die Verachtung zu verachten", ist eine für einen Dichter bitter schmerzliche und ihn auch innerlich gewiß nicht fördernde Empfindung.

* * *

Eine ganz andere Natur war Wilhelm Hertz, der vortreffliche Lyriker, der ausgezeichnete Nachdichter altfranzösischer Weisen. Während ich Kruse (1880 in Berlin), wenn auch nur flüchtig, persönlich kennen gelernt hatte, bin ich Hertz leider nie begegnet. Aber ich glaube nicht, daß ich mich täusche, wenn ich ihn auf den Eindruck hin, den mir unser Briefwechsel machte, eine ebenso vornehme, als liebenswürdige Natur nenne. Seines Wertes war natürlich auch er bewußt, aber mit wenigen Dichtern bin ich in Verkehr getreten, die so himmelweit von dem Bestreben waren, sich irgendwie selbst in Scene zu setzen oder setzen zu lassen.

Auch mit ihm begann mein brieflicher Verkehr anläßlich der Begründung dieser Zeitschrift. Im ersten Heft des ersten Bandes (S. 11) steht sein herrliches Gedicht „Vision", und auf S. 32 als einzige kritische Anzeige des Heftes eine warme Würdigung seines „Spielmannsbuch". Es drängt mich, zu gestehen, daß dies kein Zufall war. Eine Zeitschrift, wie die „Deutsche Dichtung", die gleichzeitig der Produktion und der Kritik dienen will, hat es nicht gar so leicht. Sie muß insbesondere sogar den Schein vermeiden, als ob beide Teile der Zeitschrift, die Produktion und die Kritik, in irgend einem Zusammenhang mit einander stünden, als ob da vor Allem die Dichter besprochen würden, die mitarbeiten, oder doch sie ganz besonders günstig. Nun wollte ich einerseits, um den Grundton der hier zu übenden Kritik, der immer, so weit möglich, auf das Anerkennen, nie auf das Verneinen gegangen ist, von vornherein anzudeuten, und da der Raum für mehrere Anzeigen fehlte, eine günstige Rezension bringen, und sagte mir andererseits: Hertz mag es sein, weil er zu Denen gehört, von welchen Niemand glauben wird, daß

sie durch Kritiken zu gewinnen sind, oder gar solche verlangen. — Hertz' erstes Gedicht, das diese Zeitschrift bringen durfte, spielt in ihrer Geschichte eine gewisse Rolle. Obwohl das Heft auch sonst Perlen der Lyrik enthielt (von Hermann Lingg, Friedrich Theodor Vischer, Robert Hamerling, Theodor Fontane, Konrad Ferdinand Meyer, dazu vollwertige Gaben aus dem Nachlaß Josef Victor Scheffels und Karl Stielers), war es doch dies Gedicht, das — ein seltener Fall — die Runde durch die deutsche Presse machte, nachdem es ein Wiener Blatt zuerst herausgegriffen hatte. Es erlebte damals etwa dreihundert Abdrucke. Daß dies Schicksal ein verdientes war, wird erkennen, wer es liest. Ich wiederhole es bei dieser Gelegenheit:

Vision.

Ich sah ein Weib in Dämmerlüften;
Aus Sternglanz wob sich ihr Gewand.
Sie stand auf grasverdeckten Grüften
Mit Saat und Sichel in der Hand.
Vor ihr im Staub rief um Erbarmen
Ein zahllos Volk mit Weh und Ach.
Sie flehten mit erhob'nen Armen
Und jammernd scholl es tausendfach:
O wehr' dem Tod, dem nimmersatten!
Natur, was that dir unser Glück?
Gieb mir mein Kind! Gieb mir den Gatten!
Nur einen Tag gieb ihn zurück!
Sie sah mit keinem Blicke nieder,
Hinstarrend in ihr ew'ges Reich:
„Was ich vereint, das trenn' ich wieder,
Ihr wißt es. Warum liebt Ihr Euch?"

An dies Gedicht mußte ich denken, als mir wenige Tage nach dem Tod seines Verfassers gemeinsame Münchener Freunde von der Innigkeit seines Ehebundes, von der Verzweiflung der Witwe erzählten . . .

In der Produktion, seit der erste überquellende Jugendborn versiegt war, sparsam, indem in der Veröffentlichung überaus gewissenhaft und darum doppelt zurückhaltend, hat Hertz der „Deutschen Dichtung" zwar nicht viel, aber doch mehr gespendet, als zu erhoffen war. Zumeist freilich waren es Nachdichtungen — aber wie köstliche! So schmückt den zweiten Band (S. 168 ff.) eine Perle dieser Art: „Der Sperber, Altfranzösische Novelle aus dem Anfang des dreizehnten Jahrhunderts", von einer feinen Anmut und Schalkhaftigkeit, die entzücken muß. Im dritten Bande erschien das Hertz-Heft. Es enthielt S. 277 sein Portrait, — ein feines, freilich mehr den Gelehrten, als den Dichter verratendes Antlitz — ein schönes Gedicht: „Der Donaustrom" (S. 281) und die vortreffliche Übersetzung eines liebenswürdigen altfranzösischen Schwanks: „Aristoteles", von einem Troubadour des XIII. Jahrhunderts, Henri d'Andeli. Der Essay über Hertz, von Prof. Franz Muncker, (S. 299 ff.) giebt in der klaren, gründlichen Art seines Verfassers ein zuverlässiges Bild von Hertz' Leben und Schaffen. Wort für Wort zu unterschreiben ist namentlich, was Muncker über des Dichters scheinbar geringe Produktivität sagt: „. . . . Hertz bietet uns nur selten eine Gabe seiner Muse, und was er uns dann darreicht, ist in den meisten Fällen wieder gar nicht ausschließlich sein Eigentum, sondern vielmehr künstlerische Neugestaltung eines älteren, fremden Werkes, aber immer sind seine Spenden wahre Geschenke der Poesie von eigenartig hohem und dauerndem Wert . . . Wilhelm Hertz hat . . . nie einen Vers drucken lassen, an dem sich nicht jeder kunstliebende Sinn innig erlaben könnte, nie eine poetische Arbeit öffentlich mitgeteilt, die nicht zu den bleibenden edelsten Schätzen unserer Litteratur zu zählen wäre. Die geringe Anzahl seiner Schöp[...] ist keine Folge eines etwa dürftigen oder schwer [...]beitenden Talentes, sondern der strengsten Selbst[...] unermüdlichsten Sorgfalt, die erst das künstlerisch [...]helt durchgefeilte, inhaltlich und formal gleich [...] Werk für reif hält, um aus der heimlichen Werkstätte [...] Dichters hinaus in die Welt zu treten." Dann [...] was mir vor Jahren ein Münchener Dichter sagte: „[...] das, was Hertz verwirkt, konnte in Deutschland [...] ein Lyriker in Ehren bekannt werden."

Dasselbe Heft enthält (S. 301) eines seiner [...] Lieder: „Am See" als Probe seiner Handschrift.

Was Hertz seit 1886 schuf und zu veröffentlichen [...] entschloß, gehörte der „Deutschen Dichtung" und ich [...] immer erfreut, wenn wieder ein Brief vor mir lag, [...] Adresse mich seine zierliche, klare Handschrift erkennen [...] Freilich, allzuoft wurde mir diese Freude nicht zu [...] Zaghaft, nur meinen Bitten nachgebend, sandte er mir [...] den vierten Band einige „Fächersprüche"; es [...] fügte er bei, wahrlich nicht leicht! Und es waren [...] se sinnige Sprüche, z. B.:

Unser Kommen, unser Geh'n,
Auf den Fächer sei's geschrieben,
Muß doch Alles, was wir lieben,
Und wir selbst im Wind verweh'n.

Dann mußte ich lange wieder harren. Er hatte [...] in eine große, mühselige Arbeit, die Nachdichtung [...] „Parzival" vergraben, und hatte zunächst für Anderes [...] Zeit, noch Kraft und Neigung. Aus dieser Arbeit aber [...] er mir in jener freundlichen Gesinnung, die er dieser Zeit[...]schrift immer bewahrte, eine Probe an und ich griff [...]lich freudig zu. Sie steht in Band XIX, S. 17[...] „Kondwiramur. Aus Wolfram von Eschenbachs Parzival[...]" Natürlich hatte er nun den Wünschen anderer Zeitschr[iften] Stand zu halten, die ihn gleichfalls um Proben [...] Er willfahrte ihnen nicht, und schrieb einem dieser [...]teure: Mit der „Deutschen Dichtung" habe es [...]sondere Bewandtnis; er sei seit ihrer Begründung [...] thätig und glaube, daß dort Manches recht gewürdigt [...] was an anderer Stelle nur Wenigen gefallen könnte. [...] habe den Brief selbst bei einer Autographen-Auktion [...]worben; der Adressat hatte ihn vermutlich deshalb [...] um auch für sein Teil zu erfahren, daß der Briefwechsel [...] mit berühmten Leuten den Menschen bereichert, wenn [...] innerlich, so doch wenigstens um zwei Mark.

Auch den XXI. Band durfte ich mit einem Beitrag [...] ihm schmücken, abermals aus derselben Arbeit: „Parzival und Jeschute" (S. 7 ff.). Ich wußte damals nicht, [...] ihn Andere um Gleiches gebeten hatten, und er selbst [...] es mir nicht; es hinderte ihn aber auch nicht, meiner [...]regung zu entsprechen. Und es waren Redakteure sehr [...]flußreicher Blätter, denen er diesen Verdruß bereitete. [...]kümmerte sich nicht darum und that immer nur, was [...] recht schien. Vielleicht giebt es Leser, die meinen, das [...] selbstverständlich und jeder andere vornehme Dichter [...] an Hertz' Stelle ebenso gehandelt haben. Das wäre [...] Irrtum; ich wüßte nicht Viele, denen ich Gleiches [...]

In den letzten fünf Jahren konnte er mir keinen Beitrag mehr geben; er hatte nichts mehr, was er hätte veröffentlichen mögen. Aber das Wenige, was die „Deutsche Dichtung" von ihm bringen durfte, ist so wertvoll, daß [...] für immer zu den Zierden dieser Zeitschrift zählen [...]

* * *

Wie nahe Ernst Wichert der „Deutschen Dichtung" stand, daß er zu ihren treuesten Freunden gehörte, wissen die Leser. Aber nicht bloß litterarisch, auch menschlich ist mir sein Tod nahe gegangen. Es war mir in den vierzehn Jahren, wo wir beide in Berlin hausten — er kam gleich mir im Herbst 1887 hierher gezogen — immer eine Freude zu denken, daß er mir mit seiner Treue, seiner Freundschaft, seinem Rath stets zur Seite stünde, so oft ich es von ihm erbate. Des Gleichen hatte er sich von mir zu versehen. Ich habe nicht viele Menschen, namentlich auch nicht viele Schriftsteller im Leben kennen gelernt, mit denen sich so mühelos, so selbstverständlich und ungetrübt gute Kameradschaft halten ließ, wie mit diesem kreuzbraven, loyalen, grundtüchtigen Manne. Ernst Wichert war die Verkörperung der besten Eigenschaften des Norddeutschen, und Allen, die ihm näher treten durften, bedeutet sein Tod einen aufrichtigen Schmerz und einen bleibenden Verlust.

Ich rühme den Menschen, weil dies nach meiner Empfindung noch lange nicht genug geschehen ist, und naturgemäß nur vorher an dieser Stelle geschehen konnte; dem Dichter ist die „Deutsche Dichtung" längst und wiederholt gerecht geworden. Und wahrlich nicht etwa deshalb, weil er fast vom Anbeginn zu ihren treuesten und fleißigsten Mitarbeitern gehörte. Es war nur ein Zufall, daß er sich erst im dritten Bande zum Worte melden konnte; er steckte 1886—1887 in einem großen historischen Roman. Das erste Werk, das die „Deutsche Dichtung" von ihm brachte, war sein modernes Schauspiel in vier Aufzügen: „Geschieden" (Band III, S. 108 ff., 142 ff., 165 ff. und S. 201 ff.); eines der wenigen Werke, die meiner eben dargelegten Erfahrung widersprechen: auf der Bühne hatte es nur einen Achtungserfolg; in der Zeitschrift war die Aufnahme eine sehr warme; wohl vielleicht aus demselben Grunde: der Stoff ist im Kern ein epischer und der Reiz beruht neben dem feinen Problem auf der breiten, kräftigen Ausgestaltung. Derselbe Band enthält (S. 101) sein sprechend ähnliches Portrait — die Züge eines ebenso redlichen und ernsten, wie herzensfreundlichen Mannes — und als Probe seiner klaren, regelmäßigen Schrift einige Sprüche, von denen nur einer mitgetheilt sei, weil er sein innerstes Wesen widerspiegelt:

> Wie du dich voraus bestimmst,
> Mag Bedenken haben;
> Wenn du einen Anlauf nimmst,
> Spring' auch über'n Graben.

Nicht Alles im Leben und Schaffen ist ihm geglückt, aber was er einmal angepackt hatte, das hat er dann auch, so gut er konnte, zu Ende geführt.

Ein besonders wertvoller Schmuck des Wichert-Heftes ist sein selbstbiographischer Aufsatz: „Meine dramatischen Anfänge" (Band III, S. 117 ff.) Er ist einer der besten und klarsten dieser Art, welche diese Zeitschrift bringen konnte: wahr und ehrlich in jedem Zuge, dabei mit jener ruhigen Ruhe, jener Festigkeit geschrieben, ohne die Niemand ein gutes Portrait wird zeichnen können, geschweige denn ein sein eigenes. Auch der Schuß abgeklärter Resignation, der mit dazu gehört, fehlt nicht. Wer sich für Wichert oder auch nur für die Gattung, der dieser Aufsatz zugehört, interessiert, sollte ihn nicht ungelesen lassen — und nun gar jeder Dramatiker! — Dasselbe Heft enthält einen Aufsatz über ihn, den auf seinen Vorschlag ein Landsmann von ihm geschrieben hatte. (S. 123 ff.) Wir waren selbst von diesem Aufsatz hinterdrein nicht eben entzückt, aber Wichert meinte, liebenswürdig wie immer, gut gemeint habe er's jedenfalls!

Das zweite dramatische Werk Wicherts, das die „Deutsche Dichtung" brachte, war der frische, humorvolle Einakter „Post festum" (Band VIII, S. 10 ff. und 40 ff.), der, nachdem er sich im Berliner „Königlichen Schauspielhaus" eingebürgert hatte, dann fast über alle deutschen Bühnen ging. Darauf folgte im XII. Bande das vieraktige sehr wirkungsvolle Schauspiel: „Sein Kind" (S. 95 ff., 118 ff., 143 ff., 169 ff., 194 ff., 216 ff., 237 ff.) Der XIII. Band brachte Wicherts kompetentes Gutachten über die Theater-Zensur (S. 124) — er hielt sie für ein Übel, aber für ein notwendiges, dessen Abschaffung noch ungleich schlimmere Folgen nach sich ziehen würde —, ferner seine kernige ostpreußische Ballade „Preußische Landwehr" (S. 138), eines der wenigen erzählenden Gedichte, die er veröffentlicht hat, endlich sein, formal nicht tadellos, aber überaus charakteristisches Gedicht „Testament" (S. 162), aus dem hier nun, wo er nicht mehr ist, die folgenden Strophen folgen mögen:

> Wo ich einst sterbe, scharrt mich ein,
> Und macht euch keine Sorgen,
> Es sei mein moderndes Gebein
> Nicht allorts gut geborgen.
>
> Und weint auch nicht und klagt auch nicht,
> Daß ich von euch gegangen.
> Wie man zum fernen Freunde spricht,
> So sprecht zu mir ohn' Bangen.
>
> Hör' ich auch nicht, bin ich doch nah'
> In dem, was Euch mich einte:
> Wie Euer Auge gern mich sah,
> Wie Euer Herz mich meinte. —
>
> An jede frohe Stunde denkt,
> Die wir vereint genossen,
> Aus dem, was Liebe hat versenkt,
> Laßt die Erinn'rung sprossen!
>
> Und wird sie Euch ein grüner Baum,
> So sitzt in seinem Schatten,
> Und wonnig träumt, es sei kein Traum,
> Daß wir einander hatten.

Im Jahre 1892 verlor er seine Lieblingstochter; ihr galten die gemütvollen, ergreifenden Gedichte des Cyclus: „Gretchen. Eine Todtenklage" in Band XIV, S. 26 ff., während Band XVI, S. 42 ff. eine Ergänzung des eben erwähnten selbstbiographischen Aufsatzes brachte; hier erzählte er die Entstehungs-Geschichte desjenigen seiner Dramen, das zuerst aufgeführt wurde: „Unser General York". Als Sittenschilderer jenes Berlin W., das er nun genau kennen gelernt hatte, versuchte er sich 1896 mit Takt in der feinen, liebenswürdigen Studie: „Die Frau Geheime Rätin" (Band XX, S. 112 ff.), während Band XXIII wieder eine größere dramatische Dichtung von ihm brachte: „Die glückliche Insel. Ein Puppenspiel in drei Handlungen". (S. 177 ff., 185 ff., 226 ff., 237 ff., 272 ff. und 289 ff.) eine liebenswürdige, mit einer Fülle launiger Einfälle ausgestattete Verspottung socialistischer Utopien. Ein Jahr später, in Band XXV folgte sein historisches Schauspiel in fünf Aufzügen: „Die Gräfin von Schwerin" (S. 20 ff., 45 ff., 71 ff., 92 ff., 118 ff., 137 ff. und 161 ff.), und abermals ein Jahr später seine dramatische Dichtung in drei Aufzügen: „Agnese" (Band XXVII, S. 295 ff., Band XXVIII, S. 9 ff., 48 ff., 65 ff. und 89 ff.). Sein letzter Beitrag steht in Band XXIX und XXX, das historische Schauspiel aus der preußischen

Geschichte: „Des Königs Dank" (S. 221 ff., 237 ff., 261 ff., 285 ff. und Band XXX, S. 9 ff., S. 53 ff. und S. 67 ff.). Einen Beitrag, den er mir „für Band XXXI, spätestens XXXII" in sichere Aussicht stellte, ist mir Wichert schuldig geblieben, das erste Mal, wo dieser Treueste und Verläßlichste aller Menschen seine Zusage nicht einhielt; der Tod nahm ihm die Feder aus der Hand ... Niemand hätte sein Ende so bald befürchtet, am wenigsten er selbst; er war hoffnungsfroh und schaffensfreudig bis ans Ende, und um ihn fällen zu können, mußte ihn der Tod im Schlafe überraschen ...

Unter den rund 2000 Mitarbeitern, die in den rund 18000 Spalten der ersten 30 Bände der „Deutschen Dichtung" zu Worte kamen, war Wichert nächst dem Schreiber dieser Zeilen, bei dem dies selbstverständliche Pflicht ist, der fleißigste; seine Beiträge füllen rund 400 dieser Spalten. Aber er war nicht bloß einer ihrer emsigsten, sondern auch einer ihrer wertvollsten Mitarbeiter und ihr treuester Freund, so unablässig auf ihr Wohl bedacht, als wäre sie sein eigenes Lebenswerk. Es geschah lediglich aus idealer Gesinnung, aus Freude an der Haltung der Zeitschrift. Und für diese Freundschaft sei ihm noch in's Grab hinein innigst gedankt! K. E. F.

Litterarische Notizen.

— Der Neue Tanhäuser. Von Eduard Grisebach. Zwanzigste Auflage. Stuttgart, J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachf. 1901. — Nach langen Kämpfen für und gegen dies Buch — es freut den Schreiber dieser Zeilen noch heute, daß er vor langen, ach sehr langen Jahren als blutjunges Studentlein einer der ersten war, die den Dichter öffentlich rühmen durften — steht heute das Urteil darüber fest, selbst unter den verständigen Litterar-Historikern, geschweige denn in der naturgemäß leicht bestimmbaren, tönenden Schlagworten folgenden Tageskritik. Auch die „Deutsche Dichtung" hat sich einst bemüht, ihr Scherflein zu dieser Klärung des Urteils beizutragen, und so sind wir der Aufgabe überhoben, über die zwanzigste Auflage eine Rezension zu schreiben, als wäre es die erste. Wohl wäre es für eine andere Arbeit nicht zu spät: zu untersuchen, warum dies Liederbuch eines ungewöhnlich begabten Poeten sein einziges geblieben ist, — er hat dann nur noch den „Tanhäuser in Rom" geschrieben — aber dazu wäre es, wenn auch, wie gesagt, gewiß nicht zu spät, so doch zu früh, denn das hieße einen Lebenden vivisecieren ... Freuen wir uns also heute nur, daß Grisebach das eine Buch geschrieben hat, und daß es und er noch heute leben — es scheint uns auch heute noch Grund genug zu solcher Freude vorhanden, obwohl wir jene unsere Rezension von 1870 heute nicht mehr ganz vertreten könnten ... Nur zwei Bemerkungen nebensächlicher Art seien beigefügt. Grisebach ist Bibliophile und da er auch — leider! — seinem ersten Buche sehr viel Zeit widmen kann — leider, weil er kein drittes, viertes oder fünftes mehr geschaffen hat —, so ist die Mühe und minutiöse Sorgfalt, die er darauf wendet, begreiflich. Aber es will uns scheinen, als thäte er da zuweilen des Guten zu viel. Was man in der Jugend geliebt hat, vergißt man dann nicht leicht wieder; uns ist der Wortlaut vieler dieser Lieder im Gedächtnis geblieben; heute, wo wir sie nachlesen, finden wir Manches verändert, und nicht Alles scheint uns eine Verbesserung. Ehrlich gesagt: das Wenigste scheint uns eine glückliche Änderung. Es ist eben nicht ungefährlich, wenn der Mann mit ergrauendem Haar an Versen feilt, die er als Jüngling geschrieben hat; der Ausdruck mag dadurch zuweilen (selbst dies scheint uns nicht immer der Fall) an Wohllaut gewinnen, aber das wiegt federleicht gegenüber der Einbuße an Ursprünglichkeit ... Auch bezüglich der Auswahl der Gedichte gefällt uns das Ergebnis der rastlosen Änderung nicht immer; in der neuen Auflage wird weggelassen, was in der nächsten wieder auftaucht, um dann abermals zu verschwinden und zum dritten Male wiederzukommen. Vielleicht thun wir dem Dichter Unrecht, aber diese Weglassungen (nicht die Einfügungen) erscheinen uns so unmotiviert, daß wir fast auf den Gedanken kommen, sie erfolgten nur deshalb, damit die neue Auflage sich von den früheren unterscheide. Das wäre ein seltsamer Standpunkt, der nichts mit dem Hauptzweck zu thun hätte: Änderungen sollen das Buch besser machen, und sind nur dann gerechtfertigt, wenn sie diesen Zweck erreichen ... Nun noch ein Zweites, was vollends nicht zum Wesen des Buches gehört, wohl aber zu seiner Geschichte und der Beurteilung, die es gefunden hat. Wir meinen die Verlagsfirma. Das Buch ist also nun richtig in den Hafen der J. G. Cotta'schen Handlung eingelaufen — post tot discrimina rerum! Es war einst, vor Jahrzehnten, Verlag von Gebr. Kröner; als diese die Cotta'sche Handlung erwarben und ihren eigenen Verlag mit diesem verschmolzen, mußte sich Grisebach um einen andern Verleger umthun; der „Neue Tanhäuser" war damals für die Firma Cotta zwar nicht zu wertlos, aber zu unmoralisch. Nun, er fand diesen neuen Verleger natürlich mühelos, aber auch dieser andere Verlag ward nach wenigen Jahren mit dem Cotta'schen verschmolzen — und auch da noch durfte das Buch nicht die Firma tragen; es ging unter der Flagge einer Nebenfirma. Nun endlich ist es so weit, begreiflicher Weise, denn Cotta verlegt ja nun auch die verwegensten Realisten. So spiegelt sich in diesem winzigen, für die Geltung des Buches unerheblichen Detail ein Stück Geschichte des litterarischen Geschmacks in Deutschland! ... -nz-

— Vorträge über Nietzsche. Versuch einer Wiedergabe seiner Gedanken. Von Dr. Ernst Horneffer. Göttingen, Franz Wunder 1901. Nietzsche ist eine so merkwürdige Erscheinung und der Einfluß seiner philosophischen Werke oder Dichtungen oder Rhapsodien in Prosa oder wie man sie sonst nennen will, ein so tiefgehender, daß eine klare, faßliche, ruhig abwägende Darstellung seiner Gedanken gewiß dem Wunsche sehr Vieler entsprechen und Nutzen stiften könnte. Auch würde es, uns wenigstens, nicht im Geringsten stören, wenn diese Darstellung von einem überzeugten Anhänger des sonderbaren, heute unseres Erachtens unendlich — nur nicht als Dichter — überschätzten Philosophen käme; auch die Liebe kann scharf sehen und mit klarer Stimme reden. Die Art aber, wie der Verfasser dieses Buches über Nietzsche spricht, scheint uns den Zweck der Orientierung zu verfehlen, weil sie dazu viel zu panegyrisch, viel zu dithyrambisch ist. Nach unserer eigenen Erfahrung zu schließen, erscheint es uns leichter, Nietzsche aus seinen eigenen Werken zu verstehen, als aus der Darstellung des Verfassers. Er ist besten Willens, voll lauterer Begeisterung für seinen Helden, aber zur richtigen Lösung der Aufgabe, die er sich gestellt hat, fehlt ihm gar zu viel, vor Allem die Fähigkeit ruhig abwägender Darstellung. An dieser Ansicht kann uns auch der Umstand nicht irre machen, daß das Buch bereits eine „zweite durchgesehene Auflage" erlebt hat. Dieser Umstand scheint uns nur das starke Bedürfnis nach einer Schrift dieses Inhalts zu erweisen, die ihren Zweck erfüllen kann.

Neue Bücher.

Nachstehend verzeichnete Bücher sind der Redaktion zur Rezension zugekommen:

Friedrich, Paul, Im Lebenssturm. Neue Gedichte. Berlin, G. Grote'sche Verlagsbuchhandlung. 1901.

Madjera, Wolfgang, Schatten und Sterne. Gedichte. Wien, Carl Konegen. 1902.

Wittenbauer, Ferdinand, Die Hübscherin und ihr Gärtlein. Eine Dichtung. Wien, Carl Konegen. 1902.

Redigiert unter Verantwortlichkeit des Herausgebers Karl Emil Franzos in Berlin. — Nachdruck auch im Einzelnen ist untersagt und wird strafgerichtlich verfolgt. — Verlag der Concordia Deutsche Verlags-Anstalt in Berlin. — Druck von Kißling & Krüger, Berlin

Gedichte

von

Gisela Bogenhardt.

Auf, meine Jugend!

Auf, meine Jugend, lache!
Warf Dich darnieder ein scharfer Speer,
Brauch' Deine Waffen, setz' Dich zur Wehr —
Auf, meine Jugend, lache!

Nimm Deine Leier, spiele —
Auf klingenden Saiten ein klingendes Lied,
Das in die leuchtende Ferne zieht —
Nimm Deine Leier, spiele!

Hebe die Stimme, singe —
Worte der Freude, Worte voll Glanz,
Laß sie sich schwingen im Reigentanz —
Hebe die Stimme, singe!

Auf, meine Jugend, tanze!
Tanze vorüber dem blassen Tod,
Noch bist Du blühend, noch bist Du rot —
Auf, meine Jugend, tanze!

Auf, meine Jugend, erwache!
Tanze und singe beim Harfenschlag,
Heute noch lacht Dir der junge Tag —
Auf, meine Jugend, erwache!

Der Schmerz.

Ein blasser Knabe lag zu meinen Füßen,
Von jugendlicher Anmut die Gestalt,
Und seines Auges heilig ernstes Grüßen
Fiel in mein Herz mit zwingender Gewalt.

Ein süßes Sehnen trieb mich ihm entgegen,
Sein lichtes Antlitz wandte ich empor —
Und mild umspann mich seines Blickes Segen,
Bis ich in seine Schönheit mich verlor.

Von seinen Lippen küßte ich die Qualen,
Die dort in herben Linien eingebrannt,
Von seiner Knabenstirn, der kummerfahlen,
Strich ich das Leiden fort mit leiser Hand.

An meinen Küssen fühlt' ich ihn erwarmen,
Und Leidenschaft zwang bebend Herz an Herz —
In seinen liebesstarken, jungen Armen
Unlöslich festgebannt hält mich — der Schmerz.

Im Tempel der Aphrodite.

Auf dem Tempel Aphrodite's
Fallen Helios' Küsse nieder,
Und in tausend Kostbarkeiten
Spiegelt sich sein Strahlen wieder.

Seines Auges frohes Leuchten
Glüht im Purpur tief und dunkel,
Grüßt des goldenen Portales
Irisierendes Gefunkel.

Seinem siegesstolzen Lächeln
Neigt sich alles in der Runde,
Und der Marmor steht errötend
In der Glut der Mittagsstunde.

Selbst die weiten Säulenhallen
Hat mit Gold er übergossen —
Doch des Heiligtumes Tiefen
Sind dem Glänzenden verschlossen.

Dunkelnächtig wogen Schatten
Um des Raumes hohe Decke,
Und gleich düsteren Dämonen
Wachsen sie aus jeder Ecke.

Legen sich in grauen Schleiern
Zu des Götterbildes Füßen —
Lüstern langen ihre Arme
Nach dem Leib, dem wundersüßen —

Durch das Schweigen der Verehrung
Tönen leise Mädchentritte —
Scheu und zaghaft steht die Jungfrau
In des Tempelraumes Mitte.

In dem matten Silberglanze
Ihrer weißen Marmorglieder,
Blickt die ewigjunge Kypris
Auf die Flehende hernieder:

„Aphrodite, Aphrodite!
Ich erliege Deinem Willen —
Wollest gnädig meiner Wünsche
Abgrundtiefes Sehnen stillen.

Ich bin krank von allen Gluten,
Die Du Göttliche entzündet,
Ich bin krank nach allen Wonnen
Die Dein Auge mir verkündet!

Meine Lippen sind gleich Rosen
Die in süßen Düften stehen,
Soll die Jugend meines Mundes
Nicht in Küssen untergehen?

Meine Augen sind zwei Falter
Die um Feuerflammen werben,
Deren Lebensziel und Sehnsucht,
In der Liebesglut zu sterben.

Aphrodite, Glutvermählte,
Aphrodite, Marmorkühle,
Gieb Gewährung meinem Flehen,
Daß ich Deine Wonnen fühle!

Aphrodite Amathusia,
Gieb Gewährung meinem Flehen
Meine blütenweiße Jugend
Laß in Liebe untergehen!"

Und die ewig junge Kypris
Lächelt dieser heißen Bitte. —
Durch das Schweigen der Verehrung
Tönen leise Mädchentritte. — —

Der Becher.

Was zittert der Becher in meiner Hand?
Des Lebens-Genusses funkelnden Wein
Füllten die schenkenden Nornen mir ein,
Nun steigt seine purpurne Glut zum Rand.

Wie lockt mich des Weines berauschender Duft,
Mein Auge trinkt gierig sein sattes Rot —
Hoch hebt Dich mein Arm empor in die Luft,
Du herrlicher Kelch, den ein Gott mir bot!

Ich trinke Dich, Wein, ich fasse Dich, Lust!
Ich küsse Dich brünstig, jauchzender Tag!
An das blühende Leben preß' ich die Brust:
Es gebe, was es zu geben vermag!

Nun an die lechzenden Lippen den Rand:
Gegrüßt sei der Liebe flammendes Rot,
Ich grüße Dich, Leben, bis in den Tod!
Was zittert der Becher in meiner Hand? —

„Es war uns're Liebe . . ."

Es war uns're Liebe wie Frührotschimmer,
Ein dämmerndes Ahnen seligster Pracht,
In hehren Gluten entbrannte die Nacht
Von goldig lachendem Sonnenflimmer.

Es war uns're Liebe aus Himmelsfernen
Vom Geist des Friedens ein Heiligenschein,
Es glich uns're Liebe den milden Sternen
In erdentrücktem harmonischem Sein.

Es war unsere Liebe wie Abendglühen:
In süßen Düften Dämmerung wob,
Und unser Sehnen den ersten frühen
Heißbegehrenden Blick erhob.

Es war uns're Liebe wie leuchtende Flammen,
Vom Sturmwind zu einer Lohe entfacht —
In hehren Gluten entbrannte die Nacht:
Wir liebten uns — und sanken zusammen!

Lenz.

O hört, es ist der Lenz erwacht!
Sein Gruß rings von den Bergen lacht,
Grün-golden seine Farbenpracht
Und Licht und Thau sein Geleite!
Wonniges Sehnen durchbebt die Brust,
Siegende Sonne verdrängt den Durst,
All' Jammer und Elend stirbt in Lust —
Ich zieh' mit dem Lenz in's Weite!

Morgensonne am Himmelszelt,
Frührotschimmer auf Flur und Feld
Und linde Luft und Duft gesellt
Und Klang und Sang im Geleite!
Der Vöglein Lied und des Posthorns Schall
Und stürzender Bäche Jubel-Fall
Und in mir jauchzender Widerhall —
Ich zieh' mit dem Lenz in's Weite!

Die Erbgräfin.

Erzählung von **Georg Bormann.**

(Fortsetzung.)

Das konnte sie sagen, denn bei der geringen Beweglichkeit der Baronin kannte sie die nahen Ziele ihrer alten Freundin ganz genau. Aber ihr Suchen mußte heut vergeblich bleiben, denn die beiden Damen hatten bald die Parkwege verlassen und sich zur Stadt hinuntergewandt, um den Pfarrersleuten einen Besuch zu machen.

So geriet die Erbgräfin immer tiefer in den Park und achtete kaum mehr des Wegs, als sie einen ebenfalls einsamen Spaziergänger auf sich zukommen sah, der bei seinem Herannahen ehrerbietig beiseite trat. Es war der Architekt. Sie erwiderte seinen Gruß, blieb stehen und fragte nach dem Bilde.

„O Erlaucht,“ sagte der junge Mann mit Begeisterung, „es gelingt über Erwarten; aber ich bitte Erlaucht gerade deshalb, sich gedulden zu wollen, bis auch das Letzte klargelegt worden ist.“

„Ein billiger Wunsch,“ antwortete die Erbgräfin, indem sie langsam weiterging und der Architekt an ihre Seite trat. „Ich am allerwenigsten möchte Ihnen diese Freude verkürzen, denn ich habe doch recht, Sie sind bei Ihrer Arbeit mit ganzer Seele?“

„Mit ganzer Seele!“ bestätigte der junge Mann aus vollster Überzeugung. „Und wie sollt' ich nicht, da es mir vergönnt ist, hier an meinem Heimatsort mich zum erstenmal selbständig an einem edlen Werk zu versuchen, das nun durch eine Entdeckung gekrönt wird, von der Euer Erlaucht selbst den ersten Schleier gehoben. Wäre es nicht geschehen, das Bild wäre von neuem, vielleicht für immer begraben gewesen.“

„Und ist es denn wirklich seiner Auferstehung wert?“ lächelte die Erbgräfin.

Da aber war's als hätte das Wort wie ein Mosesstab an den Felsen geschlagen, der bisher das Geheimnis verschlossen hatte, daß er es nun preisgeben mußte. Der Künstler in dem jungen Manne hielt sich nicht länger zurück; der Quell seiner Begeisterung suchte mit Gewalt einen Ausweg.

„Erlaucht,“ sagte er mit leuchtendem Blick, „der Reichtum des schon jetzt Sichtbaren ist so groß, daß, wenn ich sprechen muß und selbst voll zugreife, der Stunde nichts von ihrem Genuß gemindert wird, wo Eure Erlaucht mit eigenen Augen sehen werden.“

„Nun machen Sie mich aber wirklich begierig,“ gestand die Erbgräfin.

„Außer dem großen Mittelbilde kommen auch noch vier Seitenfiguren, wahrscheinlich die Gestalten der Evangelisten zum Vorschein,“ berichtete der Architekt. „Alles, was sich zeigt, ist von derselben Schönheit der Linienführung und des Faltenwurfs, und wie vor einem Geheimnis steht man, wie all dies herrliche Leben hat begraben werden können.“

„Aber wer hat das alles geschaffen?“ fragte die Erbgräfin, jetzt selbst erregt. „Denn wenn die Malerei, wie ich annehme, noch dem 16. Jahrhundert angehört, so ist nach meinem Kunstverständnis von der Hand eines deutschen Künstlers jener Zeit doch kaum etwas zu erwarten, was Ihrer Schilderung entspricht, nach der ich etwas vor mir sehe, das auch unsere heutige Vorstellung von Schönheit der Form befriedigt.“

„Euer Erlaucht kommen mit Ihrer Frage einer Erklärung entgegen, die mich seit Tagen beschäftigt und die ich hoffe, später noch besser stützen zu können.“

„Und die wäre?“

„Ein deutscher Künstler bleibt es doch! Aber der Meister ist noch jung über die Alpen gezogen, als die Größten der Renaissance ihre Werke schufen oder schon geschaffen hatten. Lang hat er dort geweilt und hat sich satt getrunken an den Brunnen unvergänglicher Schönheit, bis eines Tages ihn unwiderstehliche Sehnsucht packte nach dem kleinen deutschen Heimatsort und dem wun-

derbaren deutschen Walde, den ihm doch keine Schönheit des Südens ersetzen konnte."

„Sie kombinieren kühn," warf die Erbgräfin ein, indem sie den Fuß zurückhielt.

„Nicht zu kühn," entgegnete der Architekt, indem auch er stehen blieb und aussah, als habe er das Bild vor Augen. Und mit Sicherheit fuhr er fort, als spräche er jetzt nur vielfach Erwogenes aus: „Ein Teil des Mittelgrundes und die freigelegte linke Seite lassen das Ganze ahnen. Ein jugendlicher Mann mit ausdrucksvollen Zügen steht auf einen langen Stab gelehnt und blickt hinüber nach einer hohen Burg, die in der Ferne ragt. Rings umher ist tiefer Waldesgrund; nur nach der einen Seite öffnet sich die Ebene. Die Burg aber," rief der Berichtende mit erhöhter Stimme, „ist die Ebersburg, und der Wald ist dieser, unser Wald, und der es schuf, hatte eine kunstbegabte Hand und ein sehnsüchtiges, deutsches Herz in der Brust; kein Italiener hätte so den Wald, unseren Wald gemalt!"

Er stockte, von innerer Bewegung gehemmt. Auch die Zuhörerin sprach kein Wort; sie wagte nicht einmal das Auge zu erheben. Langsam schritt sie weiter durch die grüne Dämmerung; aber ohne daß ihr Begleiter es bemerkte, lenkte sie in einen Seitenpfad ein, der zum Schlosse zurückführte. Nach einer Weile sagte sie mit ruhiger Stimme: „Und was ist der biblische Gegenstand des Bildes, das ihm einen Platz an heiliger Stelle anweist?"

„Sicherlich eine Heimkehr; ich meine die Heimkehr Maria und Josephs mit dem göttlichen Kinde aus Egyptenland. Mag sich aber zeigen, was will, ich glaube kaum, daß etwas die Gestalt in der Mitte in Haltung und Ausdruck übertrifft. Es ist der Künstler selbst, und ich bin überzeugt, sie trägt seine Züge."

Wie von dem bisherigen Wege, so lenkte die Erbgräfin jetzt auch das Gespräch von dem Bilde ab und fragte nach dem Studiengange des Architekten, und ob er sich, wie ihr scheinen wolle, neben seinem Berufsstudium auch mit den Schwesterkünsten eingehender beschäftigt?

Und nun erzählte er mit der ihm eigenen, unbefangen vertrauenden Art von der Zeit strenger Arbeit, heißen Strebens und der Stunde des ersten, ihn selbst überraschenden Erfolges, der ihm die Thore geöffnet nach dem bisher nur ersehnten und erträumten Lande der Schönheit, nach Italien.

Und die neben ihm schritt, unterbrach ihn mit keinem Worte; sie hörte und lauschte, denn sie sah zum erstenmal in eine Welt, die sie noch nicht kannte, die aber mit ihrem Ringen und Überwinden und ihrem Aufblick zu hohen Zielen ihre kräftige, unberührte Natur mächtig ergriff. Nur einmal sah sie ihn fast verwundert an, als er mit glühender Beredsamkeit schilderte, welch andere gewaltigere Sprache dort die Kunst auf Straßen und Plätzen, in Galerien und Kirchenhallen redete als im kühleren Norden.

Sie sah ihn ernst und forschend an, denn ihr dünchte wohl nicht mit Unrecht, er trüge diese ganze herrliche Welt, die er gesehen zu haben vorgab, eigentlich in sich, mochte die Wirklichkeit noch so schön sein. Auch sie kannte die Welt, wenn auch nur die des Nordens, und liebte sie. Sie war über die schottischen Heiden und durch die englischen Jagdgründe geritten, und die Erhabenheit der norwegischen Fjorde war ihr nicht unbekannt. Was sie aber jetzt hörte, schien ihr eine Botschaft zu bringen aus einer, wenn auch nicht fremden, doch so, wie sie sich ihr jetzt aufthat, nur geahnten Welt. Und diese Welt, das fühlte sie, war eine höhere, weil sie geistig war, und schien ihr Geheimnisse darzubieten, die es sich wohl lohnte zu ergründen.

Wie sie ihn aber so betrachtete, schloß der Berichtende seine Rede mit abwesendem Blick, indem er sagte: „Ist's mir doch manchmal, als sei ich selbst der Mann, der sich im Bilde dort dargestellt hat; als habe ich schon einmal gelebt, und es wiederhole sich nur, was schon einmal gewesen."

Da aber durchfuhr es die Erbgräfin aus einer dunklen Erinnerung heraus wie ein jäher Schreck und sie fiel ihm fast zornig in die Rede: „Was sind das für unchristliche Phantastereien! So soll man nicht reden. Wir sind nur einmal auf dieser Erde, und nur einmal verantwortlich für unser Thun."

Dann aber besann sie sich, daß sie einen Scherz doch wohl zu ernst genommen und dankte ihm herzlich, indem sie ihm die Hand reichte, für alle frohe Nachricht von dem Bilde, aber fast noch mehr für alles andere, was er ihr erzählt habe. Sie freue sich nun auf die Stunde, da alles bereit sein werde, wie ein Kind auf den Weihnachtstisch.

Damit schritt sie allein dem schon sichtbaren Schlosse entgegen; ihr Begleiter aber blieb stehen und sah der hohen Gestalt so lange nach, bis eine Wendung des Weges ihm den letzten Schimmer ihres hellen Gewandes entzogen hatte.

Aber der Erbgräfin war das Herz geschwellt;

von neuem Leben, dessen sie noch nicht Meister wurde. Es stieg aus dem eigenen Selbst wie reine Quellen aus tiefem Brunnen. Der Brunnen war immer da gewesen, aber die Hand ihres Begleiters hatte ihn jetzt geöffnet. Bisher hatte sie in frischem Ergreifen des Tages, in kräftiger körperlicher Bewegung und in innigem Verkehr mit der Natur das höchste Gefühl ihres Daseins gefunden; aber es gab noch eine andere Welt mit lachenden Fluren und weitem Ausblick, und sie fühlte, daß ihr die Organe gegeben seien, auch in dieser zu wandeln und sich zu erheben.

Über dieses Frühlingsempfinden aber, in dem sie dahinschritt, zog es zuweilen wie die dunklen Wolken von Aprilschauern. Das letzte thörichte Wort ihres Begleiters kam ihr noch nicht aus dem Sinn. Es verband sich damit die Erinnerung an eine dunkle Sage ihres Geschlechts, die gespenstisch in ihrer Seele auftauchte. Eine Ahnfrau, so hatte ihr eine alte Dienerin erzählt, die nun auch schon tot war, müsse durch Ruhelosigkeit im Grabe schwere Sünde büßen, die sie dadurch auf sich geladen, daß sie schuldig geworden sei an dem Tode eines Malers, der von weither gekommen sei und ihr Bildnis gemalt habe. Mit tiefem Grauen hatte sie, obgleich sie kein Kind mehr war, der Erzählung gelauscht, und eines Tages hatte die unbesonnene Alte, der sie gern nachlief, wenn sie als Schaffnerin ihres Dienstes im Schlosse waltete, sie mit hinaufgenommen in den linken Flügel des weiten Baus und ihr das Bild der Schuldigen gezeigt. „Hier geht sie noch," hatte die Alte dabei ernsthaft berichtet, „an jedem Jahrestag ihrer Schuld quer durch das Gemach mit schleppendem Schritt, denn sie ist alt geworden, und stößt zuletzt, wie zornig, da es ihr an rechter Buße gebricht, dreimal mit ihrem Krückstock auf den Boden."

Niemals hatte seit dieser Zeit die Erbgräfin wieder diese Räume betreten, noch auch zu jemand davon gesprochen, denn es war ihr, als hätte sie Verbotenes vernommen.

Man hatte sie wohl noch nicht so früh zurückerwartet, denn auf dem Vorflur im ersten Stock fehlte die dienstthuende Dienerschaft. Der Vater, wußte sie, war nach einem entfernten Gut gefahren, und so stieg sie hinauf zu den Zimmern der Baronin, aber auch dort war alles leer.

Als sie wieder den Korridor betrat, stieg sie aber nicht nach unten, sondern wandte sich nach der entgegengesetzten Seite, dem linken Flügel des Schlosses zu. Es war ihr eingefallen, das Ahnenbild, das ihr vorher ins Gedächtnis gekommen, und von dem sie nur eine dunkle Erinnerung hatte, wieder einmal aufzusuchen.

Am Ende des Korridors stieg sie noch eine Treppe hinauf, und noch eine ganze Weile mußte sie durch gewundene Gänge und Galerien wandern, ehe sie am Ziele war.

Im Zimmer dunkelte es schon; nicht nur der scheidende Tag, auch die schweren Vorhänge und ein hoher Nußbaum vor den Fenstern entzogen ihm das Licht. In der dumpfen Luft, die hier herrschte, obgleich zwei der oberen Fensterflügel geöffnet waren, schien die Erbgräfin schwerer zu atmen. Wie die Ahnung eines Unheils lag es auf ihr; und sie wußte jetzt auch, dies Gefühl hatte sie hergetrieben. Aber sie war ihm nicht gefolgt, um den Druck ihrer Seele zu vermehren, sondern ihn mit eins von sich zu reißen.

Entschlossen, mit untergeschlagenen Armen, trat sie vor das Gemälde; die Gestalt war noch wohl erkennbar: Eine noch junge Frau, aber mit einem abstoßenden Ausdruck der Starrheit in dem bleichen, stolzen Antlitz. Ja, so trug sie das Bild dunkel in ihrer Vorstellung; aber je länger sie es betrachtete, und je weniger sie sich von diesem unheimlichen Blick losreißen konnte, je mehr schwoll ein Gefühl starken Trotzes, gemischt aus Grauen und Widerwillen, in ihr empor. „Nein, Dir gleiche ich nicht," rief sie halblaut, „und werde Dir nimmer gleichen. Ich bin ich und trage mein Schicksal in mir selbst!"

Da antwortete ihr ein Rascheln und Rauschen, daß sich ihr vor Entsetzen das Herz zusammenkrampfte, und sie hätte laut aufschreien mögen. Aber sie würgte den Schrei hinunter und biß nur die Zähne aufeinander. Stolz richtete sie sich auf und wich nicht einen Schritt zurück; nur die weitgeöffneten Augen schickte sie rings umher.

Alles still; Totenstille hier und im ganzen Schlosse.

Die Erbgräfin wandte sich zum Fenster, sie mußte sich Luft schaffen. Da hob es wieder an, das unheimliche Geräusch, daß sie wie gebannt mitten im Zimmer stehen blieb. Aber sie ging nicht; sie forschte mit allen Sinnen nach der Ursache des Geräusches. Ihre starke, fromme Natur empörte sich gegen diesen Spuk; und wenn auch die Ahnin aus ihrem Rahmen getreten wäre, sie hätte ihr die Stirn geboten.

Es lief die Wände hinauf und hinunter: bald war es hier, bald war es da, es raschelte

in den Vorhängen, und da — da fiel es herab und lag hülflos zu ihren Füßen: Ein armer, geängsteter Vogel! Sie bückte sich und hob das Tierchen auf. „Mein Gott, wie ihm das Herz schlägt!“ Es mochte schon länger einen Ausweg gesucht haben; es war ganz matt und gab nicht mal einen Laut von sich. Sie fühlte nach dem eigenen Herzen. Das hatte schon wieder seinen ruhigen Schlag. Die Erbgräfin öffnete jetzt auch einen der unteren Fensterflügel; erquickend drang ein Strom von Luft in das Zimmer. Sie beugte sich weit hinaus und setzte das Tierchen behutsam auf einen nahen Zweig des Nußbaums. Sie beobachtete noch, wie es allmählich wieder zu sich kam, sich plusterte und sogar die Stimme wieder gewann; wie es sich hinuntersenkte zu dem Becken des Springbrunnens und in ein paar langen Zügen Erquickung trank nach dem Übermaß des gehabten Schreckens.

Mit zufriedenem Lächeln schloß die Erbgräfin das Fenster, und, als hätte ihre bewegliche Natur nur noch die letzte, kleine Episode im Sinn, verließ sie das Zimmer, ohne auch nur einen Blick noch auf das Gemälde der Ahnfrau zu werfen. Sie freute sich, dem kleinen Geschöpf die Freiheit wieder verschafft zu haben; aber es durchdrang sie doch zugleich ein heiteres Bewußtsein, das eine kräftige Natur empfindet, die in einem kritischen Augenblicke sich selbst treu geblieben ist.

IX.

Gern hätte der Jäger Franz Praszka an demselben Tage, nach der Begegnung mit der Erbgräfin, seinen Raub in das Waffenzimmer zurückgebracht, aber die Umstände verhinderten ihn daran. Zunächst mußte er unmittelbar darauf den Bock besteigen und den Reichsgrafen auf einer weiten Fahrt über Land begleiten. Als er zurückkam, erhielt er von dem Haushofmeister einen strengen Verweis, daß er nicht sofort nach Beendigung seiner Arbeit die Schrank- und anderen Schlüssel des Waffenzimmers abgeliefert habe, und in den nächsten Tagen veränderte sich sein Dienst derartig, daß er es selbst aufgab, vorläufig eine Änderung des Geschehenen herbeizuführen. Er tröstete sich aber, daß sich ihm in den nächsten Wochen doch noch die Gelegenheit bieten müsse, wenn er wollte, das Gewehr zurückzubringen und an seinen Platz zu stellen. Aber je mehr Zeit verstrich, ohne daß der Diebstahl die geringste böse Folge für ihn hatte, je weniger wollte er, und er ließ zuletzt mit größter Seelenruhe alles beim alten.

Überdies ging der Sommer zu Ende und mit ihm nahte die Zeit, wo Graf Ebersberg-Seeheim seinen Besuch auf dem Schlosse angesagt hatte. Bei den Vorbereitungen dazu war man aber im Walde ebenso thätig wie im Schloß, denn der Reichsgraf wußte recht gut, daß man dort dem Gaste die ihm willkommenste Unterhaltung und mannigfachste Abwechslung bereiten könnte. Darum war auch Praszka im Schlosse seit Wochen durch einen anderen Diener ersetzt und einem der älteren Förster zur Aushülfe beigegeben worden. Und bei seinen Forstwart- und Waldläuferdiensten schien seine ursprüngliche Verwegenheit wieder üppiger ins Kraut zu schießen, denn da der Förster mit ihm zufrieden war und der Reichsgraf selbst ihn einmal belobt hatte, verbanden sich Frechheit und Diebessinn in ihm zu der Überzeugung, daß er nichts mehr zu fürchten habe.

Nun war Graf Ebersberg-Seeheim schon seit acht Tagen eingetroffen und schien überrascht zu sein von dem verwandtschaftlich-herzlichen und gastfreundlichen Empfang, den er auf Ebersberg gefunden hatte. War es diese Empfindung, waren es noch tiefere Antriebe, die ihn auch seinerseits seine liebenswürdigsten Seiten herauskehren ließen, kurz, der erste Eindruck, den er bei allen Beteiligten auf Ebersberg hervorrief, war um so günstiger, je weniger man von dem Gaste erwartet hatte. Zunächst war für alle, die ihn noch nicht kannten, seine äußere Erscheinung eine angenehme Enttäuschung. Nach dieser Richtung war seine deutsche Abkunft unverkennbar; auch seine Sprache hatte nicht einmal den Anflug eines fremden Klanges. Hatte der Reichsgraf vielleicht absichtlich Bedenken gegen ihn erregt, damit sein persönliches Erscheinen um so angenehmer berühren sollte? Er war ein schlanker Herr von Mittelgröße, dem man auch in der sorgfältigen Civilkleidung, die er jetzt trug, sofort den hohen Militär ansah. Seine Haltung war aufrecht, die Bewegung gewandt, und seine Sprache laut und sicher, wie bei jemand, der gewohnt ist, in der Regel der erste zu sein und diejenige Person, der man zuhört. Da Haar und Schnurrbart sich dem Hellblonden näherten, so sah man darin die einzelnen grauen Fäden noch nicht, und so hatte die ganze Erscheinung sich etwas Jugendliches bewahrt. Auch das Gesicht war nicht unangenehm; nur eins mißfiel der Baronin, die ihn vielleicht am schärfsten beobachtete, die

Augen. Sie waren keineswegs böse; vermutlich waren sie blau, wie das zu dem Typus der ganzen Persönlichkeit paßte, aber die große Mehrzahl der Menschen existierte nicht für sie. Als in den ersten Tagen der Ankunft des Gastes, ihm zu Ehren, große Tafel im Schlosse war, wozu auch die sogenannten ersten Civilpersonen des Städtchens mit oft sehr bescheidenen Titeln zugezogen waren, machte die Baronin diese, sie unangenehm berührende Beobachtung.

Seine Liebenswürdigkeit hatte ihre leicht erkennbaren Grenzen; sie bewegte sich eigentlich nur in dem Kreise, dem er selbst angehörte, darüber hinaus trat sie nur bei bestimmten Anlässen, d. h. mit Rücksicht auf einen anderen Hochgestellten auf; im übrigen hatte er kein Bedürfnis, sie zu bethätigen. Und das deuteten besonders die Augen an, die kleinen Augen, die bei halbgeschlossenen Lidern zu übersehen schienen, immer zu übersehen, was sie nicht interessierte, und das war in der an diesem Tage anwesenden Gesellschaft fast alles, mit Ausnahme eines sehr kleinen Ausschnitts. Die Baronin war das bei dem Reichsgrafen und bei ihrer Erbgräfin so ganz anders gewöhnt, die beide die schöne Gabe besaßen, auch in der einfachsten Erscheinung die Persönlichkeit finden und unter Umständen schätzen zu können.

Wieder und immer wieder wurde von dem Reichsgrafen die Anspruchslosigkeit des Gastes gerühmt. Und wenn er damit meinte, daß Graf Seeheim, der auch auf Wölfe und Bären geschossen hatte, sich auch noch den Abschuß eines starken Hirsches gefallen ließ, so war das richtig. Ja, man konnte sogar sagen, daß er ein so leidenschaftlicher Jäger war, daß er sich in den unerschöpflichen Jagdgründen von Ebersberg schnell heimisch fühlte und so auch auf Schloß Ebersberg bei allen das wohlthuende Gefühl hervorrief, daß er sich aufs beste unterhielt. Und neben der Jagd sorgten Spazierritte und Ausfahrten, Besichtigungen entfernter Güter und größere Diners, in exklusiverem Kreise als das erste Mal, für angenehme Abwechslung.

Heut mußte es sich der Gast einmal in ganz kleinem Kreise gefallen lassen. Der Reichsgraf hatte sich entschuldigen lassen. Er litt seit Jahren an peinlichen Nervenzuständen, die auch das Herz in Mitleidenschaft zogen; und wenn sie auch nicht zu ernsteren Besorgnissen Anlaß gaben, so verlangten sie doch bei ihrem Auftreten Ruhe und Zurückgezogenheit. So war der Graf heut nur mit der Erbgräfin und ihren beiden Damen zum Diner vereinigt, das man jetzt immer im oberen Saale einnahm, der den Zimmern des Gastes näher lag. Der Graf war der liebenswürdigste Plauderer, dem es auch bei seiner Welt- und Menschenkenntnis nie an einem interessanten Stoff gebrach. Allerdings bewegte sich alles nur an der Oberfläche der Dinge, aber die Mannigfaltigkeit seiner Anschauungen gaben seinen Erzählungen und Schilderungen doch Glanz und Farbe. War der Reichsgraf zugegen, so bemühte er sich wohl, das Gespräch bei diesem und jenem Thema festzuhalten und durch eine geschickte Wendung zu vertiefen. Vergebens! Die Baronin, die ihren Herrn so genau kannte, glaubte auch in solchen Augenblicken eine leichte Ermüdung und Verstimmung an ihm zu bemerken.

Bei der Erbgräfin ließ sie aber all ihre Beobachtung in Stich: Wußte sie, ahnte sie gar nichts? Dachte sie nicht bei der eigentümlichen Sachlage und der Ausdehnung des Besuchs an eine besondere Absicht desselben? Sie selbst hatte nicht mehr den geringsten Zweifel, daß Graf Seeheim sich mit den bestimmtesten Absichten trug. Und wie die Baronin, so dachte auch Fräulein von Linden, wenn sie hin und wieder einen der Blicke auffing, mit denen Graf Seeheim seine schöne Tischnachbarin betrachtete. Ach, bei ihrer fast eifersüchtigen Liebe und Hingebung für die Erbgräfin war ihr gar nicht wohl dabei. Sie wünschte es sich anders, ganz anders. Die Erbgräfin schien aber heute, so wie sonst, nur einen Gedanken zu haben: ihren Pflichten als weibliches Haupt auf Schloß Ebersberg ganz im Sinne ihres Vaters zu genügen.

So war es in der That, Gräfin Vera drängte jetzt mit Gewalt die Gedanken zurück, die sie seit den letzten Wochen bestürmt hatten; denn sie hatte erfahren: je mehr sie sich mit ihnen beschäftigte, desto unheilvoller verstrickte sie sich. Sie wollte es der Zeit überlassen, eine Lösung zu bringen, die ihr selbst nicht gelang und bei der sie niemandes Hülfe zu erbitten wagte. Aber wirkliche Ruhe fand sie durch diesen Entschluß nicht; er half ihr nur von einem Tag zum andern. Eines hätte ihr jetzt wohl helfen können, so dachte sie; und eine brennende Sehnsucht stieg in ihr auf nach etwas, das sie nie gekannt hatte, das sie sich aber unendlich groß und heilig dachte — nach der Mutterliebe. Die konnte ihr auch die gute Baronin nicht ersetzen, ja — vielleicht durfte sie es nicht. Ach, warum mußte die

Mutter schon die Hand des jungen Kindes loslassen, so daß die Erbgräfin nicht einmal eine Vorstellung der so Frühgeschiedenen hatte, zu der sie hatte flüchten können; sie kam sich jetzt oft so namenlos einsam und verlassen vor.

Man erhob sich von Tisch und nahm den Kaffee in den beiden Zimmern, die den Speise- vom Waffensaal trennten. Die Baronin und Fräulein von Linden vertieften sich in ein paar Mappen mit Photographien, die der Graf während seiner asiatischen Kommandos gesammelt hatte. Er selbst stand mit der Erbgräfin, die die Bilder schon kannte, mehr im Hintergrunde des Zimmers. Einer der Bedienenden war Praszka. Er hatte eben dem Grafen die silberne Tablette präsentiert und war dann durch den Speisesaal hinausgegangen. Der Graf hatte, während er sich bediente, den vor ihm Stehenden mit so eigentümlich forschenden Blick aus seinen halbgeschlossenen Augen angesehen, daß es der Erbgräfin auffiel. „Praszka ist unser neuer Jäger,“ erklärte sie.

„Ja, der Name fiel mir schon neulich auf, als der Mann mich auf einen Pürschgang begleitete. Der Name ist doch nicht häufig.“

„Wie meinen Sie das, Graf?“

„Als ich mich vor vier Jahren, noch bei Lebzeiten meines Neffen, in Seeheim aufhielt, wurde dort stark gewildert. Trotz aller Verwegenheit des Frevels war der Thäter nie zu fassen; aber ein Angestellter in einer dortigen Privat-Sägemühle galt den Beamten als sehr verdächtig. Ich habe ihn nur einmal gesehen, aber die eigentümliche Physiognomie hat sich mir damals stark eingeprägt.“

„Und Sie glauben —?“

„Daß dies derselbe Praszka ist. Darf ich fragen, auf wen sich der Mann berufen konnte, als er hier in Dienst trat?“

Die Erbgräfin erzählte, was ihr davon bekannt war und erwähnte den sehr betonten Vorbehalt, den der Bataillons-Kommandeur gemacht hatte.

Der Graf hörte aufmerksam zu. „Sehen Sie,“ sagte er, als Praszka eben wieder durch die Zimmer gegangen war, „wie der Mann geht. Woher hat er bei seiner Größe und Stärke diesen auffallend leichten, leisen Tritt, der im Freien noch viel mehr auffällt?“

Die Erbgräfin fühlte immer stärker das Bedürfnis, ihre neuliche bedenkliche Beobachtung in Bezug des Jägers mitzuteilen, denn er wurde ihr je mehr und mehr unheimlich und wi- wärtig; aber sie wünschte zunächst nicht, daß d- Damen davon hörten. Da nun die Baron- gerade die zweite Mappe schloß, schlug sie -- in den Park hinunter zu gehen. Die beiden Dam- verließen das Zimmer; Fräulein von Linden -- ihrer Herrin erst noch Hut und Sonnensch- zu bringen. Als aber der Graf nun hörte, w- die junge Dame nicht ganz ohne Erregung -- mitteilte, färbte ihm eine dunkle Zornesröte -- Stirn, und er wollte eben etwas erwidern, -- Fräulein von Linden mit den begehrten Ge- ständen zurückkehrte.

„Bitte, Edith,“ sagte die Erbgräfin, der -- sah, daß der Graf noch eine dringende Bem- kung machen wollte, „gehen Sie mit der Baro- voran, wir folgen sogleich.“

Und kaum war sie mit dem Grafen all- als derselbe sagte: „Gräfin, der Mann dür- nicht eine Stunde mehr im Hause sein. Geste- morgen, als ich mich von ihrem Herrn Va- verabschiedete, war ich mit meiner Büchse -- zufrieden. Der Reichsgraf selbst hatte -- Güte, dort mit mir in den Waffensaal zu treten -- mir eine seiner Lieblingswaffen zu übergeben. Er trat an den Schrank; die Büchse war ni- da. Er nahm sich vor, Praszka, der gestern n- im Dienst war, danach zu fragen. Vielleicht -- es gut, daß er nicht dazu gekommen ist. Ic- möchte Sie bitten, daß ich den Mann un- -- lich befragen darf, denn Ihrem Herrn Vater m- in diesen Tagen jede Aufregung erspart werden.“

Dem mußte die Erbgräfin zustimmen, und sie war dem Grafen von Herzen dankbar, da- er ihr in dieser widerwärtigen Angelegenheit -- verwandtschaftlich und energisch zur Seite stand.

Nach einer kurzen Verständigung mit ihm begab sie sich in das Speisezimmer zurück; der Graf dagegen trat in den Waffensaal. Als au- ihr Glockenzeichen Praska eintrat, befahl s- „Gehen Sie in den Waffensaal; Graf Seeh- erwartet sie dort!“

Sie sah, wie der Jäger, indem er dem B- fehl gehorchte, kreidebleich geworden war. S- selbst zog sich in ihr eigenes Zimmer auf der -- deren Seite zurück.

Als sie aber nach kurzer Zeit wieder de- Speisesaal betrat, um sich in den Park zu b- geben, hielt sie erschrocken den Fuß zurück. Durch die offenen Thüren hörte sie die zornige, scharfe Stimme des Grafen, und im nächsten Augenblick sah sie Praszka, der einen dumpfen Laut aus-

zurücktaumeln. Sie hatte das Gefühl, obgleich sie es nicht gesehen, daß der Graf sich an ihm vergriffen hatte. Sie war aufs peinlichste davon berührt; bei aller gerechtfertigten Erregung — das hätte nicht geschehen sollen. Nun war es still, vermuthlich hatte sich Praszka entfernt.

Um jetzt nicht mit dem Grafen zusammenzutreffen, trat die Erbgräfin noch einmal in ihr Zimmer zurück, um auf einem Umweg durch die Korridore in den Park zu gelangen.

Sie war schon eine ganze Weile mit Fräulein von Linden auf- und abpromeniert, als sie den Grafen aus dem Schloß treten sah. Als er sich offenbar nach ihr umsah und dann eilig auf sie zukam, blieb ihre Begleiterin zurück.

„Das ganze Verhalten des Burschen war ein Eingeständnis," berichtete der Graf. „Ich hielt mich selbstverständlich nur an das, was hier gegen ihn vorlag, sagte ihm aber den Diebstahl auf den Kopf zu; er hatte nicht ein Wort der Erwiderung." Daß er sich hatte hinreißen lassen und die weitere Untersuchung dadurch abgebrochen war, verschwieg der Graf. Dadurch war er jetzt veranlaßt hinzuzufügen: „Ich bitte nun, Gräfin, mich die nächsten Stunden zu beurlauben, damit ich die Sache im Sinne Sr. Erlaucht zu Ende führe."

Die Erbgräfin streckte ihm dankend die Hand hin, die der Graf mit einem Ausdruck ergriff und küßte, der ihr bezeugen sollte, wie sehr ihm daran gelegen war, ihr jetzt und immerdar seine Ergebenheit beweisen zu können. —

Schon am Abend erfuhr man, was die nächsten Tage bestätigten, daß der Jäger Praszka spurlos aus dem Schlosse verschwunden, auch sonst nirgends aufzufinden war. Eine Durchsuchung seiner Stube hatte, wie vorauszusehen, nicht das geringste Resultat.

(Fortsetzung folgt.)

Die Last.

Vom Lager stöhn' ich alpgedrückt —

Bergaufwärts schieb ich einen Karren,
Die Last ist groß, der Tag ist heiß —
Die trockne Zunge klebt am Gaumen
Und von der Stirne tropft der Schweiß.

Ich fahre zu in's Ungewisse
Und weiß nur eben, daß ich muß
Ein Lasttier, wie so manches andre,
So stampf ich vorwärts, Fuß für Fuß —

Wie herrlich müßt es sein zu wandern
Als freier Mann denselben Pfad —
Da zög' ich singend meine Straße,
Vorbei an Dorf, durch Wald und Saat

Gar manches junge Blut am Wege
Erhaschte da mein frohes Lied.
Und säng es weiter, immer weiter,
Wenn ich auch längst von dannen schied! —

So aber zieh ich stille vorwärts,
Von Zeit zu Zeit ein Seufzer nur —
Wie müh'voll ich den Weg auch keuche,
Ich hinterlasse keine Spur —

Ich wache auf — ein Alp! — Ein Traum?

Ich trockne mir die nasse Stirne
— Ein neuer Tag brach wieder an —
Und schieb den Karren wachend weiter,
Wie träumend ich's zur Nacht gethan.

Rudolf Gärtner.

„Und so sei Dein Leben . . ."

Und so sei Dein Leben:
Durch blumige Auen
Ein fröhlicher Tanz,
Ein sorgloses Schweben
Und glückliches Schauen
In sonnigem Glanz!

Es scheuche die Sorgen,
Es lache der Freude
Dein strahlender Blick;
Ein taufrischer Morgen
Auf duftender Heide
Erblüh' Dir das Glück!

Dir heiße das Leben
Nur liebend Vertrauen,
Von Blumen ein Kranz
Nur seliges Schweben
Durch lachende Auen
Ein fröhlicher Tanz!

W. E. Vershofen.

Aus einer kleinen Stadt.

Der Herr Rektor und der Herr Doktor
Rauchen sich beide ein Stücklein vor.
Von Zeit zu Zeit, um sich aufzufrischen,
Reden sie auch ein paar Worte dazwischen
Oder trinken einander in Himmelsruh
Ein Schlücklein oder zwei Schlücklein zu.
Sonst steigt behaglich nur der Rauch
In den gewohnten Wirtshausschmauch:
Prinz Friedrich Karl auf seinem Stich
Reitet noch immer mutiglich
Mit seinem Stab in den wilden Kampf,
Granatenregen und Pulverdampf.
Nun geht die Thüre. Herr Wirt drückt bieder
Dem neuen Gaste das Vordergelieder.
Paul, der Herr Kellner, eilt heran
Und ist beflissen, soviel er kann.
Neue Lichtlein aber steigen
In des Rektors und des Doktors Schweigen.
„'n Abend!" — „'n Abend, Herr Rechtsanwalt!"
„Na?" — „Ja, ja, das Wetter wird kalt!"
„Nee, nee, ich glaub's nicht" — und ähnlich weiter
Klimmen sie des Gespräches Leiter
Einige Sprossen. — Doch währt's nicht viel:
Ruft Einer: „Paul, das Kartenspiel!" —
Das ist des Tages für sie der Lauf:
Mit Gähnen beginnt er, mit Skat hört er auf!

Karl Leopold Mayer.

Abendwolken.

Nun ist die liebe Frau Sonne gegangen
Und der Wind ist wieder am Himmel erwacht,
Und treibt die Wolken mit rosigen Wangen
In dunkle Chore, in Nebel und Nacht.

Ganz leise erblüh'n schon die silbernen Funken
Die still in den blauenden Tiefen gebrannt,
Die leuchtenden Wipfel sind langsam gesunken
Und Stille weht über das schlafende Land.

Nur fern zieht ein Boot noch auf schweigenden Pfaden
In purpurnen Segeln, wie blutroter Wein,
Mit meinen seligsten Träumen beladen
In die lohenden Flammen des Abends hinein.

Stefan Zweig.

Das Gebet Adams.

Furchtbarer Traum! Die ew'ge Schar der Seelen
Umgab mich. Fern den Männern und den Frauen,
Schön wie ein Gott, doch traurig anzuschauen,
Sah ich den Urahn im Gebet sich quälen.

Und seiner Mannesschönheit Strahlenschein,
Und Stärke, Stolz und Reue, — all sein Wesen
Bezeugten wie des Schöpfers Traum gewesen,
Der, sich bewundernd, ihm geschenkt das Sein.

Zum fahlen Raum sich beugend, lauschten alle,
Wie aus der Himmelsschlünde letzten Tiefen
Der Menschen Stimmen zu den Göttern riefen
In Wahnsinn, Wut und Hohngelächters Schwalle.

Und Adam betete im Staub verloren,
Und jedesmal entquoll sein Herz in Wunden,
Wenn endlos sich dem Dunst der Schrei entwunden:
„Ein neuer Mensch, o Adam, ward geboren!"

„Herr" — rief er — „ist die Qual noch nicht beendet?
Zu lang will Deine Macht mein Volk bethören!
Darf ich die Nacht mir nie erbrausen hören:
‚Der letzte Mensch ist tot, es ist vollendet!'"

Aus dem Französischen des **Leon Dierx** von **Armand Brody.**

Hektor.

Ich sing' ein neues Lied nach alten Noten,
Von Hektor sing' ich: Hektor, Freund und Held.
Als wir zusammen noch durch Wald und Feld
Hinstreiften — ach! es ward uns erst verboten.

Als auf die blanken Dielen Deine Pfoten
Die Spuren trugen unf'rer freien Welt —
Ja damals, Hektor, hast Du gut gebellt!
Allein was half's? es siegten die Zeloten. —

Hektor, Du thronst auf fleckenlosem Schilde,
Schon lange auf elysischem Gefilde —
Ich wand're ruh'los noch von Ort zu Ort.

Hektor, wohl fand ich Freunde hier und dort,
Und meistens waren ihre Pfoten reiner
Als Deine — doch so brav wie Du war keiner!

Charlotte Rahter.

Der Mondstrahl.

Entschlummern wollt' ich . . .
Mit einem Mal
Huscht über mein Bett
Ein Mondenstrahl.

Es flimmert und hellt
Mein Kämmerlein,
Der himmlische Gast
Mit sanftem Schein.

Er hat diese Nacht
Schon vieles geschaut
Und hat mir alles
Leise vertraut.

Wie die nächtigen Wälder
Verschlafen gerauscht,
Und wie er den Vöglein
Ins Nest gelauscht.

Wie vieles Leid er
Noch wach geseh'n
Und thörichte Schwärmer
Am Fenster steh'n.

Und wie so manche
In seinem Schein
Im blühenden Garten
Gewandelt zu zwei'n.

Und wie sie geschlossen
Hand in Hand,
Und wie sich Lippe
Zu Lippe fand.

Nur Eine habe er
Einsam geschaut,
Die tausend Grüße ihm
Zärtlich vertraut.

Die Grüße der Einen
Brächt' er mir her --
Ob ich denn nun auch
Der Rechte wär'?

Alexander Pache.

Du!

Du bist
as Tönende in mir, doch nicht das Laute,
rwaister Träume Kind, das ein Asyl sich baute!
in Phaenomen des Licht's, im harten Strahlenbunde
er Nacht, der Wunder Teil im dunklen Drang vollbracht;
Ein Teil der Schöpferkraft, ein Teil vom Dämmersein!
Der Wünsche träger Flug, des Zweifels Widerschein —
Du bist, im irren leidbegrenzten Kreis,
Wie eine Welle Blut's hinbrausend, wild und heiß,
Und wie die Sehnsucht, die den schwanken Steg zu finden weiß! . . .

Leo Grünstein.

Aschermittwoch.

Aschermittwochglocken läuten leise,
Und das Leben lärmt, wie alle Tage.
Die das Kreuz heut' auf die Stirne zeichnen,
Derer sind es wenige auf Erden.
Aschenkreuz auf lebensfrohen Stirnen
Ist ein häßliches Symbol vom Sterben.
Und die büßend sich bekreuzen heute

Leben, leiden, lieben, wie die andern,
Die in Frohsinn nutzen ihre Tage.
Hingestreckt vom Tode ruh'n auch diese
Einst mit starren Augen, wie die andern.

Aschermittwochglocken läuten leise,
Und das Leben lärmt, wie alle Tage . . .

Felix v. Fuchs-Nordhoff.

Die Buche.

Was hältst Du, Buche, noch so lang
Und fest an Strauch und Baum
Das dürre Laub? Wie Totensang
Rauscht's in den Frühlingstraum. —

„Soll rauschen wie ein Totensang
Durch Wald und Feld und Ried.
Will singen, eh' die Knospe sprang,
Dem Lenz — ein Sterbelied.“

J. Lesser.

Jugend.

Wer das Leben hat ermessen
Und gelernt hat, nicht vergessen,
Wird die Jugend nie verdammen,
Daß sie mit unheil'gen Flammen

Niederbrennt, was kaum entsprossen.
Denn er weiß: dazugegossen
Wird noch Wasser viel im Land,
Sonst wär' selber er verbrannt.

Hans M. Grüninger.

Der alte Robin Gray.

Wenn die Schafe sind im Pferch und die Kuh zu Haus,
Und im Schlummer die müde Welt ruht aus,
Vor Herzweh die Thränen erblinden mich schier,
Unbekannt meinem Manne, der schläft neben mir.

Jung Jamie liebt' mich sehr und er wünscht' mich zur Braut,
Doch nie mehr als 'ne Kron' hat sein Kasten erschaut;
Daß die Kron' er zum Pfund macht', zur See er entwich,
Und die Kron' und das Pfund wären beide für mich.

Er war kaum gezogen ein Jahr außer Land,
Als mein Vater den Arm brach und die Kuh ging zum Pfand;
Mein' Mutter erkrankte — mein Jamie war zur See,
Und alt Robin Gray umfreit' mich im Weh.

Mein Vater und meine Mutter sie litten bald Not,
Ich schafft' Tag und Nacht, doch ich gewann nicht ihr Brot;
Alt Rob sorgt' für beide, und einst naht' er mir sich,
Sprach: „Jennie, ihrethalb, o heirate mich!"

Mein Herz es sagt nein und nach Jamie schaut' ich aus;
Doch der Wind, er blies hart und die See war voll Graus;
Sein Schiff ward zum Wrack, warum starb er nicht gleich
Weh, warum mußt ich mich härmen so bleich?

Mein Vater drängt' mich sehr, mein' Mutter nimmer sprach,
Doch sie blickt' mir ins Antlitz, bis mein Herz mir fast brach.
Sie gaben mich ihm — mein Herz war auf der See —
Und so schloß ich mit alt Robin Gray denn die Eh'.

Ich war kaum sein Weib an die Wochen wohl vier,
Als klagend ich saß auf dem Stein vor der Thür,
Da sah ich Jamie's Geist — daß er's wär', nicht dacht' ich,
Bis er sprach: „Ich kam heim, Lieb, zu freien um Dich!"

O, wir grüßten uns traut und wir sprachen manch' Wort,
Und ich küßt' ihn und bat ihn zu gehen dann fort
Ich wünscht', daß ich tot wär', doch wer stirbt gern, o ja
Wenn man jung ist, und bricht uns das Herz auch vor Weh'

Ich ging wie im Traum und ich nimmer viel spann;
Und an Jamie zu denken, als Sünd' sieht man's an;
Doch will ich ein gut' Weib ja stets sein allhier
Dem alten Rob Gray, der so lieb ist zu mir!

Nach dem Schottischen der **Lady Anne Barnard** von **Max Kiesewetter.**

Schön Ännerl.

Ich bin das schön Ännerl im Thal,
Schleiß' Federn —
Da kommen die Jägerburschen all',
Woll'n helfen.
Fort, fort, ihr Gesellen,
Mich könnt ihr nicht stellen!
Ich bin das schön Ännerl im Thal
Und bleib' das schön Ännerl all'mal!

Ich bin das schön Ännerl im Thal,
Wasch' Hemden —
Da kommen die Schreiberbürschlein all',
Woll'n helfen.
Laßt's bleiben, laßt's bleiben,
Könnt nicht mich erschreiben!
Ich bin das schön Ännerl im Thal
Und bleib' das schön Ännerl all'mal!

Ich bin das schön Ännerl im Thal,
Les' Erbsen —
Da kommen die Ladenbürschlein all',
Woll'n helfen.
Laßt's bleiben, ihr Schlecker,
Ich bin euch zu lecker:
Ich bin das schön Ännerl im Thal
Und bleib' das schön Ännerl all'mal!

Ich bin das schön Ännerl im Thal,
Bind' Reben —
Da kommen die Handwerksburschen all',
Woll'n helfen.
Marschiert ihr nur weiter,
Ihr Schustersrappreiter!
Ich bin das schön Ännerl im Thal
Und bleib' das schön Ännerl all'mal!

Ich bin das schön Ännerl im Thal,
Gieß Beete —
Da kommen die Herren Soldaten all',
Woll'n helfen.
Laßt's Schießen hier bleiben,
Ich bin keine Scheiben:
Ich bin das schön Ännerl im Thal
Und bleib' das schön Ännerl all'mal!

Ich bin das schön Ännerl im Thal,
Möcht' lieben —
Da kommen die Herren Studenten all'
Mit den Hiebern.
Ihr seid mir die Rechten,
Ihr sollt mich erfechten:
Ich bin das schön Ännerl im Thal
Und bleib' das schön Ännerl all'mal!

Th. Vulpinus.

Talent.

Talent ist wie manch' gleißend Ding,
Nach Deinem Wert man's wägt;
Zum schönen Schmucke macht den Ring
Die Hand erst, die ihn trägt.

Albert Braselmann.

Das goldene Vließ.

Musikdrama in einem Vorspiel und zwei Akten von Heinrich Bulthaupt.

(Fortsetzung.)

(Rechts naht unter einem marschartigen Satz ein festlicher Zug, in der Mitte **Kreon**, der König, und **Kreusa**, palmenschwingende und blütenstreuende Mädchen, Krieger, Priester, Volk.)

Chor.

In kimmerischer Nacht gefangen
War der Held, nun ist sein Stern
Uns aus Wolken aufgegangen.

Pfeil' und Lanzen flogen vergebens,
Aufrecht schritt der Hohe dahin,
Denn es siegten die Götter des Lebens.

Reicht ihm nun nach der Stürme Tosen
Bacchus Schale, zum Rande gefüllt,
Und umwindet das Schwert ihm mit Rosen.

(Inzwischen ist von links **Medea** gekommen, das schwarzverhüllte Vließ in der Hand, ihr zur Seite ihre beiden kleinen Knaben, Zweige tragend, **Jasons Gefolge**, eine Schar gefangener **Kolcher**, darunter **Medeas** alter **Erzieher**. **Jason**, behelmt und mit dem Schwert gegürtet, stürzt dem König zu Füßen.)

Jason.

Mein Herr und König!

Kreon (ihn aufhebend.)

Ruhmwürdiger Held!
Die Wunderthaten glänzen vor Dir her,
Die Du vollbracht. Dies gottgeliebte Land,
Das Dich gebar und das Dich bang und stolz
Zu unerhörtem Wagnis einst entließ,
Jauchzt nun dem Tag, der Dich uns neu geschenkt,
Und drückt den Siegerkranz, den heiß erkämpften,
Durch diese zarte Hand auf Deine Stirn.

Das Volk.

Heil, Jason, Heil! Heil Dir, korinthisch Land!

Kreusa.

Willst Du noch einmal Deine Kniee neigen,
So denk, es sei Dein Land, dem Du sie beugst.
Ich bin die Hand nur, die sein Wille lenkt.

(Sie kränzt ihn.)

Jason.

O schönes Abbild meines Vaterlandes,
O Worte, lieblich, wie der Hauch der Heimat!
Ich danke Dir, Dir, König, Dir, mein Volk.

Das Volk.

Heil, Jason, Heil! Heil Dir, korinthisch Land!

Kreon.

Nun zum Palast. Schon ist der Ehrensitz
Dem Gast errichtet, und der Becher wartet
Mit Chierwein, der ihm die Lippen netze,
Wenn er uns seine Heldenthaten kündet.
Wir dürsten, sie zu hören, sie zu seh'n.

(**Kreon** und **Kreusa** nehmen **Jason** in die Mitte. Der Zug wendet sich zur Rückkehr.)

Chor (im Abgehen.)

Reicht ihm nun nach der Stürme Tosen
Bacchus Schale zum —

Medea (mit gellender Stimme.)

Jason!

(Der Gesang bricht jäh ab.)

Jason (zusammenfahrend.)

Medea!

Das Volk.

Welch' gellendes Droh'n!
Wer war's? Wer rief?
Entsetzlich! (flüsternd) Sie ist's, die gespenstische Zaub'rin,
Die ihn in die Höhle des Drachen gebannt.
Wie sein Schatten verfolgt sie den Helden.

Kreon (zu Jason.)

Deinen Schiffen voraus flog ein Gerücht.
Wer ist die Fremde?

Jason

(nach kurzem Kampf, entschlossen.)

Medea ist's,
Des Kolcherfürsten Tochter, mein Weib.
Sie wies mir den Weg zu dem goldenen Hort.
Wo das Vließ ist, ist sie. Drum nimm sie auf
Mit den Knaben, die ihr Schoß mir gebar,
Und die sich schutzflehend Dir neigen.

(Er hat die Knaben zum Könige geführt.)

Kreusa.

Eine Wetterwolke senkt sich herab.

Kreon.

Von Gräueldingen vernahm mein Ohr.

Die in Kolchis geschah'n. Doch ist sie Dein
Und sie trägt das Vließ. So will ich ihr auch
Die gastliche Pforte nicht wehren.

(Zu Medea.)

Du aber wehre dem Lichte nicht,
Das Dunkel zu bannen,
Das schwarz Dich umlagert.
Dir selbst mit der Fackel leuchte voran.
Enthülle das Vließ.

Jason.

Was Alles vergaß ich im Taumel der Freude,
Und ist das Herrlichste doch, was mein!

(Zu Medea.)

Als Wimpel strahlt es hell meinem Kahn.
Was warfst Du die neidische Decke der Nacht
Ihm über das Auge? Enthülle das Vließ!

Kreon.

Enthülle das Vließ.

Das Volk.

Wir harren, wir lechzen —
Enthülle das Vließ.

Medea.

Birg' es im Dunkel,
Jason, mein Gatte,
In seinem Gleißen lauert der Drache,
Nach neuen Opfern wittert der Fluch.

Kreon.

Was zaudert die Störrische?
Jason gebeut!

Das Volk.

Uns lüstet sein. Enthüll' es, enthüll' es.

Jason.

Ich will's. Und weigerst Du
Feig den Gehorsam,
So reiß' ich selber —

Medea

(kommt ihm zuvor und enthüllt das Vließ. Scharf und schneidend.)

So letze Dich denn,
Erhab'nes Korinth!

(Ein allgemeiner Ausruf des Staunens und Entzückens.)

Die Korinther.

O wonniges Leuchten.
O seliges Glänzen,
Wir starren gebannt
Auf das Wunder der Welt.
Beglückt der Gewinner,
Neidwert der Besitzer,
Der sicher in ruhigen
Händen es hält.
O könnt' ich's erlisten,
O könnt' ich's erjagen!
Das Köstliche lockt,
Auch das Kühnste zu wagen.

Kreusa.

O liebliche Schau,
Wie bethörst Du die Sinne!

Kreon.

Ein Königsgut,
Und mein muß es werden!
Wie schaff' ich, daß ich mir's
Klüglich gewinne?
Jason, hör',
Ich wüßte dem Vließ
Einen köstlichen Preis.
Für das gleißende Gold
Die schönste Jungfrau auf Erden.

Die Kolcher.

Wie lüstern die Blicke
Das Kleinod umbuhlen.
O fräße sein Feuer
Den Dieb und sein Volk!

Medea.

Der Zauber wirkt.
Das goldene Gift
Frißt weiter und tiefer.
Der König sinnt,
Es blinzelt die Schöne,
Und Jason — weh!
Die Augen versteh'n sich.
Den Gatten verlier' ich.
Ich werde, verworfen,
Ein schlechtes Gewand,
Im Winkel vermodern.
Die Kinder reißt
Die Gewalt mir vom Herzen —
Und alles um dies?
Um elendes Gold,
Um Dich, Du verfluchtes
Blutiges Vließ?
Nein, eh' Du auch mich
In's Verderben reißest,
Tilg' ich Dich aus
Von der Tafel der Erde.
Flamme, verlisch,
Hinab in's Meer!

(Sie eilt mit einem raschen Entschluß auf einen Felsen am Strande und schleudert das Vließ ins Meer. Allgemeiner Aufschrei.)

Jason (außer sich.)

Medea! Was thust Du?

Das Volk (durcheinander.)

Verrat! Verrat!
Wer hilft? Wer rettet?

Jason.

Kein Weilen! Hinab!

(Er schleudert Helm und Schwert von sich und stürzt sich dem Vließ nach in's Meer.)

Kreusa.

Jason! Zu Hülfe!

(Kreusa) Dein Werk, Du Verruchte!
Du stürzest, was groß ist
Und herrlich, in's Grab.

Kreon.

Das büßest Du mir
Mit der schrecklichsten Buße.
Ergreift sie, ihr Knechte,
Und hütet sie wohl.
Ist jener verloren,
Dann stirbt auch sie.

(Die Kinder eilen jammernd zur Mutter.)

Medea (dumpf.)

Verloren! O mein verfluchtes Herz!
Ich selber verriet euch,
Ihr Kinder, und mich.

Das Volk.

Wie Sternenglanz,
Vom Gischt umspült,
So treibt es dahin.
Doch nach dringt der Retter,
Und näher und näher.
Jetzt gilt es — der Strudel —
Es wirbelt und hebt sich —
Es sinkt! — Zu spät!
Jason! Vergebens!
Jason, laß ab,
Die Tiefe verschlingt Dich.
Er wagt es, wagt es,
Der Kühne, der Tapfere —
Weh! Weh!
Verschwunden! Verloren! — —
Den Ungeheuern der Tiefe strahlt
Die Sonne fortan
Und bescheint des Helden
Verlorenes Grab!

Medea.

Jason! Jason!
O ich Unsel'ge!

Kreusa

(ist in Ohnmacht gesunken.)

Das Volk, bald auch Kreon und Kreusa.

Doch sieh, was steigt aus dem schwarzen Schoß,
Wie die Sonne der Welt
Aus der nächtlichen Meerflut den Morgen bringt?
Er ist es! Gerettet!
O herrlichste That!
Er schwingt das Vließ
In erhobener Hand.
Ihm weichen die Wogen,
Mit kräftigen Stößen
Erreicht der Erkor'ne,
Der Göttergeliebte
Das heilige Land.
Heil, Jason, Heil!

(**Jason** steigt mit dem Vließ das Ufer herauf, vom Volk umringt, und sinkt zusammen. **Kreon** und **Kreusa** sind um ihn bemüht.)

Medea

(die sich Bahn durch die Menge schafft, ganz gebrochen.)

Jason — verzeih' mir —

Jason

(der sich rasch aufgerichtet, stößt sie von sich.)

Rühr' mich nicht an!
Um meines Lebens, meiner Leiden Preis
Hast Du Verworfene mich betrügen wollen.
Was Du dereinst zu meinem Heil gethan,
Heut ist's bezahlt. Heut ward das Gut erst mein,
Du gehe Deinen Weg fortan allein,
Komm, König, komm, Kreusa.

Medea (zu seinen Füßen.)

Tödte mich,
Nur stoß mich nicht von Dir.

Das Volk.

Heil, Jason, Heil!
Heil Dir, korinthisch Land!

(**Jason** schreitet zwischen **Kreon** und **Kreusa**, die das Vließ trägt, in dem Zuge nach rechts. Die zurückbleibenden **Kolcher** stützen die zusammenbrechende Medea.)

(Fortsetzung folgt.)

Frage.

So wunderliche Trauer will
Mein armes Herz zerquälen.
Der Park ist heut' so seltsam still
Und will mir nichts erzählen.

„Spann gestern hier die Dämmerzeit
Mit grauen, feuchten Fädchen
In wehmutstiefe Einsamkeit
Ein stilles, bleiches Mädchen?“

Der Park ist heut' so still, so still
Und will mir nichts erzählen,
Und eine bange Frage will
Mein lauschend Herz zerquälen.

Da horch! — Ist das der Morgenwind?
Sind's Nachtigallenlieder?
Nein — eine Flut von Thränen rinnt
Von allen Zweigen nieder.

Christoph Flaskamp.

Auf dem Brocken.

Oktoberstürme pfeifen im Felsgestein,
Und Hexendünste brodeln vom Thal herauf.
Die Nebelfetzen fliegen fröstelnd
Über die Heide und durch die Klippen.

In bangem Schauder flüchtet die Dämmerung,
Und zagend sinkt die Nacht in die Einsamkeit;
Auf eisesfeuchten, schwarzen Schwingen
Reiten die Geister um ihren Gipfel.

Richard Hennig.

Kleine Heine-Studien.

Von Michael Ullmann.

II.

(J. B. Rousseau. Die erste Aufführung des „Fliegenden Holländers" in Berlin. Die Holländer-Sage. Washington Irving. Die dänische Sage vom Wassermann. Die Lorelei.)

Als Kind des sagenumwobenen Rheinlands hat Heine von jeher das lebhafteste Interesse für „Gespenstergeschichten, Märchen und Volksgesänge" (Elster II, 58) bekundet, deren Kenntniß er in erster Linie seiner im „Wintermärchen" poetisch verherrlichten Münsterländer Amme (Elster II, 458) zuschreibt.

Mag diese Angabe nun dichterische Erfindung sein oder auf Wahrheit beruhen, jedenfalls war der Dichter in der Lage, solche Kenntniß auch anderwärts zu erwerben, und vielleicht wird er dies schon im Verkehr mit seinem Jugendfreunde J. B. Rousseau gethan haben, der in den Volkssagen und Legenden der Heimat vorzüglich unterrichtet war.

Der Einfluß Rousseau's auf Heine ist wahrscheinlich heute noch nicht nach Gebühr beachtet. So verdankt dieser den Titel seines berühmten „Buches der Lieder" wohl dem Bonner Freunde,*) der schon einige Jahre vorher ein „Buch der Sprüche" hatte erscheinen lassen. Auch die Sage von der toten Frau, die noch im Grabe ein Kind zur Welt gebracht — von Heine so glücklich in seinen „Florentinischen Nächten" (Elster IV, 374) verwendet — wurde von Rousseau schon früher zu einem eigenartigen Gedichte (Rousseau's gesammelte Gedichte II, 117) benutzt. Heine hat von Rousseau sicher mancherlei gelernt, wie ein genialer Mann selbst von minderbegabten zu lernen weiß, während Rousseau eben nur wenig und meist Äußerliches von Heine erhaschen konnte. Wie Napoleon einmal von einem Marschall gesagt, er hätte ihn wohl zum Marschall ernennen, aber nicht zum General machen können, so hätte Heine diesen Ausspruch parodierend sagen dürfen: ich habe Rousseau zum Reimer, aber nicht zum Dichter machen können. Trotzdem hat manches von Heine auf Rousseau abgefärbt, und vereinzelte Gedichte des letztern sind so gelungen, daß sie für Schöpfungen Heine's gelten konnten und gegolten haben.

Mehr als Rousseau's poetische, muß man seine kritische Begabung anerkennen, der in Heine schon in früher Zeit den großen Poeten erkannte und in seiner Verehrung des Dichters nicht wankte, selbst als er im „Leuchtthurm" in hofrätlichem Zorn den bekannten Angriff gegen Heines Prosaschriften richtete. Rousseau wußte gar manches nette Geschichtchen aus der gemeinschaftlichen Studienzeit in Bonn zu erzählen, auch manches ergötzliche Gedichtchen zu zitieren, das, von Heine flüchtig improvisiert, keinen Platz in dessen gesammelten Werken gefunden. Erhalten hat sich hiervon ein Vierzeiler (Frankfurter Konversationsblatt 1856 Nr. 53—55), den Heine dem über Hühneraugenschmerzen klagenden und im Zimmer umherhinkenden Improvisator Sydow wie folgt in's Album geschrieben:

> Augen, die nicht ferne blicken,
> Und auch nicht zur Liebe taugen,
> Aber ganz entsetzlich drücken,
> Sind des Sydow Hühneraugen.

Einige Beachtung verdienen Rousseaus kritische Schriften schon aus dem Grunde, weil sich unter ihnen eine Besprechung des „Fliegenden Holländers" befindet, der am 7. Januar 1844 zum ersten Male für Berlin unter Richard Wagner's Leitung gegeben wurde. Rousseau's Kritik ist heute noch lesenswert, zwar meint er, in den Vorurteilen seiner Zeit befangen (Krit. Schrift 151), „daß der Komponist wahrscheinlich besser gethan hätte, seinen Text von einem Andern dichten zu lassen, als daß er Selbstverfasser geworden ist," aber von der Musik rühmt der Kritiker, „daß sie von vieler Erfindungskraft zeuge und daß der noch junge, so reich begabte Komponist bei künftiger Bearbeitung eines passenderen Operntextes gewiß ein in aller Beziehung gelungeneres Kunstwerk liefern werde." Diese Prophezeiung ist, wie wir wissen, überaus glänzend in Erfüllung gegangen.

Interessant ist auch, was Rousseau über das Berliner Theaterpublikum jener Zeit erzählt. Er sagt: „Hier ist das Publikum ebenso kondescendent und freundlich gegen seine einheimischen Künstler, als

*) Das möchten wir bezweifeln. Heine war bekanntlich aus Eigenem ein vorzüglicher Titelfinder. D. R.

strenge, mitunter unerbittlich gegen auswärtige. Der Mut des Dichter-Komponisten, diesem Publikum ein aller Intrigue, so wie jeder Verwickelung der Handlung entbehrendes nacktes Märchen, ohne einen thatsächlich eingreifenden Chor, ohne Tanz, Prunk und sonstige Modernitäten in Person vorzuführen, konnte nur in künstlerischem Selbstbewußtsein seine Quelle haben, und freuen mußte es daher, daß die Befürchtung, jenes grausenhafte, aller humoristischen oder ...lichen Vermittlung entbehrende Nachtgemälde, das von einer ebenso unheimlichen und von harmonischen Spitzfindigkeiten wimmelnden Musik umrauscht ist, würde in Berlin seine Wirkung verfehlen, keine begründete war."

Diese erste Berliner Aufführung des „Holländers," ... der der Komponist hervorgerufen wurde, war, wie Rousseau weiter erzählt, in jeder Beziehung vortrefflich, und es ist unbegreiflich, wie die Oper sobald wieder vom Repertoir verschwinden konnte, nachdem sie als „ein Werk von eigentümlicher Kraft und dem es an Schönheit nicht fehlte" Anerkennung gefunden.

In der Einleitung seiner Kritik hat Rousseau über die Sage selbst berichtet und redlich beigetragen, das Dunkel, das über diese gebreitet ist, zu lichten. Als Wagner den „Fliegenden Holländer" dichtete und komponierte, gab er freimütig zu, daß er vor allem Heine den Text hierzu verdanke, dessen dramatische Stelle in den „Memoiren des Herrn von Schnabelewopski" (Elster IV, 116) ihn angeregt habe. Demzufolge war man zeitweise geneigt, in Heine fast den Erfinder der Sage, wenigstens aber den zu sehen, der diese im XIX. Jahrhundert litterarisch erneut habe. Auch Wolfgang Golther in seiner vorzüglichen Studie über die Holländersage (in den Bayreuther Blättern von 18..) ist nicht abgeneigt, an eine junge Sagenschöpfung der individuellen Kunstpoesie zu glauben, die hier volkstümlich geworden.

Dem ist aber nicht so, und Heine hat ebenso wie Wilhelm Hauff, wie O. L. B. Wolff, wie Marryat und Andere eine Sage bearbeitet, die in Schottland ... lebendig war und von dort anfangs der zwanziger Jahre nach dem Kontinent gebracht wurde. Schon der Irländer Thomas Moore hat diese Sage in der von Freiligrath übersetzten Ballade von der Toten... benutzt, und von Schottland gelangten einzelne Sagen von Geister- und Spukschiffen schon 1821 in Blackwoods Edinburgh Magazine. Ein deutscher Reisender in Großbritannien, Professor Adrian, dessen Reiseskizzen einige Jahre später gedruckt wurden, hat bereits 1822 eine Ballade „Die Geisterschiffe," welche ähnlichen Spuk behandelt, in das Stuttgarter „Morgenblatt" Nr. 106 einrücken lassen. Aber alle diese Kundgebungen würden ohne Echo verhallt sein, wenn nicht Washington Irving, einer der gelesensten Schriftsteller seiner Zeit, in seinem 1823 erschienenen Buche „Bracebridgehall," besonders in dem Kapitel „Das Sturmschiff," die Sage vom „Fliegenden Holländer" bekannt und populär gemacht hätte. Dies wird von Rousseau bestätigt (Ges. Krit. Schriften, 149) und es ist anzunehmen, daß Heine ebenfalls erst durch Irving auf die Holländersage aufmerksam gemacht wurde, der er dann sowohl bei der deutschen Strandbevölkerung der Nordsee als auch bei seiner Englandsfahrt nachgeforscht haben mag.

Thatsächlich ist das von Heine poetisch Verarbeitete erst mehrere Jahre nach dem Erscheinen von „Bracebridgehall" ans Licht getreten, dessen Verfasser schon 1817 eine Reise durch Schottland machte. Dort lernte Irving (Knortz, Geschichte der Nordamer. Litteratur II, S. 157) den bereits berühmten Walter Scott kennen, der ihm bereitwillig die schottische Sagen- und Legenden-Welt erschloß. Einen kenntnißreicheren Erzähler hätte sich der amerikanische Schriftsteller nicht wünschen können, denn Walter Scott begnügte sich nicht mit dem Erzählen, er zeigte auch seinem jungen Gaste unter anderm die Stelle, wo Thomas der Rhymer von der Elfenkönigin in die Bergschlucht gelockt und 7 Jahre fest gehalten wurde. Auch den Elfenberg bei Inverneß mußte Irving besuchen, damit er sich vergegenwärtigen könne, wie die zwei Geiger, von denen die schottische Sage erzählte, von einem alten Mann in den Berg geführt wurden, aus dem sie erst nach langen Jahren wiederkehren konnten. Diese schottischen Sagen sollen in Washington Irving die Idee zum „Rip van Winkle" hervorgerufen haben. Da aber der große Erfolg dieser Legende noch gesteigert wurde durch den Umstand, daß man sie anfangs allgemein für eine echt amerikanische hielt, so hat Irving nie recht zugeben wollen, wo sie herstamme. Nicht viel anders war es mit der Sage vom „Fliegenden Holländer", die Irving auch in Schottland vernommen haben mag, von der er aber in „Bracebridgehall" erzählt, er habe sie schon ehedem von alten Neuenglandschriftstellern und hauptsächlich von dem Dichter „Selyne" gehört.

Henricus Selyns, der damit wohl gemeint sein kann, ist 1636 in Amsterdam geboren worden und 1701 in New York gestorben, wo er als reformierter Geistlicher thätig war. Außer verschiednen Prosaschriften hat er auch holländische und lateinische Gedichte verfaßt, die ihm wahrscheinlich den Beinamen „Dichter" verschafft haben. Eines seiner Gedichte ist einem Werke vorgedruckt, das den Titel Magnalia Cristi ꝛc. führt (Knortz, Gesch. der Nordamer. Litteratur I, S. 18—19), und dessen Verfasser Cotton Mather, ein jüngerer Amtsbruder des Vorgenannten, war. Dieser Cotton Mather scheint in dem bornierteſten Glauben an Hexen und höllische Geister befangen gewesen zu sein und hat sich in einer Anzahl seiner 381 Bände umschließenden Schriften mit der unsichtbaren Welt beschäftigt. Da Wolfgang Golther die Magnalia Cristi von 1702 als Quelle einer von ihm zitierten Schrift über die Holländersage nennt, so ist wohl anzunehmen, daß in Henricus Selyns und Cotton

Mathers Schriften mehr über die Sage zu finden ist. Gewißheit kann natürlich nur erlangt werden, wenn ein Forscher sich der Mühe unterziehen wollte, die nahezu 400 Bände durchzusehen. Die Mühe ist aber nicht gering und dabei kann man sich noch freuen, daß Cotton Mather in seiner Arbeitsstube das Motto: „Sei kurz!“ angebracht und vermutlich auch befolgt hat, sonst hätte er wahrscheinlich 800 Bände hinterlassen. Jedenfalls ist mit der Magnalia Cristi von 1702 schon jetzt eine ältere Niederschrift der Sage nachgewiesen.

Wenden wir uns nun wieder dem bereits erwähnten Essay Wolfgang Golthers zu, so finden wir darin überaus zahlreiche Varianten der Sage vom „Fliegenden Holländer“, als Sturmschiff, Spukschiff, Totenschiff, Geisterschiff u. s. f. mit bemerkenswertem Fleiß zusammengestellt, es ist aber nicht recht gelungen, den Kapitän des gespenstischen Schiffes getrennt von diesem oder gar am Lande nachzuweisen. Darum verdient J. B. Rousseau's Hinweis auf ältere Sagen ungemeine Beachtung und hauptsächlich die dänische Sage vom „Wassermann,“ der als schmucker Ritter verkleidet an's Land steigt und sich ohne viele Umstände eine Braut vom Altar holt, hat stark verwandtschaftliche Züge mit dem Holländer. Es ist nicht schwer, nachdem einmal die Ritterzeit vorüber, sich den schmucken Ritter in einen noch schmuckeren Seekapitän umgewandelt zu denken und zwar in einen holländischen, da damals die Holländer, zumal während ihres Kampfes mit den Spaniern, für die kühnsten und erfolgreichsten Seefahrer galten.

Die Sage vom Wassermann, die sich als Ballade in Herders „Stimmen der Völker in Liedern“ befindet, ist von Heine auch in den „Elementargeistern“ (Elster IV. 394) nacherzählt worden und hat ihm sicher die Anregung zu dem Gedichte „Begegnung“ (Elster I. 284) gegeben, das mit den Worten beginnt: „Wohl unter der Linde erklingt die Musik“ und das in früheren Ausgaben „Die Wasserleute“ betitelt war. Zu den Sagen, in denen bei Heine das feuchte Element eine Rolle spielt, gehört sein „König Harald Harfagar,“ (Elster I. 285), der uns fast wie ein Wasser-Tannhäuser anmutet und hauptsächlich die Loreleisage. Wie diese entstanden, ist uns von Strodtmann (H. Heine's Leben u. Werke I. 315) und nach ihm von G. Brandes (Das junge Deutschland, 156) ausführlich mitgeteilt worden. Ihnen zufolge war Clemens Brentano der Erfinder des romantischen Stoffes, aus dem dann Nikolaus Vogt eine Rheinsage gemacht hat, deren Schluß dahin ging, daß die alle bezaubernde Lorelei, im Begriff in's Kloster zu gehen, von einem jähen Felsen hinunter in den Strom springt, auf dem gerade der von ihr geliebte Mann dahinfährt. Dieser Schluß hat eine unverkennbare Ähnlichkeit mit jenem der Holländerschilderung in den „Memoiren des Herrn von Schnabelewopski“ und es scheint fast, als ob Heine, der den Schluß der Vogt'schen Loreleisage nicht für sein Gedicht benutzen wollte, ihn absichtlich oder unbewußt als poetische Lösung der Holländersage verwendet hat. Heine's dramatische Skizze des Holländers zerfällt bekanntlich in den soeben besprochenen Schluß und jene Erzählung der Fabel, die sich wie ein, wenn auch poetisch ausgeschmücktes, Referat anhört. Die Erzählung weist wieder auf schottischen Ursprung hin, denn der Schauplatz ist Schottland, und der Vater der Holländerbraut und diese selbst sind Schotten. Nebenbei bemerkt, hat Heine etwas von der Schilderung des Holländers (Elster IV. 117) auch auf Ludwig Börne übertragen, so die Bemerkung, daß „sein Schiff ohne Anker und sein Herz ohne Hoffnung sei,“ wie man das am Ende des ersten Buches (Elster VII. 41) der Schrift über Ludwig Börne nachlesen kann.

Man hat oft die Episode von der holländischen Messaline (Elster IV. 118) lediglich für eine zwecklose Frivolität halten wollen, die Heine aus Übermut zwischen den ersten Teil der dramatischen Skizze und den Schluß derselben eingeschoben habe. Bei genauerer Betrachtung scheint dies Einschiebsel, das Wolfgang Golther echt „heinisch“ nennt, ein technisches Meisterstück Heine's zu sein, wodurch der angeschweißte Schluß auf's beste mit dem übrigen verbunden werden konnte.

Die Frage, ob Heine während seines Aufenthalts in London im Jahre 1827 das Melodrama „The flying Dutchman“ von Fitzball gesehen oder nicht gesehen, ist schon mehrfach aufgeworfen worden. Karpeles in seinem Buche „H. Heine, aus seinem Leben und aus seiner Zeit“ S. 194 hat sie verneint, da das Melodrama schon am 7. April 1827 gegeben worden, Heine aber erst an einem späteren Tage des Monats in London angelangt sei. Die Frage müßte aber richtiger so gestellt werden: Ist das Melodrama am 7. April zum ersten oder zum letzten Male gegeben worden? Wenn zum ersten Male, dann bleibt kein Zweifel, daß es bei dem großen Erfolge, den es erhielt, auch die folgenden Tage, ja Wochen gegeben wurde und Heine der Aufführung beigewohnt haben kann. War indessen der 7. April der Tag der letzten Aufführung, so wird Heine es wohl nicht gesehen haben, aber durch Erzählung oder Lektüre mag ihm mancherlei über die Sage bekannt geworden sein und ihn angeregt haben.

(Ein dritter Artikel folgt.)

Klang.

Skizze von **Rosa Rübsaamen.**

Nun mußte sie es verlassen, ihr trautes, altes Haus, in dem sie geboren und aufgewachsen war, und in welchem aus jedem Winkel ein alter schöner Traum für sie zu Tage trat. Sie sah sich noch einmal in den still gewordenen Räumen um und betrachtete wehmütig jedes Stück des alten Hausrates, der nun bald in fremde Hände übergehen mußte und von welchem sie nichts mitnehmen durfte.

Herbe Frühlingsluft zog durch das offene Fenster. Die Zweige der alten Linde rauschten leise. Noch trug sie nicht Blüten noch Blätterschmuck, doch wie das warme Rot der Morgensonne sie umflutete, stand sie da in seliger Lenzerwartung. Auch das Mädchen war umsponnen vom Sonnenlicht, doch wartete sie nicht auf Blumen und Lieder, tiefe Schatten sah sie vor sich auf ihrem Weg.

Da hub die große Wanduhr an zu schlagen. Wie der Klang durch die Stube zitterte, sprach die Uhr:

„Es wird Zeit und Du mußt nun bald gehen. Doch so lange es uns vergönnt ist, zusammen zu sein, laß uns noch ein wenig plaudern. Wir waren doch immer gute Freunde, denn seit Du gelernt hattest, in meinem stillen Angesichte zu lesen und meine knappen Worte zu verstehen, stelltest Du Dich willig in den Dienst der Zeit und thatest immer, was sie Dir durch mich befahl, auch wenn es Dich hart ankam. Zwar das Gold, das ich Dir und Deinen Eltern in jenen frühen Morgenstunden gab, welches das Geheimnis offenbart, die drückende Last des Mittags leicht zu machen und den Frieden des Abends zu finden, hat euch allen nicht viel geholfen, denn wie auch Kraft und Wille ihren geraden Weg gehen, hinterdrein schreitet das Schicksal und da ist es denn mit plumpen Füßen recht hart aufgetreten in diesen Räumen und hat sich breit gemacht.

Nun möchte ich Dir so gerne etwas Tröstliches sagen, denn ich sehe Dich voll Angst und Sorge um die Zukunft, aber es ist mir nicht vergönnt, vor mich zu blicken, ich weiß nur immer von Minute zu Minute, was die Stunde bringt. Aber zurückdenken kann ich bis zu Deiner frühesten Kindheit.

O, wie lag sie im Sonnenschein, und wie war sie behütet von den treuen Deinen!

Ich hatte schon eine Stimme hier im Hause, lange bevor ich die Stunde Deiner Geburt schlug und habe sie alle gekannt, die lieben Gestalten, die um Dich waren, die in treuer Fürsorge Deine Schritte leiteten und Dein Leben schön machten. Denkst Du nicht eben jetzt der Dämmerstunden jener Zeit und des alten hutzeligen Männchens, mit der klugen Stirn und den lachenden Kinderaugen, das sich zu mir an den Ofen setzt und Dich auf den Schoß nimmt? Der Großvater, Dein lebendiges Märchenbuch! Wenn der erzählte, glaubtest Du immer, ich ließe mein Minutenrad sich geschwinder umdrehen, als sonst, so schnell verging die Zeit. Und wenn die Geschichte kam vom klugen Hirtenbüblein, welches Antwort gab auf die Frage, wie lang die Ewigkeit sei, dann sahen wir beide uns in das Angesicht und des Verwunderns war kein Ende.

Ja, mein Kind, die große Uhr der Ewigkeit hat eben ein anderes Zifferblatt, wie ich, Deine alte Freundin, aber es wird schon kommen, daß ihr Zeiger um die Sekunde vorrückt, welche Dein Leben für sie bedeutet, erscheint Dir auch jetzt ein jeder Tag wie eine Ewigkeit, so daß Du es nicht erwarten kannst, bis sie vergangen sind, alle, alle

Wie viel Herrliches habe ich erlebt in diesen Räumen! Die altgewohnten, lieben Gesichter sind für ewig meinen Blicken entrückt; nun auch Du gehen mußt, werden Fremde kommen, denen ich nichts bin, und die nichts von mir wollen, als daß ich ihnen die Zeit richtig angebe, aber ich werde unbeirrt meinen stillen Weg gehen und ihnen dienen, wie es meine Pflicht ist, bis zu meinem letzten Schlag.

Ach, warum denkst Du so anders?"

Das Mädchen wandte sich ab, ein gramvoller Zug erschien auf ihrem blassen Gesicht, dann ergriff sie ein Glas, entfernte eine welke Blume daraus und stellte es in den Schrank zu anderen Gläsern. Dabei zitterte ihre Hand und sie stieß an die Gläser, daß sie klangen, hell und zart, wie Glöckchen. Da fingen die Gläser an zu reden:

„O schöne Zeit der Feste! Feste voll Lichterglanz und Blumenduft! Da wir noch unserer zwölf waren und gefüllt mit goldnem Wein aneinanderklangen und hell einstimmten in den Jubel lachender, scherzender Gäste! Nun stehen wir schon lange still und stumm und denken nur noch wie im Traum unserer letzten, frohen Nacht, reden und raunen von Deinem zerschellten Glück und klagen um unseren verlorenen Gespielen. O, wie schön begann sie, jene Sylvesternacht! Es ging wie seliges Geheimnis von Dir aus, als Du uns herausnahmst und auf den blütenweiß gedeckten Tisch stelltest. In schämiger Traumverlorenheit konntest Du gar nicht fertig werden und rücktest uns immer wieder zurecht, obgleich wir ganz gut standen. Lächelnd blicktest Du empor zu den stolzen Bildern Deiner Ahnen. Sie alle waren so glücklich gewesen in Liebe und Treue, aber konnte schon einmal ein Menschenherz bewegt gewesen sein von einer Seligkeit, wie die, welche das Deine bis zum zerspringen füllte?!

Da trat Einer zu Thüre herein, der nahm Dich in die Arme und küßte Dich und wir träumten schon von Verlobung und Hochzeit. Und es erschienen die Gäste, einer nach dem andern, und zuletzt trat die schöne Frau in Euren Kreis.

O, wir sahen wohl ihren verführerischen Blick, wenn sie mit Deinem Geliebten anstieß."

„Er leerte mich dann jedes mal bis auf den letzten Tropfen," sagte ein Glas, „und bald merkte ich an seinen brennenden Lippen, wie das Feuer der Leidenschaft begann, in seinem treulosen Herzen Flammen zu schlagen. Dir aber drohte das Herz still zu stehen; und als Du mit der stummen Frage in den heißen Augen mit Deinem Verlobten anstießest — o mein armer Gespiele! — da zersprang Dein Glas".

„Und dann begann für uns die lange, traurige Zeit", fuhr ein anderes Glas fort. „Einmal noch zogst Du mich hervor, aber Du trugst mich nicht in einen Saal voll Jubel und Lichterglanz, sondern in eine stille, dunkle Stube, der Wein, mit dem Du mich fülltest, war nicht bestimmt für einen fröhlichen Zecher, Du setztest mich an die Lippen einer müden kranken Frau. Draußen schien die Sonne, die Vöglein sangen, die Blumen blühten, drinnen webte rastlos schaffende Liebe um klagloses Leiden. Es lockte Dich nicht hinaus in den Sonnenschein, Du hattest den Kopf auf das Bett der Kranken gelegt, fühltest ihre Hand auf Deiner Stirne und hörtest ihre Stimme. O, diese Stimme, so müd und matt — die Liebe brach doch daraus hervor mit dem alten vollen Klang. Wie weiche Welle legte es sich an Dein Herz, daß nichts mehr wehe that, was darinnen wund gewesen, und Du alle Deine zerronnenen Rosenmärchen vergaßest vor dem Glanz, der Dich umfloß, der Glanz einer Liebe, so voll Süßigkeit und so voll heiliger Wahrheit, selbstlos, wandellos der Mutterliebe.

Und dann noch einmal griffst Du in zitternder Hast nach mir, um die Lippen der Kranken zu letzen aber sie hatte bereits von dem köstlichen Trank getrunken, nach welchem es keinen wieder nach irdischer Labe dürstet. Du warst plötzlich im Dunkeln und nun erst wußtest Du, was Schmerz ist."

Da sank das Mädchen in die Kniee, schlug beide Hände vor das Gesicht und weinte, weinte.

Ein wunderbares Sausen und Brausen riß sie aus ihrem Schmerz. Um sie schwirrte es, als riefen überirdische, machtvolle Stimmen.

„Uns sendet der Geist des Glockenklangs," sagten die hehren Stimmen, „wir sind gekommen, Deine Sinne den Mahnungen des Lebens wieder zu erschließen. Mit uns ist eine Gestalt, unsichtbar, und doch für Dich zu sehen, unzertrennlich von uns, wann immer wir Dich umschweben und so beredt in ihrem tiefen Schweigen: die Gestalt Deines Vaters. Wie oft hast Du an seiner Seite voll Andacht unserem Klange gelauscht, wenn wir hoch in den Lüften unsere Lieder sangen. Holde Namen hat er uns gegeben und Dich gelehrt, was sie bedeuten: die Jubelnde, die Fromme, die Gewaltige. Da sei kein Mißklang in unserem Geläute, und so solle aus dem Menschenherzen die Harmonie reden in Frohsinn, Demut, Kraft.

Komm hinaus! Durch das dunkle Thal der Schmerzen zieht sich ein heller Weg. Die Arbeit kennt ihn und wird Dich sicher führen, dorthin, wo das Märchen des Lebens seine goldenen Schätze breitet, mit denen es alle Tage von neuem lockt und es jedem vergönnt, einen Teil

davon zu heben, liegt Dir der Ort auch weitab vom rotblühenden Garten der Liebe und dem stillen Frieden des Elternhauses. Komm! komm! komm!“

Wie die letzten Töne zitternd entschwebten, trat das Mädchen ans Fenster und blickte hinaus. Der Jubelklang, mit welchem die Drossel ihr frohes Märzlied sang, that ihr weh und sie hätte sich verbergen mögen vor dem Sonnenschein, der auf dem stillen Garten lag. Hier hatten ihre Rosen geblüht und sie würden wieder blühen, für Fremde, während sie hinaus mußte, um zu arbeiten auf einem steinigten Acker. Aber da erklangen die Glocken zum zweitenmale, und wieder hörte sie aus dem Klang die treue, lehrende und fordernde Stimme ihres toten Vaters.

Da nahm das Mädchen sein kleines Bündel und ging mit heißen Augen, aber tapferen Herzens hinaus in den kalten und doch von den Flammen des Lebens durchzuckten Frühlingstag.

Ein Märchenbild.

Im Morgendunste liegt die Stadt,
Die Mauernzinnen aufwärts ragen;
Wer ist, der sie gezogen hat?
Nichts kündet es aus grauen Tagen.
Und oben, auf der Mauer Rand,
In eines Zwingers mächt'gem Bogen,
Ein winzig Häuslein lugt in's Land,
Von Epheuranken ganz umzogen.
Vier kleine Türme halten Wacht,
Daß nichts die tiefe Stille störe —
— Da horch, mir ist's, als ob ich sacht
Ein kleines Fenster klirren höre,
Und schau ein reizend Mädchenbild,
Von Jugendgluten übergossen;
Die junge Brust entfesselt quillt,
Vom ersten Morgenstrahl umflossen.
Ihr jubelnd Aug' grüßt unverwandt
Dem Burschen nach zu ihren Füßen,
Und wieder seh' ich seine Hand
Zum Fensterlein hinüber grüßen.
Ein holdes Bild in Märchenglanz
Voll Liebe, Jugend und Frohlocken! — —
Ich sah Dornröschens gold'nen Kranz
Auf ihrem Haupt: die blonden Locken.
Es kam zu ihr ein Königssohn,
Mit heißem Kuß sie zu erwecken, —
Da droht ja auch die Hexe schon
Dem süßen Kind mit ihrem Stecken.

Otto Kindt.

König Traum.

Komm, König Traum, und neige Dich zu mir.
Es schläft der Gasse lärmend laute Gier.
Thu' auf mit Deiner schmal beringten Hand
Das dunkelviolette Fabelland. —
Laß Palmen rauschen vom topasnen Strand
Und Muscheln glimmen durch den grünen Sand.
Laß rote Sterne über Himmel sprüh'n
Und hinter Büschen heiße Augen glüh'n.
Laß Purpur durch demantne Säle weh'n!
Komm, König Traum, laß Deine Wunder seh'n!
Der Tag ging graugewandet träg zur Ruh.
Komm an mein Bett, schließ mir die Augen zu.

Paul Wertheimer.

An den Schlaf.

Heiliger Schlaf, ewiger, milder Gott,
Mit den dunklen Schwingen trägst Du uns
Leis und sanft in Dein verschwiegenes Reich
Durch verborgene Pforten.

Wen Dein zaubermächtiges Scepter rührt,
Wen Dein wunderthätiger Arm umschließt,
Der vergißt, daß trauriges Menschenlos
Seine Glieder kettet.

Über Trübsal und Kummer führst Du ihn,
Über Stunden bitterster Qual hinweg,
Flüsterst ihm in's Ohr, wenn Du ihn umfängst,
Tröstende Worte.

Heiliger Schlaf, ich bete Dich dankbar an.
Ach, es wäre die Menschheit ohne Dich
Längst verzagt im erbarmungslos treibenden
Sturme des Daseins!

Eugen Liwsch.

Zuversicht.

Langsam fällt nun Blatt auf Blatt
Nebelschwer zur Erde nieder,
Doch im Fallen flüstert's leis':
Einst im Lenze kehr' ich wieder.

So ist mir auch Traum um Traum
Thränenschwer dahingeschwunden,
Doch im Herzen tönt es leis:
Dein auch warten Frühlingsstunden.

Chr. Rodeck.

Litterarische Notizen.

— Es war dem Herausgeber dieser Zeitschrift leider andauernden Unwohlseins, wie zeitweiliger Abwesenheit von Berlin wegen nicht möglich, im laufenden Bande seine Rundschau über die Berliner Theater in üblicher Weise zu schreiben. Da diese Übersicht sich darauf beschränkt, die wichtigsten Stücke, so weit sie für die Litteratur bleibende Bedeutung zu haben scheinen, zu berücksichtigen, so ist zwar die Verzögerung dem Herausgeber peinlich und er bittet, sie durch die eben angeführten Umstände freundlich für entschuldigt zu halten, aber sie wird dem Leser nicht empfindlich sein. Eine Rückschau wird in Heft 1 des nächsten Bandes beginnen, und zunächst die in dieser Spielzeit zur Aufführung gelangten neuen Werke von Hauptmann und Sudermann, dann andere litterarisch bedeutsame Werke kritisch zu würdigen suchen.

— Catarina. Das Leben einer Färberstochter. Von Adalbert Meinhardt. Berlin, Concordia Deutsche Verlags-Anstalt 1902. — Wir haben das Erscheinen dieses Buches gleichzeitig mit dem zweier anderer desselben Verlags S. 151 des laufenden Bandes kurz angezeigt und beigefügt, eine Rezension folgen zu lassen, wenn uns eine solche vorliege, die durch das Blatt, das sie veröffentliche, ihre volle Unabhängigkeit verbürge. Denn in derlei Fällen, wo es sich um Werke handelt, die zuerst in der „Deutschen Dichtung" erschienen sind, scheint es uns schicklich, mit unserer eigenen Meinung zurückzuhalten; wo man nicht gut hinterdrein tadeln kann, soll man auch nicht loben wollen. Heute liegt uns eine solche Rezension in der „Ethischen Kultur" vor und wir geben sie um so bereitwilliger wieder, als sie von dem landläufigen kritischen Panegyrikus ebenso weit entfernt ist, wie von der landläufigen kritischen Verreißung. Die Rezension lautet: „Es hätte leicht und wahrscheinlich mit umfassenderem Erfolge eine Novelle, ein Roman unter dem Titel geschaffen werden mögen. Einfälle fügen sich der Verfasserin in allen Werken scheinbar mühelos in gute Formen: der Handlungsfaden läuft ihr überall mit schlichter Sicherheit; und moderne Beziehungen und moderne Namen für die dämonische Kraft, Güte und Eigenart eines über die Allgemeinheit ragenden Frauencharakters zu erfinden, würde ihr sicher nicht schwer gefallen sein. Hätte die Zeichnerin der Catarina dieses gewollt, wäre ihr der glatte Erfolg und das übliche Stückchen Alltagsruhm ziemlich sicher gewesen. Aber Adalbert Meinhardt dachte unbedingt an keines von beiden, als sie diesen Plan faßte. Das ist, was an sich schon das Buch über Erfolg und Berühmtheit unzähliger Bücher hinaushebt. Sie nimmt einfach den Stoff, wie er in seiner Ursprünglichkeit ihr das Hirn befruchtet und, immer in Ehrfurcht vor dieser Ursprünglichkeit, bildet und durchgeistigt sie ihn auf ihre Weise einzig wie sie muß, und weil sie muß. Dergleichen bleibt in jeder Art von Kunsterzeugnissen eine Seltenheit. Unparteiische werden finden müssen, daß sie bei Frauenwerken noch seltener als selten ist. Für Feinfühlige und über die letzte Thatsache Betrübte wird darum diese Erscheinung eine Freude und doppelte Freude sein. Das lange verflossene Leben der heiligen Catarina von Siena, der später zur Schutzpatronin von Rom Erhobenen — der „Färberstochter" aus dem 14. Jahrhundert —, stellt sich uns, von der modernen Verfasserin Auffassung durchdrungen, in diesem Werk dar. Und es läuft hier klar und ungezwungen, warm und liebevoll berichtet, ganz aus dem innersten Wesen der Heldin heraus und innerhalb der unmittelbaren geistigen Grenzen ihrer Zeit seinen eigentümlichen Lauf. Das Kind, dem „die [illegible] unter dem Kleid stecken", das in seiner jugendlichen Glut in die Wüste zieht, um eine „kleine Heilige" zu werden, [illegible] „Wüste", die überall da ist, „wo du dich einsam fühlst, verlassen, und keine Seele in deiner [illegible] du hast" . . . Die Jungfrau, in deren [illegible] Seelenleidenschaft der Keim des [illegible] heiligen [illegible] emporblüht, die feierlich, aus tiefstem Herzen spricht: „Ich will das, was ihr Elend nennt, denn das ist mein Glück" . . . Das [illegible] Weib, das dem mächtigen Verlangen ihrer natürlichen Kräfte, äußerlicher und innerlicher Schwäche, Not, Tadel und Verleumdungen [illegible] widerstehen, das Schwierigste leistend, [illegible] machen kann; von dessen Rede und Wesen Jünglinge [illegible] Frauen hingerissen, ernste Greise zu Thränen bewegt [illegible] flachte Männer zum Pflichtbewußtsein zurückgeführt [illegible] mutigen Thaten begeistert werden . . . . sie [illegible] wachsen, handeln vor uns in Lebendigkeit und [illegible] das heißt in voller Glaubhaftigkeit. Denn überall [illegible] ruhiger Selbstverständlichkeit nichts anderes, als der [illegible] des Genies, die Ruhe der selbsteigenen Überzeugungs[illegible] Kraft eines starken, unausgesetzt fleißig mit den [illegible] nissen ringenden Willens als Triebfeder, Schutzwehr [illegible] zwingende Macht in dieser werdenden Heiligen hinge[illegible] jene drei, welche, wie wir wissen, alle wunderbaren [illegible] auf der Welt bisher zustande brachten. Es wird, [illegible] in der Schlußbemerkung, deren Weisung mein [illegible] Empfinden gern auch noch gemißt hätte, nirgends nur [illegible] einem Wort auf eine gewissermaßen sinnbildliche Bedeu[illegible] dieser Catarina hingewiesen. Nirgend taucht ein [illegible] ein sichtbares Verketten dieser verschollenen Seelen[illegible] mit ganz anderen und doch so ähnlichen Regungen in [illegible] Gegenwart auf. Kein kleinstes anmaßendes Richten [illegible] Erklärenwollen dessen, was — ohne tieferes Bedenken! — uns Leuten von heute wie Wahnwitz und bloße [illegible] erscheinen mag. Überall der einfache Ernst, der die [illegible] der Zeit vom Baum nimmt, wie sie wurden, süß oder [illegible] das zweifellose Verständnis für das, was seinen Weg [illegible] der Richtung nehmen mußte, in welcher das Jahrhundert den seinigen nahm. Überall das liebevollste Vertiefen [illegible] das Ding an sich, die reinste Sachlichkeit. Man [illegible] mehr oder weniger Vorliebe für die sagenhaft gewordene Gestalt der katholischen Schutzpatronin haben, mehr oder minder Interesse an den Schilderungen ihrer Thaten, [illegible] Seelenkämpfe nehmen. Ich finde, was die ersteren betrifft, kleine Meisterstücke darunter. Die Rede bei den [illegible] häusermönchen, die an den Papst in Avignon, scheinen [illegible] solche. Und wie diese junge Nonne in ihrer fremden Versunkenheit zu Rom nach der Engelsburg schreitet, „daß sie ging und wie sie ging und wer es sah, das [illegible] ging, von alledem wußte sie nichts" . . . . wie sie [illegible] bitterem Schmerz ausruft: „Ach, wie weh es thut, [illegible] man einen Menschen zu seinem Besten betrügen muß, wie es weh thut, dieses Klugsein, und wie es schlecht [illegible] und wie ich's bereue und büßen möchte, und wie es [illegible] das Leben verhaßt macht, daß man so lügen muß und trügen" . . . wahrlich, wie in solchen Momenten die [illegible] dieser in ihre heilige Form gezwungenen, längst entschwundenen Erscheinung sich giebt oder uns gegeben wird, [illegible] sie manchem von uns gegenwärtigen Unheiligen so [illegible] verwandt, wie verständlich und sympathisch sein. Aber [illegible] dem sei — sicher ist, daß allein schon jene schlichte [illegible] tivität gerade diesem schwierigen und reizbaren Stoff [illegible] über das Buch zu etwas besonders Bemerkenswertem [illegible] etwas Vortrefflichem macht. Daß die erstere in der [illegible] Sachlichkeit ist, beweist für jeden etwaigen Zweifler [illegible] rinas Todesbeichte, die, nach all der warmen Sprache [illegible] halb der Grenzen des kirchlich geheiligten Stoffes, in [illegible] terischer Freiheit klar und kühn die Gedanken der [illegible] dem gequälten Hirn der armen Märtyrerin entreißt [illegible] furchtbaren Zweifel an dem Gott, in dessen Dienst [illegible] stirbt: „. . . . ist er überhaupt, oder ist er garnicht? — [illegible] das alles ein Nichts? . . ." Vornehm, liebenswürdig [illegible] wie jene Objektivität ist, verlangt sie das [illegible] von den Lesern. Nein, sie setzt es einfach [illegible] voraus. Und an uns läge es, wenn wir in diesem [illegible] jener Eigenschaften entbehren, wenn wir leichthin [illegible] wollten, daß ein Sujet wie dieses keine genügende [illegible] allgemeine Anschauungskraft haben könne. Wir [illegible] thut unserer Zeit not genug, von Charakteren zu [illegible] die ein Ganzes und ein Eigenstes waren. Wir [illegible] kann für die Zaghaften und die Zögernden von heute Treffendes und Ermutigendes kommen aus jeder Form [illegible] Gewesenen, die mit Wort und That gesprochen hat: [illegible] will . . . verwandeln, wie mein Herz und wie mein [illegible] wissen mich verwandeln heißt." Mich dünkt, es kann [illegible] Unterschied machen, ob die Märtyrersehnsucht eines in [illegible] oder das inbrünstige Verlangen eines in einer anderen [illegible] Jahrhunderts ein Menschenwesen [illegible]

…ltung seiner tiefinnersten Kräfte zwingt. Es wird immer ein Heilendes, ein Gutes, ein Schönes wirken, auf die rechte Weise von denen zu erfahren, die am Ende ihrer Zeit mit Recht die Worte hören dürfen: „Du hast das Beste gethan was Du konntest, was Du wußtest“ . . . . wie diese …tarina.“

— London. Soziale Gedichte von Martin Beelitz. …erswalde-Berlin, Verlag Jung-Deutschland (S. Dock.) … — Herr Beelitz ist offenbar ein noch sehr junger …nd höchst selbstbewußter Mann; wir schließen dies aus der Art, wie er gelegentlich über anderer Leute Gedichten zu Gericht sitzt und sie in den Boden stampft, nicht minder …er auch aus seinem eigenen Bändchen. Hätten wir Neigung, die kritische Tonart anzuschlagen, die ihm, wie es scheint, Bedürfnis ist, so läge Grund genug dazu vor und er käme sehr, sehr übel weg. Denn hier dominiert nicht das Talent, sondern die blutrünstige Parteiphrase, die sich zuweilen zur sinnlosen, wütigen Häufung von Wort-Ungetümen steigert. Aber wir haben andere litterarische Manieren, und darum meinen wir nur: an diesem Bändchen ist nichts Gutes …an, ob Besseres nachkommt, bleibt abzuwarten. Will es aber der Verfasser leisten und in Zukunft ernsthafter genommen …n, als dies jetzt beim besten Willen möglich ist, so muß er sich Verschiedenes ab- und Anderes angewöhnen. So z. B. muß er sich die Sitte angewöhnen, daß man sich bei dem, was man schreibt, auch etwas denken muß. Herrn Beelitz wird diese Forderung seltsam erscheinen, aber sie ist wirklich nicht so ganz unberechtigt, wie ihm jetzt zunächst noch scheinen mag. Er glaube es nur: sogar beim Titel muß man sich schon was denken. Warum heißt diese Sammlung „London“?! Der Leser kommt nicht dahinter. Vielleicht war der Verfasser einmal in London, vielleicht auch nicht, aber das ist doch noch keine Rechtfertigung des Titels. Allerdings ist eines der Gedichte „London“ überschrieben, aber auch dies genügt nicht. Vielleicht meint Herr Beelitz, es genüge doch mindestens zum Beweise, daß er in London war, aber auch dies stimmt nicht. Es ist ein Gedicht ohne jedes charakteristische Gepräge, ohne jedes Lokal-Kolorit:

> Wie der Nebel alles Licht erstickt,
> Wie die Not aus stumpfen Augen blickt!
> Kinder, ganz zerlumpt und halberfroren,
> Ach, wie müssen sie nach Liebe hungern,
> Die hier bettelnd vor den Thüren lungern,
> Die so früh den Pfad des Glücks verloren!

Das gilt von jeder Großstadt; noch mehr, um in solchen Versen das Großstadt-Elend zu schildern, braucht man nicht einmal irgend eine Großstadt gesehen zu haben. „Aber die beiden nächsten Zeilen,“ ruft uns Herr Beelitz zu, „da steckt das Charakteristische!“ Nein, da steckt's wahrhaftig auch nicht. Diese Zeilen lauten:

> Gentlemen, seht ihr denn nicht dies Weh??
> Hunger stillt man nicht mit dünnem Thee.

Wer was kann, Herr Beelitz, wer Augen hat und schildern kann, wer ein Dichter ist, Herr Beelitz, der kommt ohne die beiden Fragezeichen und ohne die Anrede „Gentlemen“ aus, und läßt den Leser doch empfinden, wohin er ihn geführt hat. Und so geht's durch's ganze Büchlein. Überall Worte, Worte, Worte, aber kein Bild, kein Gedanke. Daß der Verfasser Anarchist ist und im Blut der Reichen waten will, ist nur seine Sache, geht uns hier nichts an, begründet unsere üble Meinung von dem Buch nicht, wohl aber, daß er nicht bloß Anarchist, sondern auch ein schlechter Dichter ist. Auch daß er im Ausdruck so wüst und roh ist, schreiben wir nicht seiner politischen Parteinahme, sondern seinem poetischen Unvermögen zu:

> Hei, wie das wogt und wiegt im bunten Reigen,
> Wie lockt der Freude süßer Dirnenblick —
> Getrost, getrost, beim Klang verstaubter Geigen
> Fliegt morgen Euch die Schlinge um's Genick.

Schon daß Herr Beelitz eine sehr große Vorliebe für's Hängen hat, schieben wir nicht seinem Anarchismus, sondern seinem Mangel an Können in die Schuhe, und vollends, daß dies Hängen „beim Klang verstaubter Geigen“ vor sich gehen soll, was sich zwar auf „Reigen“ reimt, aber doch eine Ungereimtheit ist. Sehr nett ist auch „Finale“. Herr Beelitz ist gegen die „Heuchler“ und das ist löblich, aber gegen wen und was Alles ist er daneben auch noch:

> Immer geduldig, immer zufrieden,
> Wie auch das Schicksal die Loose beschieden,
> Dieses Gerührtsein bei fremden Leid
> Als ging's um die eigene Seligkeit, —
> Bei jedem Quark in's Knie gesunken,
> Schütz' mich der Himmel vor den Halunken.

Wer also geduldig sein Loos trägt, bei fremden Leid gerührt ist, ist ein Halunke. Aber wir wollen die Sache nicht in's Ethische wenden, der Mann ist vielleicht gar nicht so roh, wie er sich giebt, er ist eben nur ein Nichtskönner, der durch derlei Unerhörtheiten wirken und originell erscheinen will. — Auch der Verlag hat seine originellen Eigenschaften. Der Zweck eines Inhalts-Verzeichnisses pflegt es gemeiniglich zu sein, das Nachschlagen der einzelnen Gedichte zu erleichtern, weßhalb diesen auch die Seitenzahlen beigefügt werden; hier fehlen sie. Die Jahreszahl ist gleichfalls weggelassen. Auf dem Umschlag heißt es: „Eberswalde—Berlin“ und auf dem Titel „Berlin—Eberswalde“ — beides ganz sinnlos; Eberswalde, wo der Verlag etabliert ist, ist nicht Berlin und Berlin ist nicht Eberswalde. K. B.

— Die „Deutsche Dichtung“ ist in ihren ersten dreißig Bänden von dem Schicksal, Plagiate zu veröffentlichen, frei geblieben, obwohl ja die Gefahr für sie, auf diese nichtswürdige Weise getäuscht zu werden, bezüglich eines Teils ihres Inhalts, der kleinen, lyrischen Gedichte, größer ist, als bei anderen Zeitschriften, die solche Gedichte überhaupt nicht bringen, oder sich nur auf Beiträge bereits bekannter Dichter beschränken. Die „Deutsche Dichtung“ darf dies nicht, wenn sie nicht ihrem Programm untreu werden soll; sie fragt nicht nach dem Klang des Namens, nur nach dem Wert der Leistung; der größte Teil der Einsender sind junge Leute von bisher völlig, auch der Redaktion unbekanntem Namen, — und die lyrische Produktion ist ein uferloses Meer; Niemand kann alle Gedichte kennen. Gleichwohl haben wir nur einen Versuch dieser Art erlebt; er lief ohne Schaden ab, weil wir das Original kannten; die Thäterin war eine Unglückliche, die auch sonst an Kleptomanie litt. Das war bis vor Kurzem die einzige Erfahrung dieser Art, was ja auch nicht verwunderlich ist; mit Recht hat ein großer Engländer das Plagiat „das ehrloseste aller Vergehen“ genannt; es gibt nicht viele Menschen, die dessen fähig sind. Nun haben wir leider doch von einem Falle dieser Art zu berichten, wo es nicht beim Versuch, ja nicht einmal bei einer Handlung geblieben ist. Der Mensch, der sich ihrer schuldig gemacht hat, heißt Kurt Mühsam und wohnt in Graz, Radetzkystraße 27. Er übersichte uns im Spätherbst vorigen Jahres drei, nach seiner Angabe von ihm verfaßte Gedichte, von den wir eines, „Bekenntnis“, zum Abdruck bestimmten und S. 165 des laufenden Bandes publizierten. Hierauf ließ er eine weitere Sendung von drei mit seinem Namen gezeichneten Gedichten folgen, aus denen wieder eines, „Wunsch“, von uns acceptiert und S. 223 des vorliegenden Bandes veröffentlicht wurde. Beide Gedichte sind Plagiate; wer der Dichter des Liedes „Bekenntnis“ ist, wissen wir zur Zeit noch nicht mit voller Bestimmtheit zu sagen, wohl aber wissen wir, daß es nicht der Kurt Mühsam ist. Das zweite Gedicht: „Wunsch“ ist von Rainer Maria Rilke, dem jungen, aus Oesterreich stammenden, jetzt in Deutschland wohnhaften Lyriker. Nachdem uns ein Leser auf dieses Plagiat (kurz darauf ein Anderer auf das erste) aufmerksam gemacht hatte, teilten wir Herrn R. M. Rilke den Sachverhalt mit, der uns darauf schrieb: „Das Gedicht ist 1896 geschrieben, darauf zuerst in der „Jugend“, dann in meiner Sammlung „Advent“, endlich in der von R. Grimm redigierten Anthologie „Frühling und Liebe“ erschienen. Die Verse tragen in dieser Anthologie den Titel: „Purpurrote Rosen“, waren im Buche „Advent“ ohne Überschrift abgedruckt, aber es ist möglich, daß sie seinerzeit in der „Jugend“ (mir ist die betreffende Nummer nicht erreichbar) unter dem Titel „Wunsch“ veröffentlicht worden sind. Wenn dies der Fall ist, wäre die Quelle des Plagiats in jener alten Nummer der „Jugend“ gefunden.“ Herr Rilke fügt noch bei, daß das Plagiat des Kurt Mühsam wörtlich mit dem Original übereinstimmt und fordert von uns schließlich mit Recht „eine energische Brandmarkung des Namens

Kurt Mühsam". Aber wir meinen: ein schlimmeres Brandmal, als die eigene Handlungsweise des Menschen seinem Namen aufgedrückt hat, kann es nicht geben. Als pathologisch, wie der Eingangs erwähnte Versuch, ist dieser Fall nicht zu betrachten; es handelt sich um ein kaltblütiges, raffiniertes Vorgehen, was auch aus der Art erhellt, wie sich der Schuldige dann heraus zu winden suchte und abwechselnd gestand und leugnete. Wir wollen unsere Leser nicht auch mit diesen widrigen Details beschäftigen; aus einem anderen Grunde rufen wir die Gerichte nicht an: aus Mitleid mit der Familie des Menschen. Aber zur Warnung für ähnlich veranlagte Einsender sei beigefügt: wiederholt sich ein solcher Fall, so begnügen wir uns mit der Klarstellung in dieser Zeitschrift nicht, sondern übergeben den Schuldigen dem Richter. Hoffentlich gelüstet es Niemand, zu erfahren, wie ernst dieser Entschluß ist. Wir unsererseits aber werden den jungen Talenten mit demselben Vertrauen entgegen kommen, wie bisher. Berlin, im Februar 1902. Die Redaktion der „Deutschen Dichtung".

— „Ein neues Lied." Romanze von A. Schluttig. Dresden, E. Pierson's Verlag. — Die arme, unbegabte, übrigens beängstigend unklare Dilettantin, die diese armseligen Verslein auf schwerem schönen Papier um ihr schweres, schönes Geld hat in die Welt gehen lassen, verdient mehr Bedauern, als Spott, aber den „gütigen Ratgeber", den das Vorwort nennt, möchten wir kennen, den „hochangesehenen rühmlichst bekannten Litteraten", dessen „förderndem Wirken" die Romanze „die jetzige Gestalt verdankt"; „anfangs" nämlich „war sie nicht so groß angelegt". Denn da ist nur zweierlei möglich, entweder bestehen der Ruhm und das hohe Ansehen dieses „Litteraten" nur in der Phantasie der armen „Dichterin", oder er hat sich mit ihr einen infam schlechten Witz erlaubt. Und der Verleger? Die Handlung legt ihr Schwergewicht auf den Kommissions-Verlag von Gedichten und nimmt Alles, was der Autor bezahlen kann, aber es sollte auch da noch gewisse Grenzen geben. Hier sind sie wahrlich überschritten . . . . K. B.

— Bilder aus der neueren Litteratur. Herausgegeben von August Otto, Königlichem Seminarlehrer in Petershagen. Drittes Heft. Wilhelm Raabe. Minden in Westfalen. Verlag von C. Marowsky. — Wilhelm Raabe ist noch lange nicht nach Gebühr gewürdigt, und darum ist jede Schrift, die ihm gerecht zu werden sucht, bei uns eines guten Vorurteils gewiß. Aber wenn man nun eine Schrift über diesen feinen, uroriginellen, so völlig unschablonenhaften Geist aufschlägt und als ersten Satz den folgenden findet: „In der heutigen Zeit spielt die Mode eine außerordentlich große Rolle; sie erstreckt sich nicht nur auf die Kleidung und auf die Äußerlichkeiten in Sitten und Gebräuchen, sondern fast das ganze Leben und Treiben hauptsächlich der sogenannten gebildeten Schichten unseres Volkes ist von ihr beherrscht" — wie wird Einem dann zu Mut?! Vielleicht ähnlich wie uns; wir dachten: „August Otto, du magst nicht bloß wirklicher Königlicher Seminarlehrer in Petershagen, sondern auch ein braver, wohlmeinender Mann sein, aber um unserem vielteuren Meister Jacob Corvinus gerecht zu werden — aus dem Holz bist du nicht geschnitzt! Du wirst ihn loben, aber nicht so, wie wir's gerne sehen möchten, denn du wirst ihn schwerlich recht verstanden haben!" Und das ist denn auch eingetroffen. Als erstes ist Raabes Patriotismus gerühmt. Aber zu seinem Volke stehen, ist die Pflicht jedes Menschen und nun gar jedes Dichters; die Art freilich, wie Raabe Patriot ist, verdiente wohl nähere Betrachtung, aber um das zu erkennen, dazu würden eben andere Augen gehören, als sie der gute Petershagener im Kopfe hat. Und nun gar wenn als zweites Raabes religiöse Gesinnung gepriesen wird. Freilich kann man auch davon bei Raabe sprechen, aber nur in ganz besonderem Sinne, und Herrn Ottos Kernsatze: „Raabe ist durch und durch Protestant" stellen wir den Satz entgegen: „Raabe ist durch und durch Mensch". Und so geht's Einem durch das ganze Heft. Viel Arbeit, viel guter Wille, aber — aber — K. B.

— Goethes ausgewählte Gedichte. In chronologischer Folge mit Anmerkungen herausgegeben von Otto Harnack. Braunschweig, Friedrich Vieweg & Sohn. 1901. — Derlei Anthologien giebt es bekanntlich bereits mehrere; auch die von Otto Erich Hartleben war nicht die erste ihrer Art; ob ein Bedürfnis nach einer neuen vorlag, wollen wir nicht untersuchen. Jedenfalls ist die Auswahl gut getroffen und das Buch geschmackvoll ausgestattet. K. B.

Neue Bücher.

Nachstehend verzeichnete Bücher sind der Redaktion zur Rezension zugekommen:

Niedenfuhr, Georg, Frau Eva. Das Buch unserer Liebe. Leipzig, Hermann Seemann Nachf. 1901.

Salus, Hugo, Christa. Ein Evangelium der Schönheit. Wiener Verlag. 1902

Ritter, Alfred, Umsturz. Kulturdrama. Wien und Leipzig, Wilhelm Braumüller. 1902.

Doemming, Ernst von, Gedichte. Dresden und Leipzig, E. Pierson's Verlag. 1902.

Badke Otto, „Es war einmal." Gedichte. Arnsberg, F. W. Becker. 1901.

Dahm, Paula, Gedichte. Dresden und Leipzig, E. Pierson's Verlag. 1902.

Roeder, Hans, „Leoni" oder die Wortbrüchigen. Görlitz, Hoffmann & Reiber. 1900.

Bistram, Lily von, Sonnensehnsucht. Gedichte in Prosa. Wismar, Willgeroth & Menzel. 1902.

Benz, Fried., Dichtungen. München, August Schupp. o. J.

Hermann, Robert, Laïs die Hetäre. Buch 1. Die Brautnacht der Priesterin. München, Verlag Frubrot. 1901.

Fischer, Wilhelm, Die Freude am Leben. Roman. Zwei Bände. Berlin, Georg Heinrich Meyer. 1902.

Walter, Nikolaus, Griselinde. Eine Dichtung. Luxemburg, M. Huß.

Brandes, Georg, Gesammelte Schriften. Erster Band. Deutsche Persönlichkeiten. Lieferung 1–3. München, Albert Langen. 1902.

Sammlung gemeinnütziger Vorträge. Deutsche Dichtung und Kunst, Nr. 3. Hugo-Salus-Heft. Prag, Kommissions-Verlag von Fr. Haerpfer. o. J.

Paasch, Richard, Michael Servetus. Ein Trauerspiel. Berlin, L. Oehmigke. 1902.

Hagen, Otfrid, Scherz- und Minneweisen eines Spielmannes. Berlin, Hermann Walther. 1902.

Schuk, P., Stille Pfade. Gedichte. Wiener Neustadt, Karl Blumrich. 1902.

Klob, Karl Maria, Christian Schubart. Volksschauspiel. Wien, Eigenverlag des Verfassers. 1901.

Gruner, Ferdinand, Die Löwenbändiger. Schwank. Dresden, Riesen & Calebow. 1902.

Duimchen, Theodor, Mittel und Wege. Moderne Sittenbilder. Neue Novellen. Berlin, Johannes Räde. 1902

Roeder, Hans, Der neue Mensch. Drama. (Theater der Gegenwart Nr. 9). Berlin, Dramaturgisches Institut. 1900.

Roeder, Hans, Volksfreunde. Drama. Görlitz. 1900. (Ohne Angabe des Verlages.)

Engel, Moritz von, Transaktionen. Schauspiel. Leipzig, Eduard Avenarius. 1902.

Kleinschmidt, Albert, Gedichte. Leipzig, Friedrich Brandstetter. 1902.

Größler, Hermann, Thüringens Sturz. Dramatische Dichtung. Dresden, E. Pierson. 1902.

Hartmann, Hans Emil, Moncenigo. Dichtung in fünf Akten. Dresden, E. Pierson. 1901.

Diederichsen, Annie, Gladiolen. Gedichte. Dresden, E. Pierson. 1902.

Fleischer, Max, Traum und Schöpfung. Eine Menschwerdung. Dresden, E. Pierson. 1901.

Welter, Nikolaus, Theodor Aubanel, ein provenzalischer Sänger der Schönheit. Marburg, N. G. Elwert. 1902.

Redigiert unter Verantwortlichkeit des Herausgebers Karl Emil Franzos in Berlin. — Nachdruck auch im Einzelnen ist untersagt und wird strafgerichtlich verfolgt. — Verlag der Concordia Deutsche Verlags-Anstalt in Berlin. — Druck von Kißling & Krüger, Berlin

Deutsche Dichtung.

Deutsche Dichtung.

Herausgegeben

von

Karl Emil Franzos.

Zweiunddreißigster Band.

April 1902 bis September 1902.

Berlin.
Concordia Deutsche Verlags-Anstalt.
1902.

Mitarbeiter-Verzeichnis des XXXII. Bandes.

Inhalt des XXXII. Bandes.

Novellen, Erzählungen, Skizzen.

Lyrik.

Italienische Volksballaden.

Aus Constantino Nigras „Canti Popolari del Piemonte."

Übersetzt von **Paul Heyse.**

Die Geliebte des Gefangenen.

Ein schönes neues Lied wer will es hören singen,
Von der Tochter des Brigadiers, die liebt' einen Gefangnen.

Die Schöne macht sich auf und geht zu dem Herrn Richter.
— „Herr Richter, ich bitt' Euch sehr, erbarmt Euch des Gefangnen."

„Erbarmen will ich mich um Eure Lieb', o Schöne.
Die Kerkerschlüssel nehmt und laßt die Thüren offen."

Die Schöne die Schlüssel nimmt, schließt auf die Kerkerthüren.
— „O Holder, geht heraus, jetzt da die Thüren offen!"

„Ich gehe nicht hinaus um Eure Lieb', o Schöne.
Kam angeklagt hinein, man soll mir erst genugthun.

Faßt, Schöne, meine Hand, und dann seid guter Dinge,
Seid guter Ding' und froh, sucht Euch 'nen andern Liebsten."

— „Den Liebsten, den ich such', ist, daß ich Nonne werde,
Als eine Klosterfrau für meinen Liebsten bete."

Und als der Morgen kam, aufsteht vom Schlaf die Schöne,
Die Augen kehrt sie hin, sieht ihren Liebsten sterben.

Was thut die Schöne da? Legt Hand an einen Degen,
Stößt in die Brust den Stahl, hat sich das Herz durchstochen.

Das Volk läuft hin und klagt: „O weh, welch großer Jammer!
Die Tochter des Brigadiers starb*) aus Liebe zu dem Gefangnen!"

*) Der Rhythmus des Orginals ist durchweg sehr unregelmäßig. P. H.

Tante Giovanna.

Tante Giovanna sitzt vor der Thür, sitzt vor der Thür und spinnt am Rocken.
Kommt der Herr Medicus vorbei: — „Tante Giovanna, wie steht's Befinden?"

„Nicht zum Besten befind' ich mich, hab an Kopfweh so viel zu leiden."
— „Tante Giovanna, wässert den Wein, seid dann frisch und gesund schon morgen."

„Wollt' ich wässern meinen Wein, wär' ich schon morgen früh gestorben.
Wenn ich einmal gestorben bin, dann begrabt mich in einem Keller,

Legt den Kopf nur unter's Faß und den Mund fein unter den Zapfen.
Alle Leute, die kommen nach Wein, werden den Mund mir frisch erhalten.

Die Blonde von Voghera.

Die Blonde von Voghera geht durch das grüne Gras.
Der Tag war heiß, im Schatten das Mägdlein niedersaß.

Des Weges kam ein Knabe, ein Knab aus weiter Fern!
Er sah die schöne Blonde, sie küssen wollt' er gern.

Die Nacht bricht an, die Schöne nach Haus zur Mutter geht.
Sie spricht zu ihrer Mutter — „Mir ist so wind und weh!"

„Bist Du so krank, o Tochter, ich weiß, was Dir gescheh'n.
Gleich morgen in der Frühe zum Richter sollst Du geh'n."

„O hören Sie, Herr Richter, was uns ward angethan.
Man küßte mir die Blonde, will Buße dafür ha'n."

„O hört, Ihr junger Knabe, was habt Ihr Euch erlaubt?
Euch kostet's hundert Lire, daß Ihr den Kuß geraubt."

„Sind hundert noch zu wenig, zweihundert zahl' ich gleich.
Daß ich die Blonde küßte, das macht mich freudenreich."

Das Mädchen beim Heere.

Des Müllers Töchterlein Soldaten woll'n entführen.
— „O Schöne, kommt Ihr mit, wollt mit zum Heer marschieren?"

„Wenn ihr mir ein Pferdchen kauft, zweihundert Lire im Werte,
Das tragen kann mich selbst und meine schönen Hemden;

Wenn ihr mir ein Hütchen kauft mit grün und roter Kokarde.
‚Welch' schöne Truppe! Schaut!' wird, wer vorbeikommt, sagen.

Wenn ihr mir ein Mäntlein kauft mit einem Barchentkragen.
‚Welch' schöne Hauptmännin!' wird, wer vorbeikommt, sagen."

Ihre Brüder geh'n ihr nach. — „Schwester, Ihr sollt heimkehren.
Eu'r Vater läßt Euch frei'n nach Eurem Wunsch und Begehren."

„Heimkehren will ich nicht, verlass'nes Mägdlein bin ich.
So lange währt der Krieg, so lang im Heere dien' ich."

Die wiedererweckte Mutter.

Arme Mutter ist gestorben, hinterließ zwei Knäbchen klein,
Und der Vater säumt nicht lange, thut sich eine And're frein.

Die Stiefmutter ist so grausam, giebt nicht auf die Kinder Acht,
Läßt den Kleinen ohne Wart'rin, daß er weint bei Tag und Nacht,

Läßt das ältere Kind im Freien, wo es hungern und dursten muß,
Ohne Hütchen auf dem Kopfe, ohne Schuh an seinem Fuß.

Als sie gar so heftig schrieen, hört's die Mutter in der Gruft.
Als sie gar so heftig weinten, stieg herauf sie an die Luft,

Gab dem älteren Kind das Süppchen, reicht dem Kleinen ihre Brust,
Kämmt dem älteren Kind die Härlein, küßt den Kleinen auf den Mund.

Die Hunnenschlacht.

Von

Georg Edward.

I.

Zwei Reiter halten am Bergeshang —
Wachtfeuer leuchten das Thal entlang,
Und dann und wann durch die späte Nacht
Tönt ein trotziges Lied von einsamer Wacht;
Vom Strome drüben kommt zorniger Ruf
Und dumpf an den Grund pocht ein flüchtiger Huf —
Stumm lauschen die Reiter — der kühle Tau
Sinkt lautlos nieder auf Wald und Au,
Und fern im Ost über'm schweigenden Hag
Kündet ein Lichtstreif den kommenden Tag.
Und der eine in wallenden Locken spricht:
„Wenn die Sonne heraufsteigt mit ihrem Licht,
Wenn über den Fluren der Morgen lacht,
Dann tobt dort unten die rote Schlacht —
In Schluchten und Thälern weit umher
Liegt kampfgerüstet das hunnische Heer —
Ich ritt noch gestern hinab zum Quell,
Da scholl aus dem Dickicht des Wolfes Gebell
Und zweimal kam Antwort vom nahen Moor —
Mein Führer neigt' sich zu meinem Ohr:
„Das sind keine Wölfe in Sumpf und Tann —
Die Hunnenspäher schleichen heran!"
Und er glitt aus dem Sattel, auf Händen und Knien
Kroch er durch Sträucher und Gräser hin,
Einen struppigen Burschen zog er hervor:
„Hier bring' ich den Wolf, der geheult im Rohr!"
Er hielt ihn lachend am löchrigen Fell,
Es war ein beweglicher, kleiner Gesell
Mit niedriger Stirn, mit runzliger Haut
Und mit Augen, daraus die Raubgier schaut.
Wir zeigten ihm Gold, er verstand uns bald,
Er deutet' hinüber auf Feld und Wald,
Fünfhunderttausend, vielleicht auch mehr —
So sprach er — ständen dort rings umher,
Sie seien gekommen von allen Gauen,
Von einsamen Steppen, von grasigen Auen,
Vom Strom, wo die Woge in festlicher Ruh
Sich nachtwärts wälzet, dem Meere zu,
Sie ließen der Thäler duftende Matten,
Sie stiegen herab aus des Hochwalds Schatten,
Sie kamen hastig von hier, von dort,
Auf König Etzels gebietendes Wort.
Und der Römer runzelt die dunkelen Braun,
Ernst sinnend blickt er in's Morgengraun:
„Wohl sind sie gekommen von fern und nah,
Doch sie ballten die Fäuste, als es geschah.
Wie der trotzige Bär, an die Kette gesperrt,
Dem Führer folgt, der ihn mit sich zerrt,
So folgen auch sie den strengen Befehlen
Des Hunnenkönigs mit grollenden Seelen.
Ich kam von fern, von Italiens Au'n,
Du aber bist König in ihren Gau'n,
Wenn Du sie mahntest an ihre Schmach,
Sie sprengten die Ketten und folgten uns nach,
Die den Hunnen gehorcht als Sklaven und Knechte,
Die kämpften frei für die heimischen Rechte
Und grüßten als Herrscher und König Dich,
Als den größten König Theoderich!"
Der König lauscht und der König spricht:
„Ich mag sie rufen — sie hören nicht,
Sie folgen dem Feinde, dem fremden Sieger,
Sie beugen die Stirn vor den hunnischen Krieger,
Der ihnen den Fuß auf den Nacken gesetzt
Und zum Treuschwur sie zwang, der beherrscht sie jetzt,
Und wenn sie auch nimmer und nimmer vergessen,
Daß sie einst dieses Land als ihr eig'nes besessen,
Wenn ihr Herz auch grollt ob der Knechtschaft Schmach,
Dem sie Treue geschworen, dem folgen sie nach.
Uns aber laß' kämpfen voll Gottvertrau'n
Und nicht zögern und sinnen und rückwärts schau'n:
Der im Dunkel vorangeht als leuchtende Wolke,
Der weist auch Deinem und meinem Volke
Den Weg zum Siege durch Schlacht und Blut,
Der hilft uns tilgen die heidnische Brut."
Der Römer lächelt: „Dein Herz schlägt warm,
Doch ahnst Du die Stärke von Etzels Arm?
Der in hundert Schlachten den Sieg errungen,
Dem Rom sich gebeugt, der Byzanz bezwungen,
Dem Fürsten und Völker die Stirn geboten,
Den wirst Du nicht schrecken mit Deinen Goten;
Und was uns noch bleibt — meine zehn Legionen,
Die Heere der Franken und Bretonen,
Versprengte Burgunder, Alanen und Sachsen —
Das ist wie Gras, das am Seestrand gewachsen:
Die Sturmflut naht sich mit dumpfen Gebraus
Und reißt es mit Halmen und Wurzeln aus."
Der König erblaßt und zornig schaut
Er dem Feldherrn in's Antlitz. Dann spricht er laut:
„Und wenn ihre Heere so zahllos sind,
Wie dürre Blätter im Herbsteswind,

Doch müssen wir kämpfen. Uns bangt nicht sehr:
Sie trieb die Blutgier und Raublust her —
Uns aber, uns stärkt der Haß und der Gram,
Uns stärkt der Groll und die bittere Scham,
Weil wir den Mörder nicht gleich erkannt,
Der Einlaß begehrte in friedliches Land.
Wie hat er gewütet in allen Gauen!
Verwüstung und Elend, so weit wir schauen!
Wohin sein Rappe den Fuß gesetzt,
Hat nie mehr der Tau den Grund benetzt,
Und wo im Sande sein Hengst gescharrt,
Da ist die Erde zu Stein erstarrt,
Dort wächst kein Gras und kein Kraut hinfort,
Nur Nattern und Schlangen brüten dort,
Und wo seine Krieger am Boden geruht,
Bleibt ewig ein herber Geruch von Blut —
Ich sah's, wie ihn jubelnd das Volk empfing
Mit Preisen und Rühmen, doch wenn er ging,
Da ließ er dem Volke des Hungers Qual
Und dem Geier ließ er ein üppiges Mahl —
Und die Weiber geschändet, die Hütten verbrannt
Und hingemordet das halbe Land:
Das giebt uns die Kraft, das Schwert zu erfassen
Und vorwärts zu stürmen in grimmigem Hassen,
Und wenn uns im Schlachtfeld Vernichtung droht,
Vernichtung ist besser als Schmach und Not,
Und besser als weibisch zu fleh'n und zu klagen,
Ist rascher Entschluß und mutiges Wagen."

Des Königs Stimme klang männlich und klar,
Er strich sich den Tau aus dem lockigen Haar,
Sein Blick glitt forschend hinab zur Au,
Wo der Nebel sich lagert' dunstig und grau,
Und er nickte stumm, als der Römer sprach:
„Ich bin bereit. Ich folge Dir nach."

Und das Frührot vergoldet der Hügel Saum,
Schon hämmert der Specht am Eichenbaum —
Da sprengt durch die Heide herüber vom Tann
Auf dampfendem Rosse ein einzelner Mann,
Er hält vor dem König, er grüßt und spricht:
„Ich that, was Du wünschtest. Ich bringe Bericht:
Ich schlich mich hinüber um Mitternacht,
Ich täuschte sie leicht in der skirischen Tracht,
An ihren Feuern lagert' ich dort
Und hatte acht auf ihr Thun und ihr Wort,
Ihr eigen nennen sie unsere Gauen,
Sie wollen zu Sklaven unsere Frauen,
Sie hocken um's Feuer zu eiligem Schmaus,
Dann zieh'n sie auf's neue auf Raub hinaus,
Kaum steigen sie ab von den zottigen Gäulen,
Ihr Lachen tönt wie des Fuchses Heulen,
Ihr Wams ist befleckt mit geronnenem Blut,
Der Mord ist das Handwerk der heidnischen Brut.
Ich ging durch die Reihen hin und her,
Sie dünkten mich zahllos wie Sand am Meer,
Und weiter draußen, vom Dickicht verdeckt,
Da liegen noch tausend und tausend versteckt,
Da lagern die Amaler und die Gepiden,
Bastarnen und Skiren, und weiter, geschieden,
Von allen den wilden fremdländischen Scharen,
Die Rugier, die Bruktrer und die Baiwaren.
Am Abhang klomm ich den Pfad empor,
Ein Stöhnen und Winseln vernahm mein Ohr,
Und als ich mich ahnend näher schlich,
Beim Zelte des Königs fand ich mich:
Ich sah drei mächtige Kreuze ragen
Und drei von den Unsren daran geschlagen —
Da schritt ich zu mit entschlossenem Sinn,
Zu den plaudernden Knechten legt' ich mich hin,
Wo ein knisterndes Feuer die Nacht erhellt'
Und mir Einblick bot in des Königs Zelt:
Da sah ich ihn sitzen, den blutigen Sieger,
Rings um ihn Fürsten und Feldherrn und Krieger
Sie schwelgten und praßten, sie lachten und sangen,
Vom Weine glühten die narbigen Wangen,
Und alle die Herren im fröhlichen Kreis,
Die tranken und sprachen zu Etzel's Preis,
Und wie seine Weisheit die Welt erfülle
Und den Glanz der Sonne in Dunkel hülle
Er sah auf sie nieder, mit lässigem Nicken
Lauscht' er den Worten mit lauernden Blicken —
Und wie ich die prahlenden Reden vernommen,
Herr, über mein Herz ist ein Bangen gekommen.
Und wie ich ihn sah, gewaltig und stolz,
Da war's, daß der Mut meiner Seele schmolz,
Und daß ich den Helm vom Haupte nahm
Und zu Gott gebetet in meinem Gram,
Daß er uns gnädig sei hienieden
Und den Sieg uns gönne und Heil und Frieden."

Er schweigt. Und der König nickt und spricht:
„Ich wußte, Du thätest Deine Pflicht.
Doch hast Du gehört, was der Hunne sinnt?
Das künde eiligst, die Zeit verrinnt."

Und der and're: „Am Feuer bei den Knechten
Vernahm ich wohl manches von Schlacht und Gefechten
Doch wie der Herrscher sinnen die Leute
Einzig auf Weiber und Gold und Beute.
Nur hinter der Zeltwand hört' ich sagen,
Um Mittag wolle der Hunne schlagen,
Damit ihn schirmend die nahende Nacht
Aufnehme und berge nach blutiger Schlacht;
Auch sah ich Sättel und Reisig schichten
Und Scheiterhaufen damit errichten: —
„Für unsere Feinde", rief einer mit Scherzen,
Doch sprachen die andern mit bangem Herzen,
Das lasse der Hunnenkönig bauen,
Er harre des Kampfes mit heimlichem Grauen,
Er fürchte, er ahne sein Verderben,
D'rum woll' er den Tod in den Flammen sterben."

„Glückauf! Das nenn' ich willkommene Kunde"
Rief laut der Römer mit lachendem Munde,
„Reit' eiligst die Hügel auf und nieder,
Erzähl' es den Unsern, erzähl' es wieder,
Wir schreiten zum Angriff, sobald es tagt —
Künd' allen: der Hunnenkönig zagt!"

Und die Sonne kommt mit dem wärmenden Strahl,
Die Reiter lenken hinab zum Thal,
Eine Lerche fliegt aus dem Wildgras auf
Und steigt in die klare Luft hinauf,
Sie steigt und sie singt und mit jubelndem Schlag
Begrüßt sie den jungen lachenden Tag;
Und die Rosse ziehen zum Wiesenquell
Und schlürfen den Frühtrunk und wiehern hell;
Am Abhang drüben, geschultert den Speer,
Schreiten die Wachen hin und her;

in Horn weckt die Schläfer mit dumpfem Ton,
or den Zelten rauchen die Feuer schon,
nd jenseits des Thales dann und wann
eilet ein Hunne die Höhen hinan;
uf den Höhen, vom Morgenstrahl erhellt,
hront König Etzel's leuchtendes Zelt,
nd die Zelte umschließt und die Lager all'
on Schanzen und Wagen ein mächtiger Wall,
ahinter lauert mit scharfem Geschoß
er hunnische Krieger und sein Genoß'.
Hörst Du den tosenden stolzen Gesang,
er sich nun nähert das Thal entlang?
Wie wenn in den Eichen der Herbstwind saust,
Wie wenn um die Felsen die Brandung braust,
So kommen sie lärmend aus Dickicht und Kluft,
Vom Klang der Schilde erbebt die Luft:
Das sind des Theoderich rüstige Mannen;
Nun machen sie Halt bei den rauschenden Tannen,
Und über der todesmutigen Schar
Schwebt sonnentrunken ein Königsaar.

II.

Wie zu den Thälern von Bergeshöh'n
Brüllend herabstürzt der mächtige Föhn,
Wie sich der Strom von der Felsenwand
Brausend ergießt über's flache Land,
Wogen die Fürsten und Völker und Rassen
Nieder zur Eb'ne in drängenden Massen,
Wo sie das Kriegshorn mit tönendem Mund
Hingerufen in früher Stund'.
Blinkend und blitzend im Sonnenschein
Steigen in langgezogenen Reih'n
Von den Hügeln des Römers Cohorten:
Männer, die kaum von des Südmeers Borden
Hergekommen, vom blühenden Strand,
Wettergebräunt und sonnenverbrannt,
Die bei den Mauern Karthagos ruhten,
Die sich erfrischt in des Niles Fluten,
Die auf den nordischen Dünen gestritten,
Kommen mit festen dröhnenden Schritten.
Und durch die tauigen Fluren daher
Sprengt ein gewaltiges Reiterheer,
Flinke Gestalten in fröhlichem Scherz,
Denen nicht bangt vor dem tötlichen Erz;
Über den Nacken baumelt der Zopf,
Bändergeschmückt, und am Sattelknopf
Hängt die Streitaxt und klirrt im Takt:
Heisa, wenn der Alan sie packt,
Wenn sie im weiten sicheren Bogen
Schnurrend und pfeifend die Luft durchflogen,
Bis sie dann trifft! Wie laut er lacht,
Wenn ein hunnischer Schädel kracht!
Heute gilt es, er weiß es genau,
Rot muß sie werden, die blumige Au,
In einem wogenden Strome von Blut
Will er ertränken die Hunnenbrut!
Hat er den Hunnen doch längst erkannt —
Als er im einsamen Steppenland
Friedlich die Rosse grasen ließ,
Schien ihm die Steppe ein Paradies —
Bis der Hunne, der Räuber, kam
Und ihm Hütte und Heimat nahm.
Heute macht er sie wett, die That,
Heute gilt es: — die Rache naht.
Zahllose Horden und Heer auf Heer,
Tausend und tausend und immer mehr,
Rachegierig und kampfbereit
Sah'n sie beherzt zu gewaltigem Streit:
Kühne Bretonen mit schwieligen Händen,
Franken von duftigen Rebengeländen
Und in den blonden lockigen Haaren
Sächsische Krieger in eiligen Scharen.
Abseits vom Lärmen und Jagen und Drängen
Unter den schattigen Laubgehängen,
Wo in den sonnenumspielten Zweigen
Nimmer und nimmer die Vögel schweigen,
Wo in des Grases duftigem Grün
Große leuchtende Blumen blüh'n,
Abseits und fern von der lauten Welt
Schimmert des Gotenkönigs Gezelt.
Vor dem Zelte im weichen Moos
Scharrt ein Rappe reiterlos,
Bis mit männlichem raschem Schritt
Lächelnd Theoderich zu ihm tritt,
Recht wie ein König in Haltung und Gang,
Wenn er am Abend das Schlachtfeld entlang
Dankend sie mustert, die mutigen Krieger,
Die ihn umjubeln, den Helden, den Sieger —
Heute muß er den Preis erringen!
Und er lauscht, wie die Hörner klingen,
Wie sie ihn mahnen, wie sie ihn rufen,
Heute betritt er die leuchtenden Stufen,
Die zur Macht und zum Ruhme leiten —
Und die Herrliche sieht er schreiten,
Sie, die er liebt — wie wird sie ihn grüßen,
Legt er ihr Herrschaft und Sieg zu Füßen,
Wenn sich in tiefem ehrfürchtigem Schweigen
Knechte und Könige vor ihr neigen!
Wie er so steht und sinnend lauscht,
Siegesgewiß und glückberauscht,
Tritt die Strahlende vor ihn hin,
Ildiko selbst, die Burgunderin.
Freudig erblickt er das schöne Weib!
Ihren hehren blühenden Leib
Hüllt die Pracht ihres Haares ein,
Funkelnd und leuchtend im Sonnenschein,
Wo es die Stirn, die hohe, bekränzt,
Schimmert ein Goldreif und strahlt und glänzt,
Und das wallende blaue Gewand
Hält um die Hüften ein glitzerndes Band.
Mit den Augen voll Glanz und Licht
Blickt sie dem König in's Angesicht:
„Wenn im Schlummer die Fluren schweigen,
Nimmst Du mich hin als Dein Weib, als Dein Eigen!
Als meinen Herrscher erwart' ich Dich gern,
Als meinen Gatten und meinen Herrn!"
Lächelnd blickt sie ihn an und neigt
Leis die errötende Stirn und schweigt,
Aber in stürmischer Jugendlust
Preßt sie der König an seine Brust,
Küßt ihr den Mund und das schimmernde Haar:
„Mitten im Kampf und in Todesgefahr,
Wenn mir an's Herz ein Verzagen rührt,

Ist es Dein Bild, das mich stärkt und mich führt;
Wieder zieh' ich — das Kriegshorn gellt —
Aber im festlich bereiteten Zelt
Harre Du bräutlich geschmückt, bis ich kehre,
Mit mir zu teilen den Ruhm und die Ehre."
Und er wendet sich rasch und geht,
Lächelnd sie grüßend. Am Pfade steht
Ildiko sinnend und sieht ihn vom Hügel
Steigen, im Arme des Hengstes Bügel,
Bis seine männliche hohe Gestalt
Sträucher verdecken, sein Schritt verhallt.

Und im Schatten der rauschenden Tannen
Lagern Theoderichs rüstige Mannen,
Brausender Jubel erfüllt die Au'n,
Als sie den Führer, den König schau'n,
Hoch zu Rosse, ein strahlender Held.
Mustert er schweigend das offene Feld —
Wie er sich wendet, von Munde zu Munde
Geht durch die Reih'n die begeisterte Kunde:
„Der wird die Krone der Völker tragen,
Wenn wir den hunnischen Würger erschlagen!"
Und die Schwerter und Schilder klingen,
Mächtig ertönt das gewaltige Singen,
Als sie hinabzieh'n, ein grimmiges Heer,
Stark wie die Sturmflut im ewigen Meer,
Gotische löwenherzige Recken,
Kräftig und stolz und des Feindes Schrecken,
Wenn sie in blinder, tobender Wut
Vorwärts rasen durch Leichen und Blut —
Feierlich schreitend zum Takt der Lieder
Steigen sie jetzt zum Schlachtfeld nieder.

Jenseits des Thales am Hügelsaum
In seines Lagers umschlossenem Raum,
Hinter den Wagen und Wällen und Schranken
Steht König Etzel in finst'ren Gedanken,
Blickt auf das Treiben zu seinen Füßen,
Karg ist sein Wort und mürrisch sein Grüßen.
Um ihn in Rüstung und schimmernden Waffen
Drängen sich scheu die Vasallen und gaffen
Stumm auf die sonnenbeschienenen Auen,
Wo sich am Strome die Heere stauen.

Aber nun donnert das Thal und dröhnt,
Reiter kommen, die Erde stöhnt,
Auf ihren kleinen schmutzigen Gäulen,
Nahen die Hunnen mit Johlen und Heulen.
Über dem steppenentsprossenen Volke
Schwebt eine mächtige staubige Wolke,
Dunkel und schaurig die Sonne verdeckend
Und am Strome die Krieger schreckend,
Daß sie einander mit scheuem Zagen
Um den drohenden Sturm befragen.
Hussa halloh! wie auf Windes Flügeln
Braust es heran mit verhängten Zügeln,
Über die Gräben und Zäune und Hecken
Rast es näher — Theoderichs Recken
Hören mit Staunen das Donnern der Hufe —
Aber jetzt tönen befehlende Rufe:
Wie eine Mauer von Erz und von Stein
Stehen die Römer in langen Reih'n,
Näher kommt es mit Windeseile,
Näher und näher, schon pfeifen die Pfeile
Krachend und dumpf wie das brandende Meer
Prallt es zusammen, das Heer mit dem Heer.
Hei, wie die Schwerter hauen und klirren!
Wie von den Sehnen die Pfeile schwirren!
Rot wird die Erde vom strömenden Blut,
Doch wie ein Fels in der rasenden Flut
Steh'n die Legionen; mit list'ger Gebärde
Wenden die Hunnen die schäumenden Pferde,
Rasch, wie sie kamen, mit zornigem Hohn
Sind sie verschwunden und auf und davon,
Hunderte aber bedecken den Grund,
Tot und sterbend und todeswund.

Durch die Horden, die zahllos nah'n,
Schlagen die Goten sich tapfer Bahn,
Droben an eines Abhangs Rand
Steht König Etzel und schaut in's Land,
Wie er Theoderichs Recken gewahrt,
Stampft er die Erde und rauft sich den Bart,
Wendet sich spottend zu seinen Vasallen:
„Ist nicht ein einziger unter euch allen,
Der sich hinabstürzt auf Römer und Goten?
Hättet ihr ihnen die Stirn geboten,
Als sie noch jenseits des Flusses lagen!
So nun heißt es, das Schwerste zu wagen.
Ruft eu're wildesten, mutigsten Horden!"

Was dann geschieht, ist ein gräßliches Morden,
Mann gegen Mann mit Schwertern und Beilen,
Mit der Fangschnur, mit Speeren und Pfeilen,
Ringen Gepiden und stolze Baiwaren
Mit den tapferen gotischen Scharen.
Fluchend und stöhnend in blutigem Raufen
Auf und nieder wogen die Haufen,
Während die Schlacht im Thale brüllt
Und mit dem Blute der Strom sich füllt,
Während die hunnischen Reiterhorden
Sich berauschen in sinnlosem Morden
Und der Alan mit listigem Grinsen
Lauernd sich duckt in Gebüsch und Binsen,
Wo er die Feinde mit sicherer Hand
Blutend hinabwirft in Gras und Sand.

Scheu flieht die Hindin von einsamer Halde
Und den Adler im fernen Walde
Schreckt das Tosen. Der Tag wird heiß,
Unter den Helmen perlt der Schweiß,
Höhnisches Lachen und Flüche gellen,
Hinströmt das Blut wie des Baches Wellen,
Panzer und Schwerter, zerfetzt und zerhauen,
Bogen und Äxte bedecken die Auen,
Scheuende Rosse durchirr'n die Gefilde,
Sterbende ruh'n auf zerbrochenem Schilde,
Auf zu den Wolken steigt Jammern und Stöhnen
Und eine Antwort in heiseren Tönen
Kommt aus den Lüften, ein schrilles Gekreisch:
Hungrige Geier wittern das Fleisch;
Leichen thürmen sich rings auf Leichen —
Aber die hunnischen Streiter weichen,
Und über Bergen von Waffen und Toten
Kämpfen die Römer zur Seite der Goten.

Allen sichtbar und stolz und hehr
Braucht Theoderich Schwert und Speer,
Allen sichtbar und allen voran
Führt er die Seinen auf steiler Bahn,
Heiß macht den Abhang die Sonnenglut,

eißer noch macht ihn das rauschende Blut,
as von den Felsen tropft und den Sträuchen,
o die erbitterten Kämpfer keuchen,
o der Sarmate im Grase kauert
nd wie der Luchs seinen Feind belauert,
is er hervorspringt mit mächtigem Satze
nd ihn packt mit der kräftigen Tatze —
ber furchtlos und unbeirrt,
pottend des Pfeils, der vorüberschwirrt,
pottend des drohend geschwungenen Speeres
teht der Führer des Gotenheeres,
reu mit den Seinen in Kampf und Gefahr,
roß und herrlich, ein König fürwahr!
Hast Du den feigen Jazygen geschaut,
er dort vorbeischlich durch Ginster und Kraut?
wischen den Zähnen hielt er den Speer
Und auf den Knieen kroch er einher,
Doch in den Augen, den lüsternen, dunkeln,
Sah ich die Mordgier des Wolfes funkeln,
Arglos wird er am Boden liegen,
Heimlich läßt er den Wurfspieß fliegen,
Ehe du's ahnst, hat das sausende Erz
Jäh Dich gefällt und erstarrt ist Dein Herz.
König, mein König, nun sieh Dich vor!
Dort aus den Gräsern lugt er empor — —
Aber der König, arglos und wahr,
Hört nicht die Warnung und lacht der Gefahr —
Da — ein Rascheln — ein Ruck — ein Schrei!
Hinter'm Gebüsch huscht ein Raubtier vorbei —
Und der König, der treue, der gute,
Wälzt sich am Boden in seinem Blute,
Tief in der Brust steckt das tückische Erz,
Und es verblutet das Königsherz.
Sprachlos in starrem verzweifeltem Schrecken
Steh'n um die Leiche die gotischen Recken,
Tief verloren in trauerndem Sinnen —
Große heimliche Zähren rinnen
Ihnen leis von der narbigen Wange,
Und sie beginnen mit dumpfem Gesange
Um den Helden und König zu klagen,
Boten kommen und geh'n und tragen
Über das Schlachtfeld die Trauerkunde,
Hastig geht es von Mund' zu Munde,
Daß ihn der tückische Speer getroffen,
Ihn, der Fürsten und Völker Hoffen,
Daß er führend und kämpfend gefallen,
Der verehrt und geliebt war von allen,
Dem sie folgten in gläubigem Drang,
Folgt nun dem Tode auf dunkelem Gang.
Und in den trauernden Männerkreis
Tritt die burgundische Fürstin leis,
Bräutlich geschmückt, wie er selbst ihr geboten,
Kniet sie schweigend zur Seite des Toten,
Ohne Thränen und ohne Klagen
Still und gefaßt wie in glücklichen Tagen,
Preßt sie den Mund auf die Stirn, die bleiche,
Und ihr Haar, das schimmernde, reiche,
Färbt sich im Blute des Königs rot;
Hinter den Hügeln und Forsten loht
Sinkend die Sonne in prächtigem Glanz,
Und sie flicht einen strahlenden Kranz
Um den Scheitel der knieenden Braut: —
Eine Stimme spricht klar und laut:
„Auf ihren Locken wunderhold
Trägt sie die Krone von flammendem Gold,
Ein Mantel von Scharlach wunderbar
Fällt zu den Hüften das leuchtende Haar;
Denkt meines Worts und verstehet den Sinn:
Ildiko ist uns're Königin!"
Düsteren Blickes am Bergeshang
Reitet der König der Hunnen entlang,
Wie er die Fürstin, die Herrliche, schaut,
Hemmt er den Rappen und redet laut:
„Wer sie mir bringt, eh' der Tag vorbei,
Wär' er auch Sklave, ich sprech' ihn frei,
Sitzen soll er zu meiner Linken,
Soll aus dem Becher mit mir trinken,
Alle die Stämme von nah und fern
Sollen ihm huld'gen als Führer und Herrn!"
Und wie die Windsbraut mit schauriger Macht
Neu die verlöschende Glut entfacht,
Reißt des Gewalt'gen verlockendes Wort
Trunken die hunnischen Kämpfer fort,
In die ermatteten gotischen Reih'n
Brechen sie würgend und mordend ein,
Und um das Haupt der Burgunderin
Schwirren die Pfeile her und hin,
Sie aber steht, zu sterben bereit,
Aufrecht und stolz im tobenden Streit.
Ach, kein Pfeil trifft ihr trauerndes Herz,
Das es verstumme mit seinem Schmerz — —
Einsam klagend zur Dämmerstund'
Schreitet sie still nach des Thales Grund,
Nur ein Sarmate folgt ihr sacht,
Plötzlich über des Haares Pracht
Wirft er die Fangschnur und reißt sie zur Erde,
Zerrt sie empor und auf flüchtigem Pferde
Trägt er sie fort mit jubelndem Lachen
Durch die johlenden hunnischen Wachen,
Lärmend sprengt er in's Lager hinein:
„Hier ist das Weib — und der Lohn wird mein!"

III.

Die Waffen ruh'n und das Tosen verhallt,
Aus dem Strome steigen die Nebel kalt,
Die Krieger schüren der Brände Glut,
Schon heult es im Dickicht mit gieriger Wut,
Grünglühende Augen lauschen hervor,
Und Schatten huschen durch's dunkele Moor,
Nach dem blutigen Tanz, nach des Kampfes Graus
Hält nun der Wolf seinen üppigen Schmaus —
Nur hier und dort noch ein Jammerschrei
Durch die finstere Nacht — dann ist es vorbei.
Im hunnischen Lager tönt Lachen und Lärmen
Wie mag auch ein Krieger um Tote sich härmen?
Wer fiel, der reitet in Wolken und Lüften,
Wer heimkam, dem lohnen mit üppigen Hüften
Die fremden Weiber in seidenen Haaren,
Die müssen entgelten für Müh' und Gefahren,
Die müssen dem Sieger das Mahl bereiten
Und über den Müden die Decke breiten
Und bei des Feuers flackerndem Glanz
Sich singend schwingen in heiterem Tanz —

Dann lacht er, der Hunne, und schmatzt mit den Lippen,
Dann prahlt er als Sieger vor Fremden und Sippen,
Und wenn sie stehn mit erstaunter Gebärde
Dann fühlt er sich Herr und Beherrscher der Erde.
   Auf ragendem Sitze im offenen Zelt
Thront König Etzel, der Schrecken der Welt,
Vor ihm im Staub, die die Stirn ihm geboten,
Vor ihm im Staub die gefesselten Goten,
Und fränkische Schwerter und sächsische Beile,
Und Römerköpfe und Helme und Pfeile,
Armspangen und Panzer, und immer mehr
Schleppen die Sklaven und Knechte her.
Und zu den Führern, die ihn umringen,
Spricht düster der König: „Es wird nicht gelingen:
Ich bin nicht besiegt und ich bin nicht Sieger,
Doch stark sind die Feinde und müd' meine Krieger,
Laßt uns ostwärts ziehn, wenn der Tag erwacht,
Und verdoppelt die Wachen während der Nacht."
Er deutet hinaus und die Führer gehn,
Dann winkt er den Sklaven, die harrend stehn
Und zeigt auf die Goten und unter dem Kinn
Führt er den Finger her und hin —
Eine Bogensehne ist schnell zur Hand
Und die blonden Recken verröcheln im Sand.
   Da tönt aus dem Thale ein ferner Gesang,
Zuerst ein dumpfer verschwimmender Klang,
Dann näher und lauter in mächtigem Chor
Steigt es vom Gotenlager empor;
Das sind keine dunkelen Klaggesänge,
Das sind eines Siegesliedes Klänge,
Und Etzel, wie er die Töne vernimmt,
Ballt fluchend die Fäuste und lacht ergrimmt:
„Bringt mir das Weib, das wir heute fingen,
Sie wird mir verkünden, warum sie singen,
Und bringt mir Wein in vollen Pokalen,
Mein Name bleibt ewig, mein Ruhm wird strahlen,
Ich feire Hochzeit mit Ildiko —
Der Sieg ist unser — ich will es so!"
   Und vor den Hunnen führt man sie hin,
Auch in Fesseln noch schön, die Burgunderin,
Er betrachtet sie lange, sein dunkles Gesicht
Wird roh und breit, als er spottend spricht:
„Einer Steppenblume vergleich' ich Dich gern,
Sie liebt nur den fernen, den Abendstern,
Vor der Sonne schließt sie die Blüte zu,
So jungfräulich streng und herb wie Du.
Aber endlich trafst Du die rechte Wahl:
Der Beherrscher der Welt wird Dein Gemahl,
Der, den Du bezwingst, war aus nied'rem Geschlecht
Und war nur ein rechtloser römischer Knecht,
Jetzt aber, gehst Du hinaus von mir,
Neigt König und Sklave die Stirn vor Dir."
   Doch Ildiko schweigt. Die kühle Luft,
Die von draußen kommt, weht den feinen Duft
Ihres offenen Haares dem Hunnen zu:
Er winkt seinem Knechte: „Nun geh' zur Ruh'!
Verhänge den Eingang und lösche schnell
Die Fackeln hier drinnen — sie glühen zu hell."
   Und nun sind sie allein — von der zarten Hand
Nimmt der König der Jungfrau das fesselnde Band —
Und plötzlich über ihr blasses Gesicht
Huscht ein spöttisches Lächeln — er sieht es nicht,
Er fühlt nur die Hand, die in seiner bebt,
Er fühlt nur die Brust, die sich senkt und hebt
An den schimmernden Schultern faßt er sie an
Und zieht sie näher zu sich heran,
Und leise spricht er: „Die Nacht ist kühl,
Doch Dein Mund ist so süß und so liebesschwer,
Schon kühlt Dich durch's Zeltdach der Mondensche
Nun gönn' mir Liebe, nun reich' mir den Wein.
Was der Tag mir gebracht an Enttäuschung und H
Das versüßt mir die Nacht und Dein schweigender M
   Und die Stunden vergehen — dann und wan
Rufen die Wachen einander an,
Eine Wölfin heult einsam im fernen Rohr —
Da fährt er vom Lager jäh empor,
Seine Stirn ist fahl, seine Hand ist heiß,
Von den Wangen rinnt ihm der kalte Schweiß:
„Sahst Du ihn, wie er da vor mir stand
Mit der zornig geballten knöchernen Hand? —
So stand er vor mir vor Jahr und Tag,
Als der Nebel rot auf der Steppe lag —
O der Nebel, der war wie Blut so rot —
Mit dem Schwerte des Vaters schlug ich ihn tot,
Und als ich heimkam, kaum daß es geschehn,
Vor dem Zelte sah ich die Mutter stehn,
Und als ich der Mutter in's Antlitz sah,
Verstand' ich, sie wußte, was geschah,
Doch sie reichte mir zögernd den Becher mit Wein
Wohl, Etzel, nun führst Du das Volk allein,
Sprach ihr welker Mund, nun säume nicht lang,
Zieh' eiligst gen Sonnenuntergang,
Der Beherrscher der Steppe liegt draußen tot,
Und die Steppe, die färbt sich nun blutig rot,
Und das Schwert, das das Blut Deines Bruders trank
Das verlangt nun nach Blut und wird nimmer bla
Und der Trank, nach dem es in zorniger Wut
Nun dürstet und lechzt, ist Dein eigenes Blut,
Darum raffe Dich auf und flieh' von hier
Und in fremdem Blute stille die Gier,
Bis endlich das Schwert, das den Bruder erschlug,
Dich selber erschlägt — dann hat es genug."
   Und die Fürstin sitzt lauschend am Lager und scha
Dem Mörder in's Antlitz, ihr Herz pocht laut —
Es ist nicht das Schwert, was sie zittern macht,
Nur ein Wunsch, der ihr leis in der Brust erwacht — —
Und ihr Wunsch erstarkt, als der König spricht:
„Vernimmst Du das Lärmen der Toten nicht?
Die erschlagen liegen in Feld und Kluft,
Die kämpfen droben in dunkeler Luft,
Ich höre des Kriegshorns mächtigen Klang
Und Waffenklirren und dumpfen Gesang,
Hoch über den Wolken in schauriger Nacht,
Da tobt sie weiter, die ewige Schlacht — —
Und — horch! Vernahmst Du den zischenden Laut?
Und den funkelnden Blick, der nach mir schaut? —
Nun kommt es näher — nun schleicht es heran —
Und — o so sah mich die Mutter an,
Mit demselben Blicke voll Grimm und Wut,
Als sie abwusch vom Schwert meines Bruders Blut
Schon hebt es sich über des Lagers Rand,
Das züngelnde Haupt — nimm mein Schwert zu Hand
Damit sie das Gift mir nicht speit in's Gesicht —
Und in's Herz mich sticht — und in's Herz — mich sticht!

Nur ein Knecht, der wachend am Feuer lag,
t den Schrei gehört und den dumpfen Schlag — —
d die heidnische Waffe in Ildikos Hand
eitet hinab und vergräbt sich im Sand. —
e aber harrt still bis zum Morgenrot,
Daß sie künde: „Der Schrecken der Welt ist tot.
Mit dem er mordend die Völker schlug,
Das heidnische Schwert, trank Bluts genug! —
Aber ihr, warum steht ihr entsetzt zur Seit'? —
Mein Werk ist gethan — und ich bin bereit!"

Das Moosweibchen.

Kinder, kommt fort!
eht ihr nicht dort
wischen den Bäumen das Moosweibchen steh'n?
ommt fort, sonst wird uns ein Leids geschehn!
eht ihr denn nicht
ort zwischen den Bäumen das graue Gesicht?
o schaut doch nur hin,
ie hat Moos auf dem Kopf und Moos unter'm Kinn,
nd unter den Armen wachsen ihr ganze Büschel von Moos.
So schaut doch bloß!
etzt hebt sie die Arme und jetzt . . ."
Der ganze Schwarm Kinder, wie gehetzt,
ennt kreischend von dannen.
Dann aber bleiben sie steh'n,
Um zwischen den Tannen noch einmal das garstige Weibchen zu seh'n.
Und dort steht sie und weht sie
Mit ihrem häßlichen Ziegenbart.
„Du häßliche Ziege, wart',
Ich schmeiß' Dir einen Stein in Dein Meckergesicht hinein!"
Es kracht in den Zweigen, das Echo erwacht
Und höhnt und lacht:
Meck, meck, ihr Kinder, meck, meck!
Da packt sie aber der Schreck, der große Schreck,
Und packt die Kinder erst recht beim Kragen,
Daß sie wie toll über die Schollen zum Dorfe jagen . . .

Hugo Salus.

Nur selten . . .

Weiß nichts von Lust, weiß nichts von Leide,
Weit hinter mir liegen sie beide, beide.
Die Wogen kamen längst zur Ruh,
Und Eisesrinde deckt sie zu . . .

Nur selten — — spät nach Mitternacht,
Wenn ich mein Tagewerk vollbracht,
Und müd und matt
Gesunken auf die Lagerstatt:
Tritt vor mich hin eine Lichtgestalt,
Von langem, schwarzem Schleier umwallt,
Mit Flügeln, gewoben aus Duft und Glanz,
Im Haar den Immortellenkranz —
Und streicht mir über die Stirne lind,
Als wär' ich ein armes, krankes Kind,
Und raunet leise
Diese Weise:

„Hast Du's denn ganz und gar vergessen,
Daß Du mein bestes Teil besessen?
Nur fromme Sage
Sind jene Tage
Da Du der Menschheit quälende Fragen
Mit heiligem Ernst in der Seele getragen;
Da Du dem Herzschlag nachgespürt,
Der sich in allem Leben rührt;
Da Dir bei Morgen- und Abendschein
Des Meeres Welle, der stille Hain
Ihr Urgeheimnis zugerauscht;
Da Du mit Sternen Grüße getauscht . .
Und — weißt Du noch? — zu Wonn' und Qual
Traf hell auch Dich der Liebe Strahl.
Da hast Du gejauchzt, da hast Du gebebt — —
Da hast Du gelebt!"

Und schaut mich an mit trautem Blick:
„Kennst Du mich noch? Ich bin das Glück!"

Und sehnend fahr' ich dann empor:
Ein Hahnenschrei trifft rauh mein Ohr;
Durch's Fenster bricht ein mattes Rot — —
Herz, lebst du noch? Herz, bist du tot?

Eduard Fehre.

Abendlied.

Träumst du noch von neuem Tage,
Ach, von neuem Gaukeltrug?
Trägst du nicht an stummer Klage,
Seele, wahrlich schon genug?

Weißt Du, wo das Glück zu finden,
Das nicht Einer noch geseh'n?
Mit dem Lichte mußt du schwinden
Und im Dunkel untergeh'n.

Bruno Salmer.

Verstoßen.

Zu meinem Vater darf ich nicht.
Zu meinem Liebsten kann ich nicht.
Er tanzt mit einer andern
Und denkt nicht meiner Not.

Geputzte Leute geh'n im Park.
Das Laub fällt ab. Mich friert in's Mark.
Ich weiß nicht, wohin wandern.
Ich wollt', ich wäre tot.

Otto Michaeli.

Die Erbgräfin.

Erzählung von **Georg Bormann.**

(Fortsetzung.)

X.

Graf Ebersberg Seeheim war nach der Residenz gereist, um sich in der neuen hohen Charge bei seinem nunmehrigen Landes- und Kriegsherrn zu melden. Bei seiner Rückkehr nach Seeheim berührte er wieder Ebersberg, und der Reichsgraf gab ihm diesmal zu Ehren eine Jagd großen Stiles, eine Parforce-Jagd. Zahlreiche Einladungen waren an die vornehmen Nachbaren, in die nahegelegenen Garnisonstädte, ja bis in die Residenz ergangen, und so belebte heut, an dem milden Herbstmorgen, eine glänzende Gesellschaft von Kavalieren im roten Jagdrock, unter die sich auch einige kühne Reiterinnen mischten, den weiten Schloßhof. Der Reichsgraf war wieder ganz hergestellt, und es war ihm, dem großen Jagdherrn, noch heut eine Lust, in erlesener Gemeinschaft waidlich hinter den Hunden der Fährte des Wildes zu folgen. Da trat auch die Erbgräfin mit Fräulein von Linden aus dem Thor, die beide ebenfalls zu den schwarzen Röcken rote Taillen angelegt hatten. Wie fröhlich hatte sonst Gräfin Vera ihr Haupt einem solchen Morgen entgegengehoben und sich von seinem erfrischenden Atem berühren lassen; heut sah sie blaß und müde aus, als sie neben den Sattel ihres Renners trat und Graf Seeheim ihr den Kavaliersdienst beim Aufsitzen leistete.

Das wohlbesetzte „rote Feld" setzte sich in Bewegung; an der Seite der Erbgräfin Graf Seeheim. In gemächlichem Anritt hatte man den Wald erreicht; aber nun wurden unter lautem Zuruf die Hunde auf die Fährte des Schwarzrocks gebracht, das rote Feld breitete sich aus und stürmte vorwärts. Trotzdem der Graf ein gewandter Reiter war, machte ihm das heftige Tier der Erbgräfin die Aufgabe, an ihrer Seite zu bleiben, nicht leicht. Doch bald, in gestrecktem Lauf über freies Feld, war's eine Lust, sich an der Spitze der Jagd zu fühlen, und auch die Wangen der Reiterin färbten sich. Da plötzlich stürzte das Roß, und der Erbgräfin schwanden auf ein paar Augenblicke die Sinne. Als sie wieder zum Bewußtsein kam, stand das Tier, das in einen Maulwurfshügel getreten war, unverletzt neben ihr. Sie selbst wurde von dem Arm des Grafen gestützt, und ihre erste Empfindung war der Wunsch, dieser Stütze nicht zu bedürfen. Mit aller Willenskraft riß sie sich zum vollen Bewußtsein auf, trat an ihr Tier und saß im nächsten Moment schon wieder im Sattel. Es war vielleicht gut, daß sie den Blick der Bewunderung nicht sah, den ihre Entschiedenheit ihrem Kavalier abgewann.

Indessen war die Jagd in einiger Entfernung rechts und links vorübergesaust. Da aber der Keiler seinen Verfolgern zu raten aufgab, so näherte sich das Geläute der Hunde wieder, und nachdem die Zurückgebliebenen noch eine Weile ruhig gehalten und auch der Graf sich überzeugt hatte, daß seine Dame unbeschädigt und wieder ganz Herr ihrer Bewegungen war, gelangte man in schlankem Trabe durch eine Schneise zu einer Waldblöße, wo schon die Hunde das Wild deckten. Gleich darauf begrüßte Hörnerklang das Eintreffen des Jagdherrn und der übrigen Gesellschaft. Ein junger Offizier, der der erste zur Stelle war, hob den Keiler aus, und Graf Seeheim gab ihm den Fang. Heut aber fand das den Wald durchschallende Halali der Jagdgesellschaft und der fröhliche Klang der Hörner kein Echo in dem Herzen der Erbgräfin. Wohl verteilte sie wie sonst den Schmuck der grünen „Brüche" an die Geladenen, aber als sie zu ihrem Kavalier trat, hatte sie das Gefühl, als wenn die Augen der Anwesenden ihr besonders zugewendet waren und jeder das verbindliche Lächeln des Grafen zu deuten wagte. Und dasselbe Gefühl begleitete sie auf der Rückkehr zum Schlosse, wo die jüngeren

itglieder der Gesellschaft sich zurückhielten, als orgten sie durch eine Annäherung schon erbene Rechte zu berühren.

Nach altem Brauche fand nach der Jagd auf chloß Ebersberg ein Festmahl statt. Die ganze ucht der unteren Räume des Mittelbaues war it den Gästen geöffnet, und selbst die Eintrittslle mit ihrem jagdlichen Schmuck begrüßte die intretenden freundlich mit dem eine milde Wärme ishauchenden Feuer ihrer hohen Kamine. Die afel erglänzte im Schmucke ihrer Aufsätze, ihres ilbers und frischen Tannengrüns; die Lüster strahlten, und in der darunter versammelten eiellschaft spann sich schnell eine lebhafte, wenn uch leichte Unterhaltung hin und her, deren ite Anknüpfungspunkte der gemeinsam hinteregte frohe Ritt und die kleinen Erlebnisse der Jagd von selbst boten.

Zur Rechten der Erbgräfin saß der junge Dragonerleutnant, der heute den Keiler ausgehoben, zu ihrer Linken Graf Seeheim. Ihr gegenüber saß der ältere Bruder des Leutnants, Rittmeister in demselben Regiment, neben Fräulein von Linden. Es war ein ernster Mann, aus dessen Augen etwas wie kaum überwundener Kummer blickte, denn er hatte zu Hause ein kleines Mädchen, das keine Mutter mehr besaß. Beide Brüder waren aus der nachbarlichen Familie eines Großgrund- und Bergwerksbesitzers, die, obgleich noch der Großvater einen bürgerlichen Namen getragen, der gräflichen Familie befreundet war, so lange die jüngere Generation denken konnte. Die Erbgräfin mochte die Brüder überaus gern, besonders den Rittmeister, der immer zu ihr wie ein älterer, verständiger Freund und Bruder gewesen war. Zu ihrer Linken sprach Graf Seeheim von gleichgültigen Dingen mit jener pointierten Wichtigkeit, die die Erbgräfin schon öfter ermüdet hatte. Da war ihr das anspruchslose Geplauder zu ihrer Rechten eine wahre Erquickung, mischte sich doch darin ein Ton brüderlich warmen Empfindens, als der junge Offizier jetzt von dem Hause des Rittmeisters und der kleinen Nichte sprach, ein Ton, den sie von der anderen Seite stets vermißte.

Die Baronin saß ihr ziemlich fern, neben einer alten Excellenz. Sie nickte zu ihr hinüber. Die Baronin erwiderte den Gruß, aber mit einem Blick, der zu sagen schien: „Mit Dir bin ich schon lange nicht mehr zufrieden!“ Ach, sie konnte der guten Alten nicht helfen, fehlte ihr doch selbst der Zugang zu dem Herzen des Vaters, was sie früher nie für möglich gehalten hätte. Da saß er, froh im Gefühl wiedererlangter Gesundheit, sich wie sonst hingebend der Festesfreude; aber als er jetzt den Kelch gegen den Grafen hob, schien sie einen Wunsch in seinem Lächeln zu lesen, einen Wunsch, der nicht der ihre war.

Da fiel ihr Auge auf Fräulein von Linden und ihren Nachbar, den Rittmeister. Die beiden waren im eifrigen Gespräch, so daß sie augenblicklich von ihrer Umgebung nichts bemerkten. Die Erbgräfin wußte, daß hier ein starkes Interesse für einander vorhanden war. Wenn ihre kleine Edith! — Wahrhaftig, das wäre die Frau für ihren armen Freund, mit deren Eintritt ein neues Glück über seine Schwelle treten würde! Zum erstenmal seit Wochen und mitten in ihrem eigenen Wehgefühl wurde ihr warm um das Herz in dem Gedanken an die Möglichkeit oder vielmehr Wahrscheinlichkeit, daß die beiden guten Menschen dort sich für immer zusammenfinden könnten. Und indem sie das dachte, hob sie ganz leise mit freundlichem Lächeln den Kelch gegen den Rittmeister, und zu ihrer hellen Freude glaubte sie sich verstanden und in seinem Erwidern eine Antwort auf ihre stille Frage zu erkennen. Ja, ja, zu so etwas hat nicht jedermann Zeit, wenn's ihm selbst krank ums Herz ist; aber die Erbgräfin konnte es. Es war eben die Erbgräfin.

Man erhob sich von Tisch, und die Gesellschaft verteilte sich hierhin und dahin durch die Säle, ja bis in die hohe Halle, wo sich die Temperatur niedriger gehalten hatte. Bald durfte sich auch die Erbgräfin zurückziehen, da sie keine wirtlichen Pflichten mehr zu erfüllen hatte, und man die Herren um diese Stunde sich selbst überließ. Aber im letzten Augenblick schien sich ihr noch einmal Graf Seeheim nähern zu wollen. Er sah erhitzt aus, und wie er sich jetzt in seiner glatten, hofmännischen Manier durch die Gruppen schob, um zu ihr zu gelangen, hätte sie viel darum gegeben, sich ihm entziehen zu können. Der Zufall kam ihr zu Hülfe. Auf seinem Wege stieß der Graf auf eine ältere Durchlaucht, die sich nicht ohne weiteres umgehen ließ, und im nächsten Augenblick war Gräfin Vera entschlüpft.

Tief aufatmend stand sie nun in ihrem Zimmer als hätte sie eine Last abgeworfen. Sie vertauschte das Gesellschaftskleid schnell mit einem bequemen Gewande, das an ihrer hohen Gestalt in weichen Linien niederfloß; dann entließ sie ihr Mädchen mit dem Bemerken, daß sie ihre Nachttoilette allein vollenden würde.

Sie überdachte den Tag. Seltsam, wie schal, wie abgeblaßt erschien ihr alles, was sie sonst froh belebt, und dem sie früher das eifrigste Interesse gewidmet hatte! Was hatte sie nur auf einmal so verändert? —

Sie trat ans Fenster. Sanftes Mondlicht glitt über die Bäume des Parks und lag auf den welligen Kämmen des Gebirges; zur Rechten konnte sie noch die Häuser der Stadt und das graue Dach der alten Kirche sehn. Das war bisher ihre Welt gewesen, ihre schöne, stille Welt. Und war sie es nicht mehr? Doch, doch, sie sollte es bleiben. Aber neben den Gedanken und Beschäftigungen, die ihr dieser abgeschlossene äußere Kreis dargeboten hatte, war immer noch ein anderes gegangen: eine stille Sehnsucht nach etwas, was da noch kommen sollte, was sie ganz, so ganz ausfüllen sollte. Und was jetzt wie eine düstere Frage in ihr Leben trat, war das, was sie erhofft hatte, war es das Glück?

Vielleicht sah sie nur Gespenster, vielleicht war alles nur Täuschung; aber wenn — wenn —

Ja, aus der stillen Zufriedenheit, aus dem geheimnisvollen Einverständnis, die sie heut an den beiden, die ihr gegenüber saßen, bemerkt hatte, daraus, daraus konnte ein Glück werden. Und sie hatte doch in jenem Augenblick freudiger Überraschung und Teilnahme an ihrem eigenen heißen Herzen gefühlt, wie viel auch sie geben könne, wenn sie liebte. Und unwillkürlich schlossen sich ihre Hände zusammen, und sie betete, daß Gott diesen echten, klaren Quell in ihrem Innern nicht trostlos versiegen lassen möchte, sondern daß es ihr einst vergönnt sein möchte, aus vollem Herzen Liebe zu geben und zu empfangen.

Sie war ruhiger geworden, und ihr Blick streifte noch einmal die Silhouette der alten Kirche, ehe sie die Vorhänge niederließ. Wie weit mochte man mit dem Bilde sein? Sie hatte lange nicht darnach gefragt. Wie schön, wenn es recht lebendig zu Tage treten würde! Dann würden sich doch allsonntäglich Hunderte daran erfreuen, jetzt und künftig und lange, lange nach ihrem Tode. Nein, mit Reiten und Jagen konnte das Dasein noch nicht ausgefüllt sein! Aber das Bild! Ihr Auge hatte es doch entdeckt; und wenn sie morgen nicht wieder erwachte, blieb doch eine Spur ihres Daseins zurück, etwas, was den kommenden Tag überdauerte, ein Geschenk an viele, die nach ihr kommen würden.

Mit diesem Gedanken legte sie sich nieder. Der Wunsch aber, mit dem sie eingeschlafen war, endlich das Bild zu sehen, von dem ihr der Architekt erzählt hatte, mischte sich in ihre Träume. Sie sah die Ebersburg steil und mächtig, wie auf dem Bilde, aus den waldigen Gründen emporragen. Sie selbst aber wandelte an jähem Hange und blickte hinunter in die Thäler. Da bewegten sich tief unten zwei Gestalten, die etwas Unerkennbares in ihrer Mitte führten. Und wie sie näherkamen, erkannte sie den Architekten, der andere aber war der Mann auf dem Bilde, wie ihn jener beschrieben hatte. Beide aber winkten, sie möchte zu ihnen herabkommen und deuteten mit lebhafter Geberde auf das verschleierte Wesen in ihrer Mitte, das sie ihr entgegenführten. Da erfaßte sie eine große Sehnsucht, denn sie wußte was dort ihr entgegenkam, war das Glück. Doch vergebens irrte sie an dem Hange entlang und fand nirgends den Weg, der hinabführte. Ihre Sehnsucht wurde übermächtig, und da jene sie durch ihren Zuruf ermutigten, besann sie sich nicht länger, sondern wagte den Sprung in die Tiefe.

Statt aber zu stürzen, schwebte sie sanft hernieder. Von dem Sturze war sie halb zu sich gekommen; der Traum erschien ihr aber so süß, daß sie nicht erwachen wollte. Und der Wille zwang wirklich herbei, was sie wünschte; bald lag sie wieder ruhig atmend in dem tiefen Schlaf ihrer gesunden Jugend.

* * *

Am nächsten Morgen reiste Graf Ebersberg-Seeheim nach seinen Besitzungen ab. Der Wagen nahm auf seinen Befehl den kürzeren Weg durch den Wald, um die Eisenbahnstation zu erreichen. Als das Fuhrwerk durch ein hügeliges Terrain kam, und die offene Equipage am Fuße eines steilen Hanges dahinfuhr, erschien oben auf der Höhe, wie aus dem Boden emporgewachsen, die Gestalt des verwegenen Raubschützen. Mit angelegter Büchse folgte er ein paar Sekunden dem Wagen, dann ließ er die Waffe sinken: „Allein will ich Dich haben!“ knirschte er zwischen den Zähnen, „allein! Du sollst wissen, wer mit Dir abrechnet!“ Dann warf er das Gewehr über die Schulter und verschwand nach wenigen Schritten am Abhang, als hätte ihn der Boden, dem er eben entstiegen, wieder eingeschluckt.

Ein paar Tage später, kaum daß sich die Nacht vom Tage schied, schlich Praszka auf engem Waldpfade dahin. Es galt, noch vor Tage einen Bock zu pürschen, auf den er es schon lange abgesehen. Heute mußte er ihm kommen, er hatte ihn ganz sicher aufgespürt. Jetzt näherte er sich

einer Blöße, der gegenüber der Wald sich von neuem dehnte. Vorsichtig prüfte er die Windrichtung, und tiefgebückt, auch das geringste Geräusch vermeidend, glitt er wie ein Schatten vorwärts. Plötzlich ließ er sich hinter dem dicken Eichenstamm, von wo er den gegenüberliegenden Waldrand scharf beobachtet hatte, nieder; in dem Unterholze dort hatte er eine Bewegung bemerkt. Und wirklich, da stand der Bock, aber noch so verdeckt und spitz, daß er ihn nicht fassen konnte, zumal noch kaum rechtes Büchsenlicht vorhanden war. Praszka, der langgestreckt hinter einer Erdwelle lag, zitterte vor Aufregung, daß ihm jetzt noch ein Zufall das Wild vergrämen könnte, denn der Bock warf den Kopf auf und sicherte nach allen Seiten. Dann aber trat er aus der Dickung ins Freie und nun, völlig vertraut, trollte er langsam über die Blöße, dem Schützen breit kommend. Im nächsten Augenblick ein harter Knall, und aufs Blatt getroffen brach das Tier im Feuer zusammen. Die gestohlene Büchse in der Hand, trat der Raubschütz ins Freie, mit wenigen Griffen brach er sein Opfer auf und entfernte das Gescheide, das er zu vergraben schien. Dann zog er das Tier ins Dickicht, die Zweige schlugen zusammen, und wie ein Nachtspuk war er wieder verschwunden.

Wieder nach ein paar Tagen meldete ein Förster dem Oberförster, daß gewildert würde. Sein Hund habe nicht weit von der Hubertuseiche Rehgescheide aufgefunden. Sofort wurde erhöhte Wachsamkeit des Schutzpersonals angeordnet, der Oberförster selbst, der Vater Maries, war unablässig auf den Beinen, um den Wildfrevel nicht einreißen zu lassen. Man fand wohl von Zeit zu Zeit immer wieder Anzeichen des Wilderers, er selbst jedoch blieb, trotz allen Fluchens der Forstbeamten, unentdeckt. Er mußte, wie fast immer in diesen Fällen, seine Kundschafter und Helfershelfer haben.

Der Oberförster mußte die Meldung bei Sr. Erlaucht machen. Als er in einer frühen Vormittagsstunde aus dem Zimmer des Reichsgrafen trat, begegnete ihm im Vorzimmer die Erbgräfin, die eben zum Vater wollte. „In den nächsten Tagen schicke ich zu Marie, lieber Oberförster, wir wollen unsere Arbeiten für die Kirche vergleichen und das Ende bedenken.“ Mit diesen Worten trat sie, das Haupt leicht gegen den alten Freund neigend, über die Schwelle des Arbeitszimmers. „Mein Gott,“ dachte der Oberförster, „was ist der Erbgräfin? So freundlich wie immer; aber wie blaß sieht sie aus. Sie muß krank sein!“

Der Reichsgraf erwartete schon seine Tochter. Aber der Bericht des Oberförsters beschäftigte ihn noch; ein böser Verdacht stieg in ihm auf, der ihm äußerst zuwider war, der sich aber nicht zurückdrängen ließ. Aber jetzt fort mit dieser verstimmenden Angelegenheit! Er bat seine Tochter Platz zu nehmen. Sie setzte sich mit dem Rücken gegen das Licht, dem Vater gegenüber; und nun kam, nach allen Richtungen wohl abgewogen, doch ohne Umschweife zu Tage, was die Erbgräfin längst gefürchtet hatte, — Graf Ebersberg-Seeheim hatte um ihre Hand angehalten.

Äußerlich blieb sie ganz ruhig, was ihr um so leichter wurde, als es wie eine seelische Erstarrung über sie kam. Statt des Blutes fühlte sie es wie einen Eisstrom durch ihren Körper rieseln, und sie war froh, daß sie ihr Gesicht in den Schatten gebracht hatte. Der Reichsgraf verhielt sich nur wie ein Berichtender, er verlangte vorderhand keine Erklärung irgendwelcher Art von seiner Tochter, die allmählich die Herrschaft über sich wiedergewann. Er hob zuletzt hervor, mit welcher Zartheit der Graf seine Werbung vorgebracht und wie er gebeten, daß der Reichsgraf sich jeder Einwirkung auf seine Tochter enthalten möchte. „Ich glaube nicht, mein Kind,“ schloß der Reichsgraf, „daß ich Dich mit dieser Angelegenheit überrascht habe; dennoch übereile nichts, es wäre auch nicht im Sinne des Grafen Seeheim, der mir gerade durch die Ruhe und Zurückhaltung seiner Werbung eine Bürgschaft für die Zukunft gegeben hat. Von meinen Wünschen spreche ich nicht. Du weißt, durch deine Einwilligung würdest Du die beiden Linien und die Besitztümer unseres Hauses wieder vereinigen und eine vielleicht gesegnete neue Entwickelung desselben heraufführen.“ Bei diesen von innerer Bewegung durchzitterten Worten drückte der Reichsgraf seiner Tochter, die sich erhoben hatte, die Hand; als sich aber die Thür hinter der Erbgräfin geschlossen hatte, mußte sie sich, endlich frei von der entsetzlichen Spannung, in dem leeren Vorzimmer gegen den Pfosten lehnen. Ihren Körper durchbebte ein krampfhaftes Schluchzen, das nicht einmal die erlösenden Thränen hatte.

Auf ihrem Zimmer angekommen, war ihr erster Gedanke: „Die Baronin!“ Sie klingelte dem Kammerdiener. „Die Frau Baronin ist mit Fräulein von Linden auf ihrem Zimmer.“ Die Erbgräfin überlegte. Sollte sie auch noch die

Kleine, die, wie sie wohl bemerkt hatte, seit dem Jagdtage von heimlichem Glück erfüllt war, in die Unruhe und Verwirrung ihres Herzens blicken lassen? Oder sie hinausschicken, daß sie sich Gedanken machte? Nein, nein, ihr ganzes Gefühl lehnte sich dagegen auf. Sie befahl, daß man hinuntersage, daß man den Fuchs sattele, und daß sich der Reitknecht bereit halten solle. Eine Viertelstunde später ritt sie hinaus in den Wald; sie wollte in der Natur die verlorene Ruhe und Klarheit ihrer Seele wiederzugewinnen suchen.

Und ruhiger war sie wohl geworden als sie um Mittag zurückkehrte, aber die Wolke über ihrem Haupte hatte sie nicht zerteilen können. Als sie den Weg zum Schlosse hinaufritt und an dem Seitenportal der Johanniskirche vorüberkam, stand der Architekt in demselben und begrüßte sie ehrfurchtsvoll. Die Erbgräfin hielt und erkundigte sich nach dem Stande der Arbeiten. „In den nächsten Tagen wollte ich Sr. Erlaucht berichten, daß das Bild völlig frei sei," erwiderte der junge Mann mit glücklichem Gesicht.

Die Züge der Erbgräfin belebten sich. „Sie wissen Herr Wittig, wir waren die ersten, die das Gemälde entdeckten; darf ich nun, als die erste das Bild mit Ihnen betrachten?"

Die tiefe, verschleierte Stimme der Erbgräfin berührte den Künstler wie ein elektrischer Strom. „Es steht nur noch ein niedriges Gerüst für die untersten Partien," antwortete er und trat bereits gehorsam bei Seite.

Die Erbgräfin winkte dem Reitknecht, befahl ihm mit den Tieren nach oben zu reiten und sprang aus dem Sattel. Von dem Architekten geleitet, betrat sie die Halle.

Die Erbgräfin erkannte ihre alte Kirche nicht wieder, so hatte der herrliche Schmuck sie verändert. Wie ein warmer Hauch durchströmte es das graue Gemäuer. In völliger Klarheit trat die Mittelgruppe, der Wald mit seinen tiefen Durchblicken, ja selbst die Ebersburg in ihren eigentümlichen Umrissen hervor. Joseph, auf den langen Stab gestützt, stand hinter der ruhenden Gruppe der Mutter mit dem Kinde und schien sehnsüchtig nach der festen Burg als einer Stätte des Schutzes und des Friedens zu blicken. Auf die Figur des Mannes hatte der Maler große Sorgfalt verwandt. Das Sorgenvolle, nach Ruhe und Frieden Ausschauende kam in der vorgebeugten, jugendlichen Erscheinung des Joseph trefflich zum Ausdruck.

Eine tiefe Wehmut ergriff die Betrachtende. Wie hatte sie sich auf diese Stunde gefreut; aber da sie nun die Vollendung genießen durfte, wie hatte sich alles um sie und in ihr verändert!

Sie bestieg das niedrige Gerüst, um Einzelheiten, namentlich die Burg, genauer zu betrachten. Der Architekt blieb auf dem auf das Gerüst führenden Treppchen, so daß die Erbgräfin eine Stufe höher zu stehen kam als er, und sie nun, die Gruppe zur Rechten, zwischen ihm und dem Manne auf dem Bilde stand.

Mit welcher Treue waren von dem Künstler die alten Teile des vielgetürmten Baues wiedergegeben! Man hätte schon daraus allein das Alter des Bildes bestimmen können. Ob damals nicht vielleicht auch nur eine Unglückliche, nicht eine Schuldige dort oben gewohnt hatte? War man denn immer Herr seines Schicksals; war sie es denn? Hatte sie es denn gewagt, unbedingt ihre Abneigung gegen den Grafen auszusprechen? Mußte nicht ihr eigener Stolz die Notwendigkeit des Zwanges ihrer hohen Stellung, trotz aller für sie darin liegenden grausamen Härte anerkennen? Das war ja das Furchtbare, daß sie nicht frei sein durfte, daß das Schicksal sie gebunden führte. Ihr sonderbarer Traum kam ihr in den Sinn. Da stand sie ja nun zwischen den beiden, die ihr das Glück, oder das dunkle Etwas — ihre Zukunft — entgegengeführt hatten. Und zwischen den beiden und vor ihr das Bild, das den Stammsitz und das Gebiet ihrer Väter darstellte. Ja gewiß, daran sollte sie gebunden bleiben; aber wie sie es sein sollte, war das das Glück? — Ihre dunkle, unabweisliche Zukunft hatte sie gesehen, nichts weiter!

Gewiß, sie konnte ihr Dasein nicht denken ohne diesen Boden. Sie war ihm entsprossen, ihre Vergangenheit wurzelte tief in ihm, alle Freuden ihrer Kindheit und Jugend waren hier erblüht. Was aber nun kam, war nur die dunkle Zukunft, nicht das Glück, wofür sie es gehalten hatte. So hatte es der Traum gemeint.

Der Schmerz überwältigte sie; ihr war als würde ein Leichentuch über ihre Jugend gebreitet. Der Architekt sah erschrocken zu ihr auf; er nahm ihre innere Erschütterung wahr. Und da geschah etwas, was sie nachher selbst nicht begriff. Sie sah dies offene, sonst so sorglos heitere Gesicht mit so herzlicher, fast brüderlicher Besorgnis auf sich gerichtet, daß sie, von der Unmittelbarkeit ihrer Natur fortgerissen, sich niederbeugte und ihn küßte.

Er hatte ihr einmal den Blick in eine Welt rein

geistigen Daseins geöffnet, in eine lichte Welt idealen Strebens nach Wahrheit und Schönheit, eine Welt, in der es keine Fesseln der Konvenienz gab. Diese Welt war nicht die ihre, durfte es nicht sein. In diesem Augenblicke nahm sie Abschied davon für immer.

Sie konnte ihre Thränen nicht mehr zurückhalten; aber als der junge Mann die von dem Gerüst Herabsteigende stützen wollte, wies sie jede Hülfeleistung zurück und verließ erhobenen Hauptes, aber so wankenden Schrittes, daß sie oft an den Gestühlen einen Halt suchen mußte, die Halle.

Wolken kommen und gehen. Die nächsten Stunden und Tage brachten für die Erbgräfin einen inneren und äußeren Umschwung der Dinge mit sich, an die ihr junges Herz nicht gedacht hatte.

(Fortsetzung folgt.)

Gedichte

von

Wilhelm Jensen.

Der Areopag.

Da kam ich zu seltsamen Leuten hinein,
Die sprachen tiefernsten Entscheides:
Wir sagen nicht Ja und wir sagen nicht Nein,
Wir sagen: **Die Wahrheit ist beides.**

Die Jasager sind zu schwächlich bemüht,
Mit klarem Verstand zu erfassen;
Die Neinsager zeugen von seichtem Gemüt,
Vor dem sie grauen uns lassen.

Drum sagen nicht Ja wir, dieweil wir nicht blind,
Und sagen nicht Nein; wir erweisen
Durch Wahrheitserkenntnis der Mitte, wir sind
Der Areopag der Weisen.

Sie sprachen es ernst-tiefsinnig aus,
Doch ihre Augen begannen
Zu strahlen. Ich war im Narrenhaus
Und machte mich schnell von dannen.

Der Säemann.

Er schreitet, hält und wirft, wie Windesschauer
Staubkörner hinstreut auf die Flur.
Wer ist's? Ein schlichter, grobberochter Bauer,
Vielleicht ein Dummkopf nur.

Und doch, wie er den Fuß vorsetzt, im Regen
Ihn schon zum Anhalt wieder bannt,
Liegt Feierliches in ihm, denn den Segen
Entsendet seine Hand.

Ein Hoherpriester, ein Prophet, bereitend
Der Zukunft Ernte, wägt und hält
Er seine Saat, befruchtet weiterschreitend
Mit gleichem Maß das Feld.

Durch graue Herbstluft flattern Wodans Raben
Schwarz über ihm; vielleicht ein Dummkopf nur,
Stumpfsinnig schreitet er, und doch erhaben
Als Priester der Natur.

Der Säemann.

Antistrophe von **Robert Haaß.***)

Und hinter ihm, mit schweren Schritten schreitend,
Seh' ich den Andern schon im Ackerfeld,
Nur daß er, neuem Leben Platz bereitend,
Im Arm die Sense hält.

Und was der Eine schuf, was aus der Erden
Zum Licht empor sich hob in junger Kraft:
Die Sense blitzt — und Halm und Blume werden
Jählings dahingerafft.

Ein Priester auch! Der einzige, der nicht heuchelt,
Folgt düster er von fern des Säemann's Spur,
Und feierlich enthüllt er, wo er meuchelt,
Die Wahrheit der Natur.

Der große Schnitter ist's. Es fliegt der Rabe
Vor seinem Weg und krächzend tönt sein Schrei;
Schneeregen fällt, der Wind stöhnt über'm Grabe,
Und — Alles ist vorbei.

*) Wilhelm Jensen schreibt dem Herausgeber dieser Zeitschrift bei Einsendung der drei eben abgedruckten Gedichte: „Die Antistrophe ist von meinem Freunde Robert Haaß in Karlsruhe. Er ist einer der feinsinnigsten deutschen Poeten, und ich besitze einen lyrischen Schatz von ihm, den außer mir fast kein Mensch kennt und ahnt.“

Frühlings-Einzug.

(Auf dem Drachenfels.)

Von Julius Baum.

Märzenabend; klarer Himmel.
Unten tief im Lauterthale
Zieht der Dunst in weißen Streifen,
Und rings auf den Felsenspitzen
Taut der Neuschnee; fern im Westen
Schwindet ob den Dahner Bergen
Rot der letzte Tagesschimmer.

Laue Lenzluft, holde Stille.
Friedlich ruhen rings die Lande;
Und doch webt und treibt es mächtig
Unter'm Schnee und unter'm Nebel,
Gleich, als wollte ihre Fesseln,
Die geduldig sie getragen,
Plötzlich die Natur durchbrechen,
Wie wohl heimlich ein Gefang'ner
Seiner Zelle Gitterstäbe
Durchsägt und dann flink entspringt.

Dunkler wird's; die Sterne flimmern,
Und der Mond steigt in die Höhe,
Und vom Busenberger Kirchlein
— Drunten steht es still im Thale —
Schlägt's elf Uhr. — Da hallt es leise
Durch die Nacht, und näher kommt es,
Und auf allen Seiten tönt es:
„Miau . . . . miau . . . miau . . .“ Die Katzen
Zieh'n empor zur Frühlingsfeier.
Funkelnd schillern ihre Augen
Durch die tiefen Felsenschluchten,
Gleich Johanniskäfern. Leise
Summet auf und ab der Lockruf:
„Miau . . . miau . . .“ — „Mieze liebes Tier,
Endlich hab' ich dich gefunden!“ —
„Peter, ach, seit vielen Stunden
Sitz' ich, Deiner harrend, hier .“ —

Auf der allerhöchsten Spitze
— Hell blinkt sie im Vollmondglanze —
Oben kommen sie zusammen.
Da beginnt ein Sängerwettstreit,
Wie er schöner nie gehört ward;
Und die leichtbeschwingten, armen,
Grade von der weiten Reise
Heimgekehrten Sommervöglein
Flattern furchtsam aus den warmen
Nestern in die kalte Luft.

Hui, stiebt alles auseinander
Plötzlich mitten im Konzerte;
Hui, mit Brausen und mit Tosen
Kommt der Weststurm angezogen.
Hui, verschwinden Stern und Vollmond!
Hui, verschwinden schnell die Katzen!
Und die Bäume beugen sich,
Und die Äste knacken, krachen,
Und die starken Felsen bersten,
Kollern tief in's Thal hinab.
Und im Thale wallt der Nebel
In die Höhe, und die Dünste
Ziehen wirbelnd auf zum Himmel.
Wütend wühlt und tobt der Sturmwind.
Wieder schallt die Kriegsdrommete
Und erweckt die alten Heere,
Die tief in der Erde schlummern:

„Halliallo, ihr bleichen Geister,
Stehet auf!“ —

Da bebt der Boden
Und in endlos langen Scharen
Fliegt es zischend, pfeifend, heulend
Auf zur Burg. Die Panzer klirren,
Schwerter klingen, Speere schwirren
Durch die Nacht.

Da wird's lebendig
Nun auch droben. Felsenblöcke,
Schneelawinen prasseln nieder,
Den Anstürmenden entgegen.
Aufgescheuchte Fledermäuse,
Eulen flattern durch den Nebel,
Und der Raben gierig Krächzen
Mischt sich mit dem schaurig wirren
Kampfestosen.

Da, ein Blitz!
Lange hallt der Donner wieder.
Regen, Regen stürzt hernieder.
Dann ist alles still und stumm. —

Wie ich in dem Busenberger
Gasthaus in der Früh' erwache,
Scheint die Sonne hell am Himmel,
Und der Drachenfels steht ruhig,
Grad, als wäre nichts geschehen,
Und als hätt' ich nur geträumt.
Nur der Kater in der Küche
Läßt betrübt die Ohren hängen,
Hat ein kleines Käterlein.
Draußen aber, wo noch gestern
Schnee die Scholle überdeckte,
Leuchten unter'm dunklen Laube
Heut' die ersten duft'gen Veilchen.

Und auf der Burg droben im Sonnenschein,
Da tanzen Dorfkinder den Ringelreih'n;
Juchhei, der Frühling, der Frühling ist da,
Der Lenz ist in's Land gezogen.

Kleine Heine-Studien.

Von Michael Ullmann.

III.

(Ludwig Philipp und Barbarossa. Atta Troll und der ältere Dumas. Zola und Heine. Das Akrostichon des Salomon Halevi.)

In den letzten Ausführungen konnten natürlich nur Möglichkeiten und Wahrscheinlichkeiten, aber durchaus keine Gewißheiten gegeben werden; nun soll ein noch schwankenderer Boden, der der Vermutung, betreten werden.

In der Thatsache, daß der König Ludwig Philipp im Juli 1838 die Zöglinge der höhern Pariser Schulen im Museum zu Versailles herumgeführt und ihnen Bilder und Gegenstände gezeigt und sehr beredt erläutert, will man (Didaskalia, 25. Juli 1858) die Anregung zu den Kapiteln im Wintermärchen sehen, in denen Barbarossa seine Kuriosa und Schätze vorzeigt und bespricht (Elster II, 459). Dann vermeint man den Ursprung der folgenden Zeilen im 20. Kapitel des Atta Troll (Elster II, 398):

> Und ein Kräuterduft erhebt sich,
> Wie'n Konzert von Wohlgerüchen

auf eine Stelle in dem französischen Märchen: Voyage dans l'île des plaisirs (Contes des fées II, 45) zurückführen zu können, wo es heißt: „Les habitants de la ville me menèrent dans une salle, où il y eut une musique de parfums. Ils assemblèrent les parfum, comme nous assemblons les sons. Un certain assemblage de parfums, les uns plus forts, les autres plus doux fait une harmonie qui chatouille l'odorat, comme nos concerts flattent l'oreille par des sons tantôt graves, tantôt aigus."

Noch weit gewagter ist die Ansicht, die äußere Einkleidung des Atta Troll, sowie die Gestalten der Uraka und des Laskaro ließen sich vielleicht auf eine Anregung aus den Impressions de voyage des ältern Dumas zurück verfolgen. In diesen Reiseeindrücken beschreibt der spottlustige Franzose auf sehr drollige Art die vielfachen Beziehungen der Berner zu den Bären, von denen die Bundeshauptstadt der Schweiz ihren Namen haben soll. Dumas hat dort die Bären in allerlei den Menschen nachahmenden, ja parodierenden Stellungen bald plastisch, bald im Bilde gesehen, von denen er dann ausführlich berichtet. Den meisten Respekt hatte er noch vor den Kolossalstatuen zweier Bären am Freiburger Thor zu Bern; etwas lächerlicher kam ihm ein Bär mit Ritterrüstung und Banner vor, der auf einem Brunnen stand und zu dessen Füßen ein als Page gekleideter junger Bär Weintrauben verzehrend abgebildet war. An einem öffentlichen Gebäude bemerkte er zwei andere Bären, deren einer ein Füllhorn ausgoß, während der andere einem Krieger in römischer Tracht, wie man sie zu Ludwig XV. Zeit darstellte, mit Grazie die Tatze reichte. Aus einer künstlichen Uhr sah er eine ganze Bärenprozession herauskommen, die aus Bären mit Violinen, Klarinetten, Dudelsäcken und Bäßen, aber auch aus solchen mit Flinten, Säbeln und Fahnen bestand. Von den lebenden Bären in Bern weiß Dumas das tollste Zeug zu berichten. Er erzählt, daß die Berner Bären zu seiner Zeit ein gutes Auskommen hätten, aber daß ihr Vermögen in keinem Verhältniß zu den Schätzen stände, die sie vor der Revolution besessen. Diese Reichtümer wären ihnen von einer alten Jungfer vererbt, aber von den Franzosen geraubt worden, wobei die Bären den Menschen ein großes Beispiel von philosophischem Gleichmut gegeben, indem sie ebenso bescheiden im Glück wie würdig im Unglück geblieben wären. Später, berichtet Dumas ferner, wurde nach dem republikanischen Grundsatz: Einer für Alle, Alle für Einen, eine Kollekte für die verarmten Bären veranstaltet, die 60 000 Francs einbrachte, so daß die ehemaligen Millionäre wieder nach dem Berner Zensus wahlfähig wurden. Selbstverständlich fehlt es in Dumas' Erzählung auch nicht an einem entweichenden Bären, dem jedermann höflich Platz macht, und der es sich auf dem menschenleeren Marktplatz an den Früchten der flüchtigen Besitzer wohl sein läßt.

In dem vorhergehenden Kapitel desselben Reisewerks bespricht der geistreiche Franzose eine in den Felsen gehauene Eremitage bei Freiburg in der Schweiz. Beim Eintritt in die Küche glaubt er sich in eine jener Grotten versetzt, die Walter Scotts Phantasie in die Felsen Schottlands gräbt, um sie mit einer zerzausten Hexe und ihrem Tölpel von Sohn zu bevölkern. Die alte Frau in der Küche der Eremitage putzte Gemüse, das sie in das siedende Wasser eines Topfes warf, während ihr Lümmel von Sohn neben ihr saß und die Füße lang von sich streckte. Als Dumas von der Thüre aus die vom Herdfeuer beleuchtete Scene sah, wünschte er sich den Pinsel Rem-

brandts, der allein imstande gewesen, diese Effekte des Lichts wiederzugeben, wie es auf den Silberlocken der alten Frau spielte und das Profil des Sohnes hervortreten ließ. Beim Eintritt des Reisenden stieß die alte Frau den Sohn an, daß er die Grotte zeige und dieser erhob sich mit „krankhafter Langsamkeit", dem Befehl seiner Mutter nachzukommen. Außer einigen unverständlichen Gutturallauten stieß er von Zeit zu Zeit ein lautes Ha! Ha! aus, um anzudeuten, daß etwas interessantes zu sehen war.

Beweise, daß aus diesen Schilderungen für den Atta Troll geschöpft wurde, sind natürlich nicht erbringbar, aber die Annahme ist ebenso wenig gänzlich von der Hand zu weisen, wie die, daß Zola die äußere Form seines berühmten J'accuse im Dreyfusprozeß vielleicht Heine verdankt. Man erinnere sich hierbei der „Französischen Zustände", in denen Heine mit demselben Pathos, das sich auch Zola angeeignet, erklärt (Elster V. 20): „Kraft meiner Machtvollkommenheit als öffentlicher Sprecher erhebe ich gegen die Verfertiger dieser Urkunde (auf die sich die Bundestagsbeschlüsse stützten) meine Anklage, und klage sie an des gemißbrauchten Volksvertrauens, ich klage sie an der beleidigten Volksmajestät, ich klage sie an des Hochverrats am deutschen Volke — ich klage sie an!"

Daß Zola Heines Werke gelesen, darf wohl nicht bezweifelt werden, denn die vorzüglichen französischen Übertragungen, die hiervon existieren, haben Heine zu dem meistgelesenen deutschen Schriftsteller in Frankreich, ja bei vielen Franzmännern fast zu einem französischen Schriftsteller gemacht. Heine hat, wie bekannt, diese Übersetzungen mit Hülfe feinsinniger Franzosen wie Gerard de Nerval, Loeve Veimars und anderer zustande gebracht. Er selbst war des Französischen zwar durchaus mächtig, trotzdem mochte es ihm als ein allzugroßes Wagnis erscheinen, mit eignen Übersetzungen, die nicht vorher der wohlwollenden Kritik seiner französischen Freunde unterworfen worden waren, vor das überaus strenge Lesepublikum von Paris zu treten. In seiner Jugend war er zuversichtlicher, indem er, wie Karpeles (H. Heine, aus seinem Leben und seiner Zeit S. 64—65) mittheilt, während seines Berliner Aufenthalts in den zwanziger Jahren des vorigen Jahrhunderts armen jüdischen Jünglingen Unterricht in der französischen Sprache erteilte. Die gleiche Sicherheit in der Handhabung dieser Sprache wie später hatte er damals sicher noch nicht, denn eine gewisse Ungelenkigkeit, wenn nicht Ungenauigkeit, findet man in dem zweiten Berliner Brief (Elster VII, 182), wo er auf einem Maskenball verschiedenen Masken zuruft: Tu es beau! tu es charmant, tu es l'objet de ma flamme! Je t'adore, ma belle! Unwillkürlich denkt man dabei an weibliche Masken, bei denen es natürlich heißen müßte: Tu es belle, tu es charmante etc. und dies um so mehr als der ehedem nach je t'adore, ma belle stehende Satz: Tu es bon garçon, tu es charmant in den folgenden Ausgaben weggelassen wurde.

Immerhin war Heine in der französischen Sprache und Litteratur besser zuhause als in der hebräischen, sonst hätte er nicht, weder in dem Gedicht „Prinzessin Sabbat" noch in dem Gedichte „Jehuda ben Halevi" diesen irrigerweise (Elster I. 433) für den Verfasser des jüdischen Hochzeitkarmens „Lecho Daudi Likras Kalle" gehalten. Der Dichter dieses Liedes ist Salomo Halevi, der, um sein geistiges Eigentum zu schützen, die Anfangsbuchstaben seines Namens als Anfangsbuchstaben der einzelnen Verszeilen verwendet hat. Der jüdische Schriftgelehrte, dem der Schreiber dieser Zeilen diese Mitteilung verdankt, hat auch darauf hingewiesen, daß in Babylonien außer der von Heine genannten Talmudschule zu Pumpeditha (Elster I. 440) noch zwei andere, nämlich in Sura und Nehadeja bestanden. Der alleinigen Nennung von Pumpeditha scheint aber eine kleine Malice Heines zugrunde zu liegen, denn Pumpeditha ist ein jüdisch-aramäisches Wort und bedeutet zu deutsch: Lügenmaul, was wohl der Dichter für eine Anspielung auf die dort gelehrten Wahrheiten gehalten haben wollte.

Es ist bereits im Obigen hervorgehoben worden, daß es bei Werken der Phantasie keine absoluten Gewißheiten, sondern nur Möglichkeiten und Vermutungen geben kann, woher der Dichter die Anregung hierzu erhalten, wenn er nicht selbst in Tagebüchern oder Erinnerungsschriften darüber Zeugniß ablegt. Dies gilt natürlich im höchsten Grade bei einem Dichter von der Bedeutung Heines, dem schon eine einfache Lokalnotiz, wie solche in großstädtischen Zeitungen oft vorkommen und über die Tausende gleichgültig hinweglesen, den Stoff zu einem ergreifenden Gedicht geben konnte. Als Beispiel hierfür sei das Gedicht erwähnt, das unter dem Titel „Jammerthal" (Elster II. 124) das Ableben eines armen Liebespaares und den Ausspruch der Leichenbeschauer schildert. Darum durfte auch in diesen Zeilen die Vermutung gewagt werden, daß Heine möglicherweise die Anregung zu der äußeren Einkleidung seines Bärenepos „Atta Troll" in den „Reiseeindrücken" des ihm befreundeten ältern Dumas gefunden haben kann. Sind doch Heine, seitdem er in Paris lebte, zahlreiche Anregungen zu poetischem und schriftstellerischem Schaffen nicht nur aus dem Leben der Hauptstadt selbst, sondern auch durch die ihm zeitgenössische französische Litteratur geworden, die er im alten Vaterlande sicher nicht so vollständig hätte kennen lernen können. Eine der herrlichsten Früchte solcher literarischer Anregung ist wie bekannt das Gedicht „Der Asra" (G. Brandes „Das junge Deutschland" S. 158) und dieses Beispiel muß immer und immer wieder locken, andern Quellen nachzuspüren und neuen Vermutungen Raum zu geben; nicht nur in der damals zeitgenössischen, sondern auch in der ältern französischen Litteratur, zu der das oben erwähnte Märchen „voyage à l'île des plaisirs" gehört, welcher Dichtungsart Heine von jeher ein besonderes Interesse gewidmet hat.

Das goldene Vließ.

Musikdrama in einem Vorspiel und zwei Akten von Heinrich Bulthaupt.

(Schluß.)

Zweiter Akt.

Vor den Mauern der korinthischen Königsburg, die rechts belegen ist. Sternklare Nacht. Die Mondsichel steht am Himmel. In der Ferne das Meer. Links unter einem mächtigen Ölbaum, in düsteres Sinnen verloren, **Medea**; ihr zur Seite schlummern ihre beiden kleinen Knaben. Weiter nach hinten eine Gruppe kolchischer Sklaven.

Die Kolcher.

Klage, mein leidgewohntes Lied,
Klage!
Ach, die Saite der Freude sprang,
Seit mein Fuß von der Heimat schied;
Trauer nur kenn' ich und Todesfang.

Der Reiher findet sein fernes Nest,
Der Hirsch seine laubige Rast im Wald,
Mich aber schleppt durch Meer und Land,
Ein Beutestück, die wilde Gewalt.

O Thal meiner Väter! O Kindheitsglück!
Du Hütte, die mir der Wildbach umbrauſ't!
Kehre ich nie zu Euch zurück?

Medea.

Ihr tausend Quellen,
Ihr dräuenden Berge,
Des Phasis dunkel strömende Flut,
O wär' ich bei euch
In der Wiege der Stürme,
In Wolkennacht und Gewitterglut,
Daß ich die mahnende Stimme nicht hörte,
Die mich verklagt in der eigenen Brust!
Ach, als der Verführer mich schmeichelnd umgarnte,
Verschloß ich mein Ohr vor der Weckerin Rufen,
Und niederbrach an des Altars Stufen,
Vom Schrecken gefällt,
Mein eigener Vater,
Der liebende Bruder
Versank im Meer.
Nun hör' ich sie
Mit dem Dröhnen des Donners
In der furchtbaren Stille hier,
Und in schrecklicher Klarheit
Umdrängen mich
In dem mitleidlosen
Feindlichen Lichtglanz
Alle Gespenster meiner Schuld.
O ewige Göttin,
Die Du dort oben im silbernen Nachen
Den Thau der Nächte
Gleitend durchfährst,
Ruhig thronende, friedevolle —
Nur einen kühlenden Tropfen, der
Die Flammen der Seele mir lösche, spende
Ernst gewährend, mild mir herab.
Meine Kraft zerbricht,
Ich erliege.

Die Kolcher.

Klage, mein leidgewohntes Lied,
Klage!
Ach, die Saite der Freude sprang,
Seit mein Fuß von der Heimat schied;
Trauer nur kenn' ich und Todesfang.

Mein Weib zerrauft sich das schwarze Haar,
Mein Bübchen hör' ich nach mir schrei'n,
Verflattert ist mir der Tauben Schaar,
Mein zottiges Rößlein irrt allein.

O Thal meiner Väter! O Kindheitsglück!
Du Hütte, die mir der Wildbach umbrauſ't!
Kehre ich nie zu euch zurück?

(Aus einer Seitenpforte der Königsburg kommt Medeas greiser **Erzieher** mit einem königlichen Diener.)

Der Alte

(stürzt Medea bewegt zu Füßen.)

Geliebte Herrin, meines Königs Tochter.

Medea.

Mein treuer Hüter, der das Kind geleitet
Und in das Elend nun der Frau gefolgt,
So sprachst du meinen Gatten, unsern Herrn?

Der Alte.

Ich sprach ihn, teures Kind.

Medea.

Und was befiehlt er?
(herb) Denn Jason bittet nicht.

Der Alte.

Er will — o Jammer!

Medea.

Verhalte nichts.

Der Alte (ausbrechend.)

Die Kinder fordert er.

Medea.

Die Kinder?

Der Alte.

Deine zarten Knaben, ja.
Denn — wie vollend' ich's nur?

Medea.

Was zauderst du?
Ein Felsblock mehr — die Last, die auf mir wuchtet,
Drückt schon zu schwer, als daß er sie vermehrte.
Drum rede frei.

(Der Wind trägt vom Palast verlorene Klänge herüber.)

Der Alte.

Hörst du die Klänge, Kind?

Medea.

Das rauscht, das schallt! Sie feiern?

Der Alte.

Deine Schmach.

Medea.

Wie könnten sie?

Der Alte.

Der König zahlt dem Herren,
Den du verlorst —

Medea.

Verlor?

Der Alte.

Des Vließes Preis.

Medea.

Der Preis?

Der Alte.

Kreusa.

Medea.

Hochzeitsklänge?

Der Alte.

Könnt'
Ich sagen: Nein.

Medea (nach einer Pause.)

Ich dacht' es — nein, ich wußt' es.
Getreuer, weine nicht. — Ist das sein Bote?

Der Alte.

Er ist's.

Medea (zu dem Diener.)

Bescheide deinen Herren denn,
Ich bringe ihm die Kinder, wie er will.

Der Alte.

Herrin, du wolltest?

Medea.

Laß — Er soll sie haben. —
Der König aber wolle mir verstatten,
Daß ich sie selbst zur neuen Mutter bringe,
Mit ihr die Hochzeitsgabe, die sich ziemt.
Dran knüpft' ich gern ein gunsterflehend Wort.
Denn mich gereut die That, für die ich büße,
Und nicht zur Heimkehr soll der Tag mir scheinen
Bis mir für meine Schuld Vergebung ward.

(Der Diener geht auf ihren Wink ab.)

(zu den Kolchern.)

Und ihr, Genossen unvergess'ner Tage,
Geschwellt von Kraft und Mut, von Glück und Hoffnung,
Erheben will ich mich aus diesem Leid
Als Siegerin mit königlichen Ehren.
Schafft mir die Waffen denn für meinen Sieg.
Mit kargem Gut, eilfertig aufgerafft,
Folgt' ich dem Räuber einst von Kolchis Küste.
Doch birgt es Schätze wundersamer Art.
Die schwarze Lade bringt, die das Gewirk
Umschließt, gesalbt mit jenes Unholds Geifer,
In dessen Hut das Goldvließ schlummerte.
Mit ihm der Fluch. Den sehren keine Wunden
Hinfort mehr, dessen Schultern es umschlossen
Ein einzig Mal nur. Auch der Becher fehle
Daneben nicht, Gold außen, Gold im Innern.
Sie gieren ja nach Gold. Nun, wer den Becher
Ausleert, der hat gewiß genug. So thut
Und geht. Ich harre eurer Wiederkehr.

(Die Kolcher gehen.)

Nun fahre wohl, Welt,
Schöne Sirene, auf ewig fahr' wohl!
Folgt' ich dem wilden Gelüsten des Herzens,
Hier zur Stelle
Mit rascher Hand
In der geliebtesten Kinder Busen
Senkt' ich den Stahl und träfe dann
Höhnend die eigene Brust. — —
Und warum zaud're ich?
Warum reiß' ich die Schlummernden nicht
Aus der kalten Umarmung der Fremde,
In der sie welken werden und sterben.
Schon jetzt? Gleich hier? Ein jeder Atemzug
Ist Leiden — Sei's denn!

(Sie will den Dolch auf die Kinder zücken und bricht überwältigt vor ihnen nieder.)

Ich kann nicht. —
Kinder, Kinder, erwacht — der Drache
Zückt die Tatzen nach euch — Zu mir,
Zu eurer Mutter! —
Wie in den grimmigen
Wettern der Seefahrt
Schmiegt fester euch an mich.
Noch gönnt mir das Schicksal
Gnädig ein Weilchen

Euren reinen lieblichen Kuß.
Noch ist es nicht Zeit.
Ich gehöre den Göttern.
Zu rächen ist mir,
Zu richten beschieden —
Noch dämmert die furchtbare Stunde mir nicht.
Dann erst, dann,
Wenn Alles erfüllt,
Wenn der Königspalast
In Flammen vergeht,
Dann birgt euch die Mutter,
Ihr holdesten Kleinen,
Zum letzten Male
Vor Not und Gefahren,
Dann bringt sie euch liebend
Zur ewigen Ruh'.
Auch eure Unschuld
Räch' ich, Geliebte,
An ihm und an ihr.
Ja denn, du Verschmitzte,
Was setztest du lächelnd
Den zierlichen Fuß
Auf mein Herz und mein Recht?
Was mischtest du dich
In des Drachen Geschick
Und das Drachengeschlecht
Der wilden Begierden?
Um Gold vertauscht
Kauf' ich das Gold nun zurück — um Dich.
Und jammernd bezahle der große Händler
Den furchtbaren Preis, den er selbst sich gesetzt.

(Zwei Kolcher tragen eine schwarze, goldverzierte Truhe.)

Ihr kamt — Nun denn, so geschehe, was muß.

(Sie tritt zu den wieder entschlummerten Kindern.)

Erwacht!

(zu den Kolchern.)

Ihr folgt mir.

(Sie nimmt die Kinder an den Händen und pocht hart an die Seitenthür des Palastes. Dann wendet sie sich und preßt die Kinder unter strömenden Thränen an sich.)

Kinder — Kinder!! — —

(Die Pforte wird geöffnet.)

Das war die letzte
Zuckung der Menschheit.
Jetzt waltet, Ihr droben,
Gerechte, strenge, ewige Götter.
Ihr wollt euren Willen —
Ich bring' ihn zum Schluß.

(Sie schreitet mit den Kindern festen Fußes durch die Pforte. Die Kolcher folgen.)

Verwandlung.

(Hochzeitsfeier in einem Saal der Königsburg. Helles Fackellicht. Aussicht auf das nahe Meer, über dem der Morgen dämmert. **Kreon, Jason** und **Kreusa** in der Mitte der Lagernden, Singenden und Tanzenden. Das Vließ strahlt von einer Säule in der Mitte hell in den Saal.)

Allgemeiner Chor.

Der Ruhm zog ein an der Freude Hand,
Die Fackeln setzt, die Altäre in Brand,
Die seligen Götter zu ehren.
Aus knisternder Flamme wallt würziger Duft,
Verbreit' es, Licht, verkünd' es, Luft:
Das Leid ist verbannt in die finsterste Gruft,
Heut' gilt es, den Becher vom blumigen Rand
Bis zur untersten Neige zu leeren.

(Ein leidenschaftlicher, erotischer Tanz. — Dann stimmen einige **Jünglinge und Jungfrauen** den Hymenaeus an.)

Hymenaeus.

Hymen, Hymen, wo weilst du?
Das Schwert der Schlachten und Siege ruht,
Die bräutlichen Wangen färbt schüchterne Glut,
Denn der Bräutigam harrt auf der Schwelle.
Hymen, wo weilst du?

Schon teilt sich der schwärmenden Gäste Gewühl,
Errichte die Fackel am einsamen Pfühl,
Umkränzt von Violen und Rosen.
Hymen, wo weilst du?

Die letzten Schritte verhallen fern,
Am Himmel funkelt der Liebesstern
Und wacht ob dem bräutlichen Lager.
Hymen, wo weilst du?

(**Kreusa** und **Jason** haben bei der zweiten und dritten Strophe des Hymenaeus in den Refrain eingestimmt.)

Kreon.

Wohl ruht das Schwert der Schlachten und der Siege,
Doch mit des Helden Waffen schweigt nicht auch
Sein Ruhm. Drum, eh' die letzten Feuer löschen,
Singt, meine Sänger, des Erobrers Preis,
Der Frauenherzen obgesiegt und Drachen.

Alle.

Singt Jasons Preis, ihr Sänger, Jasons Preis!

Vier Sänger

(präludieren auf der Leier und rüsten sich zum Sang, als **Medea**, die die letzten Worte noch gehört, mit ihren Knaben und den beiden Kolchern den Saal betritt, so wie sie die vorige Scene verlassen.)

Medea (scharf.)

Zerreißt die weichen Saiten! Härtren Klang!

Alle (durcheinander.)

Medea! Hört! Die Kolcherin. Was will sie?

Medea.

Die Tuba blast, die schmetternde Trompete.
Ihr wollt ja Jasons Preis. Wer säng' ihn besser
Als ich, die seine Siegesthaten sah?
Den Drachen schlug er, ja; auch meinen Bruder;
Mein greiser Vater fiel durch seine Schuld,
Und seine letzte Todte bin ich selbst.

Alle.

Sie ras't. Was stört sie tückisch unsre Freuden?
Hinweg mit ihr. Hinweg!

Medea (an die Stirn greifend.)

O habt Geduld.
Ich will ja ruhig sein. Auch scheid' ich bald.

Denn nur zum Abschied kehrt' ich bei euch ein,
Und Sühnung bring' ich mancher schweren Schuld.

Kreusa.
Vergönn' es, Vater.

Jason.
Laß sie.

Kreon.
Sei es denn.

Medea
(nimmt den Schleier aus der Lade; zu Kreusa.)
Das Licht, das hell auf Deinen Scheitel strahlt,
Mög' auch den Schleier grüßen, den ich bringe.
Vom Drachen, der das Vließ behütet,
Stammt auch der Zauberspuk, der ihn gefeit.
Sie taugen zu einander.

Kreusa
(der Medea den Schleier umlegt.)
Habe Dank.

Medea
(den goldenen Becher auf den Tisch setzend.)
Dann dies Gefäß. Streut aus die goldnen Körner,
Die es umschließt — sie tragen hundertfältig
Und tausendfältig golden goldne Frucht
Und Gold, Gold, Gold — das ist's ja, was euch lüstet.
Und damit —

Kreusa (aufschreiend).
Weh!

Die Gäste (fahren auf).

Kreon.
Was ist dir, Kind?

Jason (ahnungsvoll.)
Kreusa!

Kreusa.
Weh! Feuersglut — der Schleier — Wie das brennt!

Alle.
Entsetzen! Faht die Mörderin —

Medea.
Haha!

Kreusa.
Weh! Kühlung! — dort — das Meer —

Medea.
Kühlung begehrst du?
(Sie schleudert den Becher in den Saal. Die Flammen schlagen auf.)
Hier fließt die Quelle, hier. Ertrinke denn
In ihrer goldnen Flut, du und dein Haus.

(**Kreusa** ist wehklagend aus dem Saal geführt. **Kreon** und **Jason**, die um sie bemüht waren, eilen ihr nach. Die kolchischen Diener sind entflohen. **Medea** ist in die Kniee gesunken und hält die Kinder umschlungen.)

Alle
(in wildem Durcheinander unterdessen.)
Flammengeflacker! Dort und hier!
In furchtbarem Wirbel wälzt es sich fort.
Schon glühen die Säulen! Das Eisen dorrt —
Wer zügelt die wilde, gespenstische Gier? —
Wahnsinniger Spuk — o qualvolle Not!
Kein Weg? kein Entkommen? Schon träuft es vom Dach
In flüssiger Glut — Wer rettet? wer hilft? —
Entsetzlicher Jammer! Verzweiflung! Tod!

Jason
(kommt taumelnd von links und bricht sich durch Rauch und Flammen Bahn; außer sich.)
Die Kinder! — Die Kinder! — Du giebst sie mir!

Medea.
Mein Wort ist heilig.
(Mit einer raschen Bewegung durchsticht sie die Kinder.)
Hier, Vater, hier!
(Sie wendet sich und verhüllt das Haupt.)

Jason
(reißt die kleinen Toten mit einem wahnsinnigen Aufschrei an sich und stürzt nach rechts hinaus.)

Medea
(enthüllt ihr Antlitz und wendet sich der Säule zu, an der das Vließ hängt. Sie holt es herab.)
Dem Nachen, der dich an dies Land getragen,
Furchtbares Vließ, vertrau' ich dich und mich,
Und unser Schicksal den allew'gen Göttern.
Kein Segel, kein Ruder. Was sie uns
Bestimmen, ist das Rechte. Beten wir
Um ihren Frieden und ein gnädig Ende.

(Sie schreitet ruhig aus den Saal, der alsbald, nachdem sie ihn verlassen, zusammenstürzt. Über den Trümmerhaufen hinweg sieht man das Meer nun ganz nah und klar. Es ist Morgen geworden. Noch einmal irrt **Jason** durch die Trümmer und begegnet **Medea**, die den Weg zum Strande hinabsteigt. Sie hält ihm das Vließ entgegen.)

Jason (taumelt zurück.)
Des Drachen Tatze zuckt — der Fluch — verloren!
(Er stürzt sich ins Meer. Medea verschwindet hinter der Szene.)

(Die Bühne ist leer geworden, die Glut erloschen. Man hört nur noch das Rauschen des Meeres. Nach einer Weile steigen die Okeaniden aus dem Wasser, lagern sich auf den Riffen, am Ufer und auf den Trümmern des Palastes.)

Die Okeaniden.
Den Funken, der hell den Kindern zur Lust
Aus dem Steine springt, ihn schwellt ein Hauch
Zur Flamme, die wachsend mit Geistergewalt
Den Marmor zerbricht und das Eisen zerreißt
Und in höllischer Glut, die kein Leben verschont,
Paläste und Städte dahinrafft.

So wächst der Fluch der menschlichen Schuld
Aus Zwergengestalt zum Gigantengetüm
Und würgt mit unersättlicher Hand,
Bis das Ärgste gethan und der Götter Huld
Dem furchtbaren Ring
Das Opfer entreißt und den Opf'rer.
Im Nachen trägt sie die Müden still
Durch Wogen und Sturm an heiliges Land

In des Friedens gesegnete Freistatt.
Dem Sterblichen, der sie liebt und ehrt,
Verleihen die Götter als höchstes Gut
Einen einfachen Sinn, ein zufriedenes Herz,
Dann gleitet sein Leben, ein murmelnder Bach,
Unter Erlen dahin und Weidengebüsch
In die wunschlosen Reiche der Schatten.*)

(Während dieses Gesanges zieht **Medeas** Nachen mit dem leuchtendem Vließ am Mast ruhig durch das Meer.)

*) Der Herr Verfasser behält sich das Recht der Composition vor.

Gebet.

Tiefe, stille Mitternacht
Mit dem Glanz von Ewigkeiten
Und der feierlichen Pracht
Schweigender Unendlichkeiten,

Sieh mich vor Dein Angesicht
Im Gebete niedersinken
Und aus Deinem milden Licht
Einen Trost der Seele trinken.

Stumme Größe der Natur,
Unermeßlich hingebreitet,
Ich bin Mensch, Mensch bin ich nur,
Den die Sehnsucht zu Dir leitet.

Ach, ich fühle mich nicht mehr,
Übermächtig Dich empfindend;
Über mich gehn Schauer schwer,
Deine Ewigkeit verkündend.

Was bin ich? Gieb Trost, Natur,
Über Menschenschmerz erhaben!
Laß mein Leben seine Spur
In den Weg der Menschheit graben. —

Kurt Münzer.

Rast.

Mein Ränzel ward mir schier zur Last;
Nun halt' ich kurze Mittagsrast,
Unter den schattigen Bäumen
Ein wenig zu säumen, zu träumen.

Ich bin ein Wandrer ohne Ziel —
Der Städte und Länder sah ich viel,
Der Menschen, der alten und jungen,
Die dasselbe Liedchen sungen.

Dasselbe Lied seit der Erde Beginn:
Woher — wohin? Woher — wohin?
Was sollen die Freuden, die Leiden,
Und was soll Lieben und Scheiden?!

Aber ich hab' ein leichtes Gemüt:
Ein Blümlein, das am Wege blüht . . .
Oder es kommt mir ein Mädchen entgegen . . .
Da ist mir das Herz voll Segen —

So wand're ich froh durch die Lande hin . . .
Nur manchmal, wenn ich ganz einsam bin
In Regen und Sturmgebrause —
Dann sehn' ich mich so nach Hause.

Und dann, dann bin ich nimmer froh,
Denn ich weiß nicht wie und weiß nicht wo
Ich meine Heimat finde —
Und dann bang' ich gleich einem Kinde.

Christoph Flaskamp.

Der alte Fuchs und der junge.

Als der Fuchs wurde schwach und alt,
Fand er den Sommer viel zu kalt,
Den Frühling trocken, den Herbst zu feucht;
Winters starb er. „Die Erde sei ihm leicht!“

Sprach der junge Fuchs gerührt,
Stahl ein Huhn und hat sich geführt
Wie der Alte in jungen Tagen;
Später wird er auch so klagen.

Hans M. Grüninger.

Frühlingsgruß.

Die Sonne flutet golden in's Zimmer
Und badet Alles in hellem Glanz.
Und schillernd spielen in ihrem Schimmer
Staubkörnchen ihren lustigen Tanz.

Vom Dache rieselt in hellen Tropfen
Der Schnee, der in der Wärme taut,
Und ein paar freche Spatzen klopfen
Ans Fenster gar und schreien laut.

Und was geschlafen, wird wieder munter,
Schon flieht der Winter in raschem Flug;
D'rum schlucke das bischen Sorge herunter —
Der Frühling ist da, und das ist genug!

Ernst Ludwig Schellenberg.

Die Venus von Milo.

Von Alexander Pache.

Timchens klappte leise das Buch zu, wischte sorgfältig die Feder aus, schob den grünen Lichtschirm von der Stirn und schlüpfte in seinen dünnen, viel zu kurzen Überrock, nachdem er den fleckstarrenden Schreibärmel abgeknöpft und als Tuch um den langen dünnen Hals gebunden. Er wünschte dem Herrn Rechtsanwalt respektvollst einen guten Abend und eilte bald mit langen Schritten durch die bereits hell erleuchteten Straßen der Vorstadt. Es war bitter kalt und stürmisch; um die Straßenecken pfiff der Dezemberwind und fuhr dem armen Schreiberlein in Ärmel und Hosen, daß er vor Frost zitterte und seine langen Beine zu immer größeren Sprüngen trieb. Ihn fröstelte noch mehr, wenn er an die kalte, zugige Mansarde dachte, die ihn erwartete. Heute wollte er sich doch wenigstens etwas Warmes gönnen und dann schnell zu Bett gehen.

Er bog in eine Nebengasse ein und stieg die Treppe zu einer Kellerwirtschaft hinab, nahm an einem der unsauberen Tische zwischen fluchenden Eckenstehern und vespernden Droschkenkutschern Platz und ließ sich einen mächtigen Topf Warmbier geben. Ah! wie wohlig das heiße Getränk seine erstarrten Adern mit Wärme füllte! Ein angenehmes Behagen überkam ihn und ließ ihn mit der Zeit fast so etwas wie lustig werden. Er hatte die Kühnheit, eine zweite Auflage des belebenden Trunks zu genießen, ohne sich Vorwürfe wegen seiner Verschwendung zu machen. Seine blasse, spitze Nase rötete sich, seine eingefallenen Wangen bekamen Farbe, seine großen, blauen Augen fingen an, vergnüglich zu leuchten. Er geriet fast in eine verwegene Stimmung; die Unternehmungslust wurde wach in ihm. Er beschloß, ein wenig zu bummeln: was sollte er auch jetzt allein in seiner kalten, kahlen Mansarde?

Timchens erhob sich, hüllte sich fester in den abgeschabten, aber peinlich sauberen Rock und schlüpfte hinaus. Er hielt die Richtung nach der Stadt ein; ihn verlangte, Licht und Leben zu sehen, weihnachtsfröhliche, geputzte Menschen und ihr Lachen zu hören. So eilte er durch die lichterhellten Hauptstraßen mit ihren glänzenden Läden und den darin aufgestapelten Schätzen. Nur selten hatte ihn sein Weg in diese Gegend geführt, es sei denn, daß ihn sein gestrenger Chef mit irgend einem geschäftlichen Auftrag hierher geschickt hatte, dann aber hatte er sich immer beeilen müssen, und so kam es, daß ihm das abendliche Treiben und Gewühl fast unbekannt war, zumal, da er erst vor wenigen Monaten vom Lande gekommen, um hier seine Schreiberstellung anzunehmen.

Mit weit geöffneten Augen starrte er auf die Auslagen mit den hohen Spiegelfenstern, hinter denen lange Reihen winziger Gasflämmchen die Eisblumen des Glases wegleckten. An dem großen Eckladen einer Kunsthandlung blieb Timchens wie gebannt stehen, seine Hände krampften sich zusammen in leidenschaftlichem Entzücken, durch seine Lippen kam ein leiser hoher Ton. Seine Augen waren an einem großen Bilde, einer Heliogravüre, haften geblieben, die in der Mitte des hohen Schaufensters stand und in tadelloser Ausführung eine Reproduktion der Venus von Milo zeigte. Die Strahlen der elektrischen Glühbirnen, die durch vorüberrasselnde Wagen und Trambahnen in ewig zitternder Bewegung waren, tanzten auf dem Bilde, riefen wundervolle Lichteffekte hervor und tauchten den Leib der Göttin, der sich blendend weiß vom dunkelblauen Hintergrund abhob, in lebensvoll warmen Glanz.

Timchens stand wie ein Verzückter. Er hatte sich in die Masse der Beschauer gedrängt, die das Fenster belagerten, mit beiden Händen stützte er sich auf die kalte Messingstange, die zum Schutz vor dem Spiegelglas angebracht war; vorgebeugten Leibes drückte er sein Gesicht, das vor innerer Erregung glühte, an die nasse Scheibe. Er sah nichts von den ihn umgebenden Menschen, die ihre Plätze wechselten, weiter eilten, von anderen Neugierigen abgelöst wurden; er bemerkte nichts von

den übrigen Gemälden und Statuen, die im Schaufenster standen — er sah nur immer mit brennenden Augen auf die große blaue Heliogravüre in der Mitte. Ihm war dieser Anblick wie eine Offenbarung gekommen. Nie in seinem Leben hätte er für möglich gehalten, daß ihn etwas so in Entzückung zu setzen vermocht hätte. Er wagte kaum zu atmen, aus Furcht, den Zauber, der ihn gebannt hielt, zu zerstören. Das Rasseln der Wagen und der betäubende Lärm des nächtlichen Großstadtlebens, das hinter seinem Rücken flutete, verschmolz zu einem leisen Meerrauschen, das seine Sinne umnebelte und ihm weithin zu entführen schien. Und immer schauten seine Augen auf diesen wundervollen, warmen Menschenleib. Er war geneigt, dies alles für einen Zauber, eine Erscheinung zu halten, und plötzlich mischte sich in sein Entzücken eine stetig wachsende Furcht, die Erscheinung könne verschwinden, der Zauber könne gebrochen werden.

Da packte ihn jemand unsanft am Arm und schob ihn zurück: „Andre wollen ooch wat seh'n, mein Lieber!“ Er taumelte zurück und griff nach der heißen Stirn. Da hatten sich auch schon andere zwischen ihn und das Schaufenster geschoben. Vergebens reckte er nun den kleinen schmächtigen Körper, er vermochte nichts mehr zu sehen. Eine Weile lang wartete er, immer noch zitternd vor heimlicher Erregung, dann wandte er sich zum Gehen, mechanisch vorwärts schreitend, wie innerlich geblendet von einem schmerzenden, aber unsagbar herrlichen Lichtstrom.

Wie ein Träumender erreichte er seine Kammer und warf sich, ohne das Licht anzuzünden, angekleidet auf das schmale Bett. Die erste tiefe Erregung war durch den langen Gang in der kalten Winterluft von ihm gewichen, aber er fühlte, wie in ihm noch immer tausend goldene Saiten vibrierten und seine Seele mit süßen Harmonien durchfluteten. Er schloß die Augen. Da stand das Bild der Göttin wieder vor ihm in all seiner sieghaften Schönheit, wie er es soeben geschaut. Er glaubte jede Linie des weichen Körpers, jede Falte des wallenden Untergewandes zu sehen, mit seinen zärtlichen Blicken zu fühlen; unwillkürlich breitete er seine Arme aus.

Timchens hatte noch nie in seinem Leben ein Weib hüllenlos gesehen; nie war ihm der Gedanke gekommen, die Körperformen des Weibes könnten so ganz anders, um soviel weicher, anmutiger und herrlicher, als die des Mannes sein; seine Seele war noch rein und keusch, wie die eines Kindes. So traf ihn dieser erste Anblick des herrlichen, unverhüllten Frauenkörpers wie eine göttliche Offenbarung. Ihm war, als ob er beten müsse, eine so fromme Scheu fühlte er in sich emporkeimen. Sein Verstandesleben war wie ausgeschaltet, ebenso wie sein sinnliches Wahrnehmungsvermögen, denn er fühlte weder den nagenden Hunger, der bereits wieder in ihm zu wühlen begann, noch die eisige Kälte, die durch das schlecht schließende Fensterchen drang und seine Haare mit Reif überzog. Alle seine Gedanken, alle seine Gefühle spielten um das geschaute Schönheitswunder. Endlich schlief er ein mit einem glücklichen Lächeln auf den Lippen. Ein heißer, glühender Traum zeigte seinen lebenden Sinnen den weichen, lebenswarmen Körper der Venus von Milo. —

* * *

Tags darauf konnte Timchens kaum den Schluß der Bureaustunde erwarten. Mit stetig wachsender nervöser Unruhe verfolgte er den Lauf des Zeigers an der Uhr, die ihm gegenüber an der Wand mit langsamer Stetigkeit hin und herpendelte. Sowie er auf der Straße stand, eilte er nach der inneren Stadt und befand sich in kurzer Zeit wieder vor der Kunsthandlung. Rücksichtslos schob er die Gaffer vor dem Fenster bei Seite — ah! da war das Bild noch! Er mußte sich beherrschen, um nicht einen jubelnden Schrei auszustoßen. Es schien ihm, als grüße ihn die Göttin mit einem leisen Lächeln ihres weißen Mundes, mit einem Lächeln, so leis und geheimnisvoll, das nur er es schauen konnte. Mit trunkenen Augen sog er die Schönheit des Bildes in seine Seele ein. Bald beherrschte ihn wieder dieselbe fieberhafte Erregung, derselbe glückselige Taumel, der alle seine Sinne gefangen genommen, als er die Göttin zum ersten Mal gesehen.

Wohl eine halbe Stunde stand er so, in staunende Anbetung versunken und ließ willenlos den Zauber auf sich wirken, mit beiden Händen hielt er fest die Messingstange umklammert, um nicht durch die Umstehenden, die fortwährend ihre Plätze wechselten, von seinem Standorte verdrängt zu werden. Schließlich ermannte er sich und suchte klarere Gedanken zu fassen. Er riß seine steifen, verklammten Hände von der Barrière los, mit einem heftigen Ruck, sodaß ein Teil der zarten Haut an dem eiskalten Metall hängen blieb.

Der brennende Schmerz brachte ihn wieder völlig zu sich. Aber noch immer hafteten seine Augen an der Venus und kehrten stets wieder zu ihr zurück, so oft er auch versuchte, sie diesem Banne zu entreißen. Der immer heftiger sich

bemerkbar machende Hunger bewog ihn endlich zu gehen. Einen letzten, langen Blick sandte er dem Bilde zu, und wieder war's ihm, als grüße ihn die Göttin zum Abschied mit einem leisen Lächeln ihres weißen Mundes. Mit zögernden Schritten, immer wieder nach der Kunsthandlung zurückschauend, entfernte er sich. —

Von nun an war sein allabendlicher Gang an diese Stätte. Jeden Tag nach Schluß des Bureaus konnte man seine hagere, ein wenig gebückte Gestalt erblicken, wie sie, dicht am Fenster der Kunsthandlung stehend, wohl eine Stunde lang ausharrte.

Die ganzen langen Arbeitsstunden, in denen er sich für kargen Lohn in dumpfiger Schreibstube abmühte, verklärte das Bewußtsein, Abends wieder am Schaufenster stehen und in Anbetung der Schönheit schwelgen zu können.

Er hatte unter dem Bilde den Namen gelesen, und nun bereitete es ihm ein immer wiederempfundenes Vergnügen, ihn bisweilen leise vor sich hinzumurmeln. Diese klangvollen Worte mit den vollen Vokalen, die sich so unwillkürlich den Ohre einschmeichelten, bargen für ihn eine Fülle süßesten Wohllautes in sich.

Oft kam es vor, daß er, wenn ihn in unbewachten Momenten seine Träumerei allzu willenlos machte, den Namen der Göttin aufs Löschpapier kritzelte. Zu Hause in seiner Schublade barg er einige Blätter, auf denen die Worte in den schönsten Schriftzügen, mit den seltsamsten Verschnörkelungen liebevoll hingemalt prangten.

Eines Tages während der Arbeit kam ihm der Gedanke, sich das Bild das ihn so entzückte, käuflich zu erwerben. Aber schon im nächsten Moment erschrak er vor der Kühnheit dieses Wunsches. Dennoch schwand er nicht aus seinem Hirn. Immer kam er wieder, und schließlich ward er so mit ihm vertraut, daß er seine Erfüllung nicht mehr ganz so unmöglich fand als vorher. An diesem Abend eilte er in bangster Erwartung nach der Kunsthandlung, auf dem Wege immer wieder rechnend, wie viel er bei äußerster Sparsamkeit wohl von seinem knappen Lohn erübrigen könne. Er wußte genau, daß an der Heliogravüre kein Preis vermerkt war, hoffte jedoch im Stillen, er werde nicht allzu unerschwinglich sein.

Als er sich genugsam wieder durch Anschauen des Bildes erquickt hatte, betrachtete er die übrigen ausgestellten Kunstgegenstände. Er glaubte vor Entsetzen in den Boden zu sinken als er an ihnen für sein Empfinden ungeheuerliche Preisangaben erblickte. Die kleine Skizze da, die kaum ein Drittel so groß war, wie die ersehnte Heliogravüre — er beurteilte in seiner Naivität natürlich den Wert der Bilder nach der Elle — kostete ja schon ein ganzes Vermögen, eine Summe, die monatelang für ihn zum Leben hinreichte. Es war also gar keine Möglichkeit, jemals das Bild erwerben zu können! Eine unsagbare Erbitterung überfiel ihn: zum ersten Mal in seinem Leben empfand er so etwas wie Neid den Reichen gegenüber, die sich sofort ihre kostspieligsten Wünsche befriedigen konnten.

Als er an diesem Abend nach Hause gekommen und sich mutlos auf's Bett geworfen hatte, überkam ihn bald der Schlaf und ein grausamer Traum zeigte ihm die ersehnte Göttin lockender und herrlicher denn je. —

Allmählich war mit Timchens eine völlige Veränderung vor sich gegangen, eine so tiefe Umwälzung in seiner Psyche, daß er sich selbst als ein völlig anderer vorkam. Er konnte jetzt nicht begreifen, wie er vorher hatte leben können, ohne eine Kenntnis von so hehrer Schönheit zu haben. Es kam ihm vor, als habe er bisher nur so stumpfsinnig hin vegetiert, als halbes Tier, das sich tagüber im Joch des Göpels abmüht, um Futter zu haben, abends totmüde auf's harte Lager zu sinken und andern Tags zu neuer unfruchtbarer Frohnarbeit zu erwachen. Es war in ihm urplötzlich seine künstlerische Natur erwacht, mit einem jähen Ruck hatte sie ihre jahrelangen Hüllen gesprengt, und nun sprudelte und quoll es in ihm wie von warmen lebendigen Quellen. In diesem äußerlich so häßlichen, armselig häßlichen Schreiberlein hatte ein künstlerisches Empfinden geschlafen, das nur der ersten Erweckung bedurfte, um von selber aufzublühen und eine Fülle von Duft über sein graues Alltagsleben zu strömen. Eine ganz neue Welt war vor seinem Auge erstanden; ungeahnte Entzückungen und heimliche Freuden bot sie ihm.

Nachdem die Tage des ersten Rausches verflogen waren, hatte er sich gewöhnt, neben der Venus von Milo auch die übrigen ausgestellten Kunstgegenstände mit aufmerksamstem Interesse zu betrachten. Er las die Unterschriften, merkte sich die Namen, begann bald die feineren Unterschiede in den Reproduktionen zu begreifen, und da die Auslage der kleineren Kunstblätter und Statuen öfters erneuert wurde, lernte er nach und nach die besten der alten und neuen Meister in ihren Hauptwerken kennen.

(Fortsetzung folgt.)

Berliner Theater.

Von Karl Emil Franzos.

I.

Eine kurze Notiz im letzten Heft unserer Zeitschrift hat diese Rückschau auf die wichtigsten Erscheinungen der ablaufenden Theater-Saison bereits angekündigt und zu begründen versucht, warum ihr Verfasser, nachdem er leider im Laufe des Winters sie nicht schreiben konnte, nun gleichwohl hofft, nicht zu spät zu kommen. Ist der Leser nicht derselben Meinung, so könnte ihn die breiteste Ausführung jener kurzen Sätze nicht überzeugen. Lassen wir also alle weitere Einleitung und gehen nun an's Werk, zu untersuchen, was die Berliner Theater in den letzten fünf Monaten an bleibenden oder litterarisch wichtigen Werken gebracht haben.

„Oder", sage ich, denn beide Begriffe decken sich nicht immer. Der Fall, daß einem Werke in der Geschichte der Litteratur eine Zeile gesichert ist, während es sich auf der Bühne nur für Tage oder Wochen und auch da nur mühsam behaupten konnte, ereignet sich oft genug, wenn er auch nicht eben etwas Alltägliches ist. Und selten genug erklärt sich dies daraus, daß das Publikum dem Dichter gegenüber durchgefallen ist: er mutete den Zuschauern mehr zu, als sie, in den ästhetischen Anschauungen ihrer Zeit befangen, an Verständnis aufbringen konnten, sie gingen und andere Zuschauer kamen nicht; das Werk aber ging und kam wieder, nach Jahrzehnten auf der Bühne, oder doch in der Geschichte unseres geistigen Lebens. Viel häufiger trifft sich's leider, daß ein Werk, das nicht blieb und nicht zu bleiben verdiente, deshalb litterarisch wichtig ist, weil sein Verfasser ein sehr bedeutender Dichter ist, weil es Pflicht ist, seinem Schaffen Schritt für Schritt und mit Aufmerksamkeit zu folgen, gleichviel, ob dies erquicklich ist oder nicht.

Ein Fall dieser Art hat uns zunächst zu beschäftigen: Gerhart *Hauptmanns* Tragikomödie in vier Akten „*Der rothe Hahn*". Im November 1901 aufgetaucht, im Dezember verschwunden, wird sie nie wiederkehren, aber wer sich ernstlich für die Litteratur interessiert, wird sich doch mit der für die Bühne toten Arbeit zu beschäftigen haben. Es ist eine Pflicht, denn es handelt sich um ein Werk des Verfassers der „Weber" und der „Versunkenen Glocke"; aber es ist eine unerquickliche Pflicht. Und das Traurigste daran ist: dies ist nun in unmittelbarer, von keiner kräftigen Schöpfung, keinem Erfolg unterbrochenen Reihe das *dritte* Werk desselben Dichters, von dem das Gleiche gilt. Auf „Schluck und Jau" folgte „Michael Kramer" und nun „Der rothe Hahn". Die Sprossen einer Leiter, die immer tiefer hinabführt, bedeuten diese drei Stücke, wie ich — freilich im Gegensatz zu vielen anderen Beurteilern — glauben möchte, vielleicht nicht, aber gewiß ist, daß keines von ihnen an die früheren Werke Hauptmanns auch nur entfernt heranreicht. Und das ist gerade schlimm genug. Freuen mag sich dieser Thatsache, wer ein Gegner Hauptmanns oder ein grundsätzlicher Gegner der Bühnendichtung ernsteren und edleren Stils und darum der Meinung ist, daß es ja an Lieferanten brauchbarer Theater-Stücke gottlob nicht fehlt; beschönigen mag diese Thatsache, wer auf Hauptmann eingeschworen ist und Tapferkeit genug hat, auch nun zum dritten Male das Sprüchlein zu wiederholen, das schon bei „Schluck und Jau" nicht hätte gewagt werden dürfen: „Armer Dichter! Das Publikum war für ihn wieder einmal nicht reif genug!" Wem aber die Entwickelung unserer Litteratur und damit die Entwickelung dieses begabtesten dramatischen Dichters, den Deutschland jetzt besitzt, am Herzen liegt, wird die Thatsache nur beklagen.

Es wäre ebenso ungerecht, wie verfrüht, über Hauptmann schon heute ein abschließendes Urteil zu fällen, geschweige denn zu sagen: „Früher leistete er Vortreffliches, jetzt Mittelmäßiges, bald wird er nur noch Schlechtes machen." An Stimmen dieser Art fehlt es nun freilich naturgemäß nicht, sogar an solchen nicht, die sagen: „Er ist derselbe geblieben; er hat nie etwas Bedeutendes gekonnt, nur habt ihr euch früher von ihm blenden, von dem Lärm der Reklametrommel, die für ihn gerührt wurde, betäuben lassen, und nun laßt ihr euch eben nicht mehr blenden, noch betäuben." Wer so spricht, war nie wert, von den „Webern" und dem „Fuhrmann Henschel" ins tiefste Herz hinein erschüttert, und durch die poetische und dabei urdeutsche Stimmung entzückt zu werden, die von der reizendsten Gestalt, die ein Dichter dieser Tage geschaffen hat, von dem „Rautendelein" ausgeht. Und wer so spricht, vergißt andererseits, daß besagte Reklametrommel heute noch so heftig

dröhnt wie nur je; sie wird ja nun mit der Ausdauer und dem Wagemut der Verzweiflung geschlagen . . . Nein, in dem Hauptmann von einst haben wir uns nicht geirrt, und die Frage, was er wert ist, darf nicht nach seinen letzten drei Stücken beantwortet werden. Den Verfasser der „Weber“, der „Einsamen Menschen“, der „Versunkenen Glocke“ und des „Fuhrmann Henschel“ lassen wir uns, lassen wir unserer Litteratur nicht entfremden. Aber wie erklärt sich der Hauptmann von Heute?!

Auch dies ist eine Frage, die zu beantworten noch nicht an der Zeit ist, weil das Material fehlt, und stände es einem zufällig zu Gebote — bei mir ist dies nicht der Fall — so müßte er's sich dreimal überlegen, ob er es benützen dürfe, um es dann sein zu lassen. Die Vivisektion an Tieren ist zum Heil der Menschen gestattet und wird nur von dem kuriosen Häuflein empfindsamer Leute bekämpft, denen Tierschutz über Menschenschutz geht, aber Vivisektion an Menschen ist nicht gestattet, und selbst für den Kritiker muß ja der dramatische Dichter ein — Mensch bleiben. Mit anderen Worten: es kann kein Zufall sein, daß einem Werke wie der „Versunkenen Glocke“ eine so kühne und, wenn auch verfehlte, so doch gewaltige Dichtung wie der „Florian Geyer“ folgte, und diesem „genialen Ungetüm“ wieder ein so edles und tiefes Werk wie der „Fuhrmann Henschel“, hierauf aber drei Stücke wie „Schluck und Jau“, „Michael Kramer“ und „Der rote Hahn“, vielleicht nicht, sagte ich schon als meine persönliche Meinung, eines schwächer als das andere, aber alle drei so schwach, so ganz und gar verhauen und verfehlt, daß schwer zu entscheiden ist, welches das schwächste sein mag. Das kann kein Zufall sein — und worin sollte die Erklärung liegen? In dem Wesen dieser Begabung, die eben nicht ausgiebig genug war und jetzt im Verebben ist?! Man denke an den Weg, den Hauptmann gegangen ist, den steil ansteigenden Weg von „Vor Sonnenaufgang“ zu den „Einsamen Menschen“, seinem ersten Höhepunkt, von diesem Drama voll reichsten inneren Lebens zu den oben bereits genannten Werken bis zum „Fuhrmann Henschel“, und man wird antworten müssen: „Unsinn! Ein solches, nicht bloß starkes, sondern auch originelles, und nicht bloß originelles, sondern auch vielseitiges Talent ist nicht plötzlich erschöpft; das reicht unter normalen Verhältnissen, wie uns die Geschichte der Litteratur lehrt, für Lebenszeit aus.“ Wo aber wäre hier das Anormale zu suchen?! Hauptmann ist heute noch nicht 40 Jahre alt, lebt in den denkbar sichersten Verhältnissen, darf, von Sorgen ungehetzt, in ländlicher Abgeschiedenheit nach Herzenslust schaffen. Wir stehen vor einem Rätsel, das erst nach langen Jahrzehnten seine Aufklärung finden wird. Was wir heute sagen können, ist nur: Hauptmann arbeitet nicht mehr wie einst mit voller Kraft; es ist nicht mehr sein Bestreben, mit jedem neuen Werke zu wachsen; er giebt Halbes und Unfertiges aus der Hand. Das mußte man schon nach „Schluck und Jau“, nach dem „Michael Kramer“ sagen. Und nach dem „Roten Hahn“ muß man leider noch viel Traurigeres hinzufügen: Er kopiert sich selber und die Kopie ist unendlich viel schwächer als das Original.

Das war das allgemeine Urteil über den „Roten Hahn“ gegenüber seinem Vorbild, dem „Biberpelz“, und da sich die Thatsache jedem aufdrängen muß, der beide Stücke kennen lernt, da sie zudem in sehr vielen Kritiken mehr oder minder erschöpfend nachgewiesen wurde, so widerstehe ich hier sehr leicht der ohnehin nicht großen Versuchung, das hundertmal von anderen Gesagte nochmal zu sagen. Aber eine andere Aufgabe scheint mir lockender, weil sie kaum noch umrissen wurde, geschweige denn, daß sie gelöst worden wäre. Daß es ab und zu einem fingerfertigen Litteraten, einem — das Wort im buchstäblichen Sinne genommen — Manufakturisten der Litteratur ein gutes Geschäft scheint, Figuren, die dem Publikum ein gewisses Interesse abgewonnen haben, nochmals vorzuführen, kommt sehr oft vor. Sehr selten aber hat bisher ein Dichter, der diesen Namen verdient, zu einem Roman, geschweige denn zu einem Drama eine Fortsetzung geschrieben, und wo sich dieser Fall ereignete, läßt sich zumeist auch erkennen, welcher künstlerische Calcul — gleichviel ob ein richtiger oder verfehlter; zumeist war es es ein verfehlter, — ihn dazu bewogen hat. Gehen wir der Frage nach, wie Hauptmann dazu gekommen sein mag.

Leicht ist die Antwort nicht; wir stehen scheinbar zunächst vor einem unlösbaren Rätsel. „Der Biberpelz“ ist eine Komödie von bescheidener äußerer Handlung, deren Wert in der vortrefflichen Charakteristik zweier Hauptgestalten, in der guten einiger Nebenfiguren, vor Allem aber in der blutigen, grellen, aber ungemein witzigen und schlagenden Satire auf eine gewisse Sorte servilen Beamtentums liegt, das die Gauner laufen läßt, weil die Behelligung der anständigen, aber politisch „verdächtigen“ Leute ihm keine Zeit dazu übrig läßt und zudem sein bißchen Verstand ganz in Anspruch nimmt. Es hat immer Leute vom Schlage dieses Amtsvorstehers von Wehrhahn gegeben, es giebt ihrer, es wird ihrer geben — und darum ist die Satire gegen sie an sich eine menschlich und politisch berechtigte — politisch im weitesten Sinne des Worts, eigentlich vom Standpunkt jeder Partei und am meisten des Staates, dessen schlimmste Gefahr diese Wehrhähne sind — und auch eine künstlerisch berechtigte, wenn sie mit so vielem Witz und dabei mit solchem Respekt vor der Natur durchgeführt wird, wie im „Biberpelz“. Diese Satire aber ist auch, wie ich bei der Lektüre des Stückes an mir selbst, bei der Aufführung an mir und allen Anderen beobachtet habe, der künstlerische Kernpunkt des Stückes und ihm verdankte es einst seine Wirkung, wie es ihm

… Dauer dieser Wirkung verdankt; von der vis comica, die in den Charakteren steckt, könnte es nicht leben. Der erste Akt, wo wir nur die infam schlaue, infam schlechte Wolffen — dabei doch eine durchaus der Natur abgelauschte und mit menschlichen Zügen reich ausgestattete Figur — und ihre verlotterte Umgebung sehen, wirkt im Lesen nicht eben stark, und auf der Bühne noch weniger; selbst in Berlin war es so, wo das „Deutsche Theater“ für die Hauptgestalt eine ganz ausgezeichnete Darstellerin von geradezu genialem Instinkt für diese Gattung ebenso schlauer, als gemeiner Naturen aus dem Volke hatte, und das wird sich darum anderswo noch fühlbarer gemacht haben. Erst der Schluß des Aktes, wo der versoffene Amtsdiener dazu leuchtet, wie die Wolffen und ihr Mann den Schlitten für den Holzdiebstahl hervorholen, wirkt etwas kräftiger; das ist eben ein guter, wenn auch nicht teurer Witz. Und erst im zweiten Akt, wo sich Wehrhahn immer mehr als Dummkopf von knechtischem, nur nach einer Seite hin ausgebildetem Spürsinn entpuppt, wo seine Dummheit in der Verschlagenheit der Wolffen die richtige Folie findet, belebt sich das Interesse, um im dritten Akt, so gut er aufgebaut ist, wieder zu sinken; die Schlauheit und Schlechtigkeit der Wolffen mag durch noch so gut beobachtete Züge immer auf's Neue vorgeführt werden, das kennen wir schon und die Gestalten, die wir neu kennen lernen, so der ungerecht verdächtigte Doktor Fleischer, sind eben bald erfaßt — uns interessiert der Herr von Wehrhahn, der diesem Akt fehlt; wir freuen uns darauf, wie der Mensch in die Fallen der Wolffen und noch mehr in die Fallen der eigenen Dummheit gehen und sich gründlich blamieren wird. Darum ist der vierte Akt, wo dies geschieht, der beste, wirkt am meisten und ist von Anbeginn bis heute der eigentliche Anziehungspunkt des Stückes gewesen. Nach Recht und Gebühr; die Scene, wo Wehrhahn den bestohlenen Herrn Krüger durch die Aussage des Hehlers Wilkow, der den Biberpelz gekauft hat, der Thatsache überführt, daß auch Schiffer zuweilen Pelze tragen, ist von einer natürlichen, ungezwungenen, komischen Kraft, wie sie uns gerade in der allerneuesten Litteratur nur selten begegnet. Und so sei denn auch zusammenfassend wiederholt: an dem ganzen Stück ist die politische Satire das Beste, das Lebensvollste, und sie hat es auch lebendig erhalten.

Aber eben weil dem so ist, was konnte hier zu einer Fortsetzung, zu einer Wiederholung reizen? Die politische Satire gewiß nicht. Es ist immer gefährlich, immer vom Standpunkte des guten Geschmacks ein bedenkliches Wagestück, zu wiederholen, was man bereits einmal mit Erfolg vorgebracht hat, aber vollends einen witzigen Einfall zu wiederholen, ist eine arge Versündigung gegen den guten Geschmack. Nun ist aber der Einfall nicht bloß derselbe, genau derselbe, sondern es ist zudem auch seine Einkleidung eine minder glückliche als im „Biberpelz“, ja eine geradezu verunglückte. Wehrhahn ist noch immer der borniert Mensch, der auch diesmal einem Gebildeten, der nun nicht mehr Dr. Fleischer, sondern Dr. Boxer heißt, aber auch sehr gut derselbe Dr. Fleischer sein könnte, weit mehr Aufmerksamkeit schenkt als dem Verbrechen der Wolffen, hier Brandstiftung, das er von Rechtswegen aufdecken und bestrafen sollte; er läßt sich auch hier von ihr düpieren, sogar diesmal so weit, einen Unschuldigen zu fassen, nur wirkt das alles gar nicht komisch, auch nicht tragi komisch, es wirkt überhaupt nicht. Und zwar keineswegs deshalb allein, weil wir es schon einmal angesehen haben, sondern weil hier die Pointe fehlt. Im „Biberpelz“ begeht Wehrhahn eine ungeheure und darum komisch wirkende Dummheit, begeht sie lediglich deshalb, weil ihm seine Jagd nach angeblichen politischen Verbrechern, oder wie er es nennt, der „Kampf für die heiligsten Güter der Nation“ das bischen Verstand völlig umnebelt. Wie anders im „Roten Hahn“; hier begeht er einen Mißgriff, der nach Sachlage selbst einem gewiegten Untersuchungsrichter zunächst passieren könnte, und dieser Mißgriff steht mit seinem Spionieren nach Socialdemokraten u. s. w. in keinerlei Verbindung. Daß ein Dichter wie Hauptmann dies übersehen und sich so vergreifen konnte, ist an sich schwer verständlich; vollends unbegreiflich aber wäre sein Fehlgriff, wenn wir annehmen wollten, er habe auf diese Weise die politische Satire des „Biberpelz“ wieder erreichen oder gar überbieten wollen. Das ist ganz unmöglich; so grob kann ein bedeutender Dichter nicht irren.

Es muß also etwas anderes am „Biberpelz“ gewesen sein, was ihn zur Wiederholung verlockte. Und das kann naturgemäß nur der Charakter der Wolffen gewesen sein; seine Anhänger haben dies nachträglich gleichsam offiziös erklärt; es war überflüssig; das mußte sich jeder denkende Zuschauer oder Leser selber sagen. Nun, dagegen ließe sich an sich nichts sagen; es kommt ja nicht häufig vor, daß ein Dichter einen von ihm geschaffenen Charakter für so interessant hält, um ihn nochmals hinzustellen, aber an sich ist das vom künstlerischen Standpunkte gewiß nicht unerlaubt; steht diese zweite Darstellung an psychologischer Kraft und Eindringlichkeit über der ersten und ist das Stück als Ganzes noch besser oder mindestens ebenso gut wie das erste, so werden wir aus dieser Wiederholung nicht eben auf einen großen inneren Reichtum des Dichters schließen, ihm aber gern folgen. Anders hier; der Charakter erscheint durchaus nicht vertieft — im Gegenteil — und es ist ihm nur gegen den Schluß eine Färbung gegeben, die nach etwas besonderem aussieht und es nicht ist. Das Stück aber ist an sich unendlich schwächer als der „Biberpelz“.

Es fällt mir nicht leicht, von einem Dichter wie Hauptmann in dieser ablehnenden Tonart zu sprechen, und es wäre mir selbst erwünscht, wenn ich daneben auf Gutes hinweisen könnte. Aber ich habe es bei

der Aufführung, so vortrefflich sie war, nicht entdeckt, und im Lesen womöglich noch weniger. „Die Frau Wolffen hat nun einen Schuster Fielitz geheiratet und heißt jetzt die Fielitzen; sie stiftet ihren Mann nun nicht mehr zum Diebstahl, sondern zur Brandlegung an, aber sie ist genau die Gestalt des ersten Stücks, und was hier an Einzelzügen zu ihrer Charakteristik beigebracht ist, ist sichtlich, ist handgreiflich schwächer, als was uns der „Biberpelz“ brachte. Und das Gleiche gilt von Wehrhahn. Die Gestalt des „Rauchhaupt“, die hier neu auftritt, ist nicht unwirksam, aber von keinem starken psychologischen Interesse. Im zweiten Akt steht die Handlung eine Weile still, dann vollzieht sich der Brandfrevel vor unseren Augen; der dritte Akt, die Verhandlung vor Wehrhahn, gewinnt durch das jähe Hervortauchen gewisser Züge in jenem Rauchhaupt, deren wir ihn kaum für fähig gehalten hätten, einiges dramatische Leben, namentlich in der Darstellung; in der Lektüre — und das ist das sicherste Kriterium, wie viel von der Wirkung dem Dichter, wie viel den Darstellern gebührt — habe ich mich weit weniger ergriffen gefühlt. Immerhin zeigt dieser dritte Akt, namentlich am Schlusse, einen Abglanz von Hauptmanns früherer Kraft, und der Gesamt-Eindruck wäre wohl ein noch besserer, wenn die Wolffen mehr hervortreten würde. Im vierten Akt aber ist sie wieder die Hauptperson und ihre Thätigkeit besteht darin, Reden zu führen, die recht wenig hörenswert sind, und dann zu sterben. Also keine Komödie und noch weniger eine Tragikomödie. Daß ein schlechtes Weib, über das wir im „Biberpelz“ herzlich gelacht, im „Rothen Hahn“ zum mindesten noch gelächelt haben, schließlich als sieche Greisin stirbt, ist nicht tragisch.

„O doch“, wendet mir vielleicht der Dichter ein, „nur verstehst du den Charakter und die Wendung in's Tragische nicht, die ich ihm gebe.“ Wenigstens vermuthe ich, daß mir der Dichter dies selbst antworten würde, weil die Offiziösen Hauptmanns mit einer Einmütigkeit, die kaum ein Zufall sein kann, das Gleiche eingewendet, ja sogar dieselbe Stelle zitiert haben. Ich setze die Worte hierher:

„Tumbeet regiert de Welt. Was sein mir: Sie, ich und wir alle zusamm'? Mir kan uns mukt schinden und schuften durch's Leben, eener so gutt, wie der andere dahier. Nu etwa! Alse! Mir wer'n well Bescheed wissen! Wer ni mitmacht, is faul, wer da mitmacht, is schlecht. — — Ma hullt doch bloß all's aus'm Dreck raus. Unsereens muß jeden Dreck doch anfassen! Da beeßt's immer gutt sein. Wie fängt man's ock an? . . . Uffbegehrt ha' ich, das is wahr Nu ganz natürlich ock. Ma will ebens aus dem Matsche raus komm', wo mir alle uns rum beißen thun mitsamm. Raus! Fort! Meinswegen ock bicher nuff. . . .“

Und diese Trivialitäten sollen der Gestalt angeblich den Stempel des Tragischen und dem Stück den der Tragikomödie aufprägen! Verstehe das, wer kann, ich versteh's nicht.

Nur eins ist mir verständlich: hier ist, glaub' ich, der Schlüssel gefunden, wie Hauptmann zu dem ganzen verunglückten Experiment kam. Ihm schwebte vor, die Gestalt so zu vertiefen, daß alle ihre Schlechtigkeit gleichsam nur als das Ergebnis des grausamen Kampfs ums Dasein erscheinen sollte, den der Einzelne führen muß. Aber was alles hätte dazu gehört, diesen Gedanken in Fleisch und Blut umzusetzen, und angenommen, daß es gelungen wäre, wär' es der Mühe wert gewesen?! Ich bezweifle dies. Der Gedanke ist an sich zu verbraucht, und ohne Hinzutreten neuer starker Motive und ihre lebensvolle Ausgestaltung nicht wirksam zu verkörpern.

Bis zu einem gewissen Grade ist es Hauptmann auch bei seinen beiden letzten Stücken ähnlich gegangen. „Schluck und Jau“ und „Michael Kramer“ wollen gleichfalls ins Tiefste gehen, geben auch in einzelnen Reden den scheinbar tiefen Grundgedanken, der sich bei näherem Zusehen als trivial entpuppt. Man denke was in „Schluck und Jau“ Karl, der Genosse des Fürsten, des Jan Rand, von Leben und Sterben sagt — ich habe die Stelle Band XXVII. S. 55 in meiner Besprechung dieses Stückes zitiert — und was dort Jau selbst äußert:

„Ich wiß Bescheed! 's kimmt alles uff eens raus! Mir kinn se nischt vier mache.“

Und denselben tiefsinnigen „Bescheed“ weiß auch die sterbende Wolffen und viel anderes weiß auch Michael Kramer an der Leiche seines Sohnes nicht.

Die hastige Arbeit mit halber Kraft, der Wunsch, durch „Ideen“ zu wirken, nicht durch Menschen und Handlungen, der Zug des Unfertigen — das ist das Gemeinsame in all den drei letzten verunglückten Dramen Hauptmanns. Und sein nächstes Werk wird nur dann wieder ein gutes sein, wenn er's mit Aufgebot all seiner Kraft macht. Sonst nicht. Was er dann leisten kann, wissen wir, aber dazu gehört nicht bloß der Wille, sondern ernste Selbstzucht des Künstlers, die immer auch Selbstzucht des Menschen sein muß.

Improvisationen von Ferdinand Sauter.

Ferdinand Sauter, der Dichter des „Gassenliedes“, das vor einem halben Jahrhundert hunderttausende von Österreichern auswendig kannten und zitierten, lebt heute nur noch außer wenigen Gedichten in Anthologien durch die unzähligen politischen und unpolitischen Epigramme fort, die aus seinem Munde zitiert werden; die „Gedichte“, die sein Freund Julius von der Traun (Alexander Schindler) 1855 nach seinem Tode herausgab, sind längst verschollen. Mit Unrecht: er gehörte nicht bloß zu den begabten Lyrikern Österreichs, sondern hat zuweilen Töne von

origineller, packender Kraft und Gewalt angeschlagen; auch seine Satire weist trotz allen Cynismus auf viel Reichtum an Geist und noch mehr an Gemüt.

Freilich war er ein „wildes Genie“ und machte sich durch seinen Lebenswandel wie durch seine Spottlust fast ebenso viel Feinde, als er Menschen kennen lernte. Am 6. Mai 1804 zu Werfen, einem Marktflecken im Salzburgischen, als wohlhabender Leute Kind geboren, erhielt er im Elternhause eine vortreffliche Erziehung, verließ aber das Gymnasium kurz vor dem Abiturienten-Examen, weil er sich der — keineswegs allzustreng gehandhabten — Schulzucht nicht fügen wollte, wurde Kommis in einer Papierhandlung, und führte ein ebenso dürftiges wie zügelloses Leben. Gleichwohl hielten ihn Dichter wie Grillparzer und Lenau, Halm und Bauernfeld ihres Umgangs wie ihres Wohlwollens wert; durch ihre Vermittelung erhielt er eine Stelle als Beamter bei einer Assekuranz-Gesellschaft, die ihm die bescheidenen Mittel gewährte, deren er bedurfte. Denn allerdings war er mehr in Weinstuben und Cafés, als in seinem Bureau, geschweige denn in seiner Dachkammer zu finden, aber er war nicht eigentlich ein Säufer; zwei „Pfiffe“ (Zehntelliter) Wein genügten ihm zu einer leider ausgiebigen „Begeisterung“. Was er in seinen wenigen nüchternen und den vielen halbberauschten Stunden schrieb, sammelte, wie gesagt, sein Landsmann Alexander Schindler, so daß es nach Sauters Tode in zahmer Auswahl erscheinen konnte; die politischen Lieder freilich, namentlich die politischen Strophen des „Gassenliedes“, wohl der furchtbarsten Satire auf das reaktionäre Oesterreich, konnten auch 1855 nicht gedruckt werden, könnten es auch heute noch nicht, pflanzten sich aber Jahrzehnte lang von Mund zu Mund fort.

Sein Merkwürdigstes leistete Sauter vielleicht als Improvisator; alle seine Zeitgenossen sind darüber einig, daß ihn nach dieser Richtung kaum ein anderer erreicht habe. Es gelang ihm eben so leicht, als er es ungern that: ohne „Sängerlohn“, auch wenn er nur in einem „Pfiff“ Wein um drei Kreuzer bestand, that er es überhaupt nicht; fand sich ein solcher „Gönner“, so ließ er sich die Reime geben und schrieb dann im Flug das Gedicht — „im Flug“ ist hier ganz wörtlich zu nehmen; er brauchte thatsächlich nur so viel Zeit, als die Niederschrift erforderte. Diese Gabe blieb ihm bis zu seinem Tode — er wurde am 30. Oktober 1854 von der Cholera jählings dahingerafft — erhalten; auch zu einer Zeit also, wo er spontan keinen Vers mehr schrieb. Aus dem Sommer 1851 stammt ein solches Blatt, das uns vorliegt; es gehörte früher dem österreichischen Dichter Ludwig Foglar, der über die Entstehungsgeschichte erzählt, er habe einmal des Abends, in Gesellschaft J. L. Deinhardsteins, Sauter in einer Vorstadtkneipe trübselig vor leerem Glase sitzend gefunden. Sie hätten sich zu dem „verbummelten Bruder im Apoll“ gesetzt, der sie, als sie drei „Pfiffe“ bestellt, angebrummt habe: „Aber dichten thu' ich Euch dafür nix!“ — „Wird auch nicht verlangt!“ sagte Deinhardstein. „Trinken S' nur!“ Sauter trank und sagte dann plötzlich: „Schenken laß' ich mir nix! Haben S' a Papier und an Bleistift?“ Beides war zur Hand. „So — jetzt diktieren S' die Reim'! Es kommt mir auf a paar mehr oder weniger net an!“ Sie diktierten ihm zusammen 32 Reime, die er niederschrieb. „Und was soll's werden?“ fragte er weiter. — „Eben ein Gedicht“, war die Antwort. — „Aber worüber?“ — „Ihre Stimmung. Aber um es Ihnen zu erleichtern — machen Sie vielleicht zwei Gedichte über ein anderes Thema!“ — „Ich brauch' keine Erleichterung“, erwiderte Sauter stolz. „Also zwei Gedichte, aber über dieselbe Stimmung!“ Und er schrieb in fünf Minuten fast ohne jede Korrektur:

Heimweh.

O glücklich Los, als Dich die Heimat barg,
In Deiner Welt, wenn auch so eng und karg.
Vertrieben nun in kalter Menschen Wüste,
Ist dir umflort des Frohsinns heit're Büste.

Und jeder Tag beleuchtet Deinen Gram,
Der nächtlich dunkel in die Seele kam,
Wenn tausend Leben weckt der neue Morgen,
Verzehrst Du Dich in Sehnsuchtsqual und Sorgen.

Dich lockt nicht Schwelgen und das flüssige Gold,
Und was dem Menschen sonst im Leben hold,
Kein Lächeln ist Dir, trauernd Herz, gelungen,
Wenn trunk'ne Lippen Glück und Lust besungen.

Es ist vorbei, mag stranden denn mein Schiff
An meines Seelensturmes steilem Riff,
Ach Gott, mich wird kein liebend Herz beweinen
Und überm Grabe fremde Sterne scheinen.

Ursprünglich stand Vers 12 „frohe“ (nun „trunk'ne“) und Vers 15 „Aug'“ (nun „Herz“). Aber nun folgte ein „Pfiff“ als „Sängerlohn“ und das nächste Gedicht war abermals in fünf Minuten fertig, fiel aber viel schwächer aus:

Einsam!

O traurig, wem ein Gott Gefühle gab
So einsam an dem Zeitgestühl zu weben,
Indeß der Sommer reift die vollen Reben,
Sich üppig rankend auf am Stab.

Verarmt an Glück, mußt du von fremdem Wohl
Die schlaflos langen Mitternächte träumen,
Wie auch des Lebensbechers Fluten schäumen,
Dein Herz bleibt leer, wie auch der Becher hohl.

Doch zage nicht und kräft'ge Deinen Mut.
Noch herrlich ist's in späten Tagen lieben,
Mag rings um Dich auch Glück um Glück zerstieben
Dein Eichenherz, es trotzt des Sturmes Wut.

Vielleicht wird eines neuen Lenzes Strahl
Auf deines welken Herzens Blumen blicken,
Und doppelt mag solch spätes Glück entzücken,
Emporgeblüht aus des Entbehrens Qual.

Hier ist auch, wie man sieht, Vers 4 um einen Fuß zu kurz geraten. Allerdings sind die beiden Gedichte auch in dieser Gestalt Beweise eines immerhin seltenen Formtalents und scheinen uns aus diesem Grunde, wie als Kuriosum einen Platz in dieser Zeitschrift zu verdienen.

Freiwillig improvisierte Sauter höchstens politische Gedichte, in denen sich sein Grimm gegen die Reaktion austobte. Auch von diesen sei eine Probe mitgeteilt, die gleichfalls Ludwig Foglar aufbewahrt und uns überliefert hat. Als er an einem Sommertag von 1850 mit lustigen Genossen, darunter Sauter, von Wien aus einen Ausflug auf den Schneeberg machte, riß der verbummelte Dichter auf dem ganzen Weg zotige Witze; auch daß ihn, als er

ins Gesträuch griff, eine — übrigens nicht giftige — Natter biß, verschlug ihm nichts. Erst auf dem Schneeberg wurde er still, ließ sich flugs das Fremdenbuch geben und schrieb mit flinkem Stift die folgenden Zeilen:

Du mein lieber, schöner Schneeberg,
Hast mich wunderbar ergötzt,
Weil du in Belagrungszustand
Bist noch nicht versetzt.

Weil mich Deine roten Blumen
Wunderbar entzückt,
Weil der alte Vater Welden
Hier kein Blatt noch unterdrückt.

Weil um Deine Riesenstirne
Freie Lüfte weh'n,
Weil ich nirgends hier Soldaten
Und Gensdarmen hab' geseh'n!

Holde Freiheit, steig' bald nieder
Von den Bergen in das Thal,
Und erlös' uns alle endlich
Von der ausgestand'nen Qual!

Frei die Berge, frei die Thäler
Alles, Volk und Land, befreit
Sei alsdann Verstand — Minister,
Und Regent — der Geist der Zeit!

Einer Erklärung bedürfen die Anspielungen nicht; „Vater Welden", der Feldzeugmeister, war damals Militär-Gouverneur des niedergeworfenen Wien. Man sieht, die Improvisation hätte dem Verfasser leicht unliebsamen „Sängerlohn" seitens der Polizei einbringen können. Der kühne Mann ließ sich aber dennoch nicht abhalten, seinen Namen darunter zu setzen. „Ihr seid's Trotteln!" wehrte er ab, als ihn die Genossen warnten. Sie ließen aber nicht locker, und erzählten Beispiele in welcher Art weit minder verfängliche Reime damals schwer gestraft worden seien. „No ja!" sagte Sauter, „Ihr habt's ja nicht ganz Unrecht, aber Halbtrotteln seid ihr doch — auf den Schneeberg kommen doch keine Gendarmen." — „Aber Besucher, die dich dann denunzieren könnten", wandten sie ein. — „Da habt Ihr wieder Recht", meinte er nun, radierte den Namen weg und setzte unter das Gedicht:

Müde,
Privat aus Wien,
am 8. Juni 1850
in einziger Gesellschaft
mehrerer Viertel-Trottel.

Dann aber verdroß ihn die Anonymität wieder und so zeichnete er — er dilettierte auch darin — mit flinkem Stift über die Verse sein Porträt mit der Unterschrift: „Dis ist der Man, der von einer Notergepisen ist worden."

Das sollte sich rächen. Zwar machten einige Besucher des Aussichtspunktes zu den Versen beifällige Bemerkungen, wie z. B.: „Bravo!" — „Gut gegeben". — „Kaiserlich-königliche, merkt's es Euch!" Aber Einem, einem k. k. Hofrat, gefielen sie nicht, und er denunzierte sie. Nun waren andererseits auch Sauters Gönner, so namentlich Grillparzer, Halm und Deinhardstein, hohe Beamte, und so gelangte an Sauter rechtzeitig der Wink, das Blatt zu entfernen. Bei Nacht und Nebel lief er mit dem treuen Feglar auf den Schneeberg und riß das Blatt aus dem Buche. Feglar bewahrte es dann zum Andenken an einen merkwürdigen Menschen und eine traurige Zeit.

In demselben Sinne sei auch diese Mitteilung gedeutet.

Litterarische Notizen.

— William Shakespeare. Schauspiel in fünf Aufzügen von Hermann Schreyer. Leipzig, Eduard Avenarius, 1900. — Herr Prof. Dr. Hermann Schreyer in Schulpforta ist ein tüchtiger Mann, voll des ernstesten Strebens, ein höchst gebildeter Mann und zudem in der Theorie des Dramas sattelfest, wie nicht viele. Könnten diese Eigenschaften den Wert einer dramatischen Dichtung sichern, so wäre sein „William Shakespeare" ein Meisterwerk, wäre es umsomehr, als der Autor offenbar auch die gründlichsten Studien über den Helden und seine Zeit gemacht hat und obendrein wahrlich nicht ohne Geist ist. Aber all dies reicht nicht hin, eine Dichtung zu schaffen, die wahrhaft zu interessieren, geschweige denn gar zu packen und zu erschüttern vermag. Das haben wir hier deutlich empfunden: das starke dichterische Talent, das den gewaltigen und schwierigen Stoff bewältigen könnte, fehlt eben. Andere haben anders geurteilt, das soll nicht geleugnet sein, und in einer dieser Rezensionen — sie sind dem Buche beigeheftet — heißt es sogar: „Ohne Zweifel war sich Hermann Schreyer, als er sein Schauspiel „William Shakespeare" schrieb, bewußt, was er wagte, vor allem dessen bewußt, daß seine Dichtung beständig den Vergleich mit Shakespeares Dramen herausfordert. In einem solchen Falle heißt: neben dem Riesen nicht als Zwerg erscheinen, schon groß sein. Und Schreyer besteht den Vergleich mit Ehren . . ." Den Vergleich mit Shakespeare!! Wir haben unseren Augen nicht getraut, dann wieder in dem Buche selbst gelesen und nochmals gelesen und schließlich gesagt: Verantworte das der Herr, wie er kann, wir verantworten es, wenn wir aussprechen, daß es unsinnig ist, von Hermann Schreyer zu behaupten, er könne sich mit William Shakespeare in Ehren messen. Und weil wir denn schon im Citieren sind, so führen wir folgende Stelle aus dem Anhang an, in der Schreyer, als Argument gegen die Bacon-Theorie, anführt: „Mit Gelehrsamkeit und einem hohen Bildungsgrad hat das Schaffen des Dichters an sich nichts zu thun. Es soll damit nicht geleugnet werden, daß gewisse Werke der Poesie durch das umfassende Wissen ihres Schöpfers einen besonderen Schmuck und Reiz erhalten können; häufiger aber ist wohl der Fall, daß die Gelehrsamkeit die Frische und Ursprünglichkeit der Dichtung mehr oder weniger beeinträchtigt." Sehr wahr. K. B.

Neue Bücher.

Nachstehend verzeichnete Bücher sind der Redaktion zur Rezension zugekommen:

Suchier, R., Trendila. Eine Sage aus dem Sachsengau und Schwarzwald. Freiburg im Breisgau. G. Ragoczy. 1902.

Am Quell der Zeiten. Gedichte von Eugen Barnick, Carl Matthies, Johannes Meyn. Berlin, Verlag „Orion." o. J.

Jensen, Wilhelm, Im achtzehnten Jahrhundert. Zwei Novellen. Leipzig, B. Elischer, Nachf. o. J.

Destinn, Emmy, Sturm und Ruhe. Gedichte. Berlin, Karl Duncker. 1902.

Redigiert unter Verantwortlichkeit des Herausgebers Karl Emil Franzos in Berlin. — Nachdruck auch im Einzelnen ist untersagt und wird strafgerichtlich verfolgt. — Verlag der Concordia Deutsche Verlags-Anstalt in Berlin. — Druck von Kißling & Krüger, Berlin.

Junge Stimmen.

Verschlossene Gärten.

Die Winde erzählen am einsamen Hang
Vom Frühling den wartenden Gärten;
Da wird den Gärten vom Lauschen bang,
Sie wissen nicht mehr, wie lang, wie lang
Die traurigen Tage währten.

In ihrem Traum nur brennt noch hell
Ein heißes heimliches Sehnen
Nach einem springenden Silberquell
Und einer Frau im Rosenrondell
Mit sanften Cantilenen.

Nichts ist den Gärten so wunderbar
Wie ein Lied aus dem Menschenleben:
D'rin ist der Liebe süße Gefahr,
Das Schicksal, dunkel, wild und wahr,
Und der Herzen verschwiegenes Beben.

Sie wußten nichts von der bleichen Frau,
Sie liebten bloß ihr Singen . . .
Das war so mild wie rieselnder Tau
Und machte die Abende weit und blau . . .
Wer wird das wiederbringen?

Denn eine Ahnung von großem Gram
Trat in ihr schweres Träumen. —
Und als der Frühling in Blüten kam
Und rings die Welt im Sturme nahm,
Da mußten sie ihn versäumen.

Camill Hoffmann.

Die Werbung.

Du legtest Zärtlichkeit in meine Seele,
Die Sehnsucht, Dich zu hegen und zu pflegen,
Stark Dich zu tragen über rauhen Wegen.
Ich steh' vor Dir und and're — also wähle!

Die Liebe, die ein starkes Herz Dir bietet,
Ist nicht ein fieberheißes Glutverlangen,
Kein Schwelgen und kein thränenfeuchtes Bangen,
S' ist eine Liebe, die Dich zärtlich hütet,

Die Dich für sich bewahrt und Deine Seele
Belauscht und ihre Süßigkeit genießet,
Dein Leben sanft mit ihrem Sein umschließet . . .
Ich steh' vor Dir und and're — also wähle.

E. G. Kolbenheyer.

Andacht.

Die Sonne sinkt im Westen,
Der letzte Strahl entflieht.
Ein Vogel in Abendröten
Pfeift sein Scheidelied.

Rings Wiesen, schimmernde Wellen
Und blühender Gärten Kranz.
Es will nun Friede werden.
Ich bin andächtig ganz.

Paul Rüthning.

Das Glück.

Wenn Du das Glück gefunden hast,
So halt es fest umfangen
Und bürd' ihm eine Küsselast
Auf seine Rosenwangen.

Es ist ein wunderseltsam Ding
Und treulos ohne Maßen. —
Wenn's heut' an Deinem Halse hing,
Irrt's morgen auf den Straßen.

Heut' weilt es hier und morgen dort,
Kennt keine Ruh' hienieden,
Es wandert stets von Ort zu Ort
Und lächelt still zufrieden.

Es kommt und schwindet wie ein Dieb.
Und soll es Dich erquicken,
So mußt Du seinen Wandertrieb
In Fluten der Liebe ersticken.

Heinrich Becker.

Lied.

Mein Kahn liegt müde im dunklen Schilf,
Das mit den Wellen plaudert.
Ich warte auf den späten Mond,
Der hinter'm Walde zaudert.

Die Sterne fallen in den Fluß
Und glänzen aus der Tiefe,
Und immer stiller wird die Nacht,
Als ob das Leben schliefe.

Und drüben steht der dunkle Wald,
Rauscht leise und beklommen,
Wie aus den Tiefen seiner Nacht
Des Mondes Wunder kommen.

Kurt Münzer.

Saatenritt.

Den wolkendunklen Zelter sattelt leise
In Abendgärten, rot und fern, die Nacht;
Es rüstet sich die keusche Sonnenwaise
Zum Weltenritt, zur kühnen Himmelsreise
Durch ihrer Sterne junge Knospenpracht.

Sie schnallt den Helm sich auf die schwarzen Locken,
Darauf der Mond als Knauf und Zierde gleißt,
Und sprengt durch's All, und blaue Ätherflocken
Zerstieben, vor ihr schwärmend, wie erschrocken,
Wie sie die Welt, gedämpften Hufs, umkreist.

Ihr Silberharnisch funkelt durch's Gelände, –
Sie zieht dahin, im weichen Träumertrab . . .
Und wie zur Saat entbreitet sie die Hände,
Und streut sie ihres Reichthums stille Spende
Als Traum und Schlaf zur müden Welt hinab . . .

Hermann Bessemer.

Alte Straßen.

Du sollst nicht mehr die alten Straßen geh'n!
Die grauen Dächer, Kreuze, Staub von weiland;
Du aber ließest einen jungen Heiland
Aus Dust und Rauch und Moder Dir ersteh'n!

Hier standst Du öfters bis zum Morgenrot
Mit einem Freund — o diese langen Beichten!
Hier hast Du eifernd Deiner lieben, leichten
Und blonden Dame Gift und Dolch gedroht!

Vorbei dies alles . . . Schwere Schatten weh'n,
Erinnerungen klagen durch die Lüfte.
Durch alte Straßen geht man wie durch Grüfte. —
Du solltst nicht mehr die alten Straßen geh'n!

Paul Wertheimer.

Minne.

Blümlein wollt ich pflücken;
Bat es flehentlich:
Laß' mich doch noch blühen,
Mehr erfreu' ich Dich!

Häslein wollt' ich jagen;
Zitterte es bang:
Laß mich doch noch springen,
Leb' doch nicht mehr lang!

Vöglein wollt' ich fangen;
Flehte es so treu:
Laß mich doch im Walde,
Singe lieber frei!

Schätzlein wollt' ich freien;
Sprach das Mägdelein:
Willst Du mich nur haben,
Bin ich ewig Dein!

Theodor Rody.

Blüte und Frucht.

Wie bald verweht der Frühlingstraum!
Vereinsamt schweigt der Garten.
Nur wenige Früchte trägt der Baum —
Hundert der Blüten erstarrten . . .

Eduard Fehre.

Die Erbgräfin.

Erzählung von Georg Bormann.

(Fortsetzung.)

Gleich nach Tisch war sie mit der Baronin allein. Und nachdem die Erbgräfin, die auf dem Sofa saß, gesprochen, kam die alte Dame, so schwer ihr sonst das Stehen wurde, nicht mehr zum Sitzen, denn sie hatte eine Bußpredigt an ihre Gräfin zu halten, und bei einer solchen muß man stehen. Sie leuchtete in das verworrene, kranke Herz mit so heiligem Ernst und so mütterlicher Liebe hinein, daß es darin wieder hell und warm wurde. Aber wie der guten Alten dabei ihre weißseidenen Mützenbänder zitterten, so zitterte zugleich ihr altes, treues Herz, und ein paar Mal hob sie sogar wie drohend den Krückstock gegen ihre junge Gräfin, denn sie fühlte, es war die höchste Zeit gewesen, daß sie zu Worte kam.

„Ich bin eine alte Jungfer," sagte sie unter anderem in ihrer derben Manier, „aber soviel weiß ich, daß Heiraten, trotz allem und allem, auch eine Herzensangelegenheit ist. Aber wie weit sind Sie denn, armes Kind, in Ihre Herzkammern eingetreten? Ich will es Ihnen sagen: bis dahin, wo Ihre Liebe zu Ebersberg und zu diesem Boden und — Ihr Stolz wohnen; bis dahin, wo Ihr eigenstes Selbst schläft, sind Sie nicht vorgedrungen. Ich aber will es wecken," — hier hob sie drohend den Stock — „und wenn ich mit nichts als mit dieser Krücke von der Ebersburg scheiden soll. Sage mir, Gräfin Vera, würdest Du diesem Manne Deine Hand reichen, wenn er nicht Graf Ebersberg-Seeheim wäre?"

Unwillkürlich war die Baronin in das „Du" gefallen, mit dem sie einst das Kind angeredet hatte. Und da hatte ihr Kind sie auch schon umfaßt, und sie vernahm die deutliche Antwort: „Nein, gute Mutter, ich hätte es nicht gethan!" Und nun mußte die alte Dame sich kräftig stützen, denn das große Kind ließ nicht so bald den lastenden Arm von ihrer Schulter und den schönen ungestümen Kopf von ihrem grauen Haupte. Aber sie stand fest, denn sie dachte bei sich: Dann ist's ja gut, dann ist's schon gut; das andere will ich erwarten!

Und am anderen Tage klopfte es an der Erbgräfin Thür, und herein trat die Baronin und führte an der Hand die etwas scheue Edith. Dann pflanzte sie sich vor die Erbgräfin hin und sagte, als wenn sie einen rechten Trumpf in der Hand hätte: „Wollt Ihr sehen, wie eine glückliche Braut ausschaut — da habt Ihr eine!" Und diesmal wurde die Erbgräfin umschlungen, und das that ihr von Herzen wohl.

Doch ganz frei und sich selbst wiedergegeben wurde sie durch eine Unterredung mit dem Reichsgrafen, der in den letzten Tagen wieder leidend gewesen war. Der Arzt hatte ihm bei längerem Aufenthalt auf Schloß Ebersberg Genesung verheißen, völlige aber erst dann, wenn er sich entschließen würde, den Staatsdienst ganz aufzugeben.

Die Erbgräfin fand den Vater sehr ernst gestimmt. „Mein Kind," sagte der Reichsgraf, indem er ihre Hand festhielt, „Du hast Dich bisher noch nicht in Bezug auf die Frage des Grafen Seeheim geäußert. Die Stunde unserer neulichen Unterredung war keine günstige; ich war mit Forstangelegenheiten unangenehmster Art beschäftigt. Ich will auch heute keine Entscheidung von Dir; nur meinetwegen habe ich Dich rufen lassen, um Dir mit aller Klarheit auszusprechen, was mir in den letzten Nächten immer wieder durch die Seele gegangen ist, und was ich damals vielleicht ungesagt ließ: Meine Wünsche in Bezug der Zukunft unseres Hauses bleiben dieselben bis zu meines Lebens Ende. Darüber aber steht der Wunsch, Dich glücklich, das heißt in Übereinstimmung mit Dir selbst zu wissen. Wir können in unserem Stande nicht ausschließlich nach unserem Herzen wählen, aber nie kann es mein Wille sein, daß Du ohne Neigung Dich vermählst. Ich

kenne Deinen Stolz, die Übereinstimmung mit meinen Ansichten über unsere Verpflichtungen zu gut, um Dich nicht zu ermahnen, ruhig noch einmal alles Für und Gegen abzuwägen, ehe Du mir Deinen Entschluß mitteilst. Deine Entscheidung, mein Kind, möge sie ausfallen wie sie wolle, ist auch die meine."

Mit diesen Worten war auch der letzte Druck von der Erbgräfin genommen. Sie küßte dem Vater die Hand und bat, die Angelegenheit bis zu seiner völligen Genesung ruhen zu lassen. Der Reichsgraf erklärte sich damit einverstanden, da Graf Seeheim keineswegs auf eine augenblickliche Entscheidung gedrungen, sondern vielmehr gebeten habe, Gräfin Vera Zeit zu lassen, ihn kennen zu lernen, nachdem er seinen Wunsch nun habe kundgeben dürfen.

Am Nachmittag waren die Damen in den Gemächern der Erbgräfin mit den kostbaren Stickereien für die Kirche beschäftigt; auch Marie wurde dazu erwartet. Die Erbgräfin, die zur Freude der Baronin, die den Grund recht wohl kannte, ganz den alten Frohsinn zeigte, dem heute fast ein Zug des Übermuts beigemischt war, hatte es sich ausgebeten, Marie von der Verlobung Ediths in Kenntnis zu setzen.

Als Marie, die ja von klein auf im Schlosse zu Hause war und die von allen, aber besonders von der Erbgräfin, geliebt wurde, kaum Platz genommen, hielt die letztere auch nicht mehr mit ihrer Überraschung zurück. Aber da sie nun einmal mit Marie auf dem Fuße der Neckerei stand, wie man sie nur dem zuwendet, dem man sehr gut ist, so wollte sie auch ihren Spaß haben. „Mariechen", fing sie listig an, „wir haben Dir heut etwas ganz Neues mitzuteilen."

„Was denn, Erlaucht?" fragte das Mädchen und schlug ihre großen, schönen Augen zu ihrer Jugendgespielin auf, als wenn dieselben sagen wollten: Mach's nur nicht gar zu schlimm!

„Ja, Mariechen", antwortete die Erbgräfin, „sagen möcht' ich's Dir nicht. Du mußt es raten; es betrifft hier eine von uns."

„Erlaucht, wie soll ich erraten —?"

„Mariechen, ich will Dir helfen", sagte die Erbgräfin hartnäckig. „Es handelt sich um eine Verlobung. Nun sieh einmal: Die Baronin ist's nicht." Sie erhob den Finger und deutete auf sich selbst: „Ich bin es auch nicht. Nun bleibst Du nur noch und das unreife Ding, die Edith. Nun habe ich Dir's aber leicht gemacht."

Das Mädchen hielt die langen Wimpern auf ihre Arbeit gesenkt und hatte das peinigende Gefühl, die aufsteigende Röte nicht bekämpfen zu können, die immer mehr ihr Gesicht bis unter das Stirnhaar überzog.

Die Erbgräfin sah es, sie bemerkte auch die ernstliche Verlegenheit des jungen Mädchens. Das hatte sie nicht gewollt, war aber über den Zusammenhang keinen Augenblick in Zweifel. Und freudig überrascht sprang sie auf, faßte ihre alte Spielgefährtin um und zog sie mit sich durchs Zimmer bis in die entfernteste Fensternische. „Liebste Marie, sei mir nicht böse," flüsterte sie zärtlich, „das habe ich nicht gewußt! Walther Wittig; nicht wahr, ich hab' es getroffen? Ach sprich doch, bestes Mariechen, Du siehst doch, welchen Anteil ich daran nehme."

„Erlaucht, was soll ich sagen?" antwortete das junge Mädchen verwirrt, „wir sind noch nicht verlobt."

„Noch nicht; siehst Du wohl. Also hat er doch zu Dir und dem Vater gesprochen. Ach Mariechen, hast Du denn keine Vorstellung, wie ich mich darüber freuen würde?"

„Nun ja," gestand das junge Mädchen, doch gerührt von der Teilnahme der hohen Freundin, „es ist wie Erlaucht sagen. Wenn hier die Arbeiten beendet und seine Anstellung in der Hauptstadt gesichert ist, dann —"

Die Erbgräfin schloß, schon ehe Marie ihr Geständnis vollendet, den frischen Mund mit einem schwesterlichen Kuß. Daß sie dem Mädchen vor kurzem ein Unrecht zugefügt hatte, daran dachte ihre Seele nicht, weil sie sich keines Unrechts bewußt war.

Inzwischen waren die anderen beiden Damen mit ihrer Arbeit beschäftigt geblieben. Die Baronin liebte das Necken nicht und hatte ihren Verdruß schon zu erkennen gegeben; Fräulein von Linden hatte sich bereits an die unberechenbare Art ihrer jungen Herrin soweit gewöhnt, um einen kleinen Windwirbel wie diesen ruhig vorübersausen zu lassen, ohne nach seiner Entstehung zu fragen. Als die Erbgräfin mit Marie jetzt wieder zu ihnen trat, und die noch gesteigerte Lustigkeit der Erbgräfin — ohne daß weiter berührt wurde, was sie mit Marie vorgehabt — die überraschende Verlobung Ediths zum Gegenstande der Unterhaltung machte, war diese in ihrer glückseligen Stimmung so vortrefflich mit liebenswürdigen Humor gewappnet, daß auch die Baronin und Marie nicht mehr aus dem Lachen herauskamen, und das fromme Werk, das man

gemeinschaftlich betrieb, dabei die gedeihlichste Förderung erhielt.

Der nächste Tag brachte eine Überraschung weniger angenehmer Art, der aber die Erbgräfin jetzt mit vollkommener Ruhe entgegentrat. Schon am Vormittag meldete ihr die Baronin, daß Graf Seeheim auf dem Wege zur Hauptstadt, wo er persönlich manches für die Neu-Herrichtung seines Besitzes anordnen und besichtigen wollte, beim Vater vorgesprochen habe. Nachher beschied der Reichsgraf seine Tochter zu sich und teilte ihr mit, er habe dem Grafen in Bezug auf seine Werbung offen erklärt, daß er seine Wünsche ihr mitgeteilt und ihn nun bäte, ihr Zeit zu lassen, aus eigenem Willen und freiem Herzen ihre Entscheidung zu finden. Der Vater war wieder voll Anerkennung, wie verständnis- und rücksichtsvoll der Graf diese Antwort entgegengenommen.

Dieser war in der That zufrieden. Gräfin Vera, für die er vom ersten Augenblick, wo er ihr Bild gesehen, eine aufrichtige, starke Neigung empfunden hatte, erlaubte ihm also die Bewerbung. Daß sie eine Frist begehrte, fand er unter den gegebenen Verhältnissen ganz natürlich. Die Erbgräfin andererseits blieb jetzt entschlossen und mit sich völlig einig; nur wünschte sie den Gegner, denn als solchen betrachtete sie den Grafen, zu entwaffnen, ohne ihn zu sehr zu verletzen, denn sein Verhalten blieb doch nicht ohne Eindruck auf sie.

Der Graf blieb noch bis zum anderen Morgen. Das Diner vereinigte alle, trotz der entgegenwirkendsten Gedanken, in froher Stimmung, denn der Reichsgraf konnte heut zum erstenmal wieder bei Tisch erscheinen.

Es war ein wundervoller, stiller Spätherbsttag. Teils um den Vater in seinen gesellschaftlichen Pflichten zu schonen, teils Ediths wegen, die noch den Besuch ihres Bräutigams erwartete, ging die Erbgräfin auf den leise angedeuteten Wunsch des Grafen ein, noch einen Spazierritt zu machen.

Es dunkelte schon, als die beiden Herrschaften gefolgt von dem Reitknecht und zwei prächtigen sibirischen Jagdhunden, die der Graf bei einem früheren Besuche mitgebracht hatte, den Schloßweg wieder hinaufritten. Reiter und Reiterin befanden sich in einem lebhaften Gespräch, als das Erscheinen einer männlichen Gestalt auf dem sonst menschenleeren Wege die Erbgräfin mit einem krampfartigen Schreck durchzuckte. Es war der Architekt, der ihnen entgegenkam.

Nur zwei Gedanken beherrschten die Erbgräfin. „Der Verlobte Maries!" und: „Was hast Du neulich gethan!" und ein heißes Schamgefühl erdrückte und verwirrte sie. Und an der Seite ihres hochgeborenen Kavaliers that Stolz und Scham etwas, was ihr sonst nie, auch nicht in diesem Augenblick, in den Sinn gekommen wäre. Sie übersah den jungen Mann, der ehrerbietig grüßend zur Seite getreten war, holte mit der Peitsche aus und traf den einen der Hunde, der sich zu weit entfernt hatte, mit einem so scharfen Hiebe, daß er laut aufheulte. „Gut getroffen," lachte der Graf, und schon waren die Reiter hinter einer Biegung des Weges verschwunden.

„War das die Erbgräfin?" fragte Walther Wittig und faßte sich an den Kopf, als ob ihn selbst der Schlag getroffen hätte. „War das die Erbgräfin?" wiederholte er. Es wurde ihm ganz dumpf zu Sinn; er konnte sich gar nicht fassen. Mit innigster Freude hatte er erst heut morgen vernommen, mit wie offenkundiger Teilnahme sie das Eingeständnis von Maries Verlobung entgegengenommen. Schon das gräfliche Kind hatte der heranwachsende Knabe nur mit scheuer Ehrfurcht betrachtet; jetzt aber war sie ihm, dem Künstler, das Ideal der fürstlich vornehmen Frau geworden, und keiner hatte mit reinerem Verständnis in der vor dem Bilde zusammenbrechenden Seele der Erbgräfin gelesen als er. Denn das Gerücht von der bevorstehenden Verlobung mit dem Grafen Seeheim lag in der Luft. Nun war ihm das hohe reine Bild wie durch einen bösen Zauber mit einem Male entstellt worden, und er starrte darauf hin wie auf ein häßliches Blendwerk, das ihn doch nicht losließ. Verstört betrat er die Wohnung seiner Mutter, die er nach kurzer Zeit durch den Garten wieder verließ. Er hatte nur den Drang, wieder ins Freie zu kommen; was und wohin er eigentlich wollte, wußte er nicht.

Inzwischen war es ganz dunkel geworden. Der junge Mann wendete sich nach rechts und ging den Schloßberg hinunter. Nahe dem Fuße desselben sah er eine Anzahl Männer aus der Stadt her kommen und die Landstraße verfolgen; einer von ihnen trug eine Laterne. In dem vordersten erkannte er einen Bekannten, einen Förster, den er schon einmal auf die Entenjagd begleitet, und mit dem er neulich einen Dachs gegraben; die drei andern waren der Amtsdiener und zwei Waldhüter. Weil der junge Mann nicht in die

Stadt wollte, schloß er sich den Leuten, die ziemlich schnell gingen, ein Stück an, um sie nachher wieder zu verlassen. Indem alle eilig weiterschritten, teilte ihm der Förster etwas mit, worauf er aber nicht achtete, zumal er fast nichts verstand, da ein heimkehrender polternder Wirtschaftswagen die ganze Gruppe trennte. Nach ein paar Minuten standen sie vor einem kleinen Haus; die beiden Waldhüter schienen auf ein Zeichen des Försters an die Hinterseite des Hauses zu gehen, er selbst und der Amtsdiener traten an die Thür. Niemand achtete mehr auf den jungen Mann, der beiseite, neben der niedergesetzten Laterne stehen geblieben war, um dem Förster noch Lebewohl zu sagen.

Der letztere klopfte nachdrücklich an die Thür und rief:

„Praszka, öffnen!“

In demselben Augenblick fast hörte er das Öffnen des Fensters zur Linken und zugleich ein verdächtiges Knacken. Er rief noch dem Amtsdiener ein Zurück zu, und beide drückten sich gegen die Thürpfosten. Da krachte auch schon ein Schuß, und der Architekt, dem der ganze kaum sekundenlange Vorgang unverständlich geblieben war, fühlte einen Schlag gegen die Brust, dann sank er besinnungslos in sich zusammen.

Der Amtsdiener rief nach einer Art, der Förster sprang mit der gespannten Büchse ans Fenster und rief:

„Du Lump, wenn Du schießt, werde ich auch schießen!“ Aber in demselben Augenblick hörte man schon einen zweiten Schuß auf der Hofseite des Hauses. Die beiden Heger kamen gelaufen und riefen:

„Herr Förster, dort, dort! Er hat auf uns geschossen und ist über den Schweinestall ins Feld gesprungen!“

Ja, dort, dort —!

Praszka war, nachdem er die beiden Heger mit dem Schuß zurückgeschreckt hatte, längst auf und davon.

Ungefähr zu derselben Zeit saß die Schloßdienerschaft in einer großen Stube neben den Küchenräumen beim Abendbrot. Unten an einer Ecke des langen Tisches saßen ein paar Mädchen und Frauen, die die Reinigungsarbeiten im Schlosse zu besorgen hatten. „Ihr mögt mir's glauben oder nicht,“ sagte ein junges, sommersprossiges Ding zu den anderen, die die Köpfe zusammensteckten, „Ihr mögt mir's glauben oder nicht, ich habe es ganz deutlich gehört, und der Besen ist mir vor Schreck aus der Hand gefallen, und so, so hab' ich gezittert!“

„Ach,“ erwiderte eine von den Alten, die ein verständiges Gesicht hatte, „nun fängt die alte Geschichte wieder an. Mein Lebzeit hab' ich da oben zu thun gehabt und nichts gemerkt. Wer weiß, was Du gehört hast. Freilich Ungezieser giebt's da genug auf den alten Böden.“

„Ich wer' schon wissen, was ich gehört hab',“ sagte das Mädchen, geärgert, daß man ihr nicht glauben wollte. „Geschlurft hat's mit den Schuhen, geschlurft so — und dann hat's dreimal mit dem Stocke aufgeklopft, und dann ist's wieder mausestill gewesen.“

Jetzt waren auch die anderen am Tisch aufmerksam geworden und warfen zustimmend oder ungläubig, oder, wie die meisten Mannsleute, das Mädchen auslachend, ihre Bemerkungen dazwischen. Keinem aber war so ganz geheuer dabei zu Mute.

Da öffnete sich die Thür, und der Reitknecht der Erbgräfin rief mit verstörtem Gesicht in die Dasitzenden hinein: „Habt Ihr's schon gehört? Der Förster Henning und der Amtsdiener haben den Praszka, den früheren Jäger des Grafen, der in dem Hause der Ursel Grizonka gesteckt hat, verhaften wollen. Der aber hat sich widersetzt und aus dem Fenster geschossen. Und nun sagt der Heger, der eben zum Oberförster hinauflief, der Praszka hätte den Herrn Architekten Wittig erschossen.“

Die Leute sprangen auf und umdrängten den Unglücksboten, um Näheres zu erfahren. Der aber wußte selbst nicht viel, sondern sagte nur noch: „Als die Nachricht zu Henning kam, der Praszka, auf den sie doch schon lange vigilieren, sei da unten, hat er schnell einen Heger nach dem Amt geschickt. Und der Amtsdiener und noch ein Heger sind auch gekommen, aber der Gendarm war nach Neurode hinüber. Wie aber der Herr Wittig hinzugekommen ist, weiß ich nicht. Vor 'ner guten halben Stunde bin ich doch erst mit Ihrer Erlaucht und dem Grafen zurückgekommen, und wir sind ihm noch auf dem Schloßberg begegnet.“

Die Männer hatten keine Lust, sich wieder hinzusetzen, sondern drängten hinaus. Die Frauen aber schoben sich zusammen und sahen von der Seite auf die sommersprossige Dirne, als hätte sie das Unglück mit ihrem Spuk herbeigezogen.

XI.

Auf den Befehl des Reichsgrafen war der in seiner hoffnungsvollen, blühenden Jugend dahingeraffte Künstler vor dem edlen Werke, das er dem Licht des Tages hatte wiedergeben helfen, aufgebahrt worden. Still schauten die Gestalten der Evangelisten, rechts und links von dem Gemälde, wie mitleidsvoll die milde Erscheinung des Johannes auf den mit Blumen und Kränzen überdeckten Sarg. Die letzten Strahlen der Nachmittagssonne glitten über das Bild und den Totenschrein, an dessen Kopfende unbeweglich eine zusammengesunkene Gestalt saß, die Mutter des Toten; sonst war die Kirche menschenleer. Da öffnete sich eine Seitenpforte, und mit verhülltem Haupte, ohne jede Begleitung trat die Erbgräfin herein, ging auf den Sarg zu und blieb, wie in stillem Gebet, neben der zusammengekauerten Greisin stehen, die nichts um sich her wahrzunehmen schien. Darauf berührte sie sanft die Schulter der alten Frau, und als dieselbe die Eingetretene erkannte und sich erheben wollte, drückte sie die Gräfin auf das Schemelchen zurück.

„Mutter", sagte sie mit gedämpfter Stimme, als fürchte sie die Ruhe des Toten zu stören, „war Euer Sohn nicht kurz vor der verhängnisvollen Stunde noch bei Euch?"

„Ja, Erlaucht, er kam durch den Garten zu mir herein, blieb ein Weilchen und hat sich dann auf demselben Wege wieder entfernt."

„Habt Ihr etwas Auffälliges an ihm bemerkt?"

„Er schien mir sehr unruhig zu sein, was er sonst nicht war; er hat während der Zeit nicht gesessen, sondern ist immer hin- und hergegangen."

„Hat er in der Zeit etwas gesprochen?"

„Erlaucht," antwortete die alte Frau und sah zum erstenmal mit müdem Blick zu der Erbgräfin auf, „ein paar Worte. Ach, laßt es doch!"

„Nein, Mutter, nein! Ich muß es wissen, jedes Wort, jede Silbe. Besinnt Euch, Mutter; besinnt Euch!"

Die alte Frau schien wieder in sich zu versinken, und als sie nun sprach, mußte sich die Erbgräfin tief zu ihr herabbeugen, um sie zu verstehen. „Er war so sonderbar," sagte sie. „Die Worte habe ich wohl behalten; verstanden hab' ich ihn nicht. Was nutzt es auch, sich den Kopf darüber zu zerbrechen. Da liegt er, und wir erwecken ihn nicht mehr!"

„Die Worte, Mutter, die Worte!" drängte die Erbgräfin.

„Ja, ja!" Die alte Frau schien sich zu besinnen. „Wie er also so hin- und herlief, blieb er mit einem Mal stehen und sagte: „„Mutter, ist denn das so mit der Erbgräfin, daß sie einem in einer Stunde das ganze Herz abgewinnen kann und in der nächsten sieht sie uns nicht, kennt sie uns nicht?"" Ich verstand ihn nicht und schüttelte nur den Kopf, während er wieder hin- und herlief. Dann blieb er noch einmal stehen und fragte: „Mutter, ist denn die Erbgräfin gut?""

„Und was habt Ihr geantwortet?" fragte die Erbgräfin und hielt den Atem zurück. „Die Wahrheit, Mutter, die Wahrheit!"

„Ich sage nichts anderes!" entgegnete die alte Frau unwirsch. „Wie könnt' ich auch? Sie — ist — gut! hab' ich gesagt!" Sie betonte jedes Wort, verbarg wieder den Kopf in die Hände und bekümmerte sich nicht um die Fragende.

„Und dann?"

„Dann," antwortete sie schwer und wehrte mit der Hand, daß man nicht weiter fragen solle, „dann ist er gegangen und dann — hat man ihn gebracht." Sie schien am Ende ihrer Kraft und eine ganze Weile war es still zwischen den beiden.

„Arme Mutter," klagte die Erbgräfin, „arme Mutter!"

Die Alte schüttelte den Kopf:

„Ich gehe ja bald, ich gehe —, aber die Marie!"

„Die Marie!" antwortete die Erbgräfin. „Sagt Ihr, Mutter, ich könne sie jetzt nicht sehen, jetzt nicht. Später, später!"

Es war ein so tiefer, verhaltener Klang in diesen Worten, daß die Alte noch einmal aufsah und, die herabhängende Hand der Erbgräfin streichelnd, tröstete: „Bekümmert Euch nicht, Erbgräfin, bekümmert Euch nicht! Rätsel — Rätsel!"

Die Erbgräfin richtete sich auf, drückte die Hand der Alten und sprach: „Ja, gute Mutter, Ihr habt recht, Rätsel, Rätsel! Aber wir Lebenden müssen wissen, was wir zu thun haben." Die letzten Worte sprach sie mehr zu sich selbst. Dann beugte sie sich sanft nieder: „Kommt nun, Mutter, es dunkelt; ich geleite Euch."

Folgsam wie ein Kind erhob sich die Alte, und indem sie sich willig auf den kräftigen Arm ihrer Begleiterin stützte, verließ sie mit ihr die schon lichtlose Halle.

(Fortsetzung folgt.)

Frau Sehnsucht.

Es sang Frau Sehnsucht ihr lockendes Lied,
Da hat sie viele bethört.
Sie hörten den Sang und stürmten hinaus
Von heißen Qualen verzehrt.

Ihnen klang in den Ohren immer das Lied
Und ging ihnen nie aus dem Sinn,
Von jenem Lande, wo König das Glück
Und Liebe Frau Königin.

Sie zogen weit über die Lande und Meer',
Und trüb' ward und glanzlos ihr Blick. —
Mit weißen Haaren, gebückt das Haupt,
Nur einer kehrte zurück.

Und singt Frau Sehnsucht wieder ihr Lied
Und raubt den Jungen die Ruh',
Dann nickt der Alte im weißen Haar
Und lächelt und weint dazu.

Georg Ortlieb.

Meine Kinderstube.

In meiner Kinderstuben
Tummeln sich fünf Buben,
Da geht es lustig her.
Der eine sitzt zu Pferd,
Der zweite schwingt ein Schwert,
Der dritte ein Gewehr,
Der vierte spitzt das Mündchen
Und bellt als wie ein Hündchen,
Der jüngste ist noch klein
Und übt sich nur im Schrei'n.

Der Boden bricht fast hinunter,
Hält aber glücklich stand.
Der Vater sitzt darunter,
Die Feder in der Hand.

Die Mutter spaziert im Garten,
Die frische Luft ihr frommt.
Sie kann es kaum erwarten
Bis daß der Frühling kommt.

Dann geht es durch die Felder
Querein und in die Wälder,
Wo laut der Kuckuck schreit.
Die ausgelass'nen Rangen
Tollen und haschen und fangen,
Zu lachen stets bereit.

Die Stube liegt verlassen;
Fünf Bettlein aber passen
Bis daß es Abend wird.
Dann kommen die müden Buben
Zurück in ihre Stuben,
Erhitzt und ganz verwirrt.

In Eile wird gegessen,
Und bald fünf Köpfe pressen
Sich in die Kissen tief.
Bevor die Mutter Söcklein
Und Hemd versorgt und Röcklein,
Der letzte schon entschlief.

Hans M. Grüninger.

Die Abendwolke.

Die Abendwolke dort, der Sonne Spiel
Ist sie nicht einer rosigen Muschel gleich?
Nein, einem Rosenkelch, in den sich weich
Geschmiegt ein junges Mädchen anmutreich,
Von dessen zartem Leib die Hülle fiel?
Und treibt sie nicht herüber wie ein Kahn,
Der von der Inselwelt der Seligen schied?
Und sie, die Rosenstaub wie Flor umzieht,
Ist wohl die Poesie, des Abends Lied,
Das stirbt, beschließt der Sonnengott die Bahn?

Rudolf Knuffert.

Die verträumte Stadt.

Dort oben auf moosigem Felsengrat
Liegt friedlich gelagert die graualte Stadt.
Die Mauern, die zieh'n von Thor zu Thor,
Spitzdachige Türme streben empor,
Beschirmen die Stadt, da eingeengt
Sich Gasse an Gäßchen geängstiget drängt.
Viel Kriegsvolk trieb sich dort schon herum,
Sie hörten schon Tillys Kartaunengebrumm.
— Nun zieht der Mond im Bogen auf,
Und spielt in des Burgthurms goldenem Knauf,
Die Dächer in Silber er umspinnt,
Ein silberner Streif aus dem Marktbronnen rinnt.
Im Rathause löscht das Licht man aus,
Doch dort aus des Nachbarn beerkertem Haus
Ertönt in die Stille der Nacht hinein
Geschäftiges Klappern der Kannen mit Wein;
Beschwerlichen Amtes bespricht der Rat
Allda noch das Wohl und das Wehe der Stadt.
Wenn summend vom Dome das Glockenspiel schallt,
Auch hier dann das Leben allmählich verhallt.
Noch schnaubt durch das Thal kein Flügelrad;
Verträumt und vergessen die graualte Stadt.

Otto Kindt.

Die Venus von Milo.

Von Alexander Pache.

(Fortsetzung und Schluß.)

Nun begann Timchens auch an anderen Kunstladen stehen zu bleiben, und bald war es seine liebste Beschäftigung und Erholung, abends gemütlich durch die Straßen zu schlendern und alle die Herrlichkeiten mit entzücktem Auge zu mustern.

Mit der Zeit begann er sogar kritischer zu prüfen, hie und da zu verwerfen. Sein Verstand, der so lange geschlummert, regte sich wieder und gewährte ihm das Vergnügen, sich als unumschränkten, gestrengen Richter über alle ausgestellten Künstler und ihre Werke zu fühlen.

Aber immer wieder entzückte ihn die Venus am meisten. Ihr ließ sich seiner Meinung nach nichts vergleichen, zu ihr kehrten immer wieder seine anbetenden Augen zurück. Dabei wandelte sich das anfängliche Gefühl der Verbitterung, sie niemals erwerben zu können, allmählich in demütige Wehmut der Entsagung, die ihm eigenste Reize gewährte und eine süße Selbstquälerei in ihm großzog.

Eines Abends war das Bild aus der Auslage verschwunden.

Der arme Timchens war fassungslos. Mit beiden Händen hatte er das Geländer ergriffen, um nicht umzusinken; mit glühenden Augen, geöffnetem Munde blickte er nach der Stelle, wo die Venus so lange Wochen gestanden und wo jetzt eine große Kopie Rembrandts prangte. Es war ihm, als habe ihn plötzlich jemand mit einer Keule vor die Stirn geschlagen, er fühlte einen direkt körperlichen Schmerz.

Nach einigen Minuten völliger Fassungslosigkeit begann er sich allmählich zu ermannen und wankte nach Hause; ihm war zu Mute, wie einem Schiffbrüchigen, der die Planken seines Fahrzeuges, das ihn und alle seine Schätze getragen, unter sich in den Grund weichen fühlt. Die ganze Nacht floh ihn der Schlaf, ruhelos warf er sich umher; eine trostlose Verzweiflung hatte ihn gepackt, mit einem Schlage war alles Licht aus seinem Leben wie weggelöscht.

Die nun folgenden Tage verzehrte er sich in unfruchtbarer Sehnsucht. Obwohl er das Vergebliche seines Bemühens fühlte, richtete er doch immer noch allabendlich seine Schritte nach der Kunsthandlung. Im letzten Grunde seines Herzens wohnte doch noch ein verschwiegenes Hoffen, als werde er eines Tages das Bild wieder am altgewohnten Platze sehen. Aber es war und blieb verschwunden. Einen schwachen Trost gewährte ihm die Betrachtung der übrigen Kunstgegenstände, unter denen er sich mit der Zeit gewisse Lieblingsstücke ausgewählt hatte.

Da kam ihm eines Tages während der mechanischen Arbeit des Abschreibens der Gedanke, das Bild aufzuzeichnen, so wie er es mit seinem geistigen Auge vor sich sah. Er ging an diesem Abend nicht nach der Kunsthandlung, sondern begann sofort, in seiner armseligen Dachkammer angekommen, Papier und Blei hervorzuholen und aus dem Kopfe die Formen der Venus von Milo zu skizzieren. Als die Zeichnung fertig war, warf er sie unwillig von sich; sie dünkte ihm gar zu abscheulich, blieb gar zu weit hinter dem strahlend schönen Bild zurück, das ihm seine Sehnsucht vorgaukelte. Ein fachmännischer Kritiker hätte sich trotzdem über Einzelheiten der Zeichnung verwundert; der sichere Schwung einiger Linien, eine gewisse Anmut vor allem in der Wiedergabe des Profils verriet unbedingt den geborenen Künstler. Und ein solcher war Timchens in der That! Er versuchte jetzt eine zweite Skizze auszuführen. Allein noch ehe sie vollendet war, wallte ein bitterer Unmut über sein Unvermögen in ihm auf; er zerriß das Papier zu kleinen Fetzen und heiße Thränen schossen ihm aus den Augen.

Dennoch ließ er nicht nach in seinen Bemühungen. Immer wieder suchte er den idealen Frauenleib, den seine Phantasie so greifbar deutlich vor sich sah, auf dem Papier festzuhalten. Stundenlang saß er an den folgenden Abenden beim Schein der trüben Lampe und zeichnete und radierte. Er

zerriß jetzt die Blätter nicht mehr, sondern hob sie sorgfältig in seiner Schublade auf. —

* * *

Eines Morgens befahl ihm sein Chef die großen Bücherregale, die alle Wände seines Amtszimmers bedeckten, in Ordnung zu bringen. Er mußte zu dem Zwecke über Mittag im Bureau bleiben und bekam etwas Essen heruntergeschickt, damit er möglichst wenig Zeit verlöre. Als er sich allein sah und nicht mehr das gestrenge Gesicht des Rechtsanwalts vom Schreibtisch zu ihm herüberschielte, begann er, während er die einzelnen Bücher abstäubte und wieder in ihre Fächer stellte, hie und da einen Blick auf ihre Titel zu werfen oder ein wenig darin zu blättern.

Es waren meist Werke juristischen Inhalts; bisweilen traf er auch auf Bücher allgemeinen Interesses. Da — er hatte einen dicken Band zur Hand genommen und aufgeschlagen — stieß er einen Schrei des Entzückens aus: sein Auge war auf das Blatt vor dem Titel gefallen — ein großer Kupferstich der Venus von Milo! Er warf sich auf die Kniee, hielt das Buch mit ausgestreckten Armen weit von sich und sog mit trunkener Freude die so lange entbehrte Schönheit des göttlichen Leibes in sich ein. Es war ein ausführlich und allgemein verständlich geschriebenes Werk über Kunstgeschichte, das ihm der Zufall so unvermutet in die Hände gespielt. Als er sich von der ersten Freude des Wiedersehens erholt, blätterte er die Bogen durch und freute sich an den zahlreichen Textabbildungen, von denen ihm bereits manche bekannt waren. Da hörte er die Schritte des zurückkehrenden Chefs, verbarg erschrocken das Buch im Winkel des untersten Faches und nahm eifrig und mit glühenden Wangen seine unterbrochene Beschäftigung wieder auf.

Als er wieder im Nebenzimmer an seinem Pult stand, versuchte er vergebens, seine Gedanken auf die vorliegende Arbeit zu konzentrieren. Es war ihm unmöglich, klare Gedanken zu fassen. Immer wieder drängte sich das Venusbild vor sein Auge und ließ ihn nicht zur Ruhe kommen. Ein unbezwingliches Verlangen wuchs in ihm auf, sich das Buch, es koste, was es wolle, anzueignen, und wenn er es stehlen sollte, er mußte es haben! Noch einmal die Qual des Verlustes durchkosten — das konnte er nicht! Er war nicht im Stande, sich Rechenschaft über das Verbrecherische seines Wunsches zu geben.

Als er am Schluß der Geschäftsstunde nochmals ins Zimmer des Chefs trat, um dort das Pult des Rechtsanwalts aufzuräumen, warf er einen verstohlenen Blick auf das unterste Fach, aus dessen Winkel ihm noch der rote goldgepreßte Einband des Buches entgegenleuchtete. Er zögerte absichtlich mit seiner Arbeit. Als sein Herr einen Moment in den Nebenraum trat, um seine Toilette zum Ausgang zu ordnen, schlüpfte er nach dem Regal, erfaßte das Buch und ging, es dicht an sich pressend hinaus, nachdem er noch ein respektvolles Abschiedskompliment gemurmelt.

Zu Hause angekommen, warf er sich auf einen Stuhl, schlug das Titelblatt auf und feierte zum erst ein Fest des Wiedersehens.

* * *

Nun kamen Wochen heimlichster Freuden. Er versenkte sich in das Studium des Buches bis tief in die Nacht hinein, ergötzte sich an den hübschen Bilderproben und fand kein Ende des bewundernden Genusses. Mit keinem Atemzuge dachte er an seine Schuld, es war ihm so natürlich, daß das Buch jetzt ihm gehörte. Nie kam ihm der Gedanke, daß er ja doch ein gemeiner Dieb sei.

Er holte seine alten Skizzen wieder vor, verglich sie mit dem Kupferstich in seinem Buche und war aufs höchste beglückt, als er sah, daß er im Großen und Ganzen das Bild richtig getroffen. Er verfertigte neue Zeichnungen nach der gewonnenen Vorlage und begann bald auch andere Reproduktionen des Buches nachzuzeichnen.

So übte er Auge und Hand in unablässigem Fleiße und mit jedem Tage wuchs sein künstlerisches Urteil; dabei mehrte sich fortwährend sein kunstgeschichtliches Wissen und die abendlichen Gänge nach den Auslagen der Kunsthandlungen, die er bald wieder aufgenommen, erhielten dadurch einen tieferen, nachhaltigeren Reiz für ihn. Es begann nach und nach Ordnung in das Chaos seiner Empfindungen zu kommen; er nahm nicht mehr wie früher alles wahllos in seine Psyche auf, sondern sein feines geschultes Auge prüfte und kritisierte erst, sein Geschmack verfeinerte sich, sein Urteil ward bedächtiger, logischer, wissenschaftlicher. —

* * *

In dieser Zeit — der Winter war inzwischen längst vergangen, und schon tropften nachts warme Märzregenschauer von den Dächern — schlenderte Timchens eines Sonntags ziellos durch die Stadt. Da die Geschäfte geschlossen waren und ihm so das gewohnte Schwelgen im Kunstgenuß als Zaungast versagt war, empfand er fast etwas Langeweile. Er setzte sich am Hauptplatz auf eine Bank in den Anlagen; gradüber lag das Museum, der

die reichen königlichen Kunstsammlungen enthielt. Er beobachtete die Masse der hineingehenden Besucher, und plötzlich kam ihm der Gedanke, dem Strome zu folgen. Er war noch nie in den königlichen Sammlungen gewesen, hatte wohl davon gehört, auch das Gebäude gekannt, aber nie daran gedacht, einmal hineinzugehen.

Der erste Eindruck, als er nach Verlassen des hohen, griechischen Vestibüls im ersten Hauptsaal stand, war ein überwältigender. Sein Auge schweifte die hohen Wände entlang und konnte kaum die Fülle der Kunstwerke fassen, die ihm entgegenlachten. Er eilte in innerstem Jubel durch die Flucht der Säle und Galerien, nahm sich kaum Zeit, das Hauptsächlichste genauer zu betrachten. Es war ihm, als müsse er zunächst einmal unumschränkten Besitz ergreifen von den aufgestapelten Reichtümern und Herrlichkeiten. Endlich sank er, im Saal für antike Sculpturen, auf eine Ruhebank nieder und trocknete sich die perlende Stirn. Als er nun aufatmend und glückselig um sich blickte, entfuhr ihm ein Schrei des Entzückens: ihm gegenüber stand auf hohem Piedestal die blendende Statue der Venus von Milo! Er sank in das Polster des Sofas zurück und krampfte die Hände zusammen; atemlos saß er da, die Augen weit geöffnet, das war ihm wie eine Vision! Dieser lockende, leuchtende Marmorleib! Diese greifbar gewordene Verwirklichung des geliebten Bildes! Er vergaß die Menschen um sich herum und wagte sich nicht vom Platze zu rühren. Seine Blicke liebkosten um den üppigen, schwellenden Körper, der so lebensvoll, so faßbar in seinen anmutigen Formen vor ihm stand. Die Göttin lächelte — dasselbe geheimnisvolle, nur ihm bemerkbare Lächeln ihres weißen Mundes, mit dem sie ihn schon ehedem zu begrüßen pflegte.

Er erhob sich. Mit langsamen Schritten nahte er sich dem Piedestal, die Arme herabhängend, den geöffneten Handteller der Statue zugewandt, stand er vor ihr, wie ein Opfernder, der seiner Göttin naht.

Diese Stunde im Museum hatte über sein Geschick entschieden. Ganz urplötzlich fühlte er, wie sich in sein rein künstlerisches Schwelgen jählings sinnliche Regungen mischten. Es trieb ihn, die Arme weit zu öffnen, vor der Statue niederzuknien. Aber da erwachte er aus seiner Verzückung und blickte verwirrt um sich, wie ein aus Götterhöhen zur Erde Hinabgeschmetterter.

Von nun an fand ihn jeder Sonntag im Museum. Die andern Kunstwerke beachtete er kaum. Geradenwegs pflegte er zum Saal der antiken Sculpturen zu eilen, auf die Ruhebank zu sinken und von da aus die Statue zu betrachten. Er feierte wahre Orgien künstlerischer Schönheitsschwelgerei. Das leise Neigen des Kopfes, das strenge und doch so anmutübergossene Profil, die weichen Linien und Falten des Körpers riefen in immer erneuter Bewunderung wahre Schauer in ihm hervor. Fast keine Nacht verging, ohne daß nicht in seinen Traum die Venusgestalt hineinspielte. Schließlich mußte er sich mit geheimem Schauder gestehen, daß er völlig unter der Macht dieser starren, hohen Figur stand, daß sie sein ganzes Empfindungsleben beherrschte.

Und noch eins fühlte er instinktiv, dieses aber ohne Schaudern, eher mit einer unbestimmbaren, weich zerfließenden Lustbetonung: seine Bewunderung der Göttin wurde immer sinnlicher! Er ertappte sich dabei, wie er hie und da auf der Straße vorübereilende Frauen musterte, ihren Wuchs prüfte, ob er etwa dem der angebeteten Venus ähnle. Aber unter diesen geschnürten, mit närrischen Moden sich verunstaltenden Weiblein war keine, die ihn auch nur im Entferntesten an den weichen und doch bestimmten Linienfluß der Statue erinnerte. Ein so herrliches, streng-anmutiges Profil, wie sie es aufwies, das, dachte er, existierte nun schon gleich gar nicht in der Wirklichkeit. Aber dabei merkte er nicht, wie gerade das Gesicht der Statue ihn jetzt lange nicht mehr so wie früher beschäftigte: viel mehr noch als sonst entzückten ihn die in freier Nacktheit oder unter verräterischer Umhüllung lockenden Körperformen der griechischen Göttin.

In Timchens, dem Künstler, hatte auch eine glühende, aber mimosenhaft keusche Sinnlichkeit geschlummert, die sich jetzt leise und von Tag zu Tag brennender zu regen begann.

Er machte seit einiger Zeit Gedichte auf den Leib der Venus — stammelnde Verse, dionysischwilde Rhythmen, oft ohne Sinn und Verstand, aber von einer lodernden Farbenpracht der Diktion, einem kaum glaublichen Prunk der Sprache.

Es war natürlich, daß dieses fortwährende Erfülltsein von derartigen Empfindungen — anfangs spielte er damit, schließlich verlor er die Herrschaft über sie und war ihr Sklave geworden — mit der Zeit auch hemmend auf sein Verstandesleben einwirken, ihn unbrauchbar zur Ausübung seiner Tagesgeschäfte machen mußte. Es fehlte denn auch nicht an Klagen und Beschwerden seines Chefs über seine wachsende Unaufmerksamkeit, Unpünktlichkeit und Liederlichkeit. Aber das alles registrierte er

kaum. Die geschilderten Gefühle beherrschten ihn völlig und ließen anderen Einwirkungen der Außenwelt gar keinen Raum in seiner Psyche. Immer wieder eilte er zum Museum, so oft ein freier Sonntag kam. Ja einige Male hatte er es nicht 14 Tage lang aushalten können, einen Teil seines kargen Wochenlohnes genommen und sich eine Eintrittskarte gelöst. Dann hatte er freilich die nächsten Tage knapper als je leben müssen.

Die Unzahl der Museenbesucher störte ihn mit jedem Male mehr in seinen geheimen Orgien. Wenn der Saal, in dem die Statue stand, allzu gefüllt war, pflegte er ziellos in den Nebenräumen zu schweifen, ohne doch die dort aufgestellten Kunstsachen zu beschauen, denn er behielt fortwährend die Thür im Auge, um den Venussaal überblicken zu können.

Des Nachts, wenn er sich noch schlaflos auf dem Lager herumwarf und der Aprilsturm in den Straßen und Schornsteinen sein lärmendes Wesen trieb, kamen ihm allerlei thörichte Gedanken. Wenn er einmal allein, ganz allein mit der Statue sein könnte! Und — wenn sie lebte! . . . Den Kupferstich in dem gestohlenen Werke sah er nur noch selten an: dies eindimensionale Bild genügte seinen schon zu sehr erhitzten Sinnen nicht mehr, das war nicht körperlich, nicht faßbar. Einmal als er sich für einen Moment allein in dem Museumssaal befunden, hatte er gewagt, von unwiderstehlicher Begierde getrieben, seine Hand auf das marmorne, verhüllte Knie der Statue zu legen — da hatte ihn aber so jäh ein eisiger Schauer gepackt, daß er erschrocken die Hand zurückgeschnellt und bald darauf gegangen war. Sein Wunsch, einmal allein mit der Göttin sein zu können, wuchs von Tag zu Tag. Er sparte sich den letzten Groschen vom Munde, um, so oft er Zeit fand, das Museum besuchen zu können. Aber selbst wenn er den Saal zufällig leer von Beschauern fand, so patrouillierten doch mit langsamen Schritten die Museumsdiener darin herum und ließen es nicht zur Erfüllung seines Wunsches kommen. Eine täglich wachsende Sehnsucht machte ihn fast sinnlos: er aß und trank schließlich nicht mehr.

Als er sich eines Tages mit schmerzenden Gliedern, fiebernden Schläfen erhob und ins Bureau eilte, ohne irgend etwas zu sich genommen zu haben, empfing ihn der Chef mit Unheil verkündender Miene und rief ihn in sein Privatzimmer. Durch irgendwelchen Umstand war ihm das Fehlen des kunstgeschichtlichen Werkes aufgefallen. Auf Timchens, der damals die Bücher geordnet hatte, fiel in erster Linie der Verdacht des Diebstahls. Der Rechtsanwalt begann seinen Schreiber einem scharfen Verhör zu unterwerfen, aber bereits nach den ersten Worten merkte sein juristischer Inquisitorblick, daß er den Schuldigen vor sich habe. Eine blinde Wut überkam ihn, er überschüttete Timchens mit Schimpfworten und Flüchen, kündigte ihm seine Stellung und befahl ihm, auf der Stelle sein Haus zu verlassen.

Wie betäubt stieg Timchens die Treppe hinab auf die Straße. Er konnte keinen klaren Gedanken fassen und lehnte sich an die Hausthür, denn ein Schwindel überkam ihn. Sinnlos und ziellos trieb er sich den ganzen Vormittag über in den Straßen der Vorstadt herum. Er wagte nicht, seine Wohnung aufzusuchen aus Furcht, dort von Polizisten als Dieb in Empfang genommen zu werden. Gegen Mittag geriet er in die Anlagen am Museum und setzte sich, zu Tode ermattet, auf eine Bank. Er versank in dumpfes Brüten. Die warme, ermüdende Frühlingsluft versetzte ihn noch mehr in den Zustand willenloser Erschlaffung und ließ ihn nicht zu klarem Denken kommen. So wurde es Nachmittag, ohne daß er etwas genossen oder sich vom Platz gerührt hätte. Endlich gegen 1/24 Uhr erwachte er aus seiner Lethargie und erhob sich. Er ging zum Museum, das nur wenige Schritte von ihm entfernt lag. In allen Taschen suchte er, bis er das zum Eintritt nötige Geld, seine letzten Barmittel, zusammen hatte. Er wollte zu ihr, seiner geliebten Göttin! Zu ihr, die ihm zum fühlenden, seligen Menschen, aber auch zum Dieb und Verbrecher gemacht! Ganz plötzlich hatte er nun seine Überlegung wiedergefunden: er legte sich einen raffinierten Plan zurecht.

Bis 5 Uhr war das Museum geöffnet. Solange schlenderte er durch die Galerien und Kabinette, vermied es jedoch, in den Saal der antiken Sculpturen zu treten. Als die fünfte Stunde nahte, begann er sich nach einem sichern Versteck umzusehen, wo er die Nacht erwarten könne. Er wählte im Saal für Archäologie ein riesiges, altägyptisches Grabmal, dessen hohe Platten seine schmächtige Figur völlig verbargen. Als der Saal menschenleer war, schlüpfte er dahinter und wartete und lauschte. Er hörte fünf Uhr schlagen, vernahm das Schrillen der elektrischen Klingel, die die Besucher zum Weggehen mahnte. Dann hörte er die Schritte der Museumsdiener, die noch einmal durch alle Räume gingen und nach dem Rechten sahen; auch den Saal, in dem er sich befand, durchhallten diese gleichmäßigen Schritte. Jetzt verloren sie sich. Er lauschte, wie unten im Parterre

die schweren Eichenthüren geschlossen wurden — nun war er allein! Noch blieb er aber in seinem Versteck. Der Hunger nagte in seinen Eingeweiden; ab und zu überkam ihn ein Schwindel. Dann klammerte er sich an die Gipsplatten des ägyptischen Grabmals, bis die Schleier vor seinen Augen sich wieder verloren.

Zu den hochliegenden Spitzbogenfenstern herein strömte das Gold der untergehenden Sonne und malte blutrote, tanzende Kringel auf die bunten Steinfliesen, huschte über die altägyptisch-steifen Götter mit den wunderlichen Tierköpfen und belebte die starren Züge der Mumien in fratzenhaftem Spiel.

Timchens fühlte sich jetzt völlig sicher und setzte sich auf eine der Ruhebänke. Mit glanzlosen Augen um sich starrend, verfolgte er das Spiel der Abendsonne, ihre mählich entstehenden Schatten, die langsam auf dem Boden fortkrochen. Schließlich schlief er vor Entkräftung ein. Aber auch im Schlaf fand er keine Ruhe. Ein wollüstiger Traum zeigte ihm die geliebte Göttin, wie sie von ihrem hohen Piedestal zu ihm niederstieg, lebend, in strahlendster Schönheit. Er streckte die Hände nach ihr aus — aber ach! ihr fehlten ja die Arme, seine glühende Umschlingung zu erwidern — sie küßte ihn nur mit brennenden weißen Lippen und drängte ihren weichen Körper an den seinen, und er riß ihr die letzten, verhüllenden Gewänder vom Leib — — — Mit einem Schrei erwachte er aus diesem qualvollsten Traum: verwirrt um sich blickend erkannte er seine Lage. Aber noch befand er sich völlig im Bann der eben geschauten wahnsinnigen Vision. Irgendwo schlug es Mitternacht. Ein helldunkler Dämmer füllte den Raum. Er erhob sich mit wankenden Knieen, seine Glieder flogen im Fieber, unartikulierte Schreie ausstoßend, stürzte er durch die Kabinette und Korridore nach oben, dem bekannten Saal zu, in dem sie ihn erwarten würde.

Jetzt stand er vor ihr und sank in die Kniee, so überwältigend schön und herrlich war der Anblick, der sich ihm bot. Das Mondlicht strömte zu den oberen Fensterbogen herein und hüllte den Saal in einen magischen Glanz; die Nische aber, in der die Venus von Milo auf hohem Postamente stand, war in hellsten, blausilbernen Schimmer getaucht; hellster blausilberner Schimmer lag auf Kopf und Leib der Marmorgöttin, die zu leben, die verlangend zu atmen schien in diesem zauberischen Licht. Timchens sprang auf und lief mit ausgebreiteten Armen ihr entgegen. Jetzt stand er ihr zu Füßen und versuchte, das Postament zu erklettern, von wildestem Verlangen gepackt, in sinnloser Liebesraserei.

Da — die Statue geriet ins Wanken — ein halb erstickter Schrei — Timchens lag am Boden mit zerschmettertem Schädel, aus dem das blutige Hirn quoll, auf ihm die schwere Marmorfigur der Venus von Milo — Venus Valandinne! Durch den Sturz war ihr der Kopf abgebrochen — mit leisem Klingen rollte er über die Fliesen . . . . lächelnd blieb er an der Saalwand liegen und schaute triumphierend nach dem Toten hinüber . . .

Begegnung.

Der Sturm fuhr heulend durch den Wald.
Des Wirtes Wein war gut.
Der Schenke Raum war alt und kalt.
Im Ofen glomm die Glut.

Sie trug ein graues Reisekleid
Und einen roten Hut.
Ihr Auge war voll Bangigkeit,
Doch sprach's: „Ich bin Dir gut."

Mein Blick hat trüb und sehnsuchtsvoll
In ihrem Blick geruht.
Ihr Auge schaute vorwurfsvoll,
Doch sprach's: „Ich bin Dir gut."

Es fragte durch des Sturms Gestöhn:
„Was willst Du, junges Blut?"
Ich sagte nur: „Du bist so schön,
Und drum bin ich Dir gut."

Halb zögernd hob sich ihre Brust,
Ihr Wangenpaar ward Glut.
Ihr Auge war voll süßer Lust
Und schrie: „Ich bin Dir gut."

Otto Michaeli.

Spaziergang.

War ein trübseliger Nachmittag,
Der Himmel so schwer, die Welt so grau,
Da ging ich mit der blassen Frau
Weit über die braune Heide.

Und einmal weinte sie wirr und weh,
Und biß auf's Ringlein am Finger schlank . . .
In toter Ferne die Sehnsucht sang,
Weit über die braune Heide.

Georg Rothe.

Die zwei Maße.

Die Liebste mein ist klein und nett,
Das macht sie mir so teuer.
Wie, wenn ich eine große hätt',
Stünd' so sehr ich in Feuer!
Wer's recht versteht — o glaubt mir das! —
Beherzigt immer Eines:
Zum Trinken brauche großes Maß,
Zum Lieben aber kleines!

Ein' riesenmäßige Figur,
Das mag mir gar nicht passen.
Ich bin von mittlerer Statur
Und kann so hoch nicht fassen.
Aus diesem Grunde, klar wie Glas,
— Und sonst bedarf es keines —
Zum Trinken brauch ich großes Maß,
Zum Lieben aber kleines!

Die Große schreitet stolz einher,
Hoch in der Luft die Nase,
Und jeden mißt sie ungefähr
Nach ihrem eigenen Maße.
Das ist fürwahr ein schlechter Spaß;
Drum merk' sich Unsereines:
Zum Trinken brauche großes Maß,
Zum Lieben aber kleines!

Die Große, die zum Liebsten schleicht,
Vollbringts mit viel Beschwerde,
Derweil ihr süßes Ziel erreicht
Die Kleine sonder Fährde.
Drum sagt mein Sprüchlein: Wißt ihr was?
In Sachen Weibs und Weines:
Zum Trinken brauche großes Maß,
Zum Lieben aber kleines!

Und glaubt nicht, daß es je mich reut,
So lang ich bin auf Erden!
Will denken immerdar wie heut,
Die andern Sinnes werden!
Ich bleibe fest ohn' Unterlaß,
Ich mein' es und beschein' es:
Zum Trinken brauche großes Maß,
Zum Lieben aber kleines!

Nach dem Französischen des **Panard** von **Th. Vulpinus.**

Die Blaumeise.

Blaumeise sang vom Lindenast:
„Jauchz', Herz, daß Du zwei Flüglein hast,
Kannst fliegen über Thal und Höh'n,
Allorten ist die Welt so schön!
Doch fliegt man oft im Lenz sich müd,
Wenn sanft die Rosen küßt der Süd;
Dann holt man Federn, Halm und Kraut,
Und hurtig wird ein Nest gebaut.

Dann geht's auf Raup'- und Käferfang
Den blauen Sommertag entlang;
Doch wenn die Kinder flügge sind,
Zerfließt all Mühsal in den Wind.
Mein Weib zu den Frau Basen schwirrt,
Aus mir ein lustiger Spielmann wird;
Und sing' ich keusch vor ihrer Thür,
Frau Kohlmeis' hüpft verschämt herfür. . .

Doch plagt oft Unrast und Verdruß
Mein Weib, das fleißig brüten muß;
Drum schick' ich's an die Luft hinaus
Und brüt' andächtig selbst zu Haus.
Ja, ja, ihr lieben Menschenleut',
Das nennt sich rechte Vaterfreud';
Piepst aber dann erst hell die Brut,
Wird auch mein Frauchen wieder gut!

Wenn nur der böse Weih nicht wär',
Der kommt mir manchmal in die Quer.
Dann such' ich zitternd ein Versteck
Tief in der Schlehdornblütenheck'.
Und dennoch ist die Welt so schön,
Blitzt Sonnenschein auf Wald und Höh'n;
Drum preis' ich laut das Reich der Luft
Mit seinem Glanz und Klang und Duft!"

Max Kiesewetter.

Greift nur zu.

Durch das Märzenmorgengrau'n
Fährt ein Wagen goldbeschlagen.
Wilde Rosse, dunkelbraun,
Durch die Dämmerluft ihn tragen.

Drinnen thront ein stolzes Weib,
Lächelnd wie in Wohlgefallen —
Nieder auf den schönen Leib
Lange lichte Locken wallen.

Streut mit der schneeweißen Hand
Halme, Blätter, Blumen, Blüten
Über's ahnungslose Land,
Das noch stille Träume hüten.

Und dann singt sie ihren Sang
In die tiefen Thale nieder:
„Greift nur zu! — Es währt nicht lang —
Mit der Sichel kehr' ich wieder". — —

Christoph Flaskamp.

Berliner Theater.

Von Karl Emil Franzos.

II.

Es ist immer ein erfreulicher Anblick, wenn ein begabter Dichter sich redlich müht, die Grenzen seines Könnens mit Fleiß und Kunstverstand zu erweitern. Gelingt ihm dabei nicht alles, so ist dies doch in letzter Linie, wenn auch selten sogleich, für ihn wie für die Litteratur besser, als wenn er lediglich wieder einmal mit einer Arbeit gekommen wäre, wie er deren schon früher geboten hat. Und darum hat das Publikum Recht gehabt, wenn es sich Arthur Schnitzlers Einakter-Cyklus „Lebendige Stunden" im Ganzen und Großen gefallen ließ und läßt, und derjenige Teil der Kritik Unrecht, der von den vier kleinen Stücken mindestens die beiden ersten („Lebendige Stunden" und „Die Frau mit dem Dolch") scharf verwies. Freilich sind sie schwächer, als die beiden letzten („Die letzten Masken" und „Litteratur"), aber jedes einzelne erweist, wie ernsthaft der Dichter arbeitet.

Das ist kein Verdienst, wird man einwenden, sondern Pflicht. Freilich, aber es giebt Zeiten, wo die Erfüllung der Pflicht so selten ist, daß sie wie ein Verdienst erscheint. Und daß wir in einer solchen Zeit leben — wer vermöchte dies zu verkennen, sofern er nur eben sich und andere nicht absichtlich täuschen will! Wir sind heute an jungen Talenten reicher, als wir es vor zwanzig oder gar dreißig Jahren waren; nur erschöpfen sich die Vielen von Heute ungleich leichter und rascher, als die Wenigen von Einst, und man braucht nicht der Finger einer Hand, um diejenigen aufzuzählen, die nicht enttäuscht haben und sichtlich auch als Künstler, nicht bloß, was den äußeren Erfolg betrifft, aufwärts steigen. Es hieße ins Tiefste greifen und statt der Anzeige über eine Theater-Saison ein Buch zur Psychologie der modernen Dichtung schreiben, wenn ich dies hier des Näheren ausführen und nach den Gründen suchen wollte. Genug, es ist so, und traurig genug, daß es so ist. Da ist's denn eine Freude, auf die Wenigen hinzuweisen, die sich immer redlich mühen. Und zu ihnen gehört Arthur Schnitzler.

Leicht fällt es ihm vermutlich nicht, schon weil er — von allem Persönlichen abgesehen, er hat z. B. daneben seinen praktischen Beruf als Arzt — im Kern eine weiche Natur ist und in einer weichen Luft lebt, in Wien. Es ist etwas im besten Sinn Frauenhaftes in seiner Begabung; daher auch das Leichte, Spielerische, Tändelnde in der Form, und im Inhalt die Beschränkung auf Liebesprobleme. Schnitzler ist ein Wiener im guten Sinne des Worts, und daß er es nicht daneben auch im minder guten Sinne, namentlich in dem Mangel an Ausdauer sein sollte, war kaum anzunehmen. Darum haben mich die „Lebendigen Stunden" angenehm enttäuscht; mindestens zwei von den vier Stücken behandeln sehr ernste Probleme aus dem Seelenleben des Mannes, viel ernstere, als sie heutzutage, und nicht bloß in Wien, Mode sind, und wenn auch nur das eine vortrefflich geraten ist, während das andere noch die richtige Pointe, gleichsam das erlösende Wort, vermissen läßt, so sind doch beide, unter diesem Gesichtswinkel betrachtet, erfreulich und interessant.

Das vortrefflich geratene Stück, das ich eben erwähnte, zugleich das beste des Cyclus, ist das einaktige Schauspiel: „Die letzten Masken". Nur ein Einakter, aber eine Tragödie des Neides, so erschütternd, wie ich sie kaum je auf der Bühne gesehen habe, dabei mit den einfachsten Mitteln aufgebaut und durch und durch beobachtet, dem Leben abgelauscht. In einem „Extrakammerl" des Wiener allgemeinen Krankenhauses, einem kleinen an einen großen Krankensaal anstoßenden, von diesem durch einen Vorhang getrennten Raume lernen wir zwei Todgeweihte kennen, einen jungen, hektischen Provinzschauspieler, und einen Journalisten zu Anfang der fünfzig. Der junge Komödiant weiß nicht, daß er so bald sterben muß, treibt seinen Spaß mit der Wärterin, freut sich des Besuchs seiner Geliebten, von der er die Vermittlung eines Sommer-Engagements erhofft, und ärgert sich über den Olmützer Kritiker, der ihn zuletzt „verrissen" hat; daneben macht er — „für unsereinen rentiert sich das, im Spital zu liegen" — seine mimischen Studien an den Leidensgefährten. Anders der Journalist; er weiß, daß sein Leben nicht mehr nach Tagen, sondern nur noch nach Stunden zählt, und ist es zufrieden; das „taedium vitae", der Ekel vor dem Leben, erfüllt seine ganze Seele. Wie könnte es auch anders sein! — er ist einst stolz ausgefahren nach dem

Zaubereiland des Ruhms, um dann mühselig als Tagelöhner des Geistes sein Leben fortzufristen; das macht mürb und bitter und läßt den morsch gewordenen Kämpfer in dem nahenden Tode nicht mehr den Feind, sondern den Erlöser erblicken. Nur Eins noch heftet ihn an's Leben: der Rachedurst, der glühende Haß gegen einen glücklicheren Genossen, der es, weil er weltklug war und sich den niedrigen Instinkten der Menschen anzuschmiegen wußte, zu Ruhm, Geld und Macht gebracht hat. Ihn möchte er noch einmal sehen, ihm die Maske vom Gesicht reißen, ihm sagen, daß er ihn durchschaut hat, ihm, der ihn im Unglück vernachlässigt hat, seinerseits das Einzige rauben, an was er wahrscheinlich glaubt, das Vertrauen in seine Gattin, denn sie war die Geliebte des unglücklichen, mißhandelten Rivalen. Ein junger, gutmütiger Sekundar-Arzt will — aus Menschenfreundlichkeit und weil es ihn lockt, den berühmten Dichter aufzusuchen — die Bitte des Sterbenden erfüllen; er will den großen Alexander Weihgast an das Lager seines armen Jugendgenossen Karl Rademacher bringen. Wie nun der Unselige sich im Vorgefühl des Triumphs berauscht, ist ein Meisterstück der Charakteristik, jedes Wort ebenso schlicht wie wahr:

„Wenn er nur kommt . . . wenn er nur kommt . . . Ich bitt' Dich, mein Hergott, wenn Du mich auch vierundfünfzig Jahre lang im Stich gelassen hast, gieb mir wenigstens die letzte Viertelstunde noch Kraft, daß es sich ausgleicht, so gut als es geht. Laß mich's erleben, daß er da vor mir sitzt — bleich, vernichtet — so klein gegen mich, als er sich sein Leben lang überlegen gefühlt hat . . . Er ist immer höher hinauf und ich immer tiefer hinunter. Und heut ist es so weit, daß er ein reicher und berühmter Dichter ist, und ich bin ein armer Teufel von Journalist und krepier' im Spital. . . . Wenn er nur kommt, wenn er nur kommt! Ich weiß, Herr Jackwerth, heute Nachmittag war Ihre Geliebte bei Ihnen — aber was ist denn alle Glut, mit der man ein geliebtes Wesen erwartet, gegen die Sehnsucht nach einem, den man haßt, den man sein ganzes Leben lang gehaßt hat, und dem man vergessen hat, es zu sagen."

Daran reiht sich zwanglos eine anscheinend bizarre und gewagte, in Wahrheit durchaus psychologisch begründete Scene, die darum nicht bloß frappiert, sondern auch tiefe Wirkung übt. Der allzeit spiellüsterne Schauspieler macht den Vorschlag, für die bevorstehende Abrechnung gleichsam Generalprobe zu halten; der Journalist, dem die Worte auf der Seele brennen, geht darauf ein. Und so schleudert er dem Schauspieler für seinen „Freund", den Dichter ins Gesicht:

„Du meinst, daß Du mehr bist als ich? — Mein lieber Freund, zu den Großen haben wir beide nie gehört, und in den Tiefen, wo wir zu Haus sind, giebt's in solchen Stunden keinen Unterschied. Deine ganze Größe ist eitel Trug und Schwindel. Dein Ruhm — ein Haufen Zeitungsblätter, der in den Wind verweht am Tag nach Deinem Tod. Deine Freunde? — Schmeichler, die vor dem Erfolg auf dem Bauch liegen, Neidlinge, die die Faust im Sack ballen, wenn Du den Rücken kehrst, Dummköpfe, denen Du für ihre Bewunderung gerade dumm genug bist. — Aber Du bist ja so klug, um das zuweilen selbst zu ahnen. Ich hätte Dich nicht herbemüht, um Dir das mitzuteilen. Daß ich Dir jetzt noch was Anderes sagen will, ist möglicher Weise eine Gemeinheit. — Aber es ist nicht zu glauben, wie wenig Einem dran liegt, gemein zu sein, wenn kein Tag mehr kommt, an dem man sich darüber schämen müßte. (Er steht auf.) Ich hab' ja schon hundert Mal Lust gehabt, Dir's ins Gesicht zu schreien in den letzten Jahren, wenn wir einander zufällig auf der Straße begegnet sind und Du die Gnade hattest, ein freundliches Wort an mich zu richten. Mein lieber Freund, nicht nur ich kenne Dich, wie tausend Andere — auch Dein geliebtes Weib kennt Dich besser als Du ahnst und hat Dich schon vor zwanzig Jahren durchschaut — in der Blüte Deiner Jugend und Deiner Erfolge. — Ja, durchschaut — und ich weiß es besser als Irgendeiner . . . Denn sie war meine Geliebte zwei Jahre lang, und hundert Mal ist sie zu mir gelaufen, angewidert von Deiner Nichtigkeit und Leere und hat mit mir auf und davon wollen. Aber ich war arm und sie war feig und darum ist sie bei Dir geblieben und hat Dich betrogen! Es war bequemer für uns Alle."

Auf die Einwendung des Schauspielers, daß der Dichter dies für Lüge halten werde, verweist ihn der Journalist auf den Schlüssel zu seinem Schreibtisch, wo auch die Briefe sind:

„Überhaupt, in meinem Schreibtisch, da sind Schätze mancherlei — wer weiß, vielleicht ist nichts Anderes nötig, um sie zu würdigen, als daß ich gestorben bin. — Ja, dann werden sich die Leute schon um mich kümmern. Insbesondere, wenn es heißt, daß ich in Not und Elend gestorben bin — denn ich sterbe in Not und Elend, wie ich gelebt habe. An meinem Grab wird schon Einer reden. Ja, geben Sie nur Acht — Pflichttreue — Tüchtigkeit — Opfer seines Berufes . . . Ja, das ist wahr, Florian Jackwerth, seit ich einen Beruf habe, bin ich sein Opfer — vom ersten Augenblick an bin ich ein Opfer meines Berufes gewesen. Und wissen Sie, woran ich zu Grund' geh'? Sie meinen, an den lateinischen Vokabeln, die da auf der Tafel stehen —? O nein! An Gall', daß ich vor Leuten hab' Buckerln machen müssen, die ich verachtet hab', um eine Stellung zu kriegen. Am Ekel, daß ich Dinge hab' schreiben müssen, an die ich nicht geglaubt hab', um nicht zu verhungern. Am Zorn, daß ich für die infamsten Leutausbeuter hab' Zeilen schinden müssen, die ihr Geld erschwindelt und ergaunert haben, und daß ich ihnen noch dabei geholfen hab' mit meinem Talent. Ich kann mich zwar nicht beklagen: von der Verachtung und dem Haß gegen das Gesindel hab' ich immer meinen Teil abbekommen — nur leider von was Anderm nicht."

So sind wir auf die Szene zwischen den beiden Männern vorbereitet. Was wird sie bringen? Es ist eine der stärksten Spannungen, die man während der Lektüre, wie während der Aufführung bei einem modernen Stück erleben kann. Und diese Spannung

steigert sich, als sich Weihgast, der berühmte Dichter, schon nach den ersten Worten, die er an den todkranken Jugendgenossen richtet, auch für unser Auge als der hohlköpfige, kaltherzige, nur eben schlaue Geselle entpuppt, als den ihn Rademacher geschildert hat. Und ist's auch eine „Gemeinheit“, die der Unglückliche verüben will, wir gönnen dem widrigen Menschen das furchtbare Strafgericht, das über ihn hereinbrechen muß, gönnen es ihm mit jedem Wort mehr, das wir von ihm vernehmen. Er spricht, scheinbar im Ton der Klage, in Wahrheit mit dem Selbstgefallen des Strebers, von seinem Leben. „Äußerlich betrachtet“, erklärt er dem Sterbenden, nachdem er ihm, wohl wissend, daß er nicht beim Worte genommen werden kann, Geld „für eine Nachkur auf dem Lande“ angeboten, „möchte man wohl glauben, daß ich derjenige bin, dessen Los besser gefallen ist. Und doch — wenn man die Sache so nimmt, wie sie ja doch eigentlich genommen werden muß — wer hat mehr Enttäuschungen erlebt? Immer der, der scheinbar mehr erreicht hat — das klingt paradox, und doch ist es so. — Ah, wenn ich Dir erzählen wollte ... nichts als Kämpfe, nichts als Sorgen. — Ich weiß nicht, ob Du die Bewegungen der letzten Zeit so verfolgt hast; nun stürzen sie über mich her ...“ Die „Jungen“ nämlich. Aber „es ist noch nicht aller Tage Abend. In der nächsten Saison, zu Beginn, kommt ein neues Stück von mir; da sollen sie sehen, da sollen sie sehen! Ah, ich laß mich nicht unterkriegen. Wartet nur! Wartet nur! — Nun, wenn alles gut geht, so sollst Du dabei sein, mein alter Freund. Ich verspreche Dir, Dir Billete zu schicken, obwohl Euer Blatt im allgemeinen verflucht wenig Notiz von mir nimmt. Ja, meine letzten zwei Bücher wurden bei Euch direkt totgeschwiegen“ u. s. w. Und Rademacher schweigt noch immer. Nun beginnt Weihgast in der Verlegenheit von seiner Frau zu sprechen. Auch hier kein Herzenston, auch hier nur leere Phrase. „Wahrhaftig, bei ihr find' ich mich selbst — den Glauben an mich wieder, wenn ich nah' daran bin, ihn zu verlieren, die Kraft zu schaffen, die Lust zu leben“ u. s. w. Aber Rademacher schweigt ... Warum?

Weil ihn — wir fühlen es mit jedem Satz, den der berühmte Mann spricht, mit jedem Wort, das der Sterbende hervorkeucht, immer deutlicher — von Sekunde zu Sekunde mehr der Ekel am Leben überwältigt, die Erkenntnis, daß alles nichtig, und nur eines der Mühe wert ist: die Bethätigung der eigenen Kraft im Dienste des Guten und Wahren. Dies ist für ihn vorbei; was kümmert ihn alles andere, was dieser hohle Komödiant, was seine Rache? Er läßt ihn ziehen, ohne gesprochen zu haben. Und da er gegangen ist, ist nur noch eines in dem Sterbenden lebendig: die Erkenntnis von der Majestät und Erhabenheit des Todes. „Wie armselig sind doch die Leute, die auch morgen noch leben müssen ... Was hat unsereiner mit den Leuten zu schaffen, die morgen noch auf der Welt sein werden!“

Die eingehende Wiedergabe des Inhalts überhebt mich bei dem denkenden Leser der Aufgabe, zu erweisen, daß Schnitzler hier nicht bloß ein sehr wirksames Theaterstück, sondern eine gute Dichtung voll innerer Wahrheit geschrieben hat. Das Problem ist fein, tief und originell, die Lösung von einleuchtender Klarheit, die psychologische Entwickelung könnte kaum schärfer sein, und ist durchweg in Handlung umgesetzt. Der Einakter birgt mehr Lebensfülle, als die meisten Stücke der Modernen, auch Schnitzler's Stücke nicht durchweg ausgenommen.

Weniger, weit weniger wird den Leser und Zuschauer, der sich gern einen äußerlich unerquicklichen Stoff gefallen läßt, insofern dieser nur künstlerisch erquicklich behandelt ist, ein anderes der vier Stücke, das dem ganzen Cyklus den Namen gegeben hat: „Lebendige Stunden“ erfreuen. Auch vom Problem gilt das Gleiche; es ist nicht von der Oberfläche des Lebens abgeschöpft, sondern aus der Tiefe geholt; es ist durchaus eigentümlich und mindestens in der Wendung, die ihm der Dichter giebt, wenn auch nicht im Kern neu, aber doch verfehlt. Eine edle, von ihrem Gatten schmählich mißhandelte, dann verlassene Frau hat sich in freiem Bündnis ihrem Jugendgeliebten hingegeben und ihr Herz zwischen ihm und ihrem Sohne, einem jungen Dichter, geteilt. Da wird sie von unheilbarem Siechtum befallen, sieht den Sohn unter dem Druck der Sorge um sie, um der Pflichten willen, die ihm die Pflege der Kranken auferlegt, in seiner dichterischen Schaffenskraft verkümmern, und giebt sich selbst den Tod, obwohl sie um des Geliebten willen, dessen einziger Halt im Leben sie ist, gern fortgelebt hätte. Vor ihrem Tode aber enthüllt sie dem Manne ihres Herzens, daß sie freiwillig aus dem Leben gehe und warum sie es thue. Dies die Voraussetzung des Konflikts im kleinen Schauspiel; schon sie wird man nicht ohne eine Einwendung hinnehmen können, die nicht etwa künstlich herausgeklügelt zu werden braucht, sondern sich von selbst aufdrängt. Hat eine Frau die Kraft, aus Mutterliebe vorzeitig in den Tod zu gehen, so wird sie auch stark genug sein, es schweigend zu thun, statt das Gemüt des Geliebten durch das furchtbare Geständnis nicht bloß zu beschweren, sondern auch zu verbittern. Denn sie sagt ihm ja dadurch auch: „Erkenne, um wie viel mehr ich meinen Sohn geliebt habe, als Dich! Um seinetwillen muß ich vorzeitig von Dir gehen, obwohl ich weiß, daß ich der einzige Zweck und Inhalt Deines Lebens bin.“ Noch mehr: indem sie ihm das Geheimnis enthüllt, bindet sie ihm zugleich auf die Seele, es dem Sohne zu verbergen, weil die Enthüllung sein Gemüt verdüstern könnte — nach dem Gemütszustand des Geliebten frägt sie nicht. Man sieht, die Frage: „Warum spricht sie, ehe sie scheidet?“ ist mit dem Problem selbst geboren, und weil es keine Antwort auf diese Frage giebt, so

können wir an dem Problem keine volle künstlerische Freude haben, es sei im Übrigen noch so gut durchgeführt. Aber auch daran fehlt es. Der Verfasser wirft die Frage auf, wer tiefer um die Tote trauern wird, der junge Dichter, vor dem das Leben liegt und der sich sein Teil Lebensglück erobern will, oder der vereinsamte alte Mann, der mit der Geliebten Alles verloren hat. Das aber ist keine Frage, die überhaupt verschieden zu beantworten wäre; natürlich der Letztere. Auch darüber kann es zwischen Schnitzler und uns keine Meinungs-Verschiedenheit geben, daß sich das Gemüt des alten Mannes gegen den Sohn der Toten verbittern, daß ihn unablässig die Frage quälen wird, ob dieser des ungeheuren Opfers wert sei. Fraglich bleibt also nur: wie weit kann den alten Mann diese Verbitterung treiben; wird er sich etwa so weit vergessen, dem jungen Dichter das Geheimnis zu offenbaren? Unmöglich, antworten wir, denn das wäre ja nicht bloß brutal gegen den Lebenden, sondern auch brutal gegen die Tote; es bedürfte der ungeheuersten Verfehlungen des jungen Mannes, namentlich auch der ungeheuersten Rücksichtslosigkeit gegen die Tote, um es begreifbar, wenn auch nicht entschuldbar zu finden, daß der auf's äußerste gereizte alte Mann die eine Brutalität durch die andere vergilt! Der Dichter aber läßt den Alten das Geheimnis ohne Zweck, ohne Not, ja ohne rechten Anlaß preisgeben. Der junge Dichter, Heinrich, kommt von einer kleinen Reise, die er kurz nach dem Begräbnis angetreten, um sich selbst wiederzufinden, zerquält und Trost suchend in die Villa des alten Herrn Hausdorfer. Dieser empfängt ihn kühl und gereizt, deutelt an jedem Wort Heinrichs, bis er ihm irgend etwas Böses angedichtet hat, und wirft ihm endlich, eigentlich ohne jede Provokation, das Furchtbare in's Gesicht; nur das Motiv des Selbstmords verschweigt er noch. Das ist eine psychologische Unmöglichkeit; alles, was wir von Hausdorfer wissen, seine Treue, sein Zartgefühl gegen die Tote, die Güte, mit der er seinen Diener behandelt, seine Geduld und Ergebung spricht dagegen. Aber auch die Art, wie Heinrich die Kunde aufnimmt, überrascht uns; wir glauben es dem Verfasser nicht, daß Heinrich von der Nachricht, seine Mutter habe durch Selbstmord geendet, nur eben „betroffen" ist, und sich alsogleich, ohne eine Minute Überlegens, zu dem Gemeinplatz aufrafft: „Aber warum bin ich eigentlich erstaunt? Wie oft in diesen furchtbaren Nächten hab' ich mich gefragt, was uns armselige Geschöpfe dazu zwingt, so viel Elend, so viel Martern auf uns zu nehmen, wenn es doch in unserer Macht liegt, jeden Augenblick selbst ein Ende zu machen . . . Wenn meine Mutter gethan hat, was Sie zu wissen behaupten, so hat sie recht gethan!" Das ist eine unbegreifliche Gefühllosigkeit; genau so unverständlich, wie der Brief der Mutter an den Geliebten und die Mitteilung desselben an den Sohn. Auf dieser schwankenden Grundlage spielt sich nun alles Weitere allerdings folgerichtig ab. Natürlich ist Hausdorfer über diese Gemütlosigkeit auf's äußerste erbittert, und der Verfasser hält diese Erbitterung für ausreichend, um ihn nun auch das Motiv der That enthüllen zu lassen. Hausdorfer giebt Heinrich den Brief: „Lies! lies! Da! Der Brief ist bei klarem Bewußtsein geschrieben . . . weil sie Dich leiden gesehen hat, — sie Dich — sie Dich — darum ist sie fortgegangen vor der Zeit — darum ist sie gestorben!" Heinrich aber ruft nun zwar verzweiflungsvoll: „Mutter! Mutter!" hat aber eine Minute später bereits die Kraft, Hausdorfer zuzurufen: „Dieser Brief war ausschließlich für Sie und ganz gewiß nicht für mich bestimmt." Hausdorfers Antwort und den Schluß des Stücks setze ich hierher, weil sie den Leser am besten über die Ansichten des Dichters orientieren:

Hausdorfer: Ich bestimm' ihn für Dich! Ich bestimm' ihn für Dich! Ich erlaube mir — ich erlaube mir. Du wirst es überleben.

Heinrich. Sie haben durch Ihre Verfügung den ganzen Sinn dieses freiwilligen, dieses Opfertodes zerstört. Ihr Wille war es nicht, daß ich mich als Mörder fühlen, als ein Verdammter auf der Erde herumgehen sollte! Und Sie werden vielleicht später selbst empfinden, daß Sie nicht nur an mir, sondern auch an ihr ein Unrecht begangen haben, das beinah das meine aufwiegt.

Hausdorfer. Ich nehm's auf mich, Heinrich. Ich hab' es Dir sagen dürfen, Dir schon. Du wirst Dich nicht lang als Schuldiger fühlen — nein! Du wirst Dich aufraffen! leben! gestalten!

Heinrich. Das ist mein Recht, vielleicht sogar meine Pflicht. Denn mir bleibt nichts anderes übrig, als mich selbst zu töten — oder den Beweis zu versuchen, daß meine Mutter — nicht vergeblich gestorben ist!

Hausdorfer. Heinrich! Vor einem Monat hat Deine Mutter noch gelebt und Du kannst so reden! Für Dich hat sie sich umgebracht, und Du gehst hin und schüttelst es von Dir ab? Und in ein paar Tagen nimmst Du's vielleicht hin, als wär' es ihre Schuldigkeit gewesen? Hab' ich nicht Recht: seid Ihr nicht Einer wie der Andere? Hochmütig seid Ihr — das ist es: hochmütig, Alle, die Großen wie die Kleinen! Was ist denn Deine ganze Schreiberei, und wenn Du das größte Genie bist, was ist sie denn gegen so eine Stunde, so eine lebendige Stunde, in der Deine Mutter hier auf dem Lehnstuhl gesessen ist und zu uns geredet hat, oder auch geschwiegen — aber da ist sie gewesen — da! und sie hat gelebt, gelebt!

Heinrich. Lebendige Stunden? Sie leben doch nicht länger als der Letzte, der sich ihrer erinnert. Es ist nicht der schlechteste Beruf, solchen Stunden Dauer zu verleihen, über ihre Zeit hinaus. — Leben Sie wohl, Herr Hausdorfer. Ihr Schmerz giebt Ihnen heute noch das Recht, mich nicht zu verstehen. Im Frühjahr, wenn Ihr Garten auf's Neue blüht, sprechen wir uns wieder. Denn auch Sie leben weiter.

Einige Kritiker haben gefunden, das Schauspiel ende mit dem Sieg einer höheren, der Weltanschauung des Dichters, über eine geringere, die Weltanschauung

des Alltagsmenschen. Nun, gar so teuer ist der Sieg über eine Weltanschauung nicht, die es für berechtigt hält, ein solches Geheimnis einer Toten preiszugeben, und gar so strahlend erscheint mir der Sieger nicht, der die Nachricht vom Selbstmord der Mutter mit so ungemeiner Kaltblütigkeit und einer ganz gewöhnlichen Phrase beantwortet. Und setzt man, wie dies andere Kritiker gethan haben, statt der Weltanschauung des Dichters die der Modernen, und läßt diese über die Alten siegen, so scheint mir die Sache nicht viel anders zu liegen. Aber ich glaube, den Sieg einer Partei wollte Schnitzler garnicht illustrieren, ich traue seinem ehrlichen Poetensinn zu, daß er einen Konflikt darstellen wollte, in dem beide Teile Recht und beide Unrecht haben, weil jeder aus seiner Natur heraus handelt. Aber wollte er dies, so ist es ihm leider nur teilweise geglückt: Unrecht haben beide, aber Recht hat Keiner.

Auch technisch steht das Stück fühlbar gegen das zuerst besprochene zurück. Hier fehlt das dramatische Leben, und der Dialog spinnt sich nicht ohne ermüdende Längen ab. Dem Leser wird dies weit weniger fühlbar, als dem Zuschauer; den Leser entschädigt hier eine feine Wendung, dort ein Naturlaut; der Zuschauer aber will nicht bloß Reden hören, sondern eine Handlung sehen.

Darauf allein kommt es nun freilich nicht an, denn in dem dritten Stück: „Die Frau mit dem Dolch" giebt es sogar eine Doppelhandlung und doch hat dies Schauspiel auf der Bühne am schwächsten gewirkt und versagt im Lesen ganz. Das liegt, wie mir scheint, daran, weil der Dichter sehr viel wollte, und sich nicht klar darüber war, was er wollte. Selbst dem aufmerksamsten Zuschauer geht ein Sinn überhaupt nicht auf — ich habe das Publikum zwei Male in dieser Situation beobachtet, und die verblüfften Gesichter, das Gefrage nach dem Fallen des Vorhanges ließen mir keinen Zweifel daran übrig, daß es Anderen ebenso ergangen war, wie mir. Der aufmerksame Leser aber erfährt auch nur etwa Folgendes:

Ein Maler zur Zeit der Renaissance, Remigio, hat ein Weib, Paola, das ihn als Künstler auf's höchste verehrt. Ihr ist sein Atelier

> . . . geweihter Boden . . .,
> Drauf Einer wandelt, dem kein Anderer gleicht.

Dennoch haßt sie ihn, denn sie weiß, daß es Wahrheit ist, wenn ihr Remigios Schüler, Lionardo, über die Empfindungen ihres Gatten für sie sagt:

> Ihm ist Euer tiefstes Wesen nichts als Anlaß
> Und Stachel seiner Kunst, verrät'risch lockt
> Auf's Antlitz Euch sein Kuß der Seele Glut
> Zur Förd'rung eines Bildes, das Euch gleicht.
> Und glaubt mir, wenn dies Letzte ihm gelang,
> Das unvollendet seiner Rückkunft harrt,
> Schwand all' sein Lieben hin —

Und so erwidert sie denn auch:

> Das weiß ich gut;
> Denn ich bin dann nichts mehr, bin ausgeschöpft,
> Und mein Lebendges lebt in jenem Bild.

Da wäre es denn schließlich zur Not, obschon nicht leicht begreiflich, wenn sie sich trotz aller Verehrung für den Maler, aus schmerzlicher Entrüstung über die kalte Selbstsucht des Mannes, dem jungen, schönen Lionardo hingeben würde. Aber sie thut es, obwohl sie Remigio nicht bloß verehrt, sondern leidenschaftlich liebt. Im Morgengrauen der Nacht, die sie in Lionardos Armen verbracht hat, girrt sie:

> . . . Du warst zu lange fort, —
> Zu lang, Remigio! Ach ein Jahr währt ewig!

— und als Lionardo einwendet, es sei noch kein Monat verstrichen, seit sie Remigio verlassen, erwidert sie:

> . . . Sehnsucht mißt die Zeit
> Nicht nach der Tage Zahl. Doch heute kommt er,
> Heut' endlich.

Der arme Lionardo, den eine solche Sehnsucht nach dem Gatten unmittelbar nach der Liebesnacht in eines Andern Armen ebenso rätselhaft anmutet, wie den Leser, rechnet ihr vor, Remigio könne erst morgen wieder zurück sein; sie aber ruft „beinahe schmerzlich":

> Erst morgen! Ach warum
> Darf ich die Stunden nicht, die unnütz leeren,
> In meiner Hand wie taube Nüsse knacken?
> Ihr sagt: ein Tag — er brach noch kaum herein,
> Und gäbe willig alles Leben hin,
> Das mir noch übrig, käm' er jetzt und gleich!

Worauf Lionardo (gleich dem Zuschauer) immer erstaunter ist und sie erinnert: „Paola, heute Nacht warst Du —!"; sie aber:

> Die Deine?!
> Versuch es auszusprechen, da es tagt!
> Hab' ich mit süßem Wort Dir schöngethan?
> Hab' ich geflüstert wie die andern Frau'n:
> „Ich liebe Dich und Dein hab' ich gewartet"?
> Vernahmst Du andern Laut von diesen Lippen,
> Als den beklomm'nen Aufschrei wilder Lust?
> Es ist nicht mehr und also war es nie!

Und als Lionardo sich damit nicht bescheidet und meint, daß ihm diese Nacht ein Recht auf sie gegeben habe, droht sie ihm zu thun, wie ihr Gatte seiner Geliebten, der „roten Peregrina":

> „Hinausgejagt hat er die freche Dirne!"

Gewiß wäre es die psychologisch richtigste Antwort, wenn Lionardo darauf erwidern würde, die Rolle der „frechen Dirne" spiele hier eine Andere, und ginge. Das wäre sogar, wie wir aus den Novellen des Bandello und Bocaccio wissen, die einzige Antwort, die dem Geiste jener Zeit entspräche, und es ist ein höchst sentimentaler, der Empfindungsweise der Renaissance durchaus fremder Zug, wenn Lionardo im Gegenteil erklärt, sich töten zu wollen, was Paola mit dem stolzen Wort: „Ich bin's wert!" beifällig aufnimmt. Auch erhebt sie keine Einwendung dagegen, als er erklärt, daß er's vor ihrer Thür, mit ihrem Dolch thun wolle:

So wird ein Jeder glauben, auch Remigio,
Daß ich's aus Gram verschmähter Liebe that.

Als aber Lionardo fortfährt, Paola sei dann auch für immer von der Sorge um die Entdeckung ihres Fehltritts befreit, gerät diese auch schon bisher unfaßliche Dame vollends in's Unbegreifliche: um sich von dem Verdacht zu befreien, als fürchte sie ihren Gatten und lasse deshalb den Tod des Mannes, dem sie sich ergeben, geschehen, zwingt sie Lionardo, bei ihr zu bleiben, während der heimkehrende Remigio vors Haus reitet, und empfängt den Gatten mit dem Gruß: „Der hier war mein Geliebter heute Nacht". Was nun wird Remigio daraufhin thun? Will er gegen alle Gesetze der Psychologie und vor allem auch gegen den Geist der Zeit handeln, deren Verkörperung er uns sein soll, so wird er Lionardo einfach wegschicken. Und das geschieht: „Geh, Lionardo!" ist alles, was er nach einer „großen Pause" sagt; das war bekanntlich so Sitte im Italien des XVI. Jahrhunderts. Worauf Lionardo, um nicht hinter dem Meister an Unbegreiflichkeit zurück zu stehen, bittet: „Remigio, tötet mich!", dann das Gleiche verlangt und endlich durch Drohungen zu erzwingen sucht: „Ich haß' Euch so, daß ich Euch töten will". Remigio bleibt unbewegt; anders Paola, die nun von Angst um den zärtlich geliebten Gatten ergriffen wird. „Laßt ihn nicht fort!" beschwört sie. „Er hält den Schwur, Remigio!" — und als Lionardo bekräftigt: „So wahr ich lebe!" ergreift sie ihren Dolch, eilt mit den Worten: „Ja, so wahr Du lebst!" auf Lionardo zu und ersticht ihn. Und Remigio? Er hat, ehe er abreiste, an einem lebensgroßen Bild seiner Gattin gemalt, es aber nicht vollendet, weil er nicht den richtigen Ausdruck für die Züge finden konnte. Nun, wo er sie mit dem blutigen Dolch in der Hand, auf den Ermordeten herabstarrend, dastehen sieht, hat er diesen Ausdruck gefunden. „Allmählich verändern sich seine Züge, werden gefaßt, beinahe heiter", und er spricht:

War dies der Sinn? Ist mein Gebet erhört,
Daß für mein Bildnis mir Erleuchtung werde?
Ja, so vollend ich's! Der Du dies gefügt,
O Himmel, eine Stunde lang gewähre
Der Seele Frieden, Ruhe dieser Hand.

„Er geht zu der Thüre, sperrt sie ab; dann geht er zur Staffelei" — und malt das Bild seiner Frau mit dem Dolch fertig. Daß ihm dies gelungen ist und daß es ein gutes Bild geworden ist, ersehen wir gleichfalls aus Schnitzlers Schauspiel. Denn es besteht, wie schon angedeutet, aus zwei Teilen; den einen kennen wir schon, in dem anderen, der in der Gegenwart spielt, bereitet sich genau dieselbe Handlung vor. Als der Vorhang aufgeht, sind wir in einer Gemäldegallerie, vor dem Bild des Remigio „Die Frau mit dem Dolch"; vor dem Bilde trifft sich ein Paar des zwanzigsten Jahrhunderts, ein „eleganter junger Mann in schwarzem Überzieher", Leonhard, und eine verheiratete Dame, die er umwirbt, Frau Pauline. Welche Qualitäten Leonhard außer dem schwarzen Überzieher aufzuweisen vermag und was er etwa neben der Bestürmung der Frau treibt, erfahren wir nicht; Frau Pauline aber stammt aus Florenz und ist die Gattin eines Dichters, der sie kürzlich betrogen und dann aus der Geschichte seiner Verirrung und ihrer Verzeihung ein Drama gemacht hat, das eben am Abend zuvor mit ungemeinem Beifall zum ersten Mal aufgeführt worden ist. Und darum hat ihn seine Frau an diesem Abend „mehr geliebt, als je," weil sie sich darein gefunden hat, daß „ihr ganzes Leben gar keinen andern Sinn hat", als die Gelegenheit für den Dichter zu bieten, „sein Genie zu zeigen". Gleich einleuchtend, wie diese Empfindung, ist aber auch, daß gleichzeitig „ihre Lippen nach denen Leonhards verlangen", und daß sie ihm selbst unumwunden erklärt: „Ich sage Ihnen, daß ich so ziemlich alles für Sie fühle, was Sie sich nur wünschen könnten, nur Freundschaft nicht, bei Gott, nein!" Und weil sie Leonhard begehrt, darum sagt sie's ihrem Gatten und bewegt ihn zu dem Versprechen, mit ihr am nächsten Morgen abzureisen. Leonhard hält diese Offenheit für unklug, und warnt: „Er wird Sie so bitter peinigen, als ob es geschehen wäre", worauf Pauline: „Wäre es geschehen, so würde er mich umbringen". Und als Leonhard einwendet: „Was fällt Ihnen ein! Er macht ein neues Stück daraus, und am Ende ist er Ihnen noch dankbar", erwidert sie: „Möglich. Er wäre der Mann, beides zu vereinigen." Und sie will sich von Leonhard verabschieden. Da fällt ihr Blick auf das Bild Remigios, sie erkennt ihre eigenen Züge und in der Gestalt des Ermordeten den Geliebten, und weiß plötzlich, daß sie beide zum zweiten Male auf Erden wandeln und dasselbe erleben. „Lionardo, erinnerst Du Dich nicht?!" . . . Damit es aber auch der Zuschauer erfahre, verfinstert sich nun die Bühne und wir sehen die oben erzählte Schauerscene aus der Renaissance. Als die Bühne wieder hell ist, fragt sie sich: „Kommt Alles wieder, was wir einst erlebt, muß es wiederkommen?" und bejaht dies offenbar, denn sie verspricht, heut Abend zu Leonhard zu kommen. —

Auch hier ist durch die Inhalts-Angabe die Kritik besser und überzeugender gegeben, als es jede Ausführung meinerseits vermöchte. Es war nicht von vornherein meine Absicht, das Referat ironisch zu färben, aber wer könnte diese Häufung unbegreiflicher Greuel tiefernsten Tons erzählen?! Ernsthaft aber kann ich untersuchen, wie sich wohl dieser Mißgriff eines begabten Dichters erklärt. Ich glaube nicht, daß er ein überzeugter Anhänger der Seelenwanderung ist und fasse das Stück garnicht als ein ernstes Plaidoyer für diese auf. Was Schnitzler vorschwebte, war — vermuthe ich — die Absicht, darzulegen, daß die Leidenschaften der Menschen zu allen Zeiten die gleichen

bleiben. Aber das ist für einen Einakter als „Thema probandum“ zu wuchtig, und dann war er sich nicht ganz klar darüber, was er wollte. Es ist wunderbar, daß sich dieselbe unerhörte, überaus seltsame Geschichte, in der alle Menschen gleich unverständlich handeln, im XVI. und im XX. Jahrhundert bis aufs I-Tüpfelchen übereinstimmend abspielen sollte, denn so genau wiederholen sich auf Erden selbst viel begreiflichere Geschichten niemals. Und diese Wiederholung wird auch dadurch nicht plausibler, daß Frau Pauline, die Gattin des Dichters, der aus ihren Schicksalen Stücke macht, sich plötzlich genau erinnert, daß sie einmal Paola, die Gattin des Malers war, der sie abconterfeit hat, da sie als Mörderin vor ihm stand. Angenommen aber, der Dichter finde bei Jemand für all dies Unglaubliche Glauben, so wäre doch damit nicht bewiesen, daß sich die Leidenschaften der Menschen gleich bleiben; es bleibt ja nur die Unbegreiflichkeit, das Handeln gegen alle Gesetze der Vernunft wie des Gemüths gleich. Irgendwo habe ich gelesen, Schnitzler habe die innere Verwandtschaft unserer Zeit mit der Epoche der Renaissance darlegen wollen. Diese Geschmacklosigkeit traue ich ihm nicht zu und die Beweisführung wäre zudem eine gar zu seltsame für diesen Zweck. Übrigens ist der Mißgriff nicht tragisch zu nehmen; es giebt keinen begabten Dichter, der nicht auch zuweilen gründlich gestrauchelt wäre, wenn er einen Boden betrat, der für ihn Neuland war. Neuland waren für Schnitzler auch „Die letzten Masken“ und hier ist er nicht gestrauchelt.

Nächst diesem trefflichen Schauspiel ist der Schwank: „Litteratur“ das beste Stück des Cyklus. Es zeigt den Dichter nicht von einer neuen Seite, aber auch er, der ein Meister der pikant und satirisch gefärbten Causerie ist, hat auf diesem seinen ureigensten Boden vorher kaum besseres geleistet, als diese Komödie. Hier ist alles famos geglückt: die Erfindung, die Ausgestaltung der Charaktere, der Schliff des Dialogs. Um zu wissen, wie wenig Karrikatur und wie viel Wahrheit der Schwank enthält, muß man freilich die litterarische Bohême kennen, aber wer sie nicht kennt, glaube das dem Dichter und seinen Kritikern und lerne sie aus diesem Abbild kennen; das ist auch viel bequemer, als wenn man's in natura thut . . .

Auch hier sei die Handlung kurz umrissen. Frau Margarete, die ewig Unverstandene, ist von ihrem Gatten, einem österreichischen Baumwollwaaren Fabrikanten, ebenso wenig verstanden worden, wie von ihrer Familie; ihr Mann hat sich, als sie ihn mit einem Tenor betrog, von ihr scheiden lassen, und ihre Familie wollte auch nichts mehr von ihr wissen. Sie ist dann nach München gegangen, hat dort in einem Kreis künstlerischer Bohêmiens gelebt, sich namentlich im Verkehr mit einen von ihnen, dem Schriftsteller Gilbert, die nötige Anregung zu dichterischem Schaffen geholt, und einen Band Gedichte veröffentlicht. Hart an der Kluft, welche die ganze von der Halb Welt trennt, hat sie einen österreichischen Aristokraten, Clemens, gekapert, der im Begriffe steht, sie nun, nachdem er sie nach Wien zurückgebracht hat, zu heiraten. Ihn entzückt Alles an ihr, ihre Hübschheit, ihre Zärtlichkeit, ihre guten Manieren; ihre Vergangenheit, die ihm freilich nur sehr lückenhaft und in ihrer Darstellung bekannt ist, geniert ihn nicht; nur an Eins mag er nicht gerne denken, an ihre Gedichte. Was der gute Clemens dagegen und die Dichterin dafür vorbringt, ist so ganz dem Leben abgelauscht, so typisch, daß mindestens einige Stellen des Dialogs in der „Deutschen Dichtung“ gewiß der Wiedergabe wert sind:

Margarete. . . . Das ist eben meine ewige Kränkung, daß Du da nicht mitkannst.

Clemens. „Nicht mitkannst“ — das hab' ich sehr gern! Ich kann schon ganz gut mit — Du weißt, was mich an Deiner Schreiberei geniert hat, und Du weißt, daß es etwas ganz Persönliches ist.

Margarete. Nun, es giebt Frauen, die in meiner damaligen Situation Schlimmeres gethan hätten, als Gedichte zu schreiben.

Clemens. Aber solche! solche! (Er nimmt ein kleines Buch vom Kaminsims.) Darum handelt es sich. Ich kann Dir versichern, so oft ich's daliegen seh', so oft ich d'ran denke, schäm' ich mich, daß es von Dir ist.

Margarete. Dafür fehlt Dir das Verständnis . . . Aber was geniert Dich denn d'ran? Du weißt doch, daß ich nichts von Alledem erlebt habe.

Clemens. Ich hoffe.

Margarete. Daß es Phantasien sind.

Clemens. Da muß ich halt fragen: wie kann eine Dame so phantasieren? (Liest.) „An Deinem Halse häng' ich trunken und sauge mich an Deinen Lippen fest . . .“ (Kopfschüttelnd) Wie kann eine Dame so was niederschreiben, — wie kann eine Dame so was drucken lassen? Jeder Mensch, der das liest, muß sich doch die Verfasserin vorstellen und den betreffenden Hals — und die betreffende Trunkenheit.

Margarete. Wenn ich Dir versichere, daß ein solcher Hals nie existiert hat.

Clemens. Ich kann mir's auch nicht vorstellen. Das ist ja mein Glück und — Deins, Margarete.

Das Gespräch behandelt nun den „talentvollen“ Münchener Kreis, wobei Clemens die klassische Bemerkung macht: „Talentirt sind sie ja alle — im Kaffeehaus,“ bis Margarete es wieder auf ihre Dichterei bringt:

Margarete. Sag', Cle: Du wärst also wirklich nicht stolz, wenn Deine Geliebte, Deine Frau eine große und berühmte Dichterin wäre?

Clemens. Ich hab' Dir schon gesagt: meinetwegen halt' mich für borniert in der Hinsicht, aber ich versichere Dich, wenn Du heut' wieder anfingst, Gedichte zu schreiben oder sie gar drucken ließest, in denen Du meinetwegen mich anschwärmst und der Welt von unserm Liebesglück erzähltest — nichts wär's mit dem Heiraten, auf und davon ging ich Dir!

Margarete. Und das sagt ein Mensch, der ein Dutzend stadtbekannte Verhältnisse gehabt hat!

Clemens. Mein Schatz, stadtbekannt bin, stadt-

bekannt her — ich hab's Niemandem erzählt, ich hab's nicht drucken lassen, wenn mir eine trunken am Hals gehängt ist, und ein Jeder hat sich's um einen Gulden fünfzig kaufen können! Darauf kommt's an! Ich weiß ja, daß es Leute giebt, die davon leben: aber ich find' es im höchsten Grad unfein. Ich sag' Dir, mir kommt's ärger vor, als wenn sich Eine im Trikot als griechische Statue beim Ronacher hinausstellt. So eine griechische Statue sagt doch nicht Mau! Aber was so ein Dichter alles ausplauscht, das geht über den Spaß!

Margarete. (unruhig.) Liebster, Du vergißt nur, daß der Dichter nicht immer die Wahrheit sagt . . . Wir erzählen Dinge, die wir garnicht erlebt, die wir geträumt, die wir einfach erfunden haben.

Clemens. Ich bitt' Dich, liebe Margarete, sag' doch nicht immer „wir". Du gehörst ja Gott sei Dank nimmer dazu.

Und da beichtet sie denn endlich, daß sie noch immer „dazu gehört". Sie hat einen Roman geschrieben. „Ich hatte zuviel auf dem Herzen. Ich wäre daran erstickt. Bis heut' hab' ich Dir's verschwiegen." Ihr Verleger Künigel ist „entzückt davon". Aber welch ein Roman ist das auch! „Er enthält so zu sagen das Meiste, was über das Meiste zu sagen ist." Natürlich ist Clemens dennoch nicht entzückt darüber. „Daß Du ihn hast schreiben müssen — gut; aber lesen soll ihn wenigstens keiner. Bring' ihn her, wir wollen ihn in's Feuer werfen." Aber dazu ist's zu spät; Künigel hat ihn bereits drucken lassen. Und auf diese Mitteilung hin geht Clemens erzürnt, wie es scheint, auf Nimmerwiedersehen.

Bestürzt, ja verzweifelt bleibt die Dichterin allein. Da erscheint ihr Freund Gilbert Münchener Angedenkens und überreicht ihr sein neuestes Buch, einen Roman; auch ist er, als er von dem Konflikt mit Clemens erfährt, gar nicht abgeneigt, wieder an dessen Stelle zu treten. Sie aber empfängt Verfasser und Buch gleich kühl, ja mit Sticheleien, worüber dieser in Wut gerät. Auch aus dieser Szene wird eine Probe gerade in dieser Zeitschrift besonders verständnisvolle Aufnahme finden:

Gilbert. Empfindlich? Du nennst mich empfindlich? Ein Weib, das die schwersten Schüttelfröste bekam, wenn der kleinste Schmock im letzten Käseblatt ein böses Wort auszusprechen wagte?

Margarete. Ich erinnere mich nicht, daß über mich je ein böses Wort erschienen wäre.

Gilbert. So? — Übrigens magst Du Recht haben. Gegen hübsche Weiber ist man immer galant.

Margarete. Galant? Aus Galanterie hat man meine Gedichte gelobt? Und Dein eigenes Urteil . . .?

Gilbert. Meines? Ich brauche nichts davon zurückzunehmen; ich erlaube mir nur zu bemerken, daß Du Deine paar hübschen Gedichte in unserer Zeit geschrieben hast.

Margarete. Und so rechnest Du sie wohl Dir zum Verdienste an?

Gilbert. Hättest Du sie geschrieben, wenn ich nicht gewesen wäre? Sind sie nicht an mich?

Margarete. Nein!

Gilbert. Wie? Nicht an mich? Es ist ungeheuerlich

Margarete. Nein, sie sind nicht an Dich!

Gilbert. Ich stehe starr! Soll ich Dich an d Situationen erinnern, in welchen Deine schönsten Ve entstanden sind?

Margarete. Sie waren an ein Ideal gerichtet . .

Gilbert. (deutet auf sich.)

Margarete. . . . dessen zufälliger Vertreter a Erden Du warst.

Zur Vergeltung nennt Gilbert sie im Hinbli auf ihre Beziehung zu Clemens einen „Snob", un weil sie sich mit ihm verlobt hat, eine „Herabgekommen der Liebe". Und dann gar — vielleicht die köstlich Probe des modernen Litteraten Jargons, die Schnitzle freilich gefunden, nicht erfunden hat —: „Frühe warst Du Weib, jetzt bist Du Weibchen". Und nu kommt die Pointe des kleinen Stückes, die mit z dem Drolligsten gehört, was in letzter Zeit auf d Bühne gebracht worden ist. „Für Dich, Margarete sprüht Gilbert, und er sprüht, gleich seinem Vorbil das ich zu erkennen glaube, leider nicht blos Worte . . „für Dich ist unser Verhältnis heute nichts meh als die Erinnerung an ein paar tolle Nächte, a ein paar tiefgründige Gespräche, ich habe es zu Kunstwerk gemacht." Worauf Margarete: „I auch! . . . Was Du triffst, bei Gott! das treff i auch! Auch ich habe unsere einstige Liebe — od was wir so nannten — der Ewigkeit aufbewahrt Aber damit ist leider die Ähnlichkeit zwischen de Werken der beiden modernen Genies nicht erschöp Sie hat allerdings den Roman ihres Lebens so verhüll daß sie selbst nicht mehr zu erkennen ist. „Die Heldin i keine Dichterin, sondern eine Malerin; ihr erster Man ist kein Baumwollwaarenfabrikant, sondern ein groß Spekulant, auch betrügt sie ihn nicht mit eine Tenor, sondern mit einem Bariton, dann geht s nicht nach München, sondern nach Dresden, und do hat sie ein Verhältnis mit einem Bildhauer." S ist jung, schön und ein Genie, trotzdem verläßt s ihn und folgt einem — Erzherzog auf die Kanarische Inseln. Aber nun enthüllt sich die verblüffend Ähnlichkeit beider Werke:

Margarete. Du selbst würdest mich nicht e kennen, wenn . . .

Gilbert. Nun, wenn . . .?

Margarete. Wenn nicht im drittletzten Kapi unser ganzer Briefwechsel enthalten wäre!

Gilbert. Was?!

Margarete. Ja — alle Briefe, die Du mir u die ich Dir geschrieben habe, sind in dem Roman au genommen.

Gilbert. Ja, entschuldige — woher hattest D denn die Deinen an mich? Die hab' doch ich!

Margarete. Ja, ich hatte sie mir doch früh immer aufgesetzt!

Gilbert. Aufgesetzt?!

Margarete. Ja!

Gilbert. Aufgesetzt — diese Briefe an mich d wie in rasender Eile hingeworfen schienen. „Noch ei

...ert. Geliebter, eh' ich schlafen gehe, mir fallen die ...gen zu . . ." Und dann, wenn Dir die Augen zu... ...fallen waren, hast Du ihn in's Reine geschrieben?!

Margarete. Nun, beklagst Du Dich vielleicht darüber?

Gilbert. Ich hätt' es ahnen können. Ich muß ja ...h froh sein, daß sie nicht einem Briefsteller für ...ende entnommen waren. O, wie bricht Alles zu... ...mmen! Die ganze Vergangenheit ein Trümmer... ...aufen! . . . Sie hat ihre Briefe aufgesetzt!

Margarete. So sei doch froh. Wer weiß, ob ...ne Briefe an Dich nicht das einzige sind, was von ...r übrig bleiben wird.

Gilbert. Und nebstbei ist das eine äußerst fatale Geschichte.

Margarete. Warum denn?

Gilbert (auf sein Buch deutend). Da drin sind ...nämlich auch.

Margarete. Was?! wo?

Gilbert. In meinem Roman.

Margarete. Was ist denn da d'rin?

Gilbert. Unsere Briefe — Deine und meine.

Margarete. Woher hast Du denn die Deinen ...? Die hab' doch ich! — Ah, siehst Du, Du hast ...ch aufgesetzt!

Gilbert. O nein; ich hab sie nur abgeschrieben, ...ch sie an Dich absandte; sie sollten nicht verloren ...n.

Margarete. Ja, um Gotteswillen, wenn es so ist — ...(in Gilberts Buch blätternd). Ja, es ist so! Ja, das ...ganz dasselbe, als wenn wir der Welt erzählten, daß wir Zwei . . . Um Himmelswillen . . . (aufgeregt ...ernd.) Ist am Ende auch der Brief aufgenommen ...n du mir am Morgen nach der ersten Nacht . . .

Gilbert. Natürlich, der war doch glänzend.

Margarete. Aber das ist ja entsetzlich! Es wird ...n europäischer Skandal! Und Clemens, um Gottes... ...len! Ich fange an zu wünschen, daß er nicht mehr ...kommt! Ich bin ja verloren! Und Du mit mir! ...immer Du sein magst, er wird Dich zu finden wissen, ...und Dich niederschießen wie einen tollen Hund.

Das der Gipfelpunkt, die Pointe der Komödie. ...Frage: „Gefunden oder Erfunden?", eine Frage, ...übrigens mit dem Wert des Stücks und dem ...en seines Verfassers sehr wenig zu thun hat, ...später erörtert sein. Zunächst aber sei auf das ...ene Geschick hingewiesen, mit dem der an sich ...gend komischen Situation alle Folgerungen, alle ...ungen, die in ihr liegen, abgewonnen sind. Kaum ...Gilbert das Wort vom Niederschießen vernommen, ...ihm alle Lust, nun der Nachfolger des Aristo... ...en zu werden, wie er sein Vorgänger war, völlig ...acht. Er steckt zunächst den Roman wieder vor... ...ig ein, und als Margarete sich ihm nun an den ...als werfen will, weist er sie kurz ab. Da ertönt ...r Klingel. Clemens kehrt zurück. Während er mit ...lbert ein formal höfliches, aber gereiztes Gespräch ...hrt, stürzt sich ihm Margarete zu Füßen, seine ...zeihung anzuflehen. Er hebt sie auf; es sei ja ...on Alles wieder gut, er habe mit Künigel verein... bart, daß der Roman eingestampft werde. Margarete und Gilbert atmen erleichtert auf; der Schriftsteller zieht seinen Roman aus der Tasche und überreicht ihn Clemens. Da ergiebt sich eine neue Gefahr — und wie sie auftaucht und sich löst, ist wieder ein Beweis für Schnitzlers Humor und sein technisches Können. Hier diese Stelle, die Schlußscene der Komödie:

Clemens. Sie sind sehr liebenswürdig, Herr Gilbert. Ich muß zwar sagen — deutsche Romane sind nicht mein Faible. Na, das ist halt der letzte, den ich lesen werde — oder der vorletzte

Margarete, Gilbert. Der vorletzte?

Clemens. Ja.

Margarete. Und welcher soll denn der letzte sein?

Clemens. Deiner, mein Kind. (Zieht ein Exemplar aus der Tasche) Ein Exemplar hab' ich mir nämlich von Künigel ausgebeten, um es Dir mitzubringen — oder vielmehr uns Beiden.

Margarete, Gilbert (tauschen ratlose Blicke).

Margarete. Wie gut du bist! . . . (den Roman in der Hand.) Ja, er ist's . . .

Clemens. Wir wollen ihn zusammen lesen.

Margarethe. Nein — Clemens . . nein, ich nehme soviel Güte nicht an — da — (Sie wirft das Buch in den Kamin.) Ich will von all dem nichts mehr wissen.

Gilbert (hoch erfreut.) Aber gnädige Frau!

Clemens (zum Kamin.) Margarete, was thust Du denn —?

Margarete (vor dem Kamin, Clemens in ihren Armen empfangend). Glaubst Du jetzt, daß ich Dich liebe?!

Gilbert (sehr vergnügt.) Es scheint, ich bin hier vollkommen überflüssig. . . Gnädige Frau, Herr Baron — (für sich.) Daß mir der Schluß entgehen mußte! (Ab.)

(Der Vorhang fällt.)

Man sieht — hier ist in dem kleinen Genre thatsächlich das Beste geleistet.

Die oben gestellte Frage: „Erfunden oder gefunden"? sei hier nur deßhalb erörtert, weil die Kritik sie wiederholt gestreift hat und weil ich selbst aus meinen Erinnerungen als Redakteur ein Pendant zu erzählen habe; an sich kommt es ja auf den Rohstoff nicht an. Daß eine und dieselbe Liebesgeschichte von den Beteiligten selbst oder ihren Angehörigen erzählt wird, wissen wir aus dem berühmten Beispiel Sand-Musset. Und auch die Benützung von wirklich geschriebenen Briefen zu litterarischen Zwecken hat sich, wenn man dem Klatsch oder sagen wir, der Legende glauben will, mehr als einmal ereignet. Mindestens einmal aber ist die Geschichte, die Schnitzler vorführt, sogar ganz und gar in Wirklichkeit dagewesen. Ich erzähle sie hier, weil dies heute keinerlei Schaden für die Beteiligten bewirken kann; sie sind nun beide tot. Im Herbst 1885 reichte mir — ich lebte damals in Wien und war Herausgeber der „Neuen Illustrierten Zeitung" — ein nicht eben bekannter, aber auch (damals!) nicht ganz unbekannter Schriftsteller, der sich der Litteratur nur in seinen Mußestunden widmete, eine Novelle

ein, die just kein Kunstwerk, jedoch brauchbar war, und ich acceptierte sie um so lieber, weil sie Wiener Lokal-Kolorit hatte, was damals eine Seltenheit war, und weil ich demselben Autor bereits andere Arbeiten wiederholt hatte zurücksenden müssen. Die Novelle behandelte eine Liebesgeschichte zwischen einem unfreien Paar — der Held wie die Heldin waren verheiratet — und war zum großen Teil in Briefform geschrieben; namentlich die Briefe des Mannes atmeten wirkliches Leben. Als ich ihm mitteilte, daß ich die Novelle bringen wolle, und namentlich auch dieses letzteren Umstandes gedachte, lächelte er geheimnisvoll und meinte, daß habe seine guten Gründe. Was dies bedeutete, sollte mir etwa einen Monat später klar werden. Da erschien bei mir, durch die Empfehlung eines mir befreundeten Gelehrten eingeführt, eine nicht mehr junge, aber höchst elegante Dame und überreichte mir ihr Erstlingswerk, eine Novelle in Briefen. Ich las und war zunächst sehr erstaunt, dann sehr belustigt, denn die Briefe waren dieselben, wie in der von mir acceptierten Geschichte, und zwar die Briefe des Mannes fast bis auf's Wort dieselben, wogegen die der Frau viel breiter, schwülstiger und stilistisch ungelenker waren; hier also hatte der Dichter das Material retouchiert. Aber was nun thun? Die Arbeit der Dame war keinesfalls für ein sorgfältig redigiertes Blatt brauchbar; ich hätte sie ablehnen müssen, auch wenn der Dichter nicht früher gekommen wäre, als die Dichterin. Aber durfte ich mich mit der Ablehnung begnügen?! Dann ließ die Dame die Geschichte anderswo drucken, und — der Skandal, der mit zwei Scheidungen enden mußte, war fertig! Dies zu verhüten, schien mir Menschenpflicht; ich ließ die Dame kommen und sagte ihr die Wahrheit. Die Scene wird mir unvergeßlich bleiben; solche Ausbrüche der Entrüstung habe ich selten mit angehört; daß sie genau ebenso gehandelt hatte, wie der einstige Geliebte, übersah die Frau. Und schließlich erklärte sie, indem sie das Manuskript zurück verlangte, sie lasse ihre Arbeit jedenfalls drucken; wenigstens dies wolle sie von der ganzen traurigen Geschichte haben; daß der Schriftsteller gleichzeitig oder vorher das Gleiche thue, darauf lasse sie es getrost ankommen. „Aber sagen Sie ihm," rief sie mir zu, „daß er dann gradezu ein Lump wäre!" Damit ging sie. Wer A gesagt hat, muß nun im Alphabet weiter, und zudem wollte ich dem sympathischen Manne Herzeleid ersparen, ich besprach die Sache auch mit ihm. Er benahm sich ganz verständig, und bat mich, der Dame mitzuteilen, daß er bereit sei, seine Novelle ungedruckt zu lassen, wenn sie das Gleiche zusichere. Auch dieser Mission unterzog ich mich, aber ohne Erfolg; die Dame erwiderte, sie verzichte ihrerseits auf die Veröffentlichung unter keinen Umständen, es komme, was da wolle. Ich riet dem Schriftsteller, nun seine Arbeit jedenfalls ins Feuer zu werfen und im Übrigen darauf zu bauen, daß die Novelle seiner früheren Geliebten zu schlecht sei, um von irgend einem verständigen Redakteur gedruckt zu werden; angenommen aber, daß dies geschehe, so sei ja das Unglück nicht so groß; dann gebe es eben nur eine gedruckte schlechte Novelle mehr; ein Skandal sei jedenfalls vermieden. Nun, so kam es auch. Die Novelle ist erschienen, aber — in Buchform und auf Kosten der Verfasserin! Ich besitze noch heute das Büchlein und schätze es als einen der merkwürdigsten Beiträge zur Psychologie des Frauenherzens, die mich das Leben hat kennen lernen lassen.

Was aber Schnitzler betrifft — von den vier Einaktern sind nur zwei gut und das Genre ein kleines, aber die „Lebendigen Stunden" sind dennoch ein erquicklicher Beweis seiner Begabung, wie seines künstlerischen Strebens.

Litterarische Notizen.

— Blut der Nächte. Ein Gedichtbuch von Friedr. Benz. München 1901, Lyrik-Verlag. Wir hätten das Buch, das schlecht, ja lächerlich schlecht ist, unbesprochen gelassen, wenn es nicht ein sehr lehrreicher Beleg dafür wäre, wohin gewisse Moderichtungen unserer Lyrik schließlich führen. Wir wählen zu diesem Zweck nicht etwa das schlechteste Gedicht des Buches, sondern das relativ beste. Denn es ist zwar auch im buchstäblichen Sinne des Worts „spottschlecht", aber hier ist mindestens nicht jede Zeile unsinnig und undeutsch. Es lautet:

Ich habe Dich heute in einer Gesellschaft
Von Herren und Damen gesehen. Das
Weiße Traumhaus,
Das ich nicht vergesse, hätte beinahe Aehnlichkeit
Gehabt mit dem Palmenhaus, wo ich Euch
Antraf.
Als Du mich sahst, ging Deine Harmlosigkeit
In Steifheit über.
Um Dich vor einer Begrüßung zu bewahren,
Habe ich es unterlassen, zu Dir hinzusehen.
Dann stand mein Traum von Dir
In meinem Sinn.
Und der Tag, an dem Du bei
Mir gewesen bist.
Und ich verglich die, welche ich im
Traume mit unsern zwei
Kindern gesehen hatte, mit der,
Die vorher beinahe erschrak, als
Sie mich sah.
Und ich fand, wie sehr verschieden
Sich diese zwei Frauen benehmen.
Und auch, wie sehr Du Dich geändert,
Seit Deinem letzten Besuche bei mir.
Du glaubst wohl, ich nehme Dir das in Uebel?

Wir nehmen das dem armen Herrn Benz weiter nicht „in Uebel". Aber denjenigen, die er nachahmt, verübeln wir es, daß sie solche Moden über uns gebracht haben! Lächerliche lyrische Kleidertrachten hat es ja schon auch früher gegeben — wir erinnern nur an die Frühzeit der Romantischen Schule — aber solche Tollhaus-Poesie doch noch nicht. K. B

Redigiert unter Verantwortlichkeit des Herausgebers Karl Emil Franzos in Berlin. — Nachdruck auch im Einzelnen ist untersagt und wird strafgerichtlich verfolgt. — Verlag der Concordia Deutsche Verlags-Anstalt in Berlin. — Druck von Rißling & Krüger, Berlin N.

Erzählende Gedichte.

Die Puderschale.

Die reizende Marquise sitzt beim Spiegel,
Mit spitzen Fingern reicht die Kammerfrau
Ihr duftige Fläschchen, Pflästerchen und Tiegel
Und ordnet ihrer Locken Wunderbau.

„Was seid Ihr schön, Marquise! Heut' bei Hofe
Erblaßt vor Eurem Reiz die Königin,
Erglüht der König". — Und schon reicht die Zofe
Der schönen Frau die Puderquaste hin.

In weißen Wolken geht das Blondhaar unter;
So hübscher paßt die junge Haut zum Weiß.
Der Gräfin Augen blitzen schelmisch munter,
Die allklug spöttischen Lippen trällern leis':

„Wie neckisch ist doch dieses Schneegeflimmer!
Herr König, seht Euch vor!" Da stiehlt sich stumm
Ein blutbesudelt, trunk'nes Weib in's Zimmer
Und steht und schaut voll Hohn die Pracht ringsum.

Sie tritt zur Zofe; die entflieht beklommen;
Marquischen trällert. Aus dem Spiegel blickt
Der weiße Kopf: „Heut' wird mein Sieg vollkommen!"
Das düst're Weib steht neben ihr und nickt.

Sie leert die Puderschale. Aus der Tasche
Füllt sie die Schale bis zum Rande voll
Und hält sie hin, gefüllt mit Staub und Asche.
Marquischen lacht: „Doch Puder? Du bist toll!"

Ein Spiegelblick. Ein Schrei. Sie will entfliehen.
Ein heis'res: „Halt! Dein Zöfchen bin jetzt ich!
Ich dachte Dein beim Sturm der Tuilerien!
Bestreu Dein Haar! Der Hof erwartet Dich!"

Hugo Salus.

Die Lust des Herrn.

Das Dörfchen still, die Häuser weiß und rein,
Darüber lacht der helle Sonnenschein,
Zur Seite schießen Berggiganten auf
Und nehmen bis zum Himmel kühn den Lauf.
Die kühle Kirche lockt mich: „Komm nur her,
Entflieh dem Sonnenbrand und der Beschwer!
Das Leben ist ein Meer, ich bin der Hafen.
Hier magst Du ruhen, sinnen, träumen, schlafen."

Beim Eintritt seh' ich Wände, schmucklos, kahl,
Und von der Orgel grüßt mich ein Choral;
Der klingt so fröhlich, so vertrauensvoll,
Wie Menschenglück, das jubelnd überquoll.
So singt die Seele, die ihr Leid vergaß,
Die selig zu der Weisheit Füßen saß;
Ich muß ihn seh'n, den wunderbaren Alten,
Den Schöpfer solcher hehren Tongewalten.

Er nickt mir lächelnd zu und plaudert froh:
„Glaubt, lieber Herr, es war nicht immer so.
Jetzt drängt sich alles gern zu diesem Ort,
Einst blieb man wohl am allerliebsten fort,
Denn der Herr Pfarrer war ein strenger Mann,
Der Höll' und Teufel rief zum Schutz heran,
Die Freude wollt' er aus dem Tempel jagen,
Hier sollte herrschen eitel Pein und Klagen.

Da kam es denn an einem Feiertag,
Daß unser Organist im Fieber lag;
Der Orgel lauter Donnerton blieb stumm,
Ein Jeder sah sich ängstlich forschend um,
Im finstern Zorne stand der Priester da —
O, wäre doch ein Retter, Helfer nah!
Der Himmel selbst schien grimmerfüllt zu grollen,
Schon hörte man von fern den Donner rollen.

Da tritt ein Fremdling an das Instrument,
Es giebt nicht einen, der den Jüngling kennt;
Blauäugig ist er, blonde Lockenflut
Gar üppig auf dem stolzen Nacken ruht,
Um seinen Mund ein schelmisch Lächeln blitzt,
Ein Schalk in seinen hellen Augen sitzt,
Vorbei die Furcht, das Bangen und das Grausen,
Jetzt kann der Bußpsalm durch die Kirche brausen.

Doch wie — ein Jubeln, fröhlich, hell und licht
Gewaltig aus den vollen Tönen spricht,
Kein düst'rer Mollakkord wagt sich hervor,
Nein, alles wird zum lauten Freudenchor,
Der ungestüm durch alle Seelen dringt
Und wie ein jauchzend Hosianna klingt,
So singt das Glück, die Jugend und die Liebe,
Wo wär ein Herz, das dabei fühllos bliebe! —

Ja selbst den Priester hat die Glut erfaßt,
Er spricht nicht von der Menschen Sündenlast,
Nicht von der Reue, bitt'rer Buß' und Pein,
O nein! Er preist den hellen Sonnenschein;
Er, dem sonst jede Freude war verpönt,
Lobt laut die Lust, die Menschensein verschönt:
„Ein Volk von frohen Menschen sollt Ihr werden,
Zu frohem Schaffen seid Ihr auf der Erden!" —

Die Menge hört ihn still verwundert an:
Gell, ist das noch derselbe finst're Mann,
Der Mann, vor dem ein jeder winselnd kroch,
Der jeden hielt in seinem strengen Joch? —
Und alles dankt dem gütigen Geschick
Und wendet nach der Orgel dann den Blick
Zu ihm, der solches holde Wunder brachte,
Der trübe Nacht zu hellem Tage machte.

Vergeblich, müßig Schauen! Leer der Platz,
Der Fremde fort, doch ließ er einen Schatz,
Den schönsten Talisman, am Ort zurück,
Den hehren Zauber, daß ein jedes Stück,
Das von der kleinen Orgel her ertönt,
Durch einen zarten Hauch von Lust verschönt,
Und wer voll Kummer kommt zu dieser Schwelle,
Dem wird's im bangen Herzen froh und helle."

Ich höre stumm des Alten Wundermär,
Mir ist's als ob ich selbst verzaubert wär,
Als sähe ich den Fremdling vor mir steh'n
Und hörte seine Töne mich umweh'n.
„Ein Wort zum Schluß noch, und ich scheide dann:
Wie nennt man Euer Gotteshaus? Sagt an!"
„Sonst wollt Ihr nichts? Nun lasset Euch bedeuten:
Die Lust des Herrn, so heißt es bei den Leuten."

Walter Kaehler.

Renemat.*)

Eisgrauer Priester, höre! merk'
Auf meinen Gruß!
Ungläubig, drück' ich nicht den Mund
Auf Deinen Fuß.

Mir küßten tausend Sklaven einst
Den gold'nen Schuh.
Mein Vater war Santani, groß
Und reich wie Du.

Zu Füßen lag mir Pracht und Prunk,
Schönheit und Kunst.
Und meine Götter waren, so
Wie Deine, Dunst.

Hier lieg ich, Fürstin Renemat.
Der Schmuck, der Dich
In Würden ziert, Purpur und Gold,
Er schmückt auch mich.

Nur einmal lag ich, Priester, so
Vor einem Mann.
Da war es, daß mir Lieb' und Lust
Und Leid begann.

Nacht war und Schwüle war; ein Lied
Vom Nile scholl.
Mein Marmorsaal, er war vom Duft
Des Lotos voll.

Mein junger, schöner Leib, er war
Von Lüsten voll,
Bis meine Sehnsucht mir nach Herz
Und Brüsten schwoll.

Das Mondlicht schien, da trat er ein,
Und da geschah's,
Daß er sich heiß vermaß und ich
Mich leis vergaß.

Ich war so glühend jung, wie Du
Heut' alt und kalt.
Da hat die Glut mich übermannt
Mit Allgewalt.

Und wie in's Zimmer heimlich schlich
Der Mondenschein,
Stahl Er in Herz und Seele sich
Mir schmeichelnd ein.

Ein Grieche war's. Als nach Korinth
Er fortgeschifft
Und meine gläubige Treu' betrog,
Da nahm ich Gift.

Umsonst zerriß mein Vater sich
Das greise Haar,
Zerfleischte meine Mutter sich
Ihr Wangenpaar.

Vergebens weinte, klagte der
Gespielen Schar.
Ich lag in Purpur und in Gold
Auf schwarzer Bahr',

Und lag und liege heute noch
Erstarrt und kalt.
Und bald liegst, Priester, so auch Du,
Warte, — bald!

Den totgeweihten Greis begrüßt
Die Tote, Dich.
Du hast geherrscht! Hast Du gelebt?
Geliebt wie ich?

Otto Michaeli.

*) Nach einer Zeitungsnotiz (Sommer 1901), wonach dem Papste zu seinem Jubiläum u. a. eine Mumie als Geschenk des Khediven von Ägypten zukam. Die Mumie wurde in Gegenwart des Papstes ausgepackt und ins Ägyptische Museum des Vatikans verbracht. Sie ist sehr gut erhalten und in Zeugbinden gewickelt. Das Gesicht ist von einer Lage Gold bedeckt, während die Augen unter dem Email zu leuchten scheinen. Man vermutet, daß es die Mumie Renemats, der jugendlichen Tochter Santani's, eines „ägyptischen Krösus", die 7 oder 8 Jahrhunderte vor Christus gelebt habe.

Dramatische Skizzen

von

Nikolai Gogol.*)

Aus dem Russischen von **Hans Gerschmann.**

I.

Der Vormittag eines höhern Beamten.

Ein Kabinett; einige Schränke mit Büchern; auf dem Tisch durcheinandergeworfene Papiere. **Iwan Petrowitsch**, der höhere Beamte, tritt im Schlafrock ein, die Glieder reckend und klingelt. Aus dem Vorzimmer hört man rufen: „Gleich“.

Iwan Petrowitsch klingelt zum zweitenmal; wieder mit dieselbe Stimme: „Gleich“.

Iwan Petrowitsch klingelt ungeduldig zum drittenmal; **ein Lakai** tritt auf.

Iwan Petrowitsch. Wie, bist Du taub geworden?

Lakai. Nein.

Iwan Petrowitsch. Warum geruhst Du denn nicht zu erscheinen, wenn ich zum drittenmal klingele?

Lakai. Wie sollte ich das machen? Ich konnte doch nicht alles gleich hinwerfen — ich putzte die Stiefel.

Iwan Petrowitsch. Und was that der Iwan?

Lakai. Der Iwan fegte die Stube und ist dann in den Stall gegangen.

Iwan Petrowitsch. Gieb das Hündchen her. (Der Lakai bringt ein Hündchen.) Jolly! Jolly! Jolly! Ich werde Dir ein Papierchen anbinden. (Er knüpft ihm ein Papierchen an den Schwanz.)

Ein anderer **Lakai** tritt ein: Alexander Iwanowitsch!

Iwan Petrowitsch. Bitte einzutreten. (Er wirft schnell das Hündchen weg und schlägt das Reichsgesetzbuch auf.)

*

Alexander Iwanowitsch (auch ein **höherer Beamter.**) Guten Morgen, Iwan Petrowitsch.

Iwan Petrowitsch. Wie befinden Sie sich, Alexander Iwanowitsch?

Alexander Iwanowitsch. Danke sehr. Störe ich Sie nicht?

Iwan Petrowitsch. Um Gotteswillen! Beschäftigt bin ich ja immer. Nun, was war die Uhr, als Sie gestern nach Hause fuhren?

Alexander Iwanowitsch. Etwa sechs. Als ich um die Ecke der Offizierstraße bog, fuhr ich an die Wächterbude heran und fragte: „Hast Du nicht gehört, Freund, was die Uhr ist?“ „Es hat eben sechs geschlagen“, sagte er. So erfuhr ich, daß schon sechs vorbei war.

Iwan Petrowitsch. Denken Sie sich, für mich wurde es fast ebenso spät. Nun, wie ging das Whistchen? Ha, ha, ha!

Alexander Iwanowitsch. Ha, ha, ha! Ja, ich muß Ihnen gestehen, ich habe sogar noch davon geträumt.

Iwan Petrowitsch. Ha, ha, ha! Ich sehe hin und begreife nicht, was das bedeutet, daß er den König ausspielt. Ich habe die Treff-Dame zweimal besetzt in der Hand, und daß Lukjan Fedossejewitsch Renonce ist, sehe ich schon lange.

Alexander Iwanowitsch. Am längsten dauerte der achte Robber.

Iwan Petrowitsch. Ja. (Kurze Pause.) Ich blinzele schon Lukjan Fedossejewitsch zu, daß er trumpft — nein. Und er braucht nur zu trumpfen, dann sticht mein Pik-Bube.

Alexander Iwanowitsch. Erlauben Sie, Iwan Petrowitsch, der Bube sticht nicht.

Iwan Petrowitsch. Er sticht.

Alexander Iwanowitsch. Er sticht nicht,

---

*) Nikolai Gogol ist nicht allein in Rußland, wo kürzlich sein 50. Todestag feierlich und pietätvoll begangen wurde, sondern auch in Deutschland ein allgemein bekannter Dichter. Sein gewaltiger Roman „Tote Seelen“, sein köstliches Lustspiel „Der Revisor“ sind, neben einigen Dichtungen von Turgenjew und Tolstoi diejenigen Werke der russischen Litteratur, die in Deutschland am bekanntesten geworden sind. Aber auch seine minder hervorragenden Werke sind sämtlich, und die meisten nicht einmal, sondern ein halb Dutzend Male übersetzt. Nur die „dramatischen Skizzen“, die nach seinem Tode herausgegeben wurden, sind in Deutschland bis heute unübersetzt geblieben. Wohl aus zwei Gründen. Auch sie sind Proben seines großen Talents, auch sie fesselnd genug, aber für den Litteraturfreund, nicht für das große Publikum. Und zweitens hat gerade hier der Übersetzer, wenn er von der charakteristischen Kraft und Komik des Originals eine Anschauung geben will, eine schwere Aufgabe zu erfüllen. Wir freuen uns, zwei dieser trefflichen Skizzen in einer Übersetzung bieten zu können, wie sie russischer Prosa in Deutschland bisher nur selten zu Teil geworden ist. D. Red.

weil Sie auf keine Weise in der Hand herankommen können.

Iwan Petrowitsch. Und die Pik Sieben bei Lukjan Fedossejewitsch, haben Sie die etwa vergessen?

Alexander Iwanowitsch. Hatte der etwa eine kleine Pik? Ich kann mich gar nicht besinnen.

Iwan Petrowitsch. Er hatte sogar zwei Pik: die Vier, welche er auf die Dame zuwarf und die Sieben.

Alexander Iwanowitsch. Erlauben Sie gefälligst, Iwan Petrowitsch, er konnte gar nicht mehr als eine Pik haben.

Iwan Petrowitsch. Ach mein Gott, Alexander Iwanowitsch, wem wollen Sie das erzählen? Zwei kleine Piks: die Sieben und die Vier; mir ist, als ob ich es noch sehe.

Alexander Iwanowitsch. Die Vier hatte er; das ist richtig. Aber die Sieben nicht. Sonst hätte er getrumpft. Sagen Sie selbst; sonst hätte er getrumpft!

Iwan Petrowitsch. Bei Gott, Alexander Iwanowitsch, bei Gott!

Alexander Iwanowitsch. Nein, Iwan Petrowitsch, das ist ganz unmöglich.

Iwan Petrowitsch. Erlauben Sie, Alexander Iwanowitsch, wissen Sie, was das Beste ist? Wir fahren morgen zu Lukjan Fedossejewitsch. Einverstanden?

Alexander Iwanowitsch. Gut.

Iwan Petrowitsch. Nun, und wir fragen ihn persönlich, ob er die Sieben in der Hand hatte oder nicht.

Alexander Iwanowitsch. Wie Sie wollen, mir ist es recht. Übrigens ist es doch merkwürdig, daß Lukjan Fedossejewitsch so schlecht spielt. Man kann nicht sagen, daß es ihm an Verstand fehlt. Er ist ein feiner Mensch, und im Umgang —

Iwan Petrowitsch. Und große Kenntnisse hat er. Es ist ein Mensch, wie es, unter uns gesagt, wenige in Rußland giebt. Waren Sie bei Seiner Hof-Excellenz?

Alexander Iwanowitsch. Ja; ich komme eben von ihm. Heut morgen war es ziemlich kühl. Sie wissen wohl, daß ich gewöhnlich ein Kamisol aus Elensleder trage; es ist viel besser als Flanell und erhitzt nicht. Diesmal ließ ich mir den Pelz geben. Ich fahre bei Seiner Hof-Excellenz vor, Seine Hof-Excellenz schläft noch. Ich wartete aber. Nun, wir plauderten dann von Diesem und Jenem.

Iwan Petrowitsch. Und von mir wurde nichts gesprochen?

Alexander Iwanowitsch. Gewiß, auch von Ihnen. Wir gerieten sogar in ein sehr interessantes Gespräch.

Iwan Petrowitsch (lebhaft.) Wie, worüber?

Alexander Iwanowitsch. Erlauben Sie, erlauben Sie: der Reihe nach. Da war eine sehr interessante Sache. Seine Hof-Excellenz fragte unter anderm, wo ich verkehre, daß er mich so selten zu sehen bekomme; und er erkundigte sich nach der gestrigen Soiree, und wer da war; ich sagte: „Es war, Eure Hof-Excellenz, Paul Grigorjewitsch Borisch-schow da und Ilja Wladimirowitsch Bubunitzyn." Seine Hof-Excellenz sagte nach jedem Worte „Hem!" Ich sagte: „Es war noch ein Bekannter Euer Hof-Excellenz da".

Iwan Petrowitsch. Wer war das?

Alexander Iwanowitsch. Verzeihen Sie. Was glauben Sie wohl, daß Seine Hof-Excellenz darauf sagte?

Iwan Petrowitsch. Ich weiß nicht.

Alexander Iwanowitsch. Er sagte: „Wer könnte das sein?" — „Iwan Petrowitsch Barssukow," antwortete ich. „Hem!" sagte Seine Hof-Excellenz, „das ist ein Beamter und dazu . . ." (Er sieht in die Höhe.) Sehr nett sind die Decken bei Ihnen gemalt — auf Ihre oder des Hauswirts Kosten?

Iwan Petrowitsch. Nein, es ist eine Dienstwohnung.

Alexander Iwanowitsch. Sehr, sehr hübsch: Körbchen, eine Lyra, ein Fries herum, Tamburin und Trommel! Sehr, sehr natürlich.

Iwan Petrowitsch (ungeduldig.) Was sagten also Seine Hof-Excellenz?

Alexander Iwanowitsch. Ach, ich vergaß ganz. Was sagte er doch? . . .

Iwan Petrowitsch. Seine Hof-Excellenz sagten: „Hem! Es ist ein Beamter . . ."

Alexander Iwanowitsch. Ach ja; „es ist ein Beamter, nun und — — — dient unter mir." Danach wurde das Gespräch weniger interessant und ging auf gewöhnliche Dinge über.

Iwan Petrowitsch. Und weiter sprach er gar nicht über mich?

Alexander Iwanowitsch. Nein.

Iwan Petrowitsch (Für sich.) Nun, das ist nicht gerade viel. Ach, Du himmlischer Gott, wenn er doch gesagt hätte: „Den pp. Barssukow, in Anerkennung aller seiner geleisteten Dienste, schlage ich vor . . ."

*

(Dieselben und ein **Sekretär**, der durch die Thür sieht.)

Iwan Petrowitsch. Treten Sie nur ein, treten Sie ein! Es schadet nichts, kommen Sie her. Wie, ist das zum Vortrag?

Sekretär. Zur Unterschrift! Hier ist die Zuschrift an die Kammer und der Rapport an den Direktor.

Iwan Petrowitsch (liest unterdessen.) „Dem Herrn Direktor . . ." Was bedeutet das? Die Felder am Rande sind ja ungleich. Wie geht das zu? Wissen Sie, daß ich Sie in Arrest stecken kann? . . (Richtet einen tiefsinnigen Blick auf ihn.)

Sekretär. Ich habe das Iwan Iwanowitsch vorge-

halten. Er sagte, der Minister sehe nicht auf solche Kleinigkeiten.

Iwan Petrowitsch. Kleinigkeiten? Iwan Iwanowitsch hat gut reden. Ich glaube das ja schließlich auch. Der Minister kümmert sich allerdings nicht um Dergleichen. Nun, wenn es ihm aber plötzlich doch einfällt?

Sekretär. Es läßt sich ja umschreiben. Aber da Sie selbst zu sagen geruhten, daß der Minister auf Dergleichen . . .

Iwan Petrowitsch. Das ist ganz richtig. Ich stimme Ihnen ganz bei; er beschäftigt sich nicht mit so gleichgültigen Dingen. Nun aber gesetzt den Fall, es kommt darauf: Ich will doch einmal nachsehen, ob leeres Feld gelassen wird.

Sekretär. Wenn Sie wünschen, werde ich es gleich umschreiben.

Iwan Petrowitsch. Was heißt hier: „Wenn Sie wünschen." Ich lasse mich nur darauf ein, mit Ihnen zu reden und zu diskutieren, weil Sie auf der Universität gebildet sind. An einen Andern würde ich gar nicht Worte verlieren.

Sekretär. Ich wagte nur, weil der Herr Minister . . .

Iwan Petrowitsch. Erlauben Sie, erlauben Sie, das ist völlig richtig, und ich bestreite das nicht haarbreit. Der Minister wird das nicht ansehen und nicht daran denken. Nein, und plötzlich . . . Was dann?

Sekretär. Ich werde es umschreiben. (Geht ab.)

*

Iwan Petrowitsch (zuckt die Achseln und wendet sich zu Alexander Iwanowitsch.) Immer noch Wind im Kopfe! Ein acceptabler junger Mensch, eben von der Universität gekommen, aber hier (zeigt auf die Stirn) ist nichts. Sie können sich nicht vorstellen, verehrtester Alexander Iwanowitsch, wieviel Mühe es mir gekostet hat, das alles in Ordnung zu bringen; Sie hätten nur sehen sollen, wie das hier aussah, als ich die Stellung übernahm! Denken Sie sich, daß nicht ein Kanzleibeamter verstand, vernünftige Buchstaben zu schreiben. Nicht einmal zu trennen verstanden sie. Da fand ich auf einer Zeile Ex- und auf der nächsten cellenz. Kurz, es war grauenhaft! Babylonische Verwirrung! Nehmen Sie jetzt ein Papier: gut! schön! Die Seele freut sich, der Geist triumphiert. Und Ordnung? Ordnung ist jetzt überall!

Alexander Iwanowitsch. So kann man sagen, daß Sie sich alles mit Schweiß und Blut errungen haben.

Iwan Petrowitsch (seufzt.) Allerdings, mit Schweiß und Blut. Was wollen Sie, solch' einen Charakter habe ich nun einmal. Was könnte ich jetzt nicht sein, wenn ich mich vorgedrängt hätte? Ich hätte für Orden keinen Platz mehr auf der Brust. Sehen Sie, das kann ich nicht. So nebenbei gebe ich vielleicht mal etwas zu verstehen oder mache eine Andeutung, aber so gerade herausreden, etwas direkt für mich bitten . . . nein, das ist nicht meine Sache! Die andern bekommen fortwährend . . . Aber ich habe eben so einen Charakter: zu allem kann ich mich erniedrigen, zur Gemeinheit nie! (Seufzt.) Nur eins möchte ich jetzt gern haben . . . könnte ich nur einen kleinen Orden um den Hals bekommen. Nicht, daß mich das so sehr lockte, nur damit die Welt sieht, daß man sich eben um mich kümmert. Ich möchte Sie wohl bitten, edelmütigster Alexander Iwanowitsch, daß Sie so bei Gelegenheit, natürlich so nebenbei, Seiner Hof-Excellenz bemerken, daß in der Kanzlei Barssukows solche Ordnung herrscht, wie sie selten gefunden wird, oder etwas Ähnliches.

Alexander Iwanowitsch. Mit großem Vergnügen, wenn die Gelegenheit sich bietet . . .

*

(Dieselben und **Katharina Alexandrowna,** die Frau des Iwan Petrowitsch.)

Katharina Alexandrowna (indem sie Alexander Iwanowitsch erblickt). Ah! Alexander Iwanowitsch! Mein Gott, wie lange haben wir uns nicht gesehen! Sie haben mich vergessen! Wie gehts Natalie Fominischna?

Alexander Iwanowitsch. Gott sei Dank! Vor einer Woche war sie übrigens unwohl.

Katharina Alexandrowna. Ach!

Alexander Iwanowitsch. In der Brust, unter der Herzgrube, hatte sie Kolik und Beengung. Der Doktor verschrieb ein Reinigungsmittel, und einen heißen Umschlag aus Kamillen und Salmiak.

Katharina Alexandrowna. Sie sollten ein homöopathisches Mittel versuchen.

Iwan Petrowitsch. Es ist wirklich wunderbar, wenn man bedenkt, was die Aufklärung erreicht. Sie sprechen da von der Homöopathie, Katharina Alexandrowna. Kürzlich sah ich eine Vorstellung. Was glauben Sie wohl? Ein Bürschchen, wie soll ich sagen, so groß (zeigt mit der Hand) nicht mehr als drei Jahre: Sie hätten sehen sollen, wie er auf einem ganz feinen Seil tanzte! Ich versichere Ihnen ernsthaft, der Atem stand einem still vor Angst.

Alexander Iwanowitsch. Wunderbar singt doch die Melasse.

Iwan Petrowitsch (bedeutungsvoll). Die Melasse? O ja, mit viel Gefühl.

Alexander Iwanowitsch. Wunderbar.

Iwan Petrowitsch. Haben Sie bemerkt, wie leicht das da herauskommt . . . (Er bewegt die Hand vor den Augen.)

Alexander Iwanowitsch. Gewiß, das bringt sie wundervoll heraus. Aber es ist gleich zwei.

Iwan Petrowitsch. Wohin denn, Alexander Iwanowitsch?

Alexander Iwanowitsch. Es ist Zeit! Ich muß vor dem Mittagessen noch drei Besuche machen.

Iwan Petrowitsch. Nun, dann auf Wiedersehen. Wann sehen wir uns? Ach, ich hatte schon

vergessen; wir sind ja Morgen bei Lukjan Fedossejewitsch?

Alexander Iwanowitsch. Ganz bestimmt.

Katharina Alexandrowna. Leben Sie wohl, Alexander Iwanowitsch.

*

Alexander Iwanowitsch. (Im Vorzimmer, indem er den Pelz überwirft.) Leute dieser Art kann ich nicht ausstehen. Das thut nichts, wird bloß fett, und wenn man ihn hört, ist er weiß Gott was, und hat dies gethan, und das in Ordnung gebracht — die leibhaftige Tugend. Seh einer an; einen Orden will er haben! Und er bekommt ihn sogar! Er bekommt ihn, der Schuft! Er bekommt ihn! Solche Menschen haben immer Glück. Und ich? Ich? Fünf Jahre bin ich länger im Dienst als er, und bis jetzt noch nicht vorgeschlagen. Was für eine widerwärtige Physiognomie. Und ganz sentimental wurde er; er möchte eigentlich gar nichts, nur die Anerkennung der Regierung soll man sehen. Und er bittet noch, daß ich für ihn arbeite. Du bist gerade an den Richtigen gekommen, Täubchen! Ich werde Dich schon einweichen, und Deinen Orden bekommst Du doch nicht! Du bekommst ihn nicht! (Er schlägt zur Bekräftigung einigemal mit der Faust in die Hand und geht ab.)

—

II.

Der Prozeß.

(Ein Kabinett: **Proletow**, der Advokat, sitzt allein im Lehnstuhl und schluckt von Zeit zu Zeit.)

Proletow. Was ist das mit mir? Dies gräßliche Aufstoßen! das gestrige Mittagessen sitzt mir noch in der Kehle; diese Pilze und Suppen! ... Man ißt und ißt immer schlankweg; weiß der Teufel, was man schließlich alles zusammenfrißt! (Er schluckt.) Da! (Er schluckt.) Wieder. (Er schluckt.) Noch einmal! (Er schluckt.) Nun zum viertenmal. (Er schluckt.) Das ist doch der Teufel; nun auch zum fünftenmal! Soll man noch die „Nordische Biene" lesen? Was steht darin? Diese nordische Biene habe ich auch gründlich dick; sie schwatzt genau wie 'ne alte Jungfer aus dem Dorf. (Liest und schreit auf.) Ein Orden für Krachmanow? Was, für den Petruschka Krachmanow? Als er so ein kleiner Junge war (er zeigt mit der Hand), habe ich ihn selbst als Kadetten ins Korps gebracht. Wie? (Er liest weiter und schreit auf, indem er die Augen aufreißt.) Was ist das? Was ist das? Doch nicht Burdjukow? Ja, er, Paul Petrowitsch Burdjukow, befördert. Ist das zu glauben? Lebt von Bestechungen; war zweimal vor Gericht; der Vater ein Dieb, bestahl die Kasse, der gräulichste Kerl, den man sich nur vorstellen kann. Ist das zu glauben? Und dabei hält ihn die ganze Welt für einen einfachen offenen Menschen! Der Schuft. Er sagt, die Buchtelew'sche Sache ist nicht richtig entschieden — he? Der Schuft hat einfach erfahren, daß auf meinen Teil zwanzigtausend kommen; warum bekommt er sie nicht, denkt er! Wie der Hund auf dem Heu: Nichts für ihn, und er gönnt's auch keinem andern. Nun ich kenne Dich schon; mach andern was weiß! Sie dich vor sonst wem. Ich habe von Dir schon so die und das gehört. Wahrhaftig, es ist zu dumm, da ich in die Zeitung sah; man liest nur Gräuliches un Ekelhaftes, und weiter nichts. He, Andreas!

*

Ein Lakai (tritt ein.) Was befehlen?

Proletow. Nimm diese Zeitung heraus! Un wozu, warum hast du sie eigentlich gebracht? Sold ein Schafskopf! (Andreas trägt die Zeitung hinaus.) Aber diese Burdjukow, was? Das ist so einer, den man gle nach Kamtschatka schaffen müßte, ohne auch nur e Wort zu verlieren. Das muß ich sagen, könnte u dem so was einsalzen, womöglich auf der Stelle, da wäre ein Genuß. Aber es hat sich noch nicht gemach und es macht sich nicht. Was thun? Gott grollt mi Aber wenn ich dich hätte, dich würde ich streicheln dir würde ich das Maul schmieren. Und was für e Maul die Kanaille hat! Wie ein Ochs!

Lakai. Herr Burdjukow ist da.

Proletow. Was?

Lakai. Herr Burdjukow ist da.

Proletow. Was redest du für Unsinn?

Lakai. Ich soll das melden.

Proletow. Das ist gelogen, du Schafskopf. Burdjukow, Paul Petrowitsch Burdjukow?

Lakai. Nein, nicht Paul Petrowitsch, er heißt anders.

Proletow. Wie anders?

Lakai. Belieben Sie selbst zu sehen: er wartet.

Proletow. Bitte ihn herein.

*

Burdjukow (tritt ein.) Entschuldigen Sie gütigst die Störung, die ich Ihnen verursache. Die Umstände und Dinge zwangen mich, mein Städtchen zu verlassen. Ich bin hergereist, um Ihre persönliche Hülfe Ihren Schutz zu erbitten.

Proletow (bei Seite.) Es ist wirklich ein anderer er hat aber eine gewisse Ähnlichkeit. (Laut.) Was belieben Sie? Worin kann ich Ihnen nützlich sein?

Burdjukow (die Achsel zuckend.) Es handelt sich um eine Klage.

Proletow. Klage? Gegen wen?

Burdjukow. Gegen meinen leiblichen Bruder.

Proletow. Erlauben Sie, daß ich zuerst um Ihren Familiennamen bitte, und dann geben Sie das Nähere an. Bitte gehorsamst, sich zu setzen.

Burdjukow. Mein Familienname ist Burdjukow, Christophor des Peter Sohn, und der Prozeß richtet sich gegen meinen leiblichen Bruder, Paul Petrowitsch Burdjukow.

Proletow. Was sagen Sie? Was? Nein.

Burdjukow. Ja, warum sehen Sie mich denn so an? Denken Sie, ich werde umsonst Tambow verlassen, und mit Eilpost herkommen?

Proletow. Der Herr segne Sie für die edle

[illegible]! Gestatten Sie, daß ich Sie um ihre nähere Bekanntschaft bitte. Auf etwas Verständigeres konnten Sie gar nicht kommen. Da sagt man, daß keine Sanftmut und Gerechtigkeit mehr existiert, und nun? Da ist ein leiblicher Bruder, die Bande des Bluts, und doch schont er den Bruder nicht – eine Klage. Erlauben Sie, ich muß Sie umarmen.

Burdjukow. Bitte sehr! Ich selbst muß Sie umarmen für soviel Bereitwilligkeit! (Sie umarmen sich.) Noch eben, muß ich Ihnen gestehen, als ich Ihre Physiognomie sah, hätte ich entschieden nicht geglaubt, daß Sie ein so gescheuter Mensch wären.

Proletow. Das wäre ja noch besser? Warum denn?

Burdjukow. Ja, im Ernste, verzeihen Sie die Frage: hat Ihre verstorbene Frau Mutter, als sie mit Ihnen schwanger ging, sich an irgend etwas erschreckt?

Proletow. Was ist das für eine Dummheit?

Burdjukow. Nein, Sie brauchen das nicht übel zu nehmen. Ich versichere Ihnen, das passiert sehr häufig. Bei unserm Assessor zum Beispiel ist der ganze untere Teil des Gesichts wie eine Hammelschnauze, so zu sagen, wie abgeschnitten, und ganz mit Wolle bewachsen wie beim Hammel. Und die Veranlassung war ein ganz unscheinbarer Zufall: als die Verstorbene in den Wehen lag, kam ein Hammel ans Fenster gelaufen, und der Satan bringt das Vieh darauf, zu blöken.

Proletow. Nun, lassen wir den Assessor und den Hammel in Ruhe. Wie ich mich freue!

Burdjukow. Und wie freue ich mich erst, daß ich solche Protektion finde! Erst jetzt, wie ich mich anfange an Sie zu gewöhnen, sehe ich, daß Ihr Gesicht mir gleichsam bekannt ist; wir hatten im Regiment einen Lieutenant, der war Ihnen so ähnlich, wie ein Tropfen Wasser dem andern. Er soff schrecklich, liebte das; es verging kein Tag, sage ich Ihnen, daß ihm die Fratze nicht zerschlagen wurde.

Proletow (bei Seite.) Dies Ungetüm aus dem Dorf hat offenbar noch nicht gelernt, das Maul zu halten. Jeder Blödsinn, der ihm eben einfällt, ist was schon auf der Zunge. (Laut.) Ich habe nicht sehr viel Zeit, wir wollen zur Sache.

Burdjukow. Erlauben Sie, das ist nicht so schnell erzählt. Das ist ein eigener Casus. Kannten Sie die Besitzerin Eudoria Malafejewna Marinowa im Ustjugschen Kreise? Nein? Gut. Sie ist die leibliche Tante von mir und der Bestie, meinem Bruder. Ihre nächsten Erben sind ich und der Bruder – sehen Sie, worauf es ankommt! Außerdem ist noch eine Schwester, die den General Powalischtschew geheiratet hat, nun, von der will ich nicht reden, die hat auch so ihr Teil bekommen. Erlauben Sie, dieser Spitzbube, der Bruder, paßt einfach zu des Teufels Großvater. Er fährt zu ihr hin: „Tantchen, Sie haben nun Gott sei Dank Ihre siebzig Jahre hinter sich; wie können Sie bei so hohen Jahren sich noch selbst um die Wirtschaft kümmern; es ist besser, daß ich Sie hüte und pflege." So, passen Sie nur auf, passen Sie nur auf! Er fährt zu ihr nach Hause, wohnt und schaltet wie der wirkliche Besitzer. Hören Sie wohl?

Proletow. Ich höre.

Burdjukow. Da fängt die Tante zu kränkeln an, woher — weiß Gott; vielleicht hat er ihr selbst irgend was eingegeben. Man steckt mir die Sache unter der Hand. Passen Sie nur auf! Ich komme an —, im Flur kommt mir die Bestie entgegen, ich meine den Bruder, in Thränen als ob er zerfließen will und sagt: „Nun", sagt er, „Brüderchen, sind wir beide auf ewig unglücklich; unsere Wohlthäterin..." — „Was, hat sie geendet?" — „Nein sie liegt im Sterben." Ich trete ein und wirklich, die Tante liegt in den letzten Zügen und dreht nur noch die Augen. Nun was thun? Weinen? Das hilft doch nichts, nicht wahr, das hilft doch nichts?

Proletow. Das hilft nichts.

Burdjukow. Nun, nichts zu machen. Wenn es dem lieben Gott so gefällt. Ich trete zu ihr heran. „Nun, Tantchen", sage ich, „wir sind alle sterblich. Gott kann uns heut ebenso wie morgen zu sich nehmen; möchten Sie nicht lieber rechtzeitig irgend welche Verfügungen treffen?" Nun, und die Tante? Ich sehe, sie kann schon nicht mehr die Zunge rühren, und sie sagt nur: „E – e – e – e –". Und dieser Hallunke, der neben ihr am Bett steht, der Bruder, sagt: „Tantchen will damit ausdrücken, daß sie schon verfügt hat." Hören Sie nur, hören Sie nur!

Proletow. Wie? Hat sie das denn gesagt?

Burdjukow. Den Teufel hat sie's gesagt! Sie sagte nur: „E—e—e". Ich rücke noch näher: „Wollen Sie mich nicht wissen lassen, Tantchen, was das für eine Verfügung ist?" Und die Tante darauf? Die Tante antwortet wieder: „E—e—e." Und wieder sagt der Spitzbube: „Tantchen sagt, daß alle ihre Verfügungen in dieser Beziehung sich im Testament befinden". Hören Sie? Hören Sie? Was sollte ich thun? Ich war still und sagte kein Wort mehr.

Proletow. Verzeihen Sie aber: warum haben Sie ihm nicht gleich die Lüge ins Gesicht gesagt?

Burdjukow. Ja — (er schlägt mit der Hand) er schwur hoch und teuer, sie hätte das wirklich gesagt, nun und schließlich glaubte ich's.

Proletow. Und ist das Testament geöffnet?

Burdjukow. Ja.

Proletow. Nun?

Burdjukow. Wie wir unsere Christenpflicht gethan hatten wie es sich gehört, fragte ich, ob es nun nicht Zeit wäre, den letzten Willen der Verstorbenen zu lesen. Der Bruder kann überhaupt nicht reden; vor lauter Schmerz und Verzweiflung jappst er kaum. „Nehmt", sagt er, „und lest selbst". Die Zeugen wurden versammelt und man las vor. Was glauben Sie, daß im Testament stand? Dies. „Meinem Neffen, Paul Peters Sohn Burdjukow" —

hören Sie — „zur Vergeltung seiner kindlichen Sorgsamkeit und seines beständigen Aufenthalts bei mir bis zu meinem Tode“ — merken Sie wohl! — „vermache ich meinen wohlerworbenen Familienbesitz im Ustjug'schen Kreise“ — so, so, so steht es da! „Fünfhundert Seelen, die Einrichtung und so weiter“. Ah! hören Sie das? „Meiner Nichte, Maria Peters Tochter Powalischtschewa, geborenen Burdjukowa, vermache ich das ihr zukommende Gut von hundert Seelen. Meinem Neffen“, nun passen Sie auf, jetzt kommt die Sache — „dem Chrissanfij Peters Sohn Burdjukow“ — hören Sie, hören Sie — „zur Erinnerung an mich“ — oho! so! — „vermache ich drei wollene Unterröcke und alles Hausgerät, das sich auf der Bodenkammer befindet, nämlich: zwei Kissen, Fayence-Geschirr, Laken, Hauben — —“, und weiß der Teufel, was für Lumpen noch. Ah? Was halten Sie davon? Was zum Teufel, frage ich Sie, soll ich mit den wollenen Unterröcken anfangen?

Poletow. Ach, was für ein Spitzbube! Ich bitte Sie!

Burdjukow. Spitzbüberei ist das gewiß, da stimme ich Ihnen bei; aber ich frage Sie, was soll ich mit den wollenen Unterröcken? Was soll ich mit ihnen machen? Soll ich sie mir etwa über den Kopf ziehen?

Proletow. Und die Zeugen haben unterschrieben?

Burdjukow. Warum nicht; er hat sich das Pack danach ausgesucht.

Proletow. Und die Verstorbene hat eigenhändig unterschrieben?

Burdjukow. Da kommen wir nun darauf; unterschrieben hat sie, aber weiß der Teufel wie.

Proletow. Wie?

Burdjukow. Sehen Sie, die Verstorbene hieß Eudoxia, aber sie hat einen solchen Unsinn hingekritzelt, daß man nicht daraus klug werden kann.

Proletow. Wie denn?

Burdjukow. Weiß der Teufel was? Sie sollte schreiben Eudoxia, und sie hat geschrieben „Jmtoppe“.

Proletow. Was Sie sagen?

Burdjukow. O, ich sage Ihnen, der bekommt alles fertig. Und meinem Neffen Chrissanfij Petrow drei wollene Unterröcke.

Proletow. (bei Seite) Es ist aber doch ein Hauptkerl, dieser Paul Petrowitsch Burdjukow, ich hätte nie gedacht, daß er so gerissen ist.

Burdjukow. (schlägt mit der Hand) „Jmtoppe!“ Was heißt das? Das ist doch kein Name „Jmtoppe“??

Proletow. Was gedenken Sie nun zu thun?

Burdjukow. Ich habe schon eine Eingabe gemacht, das Testament wegen falscher Unterschrift für ungültig zu erklären. Es wird mir niemand was vorlügen. Die Verstorbene hieß Eudoxia, aber nicht „Jmtoppe“.

Proletow. Das haben Sie gut gemacht. Erlauben Sie, daß ich jetzt die Sache in die Hand nehme. Ich werde gleich ein Brieschen an einen mir bekannten Herrn schreiben und inzwischen besorgen Sie mir eine Kopie von Ihrem Testament.

Burdjukow. Ich bin Ihnen unaussprechlich verbunden. (Greift nach dem Hut.) Durch welche Thür habe ich zu gehen? Durch diese oder jene?

Proletow. Durch diese, wenn es beliebt.

Burdjukow. Danke sehr. Ich fragte, weil ich in meiner Sache wohl noch öfter wiederkommen muß. Auf Wiedersehen, Verehrtester, wie heißen Sie doch? Ich vergesse immer.

Proletow. Alexander Iwanowitsch.

Burdjukow. Alexander Iwanowitsch. Es gab einen Alexander Iwanowitsch Proldjukowski; sind Sie mit ihm vielleicht bekannt?

Proletow. Nein.

Burdjukow. Er wohnt noch fünf Werst von meinem Dorf. Leben Sie wohl!

Proletow. Leben Sie wohl, Verehrtester, leben Sie wohl.

■

Proletow. Da ist mir einmal ein Apfel in den Schoß gefallen. Das ist einfach ein Geschenk von Gott. Es ist merkwürdig, aber die Seele fühlt wirklich ein ganz unaussprechliches Vergnügen, als hätte die Frau zum erstenmal einen Sohn geboren, oder der Minister hätte einen vor allen Beamten mitten in der Sitzung geküßt. Wahrhaftig, da ist irgend etwas Magnetisches dabei! He, Andreas! (Andreas tritt ein.) Gehe gleich zu dem Herrn Sekretär und bitte ihn her. Hörst Du? Warte noch: hier hast Du zum Schnaps; besauf Dich wie eine Schuhsohle, denn erlaube ichs, und hier ist noch zu Kuchen für Deinen Jungen. Sage dem Herrn Sekretär, daß er sofort kommt; es ist eine sehr wichtige Sache. Endlich einmal ist auch in unserer Gasse Sonntag! Warte nur mein Jüngelchen, jetzt werde ich Dir was vorspielen und wir wollen sehen, wie Du tanzen wirst. Wenn ich Dir aus meinen Freunden, den Beamten, ein Orchester zusammenhole, dann springst Du mir so, daß Du Dein ganzes Leben lang pusten kannst.

Sprüche.

Manch' Erdengast der lebt und liebt —
Und denkt nicht, nach dem Preis zu fragen;
Wenn's Alter ihm die Rechnung giebt,
Wird er vergebens sich beklagen.

•

Suchst Du Trost in eig'ner Pein,
Mußt Du and'rer Tröster sein.

Ewald Silvester

Charles Baudelaire.

Von Stefan Zweig.

„Giebt Leute, denen von Geburt aus ein ander Sinn und Beschaffenheit gegeben ist, als den übrigen; haben ein größer Herze und hurtiger Blut, wünschen und verlangen mehr, begehren stärker und ihre Sehnsucht ist wilder und brennender als wie sie der gemeine Adelshaufen hat. Sind flugs wie Sonntagskinder; ihre Augen sind offener, ihre Sinne alle sind subtiler in ihren Empfindungen. Des Lebens Freud und Lust, die trinken sie mit ihren Herzenswurzeln, dieweil die Anderen, die greifen sie nur mit ihren groben Händen. Aber Wollust an Schönheit, Wollust an Pracht, in allen Teilen so man benennen kann. Wollust an den innersten Bewegungen des Gemütes, Wollust an den geheimen Trieben und Gedanken, so der Mensch selber niemalen recht begreifen kann, all dies, was für Andere, wenn sie müßig sind, zu armseliger Kurzweil dienet oder müßiger Schlemmerei, das ist für ihre Seelen Heilkunst und köstlicher Balsam."

Die Worte sind aus Jens Peter Jakobsen. Sti Høg sagt sie der Maria Grubbe, deren innerstes Wesen er damit enträtseln will. Aber sie gelten allen Einsamen, allen Leidenden, sie könnten für Charles Baudelaire, den großen Dichter der französischen Décadence, geschrieben sein. Denn er repräsentiert das verfeinerte raffinierte Individuum, in dem sich die sensitive Schwäche und Depravation der kranken Kultur in tausendfachen Nuancierungen widerspiegelt. Sein Nervensystem ist ungemein feinfühlig. Er empfindet die verzitterndsten Sinnesvibrationen, die in den Tiefen strömen und zu denen nicht mehr der Intellekt, sondern nur ein geschärfter Instinkt führt, mit fast krankhafter Genauigkeit und reproduziert sie mit rücksichtsloser Schärfe. Und die „psychical impressions" wie sie Allan Edgar Poe, ein großer Meister, nannte, blühen bei ihm zu seltsamen, betäubend duftenden Blüten auf, die jedes Geschehen in ihren schwülen Rausch verweben. So ist er wie wenige befähigt, den leise verfliegenden, schwembangen Hauch der „richesses intimes", der über den Alltagsdingen schwebt, einzufangen und ihm künstlerischen und subjektiven Ausdruck zu verleihen.

Durch diese gesteigerte psychologische Aufnahmsfähigkeit und die Plastik seiner Reproduktion wären bei Baudelaire alle Voraussetzungen einer ästhetischen und subtilen Filigrankunst gegeben. Aber Nietzsches lebenswahres Wort: „Was wir nicht sind, das ist uns Gott und Tugend", erfüllt sich an ihm. Wie jeder Dekadent, wie jede weichliche, leicht reizbare Natur, empfindet er Schauer der Bewunderung für sein polares Gegenspiel, für das Grandiose, Titaneske und selbst für das Brutale. Er liebt die Kunst der großen Linie, Lady Macbeth, Michel Angelos machtvollste Figuren überwältigen ihn. Und so sucht er auch im Leben seine Ideale nur im Kraftvollen, Regierenden, Revoltierenden, in allem, was sich auslebt und zur Geltung bringen will. Die Seele eines Renaissancemenschen lebt in ihm, die die Kraftentfaltung um ihrer selbst willen, den starken von ethischen Tendenzen ungehemmten Naturtrieb auch in den unsinnigsten Ausschweifungen bestaunt und verehrt. Jedem von der Alltagsmoral Verfluchten weiß er ein Segenswort und in einem wilden Gedichte erhebt er seine betenden Hände zu Satan, der Incarnation alles innerlich Großen und Gewaltigen. So baut sich in diesem Buche „Les fleurs du mal" eine geniale Moraltheorie des Bösen und Verfluchten auf, die das Evangelium des ewigen Gottes verkünden will, der bald Satan, bald Kain ist und der einst das Reich des Erlösers zerschmettern wird. Und mit eherner Konsequenz verteidigt Baudelaire alle Schattenseiten des Lebens, er weiß dem Laster in seiner niedrigsten Form stets eine geheime Schönheit abzuzwingen und so eine Umwertung aller ästhetischen Begriffe zu vollbringen. Mit unverkennbarer Absicht stellt er jedem geläufigen Ideal ein eigenes entgegen und ersetzt so einseitige Schwerfälligkeit durch einseitige Übertriebenheit.

Wie in einem Hohlspiegel gesehen, zieht das Leben vorbei. Die Gestalten sind genau erkennbar, aber unproportioniert und grandios verzerrt, ein wilder Hexensabbat verwirrter Begriffe. Von dem Bilde der Frau löst er nur die Züge los, die ihn interessieren, den rückständigen Rest des Guten und Wertvollen sucht er zu verdecken. Das Weib ist für Baudelaire generell genommen nur eine brünstige Bestie, die in schweigender Gier die Kräfte der Menschheit verzehrt. Er liebt die Frauen, welche kalt und verschlossen lächeln, aber innerlich nach den gemeinsten Lüsten lechzen und die Schönheit in ihrer tiefsten Form findet er erst in der Vermengung mit dem Grauenhaften, denn das Morbide, Krankhafte

zieht ihn an, er verehrt den haut gout, der eigentlich schon Fäulnis ist. Seine weiblichen Ideale entbehren darum durchaus der Alltäglichkeit, sie sind junonische Riesengestalten, unfruchtbar und lusterfahren, verkommene Dirnen, Mulattinnen — perverse und inkonsequente Leidenschaften, die sich nach Lombroso-Nordau auch in sein Leben verirrten, besonders die Negerin. Aber dennoch war sein Verständnis für Frauenschönheit von unglaublicher Feinheit, und es giebt wohl wenige Dichter, welche die geheimen, ganz leisen sexuellen Reize, die einer Frau entströmen, so subtil und verehrungsvoll erfaßt haben. Wenn Baudelaire den sanften Duft schildert, der aus gelösten Locken fließt, oder den heimlichen, sinnlichen Klang, der in der Stimme verschwebt, oder wenn er die berückende Grazie eines rhythmischen Vorbeigleitens in die letzten Bewegungen auflöst und mit schmiegsamen Bildern und Versen begleitet, so ist seine rein künstlerische Wirkung überwältigend. Er liebt die Frauen, wie er Katzen und Schlangen liebt, und wird nicht müde, ihre Vergleichspunkte anzuführen: das wiegende, unhörbare Dahinschweben, den gierigen Glanz der Blicke, die sinnliche Duftausstrahlung, die Falschheit und die wollüstigen Schmeicheleien, die plötzlich in brutale Brunst umschlagen.

Aber nicht nur in den Sexualempfindungen allein bewahrt sich Baudelaire seine merkwürdige Originalität. Von den Jahreszeiten üben die hellen, sonnigen Frühlingstage auf ihn keinen Reiz aus:

O fins d'automne, hivers, printemps trempés de boue,
Endormeuses saisons! je vous aime et vous loue —

beginnt eines seiner Gedichte, das die melancholische Schönheit der nebelgrauen Herbstabende feiert, in denen sich jeder laute Hall wie erschreckt verbirgt und nur der Wind über den Dächern schluchzt und stöhnt. Und viele seiner Gedichte gelten auch der schwermütigen Ruhe der Nacht, die tausend Bilder und Geheimnisse verbirgt und die dunklen Gefühle zu ahnungsbanger Größe heranreifen läßt. Die Empfindung einer drückenden Oede, einer jähen Todesfurcht, die beim Normalmenschen nur im Blitzlicht eines flüchtigen Sekundenspieles auftauchen, gewinnen bei ihm breite furchterfüllte Gestaltung, man glaubt in dem Gedichte „Spleen" Allan Edgar Poe zu hören und dessen überreizte Ängstlichkeiten.

Aber sein blinder Sensualismus umklammert nicht nur die klaren und einfachen Gefühle des Lebens; Baudelaire liebt die wilden Extasen der Sinne und seine reiche Phantasie trägt ihn oft zur Hallucination. Er irrt gerne in der schwankenden Dimension, die Traum und Leben scheidet, und kein Mittel ist ihm zu gering, das seine Empfindung zu dieser Höhe des seligsten Sinnenrausches emporträgt. Mit den Bildern von Hogarth hat Theophile Gautier die pittoresken Schöpfungen Baudelaires verglichen, in denen er den Wein und seine Wirkung feiert. Und der künstlich gesteigerten Nerventhätigkeit im Opium und Haschischrausche gilt ein eigenes Buch „Les Par[...] artificiels," das mit Grundlegung eines engli[...] Werkes die Traumlandschaften dieses narkoti[...] Schlafes schildert. Baudelaire sucht den tie[...] letzten Genuß, der schon dem Irdischen entrückt [...] sensation jusqu'à l'extrême limite jusqu'à [...] mystérieuse porte de l'Infini à laquelle il se he[...] mais qu'il ne sait pas ouvrir." Hinter aller Leiden[...] steht als des Lebens letzter Sinn der Tod. [...] jedem Worte tönt ein Klang seiner Harmonie. [...] farbigsten Bilder werden abgetönt durch das d[...] Grau des Todes, dessen notdürftiger Vorhang [...] Und in die meisten Liebesgedichte Baudelaires hat [...] dieser Gedanke versteckt, der erst im Ausklange [...] grauenvolle Pointe seine drohende Faust erheb[...]

Durch diese interessante Subjektivität der Lebens[...] spiegelung ist Charles Baudelaire jene unverrück[...] Stellung in der Litteratur gesichert, die gleich[...] den Ausgangspunkt der sogenannten „satanisti[...] Dichtung" bedeutet. Nicht die Konfiskation der „Fl[...] du mal," dieses Buches, das kühn und rücksichts[...] — „révoltant comme la vérité" wie Barbey d'Au[...] villy schrieb — ein grelles Licht in gern verheimlich[...] Gefühle warf, hat seinen enormen Erfolg begründe[...] Denn die grausame Kritik, die Baudelaire nicht [...] an der landläufigen Moral übte, ebenso wie [...] glühende Flagellantismus, mit dem er seine eige[...] Wollust an den Pranger stellt, ergibt noch nicht [...] historische Bedeutung dieser Konfession. Man [...] versucht die „Fleurs du mal" und ihren Erfolg [...] spontanen Rückschlag auf den Romanticismus [...] begründen, aber es wird wohl vergeblich sein, eine [...] komplicierte Wesenheit aus einer dominierenden Ursprungsquelle motivieren zu wollen, denn die verschiedenen Einflüsse, deren Spuren sich noch deutlich zurückführen lassen, sind jeder für sich bedeutungsvoll und charakteristisch. Am deutlichsten hat wohl die Übersetzung des großen Amerikaners Allan Edgar Poe gewirkt, die den trüben Schatten auf Baudelaires Dichtung vorauswarf. Die Vorliebe für das Erotische und Orientalische erklärt sich aus den Reisen nach dem Archipel, die er als junger Kaufmann unternahm, und die fast krankhafte Angst vor dem Normalen „la peur d'être trop commun", die ihm Sainte Beuve vorwirft, war nicht blasiertes Dandytum, sondern nur ein Reflex seines zerrissenen, überreizten Seelenlebens. Und Zerrissenheit, Ungleichheit und Gegensätzlichkeit, das charakterisierte sein innerstes Wesen, das an einem unüberbrückbaren Widerspruche zwischen seiner Persönlichkeit und dem modernen Milieu krankte. Er war Pessimist und Schopenhauerianer, ohne [...] eine Zeile des deutschen Philosophen gelesen zu haben.

Die gesteigerten Anforderungen eines übertriebenen Raffinements ließen ihn sich fremd erscheinen in einer gleichgültigen Zeit, die ihm selbst mit ihren künstlichsten und verborgensten Genüssen keine Befriedigung bieten konnte und so erwuchs in Baudelaire langsam [...]

...ame Langweile des überreizten und doch kraftlosen ...rmenschen, die nur noch in künstlichen Paradiesen, ...willkürlich erzeugten Rausche sich vergißt. Selbst ...unst konnte ihm nicht mehr — etwa wie Flaubert, ...sich aus Verzweiflung an der realen Welt eine ...t der Litteratur schuf — Erlösung bieten, in seinen ...gebüchern versteigt er sich sogar einmal zu dem ...alen Satz: „L'amour, c'est le goût de la pro... ...tion. Il n'est même pas de plaisir noble, qui ne ...se être ramené á la prostitution. Qu'est-ce ...l'art? Prostitution ....“ Und nur eine Sehn... ...klingt mehr in ihm, nach Frieden, Ruhe, Schlafen ...nach Nirwana. Er, der den wilden Ausbruch der ...enschaften in den grellsten Farben gezeichnet hat, ...ngt schließlich selbst zur Willensverneinung in seinen ...tungen, er läßt den Schmerz nicht mehr heiß... ...mend vertoben, sondern versteinert ihn in einer ...en unnahbaren Form. Nur vereinzelt bricht ein ...rlaut, ein Überquellen einer unsagbar leidvollen ...findung jäh und unvermittelt durch, am wildesten ...dem Aufschrei der Verzweiflung: „Mon coeur est ...palais flétri par la cohue“ im Gedichte „Causerie“. ...r dann verhallt wieder der Klang und das drän... ...de Leid, das sich von jeder Seite des Buches ab... ... blinkt nicht mehr nackt und heiß, sondern ...der sich in wehmütighallende, correcte Strophen, ...uhig und kühl dahinschreiten, wie griechische Epheben, ...die Stufen des Tempels emporwallen. Man lese ...wundervolle Gedicht „Recueillement“:

...eie, Du mein Schmerz, und laß' Dein irres Stöhnen,
...Abend war Dein Wunsch. Und sieh', er ist schon hier.
...Dunst umhüllt die Stadt mit matten Farbentönen,
...Glanz des Friedens und die Trauer wacht in ihr.

...ß die andern feilen Sklavendiensten fröhnen,
...Denn ohne Mitleid peitscht sie wilde Sündengier —
...bitt're Reuetropfen nur ihr Mühen krönen,
...Du mir Deine Hand, mein Schmerz, und komm mit mir.

...Grund der Fluten wiegt sich lächelnd das Bedauern,
...träumend neigen sich von hohen Wolkenmauern
...teten Jahre im verblichenen Kleid herab.

... unter einer Brücke will der Tag vergleiten,
...ch! ein dunkler Schleier auf des Toten Grab,
... schon die Nacht, und sacht hörst Du ihr Schreiten. —

In diesem Gedichte offenbart sich die eminente ...unst Baudelaires auf's glücklichste. Seine Form ...det einen Übergang, der von den klassisch strengen ...naissens zu den Symbolisten führt. Die eherne ...ltur ist ein Erbteil Viktor Hugos, aber der ...chöpfer der „Fleurs du mal“ hat sie verdichtet, ...italisch nüanciert und in ihr alle die geheimen ...nreize angedeutet, die dann später bei Stéphane ...llarmé und der in Deutschland sich parallel ent... ...elnden Kunstrichtung Stefan Georges zum selbst... ...ügsamen Formalismus führt, der nicht im gedank... ...en Thema die Stimmung auszulösen sucht, sondern in der Anordnung, Wahl und Verwertung der Worte. In seinem Gedicht „La beauté“ hat er zuerst die hundertfach variirte Formel dieser Artistenkunst gegeben: „Je hais les mouvements, qui déplacent les lignes“ und ihm ist diese Unbeweglichkeit und schroffe Majestät der Strophen so gelungen, daß seine Verse die eherne Kälte einer Statue haben und die klaren kraftvollen Linien eines Bildes, ohne deshalb auf phonetische Reize zu verzichten. Diese echt künstlerische Freude an der Form hat ihn manchmal zu Reimspielen verleitet, so in „Invitation au voyage“, „Le jet-d'eau“ oder dem vierstrophigen Gedichte „Harmonie du soir“, das auf zwei Reimen balanziert, aber er hat auch Verse von meisterhafter Ruhe geschaffen, so das berühmte Gedicht „Don Juan aux enfers“, wahrhaftig „un groupe en marbre blanc et noir“ wie Barbey d'Aurevilly sagte.

Interessant ist auch Baudelaires Metaphernschatz. Seine Bilder sind immer originell und von einer wilden Großartigkeit, aber sie sind nicht zu abwechslungsreich. In ihnen zeigt sich vielleicht am deutlichsten die eigentümliche Sterilität des Dichters, der nicht aus einem unbegrenzten Gebiete schuf und schöpfte, sondern einen engen Kreis mit Sorgfalt bestellte. Nur so ist auch die zahlreiche Doppelbehandlung des gleichen Themas in den Versen und Prosagedichten zu erklären, denn die geistige Unproduktivität des Dichters war sicher kein Talentmangel, sondern markiert wieder deutlich das Fehlen der konzentrierten Energie. Am liebsten entlehnt er seine Vergleiche der düstern Umgebung des Todes. Die Nacht erscheint ihm wie ein weites, wallendes Grabtuch, das sich schwer über das düstre Land legt, die Kühle des Abendwindes empfindet er als dumpfen Hauch, der aus Grüften steigt, ein brennender Schmerz nagt wie Würmer, die an der Leiche zehren. Oder gerne zieht er die Gegenstände des katholischen Ritus herbei; der Himmel ist wie eine Kirche tief und still, die Wälder brausen wie Orgeln, der Sturm singt ein „De profundis“, die Blumen duften wie Weihrauchbecken, eine Erinnerung leuchtet wie ein geweihter Kelch. Es ist wohl keine Zufälligkeit, die diese Bilder zusammendrängt, sondern hier zieht sich das geheime Band, das Baudelaire noch immer mit der Romantik verbindet. Die Romantiker, insbesondere in Deutschland, haben immer in ihrem dunklen, mystischen Bedürfnis das geheimnisvolle Gepränge des katholischen Ritus bestaunt, ihre Religiosität galt nie der Kirche, sondern dem Übersinnlichen, das sich in tausend Formen verschleiert und der Seele in dumpfen Ahnungen verkündet. Und auch Baudelaires Frömmigkeit ist keine Religiosität, nur ein kindliches transcendentales Bedürfnis. Oder darf man es für ernst nehmen, wenn er in seiner Haltlosigkeit auf einen Papierzettel schreibt: „Je me jure à moi même, de prendre désormais les règles suivantes pour règles éternelles de ma vie: faire tous les matins ma prière

a Dieu, réservoir de toute force et de toute justice à mon père, à Mariette et à Poe comme intercesseurs, les prier de me communiquer la force nécessaire pour accomplir tous mes devoirs et d'octroyer à ma mère une vie assez longue pour jouir à ma transformation; travailler toute la journée ou du moins tant que mes forces me le permettront." Diese Religiosität ist doch etwas zu sehr verwandt mit der des Paul Verlaine, der im Absinthrausch in die Kirche kam und dort glühende Gebete an Maria lallte. Man darf sie für nicht mehr nehmen, als die Sehnsucht nach Mystik und Erdflucht, als einen jener wirren Träume, deren Baudelaire so viele in seinem „spleen" gegeben hat, wo die Bilder schon hallucinatorische Gewalt bekommen und die Schranken einer ästhetischen Wirkung rücksichtslos durchbrechen. Überhaupt ist er oft gewaltsam und unkünstlerisch in seinen Metaphern. Von einer tanzenden Frau singt er z. B.

Sous le fardeau de ta paresse
Ta tête d'enfant
Se balance avec la paresse
D'un jeune éléphant.

Oder in dem furchtbar krassen Gedicht: „La carogne":

„Les jambes en air, comme une femme lubrique
Brûlant et suant ses poisons
Ouvrait d'une manière nonchalante et cynique
Son ventre plein d'exhalaisons."

eine Stelle, die an naturalistischer Gewalt in der Weltlitteratur ihresgleichen sucht und die Baudelaire wohl selbst in ihrer rücksichtslosen Kühnheit empfunden hat, denn „la carogne" ist eines der wenigen Gedichte, wo er sich schließlich zu einer optimistisch-transcendentalen Weltanschauung durchringt und die Verse in [illegible]stimmter Harmonie verklingen läßt.

Zu seiner Charakterisierung stellt man Baude[illegible] besonders gerne in Deutschland mit seinem kongen[illegible] Zeitgenossen Paul Verlaine zusammen, obwohl [illegible] schärferer Gegensatz kaum denkbar ist. Kaum [illegible] flüchtige Ähnlichkeit ist vorhanden, weil es kein[illegible] gleichspunkte zwischen dem naiven und dem bew[illegible] Dichter gibt. Und Baudelaire war zu viel [illegible]mensch, zu viel Beobachter, um naiv zu sein. [illegible] viel zu viel berechnendes und pointiertes Litter[illegible]tum in seiner Dichtung, als daß sie als echter [illegible] unmittelbarer Ausstrom einer Persönlichkeit genom[illegible] werden könnte, wie die Lieder aus den „[illegible] galantes" und „Sagesse." Baudelaire hat die Menschen von je nur durch den Spiegel der bewußten [illegible]obachtung gesehen, und das berüchtigte Wort [illegible] Mallarmé: „Le monde est fait pour aboutir à [illegible] beau livre" könnte schließlich auch von ihm ge[illegible] sein. Und auch die Tendenz seiner Dichtung [illegible] eine wesentlich andere, denn der exklusive und [illegible] Aristokrat, der seine Verse doch in letzter Linie [illegible] starke Wirkung gravitierte, hat nichts gemein in [illegible] vornehmen Zurückhaltung mit dem genial-perver[illegible] Zigeuner Paul Verlaine, der auf Landstraßen [illegible]bundierte, im Gefängnis saß und den tiefsten Schmer[illegible] seiner Seele achtlos als wundervolle Bekenntnisse [illegible] die Welt warf. Und nur im letzten verborgen[illegible] Grunde berühren sich wieder die Wurzeln ihrer [illegible]heiten: in der kulturmüden Sehnsucht des Individu[illegible] das sich einer entnervten, dekadenten und kranken [illegible] vergebens entringen will, weil es sich als ihr [illegible] eigenstes Kind fühlt und als ihr getreuestes Spiegelbild.

Nicht nur am Tag . . .

Nicht nur am Tag, dem herben,
Der ihrer Augen Lider
Zudrückt, Geliebte sterben
Dem Herzen immer wieder.

Wenn nun der Lenz erglommen,
Des Leides Wunde heilte,
Was kann die Freude frommen!
Nun starb erst, der sie teilte.

Dem Du mit heißen Qualen
Gefolgt zum Friedhofsschatten,
Du wirst ihn noch dermalen
Auch Deiner Lust bestatten.

Legst neuen Glückes Scherben
Am alten Hügel nieder;
Verlor'ne Lieben sterben
Dem Herzen immer wieder.

Albert Braselmann.

Mein Reich.

Ich bin von königlichem Stamme,
Ich bin mir Gott und Mensch zugleich —
Ich trage Rosen statt dem Lamme —
Mein Reich die Welt, die Kunst mein Reich.

Dort schlag ich täglich tausend Feuer
Mit rascher Hand aus rauhem Stein,
Dort singt allabendlich ein scheuer
Traumvogel meine Seele ein.

Mit meinen weißen, weichen Händen
Pflück' Rosen ich vom Strauch zur Nacht,
Sie meinem König froh zu spenden,
Wenn mir die Gunst der Liebe lacht.

Ich bin von königlichem Stamme,
Ich bin mir Gott und Mensch zugleich!
Ich trage Rosen statt dem Lamme —
Mein Reich die Welt, die Kunst mein Reich.

Maja Matthe[illegible].

Die Erbgräfin.

Erzählung von Georg Bormann.

(Fortsetzung.)

Am Horizont erglomm in langhingezogenen Streifen das erste Frührot; höher am Himmel lagerten noch die grauen Schleier der Nacht, da stand schon die Erbgräfin in ihrem Zimmer an demselben Fenster, an dem sie in jener Nacht gestanden hatte, die ihr jenes irreführende Traumbild gebracht. Irreführend? — Ja, aus ihrem eigenen verworrenen Innern war es emporgestiegen.

Das erschütternde Ereignis der letzten Wochen, von dem sich ihre Gedanken nicht losreißen konnten, lag in seinen Ursachen und Folgen klar vor ihren Augen; sie brauchte ja nur die Mitteilung der Alten, den Bericht des Försters und die Spanne Zeit in Erwägung zu ziehen, in der sich alles zugetragen. Sie strich sich nicht weg aus diesem Drama. Nein, um alles in der Welt nicht! Klar wollte sie sehen, wahr wollte sie sein, und wenn sie daran zu Grunde ginge. Ihre ganze tapfere, stolze Natur schrie nach Wahrheit. Und dabei kam sie über zweierlei nicht hinaus: Sie war strafbar geworden, als sie damals vor dem Bilde in überwallender Stimmung sich zu ihm gebeugt hatte; sie war ebenso strafbar dafür, daß sie, einer unbegreiflichen Verwirrung und vielleicht Laune folgend, auf dem Schloßberg sich von ihm wandte, als ob sie ihn nie gekannt. Wohl kroch auch eine niedrige Stimme an sie heran und zischelte: Was machst Du Dir für Gedanken? Das ist ja nichts; das bedeutet ja nichts. Was geht Dich dieser willkürliche Zusammenhang von Ereignissen an, an dessen Ende zufällig der Tod eines Menschen steht. So aber konnte die Stimme nur einmal sprechen; der ganze Ernst der Erbgräfin erhob sich gegen sie und erstickte sie für immer. Sie wußte, niemals wurde sie an die weinende Marie, niemals an die alte Mutter, nie an das stille Gesicht des Toten denken können ohne Schuldgefühl. Ob sie schuldig war oder nicht, darüber konnte nur sie befinden, niemand sonst. Und Schuld verlangte Sühne, und sie wollte sühnen.

Wenn sie das schreckliche Ende hätte ahnen können, als die erste Bekanntschaft mit ihm und seinem inneren Dasein so rein, so beglückend anhob! Nein, das wollte sie sich auch jetzt nicht als Schuld anrechnen: Sie hatte mit leuchtenden Augen in jene fremde, schöne Welt gesehen, die er ihr aufgethan. Ihre Schuld hatte erst da begonnen, wo sie ihm ihr Herz schenkte. Ja, jetzt da er tot war, gestand sie sich's. — Sie hatte ihre Empfindungen nicht gezügelt, da sie ihr rein erschienen. Dadurch hatte sie aber in schon bestehende Beziehungen eingegriffen, die ihr recht gut bewußt waren. Und als ihr das in einem verhängnisvollen Augenblick zu schärfster Erkenntnis gekommen — da hatte sie das Unheil erst recht herbeigezogen.

Wie die Erbgräfin so stand, war die Sonne immer höher gestiegen, und die geliebte Landschaft zu ihren Füßen trat aus den grauen Schleiern ihr entgegen wie das Antlitz einer geliebten Freundin. „Nimm mich hin und behalte mich," sprach sie leise und ihre Thränen strömten; „nimm mich hin, und verlaß mich nicht, wie ich Dich nicht verlasse. Nur so kann ich wieder Frieden finden für meine Seele!"

Dann dachte sie an den Preis, mit dem sie diesen Entschluß bezahlen mußte. „Sühne," antwortete sie dumpf, „Sühne!" Aber sie glaubte auch zu wissen, daß, wenn sie dem Grafen nun ihre Hand reichte, aus dem eben geschlossenen Grabe für Tausende dort unten Segen entsprießen konnte. Sie glaubte zu wissen, daß, wie sie jetzt hier stand, sie eine Bedeutung für die Zukunft dieses geliebten Bodens haben werde, ja, daß sie nun dazu bestimmt sei, dies eine und nur dies eine noch zu erfüllen. Und an der Schwere der

Opfergabe erkannte sie die Wahrhaftigkeit dessen, was sie jetzt bewegte und, trotz allen Schmerzes, doch auch wieder emporhob.

Noch an demselben Vormittag trat sie in das Kabinett des Reichsgrafen und teilte ihm mit, sie habe sich entschlossen, die Werbung des Grafen Ebersberg-Seeheim anzunehmen.

* * *

In der Barbierstube des Herrn Hawlitzki am Markt in Ebersbach war Feierabend; auch Karl, der Gehilfe, war schon fort, nachdem er alles für den morgenden Tag vorbereitet. Herr Hawlitzki steckte noch mal den Kopf zum Fenster hinaus. Ebersbach war schon schlafen gegangen, nur ein paar Fenster auf dem Schloß sahen noch in die Nacht hinaus; unten hörte man keinen Fuß mehr auf der leeren Gasse schallen. Nun machte es sich Herr Hawlitzki bequem, zog sich Schlafrock und Pantoffeln an und wollte sich eben aus der Barbierstube in das danebenliegende behagliche Wohnzimmer zurückziehen, als er noch jemand das Haus betreten hörte. Unwillig wandte er sich zur Thür. Da öffnete sie sich schon, und das hübsche, aber auch jetzt ängstliche Gesicht der Ursel Grizonka erschien in dem Lichte der Hängelampe. Der Barbier stand mitten in der Stube; seine Miene hatte sich, als er seinen späten Besuch erkannte, sofort aufgehellt. „Komm nur herein, Ursel," sagte er freundlich und führte seinen Besuch in das Wohnzimmer. „Hast Du Zahnschmerz oder Reißen, daß Du noch so spät kommst?"

„Ach, wenn's nur das wär'!" antwortete die Botenfrau, und ihre Augen liefen rings in der Stube umher, „es ist des Kerls, des Praszka wegen."

Der Barbier horchte auf: „Des Praszka wegen? Ja, ja, Du warst auch mit in die Sache hineingekommen. Sag' mal, wie ist das denn eigentlich gewesen?"

„Ach," klagte die Grizonka, „was hab' ich schon für Angst um den liederlichen Kerl ausgestanden! Stirbt da die alte Fritschen, die bei mir im Hause wohnt, und wird begraben. Der Müller, dem's Haus gehört, sagt zu mir, wenn ich jemand wüßte, der die Stube haben wolle, sollt' ich's ihm sagen. Aber es kommt keiner. Da ist der Praszka mit einmal da und sagt: ‚Du, ich möcht' mal 'ne warme Stube haben und ordentlich ausschlafen. Die Nächte werden schon kalt, und ich hab' jetzt kein gutes Logis.' Ich sag' nur: ‚Geh' hin, wo Du willst; ich hab' keinen Platz für Dich.' Da lacht er und spricht ‚Gans, die Alte ist doch gestorben. Heiz' die Stube und mach' ein Bett; heut abend bin ich da. Aber wann Du nicht das Maul hälst — Du weißt schon!' Was wollt' ich machen, wenn ich schon wußt', es würd' ein Unglück geben.

Und richtig, gerad' wie er in's Haus kommt, gehen drei aus der Glashütten vorbei und rufen hinter ihm her. ‚Du', sag' ich, ‚die verdienen sich auch gern 'nen Groschen!' ‚Laß nur,' sagt' er, ‚die kennen mich!' Aber, es war noch gar nicht so lange, da waren die Grünen auch schon da. Und Du mein Gott, da hat's das Unglück mit dem Herrn Wittig gegeben, und auch noch nach dem Hof hinaus hat er geschossen; aber er war richtig auf und davon. Mich aber haben's auch festgenommen, und ich hab' viel Angst deswegen ausgestanden."

„Na ja," sagte der Barbier scheinbar beruhigend, aber im Grunde nur aushorchend, „na ja, sie haben Dir doch nix beweisen können und haben Dich doch wieder laufen lassen müssen."

„Ja," antwortete die Grizonka und sah ihn offenherzig an, „ich hab' auch nix mit ihm gehabt, nix als Angst und Not hat er mir wieder ins Haus gebracht, seitdem er den Fuß hergesetzt hat. Und ich hab' auch kein' Ruh eher, als bis der Kerl fortgeschafft ist."

„Fortgeschafft?" fragte der Barbier und horchte. „Ach so, nu wird's ihm wohl zu heiß, weil er auch noch den Herrn Wittig erschossen hat."

Die Botenfrau nickte eifrig und holte ein zerknittertes, schmutziges Papier aus der Tasche. „Hier," sagte sie, „das hat mir heut der Besen Franz aus Proklitz gebracht; ich soll's Euch geben."

Während der Barbier aufmerksam das auf dem Zettel Geschriebene entzifferte, beobachtete die Grizonka erwartungsvoll seine immer lächelnde Miene, als hinge von seinem Ausspruch Tod oder Leben für sie ab.

Endlich schien sich Hawlitzki über den Inhalt des Papiers klar zu sein und kratzte sich bedenklich hinter die Ohren. „Ich soll dem Praszka falsche Papiere verschaffen, damit er fort kann, er will nach Amerika."

Die Botenfrau nickte. „Nu," sagte sie, „Ihr könnt' es doch." Der Barbier hatte nämlich neben seinem Hauptberuf noch eine große Praxis für die Herstellung allerlei schwierigen Schriftwerks, Eingaben, Reklamationen bei den Behörden und dergleichen.

Er machte eine abwehrende Handbewegung: „Die Sache ist mir zu kitzlich, zu kitzlich; damit lasse ich mich nicht ein."

Die Grizonka wurde ganz blaß. Sie fing an zu weinen: „Ach Du mein Gott, dann ist's mit mir aus; der schießt mir auch 'ne Kugel vor'n Kopf."

Der Barbier beobachtete sie von der Seite. Er war so verliebt wie immer in sie, aber er hatte ihrem Verkehr mit Praszka mißtraut. Er ahnte jetzt, daß sein Verdacht unbegründet sei und lenkte ein: „Willst Du ihn denn wirklich los sein? Hast' denn nie was mit ihm gehabt?"

„Ich mit dem?" rief die Grizonka bitterböse. „Ich sagt's Euch ja, ich renn' vor ihm wie vor meinem Unglück; er ist ja aber immer hinter mir her. Schafft ihn mir vom Halse!"

Hawlitzki sah, daß sie ihn nicht betrog, und mit der Liebe erwachte jetzt die Eifersucht in ihm. Er rückte dem Mädchen ganz nah und flüsterte: „Und wenn ich ihn Dir nu fortschaffte, Du" — er stieß sie mit dem Ellenbogen, — „würd'st Du mir dann gut sein?"

Das Mädchen wußte nicht, wie diese Worte gemeint waren, und da sie es nicht wußte, drückte sie die Schürze nach wie vor gegen die Augen, ohne zu antworten. Hinter derselben aber überlegte sie schon, wie sie es machen könnte, um ihn besser zum Reden zu bringen. Seine Liebesleidenschaft aber kam ihren Wünschen zuvor.

Wieder ein Stoß mit dem Ellbogen: „Sieh' Dich doch um, Ursel, die ganze, eingerichtete Wirtschaft — sei doch nicht dumm!"

I bewahre, sie war auch nicht dumm. Sie hätte laut aufschreien mögen in freudiger Überraschung. Also ehrliche Absichten! So deutlich war er noch nie mit der Sprache herausgerückt. Instinktiv fühlte sie, die Eifersucht auf Praszka war mit im Spiele. Und immer noch die Schürze vor ihren schwarzen Zigeuneraugen, fing sie mit einem Male wieder laut zu heulen an: „'s mag schon sein, 's mag schon sein; aber erst schafft mir den Praszka vom Hals, dann wollen wir drüber reden. So arm, wie Ihr denkt, bin ich auch nicht!"

Der Barbier klopfte und streichelte sie: „Sei gut, Ursel, sei gut; den Kerl schaff' ich uns vom Hals!"

Jetzt hielt es die Grizonka an der Zeit, die Schürze wieder außer Gebrauch zu setzen. „Wie wollt' Ihr's machen, Bader?" fragte sie lauernd. Das runde Gesicht des Barbiers lachte boshaft: „Laß mich nur machen, laß mich nur machen, ich hab's schon."

„Wie denn?" fragte sie dringend.

„Ich wer' ihm schon forthelfen," erwiderte er ausweichend. „Aber er muß selbst kommen. Heut ist Montag. Am Freitag soll er kommen."

Sie waren aufgestanden, und die Grizonka sah den Barbier fragend und nach Verständnis suchend, an.

Er stieß sie liebkosend an: „Ich muß doch alles mit ihm selbst bereden," erklärte er ernsthaft. „Du sagst ihm also: In drei Tagen soll er kommen, Freitag abend; dann soll er alles haben, was er braucht." —

An dem bestimmten Abend schloß der Barbier wie gewöhnlich um zehn Thür und Fenster. Der Gehilfe hatte sich, auf seines Lehrherrn Anweisung, nur halb entkleidet auf sein Bett gelegt, so daß er in jedem Augenblick zu errufen war. Hawlitzki selbst hatte es sich heut auch nicht so bequem wie sonst gemacht. Er stand in seiner gewöhnlichen Joppe, in der er die Kunden zu bedienen pflegte, noch an einem Tisch in der Ecke und beschäftigte sich mit zwei Flaschen, die anscheinend Branntwein enthielten. Bald roch er daran, bald hielt er sie gegen das Licht der Hängelampe, bald schüttelte er sie noch einmal. Endlich schien er mit seiner Prüfung zufrieden zu sein, schloß die eine in einen Wandschrank der Barbierstube und trug die andere in das Nebenzimmer. Als er zurückkam, setzte er sich auf das Sofa in der Ecke des Ladens, vor dem ein Tisch stand mit dem Provinzialblatt für die wartenden Kunden.

Heute wartete Hawlitzki selbst und mit mehr klopfendem Herzen als jemals einer der Kunden, die hier gesessen und einer mißlichen Zahnoperation entgegengesehen hatten. Er wartete, es schlug langsam elf von dem Turm der Johanniskirche. Von Zeit zu Zeit trieb ein Windstoß einen feinen Regen gegen die Laden; selbst der Wächter, der eben noch seinen Rundgang gemacht, hatte sich jetzt eine schützende Ecke gesucht. Wieder ein lang nachzitternder Glockenschlag — ein viertel auf zwölf! Hawlitzki wurde unruhig; er konnte nicht mehr sitzen bleiben. Da — hatte es nicht am Laden gepocht? Hawlitzki raffte sich zusammen; jetzt galt's Komödie spielen. Wenn er nur einen Augenblick aus der Rolle fiel, konnte ihn der Teufel holen. Es klopfte stärker. Der Barbier schlug den Kragen der Joppe hoch, als habe er eben das Notdürftigste angelegt, öffnete das Fenster

und fragte unwillig hinaus, wer denn noch bei so später Stunde da sei.

Und von draußen kam eine rauhe Stimme: „Nu, Franz, ich bin's, Du kennst mich ja. Öffne doch, der Wächter kann gleich wieder kommen.“

Aber scheinbar ärgerlich rief der Barbier zurück: „Ach, scheer Dich zum Kuckuck, ich will nichts mit Dir zu thun haben; ich habe mir die Sache anders überlegt.“

„Öffne doch,“ ertönte wieder bittend die Stimme Praszka's. „Wir können ja drinnen miteinander reden; ich habe Dir auch was mitgebracht.“

Jetzt bequemte sich Hawlitzki brummend und scheltend die Thüre zu öffnen, während Praszka unter die Bank vor dem Hause griff und schnell etwas über die Schwelle in den Flur zog. Als der Barbier die Thür wieder verschlossen und verriegelt hatte, kamen aus einem Sack ein Reh und die Hälfte eines solchen zum Vorschein. Die andere Hälfte war unten bei der Grizonka geblieben.

Der Barbier that, als achtete er nicht darauf, und beide Männer betraten die Stube. Praszka hatte sich auffällig verändert. Man sah die Spuren seiner unregelmäßigen, unsteten Lebensweise in seinen hohlen Augen und eingefallenen Zügen, Haar und Bart waren verwildert, die Kleidung schien durch die Witterung und den andauernden Aufenthalt im Freien stark mitgenommen. Ehe er auf dem Sofa Platz nahm, warf er einen spähenden Blick durch den Raum, ja seine Sinne waren auf das unbedeutenste Geräusch draußen und in der Nebenstube gespannt. Er fühlte sich keineswegs sicher und vergaß nicht, seine Büchse, die, als er den Mantel abgeworfen, zum Vorschein kam, neben sich an den Tisch zu stellen.

Nach einer Weile fing die angenehme Wärme des Zimmers an, ihn zu beleben, und er begann von seiner Angelegenheit zu reden. Der Barbier beschränkte sich darauf, ihm zuzuhören, wie er seinen Plan, zu einem Seeplatz zu gelangen, entwickelte, verhielt sich aber nicht mehr ablehnend, ihm die nötigen Papiere zu verschaffen und gewann das Zutrauen des Wilderers noch mehr durch die Mitteilung, daß der Förster Jahn seinen, des Barbiers Bruder, auch unglücklich gemacht habe, daß er nun „sitzen“ müsse.

So redeten sie hin und her, oft ganz Nebensächliches. Bei Praszka kam trotz seines Zustandes und der Verzweiflung, die hin und wieder durchbrach, doch immer die alte Ruhmredigkeit zum Vorschein. Es schlug zwölf, es schlug eins, der Wächter hatte schon wieder seinen Rundgang beendet, da schickte sich endlich Praszka zum Aufbruch an; es schien ihm schwer, sich von dem warmen, erleuchteten Raume zu trennen. Als noch einmal verabredet war, daß Hawlitzki in den nächsten Tagen durch die Grizonka Bescheid geben lassen wolle, warf der Barbier hin: „Na, noch 'ne Cigarre mit auf den Weg?“

Praszka blieb stehen: „Ja, gieb her, Franz, ich hab' lange nicht geraucht.“

Der Barbier öffnete einen Wandschrank, woraus, wie Praszka wußte, auch die Kunden bedient wurden. Neben einer Anzahl Cigarrenkisten stand eine Flasche mit ein paar Gläsern. Hawlitzki kramte längere Zeit unter den Kisten herum, so daß der Gast Muße hatte, den Inhalt des Spindes zu übersehen: „Hast Du denn einen Schnaps?“ fragte er begehrlich, „die Nacht ist heut infam kalt.“

„Nicht den,“ antwortete der Barbier verächtlich, „der ist bloß für die Kunden. Da drin“ — er zeigte nach dem Wohnzimmer — „hab' ich was Besseres.“

Sofort regte sich das Mißtrauen bei dem Wilderer: „Laß nur, der ist mir gerade recht, den kenn' ich schon.“

„Wie Du willst,“ erwiderte der Barbier in gleichgültigem Tone, „aber setz' Dich doch noch den Augenblick.“ Er schenkte ein ansehnliches Branntweinglas voll und stellte es neben eine halbgeleerte Cigarrenkiste auf den Tisch. „Steck Dir noch ein paar ein,“ sagte er anscheinend gutmütig.

Praszka folgte der Aufforderung, zündete sich eine Cigarre an und stürzte den Branntwein hinunter. Das schien ihm gut zu thun; er legte die Arme behaglich auf den Tisch und prahlte, er habe in den letzten Monaten allein zwanzig Hirsche geschossen. Dann aber wurden die Worte immer langsamer, und mit einem Male fiel er wie todmüde mit dem Kopfe auf die untergelegten Arme. Der in dem Branntwein enthaltene Schlaftrunk hatte seine Schuldigkeit gethan.

„Mach dir's doch bequemer,“ sagte Hawlitzki hinzutretend und schob den schon Bewußtlosen in das Sofa hinein. Dann eilte er zu dem Gehilfen hinaus und weckte ihn: „Karl, schnell! Lauf, was Du laufen kannst, zum Amtsvorsteher 'nüber; sie warten schon. Du weißt ja Bescheid. Aber sage, sie möchten sich beeilen.“

nde sonst für nichts." Das rief der Barbier ch mit vor Aufregung zitternder Stimme dem vonstürmenden Gehilfen nach; dann zog er sich bst, Praszka's Büchse an sich nehmend, in die hlafkammer zurück, deren Ausgangsthür er halb- öffnet ließ, um von hier aus den anscheinend tief chlafenden zu beobachten. Das Herz schlug ihm ch bis zum Halse. Wenn nur alles glatt abging!

Die Minuten dehnten sich dem Wartenden r Ewigkeit. Endlich hörte er draußen Schritte, : Flurthür öffnete sich, und auf den Fliesen ang das leise Aufstoßen eines Säbels. Dem arbier fiel eine Centnerlast vom Herzen. Er ß die Kammerthür auf: „Hier herein!"

Im nächsten Augenblick traten in die Barbier- ube der Gendarm und zwei bewaffnete Forst- amte. Hawlitzki deutete schweigend nach dem ofa. „Den Tisch fort!" befahl der Gendarm. m Nu war das hinderliche Möbel leise erfaßt d fortgehoben. Der Beamte legte dem noch mer Unbeweglichen Fesseln um Hände und Füße. Dann rüttelte er ihn stark und rief ihm kräftig zu: „Nun, Praszka, es ist Zeit; Ihr habt genug geschlafen!"

Der so unsanft Ermunterte schlug die Augen auf, und obwohl ihm noch dumpf im Kopf sein mochte, übersah er doch sofort die Situation. Er sprach kein Wort, sondern ließ die Augen nur finster von einem zum anderen schweifen.

„Praszka, Ihr seht, es nutzt Euch nichts mehr. Wollt Ihr gutwillig folgen, dann nehme ich Euch die Fußfesseln ab."

Der Gebundene, der mit seinen hohlen Augen, mit seinem jetzt noch verwirrteren Haar und Bart bemitleidenswert aussah, nickte stumm vor sich hin.

Der Gendarm entledigte ihn der Fesseln an den Füßen, so daß er aufstehen konnte: „Ihr seid wohl böse auf Hawlitzki?" fragte der Beamte. Der Wilderer streifte den Barbier mit einem verächtlichen Blick. „Das Weib, das Weib!" knirschte er. Dann ließ er sich ohne Widerstand abführen.

(Fortsetzung folgt.)

Ahnung.

eht die Sonne meines Glücks zur Rüste?
unkler schon wird meines Lebens Küste —
ingt mir's nicht wie fernes Stürmegrollen
d wie nahendes Gewitterrollen?

Ach, wie war ich selig und geborgen!
Schöner lachte jeder neue Morgen,
Und ein tiefempfundenes Entzücken
Durfte mich zu Götterhöh'n entrücken!

Willst Du, Sonne, wirklich mir versinken,
In der Schmerzen Meeresflut ertrinken? . . .
Dunkel überschleicht des Lebens Küste,
Und mit Dir geht all' mein Glück zur Rüste

Alexander Pache.

Frühling.

Nun prangt die Welt im Feierkleid —
Mit Blüten rot und blau
Hat sich Ihr grün' Gewand bestreut
Natur, die liebe Frau.

Maikäferlein fliegt durch den Tann
Und surrt ein fröhlich' Lied,
Weil Mutter Erde's Bräutigam,
Der Lenz, die Welt durchzieht.

Zaunkönig jubelt laut am Hang
In Blüten steht sein Reich —
„Gestrenge Herrn regier'n nicht lang
Ich sagt' es ja doch gleich."

Die Bäume staunen rings im Kreis
Ob all der Herrlichkeit,
Indeß auf ihre Häupter leis
Ein Schwall von Blüten schneit. . .

Heinrich Becker.

Am Fenster.

Aus dem stillen Dämmer meines Zimmers
Sucht mein Blick den tiefgefärbten Himmel,
Froh des rosenroten Abendschimmers
Auf der Wolken flockigem Gewimmel.
Aber mählich fließen blaue Tinten,
Daß die Wolken violett erscheinen,
Und nur noch die höchsten Ränder hinten
Letzten Widerschein in sich vereinen.

Und schon seh' ich im Gezweig der Rüstern
Wie im Netz die schmale Sichel hängen,
Nicht das gelbe Faungesicht, das lüstern
Boshaft schielt nach dunklen Laubengängen.
Noch sind keine Sterne angezündet.
Durch die Stille nur Geläut der Glocken,
Das dem Müden Feierabend kündet. —
Tiefe Stimmen, die die Seele locken.

Richard Scharf.

Berliner Theater.

Von Karl Emil Franzos.

III.

Hermann Sudermanns Drama „Es lebe das Leben“ ist von der Berliner Kritik — so weit ich es verfolgen konnte, von der Kritik überhaupt — nicht eben zart angefaßt worden. Einige haben es gelobt, Mehrere kühl behandelt, Viele arg mißhandelt. Das Publikum hat sich nicht viel daran gekehrt und füllt hier wie anderwärts das Theater, so oft das Stück angesetzt wird. Wer hat da nun Recht, das Publikum oder die Kritik? Es liegt nahe, diese Frage zu stellen, aber gar so berechtigt, wie es dem flüchtigen Blick scheinen möchte, wäre sie nicht. Gute Theaterstücke, in denen der Zuhörer durch läßliche Mittel amüsiert oder gespannt wird, sind eine gesuchte Ware; wo das Publikum sie findet, da kauft es sie gerne, ohne sich über die litterarische Bedeutung Sorgen zu machen. Die Kritik aber hat sich ein Drama auf seinen dichterischen Wert hin mindestens ebenso scharf anzusehen, wie auf die Theaterwirkung. Beide Teile können also sehr wohl im Recht sein, jeder von seinem Standpunkt. Sehen wir nun zu, ob dies hier zutrifft, ob Sudermann hier wirklich nur eben ein wirksames Stück geboten hat, das aber, auf seinen litterarischen Wert geprüft, die saftigen Höflichkeiten verdient, die ein großer Teil der Kritik dem Autor aus diesem Anlaß gespendet hat. Natürlich wollen wir, was besagte Höflichkeiten betrifft, nur darnach fragen, ob ihr Inhalt berechtigt war, nicht ihre Form. Die Form war es keinesfalls. Ländlich, sittlich — oder ländlich, schändlich — aber es wäre wirklich ein Fortschritt, wenn der Theater-Kritiker dem Dichter gegenüber dasselbe Maß der Höflichkeit einhalten würde, wie etwa gegen den Droschkenkutscher, der ihn zum Theater bringt.

Was mich betrifft, so gestehe ich von vornherein: auch ich habe meine großen Bedenken und Einwendungen, aber die Herren scheinen mir das Kind mit dem Bade ausgeschüttet zu haben. Bestimmte Fehler, die bei Sudermann oft wiederkehren, eine gewisse Übertriebenheit und Verstiegenheit der Ausdrucksweise, das „os magna sonaturum“, das bei näherem Besehen gar nicht so viel Welterschütterndes vorbringt, ist auch hier zu finden, und der eine oder andere Charakter ist der Wirkung zur Liebe ins Grelle und Inkonsequente gezogen. Aber dem stehen große Vorzüge gegenüber. Der Konflikt ist ein tiefgreifender und wird so korrekt und restlos gelöst, wie in wenigen modernen Dramen; die Grundidee ist eine streng ethische, das Kolorit ein wahrhaft und nicht bloß scheinbar modernes; das Werk interessiert von der ersten bis zur letzten Scene. Zudem ist es ein technisch musterhaft aufgebautes Stück, und diese Technik ist bei aller Geschicklichkeit doch keine bloß äußerliche Mache; es ist die Technik eines künstlerisch empfindenden Schriftstellers und nicht eines der Stückefabrikanten, mit denen Sudermann von seinen Gegnern so gern in einem Atemzuge genannt wird. Einen Vorwurf gegen das Stück, den ich sehr oft gehört und gelesen habe, halte ich sogar für völlig ungerecht. Es sei gar kein Drama, sagt man, es sei ein „dramatisierter Roman“. Begründet wird dies dann scheinbar plausibel durch eine, ab und zu nicht ganz tendenzlose Wiedergabe des gesamten Inhalts. Verzichtet man aber auf derlei Tendenzstückchen — und das muß man ja wohl, wenn man ehrlich sein will, — und faßt das Stück Akt für Akt, wie es der Dichter aufgebaut hat, ins Auge, so wird man erkennen, daß es ein richtiges Drama ist. Freilich, auch die oben angedeuteten Mängel des Werkes werden uns dabei deutlich klar werden. Und so scheint mir der Weg, den ich im Folgenden einschlage, die Betrachtung der einzelnen Akte, derjenige, der uns am sichersten zu einem gerechten Gesamt-Urteil führt.

Erster Akt. Der Graf Michael von Kellinghausen, ein ostpreußischer Magnat, hat zu Gunsten seines Freundes, Baron Richard von Völkerlingk, auf sein Reichstags-Mandat verzichtet und es ihm durch die größte persönliche Bemühung thatsächlich gegen die Sozialdemokratie erkämpft. Der gutmütige, beschränkte aber ehrenhafte Mann glaubt es aus dem doppelten Grunde gethan zu haben, um sich ungestört seinen Pferden widmen zu können, sowie aus Eifer für die konservative Partei; sein Freund erscheint ihm eben in demselben Grade als ein bedeutender Mensch, wie er sich selber unbedeutend vorkommt. In Wahrheit ist er auch darin ein Werkzeug des Willens seiner Frau, der Gräfin Beate. Sie hat ihm in langsamer

Kammerarbeit sein Mandat verleidet, sie den Gedanken aufgebracht, Völkerlingk auf seinen Platz im Reichstag zu setzen, denn die nun Vierzigjährige liebt Völkerlingk, der an eine böse und oberflächliche Frau geschmiedet ist, noch immer mit derselben Glut und Leidenschaft wie vor fünfzehn Jahren, da sie seine Geliebte wurde. Drei Jahre war sie es mit Leib und Seele, dann kam Völkerlingk auf den Gedanken, daß es eine Schuftigkeit sei, den Freund so zu betrügen, und seither gehört nicht mehr ihr Leib, wohl aber noch immer ihr Geist, ihr Gemüt, all ihre Willenskraft dem angebeteten Manne. Ihm zu Liebe ist sie die eigentliche Erzieherin seines Sohnes Norbert, den sie ihrer Tochter Edith zum Gatten bestimmt hat; ihm zu Liebe wie aus Überzeugung suggeriert sie, die „Egeria" der konservativen Partei, „an deren Tische entre poire et fromage die Geschicke mancher Gesetzesvorlage besiegelt worden sind", den Mitgliedern der Partei ihre Anschauung von Völkerlingks Bedeutung, ihm zu Liebe weiß sie seinen Bruder, den Staatssekretär, der ihm entfremdet ist, wieder für ihn zu gewinnen, und, wie gesagt, ihm zu Liebe hat „unser lieber, froher, guter Michael", wie sie ihren Mann nennt, zum Reichstag hinaus und in die unbehagliche Wahl-Campagne hinein müssen. Denn aus eigener Kraft hätte Völkerlingk ein Mandat nicht ersiegt; er ist früher bei wiederholten Kandidaturen durchgefallen. „Ich habe Dich," sagt sie dem Geliebten zur Begründung ihrer Handlungsweise, „nicht länger leiden sehen können an dem Brachliegen Deiner Hoffnungen und Kräfte." Mit dieser Enthüllung — denn Völkerlingk hat bisher nicht gewußt, daß er ihr auch dies zu danken habe — und der Nachricht von seinem Wahlsieg schließt der erste Akt.

Man sieht, der Stoff ist mitten aus dem Leben unserer Zeit gegriffen und äußerlich interessant genug. Füge ich noch bei, daß schon in diesem Akt alle wichtigeren Gestalten — nur Michael ausgenommen — und namentlich auch das Milieu lebensvoll vor uns hingestellt sind, daß wir die ganze Vorgeschichte mit meisterhafter Leichtigkeit und Ungezwungenheit mitgeteilt erhalten, so wird mir jeder Leser glauben: Ja, äußerlich interessant und eine gute Exposition wird der Akt wohl sein. Aber ebenso wird ihm das Folgende ohne Weiteres klar sein: ob die Geschichte innerlich interessant ist, hängt natürlich einzig von der Charakterzeichnung der beiden Hauptgestalten ab. Hat sie der Dichter nicht tief und eigentümlich angelegt, so gehen sie uns blutwenig an; was sie thun, ist ja im Kern feig und ignobel; es kommt eben nur auf ihre Beweggründe und ihre Auffassung an.

Es wird niemand verwundern, wenn ich nun sage, daß dem Dichter die Aufgabe, unsere Anteilnahme für die beiden Gestalten zu erwecken, bezüglich der Heldin besser geglückt ist, als bezüglich des Helden. Denn das war von vornherein leichter und liegt diesem Dichter zudem weit besser. Sudermann läßt die Gräfin Beate eine Art Überweib sein — mit einem ungeheuren Fonds von Lebensfreude und Leidenschaft, einem unbegrenzten Drang, ihrer Individualität gemäß zu handeln, aber auch mit sehr viel Güte, Liebenswürdigkeit und Geist ausgestattet. Ehrlich gesagt, von diesem Geist, für den Alle auf der Bühne schwärmen, ist eigentlich im Zuschauerraum nicht allzu viel zu verspüren, aber immerhin genug, daß wir auch dies glauben wollen. Ja, wiederhole ich, für geistreich können wir Beate bei gutem Willen halten, und die Art, wie Sudermann das ungestüme Temperament der noch immer, trotz ihrer Jahre und ihrer Krankheit — sie leidet an einem Herzübel — innerlich glühenden Natur malt, ist sogar überzeugend. Aber ganz klar sind wir uns von vornherein über die Gestalt nicht. Dieses Übermaß an Individualismus, dieser Trotz gegen alle Konvention, und dabei doch die „Egeria" der *konservativen* Partei, die deren Haltung mitbestimmt — hat sie die lex Heinze so zugespitzt, oder hat sie die Konservativen bis zum Äußersten an dem Zedlitzschen Schulgesetz-Entwurf festhalten lassen?! Und — was das Wichtigere ist — wie widerspruchsvoll ist das, was wir von ihrer Lebens-Auffassung erfahren! Sie ist Nazarenerin bis zum Fanatismus — „kein Erlösungsgedanke ist etwas wert, wenn nicht ein Kreuz dahinter steht" — und predigt gleichzeitig „Selbsterziehung zur Harmonie" und „Hellenenfreiheit"; sie ist die verkörperte Feinfühligkeit und bringt es dabei fertig, den Geliebten zu trösten: „Wer wird uns Mummelgreise fragen, was wir Anno Schnee für Thorheiten begangen haben?!" — seit zwölf Jahren leben sie ja wirklich nur noch als „Freunde" nebeneinander und das scheint ihr „Sühne" genug! All' die Gegensätze kann Niemand in sich vereinigen, selbst ein Überweib bringt das nicht fertig. Wie erklärt sich dieser Zwiespalt?!

Indeß, die Gestalt bleibt deshalb doch interessant, der Teilnahme wert. Anders der Baron. Ein Ausbund von Genialität, die Leuchte der konservativen Partei, auch schon einmal Abgeordneter gewesen — und nicht im Stande, sich aus eigener Kraft von *dieser* Partei ein sicheres Mandat zu erwirken! Und was er redet, macht nun gar stutzig.

Hier zwei Proben.

Die Entscheidung im Wahlkampf, sagt Völkerlingk, wird sein „Schicksal" sein. „Nicht mehr — nicht weniger — Schicksal!" Worauf Beate sehr vernünftig erwidert, selbst wenn er wieder durchgefallen sei, müsse er doch weiterleben. Da erwidert er: „O natürlich! Warum nicht? Geht alles . . . Ein indischer Büßer wurde einmal gefragt: „Warum lebst Du?" Und er antwortete: „Weil ich gestorben bin . . ."" Ich muß sagen, mehr Geist hätte ich von dem geistreichsten Mann der konservativen Partei doch erwartet. Ich gebe zu, es ist möglich, daß einmal ein indischer Büßer gelebt und auf eine solche Frage eine solche Antwort gegeben hat. Und verlangt man von mir

durchaus, daß ich mir etwas dabei denke, so bringe ich es vielleicht auch noch zu Stande. Gewiß aber ist, daß einmal ein ganz kluger Mann gelebt hat, der sagte: „Echter Geist ist kostbar, falscher billig. Denn falschen Geist entwickelt man schon, wenn man ein unsinniges Paradoxon aufstellt und es den Leuten überläßt, Tiefsinn hineinzugrübeln.“ Voltaire hieß dieser kluge Mann. Und vergegenwärtige ich mir die Situation, in der dieser Baron das Paradoxon zitiert, so muß ich an Voltaire mehr denken, als an den indischen Büßer. Völkerlingk ist zweimal durchgefallen und nicht daran gestorben; fällt er zum dritten Male durch, so wird er innerlich daran sterben und eben darum wird er weiter leben! Du lieber Gott, die Vernichtung all unserer Hoffnungen ist doch kein Hausmittelchen für eine ehrgeizige Natur, Methusalems Alter zu erleben!

Noch schlagender erweist eine andere Stelle der ersten großen Scene zwischen dem Baron Richard und Beate, wie wenig sich der Dichter hat angedeihen sein lassen, seinen Helden in unseren Augen geistig zu heben:

Richard .... Weißt Du, manchmal hab' ich Dich in Verdacht, daß Du meine Wiederwahl gar nicht mal so gerne sähest.

Beate (lachend.) Ach?

Richard. Und zwar, weil ich Dich ferner im Verdacht habe, daß Du in Deinem Innersten nicht mehr auf dem Boden der Partei stehst.

Beate. Ich, die „Egeria“ ... Eine altgewordene Parteinymphe, die innerlich ein Satyr ist? Kann man sich so viel Schenialigkeit vorstellen?

Richard. Eines kann ich mir vorstellen, daß es Dir Freude macht, über uns hinwegzusehen.

Beate. Uns? Nenne Dich nicht in einem Atem mit den andern. Du denkst an Pflichten, sie an Rechte. Weil Dir die Masse dienen soll, willst Du auch ihr dienen. Jene wollen nichts als herrschen.

Richard. Ach, was das belangt, herrschen wollen wir alle.

Beate. Es fragt sich nur, zu wessen Profit ...

Das Gespräch wendet sich nun einem anderen Thema zu; die Stelle ist also vollständig zitiert, um dem Leser eine Vergleichung seiner Ansicht mit der meinen zu ermöglichen. Und meine Ansicht ist: Das ist kein Genie, das ist ein beschränkter Mensch. Schon daß er, der mit Graf und Gräfin Kellinghausen in intimster Beziehung steht und beide seit anderthalb Jahrzehnten aufs Genaueste kennt, keine Ahnung davon hat, seine Kandidatur sei Beatens Werk, deutet gewiß nicht auf Scharfblick, sondern das Gegenteil. Und ebenso müßte ein geistig bedeutender, ja noch mehr, müßte ein nicht geradezu beschränkter Mensch wissen, auf welchem Standpunkt die Frau, mit der er seit fünfzehn Jahren politische Gespräche führt, eigentlich steht. Er weiß aber nicht mehr darüber, als der Zuschauer, der sie seit einer Viertelstunde kennt: Die Widersprüche in ihren Äußerungen machen ihn stutzig. Und als sie ihn mit einem Witzchen abfertigt, läßt er sich's genügen, und schränkt seine Vermutung dahin ein, die Freundin halte sich den Spitzen der konservativen Partei überlegen. Nun, ist Völkerlingk wirklich, wie uns der Dichter durch Beatens Mund versichert, noch der geistreichste Kopf unter ihnen, so fänden wir dieses Überlegenheits-Gefühl Beatens sehr begreiflich. Minder klar ist uns, daß der Baron erst aus Beatens Mund daran erinnert werden muß, wodurch er sich von den Andern unterscheidet; ja, er dies offenbar nicht recht versteht. Beate sagt ihm, er sei ein ethischer Politiker, der nicht an Rechte, sondern an Pflichten denke, also nicht bloß von Herrschsucht geleitet sei, worauf er, dem das offenbar zu hoch ist — denn wie ginge er sonst nicht mit einem Wort auf diesen Kernpunkt ein?! — schlicht meint, herrschen wolle auch er. Und wieder ist es erst Beate, die ihn auf den ihn adelnden Unterschied von den andern bringt: er will zum Profit der Gesamtheit herrschen. Kurz, was immer des Dichters Absicht war: durch seine geistigen Qualitäten imponiert uns sein Held gewiß nicht.

Und durch seine moralischen?! Darüber ist kaum ein Wort nötig. Wenn Völkerlingk sagt, er habe vor zwölf Jahren den Entschluß gefaßt, nicht länger als Schuft fortzuleben, und habe darum dem körperlichen Besitz der Geliebten entsagt, so wird es Niemand geben, der ihm widersprechen würde, wohl aber dürften sich selbst in unseren Tagen, wo Nietzsches halb oder falsch verstandenes Schlagwort vom „Jenseits von Gut und Böse“ so viele Köpfe und Gemüter verwirrt, einige finden, die meinen: Gar so edel ist die Beziehung der Beiden auch jetzt nicht, und die geplante Verheiratung ihrer Kinder hat einen unangenehmen Beigeschmack, obwohl Norbert und Edith zweifellos keine Blutsverwandten sind. Diese moralische Inferiorität seines Helden hat natürlich dem Dichter eingeleuchtet, und so läßt er ihn mindestens von Reue, von der Ahnung erfüllt sein, daß sich die Schuld sühnen werde. Auch ist es durchaus psychologisch richtig, daß ihn diese Ahnung in dem Augenblicke erfaßt, wo er nun durch Michaels Verzicht, durch Michaels Bemühung dessen Platz im Reichstag einnimmt, desselben Mannes, dessen häusliche Ehre er besudelt hat. Wenn einige Beurteiler gemeint haben, dieses starke Reuegefühl Richards, das dem Schluß des Akts die eigentümliche Farbe und Spannung giebt, sei wohl für das Stück notwendig, aber nicht dem Leben abgelauscht, im Leben werde Richard denken: was durch fünfzehn Jahre unentdeckt geblieben, werde es auch ferner bleiben, und diese Reue sei daher „Theater, nicht Leben,“ so ist der Dichter dagegen auf das Entschiedenste in Schutz zu nehmen. Nur ist dieses Gefühl der Reue und Ahnung eben nicht genügend, ihm unsere Teilnahme zu sichern. Der Mensch geht uns trotzdem sehr wenig an.

So der Eindruck, den uns Beate und Richard ...

Schluß des ersten Akts machen. Aber sehen wir nun zu, ob sich dieser Eindruck nicht im Folgenden wieder verwischt und in starke Teilnahme wandelt.

Zweiter Akt. Gesellschaft in Beatens Hause. Richards Ahnung hat sich erfüllt. Sein einstiger Privat-Sekretär, Meixner, ist zufällig vor zwölf Jahren hinter das Geheimnis seiner Beziehung zu Beate gekommen; der Mann ist nun Sozialdemokrat, Agitator für den Gegen-Kandidaten Richards, macht in einer Rede, weil er gerade Michael für den Baron eintreten sieht, sehr deutliche Anspielungen auf „den Freund, der, anstatt im eigenen Hause Wache zu halten, hier von Ort zu Ort zieht, um für den Hausfreund Stimmen zu werben", läßt die Rede drucken und versendet Exemplare der betreffenden Zeitung an die Häupter der Partei, sowie an die Beteiligten. Michael hat sie nicht gelesen, von Beatens Schreibtisch wird das Blatt, ehe sie es gelesen, von den Parteifreunden entfernt, aber die böse Baronin, die Gattin Richards, übergiebt es ihr; und Michael wieder erfährt es durch eine Äußerung aus Norberts Munde. Die Stunde der Sühne ist gekommen.

Schon oben habe ich Sudermanns Technik zu würdigen gesucht; es ist hauptsächlich im Hinblick auf diesen Akt geschehen, der an Geschicklichkeit, an Wirksamkeit, an sorglicher Ausnützung aller irgend mit der Situation verträglichen Effekte auch von keinem Stück des routiniertesten Franzosen überboten wird. Effektvoller konnte Beate die Schreckenskunde von Niemand erfahren, als von der betrogenen Frau, die sie tötlich haßt, und Michael von Niemand, als von dem Sohne des Ehebrechers, der sein eigener Schwiegersohn werden soll. Das ist Alles „starker Tobak", eine überaus grelle Geschichte, es steht hart an der Grenze des Sensationsstücks im unguten Sinn, aber es ist doch gut motiviert, geschmackvoll gemacht, und wird nur von denen nicht verziehen werden, die jedem Baum die Früchte vorschreiben wollen, die er tragen soll, und darum von Sudermann verlangen, daß er auf das verzichte, was er am besten kann, auf starke und grelle Scenen. Wer gerecht genug ist, dies einzusehen, wird auch diese Scenen nicht tadeln.

Das künstlerisch Wertvollste an dem Akt scheinen mir freilich nicht diese Scenen, sondern der Eingang: Die Charakteristik der konservativen Parteiführer. Wirksame politische Satire ist auf unserer heutigen Bühne eine „rara avis", und die hier ist wirksam. Und was das Beste ist: Auch hier Grelles, aber doch keine Karrikatur. Man höre folgendes Gespräch zwischen dem Parteiführer Baron Brachtmann, dem enfant terrible der Partei, Prinz Usingen, und einem Mitglied derselben, Herrn von Berkelwitz-Grünhof:

von Berkelwitz (sich umschauend.) Ja, ja, schön is es hier. Unsereins kann das nicht.

Brachtmann. Daß man Sie auch nie mehr im Reichstage gesehen hat, lieber Kollege.

von Berkelwitz. Was wollen Sie, meine Herren? Ich bin Landmann. Ich — e hab' zu thun . . . Und dann, sehn Se mal, ich habe det Jeld nich, hier gut zu leben. Gut leben muß der Mensch. — Ne, ne! — Und sehn Se mal — Donnerwetter! mir is der ville Wein so in'n Kopp jestiegen — — was wollt' ich doch gleich sagen? — Ja richtig! Sehn Se mal, ick habe vier Jungs . . . . Der eine steht bei de Rathenower Husaren — janz pikes Regiment, denn ick sehe zuerst immer uf de Konnexionen — aber Kostenpunkt — ei weh! . . . Der zweite schwimmt uf de Prinzeß Wilhelm so um de Philippinen rum. Das kost't nich viel — erst wenn er an Land is . . . . Der dritte soll Oberforstmeister werden, dient aber vorläufig erst bei de Feldjäger . . . . Der vierte is aktiv bei de Bonner Borussen — s' teierste Korps, wo man hat — aber Konnexionen — prima! Denn das is fürs menschliche Leben de Hauptsache . . . . Die Jungs soll mir der Staat natürlich alle mal ernähren, und zwar gut ernähren. Aber vorläufig kost't das eine Pinke-Pinke — ei weh! Wo soll ich das alles hernehmen? Ich sag' Ihnen, was der Oskar, der Feldjäger, allein für weiße Handschuh verputzt . .

Prinz (zu Brachtmann.) Und so entsteht bei uns die hohe Politik.

von Berkelwitz. Was sagten Sie, Durchlaucht?

Prinz. Nichts, nichts.

von Berkelwitz. Außerdem, wissen Se, ich esse sone Diners auch sehr jerne. Und kommen Sie mal zu mir, wenn Bockauktion is! Aber Gutswohnung und Stadtwohnung und Jagdschloß und Rennstall — ne, dazu langt's nich. — Na, glauben Sie denn, ich habe Grünhof schuldenfrei? — Die Tagelöhne, wissen Sie! Wenn schon der Sonnabend kommt! Und Bargeld is nich! . . . Na ja, reiche Heirat! — Die Jungs werden ja auch ihre Partien machen! Forsche Kerls! Beine, wissen Sie! . . . Aber zum Deiwel auch! Wozu sind wir denn der preußische Adel, wenn der Staat nich für uns sorgen soll? — Das frag' ich Sie, meine Herren!

Prinz (welcher die Bilder mustert, sich umwendend.) Das sollten Sie lieber im Reichstag Herrn Liebknecht oder Eugen Richter fragen. Das würde Sensation machen . . . Ein sehr tüchtiger Susternans!

von Berkelwitz. Ach was! Tüchtig sind wir alle.

Brachtmann (lächelnd.) Wir sorgen ja auch vorläufig selber für uns.

von Berkelwitz. Wieso? Wodurch? Was geschieht? Was haben wir Landleute erreicht? Ich meine: in baribus, in die Hand zu zählen. Erstens: Diäten jiebt's nich. Nich mal freies Büffet. Zweitens: schöne Reden halten kann jeder, und wenn's an's Handeln jeht, dann stecken wir die Hände einfach in die Taschen . . .

Prinz (welcher die Photographien auf dem Schreibtisch besieht) . . . Der anderen!

Gern soll zugegeben sein, daß ein anderer Schriftsteller jede andere Partei in derselben Art zeichnen könnte, ohne an Stoffmangel zu laborieren. Dann wäre seine Zeichnung unter dem Gesichtspunkte, der uns hier einzig interessiert, dem litterarischen, ebenso berechtigt und anerkennenswert, wie die Sudermanns.

Wie nun aber entwickeln sich in diesem zweiten Akt Held und Heldin? Werden sie uns nun verständlicher, kommen sie uns menschlich näher?

Bezüglich des Helden läßt sich die Frage nur mit einem bösen „aber“ bejahen: ja, er gefällt uns nun besser, aber — wir glauben es ihm nicht recht. Der Mann, den wir bisher als den Geführten, den innerlich Schwachen, den reuevollen kennen gelernt haben, hält nun plötzlich gegenüber dem drohenden Keulenschlag des Geschicks den Nacken etwas allzu steif. Wie der Dichter diesen Keulenschlag verkörpert, macht seiner Erfindungsgabe, wie seinem dramatischen Instinkt alle Ehre. Als Antwort auf die Enthüllung der sozialdemokratischen Presse beschließt die konservative Partei, den Neugewählten als ihren Redner bei der Beratung des Scheidungs-Paragraphen des Bürgerlichen Gesetzbuchs aufzustellen, „um den Herrschaften die wahrhaft sakramentale Bedeutung des Ehebündnisses zu Gemüte zu führen“. Das ist das Kühnste, aber auch das Klügste, was die Partei thun kann; schlagender kann sie nicht erweisen, daß sie an die Wahrheit der Enthüllung nicht glaubt. Und ebenso ist es das Klügste, freilich auch das Verwegenste, wenn Richard diese Mission übernimmt; er thut es denn auch, aber es überrascht uns.

Und Beate, das Überweib, das im ersten Akt der Meinung war, es sei schon Sühne genug, daß sie einander seit zwölf Jahren nur noch seelisch angehörten?! Sie benimmt sich in der Scene mit Leonie (diese Dame, welche „die christliche Liebe nur mit Arsenik bestreut reicht“, ist etwas grell, aber gut gezeichnet, und wenn ein großer Teil der Berliner Kritik anderer Meinung war, so ist dies wohl nur Schuld der Schauspielerin, welche die Rolle verdarb) — in dieser Scene also benimmt sie sich allerdings genau so, wie wir es von ihr voraussetzen: sie bleibt stolz und aufrecht und fordert das Zeitungsblatt, um es ihrem Gatten zu zeigen. Aber innerlich ist sie ganz und gar gebrochen, und — entmutigt nun den Geliebten. Man lese den Schluß dieses Akts:

Richard. Und gestatten Sie, daß ich mich gleich verabschiede, liebe Freundin.

Beate. Adieu, lieber Freund! (Während er sich auf ihre Hand niederbeugt, leise). Mir scheint, unsere Stunde hat geschlagen.

Richard (leise.) Noch nicht.

Beate (laut, in konventioneller Herzlichkeit.) Auf Wiedersehen — morgen — ja?

Man sieht, Mann und Weib haben gleichsam den Charakter getauscht.

Anders im dritten Akt. Da sind wieder beide abwechselnd gleich stark und gleich schwankend. Vielleicht mißverstehen wir den Dichter, vielleicht wollte er beide in gewissem Sinne gleich stark erscheinen lassen: Der Mann will sich selbst zum Opfer bringen, um das Weib zu retten, das Weib wieder will das Gleiche für den Mann thun, — vielleicht, aber das Mißverständnis ist dann nicht unsere Schuld. Wie sollen wir es verstehen, wenn die herzleidende Beate von ihrem Arzte ein neues, stärkeres Heilmittel fordert: „Ich will an den Erregungen, die ich erw[…] nicht zu Grunde gehen“ — will sie sich im [...] aufrecht erhalten oder durch das Mittel tö[ten?] Warum verlobt sie nun offiziell Norbert mit E[...] Um eine neue Thatsache zu schaffen, welche die [...] täuscht, oder um dies in Ordnung gebracht zu [...] ehe sie aus der Welt geht?! Es ist nicht gut, [wenn] der Hörer oder Leser so fragen muß; was di[e ...] vorgeführte Gestalt will, muß er genau wissen; [die] anderen Personen des Stücks dürfen darüber [im] Unklaren sein, er nicht. Auch dem Helden sehen [wir] nicht so klar in's Herz, als zur vollen Anteilnahme nötig. Er will die Rede nicht halten, weil, wie [er] Beate ausdrückt, „sein Gewissen wieder einmal rumor[t]“; sie bestimmt ihn, es zu thun. In der That muß [er] es nun thun, das Gegenteil hieße die Schuld be[...] eingestehen. Aber welche andere Lösung schwebt i[hm] vor? Sich selbst zu töten? Auch er sieht ja ein, [daß] dies keine Lösung, nur ein Ausweg wäre; dazu ob[en]drein ein ungeschickter Ausweg, denn begeht er Selbstmord, so räumt er damit auch die Schuld der [...] lebenden Geliebten ein. Und so sagt er denn au[ch]: „Sei ruhig, ich werde keine Dummheiten machen. Ich weiß, wir sind unserer zweie. Unseren Bu[nd] bricht keiner aus freien Stücken.“ Aber wenn [...] dies nicht will — was sonst?!

Diese Unklarheit lastet auf der großen Sc[ene] zwischen Richard und Beate und darum wirkt [sie] nicht, so spannend die Situation ist. Zudem [...] die beiden nicht allein zu mysteriös, sondern auch — geschraubt. Mir scheint, ein Dichter von Sude[r]manns Range sollte eine Dialogstelle, wie die folgende doch lieber vermeiden:

Beate. Es giebt etwas in unserem Leben — [das] nennt sich Ehrenwort . . . Wenn das an Dich her[an]tritt, wie wirst Du —? Aha, Du schweigst!

Richard (schwer atmend, verwirrt.) Noch sind [wir] nicht so weit, Beate, und wenn — —! Wir sind [zu]sammengewachsen durch unsere Wunden, wir haben [Ab]solution nur einer vom anderen zu empfangen. [Dr]itt ist nichts mehr für uns da.

„Es giebt etwas in unserem Leben — das nennt sich Knackwurst“, sagt Glasbrenners Eckensteher Nante.. [...] Warum fragt Beate nicht schlicht: „Und wenn Michael Dein Ehrenwort fordert?“ Und „durch Wunden“ mit jemand „zusammenwachsen“, das ist ein un[...]mögliches Bild!

Anders die Schlußscene des dritten Akts. [Sie] ist ebenso spannend, wie psychologisch korrekt geba[ut]. Michael hat den Sozialdemokraten Meixner durch einen Anwalt auffordern lassen, seine Verleumdung zurückzuziehen oder der Klage gewärtig zu sein; der Ma[nn] erklärt, den Beweis der Wahrheit antreten zu wollen. Von diesem schweren Gang heimgekehrt, fragt [er] Richard, ob er den Prozeß mit Ruhe einleiten könne.

Richard. Verlangst Du meinen Rat, dann freilich [...]

Michael. Nein, den verlang' ich nicht. Ich [...]

…ß sicher gehen. Schon allein um der Partei willen. Gieb mir Dein Ehrenwort, daß ich dem Wahrheitsbeweis mit Ruhe entgegensehen kann.

Richard (sich hoch aufrichtend.) Ich gebe Dir mein Ehrenwort, daß — Du —

Beate (stößt einen leisen Angstschrei aus.)

Michael. Was stöhnst Du? Was ist?

Beate (Richard ansehend.) Er will jetzt sein Ehrenwort geben und wird dann nach Hause gehen und sich eine Kugel durch den Kopf schießen. Siehst Du ihm das nicht an?

Der und Jener hat auch hier von „Theater" gesprochen; ich finde diese Wendung vortrefflich. Einem Weibe, wie Beate, muß jede andere Lösung des Konfliktes lieber sein, als der Selbstmord des Geliebten. Selbst ein Duell ist vorzuziehen, da kann er leben bleiben. Und auch das Folgende scheint mir durchaus richtig entwickelt. Ein Duell scheint der Partei wegen beiden Männern unmöglich, beide können nicht leben bleiben, also muß einer freiwillig abtreten, und das kann nur Richard sein. Ob es, um diese Lösung, nun die einzig mögliche, zu finden, nötig ist, daß sie Norbert, Richards Sohn, ausspricht, dem die Sache wie ein Schul-Exempel vorgelegt wird — das ist Geschmacksache. Sudermann läßt sich auch diesen Effekt nicht entgehen; es wäre wohl im Interesse des litterarischen Werts des Stücks besser gewesen, wenn er darauf hätte verzichten können. Und der theatralische Wert hätte nicht darunter gelitten. Das ist für meine Empfindung zu grell, und zudem überflüssig. Aber gegen die Führung des Akts in der Hauptsache spricht es nicht; die ist in Ordnung.

Einem sehr starken dritten Akt muß ein schwächerer vierter folgen, das ist naturgemäß, wenn für den fünften etwas an Wirkung übrig bleiben soll. Dies Gesetz, das in der Technik des Dramas begründet ist, kann auch Sudermanns Geschicklichkeit und Erfindungsgabe nicht umstoßen, aber auch dieser Akt ist sehr gut gemacht und nach Kräften gefüllt, freilich auch unter anderem mit zwei Scenen, die nur theatralisch sind. Wir erfahren, daß Richard eine glänzende Rede für die Heiligkeit der Ehe gehalten hat, dann folgt eine rührende Scene zwischen Richard und Norbert, eine effektvolle zwischen Richard und seinem Bruder, dem Staatssekretär, der ihm die Nachricht bringt: „Einer, der es wissen muß, soll vor einer Stunde geäußert haben: Das ist der Mann, den ich brauche." Also Minister — vielleicht gar Reichskanzler — der Todgeweihte ist am Ziel seiner kühnsten Wünsche! Noch mehr, nun wird auch — gleichfalls unter dem Eindruck der Rede — der Sozialdemokrat von Reue ergriffen und bringt Richard die beiden Briefe Beatens, die einst in seine Hand gefallen sind, zurück. Freilich, diese Historie ist nicht glaubhaft, und der zuerst unendlich rücksichtslose, dann plötzlich unendlich feinfühlige Sozialdemokrat jedenfalls von keinem Hauch wirklichen Lebens erfüllt. Herr Meixner, der einstige Privat-Sekretär Richards, war kaltblütig genug, die Briefe Beatens an sich zu nehmen, ehe er aus Richards Diensten schied — wie er sie sich aneignen konnte, da er sie nicht gestohlen zu haben versichert und es doch andererseits nicht üblich ist, derlei Briefe umherliegen zu lassen, bleibt rätselhaft, ist aber noch die geringste Unwahrscheinlichkeit in dieser Episode —; er ist berechnend genug, sie durch zwölf Jahre aufzubewahren, er ist brutal genug, sie nun preiszugeben. Und warum?! Um die Wahl Richards zu vereiteln und seinem eigenen Partei-Genossen zum Sieg zu verhelfen?! Bewahre, darum ist's ihm nicht zu thun, sondern er will durch das ungeheuerliche Mittel lediglich der Socialdemokratie einen Mann mehr zuführen: Den gegenwärtigen Privat-Sekretär Richards, Holtzmann. Dieser Mann, ein Theologe, erklärt nämlich dem Meixner: wenn ihm dieser den Beweis erbringe, daß auch Richard nicht ehrenhaft und sittlich sei, so werde er selbst Socialdemokrat — und so erbringt Herr Meixner den Beweis. Nun aber reut ihn jählings die Sache und er bringt die Briefe zurück, weil ihn die Rede Richards gar so gerührt hat. Man denke, der politische Todfeind, der Ehebrecher, eifert gegen die Scheidung, für die Ehe — und der fanatische Socialdemokrat schmilzt vor Rührung! Er, der diese Briefe mißbraucht hat, um einen Proselyten zu machen, giebt sie nun zurück, obwohl dies seiner Partei die Gelegenheit zu einem Triumph und einem Mandat raubt! . . . Gewiß, das ist „Theater", nur „Theater" und nichts weiter. Aber innerlich hohl und bloß theatralisch ist auch die Schlußscene des Akts. Beate kommt zu Richard, um ihn zu einem Frühstück einzuladen, das Michael morgen, um den Skandal zu cachieren, zur Feier des rhetorischen Erfolgs Richards geben will. Schon dieses kleine Fest ist unter den obwaltenden Verhältnissen gewiß so seltsam, daß es wohl besserer Motivierung bedurft hätte, aber das ist das Geringste. Schwerer wiegt schon, daß Beate ihre Weltanschauung, wie wir sie aus dem ersten Akt kennen, nun noch viel schwülstiger entwickelt. Sie hat gethan, was ihr Herz wollte, sie bereut nichts, sie freut sich ihrer „Sünde" — wohl! Aber sie ist eine Sterbende; wir wissen nun, daß sie sich selbst töten wird, um Richards Leben zu retten, und eine Sterbende pflegt ihr Innerstes dem Geliebten doch in schlichteren, bezwingenderen Worten zu offenbaren, als es Beate hier thut. Ich gebe zur Probe eine Hauptstelle:

Beate. . . . Ach, wie bin ich undankbar gewesen! Alles, um was ich bat, hat mir mein alter Kindergott erfüllt — den langen, schweren, süßen Traum hat er mich träumen lassen an Deiner Seite — (Lacht hell auf.)

Richard. Was lachst Du?

Beate. Weil Du uns heute verleugnet hast vor allem Volk, uns und unser langes, stilles Glück! Warte, Freundchen, es wird die Stunde kommen, da wird der

Hahn zum dritten Male krähen, dann wirst Du weinen bitterlich. Ich mache Dir keinen Vorwurf. Es ist nicht Dein Gewissen. Das Gewissen der Allgemeinheit — das spukt in Dir. Ich bin ein dummes Frauenzimmer. Was geht die Allgemeinheit mich an? Dir war es Sünde. Mir war es eine Stufe empor zu meinem Selbst — zur endlichen Erfüllung der Harmonie, die die Natur mit mir im Auge hatte. Und weil ich das fühlte —

Richard. So leugnest Du jede Schuld in uns?

Beate. Ich leugne nichts. Ich bejahe nichts. Ich stehe am andern Ufer des großen Stromes und lache zu euch hinüber. O Du — Du! (Lacht.)

Was der Dichter seine Heldin sagen lassen will, ist gewiß sehr leicht zu verstehen — es ist ja gar nicht so tiefsinnig und originell — im Gegenteil. Aber wie sie es sagt, befremdet bei einem Dichter dieses Ranges. Kein Naturlaut, kein Wort aus dem Tiefsten! Man sage nicht, daß Sudermann das gar nicht kann, man denke nur z. B. an Fritzchen! In dieser Scene aber opfert er dem Moloch des Effekts durch tönende Phrasen — das ist nicht abzustreiten. Der schlimmste Fehler der Scene aber sei zuletzt erwähnt. Beate ist auch deshalb gekommen, weil sie weiß, daß er sich töten will: „Ich will bei dir bleiben. — Ich will auf deiner Schwelle liegen als dein Hund. Ich habe Angst vor dieser Nacht.“ Und er — hat er nicht auch Angst um sie? Bewahre! Sie sagt es ihm, daß sie sterben will, allerdings durch eine Phrase, aber doch deutlich genug: „Ich stehe am anderen Ufer des großen Stromes und lache zu euch hinüber“ — was soll dies anderes bedeuten?! Und er achtet nicht darauf!

Auch der fünfte Akt ist technisch vorzüglich. Wir wissen, Beate wird sich beim Frühstück töten, wissen auch alles Andere, was dann folgen wird, und dennoch läßt Spannung und Interesse keinen Augenblick nach. Wie der unglückselige, zerschmetterte Michael und die todgeweihte Beate die aufmerksamen Wirte spielen, wie jedes Wort zwischen Michael und Richard seine Bedeutung hat, die Stimmung der anderen Gäste, denen immer unheimlicher zu Mut wird, ohne daß sie den Grund kennen — dies Alles ist ausgezeichnet gemacht, auch so stimmungsvoll, wie es doch nur ein Dichter machen kann. Nur wieder Beatens letzte Rede klingt an die Tonart des vierten Aktes an. Sie hält einen Toast: „Es lebe das Leben!“, wankt hinaus und stirbt. Ihr letzter Brief an Michael enthüllt ihren Selbstmord und die Gründe der That. „Ich thue es, weil ich fühle, daß ein Opfer fallen muß. Besser ich, als er — denn er hat sein Werk zu vollbringen, ich aber habe mein Leben ausgelebt.“ In der That muß nun Michael, wenn er das Geheimnis nicht preisgeben will, dafür sorgen, daß Richard leben bleibe. Und dieser verspricht es auch, wenn auch leider nur mit einem Anklang an den famosen, indischen Büßer: „Du siehst ein, daß ich leben muß, nicht will. Leben . . weil ich . . gestorben bin.“

Meine Ansicht über das Werk habe ich bereits oben formuliert. Wäre die Handlung genau dieselbe, aber Beate kein Überweib, sondern nur eben eine kraftvolle, leidenschaftliche, echt weibliche Natur, und Richard kein Mann der Paradoxen und Unklarheiten, dann schiene mir Sudermanns Stück, das freilich auch nicht „Es lebe das Leben!“ heißen, sondern einen schlichten Titel tragen müßte, viel wertvoller, dichterisch wertvoller, als jetzt. Aber es zu verwerfen, wie so Viele gethan haben, liegt kein Grund vor. Es ist trotz all seiner Schwächen das Werk eines großen Talents, das ernst und mit angestrengter Kraft schafft.

Litterarische Notizen.

— Auf dem Erntegang. Gesammelte Dichtungen von Ernst Ritter Bunzendahl. Berlin, gedruckt und verlegt bei Hermann Peyl & Co. — Das Buch enthält Gedichte, die nur zum kleinen Teil bloß schlecht, zum größeren schlecht und lächerlich zugleich sind. So z. B. S. 13:

Das war ein Glück, als ich an Deiner Seite
Im Grase lag.
Der Abend malte flammend-rothe Scheite,
Um eines Tannendickichts nächt'ge Breite,
Der vor uns lag,
Als Jeder von uns süßer Minne pflag.

„Jeder von uns“ — wer das nicht als eine Perle unfreiwilliger Komik begrüßt, muß schon sehr anspruchsvoll sein. Auch das Grammatikalische ist beachtenswert. „Der vor uns lag“ — wer? Der Abend — das kann nicht gemeint sein; es ist vielmehr offenbar „der Dickicht“ gemeint. Nicht minder bemerkenswert ist die Beherrschung des Reims. „Lag“ — was reimt sich darauf? „Pflag“! Aber wenn man einen zweiten Reim braucht, so nimmt man eben wieder: „Lag“!... Womöglich noch dankbarer wird der Schätzer unbewußten Humors dem Dichter Bunzendahl für das Lied „Lilvawathi“ sein. Was ist „Lilvawathi“?! Das ist Buzendahls Geheimnis und — bleibt es. Denn die erste Strophe lautet:

Frühlingshag mit Deinen lichtgrünen Blicken,
Wie Du mich mahnst und erfreust! — Denken muß ich
An Dich, lieblicher Phöbus Apollo, an
Lilvawathi!

„Lilvawathi“ heißt also in Bunzendahls Sprache „Phöbus Apollo“. Aber in der zweiten Strophe denkt er „an Dich, Venus, Du strahlende, an Lilvawathi“, und in der dritten denkt er an die „Schützerin der Guten, Athene, an Lilvawathi“. Und das ist uns zu bunt; in keiner Sprache der Welt, auch nicht einmal auf bunzendahlisch kann ein und dasselbe Wort Phöbus Apollo, Venus und Athene zugleich bedeuten ... Womöglich noch schöner aber, als die Gedichte sind die Novellen. — So z. B. gleich die erste „Ein schöner Apfel“, deren geistigen Inhalt der folgende Satz (S. 31) zusammenfaßt: „Ja, solch schöner Apfel warst auch Du, krankes Mädchen, aber in Dir wuchs schon heran die Larve zu jenem hohlenden, bohrenden Wurm, der Dich niederwarf auf Dein langes Lager: die Schwindsucht“. Vielleicht die Krone von Bunzendahls Schaffen ist jedoch das lyrische Drama „Themara“. Schon die Sprache ist ganz herrlich, z. B.:

Hullebullebullebeißa! — Wir wiegen Dich wach.
Bringt uns die leuchtende Sonne den Tag,
Hüllt uns die Nacht in den schwärzlichen Schrein,
Hullebullebullebeißa! — Wir wiegen Dich ein.

Aber nun erst die Handlung! Indeß, um sie darzulegen, bedürfte es eines größeren Raumes, als er uns hier zur Verfügung steht. Auch wird das bisherige genügen, dem Buche die verdiente Beachtung zuzuwenden. Was uns betrifft, so dürfen wir versichern: wir haben zwar viel Lyrik zu lesen, aber Bunzendahl bleibt uns unvergeßlich ... Lilvawathi! Hullebullebullebeißa! K. B.

Redigiert unter Verantwortlichkeit des Herausgebers Karl Emil Franzos in Berlin. — Nachdruck auch im Einzelnen ist untersagt und wird strafgerichtlich verfolgt. — Verlag der Concordia Deutsche Verlags-Anstalt in Berlin. — Druck von Kißling & Krüger, Berlin N.

Aus fremden Zungen.

Schlecht verheiratet.

Italienische Volksballade.

In dieser Stadt ein Jüngling ein Weib sich nehmen wollt',
Doch eine einz'ge Nacht nur bei ihm sie schlafen sollt'.

Um Mitternacht der Gatte, sich sputet aufzusteh'n,
Hat seinen Hut genommen, und von ihr will er geh'n.

„O Gatte, lieber Gatte, wo wollt Ihr noch hinaus?"
„Zur Schenke will ich gehen, und Euch laß' ich zu Haus." —

„Frau Wirtin, bringt geschwinde, was Küch' und Keller hält.
Die Mitgift will ich holen, dann geb' ich Euch das Geld."

Das arme, junge Weibchen steht auf des Morgens früh,
Nimmt ihren Rocken und wandelt dem Haus der Eltern zu.

„Guten Morgen, Vater und Mutter, ich klopf' nur bei Euch an,
Um Nachricht Euch zu bringen, von meinem lieben Mann."

„Wir sagten Dir's beständig, daß er ein Spieler sei.
Er sei Deine erste Liebe, so sprachst Du frank und frei.

Nun geh' nur, meine Tochter, geh' nur zurück ins Haus,
Und giebt Dein Mann Dir Schläge, halt' sie geduldig aus."

„O, Gatte, lieber Gatte' müßt mir's zu Liebe thun:
Schlagt mich nur mit den Händen, doch laßt den Stecken ruh'n!"

Übersetzt von **Paul Heyse.**

Eine Ballade vom Traumland.

Ich barg mein Herz in ein Nest von Rosen,
Weit, weit vom Weg und vom Sonnenlicht;
Nicht sanfter konnt' es der Schnee umkosen,
Als Rosen es bargen weich und dicht.
Warum es nicht schlief? Und was sollt' es pochen,
Wenn jedes Blatt sich zu regen mied?
Was hatte die schlummernden Schwingen gebrochen? —
Nur tief im Gebüsch ein Vogellied.

Lieg' stille, sprach ich, der Wind senkt die Flügel,
Es schirmt Dich das Laub vor der Sonne Glast,
Der Wind ist entschlafen am See, am Hügel,
Und selt'ner als Du, kommt der Wind zur Rast.
Kehrt Dir noch immer der Kummer wieder,
Kehrt wieder das Hoffen, das längst Dich verriet?
Was öffnet noch stets Deine schweren Lider? —
Nur tief im Gebüsch ein Vogellied.

Den Namen des Lands, das ein Zauber umschlossen,
Hat nimmer auf Erden ein Wand'rer gehört,
Und süßere Frucht, als im Hag dort entsprossen,
Hat nie einen Käufer am Markte bethört —
Die Schwalben des Traums nur machen die Runde,
Und still ist die Luft, die die Wipfel durchzieht,
Dort weckt nicht die Hündin das Bellen der Hunde —
Nur tief im Gebüsch ein Vogellied.

Nach dem Englischen des **Algernon Charles Swinburne** von **Georg Edward.**

Die einsame Schnitterin.

O sieh dort einsam im Gefild
Die Hochlandsmaid auf luftiger Höh';
Sie singt und schneidet kornumhüllt,
Wie ich vorübergeh'.
Sie mäht und bindet das Getreide,
Ihr Lied ertönt von tiefem Leide;
O lausche! Denn das Thal entlang
Hinflutet ihrer Stimme Klang.

Nie scholl der Nachtigallen Schlag
Willkommner je am Wüstenrand
Wohl einer Schar, die rastend lag
Matt auf Arabiens Sand.
Und nie im Lenz des Kuckucks Ruf
Dem Herzen größ're Wonne schuf,
Wenn er durchbrach den Meeresfrieden
Auf fernstem Eiland der Hebriden.

Sagt mir denn Niemand, was sie singt?
Ob von verrat'ner Lieb' und Treu'
Tieftraurig ihre Weise klingt,
Von Schlachten, längst vorbei?
Wie oder ist's ein schlichtes Lied,
Das wie die Stunde kommt und flieht?
Sind's Sorgen, ist's Verlust und Pein,
Wie's war und stets wird wieder sein? —

Ich weiß nicht, was das Mädchen sang.
Ihr Singen wollte nimmer enden,
Und fleißig sie die Sichel schwang
In ihren rüstigen Händen. —
Reglos lauscht' ich auf weitem Plan,
Dann stieg den Hügel ich hinan,
Und fort in meinem Herzen schallte
Des Liedes Ton, das fern verhallte!

Aus dem Englischen des **William Wordsworth** von **Max Kiesewetter.**

Meine Sommerfrische.

Im Haus zwölf Kinder; Wonne ohnegleichen!
Das miaut, schreit, springt und rennt mit Windesschnelle,
Schlägt lachend auf die Pfanne mit der Kelle,
Sucht selbst den Hahn im Krähen zu erreichen.
Da hör ich jemand auf der Treppe schleichen,
Im Sprung stürmt er hinab gleich der Gazelle,
Die Wände zittern, und die laute Welle
Des tollen Lärms will aus dem Hirn nicht weichen.

Ich könnt' sie zwicken! Doch ich werd' gefangen
Vom Toben dieser frohen, jungen Hähne,
Blitzt doch aus ihrem Aug' der Zukunft Schauer!
Ein Lächeln färbt des Junggesellen Wangen,
Ich preß' den Stummel zwischen meine Zähne
Und steh' verwirrt und reglos an der Mauer.

Aus dem Italienischen des **Luigi Pinelli** von **Walter Kaehler.**

Lieder.

I.

Wenn sich das Leben neigt zur Ruh,
Wie liebt das Herze tief, wie liebt es treuer!
O Abendsonne, leuchte, leuchte Du,
Du scheidend Glück, Du letztes Lebensfeuer!

Den halben Himmel deckt schon Tod;
Im Westen nur liegt noch ein gold'ner Flimmer.
O weile, weile, mildes Abendrot!
O zög're, zög're noch, Du trunk'ner Schimmer!

Ebbt in den Adern auch das Blut,
Im Herzen duftet noch die Wunderrose.
O letzte, tiefe Liebesglut,
Du ernste Seligkeit, Du hoffnungslose!

II.

Das Ungewitter schwieg. Noch rauchend lag
Der Eichenbaum, vom Donnerkeil zerspalten,
Und hingeknickt von Sturm und Wetterschlag
Lag Gras und Blume in der Erde Falten.

Doch hell ertönte schon der Vöglein Gruß,
Die aus der Frische neues Leben sogen;
Und freudig funkelnd stellte seinen Fuß
Ins grüne Wipfelmeer der Regenbogen.

III.

Wie von dem dunkeln Meer ein Inselland,
So ist das Leben rings umspült von Träumen.
Die müde Wimper sinkt, und klingend schäumen
Die Wogen an des Tages Strand.

Das ist ihr Ruf. Horch, wie sie sehnend schwellen.
Am Ufer wartend liegt der Zauberkahn.
Es steigt die Flut und reißt mit dunkeln Wellen
Zum unermessnen, stillen Ozean.

Von oben glühen Millionen Sterne,
Gewalt'ge Tiefen dämmern schwarz herauf.
So lenkt das Boot zu rätselhafter Ferne
Durch Nacht und Flammen seinen Lauf.

Aus dem Russischen des **Tjutschew** von **Hans Gerschmann.**

Die Erbgräfin.

Erzählung von Georg Bormann.

(Fortsetzung und Schluß.)

XII.

Die erste Hälfte des März des auf diese Ereignisse folgenden Jahres war in Bezug auf die Witterung eine für die Ebersbacher Menschheit recht trostlose Zeit. Es giebt Wochen und Monate, da verzweifelt man an der Mutter Natur und ist versucht, sie für eine böse Stiefmutter zu halten. Aber sie kehrt sich nicht an unseren Groll, thut, wie sie muß, und eines Tages, vielleicht unerwartet, wendet sie sich uns wieder freundlich zu. So war's an einem der letzten Märztage. Da öffnete sie ein wenig die Thür und ließ ihren lieben Jungen, den Frühling, ein bißchen die Nase in die Welt stecken. Und sowie die verzagten Menschenherzen auch nur das Lächeln des geliebten Jungen sahen, war all ihr Groll und Gram vergessen.

Ja, die Sonne schien tüchtig und warm über Ebersbach heute und die folgenden Tage, und im Schloß und im Städchen war es regsam wie in einem Ameisenhaufen.

Gräfin Vera feierte morgen ihre Vermählung.

Und schon heut kamen die vornehmen Gäste in unaufhörlichem Zuge und erfüllten Stadt und Schloß mit festlichem Leben. Die Ebersbacher kamen aus dem Fragen und Schauen und Zeigen gar nicht heraus, und Großmutter und Enkel, Mann und Weib nahmen an den Vorgängen denselben herzlichen und vergnüglichen Anteil, den die Stadt schon in ihrem äußeren, freundlichen Schmucke bekundete.

Auch das alte Schloß hätte man nicht wiedererkannt. Während es sonst ehrwürdig, still und ruhevoll auf seinem Hügel thronte, war es heut gewissermaßen in ein Staatskleid gefahren und hatte sich im Bewußtsein seiner alten Würde emporgereckt, um nach allen Seiten die Pflichten einer glänzenden Repräsentation zu übernehmen. Auch hier war auf Flur und Korridoren, im Stall und in der Küche ein ungewöhnliches Leben und Treiben. Wagen kamen und gingen, fremde und reichsgräfliche Dienerschaft, letztere in ihrer Galalivree von Grün und Gold, erfüllten Hof, Portal und Gänge. Immer neue Gäste trafen ein und wurden auf ihre Zimmer verteilt.

Und dann kamen die Stunden, wo dieser hohe, glänzende Kreis von Männern und schönen Frauen wie ein reiches, buntes Blumengewinde sich zur Vorfeier um das Brautpaar und den Reichsgrafen schloß. Alle Augen waren auf die hoheitsvolle Braut gerichtet, die an der Seite ihres mit Sternen geschmückten Bräutigams auch nicht die kleinste ihrer gesellschaftlichen Pflichten übersah. Aber die wirklich Kundigsten und Tieferblickenden in diesem Kreise weltgewandter Menschen hielten erstaunt mit ihrem Urteil über Gräfin Vera zurück oder teilten es nur flüsternd ihren Vertrautesten mit, so betroffen waren sie von der eigentümlich weihevollen Geschlossenheit der jungen Braut. Ihr ganzes Wesen war davon beherrscht, so daß sich weißhaarige, die höchsten Ehren tragende Männer wie vor einer unbegreiflichen Würde beugten. Aller Sternenglanz des jugendlich elastischen Bräutigams erblaßte neben dieser Erscheinung. Selbst der Reichsgraf sah öfter zu seiner Tochter hinüber, als sähe er in ihr eine neue, ihm fremde Persönlichkeit.

Nur eine gab es, die der Wahrheit sehr nahe kam, obgleich die Erbgräfin ihr nichts offenbart und sie nur gebeten hatte, sie, die Braut, um nichts zu fragen, es müsse jetzt alles geschehen, wie es geschehe; das war die Baronin. „So fertig und gereift," sagte sich die Gute und Kluge, „ist nur ein jugendlicher Mensch, der etwas geschaut, was er besser noch nicht gesehen oder erfahren hätte. So wächst ein Mensch nur, der mit seinem Schicksal gerungen oder der, nach

schwerer Krankheit, von der Pforte des Todes zurückkehrt."

Und Edith sagte zu ihrem Verlobten: „Hast Du je so etwas Schönes und Wunderbares gesehen, wie meine Erbgräfin? Sei eifersüchtig oder nicht, ich frage mich oft, wie wird es sein, wenn ich sie nicht mehr sehen soll? Selbst wenn sie heute etwas Zufälliges, sonst Gleichgültiges sagt, ist mir's immer, als würde es begleitet von einem Klange ihres tiefsten Innern, den ich früher so nicht vernommen habe."

Und was heute hier im Kreise der geladenen Gäste und derer, die ihr am nächsten standen, von der Erbgräfin gesagt und gedacht wurde, das empfanden selbst am anderen Tage die naiven Herzen der Ebersbacher, so vielen von ihnen es vergönnt war, die Braut an ihrem Ehrentage zu sehen. Denn der erste Gottesdienst, der in der wiedereröffneten Johanniskirche abgehalten wurde, war die Einsegnung des gräflichen Paares. So hatte es die Erbgräfin gewünscht und der Reichsgraf beschlossen.

Ja, in der alten Johanniskirche wollte Gräfin Vera vor den Altar treten; wie hätte sie sich's anders denken können! Hier war sie getauft, hier in die christliche Gemeinde aufgenommen worden, hier hatte sie ihre sonntäglichen Eindrücke empfangen. Hier aber hatte sie auch die erste Spur des herrlichen Gemäldes entdeckt, das nun die Gemeinde erfreute. War es nicht, als wenn sie dies Geschenk ihr hinterließ, da sie nun von Ebersbach schied?! Aber vor allem mußte und wollte sie auch dessen gedenken, der mit ihr diesem Bilde und den Evangelisten-Gestalten zu neuem Leben verholfen, dessen Tod wie eine furchtbare Mahnung an ihr Herz geschlagen, daß sie jetzt nicht nur dankend, sondern auch büßend an dieser Stelle stand. An dieser Stelle, wo er zuletzt freudig geschaffen und gewirkt, wo sein Sarg gestanden, wo sie zu seiner Mutter getreten war, um von ihr die letzte, zerschmetternde Wahrheit zu hören.

Der entscheidende Tag war da, und so fest ruhte der Erbgräfin Herz auf ihren Entschlüssen, daß, als sie am Morgen das Fenster ihres Gemaches aufstieß, sie den frühen Hauch des Frühlings gern empfing. Nichts Widerspruchsvolles erhob sich mehr in ihrem still gewordenen Innern. Und dann kam die Stunde, wo sie das geschmückte Gotteshaus betrat und ihren Platz vor dem Altar einnahm. Hinter ihr ordnete sich der glänzende Kreis der Hochzeitsgesellschaft, und wer sonst der heiligen Handlung als Zeuge beiwohnen durfte. Die Trauung vollzog ihr alter Lehrer und Seelsorger Zlow, und weil sie ihm in einer vorangegangenen Unterredung mitgeteilt hatte, wie gern sie dem heimatlichen Boden nahe und ihm nun auf immer verbunden bleibe, hatte er ihr mit ihrer Zustimmung den Text gewählt: „Die treu sind in der Liebe, läßt er sich nicht nehmen" und sprach insbesondere von der Treue, die ihr von Kindesbeinen an diese ihre Heimat, entgegengetragen, und die sie nun von Herzen zurückgeben wolle an der Stätte, wohin sie zunächst berufen sei.

Wie ein sanftes Rauschen begleitete die Rede des ehrwürdigen Mannes ihre eigenen Gebetsgedanken, aber — sie konnte es nicht hindern — sie gingen auch ihre eigenen Wege zurück und in die Zukunft. Sie mußte an den denken, dem es nicht mehr vergönnt war, sein edles Werk in klaren Linien und Farben auf die Versammelten wirken zu sehen. Sie mußte daran denken, daß sie zuerst durch ihn erfahren hatte, daß es etwas gäbe, wodurch der Mensch über sich selbst hinausgehoben würde. Sie mußte daran denken, wie dann durch seinen Tod, in Schmerz und Verzweiflung, ein heißer Quell in ihrem eigenen Innern entsprungen war, der nicht mehr aufhören durfte zu rinnen, aus dem sie trinken mußte täglich, stündlich, wenn sie nicht verschmachten sollte, und aus dem sie in Zukunft auch die anderen erquicken und stärken wollte.

Einmal während der heiligen Handlung warf Graf Seeheim einen Blick auf die, der er sich in diesem Augenblicke für immer verband. Die Augen der Erbgräfin gingen mit einem so feierlichen Ausdruck geradeaus, als wäre sie entrückt und sähe etwas, was nur ihrem Blick erschlossen wäre. Er senkte den seinen wieder, als wenn er zurückscheute vor etwas Geheimnisvollem. Aber der Erbgräfin Auge hing mit dem des Mannes auf dem Bilde an der Ebersburg. Sie verschwor sich dem Boden ihrer Väter mit allem, was darauf lebte, mit einem heiligen Schwur bis zu ihrem letzten Atemzuge. Und dabei mußte sie an uralte Sitten denken, die heilige Bündnisse mit einer Bluttaufe besiegelten. Nun, auch ihr Gelöbnis hatte die Bluttaufe empfangen.

Als sich aber nach der Trauung Graf Seeheim zu ihr wandte, neigte sie sich mit herzlichem Ausdruck auch zu ihm, denn ihr Herz war voll Dank gegen ihn, der, ohne daß er es ahnte

dazu beitrug, sie zu befreien von qualvoller Seelenpein.

* * *

Und Gräfin Vera hat ihren Schwur gehalten. Tausenden ist sie ein Segen geworden. Den jäh dahinfahrenden Zorn des Grafen hat sie unzählige Male abzulenken, seinen Sinn zu mildern verstanden, und als die Ehe nach dreizehnjähriger Gemeinschaft durch den Tod getrennt wurde, da hat sich der von Natur oberflächliche und brutale Mann noch in seiner letzten Stunde dankbar auf ihre Hand geneigt. Acht Jahre früher war schon der Reichsgraf abgerufen worden, nachdem er noch das Glück gehabt, einen Enkel auf seinem Arm zu halten und die drei letzten Jahre seines Lebens auf seinen Gütern und in seinen Wäldern zubringen zu dürfen.

Nun ist wieder einmal Weihnachtsabend. Rings liegen die Wälder und Höhen um Ebersbach verschneit, und die weiße Decke liegt auch auf den Gräbern des kleinen Kirchhofs, wo schon längst die alten Pastorsleute ruhen, und sich noch viel früher an die Seite des Architekten Walter Wittig seine Mutter gebettet hat. Aber was sich noch des Lebens freut, ist zufrieden mit dem schönen Weihnachtswetter, denn ein leiser Frost hat eingesetzt und die Schneedecke fest gemacht. Bei Zeiten hat jeder selbst seinen Weihnachtsbaum hereingebracht, und nun sitzen sie unter ihren niedrigen Dächern, die Alten mit den Jungen, hören das Holz im Ofen knistern und prasseln und rüsten behaglich ihre Feier. Freilich, auch solche, die noch leben, sitzen nicht mehr an der alten, warmen Stelle. Hawlitzki, der Barbier, ist, nachdem er die Grizonka geheiratet, nach der Hauptstadt gezogen. Die Leute wunderten sich nicht darüber; sie sahen die Heirat des behäbigen Mannes mit der Grizonka doch als eine bedenkliche an. Aber ein Ebersbacher, der in der Hauptstadt gewesen war und dort Hawlitzki's „feine Barbierstube" aufgesucht hatte, belehrte die Nachbarn, daß „der alte, gewiegte Kunde" ganz gut gedeihe, seine Frau noch immer ihre sonderbaren Augen habe, damit aber nicht nur ihren Eheherrn, sondern auch Geschäft und Wirtschaft gut regiere. Kleine Hawlitzki's gäbe es nicht. — —

Und über der stillen, zusammengedrängten Stadt mit ihren niedrigen Häusern, aus deren Fenstern nun schon hier und da der erste Schimmer des Christbaums auf die weiße Straße fällt, thront grau und ehrwürdig, wie vor hunderten von Jahren, Schloß Ebersberg, auf all seinen Türmen riesige Schneehauben, und sieht mit einer Reihe erleuchteter Fenster, denen sich noch an verschiedenen Stellen des alten Baus andere Lichtpunkte zugesellen, freundlich hinab auf sein verschneites Städtchen, während in den weiten Park auf der anderen Seite schon das Dunkel der Nacht einzieht und nur noch die weiße Schneedecke leuchtet.

Oben, in dem Zimmer, das einst die junge Erbgräfin bewohnt, sind mit der verwitweten, jetzt zweiunddreißigjährigen Reichsgräfin noch ein paar Personen vereinigt, die mit ihr das Fest begehen wollen. Auf dem Sofa neben der Reichsgräfin, sitzt die alte Baronin in einem perlgrauen Seidenkleide und mit einer schönen weißen Haube auf dem nun auch ganz weißen Scheitel. Obgleich sie über die siebzig ist und es mit dem Gehen noch schlechter geworden, hat sie nichts Verfallenes. Ehrenfest und ehrwürdig sitzt sie da und blickt mit ihren treuen, guten Augen über ihre Brille fort bald die Reichsgräfin, bald das auf der anderen Seite des Tisches sitzende Paar an. Es ist der Oberst des in der benachbarten Kreishauptstadt garnisonierenden Husarenregiments mit Edith, seiner Frau, der ehemaligen Gesellschafterin der Gräfin Vera. Sie gehören zu den häufigsten und liebsten Gästen auf Schloß Ebersberg, zumal Edith, außer ihrer verheirateten Stieftochter, noch ein Töchterchen von zehn Jahren hat, das die liebste Spielkameradin der beiden Kinder der verwitweten Reichsgräfin ist. Denn die letztere ist die Vormünderin des jetzt zwölfjährigen Reichsgrafen, der nach seinem Großvater Eberhard genannt wird; und neben dem schönen, lebhaften Knaben, dem Abbild seiner Mutter, steht noch die blonde achtjährige Gräfin Vera, die Liebe des Hauses. Sie ist der Mutter ganz unähnlich, aber in ihrer Liebebedürftigkeit und Anschmiegsamkeit der ganze Herzenstrost der Reichsgräfin.

Aber wo sind die Kinder jetzt? — Es ist am Nachmittag Bescherung der Armen auf dem Schlosse gewesen, und als sich die Reichsgräfin nach der Feier zurückzog, da haben die Kinder gebeten, noch ein wenig bleiben zu dürfen, um den Müttern und Kleinen mit Hülfe der Dienerschaft beim Einbündeln der Geschenke behülflich zu sein. „Wo bleiben nur die Kinder?" fragt die Reichsgräfin leise zu Edith hinüber. „Ich möchte nicht, daß unsere Baronin später als sonst zu ihrer gewohnten Abendsuppe kommt." Der Oberst will sich erheben, um nachzusehen.

Edith hält ihn mit leisem Druck zurück und antwortet der Reichsgräfin: „Erlaucht, ich höre sie schon auf dem Vordersaal.“

Und da sind sie schon; etwas aufgeregt stürmen sie herein. Voran der Reichsgraf, ein frischer, unbefangener Knabe, bei dessen Anblick niemand daran denken würde, daß er einst, indem nun die Besitztümer beider Linien seines Hauses wieder vereinigt sind, zum Herrn des größten Grundbesitzes der Monarchie bestimmt ist. Er begrüßt vor allen seinen Freund, den Obersten, denn er will natürlich künftig auch ein Husar werden. Hinter dem Knaben und dem Töchterchen Ediths, die vorangesprungen sind, erscheint jetzt noch eine Gestalt in Diakonissinnentracht in der Thür, die die kleine Gräfin Vera an der Hand führt. Es ist die junge Oberin des neuen Krankenhauses der Grafschaft, das der Reichsgräfin eigenste Schöpfung und dessen Protektorin sie ist. Dieses Weihnachtsamtes im Schlosse waltet die Oberin zur Beihülfe der Reichsgräfin herkömmlicher Weise jedes Jahr und trifft dazu schon mehrere Tage früher im Schlosse ein.

Nun erheben sich alle mit Ausnahme der Baronin, denn die Reichsgräfin ist in den anstoßenden Saal getreten, wo die eigene Bescherung schon gerüstet ist. Nach wenigen Minuten erscheint sie wieder zwischen den geöffneten Flügelthüren, durch die der Glanz des Baumes strahlt, und spricht: „So, Kinder, nun tretet an! Eberhard, Du darfst die Spitze nehmen. Die beiden Mädchen gehen mit der Baronin, der Oberst führt seine Frau. Ich selbst mit der Oberin mache heute den Beschluß.“ Und während er in das Zimmer zurückkommt, macht die Reichsgräfin für die ungeduldige Jugend und die anderen den Weg frei.

Sie selbst aber tritt zu der jungen Oberin und spricht leise und innig, indem sie ihre beiden Hände ergreift und ihr in das stille Gesicht sieht: „Marie, wie hab' ich mich nach Dir gesehnt! Warum hast Du mich diesmal den ganzen Herbst warten lassen?! Weißt Du nicht, wie sehr ich Deiner bedarf? Weißt Du nicht, daß ich noch immer Deine bedürftigste Kranke bin? Aber nun bist Du da, und ich, die Protektorin Deines Hauses, lasse Dich die nächste Woche noch nicht von mir. Du sagst ja selbst, Du dürftest bleiben, es wird alles gut versehen.“

Die Angeredete will sich auf die Hand der Reichsgräfin niederbeugen; die aber empfängt sie in ihren Armen und küßt sie herzlich auf die Wange. Dann legt sie ihren Arm um die Schulter der andern und läßt ihr Haupt an dem Haupt der Schwester ruhen, indem sie mit dem tiefen Klang ihrer Stimme spricht: „Und nun komm, Marie; laß uns Freude finden an der Freude der andern!“

Zuversicht.

In des Abends Rosengarten
Meine Sehnsucht sich ergeht,
Zitternd wie in Glückerwarten,
Auf den Lippen ein Gebet.

Und das ist so frommandächtig
Und ist so voll gläubiger Glut —
Und das macht mein Beten mächtig:
Meine Seele darin ruht!

Und ich fühle, es wird kommen
Einmal . . . einst . . . vielleicht erst spät —
Wenn die Sommerglut verglommen
Und die Felder abgemäht.

Christoph Flaskamp.

Was ist das Leben?

Was ist das Leben?
Ein schäumend Sichheben,
Als wollte es sprengen alle Bande,
Und dann ein Verflachen, Zerrinnen im Sande.
Ein großer Garten
Und Früchteerwarten,
Und drauf, wenn der Sommer gemach sich entfernte,
Im Herbst eine schmale, dürftige Ernte.
Viel Hoffen, viel Harren,
Enttäuschung und Narren,
Und endlich ein ärmliches Sichbescheiden
Mit wenig Freude bei zahllosen Leiden.
Erst stolzes Vertrauen,
Für ewig zu bauen,
Und dann nach vergeblichem Ringen und Streben
Am Ende, am Ende ein spurlos Entschweben.
Das ist das Leben.

Karl August Hückinghaus.

Aus der Mark.

ʼ rieselt unterm Fuße der Sand . . .
Nebel über die Heide geht
an den starren Kiefern verweht:
lieb ich Dich, Du trauerndes Land!

sieh'! Die einsame Straße entlang
Herde Schafe zum Dorfe zieht;
in die dämmernde Heide entflieht
Widderglocke leiser Klang!

In starrem Eise schweigt der See,
Die Felder liegen so brach und tot,
Und nur der fernen Hütten Rot
Sagt von der Menschen Wirken und Weh! —

Es geht die Schwermut über das Land,
Sie geht verwehten Spuren nach,
Sie wandert einsam, sie wandert gemach —
In Leid, das keine Thräne noch fand.

Karl Leopold Mayer.

Columbus.

Ich mag sie nicht, die gleich verzagen,
Wenn auf der Fahrt ein Ruder bricht,
Die ängstlich nach dem Heimweg fragen,
Noch eh' das neue Land in Sicht.

Doch sie, die mit dem Sturme fliegen
Zum langersehnten, fernen Ziel,
Daß ächzend sich die Maste biegen
Und jäh sich bäumt der stolze Kiel,

Sie will ich meine Brüder heißen,
In ihrer Mitte trotzig steh'n,
Und wenn die morschen Segel reißen
Mit ihnen stolz zu Grunde geh'n!

W. E. Vershofen.

Frühlingsnacht.

Die Frühlingsnacht ist kommen
Leise und still und stet.
Sternblüten sind erglommen
In des Himmels dunk'lem Beet.

Und drüben in der Ferne
Über den Wolken thront
Der milde Hirte der Sterne,
Der silberne, heit're Mond.

Schwarz liegen Dorf und Halde,
Alles ging zur Ruh'.
Aus dem düst'ren Walde
Fliegt mir ein Raunen zu.

Geheimnisvolles Rauschen
Durchflüstert den weiten Raum,
Ich liege da und muß lauschen
Und warte auf meinen Traum.

Und warte, bis Zauberhände
Meine zitternde Schläfe berührt
Und mich in Märchengelände,
In schimmernde Gärten geführt.

Eugen Tirsch.

Die Leserin.

Lebt ein Komteßchen irgendwo
Auf einem Schloß, in Büschen versteckt —
Was ich so dichte, traurig-froh,
Hat sie alles für sich entdeckt.

Fliegt ein Blättchen von mir in's Land,
Trägt es gewiß der Wind zu ihr;
Sehnsucht webt ein heimliches Band
Von dem blonden Fräulein zu mir.

Was ich mir zierlich ausgedacht,
Hat sie mit weichem Klange bethört;
Ich hab' oft in banger Nacht
Fernher ihre Stimme gehört . . .

Hat ein gar liebes, liebes Gesicht
In ein Spitzentüchlein gezwängt;
Auf ihren Fingern spielt ein Licht,
Um die Lider ein Träumen hängt . . .

Und um sie, die mein Thun bewacht,
Deren Antlitz ich nimmer schau',
Bin ich auf Lieder und Lob bedacht,
Form' ich schön meiner Seele Bau . . .

Paul Wertheimer.

Sanssouci.

(Nach einer Potsdamer Sage.)

„Da ist das Schloß! Hier kannst Du's seh'n!
Nun, Brüderchen, laß uns suchen geh'n
Das Fenster, wo um Mitternacht
Der König Fritz bei der Arbeit wacht.
Zwölfmal schlug schon vom Turm die Uhr —
Dann wird hell das Fenster, such' es nur!"
— „Und Du sagst, die Mutter wird gleich gesund,
Wenn wir ihn bitten von Herzensgrund?
Ja, Schwesterchen, sprich, wie geht das zu? —
Der König ist tot doch, sagtest Du!"
— „Der König Fritz war ein großer Held
Und wird verehrt in der ganzen Welt;
Er hat gewonnen manch' blut'ge Schlacht
Und hat Preußen groß und stark gemacht!
Das war ein König, wie wen'ge sind —
Und lieben muß ihn ein jedes Kind . . .
Und weil er weiß, wie sein Volk ihn preist,
So steigt er allnächtlich vom Himmel als Geist
Und sieht, was man hier thut und treibt.
Dann sitzt er am Arbeitstisch und schreibt,
Wie er's zur Lebzeit einst gemacht:
So kann man ihn sehen in jeder Nacht! —
Und wenn ein gutes Kind aus der Stadt
Einen großen Wunsch auf dem Herzen hat,
Dann soll es ihn sagen, so daß er's hört.
Und nicht er, so wird die Bitte gewährt."
— „Sieh, Schwester, im Fenster den hellen Schein;
Dort wird der König zu finden sein!"
— „Das ist die Lampe — ich kann sie seh'n!
Nun komm, aber laß uns leise geh'n. —
Da ist er! . . O Bruder, wie fürcht' ich mich:
Zu diesem Manne soll sprechen ich?
Sieh, wie er da sitzt, den Kopf gestützt;
Sieh, wie sein mächtiges Auge blitzt!
Ich bring' kein Wort aus der Kehle heraus —
Komm, Bruder, gehen wir wieder nach Haus!"
— „Ja, und die Mutter? Was wird aus ihr?
Ich fürcht' mich nicht vor dem König hier.
Sieh, wie er so freundlich blickt und mild —
Ich glaub', daß er unsern Wunsch erfüllt."
— „Jetzt sieht er her! Ach, wie wird mir so bang!
. . . Herr König . . . die Mutter . . . sie ist so krank . . .
. . . O, macht Sie gesund . . . ich bitte schön! . . .
Wie er uns ansieht — komm, laß uns geh'n!" —
— „Er hat genickt! Mutter bleibt nicht krank!"
„O Dank, Herr König, viel tausend Dank!
Nun schnell nach Haus, nun wird Alles gut!
Gott seg'n' es Euch, was Ihr Gutes thut,
Und lohne hoch droben im himmlischen Sitz
Euch, guter König, Herr Alter Fritz!"

Richard Hennig.

Frühling.

I.

Der erste Frühlingssonnenschein!
Da zieh'n vorbei in langen Reih'n
Die bunten Kinderwagen
Mit all' den lieben Plagen.
Je kleiner sie, je runder sie,
Je kecker, je gesunder sie, —
Ein Sonnenkuß, — und über Nacht
Sind all' die Blüthen aufgewacht!

Und hinten d'rein im Winterrock
Die lieben grauen Alten,
Gestützt auf ihren Knotenstock,
Den ersten Ausgang halten.
Es steigt und kreist der Lebenssaft
Auch in des Eichbaums greisem Schaft.

Ja, Leben, Leben überall.
Im Herzen klingt's wie Flötenschall,
Wie fern Geläut:
Der Sehnsucht alte Melodie!
Ich meine gar, sie klang noch nie
So schön wie heut!

II.

Von eines Berges grünem Stein
Sah tief ich in das Land hinein.
Noch lag im Morgendämmerschleier,
Vom ersten Strahle keusch besonnt,
Der weltenweite Horizont.

Und eine Stimme lockte: Dein
Soll diese schöne Erde sein,
Soweit Du wandernd sie umschreitest. —
Sie jauchzt Dir zu bei jedem Schritt,
Und Deine Jugend wandert mit.

Otto Kindt.

Herbststünde.

Mein Tag neigt seinem Ende zu,
Der Freude Sonnengold verglüht.
Getanzt, geweint . . . . nun bin ich müd'
Und will zur Ruh — — und will zur Ruh.

Da fühl' ich einer Blume Duft,
Die schimmert hell in Blütenpracht
Und leuchtet weiß in meine Nacht
Und lockt und ruft — — und lockt und ruft.

So morgenfrisch und thaubeglänzt
In jungem, jungem Frühlingsland . . . .
Es zittert frevelnd meine Hand,
Die mich bekränzt — — die mich bekränzt.

Jenny von Reuß.

Römischer Nachmittagstraum.

Von Hugo Marcus.

Die weite Kirchenhalle war wirklich kein Renaissancebau, beim besten Willen nicht, sie war barok, mit ihren mächtigen, bauschigen Zierraten und den breiten, bildgeschmückten Pilastern, und eine Luft wehte darin, eisig kalt, Grabesluft!

Im Seitenschiff vor dem goldenen Tabernakel neben der Grabkapelle Pius des Achten kniete am Betpult ein kleiner, ältlicher Priester in langem, schwarzem Rocke. Nach seiner Tracht war er ein spanischer Weltgeistlicher. Hut und Reisetasche lagen neben ihm; er war jedenfalls erst vom Wege gekommen, um noch heute die vorgeschriebenen Besuche in den sieben Basiliken zu absolvieren. Nun, bis St. Paolo fuori und St. Lorenzo war es nicht weit!

Der Priester war der einzige Mensch außer mir in der weiten Kirche, die ich langsam durchschritt, die Augen auf die eigentümlich traumhaften Durchblicke in die vergitterten Kapellen der Seitenschiffe gerichtet, in denen alles schlief, Marmorgestalten in betender Haltung und bunte Kirchenbilder. Darauf kam ich an eine schwere Bronzethür im linken Schiff. Sie war nur angelehnt. Neugierig blickte ich durch den Spalt, da strömte mir ein breiter Streifen Licht entgegen, und brachte eine Fülle warmen, weichen Duftes, der war wie das Leben selbst. Mich faßte ein Verlangen nach Wärme und Sonne und Blüten des Frühlings; ohne zu überlegen, öffnete ich den Spalt und kam durch gewundene Gänge in einen Klosterhof.

Nachmittagssonne lag über dem Rasen der Mitte, Nachmittagssonne lugte durch die schlanken, orientalisch gewundenen Säulenpaare mit den zierlichen Rundbogen und streifte die düsteren Gräber hinten an der Mauer hell und warm und lind wie ein leiser Kuß. Es war grenzenlos still hier und so fern von allem Leben! Die mächtige Kirchenuhr vorn an der Front der Laterankirche schlug dumpf, dann war es wieder still. Eine riesenhafte Stadt ragte der obere Teil der viel gewundenen Kirchenmauer mit ihren Säulen, Architekturen, Nischen und Logen gelb in den lichtblauen Himmel hinein, und auf dem Dache die gewaltigen Heiligen standen so eigen frei und groß in den Lüften, gleichsam wie über allen Dingen. Die mächtigen Mauern, die von ferne winkten, ließen den Ort nur noch weltabgeschiedener erscheinen. Ich aber setzte mich auf einen alten Stein aus Römerzeiten und hatte über mir ein Akanthusgewinde, in das ein messelesender Fuchs eingemeißelt war, und träumte in die Zeit und den römischen Nachmittag hinaus. Wie ein Bild der Maler von vor hundert Jahren lag die Klosterwelt rings um mich. Mir aber kamen die Worte der Schrift in den Sinn: „Denn tausend Jahre sind wie ein Tag!"

Über dem Gärtchen vor mir lag Versonnenheit. Die Palmen hörte man, wie sie in allen Ecken blühten; zwischen den dunklen Fächerblättern hingen groß und gelb die vollen Dolden und dufteten. Der Brunnen murmelte leis in der Tiefe unter seiner uralten Umrandung. Ein Rundstein war es aus Römerzeiten mit merkwürdigen Reliefbildern.

Blauer Himmel, mächtige Heiligenfiguren und Kirchenwände, und sommerwarme Sonne über dem Rasen, und alle Palmen blühten. — —

„Der Name des Herrn sei gelobt!" sagte Bruder Christophorus.

„In Ewigkeit, Amen!" respondierte Bruder Franziskus.

„Alle Dinge loben den Herrn!"

„In Ewigkeit, Amen!"

„Von Ewigkeit zu Ewigkeit, denn vor ihm sind tausend Jahre wie ein Tag!"

„Alle guten Geister loben den Herrn!"

„Die Menschen und die Tiere und selbst die Steine loben den Herrn!"

Zwischen den blühenden Palmen des Klostergartens im warmen Brodem summten Bienen, emsige Bienen. Wenn man darauf lauschte, dann konnte man hören, wie sie hin und wieder kamen

und gingen. Das klang so eigen, ewigkeitlich, verträumt und zeitlos.

„Die Bienen des Feldes loben den Herrn, die Bienen loben den Herrn im Summen ihrer Flügel!“

„Die Bienen beten pater noster im Summen ihrer Flügel, — der Herr hat sie wunderbar gemacht zu seinem Dienste.“

„Alle guten Geister loben den Herrn!“

„Der Herr sei gelobt von Ewigkeit an!“

„Von Ewigkeit zu Ewigkeit, denn vor ihm sind tausend Jahre wie ein Tag!“

— — — Ich stand auf und ging durch die sonnengefüllten Kreuzgewölbe, langsam, bedächtig; weltabwesend schien ich mir selber. Vor einer dunklen Thür machte ich halt. Ich drückte, sie ging auf und ich trat ein, ich wußte selbst nicht warum und wohin; unter dem Signum Pius V. ging ich hindurch, eine Mitra war's mit Hirtenstab. „Pius V. pontifex maximus“ — wie lange die Inschrift schon da oben thronte, so ruhig in aller Stille rings. Durch ein paar dämmerige Vorräume kam ich in ein Gewölbe. Dort standen große, schön geschnitzte Schränke, prächtige Arbeit, für Meßgewänder und Heiligtümer. Darauf kam ein weiter Raum mit alten Steinen an den Wänden und einem bilderreichen Altar dem Fenster gegenüber, das mit seinem runden, einäugigen Lichte durch die ungeheueren Mauern blinzelte. Im ersten Raum sah ich keinen Menschen, und auch im zweiten war alles grabesstill. Darauf trat ich endlich in eine kleine Kapelle, die gleicherweise in halbem Lichte dalag. Ein seidener, schlanker Thronsessel stand auf der einen Seite, ihm gegenüber ein Altar, der in Goldschmuck glänzte, und über der Thür, von weißen Engeln in weißen, faltenreichen Tüchern getragen, rundgeformte Bilder längst verblaßter Menschen. Die Luft war süß und geheimnisvoll von vielhundertjährigem Weihrauch und Kerzenduft erfüllt. Ein schwerer Tisch stand an der einen Seite und darauf, sorgfältig über einem offenen, schweinsledergebundenen Brevier, eine Dekansmütze; an der Wand hing eine alte Uhr, aber sie ging nicht, sie stand. Ich sah mich um und sah, daß ich allein war auch hier in den tiefschweigenden Räumen, ganz allein.

Da plötzlich packte mich heiß ein wunderliches Verlangen. Dort auf dem schweinsledernen Brevier die Dekansmütze, ich wollte sie aufsetzen. Der Wunsch bemächtigte sich meiner stärker und stärker, dort lag sie, — ich konnte nicht anders, konnte nicht widerstehen, — ich setzte die Dekansmütze auf. Jetzt trug ich sie auf dem Kopfe, — ein Schauer überlief mich. An der Wand neben den alten Bildern hing ein Spiegel; ich war allein, es sah mich niemand; rasch trat ich davor und blickte mich an. Da war mir plötzlich als sei ich gar nicht ich, als sei ich eines von den grauen Bildern dicht neben mir. War ich nicht ganz so einer, wie der fahle Franziskaner dort in dem düsteren Rahmen? Voll Staunen starrte ich mich an und voll geheimer Schauer, und ich zwei große, heiße, dunkle Augen auf mich gerichtet, und bleiche starre Züge, meine eigenen Züge, und die Dekansmütze schwebte so geheimnisvoll zupassend mir zu Häupten, als hätte ich sie stets getragen. Ich fühlte eine Geschichte von tausend Jahren in mir und ein Geheimnis.

Da packte es mich — ein Geist, mir war, als wäre ich nun wirklich ein Priester, und zugleich fühlte ich heiße Sehnsuchtsglut in meinem Herzen nach allen heiligen Tröstungen, an die ich lange nicht mehr glaubte. Ich konnte nicht anders: ich kniete vor dem Altar hin und beugte mich und betete ein pater noster nach dem andern und betete so heiß, so süß, so flehentlich, so unsinnig und inbrünstig wie nie zuvor in meinem Leben, obwohl ich doch wußte, daß ich mich selbst betrog. Zu Gott Vater und der Jungfrau und allen Heiligen betete ich, das Kind des zwanzigsten Jahrhunderts, es war wie ein Werben, geboren zu werden, aufgenommen zu werden zu den Freuden der Heiligen, geheiligt zu werden, erhoben zu werden. Es war wie ein großes Sich hingebenwollen und zum Opfer darbieten und Sehnsuchterfülltsein und seiner Sinne nicht mehr mächtig sein; ich fühlte alles inbrünstige, thränenheiße Verlangen Savonarolas und Loyolas, und es ergriff mich, als sei ich plötzlich einer von ihnen, so mit weiß schimmernden, zum Himmel gerichteten Augen, so mit über sich selbst hinauswollender, überschäumender Seele kniete ich, als sollte sich mir im nächsten Augenblick der Himmel öffnen, und meinen verzückten Augen ein Wunder erscheinen, wie auf dem Bilde des Altars.

Allmählich sank meine Hitze, und es überkam mich eine große Müdigkeit. Erschöpft ließ ich mich auf den Thronsessel dem Altar gegenüber nieder. — — — Als ich aufwachte, blickte ich um mich. Die Sonne lag nur noch halb im Fenster und schien matter und falber. Ich sah nach der alten Uhr, die Uhr stand — auf zwölf wie sie vorhin gestanden hatte; — — — denn „tausend Jahre sind vor Dir wie ein Tag!“

– Auf einen Augenblick überkam mich eine Angst, als stünde die Zeit, und ich wäre verzaubert. Da erinnerte ich mich an mein Gebet von vorhin; — ich wollte aufspringen von meinem Sessel, allein ich blieb, ich konnte mich nicht zwingen, es war so grabesstill, es war mir wie ein Lied von der Zeit, und so süß noch, zu sitzen und zu lauschen. Wenn nur nicht etwa die Pforte schon zur Nacht geschlossen war, — aber ich rührte mich nicht, trotz der Besorgnis.

Neben mir gewahrte ich einen Bogen Papier, er lag über dem Brevier auf dem Tisch. Mit ungewollter Würde eines Bischofs griff ich danach. Es war ein gedrucktes Formular; ich laß: una messa semplice . . . una messa santissima . . . und daneben Spendenpreise. Eine starke Ernüchterung wollte mich fassen, — jetzt war es Zeit, — ich wollte fort, mich endlich losmachen, ja über mich die Achsel zucken und über den Nachmittag, der hinter mir lag. Aber wunderlich, dennoch blieb ich — noch einmal. Ich sah die alten Bilder an mit ihren heißen, ehrlichen Augen, und sie sprachen zu mir von ihrer Wahrheit. Mir wurde plötzlich eigen friedlich zu Sinn; zugleich aber empfand ich, als ob sich eine Decke von meiner Seele hob, die darüber gelegen hatte, wie die Vorhänge vor den Kirchenbildern zur Osterzeit, und alle Dinge erstanden vor mir in neuer, gleichsam wiedergeborener Gestalt und eigen verklärtem, strahlendem Lichte, das ihrem letzten, innersten Worte, nicht meinen angespannten Sinnen mehr entsprang. Jetzt erhob ich mich, frei, ohne Mühe, kein Zauber hielt mich mehr. So schritt ich unter dem Zeichen Pius V. hindurch und durch die schweigenden Gemächer in den Klostergarten.

Zwischen den Säulen lag die Sonne so gelb, abendgelb und warf ihre Strahlen schräg und goldig flimmernd. Ich sog die warme Luft mit Wonne ein: wie schön war doch die Welt, und wie schön der Tag! Eine große Dankbarkeit ergriff mich. Was für heilige Stunden hatte ich durchlebt! In diesem Augenblick kamen mir Heyses Verse in den Sinn:

„Die Brust vom Hauche der Musen geschwellt,
Mit frohem Busen ein Kind der Welt!“ — — —

Zum letzten Male atmete ich den Duft der blühenden Palmen, die Bienen waren nun bereits zur Ruhe gegangen, sie summten nicht mehr. Ein Abendvogel aber jauchzte sein fröhliches Lied in die Welt hinaus.

Frühling.

Horch, im Winde — wie mild und schön! —
Frauengesang, Lautengetön,
Süßes Jubeln und leises Lachen;
Eia, die Engel des Herrn erwachen!

Eia! Hoch oben, im tiefen Blau,
Weißes Gefieder: lockende Schau!
Säumst Du noch, Seele? Breite die Schwingen!
Lustig hinein in das Lachen und Singen!

Bruno Salmer.

Märzensturm.

In Sturm und Regen steht die Welt,
Die grauen Wolken jagen,
Es braust heran ein rauher Held,
Der will die Feinde rings im Feld
In diesen Märzentagen
Zerschlagen, ja zerschlagen.

Er kommt gesprengt auf wildem Roß,
Das schlägt mit scharfen Hufen,
Und was im Winkel sich verdroß,
Was feig' und mürrisch sich verschloß,
Will an des Thrones Stufen
Er laut zum Kampfe rufen.

Am Thron des Königs hochgeehrt
Muß er als Streiter wachen!
Wem stark des Lebens Drang nicht gährt,
Der ist des Herrschers Blick nicht wert,
Die mäht er hin mit Lachen,
Die Welken und die Schwachen!

So schafft er Bahn, der jähe Held,
Mit seinen harten Streichen,
Bis einst sein König Heerschau hält! —
Der Sturm, der um die Dächer gellt,
Er trägt ein Heroldzeichen,
Das stammt aus Lenzes Reichen!

Du Ritter, der die Welt durchzieht,
Die Herzen auch durchstürme!
Was krank und morsch Dein Auge sieht,
Was scheu des Lebens Helle flieht,
Vertilg es, das Gewürme,
Stürme, mein Ritter, stürme!

Julius Koch.

Der Tod.

„Mut um den Tod zu sehn?“ — „Noch keiner sah ihn.“ — „Doch dulden müßt Ihr ihn.“ —
Byron.

In tiefer Finsterniß sitzt Luzifer,
Gedankenschwer das blasse Haupt gestützt . . .
Es zischen grüne Schlangen um ihn her
In Felsen, wo einst Gotteslicht geblitzt —
Aus schwarzen Höhlen rinnen Tropfen nieder,
Krächzende Raben spreizen ihr Gefieder . . .

Er sinnt und sinnt. Auf seiner bleichen Stirn
Zieh'n Schatten hin von längst verlor'nem Glanz — —
Er schaut das Meer, den schneegekrönten Firn,
Der dunklen Wälder dufterfüllten Kranz,
Im Hügelmoos die silberfrischen Quellen —
Gaukelndes Spiel der sonnenfrohen Wellen . . .

Vom Felsensitze springt er jäh empor
Und gräbt die Nägel in die Wände ein —
Ein Brüllen dringt aus seiner Brust hervor,
Gestöhn der grimmigsten Verzweiflungspein —
„O, daß ich niemals — nie — Dich wiederschaue,
Lockende Lust der Paradiesesaue!“

Da hebt sich neben ihm mit finsterm Blick
Ein hohles Antlitz, höhnisch unbewegt . . .
„Beweinst Du, Schwächling, stets noch Dein Geschick?
Mein Groll hat sich schon lang zur Ruh gelegt.
Ich lad' die Menschheit nicht zum tollen Reigen —
Wankenden Schrittes führ ich sie — ins Schweigen!“

„So willst Du, Frecher, in der Hölle noch
Dich überheben mit dem Bettlerstolz?
Glaub', der da droben spannt Dich doch ins Joch,
Und überwindet Dich am Kreuzesholz!
Mir, einzig mir ist dieses Reich hienieden —
Dienend dem Gott, bist Du von ihm geschieden!“

Da reckt sich langsam in die Höh' der Tod. —
Es schleicht ein Schaudern durch der Hölle Schlund —
Es wälzt sich das Gewürm in Schmerzensnot —
Selbst Luzifer erbebt im Herzensgrund . . .
Am Fels hin gleiten flehend tausend Hände —
Wehvolle Stimmen ächzen an die Wände . . .

Die geisterhaften Augen thuen kund
Welch' tiefes Elend sie zu schau'n gelernt —
Wie Leichenkälte weht's aus fahlem Mund,
Dem Lieb' und Lust auf Ewigkeit entfernt —
„Was kümmert mich des Höllenreiches Grenze?
Häuf' ich in Frieden doch mir Sterbekränze!“

In höchstem Zorn fährt Luzifer empor:
„Nie soll Dir eine Friedensernte blüh'n!
Gleich mir bleib' Du ein wundgejagter Thor,
Verflucht zur Unrast für Dein rastlos Müh'n!
Doch um die letzte Stunde wirst Du ringen —
Ewig im Kampf nur Deine Menschen zwingen!“

Erna Ludwig.

Schranklied.

Jeder hat in seinen Schränken
Ein klein wenig zu verschenken.
Wär' der Schrank auch arm und klein,
Ein Geschenk wird drinnen sein.

Hat die Mutter braune Nüßchen,
Hat die Tochter warme Küßchen;
Und der Dichter hat im Schrank
Einen sehnsuchtsüßen Sang.

Ach, was wär denn unser Leben,
Könnten wir nicht geben, geben!
Und was hätt' denn sonst der Nacht
Ihren holden Traum gebracht?

Menschen, müßt nur immer hoffen:
Bald sind alle Schränke offen,
Und die Liebe siegt ja doch.
Still! Schon knarrt das Schlüsselloch . . .

Hans Müller.

Sprüche.

Das erste Modeblatt erschien im Paradies;
Frau Eva pflückte selbst es ab in Ehren.
Es fehlt nicht viel, so zeigt uns heute neu Paris,
Daß stets die alten Moden wiederkehren.

*

Jedem, der den Weg Dir kreuzt,
Sei nicht dienstlerbötig,
Wer sich mit den Fingern schneuzt,
Hat kein Schnupftuch nötig.

*

Ob ins Heu das Feuer fiel
Oder Heu in's Feuer,
Ist ein müßig Fragespiel,
Wenn verbrannt die Scheuer.

Ist der Pelzrock neu,
Verkriecht die Laus sich scheu.
In schäbigen Pelzen
Geht sie auf — Stelzen.

*

Wie sehr Du's lobst,
Mir ferne bleib'
Anbrüchig Obst,
Anrüchig Weib!

*

Unbarmherzig ist die Welt,
Namentlich die große kleine:
Wer in einem Dorf gestrauchelt,
Kommt nicht leicht mehr auf die Beine.

Th. Vulpinus.

Dramatische Skizzen

von

Nikolai Gogol.

Aus dem Russischen von **Hans Gerschmann.**

(Fortsetzung und Schluß.)

III.

Das Bedientenzimmer.

Das Theater zeigt ein Vorzimmer. Rechts eine Thür zur Treppe, links zum Saal. Im Hintergrunde, etwas seitwärts, die Thür zum Kabinett. Die ganze Wand entlang, fast bis dicht zu den Thüren, führt eine lange Bank. **Peter, Iwan** und **Gregor** sitzen darauf und schlafen, die Köpfe haben sie gegenseitig auf die Schulter gelehnt. An der Treppenthür wird stark geläutet. Die Lakaien wachen auf.

Gregor. Marsch, mach' die Thür auf. Es klingelt.

Peter. Was sitzt Du denn da? Hast Du vielleicht Blasen an den Füßen? Kannst Du nicht selbst aufstehn?

Iwan (schlägt mit der Hand.) Nun, da bleibt doch schon nichts übrig, ich muß selbst aufmachen. (Macht die Thür auf und ruft.) Es ist Andruschka.

Andruschka (tritt auf in Mütze, Mantel und mit einem Bündelchen in der Hand.)

Gregor. Nun, Du Moskauer Krähe! Von wo bist Du hergeschneit?

Andruschka. Ach Du finnische Nachteule! Wenn Du nur für mich laufen müßtest. Das (hebt das Bündel hoch) läßt sie mich zur Putzmacherin tragen nach der Petersburger Seite. Die zwanzig Kopeken für den Iswoschtschik langt sie nicht vor; um Gotteswillen! Und zu Euerm soll ich auch. Wie ist es, schläft er?

Gregor. Wer? Der Bär? Nein, er hat noch nicht aus seinem Lager gebrüllt.

Peter. Ist es wahr, daß Eure Gnädige Euch Strümpfe stopfen läßt? (Alle lachen.)

Gregor. Also ein Stopfermädel bist Du, Bruder? Da wollen wir Dich lieber gleich so nennen.

Andruschka. Das ist gelogen, ich habe noch niemals gestopft.

Peter. Man weiß schon, wie das bei Euch ist. Da ist einer bis zum Mittag Koch, und nach dem Essen Kutscher oder Lakai, oder er macht Schuhe.

Andruschka. Na, und was schadet das? Ein Handwerk hindert doch nicht das andre. Ich bin Lakai und Damenschneider, das ist richtig. Ich nähe für die Gnädige und für andere auch, und ich verdiene mir ein paar Groschen damit. Und ihr thut einfach gar nichts.

Gregor. Nein, Bruder, anständige Herrschaften lassen den Lakaien nicht arbeiten; dafür ist der Handwerker da. Beim Grafen Bulkin, Bruder, sind zum Beispiel allein dreißig Mann Bediente, und da heißt es schon nicht so einfach, Bruder: „He, Petruschka, geh' mal da hin". „Nein", sagt er, „das ist nicht meine Sache; sein Sie so gut, dem Iwan zu befehlen". So gehört sich's. So muß es sein, wenn ein Herr leben will wie ein Herr. Aber Euer Kiebitz kam aus Moskau angefahren in einem Reisewagen, wie 'ne aufgeknackte Nuß, den Pferden die Schwänze mit 'nem Strick festgebunden. (Sie lachen.)

Andruschka. Nun, Du Speilzahn, Du Speilzahn! Was hast Du nun davon, daß Du den ganzen Tag lang liegst? Dafür hast Du auch nicht eine Kopeke in der Tasche.

Gregor. Was geht mich Deine Kopeke an? Wozu habe ich denn einen Herrn? Den Lohn giebt er mir, ob ich arbeite oder nicht. Und weßhalb soll ich für die alten Tage sammeln? Was ist das für ein Herr, wenn er seinem Diener nicht einmal Pension zahlt.

Andruschka. Es heißt, die Kollegen wollen einen Ball geben; ist das wahr?

Peter. Ja; wirst Du auch kommen?

Andruschka. Was heißt Ball? Das wird auch ein netter Ball sein.

Gregor. Nein, Bruder, das wird ein Ball, wie er im Buch steht. Es ist ein Rubel pro Mann gezahlt und mehr. Der Koch des Fürsten hat fünf Rubel gegeben und will selbst das Essen machen. Es wird eine großartige Aufnahme, nicht bloß Nüsse zu knacken; wir haben schon zwanzig Pfund Konfekt gekauft, und Eis giebt's auch. (Ein feines Klingeln aus dem Kabinett des Herrn.)

Andruschka. Marsch! Der Herr klingelt.

Gregor. Kann warten. Lumination wird auch angesteckt. Musik ist gemietet, nur wurden wir nicht einig; es ist kein Baß, sonst . . . (Es klingelt im Kabinett lauter als vorher.)

Andruschka. Marsch, marsch. Es klingelt.

Gregor. Kann warten. Nun, was giebst Du?

Andruschka. Was heißt Ball. Das ist alles so 'ne Sache.

Gregor. Nun, mach' den Beutel auf, Stopfermädel. Sieh ihn bloß an, Petruschka, wie er . . . . (Zeigt auf ihn mit dem Finger. Inzwischen öffnet sich die Thür, und der **Herr**, im Schlafrock, streckt die Hand aus und packt **Gregor** am Ohr; alle stehen auf.)

*

Der Herr. Wie, ihr Taugenichtse! Drei Menschen, und wenn doch nur einer sich erheben möchte. Und ich klingle aus aller Kraft, so daß ich beinahe die Schnur abgerissen hätte.

Gregor. Es war nichts zu hören, gnädiger Herr.

Herr. Das ist gelogen.

Gregor. Wahrhaftig. Warum sollte ich lügen? Peter hat auch da gesessen. Das ist so eine Glocke, gnädiger Herr, die zu gar nichts taugt; es ist niemals irgend was zu hören. Man muß den Schlosser rufen.

Herr. Nun, so rufe den Schlosser.

Gregor. Ich hatte es schon dem Haushofmeister gesagt. Was hilft das? Er schimpft einen nur aus.

Herr (sieht den fremden Lakaien.) Was ist das für ein Mensch?

Gregor. Er kommt von Anna Petrowna mit einem Auftrag für Sie.

Herr. Nun, was bringst Du?

Andruschka. Die gnädige Frau läßt grüßen und bestellen, daß sie Sie heute besuchen wird.

Herr. Warum, weißt Du nicht?

Andruschka. Nein, sie sagte nur: Sage Fjodor Fjodorowitsch, daß ich grüßen lasse und ihn besuchen werde.

Herr. Wann, um welche Zeit?

Andruschka. Ich weiß nicht, um welche Zeit. Sie sagte nur: bestelle, sagte sie, dem Fjodor Fjodorowitsch, daß ich selbst, sagte sie, ihn besuchen werde . . .

Herr. Gut. Peter, hilf mir sofort, mich ankleiden; ich gehe aus. Und Ihr — niemand empfangen. Verstanden? Es wird allen gesagt, daß ich nicht zu Hause bin! (Geht ab, **Peter** folgt ihm.)

*

Andruschka (zu Gregor.) Nun siehst Du, da hast Du's mal bekommen.

Gregor (schlägt mit der Hand.) Ach, das ist der Dienst. Gieb Dir Mühe wie du willst, geschimpft wirst Du immer. (An der Treppenthür klingelt es wieder.) Da ist schon wieder irgend ein Kerl. (Zu Iwan) Marsch, mach' auf, was sperrst Du das Maul auf. (**Iwan** macht die Thür auf; ein **Herr im Pelz** tritt ein.)

Der Herr im Pelz. Ist Fjodor Fjodorowitsch zu Hause?

Gregor. Nein.

Der Herr im Pelz. Das ist verdrießlich. Weißt Du nicht, wohin er gefahren ist?

Gregor. Nein. Vermutlich ins Departement. Wie soll ich Sie melden?

Der Herr im Pelz. Sage, daß Herr Njeweleschtschagin da war, und daß es ihm sehr leid that, den Herrn nicht zu treffen. Verstanden? Vergiß nicht: Njeweleschtschagin.

Gregor. Lentjagin.

Der Herr im Pelz (lauter.) Njeweleschtschagin.

Gregor. Der Herr sind Deutscher?

Der Herr im Pelz. Was für ein Deutscher. Einfach russisch: Njeweleschtschagin.

Gregor. Hörst Du, Iwan, vergiß nicht. Jerdaschagin. (Der Herr geht ab.)

Andruschka. Adieu, Brüder, es ist auch Zeit für mich.

Gregor. Wirst Du nun also auf den Ball kommen?

Andruschka. Na, ich werde noch sehen. Adieu, Iwan!

Iwan. Adieu! (Geht, die Thür aufzumachen.)

*

(**Das Stubenmädchen** läuft schnell durch den Flur.)

Gregor. Wohin, wohin? Sehen Sie einen doch wenigstens an! (Hält sie am Rock fest.)

Mädchen. Es geht nicht, es geht nicht, Gregor Pawlowitsch! Halten Sie mich nicht auf, ich habe gar keine Zeit. (Reißt sich los und läuft durch die Treppenthür.)

Gregor (sieht ihr nach.) Da, wie sie saust. (Lacht.) Ha, ha, ha!

Iwan (lacht.) Hi, hi, hi! (**Der Herr** tritt auf. **Iwan** und **Gregor** schneiden plötzlich ernste Fratzen und stehen auf. **Gregor** nimmt den Pelz vom Haken und wirft ihn dem Herrn auf die Schulter. der Herr geht ab; **Gregor** steht mitten im Zimmer und pult mit dem Finger in der Nase.)

Gregor. Da hätte man nun freie Zeit, der Herr ist weg, was könnte schöner sein — nein, gleich hat der Teufel diesen Dickbauch von Haushofmeister da.

(Hinter der Scene.) Die Stimme des Haushofmeisters. Das ist doch, als ob der liebe Gott einen straft, zehn Menschen im Hause, und wenn doch einer aufräumen möchte.

Gregor. Da fängt der Dickwanst schon zu schreien an.

Haushofmeister (tritt auf, lebhaft gestikulierend und mit den Händen schlagend.) Ihr solltet wenigstens euer Gewissen fürchten, wenn ihr schon Gott nicht fürchtet. Nicht einmal die Teppiche sind bis jetzt geklopft. Sie, Gregor Pawlowitsch, sollten den andern ein Beispiel geben, und Sie schlafen egal weg von morgens bis abends. Die Augen sind Ihnen schon ganz verschwommen vom Schlaf, wahrhaftigen Gott! Sie sind doch der reine Hallunke, Gregor Pawlowitsch.

Gregor. Bin ich denn nicht auch ein Mensch, daß ich nicht einmal schlafen soll?

Haushofmeister. Dagegen sagt keiner ein Wort. Warum nicht schlafen? Aber nicht den ganzen Tag. Nun, und Du Peter Iwanowitsch-

Ich will kein böses Wort sagen, aber Du bist doch wahrhaftig das reine Schwein. Was hast Du denn zu thun? Zwei oder drei Leuchter zu putzen. Nun, was hältst Du Maulaffen feil? (Peter geht langsam ab.) Und Dir, Wanka, gehört einfach eins ins Genick.

Gregor (geht ab.) Ach, Leben, Leben. Mit dem Morgen geht das Gekeif los.

Haushofmeister (bleibt allein.) Darauf kommt's an, daß jeder Mensch seine Schuldigkeit kennt. Wenn Diener, dann Diener; Edelmann, dann Edelmann; Bischof, dann Bischof. Sonst finge jeder an .... Ich z. B. würde sagen: „Nein, ich bin nicht Haushofmeister, sondern Gouverneur, oder irgend so etwas von der Infanterie". Natürlich würde mir Jeder gleich sagen: „Nein, das ist gelogen; Du bist Haushofmeister und nicht General — so ist's. Deine Schuldigkeit ist's, auf das Haus aufzupassen, und auf die Diener — so ist's! Für Dich ist nicht bong schabr. kommang wuh frangßeh; auf Ordnung sollst Du sehen, aufpassen — so ist's! Ja."

(Anna tritt auf, das Stubenmädchen aus dem Nachbarhause.)

Haushofmeister. Ah, Anna Gawrilowna! Was meine Hochachtung anbetrifft, so sehe ich Sie mit großem Vergnügen.

Anna. Stören Sie sich nicht, Lawrenti Pawlowitsch! Ich bin nur so auf eine Minute herübergehuscht. Ich traf den Wagen Ihres Herrn und hörte, daß er nicht zu Hause ist.

Haushofmeister. Das haben Sie sehr gut gemacht. Ich und die Frau werden uns sehr freuen. Bitte, setzen Sie sich doch.

Anna (setzt sich.) Sagen Sie, wissen Sie etwas von dem Ball, der in den nächsten Tagen sein soll?

Haushofmeister. Gewiß. Es ist gewissermaßen, sehen sie gütigst, auf Kollekte. Der eine, der andere, gewissermaßen so zu sagen, der dritte. Das macht übrigens zusammen eine große Summe. Ich habe mit der Frau zusammen fünf Rubel gegeben. Nun natürlich ein Ball, oder wie man gewöhnlich sagt, eine Soiree. Schließlich wird auch, gewissermaßen zu sagen, eine kalte Bewirtung sein. Für die jungen Leute Tänze und ähnliche Vergnügungen.

Anna. Ich komme ganz bestimmt! Ich kam bloß fragen, ob Sie mit Agafja Iwanowna kommen werden.

Haushofmeister. Agafja Iwanowna spricht immer nur von Ihnen.

Anna. Ich fürchte nur die Gesellschaft.

Haushofmeister. Nein, Anna Gawrilowna, wir werden gute Gesellschaft haben. Ich kann es noch nicht sicher sagen, aber ich hörte, daß der Kammerdiener des Grafen Tolstogub da sein wird, der Diener und die Kutscher des Fürsten Bruchopezki, das Stubenmädchen einer Fürstin .... ich glaube, auch einige Beamte werden da sein.

Anna. Eins gefällt mir nicht sehr, daß Kutscher da sein werden. Sie riechen immer nach einfachem Tabak oder Schnaps, und dann sind sie so ungebildet, solche Flegel.

Haushofmeister. Erlauben Sie, Ihnen zu bemerken, Anna Gawrilowna, daß zwischen Kutscher und Kutscher ein Unterschied ist. Es ist schließlich richtig, daß die Kutscher sich nach ihrer Gewohnheit meist immer bei den Pferden befinden und mitunter, mit Erlaubniß zu sagen, Mist fegen. Schließlich, ein einfacher Mensch trinkt auch ein Glas Schnaps, oder aus Unzulänglichkeit raucht er auch gewöhnlichen Knaster, wie ihn meistenteils das einfache Volk braucht. So ist es natürlich, daß er zuweilen, gewissermaßen zu sagen, nach Mist oder Schnaps riecht — das ist allerdings alles so; jedoch räumen Sie selbst ein, Anna Gawrilowna, daß es auch solche Kutscher giebt, die, wenn auch Kutscher, doch nach ihrer Gewohnheit mehr so zu sagen Stalllakaien als Kutscher sind. Ihre Pflicht, oder sich so auszudrücken, Direktion, besteht darin, daß sie Hafer ausgeben, oder Vorreiter und Kutscher ausschimpfen, wenn sie etwas versehen haben.

Anna. Wie schön Sie sprechen, Lawrenti Pawlowitsch, ich möchte Ihnen immer nur zuhören.

Haushofmeister (mit zufriedenem Lächeln.) Das ist nicht der Rede wert, mein Fräulein! Es ist freilich richtig, daß nicht jedem Menschen die Rede gegeben ist, gewissermaßen zu sagen die Gabe des Wortes. Natürlich passiert es zuweilen ... daß, die Stotterer, wie man gewöhnlich sagt ... ja, oder so andere, ähnliche Zufälle, was übrigens von der Natur herrührt ... Beliebt es Ihnen nicht, ins Zimmer einzutreten?

(Anna geht, der Haushofmeister folgt ihr.)

IV.

Petersburger Kabale und Liebe.

(Fragment.)

(Zimmer im Hause der Maria Alexandrowna. Maria Alexandrowna, eine Dame gesetzten Alters, und Michailo Andrejewitsch, ihr Sohn.)

Maria Alexandrowna. Höre, Mischa, ich wollte schon lange mit Dir reden; Du mußt den Dienst wechseln.

Mischa. Bitte, morgen, wenn Du willst.

Maria Alexandrowna. Du sollst Militär werden.

Mischa (reißt die Augen auf.) Militär?

Maria Alexandrowna. Ja.

Mischa. Wie Mamachen, Militär?

Maria Alexandrowna. Nun, warum wundert Dich das so?

Mischa. Erbarmen Sie sich! Wissen Sie denn nicht, daß man da zuerst Junker werden muß?

Maria Alexandrowna. Nun, dann dienst Du also ein Jahr als Junker, und dann wirst Du zum Offizier befördert; das ist schon meine Sache.

Mischa. Aber was finden Sie denn Militärisches

an mir? Ich habe doch absolut keine militärische Figur. Überlegen Sie das doch noch, Mütterchen. Ich bin wirklich so erstaunt, daß . . . daß . . . daß ich wirklich nicht weiß, was ich denken soll. Gott sei Dank, bin ich so ziemlich wohlbeleibt und wenn ich die Junkeruniform mit kurzen Schößen anziehe, — das wird nicht anzusehen sein.

Maria Alexandrowna. Das ist egal. Wenn Du Offizier wirst, trägst Du einen so langen, faltigen Rock, daß von Deiner Wohlbeleibtheit nichts zu merken ist. Es ist sogar besser, daß Du etwas dick bist, — man befördert Dich schneller: sie werden nicht gern so einen dicken Lieutenant im Regiment haben wollen.

Mischa. Aber Mütterchen, ich habe doch nur noch ein Jahr, ein einziges Jahr bis zum Kollegienassessor. Schon zwei Jahre bin ich im Rang des Titulärrats.

Maria Alexandrowna. Hör auf, hör auf! Das Wort „Titulär" zerreißt mir die Ohren; man kommt dabei, weiß Gott worauf. Mein Sohn soll in der Garde dienen, das will ich.

Mischa. Aber bedenken Sie doch, Mütterchen. Sehen Sie mich gut an, und mein Äußeres auch: schon auf der Schule nannten sie mich Hamster. Im Militärdienst ist vor allem nötig, daß man gut reitet und eine laute Stimme hat, und hohen Wuchs und Taille.

Maria Alexandrowna. Das findet sich, das findet sich alles. Ich will unbedingt, daß Du dienst, ich habe einen wichtigen Grund dafür.

Mischa. Welchen Grund denn?

Maria Alexandrowna. Nun, einen wichtigen.

Mischa. Sagen Sie doch lieber, welchen Grund.

Maria Alexandrowna. So, einen Grund — ich weiß wirklich nicht, ob Du ihn ganz begreifen wirst. Die Guboliisowa, das dumme Geschöpf, sagt vorgestern bei Rogoshinski, und absichtlich so, daß ich's hören muß . . . Ich sitze als dritte von ihr . . . Vor mir Sophie Batruschkowa, die Fürstin Alexandrine und nach der Fürstin Alexandrine gleich ich. Was denkst Du wohl, daß dieses Wesen sich erfrecht zu sagen? — Ich wollte sofort von meinem Platz aufstehen, und wäre die Fürstin Alexandrine nicht gewesen, so weiß ich nicht, was ich gethan hätte. Sie sagt: „Es freut mich sehr, daß man zu den vornehmen Bällen keine Civilbeamten zuzieht. Das ist alles, sagt sie, mauvais genre, es haftet ihnen etwas Unanständiges an. Ich freue mich, sagt sie, daß mein Alexis diesen gräulichen Frack nicht trägt." — Und das brachte sie alles mit solcher Ziererei heraus, mit solchem Ton . . . wirklich so . . . ich wußte gar nicht, was ich vor Wut mit ihr anfangen sollte. Und ihr Sohn ist ein Schafskopf, wie er im Buche steht; er weiß vor Dummheit kaum die Füße zu setzen. Solch eine widerwärtige Kanaille.

Mischa. Wie Mütterchen, das ist also der Grund?

Maria Alexandrowna. Ja; nun will ich gerade, daß mein Sohn auch in der Garde dient und überall auf den besten Bällen ist.

Mischa. Erbarmen Sie sich, Mütterchen, nur weil das dumme Frauenzimmer . . .

Maria Alexandrowna. Nein, ich bin ganz fest entschlossen. Laß sie platzen vor Wut, laß sie toben.

Mischa. Aber . . .

Maria Alexandrowna. Oh, ich werde ihr zeigen! Und wenn ich alles aufbieten müßte, mein Sohn muß auch in der Garde sein. Mag es gehen wie es will, das muß sein. Ich werde jeder Kanaille erlauben, sich vor mir aufzublasen und sich mit ihrem stumpfnäsigen Sohn zu haben? Nein, das wird nie geschehen. Wie es Ihnen beliebt, Natalie Andrejewna.

Mischa. Glauben Sie denn, daß sie sich darüber ärgert?

Maria Alexandrowna. Oh, ich erlaube das nicht!

Mischa. Wenn Sie denn durchaus wollen, Mamachen, werde ich in den Militärdienst gehen; nur werde ich mir in Uniform wahrhaftig selbst komisch vorkommen.

Maria Alexandrowna. Mindestens wird das viel anständiger sein, als dieser elende Civil-Frack. Nun das zweite: ich will Dich verheiraten.

Mischa. Mit einem Mal den Dienst wechseln und heiraten?

Maria Alexandrowna. Warum? Ist es denn etwa nicht möglich, den Dienst zu wechseln und zu heiraten?

Mischa. Ich habe mich noch nicht dazu entschlossen. Ich will noch nicht heiraten.

Maria Alexandrowna. Du wirst schon wollen, wenn Du erst weißt, wen. Durch diese Heirat sicherst Du Dir Glück in der Karrière und im Familienleben. Mit einem Wort, ich will Dich mit der Fürstin Schlepochwostowa verheiraten.

Mischa. Aber Mütterchen, die ist ja von einer Dummheit erster Klasse.

Maria Alexandrowna. Durchaus nicht erster Klasse, sondern so wie alle übrigen. Sie ist ein sehr angenehmes Mädchen; sie hat nur etwas wenig Gedächtnis. Mitunter vergißt sie sich dann, und sagt etwas an der falschen Stelle. Aber das ist nur aus Zerstreutheit, und dafür intrigiert sie nicht und heckt niemals irgend etwas Böses aus.

Mischa. Erbarmen Sie sich; die sollte auch noch intrigieren! Sie bekommt kaum ein Wort heraus, und das ist dann immer so, daß man nur die Hände faltet, wenn man es hört. Sie wissen selbst, Mütterchen, daß die Heirat Herzenssache ist, daß die Seelen . . .

Maria Alexandrowna. Nun richtig, das hatte ich doch schon geahnt. Höre gefälligst auf zu liberalisieren. Das steht Dir nicht, ich habe Dir das schon zwanzig Mal gesagt. Das mag für andere passen, für Dich paßt es ganz gewiß nicht.

Mischa. Ach, Mamachen, wann und worin bin ich Ihnen ungehorsam gewesen? Ich bin bald

dreißig Jahre alt und immer bin ich Ihnen wie ein Kind in allem gefolgt. Sie befehlen mir hinzufahren, wohin ich um die Welt nicht fahren möchte — und ich fahre und lasse gar nicht merken, daß mir das schwer fällt. Sie befehlen mir, bei irgend Jemand zu antichambrieren, und da antichambriere ich bei irgend Jemand, obgleich mir das wahrhaftig nicht nach dem Herzen ist. Sie befehlen mir, auf den Bällen zu tanzen, und ich tanze, obgleich alle über mich und meine Figur lachen. Schließlich befehlen Sie mir, den Dienst zu wechseln, und ich wechsele den Dienst; mit dreißig Jahren gehe ich unter die Junker, mit dreißig Jahren mache ich mich Ihnen zu Gefallen zum kleinen Jungen, und bei alledem werfen Sie mir jeden Tag meinen Liberalismus ins Gesicht. Es vergeht nicht eine Minute, ohne daß Sie mich einen Liberalen nennen. Hören Sie, Mütterchen, das thut weh; ich sage Ihnen, das thut weh. Ich wäre wohl wert, für meine Liebe und Aufmerksamkeit gegen Sie mehr . . .

Maria Alexandrowna. Rede gefälligst nicht! Als ob ich nicht wüßte, daß Du ein Liberaler bist, und ich weiß auch, wer Dir das alles beibringt: alles dieser gräuliche Ssabatschkin.

Mischa. Nein, Mütterchen, das ist doch zu stark, daß ich diesem Ssabatschkin nun gar folgen soll. Er ist ein Schweinehund, ein Spieler, und alles, was Sie wollen. Aber diesmal ist er ohne Schuld. Ich gestatte ihm nie auch nur den Schatten eines Einflusses auf mich.

Maria Alexandrowna. Ach, mein Gott, was für ein schrecklicher Mensch. Ich erschrak, als ich ihn kennen lernte. Ohne Grundsätze, ohne Tugend — was für ein ekelhafter Mensch! Wenn Du wüßtest, was er über mich herumklatschte! . . . Ich konnte drei Monate nirgends die Nase zeigen: Daß man bei mir abgeträufelten Talg zu essen bekommt; daß bei mir ganze Wochen lang die Teppiche nicht abgebürstet werden; daß ich auf den Korso fuhr mit einem Pferdegeschirr aus einfachen Stricken und mit dem Kummet von einem Iswoschtschik. — Ich wurde ganz rot; ich war über eine Woche krank; ich weiß nicht, wie ich alles das ertragen konnte. Wahrhaftig, nur der Glaube an die Vorsehung hielt mich aufrecht.

Mischa. Und von diesem Menschen glauben Sie, daß er mich beherrschen kann, und Sie glauben, ich gestatte . . .

Maria Alexandrowna. Ich sagte, daß er mir nicht unter die Augen kommen darf, und nur durch eins kannst Du Dich rechtfertigen, wenn Du ohne jeden Eigensinn noch heute der Fürstin eine Declaration machst.

Mischa. Nun Mütterchen, und wenn das unmöglich ist?

Maria Alexandrowna. Wie unmöglich? Warum das?

Mischa (bei Seite.) Nun, das ist der entscheidende Augenblick . . . (Laut.) Erlauben Sie, daß ich hier wenigstens meinen eigenen Kopf habe, wenigstens in einer Sache, von der das Glück meines künftigen Lebens abhängt. Sie haben mich noch nicht gefragt . . nun, ob ich in eine andere verliebt bin.

Maria Alexandrowna. Ich gestehe, das ist mir etwas Neues. Davon habe ich noch nie etwas gehört. Nun, wer ist denn diese Andere?

Mischa. Ach, Mamachen, ich versichere Ihnen: ein solches Wesen ist noch nie dagewesen, — ein Engel, ein Engel an Körper und Geist.

Maria Alexandrowna. Aus welcher Familie ist sie denn? Wer ist der Vater?

Mischa. Der Vater heißt Alexander Alexandrowitsch Odossimow.

Maria Alexandrowna. Odossimow? Ich habe den Namen nie gehört. Ich weiß nichts von Odossimow . . . wie, ist er reich?

Mischa. Ein seltener Mensch, ein wunderbarer Mensch.

Maria Alexandrowna. Und reich?

Mischa. Wie soll ich sagen? Sie müßten ihn sehen. Eine solche Seelengröße giebt's nicht mehr in der Welt.

Maria Alexandrowna. Was ist er denn nun eigentlich? Was besitzt er?

Mischa. Ich begreife nicht, Mamachen, was Sie wollen. Erlauben Sie mir, Ihnen offen meine Gedanken darüber zu sagen. Wie das auch zugehen mag, es giebt jetzt vielleicht in ganz Rußland nicht einen Menschen, der nicht eine reiche Braut sucht. Jeder will sich durch die Mitgift der Frau aufhelfen. Nun, unter Umständen ist das ja zu entschuldigen. Ich verstehe, daß ein armer Mensch, der in der Karriere oder sonst wie nicht Glück hatte, den vielleicht übergroße Ehrlichkeit hinderte, sich ein Vermögen zu sammeln — kurz, woran es auch liegen mag, ich verstehe, daß er eine reiche Braut sucht, und vielleicht thäten die Eltern nicht recht, wenn sie ihm nicht gäben, was seinen Eigenschaften gebührt, und ihm die Tochter verweigerten. Aber urteilen Sie selbst, ob ein reicher Mensch recht hat, der auch nach reichen Bräuten fischt — was soll dann aus der Welt werden? Das ist doch ganz ebenso, als ob man über den Pelz noch einen Paletot anzieht, wenn es einem ohnehin schon warm ist, während dieser Paletot vielleicht einem andern sehr helfen könnte! Der Vater hat alles, was er hatte, auf die Erziehung der Tochter verwendet.

Maria Alexandrowna. Genug, genug! Ich halte es nicht aus, mehr zu hören. Alles weiß ich schon, alles! Du hast Dich in eine Herumtreiberin verliebt, in irgend eine Fuhrmannstochter, die sich Gott weiß womit abgiebt.

Mischa. Mütterchen.

Maria Alexandrowna. Der Vater Säufer,

die Mutter Küchenmagd, die Verwandtschaft Schutzleute oder in der Branntweinverwaltung . . . und ich muß das alles anhören, und ich muß alles das dulden, dulden vom leiblichen Sohn, für den ich das eigene Leben nicht schonte . . . Nein, das überlebe ich nicht!

Mischa. Aber Mütterchen, gestatten Sie . . .

Maria Alexandrowna. Mein Gott, welch' eine Moral bei diesen jungen Leuten! Nein, ich überlebe das nicht, das schwöre ich, ich überlebe das nicht . . . Ach, wie wird mir! Der Kopf schwindelt mir! (Schreit auf.) Ach, Kolik in der Seite! . . . Maschka, Maschka, das Fläschchen! . . . Ich weiß nicht, ob ich noch bis Abend lebe. Grausamer Sohn!

Mischa (eilt auf sie zu.) Mütterchen, beruhigen Sie sich doch! Sie selbst schaffen sich . . .

Maria Alexandrowna. Und alles hat dieser scheußliche Ssabatschkin angerichtet! Ich weiß nicht, warum man diese Pestbeule noch nicht überall hinausgeworfen hat.

Lakai (in der Thür.) Herr Ssabatschkin ist da.

Maria Alexandrowna. Wie, Ssabatschkin? Hinaus! Nicht sehen will ich ihn.

*

Dieselben und **Ssabatschkin.**

Ssabatschkin. Entschuldigen Sie gütigst, Maria Alexandrowna, daß ich mich so lange nicht gezeigt habe. Es war mir bei Gott unmöglich. Sie würden nicht glauben, was ich alles zu thun habe; ich wußte, daß Sie böse sein würden; ich wußte es . . . (Er sieht Mischa.) Guten Tag, Bruder, wie geht es Dir?

Maria Alexandrowna (bei Seite.) Ich finde einfach keine Worte. Soll man's glauben? Er entschuldigt sich noch, daß er so lange nicht da war.

Ssabatschkin. Wie ich mich freue, daß Sie, nach dem Gesicht zu urteilen, so frisch und gesund sind. Und wie geht es ihrem Herrn Bruder? Ich dachte, gestehe ich, ihn auch hier zu finden.

Maria Alexandrowna. Wenn Sie den sehen wollten, hätten Sie zu ihm gehen müssen, aber nicht zu mir.

Ssabatschkin (lacht.) Ich kam her, um Ihnen eine sehr interessante Neuigkeit zu erzählen.

Maria Alexandrowna. Ich mache mir nichts aus Neuigkeiten.

Ssabatschkin. Von Natalie Andrejewna Gubomasowa.

Maria Alexandrowna. Wie, von der Gubomasowa? . . . (Bemüht sich, ihre Neugier zu verbergen.) Das ist wohl erst vor kurzem passiert?

Ssabatschkin. In diesen Tagen.

Maria Alexandrowna. Nun, was denn?

Ssabatschkin. Wissen Sie, daß sie eigenhändig ihre Mädchen durchpeitscht?

Maria Alexandrowna. Nein, was Sie sagen? Ach, wie gemein! Ist das möglich?

Ssabatschkin. Ich schwöre Ihnen jeden Eid. Erlauben Sie zu erzählen. Einmal befiehlt sie einem Mädchen, das sich vergangen hat, sich, wie es sich gehört, übers Bett zu legen, und sie selbst geht in das andere Zimmer; ich weiß nicht mehr warum; wie es scheint, die Ruten holen. Inzwischen geht das Mädchen aus irgend welchem Grunde hinaus, und statt ihrer erscheint der Mann der Natalie Andrejewna, legt sich aufs Bett und schläft ein. Natalie Andrejewna erscheint mit den Ruten, befiehlt einem Mädchen, sich ihm auf die Beine zu setzen, bedeckt ihren Mann mit einem Laken und peitscht ihn durch.

Maria Alexandrowna (schlägt die Hände zusammen.) Ach, mein Gott, was für ein Skandal! Wie ist es möglich, daß ich noch nichts davon gehört habe? Ich sage Ihnen, ich war eigentlich immer überzeugt, daß sie imstande ist, so etwas zu thun.

Ssabatschkin. Natürlich. Ich habe das der ganzen Welt gesagt. Da heißt es: „Eine exemplarische Frau, sitzt zu Hause, beschäftigt sich mit der Erziehung der Kinder, unterrichtet sie selbst im Englischen.“ Eine nette Erziehung: peitscht jeden Tag den Mann durch wie eine Katze! . . . Wie leid es mir thut, wirklich, daß ich nicht länger bleiben kann! (Verbeugt sich.)

Maria Alexandrowna. Wohin denn, Andrej Kondratjewitsch? Bekommen Sie das fertig, nachdem Sie so lange nicht hier gewesen sind? Ich war immer gewöhnt, Sie als Freund bei mir zu sehen; bleiben Sie! Ich möchte gern noch über eine gewisse Sache mit Ihnen reden. Höre, Mischa, in meinem Zimmer wartet der Wagenbauer; sprich mit ihm, bitte. Frage, ob er es übernimmt, die Equipage bis zum Ersten umzuarbeiten. Sie soll blau sein mit hellen Leisten, wie die der Gubomasowa. (Mischa geht ab.) Ich habe absichtlich meinen Sohn weggeschickt, um mit Ihnen allein zu sprechen. Sagen Sie, Sie wissen wohl, ob hier ein gewisser Alexander Alexandrowitsch Odossimow lebt.

Ssabatschkin. Odossimow . . . Odossimow . . . Odossimow? Ich weiß, irgendwo existiert ein Odossimow. Übrigens kann ich mich erkundigen.

Maria Alexandrowna. Seien Sie so gut.

Ssabatschkin. Ich besinne mich, ich besinne mich. Es giebt einen Kanzleivorsteher oder so einen ähnlichen Subalternbeamten Odossimow, sicher.

Maria Alexandrowna. Denken Sie sich, da ist so eine alberne Geschichte . . . Sie können mir einen großen Gefallen thun.

Ssabatschkin. Sie haben nur zu befehlen. Für Sie bin ich zu allem bereit. Sie wissen das selbst.

Maria Alexandrowna. Die Sache ist die. Mein Sohn hat sich verliebt, oder richtiger, hat sich nicht verliebt, sondern hat sich einfach eine Verrücktheit in den Kopf gesetzt . . . Nun, ein junger Mensch . . . kurz, er schwärmt für die Tochter dieses Odossimow.

Ssabatschkin. Er schwärmt? Davon hat er mir ja gar nichts gesagt. Nun, wenn Sie es sagen, wird er ja schwärmen.

Maria Alexandrowna. Ich erbitte eine große Gefälligkeit von Ihnen, Andrej Kondratjewitsch. Ich weiß, Sie gefallen den Frauen.

Ssabatschkin. Ha, ha, ha! Ja, woher wissen Sie das? Aber denken Sie sich nur: in der Butterwoche kamen sechs Kaufmannsfrauen. Vielleicht denken Sie, daß ich mich meinerseits irgendwie herangemacht habe oder was Ähnliches . . . Ich schwöre Ihnen, ich habe nicht hingesehen. Aber noch was Besseres: Kennen Sie den, wie heißt er doch, Jermolai, Jermolai . . . Ach Gott! Der Jermolai da, der auf der Litjenaja wohnte, nicht weit von der Kretschnaja.

Maria Alexandrowna. Ich kenne dort niemand.

Ssabatschkin. Ach Gott, Jermolai Iwanowitsch, man soll mich totschlagen, ich habe den Familiennamen vergessen. Seine Frau hatte vor fünf Jahren eine Geschichte. Nun, Sie kennen sie ja. Silphide Petrowna.

Maria Alexandrowna. Nicht im mindesten. Ich kenne weder den Jermolai Iwanowitsch noch die Silphide Petrowna.

Ssabatschkin. Mein Gott, er wohnte nicht weit von Kuropatkin.

Maria Alexandrowna. Ich kenne auch Kuropatkin nicht.

Ssabatschkin. Sie werden sich schon erinnern. Die Tochter ist schrecklich reich, gegen Zweihunderttausend Mitgift, und ohne Mogelei; schon vor der Heirat bekommt man die Dokumente auf den Tisch gelegt.

Maria Alexandrowna. Nun, und Sie heirateten nicht?

Ssabatschkin. Nein. Der Vater hat drei Tage auf den Knien gebeten, und die Tochter ertrug es nicht und sitzt jetzt im Kloster.

Maria Alexandrowna. Warum heirateten Sie denn nicht?

Ssabatschkin. Die Sache schien mir nicht. Ich dachte mir: Der Vater Branntweinpächter, die Verwandtschaft alles mögliche Pack. Glauben Sie, es hat mir selbst nachher leid gethan. Eigentlich soll der Teufel holen, wie es in dieser Welt zugeht. Ewig Konventionen und Rücksichten. Wie viele sind daran schon zu Grunde gegangen!

Maria Alexandrowna. Nun, was brauchen Sie sich um die Welt zu kümmern? (Bei Seite.) Ich bitte einen Menschen! Jetzt bildet sich schon jeder Wurm, der in den blauen Rock gekrochen ist, ein, er sei Aristokrat. Das ist nun ein Titulärer und hör' einer, wie er redet.

Ssabatschkin. Nun, es geht doch nicht, Maria Alexandrowna, wirklich es geht nicht. . . . Das ist so . . . Sie wissen schon . . . Man sagt: Da hat er sich verheiratet, weiß der Himmel an wen. Aber ich habe fortwährend solche Geschichten. Und ich bin nicht Schuld daran, von meiner Seite geschieht nichts . . . Nun, was ist zu thun? (Spricht leise.) Wenn die Newa aufgeht, finden sich jedesmal zwei oder drei ertrunkene Frauenzimmer — ich bin immer schon still, weil man dabei in solche Geschichten kommen kann . . . Sie lieben mich nun einmal; und warum eigentlich? Man kann doch nicht sagen, daß das Gesicht sehr . . .

Maria Alexandrowna. Gehen Sie doch; Sie werden nicht wissen, daß Sie hübsch sind!

Ssabatschkin (lacht.) Denken Sie sich, schon als ich ein kleiner Junge war, ging nicht eine einzige an mir vorbei, ohne daß sie mir mit dem Finger unters Kinn tupfte und sagte: Schelm, wie hübsch!

Maria Alexandrowna (bei Seite.) Nun bitte ich einen Menschen! Der reine Mops und bildet sich ein, daß er hübsch ist. (Laut.) Nun hören Sie, Andrej Kondratjewitsch, mit Ihrem Äußeren läßt sich das machen. Mein Sohn ist verliebt bis zur Verrücktheit und bildet sich ein, daß sie die vollendete Güte und Unschuld ist. Könnte man sie nicht so schildern, so irgend wie so, was man so einweichen nennt . . . Wenn Sie, nehmen wir mal an, auch wirklich keinen Einfluß auf sie gewinnen und sie nicht um Ihretwillen den Verstand verliert . . .

Ssabatschkin. Maria Alexandrowna, sie verliert ihn; streiten Sie nicht, sie verliert ihn; ich lasse mir den Kopf abschlagen, wenn sie ihn nicht verliert. Ich sage Ihnen, ich habe schon andere Sachen durchgemacht . . . Noch neulich . . .

Maria Alexandrowna. Nun, wie das auch werden mag, ob sie ihn verliert oder nicht . . . Die Hauptsache ist, daß sich in der Stadt das Gerücht verbreitet, daß Sie mit ihr ein Verhältnis haben, und daß dies Gerücht an meinen Sohn kommt.

Ssabatschkin. An Ihren Sohn?

Maria Alexandrowna. An meinen Sohn.

Ssabatschkin. Ja.

Maria Alexandrowna. Wie, ja?

Ssabatschkin. Nichts, ich sagte nur so: Ja.

Maria Alexandrowna. Finden Sie etwa, daß das schwer für Sie ist?

Ssabatschkin. O nein, durchaus nicht! Aber alle diese Verliebten, Sie glauben nicht, was für Phantasien und deplacierte Kindereien denen in den Kopf kommen; bald Pistolen, bald . . . weiß der Himmel was . . . Schließlich bin ich nicht so, daß ich dadurch irgendwie . . . aber wissen Sie, es ist nicht angenehm in guter Gesellschaft.

Maria Alexandrowna. O! was das anbetrifft, seien Sie nur ruhig! Verlassen Sie sich auf mich, ich erlaube ihm das nicht.

Ssabatschkin. Ich meinte auch nur so. Glauben Sie mir, Maria Alexandrowna, sollte ich auch für Sie

das Leben einsetzen, mit Vergnügen, bei Gott, mit Vergnügen . . . Ich habe Sie so lieb, daß mir mitunter selbst ganz angst wird, gestehe ich Ihnen. Sie werden vielleicht Gott weiß was denken, aber es ist wirklich nur aus der tiefsten Hochachtung. Ach, übrigens, wie gut, daß mir das noch einfällt! Ich möchte Sie bitten, Maria Alexandrowna, mir auf ganz kurze Zeit Zweitausend zu leihen. Weiß der Teufel, was ich für ein dämliches Gedächtnis habe: noch beim Ankleiden habe ich fortwährend daran gedacht, daß ich nicht die Brieftasche vergessen möchte; ich hatte sie noch ausdrücklich auf den Tisch mir vor die Augen gelegt. Was soll ich Ihnen sagen? Alles habe ich genommen, die Schnupftabaksdose, sogar ein zweites Taschentuch habe ich genommen, und die Brieftasche ist liegen geblieben.

Maria Alexandrowna (bei Seite.) Was thun? Gebe ich, verschleudert er's; gebe ich nicht, verklatscht er mich so in der ganzen Stadt, daß ich nirgends mehr die Nase zeigen kann. Und wie reizend, daß er noch erzählt, er hat die Brieftasche vergessen. Eine Brieftasche hast du schon, das weiß ich, aber es ist nichts drin. Aber es hilft schon nichts, ich muß geben. (Laut.) Bitte sehr, Andrej Kondratjewitsch. Warten Sie nur einen Augenblick hier, ich werde es gleich bringen.

Ssabatschkin. Sehr schön, ich werde warten.

Maria Alexandrowna (Im Abgehen bei Seite.) Ohne Geld kann der Lump nichts thun.

Ssabatschkin (allein.) Ja, diese Zweitausend kommen mir jetzt gerade recht. Schulden werde ich nicht bezahlen; der Schuster wartet und der Schneider wartet, und Anna Iwanowna wird auch warten. — Sie wird etwas Skandal machen, nun, was ist zu thun! Man kann doch nicht sein Geld für alles wegwerfen. Sie hat an meiner Liebe genug, und ein Kleid, das ist gelogen, das hat sie. Ich werde es so machen: Es ist jetzt bald der Korso; mein Wägelchen ist zwar neu, nun, aber jeder hat es schon gesehen und kennt es, und bei Jukin soll jetzt ein ganz neuer sein nach der letzten Mode; er wird noch Niemandem gezeigt. Wenn ich diese Zweitausend zu meiner Kalesche zulege, kann ich sie sehr wohl eintauschen. Dann wollen wir mal sehen, was ich für Effekt machen werde! Auf dem ganzen Korso werden vielleicht nur ein oder zwei solche Kaleschen sein. Man wird überall nur von mir sprechen. Inzwischen muß ich den Auftrag der Maria Alexandrowna überlegen. Mir scheint es am verständigsten, mit Liebesbriefen anzufangen. Einen Brief schreiben im Namen des Mädchens, und ihn irgendwie zufällig in seiner Gegenwart fallen lassen, oder in seinem Zimmer auf den Tisch legen. Die Sache kann freilich unangenehm werden. Aber übrigens, was kann er mehr, als mir Hiebe geben? Hiebe thun schließlich weh, aber doch nicht in solchem Grade, daß . . . Außerdem kann ich auch fortlaufen, und im schlimmsten Falle ins Schlafzimmer der Maria Alexandrowna, und direkt unter ihr Bett, und da soll er mich mal vorziehen! Aber die Hauptsache, wie schreibt man den Brief? Das Schreiben liebe ich auf den Tod nicht. Weiß der Teufel, mündlich kann ich alles prachtvoll ausdrücken, aber nehme ich die Feder in die Hand, einfach als ob ich eine Ohrfeige bekomme; Konfusion, Konfusion, die Hand steht still und weiter nichts. Vielleicht so: Ich habe noch Briefe, die ich eben erhielt, man könnte den passendsten aussuchen, die Unterschrift ausradieren und eine andere hinschreiben. Das ist noch das Beste, wahrhaftig. Ich muß mal in der Tasche suchen, vielleicht finde ich gerade so einen wie ich ihn brauche. (Nimmt ein Bündel Briefe aus der Tasche.) Nun, zum Beispiel der. (Liest.) „Ich bin Got seih danck ser gesunt, aber ganz unwol son Schmertz. Haben Sih Ihr Hertzgen gantz vergesen? Iwan Danilowitsch sah Sih Hertzgen im Tiater und Sih häten solen kommen, und mich durch Ir froheß Gesichpräg erheitern." Hol's der Teufel, da ist gar keine Orthographie drin! Nein, mit dem ist nichts anzufangen (Nimmt einen andern.) „Ich habe einen Hosenträger für dich gestickt, Seelchen." Na, und da gehn die Zärtlichkeiten los, das ist zu bukolisch, das riecht nach Chateaubriand. Aber hier. Vielleicht ist da was drin. (Faltet einen andern auf und kneift die Augen zusammen, um besser zu erkennen.) „Ge-lieb-ter Freund" Nein, das heißt nicht „geliebter Freund", aber was heißt es denn? „Zärtlichster, theuerster?" Nein, auch nicht „theuerster", nein, nein (Liest.) „Schw . . Schw . . eine . . hund!" (Spitzt die Lippen). „Wenn Du niederträchtiger Verführer meiner Unschuld mir nicht das Geld zurück giebst, das ich dem Höker schuldig bin, das ich aus Herzensunerfahrenheit für Dich, Du scheußliche Fratze, opferte (das letzte Wort liest er fast durch die Zähne.), dann auf die Polizei mit Dir." Weiß der Teufel was; das ist schon einfach, weiß der Teufel was! Das ist einfach gar nichts mit dem Brief. Man kann ja schließlich über alles reden, aber man kann es doch anständig sagen, mit Ausdrücken, die den Menschen nicht kränken. Nein, nein, all diese Briefe, das ist nicht das, so viel sehe ich schon . . . das lohnt gar nicht. Ich muß irgend etwas starkes suchen, wo Feuer drin ist, was man Feuer nennt. Aber da, da, wollen mal den sehen! (Liest.) „Grausamer Tyrann meiner Seele!" Ach, das ist wirklich ganz hübsch. „Rührt Dich nicht mein Herzensschicksal?" Großartig! bei Gott, großartig! Da ist doch Bildung zu sehen; schon am Anfang sieht man, was an einem ist. So muß man schreiben, gefühlvoll, und dabei wird man nicht gekränkt. Den Brief werde ich ihm zustecken. Weiter brauche ich gar nicht zu lesen, ich weiß nur nicht, wie ich ausradieren soll, so daß nichts zu merken ist. (Sieht die Unterschrift an.) Ha, ha! Wie schön, es ist gar kein Name da. Ausgezeichnet; da kann man einfach unterschreiben. Die Sache macht sich ganz von selbst! Da sagt man, das Äußere hat nichts zu bedeuten. Nun, wäre ich nicht hübsch, so verliebte sich niemand

an mich; und verliebten sie sich nicht, so schrieben sie keine Briefe, und hätte ich die nicht, so wüßte ich nicht, die Sache anzufangen. (Geht an den Spiegel.) Heut bin ich nur nicht recht gestimmt, aber mitunter liegt was Bedeutungsvolles in meinem Gesicht . . Nur schade, daß die Zähne schlecht sind, sonst wäre ich ganz dem Bagration ähnlich. Ich weiß nur nicht, wie ich es mit dem Bart machen soll; so, daß er ganz rings herum bleibt, oder alles rasieren, und nur unter den Lippen etwas stehen lassen — wie? . . .

Bunte Reihe.

Ungedruckte Briefe von **Alexander von Humboldt, Eduard Duller, Friedrich Theodor Vischer, Alfred Meißner** und **Wilhelm Busch.**

Die nachstehend mitgeteilten ungedruckten Briefe berühmter deutscher Dichter und Schriftsteller haben nur Eines mit einander gemeinsam, zum Glück das Wesentlichste; sie scheinen uns sämtlich für das Wesen ihrer Verfasser bezeichnend. Gereiht haben wir sie nach dem Geburtsjahr derselben.

Ebenso human, wie selbstbewußt — Eigenschaften, die gewiß auch sonst an seinem Charakterbilde auffallen — schreibt Alexander von Humboldt:

Als ein Deutscher, dessen Name Ihnen vielleicht nicht ganz unbekannt ist, wage ich den Herren Officieren, welche zu Arceuil commandiren, den Landsitz des Grafen Laplace zu empfehlen, eines der berühmtesten Mathematikers (sic!) in Europa, Mitglied der Berliner Akademie der Wissenschaften. Es ist mein sehnlichster Wunsch, daß diese Empfehlung nicht ganz unnütz sein möge.

Paris, den 5ten Juni 1815.

Alexander von Humboldt,
Königl. Preußischer Kammerherr.

An die commandirenden Herren Officiere
zu Arceuil.

Pour la Campagne de M. le Cte de Laplace.

Wer Laplace war, braucht nicht erst erläutert zu werden. Humboldts offener Schutzbrief erweist ein Vertrauen in den Klang seines Namens, das sich hoffentlich bewährt hat.

Unendlich verschieden ist der folgende Brief. Wir teilen ihn mit, weil sein Schreiber nicht unwert ist, daß gelegentlich an ihn erinnert werde. Eduard Duller, dessen Name heute freilich nur noch dem Literaturforscher von Beruf geläufig ist, war 1809 in Wien geboren, studierte dort die Rechte, wurde dann früh Schriftsteller und mußte die Heimat verlassen; er verstand es nicht, sich mit den Wortführern der Wiener Journalistik persönlich gut zu stellen, und mit dem Polizeistaate Metternichs vertrug er sich vollends schlecht. Nach mancherlei Irrfahrten gelang es ihm dann, in Frankfurt a. M. festen Fuß zu fassen, wo ihm der damals sehr geachtete und rührige Verlag von J. D. Sauerländer die Redaktion des „Phönix. Frühlingszeitung für Deutschland“ übertrug. Natürlich wurden die wenigen Wiener Dichter, die ihm in der Heimat freundlich begegnet waren, nun seine Mitarbeiter. An einen derselben, den Balladen-Dichter Johann Nepomuk Vogl, ist der folgende Brief gerichtet:

Frankfurt a. M., 28. Mai 1835.

Mein werther Freund!

Dein liebes Schreiben vom 4. März (mit den Beiträgen und dem Brief des Dr. Jannach vom 19. Februar) habe ich am 8. dieses Monats endlich erhalten; ich hatte schon gedacht: Du hättest meiner ganz vergessen. Nun nimm meinen herzlichen Dank für Alles, was Du mir gespendet. Ein Wort über Deine Balladen findest Du in Nr. 119 meines Phönix, Dein „Nachtigallenlied“ in Nr. 112. Jannachs „Mahnung“ steht in Nr. 125 und 127 gedruckt. Ich warte, bis mehreres gedruckt ist und schicke Dir dann Alles. Hubers Gedicht: „Ein Traum“ (abgedruckt in 116) erfuhr einige unbedeutende Wortänderungen durch die Censur. Es ist kräftige, energische Poesie in kerniger Sprache.

Nun eine fernere Bitte: Schicke mir recht bald etwas im Genre des „Deserteurs“, der „Todten Freunde“, „Wiedersehen“ und dergl. Du hast den Volkston los, wie Wenige, und wo Du die Gemüthlichkeit, die Bedeutsamkeit noch obendrein mit dem Zauberreiz der Naivetät schmückst, stehst Du einzig originell da und liebenswürdig für jedermann. Im Grauenhaften glückt Dir die humoristische Weise am meisten, wie in der „Friedhofsschenke“, das ist ächt Holbeinisch in Worten gemalt. Ich sage meinen Freunden nicht gern, was wie Complimente klingt, doch muß ich Dir aufrichtig gestehen, daß mich Deine Balladen und Romanzen sehr angesprochen und erquickt haben, und meine Frau, die für derlei Dinge in ihrer einfachen Natürlichkeit einen äußerst feinen Takt und richtigen Geschmack besitzt, erfreut sich ganz besonders dran. Also, wie gesagt: um Romanzen, und zwar von dem früher erwähnten Genre, bitt' ich Dich herzlich für den Phönix, der sich des besten Fortgangs erfreut, und — ich darf es sagen — des Beifalls von allen Partheien, so eisern auch Gutzkow im Literaturblatt regiert. Strengste Unpartheilichkeit ist unser Prinzip, und Beweis davon mag sein, daß mein eignes jüngstes Werk: „Kronen und Ketten“ ziemlich scharf mitgenommen ist.

Wie vieles hat sich in der großen Welt und in

unserem Mikrokosmus verändert, seit ich Wien verließ! Alles ist kunterbunt durcheinandergefallen, die verschiedensten Autoritäten sind gesunken, neue aufgetaucht, ich selbst bin nach langen Kämpfen gegen widrige Verhältnisse und Modetrödel aller Art, trotz allem, was mir als Schriftsteller im Wege stand, durchgedrungen. Jetzt könnt' ich mich an manchen rächen, die mich in meinen Unglückstagen mit Füßen traten, — doch ich bin zu stolz dazu. Es ist mir süßen Behagens genug, daß ein festes Wollen durch alle Dornenhecken doch durchdringen muß. Ich bin selbstständig, brauche vor niemand mich zu bücken, stehe doch gesichert da, habe das Weib meines Herzens nach langen, langen Leiden am Herzen und kann schaffen, was ich will, was aus meiner reifen, redlichen Überzeugung quillt. Ich bin in allem der Alte geblieben, biegsam, elastisch, leicht begeistert zu Liebe und Haß, nur in etwas immer eiserner geworden, in dem, was ich mir als innerliches Wollen festgebildet, — Du darfst nicht fürchten, daß dieß — Tagspolitik sei. Ich hasse alle politischen Extreme und das Justemilieu obendrein. Ich erkenne nur eine Politik, den Liberalismus der Humanität, die nie stille stehn oder einschlafen soll und den Werde-Vorwärts-Ruf der Poesie, die frei und selbstständig sein soll und nicht nach Dankpfennigen zu trachten, nicht um die Gunst dieses oder jenes Herrn zu buhlen braucht, sondern sich selbst genug ist und Pflichten hat an das Volk, an die Tugend, an die Sittlichkeit, die das Ewige predigen muß in Rosen- oder Dornen-Worten.

So bin ich. So denke ich, im künftigen Jahr nach Wien zu kommen, wohin ich meine Frau mitbringen und wo ich vielleicht drei Monate bleiben werde. Hoffentlich bin ich, der bei Euch vielverschrieene, unschädlicher noch als Menzel.

Doch ich habe genug geplaudert. Deßhalb fare well! Schreibe mir bald und zwar auf Briefpostwegen! Nimm Gruß und Handschlag!

Dein alter Freund

Dr. Eduard Duller.

Grüße Alle, die mir wohlwollen, herzlich von einem, der ihnen und Allen wohl will.

Vieles in dem Brief des kaum 26jährigen Dichters läßt sich als Phrase belächeln, wenn man sich durchaus zu derlei gestimmt fühlt. Aber wer es thut, vergesse nicht, daß er nicht über die Phrasen des Einzelnen lächelt, sondern die einer Zeit. Jede Zeit hat ihre Phrasen, und der Brief eines impulsiven jungen Dichters von 1902 wird voraussichtlich um 1970 mindestens so seltsam klingen, wie Dullers Brief heute. — Nach Notizen über die unbekannten Dichter, die der Brief nennt, haben wir vergeblich gesucht. — Menzel hatte einige Jahre vorher ein im Ganzen nicht unwohlwollendes Buch über Wien geschrieben. Duller selbst kam erst 1848 zu kurzem Besuch nach Österreich und kehrte dann nach Westdeutschland zurück. Er ist 1853 nach einem Leben voll Kampfs mit den beiden Mä[chten], die ihn bekriegten, der Not und der Reaktion, in [verhältnis]gleichsweise jungen Jahren dahingestorben. [Seine] Dramen und Novellen sind gänzlich versch[ollen], jedoch wird sein Buch über Grabbe noch vielfa[ch be]nützt, und in freireligiösen Gemeinden lebt noch [das eine] oder das andere seiner für ihre Zwecke gedich[teten] Lieder fort.

Hingegen rührt der nächste Brief wieder von E[inem] her, den auch heute noch Jedermann kennt: [von] Friedrich Theodor Vischer. Wie man weiß, war [er] ein eifriger Mitarbeiter der „Augsburger Allgemeinen Zeitung"; dort veröffentlichte er auch 1870 vielbem[erkte] Aufsätze. Auf einen derselben bezieht sich der na[ch]stehende Brief an Dr. Kolb, den damaligen Redakt[eur] des Blattes:

Verehrter Herr Doctor!

Zunächst habe ich zur Erklärung meines zwe[iten] Briefes zu sagen: in der Zwischenzeit, währ[end] mein Manuscript in Augsburg lag, geschah Folge[n]des, was eine Modification meiner Sätze forder[te]: man erfuhr, daß es nicht der Commandant gewe[sen], der die Citadelle von Laon in die Luft sprengte; [es] rührten sich in Frankreich die besseren Stimmen, zwei oder mehr Artikel im Journal des débats, Er[]klärung Renans und des Erzbischofs — um [so] mehr doch anzuerkennen, weil jetzt der größte Terrorismus herrscht. Danach mußte die Stelle von der unendlichen Kleinheit und Feigheit der Minorität [in] Frankreich — zwar nicht umgestoßen werden, a[ber] einen Beisatz erhalten, der diese Regungen ausdr[ück]lich anerkannte. Ferner verstummten die Anzeichen von einer Neigung Preußens, Napoleon zu resta[u]riren, und verlor so der Schluß meines Artikels sein Object. Es ist geschehen, der Artikel ist gedruckt. Welche Stellen und wie Sie gemildert haben, weiß ich bis heute nicht, denn — ich kann der All[g.] Zeitung nicht habhaft werden; sie ist im Lese-Kabinet immer belegt und die abgenommenen Nummern [sind] vom Vortag) verschwinden. Am liebsten wäre [mir], wenn Anmerkungen der Redaktion besagten, daß dieß und dieß geschrieben sei, ehe man das und das gewußt. Tractabel in Beziehung auf Aenderungen bin ich immer, aber ich bitte Sie, mir nicht übel [zu] nehmen und mir Ihre freundlichen Gesinnungen [zu] erhalten, wenn ich gestehe, daß ich jede Aenderung in meine Hand gegeben sehen möchte, wozu diesmal, da der Artikel einige Tage liegen blieb, Zeit war. So ist es auch mit der Unterschrift: F. V. bedeutet: ich laße mich errathen, stehe also ein für meine Worte; — F. Vischer bedeutet nicht nothwendig, aber kann leicht für Gegner, die mir nicht fehlen, bedeuten: mein Name soll meinen Worten Gewicht geben — kurz, kann übel erscheinen.

Ich wäre nun sehr verpflichtet, wenn man mir die Nummer recht bald hierher schicken wollte, da ich sie doch auch lesen möchte. Auch möchte ich [...]

mehreren Offizieren ins Feld schicken. Darf ich um 4 Abzüge bitten? Hierher also?

Dazu bitte ich noch einmal um gefällige Beifügung eines Abzuges von meinem vorletzten Artikel „Elsaß und Lothringen."

Ihr Artikel „Der Krieg" ist mir erinnerlich, aber sein Inhalt im Nebel der geschwinden Zeit entschwunden. Ich werde ihn noch einmal lesen.

Also nichts für ungut!

In alter Hochachtung
Ihr ergebener
F. Vischer.

Baden-Baden, 27. Sept. 70.
Gasthof zum Hirsch.

Ein erschöpfender Kommentar ließe sich nur auf Grund der betreffenden Nummern der „Allgemeinen Zeitung" geben, deren wir hier leider nicht habhaft werden konnten. Immerhin läßt der Brief die Gesinnungen des Aesthetikers und Patrioten im großen Jahr unschwer erkennen; auch seine Äußerung über seine Initialen ist charakteristisch genug.

An einen Unglücklichen, der viel gefehlt, aber auch viel gebüßt hat, erinnern die beiden folgenden Briefe, an Alfred Meißner. Wer ihn heute nennt, denkt dabei zumeist an den Compagnon Franz Hedrichs, aber es ist nicht zu vergessen, daß er dabei trotzdem der Verfasser der „Gedichte" und des „Ziska" war; sein Bestes, sein Bleibendstes gehört ihm allein. — Von jenen Briefen erinnert der erste an eine schmerzvolle Zeit im Leben des vielgeprüften Mannes; erst als Fünfziger hatte er zu Bregenz sein junges Weib heimgeführt, um sie nach kurzen Jahren des Glücks an der Schwindsucht dahinsiechen zu sehen. Der folgende Brief an eine Freundin bezieht sich auf diese Krankheit seiner Gattin.

Bregenz, 5. Nov. 1877.

Verehrte, gnädige Frau!

Längst hätte ich Ihnen geschrieben, wenn ich Ihnen nur die Spur einer Wendung zum Guten hätte melden können, aber es geht erbarmungslos tiefer und tiefer herab und das gesteht man sich schwer ein, es geht schwer über die Lippen und in die Feder. Das Leben, das Marie jetzt führt, ist kaum ein Leben mehr zu nennen, sie liegt seit Mitte September schon zu Bette, ohne die Kraft zu haben, sich erheben zu können, ja sie spricht kaum mehr. Der Husten plagt sie Tag und Nacht, der Appetit ist ganz fort, sie wird mehr und mehr zum Schatten. Auf die Tage vom vorigen Jahre, da wir doch so viel zu klagen hatten, sehen wir wie auf eine Zeit relativen Glücks, relativen Wohlseins zurück.

Dieser Zustand zehrt an unser aller Leben, besonders an dem meiner guten Schwiegermama, die sich recht verändert hat, nie mehr das Haus verläßt, kaum jemals das Verandenzimmer.

Melden Sie Fräulein Thysa unser aller trauervolle, wehmüthige Grüße.

Hängen Sie nicht zu sehr Ihrem Gram um Ihr Märchen nach. Es ist auch etwas Gutes, schnell aus der Welt zu gehn; weit ärger ist ein chronisches Leiden, eigentlich das Furchtbarste; Jahr um Jahr, Jahre um Jahre.

Bleiben Sie uns allen freundlich gewogen, die wir Ihrer so oft gedenken.

Hochachtungsvoll der Ihrige
Meißner.

Wenige Wochen darauf hatte die Ärmste ausgerungen.

Der zweite Brief Meißners, an einen Berliner Redakteur gerichtet, ist inhaltlich interessant. Das betreffende Blatt hatte einen Aufsatz gebracht, der die Existenz eines großen Memoirenwerks Heinrich Heines verteidigte und die Ansicht aussprach, daß dasselbe im Besitze der österreichischen Regierung sei; auch teilte der betreffende Autor auf Grund von Mitteilungen, die ihm aus österreichischen Beamtenkreisen zugekommen waren, mit, daß diesem Manuskript politische Gedichte Heines beilägen. Meißner, der ja mit Heine in dessen letzten Lebensjahren viel verkehrt hatte, sprach sich darüber aus, wie folgt:

Bregenz, 2. Sept. 79.

Sehr geehrter Herr Doctor!

Noch ein paar Worte, privatim, über die Memoirenfrage, die ich heute wieder in Ihrem Blatte angeregt finde.

Daß die Memoiren existirten, steht ganz fest. Heine hat mir sie ja gezeigt, gleichsam triumphirend, daß so viel vorhanden. Es waren Foliobogen, mit Bleistift beschrieben, so viel ich glaube, nur auf einer Seite. Der Stoß Papier, wie ich ihn sah, hatte mindestens zwei Handbreiten. Ich schätzte: Das Ganze wird ungefähr 3 Bände geben.

Ich besitze noch den Brouillon eines Artikels, den ich einmal in Paris über Heine schrieb und durch diesen lesen ließ. Es kam der Satz darin vor: „H. ist den ganzen Tag mit der Composition von Gedichten beschäftigt." Er corrigirte mir hinein: seiner Memoiren. Ein Zeichen sind diese zwei bleistiftgeschriebenen Worte, wie ihm seine Memoiren wichtiger waren, als der damals im Entstehen begriffene Romancero!

Aber wer besitzt jetzt die Memoiren? Heine hat gewiß mehrere reiche Verwandte, denen viel am Nichterscheinen gelegen. Einer von ihnen hat sie. Welcher? Das könnte mit Bestimmtheit nur Frau Heine und deren damaliger Rechtsbeistand, Herr Henri Julia, sagen. Jedenfalls hat sie der, der mit Heine am schlimmsten stand und von der Veröffentlichung die größte Schädigung erwartete. (Ob das gerade der Baron, scheint mir fraglich.) Der hat sie der Wittwe abgekauft.

Daß nun die östr. Regierung einiger Gedichte

wegen, die leicht vernichtet werden konnten, sich den Ankauf der Memoiren aufgeladen, glaube ich nicht. Glaube ich nicht, bis sie herausgegeben sind, und dann überzeuge ich mich noch, ob es Heines Schrift ist und glaube nicht, bevor ich sehe. Ebenso halte ich es mit den Gedichten. Der „Eingeweihte“ ist im besten Glauben, aber wer steht dafür, daß er nicht getäuscht wird? Er sagt ja selbst, daß er das Manuscript nicht gesehen hat.

Der Bruder kam, soviel ich weiß, erst 1854 nach Paris. Die Gedichte aber sollten 1848 entstanden sein. Wie hätte ich sie nicht kennen gelernt, da ich wiederholt Blatt für Blatt durchgegangen! Man bedenke nur, daß Heine so gut wie blind war, dabei immer feilte, ängstlich wegen dieses oder jenes Verses! Ich habe ihm jedes der Gedichte, die später im Romancero erschienen, wiederholt vorgelesen, weil er immer dies oder jenes prüfen wollte. Ich hätte diese Anti-Austriaca gewiß gesehen.

Mit herzlichen Grüßen
der Ihrige
Meißner.

Der Brief ist der Mitteilung sicherlich nicht unwert. Aber das Pro und Contra der ganzen Streitfrage sei bei diesem Anlaß nicht aufgerollt.

Als Jüngster mag das siebzigjährige Geburtstagskind, Wilhelm Busch, die Reihe beschließen. Wenn wir damit gegen eine sonst sorglich gewahrte Gepflogenheit dieser Zeitschrift verstoßen, nie Briefe von Lebenden zu bringen, so mag dies durch zwei Umstände entschuldigt sein: erstlich bedeutet die Mitteilung des Briefes wahrlich keine Indiskretion, und zweitens bietet er uns willkommenen Anlaß, auch unsererseits dem verehrten Künstler und Dichter unser Glückwunsch-Sprüchlein zu sagen. Einem Redakteur, der ihn um einen selbstbiographischen Aufsatz ersucht hatte, erwidert Wilhelm Busch vor nun fast vierzehn Jahren:

Wiedensahl, 15. Dez. 188[illegible]

Geehrtester Herr!

Es scheint mir schon lange passend, außerhalb des gewöhnlichen Verlags Nichts zu veröffentlichen, nur bei biographischer Gelegenheit, wie Ernst und Vortheil das zu erheischen pflegen, hat man mir bisweilen eine Ausnahme gestattet. Ich gab ein paar Notizen, ein paar Zeichnungen oder Gedichte her und dachte, es wird beiläufig schon recht werden. Erst neuerdings, als ich etwas genauer zusah, wurde mir's ganz klar, welche Schwierigkeit ein Lebensbild, oder auch nur ein Stück davon macht, wenn's so werden soll, wie es sein sollte, d. h. richtig. Daß einem nichts Absonderliches passirt ist, wie z. B. mir, das wäre nicht gar so anstößig; auch der allergewöhnlichste Gegenstand, im Licht und Gegenlicht, ist werth der Betrachtung. Aber eben dies Gegenlicht, die zur Deutlichkeit so hochnothwendigen Reflexe, da liegt's. Selbst Scharfsinn und Aufrichtigkeit, nach innen und außen, zureichend vorausgesetzt, kann ich mich jetzt, wie ich nun mal geworden bin, nicht mehr für berechtigt halten, die vielen Menschen, die ich liebe, oder gar die wenigen, welche ich ehemals haßte, so mir nichts dir nichts vor's Licht zu holen, um auch Alles in's Klare zu setzen. Und so schließe ich denn zwar ablehnend, doch mit herzlichem Dank für Ihre Freundlichkeit und mit aller Hochachtung als Ihr ergebenster Wilh. Busch.

Über welchen ernsten und tiefen Untergrund der scheinbar so leichtmütige und burleske Humor Busch's hinspielt, hat gewiß auch ohnehin kein Kundiger verkannt; dieser Brief kann bestätigen, wie schwer der Künstler das Leben genommen hat und nimmt. Darum eben gehört er zu den wenigen echten Humoristen unserer neuesten Litteratur und hat die lauten Zurufe zu seinem 70. Geburtstag mehr verdient, als Mancher, dem Gleiches zu Teil geworden ist.

Litterarische Notizen.

— Sturm und Liebe. Gedichte von Emmy Destinn. Berlin W. Verlag von Karl Duncker, 1902. — Die Verfasserin ist als Opernsängerin eine Künstlerin von ausgesprochener Begabung. Als Dichterin ist sie eine Dilettantin, wie sie im Buche steht, sogar eine von der besonders schwachen Sorte. Wir bedauern, nicht anders urteilen zu können, aber das ist die Wahrheit. K. B.

— Mondveilchen. Gedichte von Sophie von Sichart. Brühl-Köln, Karl Martini. — Ganz schlechtes Zeug. Die Geschmacklosigkeit der Verse wird nur noch von der Ausstattung übertroffen. Hingegen ist in der Sammlung „Heiliges“ von Emanuel Zaeslin (Basel, Bruno Schwabe) die Ausstattung mustergültig, vielleicht nur etwas gar zu prunkvoll, aber auch hier taugt der Inhalt nichts. K. B.

— Vor dem Mast. Kleinigkeiten, aus dem grünen Wasser geschöpft. Von John Wilmers. Illustriert von Willy Ströwer. Leipzig. G. Müller-Mann'sche Verlagsbuchhandlung. — In der That nur Kleinigkeiten, die mit bloß durch den Stoffkreis, das Seemannsleben, an Meer erinnern. Aber sie sind harmlos, einige lustig, und dann finden sie vielleicht Freunde, die nicht unsere pedantische Ansicht teilen, daß man in Buchform nur sammeln darf, was halbwegs von Wert ist. K. B.

Neue Bücher.

Nachstehend verzeichnete Bücher sind der Redaktion zur Rezension zugekommen:

Castle, Eduard, Nikolaus Lenau. Zur Jahrhundertfeier seiner Geburt. Leipzig, Max Hesse's Verlag. 1902.

Pflügel, Richard von. Lieder eines Unmodernen. Wien. Internationale Anstalt für Litteratur u. Kunst. [illegible]

Hellmut-Hell, Gestern und Heute. Gedichte. Berlin. M. Lilienthal. 1902.

Redigiert unter Verantwortlichkeit des Herausgebers Karl Emil Franzos in Berlin. — Nachdruck auch im Einzelnen ist untersagt und wird strafgerichtlich verfolgt. — Verlag der Concordia Deutsche Verlags-Anstalt in Berlin. — Druck von Kißling & Krüger, Berlin W.

Gedichte.

Von F. Ottmer.

Schweigen.

Was lehrt das Leben uns? Ach Weisheit nicht,
Entsagen nicht und nicht Verzicht,
Ein heißes Herz nicht still zu schlagen,
Nicht einen Feuergeist darnach zu fragen,
Ob er ein Ziel erreicht. Wir bleiben gleich
Vom Anfang bis zum Schattenreich.
Nur eine Kunst, die wir im Grab dann Zeit
Zu üben haben in die Ewigkeit
Lehrt uns des Lebens bunter Reigen:
Schweigen.

Predigt.

Es dringt in die Kirche die Frühlingsluft,
Geschwängert von süßestem Blumenduft.
Es fluten herein durch die Fensterbogen
Der befruchtenden Sonne goldene Wogen,
In ihrem schwülen, berückenden Glanz
Dreh'n sich Mücken im wirbelnden Liebestanz.
Bis dicht an die offene Thüre heran
Drängt sich und rauscht der keimende Tann,
Es jagen sich auf zitternder Schwinge
Um den Altar taumelnde Schmetterlinge,
Und Vögel, kommend vom Hochzeitsfeste,
Bauen droben im Giebel eilig am Neste.

Was predigt der Priester im Angesicht
Von Saatenbrunst und Sonnenlicht,
Von Vogelschrei und Blütenblust?
Er donnert gegen die Sinnenlust!

Im Garten. . .

Im Garten mir gegenüber,
Da blüht es und duftet's und lacht.
In überquellender Fülle
Ist der Frühling wieder erwacht.

Zwischen mir und dem üppigen Garten
Viel eiserne Pfeiler steh'n,
Die lassen mich nimmer dort drüben
Unter Palmen und Rosen geh'n.

Auf dem Brettchen vor meinem Fenster
Da pflanzte ich Blumen ein
Und pflegt' die bescheidenen Blüten
In Regen und Sonnenschein.

Mein erster Blick des Morgens,
Mein letzter Blick zur Nacht
Voll Liebe und voll Bangen
War ihnen zugedacht.

Nicht eine ist gediehen:
Der Sturm hat sie zerdrückt,
Der Hagel sie zerschlagen,
Der Blitz sie mir zerstückt!

Morgenfahrt.

Ich fuhr zum Bahnhof des Morgens früh
An einem häßlichen Tage,
Es waren erst wach zu dieser Stund'
Des Lebens Müh' und Plage.

Im kreischenden Wagen um mich herum
Saßen Leute mit mürrischen Mienen.
Es war ein grämlicher Wintertag,
So grau war mir keiner erschienen.

Da stößt es die Thür auf, und drängt sich herein
Mit kältegeröteten Wangen,
Auf dem Rücken den Ranzen, die Müh' im Genick,
Eine Schaar schulfahrender Rangen.

Das kichert und lacht, das pufft sich und tollt,
Das weiß nichts von Mühen und Plagen.
Und plötzlich durchflutet's wie Sonne und Licht
Den düsteren, klirrenden Wagen.

Nachahmer.

Es neigte über einen Spiegel sich ein Antlitz
Voll Schönheit und voll Geist, so voller Seele,
Daß Harmonie aus jeder Linie sprach
Und Feinheit, zarter Duft und alle Grazien.
Und Einen, der das Antlitz in dem Spiegel
Gesehen, ergriff so heiße Lust darnach,
Daß er den Spiegel stahl. Doch als daheim
Er ihn enthüllte, hielt er zwar den Rahmen,
Der viel verschnörkelt war und reich an Zierrat,
In seiner Hand, jedoch das Glas war leer.

Der Mensch.

Es lag ein Mensch am Wegesrand,
Den der Blitz geschlagen, die Sonne verbrannt,
Den der Regen durchnäßt hat, den Krankheit zerwühlt,
Der nagenden Durst und Hunger fühlt,
Der Alles verloren, was er geliebt,
Für den es keine Heimat mehr giebt.

Ein Engel, Erbarmen im Angesicht,
Neigt gütig sich zu ihm und spricht:
„Was Du erflehst, sei Dir gegeben!"
Da stöhnt der Mensch voll Mühe: „Leben!"

Begegnung.

Ich traf auf meinen stillen, dunklen Wegen
Ein Weib mit sonnenhaftem Angesicht;
Vertraulich streckt sie mir die Hand entgegen:
„Kennst Du mich nicht?"
„Ich kenn' Dich nicht! Wie soll ich Dich begrüßen?"
Da zog sie eilig ihre Hand zurück
Und rief, indem sie floh auf raschen Füßen:
„Ich bin das Glück!"

Selma.

Es schwebte langsam hinab der Sarg,
Der ihre sterbliche Hülle barg,
Von weißen Bändern gehalten.
Es regte sich kein Laut ringsum,
Wir standen dabei andächtig und stumm,
Mit stillem Händefalten.

Wir sahen dem lautlosen Sinken zu
Und gönnten ihr die ewige Ruh,
Den Frieden ohne Fehle.
Da schwang aus dem offenen Grab hervor
Sich singend ein Vogel zum Himmel empor.
War das ihre Liederseele?

Zwei Geschichten.

Von Eduard Pfeifer.*)

Seine Villa.

Wenn die Partei, mit der er durch das gleiche politische Bekenntnis verbunden war und der er als publicistischer Anwalt ihrer Sache diente, wieder einmal eine Dummheit gemacht hatte — was nicht gerade selten vorkam — oder wenn ihm sonst im Leben — was leider auch nicht selten war — Widerwärtigkeiten über den Weg liefen, dann hatte er ein so seltsames, absonderliches Gebaben, daß in solchen Augenblicken sein sonst ganz normales Wesen geradezu als eine räthselhafte psychologische Merkwürdigkeit erschien. Widerfährt uns Erdenkindern eine unliebsame Überraschung, macht das Schicksal einen dicken Strich durch unsere Berechnungen und Pläne, wirft es uns ein schönes Kartenhaus über den Haufen, oder tritt uns das Stück Gemeinheit, das in der lieben Menschheit steckt, wieder einmal in besonders drastischen Beispielen vor Augen, dann wird aus unseren Mienen und Geberden gewiß Niemand lesen können, daß uns der Drang beseelt, die Verkörperung der Glückseligkeit darzustellen. In solchen Fällen hebt man ein bitteres Klagelied an — wenn man aus weichem Holz geschnitzt ist — oder man poltert und wettert und wirft vielleicht auch ein Tintenfaß an die Wand, wenn man aus hartem Holze ist.

Freund Willfried that weder das Eine noch das Andere. Kein Wort der Klage und auch kein Fluch kam über seine Lippen, wenn ihm Menschen und Leben Musterproben ihrer Jämmerlichkeit auftischten. Reihte an die Kette seiner bitteren Erfahrungen und herben Enttäuschungen sich ein neues Glied, dann blitzte wohl auch in seinen milden blauen Augen ein Wetterleuchten auf, aber zum Ausbruch kam sein Unmut nicht. Ehe noch die Zornröte, die seine Stirn entflammt hatte, verflogen war, spielte schon ein wundersames Lächeln um seine Mundwinkel, strahlte wieder heller Sonnenschein aus seinen Blicken und, was das Absonderlichste war, seine Züge nahmen geradezu den Ausdruck der Verzückung an.

So oft in meiner Gegenwart dieser Zustand der Verklärung bei Willfried eintrat, und das war bei allen Begebenheiten der Fall, die jeden anderen, auch den geduldigsten Menschen, um sein seelisches Gleichgewicht gebracht hätten, reizte mich mein Forscherdrang, dieses seltsame psychologische Problem zu ergründen. Dabei ging ich freilich nicht sehr diplomatisch zu Werke. Ich gab dem Verklärten kurzweg einen Rippenstoß, und wenn er da noch nicht aus seiner Verzückung erwachte, ließ ich meine Finger auf seiner Glatze Ballet tanzen — das Mittel half ihm immer aus dem Traume — und war der überirdische Glanz in seinem Auge verblaßt, dann erlaubte ich mir, mit höhnischem Lächeln die Frage zu stellen, wie er es denn anstelle, das unfaßbare Kunststück fertig zu bringen, bei einem Vorkommnis, das so direkt auf die Galle wirkt, wie ein Heiliger dazustehen. Die Antwort, die ich erhielt, war immer dieselbe: „Laß' mich in Ruh', das verstehst Du nicht, das ist mein Geheimnis!“ Mit diesem abweisenden Bescheide mußte ich mich zufrieden geben, und jahrelang blieb mir sein „Geheimnis“ unenthüllt.

Da geschah es eines Tages, daß ein Bannerträger unserer Partei, just in dem Augenblicke, als der Gegner im Sturmschritt gegen unsere Positionen vorging, die Fahne von sich warf, den Kampfplatz verließ und sich seitwärts in die Büsche schlug. Das politische Leben bringt ja manche

*) Wir entnehmen diese beiden Geschichten mit Genehmigung der Verlagshandlung (Concordia, Deutsche Verlags-Anstalt in Berlin) den Aushängebogen des demnächst erscheinenden Buches: Frau Eugenie. Heitere Geschichten von Eduard Pfeifer. Den Hauptinhalt, der dem Buche den Titel gegeben hat, bilden heitere Skizzen aus dem Eheleben; daran reihen sich andere, aus denen wir die hier mitgeteilten ausgewählt haben. Wir sind überzeugt, daß sie ihrer Aufgabe, den Leser auf Buch und Verfasser hinzuweisen, wirksamer entsprechen werden, als es unsere Empfehlung vermöchte. D. Red.

schmerzliche und peinliche Überraschung mit sich, in diesem Falle aber war uns eine Enttäuschung bereitet worden, die uns vor uns selber bloßstellte. Wie fest und treu hatten wir an diesen Mann, an diesen „erprobten" Führer geglaubt, er war der Abgott unseres Vertrauens, und Freund Willfried, der wahrlich kein Götzendiener war, hatte zum Ruhme dieser vielgefeierten politischen Größe gar oft das Weihrauchfaß geschwungen und manches Loblied angestimmt. Und nun sprang dieser allverehrte „Gott" von seinem Piedestal kopfüber in die Pfütze kläglichster Alltäglichkeit. Als die Nachricht von diesem unrühmlichen Todessprunge in unserem Bureau einlief, brach in unseren sonst so stillen und gemütlichen Arbeitsräumen ein Entrüstungssturm los, der es an Vehemenz, vor allem aber bezüglich seiner Wahrhaftigkeit getrost mit jenen „elementaren" Entrüstungsstürmen aufnehmen konnte, die wir ab und zu in den Leitartikelspalten unseres Blattes tosen ließen. Ich selbst war in diesem denkwürdigen Augenblicke von dem Versuche, aus der Haut zu fahren, so sehr in Anspruch genommen, daß ich keine Zeit fand, in den allgemeinen Zornruf der ganzen Redaktionsstube mit einzustimmen. Um aber mein Einverständnis mit diesem Empörungsausbruch zu bekunden, trat ich meinem braven „Dackl" auf den Schwanz, der natürlich prompt aufheulte und das melodische Entrüstungskonzert lieblich verstärkte. Erst als das betäubende Furioso dieser originellen Symphonie allmählig in ein wehklagendes Adagio überging, fiel mir auf, daß die Stimme Willfrieds fehlte, und sein sonorer Bariton hätte doch in diesem Rachechor naturgemäß die Führung haben müssen. Willfried war von der Selbstentgötterung des ersten der Penaten unseres Lagers ja mit am schwersten getroffen, er war sein treuester Apostel, sein ehrlichster, gläubigster Anwalt. Er mußte die Enttäuschung, die uns allen bereitet wurde, am schmerzlichsten, am bittersten empfinden.

In Anbetracht dieses Umstandes wird man es begreiflich finden, daß ich Willfrieds Zimmer mit der freudigen Hoffnung betrat, ihn „endlich einmal" außer dem Häuschen, vor Wut platzen, oder doch wenigstens einen Indianertanz aufführen zu sehen. Aber meine schöne Hoffnung wurde schmählich zu Schanden. Als ich die Schwelle seiner Klause überschritt, stand Willfried regungslos am Fenster, seine Augen, weitgeöffnet, leuchteten, als ob sie das Paradies erschaut hätten, um seine Lippen flatterte ein seliges Lächeln, seine Züge waren verklärt, von himmlischer Heiterkeit erfüllt, kurzum, mein alter Freund befand sich wieder im Zustande der Verzückung.

Das ging in diesem Falle vollständig über mein Begriffsvermögen. Rasch trat ich auf ihn zu, faßte ihn nicht gerade sanft an seinen Arm und schüttelte ihn wach. „Mensch", schrie ich ihn an, „das ist ja unerhört, hast Du denn Fremdblut in Deinen Adern, daß Du bei einer solchen empörenden Blamage, die Dich vor Allen angetan, Deine Gemütsruhe bewahren und glückselig wie ein lüsternes Bräutchen lächeln kannst?"

Willfried fuhr sich mit der Hand über seinen ausgerodeten Haarboden, zuckte die Achseln, sah mich mitleidig an und gab mir den stereotypen Bescheid: „Laß' mich in Ruh, das verstehst Du nicht, das ist mein Geheimnis!"

„Nein", rief ich, „diesmal gebe ich mich mit dieser Abfertigung nicht zufrieden, Du mußt mir endlich Rede stehen, mußt mir Dein „Geheimnis" offenbaren und erklären, wie es möglich ist, daß Du in Augenblicken, wo Du alle Ursache hättest, in flammende Entrüstung zu geraten, in diesen hypnotischen Zustand verfallen kannst?"

Willfried blieb stumm und strich sich mit Wohlbehagen seinen Bart.

„So sage mir doch wenigstens, woran Du eigentlich denkst, wenn Unverstand, Narrheit, Verräterei und Gemeinheit, die lieblichsten Begleiterscheinungen des Lebens, Dir den Weg kreuzen?"

„Woran ich denke? An meine Villa!"

„Soll das vielleicht ein Witz sein?"

„Nein, aber die Aufklärung, die Lösung des psychologischen Rätsels, die Du von mir verlangst. Und da ich mein Geheimnis", fuhr Willfried lächelnd fort, „nun schon halb enthüllt habe, so sollst Du, alter Plagegeist, damit Deine Neugier endlich befriedigt wird, Alles erfahren. Hier hast Du eine Redaktionscigarre, Henry Clay, mit Nachsicht der Cravatte und jedes anderen Identitätsnachweises, und höre."

Ich zog es aus guten Gründen vor, mir eine meiner Uppmanns anzuzünden, die zwar auch keine Uppmann war, aber doch in einem weit besseren Geruche stand, als unsere Redaktionsregie-Cigarre. Dann nahm ich in dem wackeligen Fauteuil Platz, der neben Willfrieds Schreibtisch stand, und Willfried, der sich in seiner ganzen Länge vor mir aufgerichtet hatte, begann:

„Du kennst die Insel Wilm, dieses herrliche Waldparadies, das der Südwestküste Rügens

vorgelagert ist. Du kennst die hundertjährigen Eichen, die breit verästeten Buchen, die dort von längst vergangenen Zeiten erzählen und mit den Wellen, die das kleine Eiland umspülen, Zwiesprache halten. Auch Du hast das geheimnisvolle Rauschen vernommen, das durch die Kronen der uralten Baumriesen zieht und sich mit den Seufzern und dem Brausen der See zu einer sehnsuchtsvollen ewigen Melodie vereint. Auch Du bist erschauert vor den knorrigen Giganten, die Jahrhunderte gesehen und Sturm und Wetter Stand gehalten, auch Du bist in Andacht versunken vor der Heiligkeit, der stillen Größe dieser unberührten Einsamkeit. Du weißt, auf der ganzen Insel, die man in zwei Stunden umgehen kann, steht nur ein einziges Haus, die Försterei. Im Sommer, während der Badesaison, betreten wohl ab und zu ein paar Menschen dieses weltentrückte Stück Erde; sie sollen mir willkommen sein, denn sie können mir nur sagen, wie gut ich daran gethan habe, sie zu meiden und in die Einsamkeit zu fliehen. Mein Glück heißt Alleinsein! Und nun erinnere Dich: Am Südrande der Insel, gerade dort, wo sie ihren höchsten Punkt erreicht und das Ufer jäh zur See abfällt, befindet sich, im Halbbogen von alten Eichen umschlossen, ein freier großer Rasenplatz, von dem man einen herrlichen, berückend schönen Ausblick hat. Vor Dir die blauende, wogende See, erst in weiter, weiter Ferne begrenzt durch einen im Nebel verschwimmenden grauen Strich — die Küste von Vorpommern mit den scharf aus dem Dunst heraustretenden Thürmen von Greifswald und Stralsund. Zur linken Hand das felsige Ufer von Mönchsgut und rechts, wie eine vorgeschobene Coulisse, der leuchtende grüne Forst des Wilm. Und dort, alter Junge, auf diesem wundervollen Erdenfleck steht meine Villa. Ein ganz schlichtes, einfaches Häuschen, selbstverständlich von geschmackvoller Stilart, ein netter Riegelbau mit Veranda und Thürmchen. Dort sitze ich, höre dem Flüstern des Waldes und dem Rauschen der Wellen zu, lasse mein träumendes Auge über die grünen Fluten schweifen, krame, wenn mich die Lust anwandelt zu fabulieren, aus meiner Schublade alte Entwürfe heraus, um an den Spielereien meiner Jugend weiterzuspinnen, oder lege mir auch wohl neue Probleme zurecht und suche das Wunderland, wo die blaue Blume blüht. Glaub' mir, in meiner Villa läßt sich's leben. An sie denke ich, wenn Dummheit und Erbärmlichkeit mir den Weg vertreten oder wenn mir sonst im Leben etwas wider den Strich geht. Und damit hast Du die Erklärung, warum mich der Zorn nicht übermannen kann, warum ich gleichmütig und ruhig bleibe, wo Andere sich entrüsten oder doch die Entrüsteten spielen. Was kümmert mich die Welt, ihre Falschheit und ihre tückische Zwerggeisterei? In meiner Heimstätte auf dem weltfernen grünen Eiland thront das Glück und waltet der Friede! So, nun kennst Du mein Geheimnis und nimm Dir ein Exempel dran."

Ich war höflich genug, Willfried in seinem seltsamen Geständnis, das mich wie die wirre Rede eines Träumenden anmutete, nicht zu unterbrechen. Jetzt aber, da er mit der Erklärung seiner Verzückungsanfälle zu Ende war, konnte ich nicht mehr an mich halten und lachte aus vollem Halse. Das also war des Rätsels Lösung!

Willfried hatte die komische Wirkung der Preisgabe seines „Geheimnisses" offenbar nicht erwartet, er sah mich vorwurfsvoll an und nannte mich ein phantasieloses Kamel. Ich lehnte diese Ernennung natürlich dankend ab und gab ihm zu bedenken, daß man mit der Phantasie allein nicht durchs Leben kommen könne; wenn sie uns auch aus der Misere des Alltäglichen entführen kann, aus der Welt selbst kann sie uns doch nicht tragen.

„Das kommt," erwiderte Willfried ironisch lächelnd, „ganz auf die Flugkraft der Phantasie an, meine Phantasie trägt mich auch über die Welt, wenigstens über die hinweg, die Ihr Pfahlbürger Euch erbaut und eingerichtet habt. Im Übrigen wirst Du mir zugestehen, daß auch ich das Recht habe, nach meiner Façon selig zu werden."

„Gewiß, alter Knabe, auch Du kannst Dir Deine Glückseligkeit bereiten, wie sie Deinem Geschmack entspricht, und ich wünsche Dir von Herzen, daß Deine Villa auf dem Wilm aus dem Reiche Deiner Träume bald in den Bereich der Wirklichkeit rücken und in greifbarer Wahrheit vor Deinem Auge stehen möge. Vorläufig sitzen wir Beide noch fest in der Tinte und Leuten unseres Berufes ist es wohl überhaupt nicht beschieden, Landhäuser zu bauen."

Ich stand bereits unter der Thür, um wieder in meiner anstoßenden Klause an die Arbeit zu gehen, da rief mir Willfried fröhlich nach: „Wer zuletzt lacht, lacht am besten! Meine Villa wird gebaut, verlaß Dich darauf! Zu einem billigen Riegelbau muß es auch unsereins bringen können!"

Ungefähr ein Jahr nach diesem Disput — Willfried war eben von seiner Urlaubsreise, die ihn diesmal in die Schweiz geführt hatte, zurückgekehrt — saßen wir selbander bei schäumendem Pschorrbräu in unserer Stammkneipe. Willfried erzählte von seinen Reiseerlebnissen, brach aber seinen Bericht plötzlich ab und sah nachdenklich vor sich hin. Dann that er einen kräftigen Schluck, setzte seine Cigarre wieder in Brand, klopfte mir auf die Schulter und sprach mich mit einem leisen, verlegenen Lächeln also an:

„Ich muß Dir eine Neuigkeit mitteilen, die Dich gewiß überraschen wird. Um es gleich heraus zu sagen: Ich bin mit meiner Villa übersiedelt. Da oben auf der Insel Wilm paßt mir die Geschichte doch nicht so recht. Diese maritime Gegend ist ja wundervoll, aber doch um einige Nuancen zu melancholisch. Mein Ideal ist jetzt der Vierwaldstädter-See, dort, ganz unten in dem romantischen Winkel von Brunnen, wo die beiden Mythen majestätisch in den Himmel ragen, wo die herrlichste Straße der Welt, die Axenstraße, beginnt, und der schneebedeckte Bristenstock sich auftürmt, dort habe ich mich niedergelassen, dort steht jetzt die Villa, an die ich denke, wenn die Quälgeister des Lebens auf mich loshämmern und mich ärgern wollen."

Gegen diese Übersiedelung hatte ich natürlich nichts einzuwenden, Willfried hatte zweifellos einen guten Tausch gemacht, zu dem ich ihn als ehrlicher Freund aufrichtig beglückwünschte und ihm zugleich das Versprechen gab, daß ich der Erste sein werde, der es sich in seiner Villa, sobald sie — erbaut ist, bequem machen wird.

Leider sollte ich um die schöne Hoffnung, einmal einen Sommer am Vierwaldstädter See verträumen zu können, bald betrogen werden. Schon nach Jahresfrist war Willfried mit seiner Villa wieder übersiedelt. Diesmal hatte er sich im Thüringerwalde, am Fuße des Inselsberges, im anmutigen, idyllischen Friedrichsroda niedergelassen. Aber auch dabei blieb es nicht. So oft er von seinen Ferienreisen zurückkam, hatte er eine andere Wahl getroffen. Einmal hatte er sich für Nervi, ein andermal für Kitzbühel, dann für Palanzza am Lago Maggiore, für Gardone am Gardasee, für Molde in Norwegen und für noch manches andere vom Himmel gefallene Stück Erde entschieden.

Aber eines Tages mußte ich doch daran glauben, daß es Willfried mit seinem Villenprojekte ernst nahm. Er kam von Südtirol zurück und kaum hatten wir den ersten Gruß gewechselt, da zog er ein Papier aus seiner Brusttasche und überreichte es mir mit triumphierendem Lächeln: „Da lies, Du Skeptiker, ich bin Grundbesitzer geworden!"

Mißtrauisch entfaltete ich das Papier, doch mein Zweifel war sofort gebannt, ich hielt einen veritablen Kaufvertrag in den Händen. Willfried war wirklich Grundbesitzer geworden. Er riß mich mit ungestümer Freude an seine Brust und jauchzte laut auf: „Ja, traue nur Deinen Augen, es ist Wahrheit, greifbare Wahrheit, nun wird es wirklich Ernst, jetzt habe ich auf Gottes weiter Welt den Fleck gefunden, der mein Paradies ist und es bleiben wird, jetzt werde ich mit meiner Villa nicht mehr übersiedeln, jetzt steht sie fest, in längstens fünf Jahren — so lange muß ich leider noch den Tageschronisten spielen — ist ihr Grundstein gelegt."

„Na Glück auf! ich wünsche Dir nur, daß Dich Dein Kaufvertrag nicht reuen möge!"

„Niemals, alter Junge, niemals! Es giebt nichts Schöneres auf der Erde als das kleine, malerische Nest, das ich jetzt zu meinem buon Retiro erwählt habe. Unten im rebenumsponnenen Eisackthale klebt es wie ein Schwalbennest an der schroff aufsteigenden Felswand, auf der einst die gastliche Burg des sangeskundigen Leuthold von Saeben stand. Der Harfenklang, der einst dort oben beim edlen Wettstreit der Minnesänger ertönte, zieht noch heute durch das Thal, freilich ist er nur Menschen vernehmbar, die mit dem Herzen hören, die die wundersamen, geheimnisvoll geflüsterten Melodien verstehen, die dort, von Lichtwellen getragen, durch den blauen Äther zittern. O, es ist unbeschreiblich schön, dieses märchenhafte Bild weltvergessener Romantik und naiver Größe. Zwischen steil ansteigenden Rebengeländen rauscht und braust der Eisack, des Brenners wildes Kind; hoch über seine grünen Uferberge ragen die Zinken und Zacken der Dolomiten empor, die in der Abendsonne blutrot in den Himmel flammen. Und in dieser zaubervollen Landschaft steht meine Villa! Auf einer Bergwiese leuchtet sie heraus aus dem dunklen Grün uralter Kastanien. Dort hause ich, dort lebe und liebe ich, ja staune nur, auch lieben, nicht nur leben will ich, denn in dieses Paradies gehört ein Weib, da kann, da darf ich nicht allein sein. Aus den strahlenden Augen meiner Gefährtin will ich ewige Wonne, selige Vergessenheit trinken, will mit ihrer Hilfe mir

die Welt erbauen, wie ich sie träume in stillen Stunden!"

Jahre waren vergangen, unsere Wege hatten sich getrennt, nicht unsere Herzen. Wir blieben einander verbunden, so selten wir uns auch sahen und so selten wir uns schrieben. Es war an einem milden, wehmütigen Frühjahrstage als ich nach langer Zeit von Willfried wieder Nachricht erhielt. „Ich habe mich," so schrieb er, „aus dem rauhen Norden in den sonnigen Süden geflüchtet, in mein trauliches Nest im Eisackthal. Meine Villa ist fertig und ich werde sie wahrscheinlich schon in den nächsten Tagen beziehen können, richtiger beziehen müssen. Sie sieht freilich ganz anders aus, als ich sie geplant hatte. Ein Muster an Einfachheit: sechs Bretter, das ist alles. Der Rest ist Schweigen! Was ich Dir zu sagen habe, weißt Du selbst. Bewahre mir die Treue, wie sie Dir der Sterbende bewahrt hat, der Dich zum letzten Male grüßt. Ich gehe mit dem tröstenden Glauben von der Welt, daß es eine Macht giebt, die stärker ist, als der Tod. Denn mächtiger als der große Sieger ist die Hoffnung, die uns das Leben erst lebenswert erscheinen läßt, die es mit Träumen verschönt, wie ich sie geträumt habe, und uns die Luftschlösser baut, wie ich sie gebaut habe. Lebewohl! Mein Traum ist zu Ende." — —

Johannes Moorvogel und seine ungeschriebenen Werke.

Johannes Moorvogel! Ein ebenso seltsamer wie unbekannter Name. Selbst in Kürschners „Deutschem Literatur-Kalender", dem reichhaltigsten Verzeichnis unbekannter Größen, wird man ihn vergebens suchen. Und doch hat der Mann mit diesem unvermerkt gebliebenen merkwürdigen Namen gerechten Anspruch darauf, wenn auch nicht unter den lorbeergeschmückten Bewohnern des Parnasses, so doch unter der tausendköpfigen Schar jener wagemutigen Wanderer genannt zu werden, die versuchten, den steilen Gipfel ewigen Ruhmes zu erklimmen. Johannes Moorvogel hat das gute Recht, sich über seine Zeit und sein Schicksal zu beklagen, aber so übel ihm auch mitgespielt worden ist, so hat es doch seine sehr guten und triftigen Gründe, wenn Johannes ein aller Welt unbekannter Mann geblieben ist, und sollte noch Einer sein, der wie ich genaue Kenntnis von der seltsamen Art Moorvogels hat und in das Geheimnis seines Lebens eingedrungen ist, der müßte gleich mir zugestehen, daß, so gerecht die Ansprüche dieses Ungenannten an Brockhaus, Meyer, Kürschner u. s. w. auch sein mögen, in diesem Falle der Öffentlichkeit der Vorwurf einer Unterlassungssünde nicht gemacht werden kann. Bei dem wunderlichen Geschick, das meinem Freunde nun einmal beschieden war, finde ich es vollkommen erklärlich, daß sein Name niemals die Öffentlichkeit beschäftigt hat. Ja, ich muß billigerweise noch weiter gehen und bekennen, daß ich mir absolut nicht denken kann, wie Johannes Moorvogel auch hätte bekannt werden sollen. Der von einem ganz ausgesuchten Pech verfolgte Mann hatte zunächst das Unglück, daß er von den wenigen Menschen, die der Zufall in seine Nähe geführt hatte und die in der Lage gewesen wären, über sein Dasein Auskunft zu geben, niemals bei seinem wahren Namen genannt wurde. Wenn ich heute die Mitglieder, die mit mir dem kleinen Kreise angehört haben, in welchem Johannes Moorvogel in der Blütezeit seines hohen Strebens verkehrt hat, fragen würde, ob sie sich unseres ehemaligen Genossen Namens Moorvogel noch zu erinnern wissen, sie würden mich gewiß verwundert anblicken und kopfschüttelnd antworten: „Moorvogel? nein, der Name ist uns gänzlich fremd!" Und wenn ich dann den gedächtnisschwachen Freunden mit einer Personsbeschreibung des vergessenen Kameraden zu Hilfe käme, dann würden sie wahrscheinlich lachend ausrufen: „Ja, nun kennen wir den Mann, aber unter dem Namen Moorvogel hätten wir ihn nie erkannt, denn unserer Zeit und in unserem Kreise hieß er ja nie anders als Johannes der Träumer." Und das war in der That der Fall. Johannes der Träumer war und blieb der im engen Kreise genannte Name des in der großen Welt niemals genannten Moorvogel. Man wird schlankweg zugeben müssen, daß „Johannes der Träumer" allerdings eine „Firma" gewesen ist, die nicht gerade prädestiniert schien, weit und breit bekannt zu werden. Nun kann man freilich mit gutem Grunde erwidern, daß trotz aller Sonderbarkeit dieses zur Aufnahme in ein Celebritätenregister wenig geeigneten Namens der Träger desselben schließlich doch hätte bekannt werden müssen, wenn er durch seine Thaten, seine Werke die Aufmerksamkeit der Welt auf sich gelenkt haben würde. Sehr richtig! Aber die Werke Moorvogels! In diesen Werken liegt ja gerade das ganze Unglück dieses seltsamen Mannes: sie waren von höchst eigentümlicher, wunderlicher Art und es hat eine ganz merkwürdige Bewandtnis um dieselben.

Von Moorvogel selbst ist nicht zu erwarten, daß er jemals von sich, seinem Leben und seiner Arbeit sprechen wird; aber ich als der einzige Mitwisser seines Geheimnisses, als der vertrauteste Zeuge seines Strebens, habe die Pflicht, diesen bisher gänzlich unbekannten Mann aus seiner tiefdunklen Verborgenheit an das Licht der Öffentlichkeit zu ziehen und um der Gerechtigkeit willen der Welt zu sagen, was ihr dieser Unbekannte und Ungenannte geworden wäre, wenn —

Wenn? Ich will erzählen, was ich mit Johannes Moorvogel erlebt habe, und diese Erzählung wird zugleich die ausreichende Anwort auf die vorstehende Frage sein. Seltsam und sonderbar wie Alles an Johannes Moorvogel war auch die Art, wie ich mit ihm bekannt wurde. Die seligsten Erinnerungen werden in mir wach, wenn ich der Zeit gedenke, als dies geschah. Es war — mit wonnigem Weh schreibe ich den Namen nieder — in Heidelberg. Der Frühling hatte wieder sein „duftig Brautgewand" um die ewig schöne, unvergleichliche Neckarstadt gewoben. In heller Maienpracht flutete das Sonnenlicht in meine stille Klause und scherzte mit den alten, halb vermoderten Schmökern, die rund um mich herumlagen. Hier Actenstaub, schimmlige Gelahrsamkeit und Moderduft, draußen prangender Frühling, eine lachende, fröhliche Welt und ich ein junges Semester: „Da bleibe wer Lust hat, mit Sorgen zu Haus!" Hinauf zum alten Schloß, dann über die Molkenkur auf den Königsstuhl, um von höchster Zinne das grünende Neckarthal und seinen Frühling zu grüßen. Und nach dieser verdienstvollen Arbeit hinunter zum waldumrauschten „Kohlhof" auf einen wohlverdienten Schoppen.

Ich befand mich bereits auf dem Wege zum „Wohlverdienten", als ich plötzlich aus dem Gehölz heraus eine Stimme vernahm, die wie ein angstvoller Hilferuf die lautlose Waldeinsamkeit durchhallte. Hier war offenbar ein Mensch in große Not geraten, und es galt, ungesäumt Hilfe zu bringen. Ich brach sofort mitten in das Dickicht hinein, nahm, um auf alle Fälle vorbereitet zu sein, meinen Knotenstock in festen Griff und ging rasch der Richtung der Stimme entgegen. Da wieder ein gellender Aufschrei, dann eine kurze unheimliche Pause und darauf weiche klagende Töne. Ohne der dornigen Brombeerbüsche zu achten, die an meinen Kleidern herumfetzten, stürmte ich vorwärts; die Klagelaute waren verstummt, der letzte Seufzer vielleicht schon ausgehaucht, nur noch wenige Schritte von mir entfernt konnte sich die Stelle befinden, wo im Augenblicke gewiß Entsetzliches geschehen, und ich kam zu spät, das Furchtbare zu verhüten. Da, Gott sei Dank, wird es unmittelbar vor mir wieder laut, es ist noch Rettung möglich, aber meine Füße versagen mir plötzlich den Dienst, ich bleibe wie angewurzelt stehen, denn, o heiliger Alexander! es ist kein Zweifel mehr, ich höre — fünffüßige Jamben! Ich war darauf gefaßt, Zeuge eines Verbrechens zu werden, und nun war mir vielleicht die schätzenswerte Aussicht eröffnet, die Bekanntschaft des gefeierten Vortragsmeisters Alexander Strakosch machen zu können. Ich wußte, daß der vielwandernde Recitator die Gepflogenheit haben soll, zuweilen auch vor Buchfinken, Drosseln und dem Sprachmeister des Waldes eine Vorlesung zu absolvieren, und ich durfte sonach wohl glauben, daß der Declamator im dunklen Dickicht Niemand anders sein könne, als der unvergleichliche Interpret des melancholischen Dänenprinzen. Natürlich blieb ich nun hinter dem Buschwerk stehen, um die Fortsetzung des interessanten Vortrages abzuwarten. Aber erst nach einer geraumen Weile ließ sich die Stimme wieder hören; aber jetzt klang sie rauh und stockte, und wie ich sie wieder mit voller Deutlichkeit vernehmen konnte, da wurde mir leider auch klar, daß es nicht die zaubergewaltige Stimme von Alexander Strakosch war. Ich hörte einige abgehackte, unzusammenhängende Sätze und dann folgte laut durch den Wald hallend der zornerfüllte Ausruf:

„Bis daß der Kaiser mir zu Füßen liegt,
Und wie ein Bettler mich um Hilfe fleht!"

Hatte ich es mit einem Verrückten zu thun? Das waren Worte, die mir wohl die Vermutung aufdrängen mußten, daß sie von einem Narren gesprochen wurden. Ich beschloß der unklaren und nicht gerade heimlichen Situation ein rasches Ende zu machen. Ich trat schnell durch das Buschwerk durch und befand mich nach einigen Schritten auf einer kleinen Lichtung. Und Aug in Aug vor mir stand ein hochgewachsener Junge mit einem hellblonden, flaumigen Vollbart, lockigem, flachsfarbigem Haupthaar, einem rosigen Gesicht und sanften wasserblauen Augen. Der junge Mann, den die unerwartete Störung ganz außer Fassung gebracht zu haben schien, sah mich verdutzt und verlegen an, und da ich dieser harmlosen Erscheinung gegenüber auch nicht mehr im Zweifel darüber sein konnte, daß ich es mit keinem

Narren, sondern schlimmsten Falls mit einem im Stadium der Inspiration befindlichen Dichter zu thun hatte, so fühlte auch ich mich durch diese wider Erwarten höchst einfache Lösung der geheimnisvollen Situation für einen Augenblick betroffen, und in dieser gegenseitigen Verlegenheit standen wir uns eine ziemliche Weile wortlos gegenüber. Endlich wurde mir aber doch klar, daß es an mir sei, mich bei dem lautgewordenen Poeten oder angehenden Recitator ob meines Einbruches in seine Phantasien zu entschuldigen. Ich erzählte ihm kurz, warum er in seinen Deklamationen durch mich gestört wurde; er hörte mir ruhig zu, wurde aber dabei noch verlegener als zuvor. Sein Gesicht war purpurrot geworden und, die Augen auf den Boden heftend, sprach er mich nach mehreren mißglückten Versuchen seine Fassung wiederzugewinnen, endlich also an: „Ich bitte, mein Herr, nicht Sie, sondern ich habe eine Entschuldigung vorzubringen. Ich scheine Ihnen durch meine allzu lauten Deklamationen docheinige Aufregung und Sorge verursacht zu haben und bitte dieserhalb recht sehr um Verzeihung.“

Selbstverständlich protestierte ich gegen diese demütige Abbitte, und da mir der junge Mann, der ich auf so seltsame Art entdeckt hatte, in seinem ganzen Wesen als ein interessanter, origineller Kerl erschien, so zögerte ich nicht länger, mich ihm in aller Form vorzustellen. Darauf Pause und neue Verlegenheit meines Gegenüber. Schon wollte ich mich mit kurzem Gruß entfernen, als langsam und stammelnd die Antwort kam: „Ich bitte Sie, mir es nicht übel auslegen zu wollen, wenn ich nicht sofort auf Ihre freundliche Vorstellung, für die ich Ihnen sehr dankbar bin, geziemenden Bescheid that, allein ich trage einen so eigentümlichen und sonderbaren Namen, daß ich ihn gar nicht gern nenne. Ich heiße nämlich — aber bitte lachen Sie nicht — Johannes Moorvogel, bin hoch oben in Norddeutschland zu Hause und meines Zeichens Candidatus Philosophiae.“ — „Aber,“ entgegnete ich, „an Ihrem Namen ist doch nichts so Ungewöhnliches, es giebt Leute, die damit noch viel schlimmer daran sind; im Übrigen freut es mich, in Ihnen einen Kommilitonen und Fachgenossen gefunden zu haben, und ich würde mich noch mehr freuen, wenn unsere hier auf eine so originelle Art zustande gekommene Bekanntschaft zu einer dauernden führen würde.“

Als Antwort auf mein freundschaftliches Anerbieten erhielt ich von Johannes Moorvogel die Versicherung, daß er sich herzlich gern meiner Gesellschaft anschließen würde, zumal ihm das Talent fehle, sich selbst bekannt zu machen und Freunde zu suchen. Meiner Einladung folgend trat Moorvogel den Heimweg mit mir an und bald hatte er so viel Zutrauen zu mir gefaßt, daß er mir ohne Aufforderung vollen Aufschluß über die Situation gab, in der ich ihn getroffen hatte. Er gestand mir, wie ich richtig vermutet hatte, poetische Anfälle zu haben, und er glaube den Beruf in sich zu fühlen, Dichter zu werden. Natürlich trug sich Johannes Moorvogel, wie Alle, die nach der Höhe des Parnasses streben, bereits mit dem Plane, als Erstlingswerk ein fünfaktiges Drama zu schreiben. Billiger wird es von Anfangsdichtern ja nicht gethan. Moorvogel erklärte mir, nicht nur das Gerippe, sondern auch schon einzelne Scenen seines Dramas in seiner Phantasie bereits völlig ausgearbeitet zu haben, und was ich von seinen Deklamationen im Walde gehört habe, wären Stellen aus der geplanten Tragödie gewesen, der selbstverständlich ein historischer Stoff zu Grunde liege, und welche den Titel „Heinrich der Löwe“ tragen werde. Nun verstand ich freilich auch den zornerfüllten Ausruf: „Bis daß der Kaiser mir zu Füßen liegt und wie ein Bettler mich um Hilfe fleht.“ Dem trotzigen Welfenfürsten wird ja ein ähnlicher Ausspruch nacherzählt.

Johannes entwickelte mir Scene für Scene seines Zukunftsdramas, er sprach mir ganze Dialoge vor, und was er mir mitteilte, war in der That so wirksam und packend, daß meine Skepsis bald aus dem Felde geschlagen war und der Überzeugung Platz machte, daß Johannes Moorvogel thatsächlich mit einer echten, vielversprechenden Phantasie und einem starken, poetischen Talent begabt sei. Wir wurden bald vertraute Freunde und so oft wir zusammenkamen, und das war fast täglich, bildete natürlich das „Zukunftsdrama“ unseren hauptsächlichsten Gesprächsstoff. Nach einer Zeit, wo ich annehmen konnte, daß Johannes das in seiner Phantasie ja längst fertige fünfaktige, historische Trauerspiel nun auch schon zu Papier gebracht habe, bat ich ihn, mir einen Einblick in das Manuscript zu gestatten. Dieses gewiß begreifliche Ersuchen hatte aber zu meinem nicht geringen Erstaunen eine ganz merkwürdige Wirkung. Johannes stand mit einem Gesicht vor mir, als wäre er eben aus den Wolken gefallen; seine Augen stierten mich angstvoll und blöde an, und um Mund und Nase spielte ein

Zug, der nicht gerade geistreich zu nennen war. Es war ein grotesk komisches Jammerbild, das Freund Johannes in diesem Augenblicke bot, und es war mir rätselhaft, wie meine harmlose, ganz selbstverständliche Anfrage eine so heillose Verwirrung anrichten konnte.

„Aber lieber Johannes," so brach ich endlich das peinliche Schweigen, „mein Ersuchen scheint Dich ja völlig aus dem Gleichgewicht gebracht zu haben; wenn Dir dasselbe indiskret erscheint, nun dann schlage es rundweg ab; ich weiß ja, daß junge Dichter ihre Manuscripte, die ihnen heilig sind, nicht gern aus der Hand geben. Also paßt es Dir nicht, mich Dein Drama lesen zu lassen, nun gut, ich werde Dir deshalb nicht gram sein."

„Ach nein," antwortete Johannes mit bebender Stimme, „wie gern, wie herzlich gern würde ich Dir das Manuscript der Tragödie einhändigen, ich hätte das ja auch schon ohne Aufforderung gethan, aber ich habe — ich habe noch keine Zeile niedergeschrieben."

„Aber das ist ja gar nicht möglich!"

„Und doch ist es so!"

„Ja, Mensch," entgegnete ich ärgerlich, „wie kann man nur ein im Geiste thatsächlich schon vollendetes Werk so lange mit sich herumtragen. Ich glaube, bei den Gedanken, die Du im Schädel hast, müßte eine geradezu dämonische Gewalt Dich an den Schreibtisch fesseln."

„Das ist," jammerte Johannes, „ja Alles wahr und richtig; ich wache auch ganze Nächte bei meinem Pult, gebe die Feder nicht aus der Hand, tauche sie tausendmal ein, zerbeiße das Gestell, bekleckse hunderte Bogen von Papier, aber —"

„Nun was aber?"

„Ja, dieses Aber, dieses furchtbare Aber! Ich will Dir später einmal Alles erklären, was Du jetzt an meiner Antwort rätselhaft finden mußt; im Augenblick nimm mit dem Geständnis vorlieb, daß mich schon seit geraumer Zeit wieder ein neuer, hochdramatischer Stoff beschäftigt. Ich hoffe gewiß, bald in der Stimmung zu sein, mein Drama „Heinrich der Löwe" niederzuschreiben, aber jetzt denke ich Tag und Nacht an meinen „Cesare Borgia". Das ist ein Vorwurf, noch weit interessanter und dankbarer als mein erster Plan."

Ich verhehlte Johannes nicht, daß ich von dieser Eröffnung wenig erbaut sei, und forderte ihn nachdrücklich auf, doch erst die eine Arbeit zu vollenden, ehe er sich einer zweiten zuwende.

Ja, antwortete mir Johannes, das erscheine zwar sehr logisch und plausibel, aber an seiner Stelle würde ich doch nicht anders handeln; er könne dem Drange nicht widerstehen, zunächst das Thema zu absolvieren, das ihn am meisten fessele, und dieses sei jetzt das, wie kein anderes zur dramatischen Verwertung geeignete Leben Cesar Borgias.

Johannes war für diesen Vorwurf Feuer und Flamme und mit wachsendem Eifer legte er mir die Grundzüge seines neuen dramatischen Planes dar. Alles, was er mir davon sprach, hatte Hand und Fuß, es war ein durchaus kunstgerechter Entwurf einer schon stofflich ins Großartige gehenden Tragödie. Ich konnte nicht umhin, meinem genialen Freunde zu seinem neuen vielversprechenden Projekt herzlich Glück zu wünschen, und war nach der eben vernommenen hochinteressanten Darstellung fest überzeugt, daß mir zweifellos das Glück zuteil geworden sei, den zukünftigen, größten Dichter Deutschlands meinen Freund nennen zu können. In meinem jugendlichen Enthusiasmus trug ich mich bereits mit der stolzen Hoffnung, in der zukünftigen Biographie des auf dem Wege zur Unsterblichkeit einherschreitenden Freundes als dessen treuester Genosse und erster Zeuge der Entstehung seiner Jugendwerke genannt und damit auch unsterblich zu werden. Leider sollte ich mich dieser Hoffnung nicht allzu lange freuen. Johannes that nichts, um mich in meinem schönen Glauben zu bestärken, und ein Glaube, der nicht gefördert wird, fängt rasch zu wanken an.

Monate waren verstrichen, und je weiter die Zeit vorschritt, um so seltener und spärlicher wurden die Mitteilungen, die mir Johannes von dem Fortgange seines Dramas machte. Zu seiner Entschuldigung nahm ich an, daß er nur darum zurückhaltender geworden sei, weil er vielleicht schon den Tag bestimmen konnte, an welchem er mich mit dem vollendeten Werke zu überraschen gedachte. Aber so geduldig ich auch wartete, die Überraschung wollte nicht kommen. Meine Neugier war auf das Höchste gespannt, ich mußte über den Stand der Dinge Gewißheit haben, und so richtete ich darum eines Tages, kurz entschlossen, die Frage an Johannes, ob er es denn mit unserem freundschaftlichen Verhältnis vereinbar finde, mir seine offenbar längst bis zum letzten Auftritt gediehene Tragödie länger noch vorzuenthalten.

Du lieber Gott! Da stand sie wieder vor

mir, die mitleiderregende Jammergestalt. Mit meiner Anfrage nach dem Befinden Borgias hatte ich denselben Effekt erzielt, wie seinerzeit mit meiner Erkundigung über „Heinrich den Löwen". Mit thränenfeuchtem Blick gestand mir Johannes, er hätte, wiewohl seit jenem Tage, da er mich in in seinen neuen dramatischen Plan einweihte, fast ein Jahr verstrichen war, auch noch keine Zeile seines Borgia niedergeschrieben.

Nach dieser Enthüllung, die mich so unerwartet traf wie ein Blitz aus heiterem Himmel und die mir eine schmerzliche Enttäuschung bereitete, wußte ich zunächst nicht, ob ich Johannes mit einem gellenden Hohngelächter oder einer ernsten, würdigen Strafpredigt antworten sollte. Ich that Beides. Ich hielt ihm eine spottgetränkte Philippika und forderte eine ausreichende Rechtfertigung.

Johannes versuchte, sich wieder damit zu entschuldigen, daß ihn ein neuer Stoff noch fester gepackt habe, und zwar sei er diesmal daran, ein Epos über die „Hunnenschlacht" zu schreiben. Ich verzichtete auf die Bekanntschaft mit diesem neuesten Entwurfe und erklärte meinem phantasiereichen Freunde, seinem edlen Dichterstreben nicht früher wieder mein Interesse zuwenden zu wollen, bevor ich nicht ein Kind seiner Muse in der Hand halte.

Wir blieben trotz dieses Zwischenfalles gute Freunde, und das war umso eher möglich, als mich Johannes nun nicht mehr mit seinen poetischen Projekten behelligte. Das war nur noch einmal der Fall, und zwar kurz vor unserer Trennung. Johannes hatte sich entschlossen, an einer anderen Universität seine Studien zu vollenden. Je näher der Tag unseres Abschiedes heranrückte, umso elegischer und sentimentaler wurde unsere Stimmung, und auf diese weichherzige Verfassung sündigend, versetzte mir Johannes eines schönen Abends, da ich auf seinem Zimmer weilte, sein neuestes Projekt. Er plante wieder ein fünfaktiges historisches Trauerspiel, das sich nach seinem Helden „Ulrich von Hutten" nennen sollte. Ich ließ anfangs geduldig Alles über mich ergehen, was mir Johannes von dem Entwurfe seines Renaissance-Dramas zu sagen hatte, aber im Verlaufe seiner Mitteilungen wurde ich von der Sache doch so gepackt, daß mein stark erschütterter Glaube an den Dichter Johannes Moorvogel wieder neu gekräftigt wurde. Mit dem feierlichen Versprechen, daß mir schon in wenigen Wochen das Manuskript von „Ulrich von Hutten" zugehen werde, reiste Johannes ab.

* * *

Es war manches Jahr ins Land gegangen, aber ich hatte weder das Manuskript der großen Renaissancetragödie, noch sonst eine Zeile von meinem Freunde erhalten. Alle meine Briefe hatte er unbeantwortet gelassen. Niemand wußte Auskunft über ihn, Johannes Moorvogel war und blieb verschollen.

Da führte mich eine Ferienreise nach einer großen norddeutschen Hafenstadt, und als ich dort eines Abends einer Vorstellung im Theater beiwohnte, glaubte ich meinen Augen nicht trauen zu können, als ich bei einer zufälligen Wendung plötzlich meinem Johannes ins Gesicht sah, der wenige Reihen hinter mir saß. Auch er hatte mich bemerkt, und erkannt, und wir verließen sofort unsere Plätze, um draußen im Vestibül mit herzlicher Begrüßung unserer Freude über das unvermutete Wiedersehen Ausdruck zu geben. Natürlich ließen wir die Vorstellung laufen und suchten uns eine stille Ecke in einer nahegelegenen Weinstube. Johannes war ein stattlicher, ernster Mann geworden, aber trotz der tiefen Kummerfalten, die seine Stirn furchten, und trotz des dünn gewordenen Haupthaares war noch Jugendlust in seinen Augen, die just noch so träumerisch dreinsahen wie ehedem.

Johannes bestand darauf, daß ich zuerst von meinen Erlebnissen berichte. Nun, die waren rasch erzählt, und da ich begreiflicherweise neugierig war zu erfahren, was aus dem Dichter Johannes Moorvogel geworden sei, so schloß ich meinen Bericht mit der scherzhaften Aufforderung an Johannes, mir nun unverzüglich sein Trauerspiel „Ulrich von Hutten" zu übergeben, das bis zur Stunde noch immer nicht in meinem Besitze sei.

Johannes stützte wehmütig lächelnd seinen Kopf in die Hand, blickte eine Weile stumm vor sich hin und begann dann: „Ja, „Heinrich der Löwe", „Cesare Borgia", „Die Hunnenschlacht", „Ulrich von Hutten", „Lodovico Sforza", „Karl XII.", „Josephine Beauharnais", „Mirabeau" und wie sonst noch die Titel meiner zahlreichen ungeschriebenen Werke heißen mögen! Gott sei Dank, jene furchtbare, qualvolle Zeit ist überwunden! Du siehst mich staunend an, ich erscheine Dir rätselhafter als je zuvor, aber Du wirst mich bald verstehen und begreifen. Du weißt, wie emsig, wie ruhelos meine Phantasie gearbeitet hat.

Ich sah die Gestalten, die ich schildern und zeichnen wollte, die lebendig über die Bühne schreiten sollten, leibhaftig vor mir, ich hörte sie sprechen, sah sie handeln; vor meinem geistigen Auge stand jede Scene meiner geplanten Tragödien bis auf die kleinste Einzelheit fertig da, aber sowie ich die Feder zur Hand nahm, um in Wort und Schrift die bunten dramatisch bewegten Bilder festzuhalten, und die Monologe und Dialoge, die mein geistiges Ohr soeben gehört, ja, die ich selbst nachgesprochen hatte, niederzuschreiben, da war mit einem Schlage der holde Zauber zu Ende, meine Helden erschienen mir als marklose, nüchterne Gesellen, als hohle Puppen und, was sie sprachen, war ödes, gedankenloses Zeug. Die vernichtende Selbstkritik mit ihrer Pedanterie, ihren tausend Bedenken und Nörgeleien hatte sich mir zur Seite gestellt, und fortgewischt wie mit einem Schwamm waren die leuchtenden, farbenprächtigen Bilder der Phantasie. Die aber ließ sich ihre Arbeit nicht verdrießen. Was immer auch die neidische Selbstkritik zerstören mochte, die nimmer rastende Phantasie flocht ihr Traumwerk weiter und hatte an Stelle der eben in grauen Dunst zerflossenen bunten, reich belebten Welt rasch eine andere geschaffen. Jahrelang ließ ich mich von diesem tollen Spuk zum Narren halten, immer wieder versuchte ich das Traumwerk festzubannen, mit brennender Stirn saß ich Nächte hindurch bei meiner Lampe, ich quälte mich ab, die dahinstürmenden Gedanken in feste Formen zu zwängen, aber all mein Mühen war vergebens, aus meiner Feder floß nicht ein einziges Wort. Ich hörte, sah und empfand Alles, was ich niederschreiben wollte, aber mir gebrach es an der bildenden, formenden Kraft, ich fand keinen Ausdruck für meine Empfindungen und Gedanken. Ich war ja kein Dichter und sollte keiner werden, ich war nur ein Märtyrer meiner Phantasie. Und dieses Martyrium hat mich bis hart an die Grenzen des Wahnsinnes, bis zu dem furchtbaren Entschlusse geführt, dieses verlorene, qualvolle Leben fortzuwerfen."

Tief bewegt ergriff ich die Hand meines unglücklichen Freundes, der mir aber keine Zeit ließ, meine Teilnahme auszusprechen.

Johannes erwiderte meinen Händedruck, that einen kräftigen Schluck und nahm seinen Bericht sofort wieder auf. „Also", erzählte er weiter, „ich war in der That dahin gekommen, daß ich mich mit dem Gedanken trug, in das bessere Jenseits auszuwandern. Mit meinen Träumereien hatte ich so viel Zeit vertrödelt, daß mir keine Zeit übrig geblieben war, an das Nächste und Notwendigste zu denken. Ein unsterblicher Dichter war aus mir nicht geworden, wohl aber ein armer Teufel, der nicht wußte, wovon er den nächsten Tag leben sollte. Ich war in bitterer Not und sann, eines Tages ziellos durch die Straßen dieser Stadt schlendernd, eben wieder darüber nach, wie ich am schmerzlosesten von dieser Welt Abschied nehmen könnte, als mich plötzlich Jemand bei meinem Namen rief. Ich blickte auf, und vor mir stand ein alter Freund meines verstorbenen Vaters. „Johannes", sprach er mich in seinem breiten Plattdeutsch an, „was geiht denn mit Dir vor, Du kiegst jo ganz schnaakig drein." Der gute Alte ließ mich nicht früher los, als bis er vollen Bescheid hatte, wie es um mich stand. Als ich mit meinem Bericht zu Ende war, klopfte er mir teilnahmsvoll auf die Schulter, tröstete mich, versprach mir Hilfe und verabschiedete sich mit der Zusage, daß er sich sofort auf den Weg machen werde, mir vorläufig eine Stelle im statistischen Bureau der Stadt zu verschaffen. Im statistischen Bureau! Ich mußte hellaut auflachen, aber dabei flossen mir die Thränen über die Wangen wie einem Schuljungen, dem man seinen Butterstollen genommen hat. Im statistischen Bureau sollte meine Laufbahn enden. Das war freilich ein tragi-komischer Abschluß meiner erträumten Dichter-Carrière. Aber was wollte ich denn? Ich suchte ja den Tod, und hielt er mir denn jetzt nicht seine Hand entgegen? Eingeschlagen! Eine bessere Gelegenheit, mich mit Ehren aus dem Wirrsal meines Lebens herauszuziehen, konnte ich ja gar nicht finden. Und dabei brauchte ich nicht einmal zu sterben, ich selbst durfte weiter vegetieren, aber meine Phantasie, die mich gemartert, gefoltert und gehetzt, der war der Tod beschieden. Im statistischen Bureau würde sie sicher der tödtenden Zahlenarbeit erliegen und ihr Grab finden. Gott sei Dank, sie hat es gefunden und ruht im Frieden!"

Johannes erhob sein Glas und mit mir anstoßend rief er fröhlich aus: „Nun kennst Du das Geheimniß meines Lebens, nun weißt Du warum meine Werke ungeschrieben geblieben sind, Du kennst mein Unheil und meine Heilung! Und wenn Du sehen willst, was mich ganz gesund gemacht hat, dann besuche mich morgen in meiner Behausung, begrüße meine kleine, runde Frau und meinen vierjährigen Jungen. Jawohl, meinen Jungen! Der tröstet mich für all mein Mißge-

schick, denn hier täusche ich mich nicht, der Schlingel besitzt, was seinem Vater fehlte, bildende Kraft und Formtalent. Und Phantasie hat er, mehr als er brauchen kann."

Natürlich folgte ich der freundlichen Einladung und fand ein trauliches, fröhliches Nest, zwar kein Dichterheim, wie ich hoffte, daß es meinem Freunde einst beschieden sein würde, aber ein kerngesundes, bürgerliches Familienglück. Der Mensch kann selbst als Statistiker zufrieden werden. Johannes Moorvogel, der Märtyrer seiner Phantasie, ist gewesen und seine ungeschriebenen Werke folgen ihm nach. — Es lebe Moorvogel der Statistiker!

Sonntag draußen.

Weiche, müde Sommerruh,
Kaum ein Windhauch will mich necken.
Blütenschwere Rosenhecken
Nicken mir verschlafen zu.

Sonntagskinder wandeln weiß
Durch den gold'nen Ährensegen,
In den jungen Seelen regen
Lieb und Glück die Schwingen leis'.

Und dazwischen wiegt Musik,
Fern vom Schießstand Schüsse krachen,
Alle Menschen singen, lachen —
Welt, wie strahlt Dein Sonntagsblick!

Friedrich Castelle.

Im Mai.

Die Vöglein sangen im Buchengrün,
Die Falter spielten so lustig — kühn
Im goldenen, sonnigen Maien.
Wir wandelten fröhlich Hand in Hand
Und pflückten die Blumen am Waldesrand
Wie glückliche Kinder, zu Zweien.

Da sprachst in traulicher Waldesruh'
Du liebend zu mir das erste Du.
O goldener, sonniger Maie!
Die Vöglein hörten's im Buchenhain;
Nun sollst Du immer mein eigen sein,
Du Liebe, Du Gute, Du Treue.

E. Dieckhöfer.

Vor dem neuen Lenz.

Kann ich es nicht mehr begrüßen,
Daß die ersten Blumen sprießen,
Wie in alter Zeit?
Seid ihr wirklich fortgegangen,
Tage mit den Rosenwangen
Und dem grünen Kleid? —

„Ja, wir sind dahingegangen,
Sind auf ewig Dir verrauscht.
Aber trockne Deine Wangen!
Hast ja — Andres eingetauscht
Für die Rosen: Reiche Fülle,
Die des Geist's Verlangen stille,
Weise Mäßigkeit
Wie im Hassen so im Lieben,
Und die Hoffnung ist geblieben
Grün wie unser Kleid."

Friedrich Kroff.

Entdeckung.

Ich war ein Kind. Der Kampf war meine Lust,
Die schwere Rüstung und die Ritterschaar,
Die Helden, die dem Tod die eig'ne Brust,
Das heil'ge Grab zu retten, boten dar.
Beim Namen „Richard" ward das Herz mir warm,
Ich liebte den Erob'rer treu und stät,
Der heimwärts zog, nachdem sein Siegerarm
Ein ganzes Halsband Köpfe abgemäht.
Ich nahm die Farben einer Schönen an,
Zum Säbel ward der Stock in meiner Hand.
Und ich beschritt des Blumenkrieges Bahn,
Gar manche Knospe rollte in den Sand.
Dann schuf ich unterm freien Himmelszelt
Zu meinem Throne eine Bank aus Moos,
Aus Zweigen ward die Krone hergestellt,
Verächtlich war mir andrer Herrscher Los.
Glück und Entzücken blieb sich immer gleich,
Doch eines Tages kam ein junges Kind,
Ich bot mein Herz ihm an und Hof und Reich,
Selbst meine Schlösser, die im Monde sind.
Die Kleine ruhte beim Kastanienbaum,
Ich freute mich an ihrer Schönheit Zier;
An ihrer Seite saß ich wie im Traum,
Und fremde Welten gab ihr Auge mir.
Warum sind Traum und Fröhlichkeit dahin,
Seit ich das liebe, blonde Mädchen sah?
Fragt nur Columbus, wie ihm war zu Sinn:
Der Nebel riß, und — eine Welt lag da.

Aus dem Französischen des **Guy de Maupassant** von **Walter Kaehler.**

Das Rendezvous.

Laß mich nicht warten an der Straßenecke!
Die fremden Leute kommen, kommen, geh'n
Mit Blicken, die mir durch die Seele späh'n.
Laß mich nicht warten an der Straßenecke!
Ich sehe in den Nebel, wie er graut,
Da werden alle bösen Zweifel laut,
Spottdrosseln in der Seele Liederhecke.
„Ich weiß, daß Du wie alle andern bist,
Ich weiß, jetzt eben hast Du wen geküßt,
Ich weiß —"

Da kommst Du winkend um die Ecke.
Und warm und glücklich hängst Du mir am Arm
Und ziehst mich plaudernd in den dunklen Schwarm.
„Für diesmal, weil ich keine Schuld entdecke
In Deinem Lachen — will ich Dir verzeih'n.
Doch laß mich fürder nicht zu lang allein —
Laß mich nicht warten an der Straßenecke!"

Paul Wertheimer.

Leichenzug.

Schwarzgraue Wolken, regenschwer und bleiern,
Hinjagen schnell auf ihren luft'gen Wegen,
Und aus den windzerfetzten, grauen Schleiern
Tropft unablässig schwerer, kalter Regen.

Dazwischen tollt der Sturm, die letzten Blätter
Zerrt er vom Baum, umbraust von dumpfen Chören;
Es ist, als wollte Gott in diesem Wetter
Voll Zornes plötzlich seine Welt zerstören.

Und durch das große Sterben und Vergehen
Schwankt hin ein Leichenzug die nasse, weite,
Verlass'ne Straße; träg die Gäule gehen,
Kahl grinst der Sarg, klein ist das Grabgeleite . . .

Karl August Hückinghaus.

Wünschen und Wähnen.

Land und Leute hätt' ich gern
Und ein lachend Angesicht —
Land und Leute hab ich nicht,
Und das Lachen ist mir fern.

Manchmal nur im Abendschein
Denk ich an ein liebes Kind —
Und da trägt der Sommerwind
Düfte mir ins Zimmer ein.

Und da hab' ich hohen Sinn —
Und dann glaub' ich selber nicht,
Daß ich nur ein armer Wicht
Und kein reicher König bin.

Land und Leute hab' ich dann,
Prunkpaläste, Gärten licht . . .
Und die Fürstin kommt und spricht:
„Seid gegrüßt, geliebter Mann!"

Christoph Flaskamp.

Ergebung.

Meine Hoffnungen, die armen Vögelein,
Flatterten kühn in die Wolken hinein,
Auf eilenden Schwingen zur Sonne hinauf,
Denn ach! wer hielte die Fliehenden auf?

Aber der rauhe Jäger, die Wirklichkeit,
Hatte gleich Bogen und Pfeile bereit;
Mit Hohnlachen schoß er sie alle herab,
Und weinend schmück' ich mit Blumen ihr Grab.

Chr. Rodeck.

Ein canadischer Bootsgesang.

Nur matt eint Abendglockenklang
Unserm Rudertakt sich und Fahrtgesang.
Schon hüllt die Dämmerung den Uferwald ein,
Drum laßt uns Sankt Anna ein Scheidelied weih'n.
Rudert, rudert, der Fluß wogt blank,
Die Stromschnellen nah'n und die Sonne sank.

Gern spannt' ich unser Segel auch,
Doch kräuselt die blaue Flut kein Hauch.
Nur, wenn der Wind weht ab vom Strand,
Süß ruh'n dann Ruder und müde Hand.
Weht, Lüftchen, weht, der Fluß wogt blank,
Die Stromschnellen nah'n und die Sonne sank.

Utawas' Flut! dies Mondgeflirr
Sieht bald uns durchzieh'n Dein Strudelgewirr.
Grüninsel-Heiliger! hör' uns geschwind,
Um Kühle wir flehen und günstigen Wind.
Weht, Lüftchen, weht, der Fluß wogt blank,
Die Stromschnellen nah'n und die Sonne sank.

Aus dem Englischen des **Thomas Moore** von **Max Kiesewetter.**

Braut des Lebens.

Ein Kind noch war ich, da zum ersten Mal
Mir Einer sagte: „Arme Braut des Lebens.'
Ich lachte drob und stürmte in die Weite
Und fühlte meine Flügel — meine Flügel.
Dann kam die Liebe und sie flogen hoch
Und fliegen, fliegen — doch wie Bleigewicht
Fing sich das Leid darin und zog sie nieder.
Doch unten war ein Sumpf, der Schlamm des Lebens.
Die Liebe sank darein, doch immer neu
Stieg ich empor — die ewige Lebensbraut,
Und sucht' in jeden Menschenauges Grund
Die Glut von meiner Glut. —

Da fand ich ihn,
Wir wurden Eins und flogen in den Himmel,
Bis ihm die Glut zersprengt den siechen Leib.
Am Boden lag ich, irr nach Lethe suchend . . .

Und wieder trieb mich auf die Lebensglut
Nach Flammen witternd, durch das Weltenall.
Oft glaubt' ich sie zu finden, meine Flammen,
Doch, was so herrlich in die Nacht gelodert,
Strohfeuer waren's, kleine Sinnenflämmchen,
Das ewige Feuer nicht, das mich durchglüht,
Mich Lebensbraut, mich nimmersatte Willis.

So sucht' ich denn — und Jahr um Jahr zerrinnt,
Die Schwingen wollen steigen, fordern Blut
Und Kraft und Mark, in gleichen Lebensbränden
Und schleppen lang in Kot und Staub und Jammer.

Da naht sich eines Tags ein dunkler Gast,
Verzehrend preßt er mich in starken Armen.
„Mein Bester komm, Isolde harrt auf Dich,
Du Glut von meiner Glut, Du starker Tod.
Mach' Deine Lebensbraut nun hungerstill.
In unser dunkel — dunkeln Hochzeitsnacht
Stärk' ihr die Schwingen für die Ewigkeit!"

Hermine von Preuschen.

Die Flüchtige.

Nachbars schwarzer Sausewind
Macht mir Kopfzerbrechen,
Niemals ist das schöne Kind
Mit Vernunft zu sprechen.

Dinge, die mir wichtig sind,
Läßt es nicht erklären
Oder knixt und flieht geschwind,
Um mich nicht zu stören.

Aber gestern, meiner Treu',
Kam sie just geflogen,
Habe ich sie eins — zwei — drei
In den Arm gezogen.

Und ihr einen Vers zuletzt
Auf den Mund geschrieben,
Klang der Reim, — und ganz entsetzt
Ist sie steh'n geblieben . . .

Karl Nowak.

Johannestag.

Weiche, warme Sommerluft
Und das Herz so enge,
Süßer, voller Rosenduft
Blumen rings in Menge.
Auf den Blättern Sonnengold
Himmelsbläue drüber,
Weiches Lüftchen flüstert hold
Über's Gras herüber.

Füllt Dich armes Menschenherz
Wünschen und Verlangen?
Jedes Blatt jauchzt himmelwärts,
Selig im Empfangen.
Willst der Schöpfung Krone sein,
Dich das Höchste wähnen
Und dabei kennst Du allein
Ungestilltes Sehnen.

Dora Hornau.

Abend im Vorfrühling.

Nun senkt die Sonne müd' die Strahlenflügel
Und breitet Purpurschleier auf die Welt.
Goldwolken gleiten über grüne Hügel,
Auf die gigantenhaft ihr Schatten fällt —

Bald ist der Tag in blaue Nacht versunken.
Von fern klingt leis ein Abendläuten her.
Des Himmels Wölbung strahlt von gold'nen Funken
So wunderseltsam, feierlich und hehr.

Rotkehlchen flüstert noch im nahen Garten
Sein Nachtgebet — Dann wird es ringsum still —
Es ruft die Welt, um Träume zu erwarten,
Darinnen König Lenz sich zeigen will — — —

Heinrich Becker.

Die Schwalbe.

Als ich heut früh das Feld durchfuhr,
Am Birkenwald vorbei,
Sah hoch vom Telegraphendraht
Ein Schwälblein auf die grüne Saat
Und in den gold'nen Mai.

„Ach Schwälblein, liebes Schwälblein mein,
Was guckt es denn so sehr?
Knapp angethan auf's beste,
Mit Frack und weißer Weste,
Als ob's ein Hofrat wär'.

Herunter von dem luftigen Sitz!
Herab aus Deiner Ruh'!
Mein Gaul ist flink wie Gemsen.
Flieg mit! fang' ihm die Bremsen!
Fang' zu und immer zu!"

Da wandte sie das Köpflein links
Und hob die linke Schwinge
Und kratzte unterm Flügel sich
Mit ihrem Schnäblein säuberlich,
Als ob sie dort was singe.

Und sprach: „Verschroben ist Dein Witz.
Meinst Du, ich will bequemen
Mich nach der Menschen Art und Sinn
Und fliegen her und fliegen hin,
Um Dienst und Zwang zu nehmen?

Fahr' Du nur fort von Ort zu Ort,
Daß Ehr' und Lohn Dir's bringe
Vom Racker Staat. Mich freut die Saat,
Ich sitze frei auf meinem Draht
Und singe, singe, singe."

Otto Michaeli.

Das Leuchten.

Einsam lag ich, krank und still.
Meister Gram war auf Besuch.
Letzter blasser Tagesschein
Fiel erlöschend auf mein Buch.

Jetzt . . . . . noch sah ich kaum die Lettern.
Jetzt . . . . . auch kaum noch das Papier.
Immer dunkler ward's um mich,
Immer dunkler auch in mir!

Dieses immer tief're Dunkeln
Fürchtest Du, o Seele, sehr!
Ahnend jene letzte Fahrt
Nach dem uferlosen Meer!

Plötzlich — welch ein seltsam Leuchten
Flog mir über Buch und Hand?
O welch' Wunder sah ich da,
Als ich jäh mein Haupt gewandt!

Eine Wolke glitt vorbei,
Wie ein segelstolzes Boot —
Hoch und einsam, kühn und frei,
Glühend, abendrotdurchloht.

Wie sie flog, die Lichte, Hohe,
Hat sie mir den Gruß gesandt.
Einen Abglanz ihrer Lohe,
Leuchtend über Buch und Hand.

In mein Dunkeln bracht' ihr Leuchten
Diesen letzten Gruß mir dar.
Dieses Leuchten vor dem Dunkeln,
Wie beseligend das war!

Käme doch auch meiner Seele
Solch ein Leuchten, hell und hehr,
Eh' sie fährt die letzte Fahrt
Nach dem uferlosen Meer! — — —

Franz Carl Ginzkey.

Waldesdämmern.

Hier laß uns ruhen, wo im stillen Thal
Der rote Klee den Purpurteppich breitet,
Wo von der Abendsonne warmem Strahl
Ein letztes Leuchten um die Hänge gleitet.

Rings ward es still. Und in der Ferne schwindet
Der Ton, der von den lauten Menschen spricht.
Nun achte wohl: des Waldes Göttin windet
Den letzten Schleier sich vom Angesicht.

Denn wie ein reines Weib sich einem giebt,
Um ihm der Schöpfung Meisterwerk zu zeigen,
So thut der Wald dem Treuen, der ihn liebt,
Sich ganz nur kund in Einsamkeit und Schweigen!

Schon will der Vögel munt'rer Sang verklingen,
Aus dunklem Laube lugt das Reh hervor.
Und aus dem wegesmüden Herzen ringen
Sich leise Wünsche zum Gebet empor.

Julius Koch.

Sprüche.

Nichts andres kann der Tag Dir bringen,
Als was Du selber ihm gebracht.
Mag sie Dir glücken oder mißlingen,
Dein ist die That, die Du vollbracht.

Das Leben ist ein hartes Muß
Und gleicht oft einer tauben Nuß.
Die kostete den besten Zahn
Und war nichts d'rin und war nichts d'ran.

Hans M. Grüninger

Erwartung.

Es schweigt der Wald .....
Mit stummen Zweigen
Lauschen die Tannen,
Im Haselbusch rührt sich kein Blatt.
Das Eichhorn sitzt reglos
Mit erschrockenen Augen,
Verstummt sind die Kehlen
Der zwitschernden Waldvöglein all.
Nur hie und da ein
Banger, zagender Laut,
Wie wenn die Dämmerung kommt
Mit grauen Flügeln.
Kein Käfer summt, keine Mücke schwirrt,
Es ruht der Wald
In horchendem Schweigen,
In schweigendem Harren.

So ruh' auch ich.

Bewegungslos,
Mit stockendem Herzschlag,
Ich athme kaum.
In mir lauscht jede Fiber,
Jeder zuckende Nerv.
In ertötendem Warten
Entflieht meine Seele
Und irrt körperlos,
Suchend in Sehnsucht
Durch den sterbenden Wald.
— — — — — — — — — — — — — —
Da plötzlich
Durch die Stille
Ertönt ein Schritt.
Ein Schrei .....
Zwei Arme umfangen mich
Und hochauf rauscht der Wald
In jubelndem Entzücken.

Jenny von Reuß.

Flamme.

Wohin lenkst Du, wilde Flamme,
Die Du meine Seele füllest,
Ruhlos, rastlos in dem Rätsel
Namenloser, trüber Tage?
Wohin treibt Dein Glutenodem
Meine kaum erstand'nen Wünsche
Und beflügelt mein Verlangen,
Leid und Leidenschaften weckend? . . .
Sprengt ein Lavastrom mein Fühlen,
Peitscht ein Samum all' mein Blut auf?
Nimmer winkt ein froh Verharren!
Und es weichen die gestörten
Gaukelbilder meiner Sehnsucht
Und die Zuflucht mahnt vergebens! . . .
Schicksalsflamme, hart und dröhnend
Hallt der Sturmschlag Deiner Schwingen;
Du versengtest ja das letzte
Blütenstäubchen meiner Seele! . . .

Leo Grünstein.

Mondzauber.

An des Himmels blaudunkelnder Muschel
Ruht der Mond, eine schimmernde Perle.
Tausend schimmernde Strahlenbrücken
Baut er nieder nach meinem Herzen.
Und auf ihnen wallen hernieder
Tausend verklärte, selige Geister,
Die mein Herz mit bebend empfundenen
Himmlischen Schauern der Ewigkeit füllen.

Alexander Pache.

Morgendämmern.

(Geschrieben 1850)

Zum erstenmal nicht kräht der Hahn,
Jetzt ruft er wie Prophetenstimmen,
Schon losch der Mond, schon steigt heran
Vom Bosporus ein rötlich Glimmen.

Noch harrt die Welt in stiller Wacht,
Noch hört man nicht die Glocken schlagen;
Doch wird es bald nach langer Nacht
Für alle Zeiten strahlend tagen.

Mein Rußland, auf! Laß vor dem Glanz
Des Heilands seine Feinde bleichen.
Schlag an die Glocken von Byzanz,
Dich segnend mit des Kreuzes Zeichen.

Klang der Verheißung, töne Du!
Es lauscht und harrt der ganze Osten.
Nicht länger soll in feiger Ruh'
Das Russenschwert, das blanke, rosten.

Wer trotzet, Riese, Deinem Schlag?
Und willst Du nur, wer darf uns rauben
Den uns verheiß'nen Schicksalstag
Mit einem Zaren, einem Glauben!

Aus dem Russischen des **Tjutschew** von **Hans Gerschmann.**

Nocturne.

Der Trank war süß, den Deine Hand mir bot,
Berauschend süß — in meinem Herzen loht
Geheime Feuersglut und frißt und frißt,
Bis daß mein Herz in Staub zerfallen ist.

Als Du die Schale lächelnd mir gereicht,
Da war mein Herz so stark, so frei, so leicht —
Nun ich den Atem Deiner Lippen trank,
Ward meine Seele schwach und zag und krank.

Das süße Gift, das mich so elend macht,
In meinen Adern kreist es Tag und Nacht,
Und Du, die mir's gereicht, Du hast gewußt,
Daß ich so feig und elend werden mußt'.

Du hast's gewußt — und ließt es doch gescheh'n —
Mit kühlem Lächeln hast Du zugeseh'n,
Wie tief die Sehnsucht mir am Leben zehrt
Und wie die Schuld nicht stirbt, die Dich begehrt

Und wie ich täglich, stündlich reuevoll
Gelobe, daß mein Herz entsagen soll,
Und wie ich dennoch, müd' und todeskrank,
Aufs Neu' Dich anfleh' um den gift'gen Trank.

Georg Edward.

Meine Saat.

Mein Schweigen hat köstliche Schätze gereift
Nun weiß ich: Mein Herz ist voll Segen und Saaten,
Die nie noch ein Wort ans Leben verraten
Und nie ein verlangender Blick gestreift.

Den Keim hat ein dunk'ler Schmerz mir geschenkt,
Von dem nur die schweigenden Nächte wissen
Und die schimmernde Saat, die aus Finsternissen
Sich garbenflutend zum Leben gedrängt.

In den stillen Stunden spür' ich, wie weich
Die goldenen Halme sich heben und senken,
Durchschreit' ich des Abends in frohem Gedenken
Mein heimliches, seliges Königreich.

Und ich fühle den Segen wie spendendes Licht,
In dem meine Kräfte sich mehren und schwellen
Und machtvoll sich einen wie Rauschen von Quellen,
Das die träumende Ruhe der Wälder durchbricht.

Und ich horche tiefselig, dem Alltag entwandt,
Der Kräfte und Feste wildseligem Reigen,
Der in mir erklungen.. Doch mein fürchtendes Schweigen
Behütet mein Reich als schirmende Wand.

Stefan Zweig.

Virgatum gehen*)

Schaut, wie's der kleinen Bande gefällt
Unter den Büschen und Weiden,
Als wäre ein Festtag die ganze Welt.
Schaut, wie das tollt und lacht und sich bückt:
Der Herr Lehrer hat sie herausgeschickt,
Sie dürfen sich Ruten schneiden.

Unser aller Lehrer, das Leben, bringt
Uns manche berauschenden Freuden.
Und wir kosten sie, von Begierde beschwingt,
Und merken nicht in der taumelnden Lust,
Daß wir für die Zukunft, uns unbewußt,
Die bittersten Ruten schneiden!

Eugen Lirsch.

Sprüche.

Fuchs und Gans,
Gret' und Hans,
Hund und Wurst,
Faß und Durst,
Apfel und Aff'
Köchin und Pfaff',
Mägd' und Herren
Soll man nicht zusammensperren.

Freudlos und leidlos, gedankenlos sein,
Still animalisch: Stammtischverein!

Nimm die Dinge, wie sie sind,
Und Du bist — gemein.
Klug nicht, aber edel, Kind,
Nimm sie, wie sie sollten sein.

Wenn der Abt die Karten mischt,
Würfeln die Kapuzen.
Werden sie dabei erwischt,
Werden sie ihm trutzen.

Th. Vulpinus.

*) Virgatum gehen, altes Sommerfest der Volksschulen, bei welchem die ganze Kinderschar nach dem Wald geführt wurde, um sich mit Spielen zu vergnügen und die Ruten (virga) zu schneiden, welche zur Aufrechterhaltung der Zucht nötig waren.

Sonnenuntergang.

Noch schwebt um Deine schmalen Wangen
Der Abendröte letzter Schimmer.
Das Auge glänzt in stillverklärtem Glück,
Und Deine schlanken, weißen Hände ruh'n im Schoße.
Du träumst! — — — Hin über ferne Baumeswipfel
Geh'n wehmutübergossen Deine Blicke.
Ein letzter Sonnenfunkenschwarm
Huscht spielend über Deinen blonden Scheitel,
Den herben, nie entweihten Mund — — —
Dort hinten geht die wilde Sehnsucht schlafen.

Die Baumeswipfel rauschen leise,
Und Vogelstimmen tönen schwach herüber — — —
In Deiner Seele wogt kein heißer Kampf,
Nur Abendfrieden ist in Deinem Herzen,
Das ahnungslos die zartverhüllten Knospen
Der Liebessonne Kuß erschlossen.
Du breitest Deine Arme unbewußt
Der neuen Morgenröte schon entgegen;
Um Deine Lippen schwebt ein still Gebet,
Auf Deinem Haupte liegt's wie reicher Segen!

Edgar Reimérdes.

Venezianische Nachtfahrt.

Langsam zieht ein schwarzer Kahn
Durch die stille Wasserbahn — —
Unter des Löwen schirmender Wacht
Hebt San Marcos heilige Pracht
All' der Kuppeln und Türme Bau
Hoch ins lichtgesättigte Blau.
Neben ihr ragt, in Marmor gefaßt,
Säulengetragen, der Dogenpalast!
Über das Fenster im gotischen Bogen
Kommt ein Mondesstreif gezogen . . .
Sacht zum andern Bord hinüber
Gleitet die Gondel; hell, als ruhte
Linder Glorienschein darüber,
Leuchtet die Kirche Maria Salute!
Und nun blüht der Paläste Kranz!
Flimmernd in weißem, in farbigem Glanz,
Träumen sie still von altem Glücke . . .
Marmorn spannt Rialtos Brücke
Über die Breite den kühnen Bogen!
Leis' an die Ufer schlagen die Wogen . . .
Weiter und weiter! Und immer noch reiht
Ein Palast sich neben den andern,
Zeugen verwehter, großer Zeit — —
Wirst Du nicht müde, mein Blick, zu wandern,
Immer zu steigen, Dich zu neigen?
Tagerhellt im silbernen Strahl
Schau' ich Säulen und Portal,
Kranzgesims und Giebel schimmern — —
Aber nur selten in den Zimmern
Funkelt ein Licht auf; Nacht und Schweigen . . .

Die Augen schließ ich: Vom Balkon
Erklingt der Mandoline Ton.
Der Asti schäumt; bei frohem Gelage
Schwärmen sie bis zum lichten Tage.
Da strömt und flutet die Rede dahin,
Bald sonniger Scherz, nun tiefer Sinn!
Da schmücken das Fest erlesne Geister,
Der Künstler Heerbann! Allen voran
Der Farbe unerreichte Meister:
Paul Veronese, Tizian . . .
Und um sich schart im Feenpalast
Catarina Cornaro, der Heimat Gast,
Die Königin Cyperns, Söhne und Töchter
Der meeregebietenden Herrengeschlechter.
Der Scharlach rauscht, es knistert die Seide;
Im Goldhaar glitzert das Edelgeschmeide;
Diamant, Smaragd, Saphir, Opal
Durchfunkeln mit leuchtendem Feuer den Saal . . .

Von der großen Straße schwenkt
Lautlos ab mein Kahn und lenkt
In die engen Wassergassen,
Weltverborgen, still, verlassen.
Bläulich fällt des Mondes Feuer
Auf verwittertes Gemäuer,
Rankt sich d'rum das Epheublatt;
Der Laterne Schein fließt matt . . .
Aus dem Zwielicht, altersgrau,
Hebt sich ab ein morscher Bau,
Blickt wie fragend zu mir her —
Kenne Dich: Palast Faliér . . .
O, Faliér, unsel'ger Mann,
Erster in dem Kreis des Rates,
Haupt des freien Adriastaates —
Hast Du nicht genug daran?
Blendet Dich der gold'ne Reifen?
Nach der Krone willst Du greifen?!
Hüt' Dich! Leicht um Dich geschehn
Ist es: ratlos wachen die Zehn,
Ziehn Dich vor ihr Blutgericht —
Und Erbarmen kennen sie nicht.
Flüchte Dich! Rasch! — Es ist zu spät.
Dumpfe Glocken . . . letztes Gebet . . .

Immer weiter zieht mein Kahn
Auf der schmalen Wasserbahn;
Schatten huschen die Mauer entlang —
Und da schau' ich hoch ihn schweben,
Den geschlossnen, dunklen Gang,
Der so manchen für sein Leben
Abgetrennt von allem Glücke:
Schaue ich die Seufzerbrücke. — —

Totenstill ward's allgemach.
Kaum, daß noch eine Seele wach.
Ab und zu verwirrte Stimmen,
Einzelne Lichter . . . auch sie verglimmen . . .

Eduard Fehre.

Heinrich Heine und Gabriel Rießer.

Mit einem Briefe Heines.

Von Karl Emil Franzos.

Man muß viel wissen, um zu erkennen, wie wenig man weiß. Das ist der Stand der Heine-Forschung von heute. Noch vor einem Menschenalter galten Leben und Charakter Heines durch Strodtmanns große Biographie für immer klargestellt. Heute wissen wir von dem Dichter unendlich viel mehr, und doch liegt noch so Vieles im Unklaren, daß Niemand eine neue Biographie wagen könnte; sie wäre nach wenigen Jahren überholt. Kein Jahr, kein Monat, der nicht Neues über Heine bringt, und fast immer Merkwürdiges, ja Verblüffendes. Der Grund liegt einzig in seiner Persönlichkeit; „aus Staub und aus Sternen" sind wir Menschen geformt, bei ihm erscheint Alles ins Extrem gesteigert; die Höhen wie die Tiefen seiner Individualität sind kaum zu ermessen.

Auch dem Fund, den ich hier veröffentliche, haftet etwas Sensationelles an. Es ist ein längerer, bisher ungedruckter Brief Heines, einer der merkwürdigsten, die wir von diesem unvergleichlichen Briefschreiber kennen; auch in der Form echtester Heine. Wichtiger aber als die Form ist der Inhalt: er enthüllt eine seltsame Episode aus Heines bedrängtester Lebenszeit.

Das war der Sommer 1841. Heines Geldnot, die Anfeindung, die er als Dichter wie als Mensch zu erdulden hatte, waren aufs höchste gestiegen. Durch eigene oder fremde Schuld?! — wer so fragen und dann ernstlich die Antwort suchen wollte, wäre ein kurioser Psycholog. Heine gab mehr aus, als er einnahm; er war ein schlechter Wirt — und durch seine Eigenschaft als Dichter ist dies nicht erklärt; Goethe und Schiller, Grillparzer und Uhland waren gute Wirte. Aber man denke an die Einflüsse seiner Jugend, sein Naturell, seine Verhältnisse. Von den verarmten, anspruchsvollen Eltern lernt er früh, wozu reiche Verwandte gut sind; nervös veranlagt, von Kopfweh geplagt, eine sinnliche Natur, ist er gleichwohl kein gewissenloser Genießer, wie man ihm nachsagt, aber auch kein Tugendbold, als Dichter sehr fleißig — einer der emsigsten Feiler und Raspler unter den deutschen Lyrikern, — aber kein rüstiger Verdiener; zudem sind seine Honorare immer bescheidene, sein Freund Campe haut ihn übers Ohr, wo er kann; in Zeiten des Sturmes sinken seine Einnahmen auf ein Minimum, und der Hamburger Goldonkel ist launisch, im tiefsten Kern ein recht sparsamer Mann. Alles erkennen heißt nicht Alles verzeihen, aber es ermöglicht ein gerechtes Urteil, und dessen wollen wir auch eingedenk sein, wenn wir den Ausgangspunkt des Sturmes betrachten, der damals gegen ihn losgebrochen war: sein Buch über Börne.

Gewiß ein seltsames Denkmal für einen Todten, aber wir werden heute anders darüber urteilen als die Zeitgenossen. Heine hat den Schriftsteller Börne nicht unterschätzt; Niemand wird heute Börne so hoch stellen, wie damals er; aber über den Menschen schlug er eine Tonart an, die ein vornehmer Schriftsteller nie von Lebenden gebraucht; bei Todten ist's vollends unwürdig. Nur hatte auch dies seine Gründe. Litterarisch und menschlich waren Börne und Heine geborene Gegner; der „dünne Nazarener" und der „fette Hellene" mußten sich abstoßen; aber daß sie Todfeinde wurden, war nicht Heines, sondern Börnes Schuld. Heines Buch über Börne ist unwürdig, aber die 1840 als Antwort erschienene Schrift: „Ludwig Börnes Urteil über H. Heine. Ungedruckte Stellen aus den Pariser Briefen" eine der größten Gehässigkeiten, die je mit Hilfe von Preßbengel und Druckerschwärze in die Welt gesetzt worden sind; Börne hat sie nicht herausgegeben, aber geschrieben. Ärger haben sich Neid, Klatschsucht und bis zur Sinnlosigkeit gesteigerter Haß kaum je geäußert als in diesen, zunächst nicht für die Öffentlichkeit bestimmten, aber „für den Notfall" nach Börnes eigenem Wunsch aufbewahrten Äußerungen. Und sie fielen zu einer Zeit, wo Heine noch in intimen Briefen zwar über Börne spöttelte, aber nie Schlechtes sagte! Und welche Flut von Verleumdungen, Ränken, Angriffen schlimmster Art haben Börne und Madame Wohl-Strauß, die Adressatin der „Pariser Briefe", über Heine ergossen! Wer die zeitgenössischen Quellen kennt, muß sagen: Heines Buch war nur eine Revanche und nicht unfeiner als die Angriffe. Unklug freilich war's, sehr unklug, und unwürdig zugleich. Denn Börne war ja nun tot, und ein verehrter Todter.

Das Unklügste, das Tadelnswerteste waren Heines Angriffe auf die angeblich geschlechtliche Beziehung

Börnes zu seiner Freundin, die nun die Gattin eines jungen Kaufmanns, Salomon Strauß, war. Zwar von dem Vorwurf, diesen Charakter der Beziehung erfunden und wider besseres Wissen verbreitet zu haben, ist Heine freizusprechen. Die Einsichtnahme in zeitgenössische Briefe hat mich überzeugt, daß damals in Paris wie in Frankfurt am Main einige Leute dieselbe Auffassung hatten wie Heine. Eben der Umstand, daß Herr Strauß so viel jünger war als seine Gattin, noch mehr aber die Eitelkeit dieses ebenso unbedeutenden wie unsympatischen Mannes weckten diese Gerüchte; wurde er doch nicht müde, zu erzählen, mit welchen Zärtlichkeitsdiminutiven sich seine Frau und Börne nannten. Gleichwohl verletzte Heine nicht bloß die Freunde Börnes, sondern frevelte auch an seiner eigenen Achtungswürdigkeit, als er, wenn auch nur „in einer menschlichen Stunde und nicht ohne Provokation", wie er selbst sagt, diese Ausfälle nachträglich dem Manuscript einfügte. Es geschah im festen Glauben an ihre Wahrheit, zur Vergeltung maßloser Gehässigkeiten, die ihm das Ehepaar angetan hatte, aber es wäre, selbst die Richtigkeit der Behauptung vorausgesetzt, ein arges Kampfmittel gewesen. Und nun war zudem die Beziehung keine sinnliche!

Auch ohne diese Stellen wäre Heine um dieses Buches willen von Börnes Anhängern schlimm beurteilt worden; nun verletzten diese Ausfälle auch das Anstandsgefühl seiner Freunde. Sie schwiegen und ließen den Sturm über ihn ergehen. Und welchen Sturm! Von Neid verzehrt, gehässig wie immer, gab Gutzkow, der selbst ein Leben Börnes geschrieben hatte, das Signal zum Kampf, und die ganze liberale Presse Deutschlands folgte. Am eifrigsten schürte natürlich der inzwischen wieder nach Frankfurt am Main übersiedelte Herr Salomon Strauß; da alle Welt von ihm erwartete, daß er nach Paris reisen und Heine fordern werde, und er hierzu nicht die geringste Neigung hatte, so opferte er, ein wohlhabender Mann, sehr beträchtliche Summen, um in der Presse die Ansicht zu verbreiten, Heine sei ein Mensch, mit dem man sich überhaupt nicht schlagen könne. Er fand Leute genug, die dies drucken ließen, viele mit, einige ohne Bezahlung, aber wenige, die es glaubten. Zudem weckte gerade das Übermaß des Schimpfs den Widerspruch, und die damals geachtetste Zeitung Deutschlands, die „Augsburger Allgemeine Zeitung", plaidierte für Heine. Das war schlimm für Herrn Strauß; selbst seine besten Freunde schüttelten den Kopf, wenn er ihnen sagte: „Ich bin ein tüchtiger Kaufmann, ein wertvoller Mensch; Heine ist ein Lump und ein schlechter Dichter — wie kann ich ihn fordern, er könnte ja auch mich erschießen!" (So ein zeitgenössischer Privatbrief aus Frankfurt am Main, den ich eingesehen habe; verbürgen kann ich mich für die Äußerung nicht, aber sie stimmt zu Strauß' Haltung in der Sache.) In dieser Verlegenheit gewann er ein Frankfurter Blatt, die „Didaskalia", welches seine Lüge drucken ließ, er habe Heine bereits vor Jahren geohrfeigt. Das war bald als Lüge nachgewiesen, und Herr Strauß war wieder schlimm daran. Nun suchte er sich dadurch zu retten, daß er meinte, er habe Heine feig, schamlos, frech genannt — da möge denn Heine nach Frankfurt am Main kommen und ihn fordern. Aber Heine konnte ja nicht nach Deutschland kommen, ohne sich den ernstesten Behelligungen der Polizei auszusetzen, und zudem wurde Strauß darauf verwiesen, was in Heines Buche über ihn stehe. Und so mußte er sich, elf Monate nach dem Erscheinen von Heines Buche, nun doch zur Reise nach Paris entschließen.

Anfangs Juni 1841 traf er dort ein. Aber einfach an Heine seine Zeugen zu schicken, war er auch nun nicht gewillt. Mußte er sich schlagen, so wollte er doch zum Mindesten nicht der Forderer, sondern der Geforderte sein; dann hatte er doch die Wahl der Waffen. Um dies zu erzielen, lauerte er am 14. Juni 1841 Heine in der Rue Richelieu auf, in der Absicht, ihn zu insultieren. Im letzten Augenblick entfiel ihm der Mut; er stotterte nur einige Worte: „Man habe mit Heine zu sprechen", worauf dieser ihm die Adresse seiner Wohnung gab und beifügte: er sei eben im Begriffe, nach den Pyrenäen zu reisen; da Herr Strauß nahezu ein Jahr gewartet habe, so werde er sich wohl auch noch einige Wochen gedulden können. In der That reiste er zwei Tage später nach Cauterets ab.

Das war natürlich Wasser auf Herrn Strauß' Mühle. Offenbar um sich Mut zu machen, hatte er bereits am 12. Juni nach Deutschland geschrieben, daß er Heine am selben Tage öffentlich insultiert habe. Dabei blieb er nun, gewann auch drei Ehrenmänner, die bezeugten, die Insulte zwar nicht am 12., aber am 14. Juni mit eigenen Augen gesehen zu haben. Diese Erklärung wurde an deutsche Zeitungen versendet, und Herr Strauß rüstete zur Heimkehr. Es schien Alles aufs beste geglückt.

Da erschien Heine wieder auf der Bildfläche. Schon in einer Erklärung aus Cauterets vom 7. Juli 1841 versicherte er, an der Geschichte sei „nicht ein wahres Wort" . . . „Meine Person", fährt er fort, „ist nicht im entferntesten von irgend Jemand auf den Straßen von Paris insultiert worden, und der Held, der gehörnte Siegfried, der sich rühmt, mich auf öffentlicher Straße niedergerannt zu haben, ist . . . ein Ritter von der traurigsten Gestalt, der im Dienste eines listigen Weibes bereits vor einem Jahre mit derselben Schamlosigkeit dieselben Prahlereien gegen mich vorbrachte." Diese Erklärung brachte auch der Hamburger „Correspondent" vom 17. Juli 1841.

Begreiflicherweise waren die Hamburger Anhänger Börnes hievon nicht erbaut; den heftigsten Unwillen aber empfand ein tüchtiger und edler Mann, Gabriel Rießer. Es ist hier nicht des Ortes, den tapferen Vorkämpfer für bürgerliche und religiöse Freiheit, den

berühmten Redner der Paulskirche eingehend zu charakterisieren. Hier nur so viel: er war ein warmer Bewunderer Börnes, ein persönlicher Freund der Frau Strauß-Wohl, von ihrer sittlichen Integrität überzeugt, und hatte sich, eine pathetische Natur, immer durch Heines Art abgestoßen gefühlt. Hierzu kam, daß er von Herrn Strauß' Wahrheitsliebe überzeugt war. Und so griff der sonst so besonnene Mann flugs zur Feder und schrieb noch am selben Tage eine fulminante Erklärung gegen Heine für dasselbe Blatt. Es machte ihn auch in seinem Eifer nicht irre, daß die Redaktion des „Correspondenten" ihm, einem der geachtetsten Männer Hamburgs, die Aufnahme der Erklärung in den redaktionellen Teil verweigerte, so daß er sie nur als Inserat in der Nummer des Blattes vom 23. Juli 1841 erscheinen lassen konnte.

Diese Erklärung Gabriel Rießers, wohl das unüberlegteste Schriftstück aus der Feder des so besonnenen Mannes, ist bereits von Strodtmann (Heines Werke, Band XX, S. 311 ff.) mitgeteilt worden; sie wäre auch sonst der vollständigen Wiedergabe nicht wert. Hier nur so viel, daß Rießer jene Erklärung Heines, namentlich die Bezeichnung des Herrn Strauß als „gehörnter Siegfried" und der Frau Strauß als „listigen Weibes" als „neue Schändlichkeit" Heines bezeichnete. Ob Heine die Ohrfeigen bekommen habe, wisse er (Rießer) nicht, er bezweifle es nicht, weil Strauß „von unzweifelhafter Wahrhaftigkeit" sei; verdient aber habe sie Heine jedenfalls. Auch habe er, Rießer, einen Zeugen, daß Heine schon früher von Strauß „mit den härtesten Worten gezüchtigt" worden sei. Unmittelbar nach dem Erscheinen dieser Erklärung reiste Rießer nach England ab.

Inzwischen nahmen die Dinge in Paris eine für Herrn Strauß peinliche Wendung. Von seinen drei „Augenzeugen" mußte einer nach dem anderen, von Heines Freunden inquiriert, zugeben, er sei nicht dabei gewesen und habe nur auf Strauß' Bitten das Gegenteil erklärt. Zu allem Überfluß stellte sich nun auch heraus, daß Herr Strauß den ganzen Vorfall der „Mainzer Zeitung" bereits zwei Tage, bevor er sich nach seiner Versicherung abgespielt, mit allen Details geschildert hatte. Am härtesten aber traf es ihn, daß Heine schon am 7. August wieder in Paris eintraf und ihm ungesäumt durch seine Freunde Theophile Gautier und Alphonse Royer die Aufforderung zugehen ließ, entweder seine Lüge zu gestehen oder Satisfaktion zu leisten. Nach zwei Tagen nannte Strauß seine Zeugen: den Chemiker Raspail und den deutschen Litteraten Kollof. Nun war aber Kollof einer der drei „Augenzeugen", die eben ihren „Irrtum" hatten eingestehen müssen, und so lehnte ihn Heine ab. Aber Strauß erklärte: dann werde aus dem Duell nichts werden, ohne Kollof schlage er sich nicht, und ließ sich durch keine Gegenvorstellung, keinen Hohn der Pariser Presse davon abbringen.

Wie Rießer bei der Lektüre der französischen Blätter in London zu Mute war, läßt sich denken. er war ein Ehrenmann. Und es entsprach ganz seiner sonst im Leben bethätigten Gesinnung, daß er sich sagte: „Will der Gatte nicht für Frau Wohl und Börnes Andenken eintreten, so thue ich es." Zudem zweifelte er mindestens an jenem Zeugen nicht, der ihm versichert hatte, daß Heine schon früher von Herrn Strauß „mit den härtesten Worten" gezüchtigt worden sei. Und so schickte er durch seinen Freund J. Venedey in Havre, der damals auch noch mit Heine in guten Beziehungen stand, an Heine sein Inserat aus dem „Hamb. Correspondenten" und ließ Heine mitteilen, er sei bereit, nach Paris zu kommen und sich mit ihm zu schlagen.

Hier nun Heines überaus charakteristische Antwort:

Herrn J. Venedey in Havre.

Paris, den 19. August 1841.

Lieber Venedey!

Ihren Brief vom 17ten habe ich erhalten, und indem ich Ihnen zuvor für die freundschaftlichen Gesinnungen, die Sie darin ausgesprochen, mit heiterem Herzen danke, beeile ich mich, über die Riesersche Proposition so bestimmt als möglich zu antworten.

Ich habe nie, weder mündlich noch in Schriften, über Herrn Rieser ein Wort gesagt. Er ist mir fast gänzlich unbekannt. So viel weiß ich, er hat einmal in einer Broschüre für mich geschrieben. Später hat er eine ganze Broschüre gegen mich geschrieben. Ich habe nie Notiz davon genommen. Und jetzt, sich in eine Sache einmischend, die ihn gar nichts angeht und worin weder sein Name genannt, noch seine große literärische Autorität in Anspruch genommen wird, läßt er in mehre deutsche Blätter einen provozirenden Artikel gegen mich inseriren, worauf er, wie er Ihnen schreibt, eine Herausforderung erwarte, die er annehme: er wolle nach Paris reisen, um sich mit mir zu schlagen; da er in England sey, könne er Anfang September hier eintreffen, späterhin würde (er) von Hamburg aus eine Reise hieher länger dauern. — Und Sie behaupten noch, hier sei keine Eitelkeit im Spiele?

Ich bin zufälliger Weise ein berühmter Mann; wer mir nahetritt in öffentlicher Debatte, erregt die Aufmerksamkeit des Publikums, und mancher hat sich schon an mir einen Namen erschrieben. — Ist es meine Schuld, daß dieses dem Herrn Rieser, wegen seines langweiligen Styles, noch nicht gelungen ist? Glaubt er seine Zwecke sicherer zu erreichen, wenn er, statt zur Feder, jetzt zur Pistole greift? Es ist aber möglich, daß er eben so schlecht schösse, wie er schreibt! —

Indessen, „dem Manne kann geholfen werden" sagt Carl Moor. Ich weise seine Proposition nicht von der Hand, und Sie können ihm sagen: daß wenn mein Ehrenhandel mit Herrn Strauß keinen günstigen Ausgang für mich hat, es mir sogar

nützlich dünkt, eine Satisfakzion von ihm, dem Herrn Rieser, anzunehmen. Erst nächsten Dienstag kann ich Ihnen über jene Sache ein bestimmtes Resultat melden. Herr Rieser ist Jurist, und er wird mich verstehen, wenn ich sage: pars sequitur suum principale, das heißt, wenn man mit dem Commeten selbst fertig ist, braucht man sich nicht mit dessen Schwanz zu schlagen. Herr Rieser ist in dieser Sache der Schwanz.

Was den Aufsatz betrifft, den er mir durch Sie zugeschickt, und der ihm selber so schröcklich vorkommt, daß er glaubt, ich müsse ihn, den Verfasser, dafür fordern, so hat er drey verschiedene Bestandtheile.

Erstens gewöhnlicher Koth, blöde Schmähreden, Verunglimpfung meines Charakters, was mich wenig kümmert, da über diesen meinen Charakter nur die Literaturgeschichte und wahrlich nicht eine einzige obskure Winkelstimme vom Hamburger Dreckwall das Endurtheil fällen kann.

Zweitens eine Lobrede auf Herrn Strauß, die mir ebenfalls gleichgültig seyn kann und die wahrhaftig wenig beweist. Herr Gabriel Rieser bürgt für die Wahrhaftigkeit des Herrn Strauß – wer bürgt aber für die Urtheilskraft des Herrn Gabriel Rieser?

Drittens — und das ist die Hauptsache — befindet sich in jenem Artikel die Behauptung: er kenne einen Ehrenmann, der als Zeuge mit angehört, daß Herr Strauß mir einst Dinge gesagt, worauf man fordern müsse. Das ist das Einzige in dem Rieserschen Aufsatz, was mich verdrießen könnte, wenn es wahr wäre; aber es erfüllte mich nur mit Ekel, weil es eine Lüge ist, eine Lüge, die, ich will nicht sagen von Herrn Rieser erfunden, aber ihm aufgeheftet worden. Es zeugt jedenfalls von leichtfertiger Unklugheit, daß er den Namen dieses Ehrenmannes, dieses Zeugen nicht genannt hat, denn man könnte solche Verschweigung sehr leicht als — eine Berechnung der Klugheit deuten! Ich hätte hierüber nie ein Wort verloren, wie über so manches ähnliche Geklatsche in deutschen Blättern; aber da Sie, lieber Venedey, mir deshalb schreiben und ich auf die gesteigerte Zudringlichkeit des Herrn Rieser nicht ganz abweisend verfahren will, so können Sie ihm sagen: daß Herr Strauß in der früheren Zeit, wovon die Rede, nie einen Ausdruck gegen mich gebraucht, auf welchen ich hätte fordern müssen, daß kein Ehrenmann (mir) als Zeuge auftreten kann, der dergleichen mit eigenen Ohren gehört hätte, und daß ich den erwähnten Ehrenmann einen schaamlosen Lügner nenne, wenn er mit seinem Zeugnisse das Gegentheil behaupten würde. Herr Rieser dürfte mit seinem Ehrenmann, mit seinem Zeugen, dasselbe Mißgeschick erleben, wie Herr Strauß mit den Zeugen, die jetzt für ihn aufgetreten und am Ende gestehen mußten, daß sie selbst weder etwas gesehen noch gehört haben.

Ich bemerke Ihnen dieses, damit Sie genau ermessen können, welche Bedeutung der Aufsatz des Herrn Rieser für mich hat und wie bey der Annahme seiner Offerte mich weder äußere Notwendigkeit noch Leidenschaft bestimmt.

Leben Sie wohl und verharren Sie in freundschaftlichen Gesinnungen für

Ihren ergebenen H. Heine.

Gewiß ein sehr witziger, sehr boshafter, in den Ausdrucksmitteln der Bosheit nicht wählerischer Brief — man beachte zum Beispiel, wie Heine den berühmten Namen seines Gegners konsequent falsch schreibt — aber gewiß der Brief eines Mannes. Etwas anderes, als daß das Duell mit Herrn Strauß vorangehen müsse, konnte ja Heine auch korrekterweise nicht antworten.

Damit hatte es aber zunächst gute Wege. Noch hielt Herr Strauß an seinem Kollof fest, natürlich in der Meinung, daß Heine garnicht nachgeben könne. Aber Heine gab nach. Nun fand Strauß ein neues Mittel, die Sache zu verzögern: er verlangte Anerkennung der Thatsache, daß er der Beleidigte sei. Heines Zeugen wendeten ein, er habe zunächst für die Lüge, Heine insultiert zu haben, Satisfaktion zu leisten; die Beleidigung durch das Buch liege vierzehn Monate zurück. Darauf Herr Strauß abermals, dies sei conditio sine qua non. Diesmal gab Heine sofort nach. Die Wahl der Waffen stand nun Herrn Strauß zu, aber stellte er sich auf den Standpunkt, der Beleidigte zu sein, so konnte er für den furchtbaren Schimpf, den ihm das Buch angethan, nur die Pistole wählen. Er aber wählte Säbel, keineswegs, weil er besser fechten als schießen konnte — er konnte Beides nicht — sondern weil er voraussah, daß Heine darauf nicht eingehen könne, ohne das Duell zu einer Posse herabzudrücken. Wieder begann die Pariser Presse Herrn Strauß zu höhnen. In diesem Stadium stand die Sache, als Heine jenen Brief an Venedey schrieb; selbst er, der seinen Gegner kannte, glaubte, daß Herr Strauß nachgeben werde.

Er gab nicht nach, worauf Heines Zeugen, Gautier und Royer, eine fulminante Erklärung zu Protokoll gaben und sich zurückzogen. Herr Strauß rüstete wieder, nicht eben unglücklich, zur Heimreise.

Heine und seine Freunde hielten es für unklug, dies zu dulden. Mit Recht; die Verleumdungen hätten dann von Neuem begonnen. Und so griff Heine in der ungewöhnlichen Situation zu einem ungewöhnlichen Mittel: er schrieb Strauß einen Brief, „worin er mit der geeigneten Energie sein Benehmen als muthlose Ausflucht bezeichnete"; derselbe wurde gleichzeitig in Copien verbreitet, doch hat sich leider keine derselben erhalten. Gleichzeitig erklärte Heine auf den ersten Schuß verzichten zu wollen. „Vielleicht wird," schrieb er gleichzeitig (23. August 1841) an Campe, „mein Triumph noch größer, wenn der Strauß retractirt oder, aufs Neue in die Enge getrieben, sich

auch jetzt nicht schießt.“ In demselben Schreiben äußerte er sich über Rießer wie folgt:

„Die spaßhafte Rolle in dieser Geschichte spielt Ihr unglücklicher Landsmann Monsieur Gabriel Rießer, der bereits ohne den mindesten Beruf sich in diese Sache mischte, Alles darauf anlegte, hier genannt zu werden, und jetzt vielleicht wirklich seinen Zweck erreicht, aber wahrlich nicht zu seinem Vortheil. Ist es Donquichoterie oder Wichtigmacherei, was ihn antrieb, mir dieser Tage durch einen meiner Freunde seinen Aufsatz selber zuzuschicken und mir anzubieten, er wolle nach Paris kommen und mir Satisfakzion geben? Sowie ich Zeit habe, schicke ich Ihnen eine Copie des Briefes, der ihm als Antwort dienen konnte, und worin ich die Offerte durchaus nicht ganz ablehnte, sondern mir vorbehielt, je nachdem der Ausgang der Strauß'schen Affaire mir genügend, auch jenem lächerlichen Champion heimzuleuchten! Wie ich aber höre, ist Alles darauf berechnet, auf meine Kosten Aufsehen zu erregen, und es heißt schon im Publikum, daß auch Herr Rießer nach Paris reise u. s. w.

Seien Sie nur ruhig, ich werde diesen Narren entweder mit der Kolbe lausen oder mit seiner eigenen Pritsche so zudecken, daß man über ihn lachen soll! Was sagen Sie zu dieser Blüthe der Narrheit und des Dünkels! Bei solchem Unsinn steht mir selber der Verstand still! Sowie ich Zeit habe, schicke ich Ihnen eine Copie des erwähnten Antwortschreibens für Ihr Archiv und damit man wenigstens nicht glaube, daß ich die Narrheit ganz theile. Glauben Sie nichts, was Sie nicht von mir selber erfahren haben.“

Die Briefstelle bedarf keines Kommentars; sie ist einseitig, ungerecht, aber wohl begreiflich. Eine Copie sendete Heine nicht ein; der von mir veröffentlichte Brief ist das Original an Venedey.

Heines drastisches Mittel wirkte nur teilweise. Herr Strauß erwiderte: zuerst wolle er „die beleidigte Ehre seiner Gattin mit dem Damascener rächen“, dann, wenn dieser Waffengang keine Entscheidung herbeiführe, zur Pistole greifen. „Ganz einverstanden,“ ließ Heine durch seine neuen Zeugen, Teissier de Molo und Seuffert, erklären, „aber umgekehrt.“ Worauf Herr Strauß zustimmte, aber nur, um einen kleinen „Vorschlag zur Güte“ daran zu knüpfen: da das Pistolenduell nun Heines Satisfaktion für jene Lüge war, so deutete Herr Strauß an, das lasse sich durch eine Erklärung seinerseits begleichen. Mit anderen Worten, er war bereit, einzugestehen, daß er jene Insulte erlogen hatte! Nur die Drohung seiner Zeugen, ihn im Stiche zu lassen, brachte ihn davon ab; auch Gabriel Rießer, mit dem er damals in steter Fühlung war, mag ihm seine Meinung unverblümt gesagt haben. Am 30. August konnte endlich das Pistolenduell im Princip vereinbart werden. Aber nun erbat Strauß noch mindestens einige Tage Frist „zur Ordnung seiner Angelegenheiten“! Und er war seit Anfang Juni in Berlin, um Heine „im Duell zu züchtigen“!

Heine hatte längst seine Vorbereitungen getroffen. Am 31. August 1841 ließ er sich mit seiner Freundin Mathilde Crescence Mirat trauen und setzte sie in einem Testament zu seiner Universalerbin ein. Zum Hochzeitsmahl lud er nur solche Freunde, die gleichfalls in freien Bündnissen lebten, und empfahl ihnen in launiger Rede, seinem Beispiel zu folgen. Die Kosten deckte ein auf Campe gezogener Wechsel.

Am 3. September 1841 konnten die beiderseitigen Zeugen endlich die näheren Bedingungen des Duells für den nächsten Morgen vereinbaren. Die Beratung dauerte acht Stunden, weil Herr Strauß, obwohl ihm der erste Schuß zugestanden war, immer gelindere Bedingungen durchzudrücken suchte. Endlich einigte man sich auf einmaligen Kugelwechsel, dreißig Schritte Distanz mit zwanzig Schritten Barriere.

„Nun haben wir ihn,“ frohlockte Heine. Er hatte ihn noch nicht. In der Nacht ließ Herr Strauß [illegible] sagen, er habe noch vergessen, eine Rente auf den Namen seiner Frau umschreiben zu lassen! Es bedurfte großer Mühe seiner Zeugen, um ihn endlich zu der festen Zusage zu bringen, sich am 7. September jedenfalls zu stellen.

An diesem Tage fand denn auch das Duell im Thale von Saint-Germain statt. Herr Strauß, der sich inzwischen fleißig eingeschossen hatte, zielte lange und traf den Dichter an der Hüfte, verwundete ihn aber nur leicht. Heine hob darauf lächelnd die Waffe und schoß in die Luft.

Herr Strauß verließ trotzdem den Kampfplatz, ohne, wie üblich, Heine zu grüßen; er ist ein Todfeind des Dichters geblieben. Eine Flut von Angriffen und Verleumdungen, die Heines letzte Lebensjahre verbitterten, ist auf ihn und sein Geld zurückzuführen. Anders Heine. Freiwillig gab er am 22. Dezember 1845 die Erklärung ab, er sei nun von der Ehrenhaftigkeit der Frau Strauß-Wohl überzeugt und werde die gegen sie gerichteten Ausfälle in der Gesamtausgabe seiner Schriften unterdrücken.

Natürlich meldete sich Gabriel Rießer nicht wieder, nahm auch nicht, wie er beabsichtigt hatte, den Heimweg über Paris. Er mochte eingesehen haben, daß er hier zwar aus einer edlen Wallung, aber nicht eben klug gehandelt habe. Er hat von Heine in der Folge zwar nicht mit Sympathie, aber nie ohne eine gewisse Achtung gesprochen.

Alles in Allem: die Art, wie Heine in diesen Händel gerieth, wird man zwar nicht verdammen, aber auch wahrlich nicht rühmen dürfen; in ihrer Austragung hat er sich durchaus korrekt benommen. So erweist sich auch hier, wie er war: kein Engel, kein Teufel, sondern ein Mensch mit glänzenden Vorzügen und argen Schwächen.

Redigiert unter Verantwortlichkeit des Herausgebers Karl Emil Franzos in Berlin. — Nachdruck auch im Einzelnen ist untersagt und wird strafgerichtlich verfolgt. — Verlag der Concordia Deutsche Verlags-Anstalt in Berlin. — Druck von Kißling & Krüger, Berlin N.

Gedichte

von

Alexis Graf Tolstoi.

Aus dem Russischen übersetzt von Hans Gerschmann.

Wahrheit.

Im Volkston.

Sei uns gegrüßt, Mütterchen Wahrheit Du;
Mächtig stehst Du, Wahrheit, und ragend da!
Wie Berge ragst Du hinein in den Himmelsraum,
Wie Steppen, Herrin, breitest Du fern Dich hin,
Wie blaue Meere flutest gewaltig Du;
Du schimmerst in Pracht wie völkerbrausende Stadt,
Du rauschest ernst, wie dunkelträumender Wald.

Es ritten sieben der Brüder einst aus,
Guter Helden sieben, sie ritten aus;
Um zu sehen ritten die Helden aus,
Wie auf Erden die Wahrheit sich zeigen mag.
Hat man soviel von ihr gesprochen doch,
Hat man soviel von ihr geschrieben doch,
Hat man soviel von ihr gelogen doch.

So sprengten die guten Helden fort,
Alle die sieben Brüder, die kühnen;
Und sie ritten zur Wahrheit von sieben Enden an,
Und von sieben Seiten sahen die Wahrheit sie.

Da rissen die Helden die Augen auf,
Da schüttelten wundernd die kühnen Häupter sie,
Und kehrten wieder in ihr Vaterland.

Und wieder heimgekehrt ins Vaterland
Erzählte jeder die Wahrheit auf seine Art.
Der nannte sie einen mächtig ragenden Berg,
Der nannte sie eine wimmelnde Handelsstadt,
Der einen Wald, der ein Meer, eine Steppe der.

Da huben die Brüder ein heftiges Streiten an,
Und sie rissen die stählernen Schwerter heraus,
Und Todeswunden schlugen sie sich.
Und fechtend zankten und schmähten sie sich,
Und Betrüger nannten sie alle sich,
Zuletzt sanken sie allesamt dahin,
Die kühnen Brüder alle sieben.
Im Sterben noch befahl jeder seinem Sohn,
Zu streiten befahl er ihm bis auf den Tod,
Zu stehen und fallen für Wahrheit und Recht.
Das Gleiche befahl dem Sohne der Sohn;
Und seither bekämpfen die Enkel sich,
Für das Recht und die Wahrheit kämpfen sie alle,
Und sie achten darob verheerenden Elends nicht.

Und nicht zum Verdammen ward euch dieses gesagt,
Und auch zum Vorwurf nicht – zur Lehre nur;
Es bedenken sie die guten Menschen vielleicht.

„Das war zu junger Frühlingszeit. . ."

Das war zu junger Frühlingszeit,
Da kaum die Gräser schossen;
Es sang der Bach; die Haine weit
Versprühten grüne Sprossen.

Noch klang des Hirten Horn nicht laut
Des Morgens durch die Stille;
Noch barg das junge Farrenkraut
Sich in der Knospenhülle.

Das war in junger Frühlingszeit,
Das war im Birkenschatten,
Da sich die Augen lächelnd weit
Zuerst gefunden hatten.

Du senktest still Dein Angesicht,
Da Dich mein Blick getroffen;
O Leben, Wald und Sonnenlicht!
O brausend Jugendhoffen!

Wie schluchzt' ich auf in Seligkeit,
Da wir uns ewig hatten!
Das war in junger Frühlingszeit,
Das war im Birkenschatten.

O Thränenglück! O Lenzgedicht,
Dem wir verzaubert lauschen!
O Leben, Wald und Sonnenlicht!
O frisches Birkenrauschen!

Aus den „Skizzen aus der Krim."

I.

Sonnenglut . . . und eh' das Dunkeln
Jenes Wetters drüber zieht,
Läßt sie hell das Meer erfunkeln
Wie Smaragd und Malachit.

Durch das Rasen, blitzeslohend,
Seh ich bald, vom Fels gedeckt,
Wie die Wellenfaust sich drohend
Nach der bangen Erde reckt.

Bis von eitlem Zorn noch schäumend
Der verliebte Gott der Flut
Wieder friedlich, frühlingsträumend,
Tauris, Dir zu Füßen ruht.

II.

Der Nebel quillt im Schlund heran,
Und durch der Nacht gedämpfte Helle
Schwimmt Duft des wilden Thymian
Und ferner Braus der Wasserfälle.
Scharf zackt sich des Gebirges Rand;
Endlos, im Glanz des Vollmondstrahles
Wie mattes Silber dehnt das Land
Sich unten tief des Baidar-Thales.
Und zwischen lichtem Himmelsblau
Und schwarzer Klüfte wildem Gähnen
Hängt an dem Blattwerk rings der Tau
Wie zitternd helle Menschenthränen . . .

Mir ist so leicht; es blieb im Thal
Der Erde Glück, der Erde Qual.
Ich fühle Hoffen nicht, noch Bangen;
Was fernher naht, und was vergangen,
Mich kümmert's nicht; und was mich zag
Wie Ketten an die Welt geschlossen,
Verhallte mit dem lauten Tag,
Es ist in Mondenlicht zerflossen.

Und was ich sehe, glaub ich kaum!
So bin ich nicht im Zauberlande?
So reiten nicht im Märchentraum
Wir beide an des Abgrunds Rande?
Bist Du's, die fern von Zeit und Raum
Ihr Antlitz liebend zu mir wandte?
So dämmert's mir nicht traumumfangen,
Daß oben hell die Sterne prangen,
Daß tastend sacht die Rosse schreiten,
Daß sich die Herzen liebend weiten?
Ist's nur des irren Mondlichts Spuk,
Der trügrisch meinen Pfad umlauert?
Dann sende, Gott, mir einen Trug
Wie diesen Traum, der ewig dauert!

Nach dem Glück.

Im Dunkel und Nebel verliert sich der Weg
Vor dem angstvoll schnaubenden Rosse;
Doch ich weiß, es schlummert im Dornengeheg
Die Prinzeß im verzauberten Schlosse.

Wo es harrt, das lockende Wunderland,
Kein Irdischer weiß es zu sagen.
Da hilft kein Grübeln, da führt kein Verstand,
Nur das Glück muß den Glücklichen tragen.

Ich grübelte nicht; fort sprengte ich keck
In Nacht und Zauber verloren.
Die Zügel warf ich, die ängstlichen, weg,
Und gab meinem Rosse die Sporen . . .

Frühling.

Heller blüh'n des Frühlings Kerzen,
Lauter schallt der Lerchenschlag;
Und ein Stürmen singt im Herzen,
Und von Schönheit glänzt der Tag.

Jener Qualen Eiseshülle
Schmolz in goldner Sonnenglut,
Und des jungen Lebens Fülle
Schäumt und braust wie Frühlingsflut.

Durch die Seele jauchzt ein Werde,
Und es greift die trunkne Hand
In die Saiten, die zur Erde
Jetzt der Himmel ausgespannt.

Der Mimosa-Walzer.

Von Maria Schade.

Sie tanzen und tanzen.

Erhitzte Gesichter, dicht beieinander. Dazwischen ein Atem — — heiß — — erregt. Unruhig klopfende Herzen, getrennt durch Seide und Tuch. Flatternde, rauschende Kleider, die das Knie des Kavaliers streifen, und sich an seine Füße drängen. Entblößte Arme, deren Wärme durch den Ärmel des Rockes dringt, auf dem sie liegen. Glänzende Schultern, verfolgt von schüchternen und kühnen Blicken. Funkelnde Diamanten. Blitzende Knöpfe. Und über dem ganzen hüpfenden Reichtum ein Meer von Licht. Das quillt aus den kleinen geöffneten Birnen oben am Plafond, dort zwischen den seidenen Draperien und hier aus dem Hain von künstlichen Palmen.

Die Musik rauscht — — unaufhörlich, wie wenn die Geigen und Flöten kein Ende finden könnten. Und alles dreht sich — — immerfort, als ob es keine Müdigkeit gäbe. Der Mimosa-Walzer, der immer noch die ganze Stadt tanzen läßt, übt auch auf dem Feste des Kommerzienrats seinen Zauber.

In der Thür zum Ballsal steht der reiche Parvenu, der sich zu einem Financier emporgeschwungen, auf dessen Parkett aristokratische Kavalleriesporen klirren. Beglückt lauscht er diesem Klange, die Hände in den Taschen, aus denen das metallene Geräusch aneinanderschlagender Münzen tönt. Er spielt mit den Goldstücken in diesem Augenblicke aus bloßer Gewohnheit, denn es ist ja niemand in der Nähe, der es hören könnte. Rhythmisch bewegen sich seine breiten Füße. Der Tanzteufel des Mimosa-Walzers scheint selbst in diesen alten Knochen zu spuken. Der goldene Kneifer auf der Nase schwankt. An den Schläfen glänzen die Schweißtropfen und in dem Batisthemde die Brillanten.

In einiger Entfernung lehnt Regierungsassessor von Kreutz. Er sieht wieder einmal tadellos aus von den Lackschuhen, die auch nicht den leisesten Ansatz zu einem Fältchen zeigen, bis hinauf zu der sorgfältig parfümierten Glatze, über die einzelne noch vorhandene Haare mit einer Symmetrie und einem Geschmacke gelegt sind, über den nur ein erstklassiger Coiffeur verfügen kann. Der Herr Regierungsassessor geruht, sich das Tanzen anzusehen, gelockt von den Klängen des Mimosa-Walzers, die bis hinüber ins Spielzimmer tönten, in dem man ein wenig jeute — — natürlich ganz harmlos. Er selbst vermeidet es, sich in das profane Gewühl zu mischen, denn er ist bestrebt, so viel als irgend möglich den ernsten, gediegenen Staatsmann zu markieren, besonders während der Zeit, wenn er den Polizeipräsidenten vertritt. Und das ist gerade wieder seit zwölf Tagen der Fall. Darum betrachtet er mit einem besonders scharfen, forschenden Blick die vorüberschwebenden Paare. Zuweilen zuckt das linke Auge nervös und schließt sich für einen Moment, aber das rechte hinter dem schützenden Monocle bleibt immer groß geöffnet — — wie das Auge der Gerechtigkeit.

Der feudale Herr Regierungsassessor hat seine eigenen Gedanken, die durch den Mimosa-Walzer geweckt sind. — — Ja, dieser Mimosa-Walzer! — — Mit welchem Feuer er ihn früher getanzt, damals, als er noch nicht das nervöse Gesichtszucken hatte und die parfümierte Glatze! Draußen in dem kleinen Vorstadtlokal. Die Musiker machten zuweilen einen Fehler, denn zu jener Zeit war der Mimosa-Walzer eine Nouveauté! Aber das störte nicht das Vergnügen. Man kam nicht aus dem Takt. Und sie merkte es wohl kaum, denn sie tanzte eben mit der ganzen Leidenschaft eines siebzehnjährigen Mädchens. Wie heiß sie dabei wurde! — — Das hellblaue Kleid war unter den Armen dunkel geworden, und ihre Wangen glühten. Wie reizend sie in der Erregung aussah!

Das Auge hinter dem Monocle durchsucht die

Reihen der Tänzerinnen. Ob wohl unter diesen aufgeputzten Damen eine ist, die so üppiges goldschimmerndes Haar hat wie jenes kleine Ladenmädchen aus dem jüdischen Kurzwarengeschäft — — und so weiße runde Schultern?

In Erinnerung der süßen Stunden, die ihm das hübsche Proletarierkind bereitet, zieht der würdige Vertreter des Polizeipräsidenten die Oberlippe in die Höhe. Die großen Vorderzähne werden sichtbar. Sie sind plombiert — — alle. Mit Gold. Das glänzt.

Der Hausherr hat sich seinem vornehmen Gaste genähert.

„Warum tanzen Sie nicht, Verehrtester? — — Dieser Mimosa-Walzer! — — Himmel, wenn ich nicht jeden Schritt mit einem Schmerz bezahlen müßte. . . . .“

Und dabei schaut der dicke Parvenu in komischer Verzweiflung hinunter auf die große Zehe seines rechten Fußes.

Der tadellose Assessor lächelt.

„Die Krankheit der Schlemmer! — — Im Leben ist eben nichts umsonst. — — Für jeden Genuß muß man büßen. — — Leider kommt man nur zu spät zu dieser Einsicht.“

„Nein, nein, Sie haben mich in falschem Verdacht,“ eifert der Schwergeprüfte. „Dieses Leiden habe ich mir vorigen Winter zugezogen. Wissen Sie, damals, als wir das Kinderasyl einweihten. Wir standen im Schnee, wohl eine halbe Stunde und warteten auf Excellenz, der als Erster das neugebaute Haus betreten sollte. Und dann in den kalten Räumen die lange Rede des Generalsuperintendenten. . . . .“

„Die Sie nicht einmal erwärmt hat? Schämen Sie sich doch, Kommerzienrat!“

„Ja, ja, die pastoralen Herren sprechen immer gut — — außerordentlich interessant — — natürlich. — — Aber es wäre doch aufgefallen, wenn man sich gedrückt hätte. Excellenz sieht alles. — — Drei Tage danach kriegte meine Frau das Nervenfieber und ich. . . . .“

Wieder gleitet ein trauriger Blick hinunter auf die etwas umfangreiche Chaussure.

Der tadellose Assessor folgt diesem Blick und — — lächelt wieder.

„Ein Leiden, das man sich im Dienste der Menschheit zugezogen, ist etwas Großes. Besonders wenn man es an der großen Zehe hat.“

Herr von Kreutz lächelt nicht mehr. Auf seiner aristokratischen Stirn liegen ein paar Falten.

Der dicke Kommerzienrat hat seinen Arm vertraulich durch den seines Gastes geschoben. Der junge, hoffnungsvolle Staatsmann kommt in dieser Situation nicht recht zum Behagen. Sich vor einem ganzen Ballsaal in so intimer Pose mit einem Krämer zu zeigen, ist nicht grade seine Sache. Und doch hat er seine schwer wiegenden Gründe, warum er diese Vertraulichkeit nicht abschütteln kann, die er sich zuweilen in dem kleinen Hinterzimmer mit den zwei großen Geldschränken gefallen läßt.

„Sagen Sie mal, Verehrtester, wer ist eigentlich der Husarenoffizier, mit dem eben wieder Ihre Frau Gemahlin tanzt? — — Ich hörte, es sei ein Vetter.“

Bei dieser Frage drängt sich der plumpe Schädel des Parvenus dicht an das distinguierte Profil des Assessors.

Der antwortet kühl:

„Ein Vetter? — — Nicht grade. Immerhin ist er ein Sohn des Cousins der Mutter meiner Frau.“

„Warten Sie mal. — — Ein Sohn — — der Mutter — — des Cousins . . . . Wie war es doch gleich? — — Nein, nein, in Verwandtschaftsverhältnissen bin ich entschieden beschränkt.“

Ebenso wie in anderen — — Verhältnissen denkt Herr von Kreutz, indem er einen Blick hinüber nach der Frau seines aufdringlichen Freundes wirft, die soeben den Baalsaal verläßt, begleitet von dem jungen, genialen Porträtmaler, dessen Bilder die Wände ihres Boudoirs zieren, und der ein wertvoll ausgestattetes Atelier bezogen hat, und die kostspieligen Gewohnheiten eines Kavaliers angenommen, seitdem er im kommerzienrätlichen Hause verkehrt.

Dem Assessor erscheint in diesem Augenblick der Mann neben ihm doppelt verächtlich. Er muß ihn los werden um jeden Preis.

„Erlauben Sie,“ sagt er daher mit etwas gezwungener Höflichkeit. „Ich muß doch auch einmal diesen Mimosa-Walzer versuchen. Das heißt — — alte Reminiscenzen auffrischen.“

* * *

„Mutter!“

Das Wort ist geflüstert, gehaucht, halb erstickt von dem Hustenanfall, der die abgezehrte Gestalt der Kranken krampfhaft erschüttert.

Die Frau dort an dem Tische hört es nicht. Sie näht und näht.

Die kleine Lampe, die man aus Sparsamkeit tief heruntergeschraubt hat, verbreitet nur ein

geringes Licht für die Arbeitende. Das Bett mit der Kranken im Hintergrunde des armseligen Raumes ist in düsteres Halbdunkel gehüllt. Auf den morschen Dielen und den nassen Wänden liegen Schatten, die wie Gespenster lauern.

Die Kranke leidet. Ihre Qual wird erhöht durch das Dunkel der Umgebung, in dem das fiebernde Gehirn und die gereizten Nerven die ängstigende Nähe von tausend Schrecknissen fühlen. Sie wühlt das Gesicht in die Kissen. Die Angst wird größer. Sie richtet sich in die Höhe — — mühsam. Jede Bewegung — — ein Schmerz. Unaufhaltsam rauscht die Musik hernieder. Jeder Ton ein Stich für den armen Kopf. Jetzt öffnet sich die Decke. — — Lauter und lauter dringt es hervor: — — ein ganzes Meer. Das überflutet die Fiebernde. Die Bogen der Geigen sägen auf den Nerven. Die Flöten klopfen an die Wände des wunden Gehirns . . . .

Die Kranke windet sich in dem schmalen Bette. Das stöhnt bei jeder Bewegung.

„Mutter!“

Jetzt horcht die Frau am Tische auf. Kaum daß sie den Blick von der Arbeit läßt.

„Was willst Du? — — Der Topf mit Thee steht ja am Bett. Wenn der Anfall kommt, dann trink!“

„Mutter — — ich halt es nicht mehr aus. — — Dort oben . . . .“

„Bei Kommerzienrats ist Ball. — — Das wird wohl so geh'n bis zum Morgen.“

„Wenns nicht aufhört . . . . Ich sterbe . . . .“

Jedes Wort klingt wie ein Schrei.

„Na, na! Das hast Du schon oft gesagt. So schlimm wird's nich sein. — — Stopf Dir die Ohren zu. — — Was kann ich dafür, daß die da oben nich genug kriegen können. Wo soll ich mit Dir hin? — — Wir haben doch man bloß dies eine Loch. Der Kommerzienrat hat sich Zimmer gebaut — — wohl an die zwanzig Stück. — — Immer eins hinterm andern. Alles Spiegel, Seide und Gold. Und Sachen stehn rum! Nich zu treten ist's. — — So 'ne kleine Pupp auf dem Ofen kost ihre hundert Mark. Der Fritz hat's gesagt. Für solche Dreckerchens schmeißen sie das Geld unter die Leute. Aber für die Portierwohnung war alles zu teuer. Alte verfaulte Bretter haben sie als Dielen genommen. Die Wände runter läuft's Wasser. — — Das soll gesund sein. Ha! Ha! Ha! — — Und nu tanzen sie. — — Das mag 'ne Pracht sein! — — Ich will's nich sehn.“

Die Alte hat sich immer mehr in Erregung hineingeredet. Die letzten Worte sind krampfhaft hervorgestoßen aus einer Brust, in der es gährt und kocht.

Die Tochter merkt es nicht. Still liegt sie jetzt da, die mageren, durchsichtigen Hände gegen die Schläfen gepreßt. In dem abgezehrten Gesicht haben Krankheit und Elend gewühlt, bis die letzten Spuren der Schönheit verschwunden sind. Über dem Kopfkissen liegt das aufgelöste Haar, früher üppig und goldschimmernd: von dieser Pracht sind nur ein paar dürftige Strähnen übrig geblieben. Das ist alles. Durch das zerrissene Hemd bohren sich die spitzen Schultern, dieselben Schultern, die einst so entzückt haben.

Oben wird noch immer der Mimosa-Walzer gespielt. Die Kranke kennt jeden Takt. Und jeder Takt schreit zu ihr herunter — — wie eine Anklage.

„Mutter!“

Diesmal klingt die Stimme laut — — fast befehlend.

Unwillkürlich erhebt sich die Frau. Die Näharbeit gleitet zur Erde.

„Komm näher — — ganz dicht! — — So . . . .“

Die Kranke tastet nach der Alten.

Die ist vor dem Bett stehen geblieben. Sie sieht ihr Kind und den Todesschweiß auf der bleichen Stirn. In ihrem Herzen regt es sich. Liebe, Mitleid: alles, was der Groll der hintergangenen Mutter, die Schande, die ihr die verlorene Tochter gebracht, die Not, das Elend gewaltsam erstickt haben, es erwacht wieder in diesem Augenblick — — angesichts der vor ihr liegenden Qual.

„Sieh — — ich kann nicht sterben — — wenn ich nicht weiß — — daß Du — — mir vergeben hast.“

Eine Pause — — schwer — — dumpf.

Das Licht in der kleinen Lampe ist noch tiefer herabgebrannt. Dunkler lauern die Schatten an den Wänden.

Von oben klingt das Lachen der Tanzenden, laut — — gellend, wie wenn es die Worte der Sterbenden verhöhnen wollte.

Die liegt da, die zitternden Hände auf die wunde Brust gedrückt, in der der Schmerz nagt. Angstvoll flehen die gewaltsam geöffneten Augen empor zu der Mutter.

„Quäle Dich nicht, Kind! Wir haben's ja überstanden, Du und — — ich.“ Die Erinnerung

macht die Alte wieder bitter. „Was geschehen ist, kann man nicht ungeschehen machen. Es ist nun mal vorüber."

„Nein, nein, es ist nicht vorüber. Es ist geschehen — — alles — — gestern — — heute. — — Hörst Du?"

Die Kranke hat sich mit übernatürlicher Kraft in die Höhe gerichtet. Das fieberglänzende Gesicht ist starr nach der Decke gewendet.

Die beiden Frauen lauschen den Klängen des Mimosa-Walzers.

Die Tochter beginnt wieder — — aber leise — — gedämpft, als fürchte sie, die Musik zu stören.

„Ich habe Dich betrogen — — damals. — — Mit ihm bin ich gegangen — — nach der Vorstadt. — — Wie hieß es doch gleich? — — Da haben wir getanzt. — — Das war's. — — Dieser Walzer. — — Und wenn ich heimkehrte — — heiß — — zitternd — — dann habe ich gesagt. . . . . Was habe ich doch gesagt? — — Im Geschäft bin ich gewesen — — drüben bei der Lina. — — Gelogen hab ich. — — Für ihn. — — Alles für ihn. — — Und er . . . ."

„Still, Kind, still! Der Anfall wird wieder kommen."

„Nein, Willy kommt nicht mehr. — — Er hat mich ja nicht mehr erwartet — — vorm Laden — — abends. — — Seitdem ich ihm erzählt, wie's mit mir stand — — blieb er fort."

Die Kranke schweigt.

Der Mimosa-Walzer spielt weiter. — — Immer dieselbe Melodie.

„Mutter!"

Die bebenden Finger wühlen sich in das grobe Kleid.

„Sag, daß Du mir vergiebst! — — Sag's — — jetzt — — gleich!"

Die regungslos dastehende Frau kann nicht sprechen. Die Todesangst, unter der ihr Kind sich windet, packt auch sie. Sie nickt nur mit dem Kopfe.

Die Flehende versteht diese stumme Sprache. Aber noch lassen die bebenden Finger das Kleid, das sie umklammern, nicht frei. Ganz leise kommt es von den vertrockneten Lippen:

„Dort draußen. — — Das kleine Grab. — — Vergiß es nicht! — — Laß meinen Hügel kahl! — — Nur das kleine Grab. — — Eine Handvoll weißer Blumen. . . ."

Die Musik jauchzt. Die Füße der Tanzenden werden immer lebhafter. Die Decke zittert. Es ist, als ob der ganze Jubel herunterkommen wollte.

„Weiße Blumen!" — — Ein Schrei. — —

Die Unglückliche sinkt zurück.

Die bebenden Finger, die auf das Bett geglitten sind, tasten über die Leinwand einmal — — noch einmal. Dann werden sie ruhig — — ganz ruhig.

Die Mutter steht da. Starr blickt sie auf ihr Kind — — ohne Laut — — ohne Thränen.

Die Musik rauscht weiter.

Immer derselbe Mimosa-Walzer.

(Fortsetzung folgt.)

Einsamkeit.

Nun da es Nacht geworden,
Bin ich mit mir allein
Und horche in die Stille
Und in die Welt hinein.

Ich merke, wie ich treibe
Still mit der Flut im Kahn.
Am Himmel ziehn die Sterne
Hell blinkend ihre Bahn.

Ich seh sie lautlos fallen
Wie Blütenschnee vom Baum,
Und durch die Seele zittert
Ein Frühlingsmorgentraum.

Richard Schark.

Das fromme Kathrinchen.

Czechisches Volkslied.

„Kathrinchen, komm zur Kirche!"
„War erst gestern in der Kirche."

„Kathrin, 's ist Predigt heute!"
„Wär' wohl närrisch, dumme Leute."

„Kathrin, zur heil'gen Messen!"
„Hab' mein Kleid daheim vergessen."

„Kathrinchen, Geigen klingen!"
„Will mir gleich die Schuhe bringen."

Übersetzt von Wilhelm Freund.

Gedichte

von

Ilse Franke.

Der Kirschzweig.

Verzweiflung war sein Gast beim kargen Mahl;
Sie haucht ihn an — da ward sein Antlitz fahl.
Schwer schlich der Tag — nun huschen Nachtgespenster,
Ein wilder Kirschbaumzweig schwankt leis am Fenster.

Er senkt das Haupt. Müd ruhn die harten Hände.
„Wozu die Qual! Allmächt'ger, mach' ein Ende!
Erlöse mich aus diesem wirren Treiben!" —
Der Kirschzweig schmiegt sich an die blinden Scheiben.

Die kahle Kammer, dumpf von Staub und Schmutz,
Dem müden Wild ein schlechter Schlupf und Schutz!
Er streckt und dehnt die laſtgeſtählten Glieder —
Der Blütenzweig schwankt tanzend auf und nieder.

Sein finstrer Blick durchirrt das lenz'ge Blühen,
Und seines eignen Tagwerks fruchtlos Mühen,
Die Seelenschuld, sein ruhlos-armes Leben . . .
Draußen im Wind die weißen Blüten beben.

Da hebt sein scheues Haupt ein banges Fragen:
Den Weg durchs dunkle Thor — soll er ihn wagen?
Rings um ihn alles stumm, wohin er blickt —
Der Zweig im Winde nickt . . und nickt . . und nickt . .

Da lacht er rauh, blickt voll entschlossner Ruh —
Der Kirschzweig war gescheidt — der stimmt ihm zu!
Dann war's gescheh'n . . Ein Müder fand die Rast . .
Der Kirschzweig hat's geseh'n . . Die Blüten sind erblaßt.

Offenbarung der Natur.

Schattenlos der Heckenpfad,
Steinig, mohnumsäumt;
Reglos steht ein braunes Kind
Sieht ins Land und träumt.

Auf der reinen Kinderstirn
Wohn wie Blutsgetropfe.
Träumend spielt die schmale Hand
Mit dem dunklen Zopfe.

Augen wie ein tiefer See,
Der das Mondlicht spiegelt —
Stumm und lockend wie ein Buch,
Siebenmal versiegelt.

Fremd und leuchtend schaut's mich an
Mit den blauen Sternen;
Drinnen schlummert noch das Licht
Märchentiefer Fernen.

Offenbarung der Natur,
Hast mich angesehen!
Deinen fremden Leuchteblick,
Lehr' ihn mich verstehen!

Einem Verschmähten.

Wie blasser Marmor leuchtet Dein Gesicht, —
Dein herber Mund verrät Dein Herzweh nicht.
Mich jammert's so, daß ich Dir wehgethan;
Weh thut mir's, daß ich Dich nicht lieben kann.

Was starrst Du so! Ach, würdest Du mich schlagen,
Ich wollt' es eh'r als diesen Blick ertragen;
Der scheint der Erde ganzes Leid zu fassen,
In Weh und Stolz, halb Lieben und halb Hassen.

So liebst Du mich? So hast Du mich begehrt?
Gräm' Dich doch nicht! ich bin Dein ja nicht wert!
Für all die Glut, die mir Dein Herz geschenkt,
Geb ich Dir Mitleid, weil ich Dich gekränkt.

Nimm es in Freundschaft, bis Du dran gesundet.
Was zuckst Du so, als wärst Du neu verwundet?!
Wie blasser Marmor leuchtet Dein Gesicht —
Du bist zu stolz und willst mein Mitleid nicht!

Die kleine Harfe.

Eine kleine Harfe klingt
Irgendwo in meinem tiefsten Grund;
Was in meiner Seele schluchzt und singt,
Thut ihr süßer Mund mir kund.

Stürmt das Herze laut und wild,
Klagt und ächzt die kleine Harfe auch.
Und dann wieder schwingt sie düftemild,
Leis berührt von sanftem Hauch.

Nun, mein Liebster, ist sie Dein!
Ach, sei zart und gut, zerbrich sie nicht!
Lausche, was sie Liebes zu Dir spricht —
Lausche gut! sie klingt so fein.

Spiel sie leis mit sanfter Hand,
Sing ihr oft ein liebewarmes Wort; —
Denn in meine Harfe ist gebannt
Unsrer Liebe seliger Akkord.

Nach Sonnenuntergang.

Die Birke fröstelt leis im Abendwind;
Im Forsthaus, auf der Schwelle, singt ein Kind;
Die Botenfrau keucht heim mit ihrer Bürde;
Die Schafe drängen sich zum Rand der Hürde;
Wie feuchte Kinderaugen glänzt der Teich;
Der Mond verbirgt sich — er ist heut' so bleich;
Nachtwächterdienste thun Johanniskäfer.
Im schmalen Karren schläft der alte Schäfer —
Mir scheint es wie ein langer, roter Sarg . . .
Ich denk an einen, der mein Liebstes barg. —
Die Wiese dampft, drei blasse Sterne scheinen . . .
Mir brennt das Herz in thränenlosem Weinen.

Fahr' wohl!

Kleines Büchlein, banger Jahre
Stille Schmerzen, tiefste Schmerzen
Wilder Jahre und des Glückes
Siegesjauchzen
In dem übervollen Herzen
Alles hab' ich Dir vertraut!

Kleines Büchlein, sonnenfrohe
Liebe, frühlingsstarkes Ringen,
Heil'ger Hoffnung groß Versprechen
Von der Zukunft,
Meiner Leier erstes Singen
Alles hab' ich Dir vertraut.

Und ich ließ die warme Sonne
Auch auf Deine Blätter scheinen,
Sang Dir zu vom Wellenzauber
Uns'res Flusses.
Ließ Verzweiflung in Dir weinen,
Daß ich alle dem vertraut.

Daß ich Menschen und dem Leben
Glaubte und dem Lied der Leier
Und der Sonne auf der Berge
Wald'gen Hängen,
Kleines Büchlein, Deiner Feier
Schlage ich die müden Saiten.

Mißton klingt! Die Flamme züngelt,
Gierig frißt sie Deine Blätter
Und erstickt die heil'gen Schläge
Meines Herzens.
Fahr' wohl, Atem meiner Seele,
Die entweiht durch freche Blicke
Harter Menschen!

W. E. Vershofen.

Frühlingsnacht.

Aus grauen Nebelschleiern
Webt sich die Frühlingsnacht,
Und grau ist auch geworden
Der Blümlein Farbenpracht.

Dort oben aber funkeln
Nun Sterne ohne Zahl,
Das sind die Schlüsselblumen
Am weiten Himmelsthal.

Chr. Rodeck.

Spruch.

Lenktest Du stolz durch Klippe und Riff
Zum sichern Port Dein glückhaft Schiff,
So prüfe die Ankertaue gut:
Sturm im Hafen hat doppelte Wut!

Ewald Silvester.

Ausfahrt.

Ich geh' nach dem Glück –
Zwar sagen alle,
Mit leeren Taschen
Käm' ich zurück.

Doch komm' ich zurück –
Die werden staunen!
All' meine Taschen
Stecken voll Glück!

„Wo fand'st Du das Glück?"
Werden sie fragen.
Werd' es nicht sagen –
Auf nach dem Glück!

Christoph Flaskamp.

Mexikanische Mondnacht.

Nah am Popocatepetl,
Dessen rauchend schneeiger Gipfel
Schimmernd durch das Dunkel leuchtet,
Liegt die Wunderstadt Cholula.

Unter reifenden Bananen,
Goldorangen und Limonen,
Ganz in Wohlgeruch begraben,
Schlummert sie in tiefer Stille.

Altertümlich sind die Häuser,
Eingehegt von Blumengärten,
Draus die Rosen und Granaten
Süßen Duft weithin verwehen.

Von dem Turm der Kathedrale
Schlägt die mitternächtige Stunde,
Und die Schritte der Serenos[1]
Hallen auf den Straßen wieder.

Und die zaub'rische Zenzontle[2]
Singt im nahen Palmenhaine
Ihre feurigwilden Weisen,
Daß mein Herz vor Sehnsucht schwillt . . .

Nun steigt hinter der Sierra
Klar hervor der goldne Vollmond
Und gießt ringsum auf die Gegend
Eine magischlichte Helle.

Auf des Teocalli hoher
Bröckelnd morscher Brüstung lehnt' ich
In die Rätselferne schauend,
Die ein Urwald schwarz begrenzte.

Manchmal strich ein lauer Nachtwind
Schauernd durch die Palmenwedel,
Und den müden Tropenwandrer
Traumesdämmerung umfing.

Drin sah ich ein seltsam Schauspiel;
Lautlos bog ein Zug von Fremden
Um den Fuß der Pyramide
Pomphaft, feierlich – erscheinend.

Sechs phantastisch kostümierte
Schlankgewachs'ne Mayakrieger
Schritten grimm im Waffenschmucke
Langsam wie in stummer Trauer.

Eskortierten eine stolze
Düsterschöne Tlascalekin,
Die in einer off'nen Sänfte
Von vier Sklaven ward getragen.

Reglos in dem reichgestickten
Weißen Büffellederkleide
Saß sie da, kaum merkbar regte
Sich ihr bronzefarbiger Busen.

Ihre glühenddunklen Augen
Hingen an dem Reiz der Landschaft,
Und sie atmete beseligt
Ringsum ein die Wohlgerüche.

's war Malinche, jene kluge,
Buhle des Hernando Cortez,
Die um des Hidalgo Liebe
Schnöd ihr Vaterland verriet.

Doch zur Zeit der Magueblüte
Findet sie nicht Ruh im Grabe,
Und dann zieht sie, still es segnend,
Durch das schönste Land der Erde . . .

Als ich jäh erwachend aufsah,
War der ganze Spuk verschwunden,
Um den Fuß der Pyramide
Woben scheue Mondenschimmer.

Immer noch quoll aus Cholulas
Mystischstillen Blumengärten
Von den Rosen und Granaten
Schwüler Dufthauch mir entgegen.

Und der zaub'rischen Zenzontle
Jubeltöniges Silberflöten
Klang wie in Aztekenzeiten
Durch die Mondnacht Mexikos.

Max Kiesewetter.

[1]) Nachtwächter. [2]) Aztekischer Name für den Spottvogel.

Eine Sorge.

Wie ist meine Kammer voll Glanz und Licht! . . . .
Doch sieh! an den Scheiben ein bleiches Gesicht —

Sah's mich nicht an unter wallendem Haar
Mit Augen tiefernst und sonderbar?

Und kommt es jetzt nicht in hastendem Lauf
Die bange stöhnenden Stiegen herauf?

Erknarrt jetzt leise nicht Angel und Thor?
Umhüllt die Ampel mir düsterer Flor?

Erblichen ist all' mein goldener Schein . . . .
Eine bange Sorge schlich zu mir herein.

Karl August Hückinghaus.

Der Verfluchte.

Bin in herrlichem Frühlingsprangen
Über die blühenden Wiesen gegangen — —
Da ließen die Blumen die Köpfchen hangen.

Ging durch den traulich rauschenden Wald,
Lieblich von Vogelstimmen durchhallt — —
Verstummte das Rauschen und Singen bald.

Sah in der Sonne goldglühend Gesicht,
Wenn sie versengend vom Himmel sticht —
Da ward sie fahl und verlor ihr Licht.

Hab' zwei Augen in Liebe gegrüßt,
Flammend zwei rote Lippen geküßt — —
Sie haben's in thränendem Leide gebüßt.

Hab' in wilden Schmerzen gestöhnt,
Suchte den Tod, der alles versöhnt — —
Der hat mich verlacht und hat mich verhöhnt.

Jenny von Reuß.

Verunglückte Arbeiter.

Vier Särge schwankten im Sonnenlicht
Des Maientages an mir vorbei,
Vier braune Särge, einfach und schlicht,
Hinter einander in einer Reih. —
Arbeiter folgten im Sonntagsgewand
Mit Kränzen und Sträußen in der Hand
Durch Straßenlärm und Großstadtgewühl. —
Gleichgültige Menschen ohne Gefühl
Mit stumpfen Gesichtern blieben stehn
Und ließen den Zug vorübergehn.
Die Häuser standen in ernster Ruh
Und alle Fenster waren zu.
Ein heißer Brodem hing in der Luft,
Verwelkender Blumen seltsamer Duft. — —
Vier Arbeitersärge, schmucklos und kahl
Zogen vorüber im Sonnenstrahl,
Blutrote Schleifen winkten mir stumm,
Dann schwand der Zug um die Ecke herum,
Und ich ging weiter, — man sah nichts mehr. —
Die Glocken klagten dumpf und schwer. — —

Edgar Reimèrdes.

Wenn Du im Alter einst . .

Wenn Du im Alter einst wirst wiederlesen
Die armen Verse bei des Herdes Gluten,
Wird leise es durch Deine Seele fluten,
Wie lieb Du mir gewesen.

Dann wird bei der Erinnerung froher Stunden
Dein welkes Antlitz auf die Brust sich senken,
Und im geheimen wirst Du mein gedenken,
Den schon der Tod umwunden.

Und meine Stimme wird Dir dann ertönen
Im eis'gen Windhauch, den der Winter weckte,
Es ist, als ob ein wilder Spott Dich schreckte
Mit ungestümem Höhnen.

Und jene Stimme flüstert: „Denkst Du nimmer
Des schönen blonden Haars, das Dich umflossen
Und über Deinen Busen sich ergossen
In seinem goldnen Schimmer?

Wie grausam ist die Zeit mit Dir verfahren!
Sie grub in Dein Gesicht die bleichen Zeichen,
Und all Dein stolzes Wesen mußte weichen
Mit Deinen blonden Haaren.

Einsam am Herde sitzt Du nun in Thränen,
Beklagst der jugendlichen Schönheit Scheiden,
In meinem Grabe muß ich weinend leiden,
Komm endlich, still' mein Sehnen! —

Und durft ich früher nicht zu meinem Leide
An Deiner Seite froh und glücklich leben,
Das Grab soll endlich uns Vermählung geben,
Verwesung eint uns beide!"

Aus dem Italienischen des Lorenzo Stecchetti von Walter Kaehler.

Weil ich es muß.

Und oft habt ihr's mir vorgesprochen:
„Entsage ganz der Liederkunst!
Sie hat die Treue Dir gebrochen,
Sie bringt nicht Gold, nicht Menschengunst."

Und oft hab' ich ihr abgeschworen,
Und hoffte still: für allezeit;
Die Stunden achtet' ich verloren,
Die ihrem Dienst mein Herz geweiht.

Und dennoch, dennoch! Kommt die Stunde,
Gehorch' ich nicht mehr fremdem Zwang.
Ich lausche, wie aus dunklem Grunde
Emporsteigt leis ein inn'ger Klang.

Erzitternd rauscht der Seele Schwinge
Entgegen dem geheimen Gruß,
Und, willig oder nicht: ich singe,
Weil ich es muß.

Eduard Fehre.

Frühlenz am Rhein.

Breit und metallglitzernd gleiten die Fluten
Und strahlen den Sonnglanz, mich blendend, zurück.
Grün überhaucht schon die Haselnußruten.
Weit in die Berge verliert sich mein Blick.

Weiß wehn, wie verflatterte Engelsflügel
Die Wölkchen am lachenden Himmelsdom.
Und der Wind tollt umher, wie ein Füllen ohne Zügel;
Tausend Wellchen lachen empor aus dem Strom.

Weit unten ein Segel taucht auf aus dem Blauen.
Über Strom und Gebirge ein azurner Hauch.
Licht, Sonne, Leben — wohin ich mag schauen!
Selbst drüben die Essen wehn silbernen Rauch.

In Ufergebüschen die Buchfinken schlagen
Und üben sich Lieder zur Lenzfeier ein.
Nun gehn wir entgegen gar herrlichen Tagen:
Dem sonnigen Frühling am sonnigen Rhein.

Alexander Pache.

Sehnsucht.

Heut kam die Sehnsucht über mich,
Im Dunkel einer Gasse,
Kam wie ein Traum und hüllte sich
In Deine Formen stolz und licht
Und sprach, wie Deine Seele spricht,
Wenn sich die Schatten senken
Und Wünsche wirr und wunderlich
Die müden Sinne lenken.
Heut kam die Sehnsucht über mich,
Im Dunkel einer Gasse,
Da war's, als ob ich plötzlich Dich
Mit meinen Armen fasse
Und was an unverbrauchter Lust
In mir gelegen unbewußt,
Das brach hervor und schäumte auf
Und trieb in ungehemmtem Lauf
In Liebe Dir entgegen . . .
Heut kam die Sehnsucht über mich,
Im Dunkel einer Gasse.

Leo Grünstein.

Nocturno.

Nun ist das Ave längst verklungen,
Nun kommt die Nacht mit leisem Schritt
Und trägt aus Duft und Dämmerungen
Im Mantel unsre Wünsche mit.

Ein Wunder soll sich heut vollenden.
Die letzte Sehnsucht wiegt sie ein
Und segnet uns mit dunkeln Händen
Und läßt uns still mit uns allein . . .

Karl Nowak.

Im Sturm.

Der Sturmwind heult, der Tann erkracht,
Ich wand're lustig weiter.
Der Regen wütet, mein Herze lacht,
Mein Herz ist sonnig und heiter.

Drin wohnt ja mein herzallerliebstes Kind
Wie Jubel und Lenzeswehen.
Nur lustig zu, Herr Brausewind!
Uns beiden kann nichts geschehen.

E. Dieckhöfer.

Spruch.

Nüchtern schüchtern, trunken dreist:
Schüler- ist's und Schreibergeist!
Nüchtern laut und trunken still
Auch nicht mir gefallen will.
Rechte Mannesart ist so:
Nüchtern tapfer, trunken froh.

Th. Vulpinus.

Die blonde Sphinx.

Von Eduard Pfeifer.*

Ich war tot. Daran war nicht zu zweifeln. Denn ich lag bleich, kalt und starr auf der Bahre und langweilte mich entsetzlich. Natürlich ist man tot, wenn man eine Kugel mitten in der Brust sitzen hat. Und das war bei mir der Fall. Ich selbst hatte das Erlösungswerk vollbracht. Vor die Wahl gestellt, mit langsam verblutendem Herzen durch das Leben zu schleichen oder meiner unsagbaren Seelenqual ein rasches Ende zu machen, hatte ich den kurzen Prozeß vorgezogen. Nun war ich erlöst. Aber wie seltsam: das Gefühl der Befreiung wollte sich nicht einstellen. Nicht von der süßen Ruhe des ewigen Friedens, von namenloser Sehnsucht war mein Herz erfüllt. Sollte also das alte Bibelwort doch recht haben, daß die Liebe stärker sei als der Tod?

Allmählig wurde es mir unbehaglich in der kalten, starren Masse, die mich umgab, und obwohl ich als hartgesottener Skeptiker es bei meinen Lebzeiten nicht zu dem frommen Glauben gebracht hatte, daß Körper und Seele zwei verschiedene Dinge seien und der Tod für die liebe Menschenseele lediglich ein Ereignis sei, das ihr die Gelegenheit giebt, sich von der lästigen Zwangsjacke des Körperlichen zu befreien, so beschloß ich doch, wenigstens den Versuch zu wagen, aus mir, d. h. aus meiner sterblichen Hülle herauszusteigen. Zu meiner Überraschung und, wie ich aufrichtig gestehen will, auch zu meiner Beschämung, gelang der Versuch vollkommen. In dem Augenblick, da ich den Entschluß faßte, meinen Leichnam, den treuen Sklaven meines Willens, zu verlassen, stand ich auch schon als körperloses Wesen vor meinem seelenlosen Körper.

Mit der Reise in das weite, unbekannte Land hatte ich es nicht eilig. Ich durfte ja noch nicht fort, wenn ich mir den grausamen Genuß der Erfüllung meiner letzten Hoffnung, meiner le[...] heißen Sehnsucht nicht versagen wollte. Ich m[...] warten, warten auf den Triumph, dem ich m[...] Leben zum Opfer gebracht hatte.

Geräuschlos, wie sich das bei meinem m[...] geistigen Zustande von selbst verstand, nahm ich auf dem rechten Seitenrande meines Totenbettes Platz, um der Stunde zu harren, die mir den großen Sieg, die unbarmherzige Vergeltung bringen sollte, die ich zu fordern hatte. Merkwürdigerweise sah und hörte ich alles, was um mich vorging. Durch das geöffnete Fenster lachte der helle Tag, und mit der flirrenden Lichtflut drang von der See her ein erfrischender Hauch in mein Gemach. Ich befand mich in demselben Hotelzimmer, in dem ich seit acht Wochen gehaust und mein irdisches Dasein beschlossen hatte. Auf dem Schreibtisch lag in friedlicher Nachbarschaft von Büchern und Cigarren die Pistole, die mir zu dem ersten und letzten Knalleffekt meines Lebens verholfen hatte. Auf ihrem blanken Lauf glitzerte kokett ein Sonnenstrahl.

Es war sehr freundlich von der Hoteldirektion, daß sie dem toten Gast noch Unterstand gewährte und mich nicht in die Leichenkammer hatte überführen lassen. Und wie ich jetzt, nicht gerade mit Wohlgefallen bemerkte, hatte sie mir sogar die Aufmerksamkeit erwiesen, mir in Gestalt des den Parterreräumen des Hotels — mein Zimmer lag im Erdgeschoß — zugeteilten Wichsiers eine Totenwache beizustellen. Man hatte den Mann in eine schwarze Livree gesteckt, aber seine leuchtende Kupfernase und sein fettglänzendes drolliges Gesicht machten es ihm platterdings unmöglich, die traurige Rolle, die man ihm gewiß nicht auf seinen Wunsch übertragen hatte, mit entsprechender Traurigkeit zu spielen. Der Kerl sah beleidigen[...]

*) Wir entnehmen auch diese Skizze dem Manuskript des unter der Presse befindlichen Buches: „Frau Eugen[...]“ von Eduard Pfeifer (Berlin, Concordia, Deutsche Verlags-Anstalt), um neben den Proben gemütvollen und satiri[schen] Humors, wie wir sie im letzten Hefte geboten haben, auch die dem Autor eigentümliche Tonart des phantastischen Hum[ors] durch ein Beispiel vorzuführen. Die Red.

vergnügt aus und liebäugelte ununterbrochen mit meinen Cigarren. Wie gern hätte ich ihm zugerufen: „Bitte, bedienen Sie sich doch, aber sehen Sie zu, daß Sie raus kommen!" Doch das ging nicht, rufen konnte ich nicht mehr, und das war auch gar nicht notwendig. Denn der Mann schien meine Gedanken sofort erraten zu haben. Mit einem verständnisvollen, pfiffigen Lächeln trat er vom Fußende meiner Bahre, wo er bisher gestanden hatte, an meinen Schreibtisch, griff mit beiden Händen in meine aufgestapelten Upmanns, füllte sich damit seine sämtlichen Taschen, warf mir einen dankbaren Blick zu und ging mit der sehr richtigen Bemerkung ab: „Warum soll 'n Hausknecht nich ooch mal wat Feines roochen?"

Mein Wunsch war erfüllt. Ich war mit mir allein, und meine Seele sah forschend auf das bleiche, müde Antlitz, das vor kurzem noch ihre Empfindungen wiedergespiegelt hatte. In den graumelierten Resten, die mir in den Herbsttagen meines Lebens von der einstigen Fülle meines Lockenhaares noch geblieben waren, spielte der feuchtkühle Lufthauch, der durch das Fenster strich. Melancholisch hing mein Schnurrbart herab und bemühte sich, das bittere Lächeln zu verdecken, das sich wohl im Augenblick meines Abschiedes von Welt und Leben an meinen Mundwinkeln festgesetzt hatte. Sonst sah ich sehr friedlich, aber, was ganz gegen meinen Geschmack war, auch sehr sentimental aus.

Je länger ich mich in den Anblick des armen Kerls versenkte, der vierzig Jahre lang die nicht immer leicht erträglichen Launen meiner Seele geduldig ertragen hatte und der nun, seines Dienstes ledig, stumm und regungslos vor mir dalag, um so trauriger wurde mir zu Mute. Ich fühlte, wie sich die Reue an mich heranschlich, aber sie sollte mich nicht niederringen, nicht irre machen. Was ich gethan hatte, mußte sein.

„Nein, das mußte nicht sein!" schluchzte eine Stimme neben mir. Es war Heinz, mein alter Freund Heinz, der unbemerkt von mir eingetreten war und weinend an meiner Bahre stand. Die Thränen rannen über seine bärtigen Wangen herab, und immer wieder schüttelte er, wie das so seine Art war, wenn ihm etwas nicht paßte, sein blondes Germanenhaupt. Er ergriff meine Hand, drückte sie fest in der seinen, sah mich dabei lange und vorwurfsvoll an und sprach dann leise vor sich hin: „Das hast Du nicht gut gemacht, alter Junge! Das war kein geistvoller Schwabenstreich, das war dumm, lieber Freund, unglaublich dumm! Und das um dieses Weibes, um dieser Puppe willen! Du armer, armer Narr!"

Er drückte mir einen Kuß auf die Stirne und ging.

„Holla! Hier geblieben, mich anhören, für Deine Thränen, die Dir Gott vergelten möge, heißen Dank, aber höre mich, Du hast unrecht, lieber Heinz!"

Aber Freund Heinz hörte nicht, weil er mich nicht hören konnte. Unter der Thüre sandte er mir noch einen langen wehmutsvollen Blick zu, dann fuhr er sich mit der Hand über seine treuen Augen und wankte hinaus.

Also meine Selbsterlösung war eine unglaubliche Dummheit. Nein, alter Freund, Dein hartes Urteil trifft mich nicht! Hätte ich vielleicht mein Leben verseufzen, in den Fesseln verschmachten sollen, in die dieses rätselhafte Weib mein ganzes Fühlen und Denken geschlagen? Wäre das gescheidt und vernünftig gewesen? Wer war ich denn noch? Ein willenloser Sklave ihrer Launen. Und diese unwürdige Rolle hätte ich weiter spielen sollen? Nein und tausendmal Nein! An guten Ratschlägen hast Du es, mein lieber, treuer Heinz, allerdings nicht fehlen lassen. Du hast mich gewarnt vor dieser strahlenden Schönheit, die Dir kalt und seelenlos erschienen ist, hast mich gewarnt vor dem zaubervollen Aufleuchten dieser blauen Märchenaugen, deren berückender Reiz für Dich lediglich eine optische Erscheinung, ein interessanter, aber durchaus nicht ungewöhnlicher Lichteffekt einer hochgewölbten Iris gewesen ist, Du hast mich bestürmt, dem Banne dieser Täuschung zu entfliehen, aber Du weißt nicht, daß mein ganzes Leben nur noch von der einen Sehnsucht beherrscht war, in diese Augen zu sehen, an ihren Blicken mich zu berauschen. Und wenn ich bis ans Ende der Welt geflohen wäre, diese Augen würden mir auch dort meinen Seelenfrieden geraubt haben, wie sie mich jetzt noch im Banne halten, wo ich an der Pforte der Ewigkeit stehe. Ach, alter Freund, Du hattest gut raten, Du konntest leicht den Überlegenen, den Warner spielen, denn was wußtest Du von der grenzenlosen, wahnsinnigen Liebe, die mich mit tausend Armen zu dieser Frau hinriß. Du sahst in ihr ja nur die herzlose Kokette, die für jeden Mann, der sich von ihren Blicken berücken ließ und vor ihrer Schönheit das Knie beugte, dasselbe verheißungsvolle Lächeln, die gleiche Huld übrig hatte. Nun ja, der Schein gab Dir ja Recht.

Sie alle, die ihr tägliches Gefolge bildeten, wurden von ihr mit gleicher Liebenswürdigkeit behandelt, mit denselben Lockspeisen gefüttert: der lüsterne Faun mit dem schwermütigen Bariton, der naive, semmelblonde Berliner Millionär mit dem Kürbisschädel, der unwiderstehliche Gardeleutnant, dessen aufgezwirbelter Schnurrbart das einzig Bemerkenswerte an seiner Persönlichkeit war, der unvermeidliche Violinvirtuose, dem zur Berühmtheit nur die Kleinigkeit fehlte, daß sein mittelmäßiges Können mit seiner maßlosen Eitelkeit gleichen Schritt hielt, dann der Dekadent mit dem hohen Stehkragen und seinen Gedichten von rührender Form- und Gedankenlosigkeit und endlich ich — „unter Larven die einzig fühlende Brust.“ Ein wenig sonderbar war ja diese Eskorte ihrer Schönheit, und ihre Zusammenstellung verriet wahrhaftig nicht den besten Geschmack. Allein, mein lieber Heinz, ein Frauenkenner bist Du, dem die Rätsel der Frauenseele niemals eines Lösungsversuches wert erschienen sind, nie gewesen und just die Frau, die mir alles und Dir nichts war, hast Du vollständig verkannt. Gewiß der Schein war gegen sie, aber er machte diese Sphinx mit dem wunderbaren Goldhaar nur noch rätselhafter.

Eine Sphinx“, höre ich Dich höhnisch lachen, „ja wohl eine Sphinx, die in nichts zerfließt, vor deren Hohlheit man erschrickt, wenn man das Rätsel ihres Wesens gelöst hat.“

Nein, Heinz, Du irrst, Du thust ihr bitter unrecht, Dein kurzsichtiges Auge reichte nicht in die Tiefen ihrer Seele. Ich wußte, was sie gelitten hat, und wenn sie auch nie darüber gesprochen, was sie von ihrem Manne getrennt hat, ich ahnte es, mir sagte es die stille Wehmut, die so oft ihr heiteres Lächeln verscheuchte. Und ich war ihr mehr als die anderen, mich liebte sie, ja sie liebte mich so heiß und innig, wie ich sie liebte und sie würde mir das Geheimnis ihres Herzens, das mir ihre Blicke längst verraten hatten, eines Tages frei bekannt haben, wenn ich die Geduld gehabt hätte, noch zu warten, und die Kraft noch besessen hätte, die Folterqualen, die mir ihre Verschlossenheit und ihr Stolz bereiteten, länger noch zu ertragen.

Nun mag sie bereuen, daß sie es nicht über sich gewann, sich für besiegt zu erklären, nun mag sie kommen und an meiner Bahre niedersinken und händeringend um Vergebung flehen. Ihre Thränen werden mir Labsal sein, an ihrem Schmerz will ich mich weiden, ihr Leid soll mein Triumph sein. Ja, Heinz, sie wird kommen, da sie kommen muß!

Doch horch! Ein silberhelles Lachen! War das nicht ihre Stimme, die da kichernd zum Fenster hereindrang? Mit einem Satze war ich, will sagen meine Seele, an der Fensterbrüstung und was ich von dort gewahrte, war das Grausamste, was mir auf dieser Welt noch begegnen konnte, war eine Enttäuschung so furchtbarer Art, wie ich sie im Leben nie erlitten.

Die Frau, die mich in den Tod getrieben, stand lachend wie der helle Morgen draußen im Hotelgarten dicht vor meinem Fenster und scherzte voll sprudelnden Übermutes mit ihren Trabanten.

„Ich bitte Sie, meine Herren,“ rief sie belustigt aus und warf dabei jedem ihrer Begleiter einen ihrer Flammenblicke zu, „ich bitte Sie, das ist ja die höchste Geschmacklosigkeit, mit vierzig Jahren — und so alt ist doch unser gemeinsamer Freund — spielt man doch keine Werter-Rolle mehr, das ist ja abscheulich sentimental, das ist ridicul, jawohl ridicul!“

Eine namenlose Wut erfaßte mich, ich stürzte mich auf meinen Leichnam, packte ihn an der Kehle — ja, ja, das sollte meine Rache sein — ich wollte mir den Kopf abdrehen und ihr meinen Schädel vor die Füße werfen.

Da plötzlich, ein furchtbarer Schrei. Donner und Doria! was ging da vor? Das war ja meine eigene Stimme, die diesen gellenden Schreckensruf ausstieß. — Und wie kam denn das? Mit beiden Händen hielt ich krampfhaft meinen Hals umspannt und sah mit einem Male mit klaren Augen in das helle Sonnenlicht, das mein ganzes Gemach erfüllte. Ich schüttelte und rüttelte mich, setzte mich in meinem Bett auf und mußte zu meinem Erstaunen feststellen, daß ich lebte. Vorsichtshalber warf ich noch einen Blick auf den Schreibtisch, aber von der Pistole, die dort hätte liegen sollen, war keine Spur vorhanden. Natürlich, wie wäre sie auch dahin gekommen, ich besaß ja gar keine Schußwaffe.

Also alles nur ein Traum. Ich rieb mir die Augen und atmete erleichtert auf. „Aber zum Kuckuck!“ redete ich mich selber an und sprang mit gleichen Beinen aus dem Bett heraus, „wie kannst Du, alter Junge, nur so dummes Zeug träumen?“ Sollte am Ende die blonde Hexe — Na, war ich denn wirklich schon so weit? Ich lachte, daß die Wände zitterten. Dann nahm ich mich aber doch bei der Nasenspitze und ging mit mir ins Gebet.

Als ich mit meiner Toilette fertig war, den letzten Rest meiner Theeschale geleert und meine Morgenzigarette ausgeraucht hatte, war ich auch mit der Erforschung meines Gewissens zu Ende und das Ergebnis war leider die Feststellung, daß ich alle Ursache hatte, auf mich aufzupassen. Ja wohl, ich mußte mir offen und ehrlich eingestehen, daß ich auf dem besten Wege war, mich über beide Ohren zu verlieben. Frau Kitty war ein reizendes Geschöpf. Mochte mein alter Freund Heinz ihre Koketterie und ihre Eitelkeit auch unverzeihlich finden, sie war darum doch von bezaubernder Schönheit und ihre blauen Märchenaugen hatten mir's angethan. Das stand fest.

Mir wurde bei dieser unheimlichen Entdeckung ganz seltsam zu Mute, und nicht in der rosigsten Laune trat ich meinen Morgenspaziergang auf der Strandpromenade an. Als ich in die Nähe des Musikpavillons kam, erblickte ich Frau Kitty mit ihrem Cortege. Ich hatte gute Lust umzukehren, aber sie hatte mich bereits bemerkt und winkte mir mit ihrem Sonnenschirm. Mich überkam ein eigenartiges Gefühl, als ich ihre Hand ergriff und sie küßte. Sie sah in ihrem weißen Musselinkleide entzückend aus, und ihre Augen leuchteten wie der junge Tag; aber merkwürdig, ihre Flammenblicke, die mich noch gestern bezaubert hatten, schienen über Nacht ihre berückende Wirkung verloren zu haben. Ich mußte fortwährend an meinen Traum denken. Ohne daß ich es wollte, begann ich nun Frau Kitty zu studieren, ihr Wesen zu analysieren, und noch ehe eine Woche verstrichen, war der Zauber, den sie auf mich ausgeübt hatte, in nichts zerronnen. Das Rätsel dieser blonden Sphinx war für mich in dem Augenblicke gelöst, da ich die Erkenntnis gewann, daß die tiefempfindende Seele, die aus den Augen dieser Frau zu mir sprach, nur eine Illusion, nur ein Geschöpf meiner Phantasie war. Mein unglückseliger Idealismus, der diese seelenlose Schönheit so wunderbar beseelte, diese eitle Puppe zu einer träumerischen Madonna umgestaltet hatte, war wieder einmal schiffbrüchig geworden. Aber auch ein Schiffbruch kann zuweilen eine Errettung sein.

Als ich wieder mein Winterquartier bezogen und das schöne Meerweib längst vergessen hatte, erhielt ich die Nachricht, daß Frau Kitty den semmelblonden Berliner Millionär, den Mann mit dem Kürbiskopf, mit ihrer Hand „beglückt“ habe. Er war der reichste und der naivste ihrer Verehrer. Der Faun mit dem schwermütigen Bariton und der Gardeleutnant mit dem aufgewirbelten Schnurrbart wurden ihre Hausfreunde.

In meinem Herzen habe ich dem Gott der Träume einen Altar errichtet — aere perennius.

Aphorismen.

Von Hans Roeder.

Nur aus dunkeln Wetterwolken quillt der Segen
für die Saat;
Nur in sturmgeprüften Herzen keimt die wahre Edeltat.

•

Ideen lassen sich nicht kommandieren,
Sie kommen ungerufen und revoltieren.

•

Wer den Hering will, muß auch die Gräten mit in den Kauf nehmen.

•

Und zaust auch der Zweifel das Glück an den Ohren;
Der Zweifel allein hat die Wahrheit geboren.

*

Der Glaube ist der Engerling,
Der sich zur Puppe verspinnt,
Bis daß daraus als Schmetterling
Das Wissen zum Licht entrinnt.

•

Man lebt, um sich das Leben abzugewöhnen.

*

Ein schwankender, watschelnder Gang ist auch ein sicheres Anzeichen für einen Charakter, der zum Wackeln neigt.

Den Trost und Hoffnung Entblößten
Mag fromme Demut trösten;
Doch wenn es mangelt an Brot,
Dann hilft sie nicht aus der Not.

•

Und wenn sich auch die Wolken türmen,
Wutschnaubende Orkane stürmen;
Es scheint doch in dies Jammerthal
Die Kunst als lichter Sonnenstrahl.

•

Leider ist in dieser Welt ein krummer Buckel gewöhnlich ein in jedem Sinne des Wortes hervorragendes Talent.

•

Es wird sich Dein Herz verhärten wie spröder
Marmorstein,
Fällt nie aus den Rosengärten der Liebe ein Strahl
hinein.

*

Das Lachen entstammt dem Teufel,
Vielleicht auch den Engelein;
Die Thränen jedoch ohne Zweifel,
Die sind von Gott allein.

Der Scheik.

Von Alfred Klaar.

Tief unten wo im Orient,
Wo man Kultur und Recht nicht kennt,
Begegnet mir ein Beduine,
Dem Leid geprägt ist in die Miene.

„Mit Euch der Frieden alle Tage!
Doch, scheint es, Freund, Ihr habt ihn nicht.
Giebt Euer Scheik Euch Grund zur Klage?"

Da zuckt's ihm schmerzlich durchs Gesicht:

„O Herr, bei allen unseren Toten,
Das ist der härtste der Despoten.
Vernichtung schwor er einst uns Allen.
Was nur im Lande lebt, muß fallen,
Und völlig fehlt dabei die Norm,
Die doch so sehr den Menschen frommt,
Gerichtet wird ganz ohne Form,
Getötet wird, wie's eben kommt."

„Um Gott, wie mögt Ihr das ertragen?"
„Wir sind wie vor den Kopf geschlagen,
Wie Fieber wühlt's uns im Gebein,
Auf Borg ist unser ganzes Sein,
Zum Tod verurteilt sind wir Alle,
Nur, daß dem Herrscher nicht beliebt,
Daß er uns je Gewißheit giebt,
Wann der, wann jener kommt zu Falle."

„Denkt Ihr nicht dran, Euch zu erheben?
Wird nicht geklagt, gekämpft, gelobt?" — —
„Ach nein, wir haben uns ergeben
Und seufzen: Allah sei gelobt!"

Am Iberg.

Von Hans M. Grüninger.

Die Kappler Berge stehn in grüner Tracht;
Im Acherthal verblühten schon die Kirschen,
Und an den Halden lockt die warme Sonne
Schon Samen aus den Reben, voller Hoffnung.
Die Hornisgrinde liegen klar und rein;
Nur eine weiße Stelle zeigt noch Schnee;
Dort hält der Winter einzig Stand dem Frühling,
Nachdem er seine Zelte abgebrochen —
Weitum im Lande hat er sich verschanzt
Am schatt'gen Hang, geschützt vom Mummelsee.
Nicht lang' mehr und er giebt sein Spiel verloren
Und zieht mit Ehren ab, schon sinnt er drauf,
Und nimmt Quartier im dunklen Mummelsee
Den Tannen dicht umschatten, wo kein Fischlein
Gedeiht, doch Nixen wohnen auf dem Grunde.
Der Wäldler heißt sie Mummeln; in den Nächten,
Wenn hoch am Sommerhimmel glänzt der Mond,
Entsteigen sie den Wassern und am Ufer
Beginnen sie zu tanzen, wild und schön.
Kein Menschenauge sah sie ungestraft;
Erblinden muß das Aug', das sie gesehen.
Bei diesen hält der Winter Sommerfrische,
Um neugestärkt zu seiner Zeit zu kommen.

So war es Frühling denn im weiten Schwarzwald;
Doch traurig tönten Kappels alle Glocken.
Vom stolzen Hof am Iberg oben wallte
Ein Zug zu Thale, größer ging noch keiner
Zum Friedhof, seit es Jemand ist gedenk.
Von allen Höfen, allen Zinken, Thälern,
Von Ottenhöfen, Furschenbach und Kappel,
Ja selbst der Amtsstadt, Achern, waren sie
Gekommen, Freunde, Sippen, Bauern, Herren,
Sogar der Amtmann schritt im Zuge mit
Und gab die letzte Ehr' dem Ibergbauern.
Und Salv' um Salve, Böllerschuß um Schuß
Erschallte, Trommelschlag und Grabmusik,
Als trüg' man einen General hinaus.
Denn auch den Feldzug hat der Ibergbauer,
Den siebz'ger mitgemacht und brav gefochten
Bei Nuits und Belfort, an der Lisaine Ufer,
Wo Badens junger Herr sich hohen Ruhm
Erworben, hindernd Frankreichs Einbruch. Wilhelm,
Ihr Herzog, holte sich die Ehrenwunde,
Und Degenfeld und Werder führten sie.
Der Ibergbauer aber kam gesund
Und heil nach Haus, trotz aller Fährlichkeiten.
Dankbaren Sinnes stiftet' er ein Kreuz
Am Weg, der führt zu seinem Hofe aus
Dem Thale, wo die wilde Acher rauscht,
Und der seit undenkbaren Zeiten seinem
Geschlechte angehörte, stets vererbt.
Nun horch, was ihm beschieden war daheim.

Mit ihm war aufgewachsen auf dem Hofe,
Dem reichen, eines armen Knechtes Kind;

's Mariele, brav und schaffig, ungleich völlig
Dem Vater, einem übeln Müßiggänger,
Dem Schnaps ergeben mehr als jeder Arbeit,
Und der sein Weib zu Tod gequält mit Roheit.
Wie kann vom Schlehstrauch eine Kirsche kommen,
Die süße Frucht vom sauren, schwarzen Dorne?

Sei wie ihm wolle, die Marie war brav
Und lieb, daß auch die rohsten Knecht' und Mägde
Es lieb gewannen und ihm nicht mißgönnten,
Daß es der junge Bauer als sein Ehweib
Heimführte, als er aus dem Krieg zurückkam.
Sein Vater war gestorben unterdessen;
Die Mutter liebte sie als eignes Kind
Und war dem Wunsch des Sohnes nicht entgegen.
„Gottlob", sprach sie, „Du hast ja nicht zu schauen
Auf Geld und Gut, uns hat ja reich gesegnet
Der Himmel; unser Hof ist schöner als
Nur einer und das Maidle fromm und brav;
Nimm sie und halte sie in Ehren allweg."

Ihr Vater aber, den das Glück der Tochter
Nicht besser machte, nahm sich mehr und mehr
Heraus und spielte fast den Herrn im Hofe.
Nicht zwei Herrn aber kann ein Hof gebrauchen;
Ein Wille muß gebieten, soll der Hof
Bestehen, soll gedeihen all' die Arbeit,
Die hart und unbeugsam der Tag begehrt,
Und die gethan sein muß zu ihrer Zeit.
Nicht steht ja still die Zeit; versäumt ist auch
Verloren immer, also muß ein Herr
Gebieten und die Arbeit weisen jedem:
Gesind' und Ehe halten und sich selber.

An einem Junimorgen, als das Heu
Schon eingeheimst, und auf die kahlen Stoppeln
Des Bergbachs Wasser flossen, die der Bauer
In Gräben faßte und die Matten tränkte,
Damit sie Nahrung zögen für das Öhmd,
Beging der Ibergbauer seine Wiesen,
Die, weithin ausgebreitet, seinen Hof
Umgaben. Seine junge Frau war bei ihm;
Denn ihre Zeit war bald und ungern ließ sie
Ihn von sich, froh mit ihm zu gehen und
An seiner Seite hinzuschreiten; glücklich,
Bei ihm zu sein, zufrieden, ihn zu sehen.
So lehnte sie sich glücklich an das Kreuz,
Das er, vom Kriege heimgekehrt, errichtet,
Und dankte Gott und bat den Sohn Erlöser,
Der kunstvoll ausgehauen niedersah
Auf sie, wie sterbend einst auf seine Mutter,
Daß er ihr beisteh' in der schweren Stunde.
Und sah beglückt dann wieder auf den Mann,
Der durch die Wiesen ging, die Gräben öffnend,
Als plötzlich rief des Vaters Stimm', mißtönig,
Der schon am frühen Morgen sich in Schnaps
Berauschte. „Du! He! Du! Dein Vater ruft!
Kennst Du ihn nicht mehr, seit Du Bäurin worden
Im Iberghof und gar so stolz einhergehst?
Was wär' der Pfau dagegen in der Mühle!
Und lieber ganz vergäßest, wo Du her bist.
Geh heim und koche Deinem alten Vater
Die Morgensuppe, soviel hat er doch
Um Dich verdient, was hockst Du müßig hier
Und schaust dem ekeln Bauern nach? Steh auf,
Geh heim! mach schnell! steh auf! mach schnell! geh heim!"
Und wütend, sich im Rausch erbitternd, riß er
An ihrer Schulter. Schwach und hilflos saß sie
Und konnte sich nicht regen, wie gelähmt,
Und keine Antwort geben, wie verstummt.
Und wieder schrie der Unhold: „Auf! geh heim!"
Und schlug mit roher Faust auf sie, die Arme,
Und ließ nicht ab von ihr, trotz ihrem Wimmern,
Und ließ nicht ab von ihr, als dräuend nahte
Ihr Mann. Da hob der junge Ibergbauer
Die Haue, und sie traf nur allzugut
Den Alten an die linke Schläfe. Nicht war
Der Schlag geführt mit Absicht, nur zur Abwehr.
Der Alte aber sank darnieder, tot . . .
Des eignen Weibes Vater schlug er tot.

Vier Wochen drauf kam er von Offenburg,
Vom Schwurgerichte freigesprochen, heim.
Doch nicht kam ihm sein liebes Weib entgegen;
Sie ruht' im Gottesacker lang schon aus,
Mit ihrem Leben zahlte sie des Vaters
Unthat und eines Söhnleins frühes Leben.
O reicher Ibergbauer, armer Mann!
Was soll das Leben fürder noch für Dich?

Nach dreißig Jahren trägt man ihn zu Grabe
Und läuten ihm die Sterbeglocken heute,
Die er so oft ersehnt. Doch treuen Herzens
Hat er dem Kind gelebt und seinem Hofe.
Die Nachbarn hatten ihm den Stab vertraut,
Stabhalter war er, keiner war je besser.
Mit Ernst und Fleiß hat er sein Amt versehen,
Hat weitum Eintracht unter den Genossen
Befördert, jeden Streit hintangehalten,
Und seines Wirkens, seines Waltens war
Kein Ende. Armen Witwen schaffte er
Und ihren Kindern Arbeit, daß sie Not
Nicht kennen lernten, wohlverdienten Lohnes
Sich freuen konnten, nicht Geschenke brauchten.
Wie folgen sie dem Sarge weinend nach;
Wie beten sie für ihn, als ihren Vater!
Mit stiller Freude ist er hingegangen
Des Wiederseh'ns gewiß mit seinem Weibe.

Waldesrauschen.

Oft erwache ich des Nachts
Von des Waldes Rauschen,
Und dann sehe ich Dich still
Aus dem Fenster lauschen.

Leise zieh' ich Dich an mich,
Dir mein Glück zu sagen —
Alle Stimmen schweigen nun
Nur die Herzen schlagen.

Kurt Münzer.

Das Liedel.

Heut hab' ich Dir im Gehn geklagt,
Daß sich kein Liedel zu mir mehr wagt.

Warm fühlt' ich Deinen Mund mir nah,
Nun ist das Liedel auf einmal da.

Das Liedel ist gar nicht feierlich,
Das Liedel ist so wie Du und ich.

Es trägt ein buntes Werktaggewand
Und hält eine Blume in der Hand.

Und was das kleine Liedel mir spricht
Von Dir, von mir; ist wahr und schlicht:

. . „Sie ist Dein lieber Sonnenschein
Und leuchtet Dir Deine Tage rein.

Sie webt um Dich die ganze Nacht
Und ist bei Dir, wenn Du erwacht . . .

Dir ist sie, weiß ich, wohlgesinnt;
Dich liebt sie wie der Strauch den Wind —

Der streichelnd um die Stirn ihm greift
Und seine goldnen Blüten streift.

Die Welt ist lieber Dinge voll.
Wer weiß, was der Lenz Euch bringen soll . ."

So lachte das Liedel und lief übers Feld;
Hätt' gern einen Gruß noch mitbestellt!

Paul Wertheimer.

Erinnerung.

's war ein stilles Glück an stillem Tage,
's war ein Glück wie eine frohe Sage
Aus entschwundner Zeit.

Und Du hieltest traulich mich umschlungen.
Wußten nichts noch von Erinnerungen
Wußten nichts von Leid.

Und wir tranken, statt aus Goldpokalen
Unsere liebesroten Lippenschalen
Überselig leer.

Langsam schritten wir zurück ins Leben,
Wollten alles uns noch einmal geben,
Nahmen immer mehr.

Über uns und um uns tiefes Schweigen
Nur die Nelke brannte in den Zweigen
Unserer Heimlichkeit.

's war ein stilles Glück an stillem Tage,
's war ein Glück wie eine frohe Sage
Aus entschwundner Zeit.

Maja Matthey.

Juni.

Leis' über Nacht der Südwind kam,
Die Rosen zu erwecken.
Nun blühen sie so wundersam
Im Garten an den Hecken.

Weiß, gelb, scharlach- und purpurrot
Glänzt es an allen Wegen
Aus dunkelgrünen Blättern loht
Ihr Feuer mir entgegen.

Ein süßes Düften füllt die Luft
Und küßt mir Stirn und Wangen. —
Vom Rosenhang die Amsel ruft —
Mich faßt ein leises Bangen. . .

Du rosenreiche Herrlichkeit!
Wie bald wirst Du vergehen.
Und sorgengraues Winterkleid
Wird vor der Thüre stehen. . .

Heinrich Becker.

Versäumt.

Der Frühling jauchzte zum Fenster herein,
Ich saß in meinem Kämmerlein
Und weint' um meine Toten.

Ich klomm den steilen Pfad der Pflicht
Und pflückte des Sommers Rosen nicht,
Des Sommers Rosen, die roten.

Ich leerte den bitteren Kelch der Pein,
Trank nicht von des Herbstes berauschendem Wein,
Der in goldenem Becher schäumte.

Nun starrt der Winter in Schnee und Eis,
Nun da es zu spät ist, weiß ich es, weiß,
Daß ich das Leben versäumte.

Gisela Horn.

Bunte Reihe.

Ungedruckte Briefe von **Wilhelm von Humboldt, J. F. Castelli, J. L. Deinhardstein, Friedrich Rückert, Karl Immermann, Josef Freiherr von Auffenberg, Karl von Holtei, A. A. Graf von Auersperg (Anastasius Grün), Robert Blum, Ferdinand Freiligrath** und **Theodor Storm.**

I.

Bei aller Stetigkeit des Programms, die ihr gewiß in einem Maße nachzusagen ist, wie nicht vielen litterarischen Zeitschriften Deutschlands, hat die „Deutsche Dichtung“ doch im Laufe der Jahre mancherlei Wandlungen im Einzelnen erfahren. Zu dem Wenigen, was sich in der Form wie im Wesen völlig gleich geblieben ist, gehören die Publikationen wie die vorliegende: „kleine Illustrationen zur Litteraturgeschichte der neueren und neuesten Zeit“, wie einst kein Geringerer als Friedrich Theodor Vischer diese Veröffentlichungen ungedruckter Briefe der „Deutschen Dichtung“ charakterisiert hat. Innere wie äußere Gründe lassen uns im Wechsel der Zeiten an diesen Veröffentlichungen in der dem Leser gewohnten Form festhalten: im Zufluß an Stoff kann naturgemäß kaum je eine Ebbe eintreten und der freundlichen Zustimmung der Leser sind wir immer gewiß. So haben wir zuletzt vor Monatsfrist an dieser Stelle eine „Bunte Reihe“ von Dichtern und Gelehrten, Großen und Kleinen, ewig lebenden und bereits Verschollenen geformt und lassen heute eine andere folgen.

Wie zuletzt Alexander von Humboldt, so mag diesmal sein älterer Bruder Wilhelm, geb. 1767, die auch nun chronologisch geordnete Reihe eröffnen. In einem Stil, der lebhaft an den der huldvollen Handbillets erinnert, die der Olympier von Weimar an bittstellende Redakteure ergehen ließ, abweisend, aber verbindlich, versagend, aber nicht grausam jede Hoffnung abschneidend, schreibt der berühmte Begründer der vergleichenden Sprachwissenschaft an Johann Ludwig Deinhardstein, den Redakteur der „Wiener Jahrbücher für Litteratur“ auf dessen Einladung:

Die „Wiener Jahrbücher der Litteratur“ sind seit ihrem Entstehen auf eine so vortheilhafte Weise bekannt, daß mir Ew. Hochwohlgeboren gütiges Anerbieten, eine Arbeit von mir darin aufnehmen zu wollen, überaus schmeichelhaft gewesen ist. Leider aber bin ich mit den litterarischen Plänen, die ich auszuführen wünschte, noch so sehr zurück, daß ich es mir durchaus versagen muß, mich durch Nebenarbeiten zu stören. Ew. Hochwohlgeboren werden mir daher verzeihen, daß es mir unmöglich ist, mich zu einem Beitrage für die Jahrbücher bestimmt anheischig zu machen. Sollte mich aber ein günstiger Zufall zu einer Arbeit führen, welche ich der Aufnahme in die Jahrbücher würdig achten könnte, so darf ich mir wohl die Erlaubniß vorbehalten, Ihnen dieselbe anzubieten.

Empfangen Ew. Hochwohlgeboren die Versicherung meiner ausgezeichneten Hochachtung.

Humboldt.

Tegel, den 23. März 1831.

Humboldt blieb den „Wiener Jahrbüchern“ ferne; minder spröde erwies sich bekanntlich Goethe gegenüber den Bitten des Wiener Censors und Hofbeamten.

Im behaglichen Verkehr mit demselben Adressaten zeigen uns die folgenden Gedichte und Briefe den allzeit liebenswürdigen und begabten, aber leichtfertigen und von keiner Sorge, am wenigsten den Anfechtungen eines kritischen Gewissens angerührten Ignaz Franz Castelli. Deinhardstein war um dreizehn Jahre jünger als Castelli, gleich diesem Wiener und guter Leute Kind, gleich diesem Jurist und Beamter, gleich Castelli seiner Gesinnung nach von erdrückender Loyalität, aber im Übrigen durch keinerlei schwerfällige ethische Grundsätze eingeengt, also gleichsam von der Natur zum engen Anschluß an den älteren Genossen bestimmt. Auch ein gewisses Gleichmaß der Begabung vermochte ihre Beziehung zu einer dauernden zu machen; Beide waren ihrem dichterischen Naturell nach echte Sprossen ihres sangfreudigen Stammes, allerdings nicht eben besonders hervorragend und noch weniger zu ernstem, arbeitsvollem Streben geneigt, und es bedeutete im Grunde keinen allzu großen Unterschied des litterarischen Temperaments, wenn der Ältere, der Hauptsache nach, Dialekt-Dichter wurde und blieb, während der Jüngere sich immer entschiedener der Kunstdichtung zuneigte. Aber einen gewissen Gegensatz bedeutete dies naturgemäß doch und dieser prägt sich scherzhaft in den folgenden, bisher ungedruckten, aus Deinhardsteins Nachlaß stammenden Sonetten aus, die gegen Ende 1824 entstanden sind.

Castelli richtet an den jüngeren Freund den folgenden, nicht eben von erhabener Gesinnung zeugenden Sang:

An Deinhardstein
als Dank für die mir gegebenen Sonette unter
dem Haupt- oder Kopftitel: Passion.

Fernando! bist von falschem Licht umflossen
Kniest am Parnaß, — da leuchten Dir die Strahlen
Die Weisen, wie sie nicht erscheinen, mahlen,
Und schnell hast Du die Tinte ausgegossen.

Doch Ferdl! Deine Lieder bringen Qualen
Und liest sie auch ein Gläub'ger unverdrossen
Der ew'ge Will' hat anders es beschlossen
Wer sie geschaut, wird keinen Selam zahlen.

Drum flehe Freund! Dann steigt ein Engel nieder
Und wahre Poesie weht sein Gefieder
Und einen **Wieland** hält er in den Händen.

Da nimm ihn hin, er endet Deine Leiden
Fernando dann erkennt die wahren Freuden
Erkennt den wahren Dichter, — wird vollenden.

Auf gut Deutsch: Du bist auf einem falschen Berg, mein lieber Ferdl, steig herab.

J. F. Castelli.

Warum Castelli den jungen Freund „Fernando“ oder dann gut wienerisch „Ferdl“ nennt, wissen wir nicht, vielleicht geschieht es in Anspielung an die in der Überschrift genannten Sonette, die uns unbekannt geblieben sind. Durchaus klar aber ist auch ohne die Nachschrift in Prosa, was das Sonett dem jungen Dichter rät: vom himmelstürmenden Idealismus zu lassen und sich zur heiteren Muse eines Wieland zu bekehren.

Deinhardstein schrieb seine Antwort flugs auf dasselbe Blatt; sie lautet:

An Franz Ignaz Castelli
Grobes Sonett,
Über ein grobes, gegen ein feines.

Franziskus war von heil'gem Licht umflossen
Ihm goß der Herr in's Herz die Wunderstrahlen,
Doch Du, mein Franz, kannst nur Gemeines mahlen
Und weh! wenn Du Dich unrein ausgegossen!

Ignatius! wie kommen diese Qualen,
Bild' lang für manch Gemeinen unverdrossen,
Die beſſ're Meng' hat länger es beschlossen
Solch' Sudelwerk mit Gähnen zu bezahlen.

Ignatius! wie stehst Du gar so nieder
Dich reizt nicht des Fasanes Goldgefieder,
Du willst ihn nur gebraten in den Händen.

Mein Franz! mein Franz! wie groß sind Deine Leiden!
Ein Huhn, ein Schuldbuch, das sind Deine
Freuden; —
Ich bin Dir gut — wie! könntest Du vollenden!!

Mit anderen Worten (da man es nicht besser deutsch sagen kann), herab- ist leichter, als hinaufsteigen.

J. L. Deinhardstein
am 6ten Nov. 1824.

Das Sonett ist der Form nach, wie man sieht, nicht eben mustergültig, aber was seinen Sinn betrifft, so klar, daß sich jeder Kommentar erübrigt.

Noch zwei andere Zeichen des freundschaftlichen Verkehrs zwischen Castelli und Deinhardstein haben sich im Deinhardsteins Nachlaß erhalten. Zunächst sei das folgende, von Beiden gemeinsam verfaßte Sonett mitgeteilt, welches nicht durch seinen poetischen Wert seinen Platz an dieser Stelle verteidigen kann, wohl aber als charakteristisches Beispiel jener Reimspielereien wie sie in der Zeit unserer Groß- und Urgroßväter im Schwange waren. Das Sonett, an dem abwechselnd der Eine und der Andere je eine Zeile schrieb, lautet:

An Zwei
von Zweien.

Stegreif Sonett auf einem Spaziergange gedichtet
von Castelli und Deinhardstein.

D.: Es will ihr Auge mir den Himmel zeigen.
C.: In ihnen gatten Feuer sich und Nacht,
D.: Ihr Lächeln gleicht dem Tag, wenn er erwacht.
C.: **Das ihre ist der Mittagsglut nur eigen.**

D.: Sie blüht wie Lilien in bescheid'ner Pracht.
C.: Wer kann mir solche Purpurrosen zeigen?
D.: Es spricht ihr Mund so lieblich selbst im Schweigen
C.: Es schreit ihr M— l den Sieg in jeder Schlacht.

D.: Sie siegt und ist sich nie des Siegs bewußt.
C.: Sie lodert eine Flamm' in Schmerz und Lust.
D.: Ihr treues Herz schlägt mir in Lust und Schmerzen

C.: Ich Unbesonnener! mit Glut zu scherzen!
D.: Ein ew'ger Frühling wärmt an ihrem Herzen.
C.: Ein ew'ger Sommer glüht an ihrer Brust.

Das Sonett ist von Deinhardsteins Hand geschrieben, weist aber die eigenhändigen Unterschriften beider Dichter auf, ein Beweis, wie stolz Jeder auf seinen Anteil an dem Opus war.

Aus den vierziger Jahren des vorigen Jahrhunderts stammt das folgende Schreiben Castellis an Deinhardstein:

Lieber Bruder!

Du hast durch Deinen Aufsatz über mein Taschenbuch mir Deine Freundschaft öffentlich bewiesen, und ich danke Dir herzinnig dafür. Auf Revanche bei jeder sich darbiethenden Gelegenheit! Laß uns fest zusammenhalten, es ist bei dieser Zeit der Zersplitterung einzelner Kräfte sehr nothwendig.

Komm' doch Samstags in die Concordia. Man erwartet Dich dort, und ich bin überzeugt, Du wirst Dich unterhalten. — Auch ein Mittel zur Vereinigung!

Dein
J. F. Castelli.

Die „Concordia" war im Vormärz eine zwanglose Vereinigung von Wiener Schriftstellern, die sich trotz vielfacher Behelligungen seitens der Polizei, wenn auch unter wechselnden Formen, bis in das Jahr 1848 hinein behauptete.

Es liegt im Wesen der bunten Reihe, ungeheure Gegensätze neben einander zu stellen: Auf den erzfrivolen Castelli, der stolz von sich zu sagen pflegte, daß er, wenn auch nicht als Dichter, so doch als Zotenreißer unsterblich sei, folgt der ernste, priesterliche Friedrich Rückert (geb. 1788). Es liegen uns zwei bisher ungedruckte Briefe von ihm vor, der erste, an sich ganz unbedeutend, ist nur insofern von Wert, als er auf einen bisher kaum beachteten Fundort zahlreicher und wertvoller Arbeiten Rückerts hinweist: er war, solange Deinhardstein die Redaktion der „Wiener Jahrbücher für Litteratur" führte, ein eifriger Mitarbeiter dieser Zeitschrift. An Deinhardstein ist auch das nachstehende Billet gerichtet:

Erlangen, d. 18. Febr. 1832.

Euer Wohlgeboren

melde ich mit schönstem Danke, daß ich beide Sendungen Honorar für meine Anzeige v. Schlegels Ramayana, einmal 12 und einmal 11 Duk. erhalten habe, auch die erste Hälfte des Abdrucks, aber durch Desinfektionsstiche gänzlich verdorben. Dürfte ich Sie bitten, wann Sie mir durch Buchhandlungsgelegenheit die zweite Hälfte zukommen lassen, die erste noch einmal beizufügen?

Hochachtungsvoll Ihr ergebenster

Rückert.

Die Desinfektionsstiche waren natürlich ein Zeichen der damals über Europa schwebenden Cholera.

Der zweite Brief ist in Inhalt und Form für den Dichter-Gelehrten sehr bezeichnend und an seinen Verleger J. D. Sauerlaender in Frankfurt a. M. gerichtet. Er lautet:

Erlangen, den 8. März 1812.

Hochgeehrter Herr und Freund!

Ich melde zuerst den richtigen Empfang des Wechsels zu 800 fl. rheinisch auf Nürnberg, der aber noch nicht fällig ist, wie man meiner Frau sagte, als sie, um ihn zu erheben, nach Nürnberg fuhr. Es reut mich nur, daß ich mich auf diese Dinge, wovon ich nichts verstehe, eingelassen habe. Doch hoffentlich wird das Haus in Nürnberg nicht in den nächsten 8 Tagen falliren, und ein dortiger Freund hat versprochen, Alles ordentlich zu besorgen.

Daß Sie Barths Manuskript so gering anschlagen, thut mir sehr leid, da ich es sehr hoch halte. Vielleicht haben Sie's noch nicht recht erwogen. Zeigen Sie's doch Herrn Veit, daß er Ihnen sage, was darin für Kunstgeschichte allein steht, abgesehen von der Geschichte der Zeit und des Menschen. Diese Sachen haben unter einer rauheren, doch keineswegs abstoßenden und unschönen Hülle nicht weniger Kern als z. B. Göthes „Aus meinem Leben", was, von mir gesagt, viel sagen will. Barth wird Ihnen inzwischen selbst geschrieben haben, und ich wünschte, daß Sie sich mit ihm so verständigten, daß er auf den Fleck etwas erkleckliches bekäme, etwas aber, und zwar das meiste, vom Erfolg abhängig gemacht würde, der, wenn das Publikum kein ganzer Ochs ist, sondern nur ein halber, nicht fehlen kann. Wenn es aber bei Ihnen gar nicht Gnade findet, so will ich's Cotta'n antragen. —

Das ausführliche Register zu meinen Gedichten widerrathe ich, ja verbitte es. Es ist ganz gegen meine Ansicht und schad' um's Papier.

In Eile der Ihrige

Rückert.

Bekanntlich war unser Dichter in Geldsachen unbehülflich wie ein Kind, so daß ihn seine Freunde im Lauf der Zeiten, als er sich in immer schwerere Verwickelungen gebracht hatte, unter eine Art wohlwollender Kuratel setzen mußten. Auch die Eingangszeilen dieses Briefes deuten auf seine Ungeschicklichkeit in Geschäften. Statt sich den Wechsel Sauerlaenders auf ein Nürnberger Haus bei einem Erlanger Bankier diskontieren zu lassen, was mit geringen Kosten für die Diskontierung und dem Zinsenersatz bis zum Fälligkeitstermine verbunden gewesen wäre, läßt er seine Frau zu dem Zwecke eigens nach Nürnberg reisen, von wo sie, da der Wechsel noch nicht fällig ist, gänzlich unverrichteter Dinge hätte heimkehren müssen, wenn nicht ein Nürnberger Freund des Dichters auf den gloriosen Einfall gekommen wäre, den Wechsel bis zum Fälligkeitstermin aufzubewahren.

Der zweite Teil des Briefes erinnert an eine merkwürdige Persönlichkeit aus dem nächsten Kreise unseres Dichters. Karl Barth, Rückerts „Lieber Freund und Kupferstecher", 1787 in Thüringen geboren, zunächst Goldschmiedgeselle, dann Zeichner und Kupferstecher, hatte die Bekanntschaft Rückerts in Rom gemacht, der ihn dann auch als Dichter einführte. Ebenso blieb er in der Folge mit dem Künstler, der sich in Hildburghausen niedergelassen hatte, in freundschaftlicher Verbindung. Wie aus diesem Briefe ersichtlich, hatte Barth auch eine Art Selbstbiographie geschrieben, zu deren Verlags-Übernahme nun Rückert den ihm befreundeten Frankfurter Verleger zu bestimmen suchte. Daß er dabei an Lob nicht sparte, ja sich sogar durch das Werk des wackeren Kupferstechers an Goethes Meisterwerk erinnert fühlte, erklärt sich wohl ebenso durch seine Freundschaft für den Verfasser wie durch seinen Mangel an Kritik; weder im Schaffen anderer noch in seinem eigenen wußte der Dichter Gutes von minder Gutem zu unterscheiden. Was aus dem hier erwähnten Manuskript Barths geworden ist, wissen

wir nicht zu sagen; gewiß ist, daß ein derartiges Werk weder bei Sauerlaender, noch bei Cotta erschienen ist. Es findet sich aber auch in den bibliographischen Hilfswerken, die Verzeichnisse von Barths Schriften bringen, überhaupt nicht erwähnt, scheint also Manuskript geblieben zu sein. Der Künstler starb 1853 in geistiger Umnachtung.

Für Rückert sehr charakteristisch ist auch der Schluß des Schreibens. Die Ausgabe seiner Gedichte, die Sauerlaenders Verlag war, war allmählich, durch immer neue Zuthaten, die nicht immer auch poetische Goldkörner waren, zu einem gewaltigen Umfang gediehen, und der Inhalt wurde auch durch den Mangel an Unter-Abteilungen immer schwerer übersehbar. Darum wollte der Verleger ein alphabetisch geordnetes Verzeichnis der Vers-Anfänge beifügen, um die leichtere Benutzung des Buches zu ermöglichen. Obwohl dies im Interesse des Buches lag und dem Dichter keinerlei Bemühung auferlegte, verbot Rückert, wie wir sehen, die Beigabe auf das Entschiedenste. Über die Gründe sprach er sich nicht aus, vielleicht wäre es ihm schwer gewesen, sie zu formulieren. Wenn irgend einer, so war er ein Stimmungsmensch und in kleinen Entschließungen von der Gunst oder Ungunst der Stunde geleitet.

Von Karl Immermann (geb. 1796) liegen uns vier Briefe vor, sämtlich auf seine Mitarbeit an den „Wiener Jahrbüchern für Litteratur" bezüglich und an Deinhardstein gerichtet. Der erste lautet:

Beifolgend übersende ich ganz ergebenst, infolge früherer Verabredung die Kritik der Beerschen Tragödien für die Jahrbücher mit der Bitte, den Abdruck baldgefälligst veranlassen zu wollen. Sehr angenehm ist mir die Aufforderung des Herrn Professors Deinhardstein vom 1. December v. J. auch ferner Beiträge für die Jahrbücher zu liefern, gewesen. Ich werde gern hin und wieder Arbeiten für das Institut, welches sich durch Gründlichkeit, Würde und Anstand so sehr auszeichnet, liefern. Zunächst erbiete ich mich

1.) zu einer Kritik von L. Uhlands Gedichten, wenn die zu erwartende neue Ausgabe derselben erschienen seyn wird,

2.) zu einem vergleichenden Aufsatze über die neuerdings publicirten Briefsammlungen von Forster, J. H. Voß, Schiller und Goethe, sobald die letzteren Werke herausgekommen seyn werden. Diese Arbeit würde insbesondere den Zweck haben, die Kultur- und Geistesverhältnisse, welche aus den drei Sammlungen sich ergeben, nach ihren Verschiedenheiten, und nach den doch stattfindenden Übereinstimmungs-Punkten darzustellen.

Mit mannigfachen Planen und Arbeiten beschäftigt, würde ich zwar keine Ablieferungszeit ganz bestimmt angeben können. Doch glaube ich, daß es mir möglich seyn wird, beide Aufsätze im Laufe des Jahres 1830 einzusenden.

Einer gefälligen Entscheidung über diese Anträge entgegensehend, unterzeichne ich mich

ganz ergebenst

Düßeldorf Immermann.
den 1. Januar 1830.

(Die Anonymität muß ich mir vorbehalten).

Der Brief bedarf keines Kommentars; erwähnt sei nur, daß Immermann bereits von dem Vorgänger Deinhardsteins in der Redaktion der „Jahrbücher", dem Slavisten Kopitar, zur Mitarbeit herangezogen worden war.

Deinhardstein war, wie auch aus zahlreichen früher an dieser Stelle veröffentlichten Briefen an ihn hervorgeht, nicht eben ein Muster von Exaktheit in der Erfüllung seiner allerdings zahlreichen Pflichten. Daraus erklärt sich, daß auch Immermann als zweites Schreiben das nachstehende an ihn richten mußte:

P. P.

Durch geehrtes Schreiben Einer Hochlöblichen Redaction vom 1. December 1829 zur Theilnahme an den Jahrbüchern eingeladen, übersandte ich vor länger als Jahresfrist eine Kritik von M. Beers Dramatischen Arbeiten; deren Aufnahme vom früheren Redacteur, Herrn Professor Kopitar mittelst Schreiben vom 11. November 1829 versprochen worden war.

Indessen ist der Abdruck bis jetzt nicht erfolgt. Ich beehre mich deßhalb, ganz ergebenst anzufragen, ob etwa jene Arbeit dort nicht eingegangen sey? und im Fall, daß der Eingang erfolgt ist; wann nun der Abdruck geschehen werde?

Über beides bin ich so frei mir gütige Antwort zu erbitten.

Einer Hochlöblichen Redaction

ergebenster

Düßeldorf Karl Immermann.
d. 7. Februar 1831. Landes-Gerichts-Rath.

Nachdem die Rezension über Beers Tragödien erschienen war, ließ Immermann das nachstehende neue Anerbieten folgen:

Ew. Wohlgeboren

befrage ich ganz ergebenst, ob Dieselben eine Kritik über W. Alexis Novellen 4 Bände von mir in den Wiener Jahrbüchern aufzunehmen die Güte haben würden?

Der Artikel würde zwar umfassend seyn müssen jedoch Einen Bogen nicht überschreiten. Im Fall Ew. Wohlgeboren bejahend antworten, werde ich denselben bis Ostern einsenden.

Mit vorzüglicher Hochachtung

Ew. Wohlgeboren

ganz ergebener

Düßeldorf K. Immermann
den 2. Februar 1832.

Diesmal war es Immermann, der zögerte, während Deinhardstein mahnen mußte, wie aus dem

folgenden vierten und letzten Schreiben Immermanns an Deinhardstein, das sich in Deinhardsteins Nachlaß vorgefunden hat, hervorgeht:

Ew. Hochwohlgeboren

haben mich durch Herrn Professor Breuer an die Rezension von Willibald Alexis Novellen erinnern lassen. Ich muß allerdings wegen meiner Säumniß sehr um Verzeihung, zugleich aber nun auch noch bitten, daß Sie mir gefälligst noch etwas Zeit lassen wollen, da ich den so eben erschienenen Roman: Cabanis, desselben Verfassers in den Aufsatz mit aufzunehmen wünsche. Der Aufsatz wird dadurch um so umfassender. Hoffentlich ist die Erweiterung desselben in dieser Art Ew. Hochwohlgeboren nicht ungelegen.

Zugleich beehre ich mich, Ew. Hochwohlgeboren meine letzten beiden Arbeiten als Zeichen aufrichtiger Hochachtung beifolgend zu übersenden.

ganz ergebenst

Düßeldorf Immermann.

d. 8. November 1832.

Bemerkenswert ist immerhin, daß der liberale Immermann die Verbindung mit dem reaktionären Organ des Fürsten Metternich aufrecht hielt; die Hochachtung, die er als Kritiker wie als Politiker dem Senior und Dramatiker Deinhardstein entgegenbrachte, darf nicht zu ängstlich auf die Wagschale gelegt sein.

Gleichfalls an Deinhardstein gerichtet ist das nachstehende Schreiben des Freiherrn Josef von Auffenberg (geb. 1798), des Verfassers zahlreicher, einst viel aufgeführter Dramen, der damals nach mancherlei Irrungen und Wirrungen einen gedeihlichen Wirkungskreis als Leiter des Karlsruher Hoftheaters gefunden hatte. Der Brief lautet:

Carlsruhe 12. December 1830.

Hochzuverehrender Freund!

Erlauben Sie mir daß ich Sie so nenne, nachdem mir das Glück zu theil worden Ihre persönliche Bekanntschaft zu machen, und mit Ihnen einige, (leider diesmal so wenige) vergnügte Stunden zu durchleben! Ich benutze die Gelegenheit wo durch die Oekonomie-Verwaltung Ihnen das Honorar für Maximilians Brautzug übersendet wird, mich Ihnen wieder in Ihr freundliches Gedächtnis zurückzurufen.

Ihr schönes Schauspiel wurde nach Kräften ausgestattet, und mit großem verdienten Beifall aufgenommen!

Jezt ist gottlob meine Alhambra ganz heraus; sammt dem Renegaten, letzterer bei Sauerländer in Frankfurt a. M. Ich will nun abwarten was darüber gesagt wird — ehe ich wieder an etwas gehe.

Um Ihre fernere freundliche Gewogenheit und Zuneigung bittend — bin ich mit großer Hochachtung und Verehrung

Ihr gehorsamster Freund
und Diener v. Auffenberg.

Deinhardsteins romantisches Drama „Erzherzog Maximilians Brautzug" ging damals über die meisten deutschen Bühnen. Später hat Gustav Freytag in seiner „Brautfahrt" annähernd denselben Stoff behandelt. Die beiden Arbeiten v. Auffenbergs, deren der Brief gedenkt, waren Dramen und beide 1830 in Buchform erschienen.

In den dreißiger Jahren des vorigen Jahrhunderts machte Karl von Holtei (geb. 1798) bekanntlich in Begleitung seiner zweiten Gattin, Julie Holzbecher, ausgedehnte Kunstreisen, die ihn wiederholt auch nach Wien führten. Er gastierte das eine Mal am Josefstädter, dann einige Jahre später am Wiedener Theater und inscenierte vornehmlich seine eigenen Stücke, namentlich das schon damals berühmt gewordene „Lorbeerbaum und Bettelstab". Allzu schön und reichlich waren die Requisiten nicht, die ihm dabei zu Gebote standen, wie auch aus dem folgenden, während seines zweiten Wiener Gastspiels geschriebenen, an Deinhardstein, als den damaligen Leiter des Burgtheaters, gerichteten Briefe hervorgeht:

Hochverehrter Herr und Gönner!

„Aus tiefer Noth schrei' ich zu Dir!" — so beginnt ein altes Kirchenlied.

Ist es möglich, daß Sie den Garderobebeamten des Kaiserl. Burgtheaters, mit dem Befehle, oder mit der Erlaubniß ausrüsten, daß er uns zur Vorstellung von Lorbeerbaum ein gesticktes Staatskleid für einen vornehmen Beamten, leihen dürfte?

Ich erinnere mich aus meiner Josefstädt. Zeit, daß derlei großmüthige Hülfsleistungen häufig statt fanden — vielleicht heimlich u. per nefas! — Ich wende mich heute an die rechte Behörde; würde dies aber nicht wagen, wenn ich nicht wüßte, daß Sie ein Protektor des Stückes sind, welches wir heut geben und daß Sie meine Dreistigkeit entschuldigen und freundlich verzeihen werden, auch wenn Sie nicht ja sagen können, noch wollen.

Hochachtungsvoll
Ew. Hochwohlgeb.

Dienstag. ganz gehorsamster Diener
C. E. v. Holtei.

Auf der Bühne geschrieben, und bitte der Kritzelei wegen um Verzeihung.

(Ein zweiter Artikel folgt.)

Litterarische Notizen.

— Wir werden um Aufnahme nachstehenden Aufrufs ersucht:

„Um die Freiheit aller Weltanschauung grundsätzlich bemüht, hat der Berliner „Giordano Bruno-Bund für einheitliche Weltanschauung" diesen Aufruf verfaßt und eine Reihe von Forschern, Schriftstellern, Künstlern und Verlegern zur Mitunterzeichnung eingeladen.

Im Verlage von Eugen Diederichs in Leipzig erscheinen Leo Tolstois sämtliche Werke herausgegeben von Raphael Loewenfeld. Ein Bändchen ist betitelt „Der Sinn des Lebens" und enthält unter anderem auch die „Antwort an den Synod", die Tolstoi auf seine Excommunication aus der griechischen Kirche folgen ließ. Geschmäht und angeschuldigt, er habe „in der Verblendung seines hoffärtigen Geistes sich frech erhoben gegen den Herrn und seinen Christ", setzt Tolstoi auseinander, welche Lehren und Gebräuche der griechischen Kirche er in der That für verwerflich halte. Nun hat ein deutscher Leser (ein katholischer Justizrat) diese Schrift bei einer Leipziger Staatsanwaltschaft denunziert, worauf sie von der Behörde konfisziert wurde. Die Beschlagnahme wurde zwar vom Leipziger Amtsgericht nicht bestätigt, indessen vom dortigen Landgericht anerkannt. Überdies ruft nun eine Anklage wegen „Gotteslästerung" und „Beschimpfung kirchlicher Einrichtungen" Herausgeber und Verleger vor den Richter.

Wir halten es für unsere Pflicht, die öffentliche Kritik auf diesen Fall hinzulenken. Mag man über die Richtigkeit der Gedanken Tolstois verschieden urteilen, so ist doch der heilige Ernst seines religiösen und sittlichen Suchens über jeden Zweifel erhaben. Wer aus tiefer Überzeugung erklärt, er sehe „allen Sinn des Lebens nur in der Erfüllung von Gottes Willen, wie er in der christlichen Lehre seinen Ausdruck gefunden", kann kein Gotteslästerer sein. Die russische Regierung scheint das auch anzuerkennen; wenigstens ist sie nicht gegen Tolstoi vorgegangen. Ebenso wenig haben die anderen europäischen Kulturstaaten — denn die Schrift wurde in alle Sprachen übersetzt — etwas einzuwenden gehabt. Was aber Tolstoi selbst in Rußland erspart blieb, soll jetzt in Deutschland Übersetzer und Verleger treffen, die, ohne die Möglichkeit einer Verfolgung zu ahnen, den richtigen Gedanken bethätigen: Tolstois Werke gehören mit Einschluß dieser bedeutsamen Verteidigung seiner Religion entschieden der Weltlitteratur an und dürfen als Quellen idealen Lebens, ja schon als geschichtliche Dokumente dem deutschen Volke nicht vorenthalten bleiben. Was das Vorgehen des Leipziger Staatsanwalts und Landgerichts noch seltsamer macht, ist die Art, wie eine Beschimpfung deutsch-kirchlicher Einrichtungen konstruiert werden soll. Offenbar hat der § 166 des Reichsstrafgesetzbuches nicht die Mission, die russische Kirche vor kritischen Anfechtungen zu bewahren. Indessen meint die Anklage, was Tolstoi gegen die griechische Kirche vorbringe, passe auch auf Dogmen und Sakramente des deutschen Katholizismus und Protestantismus und stelle folglich eine „mittelbare" Beschimpfung kirchlicher Einrichtungen und Gebräuche dar.

Dies Vorgehen von Organen eines deutschen Bundesstaates beunruhigt, wenn auch unabsichtlich, unser religiös-sittliches Leben und Forschen. Wenn zwischen den Heilsucher und die Quellen seiner Erkenntnis oder Anregung hindernd starre Polizeigewalt tritt, so müssen die Gewissen sich auflehnen und eifrig darum bemühen, daß die Cirkulation des Ideenblutes im Volkskörper und der geistige Stoffwechsel vor solchen Einschnürungen bewahrt werden. So wundern wir denn nicht allein, die berufenen Beamten möchten den Leipziger Tolstoi-Fall in unserem Sinne beilegen; die An suchen wir auf jene Wurzel zu lenken, der immer neue Übel derselben Art entsprießen; wir fordern demnach von unsern Gesetzgebern, daß sie den veralteten Gotteslästerungs-Paragraphen endlich beseitigen."

Unterzeichnet ist der Aufruf u. A. von:
Dr. Bruno Wille. — Wilhelm Bölsche. — Prof. Max Liebermann. — Gerhart Hauptmann. — W. Kulemann, Landgerichtsrat. — Prof. Max Klein, Bildhauer. — Paul Schultze-Naumburg. — Wilh. von Polenz — Dr. L. Quidde — Dr. Max Dreyer. — Lily Braun. — Dr. Heinrich Braun. — Hermann Sudermann. — Georg Wasner. — Prof. Franz Stuck. — Otto Ernst. — Ernst Freiherr von Wiedermann. — Dr. Ludwig Fulda. — Prof. Dr. Siegmund Günther. — Dr. Georg Hirth. — Fritz von Ostini. — Dr. S. Sinzheimer. — Albert Matthäi. — Franz Langheinrich. — Otto Julius Bierbaum. — Eduard Grisebach. — Richard Dehmel. — Willy Pastor. — Dr. Hermann Türck. — Dr. Max Halbe. — Prof. Dr. Hans Meyer, Herausgeber von Meyers Konversationslexikon. — Dr. Hans Zimmer. — Richard Schmidt-Cabanis. — Arthur Zapp. — Dr. Mathieu Schwann. — Fritz Mauthner. Franz Evers. — Geh. Justizrat Black-Swinton, Erster Staatsanwalt a. D. — Carl Jentsch. — Dr. Otto Brahm — Prof. Rich. Weltrich. — Otto Modersohn (Worpswede). — Heinrich Vogeler (Worpswede). — Prof. Dr. Ferdinand Tönnies. — Carl Hauptmann (Schreiberhau). — Ernst Haeckel.

— Lodernde Gluten. Lieder der Liebe. Von Artur Landen. Berlin, Meusser und Messer. — Alle „Lieder" sind talentlos, einige sind arge Schweinereien, aber selbst die nur ebenso langweilig wie widrig. K. B.

— Hätte man uns einige der „Gedichte" von Ernst von Doemming vorgelesen und gefragt, in welchem Verlage sie erschienen sein mögen, wir hätten geantwortet: „Vermutlich bei E. Pierson in Dresden. Sollten sie aber anderwärts erschienen sein, so hätten sie es doch verdient von dieser Firma verlegt zu werden." Denn es ist wirkliche, echte, wahrhaftige „Pierson-Lyrik", Zeug, das nicht bloß schlecht, sondern erbärmlich schlecht ist, das aber dort erscheinen kann, wenn die Druck- und Kommissionskosten bezahlt werden. Übrigens ist Herr von Doemming ein origineller Dichter, nicht in dem Inhalt, aber in der Druckweise seiner Verse. Hier eine Probe:

Wie froh und stolz die große Sonne
Auch ihre Strahlen schickt hinab,
Sie senkt sich doch samt ihrer Wonne
Hinab —
ins
weite
Wassergrab.

Wie sinnreich ist da das Herabsinken durch die Verteilung des Verses auf vier Zeilen gekennzeichnet! Ansteigende Verse aber giebt es in dem Büchlein nicht. K. B.

Neue Bücher.

Nachstehend verzeichnete Bücher sind der Redaktion zur Rezension zugekommen:

Gesetze über das Urheberrecht in allen Ländern nebst den darauf bezüglichen internationalen Verträgen und den Bestimmungen über das Verlagsrecht. 2. Aufl. Durchgesehen von Prof. Ernst Rothlisberger-Bern. Leipzig. G. Hedeler. 1902.

Landen, Artur. Lodernde Gluten. Lieder der Liebe. Berlin. Meusser und Messer. o. J.

Schnabl, Jenny. Versäumter Frühling. Gedichte. Berlin. Hugo Steinitz. 1902.

Liebeslieder moderner Frauen. Eine Sammlung von Paul Grabein. Berlin. Hermann Costenoble. 1902.

Morgenstern, Christian. Und aber ründet sich ein Kranz. Berlin. S. Fischer. 1902.

Stauf von der March, Ottokar. Der tolle Stuart. Lustspiel in vier Aufzügen. Neue, gänzlich umgearbeitete Ausgabe. Wien. Selbstverlag. 1902.

Redigiert unter Verantwortlichkeit des Herausgebers Karl Emil Franzos in Berlin. — Nachdruck auch im Einzelnen ist untersagt und wird strafgerichtlich verfolgt. Verlag der Concordia Deutsche Verlags-Anstalt in Berlin. Druck von Kißling & Krüger, Berlin N.

Verpaßte Gelegenheit.

Italienische Volksballade. Übersetzt von **Paul Heyse.**

Schönes Mägdelein im Wald hat verloren ihre Straße,
Setzt sich unter einen Busch, weint und seufzet aus der Maßen.

Kommt ein schmucker Bursch daher: — „Was geschah dem schönen Kinde?"
„Weinen muß ich, schöner Herr, weil ich meinen Weg nicht finde."

— „Steigt, o Schöne, auf mein Pferd, will den rechten Weg Euch zeigen."
„Nein, betrogen würd' ich sein, wollt' ich Euer Pferd besteigen."

— „Steigt nur, Schöne, munter auf, will wie's eigne Kind Euch ehren."
Als sie mitten sind im Wald, fragt er, wer die Eltern wären.

„Vater ist ein armer Mann, liegt schon sieben Jahr' im Sterben.
Wer mich einmal angerührt, muß dieselbe Krankheit erben."

— „Steigt vom Pferde, steigt nur ab, denn Ihr sollt nicht krank mich machen."
Als sie kamen vor den Wald, fängt die Schöne an zu lachen.

„Vater ist ein großer Herr, diese Stadt hier ist sein eigen."
— „Steigt, o Schöne, steigt aufs Pferd, muß den Weg Euch weiter zeigen."

„Euer Pferd besteig' ich nicht, weil zum Wald Ihr's wieder lenktet.
Seid bedankt, mein schöner Herr, weil Ihr das Geleit mir schenktet."

Mädchenschicksal.

Von **Wilhelm Jensen.**

I.

Ist das Leben eines Morgens
Schnell verblaßter Sonnenstrahl?
Und den Mittag dunklen Sorgens
Und des Herzens bittre Qual,
Hellt den langen Wolkenzug
Die Erinn'rung licht genug?

Ach, ich weiß es nicht zu sagen,
Was der Schlag des Herzens spricht;
Wider Dich will heiß er klagen,
Doch er stockt und kann es nicht,
Wider das nicht stark genug,
Was er einmal jubelnd schlug.

Könnt' ich wählen noch, was wähl' ich?
Ohne Dich ohn' Leid wär' ich,
Ohne Thränen — doch auch selig
Nie gewesen ohne Dich.
Warst Du heller Morgentrug
Sonne für den Tag genug?

II.

Bis hin zum Tag hab' ich gewacht:
Der Kuckuck rief um Mitternacht.

Mir gab der Arzt wohl ein Gebot,
Das sei mir mehr denn alles not:

Ich sollte schlafen zu der Stund',
Sonst würd' ich nimmerdar gesund.

Wie folgt ich ihm so gern und schlief
Bis an den Morgen schwer und tief.

Und läge wie in Todesruh' —
Der schlimme Vogel läßt's nicht zu.

Er kommt und kreist ums Bett mir rund
Und ruft wie in der Mittagsstund'.

Er ruft, und seine Stimme schallt
Zur Nacht, wie um den grünen Wald.

Da fängt mein Herz zu klopfen an,
Wie's in der Mittagsstund' gethan.

Bei jedem Ruf ein heißer Schlag,
Und schlaflos läßt's mich bis zum Tag.

Wohl heißt der Arzt mich wahnbethört,
Daß mich bei Nacht der Kuckuck stört.

Ihn hört mein Herz, ums Bett mir schallt
Sein Ruf wie um den grünen Wald.

III.

In mir von Dir trag' ich ein werdend Leben
Und sinne, ob's ein Knabe, ob ein Mädchen.
Wär' es ein Knabe, wollt' ich ruhig schlafen,
Denn sorgenloses Leben gäb' ich ihm.
Ein hübsches Spielzeug wird er für sich suchen,
Aufs Knie sich setzen, wiegen, streicheln, küssen
Und lachen und verlassen, so wie Du.
Wär' es ein Mädchen, käm' kein Schlaf ins Aug' mir,
In Gram und Not nur gäb' ich ihm das Leben.
Bethören ließ' es sich von süßen Worten,
An süßen, falschen Lippen würd' es hängen
Und seinen Tag durchweinen, so wie ich.

IV.

Lange Dämmerschatten wallen
Nun im herbstlich öden Land,
Und die welken Blätter fallen,
Wo der Wald verzaubert stand.
Fahl und frostig überdeckt ihm
Nebel nun sein grünes Moos,
Wo der Frühling hold geweckt ihm
Lebenstrieb aus warmem Schoß.

Doch noch seh' ich's um mich glänzen
Seidenweiß und meines Haars
Dunkle Flechten überkränzen
Blütenhell — mein Brautkleid war's:
Wie von Elfenhand gesponnen,
Die ein Märchenglück verheißt,
Und wie Spinneweb zerronnen,
Die ein Hauch am Dorn zerreißt.

V.

Dunkles Haar — vorm Auge schimmert
Mir in ihm ein weißer Streif,
Wie nach Frostnacht überstimmert
Liegt die Flur vom ersten Reif.

Und er blinkt mir: Ich nur wende
Eines Herzens heißes Weh,
Ruh' nur bringt ihm, was ich sende,
Ruh allein der Winterschnee.

Komm mit Deinem weißen Kleide,
Stiller Hochzeitsführer Du,
Kommt, ihr Flocken, deckt uns beide
In derselben Stunde zu!

VI.

Der Schnee hat's wohl mit ihr gemeint,
Der Schnee ist gut, so kühl er scheint.

Er hat ihr Bitten freundlich erhört,
Daß nicht mehr der Kuckuck im Schlaf sie stört.

Er nahm sie still in seinen Arm
Und deckte zu sie weich und warm.

Er hat mit ihrem Kinde zugleich
Sie eingebettet warm und weich.

Nicht galt's mehr, wem sie Leben gab,
In Ruh mit sich nahm sie's hinab.

Doch draußen in der Sonne lacht
Der Frühling stets in neuer Pracht.

Und neu des Kuckucks Stimme schallt
Rundkreisend um den grünen Wald.

Das Leben keimt aus warmem Schoß,
Umkränzt von Blüten grünt das Moos.

Es wirkt und webt mit Elfenhand
An einem neuen Brautgewand,

Das eine Stunde zauberisch gleißt
Und das ein Hauch am Dorn zerreißt.

Sonett.

Prolog meines neuen Gedichtbuchs.

Von Hugo Salus.

Sonett, verlästert oft und arg verpönt,
Den jungen Dichtern Du ein Spott und Graus,
Sei mir Prolog, lad' Gäste in dies Haus
Und wehr den Eintritt jedem, der Dich höhnt.

Zu kunstreich bist Du ihnen, zu verschönt!
Die schlanken Säulen Deines Wunderbaus
Säh'n allzu rokoko-verschnörkelt aus;
Des Menuettschritts sei ihr Fuß entwöhnt.

Mir bist Du mehr; fast wie mein Meisterstück,
Dem Rat der großen Dichter vorgetragen;
Sie hören's gnädig an. O Stolz, o Glück!

Nun hemmt kein Zwang mehr meiner Verse Fluß!
Und vor der Phantasie Eliaswagen
Spann' ich euch lachend noch den Pegasus.

Tragödie.

Von Georg Edward.

Es dunkelt rings. Das Abendrot
Verglüht mit seiner reichen Pracht.
Mit leichtem Ruderschlag ein Boot
Zieht einsam durch die Sommernacht.

Eintönig rauscht die Flut am Strand
Und murrt und treibt ein wirres Spiel,
Und mit gespenstisch weißer Hand
Pocht leis' die Welle an den Kiel.

Sie hören's nicht, sie sehen's nicht,
Sie gleiten fort auf dunklem Meer —
Vom Ufer drüben glänzt ein Licht
Und tanzt im Schaume um sie her.

Sie aber preßt aufs Herz die Hand
Und neigt voll Scham das schöne Haupt:
„Dort liegt sein Haus am hohen Strand,
Dort wohnt er, dem Du mich geraubt!

Nun steht er wohl und harrt am Thor
Und harrt vergeblich Stund' um Stund' — “
Der Mann am Ruder schaut empor:
„Ihn tröstet bald ein andrer Mund.“

Sie nickt mit glühendem Gesicht:
„Und keine Mutter hat mein Kind!“
Der Mann am Ruder hört sie nicht:
„Wie still die Nacht, wie weich, wie lind!

Wie traut die Welle uns umrauscht,
Als wüßte sie von unsrem Glück!“ —
Die Welle bebt, die Welle lauscht,
Und pocht und droht und sinkt zurück.

Sie hören's nicht, sie sehen's nicht,
Sie gleiten fort auf dunklem Meer —
Das junge Weib erblaßt und spricht:
„Wie ward das Scheiden mir so schwer!

Vergessen kann ich's nie und nie,
Daß ich betrog, die mich geliebt . . .“
Mit raschem Arm umpfängt er sie:
„Was zagst Du bang? Dein Leid zerstiebt.

Daß wir gefehlt, mir gilt es gleich!
Gott und der Hölle biet' ich Hohn!
Ich schaff' mir selbst mein Himmelreich
Und hebe Dich auf Gottes Thron!“

Und wie er sie so wild umschlingt
— Ein leises Weinen tönt am Strand —
Und wie sie zitternd mit ihm ringt,
Da hebt sich jäh die weiße Hand —

Da hebt sich jäh die weiße Hand
Gespenstisch aus dem dunklen Meer,
Und legt sich auf des Nachens Rand
Gewaltig, ungestüm und schwer.

Kein Ohr vernahm den bangen Schrei,
Den letzten Schrei aus blassem Mund —
Die Welle zischt und huscht vorbei
Und lautlos sinkt das Boot zu Grund.

Moralische Geschichten.

Von Karl Emil Franzos.

Friedele.

Die Niederschrift der Geschichte meines Friedele wird mir nicht viel Kopfzerbrechens kosten. Denn wie er war, so gut und so eckig, so rührend und so lächerlich zugleich, und wie er sein Leben verbrachte: als armer Kämpfer in einem abgelegenen Winkel der Erde, um schließlich still und bescheiden aus der Welt zu gehen, wie er gekommen war, dies lebt mir im Hirn und im Herzen, und ich brauche nur aufzuzeichnen, was sie mir vorsprechen. Freilich wird das Herz dabei mit stärkerer Stimme reden, das weiß ich wohl. Und vielleicht flüstert sogar das Hirn dazwischen: „Du, daß Du Dein Friedele lieb behalten hast wie Deine eigene Jugend, ist ja Deine Sache. Aber geistreich war er nicht, und schön und stark und berühmt auch nicht, und erlebt hat er doch eigentlich nichts Merkwürdiges — was willst du also mit Deinem zerknitterten Männlein in der Zeit der Übermenschen?! Oh, daß Du nicht klug werden kannst!" Aber darauf würde ich antworten: „Klug! – jetzt noch klug werden?!... Und was ich mit meinem Friedele will?! Nur das Eine: von ihm erzählen, weil's mich dazu drängt! Alles Übrige muß sich finden!" Und darauf hilft wohl das Hirn dem Herzen, weil es einsieht, daß doch nichts dagegen zu machen ist, und wir drei bringen die Geschichte dann auch schon zu Stande . . .

Aber die Überschrift! — über die habe ich lange gesonnen, und bin auch mit dem, was ich endlich da oben hingeschrieben habe, nicht recht zufrieden. Sein Name muß es sein, natürlich, und nur dieser — aber welcher von ihnen? Er hat ihrer so viele gehabt, wie sonst kein Mensch meiner Bekanntschaft. Gottfried Süpple hieß er eigentlich, aber wer hätt' ihn je so genannt?! Nur sein Taufschein und sein Grabstein, aber kein Mensch. „Friedele", wurde er immer gerufen, aber nie bloß so; wir wenigstens, seine Mitschüler am Gymnasium zu Czernowitz in der Bukowina, fügten immer ein epitheton ornans bei, und das wechselte im währenden Zeitenlauf. Ich selbst weiß ihrer einen ganzen Haufen, doch wohl so ein halbes Dutzend. Zählen wir einmal: „Friedele das Wassersüpple" oder „das Marmutle" oder „die Perle von Tereblesti" — so war er noch im Untergymnasium. Dann in den oberen Klassen: „Friedele Das-ischt-so" oder „der Belehrende"; hierauf, als wir anderen auf der Universität waren: „Friedele der Zukünftige" oder „der ewige Mulus" oder „das Stunden-Süpple". Und schließlich, als wir von der Universität heimkamen, er aber der erhabensten aller Hochschulen entgegenging, deren Pforten einst uns alle aufnehmen und wo wir alle gleich weise sein werden, da nannten wir ihn, vielleicht der und jener feuchten Blicks und doch jeder lächelnd, wieder mit einem Spitznamen „Friedele das Pelkänle" . . . Neun Namen sind also mir allein haften geblieben, und einige habe ich gewiß vergessen, und fragen kann ich hier niemand. Das Land meiner Jugend liegt mir so fern wie die Jugend selber; ich habe in dieser Millionenstadt auch nicht einen Menschen, mit dem ich von den alten Zeiten und vom Friedele reden könnte. Hätte ich einen, etwa den Xaver, der in Innsbruck doziert, oder den Wilhelm, der den Czernowitzern ihre Prozesse führt, sie würden gewiß auch sagen: „Du, das geht nicht! Nur Friedele — Friedele ohne Beinamen, darüber wundert er selbst sich noch im Grabe . . ."

Ich fühl's also, etwas muß noch hinzu. Und nun dämmert mir auch auf, was ich beifügen könnte. Es würde dem Verlaufe dieses braven, kampfreichen Lebens nicht widersprechen, und für das Ende vollends würde es passen . . . . Ja jetzt hab' ich's. Nur traue ich mich noch nicht es zu sagen. Erst müßt Ihr mehr von meinem Friedele wissen.

Wann ich ihn kennen lernte und wie er damals aussah, weiß ich noch ganz genau, und doch

sind's nun an vierzig — was sag' ich — über zweiundvierzig Jahre her. Es ist ein seltsam Ding um die graue Masse hinter der Schädeldecke — was alles läßt sie fahren, wovon man meinen möchte, daß man es nie vergessen könnte, und was hält sie dafür fest! — Der Junge steht noch vor mir, klein, nicht dick, aber plump, Gestalt und Gesicht wie mit einem stumpfen Messer aus weichem Holz geschnitten; lauter Rundungen: Nase, Augen, Mund, Backen und Kinn; nur die Arme hält er im Winkel vom Körper abgespreizt, den rechten im spitzen, den linken im stumpfen Winkel, denn mit seiner linken Hand hält er die seines Vaters umklammert. Unbeweglich, wie zwei Puppen aus derselben Werkstatt stehen sie da, die eine doppelt so groß als die andere, aber sonst ganz gleich, sogar in der Kleidung: lange, schwarze Kaputröcke, Schaftstiefel, auf dem Kopf der Alte einen hohen, der Junge einen niedrigen Zylinder. Wir aber, meine Mutter und ich, stehen hinter ihnen, und vor ihnen und hinter uns lange Reihen von je zwei Menschen, ein Mann und ein Knabe; in einem langen Korridor stehen wir und rücken langsam vor, einer Thüre zu, über der unter einem zweiköpfigen Adler mit schwarzen Buchstaben auf gelbem Grunde geschrieben steht: „K. K. Gymnasial-Direktion". Es ist der 1. September 1859, der Einschreibetag des Czernowitzer Gymnasiums. Dem Süpple Vater wird die Zeit zu lang, er wendet sich zu meiner Mutter um. „Sie wolle" beginnt er, „Ihr Söhnle wohl auch dieser wohlrenommierte Anstalt zuführe? Dem trefflichе Rufe derselben entsprechend ischt aber auch der Andrang ein beträchtlicher." Meine Mutter nickt lächelnd: „Wie alt ist Ihr Junge, Herr Schullehrer?" — „Sollte ich die Ehre habbe . . . .?" fragt er, aber sie hat es nur aus seiner Tracht und Sprache errathen, daß er Schullehrer in einer der Schwaben-Kolonien um Czernowitz ist; so ist's auch; aus Tereblesti ist er. Das Friedele hat sich gleichfalls umgedreht und glotzt uns, den Finger im Mund, aus seinen wasserblauen Augen an. Zwischen den Großen geht das Gespräch fort, und es erweist sich, daß der Friedele und ich zehn Jahre und zehn Monate alt sind. „Dieses ischt eine höchscht seltsame Fügung", sagt Herr Süpple, „dann ischt Ihr Söhnle wohl auch merkwürdigerweise im Oktober 1848 gebore?" — „Ja, am 25." — „Dunnerskräutle! Mein Friedele auch!" — Und nun glotzen wir Jungen uns erst recht an, ich freilich — meine Mutter hat für derlei Fälle eine recht deutliche Handschrift bereit — nicht mit dem Finger im Mund. Da thut aber auch der Friedele den seinen weg und fragt: „Warum bischt denn net mit Dein' Pappa da?" Mein Vater ist schon über ein Jahr tot, aber wenn ich dran erinnert werde, thut's mir noch weh. „Dummer Kerl!" sag' ich, „der ist ja tot!" Da sieht mich der Friedele an und drängt sich an mich und streicht mir schluchzend über den Ärmel. „Und ich hab' kein Mamma mehr . . . Aber drei Schwesterle hab ich: 's Mariele, 's Fränzle und 's Rickele!" Ich aber habe nur zwei, und die seinen sind jünger als er, und er kann noch mit ihnen spielen, die meinen aber sind schon junge Damen. Da ist also er besser dran als ich, aber dafür fürchtet er sich vor der Schule mehr. „Glaubscht, daß sie haue?" fragt er. Dafür habe ich nur ein Lächeln, denn ich komme aus der Klosterschule zu Barnow, und wer die hinter sich hat, fühlt sich an Herz und Hinterbacken für alle Schrecknisse der Zukunft unempfindlich. Dann werden wir gemeinsam beim Direktor Stefan Wolf, dem Mann mit dem weichsten Herzen und dem grimmigsten Schnurrbart in Mitteleuropa, für die unterste Klasse, dort „Prima" genannt, eingeschrieben.

Das war die Stunde, wo unsere Freundschaft begann, um nimmer zu enden. Nicht blos der gemeinsame Geburtstag hielt uns zusammen und daß wir neben einander saßen, sondern auch die vielen, vielen Prügel, die wir gemeinsam empfingen und austeilten. Ich war der wildeste Bub, der mit jedem anband, da half er mir — und er der sanfteste, mit dem jeder anband; da sprang ich ihm bei. Er hatte es lange sehr schwer, weil ihn alle für dumm hielten, die Lehrer, die Schüler. Kein Wunder, er sah so aus. Wenn er so dastand, die Gestalt plump und linkisch, auf dem großen runden Kopf mit den Glotzaugen den mächtigen Schopf borstigen, fahlblonden Haars, der diesen Kopf noch größer und unförmlicher machte, und langsam nach rechts und links sah, da kam ihm der Spitzname, „das Mammutle" gleichsam von selber angeflogen.

Auch wahrhaftig war er, viel zu wahrhaftig für diese schnöde Welt, und so wurde er zuerst für unseren Professor Neubauer und dann für uns die „Perle von Tereblesti". Das ist ein armseliges Heidedorf nahe der rumänischen Grenze, rings sitzen Rumänen und Ruthenen, denen das Elend bis an den Hals geht, und den Schwaben von Tereblesti geht's, weil sie arbeiten, bis an die Kniee. Rings keine Schönheit der

Natur und keine Freude im Menschenherzen, weil die Sorge sie totschlägt; vergnügt sind nur die Säue im Dorfbach und die sind zugleich der einzige Reichtum von Tereblesti. Aber dort lebte dem Friedele sein Pappa und 's Mariele, 's Fränzle und 's Riekele, darum lief er, so oft er konnte, die paar Meilen hin und zurück. Nun war aber Herr Neubauer auch ein Schöngeist und gab uns als deutsche Schulaufgabe in der dritten Klasse auf, die schönste Gegend des Landes als „Perle der Bukowina" zu beschreiben. Dem einen war's Czernowitz, dem andern das Gebirge, dem dritten das wilde Putnatal, dem Friedele aber war's sein Tereblesti. Da nun Herr Neubauer auch ein munterer Mann war, so las er diesen Aufsatz als Muster vor, und wir lachten und lachten, und an der Stelle: „Mit Vergnügen verweilet auch mein Auge auf den drei Säuen vor dem Hause meines Vaters, welche nützliche Tiergattung man wieder wohl die Perle von Tereblesti nennen könnte", wälzten wir uns vor Wonne, und der neue Spitzname war fertig. Sehr blaß war mein Friedele während dieser Vorlesung, aber als wir heimgingen, blieb er plötzlich stehen und große Thränen liefen ihm über die plumpen Backen. „Friedele", sagt' ich, „wie konntest Du aber auch das von den Säuen schreiben?" -- „Aber die Säule gehöre ja mein' Pappa!" stieß er schluchzend hervor, „und wir sind sonstschten so arm!"

Ja, sehr arm waren sie, und sommers und winters trug das Friedele noch immer zum Gaudium aller denselben niedrigen Zylinder wie die anderen Schwabenbuben von Tereblesti und denselben schwarzen Kaputrock, und weil auch andere Menschen in Czernowitz munter veranlagt waren, nicht blos der Professor Neubauer, so waren das gewiß die meist berufenen Kleidungsstücke der Stadt. So arm war das Friedele, daß es sich nicht einmal bei unserem Maifest im Wäldchen von Horecza ein Glas Bier kaufen konnte, obwohl es nur vier Kreuzer kostete, und deshalb und weil er die „Wassersüpple" bei der Frau Hilgers rühmte, bekam er den dritten Spitznamen. Die Frau Hilgers war eine arme Lehrerswittwe in der Türkengasse, die für fünf Gulden monatlichen Kostgelds den Friedele und andere Jungen verpflegte, und wie sie allesamt dabei nicht verhungert sind, ist mir noch heute ein Rätsel. Aber das Friedele duldete doch nicht, daß ihm ein anderer ein Glas Bier kaufe, und selbst die Butterbrote meiner Mutter nahm er nur zögernd, und ruhte sogar nicht eher, bis er der Frau Hilgers die fünf Gulden Kostgeld selbst zahlen konnte. Da war er vierzehn Jahre alt und gab zwei Lektionen die so viel trugen; er unterrichtete gleich armer Leute Kinder im Lesen und Schreiben. Auch dafür hatte er Zeit, obwohl es ihm anfangs hart im Gymnasium wurde, denn er faßte schwer. Aber was er gefaßt hatte, das wußte er und war bald ein brauchbarer Schüler. Die Spitznamen verstummten nicht, und die Lehrer lächelten auch noch zuweilen, aber sie mochten ihn doch schließlich alle und hatten Achtung vor diesem armen Jungen, der noch zäher als er plump, und noch fleißiger als er beschränkt war.

Und im Ober-Gymnasium machte er sich nun gar heraus. Des Sommers um vier, des Winters um fünf stand das Friedele auf und arbeitete bis zehn Uhr abends, aber dafür saß es nun auch auf der ersten Bank und bekam vom guten Direktor Wolf mit dem grimmigen Schnurrbart Schüler aus den Lateinklassen zugewiesen. Sechzehn Gulden monatlich verdiente er nun und verbrauchte davon die Hälfte für sich und vier Gulden gab er an den Vater und vier trug er auf die städtische Sparkasse im Rathaus. Ich wußte warum, nur ich allein. Was das Friedele werden wollte, sagte es keinem: „sonschten lache sie wieder, ich wär' zu dumm dazu" — Gymnasiallehrer wollte es werden für die klassischen Sprachen, und da galt es für den Aufenthalt in Wien zu sparen „schon 1867 im September gehe wir ja zusamme hin!" Und jetzt war's 1864! Ja, das Friedele war ein fürsorgliches Männle, und auch die vier Gulden für Tereblesti waren gut angelegt, denn 's Mariele, 's Fränzle und 's Riekele brauchten ja nun mehr Stoff für Kleider, weil sie größer wurden, und der Pappa verdiente nicht mehr, sondern weniger, weil er einen schlimmen Husten bekam, der gar nicht enden wollte; auch ging einmal das Mutterschwein ein.

An dies Mutterschwein knüpft sich eine Geschichte, die ich hier erzählen muß, weil sie beweist, wie hinterlistig mein Friedele zuweilen sein konnte. Nämlich, sonst war er wirklich die ehrlichste Haut von der Welt, so ehrlich, daß er niemals das Pensum seines Nachbars abschrieb, niemals einem beim Prüfen einsagte oder sich einsagen ließ, ja sogar — ein weißer Rabe — nie einen „Freund", das blau geheftete, gedruckte Präparationsheft, dessen Verfasser so hieß, benützte. „Weischt", sagte er mir zur Erklärung, „es ischt nun einmal net in der

nung, und ich will ja selbscht Professor werde."
r zukünftige Beruf warf auch sonst seine
tten voraus. „Friedele der Belehrende" war
wohlverdiente Bezeichnung, er teilte gern mit,
er sich selber mühselig eingekeilt hatte: sehr
ändlich, nicht eben geistreich, aber gründlich
klar. „Das ischt so", begann er, mochte es
nun um die Assyrer, den Ovid, oder die
chung mit zwei Unbekannten handeln, und
dann los; nur durch Fragen und Einwen-
gen durfte man ihn nicht unterbrechen, dann
r er den Faden und begann zu stottern.
, in allem die Gradheit selber war das Frie-
und doch hat er mir einmal einen geradezu
ischen Streich gespielt, ich sagte schon, es hängt
der eingegangenen Perle von Tereblesti zu-
men. Zur Zeit, da ihn dieser Schicksalsschlag
, hatte er drei, ich aber erst zwei Lektionen
suchte eine dritte; denn ich war auch ein
er Junge, der sich selbst forthelfen mußte.
hatte Wolf, der uns beide immer empfahl,
er konnte, gerade eine gute Lektion zu ver-
geben — acht Gulden monatlich! — beim Wund-
arzt Guttmann in der Lemberger Gasse. Er
zitierte uns beide und überließ uns die Entschei-
dung; ich war der Meinung, der Ersatz für das
Mutterschwein gehe vor und Friedele wieder: „Er
muesch drei Lektione habbe, Herr Direktor!" bis
Wolf uns mit rotem Kopf andonnerte: „Morgen
um zwölf seid Ihr bei Guttmann und stellt Euch
beide vor! Wen er nimmt, der hat's!" Am
nächsten Tage stehe ich um zwölf vor dem Haus
in der Lemberger Gasse und warte auf mein
Friedele und warte, es schlägt viertel, es schlägt
halb eins und er kommt nicht. Natürlich renne
ich endlich zornig zu ihm, da sitzt er gerade bei
seinem Wassersüpple bei der Frau Hilgers und
glotzt mich scheinbar erstaunt an: das hab' er
wahrhaftig vergessen, aber nun sei wohl ich mit
Guttmann im Reinen. . . Natürlich sagte ich
ihm nun gründlich meine Meinung, aber in Ord-
nung kam die Sache erst, als Wolf schon am
nächsten Tage noch eine zweite Lektion zu vergeben
hatte.

(Schluß folgt.)

Der Getreue.

Von Eugen Cirsch.

...r König gefallen, sein stolzer Thron
...ker Eroberer Beute,
...l dem letzten des Stamm's, mit dem Königssohn,
...h der treuste Vasall in die Weite.

...trug das Kind aus dem brennenden Schloß
...schirmenndem Mantel gebettet,
... er's vor dem Brand und dem Feindesgeschoß
...uhin in den Wald gerettet.

...rt lag eine Hütte, in Dickicht und Moor
...d verworrenem Schlingwerk vergraben,
...um lugte das morsche Dach hervor,
...rt barg er sich und den Knaben.

... die Hütte brauste und heulte der Wind,
...lichter kamen gesprungen,
... hielt das zitternde Königskind
...n Retter ängstlich umschlungen.

...d aus des Treuen Auge brach
...ne Thräne in bitterem Kummer,
... weinte sie seinem König nach
...d wiegte den Kleinen in Schlummer.

„Schlaf ein, schlaf ein, mein Königssohn,
Du Einziges, was mir geblieben.
Um Deinetwill'n bin ich geflohn,
Das erste Mal vor Feindesdrohn
Und blanken Schwerterhieben.
Die Argen spähen durch den Gau
Und wollen Dich verderben,
Sie folgen einer bösen Frau,
Die schlug Dein Reich in Scherben.
Zu klein war ihr das eigne Land,
Ihre Gier ist ohnegleichen,
Sie streckte ihre blutige Hand
Verlangend nach Deinen Reichen.
Nun sitzt sie auf Deines Vaters Platz
Unter gleißender Krone,
Und bietet ihren halben Schatz,
Sie zu befrei'n von dem Sohne.
Ich aber heg' Dich, Du Königssproß,
Bewahr' Dich vor ihrem Morden,
Und führ' Dich zurück in Dein Reich und Schloß,
Wenn Gott uns gnädig worden.
Ich bin Dein Herr, Dein Unterthan,
Dein Marschall und Dein Gesinde,
Und wache bei Dir, laß die Schlimmen nicht nah'n
Meinem Königskinde.
Hier liegst Du süß schlummernd: auf meinem Schoß,
Fern allen bösen Gewalten,
Schlaf sanft, ohn' Angst, werde stark und groß,
Ich will Dir Treue halten!"

Und wie er so saß und treulich sang
In tiefen Waldes Mitten,
Kamen das finstere Moor entlang
Die argen Häscher geritten.

Es ward von der düstern, gewappneten Schar
Eine herrliche Frau geleitet,
Die trug im nächtlich schwarzen Haar
Die Krone, die sie erbeutet.
Im Sattel hob sich die stolze Frau
Und ballte drohend die Rechte:
„Wir haben das Wild; dort sitzt es im Bau.
Frisch auf, meine raschen Knechte!“

Drin in der Hütte das Knäblein schlief,
Ihm stand die Treu zur Seite,
Die hörte, was die Königin rief,
Und rüstete sich zum Streite.

Durchs Moor auf schmalem Fußsteig ging's,
Auf schwanken, schlüpfrigen Wegen,
Die tückische Tiefe rechts und links,
Vor der Hütte ein kampffroher Degen.

Es rückten die Knechte der Königin
Mißmutig durch die Enge,
Er hob den Arm, ein Speer flog hin,
Brach in die dichte Menge.
Der Erste fiel, riß den zweiten mit,
Hinab in das tiefe Schweigen,
Es stockte bangend der andern Schritt,
Doch sie mußten hinüber; mit ihnen glitt
Übers Moor der Irrlichtreigen.
Groß war der dräuenden Feinde Zahl,
Und Gold war heut' zu gewinnen,
Doch der Weg war furchtbar glatt und schmal,
Und mancher mußte von hinnen.

Vor der Hütte stand der treue Vasall,
Mit frohem Schwertesschwingen,
Wie köstlich klang seiner Klinge Schall
Auf blutigen Panzerringen.

Die Königin sah in wildem Zorn
Ihrer Knechte schmählich Sterben.
Da gab sie gewaltig dem Roß den Sporn:
„Soll all mein Volk verderben?“

Neben ihr ritt der junge Seneschall,
Ohn' den Blick von ihr zu wenden:
„Frau Königin, ich räche der Knechte Fall,
Mögt mich in Huld entsenden.“

„Bringt mir das Kind, den Ritter schlagt,
Fürwahr, Euch soll's nicht verdrießen,
Was Ihr nur heimlich zu denken wagt,
Dann sollt Ihr's in Wonne genießen!“

Da flog er hin in trunkenem Mut,
Um den herrlichen Preis zu fechten,
Des Recken Schwert traf allzu gut,
Und der Seneschall folgte den Knechten.

Die Königin sah es, und sie erblich,
Doch ihr Aug' begann zu funkeln.
Ein kleines Häuflein drängte sich
Verzagt in Waldes Dunkeln.

Nur einer, ein erprobter Mann,
Wollte neuen Streit beginnen,
Den winkte die Königin heran:
„Nicht sollen uns die Beiden entrinnen!“
Sie flüsterte ihm ins lauschende Ohr,
Und er nickte mit grausem Behagen,
Dann ritt sie aus dem Wald hervor
Und stieg vom Roß und schritt durchs Moor,
Das Edelwild zu jagen.
Wie ein Irrlicht, das leuchtend dem Sumpf entstieg,
Des Wanderers Sinn zu bethören,
So kam sie heran, der letzte Sieg,
Er sollte ihr gehören.

Der Recke stand, auf sein Schwert gestützt,
Aufatmend als froher Sieger.
„Was ist's, was näher und näher blitzt,
Schickt die Königin neue Krieger?“

Da kam's hervor aus dem dunkeln Wald,
Doch nicht in Waffen geritten,
Nein, gleich einer höllischen Spukgestalt
Kam's übers Moor geglitten.

Ein herrliches, dunkellockiges Weib
Sah er gleißend näher schweben,
Ihm wogte entgegen ein lockender Leib,
Verlangend und preisgegeben.

Ein Kreuz zu schlagen, hob er die Hand,
Den Teufelstrug wollt' er enden,
Doch wie sie prangend vor ihm stand,
Konnt' er den Blick nicht wenden.
Der Arm, der trotzig die Feinde gefällt,
Umschlang in wildem Verlangen
Die Königin, der getreuste Held
War kläglich ins Netz gegangen.

Er sah nicht die Krone in ihrem Haar,
Die einst seinen König schmückte,
Er sah nur ihr brennendes Augenpaar,
Das seinen Sinn berückte.

Wie verzaubert war sein wachsamer Blick
Und schwelgte in trunkenem Mute,
Nicht sah er nach der Hütte zurück,
Nach seinem köstlichsten Gute.

Nicht hörte er, wie an ihm vorbei
Es tückisch schlich in die Hütte,
Da mit einem Mal ein entsetzlicher Schrei,
Eines Kindermunds qualvolle Bitte.

Übers Moor hin brauste das Windesweh'n
Wie ein gewaltiges Klagen!
Die gräuelvolle That war geschehn,
Der Königssohn erschlagen!

Auf höchstem Gipfel.

Von Walter Susmann.

Am Vormittage, als die Sonne eben anfing stärker zu brennen, erreichte ich die höchste Spitze des Berges. Hier nahm der Weg ein Ende, welcher bisher immer vor mir hinaufgelaufen war und mich weiter und weiter lockte. Auf der letzten, obersten Strecke war er so dünn geworden, daß ich ihn kaum erkennen konnte und hing so steil über mir, daß es unmöglich schien, ihm nachzuklettern. Aber ich zwang ihn doch mit Hand und Fuß und blickte nur von Zeit zu Zeit verstohlen und schaudernd in den Abgrund, aus dem ich heraufstauchte.

Nun turnte ich über den letzten Block hinüber und sah nichts mehr über und neben mir als eine gewaltige Flut blendenden Lichtes, welche über mich hinstürmte, als hätte sie darauf gelauert, mich zu verschlingen.

Augenblicklich versank ich darin als in den Wirbeln eines tollen Meeres und schloß besinnungslos taumelnd die Lider. Aber während meine Augen erschrocken zurückfuhren, schäumte die vorwärtsdrängende Kraft, welche sich dagegen sträubte, daß nun alles ein Ende haben sollte, immer noch weiter in die Höhe. Sie grollte und bettelte und flehte: Nur noch ein wenig laß mich hinauf; Du locktest mich, und nun soll ich still werden und mich müßig hinlegen! Warum grade hier? warum nicht erst ein Stück weiter oben? Aber der Weg in den Himmel war wirklich zu Ende wie immer gerade dann, wenn wir bereit sind, noch den letzten entscheidenden Sprung zu thun, der uns ganz hinaufführen soll.

Nun, allmählich wurde meine Erregung geringer, mein Atem ruhiger und ich öffnete wieder die Augen.

Zu meinen Füßen bäumten sich die steilen Grate wild empor, sie türmten sich zu abenteuerlichen Zacken und Nadeln auf. Man sah es ihrer übertriebenen und gewaltsamen Haltung an, daß sie nur mit Mühe sich hier oben aufrechtgestellt hatten und bald wieder hinabsinken mußten in die trübe Tiefe. Sie waren ein letzter vergeblicher Versuch der Erde, in den Himmel hineinzufliegen.

Aber tief, tief unter ihnen wie in einem andern Reiche trauerte schwermütig ein schwarzgrüner See mit punktgroßen Häusern daran und sammetdunkeln Wäldern, welche schüchtern an den rauhen Felsen emporleckten.

Sonst war alles um mich bis zu den fernsten Horizonten verschwimmend ein wildes Gewirre von unzählbaren Bergspitzen, von Felsen, die rot und gelb und blau leuchteten oder tiefschwarz drohten, wechselnd wie das Meer in den Strahlen des Tages. Dazwischen lagerte Schnee, in der Nähe grell wie weiß glühendes Eisen und weiterhin in einem milden Duftrosa leuchtend, danach sich alle Frauenhaut vergeblich sehnt.

Über all das eilte hinweg ein unersättlich blauer Himmel ununterbrochen von einem Ende der Welt zum andern. Mit seiner klaren Tiefe trank er das Jubeln und Jauchzen dieser unerhört lichten Farben auf. Als ein gewaltig brausendes Lied stieg von all diesen Berggipfeln der Lobgesang der hinabsinkenden Erde empor zu dem unerreichbar hohen Himmel.

Aber meine Ohren wunderten sich in der lautlosen Stille, darin sie eingetaucht waren, daß sie nichts von dem mächtigen Singen vernahmen, das die Augen ihnen zuraunten. Sie hörten nur das tolle Rauschen meines Blutes, darin all meine Gedanken hülflos schwammen.

Da geschah es, daß dieses vielfältige Tönen einer jähen Sehnsucht, welche von den Spitzen der Erde emporschnellte, auch meine Seele von mir loslöste und mit sich hinaufwirbelte in den hohen Himmel hinein. Als mein großes, unsterbliches Auge flammte sie jetzt über mir und sah hinab auf dies wilde Meer von Bergen und sah als Mittelpunkt all dieser Unermeßlichkeit

mich selber auf einer Zacke hängend, einen Wurm klein und häßlich, der hier hinaufgekrochen war, wo er nicht hingehörte, der wieder hinunter mußte, weil er hier oben ja nicht leben konnte.

Und als sie mich so liegen sah von Zufalls Gnaden, weil irgend ein erbärmlicher Stein mich verschont hatte, der vorhin beim Aufstieg ein paar Schritt vor mir hinuntergestolpert war, da brach sie in ein gewaltiges Lachen aus und alle Himmel und Berge lachten mit, von allen Seiten hallte es mir entgegen und schrie in meine verborgensten Winkel hinein, daß meine Gedanken verstört aufflatterten wie erschreckte Fledermäuse im Licht. Und ich fühlte, daß ich nackt und bloß lag vor diesem entsetzlichen Lachen, das all meine Tiefen zerriß. Ich wollte Einhalt gebieten; aber meine Seele, die sonst so folgsame, schüttelte sich in ihrer wilden Freude, daß ich vor Scham vergehen wollte.

Da schwur ich, es sollten lieber Nacht und Finsternis herrschen, als solch ein Licht. Und ich kletterte eilends hinunter verhüllten Hauptes und an beiden Seiten schossen die Steine in langen Kolonnen höhnend an mir vorbei; aber ich durfte mich nicht umschauen, bis ich unten im Thal war, wo ich mich vor dem Licht verbergen konnte. Doch immer noch zuckt das große, harte Lachen in die Nacht meiner Träume, ein letzter greller Blitz im Auge des Geblendeten.

Neues Leben.

Seele, welch ein süßes Gleiten
Mit dem letzten Abendweh'n! . . .
Still hinein in stille Weiten,
Wo die Sterne golden steh'n!

Jedes Licht ein neues Leben!
Jeder Hauch ein neues Glück!
Und Du schaust mit leisem Beben
In die dunkle Nacht zurück!

Bruno Salmer.

Nachtstille.

Still ist's, totenstill ringsum;
Sanft der Lampe Schimmer:
Und die Welt um mich ist stumm —
Schweigen schwebt im Zimmer.

Leise, leise hör' ich nur
In der tiefen Stille

Ticken, ticken meine Uhr
In der gold'nen Hülle.

Horche tief und horche lang —
Hör' die Zeit verrauschen —
Und es pocht, es pocht so bang
Mir das Herz beim Lauschen. —

U. v. d. Tr.

Und keiner von uns dachte dran.

Du brachtest mir als Morgengruß
Drei weiße, weiße Nelken,
Und keiner von uns dachte dran
Wie bald die Blumen welken.

Ich küßte Dich und hielt Dein Haupt
In meinen beiden Händen,
Und keiner von uns dachte dran
Die Liebe könne enden.

Hans Winand.

Ich weiß einen Bronnen . . .

Ich weiß einen Bronnen — gar wundersam
Klingt seiner Wellen Rauschen.
Und mancher aus weiter Ferne kam,
Dem trauten Geflüster zu lauschen.

Es stehen die Kinder rings um den Rand
Und schauen hinab in die Tiefe
Und strecken verlangend die kleine Hand,
Als ob sie's von unten riefe.

Die silberne Flut giebt ihr Angesicht
Mit seligem Lächeln wieder,
Und zitternd gleitet das Sonnenlicht
Im Wellenschlag auf und nieder.

Die Engel gleiten vorüber sacht
Und lächeln dem kindlichen Spiele,
Und halten darüber treulich Wacht,
Daß kein's in die Fluten fiele —

Denn ob auch keines der silbernen Flut
Je einen Tropfen getrunken,
Ist doch schon manches voll wilder Glut
Im Märchenbronnen versunken . . .

Heinrich Becker.

Gedichte

von

Robert Haaß.

Abendgang.

Endlose Mauer
Kriecht übers Feld,
Hinter ihr, weitgedehnt,
Schläft, an den Wald gelehnt,
Im Regenschauer
Die Totenwelt.

Fern auf den Wegen
Unsichtbar klingt
Noch eines Pferdes Huf,
Noch eines Menschen Ruf,
Der in dem Regen
Wieder ertrinkt. —

Einsam und dämm'rig ward's,
Es rieselt leis,
Über den Mauerrand
Hebt von der Regenwand
Sich der Cypressen Schwarz,
Der Kreuze Weiß.

Nun versank ohne Spur
Ringsum die Welt,
Nur noch die Mauer steigt
Düster empor und schweigt,
Nichts als der Regen nur
Rauscht in das Feld.

Und wie ein Weinen
Geht's durch die Nacht:
Menschenglück, Menschenlos,
Menschenleid, noch so groß —
— — Dort unter Steinen
Ist es vollbracht!

Am Fenster.

Der Herbstwind fegt
Und der Regen schlägt
An die zerfließenden Scheiben.
Da drüben mein Wald
Mit verwischter Gestalt
Ertrinkt in dem wäss'rigen Treiben.

Es rüttelt und zaust
Mit wilder Faust
Die zahmen Straßenbäume,
Verflattertes Laub
Durch den Wasserstaub
Wirbelt in alle Räume.

Ein grämliches Licht
Kommt schwer und dicht
Aus dämmernden Höhen geflossen,
Graustreifig erhellt
Jagt's über das Feld
Auf fahlen Regenrossen.

In Stößen klirrt,
Wie von Flügeln umschwirrt,
Am Straßenrand die Laterne,
Wie Johlen klingt's,
Wie Wimmern dringt's
Aus grauer Höhe und Ferne.

Und doch ist's schön,
Bei dem Windgedröhn'
In den jagenden Aufruhr zu schauen,
Und zu wissen genau
Hinter all' dem Grau
Den Himmel, den sonnigen, blauen!

Im Winterbann.

Die Wintersonne, die rote,
Hängt früh am Himmelszelt,
Es schimmert das weiße, tote
Schneelinnen auf dem Feld.

Und über meinem Walde,
Verschleiert und verschneit,
Liegt eine sterbenskalte
Starre Verlassenheit.

Fernher von der Friedhofkapelle
Trägt manchmal dumpf und bang
Der Wind auf verflogener Welle
Eines Trauermarsches Klang,

Als werde jetzt begraben
Die abgestorbene Welt, —
Es flattern die schwarzen Raben
Schwerfällig im weißen Feld.

Und Dämm'rung spinnt am Fenster
Mit nebelblassem Schein,
Und bleiche Schneegespenster
Stieren ins Zimmer herein.

Ein kaltes Winterschauern
Durchfröstelt nur den Sinn — —
— Wie lange mag es dauern,
Bis auch ich dort drunten bin?

Modus vivendi.

Mein Sohn, willst Du auf Erden sein
Ein Pilgrim ohne Wanken,
So lasse Dich ja zu sehr nicht ein
Auf Gefühle oder Gedanken!

Denn Gefühle — sie sind aus der Mode heut'
Und Gedanken — das kennt man schon lange!
Sie nützen Dir beide keinen Deut
Auf Deinem Lebensgange!

Nach Lebensklugheit strebe Du nun
Und hüte Dich beileibe,
Einen tieferen Blick in die Welt zu thun
Und in der Menschen Getreibe!

Denn es könnte Dir bei solchanem Blick
Leicht seekrank werden Dein Magen,
Drum brauch' Deine Augen mit Schonung und Schick,
Dann läßt sich's schon eher ertragen!

Und wund're Dich über nichts, mein Sohn,
Was geschehen auf dieser Kugel
Erbärmliches, Dummes und Scheußliches schon,
Sonst faßt Dich ein Höllengrugel!

Betrachte alles, ob's noch so verdreht,
Mit ehrfurchtsvollem Gesichte,
Denn das Krabbeln auf diesem winz'gen Planet:
Man nennt es ja — „Weltgeschichte“!

Sei immer mäßig, sowohl im Wein,
Wie in der Gemütsbewegung,
Und enthalte Dich, willst Du behaglich gedeih'n,
Auch schädlicher Hirnerregung.

Und gräme Dich nicht, und kümm're Dich nicht
Um das, was And're leiden,
Sonst leidest Du selber, Du dummer Wicht,
Und das sollst Du möglichst vermeiden!

Und hänge an niemand zu sehr Dein Herz,
Denn es kommt das Abschiednehmen,
Und das Schauen der Schönheit, es bringt nur Schmerz,
Nur Leid um entschwindende Schemen!

D'rum bewundere nichts und hasse nichts,
Sei wie lauwarmes Wasser,
Entrüste Dich niemals heißen Gesichts,
Sei ein Allesgeltenlasser!

Ein verständiger Mann — was ist denn dabei?
Muß sich mit manchem versöhnen
Und an Dünkel, an Heuchel- und Schufterei
Sich heutzutage gewöhnen. —

Und achte auch auf Dein Knopfloch genau,
Und strebe, was d'ran zu henken,
Eine ruhige Würde trage zur Schau —
— — Du brauchst dabei nichts zu denken!

Eine Seelentrauer, Dir zugesellt,
Hast Du dann nicht zu verwinden,
Und läuft auch ein Schauer über die Welt:
Den brauchst Du nicht zu empfinden!

So kannst Du glücklich und ehrbar, mein Sohn,
Auf dieser Erde wallen,
In Frieden und ohne Alteration
Und — den Menschen ein Wohlgefallen! — —

Und doch, mein Sohn, wenn Du wandern gehst
Diese Weisheit im Hirntornister:
Dann bist Du — daß Du auch recht mich verstehst —
— — Ein ganz gemeiner Philister!

Nachdruck verboten.

Der Mimosa-Walzer.

Von Maria Schade.

(Fortsetzung und Schluß.)

Der Herr Regierungsassessor von Kreutz tanzt. Er tanzt mit dem Chic und der Gewandtheit eines vollendeten Kavaliers. Die Dame in seinem Arm schwebt.

Plötzlich merkt diese, daß der Arm, in dem sie so sicher zu ruhen glaubt, zittert. Der Assessor kommt aus dem Takt. Ein vorübertanzendes Paar stößt ihn an, ebenso ein zweites, ein drittes. Er taumelt. Er will sich an der schwebenden Dame festhalten. Die tritt ihm auf den Fuß — — sehr energisch. Sie stottert eine Entschuldigung. Er desgleichen. Herr von Kreutz kommt nicht mehr in den Takt. Immer unsicherer wird er. Schließlich weiß er sich nicht anders zu helfen, als seine Tänzerin wieder an ihren Platz zu führen.

„Gnädigste werden entschuldigen — — aber die Hitze — — die ungewohnte Bewegung....."

Der Assessor wischt mit dem seidenen Taschentuche über seine Stirn.

Mitten im Tanzen war es ihm auf einmal gewesen, als höre er einen Schrei. Der Schrei gellte ihm noch in den Ohren. Er kam von unten. Es war, als habe er sich durch das Parkett gebohrt, um zu ihm zu gelangen. Und nun glüht das Parkett. Und auch jetzt — — überall wo er den Fuß hinsetzt — — Feuer. Die Geigen, die Flöten — — alles schreit. In jedem Instrument derselbe fürchterliche Laut.

Er kann es nicht mehr aushalten. Das seidene Taschentuch macht ein Zeichen hinauf nach der Loge der Musikanten. Die schweigen.

Plötzliche Stille. Die Füße, die eben noch im Schwung der Melodie das Parkett streiften, bleiben stehen — — mitten im Takt. Die Tanzenden sehen sich an. Was war das? — — So auf einmal..... Lautloses Schweigen.

Der dicke Kommerzienrat steht in der Thür zum Ballsaal wie ein zu Stein gewordener Faun. Seine Frau und der Porträtmaler sind hinter dem Ofenschirm im Boudoir emporgeschnellt — — mitten in einem seligen Augenblick.

Alles schaut auf den Assessor, der vor der Loge der Musikanten steht. Das Taschentuch schwebt noch in der Luft.

Herr von Kreutz hört die unausgesprochene Frage, die sich auf jede Lippe drängt.

„Meine Herrschaften!" Seine Stimme zittert, aber nur einen Moment. Dann hat der glatte Weltmann wieder seine Fassung. „Verzeihen Sie meinen despotischen Eingriff in Ihr Vergnügen! Aber ich glaubte in Ihrem Interesse zu handeln und im Interesse der angestrengten Musikanten, wenn ich Sie auf allerdings administrativem Wege von dem herrschsüchtigen Zauber dieses Mimosa-Walzers befreite."

Bewegung. Gelächter. Beifall.

„Bravo! — — Famos! — — Großartig!"

Alles fühlt jetzt erst, wie lange dieser Mimosa-Walzer gedauert hat, wie angreifend das rasche Tempo gewesen, wie echauffiert man ist. Jeder sieht im Assessor den Befreier.

Die Diener, die mit Erfrischungen vergebens an der Thüre auf eine Tanzpause lauerten, stürzen herbei. Alles greift nach den gefüllten Gläsern.

Das war's, was man brauchte. — — Die Hitze. — — Der Staub. — — Die Gaumen sind wie ausgedörrt.

Der Husarenoffizier, der vor lauter Erregung vergessen hat, den Arm von der Taille seiner entfernten Cousine zu nehmen, die ihm in diesem Augenblick allerdings sehr nahe steht, ruft mit schriller, näselnder Stimme in das Gewühl:

„Der Regierungsassessor von Kreutz — — Kolossal schneidiger Herr! — — Unvergleichlicher Wohlthäter der Menschheit! — — Er lebe — — hoch!"

„Hoch! — — Hoch!“ braust es durch den Saal.

Die Musikanten, die noch ganz gerührt sind und benommen von der Güte des vornehmen Herrn, der für alle — — auch für die tief unter ihm Stehenden — — ein so warmes Herz hat, setzen ohne Befehl ihre Instrumente an.

„Hoch soll er leben! . . . .“ tönt es aus ihrer Loge.

„Hoch soll er leben! . . . .“ stimmt die ganze Gesellschaft ein.

Der tadellose Assessor steht da — — umringt — — gefeiert.

Er versucht zu lächeln.

* * *

Der Ball bei Kommerzienrats ist zu Ende. Man hat fein gegessen, fein getrunken, getanzt und sich amüsiert: davon ist jeder durchdrungen.

In den Garderoben werden weiße Schultern mit mehr oder weniger Fleisch in schützende Pelze gehüllt.

Im Treppenhause lehnen in müden, gelangweilten Gruppen die wartenden Herren. Etwas abseits steht Regierungsassessor von Kreutz. Er sieht blaß und angegriffen aus. Er gähnt. Aber da keine Standesperson in der Nähe ist, so hält er es nicht für nötig, den aristokratischen Mund mit der Hand zu verdecken. Der Schatten an der Wand gähnt auch.

Die Damen kommen aus den Garderoben zu zweien, zu dreien, immerfort plaudernd, als ob sie sich eine Ewigkeit nicht gesehen hätten.

„Endlich!“ sagen die Herren und ziehen die Pelzkragen noch mehr in die Höhe.

Man geht die Treppen hinab. Die Herren vorsichtig, damit sie nicht auf die Schleppen der Mäntel treten, die vor ihnen die Stufen hinabgleiten.

Herr von Kreutz geht auch. Er weiß nicht warum, aber er geht, obgleich seine Frau noch nicht erschienen ist, die mit einer unnachahmlichen Beharrlichkeit bei jedem Diner und Souper die Letzte in der Garderobe ist. Und dabei läßt sie doch jedesmal einen Spitzenshawl liegen.

Der Assessor sieht alle fortgehen. Jeden Wagen hört er abfahren. Nur er allein bleibt in der unteren Halle des Treppenhauses stehen. Der Einzige, der ihm noch Gesellschaft leistet, ist der sorgfältig frisierte Lohndiener mit den frischen Rotweinflecken auf dem Frack, der jedem Fortgehenden die schwere eiserne Hausthür öffnet.

Der Assessor wartet auf seine Frau, nicht grade mit der Sehnsucht eines Liebenden, aber dafür mit der Resignation des Ehemannes.

Gewiß ist sie noch immer damit beschäftigt, den Spitzenshawl liegen zu lassen, denkt er und geht dabei auf den Marmorfliesen hin und her, denn trotz der mit Krimmer besetzten Gummischuhe fangen ihm an die Füße zu frieren.

Plötzlich bleibt er vor der kleinen Thür stehen, zu der seitwärts ein paar Stufen hinabführen. Ohne zu wissen warum, starrt er dorthin.

Der Lohndiener mit den frischen Rotweinflecken auf dem Frack räuspert sich. Immer gewohnt, sich in feiner Gesellschaft zu bewegen, liebt er es, mit vornehmen Herren ein Gespräch anzuknüpfen.

„Da unten, Herr Assessor, ist die Portierwohnung. Der Herr Kommerzienrat hatte früher immer einen Portier. Aber es gab so viel Ärger. Diese gewöhnlichen Männer saufen alle. Jetzt hat der Herr Kommerzienrat nur eine Frau genommen. Nun scheint's besser zu sein. Mit der Arbeit wird sie schließlich auch fertig.“

Herr von Kreutz hält das Monocle vor das Auge. Er studiert die halbverwischten Buchstaben des Schildes.

„Marquardt“ . . . . sagt er leise, wie zu sich selbst.

„Das ist der Name der jetzigen Portierfrau, Herr Assessor.“

Der Herr Assessor wendet sich ab, so daß der gesprächige Lohndiener Gelegenheit hat, den tadellosen Rückenschnitt seines Paletots zu bewundern.

„Diese Frau — — hat sie — — eine Tochter?“

„Jawohl, Herr Assessor. Sie ging ins Geschäft. Die Kreten, die ins Geschäft laufen, taugen alle nich viel was, obgleich die noch eine von den Besseren gewesen sein soll. Aber ein Kind hat sie doch gehabt. Ohne das machen sie's heutzutage gar nich mehr. Na, die Frauen haben sich ehrlich abgerackert, das muß ich sagen. Und schließlich ist das Wurm doch gestorben. Vielleicht ist's auch am besten so. Dergleichen Kinder haben nun mal nich viel Glück in der Welt.“

„Und die Mutter? — — Ich meine — — die Tochter.“

„Versteh schon, Herr Assessor! — — Das arme Ding! — — Die hat sich die Geschichte ordentlich zu Herzen genommen. Kann's der

Mutter nicht verdenken, wenn sie ganz außer sich war. Denn es sind ehrliche Leute. Den Mann habe ich auch noch gekannt. Der war Schuhmacher. Und wenn sie wenigstens was Ordentliches von der Geschichte gehabt hätten! — — Aber das muß einer gewesen sein! Pfui Teufel!" Der Erregte vergißt fast die vornehme Gesellschaft, in der er die Ehre hat, sich zu befinden. — — „Die Alte sagt zwar, ein feiner Herr wär's gewesen. Aber ich hab gesagt, die seinen Herren, die kenn ich genau, die sind anders. Und nun hat das arme Ding arbeiten müssen Tag und Nacht. Und die Schande hat sie obendrein. Jetzt liegt sie schon Wochen. Ans Aufkommen ist nicht zu denken. Die Alte ist schon ganz dumm geworden von all dem Elend. Vorhin war ich unten und wollte der Kranken eine Flasche Wein bringen, denn sie hat ja nichts zu ihrer Stärkung. Aber sie nahmen's nicht an. Die Leute haben so ihren Stolz."

Ein unterdrücktes Gekicher. — — Das Rauschen eines schweren Seidenkleides. — — Das Klirren von Sporen.

Frau von Kreutz kommt die Treppe hinunter. Dicht hinter ihr der galante Husarenoffizier, der den Fächer und die Boa seiner Cousine trägt.

„Du hast wohl lange auf uns warten müssen — — was, Willy?"

Der Assessor hebt langsam den Kopf, der tief auf die Brust herabgesunken ist. Teilnahmslos blickt er auf seine Frau wie auf eine Fremde.

„Geht nur, geht!" Seine Stimme klingt merkwürdig heiser. „Ich komme gleich nach."

Die beiden huschen an ihm vorüber, froh, noch ein paar Augenblicke allein sein zu können, vorüber an dem Diener, der respektvoll die schwere Hausthür öffnet — — hinaus in die lautlose Winternacht.

„Habt Ihr keinen Wagen?" fragt der Husarenoffizier.

„Gott sei Dank nein," erwidert die in Pelz Gehüllte an seiner Seite. „Ist es denn nicht schön so durch den Schnee zu gehen im Mondschein . . . .?"

„Ja, im Mondschein zu zweien wenn . . ."

Die schwere Thür fällt ins Schloß.

Der Assessor ist die Stufen zu der Portierwohnung hinabgestiegen.

Er klopft.

Die Frau öffnet.

Langsam fast zögernd tritt er in den düsteren feuchtkalten Raum. Seine Glieder, die noch heiß sind von der üppigen Wärme des Ballsaals, schaudern.

Die kleine Lampe verbreitet nur ein spärliches Licht, aber Licht genug, um der Alten, in deren Hand sie schwankt, zu zeigen, wer der Eintretende ist. Sie kennt ihn, der vor ihr steht, wenn sie ihn auch nur vor Jahren ein paarmal gesehen hat ganz flüchtig, vor ihrer Thür lauernd, an ihren Fenstern vorüberhuschend. Er ist es, er, der über sie und ihr Kind die Schande gebracht hat, das Elend — — den Tod.

„Verzeihen Sie . . . ." Der Assessor spricht ganz leise, als fürchte er sich vor seiner eigenen Stimme. „Eben hörte ich, daß Ihre Tochter krank ist. Da wollte ich nur einmal fragen, wie es geht und Sie bitten . . . ."

Seine Hand, in der ein Goldstück blitzt, sucht nach der Hand der Frau.

Die tritt zurück, ausweichend vor einer Berührung.

„Meine Tochter braucht nichts mehr — — gar nichts."

Sie schaut hinüber nach dem Hintergrunde des Zimmers, wo das schmale Bett steht.

Der Assessor folgt ihrem Blick. Er sieht nichts. Aber er fühlt die feierliche Nähe des Todes.

Von der Stirn nimmt er den Cylinder.

„Sie werden jetzt mancherlei brauchen. . . . . Nehmen Sie doch . . . . Vorläufig . . . . Bitte. . . ."

Die Frau schüttelt den Kopf.

„Es hat niemand nach uns gefragt, als das Kind kam und als es ging — — auf den Kirchhof. — — Ich werde meine Tochter auch noch unter die Erde kriegen allein."

Sie öffnet die Thür.

Der Assessor schleicht hinaus, den Cylinder in der Hand.

Auf der letzten Stufe stolpert er.

Der Lohndiener springt hinzu.

„Um Gotteswillen, Herr Assessor! Das Treppchen ist so unbequem."

Zwischen den aristokratischen Fingern brennt das verschmähte Goldstück — — wie Feuer.

Herr von Kreutz legt es in die Hand des Lohndieners.

Der reißt die Hausthür auf — — so weit es geht.

Der Herr Regierungsassessor von Kreutz ist der nobelste, der wohlthätigste aller Menschen, denkt der mit den frischen Rotweinflecken auf

dem Frack und will in Gedanken den Schlüssel schon zum dritten Mal herumdrehn. —

Da steht er nun, der nobelste, der wohlthätigste aller Menschen, den man in dem glänzenden Prunksaale des Reichtums bejubelt und gefeiert hat, und der aus der düsteren Kellerwohnung der Armut hinausgewiesen ist — ein Verachteter.

Vor ihm liegt die Winternacht — still, weiß.

Die Straßen, die Häuser, die Paläste: alles zugedeckt mit einem ungeheuren Leichentuche.

Und unter diesem Leichentuche Schande, Elend, Betrug.

Und er denkt, wie er solch stille, weiße Nächte entweiht hat durch verführerische Worte.

„Kurt . . . . Nicht jetzt . . . . Du wirst zu kühn . . . .“

Das ist die kichernde Stimme seiner Frau.

Er geht dem Schalle nach — langsam schwankend, dorthin, wo der Betrug erwartet — den Betrüger. —

Die Sonne.

Über Bergesrücken schreit' ich dahin,
Ohne Bahn, ohne Weg, ohne Steg.
Du sinkende, blinkende Sonne nur,
Du nur, Du zeigst mir den Weg!

Es stemmt der Sturm seine breite Brust
Gar trotzig gegen mich.
Nicht soll er, Du blinkende, sinkende Sonn',
Uns trennen, mich und Dich!

Du strahlst mir Kraft und Wärme ins Herz
Und frischen, lebendigen Mut,
Und heißes Begehren und Sehnsucht nach Dir,
Du sinkende, blinkende Glut.

Du giebst mir Feuer und Farbe und Licht —
Und nun fällst Du sterbend zurück. —
Wie zur sterbenden Mutter eile ich,
Zu seh'n ihren letzten Blick.

Arnold Hahn.

Im Wechsel der Zeiten.

Einst glänzte am Himmel ein heller Stern
In zauberhaft reinem Licht,
Und in mein Leben strahlte hinein
Ein süßes Frauengesicht.

Ich habe nur in die Blüte geseh'n,
So weiß, wie ein Schwanenkleid.
Nie hab' ich an das Reine gerührt,
Das Göttliche nie entweiht!

Der Stern fiel vom Himmel und versank,
Sein leuchtender Glanz erstarb,
Und die darunter gewandelt, das Weib,
Ging unter in Schmach und verdarb! —

Edgar Reimerdes.

Nächtliche Fahrt.

Das Dampfroß zog durchs nächtliche Gefild —
Wie stürmt' es vorwärts ungestüm und wild,
Indes die Funken durch die Fluren flogen!
Nur selten hielt es an zu kurzer Rast —
Und weiter schnob's in ruheloser Hast,
Von unsichtbarer Arme Kraft gezogen.

Da wollt' es dünken mich: Dem Dampfroß gleicht
Mein eignes Leben, wie es rollt und keucht, —
Gebannt zu freudlos-nichtigem Gethue.
Nur selten macht es Halt und schaut sich um,
Hält Einkehr bei sich selbst — und wiederum
Durchs Dunkel geht es ohne Rast und Ruhe.

Eduard Fehre.

„So bitter war der Trank . . .“

So bitter war der Trank, den ich gekostet,
Daß ich des Lebens Herbe und die Süße
Des Lebens nicht mehr fühle. Tot ist mir
Die Welt. Ich sehe wohl, daß Blüten prangen
Und höre Menschen weinen; doch es wandelt
Mein Schatten nur umher in meiner Hülle,
Denn meine Seele hat erschreckt die Flügel
Gebreitet und ist zitternd heimgekehrt
In jenes dunkle Land, woher sie kam.

Gisela Horn.

Junge Stimmen.

Christus und die Danaide.

Ein Schauer weht wie Segen durch die Lüfte,
Ein Fittichneigen reinster Liebeshuld
Beglänzt den lichtentwöhnten Tartaros,
Und teilt die Nebel seiner Todesklüfte.
Der dreigeköpfte Hund weicht von der Pforte,
Durch deren aufgesprengte Felsenflügel
Ein Mann in strahlenweißer Glorie schreitet;
Ein Mann mit traurigmildem Angesicht,
So traurig und so mild, daß selbst die Schauer
Der Unterwelt vor ihm in Luft verquellen --

... Des Danaos verruchte Tochter steht
In wilder Pein sich windend vor dem Fasse,
An das sie seit Jahrtausenden gefesselt, —
Und schöpft und schöpft die Eimer immer neu
Ins Bodenlose, ohne es zu füllen.
Und Christus tritt zu ihr, und blickt hernieder:
Ihn schaudert .... stöhnend birgt er das Gesicht,
Und eine Thräne hängt an seinen Wimpern
Und bebt und rollt zur Tiefe still hinab.
Und horch, ein Klingen schallt ganz deutlich aufwärts,
Als wäre sie auf einen Grund gefallen, —
Und schon ertönt ein unterirdisch Brausen:
Ein Wogenbranden schwillt und drängt empor,
Die Wasser quellen endlos aus dem Leeren —
Und Christus selbst gewahrt in tiefem Staunen,
Voll Weihe, Rührung, und in heiliger Andacht,
Wie rasch die Flut bis an die Borde steigt
Und segensmild die schwarze Tiefe anfüllt.

Die Danaide aber steht und starrt
Aufs unbegreifliche Erlöserwunder,
So hoch und rätselhaft und liebebang;
Ein Krampf lähmt ihre wonnetrunknen Glieder —
Und tot fällt sie im nächsten Augenblick
Wie blitzgefällt vor ihrem Heiland nieder.

Hermann Bessemer.

Es war einmal.

Ein Saal voll Licht und Lachen,
Und Deine Augen voll Glanz.
Und rührend klang von den Saiten
Ein Lied zum Tanz.

Ein Kuß auf Deine Stirne —
„Sei mein, ich lasse Dich nie!" ...
Und weiter wogte die süße
Verträumte Melodie.

Ach, über den blauen Tagen
Liegt längst das Abendrot.
Ich hab das Lied vergessen,
Und Du bist lange tot.

Georg Rothe.

Regentag.

Rings an der Wand ein spukhaft Treiben
Von Schatten, die sich haschend fliehn ...
Der Regen prasselt an die Scheiben ...
Verlöschend aufzuckt's im Kamin.

Da lassen toten Leids Gespenster
Des Glücks verfallnes Aschenhaus —
Der Regen prasselt an die Fenster ...
Und langsam glüht die Flamme aus.

Ach Stacheln nur und Dornen bleiben,
Und jedes Glück verhüllt ein Leid! — —
Der Regen prasselt an die Scheiben,
Und draußen wächst die Dunkelheit.

Kein Glück wird bannen die Gespenster,
Weil mir nie reine Freude lacht — —
Der Regen prasselt an die Fenster ...
Wie fürcht' ich mich vor dieser Nacht ...

Alexander Pache.

bekannt her — ich hab's Niemandem erzählt, ich hab's nicht drucken lassen, wenn mir eine trunken am Hals gehängt ist, und ein Jeder hat sich's um einen Gulden fünfzig kaufen können! Darauf kommt's an! Ich weiß ja, daß es Leute giebt, die davon leben: aber ich find' es im höchsten Grad unfein. Ich sag' Dir, mir kommt's ärger vor, als wenn sich Eine im Trikot als griechische Statue beim Ronacher hinausstellt. So eine griechische Statue sagt doch nicht Mau! Aber was so ein Dichter alles ausplauscht, das geht über den Spaß!

Margarete. (unruhig.) Liebster, Du vergißt nur, daß der Dichter nicht immer die Wahrheit sagt ... Wir erzählen Dinge, die wir garnicht erlebt, die wir geträumt, die wir einfach erfunden haben.

Clemens. Ich bitt' Dich, liebe Margarete, sag' doch nicht immer „wir". Du gehörst ja Gott sei Dank nimmer dazu.

Und da beichtet sie denn endlich, daß sie noch immer „dazu gehört". Sie hat einen Roman geschrieben. „Ich hatte zuviel auf dem Herzen. Ich wäre daran erstickt. Bis heut' hab' ich Dir's verschwiegen." Ihr Verleger Künigel ist „entzückt davon". Aber welch ein Roman ist das auch! „Er enthält so zu sagen das Meiste, was über das Meiste zu sagen ist." Natürlich ist Clemens dennoch nicht entzückt darüber. „Daß Du ihn hast schreiben müssen — gut; aber lesen soll ihn wenigstens keiner. Bring' ihn her, wir wollen ihn in's Feuer werfen." Aber dazu ist's zu spät; Künigel hat ihn bereits drucken lassen. Und auf diese Mitteilung hin geht Clemens erzürnt, wie es scheint, auf Nimmerwiedersehen.

Bestürzt, ja verzweifelt bleibt die Dichterin allein. Da erscheint ihr Freund Gilbert Münchener Angedenkens und überreicht ihr sein neuestes Buch, einen Roman; auch ist er, als er von dem Konflikt mit Clemens erfährt, gar nicht abgeneigt, wieder an dessen Stelle zu treten. Sie aber empfängt Verfasser und Buch gleich kühl, ja mit Sticheleien, worüber dieser in Wut gerät. Auch aus dieser Szene wird eine Probe gerade in dieser Zeitschrift besonders verständnisvolle Aufnahme finden:

Gilbert. Empfindlich? Du nennst mich empfindlich? Ein Weib, das die schwersten Schüttelfröste bekam, wenn der kleinste Schmock im letzten Käseblatt ein böses Wort auszusprechen wagte?

Margarete. Ich erinnere mich nicht, daß über mich je ein böses Wort erschienen wäre.

Gilbert. So? — Übrigens magst Du Recht haben. Gegen hübsche Weiber ist man immer galant.

Margarete. Galant? Aus Galanterie hat man meine Gedichte gelobt? Und Dein eigenes Urteil ...?

Gilbert. Meines? Ich brauche nichts davon zurückzunehmen: ich erlaube mir nur zu bemerken, daß Du Deine paar hübschen Gedichte in unserer Zeit geschrieben hast.

Margarete. Und so rechnest Du sie wohl Dir zum Verdienste an?

Gilbert. Hättest Du sie geschrieben, wenn ich nicht gewesen wäre? Sind sie nicht an mich?

Margarete. Nein!

Gilbert. Wie? Nicht an mich? Es ist ungeheuerlich!

Margarete. Nein, sie sind nicht an Dich!

Gilbert. Ich stehe starr! Soll ich Dich an die Situationen erinnern, in welchen Deine schönsten Verse entstanden sind?

Margarete. Sie waren an ein Ideal gerichtet ...

Gilbert. (deutet auf sich.)

Margarete. ... dessen zufälliger Vertreter auf Erden Du warst.

Zur Vergeltung nennt Gilbert sie im Hinblick auf ihre Beziehung zu Clemens einen „Snob", und weil sie sich mit ihm verlobt hat, eine „Herabgekommene der Liebe". Und dann gar — vielleicht die köstlichste Probe des modernen Litteraten-Jargons, die Schnitzler freilich gefunden, nicht erfunden hat —: „Früher warst Du Weib, jetzt bist Du Weibchen". Und nun kommt die Pointe des kleinen Stückes, die mit zu dem Drolligsten gehört, was in letzter Zeit auf die Bühne gebracht worden ist. „Für Dich, Margarete", sprüht Gilbert, und er sprüht, gleich seinem Vorbild, das ich zu erkennen glaube, leider nicht blos Worte ... „für Dich ist unser Verhältnis heute nichts mehr, als die Erinnerung an ein paar tolle Nächte, an ein paar tiefgründige Gespräche, ich habe es zum Kunstwerk gemacht." Worauf Margarete: „Ich auch! ... Was Du triffst, bei Gott! das treff' ich auch! Auch ich habe unsere einstige Liebe — oder was wir so nannten — der Ewigkeit aufbewahrt." Aber damit ist leider die Ähnlichkeit zwischen den Werken der beiden modernen Genies nicht erschöpft. Sie hat allerdings den Roman ihres Lebens so verhüllt, daß sie selbst nicht mehr zu erkennen ist. „Die Heldin ist keine Dichterin, sondern eine Malerin; ihr erster Mann ist kein Baumwollwaarenfabrikant, sondern ein großer Spekulant, auch betrügt sie ihn nicht mit einem Tenor, sondern mit einem Bariton, dann geht sie nicht nach München, sondern nach Dresden, und dort hat sie ein Verhältnis mit einem Bildhauer." Er ist jung, schön und ein Genie, trotzdem verläßt sie ihn und folgt einem — Erzherzog auf die Kanarischen Inseln. Aber nun enthüllt sich die verblüffendste Ähnlichkeit beider Werke:

Margarete. Du selbst würdest mich nicht erkennen, wenn ...

Gilbert. Nun, wenn ...?

Margarete. Wenn nicht im drittletzten Kapitel unser ganzer Briefwechsel enthalten wäre!

Gilbert. Was?!

Margarete. Ja — alle Briefe, die Du mir und die ich Dir geschrieben habe, sind in dem Roman aufgenommen.

Gilbert. Ja, entschuldige — woher hattest Du denn die Deinen an mich? Die hab' doch ich!

Margarete. Ja, ich hatte sie mir doch früher immer aufgesetzt!

Gilbert. Aufgesetzt?!

Margarete. Ja!

Gilbert. Aufgesetzt — diese Briefe an mich, die wie in rasender Eile hingeworfen schienen. „Noch ein

Wort, Geliebter, eh' ich schlafen gehe, mir fallen die Augen zu . . ." Und dann, wenn Dir die Augen zugefallen waren, hast Du ihn in's Reine geschrieben?!

Margarete. Nun, beklagst Du Dich vielleicht darüber?

Gilbert. Ich hätt' es ahnen können. Ich muß ja noch froh sein, daß sie nicht einem Briefsteller für Liebende entnommen waren. O, wie bricht Alles zusammen! Die ganze Vergangenheit ein Trümmerhaufen! . . . Sie hat ihre Briefe aufgesetzt!

Margarete. So sei doch froh. Wer weiß, ob meine Briefe an Dich nicht das einzige sind, was von Dir übrig bleiben wird.

Gilbert. Und nebstbei ist das eine äußerst fatale Geschichte.

Margarete. Warum denn?

Gilbert (auf sein Buch deutend). Da drin sind sie nämlich auch.

Margarete. Was?! wo?

Gilbert. In meinem Roman.

Margarete. Was ist denn da d'rin?

Gilbert. Unsere Briefe — Deine und meine.

Margarete. Woher hast Du denn die Deinen gehabt? Die hab' doch ich! — Ah, siehst Du, Du hast sie auch aufgesetzt!

Gilbert. O nein: ich hab sie nur abgeschrieben, bevor ich sie an Dich absandte: sie sollten nicht verloren gehen.

Margarete. Ja, um Gotteswillen, wenn es so ist — (in Gilberts Buch blätternd). Ja, es ist so! Ja, das ist ja ganz dasselbe, als wenn wir der Welt erzählten, daß wir Zwei . . . Um Himmelswillen . . . (aufgeregt blätternd.) Ist am Ende auch der Brief aufgenommen den du mir am Morgen nach der ersten Nacht . . .

Gilbert. Natürlich, der war doch glänzend.

Margarete. Aber das ist ja entsetzlich! Es wird ein europäischer Skandal! Und Clemens, um Gotteswillen! Ich fange an zu wünschen, daß er nicht mehr zurückkommt! Ich bin ja verloren! Und Du mit mir! Wo immer Du sein magst, er wird Dich zu finden wissen, er wird Dich niederschießen wie einen tollen Hund.

Dies der Gipfelpunkt, die Pointe der Komödie. Die Frage: „Gefunden oder Erfunden?", eine Frage, die übrigens mit dem Wert des Stücks und dem Talent seines Verfassers sehr wenig zu thun hat, soll später erörtert sein. Zunächst aber sei auf das ungemeine Geschick hingewiesen, mit dem der an sich bezwingend komischen Situation alle Folgerungen, alle Wirkungen, die in ihr liegen, abgewonnen sind. Kaum hat Gilbert das Wort vom Niederschießen vernommen, als ihm alle Lust, nun der Nachfolger des Aristokraten zu werden, wie er sein Vorgänger war, völlig vergeht. Er steckt zunächst den Roman wieder vorsichtig ein, und als Margarete sich ihm nun an den Hals werfen will, weist er sie kurz ab. Da ertönt die Klingel, Clemens kehrt zurück. Während er mit Gilbert ein formal höfliches, aber gereiztes Gespräch führt, stürzt sich ihm Margarete zu Füßen, seine Verzeihung anzuflehen. Er hebt sie auf; es sei ja schon Alles wieder gut, er habe mit Künigel verein-bart, daß der Roman eingestampft werde. Margarete und Gilbert atmen erleichtert auf; der Schriftsteller zieht seinen Roman aus der Tasche und überreicht ihn Clemens. Da ergiebt sich eine neue Gefahr — und wie sie auftaucht und sich löst, ist wieder ein Beweis für Schnitzlers Humor und sein technisches Können. Hier diese Stelle, die Schlußscene der Komödie:

Clemens. Sie sind sehr liebenswürdig, Herr Gilbert. Ich muß zwar sagen — deutsche Romane sind nicht mein Faible. Na, das ist halt der letzte, den ich lesen werde — oder der vorletzte —

Margarete, Gilbert. Der vorletzte?

Clemens. Ja.

Margarete. Und welcher soll denn der letzte sein?

Clemens. Deiner, mein Kind. (Zieht ein Exemplar aus der Tasche) Ein Exemplar hab' ich mir nämlich von Künigel ausgebeten, um es Dir mitzubringen — oder vielmehr uns Beiden.

Margarete, Gilbert (tauschen ratlose Blicke).

Margarete. Wie gut du bist! . . . (den Roman in der Hand.) Ja, er ist's . . .

Clemens. Wir wollen ihn zusammen lesen.

Margarethe. Nein — Clemens . . nein, ich nehme soviel Güte nicht an — da — (Sie wirft das Buch in den Kamin.) Ich will von all dem nichts mehr wissen.

Gilbert (hoch erfreut.) Aber gnädige Frau!

Clemens (zum Kamin.) Margarete, was thust Du denn —?

Margarete (vor dem Kamin, Clemens in ihren Armen empfangend). Glaubst Du jetzt, daß ich Dich liebe?!

Gilbert (sehr vergnügt.) Es scheint, ich bin hier vollkommen überflüssig. . . Gnädige Frau, Herr Baron — (für sich.) Daß mir der Schluß entgehen mußte! (Ab.)

(Der Vorhang fällt.)

Man sieht — hier ist in dem kleinen Genre thatsächlich das Beste geleistet.

Die oben gestellte Frage: „Erfunden oder gefunden"? sei hier nur deßhalb erörtert, weil die Kritik sie wiederholt gestreift hat und weil ich selbst aus meinen Erinnerungen als Redakteur ein Pendant zu erzählen habe; an sich kommt es ja auf den Rohstoff nicht an. Daß eine und dieselbe Liebesgeschichte von den Beteiligten selbst oder ihren Angehörigen erzählt wird, wissen wir aus dem berühmten Beispiel Sand-Musset. Und auch die Benützung von wirklich geschriebenen Briefen zu litterarischen Zwecken hat sich, wenn man dem Klatsch oder sagen wir, der Legende glauben will, mehr als einmal ereignet. Mindestens einmal aber ist die Geschichte, die Schnitzler vorführt, sogar ganz und gar in Wirklichkeit dagewesen. Ich erzähle sie hier, weil dies heute keinerlei Schaden für die Beteiligten bewirken kann; sie sind nun beide tot. Im Herbst 1885 reichte mir — ich lebte damals in Wien und war Herausgeber der „Neuen Illustrierten Zeitung" — ein nicht eben bekannter, aber auch (damals!) nicht ganz unbekannter Schriftsteller, der sich der Litteratur nur in seinen Mußestunden widmete, eine Novelle

ein, die just kein Kunstwerk, jedoch brauchbar war, und ich acceptierte sie um so lieber, weil sie Wiener Lokal-Kolorit hatte, was damals eine Seltenheit war, und weil ich demselben Autor bereits andere Arbeiten wiederholt hatte zurücksenden müssen. Die Novelle behandelte eine Liebesgeschichte zwischen einem unfreien Paar — der Held wie die Heldin waren verheiratet — und war zum großen Teil in Briefform geschrieben; namentlich die Briefe des Mannes atmeten wirkliches Leben. Als ich ihm mitteilte, daß ich die Novelle bringen wolle, und namentlich auch dieses letzteren Umstandes gedachte, lächelte er geheimnisvoll und meinte, daß habe seine guten Gründe. Was dies bedeutete, sollte mir etwa einen Monat später klar werden. Da erschien bei mir, durch die Empfehlung eines mir befreundeten Gelehrten eingeführt, eine nicht mehr junge, aber höchst elegante Dame und überreichte mir ihr Erstlingswerk, eine Novelle in Briefen. Ich las und war zunächst sehr erstaunt, dann sehr belustigt, denn die Briefe waren dieselben, wie in der von mir acceptierten Geschichte, und zwar die Briefe des Mannes fast bis auf's Wort dieselben, wogegen die der Frau viel breiter, schwülstiger und stilistisch ungelenker waren; hier also hatte der Dichter das Material retouchiert. Aber was nun thun? Die Arbeit der Dame war keinesfalls für ein sorgfältig redigiertes Blatt brauchbar; ich hätte sie ablehnen müssen, auch wenn der Dichter nicht früher gekommen wäre, als die Dichterin. Aber durfte ich mich mit der Ablehnung begnügen?! Dann ließ die Dame die Geschichte anderswo drucken, und — der Skandal, der mit zwei Scheidungen enden mußte, war fertig! Dies zu verhüten, schien mir Menschenpflicht; ich ließ die Dame kommen und sagte ihr die Wahrheit. Die Scene wird mir unvergeßlich bleiben; solche Ausbrüche der Entrüstung habe ich selten mit angehört; daß sie genau ebenso gehandelt hatte, wie der einstige Geliebte, übersah die Frau. Und schließlich erklärte sie, indem sie das Manuskript zurück verlangte, sie lasse ihre Arbeit jedenfalls drucken; wenigstens dies wolle sie von der ganzen traurigen Geschichte haben; daß der Schriftsteller gleichzeitig oder vorher das Gleiche thue, darauf lasse sie es getrost ankommen. „Aber sagen Sie ihm," rief sie mir zu, „daß er dann gradezu ein Lump wäre!" Damit ging sie. Wer A gesagt hat, muß nun im Alphabet weiter, und zudem wollte ich dem sympathischen Manne Herzeleid ersparen, ich besprach die Sache auch mit ihm. Er benahm sich ganz verständig, und bat mich, der Dame mitzuteilen, daß er bereit sei, seine Novelle ungedruckt zu lassen, wenn sie das Gleiche zusichere. Auch dieser Mission unterzog ich mich, aber ohne Erfolg; die Dame erwiderte, sie verzichte ihrerseits auf die Veröffentlichung unter keinen Umständen, es komme, was da wolle. Ich riet dem Schriftsteller, nun seine Arbeit jedenfalls ins Feuer zu werfen und im Übrigen darauf zu bauen, daß die Novelle seiner früheren Geliebten zu schlecht sei, um von irgend einem verständigen Redakteur gedruckt zu werden; angenommen aber, daß dies geschehe, so sei ja das Unglück nicht so groß; dann gebe es eben nur eine gedruckte schlechte Novelle mehr; ein Skandal sei jedenfalls vermieden. Nun, so kam es auch. Die Novelle ist erschienen, aber — in Buchform und auf Kosten der Verfasserin! Ich besitze noch heute das Büchlein und schätze es als einen der merkwürdigsten Beiträge zur Psychologie des Frauenherzens, die mich das Leben hat kennen lernen lassen.

Was aber Schnitzler betrifft — von den vier Einaktern sind nur zwei gut und das Genre ein kleines, aber die „Lebendigen Stunden" sind dennoch ein erquicklicher Beweis seiner Begabung, wie seines künstlerischen Strebens.

Litterarische Notizen.

— Blut der Nächte. Ein Gedichtbuch von Friedr. Benz. München 1901, Lyrik-Verlag. Wir hätten das Buch, das schlecht, ja lächerlich schlecht ist, unbesprochen gelassen, wenn es nicht ein sehr lehrreicher Beleg dafür wäre, wohin gewisse Moderichtungen unserer Lyrik schließlich führen. Wir wählen zu diesem Zweck nicht etwa das schlechteste Gedicht des Buches, sondern das relativ beste. Denn es ist zwar auch im buchstäblichen Sinne des Worts „srettschlecht", aber hier ist mindestens nicht jede Zeile unsinnig und undeutsch. Es lautet:

Ich habe Dich heute in einer Gesellschaft
Von Herren und Damen gesehen. Das
Weiße Traumhaus,
Das ich nicht vergesse, hätte beinahe Aehnlichkeit
Gehabt mit dem Palmenhaus, wo ich Euch
Antraf.
Als Du mich sahst, ging Deine Harmlosigkeit
In Steifheit über.
Um Dich vor einer Begrüßung zu bewahren,
Habe ich es unterlassen, zu Dir hinzusehen.
Dann stand mein Traum von Dir
In meinem Sinn.
Und der Tag, an dem Du bei
Mir gewesen bist.
Und ich verglich die, welche ich im
Traume mit unsern zwei
Kindern gesehen hatte, mit der,
Die vorher beinahe erschrak, als
Sie mich sah.
Und ich fand, wie sehr verschieden
Sich diese zwei Frauen benehmen.
Und auch, wie sehr Du Dich geändert,
Seit Deinem letzten Besuche bei mir.
Du glaubst wohl, ich nehme Dir das in Uebel?

Wir nehmen das dem armen Herrn Benz weiter nicht „in Uebel". Aber denjenigen, die er nachahmt, verübeln wir es, daß sie solche Moden über uns gebracht haben! Lächerliche lyrische Kleidertrachten hat es ja schon auch früher gegeben — wir erinnern nur an die Frühzeit der Romantischen Schule — aber solche Tollhaus-Poesie doch noch nicht. K. B.

Redigiert unter Verantwortlichkeit des Herausgebers Karl Emil Franzos in Berlin. — Nachdruck auch im Einzelnen ist untersagt und wird strafgerichtlich verfolgt. — Verlag der Concordia Deutsche Verlags-Anstalt in Berlin. — Druck von Kißling & Krüger, Berlin N.

Erzählende Gedichte.

Die Puderschale.

Die reizende Marquise sitzt beim Spiegel,
Mit spitzen Fingern reicht die Kammerfrau
Ihr duftige Fläschchen, Pflästerchen und Tiegel
Und ordnet ihrer Locken Wunderbau.

„Was seid Ihr schön, Marquise! Heut' bei Hofe
Erblaßt vor Eurem Reiz die Königin,
Erglüht der König". — Und schon reicht die Zofe
Der schönen Frau die Puderquaste hin.

In weißen Wolken geht das Blondhaar unter;
So hübscher paßt die junge Haut zum Weiß.
Der Gräfin Augen blitzen schelmisch munter,
Die altklug spöttischen Lippen trällern leis':

„Wie neckisch ist doch dieses Schneegeflimmer!
Herr König, seht Euch vor!" Da stiehlt sich stumm
Ein blutbesudelt, trunk'nes Weib in's Zimmer
Und steht und schaut voll Hohn die Pracht ringsum.

Sie tritt zur Zofe; die entflieht beklommen;
Marquischen trällert. Aus dem Spiegel blickt
Der weiße Kopf: „Heut' wird mein Sieg vollkommen!"
Das düst're Weib steht neben ihr und nickt.

Sie leert die Puderschale. Aus der Tasche
Füllt sie die Schale bis zum Rande voll
Und hält sie hin, gefüllt mit Staub und Asche.
Marquischen lacht: „Doch Puder? Du bist toll!"

Ein Spiegelblick. Ein Schrei. Sie will entfliehen.
Ein heis'res: „Halt! Dein Zöfchen bin jetzt ich!
Ich dachte Dein beim Sturm der Tuilerien!
Bestreu Dein Haar! Der Hof erwartet Dich!"

Hugo Salus.

Die Lust des Herrn.

Das Dörfchen still, die Häuser weiß und rein,
Darüber lacht der helle Sonnenschein,
Zur Seite schießen Berggiganten auf
Und nehmen bis zum Himmel kühn den Lauf.
Die kühle Kirche lockt mich: „Komm nur her,
Entflieh dem Sonnenbrand und der Beschwer! —
Das Leben ist ein Meer, ich bin der Hafen.
Hier magst Du ruhen, sinnen, träumen, schlafen."

Beim Eintritt seh' ich Wände, schmucklos, kahl,
Und von der Orgel grüßt mich ein Choral;
Der klingt so fröhlich, so vertrauensvoll,
Wie Menschenglück, das jubelnd überquoll.
So singt die Seele, die ihr Leid vergaß,
Die selig zu der Weisheit Füßen saß;
Ich muß ihn seh'n, den wunderbaren Alten,
Den Schöpfer solcher hehren Tongewalten.

Er nickt mir lächelnd zu und plaudert froh:
„Glaubt, lieber Herr, es war nicht immer so.
Jetzt drängt sich alles gern zu diesem Ort,
Einst blieb man wohl am allerliebsten fort,
Denn der Herr Pfarrer war ein strenger Mann,
Der Höll' und Teufel rief zum Schutz heran,
Die Freude wollt' er aus dem Tempel jagen,
Hier sollte herrschen eitel Pein und Klagen.

Da kam es denn an einem Feiertag,
Daß unser Organist im Fieber lag;
Der Orgel lauter Donnerton blieb stumm,
Ein Jeder sah sich ängstlich forschend um,
Im finstern Zorne stand der Priester da —
O, wäre doch ein Retter, Helfer nah!
Der Himmel selbst schien grimmerfüllt zu grollen,
Schon hörte man von fern den Donner rollen.

Da tritt ein Fremdling an das Instrument,
Es giebt nicht einen, der den Jüngling kennt;
Blauäugig ist er, blonde Lockenflut
Gar üppig auf dem stolzen Nacken ruht,
Um seinen Mund ein schelmisch Lächeln blitzt,
Ein Schalk in seinen hellen Augen sitzt,
Vorbei die Furcht, das Bangen und das Grausen,
Jetzt kann der Bußpsalm durch die Kirche brausen.

Doch wie — ein Jubeln, fröhlich, hell und licht
Gewaltig aus den vollen Tönen spricht,
Kein düst'rer Mollakkord wagt sich hervor,
Nein, alles wird zum lauten Freudenchor,
Der ungestüm durch alle Seelen dringt
Und wie ein jauchzend Hosianna klingt,
So singt das Glück, die Jugend und die Liebe,
Wo wär ein Herz, das dabei fühllos bliebe! —

Ja selbst den Priester hat die Glut erfaßt,
Er spricht nicht von der Menschen Sündenlast,
Nicht von der Reue, bitt'rer Buß' und Pein,
O nein! Er preist den hellen Sonnenschein;
Er, dem sonst jede Freude war verpönt,
Lobt laut die Lust, die Menschensein verschönt:
„Ein Volk von frohen Menschen sollt Ihr werden,
Zu frohem Schaffen seid Ihr auf der Erden!" —

Die Menge hört ihn still verwundert an:
Gelt, ist das noch derselbe finst're Mann,
Der Mann, vor dem ein jeder winselnd kroch,
Der jeden hielt in seinem strengen Joch? —
Und alles dankt dem gütigen Geschick
Und wendet nach der Orgel dann den Blick
Zu ihm, der solches holde Wunder brachte,
Der trübe Nacht zu hellem Tage machte.

Vergeblich, müßig Schauen! Leer der Platz,
Der Fremde fort, doch ließ er einen Schatz,
Den schönsten Talisman, am Ort zurück,
Den hehren Zauber, daß ein jedes Stück,
Das von der kleinen Orgel her ertönt,
Durch einen zarten Hauch von Lust verschönt,
Und wer voll Kummer kommt zu dieser Schwelle,
Dem wird's im bangen Herzen froh und helle."

Ich höre stumm des Alten Wundermär,
Mir ist's als ob ich selbst verzaubert wär,
Als sähe ich den Fremdling vor mir steh'n
Und hörte seine Töne mich umweh'n.
„Ein Wort zum Schluß noch, und ich scheide dann:
Wie nennt man Euer Gotteshaus? Sagt an!"
„Sonst wollt Ihr nichts? Nun lasset Euch bedeuten:
Die Lust des Herrn, so heißt es bei den Leuten."

Walter Kaehler.

Renemat.*)

Eisgrauer Priester, höre! merk'
Auf meinen Gruß!
Ungläubig, drück' ich nicht den Mund
Auf Deinen Fuß.

Mir küßten tausend Sklaven einst
Den gold'nen Schuh.
Mein Vater war Santani, groß
Und reich wie Du.

Zu Füßen lag mir Pracht und Prunk,
Schönheit und Kunst.
Und meine Götter waren, so
Wie Deine, Dunst.

Hier lieg ich, Fürstin Renemat.
Der Schmuck, der Dich
In Würden ziert, Purpur und Gold,
Er schmückt auch mich.

Nur einmal lag ich, Priester, so
Vor einem Mann.
Da war es, daß mir Lieb' und Lust
Und Leid begann.

Nacht war und Schwüle war; ein Lied
Vom Nile scholl.
Mein Marmorsaal, er war vom Duft
Des Lotos voll.

Mein junger, schöner Leib, er war
Von Küssen voll,
Bis meine Sehnsucht mir nach Herz
Und Brüsten schwoll.

Das Mondlicht schien, da trat er ein,
Und da geschah's,
Daß er sich heiß vermaß und ich
Mich leis vergaß.

Ich war so glühend jung, wie Du
Heut' alt und kalt.
Da hat die Glut mich übermannt
Mit Allgewalt.

Und wie in's Zimmer heimlich schlich
Der Mondenschein,
Stahl Er in Herz und Seele sich
Mir schmeichelnd ein.

Ein Grieche war's. Als nach Korinth
Er fortgeschifft
Und meine gläubige Treu' betrog,
Da nahm ich Gift.

Umsonst zerriß mein Vater sich
Das greise Haar,
Zerfleischte meine Mutter sich
Ihr Wangenpaar.

Vergebens weinte, klagte der
Gespielen Schar.
Ich lag in Purpur und in Gold
Auf schwarzer Bahr',

Und lag und liege heute noch
Erstarrt und kalt.
Und bald liegst, Priester, so auch Du,
Warte, — bald!

Den totgeweihten Greis begrüßt
Die Tote, Dich.
Du hast geherrscht! Hast Du gelebt?
Geliebt wie ich?

Otto Michaeli.

*) Nach einer Zeitungsnotiz (Sommer 1901), wonach dem Papste zu seinem Jubiläum u. a. eine Mumie als Geschenk des Khediven von Ägypten zukam. Die Mumie wurde in Gegenwart des Papstes ausgepackt und ins Ägyptische Museum des Vatikans verbracht. Sie ist sehr gut erhalten und in Leinenbinden gewickelt. Das Gesicht ist von einer Lage Gold bedeckt, während die Augen unter dem Email zu leuchten scheinen. Man vermutet in der Mumie Renemats, der jugendlichen Tochter Santani's, eines „ägyptischen Krösus", die 7 oder 8 Jahrhunderte vor Christus gelebt habe.

Dramatische Skizzen

von

Nikolai Gogol.*)

Aus dem Russischen von **Hans Gerschmann.**

I.

Der Vormittag eines höhern Beamten.

Ein Kabinett; einige Schränke mit Büchern; auf dem Tisch durcheinandergeworfene Papiere. **Iwan Petrowitsch**, der höhere Beamte, tritt im Schlafrock ein, die Glieder reckend und klingelt. Aus dem Vorzimmer hört man rufen: „Gleich“.

Iwan Petrowitsch klingelt zum zweitenmal; wieder ruft dieselbe Stimme: „Gleich“.

Iwan Petrowitsch klingelt ungeduldig zum drittenmal; ein **Lakai** tritt auf.

Iwan Petrowitsch. Wie, bist Du taub geworden?

Lakai. Nein.

Iwan Petrowitsch. Warum geruhst Du denn nicht zu erscheinen, wenn ich zum drittenmal klingele?

Lakai. Wie sollte ich das machen? Ich konnte doch nicht alles gleich hinwerfen — ich putzte die Stiefel.

Iwan Petrowitsch. Und was that der Iwan?

Lakai. Der Iwan fegte die Stube und ist dann in den Stall gegangen.

Iwan Petrowitsch. Gieb das Hündchen her. (Der Lakai bringt ein Hündchen.) Jolly! Jolly! Jolly! Ich werde Dir ein Papierchen anbinden. (Er knüpft ihm ein Papierchen an den Schwanz.)

Ein anderer **Lakai** tritt ein: Alexander Iwanowitsch!

Iwan Petrowitsch. Bitte einzutreten. (Er wirft schnell das Hündchen weg und schlägt das Reichsgesetzbuch auf.)

*

Alexander Iwanowitsch (auch ein **höherer Beamter.**) Guten Morgen, Iwan Petrowitsch.

Iwan Petrowitsch. Wie befinden Sie sich, Alexander Iwanowitsch?

Alexander Iwanowitsch. Danke sehr. Störe ich Sie nicht?

Iwan Petrowitsch. Um Gotteswillen! Beschäftigt bin ich ja immer. Nun, was war die Uhr, als Sie gestern nach Hause fuhren?

Alexander Iwanowitsch. Etwa sechs. Als ich um die Ecke der Offizierstraße bog, fuhr ich an die Wächterbude heran und fragte: „Hast Du nicht gehört, Freund, was die Uhr ist?“ „Es hat eben sechs geschlagen“, sagte er. So erfuhr ich, daß schon sechs vorbei war.

Iwan Petrowitsch. Denken Sie sich, für mich wurde es fast ebenso spät. Nun, wie ging das Whistchen? Ha, ha, ha!

Alexander Iwanowitsch. Ha, ha, ha! Ja, ich muß Ihnen gestehen, ich habe sogar noch davon geträumt.

Iwan Petrowitsch. Ha, ha, ha! Ich sehe hin und begreife nicht, was das bedeutet, daß er den König ausspielt. Ich habe die Treff-Dame zweimal besetzt in der Hand, und daß Lukjan Fedossejewitsch Renonce ist, sehe ich schon lange.

Alexander Iwanowitsch. Am längsten dauerte der achte Robber.

Iwan Petrowitsch. Ja. (Kurze Pause.) Ich blinzele schon Lukjan Fedossejewitsch zu, daß er trumpft — nein. Und er braucht nur zu trumpfen, dann sticht mein Pik-Bube.

Alexander Iwanowitsch. Erlauben Sie, Iwan Petrowitsch, der Bube sticht nicht.

Iwan Petrowitsch. Er sticht.

Alexander Iwanowitsch. Er sticht nicht,

---

*) Nikolai Gogol ist nicht allein in Rußland, wo kürzlich sein 50. Todestag feierlich und pietätvoll begangen wurde, sondern auch in Deutschland ein allgemein bekannter Dichter. Sein gewaltiger Roman „Tote Seelen“, sein köstliches Lustspiel „Der Revisor“ sind, neben einigen Dichtungen von Turgenjew und Tolstoi diejenigen Werke der russischen Litteratur, die in Deutschland am bekanntesten geworden sind. Aber auch seine minder hervorragenden Werke sind sämtlich, und die meisten nicht einmal, sondern ein halb Dutzend Male übersetzt. Nur die „dramatischen Skizzen“, die nach seinem Tode herausgegeben wurden, sind in Deutschland bis heute unübersetzt geblieben. Wohl aus zwei Gründen. Auch sie sind Proben seines großen Talents, auch sie fesselnd genug, aber für den Litteraturfreund, nicht für das große Publikum. Und zweitens hat gerade hier der Übersetzer, wenn er von der charakteristischen Kraft und Komik des Originals eine Anschauung geben will, eine schwere Aufgabe zu erfüllen. Wir freuen uns, zwei dieser trefflichen Skizzen in einer Übersetzung bieten zu können, wie sie russischer Prosa in Deutschland bisher nur selten zu Teil geworden ist. D. Red.

weil Sie auf keine Weise in der Hand herankommen können.

Iwan Petrowitsch. Und die Pik Sieben bei Lukjan Fedossejewitsch, haben Sie die etwa vergessen?

Alexander Iwanowitsch. Hatte der etwa eine kleine Pik? Ich kann mich gar nicht besinnen.

Iwan Petrowitsch. Er hatte sogar zwei Pik: die Vier, welche er auf die Dame zuwarf und die Sieben.

Alexander Iwanowitsch. Erlauben Sie gefälligst, Iwan Petrowitsch, er konnte gar nicht mehr als eine Pik haben.

Iwan Petrowitsch. Ach mein Gott, Alexander Iwanowitsch, wem wollen Sie das erzählen? Zwei kleine Piks: die Sieben und die Vier; mir ist, als ob ich es noch sehe.

Alexander Iwanowitsch. Die Vier hatte er; das ist richtig. Aber die Sieben nicht. Sonst hätte er getrumpft. Sagen Sie selbst; sonst hätte er getrumpft!

Iwan Petrowitsch. Bei Gott, Alexander Iwanowitsch, bei Gott!

Alexander Iwanowitsch. Nein, Iwan Petrowitsch, das ist ganz unmöglich.

Iwan Petrowitsch. Erlauben Sie, Alexander Iwanowitsch, wissen Sie, was das Beste ist? Wir fahren morgen zu Lukjan Fedossejewitsch. Einverstanden?

Alexander Iwanowitsch. Gut.

Iwan Petrowitsch. Nun, und wir fragen ihn persönlich, ob er die Sieben in der Hand hatte oder nicht.

Alexander Iwanowitsch. Wie Sie wollen, mir ist es recht. Übrigens ist es doch merkwürdig, daß Lukjan Fedossejewitsch so schlecht spielt. Man kann nicht sagen, daß es ihm an Verstand fehlt. Er ist ein feiner Mensch, und im Umgang —

Iwan Petrowitsch. Und große Kenntnisse hat er. Es ist ein Mensch, wie es, unter uns gesagt, wenige in Rußland giebt. Waren Sie bei Seiner Hof-Excellenz?

Alexander Iwanowitsch. Ja; ich komme eben von ihm. Heut morgen war es ziemlich kühl. Sie wissen wohl, daß ich gewöhnlich ein Kamisol aus Elensleder trage; es ist viel besser als Flanell und erhitzt nicht. Diesmal ließ ich mir den Pelz geben. Ich fahre bei Seiner Hof-Excellenz vor, Seine Hof-Excellenz schläft noch. Ich wartete aber. Nun, wir plauderten dann von Diesem und Jenem.

Iwan Petrowitsch. Und von mir wurde nichts gesprochen?

Alexander Iwanowitsch. Gewiß, auch von Ihnen. Wir gerieten sogar in ein sehr interessantes Gespräch.

Iwan Petrowitsch (lebhaft.) Wie, worüber?

Alexander Iwanowitsch. Erlauben Sie, erlauben Sie; der Reihe nach. Da war eine sehr interessante Sache. Seine Hof-Excellenz fragte unter anderm, wo ich verkehre, daß er mich so selten zu sehen bekomme; und er erkundigte sich nach der gestrigen Soiree, und wer da war; ich sagte: „Es war, Eure Hof-Excellenz, Paul Grigorjewitsch Borichschow da und Ilja Wladimirowitsch Bubunitzyn." Seine Hof-Excellenz sagte nach jedem Worte „Hem!" Ich sagte: „Es war noch ein Bekannter Euer Hof-Excellenz da".

Iwan Petrowitsch. Wer war das?

Alexander Iwanowitsch. Verzeihen Sie. Was glauben Sie wohl, daß Seine Hof-Excellenz darauf sagte?

Iwan Petrowitsch. Ich weiß nicht.

Alexander Iwanowitsch. Er sagte: „Wer könnte das sein?" — „Iwan Petrowitsch Barssukow," antwortete ich. „Hem!" sagte Seine Hof-Excellenz, „das ist ein Beamter und dazu . . ." (Er sieht in die Höhe.) Sehr nett sind die Decken bei Ihnen gemalt — auf Ihre oder des Hauswirts Kosten?

Iwan Petrowitsch. Nein, es ist eine Dienstwohnung.

Alexander Iwanowitsch. Sehr, sehr hübsch: Körbchen, eine Lyra, ein Fries herum, Tamburin und Trommel! Sehr, sehr natürlich.

Iwan Petrowitsch (ungeduldig.) Was sagten also Seine Hof-Excellenz?

Alexander Iwanowitsch. Ach, ich vergaß ganz. Was sagte er doch? . . .

Iwan Petrowitsch. Seine Hof-Excellenz sagten: „Hem! Es ist ein Beamter . . ."

Alexander Iwanowitsch. Ach ja; „es ist ein Beamter, nun und — — — dient unter mir." Danach wurde das Gespräch weniger interessant und ging auf gewöhnliche Dinge über.

Iwan Petrowitsch. Und weiter sprach er gar nicht über mich?

Alexander Iwanowitsch. Nein.

Iwan Petrowitsch (für sich.) Nun, das ist nicht gerade viel. Ach, Du himmlischer Gott, wenn er doch gesagt hätte: „Den pp. Barssukow, in Anerkennung aller seiner geleisteten Dienste, schlage ich vor . . ."

*

(Dieselben und ein **Sekretär**, der durch die Thür sieht.)

Iwan Petrowitsch. Treten Sie nur ein, treten Sie ein! Es schadet nichts, kommen Sie her. Wie, ist das zum Vortrag?

Sekretär. Zur Unterschrift! Hier ist die Zuschrift an die Kammer und der Rapport an den Direktor.

Iwan Petrowitsch (liest unterdessen.) „Dem Herrn Direktor . . ." Was bedeutet das? Die Felder am Rande sind ja ungleich. Wie geht das zu? Wissen Sie, daß ich Sie in Arrest stecken kann? . . . (Richtet einen tiefsinnigen Blick auf ihn.)

Sekretär. Ich habe das Iwan Iwanowitsch vorge-

halten. Er sagte, der Minister sehe nicht auf solche Kleinigkeiten.

Iwan Petrowitsch. Kleinigkeiten? Iwan Iwanowitsch hat gut reden. Ich glaube das ja schließlich auch. Der Minister kümmert sich allerdings nicht um Dergleichen. Nun, wenn es ihm aber plötzlich doch einfällt?

Sekretär. Es läßt sich ja umschreiben. Aber da Sie selbst zu sagen geruhten, daß der Minister auf Dergleichen ...

Iwan Petrowitsch. Das ist ganz richtig. Ich stimme Ihnen ganz bei; er beschäftigt sich nicht mit so gleichgültigen Dingen. Nun aber gesetzt den Fall, er kommt darauf: Ich will doch einmal nachsehen, ob breites Feld gelassen wird.

Sekretär. Wenn Sie wünschen, werde ich es gleich umschreiben.

Iwan Petrowitsch. Was heißt hier: „Wenn Sie wünschen.“ Ich lasse mich nur darauf ein, mit Ihnen zu reden und zu diskutieren, weil Sie auf der Universität gebildet sind. An einen Andern würde ich gar nicht Worte verlieren.

Sekretär. Ich wagte nur, weil der Herr Minister ...

Iwan Petrowitsch. Erlauben Sie, erlauben Sie, das ist völlig richtig, und ich bestreite das nicht haarbreit. Der Minister wird das nicht ansehen und nicht daran denken. Nein, und plötzlich ... Was dann?

Sekretär. Ich werde es umschreiben. (Geht ab.)

Iwan Petrowitsch (zuckt die Achseln und wendet sich zu Alexander Iwanowitsch.) Immer noch Wind im Kopfe! Ein acceptabler junger Mensch, eben von der Universität gekommen, aber hier (zeigt auf die Stirn) ist nichts. Sie können sich nicht vorstellen, verehrtester Alexander Iwanowitsch, wieviel Mühe es mir gekostet hat, das alles in Ordnung zu bringen; Sie hätten nur sehen sollen, wie das hier aussah, als ich die Stellung übernahm! Denken Sie sich, daß nicht ein Kanzleibeamter verstand, vernünftige Buchstaben zu schreiben. Nicht einmal zu trennen verstanden sie. Da fand ich auf einer Zeile Ex- und auf der nächsten cellenz. Kurz, es war grauenhaft! Babylonische Verwirrung! Nehmen Sie jetzt ein Papier: gut! schön! Die Seele freut sich, der Geist triumphiert. Und Ordnung? Ordnung ist jetzt überall!

Alexander Iwanowitsch. So kann man sagen, daß Sie sich alles mit Schweiß und Blut errungen haben.

Iwan Petrowitsch (seufzt.) Allerdings, mit Schweiß und Blut. Was wollen Sie, solch' einen Charakter habe ich nun einmal. Was könnte ich jetzt nicht sein, wenn ich mich vorgedrängt hätte? Ich hätte für Orden keinen Platz mehr auf der Brust. Sehen Sie, das kann ich nicht. So nebenbei gebe ich vielleicht mal etwas zu verstehen oder mache eine Andeutung, aber so gerade herausreden, etwas direkt für mich bitten ... nein, das ist nicht meine Sache! Die andern bekommen fortwährend ... Aber ich habe eben so einen Charakter: zu allem kann ich mich erniedrigen, zur Gemeinheit nie! (Seufzt.) Nur eins möchte ich jetzt gern haben ... könnte ich nur einen kleinen Orden um den Hals bekommen. Nicht, daß mich das so sehr lockte, nur damit die Welt sieht, daß man sich eben um mich kümmert. Ich möchte Sie wohl bitten, edelmütigster Alexander Iwanowitsch, daß Sie so bei Gelegenheit, natürlich so nebenbei, Seiner Hof-Excellenz bemerken, daß in der Kanzlei Barssukows solche Ordnung herrscht, wie sie selten gefunden wird, oder etwas Ähnliches.

Alexander Iwanowitsch. Mit großem Vergnügen, wenn die Gelegenheit sich bietet ...

(Dieselben und **Katharina Alexandrowna**, die Frau des Iwan Petrowitsch.)

Katharina Alexandrowna (indem sie Alexander Iwanowitsch erblickt). Ah! Alexander Iwanowitsch! Mein Gott, wie lange haben wir uns nicht gesehen! Sie haben mich vergessen! Wie gehts Natalie Fominischna?

Alexander Iwanowitsch. Gott sei Dank! Vor einer Woche war sie übrigens unwohl.

Katharina Alexandrowna. Ach!

Alexander Iwanowitsch. In der Brust, unter der Herzgrube, hatte sie Kolik und Beengung. Der Doktor verschrieb ein Reinigungsmittel, und einen heißen Umschlag aus Kamillen und Salmiak.

Katharina Alexandrowna. Sie sollten ein homöopathisches Mittel versuchen.

Iwan Petrowitsch. Es ist wirklich wunderbar, wenn man bedenkt, was die Aufklärung erreicht. Sie sprechen da von der Homöopathie, Katharina Alexandrowna. Kürzlich sah ich eine Vorstellung. Was glauben Sie wohl? Ein Bürschchen, wie soll ich sagen, so groß (zeigt mit der Hand) nicht mehr als drei Jahre: Sie hätten sehen sollen, wie er auf einem ganz feinen Seil tanzte! Ich versichere Ihnen ernsthaft, der Atem stand einem still vor Angst.

Alexander Iwanowitsch. Wunderbar singt doch die Melasse.

Iwan Petrowitsch (bedeutungsvoll). Die Melasse? O ja, mit viel Gefühl.

Alexander Iwanowitsch. Wunderbar.

Iwan Petrowitsch. Haben Sie bemerkt, wie leicht das da herauskommt ... (Er bewegt die Hand vor den Augen.)

Alexander Iwanowitsch. Gewiß, das bringt sie wundervoll heraus. Aber es ist gleich zwei.

Iwan Petrowitsch. Wohin denn, Alexander Iwanowitsch?

Alexander Iwanowitsch. Es ist Zeit! Ich muß vor dem Mittagessen noch drei Besuche machen.

Iwan Petrowitsch. Nun, dann auf Wiedersehen. Wann sehen wir uns? Ach, ich hatte schon

vergessen; wir sind ja Morgen bei Lukjan Fedossjewitsch?

Alexander Iwanowitsch. Ganz bestimmt.

Katharina Alexandrowna. Leben Sie wohl, Alexander Iwanowitsch.

*

Alexander Iwanowitsch. (Im Vorzimmer, indem er den Pelz überwirft.) Leute dieser Art kann ich nicht ausstehen. Das thut nichts, wird bloß fett, und wenn man ihn hört, ist er weiß Gott was, und hat dies gethan, und das in Ordnung gebracht – die leibhaftige Tugend. Seh einer an; einen Orden will er haben! Und er bekommt ihn sogar! Er bekommt ihn, der Schuft! Er bekommt ihn! Solche Menschen haben immer Glück. Und ich? Ich? Fünf Jahre bin ich länger im Dienst als er, und bis jetzt noch nicht vorgeschlagen. Was für eine widerwärtige Physiognomie. Und ganz sentimental wurde er; er möchte eigentlich gar nichts, nur die Anerkennung der Regierung soll man sehen. Und er bittet noch, daß ich für ihn arbeite. Du bist gerade an den Richtigen gekommen, Täubchen! Ich werde Dich schon einweichen, und Deinen Orden bekommst Du doch nicht! Du bekommst ihn nicht! (Er schlägt zur Bekräftigung einigemal mit der Faust in die Hand und geht ab.)

II.

Der Prozeß.

(Ein Kabinett; **Proletow**, der Advokat, sitzt allein im Lehnstuhl und schluckt von Zeit zu Zeit.)

Proletow. Was ist das mit mir? Dies gräßliche Aufstoßen! das gestrige Mittagessen sitzt mir noch in der Kehle; diese Pilze und Suppen! ... Man ißt und ißt immer schlankweg; weiß der Teufel, was man schließlich alles zusammenfrißt! (Er schluckt.) Da! (Er schluckt.) Wieder. (Er schluckt.) Noch einmal! (Er schluckt.) Nun zum viertenmal. (Er schluckt.) Das ist doch der Teufel; nun auch zum fünftenmal! Soll man noch die „Nordische Biene" lesen? Was steht darin? Diese nordische Biene habe ich auch gründlich dick; sie schwatzt genau wie 'ne alte Jungfer aus dem Dorf. (Liest und schreit auf.) Ein Orden für Krachmanow? Was, für den Petruschka Krachmanow? Als er so ein kleiner Junge war (er zeigt mit der Hand), habe ich ihn selbst als Kadetten ins Korps gebracht. Wie? (Er liest weiter und schreit auf, indem er die Augen aufreißt.) Was ist das? Was ist das? Doch nicht Burdjukow? Ja, er, Paul Petrowitsch Burdjukow, befördert. Ist das zu glauben? Lebt von Bestechungen; war zweimal vor Gericht; der Vater ein Dieb, bestahl die Kasse, der gräulichste Kerl, den man sich nur vorstellen kann. Ist das zu glauben? Und dabei hält ihn die ganze Welt für einen einfachen offenen Menschen! Der Schuft. Er sagt, die Buchtelew'sche Sache ist nicht richtig entschieden –– he? Der Schuft hat einfach erfahren, daß auf meinen Teil zwanzigtausend kommen; warum bekommt er sie nicht, denkt er! Wie der Hund auf dem Heu: Nichts für ihn, und er gönnt's auch keinem andern. Nun, ich kenne Dich schon; mach andern was weiß! Zier dich vor sonst wem. Ich habe von Dir schon so dies und das gehört. Wahrhaftig, es ist zu dumm, daß ich in die Zeitung sah; man liest nur Gräuliches und Ekelhaftes, und weiter nichts. He, Andreas!

*

Ein Lakai (tritt ein.) Was befehlen?

Proletow. Nimm diese Zeitung heraus! Und wozu, warum hast du sie eigentlich gebracht? Solch' ein Schafskopf! (Andreas trägt die Zeitung hinaus.) Aber dieser Burdjukow, was? Das ist so einer, den man gleich nach Kamtschatka schaffen müßte, ohne auch nur ein Wort zu verlieren. Das muß ich sagen, könnte ich dem so was einsalzen, womöglich auf der Stelle, das wäre ein Genuß. Aber es hat sich noch nicht gemacht, und es macht sich nicht. Was thun? Gott grollt mir. Aber wenn ich dich hätte, dich würde ich streicheln, dir würde ich das Maul schmieren. Und was für ein Maul die Kanaille hat! Wie ein Ochs!

Lakai. Herr Burdjukow ist da.

Proletow. Was?

Lakai. Herr Burdjukow ist da.

Proletow. Was redest du für Unsinn?

Lakai. Ich soll das melden.

Proletow. Das ist gelogen, du Schafskopf! Burdjukow, Paul Petrowitsch Burdjukow?

Lakai. Nein, nicht Paul Petrowitsch, er heißt anders.

Proletow. Wie anders?

Lakai. Belieben Sie selbst zu sehen: er wartet.

Proletow. Bitte ihn herein.

*

Burdjukow (tritt ein.) Entschuldigen Sie gütigst die Störung, die ich Ihnen verursache. Die Umstände und Dinge zwangen mich, mein Städtchen zu verlassen. Ich bin hergereist, um Ihre persönliche Hülfe, Ihren Schutz zu erbitten.

Proletow (bei Seite.) Es ist wirklich ein anderer; er hat aber eine gewisse Ähnlichkeit. (Laut.) Was belieben Sie? Worin kann ich Ihnen nützlich sein?

Burdjukow (die Achsel zuckend.) Es handelt sich um eine Klage.

Proletow. Klage? Gegen wen?

Burdjukow. Gegen meinen leiblichen Bruder.

Proletow. Erlauben Sie, daß ich zuerst um Ihren Familiennamen bitte, und dann geben Sie das Nähere an. Bitte gehorsamst, sich zu setzen.

Burdjukow. Mein Familienname ist Burdjukow, Christophor des Peter Sohn, und der Prozeß richtet sich gegen meinen leiblichen Bruder, Paul Petrowitsch Burdjukow.

Proletow. Was sagen Sie? Was? Nein.

Burdjukow. Ja, warum sehen Sie mich denn so an? Denken Sie, ich werde umsonst Tambow verlassen, und mit Eilpost herkommen?

Proletow. Der Herr segne Sie für die edle

That! Gestatten Sie, daß ich Sie um ihre nähere Bekanntschaft bitte. Auf etwas Verständigeres konnten Sie gar nicht kommen. Da sagt man, daß keine Großmut und Gerechtigkeit mehr existiert, und nun? Da ist ein leiblicher Bruder, die Bande des Bluts, und doch schont er den Bruder nicht — eine Klage. Erlauben Sie, ich muß Sie umarmen.

Burdjukow. Bitte sehr! Ich selbst muß Sie umarmen für soviel Bereitwilligkeit! (Sie umarmen sich.) Noch eben, muß ich Ihnen gestehen, als ich Ihre Physiognomie sah, hätte ich entschieden nicht geglaubt, daß Sie ein so gescheuter Mensch wären.

Proletow. Das wäre ja noch besser? Warum denn?

Burdjukow. Ja, im Ernste, verzeihen Sie die Frage: hat Ihre verstorbene Frau Mutter, als sie mit Ihnen schwanger ging, sich an irgend etwas erschreckt?

Proletow. Was ist das für eine Dummheit?

Burdjukow. Nein, Sie brauchen das nicht übel zu nehmen. Ich versichere Ihnen, das passiert sehr häufig. Bei unserm Assessor zum Beispiel ist der ganze untere Teil des Gesichts wie eine Hammelschnauze, so zu sagen, wie abgeschnitten, und ganz mit Wolle bewachsen wie beim Hammel. Und die Veranlassung war ein ganz unscheinbarer Zufall: als die Verstorbene in den Wehen lag, kam ein Hammel ans Fenster gelaufen, und der Satan bringt das Vieh darauf, zu blöken.

Proletow. Nun, lassen wir den Assessor und den Hammel in Ruhe. Wie ich mich freue!

Burdjukow. Und wie freue ich mich erst, da ich solche Protektion finde! Erst jetzt, wie ich mich anfange an Sie zu gewöhnen, sehe ich, daß Ihr Gesicht mir gleichsam bekannt ist; wir hatten im Regiment einen Lieutenant, der war Ihnen so ähnlich, wie ein Tropfen Wasser dem andern. Er soff schrecklich, heißt das; es verging kein Tag, sage ich Ihnen, daß ihm die Fratze nicht zerschlagen wurde.

Proletow (bei Seite.) Dies Ungetüm aus dem Dorf hat offenbar noch nicht gelernt, das Maul zu halten. Jeder Blödsinn, der ihm eben einfällt, ist auch schon auf der Zunge. (Laut.) Ich habe nicht sehr viel Zeit, wir wollen zur Sache.

Burdjukow. Erlauben Sie, das ist nicht so schnell erzählt. Das ist ein eigener Casus. Kannten Sie die Besitzerin Eudoxia Malasejewna Marinowa im Ustjugschen Kreise? Nein? Gut. Sie ist die leibliche Tante von mir und der Bestie, meinem Bruder. Ihre nächsten Erben sind ich und der Bruder — sehen Sie, worauf es ankommt! Außerdem ist noch eine Schwester, die den General Powalischtschew geheiratet hat; nun, von der will ich nicht reden, die hat auch so ihr Teil bekommen. Erlauben Sie, dieser Spitzbube, der Bruder, paßt einfach zu des Teufels Großvater. Er fährt zu ihr hin: „Tantchen, Sie haben nun Gott sei Dank Ihre siebzig Jahre hinter sich; wie können Sie bei so hohen Jahren sich noch selbst um die Wirtschaft kümmern; es ist besser, daß ich Sie hüte und pflege." So, passen Sie nur auf, passen Sie nur auf! Er fährt zu ihr nach Hause, wohnt und schaltet wie der wirkliche Besitzer. Hören Sie wohl?

Proletow. Ich höre.

Burdjukow. Da fängt die Tante zu kränkeln an, woher — weiß Gott; vielleicht hat er ihr selbst irgend was eingegeben. Man steckt mir die Sache unter der Hand. Passen Sie nur auf! Ich komme an —, im Flur kommt mir die Bestie entgegen, ich meine den Bruder, in Thränen als ob er zerfließen will und sagt: „Nun", sagt er, „Brüderchen, sind wir beide auf ewig unglücklich; unsere Wohlthäterin..." — „Was, hat sie geendet?" — „Nein sie liegt im Sterben." Ich trete ein und wirklich, die Tante liegt in den letzten Zügen und dreht nur noch die Augen. Nun was thun? Weinen? Das hilft doch nichts, nicht wahr, das hilft doch nichts?

Proletow. Das hilft nichts.

Burdjukow. Nun, nichts zu machen. Wenn es dem lieben Gott so gefällt. Ich trete zu ihr heran. „Nun, Tantchen", sage ich, „wir sind alle sterblich. Gott kann uns heut ebenso wie morgen zu sich nehmen; möchten Sie nicht lieber rechtzeitig irgend welche Verfügungen treffen?" Nun, und die Tante? Ich sehe, sie kann schon nicht mehr die Zunge rühren, und sie sagt nur: „E— e e—e—". Und dieser Hallunke, der neben ihr am Bett steht, der Bruder, sagt: „Tantchen will damit ausdrücken, daß sie schon verfügt hat." Hören Sie nur, hören Sie nur!

Proletow. Wie? Hat sie das denn gesagt?

Burdjukow. Den Teufel hat sie's gesagt! Sie sagte nur: „E—e—e". Ich rücke noch näher: „Wollen Sie mich nicht wissen lassen, Tantchen, was das für eine Verfügung ist?" Und die Tante darauf? Die Tante antwortet wieder: „E—e—e." Und wieder sagt der Spitzbube: „Tantchen sagt, daß alle ihre Verfügungen in dieser Beziehung sich im Testament befinden". Hören Sie? Hören Sie? Was sollte ich thun? Ich war still und sagte kein Wort mehr.

Proletow. Verzeihen Sie aber: warum haben Sie ihm nicht gleich die Lüge ins Gesicht gesagt?

Burdjukow. Ja — (er schlägt mit der Hand) er schwur hoch und teuer, sie hätte das wirklich gesagt, nun und schließlich glaubte ich's.

Proletow. Und ist das Testament geöffnet?

Burdjukow. Ja.

Proletow. Nun?

Burdjukow. Wie wir unsere Christenpflicht gethan hatten wie es sich gehört, fragte ich, ob es nun nicht Zeit wäre, den letzten Willen der Verstorbenen zu lesen. Der Bruder kann überhaupt nicht reden; vor lauter Schmerz und Verzweiflung jappst er kaum. „Nehmt", sagt er, „und lest selbst". Die Zeugen wurden versammelt und man las vor. Was glauben Sie, daß im Testament stand? Dies. „Meinem Neffen, Paul Peters Sohn Burdjukow" —

hören Sie — „zur Vergeltung seiner kindlichen Sorgsamkeit und seines beständigen Aufenthalts bei mir bis zu meinem Tode“ — merken Sie wohl! — „vermache ich meinen wohlerworbenen Familienbesitz im Ustjug'schen Kreise“ — so, so, so steht es da! „Fünf hundert Seelen, die Einrichtung und so weiter“. Ah! hören Sie das? „Meiner Nichte, Maria Peters Tochter Powalischtschewa, geborenen Burdjukowa, vermache ich das ihr zukommende Gut von hundert Seelen. Meinem Neffen“, nun passen Sie auf, jetzt kommt die Sache — „dem Chrissanfij Peters Sohn Burdjukow“ — hören Sie, hören Sie — „zur Erinnerung an mich“ — oho! so! — „vermache ich drei wollene Unterröcke und alles Hausgerät, das sich auf der Bodenkammer befindet, nämlich: zwei Kissen, Fayence-Geschirr, Laken, Hauben —“, und weiß der Teufel, was für Lumpen noch. Ah? Was halten Sie davon? Was zum Teufel, frage ich Sie, soll ich mit den wollenen Unterröcken anfangen?

Poletow. Ach, was für ein Spitzbube! Ich bitte Sie!

Burdjukow. Spitzbüberei ist das gewiß, da stimme ich Ihnen bei; aber ich frage Sie, was soll ich mit den wollenen Unterröcken? Was soll ich mit ihnen machen? Soll ich sie mir etwa über den Kopf ziehen?

Proletow. Und die Zeugen haben unterschrieben?

Burdjukow. Warum nicht; er hat sich das Pack danach ausgesucht.

Proletow. Und die Verstorbene hat eigenhändig unterschrieben?

Burdjukow. Da kommen wir nun darauf; unterschrieben hat sie, aber weiß der Teufel wie.

Proletow. Wie?

Burdjukow. Sehen Sie, die Verstorbene hieß Eudoxia, aber sie hat einen solchen Unsinn hingekritzelt, daß man nicht daraus klug werden kann.

Proletow. Wie denn?

Burdjukow. Weiß der Teufel was? Sie sollte schreiben Eudoxia, und sie hat geschrieben „Imtoppe“.

Proletow. Was Sie sagen?

Burdjukow. O, ich sage Ihnen, der bekommt alles fertig. Und meinem Neffen Chrissanfij Petrow drei wollene Unterröcke.

Proletow. (bei Seite) Es ist aber doch ein Hauptkerl, dieser Paul Petrowitsch Burdjukow, ich hätte nie gedacht, daß er so gerissen ist.

Burdjukow. (schlägt mit der Hand) „Imtoppe!“ Was heißt das? Das ist doch kein Name „Imtoppe“??

Proletow. Was gedenken Sie nun zu thun?

Burdjukow. Ich habe schon eine Eingabe gemacht, das Testament wegen falscher Unterschrift für ungültig zu erkären. Es wird mir niemand was vorlügen. Die Verstorbene hieß Eudoxia, aber nicht „Imtoppe“.

Proletow. Das haben Sie gut gemacht. Erlauben Sie, daß ich jetzt die Sache in die Hand nehme. Ich werde gleich ein Briefchen an einen mir bekannten Herrn schreiben und inzwischen besorgen Sie mir eine Kopie von Ihrem Testament.

Burdjukow. Ich bin Ihnen unaussprechlich verbunden. (Greift nach dem Hut.) Durch welche Thür habe ich zu gehen? Durch diese oder jene?

Proletow. Durch diese, wenn es beliebt.

Burdjukow. Danke sehr. Ich fragte, weil ich in meiner Sache wohl noch öfter wiederkommen muß. Auf Wiedersehen, Verehrtester, wie heißen Sie doch? Ich vergesse immer.

Proletow. Alexander Iwanowitsch.

Burdjukow. Alexander Iwanowitsch. Es giebt einen Alexander Iwanowitsch Proldjukowski; sind Sie mit ihm vielleicht bekannt?

Proletow. Nein.

Burdjukow. Er wohnt noch fünf Werst von meinem Dorf. Leben Sie wohl!

Proletow. Leben Sie wohl, Verehrtester, leben Sie wohl.

*

Proletow. Da ist mir einmal ein Apfel in den Schoß gefallen. Das ist einfach ein Geschenk von Gott. Es ist merkwürdig, aber die Seele fühlt wirklich ein ganz unaussprechliches Vergnügen, als hätte die Frau zum erstenmal einen Sohn geboren, oder der Minister hätte einen vor allen Beamten mitten in der Sitzung geküßt. Wahrhaftig, da ist irgend etwas Magnetisches dabei! He, Andreas! (Andreas tritt ein.) Gehe gleich zu dem Herrn Sekretär und bitte ihn her. Hörst Du? Warte noch: hier hast Du zum Schnaps; besauf Dich wie eine Schuhsohle, heute erlaube ichs, und hier ist noch zu Kuchen für Deinen Jungen. Sage dem Herrn Sekretär, daß er sofort kommt; es ist eine sehr wichtige Sache. Endlich einmal ist auch in unserer Gasse Sonntag! Warte nur, mein Jüngelchen, jetzt werde ich Dir was vorspielen, und wir wollen sehen, wie Du tanzen wirst. Wenn ich Dir aus meinen Freunden, den Beamten, ein Orchester zusammenhole, dann springst Du mir so, daß Du Dein ganzes Leben lang pusten kannst.

Sprüche.

Manch' Erdengast der lebt und liebt —
Und denkt nicht, nach dem Preis zu fragen;
Wenn's Alter ihm die Rechnung giebt,
Wird er vergebens sich beklagen.

•

Suchst Du Trost in eig'ner Pein,
Mußt Du and'rer Tröster sein.

Ewald Silvester.

Charles Baudelaire.

Von Stefan Zweig.

„Giebt Leute, denen von Geburt aus ein ander Natur und Beschaffenheit gegeben ist, als den Übrigen; haben ein größer Herze und hurtiger Blut, wünschen und verlangen mehr, begehren stärker und ihre Sehnsucht ist wilder und brennender als wie sie der gemeine Adelshaufen hat. Sind flugs wie Sonntagskinder; ihre Augen sind offener, ihre Sinne alle sind subtiler in ihren Empfindungen. Des Lebens Freud und Lust, die trinken sie mit ihren Herzenswurzeln, dieweil die Anderen, die greifen sie nur mit ihren groben Händen. Aber Wollust an Schönheit, Wollust an Pracht, in allen Teilen so man benennen kann, Wollust an den innersten Bewegungen des Gemütes, Wollust an den geheimen Trieben und Gedanken, so der Mensch selber niemalen recht begreifen kann, all dies, was für Andere, wenn sie müßig sind, zu armseliger Kurzweil dienet oder widriger Schlemmerei, das ist für ihre Seelen Heilkunst und köstlicher Balsam."

Die Worte sind aus Jens Peter Jakobsen. Sti Hög sagt sie der Maria Grubbe, deren innerstes Wesen er damit enträtseln will. Aber sie gelten allen Einsamen, allen Leidenden, sie könnten für Charles Baudelaire, den großen Dichter der französischen Décadence, geschrieben sein. Denn er repräsentiert das verfeinerte raffinierte Individuum, in dem sich die sensitive Schwäche und Depravation einer kranken Kultur in tausendfachen Nuancierungen widerspiegelt. Sein Nervensystem ist ungemein feinfühlig. Er empfindet die verzitterndsten Sinnessensationen, die in den Tiefen strömen und zu denen nicht mehr der Intellekt, sondern nur ein geschärfter Instinkt führt, mit fast krankhafter Genauigkeit und reproduziert sie mit rücksichtsloser Schärfe. Und diese „psychical impressions" wie sie Allan Edgar Poe, sein großer Meister, nannte, blühen bei ihm zu erotischen, betäubend duftenden Blüten auf, die jedes Geschehen in ihren schwülen Rausch verweben. So ist er wie wenige befähigt, den leise verfliegenden, atembangen Hauch der „richesses intimes", der über den Alltagsdingen schwebt, einzufangen und ihm künstlerischen und subjektiven Ausdruck zu verleihen.

Durch diese gesteigerte psychologische Aufnahmsfähigkeit und die Plastik seiner Reproduktion wären bei Baudelaire alle Voraussetzungen einer ästhetischen und subtilen Filigrankunst gegeben. Aber Nietzsches lebenswahres Wort: „Was wir nicht sind, das ist uns Gott und Tugend", erfüllt sich an ihm. Wie jeder Dekadent, wie jede weichliche, leicht reizbare Natur, empfindet er Schauer der Bewunderung für sein polares Gegenspiel, für das Grandiose, Titaneske und selbst für das Brutale. Er liebt die Kunst der großen Linie, Lady Macbeth, Michel Angelos machtvollste Figuren überwältigen ihn. Und so sucht er auch im Leben seine Ideale nur im Kraftvollen, Regierenden, Revoltierenden, in allem, was sich auslebt und zur Geltung bringen will. Die Seele eines Renaissancemenschen lebt in ihm, die die Kraftentfaltung um ihrer selbst willen, den starken von ethischen Tendenzen ungehemmten Naturtrieb auch in den unsinnigsten Ausschweifungen bestaunt und verehrt. Jedem von der Alltagsmoral Verfluchten weiß er ein Segenswort und in einem wilden Gedichte erhebt er seine betenden Hände zu Satan, der Incarnation alles innerlich Großen und Gewaltigen. So baut sich in diesem Buche „Les fleurs du mal" eine geniale Moraltheorie des Bösen und Verfluchten auf, die das Evangelium des ewigen Gottes verkünden will, der bald Satan, bald Kain ist und der einst das Reich des Erlösers zerschmettern wird. Und mit eherner Konsequenz verteidigt Baudelaire alle Schattenseiten des Lebens, er weiß dem Laster in seiner niedrigsten Form stets eine geheime Schönheit abzuzwingen und so eine Umwertung aller ästhetischen Begriffe zu vollbringen. Mit unverkennbarer Absicht stellt er jedem geläufigen Ideal ein eigenes entgegen und ersetzt so einseitige Schwerfälligkeit durch einseitige Übertriebenheit.

Wie in einem Hohlspiegel gesehen, zieht das Leben vorbei. Die Gestalten sind genau erkennbar, aber unproportioniert und grandios verzerrt, ein wilder Hexensabbat verwirrter Begriffe. Von dem Bilde der Frau löst er nur die Züge los, die ihn interessieren, den rückständigen Rest des Guten und Wertvollen sucht er zu verdecken. Das Weib ist für Baudelaire — generell genommen — nur eine brünstige Bestie, die in schweigender Gier die Kräfte der Menschheit verzehrt. Er liebt die Frauen, welche kalt und verschlossen lächeln, aber innerlich nach den gemeinsten Lüsten lechzen und die Schönheit in ihrer tiefsten Form findet er erst in der Vermengung mit dem Grauenhaften, denn das Morbide, Krankhafte

zieht ihn an, er verehrt den haut gout, der eigentlich schon Fäulnis ist. Seine weiblichen Ideale entbehren darum durchaus der Alltäglichkeit, sie sind junonische Riesengestalten, unfruchtbar und lasterfahren, verkommene Dirnen, Mulattinnen — perverse und inkonsequente Leidenschaften, die sich nach Lombroso-Nordau auch in sein Leben verirrten, besonders die Negerin. Aber dennoch war sein Verständnis für Frauenschönheit von unglaublicher Feinheit, und es giebt wohl wenige Dichter, welche die geheimen, ganz leisen sexuellen Reize, die einer Frau entströmen, so subtil und verehrungsvoll erfaßt haben. Wenn Baudelaire den sanften Duft schildert, der aus gelösten Locken fließt, oder den heimlichen, sinnlichen Klang, der in der Stimme verschwebt, oder wenn er die berückende Grazie eines rhythmischen Vorbeigleitens in die letzten Bewegungen auflöst und mit schmiegsamen Bildern und Versen begleitet, so ist seine rein künstlerische Wirkung überwältigend. Er liebt die Frauen, wie er Katzen und Schlangen liebt, und wird nicht müde, ihre Vergleichspunkte anzuführen: das wiegende, unhörbare Dahinschweben, den gierigen Glanz der Blicke, die sinnliche Duftausstrahlung, die Falschheit und die wollüstigen Schmeicheleien, die plötzlich in brutale Brunst umschlagen.

Aber nicht nur in den Sexualempfindungen allein bewahrt sich Baudelaire seine merkwürdige Originalität. Von den Jahreszeiten üben die hellen, sonnigen Frühlingstage auf ihn keinen Reiz aus:

O fins d'automne, hivers, printemps trempés de boue,
Endormeuses saisons! je vous aime et vous loue —

beginnt eines seiner Gedichte, das die melancholische Schönheit der nebelgrauen Herbstabende feiert, in denen sich jeder laute Hall wie erschreckt verbirgt und nur der Wind über den Dächern schluchzt und stöhnt. Und viele seiner Gedichte gelten auch der schwermütigen Ruhe der Nacht, die tausend Bilder und Geheimnisse verbirgt und die dunklen Gefühle zu ahnungsbanger Größe heranreifen läßt. Die Empfindung einer drückenden Oede, einer jähen Todesfurcht, die beim Normalmenschen nur im Blitzlicht eines flüchtigen Sekundenspieles auftauchen, gewinnen bei ihm breite furchterfüllte Gestaltung, man glaubt in dem Gedichte „Spleen" Allan Edgar Poe zu hören und dessen überreizte Ängstlichkeiten.

Aber sein blinder Sensualismus umklammert nicht nur die klaren und einfachen Gefühle des Lebens; Baudelaire liebt die wilden Extasen der Sinne und seine reiche Phantasie trägt ihn oft zur Hallucination. Er irrt gerne in der schwankenden Dimension, die Traum und Leben scheidet, und kein Mittel ist ihm zu gering, das seine Empfindung zu dieser Höhe des seligsten Sinnenrausches emporträgt. Mit den Bildern von Hogarth hat Theophile Gautier die pittoresken Schöpfungen Baudelaires verglichen, in denen er den Wein und seine Wirkung feiert. Und der künstlich gesteigerten Nerventhätigkeit im Opium- und Haschischrausche gilt ein eigenes Buch „Les Paradis artificiels," das mit Grundlegung eines englischen Werkes die Traumlandschaften dieses narkotischen Schlafes schildert. Baudelaire sucht den tiefsten, letzten Genuß, der schon dem Irdischen entflieht, „la sensation jusqu'à l'extrême limite jusqu'à cette mystérieuse porte de l'Infini à laquelle il se heurte, mais qu'il ne sait pas ouvrir." Hinter aller Leidenschaft steht als des Lebens letzter Sinn der Tod. Aus jedem Worte tönt ein Klang seiner Harmonie, die farbigsten Bilder werden abgetönt durch das dunkle Grau des Todes, dessen notdürftiger Vorhang sie sind. Und in die meisten Liebesgedichte Baudelaires hat sich dieser Gedanke versteckt, der erst im Ausklange, als grauenvolle Pointe seine drohende Faust erhebt.

Durch diese interessante Subjektivität der Lebensspiegelung ist Charles Baudelaire jene unverrückbare Stellung in der Litteratur gesichert, die gleichzeitig den Ausgangspunkt der sogenannten „satanistischen Dichtung" bedeutet. Nicht die Konfiskation der „Fleurs du mal," dieses Buches, das kühn und rücksichtslos — „révoltant comme la vérité" wie Barbey d'Aurevilly schrieb — ein grelles Licht in gern verheimlichte Gefühle warf, hat seinen enormen Erfolg begründet. Denn die grausame Kritik, die Baudelaire nicht nur an der landläufigen Moral übte, ebenso wie der glühende Flagellantismus, mit dem er seine eigene Wollust an den Pranger stellt, ergibt noch nicht die historische Bedeutung dieser Konfession. Man hat versucht die „Fleurs du mal" und ihren Erfolg als spontanen Rückschlag auf den Romanticismus zu begründen, aber es wird wohl vergeblich sein, eine so komplicierte Wesenheit aus einer dominierenden Ursprungsquelle motivieren zu wollen, denn die verschiedenen Einflüsse, deren Spuren sich noch deutlich zurückführen lassen, sind jeder für sich bedeutungsvoll und charakteristisch. Am deutlichsten hat wohl die Übersetzung des großen Amerikaners Allan Edgar Poe gewirkt, die den trüben Schatten auf Baudelaires Dichtung vorauswarf. Die Vorliebe für das Exotische und Orientalische erklärt sich aus den Reisen nach dem Archipel, die er als junger Kaufmann unternahm, und die fast krankhafte Angst vor dem Normalen „la peur d'être trop commun", die ihm Sainte-Beuve vorwirft, war nicht blasiertes Dandytum, sondern nur ein Reflex seines zerrissenen, überreizten Seelenlebens. Und Zerrissenheit, Ungleichheit und Gegensätzlichkeit, das charakterisierte sein innerstes Wesen, das an einem unüberbrückbaren Widerspruche zwischen seiner Persönlichkeit und dem modernen Milieu krankte. Er war Pessimist und Schopenhauerianer, ohne je eine Zeile des deutschen Philosophen gelesen zu haben.

Die gesteigerten Anforderungen eines übertriebenen Raffinements ließen ihn sich fremd erscheinen in einer gleichgültigen Zeit, die ihm selbst mit ihren künstlichsten und verborgensten Genüssen keine Befriedigung bieten konnte und so erwuchs in Baudelaire langsam die

bleierne Langweile des überreizten und doch kraftlosen Kulturmenschen, die nur noch in künstlichen Paradiesen, im willkürlich erzeugten Rausche sich vergißt. Selbst die Kunst konnte ihm nicht mehr — etwa wie Flaubert, der sich aus Verzweiflung an der realen Welt eine Welt der Litteratur schuf — Erlösung bieten, in seinen Tagebüchern versteigt er sich sogar einmal zu dem brutalen Satz: „L'amour, c'est le goût de la prostitution. Il n'est même pas de plaisir noble, qui ne puisse être ramené á la prostitution. Qu'est-ce que l'art? Prostitution . . . .“ Und nur eine Sehnsucht klingt mehr in ihm, nach Frieden, Ruhe, Schlafen — nach Nirwana. Er, der den wilden Ausbruch der Leidenschaften in den grellsten Farben gezeichnet hat, gelangt schließlich selbst zur Willensverneinung in seinen Dichtungen, er läßt den Schmerz nicht mehr heißströmend vertoben, sondern versteinert ihn in einer kalten, unnahbaren Form. Nur vereinzelt bricht ein Naturlaut, ein Überquellen einer unsagbar leidvollen Empfindung jäh und unvermittelt durch, am wildesten in dem Aufschrei der Verzweiflung: „Mon coeur est un palais flétri par la cohue“ im Gedichte „Causerie“. Aber dann verhallt wieder der Klang und das drängende Leid, das sich von jeder Seite des Buches abhebt, blinkt nicht mehr nackt und heiß, sondern kleidet sich in wehmütighallende, correcte Strophen, die ruhig und kühl dahinschreiten, wie griechische Epheben, die die Stufen des Tempels emporwallen. Man lese das wundervolle Gedicht „Recueillement“:

Sei weise, Du mein Schmerz, und laß' Dein irres Stöhnen,
Der Abend war Dein Wunsch. Und sieh', er ist schon hier.
Ein Dunst umhüllt die Stadt mit matten Farbentönen,
Der Glanz des Friedens und die Trauer wacht in ihr.

Indeß die andern feilen Sklavendiensten fröhnen,
— Denn ohne Mitleid peitscht sie wilde Sündengier —
Und bitt're Reuetropfen nur ihr Mühen krönen,
Gieb Du mir Deine Hand, mein Schmerz, und komm mit mir.

Im Grund der Fluten wiegt sich lächelnd das Bedauern,
Und träumend neigen sich von hohen Wolkenmauern
Die toten Jahre im verblichenen Kleid herab.

Fern unter einer Brücke will der Tag vergleiten,
Und sieh! ein dunkler Schleier auf des Toten Grab,
Naht schon die Nacht, und sacht hörst Du ihr Schreiten. —

In diesem Gedichte offenbart sich die eminente Technik Baudelaires auf's glücklichste. Seine Form bedeutet einen Übergang, der von den klassisch-strengen Parnassiens zu den Symbolisten führt. Die eherne Struktur ist ein Erbteil Viktor Hugos, aber der Schöpfer der „Fleurs du mal“ hat sie verdichtet, musikalisch nüanciert und in ihr alle die geheimen Formreize angedeutet, die dann später bei Stéphane Mallarmé und der in Deutschland sich parallel entwickelnden Kunstrichtung Stefan Georges zum selbstgenügsamen Formalismus führt, der nicht im gedanklichen Thema die Stimmung auszulösen sucht, sondern in der Anordnung, Wahl und Verwertung der Worte. In seinem Gedicht „La beauté“ hat er zuerst die hundertfach variirte Formel dieser Artistenkunst gegeben: „Je hais les mouvements, qui déplacent les lignes“ und ihm ist diese Unbeweglichkeit und schroffe Majestät der Strophen so gelungen, daß seine Verse die eherne Kälte einer Statue haben und die klaren kraftvollen Linien eines Bildes, ohne deshalb auf phonetische Reize zu verzichten. Diese echt künstlerische Freude an der Form hat ihn manchmal zu Reimspielen verleitet, so in „Invitation au voyage“, „Le jet-d'eau“ oder dem vierstrophigen Gedichte „Harmonie du soir“, das auf zwei Reimen balanziert, aber er hat auch Verse von meisterhafter Ruhe geschaffen, so das berühmte Gedicht „Don Juan aux enfers“, wahrhaftig „un groupe en marbre blanc et noir“ wie Barbey d'Aurevilly sagte.

Interessant ist auch Baudelaires Metaphernschatz. Seine Bilder sind immer originell und von einer wilden Großartigkeit, aber sie sind nicht zu abwechslungsreich. In ihnen zeigt sich vielleicht am deutlichsten die eigentümliche Sterilität des Dichters, der nicht aus einem unbegrenzten Gebiete schuf und schöpfte, sondern einen engen Kreis mit Sorgfalt bestellte. Nur so ist auch die zahlreiche Doppelbehandlung des gleichen Themas in den Versen und Prosagedichten zu erklären, denn die geistige Unproduktivität des Dichters war sicher kein Talentmangel, sondern markiert wieder deutlich das Fehlen der konzentrierten Energie. Am liebsten entlehnt er seine Vergleiche der düstern Umgebung des Todes. Die Nacht erscheint ihm wie ein weites, wallendes Grabtuch, das sich schwer über das düstre Land legt, die Kühle des Abendwindes empfindet er als dumpfen Hauch, der aus Grüften steigt, ein brennender Schmerz nagt wie Würmer, die an der Leiche zehren. Oder gerne zieht er die Gegenstände des katholischen Ritus herbei; der Himmel ist wie eine Kirche tief und still, die Wälder brausen wie Orgeln, der Sturm singt ein „De profundis“, die Blumen duften wie Weihrauchbecken, eine Erinnerung leuchtet wie ein geweihter Kelch. Es ist wohl keine Zufälligkeit, die diese Bilder zusammendrängt, sondern hier zieht sich das geheime Band, das Baudelaire noch immer mit der Romantik verbindet. Die Romantiker, insbesondere in Deutschland, haben immer in ihrem dunklen, mystischen Bedürfnis das geheimnisvolle Gepränge des katholischen Ritus bestaunt, ihre Religiosität galt nie der Kirche, sondern dem Übersinnlichen, das sich in tausend Formen verschleiert und der Seele in dumpfen Ahnungen verkündet. Und auch Baudelaires Frömmigkeit ist keine Religiosität, nur ein kindliches transcendentales Bedürfnis. Oder darf man es für ernst nehmen, wenn er in seiner Haltlosigkeit auf einen Papierzettel schreibt: „Je me jure à moi même, de prendre désormais les règles suivantes pour règles éternelles de ma vie: faire tous les matins ma prière

à Dieu, réservoir de toute force et de toute justice à mon père, à Mariette et à Poe comme intercesseurs, les prier de me communiquer la force nécessaire pour accomplir tous mes devoirs et d'octroyer à ma mère une vie assez longue pour jouir à ma transformation; travailler toute la journée ou du moins tant que mes forces me le permettront." Diese Religiosität ist doch etwas zu sehr verwandt mit der des Paul Verlaine, der im Absinthrausch in die Kirche kam und dort glühende Gebete an Maria lallte. Man darf sie für nicht mehr nehmen, als die Sehnsucht nach Mystik und Erdflucht, als einen jener wirren Träume, deren Baudelaire so viele in seinem „spleen" gegeben hat, wo die Bilder schon hallucinatorische Gewalt bekommen und die Schranken einer ästhetischen Wirkung rücksichtslos durchbrechen. Überhaupt ist er oft gewaltsam und unkünstlerisch in seinen Metaphern. Von einer tanzenden Frau singt er z. B.

Sous le fardeau de ta paresse
Ta tête d'enfant
Se balance avec la paresse
D'un jeune éléphant.

Oder in dem furchtbar krassen Gedicht: „La carogne":

„Les jambes en air, comme une femme lubrique
Brûlant et suant ses poisons
Ouvrait d'une manière nonchalante et cynique
Son ventre plein d'exhalaisons."

eine Stelle, die an naturalistischer Gewalt in der Weltlitteratur ihresgleichen sucht und die Baudelaire wohl selbst in ihrer rücksichtslosen Kühnheit empfunden hat, denn „la carogne" ist eines der wenigen Gedichte, wo er sich schließlich zu einer optimistisch-transcendentalen Weltanschauung durchringt und die Verse in reingestimmter Harmonie verklingen läßt.

Zu seiner Charakterisierung stellt man Baudelaire besonders gerne in Deutschland mit seinem kongenialen Zeitgenossen Paul Verlaine zusammen, obwohl ein schärferer Gegensatz kaum denkbar ist. Kaum eine flüchtige Ähnlichkeit ist vorhanden, weil es keine Vergleichspunkte zwischen dem naiven und dem bewußten Dichter gibt. Und Baudelaire war zu viel Gehirnmensch, zu viel Beobachter, um naiv zu sein, es ist viel zu viel berechnendes und pointiertes Litteratentum in seiner Dichtung, als daß sie als echter und unmittelbarer Ausstrom einer Persönlichkeit genommen werden könnte, wie die Lieder aus den „Fêtes galantes" und „Sagesse." Baudelaire hat die Menschen von je nur durch den Spiegel der bewußten Beobachtung gesehen, und das berüchtigte Wort des Mallarmé: „Le monde est fait pour aboutir à un beau livre" könnte schließlich auch von ihm gesagt sein. Und auch die Tendenz seiner Dichtung war eine wesentlich andere, denn der exklusive und soignirte Aristokrat, der seine Verse doch in letzter Linie auf starke Wirkung gravitierte, hat nichts gemein in seiner vornehmen Zurückhaltung mit dem genial-perversen Zigeuner Paul Verlaine, der auf Landstraßen vagabundierte, im Gefängnis saß und den tiefsten Schmerz seiner Seele achtlos als wundervolle Bekenntnisse in die Welt warf. Und nur im letzten verborgensten Grunde berühren sich wieder die Wurzeln ihrer Wesenheiten: in der kulturmüden Sehnsucht des Individuums, das sich einer entnervten, dekadenten und kranken Zeit vergebens entringen will, weil es sich als ihr ureigenstes Kind fühlt und als ihr getreuestes Spiegelbild.

Nicht nur am Tag . . .

Nicht nur am Tag, dem herben,
Der ihrer Augen Lider
Zudrückt, Geliebte sterben
Dem Herzen immer wieder.

Wenn nun der Lenz erglommen,
Des Leides Wunde heilte,
Was kann die Freude frommen!
Nun starb erst, der sie teilte.

Dem Du mit heißen Qualen
Gefolgt zum Friedhofsschatten,
Du wirst ihn noch dermalen
Auch Deiner Lust bestatten.

Legst neuen Glückes Scherben
Am alten Hügel nieder;
Verlor'ne Lieben sterben
Dem Herzen immer wieder.

Albert Braselmann.

Mein Reich.

Ich bin von königlichem Stamme,
Ich bin mir Gott und Mensch zugleich —
Ich trage Rosen statt dem Lamme —
Mein Reich die Welt, die Kunst mein Reich.

Dort schlag ich täglich tausend Feuer
Mit rascher Hand aus rauhem Stein,
Dort singt allabendlich ein scheuer
Traumvogel meine Seele ein.

Mit meinen weißen, weichen Händen
Pflück' Rosen ich vom Strauch zur Nacht,
Sie meinem König froh zu spenden,
Wenn mir die Gunst der Liebe lacht.

Ich bin von königlichem Stamme,
Ich bin mir Gott und Mensch zugleich!
Ich trage Rosen statt dem Lamme —
Mein Reich die Welt, die Kunst mein Reich.

Maja Matthey.

Die Erbgräfin.

Erzählung von Georg Bormann.

(Fortsetzung.)

Am Horizont erglomm in langhingezogenen Streifen das erste Frührot; höher am Himmel lagerten noch die grauen Schleier der Nacht, da stand schon die Erbgräfin in ihrem Zimmer an demselben Fenster, an dem sie in jener Nacht gestanden hatte, die ihr jenes irreführende Traumbild gebracht. Irreführend? — Ja, aus ihrem eigenen verworrenen Innern war es emporgestiegen.

Das erschütternde Ereignis der letzten Wochen, von dem sich ihre Gedanken nicht losreißen konnten, lag in seinen Ursachen und Folgen klar vor ihren Augen; sie brauchte ja nur die Mitteilung der Alten, den Bericht des Försters und die Spanne Zeit in Erwägung zu ziehen, in der sich alles zugetragen. Sie strich sich nicht weg aus diesem Drama. Nein, um alles in der Welt nicht! Klar wollte sie sehen, wahr wollte sie sein, und wenn sie daran zu Grunde ginge. Ihre ganze tapfere, stolze Natur schrie nach Wahrheit. Und dabei kam sie über zweierlei nicht hinaus: Sie war strafbar geworden, als sie damals vor dem Bilde in überwallender Stimmung sich zu ihm gebeugt hatte; sie war ebenso strafbar dafür, daß sie, einer unbegreiflichen Verwirrung und vielleicht Laune folgend, auf dem Schloßberg sich von ihm wandte, als ob sie ihn nie gekannt. Wohl kroch auch eine niedrige Stimme an sie heran und zischelte: Was machst Du Dir für Gedanken? Das ist ja nichts; das bedeutet ja nichts. Was geht Dich dieser willkürliche Zusammenhang von Ereignissen an, an dessen Ende zufällig der Tod eines Menschen steht. So aber konnte die Stimme nur einmal sprechen; der ganze Ernst der Erbgräfin erhob sich gegen sie und erstickte sie für immer. Sie wußte, niemals würde sie an die weinende Marie, niemals an die alte Mutter, nie an das stille Gesicht des Toten denken können ohne Schuldgefühl. Ob sie schuldig war oder nicht, darüber konnte nur sie befinden, niemand sonst. Und Schuld verlangte Sühne, und sie wollte sühnen.

Wenn sie das schreckliche Ende hätte ahnen können, als die erste Bekanntschaft mit ihm und seinem inneren Dasein so rein, so beglückend anhob! Nein, das wollte sie sich auch jetzt nicht als Schuld anrechnen: Sie hatte mit leuchtenden Augen in jene fremde, schöne Welt gesehen, die er ihr aufgethan. Ihre Schuld hatte erst da begonnen, wo sie ihm ihr Herz schenkte. Ja, jetzt da er tot war, gestand sie sich's. — Sie hatte ihre Empfindungen nicht gezügelt, da sie ihr rein erschienen. Dadurch hatte sie aber in schon bestehende Beziehungen eingegriffen, die ihr recht gut bewußt waren. Und als ihr das in einem verhängnisvollen Augenblick zu schärfster Erkenntnis gekommen — da hatte sie das Unheil erst recht herbeigezogen.

Wie die Erbgräfin so stand, war die Sonne immer höher gestiegen, und die geliebte Landschaft zu ihren Füßen trat aus den grauen Schleiern ihr entgegen wie das Antlitz einer geliebten Freundin. „Nimm mich hin und behalte mich," sprach sie leise und ihre Thränen strömten; „nimm mich hin, und verlaß mich nicht, wie ich Dich nicht verlasse. Nur so kann ich wieder Frieden finden für meine Seele!"

Dann dachte sie an den Preis, mit dem sie diesen Entschluß bezahlen mußte. „Sühne," antwortete sie dumpf, „Sühne!" Aber sie glaubte auch zu wissen, daß, wenn sie dem Grafen nun ihre Hand reichte, aus dem eben geschlossenen Grabe für Tausende dort unten Segen entsprießen konnte. Sie glaubte zu wissen, daß, wie sie jetzt hier stand, sie eine Bedeutung für die Zukunft dieses geliebten Bodens haben werde, ja, daß sie nun dazu bestimmt sei, dies eine und nur dies eine noch zu erfüllen. Und an der Schwere der

Opfergabe erkannte sie die Wahrhaftigkeit dessen, was sie jetzt bewegte und, trotz allen Schmerzes, doch auch wieder emporhob.

Noch an demselben Vormittag trat sie in das Kabinett des Reichsgrafen und teilte ihm mit, sie habe sich entschlossen, die Werbung des Grafen Ebersberg-Seeheim anzunehmen.

* * *

In der Barbierstube des Herrn Hawlitzki am Markt in Ebersbach war Feierabend; auch Karl, der Gehilfe, war schon fort, nachdem er alles für den morgenden Tag vorbereitet. Herr Hawlitzki steckte noch mal den Kopf zum Fenster hinaus. Ebersbach war schon schlafen gegangen, nur ein paar Fenster auf dem Schloß sahen noch in die Nacht hinaus; unten hörte man keinen Fuß mehr auf der leeren Gasse schallen. Nun machte es sich Herr Hawlitzki bequem, zog sich Schlafrock und Pantoffeln an und wollte sich eben aus der Barbierstube in das danebenliegende behagliche Wohnzimmer zurückziehen, als er noch jemand das Haus betreten hörte. Unwillig wandte er sich zur Thür. Da öffnete sie sich schon, und das hübsche, aber auch jetzt ängstliche Gesicht der Ursel Grizonka erschien in dem Lichte der Hängelampe. Der Barbier stand mitten in der Stube; seine Miene hatte sich, als er seinen späten Besuch erkannte, sofort aufgehellt. „Komm nur herein, Ursel,“ sagte er freundlich und führte seinen Besuch in das Wohnzimmer. „Hast Du Zahnschmerz oder Reißen, daß Du noch so spät kommst?“

„Ach, wenn's nur das wär'!“ antwortete die Botenfrau, und ihre Augen liefen rings in der Stube umher, „es ist des Kerls, des Praszka wegen.“

Der Barbier horchte auf: „Des Praszka wegen? Ja, ja, Du warst auch mit in die Sache hineingekommen. Sag' mal, wie ist das denn eigentlich gewesen?“

„Ach,“ klagte die Grizonka, „was hab' ich schon für Angst um den liederlichen Kerl ausgestanden! Stirbt da die alte Fritschen, die bei mir im Hause wohnt, und wird begraben. Der Müller, dem's Haus gehört, sagt zu mir, wenn ich jemand wüßte, der die Stube haben wolle, sollt' ich's ihm sagen. Aber es kommt keiner. Da ist der Praszka mit einmal da und sagt: ‚Du, ich möcht' mal 'ne warme Stube haben und ordentlich ausschlafen. Die Nächte werden schon kalt, und ich hab' jetzt kein gutes Logis.‘ Ich sag' nur: ‚Geh' hin, wo Du willst; ich hab' keinen Platz für Dich.‘ Da lacht er und spricht: ‚Gans, die Alte ist doch gestorben. Heiz' die Stube und mach' ein Bett; heut abend bin ich da. Aber wann Du nicht das Maul hälst — Du weißt schon!‘ Was wollt' ich machen, wenn ich schon wußt', es würd' ein Unglück geben.

Und richtig, gerad' wie er in's Haus kommt, gehen drei aus der Glashütten vorbei und rufen hinter ihm her. ‚Du‘, sag' ich, ‚die verdienen sich auch gern 'nen Groschen!‘ ‚Laß nur,‘ sagt' er, ‚die kennen mich!‘ Aber, es war noch gar nich so lange, da waren die Grünen auch schon da. Und Du mein Gott, da hat's das Unglück mit dem Herrn Wittig gegeben, und auch noch nach dem Hof hinaus hat er geschossen; aber er war richtig auf und davon. Mich aber haben's auch festgenommen, und ich hab' viel Angst deswegen ausgestanden.“

„Na ja,“ sagte der Barbier scheinbar beruhigend, aber im Grunde nur aushorchend, „na ja, sie haben Dir doch nix beweisen können und haben Dich doch wieder laufen lassen müssen.“

„Ja,“ antwortete die Grizonka und sah ihn offenherzig an, „ich hab' auch nix mit ihm gehabt; nix als Angst und Not hat er mir wieder ins Haus gebracht, seitdem er den Fuß hergesetzt hat. Und ich hab' auch kein' Ruh eher, als bis der Kerl fortgeschafft ist.“

„Fortgeschafft?“ fragte der Barbier und horchte. „Ach so, nu wird's ihm wohl zu heiß, weil er auch noch den Herrn Wittig erschossen hat.“

Die Botenfrau nickte eifrig und holte ein zerknittertes, schmutziges Papier aus der Tasche. „Hier,“ sagte sie, „das hat mir heut der Besen-Franz aus Proklitz gebracht; ich soll's Euch geben.“

Während der Barbier aufmerksam das auf dem Zettel Geschriebene entzifferte, beobachtete die Grizonka erwartungsvoll seine immer lächelnde Miene, als hinge von seinem Ausspruch Tod oder Leben für sie ab.

Endlich schien sich Hawlitzki über den Inhalt des Papiers klar zu sein und kratzte sich bedenklich hinter die Ohren. „Ich soll dem Praszka falsche Papiere verschaffen, damit er fort kann; er will nach Amerika.“

Die Botenfrau nickte. „Nu,“ sagte sie, „Ihr könnt' es doch.“ Der Barbier hatte nämlich neben seinem Hauptberuf noch eine große Praxis für die Herstellung allerlei schwierigen Schriftwerks, Eingaben, Reklamationen bei den Behörden und dergleichen.

Er machte eine abwehrende Handbewegung: „Die Sache ist mir zu kitzlich, zu kitzlich; damit lasse ich mich nicht ein."

Die Grizonka wurde ganz blaß. Sie fing an zu weinen: „Ach Du mein Gott, dann ist's mit mir aus; der schießt mir auch 'ne Kugel vor'n Kopf."

Der Barbier beobachtete sie von der Seite. Er war so verliebt wie immer in sie, aber er hatte ihrem Verkehr mit Praszka mißtraut. Er ahnte jetzt, daß sein Verdacht unbegründet sei und lenkte ein: „Willst Du ihn denn wirklich los sein? Hast' denn nie was mit ihm gehabt?"

„Ich mit dem?" rief die Grizonka bitterböse. „Ich sagt's Euch ja, ich renn' vor ihm wie vor meinem Unglück; er ist ja aber immer hinter mir her. Schafft ihn mir vom Halse!"

Hawlitzki sah, daß sie ihn nicht betrog, und mit der Liebe erwachte jetzt die Eifersucht in ihm. Er rückte dem Mädchen ganz nah und flüsterte: „Und wenn ich ihn Dir nu fortschaffte, Du" — er stieß sie mit dem Ellenbogen, — „würd'st Du mir dann gut sein?"

Das Mädchen wußte nicht, wie diese Worte gemeint waren, und da sie es nicht wußte, drückte sie die Schürze nach wie vor gegen die Augen, ohne zu antworten. Hinter derselben aber überlegte sie schon, wie sie es machen könnte, um ihn besser zum Reden zu bringen. Seine Liebesleidenschaft aber kam ihren Wünschen zuvor.

Wieder ein Stoß mit dem Ellbogen: „Sieh' Dich doch um, Ursel, die ganze, eingerichtete Wirtschaft — sei doch nicht dumm!"

I bewahre, sie war auch nicht dumm. Sie hätte laut aufschreien mögen in freudiger Überraschung. Also ehrliche Absichten! So deutlich war er noch nie mit der Sprache herausgerückt. Instinktiv fühlte sie, die Eifersucht auf Praszka war mit im Spiele. Und immer noch die Schürze vor ihren schwarzen Zigeuneraugen, fing sie mit einem Male wieder laut zu heulen an: „'s mag schon sein, 's mag schon sein; aber erst schafft mir den Praszka vom Hals, dann wollen wir drüber reden. So arm, wie Ihr denkt, bin ich auch nicht!"

Der Barbier klopfte und streichelte sie: „Sei gut, Ursel, sei gut; den Kerl schaff' ich uns vom Hals!"

Jetzt hielt es die Grizonka an der Zeit, die Schürze wieder außer Gebrauch zu setzen. „Wie wollt' Ihr's machen, Bader?" fragte sie lauernd:

Das runde Gesicht des Barbiers lachte boshaft: „Laß mich nur machen, laß mich nur machen, ich hab's schon."

„Wie denn?" fragte sie dringend.

„Ich wer' ihm schon forthelfen," erwiderte er ausweichend. „Aber er muß selbst kommen. Heut ist Montag. Am Freitag soll er kommen."

Sie waren aufgestanden, und die Grizonka sah den Barbier fragend und nach Verständnis suchend, an.

Er stieß sie liebkosend an: „Ich muß doch alles mit ihm selbst bereden," erklärte er ernsthaft. „Du sagst ihm also: In drei Tagen soll er kommen, Freitag abend; dann soll er alles haben, was er braucht." —

An dem bestimmten Abend schloß der Barbier wie gewöhnlich um zehn Thür und Fenster. Der Gehilfe hatte sich, auf seines Lehrherrn Anweisung, nur halb entkleidet auf sein Bett gelegt, so daß er in jedem Augenblick zu errufen war. Hawlitzki selbst hatte es sich heut auch nicht so bequem wie sonst gemacht. Er stand in seiner gewöhnlichen Joppe, in der er die Kunden zu bedienen pflegte, noch an einem Tisch in der Ecke und beschäftigte sich mit zwei Flaschen, die anscheinend Branntwein enthielten. Bald roch er daran, bald hielt er sie gegen das Licht der Hängelampe, bald schüttelte er sie noch einmal. Endlich schien er mit seiner Prüfung zufrieden zu sein, schloß die eine in einen Wandschrank der Barbierstube und trug die andere in das Nebenzimmer. Als er zurückkam, setzte er sich auf das Sofa in der Ecke des Ladens, vor dem ein Tisch stand mit dem Provinzialblatt für die wartenden Kunden.

Heute wartete Hawlitzki selbst und mit mehr klopfendem Herzen als jemals einer der Kunden, die hier gesessen und einer mißlichen Zahnoperation entgegengesehen hatten. Er wartete, es schlug langsam elf von dem Turm der Johanniskirche. Von Zeit zu Zeit trieb ein Windstoß einen feinen Regen gegen die Laden; selbst der Wächter, der eben noch seinen Rundgang gemacht, hatte sich jetzt eine schützende Ecke gesucht. Wieder ein lang nachzitternder Glockenschlag — ein viertel auf zwölf! Hawlitzki wurde unruhig; er konnte nicht mehr sitzen bleiben. Da — hatte es nicht am Laden gepocht? Hawlitzki raffte sich zusammen; jetzt galt's Komödie spielen. Wenn er nur einen Augenblick aus der Rolle fiel, konnte ihn der Teufel holen. Es klopfte stärker. Der Barbier schlug den Kragen der Joppe hoch, als habe er eben das Notdürftigste angelegt, öffnete das Fenster

und fragte unwillig hinaus, wer denn noch bei so später Stunde da sei.

Und von draußen kam eine rauhe Stimme: „Nu, Franz, ich bin's, Du kennst mich ja. Öffne doch, der Wächter kann gleich wieder kommen.“

Aber scheinbar ärgerlich rief der Barbier zurück: „Ach, scheer Dich zum Kuckuck, ich will nichts mit Dir zu thun haben; ich habe mir die Sache anders überlegt.“

„Öffne doch,“ ertönte wieder bittend die Stimme Praszka's. „Wir können ja drinnen miteinander reden; ich habe Dir auch was mitgebracht.“

Jetzt bequemte sich Hawlitzki brummend und scheltend die Thüre zu öffnen, während Praszka unter die Bank vor dem Hause griff und schnell etwas über die Schwelle in den Flur zog. Als der Barbier die Thür wieder verschlossen und verriegelt hatte, kamen aus einem Sack ein Reh und die Hälfte eines solchen zum Vorschein. Die andere Hälfte war unten bei der Grizonka geblieben.

Der Barbier that, als achtete er nicht darauf, und beide Männer betraten die Stube. Praszka hatte sich auffällig verändert. Man sah die Spuren seiner unregelmäßigen, unsteten Lebensweise in seinen hohlen Augen und eingefallenen Zügen, Haar und Bart waren verwildert, die Kleidung schien durch die Witterung und den andauernden Aufenthalt im Freien stark mitgenommen. Ehe er auf dem Sofa Platz nahm, warf er einen spähenden Blick durch den Raum, ja seine Sinne waren auf das unbedeutenste Geräusch draußen und in der Nebenstube gespannt. Er fühlte sich keineswegs sicher und vergaß nicht, seine Büchse, die, als er den Mantel abgeworfen, zum Vorschein kam, neben sich an den Tisch zu stellen.

Nach einer Weile fing die angenehme Wärme des Zimmers an, ihn zu beleben, und er begann von seiner Angelegenheit zu reden. Der Barbier beschränkte sich darauf, ihm zuzuhören, wie er seinen Plan, zu einem Seeplatz zu gelangen, entwickelte, verhielt sich aber nicht mehr ablehnend, ihm die nötigen Papiere zu verschaffen und gewann das Zutrauen des Wilderers noch mehr durch die Mitteilung, daß der Förster Jahn seinen, des Barbiers Bruder, auch unglücklich gemacht habe, daß er nun „sitzen“ müsse.

So redeten sie hin und her, oft ganz Nebensächliches. Bei Praszka kam trotz seines Zustandes und der Verzweiflung, die hin und wieder durchbrach, doch immer die alte Ruhmredigkeit zum Vorschein. Es schlug zwölf, es schlug eins, der Wächter hatte schon wieder seinen Rundgang beendet, da schickte sich endlich Praszka zum Aufbruch an; es schien ihm schwer, sich von dem warmen, erleuchteten Raume zu trennen. Als noch einmal verabredet war, daß Hawlitzki in den nächsten Tagen durch die Grizonka Bescheid geben lassen wolle, warf der Barbier hin: „Na, noch 'ne Cigarre mit auf den Weg?“

Praszka blieb stehen: „Ja, gieb her, Franz, ich hab' lange nicht geraucht.“

Der Barbier öffnete einen Wandschrank, woraus, wie Praszka wußte, auch die Kunden bedient wurden. Neben einer Anzahl Cigarrenkisten stand eine Flasche mit ein paar Gläsern. Hawlitzki kramte längere Zeit unter den Kisten herum, so daß der Gast Muße hatte, den Inhalt des Spindes zu übersehen: „Hast Du da einen Schnaps?“ fragte er begehrlich, „die Nacht ist heut infam kalt.“

„Nicht den,“ antwortete der Barbier verächtlich, „der ist bloß für die Kunden. Da drin“ — er zeigte nach dem Wohnzimmer — „hab' ich was Besseres.“

Sofort regte sich das Mißtrauen bei dem Wilderer: „Laß nur, der ist mir gerade recht, den kenn' ich schon.“

„Wie Du willst,“ erwiderte der Barbier in gleichgültigem Tone, „aber setz' Dich doch noch den Augenblick.“ Er schenkte ein ansehnliches Branntweinglas voll und stellte es neben eine halbgeleerte Cigarrenkiste auf den Tisch. „Steck Dir noch ein paar ein,“ sagte er anscheinend gutmütig.

Praszka folgte der Aufforderung, zündete sich eine Cigarre an und stürzte den Branntwein hinunter. Das schien ihm gut zu thun; er legte die Arme behaglich auf den Tisch und prahlte, er habe in den letzten Monaten allein zwanzig Hirsche geschossen. Dann aber wurden die Worte immer langsamer, und mit einem Male fiel er wie todmüde mit dem Kopfe auf die untergelegten Arme. Der in dem Branntwein enthaltene Schlaftrunk hatte seine Schuldigkeit gethan.

„Mach dir's doch bequemer,“ sagte Hawlitzki hinzutretend und schob den schon Bewußtlosen in das Sofa hinein. Dann eilte er zu dem Gehilfen hinaus und weckte ihn: „Karl, schnell! Lauf, was Du laufen kannst, zum Amtsvorsteher 'nüber; sie warten schon. Du weißt ja Bescheid. Aber sage, sie möchten sich beeilen, ich

Hände sonst für nichts." Das rief der Barbier noch mit vor Aufregung zitternder Stimme dem davonstürmenden Gehilfen nach; dann zog er sich selbst, Praszka's Büchse an sich nehmend, in die Schlafkammer zurück, deren Ausgangsthür er halbgeöffnet ließ, um von hier aus den anscheinend tief Schlafenden zu beobachten. Das Herz schlug ihm doch bis zum Halse. Wenn nur alles glatt abging!

Die Minuten dehnten sich dem Wartenden zur Ewigkeit. Endlich hörte er draußen Schritte, die Flurthür öffnete sich, und auf den Fliesen klang das leise Aufstoßen eines Säbels. Dem Barbier fiel eine Centnerlast vom Herzen. Er stieß die Kammerthür auf: „Hier herein!"

Im nächsten Augenblick traten in die Barbierstube der Gendarm und zwei bewaffnete Forstbeamte. Hawlitzki deutete schweigend nach dem Sofa. „Den Tisch fort!" befahl der Gendarm. Im Nu war das hinderliche Möbel leise erfaßt und fortgehoben. Der Beamte legte dem noch immer Unbeweglichen Fesseln um Hände und Füße. Dann rüttelte er ihn stark und rief ihm kräftig zu: „Nun, Praszka, es ist Zeit; Ihr habt genug geschlafen!"

Der so unsanft Ermunterte schlug die Augen auf, und obwohl ihm noch dumpf im Kopf sein mochte, übersah er doch sofort die Situation. Er sprach kein Wort, sondern ließ die Augen nur finster von einem zum anderen schweifen.

„Praszka, Ihr seht, es nutzt Euch nichts mehr. Wollt Ihr gutwillig folgen, dann nehme ich Euch die Fußfesseln ab."

Der Gebundene, der mit seinen hohlen Augen, mit seinem jetzt noch verwirrteren Haar und Bart bemitleidenswert aussah, nickte stumm vor sich hin.

Der Gendarm entledigte ihn der Fesseln an den Füßen, so daß er aufstehen konnte: „Ihr seid wohl böse auf Hawlitzki?" fragte der Beamte. Der Wilderer streifte den Barbier mit einem verächtlichen Blick. „Das Weib, das Weib!" knirschte er. Dann ließ er sich ohne Widerstand abführen.

(Fortsetzung folgt.)

Ahnung.

Geht die Sonne meines Glücks zur Rüste?
Dunkler schon wird meines Lebens Küste —
Klingt mir's nicht wie fernes Stürmegrollen
Und wie nahendes Gewitterrollen?

Ach, wie war ich selig und geborgen!
Schöner lachte jeder neue Morgen,
Und ein tiefempfundenes Entzücken
Durfte mich zu Götterhöh'n entrücken!

Willst Du, Sonne, wirklich mir versinken,
In der Schmerzen Meeresflut ertrinken? . . .
Dunkel überschleicht des Lebens Küste,
Und mit Dir geht all' mein Glück zur Rüste

Alexander Pache.

Frühling.

Nun prangt die Welt im Feierkleid —
Mit Blüten rot und blau
Hat sich Ihr grün' Gewand bestreut
Natur, die liebe Frau.

Maikäferlein fliegt durch den Tann
Und surrt ein fröhlich' Lied,
Weil Mutter Erde's Bräutigam,
Der Lenz, die Welt durchzieht.

Zaunkönig jubelt laut am Hang
In Blüten steht sein Reich
„Gestrenge Herrn regier'n nicht lang —
Ich sagt' es ja doch gleich."

Die Bäume staunen rings im Kreis
Ob all der Herrlichkeit,
Indeß auf ihre Häupter leis
Ein Schwall von Blüten schneit. . .

Heinrich Becker.

Am Fenster.

Aus dem stillen Dämmer meines Zimmers
Sucht mein Blick den tiefgefärbten Himmel,
Froh des rosenroten Abendschimmers
Auf der Wolken flockigem Gewimmel.
Aber mählich fließen blaue Tinten,
Daß die Wolken violett erscheinen,
Und nur noch die höchsten Ränder hinten
Letzten Widerschein in sich vereinen.

Und schon seh' ich im Gezweig der Rüstern
Wie im Netz die schmale Sichel hängen,
Licht das gelbe Faungesicht, das lüstern
Boshaft schielt nach dunklen Laubengängen.
Noch sind keine Sterne angezündet.
Durch die Stille nur Geläut der Glocken,
Das dem Müden Feierabend kündet. —
Tiefe Stimmen, die die Seele locken.

Richard Scharf.

Berliner Theater.

Von **Karl Emil Franzos.**

III.

Hermann Sudermanns Drama „Es lebe das Leben" ist von der Berliner Kritik — so weit ich es verfolgen konnte, von der Kritik überhaupt — nicht eben zart angefaßt worden. Einige haben es gelobt, Mehrere kühl behandelt, Viele arg mißhandelt. Das Publikum hat sich nicht viel daran gekehrt und füllt hier wie anderwärts das Theater, so oft das Stück angesetzt wird. Wer hat da nun Recht, das Publikum oder die Kritik? Es liegt nahe, diese Frage zu stellen, aber gar so berechtigt, wie es dem flüchtigen Blick scheinen möchte, wäre sie nicht. Gute Theaterstücke, in denen der Zuhörer durch läßliche Mittel amüsiert oder gespannt wird, sind eine gesuchte Ware; wo das Publikum sie findet, da kauft es sie gerne, ohne sich über die litterarische Bedeutung Sorgen zu machen. Die Kritik aber hat sich ein Drama auf seinen dichterischen Wert hin mindestens ebenso scharf anzusehen, wie auf die Theaterwirkung. Beide Teile können also sehr wohl im Recht sein, jeder von seinem Standpunkt. Sehen wir nun zu, ob dies hier zutrifft, ob Sudermann hier wirklich nur eben ein wirksames Stück geboten hat, das aber, auf seinen litterarischen Wert geprüft, die saftigen Höflichkeiten verdient, die ein großer Teil der Kritik dem Autor aus diesem Anlaß gespendet hat. Natürlich wollen wir, was besagte Höflichkeiten betrifft, nur darnach fragen, ob ihr Inhalt berechtigt war, nicht ihre Form. Die Form war es keinesfalls. Ländlich, sittlich — oder ländlich, schändlich — aber es wäre wirklich ein Fortschritt, wenn der Theater-Kritiker dem Dichter gegenüber dasselbe Maß der Höflichkeit einhalten würde, wie etwa gegen den Droschkenkutscher, der ihn zum Theater bringt.

Was mich betrifft, so gestehe ich von vornherein: auch ich habe meine große Bedenken und Einwendungen, aber die Herren scheinen mir das Kind mit dem Bade ausgeschüttet zu haben. Bestimmte Fehler, die bei Sudermann oft wiederkehren, eine gewisse Übertriebenheit und Verstiegenheit der Ausdrucksweise, das „os magna sonaturum", das bei näherem Besehen gar nicht so viel Welterschütterndes vorbringt, ist auch hier zu finden, und der eine oder andere Charakter ist der Wirkung zur Liebe ins Grelle und Inkonsequente gezogen. Aber dem stehen große Vorzüge gegenüber. Der Konflikt ist ein tiefgreifender und wird so korrekt und restlos gelöst, wie in wenigen modernen Dramen; die Grundidee ist eine streng ethische, das Kolorit ein wahrhaft und nicht bloß scheinbar modernes; das Werk interessiert von der ersten bis zur letzten Scene. Zudem ist es ein technisch musterhaft aufgebautes Stück, und diese Technik ist bei aller Geschicklichkeit doch keine bloß äußerliche Mache; es ist die Technik eines künstlerisch empfindenden Schriftstellers und nicht eines der Stückefabrikanten, mit denen Sudermann von seinen Gegnern so gern in einem Atemzuge genannt wird. Einen Vorwurf gegen das Stück, den ich sehr oft gehört und gelesen habe, halte ich sogar für völlig ungerecht. Es sei gar kein Drama, sagt man, es sei ein „dramatisierter Roman". Begründet wird dies dann scheinbar plausibel durch eine, ab und zu nicht ganz tendenzlose Wiedergabe des gesamten Inhalts. Verzichtet man aber auf derlei Tendenzstückchen — und das muß man ja wohl, wenn man ehrlich sein will, — und faßt das Stück Akt für Akt, wie es der Dichter aufgebaut hat, ins Auge, so wird man erkennen, daß es ein richtiges Drama ist. Freilich, auch die oben angedeuteten Mängel des Werkes werden uns dabei deutlich klar werden. Und so scheint mir der Weg, den ich im Folgenden einschlage, die Betrachtung der einzelnen Akte, derjenige, der uns am sichersten zu einem gerechten Gesamt-Urteil führt.

Erster Akt. Der Graf Michael von Kellinghausen, ein ostpreußischer Magnat, hat zu Gunsten seines Freundes, Baron Richard von Völkerlingk, auf sein Reichstags-Mandat verzichtet und es ihm durch die größte persönliche Bemühung thatsächlich gegen die Sozialdemokratie erkämpft. Der gutmütige, beschränkte, aber ehrenhafte Mann glaubt es aus dem doppelten Grunde gethan zu haben, um sich ungestört seinen Pferden widmen zu können, sowie aus Eifer für die konservative Partei; sein Freund erscheint ihm eben in demselben Grade als ein bedeutender Mensch, wie er sich selber unbedeutend vorkommt. In Wahrheit ist er auch darin ein Werkzeug des Willens seiner Frau, der Gräfin Beate. Sie hat ihm in langsamer

Minierarbeit sein Mandat verleidet, sie den Gedanken beigebracht, Völkerlingk auf seinen Platz im Reichstag zu setzen, denn die nun Vierzigjährige liebt Völkerlingk, der an eine böse und oberflächliche Frau geschmiedet ist, noch immer mit derselben Glut und Leidenschaft wie vor fünfzehn Jahren, da sie seine Geliebte wurde. Drei Jahre war sie es mit Leib und Seele, dann kam Völkerlingk auf den Gedanken, daß es eine Schuftigkeit sei, den Freund so zu betrügen, und seither gehört nicht mehr ihr Leib, wohl aber noch immer ihr Geist, ihr Gemüt, all ihre Willenskraft dem angebeteten Manne. Ihm zu Liebe ist sie die eigentliche Erzieherin seines Sohnes Norbert, den sie ihrer Tochter Edith zum Gatten bestimmt hat; ihm zu Liebe wie aus Überzeugung suggeriert sie, die „Egeria“ der konservativen Partei, „an deren Tische entre poire et fromage die Geschicke mancher Gesetzesvorlage besiegelt worden sind“, den Mitgliedern der Partei ihre Anschauung von Völkerlingks Bedeutung, ihm zu Liebe weiß sie seinen Bruder, den Staatssekretär, der ihm entfremdet ist, wieder für ihn zu gewinnen, und, wie gesagt, ihm zu Liebe hat „unser lieber, froher, guter Michael“, wie sie ihren Mann nennt, zum Reichstag hinaus und in die unbehagliche Wahl-Campagne hinein müssen. Denn aus eigener Kraft hätte Völkerlingk ein Mandat nicht ersiegt; er ist früher bei wiederholten Kandidaturen durchgefallen. „Ich habe Dich,“ sagt sie dem Geliebten zur Begründung ihrer Handlungsweise, „nicht länger leiden sehen können an dem Brachliegen Deiner Hoffnungen und Kräfte.“ Mit dieser Enthüllung — denn Völkerlingk hat bisher nicht gewußt, daß er ihr auch dies zu danken habe — und der Nachricht von seinem Wahlsieg schließt der erste Akt.

Man sieht, der Stoff ist mitten aus dem Leben unserer Zeit gegriffen und äußerlich interessant genug. Füge ich noch bei, daß schon in diesem Akt alle wichtigeren Gestalten — nur Michael ausgenommen — und namentlich auch das Milieu lebensvoll vor uns hingestellt sind, daß wir die ganze Vorgeschichte mit musterhafter Leichtigkeit und Ungezwungenheit mitgeteilt erhalten, so wird mir jeder Leser glauben: Ja, äußerlich interessant und eine gute Exposition wird der Akt wohl sein. Aber ebenso wird ihm das Folgende ohne Weiteres klar sein: ob die Geschichte innerlich interessant ist, hängt natürlich einzig von der Charakterzeichnung der beiden Hauptgestalten ab. Hat sie der Dichter nicht tief und eigentümlich angelegt, so gehen sie uns blutwenig an; was sie thun, ist ja im Kern feig und ignobel; es kommt eben nur auf ihre Beweggründe und ihre Auffassung an.

Es wird niemand verwundern, wenn ich nun sage, daß dem Dichter die Aufgabe, unsere Anteilnahme für die beiden Gestalten zu erwecken, bezüglich der Heldin besser geglückt ist, als bezüglich des Helden. Denn das war von vornherein leichter und liegt diesem Dichter zudem weit besser. Sudermann läßt die Gräfin Beate eine Art Überweib sein — mit einem ungeheuren Fonds von Lebensfreude und Leidenschaft, einem unbegrenzten Drang, ihrer Individualität gemäß zu handeln, aber auch mit sehr viel Güte, Liebenswürdigkeit und Geist ausgestattet. Ehrlich gesagt, von diesem Geist, für den Alle auf der Bühne schwärmen, ist eigentlich im Zuschauerraum nicht allzu viel zu verspüren, aber immerhin genug, daß wir auch dies glauben wollen. Ja, wiederhole ich, für geistreich können wir Beate bei gutem Willen halten, und die Art, wie Sudermann das ungestüme Temperament der noch immer, trotz ihrer Jahre und ihrer Krankheit — sie leidet an einem Herzübel — innerlich glühenden Natur malt, ist sogar überzeugend. Aber ganz klar sind wir uns von vornherein über die Gestalt nicht. Dieses Übermaß an Individualismus, dieser Trotz gegen alle Konvention, und dabei doch die „Egeria“ der *konservativen* Partei, die deren Haltung mitbestimmt — hat sie die lex Heinze so zugespitzt, oder hat sie die Konservativen bis zum Äußersten an dem Zedlitzschen Schulgesetz-Entwurf festhalten lassen?! Und — was das Wichtigere ist — wie widerspruchsvoll ist das, was wir von ihrer Lebens-Auffassung erfahren! Sie ist Nazarenerin bis zum Fanatismus — „kein Erlösungsgedanke ist etwas wert, wenn nicht ein Kreuz dahinter steht“ — und predigt gleichzeitig „Selbsterziehung zur Harmonie“ und „Hellenenfreiheit“; sie ist die verkörperte Feinfühligkeit und bringt es dabei fertig, den Geliebten zu trösten: „Wer wird uns Mummelgreise fragen, was wir Anno Schnee für Thorheiten begangen haben?!“ — seit zwölf Jahren leben sie ja wirklich nur noch als „Freunde“ nebeneinander und das scheint ihr „Sühne“ genug! All' die Gegensätze kann Niemand in sich vereinigen, selbst ein Überweib bringt das nicht fertig. Wie erklärt sich dieser Zwiespalt?!

Indeß, die Gestalt bleibt deshalb doch interessant, der Teilnahme wert. Anders der Baron. Ein Ausbund von Genialität, die Leuchte der konservativen Partei, auch schon einmal Abgeordneter gewesen — und nicht im Stande, sich aus eigener Kraft von *dieser* Partei ein sicheres Mandat zu erwirken! Und was er redet, macht nun gar stutzig.

Hier zwei Proben.

Die Entscheidung im Wahlkampf, sagt Völkerlingk, wird sein „Schicksal“ sein. „Nicht mehr — nicht weniger — Schicksal!“ Worauf Beate sehr vernünftig erwidert, selbst wenn er wieder durchgefallen sei, müsse er doch weiterleben. Da erwidert er: „O natürlich! Warum nicht? Geht alles . . . Ein indischer Büßer wurde einmal gefragt: „Warum lebst Du?“ Und er antwortete: „Weil ich gestorben bin . . .““ Ich muß sagen, mehr Geist hätte ich von dem geistreichsten Mann der konservativen Partei doch erwartet. Ich gebe zu, es ist möglich, daß einmal ein indischer Büßer gelebt und auf eine solche Frage eine solche Antwort gegeben hat. Und verlangt man von mir

durchaus, daß ich mir etwas dabei denke, so bringe ich es vielleicht auch noch zu Stande. Gewiß aber ist, daß einmal ein ganz kluger Mann gelebt hat, der sagte: „Echter Geist ist kostbar, falscher billig. Denn falschen Geist entwickelt man schon, wenn man ein unsinniges Paradoxon aufstellt und es den Leuten überläßt, Tiefsinn hineinzugrübeln.“ Voltaire hieß dieser kluge Mann. Und vergegenwärtige ich mir die Situation, in der dieser Baron das Paradoxon zitiert, so muß ich an Voltaire mehr denken, als an den indischen Büßer. Völkerlingk ist zweimal durchgefallen und nicht daran gestorben; fällt er zum dritten Male durch, so wird er innerlich daran sterben und eben darum wird er weiter leben! Du lieber Gott, die Vernichtung all unserer Hoffnungen ist doch kein Hausmittelchen für eine ehrgeizige Natur, Methusalems Alter zu erleben!

Noch schlagender erweist eine andere Stelle der ersten großen Scene zwischen dem Baron Richard und Beate, wie wenig sich der Dichter hat angedeihen sein lassen, seinen Helden in unseren Augen geistig zu heben:

Richard . . . . Weißt Du, manchmal hab' ich Dich in Verdacht, daß Du meine Wiederwahl gar nicht mal so gerne sähest.

Beate (lachend.) Ach?

Richard. Und zwar, weil ich Dich ferner im Verdacht habe, daß Du in Deinem Innersten nicht mehr auf dem Boden der Partei stehst.

Beate. Ich, die „Egeria“ . . . Eine altgewordene Parteinymphe, die innerlich ein Satyr ist? Kann man sich so viel Scheinheiligkeit vorstellen?

Richard. Eines kann ich mir vorstellen, daß es Dir Freude macht, über uns hinwegzusehen.

Beate. Uns? Nenne Dich nicht in einem Atem mit den andern. Du denkst an Pflichten, sie an Rechte. Weil Dir die Masse dienen soll, willst Du auch ihr dienen. Jene wollen nichts als herrschen.

Richard. Ach, was das belangt, herrschen wollen wir alle.

Beate. Es fragt sich nur, zu wessen Profit . . .

Das Gespräch wendet sich nun einem anderen Thema zu; die Stelle ist also vollständig zitiert, um dem Leser eine Vergleichung seiner Ansicht mit der meinen zu ermöglichen. Und meine Ansicht ist: Das ist kein Genie, das ist ein beschränkter Mensch. Schon daß er, der mit Graf und Gräfin Kellinghausen in intimster Beziehung steht und beide seit anderthalb Jahrzehnten aufs Genaueste kennt, keine Ahnung davon hat, seine Kandidatur sei Beatens Werk, deutet gewiß nicht auf Scharfblick, sondern das Gegenteil. Und ebenso müßte ein geistig bedeutender, ja noch mehr, müßte ein nicht geradezu beschränkter Mensch wissen, auf welchem Standpunkt die Frau, mit der er seit fünfzehn Jahren politische Gespräche führt, eigentlich steht. Er weiß aber nicht mehr darüber, als der Zuschauer, der sie seit einer Viertelstunde kennt: Die Widersprüche in ihren Äußerungen machen ihn stutzig. Und als sie ihn mit einem Witzchen abfertigt, läßt er sich's genügen, und schränkt seine Vermutung dahin ein, die Freundin halte sich den Spitzen der konservativen Partei überlegen. Nun, ist Völkerlingk wirklich, wie uns der Dichter durch Beatens Mund versichert, noch der geistreichste Kopf unter ihnen, so fänden wir dieses Überlegenheits-Gefühl Beatens sehr begreiflich. Minder klar ist uns, daß der Baron erst aus Beatens Mund daran erinnert werden muß, wodurch er sich von den Andern unterscheidet und dies offenbar nicht recht versteht. Beate sagt ihm, er sei ein ethischer Politiker, der nicht an Rechte, sondern an Pflichten denke, also nicht bloß von Herrschsucht geleitet sei, worauf er, dem das offenbar zu hoch ist — denn wie ginge er sonst nicht mit einem Wort auf diesen Kernpunkt ein?! — schlicht meint, herrschen wolle auch er. Und wieder ist es erst Beate, die ihn auf den ihn adelnden Unterschied von den anderen bringt: er will zum Profit der Gesamtheit herrschen. Kurz, was immer des Dichters Absicht war: durch seine geistigen Qualitäten imponiert uns sein Held gewiß nicht.

Und durch seine moralischen?! Darüber ist kaum ein Wort nötig. Wenn Völkerlingk sagt, er habe vor zwölf Jahren den Entschluß gefaßt, nicht länger als Schuft fortzuleben, und habe darum dem körperlichen Besitz der Geliebten entsagt, so wird es Niemand geben, der ihm widersprechen würde, wohl aber dürften sich selbst in unseren Tagen, wo Nietzsches halb oder falsch verstandenes Schlagwort vom „Jenseits von Gut und Böse“ so viele Köpfe und Gemüter verwirrt, einige finden, die meinen: Gar so edel ist die Beziehung der Beiden auch jetzt nicht, und die geplante Verheiratung ihrer Kinder hat einen unangenehmen Beigeschmack, obwohl Norbert und Edith zweifellos keine Blutsverwandten sind. Diese moralische Inferiorität seines Helden hat natürlich dem Dichter eingeleuchtet, und so läßt er ihn mindestens von Reue, von der Ahnung erfüllt sein, daß sich die Schuld sühnen werde. Auch ist es durchaus psychologisch richtig, daß ihn diese Ahnung in dem Augenblicke erfaßt, wo er nun durch Michaels Verzicht, durch Michaels Bemühung dessen Platz im Reichstag einnimmt, desselben Mannes, dessen häusliche Ehre er besudelt hat. Wenn einige Beurteiler gemeint haben, dieses starke Reuegefühl Richards, das dem Schluß des Akts die eigentümliche Farbe und Spannung giebt, sei wohl für das Stück notwendig, aber nicht dem Leben abgelauscht; im Leben werde Richard denken: was durch fünfzehn Jahre unentdeckt geblieben, werde es auch ferner bleiben, und diese Reue sei daher „Theater, nicht Leben,“ so ist der Dichter dagegen auf das Entschiedenste in Schutz zu nehmen. Nur ist dieses Gefühl der Reue und Ahnung eben nicht genügend, ihm unsere Teilnahme zu sichern. Der Mensch geht uns trotzdem sehr wenig an.

So der Eindruck, den uns Beate und Richard am

Schluß des ersten Akts machen. Aber sehen wir nun zu, ob sich dieser Eindruck nicht im Folgenden wieder verwischt und in starke Teilnahme wandelt.

Zweiter Akt. Gesellschaft in Beatens Hause. Richards Ahnung hat sich erfüllt. Sein einstiger Privat-Sekretär, Meixner, ist zufällig vor zwölf Jahren hinter das Geheimnis seiner Beziehung zu Beate gekommen; der Mann ist nun Sozialdemokrat, Agitator für den Gegen-Kandidaten Richards, macht in einer Rede, weil er gerade Michael für den Baron eintreten sieht, sehr deutliche Anspielungen auf „den Freund, der, anstatt im eigenen Hause Wache zu halten, hier von Ort zu Ort zieht, um für den Hausfreund Stimmen zu werben“, läßt die Rede drucken und versendet Exemplare der betreffenden Zeitung an die Häupter der Partei, sowie an die Beteiligten. Michael hat sie nicht gelesen, von Beatens Schreibtisch wird das Blatt, ehe sie es gelesen, von den Parteifreunden entfernt, aber die böse Baronin, die Gattin Richards, übergiebt es ihr; und Michael wieder erfährt es durch eine Äußerung aus Norberts Munde. Die Stunde der Sühne ist gekommen.

Schon oben habe ich Sudermanns Technik zu würdigen gesucht; es ist hauptsächlich im Hinblick auf diesen Akt geschehen, der an Geschicklichkeit, an Wirksamkeit, an sorglicher Ausnützung aller irgend mit der Situation verträglichen Effekte auch von keinem Stück des routiniertesten Franzosen überboten wird. Effektvoller könnte Beate die Schreckenskunde von Niemand erfahren, als von der betrogenen Frau, die sie tötlich haßt, und Michael von Niemand, als von dem Sohne des Ehebrechers, der sein eigener Schwiegersohn werden soll. Das ist Alles „starker Tobak“, eine überaus grelle Geschichte, es steht hart an der Grenze des Sensationsstücks im unguten Sinn, aber es ist doch gut motiviert, geschmackvoll gemacht, und wird nur von denen nicht verziehen werden, die jedem Baum die Früchte vorschreiben wollen, die er tragen soll, und darum von Sudermann verlangen, daß er auf das verzichte, was er am besten kann, auf starke und grelle Scenen. Wer gerecht genug ist, dies einzusehen, wird auch diese Scenen nicht tadeln.

Das künstlerisch Wertvollste an dem Akt scheinen mir freilich nicht diese Scenen, sondern der Eingang: Die Charakteristik der konservativen Parteiführer. Wirksame politische Satire ist auf unserer heutigen Bühne eine „rara avis“, und die hier ist wirksam. Und was das Beste ist: Auch hier Grelles, aber doch keine Karrikatur. Man höre folgendes Gespräch zwischen dem Parteiführer Baron Brachtmann, dem enfant terrible der Partei, Prinz Usingen, und einem Mitglied derselben, Herrn von Berkelwitz-Grünhof:

von Berkelwitz (sich umschauend.) Ja, ja, schön is es hier. Unsereins kann das nicht.

Brachtmann. Daß man Sie auch nie mehr im Reichstage gesehen hat, lieber Kollege.

von Berkelwitz. Was wollen Sie, meine Herren? Ich bin Landmann. Ich — e hab' zu thun . . . Und dann, sehn Se mal, ich habe det Jeld nich, hier gut zu leben. Gut leben muß der Mensch. — Ne, ne! — Und sehn Se mal — Donnerwetter! mir is der ville Wein so in'n Kopp jestiegen — — was wollt' ich doch gleich sagen? — Ja richtig! Sehn Se mal, ick habe vier Jungs . . . . Der eine steht bei de Rathenower Husaren — janz fixes Regiment, denn ick sehe zuerst immer uf de Konnexionen — aber Kostenpunkt — ei weh! . . . Der zweite schwimmt uf de Prinzeß Wilhelm so um de Philippinen rum. Das kost't nich viel — erst wenn er an Land is . . . . Der dritte soll Oberforstmeister werden, dient aber vorläufig erst bei de Feldjäger . . . . Der vierte is aktiv bei de Bonner Borussen — s' feinste Korps, wo man hat — aber Konnexionen — prima! Denn das is fürs menschliche Leben de Hauptsache . . . . Die Jungs soll mir der Staat natürlich alle mal ernähren, und zwar gut ernähren. Aber vorläufig kost't das eine Pinke-Pinke — ei weh! Wo soll ich das alles hernehmen? Ich sag' Ihnen, was der Oskar, der Feldjäger, allein für weiße Handschuh verputzt . .

Prinz (zu Brachtmann.) Und so entsteht bei uns die hohe Politik.

von Berkelwitz. Was sagten Sie, Durchlaucht?

Prinz. Nichts, nichts.

von Berkelwitz. Außerdem, wissen Se, ich esse sone Diners auch sehr jerne. Und kommen Sie mal zu mir, wenn Bockauktion is! Aber Gutswohnung und Stadtwohnung und Jagdschloß und Rennstall — ne, dazu langt's nich. — Na, glauben Sie denn, ich habe Grünhof schuldenfrei? — Die Tagelöhne, wissen Sie! Wenn schon der Sonnabend kommt! Und Bargeld is nich! . . . Na ja, reiche Heirat! — Die Jungs werden ja auch ihre Partien machen! Forsche Kerls! Feine, wissen Sie! . . . Aber zum Deiwel auch! Wozu sind wir denn der preußische Adel, wenn der Staat nich für uns sorgen soll? — Das frag' ich Sie, meine Herren!

Prinz (welcher die Bilder mustert, sich umwendend.) Das sollten Sie lieber im Reichstag Herrn Liebknecht oder Eugen Richter fragen. Das würde Sensation machen . . . Ein sehr tüchtiger Sustermans!

von Berkelwitz. Ach was! Tüchtig sind wir alle.

Brachtmann (lächelnd.) Wir sorgen ja auch vorläufig selber für uns.

von Berkelwitz. Wieso? Wodurch? Was geschieht? Was haben wir Landleute erreicht? Ich meine: in baribus, in die Hand zu zählen. Erstens: Diäten jiebt's nich. Nich mal freies Büffet. Zweitens: schöne Reden halten kann jeder, und wenn's an's Handeln jeht, dann stecken wir die Hände einfach in die Taschen . . .

Prinz (welcher die Photographien auf dem Schreibtisch besieht) . . . Der anderen!

Gern soll zugegeben sein, daß ein anderer Schriftsteller jede andere Partei in derselben Art zeichnen könnte, ohne an Stoffmangel zu laborieren. Dann wäre seine Zeichnung unter dem Gesichtspunkte, der uns hier einzig interessiert, dem litterarischen, ebenso berechtigt und anerkennenswert, wie die Sudermanns.

Wie nun aber entwickeln sich in diesem zweiten Akt Held und Heldin? Werden sie uns nun verständlicher, kommen sie uns menschlich näher?

Bezüglich des Helden läßt sich die Frage nur mit einem bösen „aber" bejahen: ja, er gefällt uns nun besser, aber — wir glauben es ihm nicht recht. Der Mann, den wir bisher als den Geführten, den innerlich Schwachen, den reuevollen kennen gelernt haben, hält nun plötzlich gegenüber dem drohenden Keulenschlag des Geschicks den Nacken etwas allzu steif. Wie der Dichter diesen Keulenschlag verkörpert, macht seiner Erfindungsgabe, wie seinem dramatischen Instinkt alle Ehre. Als Antwort auf die Enthüllung der sozialdemokratischen Presse beschließt die konservative Partei, den Neugewählten als ihren Redner bei der Beratung des Scheidungs-Paragraphen des Bürgerlichen Gesetzbuchs aufzustellen, „um den Herrschaften die wahrhaft sakramentale Bedeutung des Ehebündnisses zu Gemüte zu führen". Das ist das Kühnste, aber auch das Klügste, was die Partei thun kann; schlagender kann sie nicht erweisen, daß sie an die Wahrheit der Enthüllung nicht glaubt. Und ebenso ist es das Klügste, freilich auch das Verwegenste, wenn Richard diese Mission übernimmt; er thut es denn auch, aber es überrascht uns.

Und Beate, das Überweib, das im ersten Akt der Meinung war, es sei schon Sühne genug, daß sie einander seit zwölf Jahren nur noch seelisch angehörten?! Sie benimmt sich in der Scene mit Leonie (diese Dame, welche „die christliche Liebe nur mit Arsenik bestreut reicht", ist etwas grell, aber gut gezeichnet, und wenn ein großer Teil der Berliner Kritik anderer Meinung war, so ist dies wohl nur Schuld der Schauspielerin, welche die Rolle verdarb) — in dieser Scene also benimmt sie sich allerdings genau so, wie wir es von ihr voraussetzen: sie bleibt stolz und aufrecht und fordert das Zeitungsblatt, um es ihrem Gatten zu zeigen. Aber innerlich ist sie ganz und gar gebrochen, und — entmutigt nun den Geliebten. Man lese den Schluß dieses Akts:

Richard. Und gestatten Sie, daß ich mich gleich verabschiede, liebe Freundin.

Beate. Adieu, lieber Freund! (Während er sich auf ihre Hand niederbeugt, leise). Mir scheint, unsere Stunde hat geschlagen.

Richard (leise.) Noch nicht.

Beate (laut, in konventioneller Herzlichkeit.) Auf Wiedersehen — morgen — ja?

Man sieht, Mann und Weib haben gleichsam den Charakter getauscht.

Anders im dritten Akt. Da sind wieder beide abwechselnd gleich stark und gleich schwankend. Vielleicht mißverstehen wir den Dichter, vielleicht wollte er beide in gewissem Sinne gleich stark erscheinen lassen: Der Mann will sich selbst zum Opfer bringen, um das Weib zu retten, das Weib wieder will das Gleiche für den Mann thun, — vielleicht, aber das Mißverständnis ist dann nicht unsere Schuld. Wie sollen wir es verstehen, wenn die herzleidende Beate von ihrem Arzte ein neues, stärkeres Heilmittel fordert: „Ich will an den Erregungen, die ich erwarte, nicht zu Grunde gehen" — will sie sich im Kampfe aufrecht erhalten oder durch das Mittel töten? Warum verlobt sie nun offiziell Norbert mit Edith? Um eine neue Thatsache zu schaffen, welche die Welt täuscht, oder um dies in Ordnung gebracht zu haben, ehe sie aus der Welt geht?! Es ist nicht gut, wenn der Hörer oder Leser so fragen muß; was die ihm vorgeführte Gestalt will, muß er genau wissen; alle anderen Personen des Stücks dürfen darüber im Unklaren sein, er nicht. Auch dem Helden sehen wir nicht so klar in's Herz, als zur vollen Anteilnahme nötig. Er will die Rede nicht halten, weil, wie sich Beate ausdrückt, „sein Gewissen wieder einmal rumort", sie bestimmt ihn, es zu thun. In der That muß er es nun thun, das Gegenteil hieße die Schuld beider eingestehen. Aber welche andere Lösung schwebt ihm vor? Sich selbst zu töten? Auch er sieht ja ein, daß dies keine Lösung, nur ein Ausweg wäre; dazu obendrein ein ungeschickter Ausweg, denn begeht er Selbstmord, so räumt er damit auch die Schuld der überlebenden Geliebten ein. Und so sagt er denn auch: „Sei ruhig, ich werde keine Dummheiten machen. Ich weiß, wir sind unserer zweie. Unseren Bund bricht keiner aus freien Stücken." Aber wenn er dies nicht will — was sonst?!

Diese Unklarheit lastet auf der großen Scene zwischen Richard und Beate und darum wirkt sie nicht, so spannend die Situation ist. Zudem reden die beiden nicht allein zu mysteriös, sondern auch zu — geschraubt. Mir scheint, ein Dichter von Sudermanns Range sollte eine Dialogstelle, wie die folgende, doch lieber vermeiden:

Beate. Es giebt etwas in unserem Leben — das nennt sich Ehrenwort . . . Wenn das an Dich herantritt, wie wirst Du —? Aha, Du schweigst!

Richard (schwer atmend, verwirrt.) Noch sind wir nicht so weit, Beate, und wenn — —! Wir sind zusammengewachsen durch unsere Wunden, wir haben Absolution nur einer vom anderen zu empfangen. Sonst ist nichts mehr für uns da.

„Es giebt etwas in unserem Leben — das nennt sich Knackwurst", sagt Glasbrenners Eckensteher Nante.... Warum fragt Beate nicht schlicht: „Und wenn Michael Dein Ehrenwort fordert?" Und „durch Wunden" mit jemand „zusammenwachsen", das ist ein unmögliches Bild!

Anders die Schlußscene des dritten Akts. Sie ist ebenso spannend, wie psychologisch korrekt gebaut. Michael hat den Sozialdemokraten Meixner durch einen Anwalt auffordern lassen, seine Verleumdung zurückzuziehen oder der Klage gewärtig zu sein; der Mann erklärt, den Beweis der Wahrheit antreten zu wollen. Von diesem schweren Gang heimgekehrt, fragt er Richard, ob er den Prozeß mit Ruhe einleiten könne.

Richard. Verlangst Du meinen Rat, dann freilich —

Michael. Nein, den verlang' ich nicht. Ich will

bloß sicher gehen. Schon allein um der Partei willen. Gieb mir Dein Ehrenwort, daß ich dem Wahrheitsbeweis mit Ruhe entgegensehen kann.

Richard (sich hoch aufrichtend.) Ich gebe Dir mein Ehrenwort, daß — Du —

Beate (stößt einen leisen Angstschrei aus.)

Michael. Was stöhnst Du? Was ist?

Beate (Richard ansehend.) Er will jetzt sein Ehrenwort geben und wird dann nach Hause gehen und sich eine Kugel durch den Kopf schießen. Siehst Du ihm das nicht an?

Der und Jener hat auch hier von „Theater" gesprochen; ich finde diese Wendung vortrefflich. Einem Weibe, wie Beate, muß jede andere Lösung des Konflikts lieber sein, als der Selbstmord des Geliebten. Selbst ein Duell ist vorzuziehen, da kann er leben bleiben. Und auch das Folgende scheint mir durchaus richtig entwickelt. Ein Duell scheint der Partei wegen beiden Männern unmöglich, beide können nicht leben bleiben, also muß einer freiwillig abtreten, und das kann nur Richard sein. Ob es, um diese Lösung, nun die einzig mögliche, zu finden, nötig ist, daß sie Norbert, Richards Sohn, ausspricht, dem die Sache wie ein Schul-Exempel vorgelegt wird — das ist Geschmacksache. Sudermann läßt sich auch diesen Effekt nicht entgehen; es wäre wohl im Interesse des litterarischen Werts des Stücks besser gewesen, wenn er darauf hätte verzichten können. Und der theatralische Wert hätte nicht darunter gelitten. Das ist für meine Empfindung zu grell, und zudem überflüssig. Aber gegen die Führung des Akts in der Hauptsache spricht es nicht; die ist in Ordnung.

Einem sehr starken dritten Akt muß ein schwächerer vierter folgen, das ist naturgemäß, wenn für den fünften etwas an Wirkung übrig bleiben soll. Dies Gesetz, das in der Technik des Dramas begründet ist, kann auch Sudermanns Geschicklichkeit und Erfindungsgabe nicht umstoßen, aber auch dieser Akt ist sehr gut gemacht und nach Kräften gefüllt, freilich auch unter anderem mit zwei Scenen, die nur theatralisch sind. Wir erfahren, daß Richard eine glänzende Rede für die Heiligkeit der Ehe gehalten hat, dann folgt eine rührende Scene zwischen Richard und Norbert, eine effektvolle zwischen Richard und seinem Bruder, dem Staatssekretär, der ihm die Nachricht bringt: „Einer, der es wissen muß, soll vor einer Stunde geäußert haben: Das ist der Mann, den ich brauche." Also Minister — vielleicht gar Reichskanzler — der Todgeweihte ist am Ziel seiner kühnsten Wünsche! Noch mehr, nun wird auch — gleichfalls unter dem Eindruck der Rede — der Sozialdemokrat von Neue ergriffen und bringt Richard die beiden Briefe Beatens, die einst in seine Hand gefallen sind, zurück. Freilich, diese Historie ist nicht glaubhaft, und der zuerst unendlich rücksichtslose, dann plötzlich unendlich feinfühlige Sozialdemokrat jedenfalls von keinem Hauch wirklichen Lebens erfüllt. Herr Meixner, der einstige Privat-Sekretär Richards, war kaltblütig genug, die Briefe Beatens an sich zu nehmen, ehe er aus Richards Diensten schied — wie er sie sich aneignen konnte, da er sie nicht gestohlen zu haben versichert und es doch andererseits nicht üblich ist, derlei Briefe umherliegen zu lassen, bleibt rätselhaft, ist aber noch die geringste Unwahrscheinlichkeit in dieser Episode —; er ist berechnend genug, sie durch zwölf Jahre aufzubewahren, er ist brutal genug, sie nun preiszugeben. Und warum?! Um die Wahl Richards zu vereiteln und seinem eigenen Partei-Genossen zum Sieg zu verhelfen?! Bewahre, darum ist's ihm nicht zu thun, sondern er will durch das ungeheuerliche Mittel lediglich der Socialdemokratie einen Mann mehr zuführen: Den gegenwärtigen Privat-Sekretär Richards, Holtzmann. Dieser Mann, ein Theologe, erklärt nämlich dem Meixner: wenn ihm dieser den Beweis erbringe, daß auch Richard nicht ehrenhaft und sittlich sei, so werde er selbst Socialdemokrat — und so erbringt Herr Meixner den Beweis. Nun aber reut ihn jählings die Sache und er bringt die Briefe zurück, weil ihn die Rede Richards gar so gerührt hat. Man denke, der politische Todfeind, der Ehebrecher, eifert gegen die Scheidung, für die Ehe — und der fanatische Socialdemokrat schmilzt vor Rührung! Er, der diese Briefe mißbraucht hat, um einen Proselyten zu machen, giebt sie nun zurück, obwohl dies seiner Partei die Gelegenheit zu einem Triumph und einem Mandat raubt! . . . Gewiß, das ist „Theater", nur „Theater" und nichts weiter. Aber innerlich hohl und bloß theatralisch ist auch die Schlußscene des Akts. Beate kommt zu Richard, um ihn zu einem Frühstück einzuladen, das Michael morgen, um den Skandal zu cachieren, zur Feier des rhetorischen Erfolgs Richards geben will. Schon dieses kleine Fest ist unter den obwaltenden Verhältnissen gewiß so seltsam, daß es wohl besserer Motivierung bedurft hätte, aber das ist das Geringste. Schwerer wiegt schon, daß Beate ihre Weltanschauung, wie wir sie aus dem ersten Akt kennen, nun noch viel schwülstiger entwickelt. Sie hat gethan, was ihr Herz wollte, sie bereut nichts, sie freut sich ihrer „Sünde" — wohl! Aber sie ist eine Sterbende; wir wissen nun, daß sie sich selbst töten wird, um Richards Leben zu retten, und eine Sterbende pflegt ihr Innerstes dem Geliebten doch in schlichteren, bezwingenderen Worten zu offenbaren, als es Beate hier thut. Ich gebe zur Probe eine Hauptstelle:

Beate. . . . Ach, wie bin ich undankbar gewesen! Alles, um was ich bat, hat mir mein alter Kindergott erfüllt — den langen, schweren, süßen Traum hat er mich träumen lassen an Deiner Seite — (Lacht hell auf.)

Richard. Was lachst Du?

Beate. Weil Du uns heute verleugnet hast vor allem Volk, uns und unser langes, stilles Glück! Warte, Freundchen, es wird die Stunde kommen, da wird der

Hahn zum dritten Male krähen, dann wirst Du weinen bitterlich. Ich mache Dir keinen Vorwurf. Es ist nicht Dein Gewissen. Das Gewissen der Allgemeinheit — das spukt in Dir. Ich bin ein dummes Frauenzimmer. Was geht die Allgemeinheit mich an? Dir war es Sünde. Mir war es eine Stufe empor zu meinem Selbst — zur endlichen Erfüllung der Harmonie, die die Natur mit mir im Auge hatte. Und weil ich das fühlte —

Richard. So leugnest Du jede Schuld in uns?

Beate. Ich leugne nichts. Ich bejahe nichts. Ich stehe am andern Ufer des großen Stromes und lache zu euch hinüber. O Du — Du! (Lacht.)

Was der Dichter seine Heldin sagen lassen will, ist gewiß sehr leicht zu verstehen — es ist ja gar nicht so tiefsinnig und originell — im Gegenteil. Aber wie sie es sagt, befremdet bei einem Dichter dieses Ranges. Kein Naturlaut, kein Wort aus dem Tiefsten! Man sage nicht, daß Sudermann das gar nicht kann, man denke nur z. B. an Fritzchen! In dieser Scene aber opfert er dem Moloch des Effekts durch tönende Phrasen — das ist nicht abzustreiten. Der schlimmste Fehler der Scene aber sei zuletzt erwähnt. Beate ist auch deshalb gekommen, weil sie weiß, daß er sich töten will: „Ich will bei dir bleiben. — Ich will auf deiner Schwelle liegen als dein Hund. Ich habe Angst vor dieser Nacht.“ Und er — hat er nicht auch Angst um sie? Bewahre! Sie sagt es ihm, daß sie sterben will, allerdings durch eine Phrase, aber doch deutlich genug: „Ich stehe am anderen Ufer des großen Stromes und lache zu euch hinüber“ — was soll dies anderes bedeuten?! Und er achtet nicht darauf!

Auch der fünfte Akt ist technisch vorzüglich. Wir wissen, Beate wird sich beim Frühstück töten, wissen auch alles Andere, was dann folgen wird, und dennoch läßt Spannung und Interesse keinen Augenblick nach. Wie der unglückselige, zerschmetterte Michael und die todgeweihte Beate die aufmerksamen Wirte spielen, wie jedes Wort zwischen Michael und Richard seine Bedeutung hat, die Stimmung der anderen Gäste, denen immer unheimlicher zu Mut wird, ohne daß sie den Grund kennen — dies Alles ist ausgezeichnet gemacht, auch so stimmungsvoll, wie es doch nur ein Dichter machen kann. Nur wieder Beatens letzte Rede klingt an die Tonart des vierten Akts an. Sie hält einen Toast: „Es lebe das Leben!“, wankt hinaus und stirbt. Ihr letzter Brief an Michael enthüllt ihren Selbstmord und die Gründe der That. „Ich thue es, weil ich fühle, daß ein Opfer fallen muß. Besser ich, als er — denn er hat sein Werk zu vollbringen, ich aber habe mein Leben ausgelebt.“ In der That muß nun Michael, wenn er das Geheimnis nicht preisgeben will, dafür sorgen, daß Richard leben bleibe. Und dieser verspricht es auch, wenn auch leider nur mit einem Anklang an den famosen, indischen Büßer: „Du siehst ein, daß ich leben muß, nicht will. Leben . . weil ich . . gestorben bin.“

Meine Ansicht über das Werk habe ich bereits oben formuliert. Wäre die Handlung genau dieselbe, aber Beate kein Überweib, sondern nur eben eine kraftvolle, leidenschaftliche, echt weibliche Natur, und Richard kein Mann der Paradoxen und Unklarheiten, dann schiene mir Sudermanns Stück, das freilich auch nicht „Es lebe das Leben!“ heißen, sondern einen schlichten Titel tragen müßte, viel wertvoller, dichterisch wertvoller, als jetzt. Aber es zu verwerfen, wie so Viele gethan haben, liegt kein Grund vor. Es ist trotz all seiner Schwächen das Werk eines großen Talents, das ernst und mit angestrengter Kraft schafft.

Litterarische Notizen.

— Auf dem Erntegang. Gesammelte Dichtungen von Ernst Viktor Bunzendahl. Berlin, gedruckt und verlegt bei Hermann Feyl & Co. — Das Buch enthält Gedichte, die nur zum kleinen Teil bloß schlecht, zum größeren schlecht und lächerlich zugleich sind. So z. B. S. 13:

Das war ein Glück, als ich an Deiner Seite
Im Grase lag.
Der Abend malte flammend-rothe Scheite,
Um eines Tannendickichts nächt'ge Breite,
Der vor uns lag,
Als Jeder von uns süßer Minne pflag.

„Jeder von uns“ — wer das nicht als eine Perle unfreiwilliger Komik begrüßt, muß schon sehr anspruchsvoll sein. Auch das Grammatikalische ist beachtenswert. „Der vor uns lag“ — wer? Der Abend — das kann nicht gemeint sein; es ist vielmehr offenbar „der Dickicht“ gemeint. Nicht minder bemerkenswert ist die Ueberraschung des Reims. „Lag“ — was reimt sich darauf? „Pflag“! Aber wenn man einen zweiten Reim braucht, so nimmt man eben wieder: „Lag“! . . . Womöglich noch dankbarer wird der Schätzer unbewußten Humors dem Dichter Bunzendahl für das Lied „Lilvawathi“ sein. Was ist „Lilvawathi“?! Das ist Buzendahls Geheimnis und — bleibt es. Denn die erste Strophe lautet:

Frühlingshag mit Deinen lichtgrünen Blicken,
Wie Du mich mahnst und erfreust! — Denken muß ich
An Dich, lieblicher Phöbus Apollo, an
Lilvawathi!

„Lilvawathi“ heißt also in Bunzendahls Sprache „Phöbus Apollo“. Aber in der zweiten Strophe denkt er „an Dich, Venus, Du strahlende, an Lilvawathi“, und in der dritten denkt er an die „Schützerin der Guten, Athene, an Lilvawathi“. Und das ist uns zu bunt; in keiner Sprache der Welt, auch nicht einmal auf bunzendahlisch kann ein und dasselbe Wort Phöbus Apollo, Venus und Athene zugleich bedeuten . . . Womöglich noch schöner aber, als die Gedichte sind die Novellen. — So z. B. gleich die erste „Ein schöner Apfel“, deren geistigen Inhalt der folgende Satz (S. 31) zusammenfaßt: „Ja, solch schöner Apfel warst auch Du, krankes Mädchen, aber in Dir wuchs schon heran die Larve zu jenem hohlenden, bohrenden Wurm, der Dich niederwarf auf Dein langes Lager; die Schwindsucht“. Vielleicht die Krone von Bunzendahls Schaffen ist jedoch das lyrische Drama „Themara“. Schon die Sprache ist ganz herrlich, z. B.:

Hullebullebullebeißa! — Wir wiegen Dich wach.
Bringt uns die leuchtende Sonne den Tag.
Hüllt uns die Nacht in den schwärzlichen Schrein,
Hullebullebullebeißa! — Wir wiegen Dich ein.

Aber nun erst die Handlung! Indeß, um sie darzulegen, bedürfte es eines größeren Raumes, als er uns hier zur Verfügung steht. Auch wird das bisherige genügen, dem Buche die verdiente Beachtung zuzuwenden. Was uns betrifft, so dürfen wir versichern: wir haben zwar viel Lyrik zu lesen, aber Bunzendahl bleibt uns unvergeßlich . . . Lilvawathi! Hullebullebullebeißa! K. B.

Redigiert unter Verantwortlichkeit des Herausgebers Karl Emil Franzos in Berlin. Nachdruck auch im Einzelnen ist untersagt und wird strafgerichtlich verfolgt. — Verlag der Concordia Deutsche Verlags-Anstalt in Berlin. — Druck von Rißling & Krüger, Berlin N.

Aus fremden Zungen.

Schlecht verheiratet.

Italienische Volksballade.

In dieser Stadt ein Jüngling ein Weib sich nehmen wollt',
Doch eine einz'ge Nacht nur bei ihm sie schlafen sollt'.

Um Mitternacht der Gatte, sich sputet aufzusteh'n,
Hat seinen Hut genommen, und von ihr will er geh'n.

„O Gatte, lieber Gatte, wo wollt Ihr noch hinaus?"
„Zur Schenke will ich gehen, und Euch laß' ich zu Haus." —

„Frau Wirtin, bringt geschwinde, was Küch' und Keller hält.
Die Mitgift will ich holen, dann geb' ich Euch das Geld."

Das arme, junge Weibchen steht auf des Morgens früh,
Nimmt ihren Rocken und wandelt dem Haus der Eltern zu.

„Guten Morgen, Vater und Mutter, ich klopf' nur bei Euch an,
Um Nachricht Euch zu bringen, von meinem lieben Mann."

„Wir sagten Dir's beständig, daß er ein Spieler sei.
Er sei Deine erste Liebe, so sprachst Du frank und frei.

Nun geh' nur, meine Tochter, geh' nur zurück ins Haus,
Und giebt Dein Mann Dir Schläge, halt' sie geduldig aus."

„O, Gatte, lieber Gatte' müßt mir's zu Liebe thun:
Schlagt mich nur mit den Händen, doch laßt den Stecken ruh'n!"

Übersetzt von **Paul Heyse.**

Eine Ballade vom Traumland.

Ich barg mein Herz in ein Nest von Rosen,
Weit, weit vom Weg und vom Sonnenlicht;
Nicht sanfter konnt' es der Schnee umkosen,
Als Rosen es bargen weich und dicht.
Warum es nicht schlief? Und was sollt' es pochen,
Wenn jedes Blatt sich zu regen mied?
Was hatte die schlummernden Schwingen gebrochen? —
Nur tief im Gebüsch ein Vogellied.

Lieg' stille, sprach ich, der Wind senkt die Flügel,
Es schirmt Dich das Laub vor der Sonne Glast,
Der Wind ist entschlafen am See, am Hügel,
Und selt'ner als Du, kommt der Wind zur Rast.
Kehrt Dir noch immer der Kummer wieder,
Kehrt wieder das Hoffen, das längst Dich verriet?
Was öffnet noch stets Deine schweren Lider? —
Nur tief im Gebüsch ein Vogellied.

Den Namen des Lands, das ein Zauber umschlossen,
Hat nimmer auf Erden ein Wand'rer gehört,
Und süßere Frucht, als im Hag dort entsprossen,
Hat nie einen Käufer am Markte bethört —
Die Schwalben des Traums nur machen die Runde,
Und still ist die Luft, die die Wipfel durchzieht,
Dort weckt nicht die Hündin das Bellen der Hunde —
Nur tief im Gebüsch ein Vogellied.

Nach dem Englischen des **Algernon Charles Swinburne** von **Georg Edward.**

Die einsame Schnitterin.

O sieh dort einsam im Gefild
Die Hochlandsmaid auf lustiger Höh';
Sie singt und schneidet kornumhüllt,
Wie ich vorübergeh'.
Sie mäht und bindet das Getreide,
Ihr Lied ertönt von tiefem Leide;
O lausche! Denn das Thal entlang
Hinflutet ihrer Stimme Klang.

Nie scholl der Nachtigallen Schlag
Willkommner je am Wüstenrand
Wohl einer Schar, die rastend lag
Matt auf Arabiens Sand.
Und nie im Lenz des Kuckucks Ruf
Dem Herzen größ're Wonne schuf,
Wenn er durchbrach den Meeresfrieden
Auf fernstem Eiland der Hebriden.

Sagt mir denn Niemand, was sie singt?
Ob von verrat'ner Lieb' und Treu'
Tieftraurig ihre Weise klingt,
Von Schlachten, längst vorbei?
Wie oder ist's ein schlichtes Lied,
Das wie die Stunde kommt und flieht?
Sind's Sorgen, ist's Verlust und Pein,
Wie's war und stets wird wieder sein? —

Ich weiß nicht, was das Mädchen sang,
Ihr Singen wollte nimmer enden,
Und fleißig sie die Sichel schwang
In ihren rüstigen Händen. —
Reglos lauscht' ich auf weitem Plan,
Dann stieg den Hügel ich hinan,
Und fort in meinem Herzen schallte
Des Liedes Ton, das fern verhallte!

Aus dem Englischen des **William Wordsworth** von **Max Kiesewetter.**

Meine Sommerfrische.

Im Haus zwölf Kinder; Wonne ohnegleichen!
Das miaut, schreit, springt und rennt mit Windesschnelle,
Schlägt lachend auf die Pfanne mit der Kelle,
Sucht selbst den Hahn im Krähen zu erreichen.
Da hör ich jemand auf der Treppe schleichen,
Im Sprung stürmt er hinab gleich der Gazelle,
Die Wände zittern, und die laute Welle
Des tollen Lärms will aus dem Hirn nicht weichen.

Ich könnt' sie zwicken! Doch ich werd' gefangen
Vom Toben dieser frohen, jungen Hähne,
Blitzt doch aus ihrem Aug' der Zukunft Schauer!
Ein Lächeln färbt des Junggesellen Wangen,
Ich preß' den Stummel zwischen meine Zähne
Und steh' verwirrt und reglos an der Mauer.

Aus dem Italienischen des **Luigi Pinelli** von **Walter Kaehler.**

Lieder.

I.

Wenn sich das Leben neigt zur Ruh,
Wie liebt das Herze tief, wie liebt es treuer!
O Abendsonne, leuchte, leuchte Du,
Du scheidend Glück, Du letztes Lebensfeuer!

Den halben Himmel deckt schon Tod;
Im Westen nur liegt noch ein gold'ner Flimmer.
O weile, weile, mildes Abendrot!
O zög're, zög're noch, Du trunk'ner Schimmer!

Ebbt in den Adern auch das Blut,
Im Herzen duftet noch die Wunderrose.
O letzte, tiefe Liebesglut,
Du ernste Seligkeit, Du hoffnungslose!

II.

Das Ungewitter schwieg. Doch rauchend lag
Der Eichenbaum, vom Donnerkeil zerspalten,
Und hingeknickt von Sturm und Wetterschlag
Lag Gras und Blume in der Erde Falten.

Doch hell ertönte schon der Vöglein Gruß,
Die aus der Frische neues Leben sogen;
Und freudig funkelnd stellte seinen Fuß
Ins grüne Wipfelmeer der Regenbogen.

III.

Wie von dem dunkeln Meer ein Inselland,
So ist das Leben rings umspült von Träumen.
Die müde Wimper sinkt, und klingend schäumen
Die Wogen an des Tages Strand.

Das ist ihr Ruf. Horch, wie sie sehnend schwellen.
Am Ufer wartend liegt der Zauberkahn.
Es steigt die Flut und reißt mit dunkeln Wellen
Zum unermeßnen, stillen Ozean.

Von oben glühen Millionen Sterne,
Gewalt'ge Tiefen dämmern schwarz herauf.
So lenkt das Boot zu rätselhafter Ferne
Durch Nacht und Flammen seinen Lauf.

Aus dem Russischen des **Tjutschew** von **Hans Gerschmann.**

Die Erbgräfin.

Erzählung von Georg Bormann.

(Fortsetzung und Schluß.)

XII.

Die erste Hälfte des März des auf diese Ereignisse folgenden Jahres war in Bezug auf die Witterung eine für die Ebersbacher Menschheit recht trostlose Zeit. Es giebt Wochen und Monate, da verzweifelt man an der Mutter Natur und ist versucht, sie für eine böse Stiefmutter zu halten. Aber sie kehrt sich nicht an unseren Groll, thut, wie sie muß, und eines Tages, vielleicht unerwartet, wendet sie sich uns wieder freundlich zu. So war's an einem der letzten Märztage. Da öffnete sie ein wenig die Thür und ließ ihren lieben Jungen, den Frühling, ein bißchen die Nase in die Welt stecken. Und sowie die verzagten Menschenherzen auch nur das Lächeln des geliebten Jungen sahen, war all ihr Groll und Gram vergessen.

Ja, die Sonne schien tüchtig und warm über Ebersbach heute und die folgenden Tage, und im Schloß und im Städchen war es regsam wie in einem Ameisenhaufen.

Gräfin Vera feierte morgen ihre Vermählung.

Und schon heut kamen die vornehmen Gäste in unaufhörlichem Zuge und erfüllten Stadt und Schloß mit festlichem Leben. Die Ebersbacher kamen aus dem Fragen und Schauen und Zeigen gar nicht heraus, und Großmutter und Enkel, Mann und Weib nahmen an den Vorgängen denselben herzlichen und vergnüglichen Anteil, den die Stadt schon in ihrem äußeren, freundlichen Schmucke bekundete.

Auch das alte Schloß hätte man nicht wiedererkannt. Während es sonst ehrwürdig, still und ruhevoll auf seinem Hügel thronte, war es heut gewissermaßen in ein Staatskleid gefahren und hatte sich im Bewußtsein seiner alten Würde emporgereckt, um nach allen Seiten die Pflichten einer glänzenden Repräsentation zu übernehmen. Auch hier war auf Flur und Korridoren, im Stall und in der Küche ein ungewöhnliches Leben und Treiben. Wagen kamen und gingen, fremde und reichsgräfliche Dienerschaft, letztere in ihrer Galalivree von Grün und Gold, erfüllten Hof, Portal und Gänge. Immer neue Gäste trafen ein und wurden auf ihre Zimmer verteilt.

Und dann kamen die Stunden, wo dieser hohe, glänzende Kreis von Männern und schönen Frauen wie ein reiches, buntes Blumengewinde sich zur Vorfeier um das Brautpaar und den Reichsgrafen schloß. Alle Augen waren auf die hoheitsvolle Braut gerichtet, die an der Seite ihres mit Sternen geschmückten Bräutigams auch nicht die kleinste ihrer gesellschaftlichen Pflichten übersah. Aber die wirklich Kundigsten und Tieferblickenden in diesem Kreise weltgewandter Menschen hielten erstaunt mit ihrem Urteil über Gräfin Vera zurück oder teilten es nur flüsternd ihren Vertrautesten mit, so betroffen waren sie von der eigentümlich weihevollen Geschlossenheit der jungen Braut. Ihr ganzes Wesen war davon beherrscht, so daß sich weißhaarige, die höchsten Ehren tragende Männer wie vor einer unbegreiflichen Würde beugten. Aller Sternenglanz des jugendlich elastischen Bräutigams erblaßte neben dieser Erscheinung. Selbst der Reichsgraf sah öfter zu seiner Tochter hinüber, als sähe er in ihr eine neue, ihm fremde Persönlichkeit.

Nur eine gab es, die der Wahrheit sehr nahe kam, obgleich die Erbgräfin ihr nichts offenbart und sie nur gebeten hatte, sie, die Braut, um nichts zu fragen, es müsse jetzt alles geschehen, wie es geschehe; das war die Baronin. „So fertig und gereift,“ sagte sich die Gute und Kluge, „ist nur ein jugendlicher Mensch, der etwas geschaut, was er besser noch nicht gesehen oder erfahren hätte. So wächst ein Mensch nur, der mit seinem Schicksal gerungen oder der, nach

schwerer Krankheit, von der Pforte des Todes zurückkehrt."

Und Edith sagte zu ihrem Verlobten: „Hast Du je so etwas Schönes und Wunderbares gesehen, wie meine Erbgräfin? Sei eifersüchtig oder nicht, ich frage mich oft, wie wird es sein, wenn ich sie nicht mehr sehen soll? Selbst wenn sie heute etwas Zufälliges, sonst Gleichgültiges sagt, ist mir's immer, als würde es begleitet von einem Klange ihres tiefsten Innern, den ich früher so nicht vernommen habe."

Und was heute hier im Kreise der geladenen Gäste und derer, die ihr am nächsten standen, von der Erbgräfin gesagt und gedacht wurde, das empfanden selbst am anderen Tage die naiven Herzen der Ebersbacher, so vielen von ihnen es vergönnt war, die Braut an ihrem Ehrentage zu sehen. Denn der erste Gottesdienst, der in der wiedereröffneten Johanniskirche abgehalten wurde, war die Einsegnung des gräflichen Paares. So hatte es die Erbgräfin gewünscht und der Reichsgraf beschlossen.

Ja, in der alten Johanniskirche wollte Gräfin Vera vor den Altar treten; wie hätte sie sich's anders denken können! Hier war sie getauft, hier in die christliche Gemeinde aufgenommen worden, hier hatte sie ihre sonntäglichen Eindrücke empfangen. Hier aber hatte sie auch die erste Spur des herrlichen Gemäldes entdeckt, das nun die Gemeinde erfreute. War es nicht, als wenn sie dies Geschenk ihr hinterließ, da sie nun von Ebersbach schied?! Aber vor allem mußte und wollte sie auch dessen gedenken, der mit ihr diesem Bilde und den Evangelisten-Gestalten zu neuem Leben verholfen, dessen Tod wie eine furchtbare Mahnung an ihr Herz geschlagen, daß sie jetzt nicht nur dankend, sondern auch büßend an dieser Stelle stand. An dieser Stelle, wo er zuletzt freudig geschaffen und gewirkt, wo sein Sarg gestanden, wo sie zu seiner Mutter getreten war, um von ihr die letzte, zerschmetternde Wahrheit zu hören.

Der entscheidende Tag war da, und so fest ruhte der Erbgräfin Herz auf ihren Entschlüssen, daß, als sie am Morgen das Fenster ihres Gemaches aufstieß, sie den frühen Hauch des Frühlings gern empfing. Nichts Widerspruchsvolles erhob sich mehr in ihrem still gewordenen Innern. Und dann kam die Stunde, wo sie das geschmückte Gotteshaus betrat und ihren Platz vor dem Altar einnahm. Hinter ihr ordnete sich der glänzende Kreis der Hochzeitsgesellschaft, und wer sonst der heiligen Handlung als Zeuge beiwohnen durfte. Die Trauung vollzog ihr alter Lehrer und Seelsorger Ilow, und weil sie ihm in einer vorangegangenen Unterredung mitgeteilt hatte, wie gern sie dem heimatlichen Boden nahe und ihm nun auf immer verbunden bleibe, hatte er ihr mit ihrer Zustimmung den Text gewählt: „Die treu sind in der Liebe, läßt er sich nicht nehmen" und sprach insbesondere von der Treue, die ihr von Kindesbeinen an diese ihre Heimat, entgegengetragen, und die sie nun von Herzen zurückgeben wolle an der Stätte, wohin sie zunächst berufen sei.

Wie ein sanftes Rauschen begleitete die Rede des ehrwürdigen Mannes ihre eigenen Gebetsgedanken, aber — sie konnte es nicht hindern — sie gingen auch ihre eigenen Wege zurück und in die Zukunft. Sie mußte an den denken, dem es nicht mehr vergönnt war, sein edles Werk in klaren Linien und Farben auf die Versammelten wirken zu sehen. Sie mußte daran denken, daß sie zuerst durch ihn erfahren hatte, daß es etwas gäbe, wodurch der Mensch über sich selbst hinausgehoben würde. Sie mußte daran denken, wie dann durch seinen Tod, in Schmerz und Verzweiflung, ein heißer Quell in ihrem eigenen Innern entsprungen war, der nicht mehr aufhören durfte zu rinnen, aus dem sie trinken mußte täglich, stündlich, wenn sie nicht verschmachten sollte, und aus dem sie in Zukunft auch die anderen erquicken und stärken wollte.

Einmal während der heiligen Handlung warf Graf Seeheim einen Blick auf die, der er sich in diesem Augenblicke für immer verband. Die Augen der Erbgräfin gingen mit einem so feierlichen Ausdruck geradeaus, als wäre sie entrückt und sähe etwas, was nur ihrem Blick erschlossen wäre. Er senkte den seinen wieder, als wenn er zurückscheute vor etwas Geheimnisvollem. Aber der Erbgräfin Auge hing mit dem des Mannes auf dem Bilde an der Ebersburg. Sie verschwor sich dem Boden ihrer Väter mit allem, was darauf lebte, mit einem heiligen Schwur bis zu ihrem letzten Atemzuge. Und dabei mußte sie an uralte Sitten denken, die heilige Bündnisse mit einer Bluttaufe besiegelten. Nun, auch ihr Gelöbnis hatte die Bluttaufe empfangen.

Als sich aber nach der Trauung Graf Seeheim zu ihr wandte, neigte sie sich mit herzlichem Ausdruck auch zu ihm, denn ihr Herz war voll Dank gegen ihn, der, ohne daß er es ahnte

dazu beitrug, sie zu befreien von qualvoller Seelenpein.

* * *

Und Gräfin Vera hat ihren Schwur gehalten. Tausenden ist sie ein Segen geworden. Den jäh dahinfahrenden Zorn des Grafen hat sie unzählige Male abzulenken, seinen Sinn zu mildern verstanden, und als die Ehe nach dreizehnjähriger Gemeinschaft durch den Tod getrennt wurde, da hat sich der von Natur oberflächliche und brutale Mann noch in seiner letzten Stunde dankbar auf ihre Hand geneigt. Acht Jahre früher war schon der Reichsgraf abgerufen worden, nachdem er noch das Glück gehabt, einen Enkel auf seinem Arm zu halten und die drei letzten Jahre seines Lebens auf seinen Gütern und in seinen Wäldern zubringen zu dürfen.

Nun ist wieder einmal Weihnachtsabend. Rings liegen die Wälder und Höhen um Ebersbach verschneit, und die weiße Decke liegt auch auf den Gräbern des kleinen Kirchhofs, wo schon längst die alten Pastorsleute ruhen, und sich noch viel früher an die Seite des Architekten Walter Wittig seine Mutter gebettet hat. Aber was sich noch des Lebens freut, ist zufrieden mit dem schönen Weihnachtswetter, denn ein leiser Frost hat eingesetzt und die Schneedecke fest gemacht. Bei Zeiten hat jeder selbst seinen Weihnachtsbaum hereingebracht, und nun sitzen sie unter ihren niedrigen Dächern, die Alten mit den Jungen, hören das Holz im Ofen knistern und prasseln und rüsten behaglich ihre Feier. Freilich, auch solche, die noch leben, sitzen nicht mehr an der alten, warmen Stelle. Hawlitzki, der Barbier, ist, nachdem er die Grizonka geheiratet, nach der Hauptstadt gezogen. Die Leute wunderten sich nicht darüber; sie sahen die Heirat des behäbigen Mannes mit der Grizonka doch als eine bedenkliche an. Aber ein Ebersbacher, der in der Hauptstadt gewesen war und dort Hawlitzki's „feine Barbierstube" aufgesucht hatte, belehrte die Nachbarn, daß „der alte, gewiegte Kunde" ganz gut gedeihe, seine Frau noch immer ihre sonderbaren Augen habe, damit aber nicht nur ihren Eheherrn, sondern auch Geschäft und Wirtschaft gut regiere. Kleine Hawlitzki's gäbe es nicht. — —

Und über der stillen, zusammengedrängten Stadt mit ihren niedrigen Häusern, aus deren Fenstern nun schon hier und da der erste Schimmer des Christbaums auf die weiße Straße fällt, thront grau und ehrwürdig, wie vor hunderten von Jahren, Schloß Ebersberg, auf all seinen Türmen riesige Schneehauben, und sieht mit einer Reihe erleuchteter Fenster, denen sich noch an verschiedenen Stellen des alten Baus andere Lichtpunkte zugesellen, freundlich hinab auf sein verschneites Städtchen, während in den weiten Park auf der anderen Seite schon das Dunkel der Nacht einzieht und nur noch die weiße Schneedecke leuchtet.

Oben, in dem Zimmer, das einst die junge Erbgräfin bewohnt, sind mit der verwitweten, jetzt zweiunddreißigjährigen Reichsgräfin noch ein paar Personen vereinigt, die mit ihr das Fest begehen wollen. Auf dem Sofa neben der Reichsgräfin, sitzt die alte Baronin in einem perlgrauen Seidenkleide und mit einer schönen weißen Haube auf dem nun auch ganz weißen Scheitel. Obgleich sie über die siebzig ist und es mit dem Gehen noch schlechter geworden, hat sie nichts Verfallenes. Ehrenfest und ehrwürdig sitzt sie da und blickt mit ihren treuen, guten Augen über ihre Brille fort bald die Reichsgräfin, bald das auf der anderen Seite des Tisches sitzende Paar an. Es ist der Oberst des in der benachbarten Kreishauptstadt garnisonierenden Husarenregiments mit Edith, seiner Frau, der ehemaligen Gesellschafterin der Gräfin Vera. Sie gehören zu den häufigsten und liebsten Gästen auf Schloß Ebersberg, zumal Edith, außer ihrer verheirateten Stieftochter, noch ein Töchterchen von zehn Jahren hat, das die liebste Spielkameradin der beiden Kinder der verwitweten Reichsgräfin ist. Denn die letztere ist die Vormünderin des jetzt zwölfjährigen Reichsgrafen, der nach seinem Großvater Eberhard genannt wird; und neben dem schönen, lebhaften Knaben, dem Abbild seiner Mutter, steht noch die blonde achtjährige Gräfin Vera, die Liebe des Hauses. Sie ist der Mutter ganz unähnlich, aber in ihrer Liebebedürftigkeit und Anschmiegsamkeit der ganze Herzenstrost der Reichsgräfin.

Aber wo sind die Kinder jetzt? — Es ist am Nachmittag Bescherung der Armen auf dem Schlosse gewesen, und als sich die Reichsgräfin nach der Feier zurückzog, da haben die Kinder gebeten, noch ein wenig bleiben zu dürfen, um den Müttern und Kleinen mit Hülfe der Dienerschaft beim Einbündeln der Geschenke behülflich zu sein. „Wo bleiben nur die Kinder?" fragt die Reichsgräfin leise zu Edith hinüber. „Ich möchte nicht, daß unsere Baronin später als sonst zu ihrer gewohnten Abendsuppe kommt." Der Oberst will sich erheben, um nachzusehen.

Edith hält ihn mit leisem Druck zurück und antwortet der Reichsgräfin: „Erlaucht, ich höre sie schon auf dem Vordersaal.“

Und da sind sie schon; etwas aufgeregt stürmen sie herein. Voran der Reichsgraf, ein frischer, unbefangener Knabe, bei dessen Anblick niemand daran denken würde, daß er einst, indem nun die Besitztümer beider Linien seines Hauses wieder vereinigt sind, zum Herrn des größten Grundbesitzes der Monarchie bestimmt ist. Er begrüßt vor allen seinen Freund, den Obersten, denn er will natürlich künftig auch ein Husar werden. Hinter dem Knaben und dem Töchterchen Ediths, die vorangesprungen sind, erscheint jetzt noch eine Gestalt in Diakonissinnentracht in der Thür, die die kleine Gräfin Vera an der Hand führt. Es ist die junge Oberin des neuen Krankenhauses der Grafschaft, das der Reichsgräfin eigenste Schöpfung und dessen Protektorin sie ist. Dieses Weihnachtsamtes im Schlosse waltet die Oberin zur Beihülfe der Reichsgräfin herkömmlicher Weise jedes Jahr und trifft dazu schon mehrere Tage früher im Schlosse ein.

Nun erheben sich alle mit Ausnahme der Baronin, denn die Reichsgräfin ist in den anstoßenden Saal getreten, wo die eigene Bescherung schon gerüstet ist. Nach wenigen Minuten erscheint sie wieder zwischen den geöffneten Flügelthüren, durch die der Glanz des Baumes strahlt, und spricht: „So, Kinder, nun tretet an! Eberhard, Du darfst die Spitze nehmen. Die beiden Mädchen gehen mit der Baronin, der Oberst führt seine Frau. Ich selbst mit der Oberin mache heute den Beschluß.“ Und während sie in das Zimmer zurückkommt, macht die Reichsgräfin für die ungeduldige Jugend und die anderen den Weg frei.

Sie selbst aber tritt zu der jungen Oberin und spricht leise und innig, indem sie ihre beiden Hände ergreift und ihr in das stille Gesicht sieht: „Marie, wie hab' ich mich nach Dir gesehnt! Warum hast Du mich diesmal den ganzen Herbst warten lassen?! Weißt Du nicht, wie sehr ich Deiner bedarf? Weißt Du nicht, daß ich noch immer Deine bedürftigste Kranke bin? Aber nun bist Du da, und ich, die Protektorin Deines Hauses, lasse Dich die nächste Woche noch nicht von mir. Du sagst ja selbst, Du dürftest bleiben, es wäre alles gut versehen.“

Die Angeredete will sich auf die Hand der Reichsgräfin niederbeugen; die aber empfängt sie in ihren Armen und küßt sie herzlich auf die Wange. Dann legt sie ihren Arm um die Schulter der andern und läßt ihr Haupt an dem Haupt der Schwester ruhen, indem sie mit dem tiefen Klang ihrer Stimme spricht: „Und nun komm, Marie; laß uns Freude finden an der Freude der andern!“

Zuversicht.

In des Abends Rosengarten
Meine Sehnsucht sich ergeht,
Zitternd wie in Glückerwarten,
Auf den Lippen ein Gebet.

Und das ist so frommandächtig
Und ist so voll gläubiger Glut —
Und das macht mein Beten mächtig:
Meine Seele darin ruht!

Und ich fühle, es wird kommen
Einmal . . . einst . . . vielleicht erst spät —
Wenn die Sommerglut verglommen
Und die Felder abgemäht.

Christoph Flaskamp.

Was ist das Leben?

Was ist das Leben?
Ein schäumend Sichheben,
Als wollte es sprengen alle Bande,
Und dann ein Verflachen, Zerrinnen im Sande.
Ein großer Garten
Und Früchteerwarten,
Und drauf, wenn der Sommer gemach sich entfernte,
Im Herbst eine schmale, dürftige Ernte.
Viel Hoffen, viel Harren,
Enttäuschung und Narren,
Und endlich ein ärmliches Sichbescheiden
Mit wenig Freude bei zahllosen Leiden.
Erst stolzes Vertrauen,
Für ewig zu bauen,
Und dann nach vergeblichem Ringen und Streben
Am Ende, am Ende ein spurlos Entschweben.
Das ist das Leben.

Karl August Hückinghaus.

Aus der Mark.

Leis' rieselt unterm Fuße der Sand . . .
Der Nebel über die Heide geht
Und an den starren Kiefern verweht:
Wie lieb ich Dich, Du trauerndes Land!

Und sieh'! Die einsame Straße entlang
Eine Herde Schafe zum Dorfe zieht;
Und in die dämmernde Heide entflieht
Der Widderglocke leiser Klang!

In starrem Eise schweigt der See,
Die Felder liegen so brach und tot,
Und nur der fernen Hütten Rot
Sagt von der Menschen Wirken und Weh! —

Es geht die Schwermut über das Land,
Sie geht verwehten Spuren nach,
Sie wandert einsam, sie wandert gemach —
In Leid, das keine Thräne noch fand.

Karl Leopold Mayer.

Columbus.

Ich mag sie nicht, die gleich verzagen,
Wenn auf der Fahrt ein Ruder bricht,
Die ängstlich nach dem Heimweg fragen,
Noch eh' das neue Land in Sicht.

Doch sie, die mit dem Sturme fliegen
Zum langersehnten, fernen Ziel,
Daß ächzend sich die Maste biegen
Und jäh sich bäumt der stolze Kiel,

Sie will ich meine Brüder heißen,
In ihrer Mitte trotzig steh'n,
Und wenn die morschen Segel reißen
Mit ihnen stolz zu Grunde geh'n!

W. E. Vershofen.

Frühlingsnacht.

Die Frühlingsnacht ist kommen
Leise und still und stet.
Sternblüten sind erglommen
In des Himmels dunk'lem Beet.

Und drüben in der Ferne
Über den Wolken thront
Der milde Hirte der Sterne,
Der silberne, heit're Mond.

Schwarz liegen Dorf und Halde,
Alles ging zur Ruh'.
Aus dem düst'ren Walde
Fliegt mir ein Raunen zu.

Geheimnisvolles Rauschen
Durchflüstert den weiten Raum,
Ich liege da und muß lauschen
Und warte auf meinen Traum.

Und warte, bis Zauberhände
Meine zitternde Schläfe berührt
Und mich in Märchengelände,
In schimmernde Gärten geführt.

Eugen Lirsch.

Die Leserin.

Lebt ein Komteßchen irgendwo
Auf einem Schloß, in Büschen versteckt —
Was ich so dichte, traurig-froh,
Hat sie alles für sich entdeckt.

Fliegt ein Blättchen von mir in's Land,
Trägt es gewiß der Wind zu ihr;
Sehnsucht webt ein heimliches Band
Von dem blonden Fräulein zu mir.

Was ich mir zierlich ausgedacht,
Hat sie mit weichem Klange bethört;
Ich hab' oft in banger Nacht
Fernher ihre Stimme gehört . . .

Hat ein gar liebes, liebes Gesicht
In ein Spitzentüchlein gezwängt;
Auf ihren Fingern spielt ein Licht,
Um die Lider ein Träumen hängt . . .

Und um sie, die mein Thun bewacht,
Deren Antlitz ich nimmer schau',
Bin ich auf Lieder und Lob bedacht,
Form' ich schön meiner Seele Bau . . .

Paul Wertheimer.

Sanssouci.

(Nach einer Potsdamer Sage.)

„Da ist das Schloß! Hier kannst Du's seh'n!
Nun, Brüderchen, laß uns suchen geh'n
Das Fenster, wo um Mitternacht
Der König Fritz bei der Arbeit wacht.
Zwölfmal schlug schon vom Turm die Uhr —
Dann wird hell das Fenster, such' es nur!"
— „Und Du sagst, die Mutter wird gleich gesund,
Wenn wir ihn bitten von Herzensgrund?
Ja, Schwesterchen, sprich, wie geht das zu? —
Der König ist tot doch, sagtest Du!"
— „Der König Fritz war ein großer Held
Und wird verehrt in der ganzen Welt;
Er hat gewonnen manch' blut'ge Schlacht
Und hat Preußen groß und stark gemacht!
Das war ein König, wie wen'ge sind —
Und lieben muß ihn ein jedes Kind . . .
Und weil er weiß, wie sein Volk ihn preist,
So steigt er allnächtlich vom Himmel als Geist
Und sieht, was man hier thut und treibt.
Dann sitzt er am Arbeitstisch und schreibt,
Wie er's zur Lebzeit einst gemacht:
So kann man ihn sehen in jeder Nacht! —
Und wenn ein gutes Kind aus der Stadt
Einen großen Wunsch auf dem Herzen hat,
Dann soll es ihn sagen, so daß er's hört.
Und nickt er, so wird die Bitte gewährt."
— „Sieh, Schwester, im Fenster den hellen Schein;
Dort wird der König zu finden sein!"
— „Das ist die Lampe — ich kann sie seh'n!
Nun komm, aber laß uns leise geh'n. —
Da ist er! . . O Bruder, wie fürcht' ich mich:
Zu diesem Manne soll sprechen ich?
Sieh, wie er da sitzt, den Kopf gestützt;
Sieh, wie sein mächtiges Auge blitzt!
Ich bring' kein Wort aus der Kehle heraus —
Komm, Bruder, gehen wir wieder nach Haus!"
— „Ja, und die Mutter? Was wird aus ihr?
Ich fürcht' mich nicht vor dem König hier.
Sieh, wie er so freundlich blickt und mild —
Ich glaub', daß er unsern Wunsch erfüllt."
— „Jetzt sieht er her! Ach, wie wird mir so bang! —
. . . Herr König . . . die Mutter . . . sie ist so krank . . .
. . . O, macht Sie gesund . . . ich bitte schön! . . .
Wie er uns ansieht — komm, laß uns geh'n!" —
— „Er hat genickt! Mutter bleibt nicht krank!"
„O Dank, Herr König, viel tausend Dank!
Nun schnell nach Haus, nun wird Alles gut!
Gott seg'n' es Euch, was Ihr Gutes thut,
Und lohne hoch droben im himmlischen Sitz
Euch, guter König, Herr Alter Fritz!"

Richard Hennig.

Frühling.

I.

Der erste Frühlingssonnenschein!
Da zieh'n vorbei in langen Reih'n
Die bunten Kinderwagen
Mit all' den lieben Plagen.
Je kleiner sie, je runder sie,
Je kecker, je gesunder sie, —
Ein Sonnenkuß, — und über Nacht
Sind all' die Blüthen aufgewacht!

Und hinten d'rein im Winterrock
Die lieben grauen Alten,
Gestützt auf ihren Knotenstock,
Den ersten Ausgang halten.
Es steigt und kreist der Lebenssaft
Auch in des Eichbaums greisem Schaft.

Ja, Leben, Leben überall.
Im Herzen klingt's wie Flötenschall,
Wie fern Geläut:
Der Sehnsucht alte Melodie!
Ich meine gar, sie klang noch nie
So schön wie heut!

II.

Von eines Berges grünem Stein
Sah tief ich in das Land hinein.
Noch lag im Morgendämmerschleier,
Vom ersten Strahle keusch besonnt,
Der weltenweite Horizont.

Und eine Stimme lockte: Dein
Soll diese schöne Erde sein,
Soweit Du wandernd sie umschreitest. —
Sie jauchzt Dir zu bei jedem Schritt,
Und Deine Jugend wandert mit.

Otto Kindt.

Herbststünde.

Mein Tag neigt seinem Ende zu,
Der Freude Sonnengold verglüht.
Getanzt, geweint . . . . nun bin ich müd'
Und will zur Ruh — — und will zur Ruh.

Da fühl' ich einer Blume Duft,
Die schimmert hell in Blütenpracht
Und leuchtet weiß in meine Nacht
Und lockt und ruft — — und lockt und ruft.

So morgenfrisch und thaubeglänzt
In jungem, jungem Frühlingsland . . . .
Es zittert frevelnd meine Hand,
Die mich bekränzt — — die mich bekränzt.

Jenny von Reuß.

Römischer Nachmittagstraum.

Von Hugo Marcus.

Die weite Kirchenhalle war wirklich kein Renaissancebau, beim besten Willen nicht, sie war barok, mit ihren mächtigen, bauschigen Zierraten und den breiten, bildgeschmückten Pilastern, und eine Luft wehte darin, eisig kalt, Grabesluft!

Im Seitenschiff vor dem goldenen Tabernakel neben der Grabkapelle Pius des Achten kniete am Betpult ein kleiner, ältlicher Priester in langem, schwarzem Rocke. Nach seiner Tracht war er ein spanischer Weltgeistlicher. Hut und Reisetasche lagen neben ihm; er war jedenfalls erst vom Wege gekommen, um noch heute die vorgeschriebenen Besuche in den sieben Basiliken zu absolvieren. Nun, bis St. Paolo fuori und St. Lorenzo war es nicht weit!

Der Priester war der einzige Mensch außer mir in der weiten Kirche, die ich langsam durchschritt, die Augen auf die eigentümlich traumhaften Durchblicke in die vergitterten Kapellen der Seitenschiffe gerichtet, in denen alles schlief, Marmorgestalten in betender Haltung und bunte Kirchenbilder. Darauf kam ich an eine schwere Bronzethür im linken Schiff. Sie war nur angelehnt. Neugierig blickte ich durch den Spalt, da strömte mir ein breiter Streifen Licht entgegen, und brachte eine Fülle warmen, weichen Duftes, der war wie das Leben selbst. Mich faßte ein Verlangen nach Wärme und Sonne und Blüten des Frühlings; ohne zu überlegen, öffnete ich den Spalt und kam durch gewundene Gänge in einen Klosterhof.

Nachmittagssonne lag über dem Rasen der Mitte, Nachmittagssonne lugte durch die schlanken, orientalisch gewundenen Säulenpaare mit den zierlichen Rundbogen und streifte die düsteren Gräber hinten an der Mauer hell und warm und lind wie ein leiser Kuß. Es war grenzenlos still hier und so fern von allem Leben! Die mächtige Kirchenuhr vorn an der Front der Laterankirche schlug dumpf, dann war es wieder still. Eine riesenhafte Stadt ragte der obere Teil der viel gewundenen Kirchenmauer mit ihren Säulen, Architekturen, Nischen und Logen gelb in den lichtblauen Himmel hinein, und auf dem Dache die gewaltigen Heiligen standen so eigen frei und groß in den Lüften, gleichsam wie über allen Dingen. Die mächtigen Mauern, die von ferne winkten, ließen den Ort nur noch weltabgeschiedener erscheinen. Ich aber setzte mich auf einen alten Stein aus Römerzeiten und hatte über mir ein Akanthusgewinde, in das ein messelesender Fuchs eingemeißelt war, und träumte in die Zeit und den römischen Nachmittag hinaus. Wie ein Bild der Maler von vor hundert Jahren lag die Klosterwelt rings um mich. Mir aber kamen die Worte der Schrift in den Sinn: „Denn tausend Jahre sind wie ein Tag!"

Über dem Gärtchen vor mir lag Versonnenheit. Die Palmen hörte man, wie sie in allen Ecken blühten; zwischen den dunklen Fächerblättern hingen groß und gelb die vollen Dolden und dufteten. Der Brunnen murmelte leis in der Tiefe unter seiner uralten Umrandung. Ein Rundstein war es aus Römerzeiten mit merkwürdigen Reliefbildern.

Blauer Himmel, mächtige Heiligenfiguren und Kirchenwände, und sommerwarme Sonne über dem Rasen, und alle Palmen blühten. — —

„Der Name des Herrn sei gelobt!" sagte Bruder Christophorus.

„In Ewigkeit, Amen!" respondierte Bruder Franziskus.

„Alle Dinge loben den Herrn!"

„In Ewigkeit, Amen!"

„Von Ewigkeit zu Ewigkeit, denn vor ihm sind tausend Jahre wie ein Tag!"

„Alle guten Geister loben den Herrn!"

„Die Menschen und die Tiere und selbst die Steine loben den Herrn!"

Zwischen den blühenden Palmen des Klostergartens im warmen Brodem summten Bienen, emsige Bienen. Wenn man darauf lauschte, dann konnte man hören, wie sie hin und wieder kamen

und gingen. Das klang so eigen, ewigkeitlich, verträumt und zeitlos.

„Die Bienen des Feldes loben den Herrn, die Bienen loben den Herrn im Summen ihrer Flügel!"

„Die Bienen beten pater noster im Summen ihrer Flügel, — der Herr hat sie wunderbar gemacht zu seinem Dienste."

„Alle guten Geister loben den Herrn!"

„Der Herr sei gelobt von Ewigkeit an!"

„Von Ewigkeit zu Ewigkeit, denn vor ihm sind tausend Jahre wie ein Tag!"

— — — Ich stand auf und ging durch die sonnengefüllten Kreuzgewölbe, langsam, bedächtig; weltabwesend schien ich mir selber. Vor einer dunklen Thür machte ich halt. Ich drückte, sie ging auf und ich trat ein, ich wußte selbst nicht warum und wohin; unter dem Signum Pius V. ging ich hindurch, eine Mitra war's mit Hirtenstab. „Pius V. pontifex maximus" — wie lange die Inschrift schon da oben thronte, so ruhig in aller Stille rings. Durch ein paar dämmerige Vorräume kam ich in ein Gewölbe. Dort standen große, schön geschnitzte Schränke, prächtige Arbeit, für Meßgewänder und Heiligtümer. Darauf kam ein weiter Raum mit alten Steinen an den Wänden und einem bilderreichen Altar dem Fenster gegenüber, das mit seinem runden, einäugigen Lichte durch die ungeheueren Mauern blinzelte. Im ersten Raum sah ich keinen Menschen, und auch im zweiten war alles grabesstill. Darauf trat ich endlich in eine kleine Kapelle, die gleicherweise in halbem Lichte dalag. Ein seidener, schlanker Thronsessel stand auf der einen Seite, ihm gegenüber ein Altar, der in Goldschmuck glänzte, und über der Thür, von weißen Engeln in weißen, faltenreichen Tüchern getragen, rundgeformte Bilder längst verblaßter Menschen. Die Luft war süß und geheimnisvoll von vielhundertjährigem Weihrauch und Kerzenduft erfüllt. Ein schwerer Tisch stand an der einen Seite und darauf, sorgfältig über einem offenen, schweinsledergebundenen Brevier, eine Dekansmütze; an der Wand hing eine alte Uhr, aber sie ging nicht, sie stand. Ich sah mich um und sah, daß ich allein war auch hier in den tiefschweigenden Räumen, ganz allein.

Da plötzlich packte mich heiß ein wunderliches Verlangen. Dort auf dem schweinsledernen Brevier die Dekansmütze, ich wollte sie aufsetzen. Der Wunsch bemächtigte sich meiner stärker und stärker, dort lag sie, — ich konnte nicht anders, konnte nicht widerstehen, — ich setzte die Dekansmütze auf. Jetzt trug ich sie auf dem Kopfe, — ein Schauer überlief mich. An der Wand neben den alten Bildern hing ein Spiegel; ich war allein, es sah mich niemand; rasch trat ich davor und blickte mich an. Da war mir plötzlich als sei ich gar nicht ich, als sei ich eines von den grauen Bildern dicht neben mir. War ich nicht ganz so einer, wie der fahle Franziskaner dort in dem düsteren Rahmen? Voll Staunen starrte ich mich an und voll geheimer Schauer, und sah zwei große, heiße, dunkle Augen auf mich gerichtet, und bleiche starre Züge, meine eigenen Züge, und die Dekansmütze schwebte so geheimnisvoll zupassend mir zu Häupten, als hätte ich sie stets getragen. Ich fühlte eine Geschichte von tausend Jahren in mir und ein Geheimnis.

Da packte es mich — ein Geist, mir war, als wäre ich nun wirklich ein Priester, und zugleich fühlte ich heiße Sehnsuchtsglut in meinem Herzen nach allen heiligen Tröstungen, an die ich lange nicht mehr glaubte. Ich konnte nicht anders; ich kniete vor dem Altar hin und beugte mich und betete ein pater noster nach dem anderen und betete so heiß, so süß, so flehentlich, so unsinnig und inbrünstig wie nie zuvor in meinem Leben, obwohl ich doch wußte, daß ich mich selbst betrog. Zu Gott Vater und der Jungfrau und allen Heiligen betete ich, das Kind des zwanzigsten Jahrhunderts, es war wie ein Werben, gehört zu werden, aufgenommen zu werden zu den Freuden der Heiligen, geheiligt zu werden, erhoben zu werden. Es war wie ein großes Sichhingebenwollen und zum Opfer darbieten und Sehnsuchterfülltsein und seiner Sinne nicht mehr mächtig sein; ich fühlte alles inbrünstige, thränenheiße Verlangen Savonarolas und Loyolas, und es ergriff mich, als sei ich plötzlich einer von ihnen, so mit weiß schimmernden, zum Himmel gerichteten Augen, so mit über sich selbst hinauswollender, überschäumender Seele kniete ich, als sollte sich mir im nächsten Augenblick der Himmel öffnen, und meinen verzückten Augen ein Wunder erscheinen, wie auf dem Bilde des Altars.

Allmählich sank meine Hitze, und es überkam mich eine große Müdigkeit. Erschöpft ließ ich mich auf den Thronsessel dem Altar gegenüber nieder. — — — Als ich aufwachte, blickte ich um mich. Die Sonne lag nur noch halb im Fenster und schien matter und falber. Ich sah nach der alten Uhr, die Uhr stand — auf zwölf, wie sie vorhin gestanden hatte; — — — — denn „tausend Jahre sind vor Dir wie ein Tag!"

– Auf einen Augenblick überkam mich eine Angst, als stünde die Zeit, und ich wäre verzaubert. Da erinnerte ich mich an mein Gebet von vorhin; — ich wollte aufspringen von meinem Sessel, allein ich blieb, ich konnte mich nicht zwingen, es war so grabesstill, es war mir wie ein Lied von der Zeit, und so süß noch, zu sitzen und zu lauschen. Wenn nur nicht etwa die Pforte schon zur Nacht geschlossen war, — aber ich rührte mich nicht, trotz der Besorgnis.

Neben mir gewahrte ich einen Bogen Papier, er lag über dem Brevier auf dem Tisch. Mit ungewollter Würde eines Bischofs griff ich danach. Es war ein gedrucktes Formular; ich laß: una messa semplice . . . una messa santissima . . . und daneben Spendenpreise. Eine starke Ernüchterung wollte mich fassen, — jetzt war es Zeit, — ich wollte fort, mich endlich losmachen, ja über mich die Achsel zucken und über den Nachtmittag, der hinter mir lag. Aber wunderlich, dennoch blieb ich — noch einmal. Ich sah die alten Bilder an mit ihren heißen, ehrlichen Augen, und sie sprachen zu mir von ihrer Wahrheit. Mir wurde plötzlich eigen friedlich zu Sinn; zugleich aber empfand ich, als ob sich eine Decke von meiner Seele hob, die darüber gelegen hatte, wie die Vorhänge vor den Kirchenbildern zur Osterzeit, und alle Dinge erstanden vor mir in neuer, gleichsam wiedergeborener Gestalt und eigen verklärtem, strahlendem Lichte, das ihrem letzten, innersten Worte, nicht meinen angespannten Sinnen mehr entsprang. Jetzt erhob ich mich, frei, ohne Mühe, kein Zauber hielt mich mehr. So schritt ich unter dem Zeichen Pius V. hindurch und durch die schweigenden Gemächer in den Klostergarten.

Zwischen den Säulen lag die Sonne so gelb, abendgelb und warf ihre Strahlen schräg und goldig flimmernd. Ich sog die warme Luft mit Wonne ein: wie schön war doch die Welt, und wie schön der Tag! Eine große Dankbarkeit ergriff mich. Was für heilige Stunden hatte ich durchlebt! In diesem Augenblick kamen mir Heyses Verse in den Sinn:

„Die Brust vom Hauche der Musen geschwellt,
Mit frohem Busen ein Kind der Welt!" — — —

Zum letzten Male atmete ich den Duft der blühenden Palmen, die Bienen waren nun bereits zur Ruhe gegangen, sie summten nicht mehr. Ein Abendvogel aber jauchzte sein fröhliches Lied in die Welt hinaus.

Frühling.

Horch, im Winde — wie mild und schön! —
Frauengesang, Lautengetön,
Süßes Jubeln und leises Lachen;
Eia, die Engel des Herrn erwachen!

Eia! Hoch oben, im tiefen Blau,
Weißes Gefieder: lockende Schau!
Säumst Du noch, Seele? Breite die Schwingen!
Lustig hinein in das Lachen und Singen!

Bruno Salmer.

Märzensturm.

Im Sturm und Regen steht die Welt,
Die grauen Wolken jagen,
Es braust heran ein rauher Held,
Der will die Feinde rings im Feld
In diesen Märzentagen
Verschlagen, ja zerschlagen.

Er kommt gesprengt auf wildem Roß,
Das schlägt mit scharfen Hufen,
Und was im Winkel sich verdroß,
Was feig' und mürrisch sich verschloß,
Will an des Thrones Stufen
Er laut zum Kampfe rufen.

Am Thron des Königs hochgeehrt
Muß er als Streiter wachen!
Wem stark des Lebens Drang nicht gährt,
Der ist des Herrschers Blick nicht wert,
Die mäht er hin mit Lachen,
Die Welken und die Schwachen!

So schafft er Bahn, der jähe Held,
Mit seinen harten Streichen,
Bis einst sein König Heerschau hält! —
Der Sturm, der um die Dächer gellt,
Er trägt ein Heroldzeichen,
Das stammt aus Lenzes Reichen!

Du Ritter, der die Welt durchzieht,
Die Herzen auch durchstürme!
Was krank und morsch Dein Auge sieht,
Was scheu des Lebens Helle flieht,
Vertilg es, das Gewürme,
Stürme, mein Ritter, stürme!

Julius Koch.

Der Tod.

„Mut um den Tod zu sehn?“ — „Noch keiner sah ihn.“ — „Doch dulden mußt Ihr ihn.“ —
Byron.

In tiefer Finsterniß sitzt Luzifer,
Gedankenschwer das blasse Haupt gestützt . . .
Es zischen grüne Schlangen um ihn her
In Felsen, wo einst Gotteslicht geblitzt —
Aus schwarzen Höhlen rinnen Tropfen nieder,
Krächzende Raben spreizen ihr Gefieder . . .

Er sinnt und sinnt. Auf seiner bleichen Stirn
Zieh'n Schatten hin von längst verlor'nem Glanz — —
Er schaut das Meer, den schneegekrönten Firn,
Der dunklen Wälder dufterfüllten Kranz,
Im Hügelmoos die silberfrischen Quellen —
Gaukelndes Spiel der sonnenfrohen Wellen . . .

Vom Felsensitze springt er jäh empor
Und gräbt die Nägel in die Wände ein —
Ein Brüllen dringt aus seiner Brust hervor,
Gestöhn der grimmigsten Verzweiflungspein —
„O, daß ich niemals — nie — Dich wiederschaue,
Lockende Lust der Paradiesesaue!“

Da hebt sich neben ihm mit finsterm Blick
Ein hohles Antlitz, höhnisch unbewegt . . .
„Beweinst Du, Schwächling, stets noch Dein Geschick?
Mein Groll hat sich schon lang zur Ruh gelegt.
Ich lad' die Menschheit nicht zum tollen Reigen —
Wankenden Schrittes führ ich sie — ins Schweigen!“

„So willst Du, Frecher, in der Hölle noch
Dich überheben mit dem Bettlerstolz?
Glaub', der da droben spannt Dich doch ins Joch,
Und überwindet Dich am Kreuzesholz!
Mir, einzig mir ist dieses Reich hienieden —
Dienend dem Gott, bist Du von ihm geschieden!“

Da reckt sich langsam in die Höh' der Tod. —
Es schleicht ein Schaudern durch der Hölle Schlund —
Es wälzt sich das Gewürm in Schmerzensnot —
Selbst Luzifer erbebt im Herzensgrund . . .
Am Fels hin gleiten flehend tausend Hände —
Wehvolle Stimmen ächzen an die Wände . . .

Die geisterhaften Augen thuen kund
Welch' tiefes Elend sie zu schau'n gelernt —
Wie Leichenkälte weht's aus fahlem Mund,
Dem Lieb' und Lust auf Ewigkeit entfernt —
„Was kümmert mich des Höllenreiches Grenze?
Häuf' ich in Frieden doch mir Sterbekränze!“

In höchstem Zorn fährt Luzifer empor:
„Nie soll Dir eine Friedensernte blüh'n!
Gleich mir bleib' Du ein wundgejagter Thor,
Verflucht zur Unrast für Dein rastlos Müh'n!
Doch um die letzte Stunde wirst Du ringen —
Ewig im Kampf nur Deine Menschen zwingen!“

Erna Ludwig.

Schranklied.

Jeder hat in seinen Schränken
Ein klein wenig zu verschenken.
Wär' der Schrank auch arm und klein,
Ein Geschenk wird drinnen sein.

Hat die Mutter braune Nüßchen,
Hat die Tochter warme Küßchen;
Und der Dichter hat im Schrank
Einen sehnsuchtsüßen Sang.

Ach, was wär denn unser Leben,
Könnten wir nicht geben, geben!
Und was hätt' denn sonst der Nacht
Ihren holden Traum gebracht?

Menschen, müßt nur immer hoffen:
Bald sind alle Schränke offen,
Und die Liebe siegt ja doch.
Still! Schon knarrt das Schlüsselloch . . .

Hans Müller.

Sprüche.

Das erste Modeblatt erschien im Paradies;
Frau Eva pflückte selbst es ab in Ehren.
Es fehlt nicht viel, so zeigt uns heute neu Paris,
Daß stets die alten Moden wiederkehren.

*

Jedem, der den Weg Dir kreuzt,
Sei nicht dienstferbötig.
Wer sich mit den Fingern schneuzt,
Hat kein Schnupftuch nötig.

*

Ob ins Heu das Feuer fiel
Oder Heu in's Feuer,
Ist ein müßig Fragespiel,
Wenn verbrannt die Scheuer.

Ist der Pelzrock neu,
Verkriecht die Laus sich scheu.
In schäbigen Pelzen
Geht sie auf — Stelzen.

*

Wie sehr Du's lobst,
Mir ferne bleib'
Anbrüchig Obst,
Anrüchig Weib!

*

Unbarmherzig ist die Welt,
Namentlich die große kleine:
Wer in einem Dorf gestrauchelt,
Kommt nicht leicht mehr auf die Beine.

Th. Vulpinus.

Dramatische Skizzen

von

Nikolai Gogol.

Aus dem Russischen von **Hans Gerschmann.**

(Fortsetzung und Schluß.)

III.

Das Bedientenzimmer.

Das Theater zeigt ein Vorzimmer. Rechts eine Thür zur Treppe, links zum Saal. Im Hintergrunde, etwas seitwärts, die Thür zum Kabinett. Die ganze Wand entlang, fast bis dicht zu den Thüren, führt eine lange Bank. **Peter, Iwan** und **Gregor** sitzen darauf und schlafen, die Köpfe haben sie gegenseitig auf die Schulter gelehnt. An der Treppenthür wird stark geläutet. Die Lakaien wachen auf.

Gregor. Marsch, mach' die Thür auf. Es klingelt.

Peter. Was sitzt Du denn da? Hast Du vielleicht Blasen an den Füßen? Kannst Du nicht selbst aufstehn?

Iwan (schlägt mit der Hand.) Nun, da bleibt doch schon nichts übrig, ich muß selbst aufmachen. (Macht die Thür auf und ruft.) Es ist Andruschka.

Andruschka (tritt auf in Mütze, Mantel und mit einem Bündelchen in der Hand.)

Gregor. Nun, Du Moskauer Krähe! Von wo bist Du hergeschneit?

Andruschka. Ach Du finnische Nachteule! Wenn Du nur für mich laufen müßtest. Das (hebt das Bündel hoch) läßt sie mich zur Putzmacherin tragen nach der Petersburger Seite. Die zwanzig Kopeken für den Iswoschtschik langt sie nicht vor; um Gotteswillen! Und zu Euerm soll ich auch. Wie ist es, schläft er?

Gregor. Wer? Der Bär? Nein, er hat noch nicht aus seinem Lager gebrüllt.

Peter. Ist es wahr, daß Eure Gnädige Euch Strümpfe stopfen läßt? (Alle lachen.)

Gregor. Also ein Stopfermädel bist Du, Bruder? Da wollen wir Dich lieber gleich so nennen.

Andruschka. Das ist gelogen, ich habe noch niemals gestopft.

Peter. Man weiß schon, wie das bei Euch ist. Da ist einer bis zum Mittag Koch, und nach dem Essen Kutscher oder Lakai, oder er macht Schuhe.

Andruschka. Na, und was schadet das? Ein Handwerk hindert doch nicht das andre. Ich bin Lakai und Damenschneider, das ist richtig. Ich nähe für die Gnädige und für andere auch, und ich verdiene mir ein paar Groschen damit. Und ihr thut einfach gar nichts.

Gregor. Nein, Bruder, anständige Herrschaften lassen den Lakaien nicht arbeiten; dafür ist der Handwerker da. Beim Grafen Bulkin, Bruder, sind zum Beispiel allein dreißig Mann Bediente, und da heißt es schon nicht so einfach, Bruder: „He, Petruschka, geh' mal da hin". „Nein", sagt er, „das ist nicht meine Sache; sein Sie so gut, dem Iwan zu befehlen". So gehört sich's. So muß es sein, wenn ein Herr leben will wie ein Herr. Aber Euer Kiebitz kam aus Moskau angefahren in einem Reisewagen, wie 'ne aufgeknackte Nuß, den Pferden die Schwänze mit 'nem Strick festgebunden. (Sie lachen.)

Andruschka. Nun, Du Speilzahn, Du Speilzahn! Was hast Du nun davon, daß Du den ganzen Tag lang liegst? Dafür hast Du auch nicht eine Kopeke in der Tasche.

Gregor. Was geht mich Deine Kopeke an? Wozu habe ich denn einen Herrn? Den Lohn giebt er mir, ob ich arbeite oder nicht. Und weßhalb soll ich für die alten Tage sammeln? Was ist das für ein Herr, wenn er seinem Diener nicht einmal Pension zahlt.

Andruschka. Es heißt, die Kollegen wollen einen Ball geben; ist das wahr?

Peter. Ja; wirst Du auch kommen?

Andruschka. Was heißt Ball? Das wird auch ein netter Ball sein.

Gregor. Nein, Bruder, das wird ein Ball, wie er im Buch steht. Es ist ein Rubel pro Mann gezahlt und mehr. Der Koch des Fürsten hat fünf Rubel gegeben und will selbst das Essen machen. Es wird eine großartige Aufnahme, nicht bloß Nüsse zu knacken; wir haben schon zwanzig Pfund Konfekt gekauft, und Eis giebt's auch. (Ein feines Klingeln aus dem Kabinett des Herrn.)

Andruschka. Marsch! Der Herr klingelt.

Gregor. Kann warten. Lumination wird auch angesteckt. Musik ist gemietet, nur wurden wir nicht einig; es ist kein Baß, sonst . . . (Es klingelt im Kabinett lauter als vorher.)

Andruschka. Marsch, marsch. Es klingelt.

Gregor. Kann warten. Nun, was giebst Du?

Andruschka. Was heißt Ball. Das ist alles so 'ne Sache. – –

Gregor. Nun, mach' den Beutel auf, Stopfermädel. Sieh ihn bloß an, Petruschka, wie er . . . . (Zeigt auf ihn mit dem Finger. Inzwischen öffnet sich die Thür, und der **Herr**, im Schlafrock, streckt die Hand aus und packt **Gregor** am Ohr; alle stehen auf.)

*

Der Herr. Wie, ihr Taugenichtse! Drei Menschen, und wenn doch nur einer sich erheben möchte. Und ich klingle aus aller Kraft, so daß ich beinahe die Schnur abgerissen hätte.

Gregor. Es war nichts zu hören, gnädiger Herr.

Herr. Das ist gelogen.

Gregor. Wahrhaftig. Warum sollte ich lügen? Peter hat auch da gesessen. Das ist so eine Glocke, gnädiger Herr, die zu gar nichts taugt; es ist niemals irgend was zu hören. Man muß den Schlosser rufen.

Herr. Nun, so rufe den Schlosser.

Gregor. Ich hatte es schon dem Haushofmeister gesagt. Was hilft das? Er schimpft einen nur aus.

Herr (sieht den fremden Lakaien.) Was ist das für ein Mensch?

Gregor. Er kommt von Anna Petrowna mit einem Auftrag für Sie.

Herr. Nun, was bringst Du?

Andruschka. Die gnädige Frau läßt grüßen und bestellen, daß sie Sie heute besuchen wird.

Herr. Warum, weißt Du nicht?

Andruschka. Nein, sie sagte nur: Sage Fjodor Fjodorowitsch, daß ich grüßen lasse und ihn besuchen werde.

Herr. Wann, um welche Zeit?

Andruschka. Ich weiß nicht, um welche Zeit. Sie sagte nur: bestelle, sagte sie, dem Fjodor Fjodorowitsch, daß ich selbst, sagte sie, ihn besuchen werde . . .

Herr. Gut. Peter, hilf mir sofort, mich ankleiden; ich gehe aus. Und Ihr — niemand empfangen. Verstanden? Es wird allen gesagt, daß ich nicht zu Hause bin! (Geht ab, **Peter** folgt ihm.)

*

Andruschka (zu Gregor.) Nun siehst Du, da hast Du's mal bekommen.

Gregor (schlägt mit der Hand.) Ach, das ist der Dienst. Gieb Dir Mühe wie du willst, geschimpft wirst Du immer. (An der Treppenthür klingelt es wieder.) Da ist schon wieder irgend ein Kerl. (Zu Iwan) Marsch, mach' auf, was sperrst Du das Maul auf. (**Iwan** macht die Thür auf; ein **Herr im Pelz** tritt ein.)

Der Herr im Pelz. Ist Fjodor Fjodorowitsch zu Hause?

Gregor. Nein.

Der Herr im Pelz. Das ist verdrießlich. Weißt Du nicht, wohin er gefahren ist?.

Gregor. Nein. Vermutlich ins Departement. Wie soll ich Sie melden?

Der Herr im Pelz. Sage, daß Herr Njeweleschtschagin da war, und daß es ihm sehr leid that, den Herrn nicht zu treffen. Verstanden? Vergiß nicht: Njeweleschtschagin.

Gregor. Lentjagin.

Der Herr im Pelz (lauter.) Njeweleschtschagin.

Gregor. Der Herr sind Deutscher?

Der Herr im Pelz. Was für ein Deutscher. Einfach russisch: Njeweleschtschagin.

Gregor. Hörst Du, Iwan, vergiß nicht: Zerdaschagin. (Der Herr geht ab.)

Andruschka. Adieu, Brüder, es ist auch Zeit für mich.

Gregor. Wirst Du nun also auf den Ball kommen?

Andruschka. Na, ich werde noch sehen. Adieu, Iwan!

Iwan. Adieu! (Geht, die Thür aufzumachen.)

*

(**Das Stubenmädchen** läuft schnell durch den Flur.)

Gregor. Wohin, wohin? Sehen Sie einen doch wenigstens an! (Hält sie am Rock fest.)

Mädchen. Es geht nicht, es geht nicht, Gregor Pawlowitsch! Halten Sie mich nicht auf, ich habe gar keine Zeit. (Reißt sich los und läuft durch die Treppenthür.)

Gregor (sieht ihr nach.) Da, wie sie saust. (Lacht.) Ha, ha, ha!

Iwan (lacht.) Hi, hi, hi! (**Der Herr** tritt auf. **Iwan** und **Gregor** schneiden plötzlich ernste Fratzen und stehen auf. **Gregor** nimmt den Pelz vom Haken und wirft ihn dem Herrn auf die Schulter. Der Herr geht ab; **Gregor** steht mitten im Zimmer und pult mit dem Finger in der Nase.)

Gregor. Da hätte man nun freie Zeit, der Herr ist weg, was könnte schöner sein — nein, gleich hat der Teufel diesen Dickbauch von Haushofmeister da.

(Hinter der Scene.) Die Stimme des Haushofmeisters. Das ist doch, als ob der liebe Gott einen straft, zehn Menschen im Hause, und wenn doch einer aufräumen möchte.

Gregor. Da fängt der Dickwanst schon zu schreien an.

Haushofmeister (tritt auf, lebhaft gestikulierend und mit den Händen schlagend.) Ihr solltet wenigstens euer Gewissen fürchten, wenn ihr schon Gott nicht fürchtet. Nicht einmal die Teppiche sind bis jetzt geklopft. Sie, Gregor Pawlowitsch, sollten den andern ein Beispiel geben, und Sie schlafen egal weg von morgens bis abends. Die Augen sind Ihnen schon ganz verschwommen vom Schlaf, wahrhaftigen Gott! Sie sind doch der reine Hallunke, Gregor Pawlowitsch.

Gregor. Bin ich denn nicht auch ein Mensch, daß ich nicht einmal schlafen soll?

Haushofmeister. Dagegen sagt keiner ein Wort. Warum nicht schlafen? Aber nicht den ganzen Tag. Nun, und Du Peter Iwanowitsch?

Ich will kein böses Wort sagen, aber Du bist doch wahrhaftig das reine Schwein. Was hast Du denn zu thun? Zwei oder drei Leuchter zu putzen. Nun, was hältst Du Maulaffen feil? (**Peter** geht langsam ab.) Und Dir, Wanka, gehört einfach eins ins Genick.

Gregor (geht ab.) Ach, Leben, Leben. Mit dem Morgen geht das Gekeif los.

Haushofmeister (bleibt allein.) Darauf kommt's an, daß jeder Mensch seine Schuldigkeit kennt. Wenn Diener, dann Diener; Edelmann, dann Edelmann; Bischof, dann Bischof. Sonst finge jeder an .... ich z. B. würde sagen: „Nein, ich bin nicht Haushofmeister, sondern Gouverneur, oder irgend so etwas von der Infanterie". Natürlich würde mir Jeder gleich sagen: „Nein, das ist gelogen; Du bist Haushofmeister und nicht General — so ist's. Deine Schuldigkeit ist's, auf das Haus aufzupassen, und auf die Diener — so ist's! Für Dich ist nicht bong schuhr, kommang wuh frangßeh; auf Ordnung sollst Du sehen, aufpassen — so ist's! Ja."

Anna tritt auf, das Stubenmädchen aus dem Nachbarhause.

Haushofmeister. Ah, Anna Gawrilowna! Was meine Hochachtung anbetrifft, so sehe ich Sie mit großem Vergnügen.

Anna. Stören Sie sich nicht, Lawrenti Pawlowitsch! Ich bin nur so auf eine Minute herübergehuscht. Ich traf den Wagen Ihres Herrn und hörte, daß er nicht zu Hause ist.

Haushofmeister. Das haben Sie sehr gut gemacht. Ich und die Frau werden uns sehr freuen. Bitte, setzen Sie sich doch.

Anna (setzt sich.) Sagen Sie, wissen Sie etwas von dem Ball, der in den nächsten Tagen sein soll?

Haushofmeister. Gewiß. Es ist gewissermaßen, sehen sie gütigst, auf Kollekte. Der eine, der andere, gewissermaßen so zu sagen, der dritte. Das macht übrigens zusammen eine große Summe. Ich habe mit der Frau zusammen fünf Rubel gegeben. Nun natürlich ein Ball, oder wie man gewöhnlich sagt, eine Soiree. Schließlich wird auch, gewissermaßen zu sagen, eine kalte Bewirtung sein. Für die jungen Leute Tänze und ähnliche Vergnügungen.

Anna. Ich komme ganz bestimmt! Ich kam bloß fragen, ob Sie mit Agafja Iwanowna kommen werden.

Haushofmeister. Agafja Iwanowna spricht immer nur von Ihnen.

Anna. Ich fürchte nur die Gesellschaft.

Haushofmeister. Nein, Anna Gawrilowna, wir werden gute Gesellschaft haben. Ich kann es noch nicht sicher sagen, aber ich hörte, daß der Kammerdiener des Grafen Tolstogub da sein wird, der Diener und die Kutscher des Fürsten Bruchowetzki, das Stubenmädchen einer Fürstin .... ich glaube, auch einige Beamte werden da sein.

Anna. Eins gefällt mir nicht sehr, daß Kutscher da sein werden. Sie riechen immer nach einfachem Tabak oder Schnaps, und dann sind sie so ungebildet, solche Flegel.

Haushofmeister. Erlauben Sie, Ihnen zu bemerken, Anna Gawrilowna, daß zwischen Kutscher und Kutscher ein Unterschied ist. Es ist schließlich richtig, daß die Kutscher sich nach ihrer Gewohnheit meist immer bei den Pferden befinden und mitunter, mit Erlaubniß zu sagen, Mist fegen. Schließlich, ein einfacher Mensch trinkt auch ein Glas Schnaps, oder aus Unzulänglichkeit raucht er auch gewöhnlichen Knaster, wie ihn meistenteils das einfache Volk braucht. So ist es natürlich, daß er zuweilen, gewissermaßen zu sagen, nach Mist oder Schnaps riecht — das ist allerdings alles so; jedoch räumen Sie selbst ein, Anna Gawrilowna, daß es auch solche Kutscher giebt, die, wenn auch Kutscher, doch nach ihrer Gewohnheit mehr so zu sagen Stalllakaien als Kutscher sind. Ihre Pflicht, oder sich so auszudrücken, Direktion, besteht darin, daß sie Hafer ausgeben, oder Vorreiter und Kutscher ausschimpfen, wenn sie etwas versehen haben.

Anna. Wie schön Sie sprechen, Lawrenti Pawlowitsch, ich möchte Ihnen immer nur zuhören.

Haushofmeister (mit zufriedenem Lächeln.) Das ist nicht der Rede wert, mein Fräulein! Es ist freilich richtig, daß nicht jedem Menschen die Rede gegeben ist, gewissermaßen zu sagen die Gabe des Wortes. Natürlich passiert es zuweilen ... daß, die Stotterer, wie man gewöhnlich sagt ... ja, oder so andere, ähnliche Zufälle, was übrigens von der Natur herrührt ... Beliebt es Ihnen nicht, ins Zimmer einzutreten?

(**Anna** geht, der **Haushofmeister** folgt ihr.)

IV.

Petersburger Kabale und Liebe.

(Fragment.)

(Zimmer im Hause der **Maria Alexandrowna**. **Maria Alexandrowna**, eine Dame gesetzten Alters, und **Michailo Andrejewitsch**, ihr Sohn.)

Maria Alexandrowna. Höre, Mischa, ich wollte schon lange mit Dir reden; Du mußt den Dienst wechseln.

Mischa. Bitte, morgen, wenn Du willst.

Maria Alexandrowna. Du sollst Militär werden.

Mischa (reibt die Augen auf.) Militär?

Maria Alexandrowna. Ja.

Mischa. Wie Mamachen, Militär?

Maria Alexandrowna. Nun, warum wundert Dich das so?

Mischa. Erbarmen Sie sich! Wissen Sie denn nicht, daß man da zuerst Junker werden muß?

Maria Alexandrowna. Nun, dann dienst Du also ein Jahr als Junker, und dann wirst Du zum Offizier befördert; das ist schon meine Sache.

Mischa. Aber was finden Sie denn Militärisches

an mir? Ich habe doch absolut keine militärische Figur. Überlegen Sie das doch noch, Mütterchen. Ich bin wirklich so erstaunt, daß ... daß ... daß ich wirklich nicht weiß, was ich denken soll. Gott sei Dank, bin ich so ziemlich wohlbeleibt und wenn ich die Junkeruniform mit kurzen Schößen anziehe, — das wird nicht anzusehen sein.

Maria Alexandrowna. Das ist egal. Wenn Du Offizier wirst, trägst Du einen so langen, faltigen Rock, daß von Deiner Wohlbeleibtheit nichts zu merken ist. Es ist sogar besser, daß Du etwas dick bist, — man befördert Dich schneller: sie werden nicht gern so einen dicken Lieutenant im Regiment haben wollen.

Mischa. Aber Mütterchen, ich habe doch nur noch ein Jahr, ein einziges Jahr bis zum Kollegienassessor. Schon zwei Jahre bin ich im Rang des Titulärrats.

Maria Alexandrowna. Hör auf, hör auf! Das Wort „Titulär" zerreißt mir die Ohren; man kommt dabei, weiß Gott worauf. Mein Sohn soll in der Garde dienen, das will ich.

Mischa. Aber bedenken Sie doch, Mütterchen. Sehen Sie mich gut an, und mein Äußeres auch: schon auf der Schule nannten sie mich Hamster. Im Militärdienst ist vor allem nötig, daß man gut reitet und eine laute Stimme hat, und hohen Wuchs und Taille.

Maria Alexandrowna. Das findet sich, das findet sich alles. Ich will unbedingt, daß Du dienst, ich habe einen wichtigen Grund dafür.

Mischa. Welchen Grund denn?

Maria Alexandrowna. Nun, einen wichtigen.

Mischa. Sagen Sie doch lieber, welchen Grund.

Maria Alexandrowna. So, einen Grund — ich weiß wirklich nicht, ob Du ihn ganz begreifen wirst. Die Guboliiowa, das dumme Geschöpf, sagt vorgestern bei Rogoshinski, und absichtlich so, daß ich's hören muß ... Ich sitze als dritte von ihr ... Vor mir Sophie Batruschkowa, die Fürstin Alexandrine und nach der Fürstin Alexandrine gleich ich. Was denkst Du wohl, daß dieses Wesen sich erfrecht zu sagen? — Ich wollte sofort von meinem Platz aufstehen, und wäre die Fürstin Alexandrine nicht gewesen, so weiß ich nicht, was ich gethan hätte. Sie sagt: „Es freut mich sehr, daß man zu den vornehmen Bällen keine Civilbeamten zuzieht. Das ist alles, sagt sie, mauvais genre, es haftet ihnen etwas Unanständiges an. Ich freue mich, sagt sie, daß mein Alexis diesen gräulichen Frack nicht trägt." — Und das brachte sie alles mit solcher Ziererei heraus, mit solchem Ton ... wirklich so ... ich wußte gar nicht, was ich vor Wut mit ihr anfangen sollte. Und ihr Sohn ist ein Schafskopf, wie er im Buche steht; er weiß vor Dummheit kaum die Füße zu setzen. Solch eine widerwärtige Kanaille.

Mischa. Wie Mütterchen, das ist also der Grund?

Maria Alexandrowna. Ja; nun will ich gerade, daß mein Sohn auch in der Garde dient und überall auf den besten Bällen ist.

Mischa. Erbarmen Sie sich, Mütterchen, nur weil das dumme Frauenzimmer ...

Maria Alexandrowna. Nein, ich bin ganz fest entschlossen. Laß sie platzen vor Wut, laß sie toben.

Mischa. Aber ...

Maria Alexandrowna. Oh, ich werde ihr zeigen! Und wenn ich alles aufbieten müßte, mein Sohn muß auch in der Garde sein. Mag es gehen, wie es will, das muß sein. Ich werde jeder Kanaille erlauben, sich vor mir aufzublasen und sich mit ihrem stumpfnäsigen Sohn zu haben? Nein, das wird nie geschehen. Wie es Ihnen beliebt, Natalie Andrejewna.

Mischa. Glauben Sie denn, daß sie sich darüber ärgert?

Maria Alexandrowna. Oh, ich erlaube das nicht!

Mischa. Wenn Sie denn durchaus wollen, Mamachen, werde ich in den Militärdienst gehen; nur werde ich mir in Uniform wahrhaftig selbst komisch vorkommen.

Maria Alexandrowna. Mindestens wird das viel anständiger sein, als dieser elende Civil-Frack. Nun das zweite: ich will Dich verheiraten.

Mischa. Mit einem Mal den Dienst wechseln und heiraten?

Maria Alexandrowna. Warum? Ist es denn etwa nicht möglich, den Dienst zu wechseln und zu heiraten?

Mischa. Ich habe mich noch nicht dazu entschlossen. Ich will noch nicht heiraten.

Maria Alexandrowna. Du wirst schon wollen, wenn Du erst weißt, wen. Durch diese Heirat sicherst Du Dir Glück in der Karrière und im Familienleben. Mit einem Wort, ich will Dich mit der Fürstin Schlepochwostowa verheiraten.

Mischa. Aber Mütterchen, die ist ja von einer Dummheit erster Klasse.

Maria Alexandrowna. Durchaus nicht erster Klasse, sondern so wie alle übrigen. Sie ist ein sehr angenehmes Mädchen; sie hat nur etwas wenig Gedächtnis. Mitunter vergißt sie sich dann, und sagt etwas an der falschen Stelle. Aber das ist nur aus Zerstreutheit, und dafür intrigiert sie nicht und heckt niemals irgend etwas Böses aus.

Mischa. Erbarmen Sie sich; die sollte auch noch intrigieren! Sie bekommt kaum ein Wort heraus, und das ist dann immer so, daß man nur die Hände faltet, wenn man es hört. Sie wissen selbst, Mütterchen, daß die Heirat Herzenssache ist, daß die Seelen ...

Maria Alexandrowna. Nun richtig, das hatte ich doch schon geahnt. Höre gefälligst auf zu liberalisieren. Das steht Dir nicht, ich habe Dir das schon zwanzig Mal gesagt. Das mag für andere passen, für Dich paßt es ganz gewiß nicht.

Mischa. Ach, Mamachen, wann und worin bin ich Ihnen ungehorsam gewesen? Ich bin bald

dreißig Jahre alt und immer bin ich Ihnen wie ein Kind in allem gefolgt. Sie befehlen mir hinzufahren, wohin ich um die Welt nicht fahren möchte — und ich fahre und lasse gar nicht merken, daß mir das schwer fällt. Sie befehlen mir, bei irgend Jemand zu antichambrieren, und da antichambriere ich bei irgend Jemand, obgleich mir das wahrhaftig nicht nach dem Herzen ist. Sie befehlen mir, auf den Bällen zu tanzen, und ich tanze, obgleich alle über mich und meine Figur lachen. Schließlich befehlen Sie mir, den Dienst zu wechseln, und ich wechsele den Dienst; mit dreißig Jahren gehe ich unter die Junker, mit dreißig Jahren mache ich mich Ihnen zu Gefallen zum kleinen Jungen, und bei alledem werfen Sie mir jeden Tag meinen Liberalismus ins Gesicht. Es vergeht nicht eine Minute, ohne daß Sie mich einen Liberalen nennen. Hören Sie, Mütterchen, das thut weh; ich sage Ihnen, das thut weh. Ich wäre wohl wert, für meine Liebe und Aufmerksamkeit gegen Sie mehr . . .

Maria Alexandrowna. Rede gefälligst nicht! Als ob ich nicht wüßte, daß Du ein Liberaler bist, und ich weiß auch, wer Dir das alles beibringt: alles dieser gräuliche Ssabatschkin.

Mischa. Nein, Mütterchen, das ist doch zu stark, daß ich diesem Ssabatschkin nun gar folgen soll. Er ist ein Schweinehund, ein Spieler, und alles, was Sie wollen. Aber diesmal ist er ohne Schuld. Ich gestatte ihm nie auch nur den Schatten eines Einflusses auf mich.

Maria Alexandrowna. Ach, mein Gott, was für ein schrecklicher Mensch. Ich erschrak, als ich ihn kennen lernte. Ohne Grundsätze, ohne Tugend — was für ein ekelhafter Mensch! Wenn Du wüßtest, was er über mich herumklatschte! . . . Ich konnte drei Monate nirgends die Nase zeigen: Daß man bei mir abgeträufelten Talg zu essen bekommt; daß bei mir ganze Wochen lang die Teppiche nicht abgebürstet werden; daß ich auf den Korso fuhr mit einem Pferdegeschirr aus einfachen Stricken und mit dem Kummet von einem Jswoschtschik. — Ich wurde ganz rot; ich war über eine Woche krank; ich weiß nicht, wie ich alles das ertragen konnte. Wahrhaftig, nur der Glaube an die Vorsehung hielt mich aufrecht.

Mischa. Und von diesem Menschen glauben Sie, daß er mich beherrschen kann, und Sie glauben, ich gestatte . . .

Maria Alexandrowna. Ich sagte, daß er mir nicht unter die Augen kommen darf, und nur durch eins kannst Du Dich rechtfertigen, wenn Du ohne jeden Eigensinn noch heute der Fürstin eine déclaration machst.

Mischa. Nun Mütterchen, und wenn das unmöglich ist?

Maria Alexandrowna. Wie unmöglich? Warum das?

Mischa (bei Seite) Nun, das ist der entscheidende Augenblick . . . (Laut.) Erlauben Sie, daß ich hier wenigstens meinen eigenen Kopf habe, wenigstens in einer Sache, von der das Glück meines künftigen Lebens abhängt. Sie haben mich noch nicht gefragt . . nun, ob ich in eine andere verliebt bin.

Maria Alexandrowna. Ich gestehe, das ist mir etwas Neues. Davon habe ich noch nie etwas gehört. Nun, wer ist denn diese Andere?

Mischa. Ach, Mamachen, ich versichere Ihnen: ein solches Wesen ist noch nie dagewesen, — ein Engel, ein Engel an Körper und Geist.

Maria Alexandrowna. Aus welcher Familie ist sie denn? Wer ist der Vater?

Mischa. Der Vater heißt Alexander Alexandrowitsch Odossimow.

Maria Alexandrowna. Odossimow? Ich habe den Namen nie gehört. Ich weiß nichts von Odossimow . . . wie, ist er reich?

Mischa. Ein seltener Mensch, ein wunderbarer Mensch.

Maria Alexandrowna. Und reich?

Mischa. Wie soll ich sagen? Sie müßten ihn sehen. Eine solche Seelengröße giebt's nicht mehr in der Welt.

Maria Alexandrowna. Was ist er denn nun eigentlich? Was besitzt er?

Mischa. Ich begreife nicht, Mamachen, was Sie wollen. Erlauben Sie mir, Ihnen offen meine Gedanken darüber zu sagen. Wie das auch zugehen mag, es giebt jetzt vielleicht in ganz Rußland nicht einen Menschen, der nicht eine reiche Braut sucht. Jeder will sich durch die Mitgift der Frau aufhelfen. Nun, unter Umständen ist das ja zu entschuldigen. Ich verstehe, daß ein armer Mensch, der in der Karriere oder sonst wie nicht Glück hatte, den vielleicht übergroße Ehrlichkeit hinderte, sich ein Vermögen zu sammeln — kurz, woran es auch liegen mag, ich verstehe, daß er eine reiche Braut sucht, und vielleicht thäten die Eltern nicht recht, wenn sie ihm nicht gäben, was seinen Eigenschaften gebührt, und ihm die Tochter verweigerten. Aber urteilen Sie selbst, ob ein reicher Mensch recht hat, der auch nach reichen Bräuten fischt — was soll dann aus der Welt werden? Das ist doch ganz ebenso, als ob man über den Pelz noch einen Paletot anzieht, wenn es einem ohnehin schon warm ist, während dieser Paletot vielleicht einem andern sehr helfen könnte! Der Vater hat alles, was er hatte, auf die Erziehung der Tochter verwendet.

Maria Alexandrowna. Genug, genug! Ich halte es nicht aus, mehr zu hören. Alles weiß ich schon, alles! Du hast Dich in eine Herumtreiberin verliebt, in irgend eine Fuhrmannstochter, die sich Gott weiß womit abgiebt.

Mischa. Mütterchen.

Maria Alexandrowna. Der Vater Säufer,

die Mutter Küchenmagd, die Verwandtschaft Schutzleute oder in der Branntweinverwaltung . . . und ich muß das alles anhören, und ich muß alles das dulden, dulden vom leiblichen Sohn, für den ich das eigene Leben nicht schonte . . . Nein, das überlebe ich nicht!

Mischa. Aber Mütterchen, gestatten Sie . . .

Maria Alexandrowna. Mein Gott, welch' eine Moral bei diesen jungen Leuten! Nein, ich überlebe das nicht, das schwöre ich, ich überlebe das nicht . . . Ach, wie wird mir! Der Kopf schwindelt mir! (Schreit auf.) Ach, Kolik in der Seite! . . . Maschka, Maschka, das Fläschchen! . . . Ich weiß nicht, ob ich noch bis Abend lebe. Grausamer Sohn!

Mischa (eilt auf sie zu.) Mütterchen, beruhigen Sie sich doch! Sie selbst schaffen sich . . .

Maria Alexandrowna. Und alles hat dieser scheußliche Ssabatschkin angerichtet! Ich weiß nicht, warum man diese Pestbeule noch nicht überall hinausgeworfen hat.

Lakai (in der Thür.) Herr Ssabatschkin ist da.

Maria Alexandrowna. Wie, Ssabatschkin? Hinaus! Nicht sehen will ich ihn.

*

Dieselben und **Ssabatschkin.**

Ssabatschkin. Entschuldigen Sie gütigst, Maria Alexandrowna, daß ich mich so lange nicht gezeigt habe. Es war mir bei Gott unmöglich. Sie würden nicht glauben, was ich alles zu thun habe; ich wußte, daß Sie böse sein würden; ich wußte es . . . (Er sieht Mischa.) Guten Tag, Bruder, wie geht es Dir?

Maria Alexandrowna (bei Seite.) Ich finde einfach keine Worte. Soll man's glauben? Er entschuldigt sich noch, daß er so lange nicht da war.

Ssabatschkin. Wie ich mich freue, daß Sie, nach dem Gesicht zu urteilen, so frisch und gesund sind. Und wie geht es ihrem Herrn Bruder? Ich dachte, gestehe ich, ihn auch hier zu finden.

Maria Alexandrowna. Wenn Sie den sehen wollten, hätten Sie zu ihm gehen müssen, aber nicht zu mir.

Ssabatschkin (lacht.) Ich kam her, um Ihnen eine sehr interessante Neuigkeit zu erzählen.

Maria Alexandrowna. Ich mache mir nichts aus Neuigkeiten.

Ssabatschkin. Von Natalie Andrejewna Gubomasowa.

Maria Alexandrowna. Wie, von der Gubomasowa? . . . (Bemüht sich, ihre Neugier zu verbergen.) Das ist wohl erst vor kurzem passiert?

Ssabatschkin. In diesen Tagen.

Maria Alexandrowna. Nun, was denn?

Ssabatschkin. Wissen Sie, daß sie eigenhändig ihre Mädchen durchpeitscht?

Maria Alexandrowna. Nein, was Sie sagen? Ach, wie gemein! Ist das möglich?

Ssabatschkin. Ich schwöre Ihnen jeden Eid! Erlauben Sie zu erzählen. Einmal befiehlt sie einem Mädchen, das sich vergangen hat, sich, wie es sich gehört, übers Bett zu legen, und sie selbst geht in das andere Zimmer; ich weiß nicht mehr warum; wie es scheint, die Ruten holen. Inzwischen geht das Mädchen aus irgend welchem Grunde hinaus, und statt ihrer erscheint der Mann der Natalie Andrejewna, legt sich aufs Bett und schläft ein. Natalie Andrejewna erscheint mit den Ruten, befiehlt einem Mädchen, sich ihm auf die Beine zu setzen, bedeckt ihren Mann mit einem Laken und peitscht ihn durch.

Maria Alexandrowna (schlägt die Hände zusammen.) Ach, mein Gott, was für ein Skandal! Wie ist es möglich, daß ich noch nichts davon gehört habe? Ich sage Ihnen, ich war eigentlich immer überzeugt, daß sie imstande ist, so etwas zu thun.

Ssabatschkin. Natürlich. Ich habe das der ganzen Welt gesagt. Da heißt es: „Eine exemplarische Frau, sitzt zu Hause, beschäftigt sich mit der Erziehung der Kinder, unterrichtet sie selbst im Englischen.“ Eine nette Erziehung: peitscht jeden Tag den Mann durch wie eine Katze! . . . Wie leid es mir thut, wirklich, daß ich nicht länger bleiben kann! (Verbeugt sich.)

Maria Alexandrowna. Wohin denn, Andrej Kondratjewitsch? Bekommen Sie das fertig, nachdem Sie so lange nicht hier gewesen sind? Ich war immer gewöhnt, Sie als Freund bei mir zu sehen; bleiben Sie! Ich möchte gern noch über eine gewisse Sache mit Ihnen reden. Höre, Mischa, in meinem Zimmer wartet der Wagenbauer; sprich mit ihm, bitte. Frage, ob er es übernimmt, die Equipage bis zum Ersten umzuarbeiten. Sie soll blau sein mit hellen Leisten, wie die der Gubomasowa. (Mischa geht ab.) Ich habe absichtlich meinen Sohn weggeschickt, um mit Ihnen allein zu sprechen. Sagen Sie, Sie wissen wohl, ob hier ein gewisser Alexander Alexandrowitsch Odossimow lebt.

Ssabatschkin. Odossimow . . . Odossimow . . . Odossimow? Ich weiß, irgendwo existiert ein Odossimow. Übrigens kann ich mich erkundigen.

Maria Alexandrowna. Seien Sie so gut.

Ssabatschkin. Ich besinne mich, ich besinne mich. Es giebt einen Kanzleivorsteher oder so einen ähnlichen Subalternbeamten Odossimow, sicher.

Maria Alexandrowna. Denken Sie sich, da ist so eine alberne Geschichte . . . Sie können mir einen großen Gefallen thun.

Ssabatschkin. Sie haben nur zu befehlen. Für Sie bin ich zu allem bereit. Sie wissen das selbst.

Maria Alexandrowna. Die Sache ist die. Mein Sohn hat sich verliebt, oder richtiger, hat sich nicht verliebt, sondern hat sich einfach eine Verrücktheit in den Kopf gesetzt . . . Nun, ein junger Mensch . . . kurz, er schwärmt für die Tochter dieses Odossimow.

Ssabatschkin. Er schwärmt? Davon hat er mir ja gar nichts gesagt. Nun, wenn Sie es sagen, wird er ja schwärmen.

Maria Alexandrowna. Ich erbitte eine große Gefälligkeit von Ihnen, Andrej Kondratjewitsch. Ich weiß, Sie gefallen den Frauen.

Ssabatschkin. Ha, ha, ha! Ja, woher wissen Sie das? Aber denken Sie sich nur: in der Butterwoche kamen sechs Kaufmannsfrauen. Vielleicht denken Sie, daß ich mich meinerseits irgendwie herangemacht habe oder was Ähnliches ... Ich schwöre Ihnen, ich habe nicht hingesehen. Aber noch was Besseres: Kennen Sie den, wie heißt er doch, Jermolai, Jermolai ... Ach Gott! Der Jermolai da, der auf der Litjenaja wohnte, nicht weit von der Krotschnaja.

Maria Alexandrowna. Ich kenne dort niemand.

Ssabatschkin. Ach Gott, Jermolai Iwanowitsch, man soll mich totschlagen, ich habe den Familiennamen vergessen. Seine Frau hatte vor fünf Jahren eine Geschichte. Nun, Sie kennen sie ja. Silphide Petrowna.

Maria Alexandrowna. Nicht im mindesten. Ich kenne weder den Jermolai Iwanowitsch noch die Silphide Petrowna.

Ssabatschkin. Mein Gott, er wohnte nicht weit von Kuropatkin.

Maria Alexandrowna. Ich kenne auch Kuropatkin nicht.

Ssabatschkin. Sie werden sich schon erinnern. Die Tochter ist schrecklich reich, gegen Zweihunderttausend Mitgift, und ohne Mogelei; schon vor der Heirat bekommt man die Dokumente auf den Tisch gelegt.

Maria Alexandrowna. Nun, und Sie heirateten nicht?

Ssabatschkin. Nein. Der Vater hat drei Tage auf den Knien gebeten, und die Tochter ertrug es nicht und sitzt jetzt im Kloster.

Maria Alexandrowna. Warum heirateten Sie denn nicht?

Ssabatschkin. Die Sache schien mir nicht. Ich dachte mir: Der Vater Branntweinpächter, die Verwandtschaft alles mögliche Pack. Glauben Sie, es hat mir selbst nachher leid gethan. Eigentlich soll der Teufel holen, wie es in dieser Welt zugeht. Ewig Konventionen und Rücksichten. Wie viele sind daran schon zu Grunde gegangen!

Maria Alexandrowna. Nun, was brauchen Sie sich um die Welt zu kümmern? (Bei Seite.) Ich bitte einen Menschen! Jetzt bildet sich schon jeder Wurm, der in den blauen Rock gekrochen ist, ein, er sei Aristokrat. Das ist nun ein Titulärer und hör' einer, wie er redet.

Ssabatschkin. Nun, es geht doch nicht, Maria Alexandrowna, wirklich es geht nicht. ... Das ist so ... Sie wissen schon ... Man sagt: Da hat er sich verheiratet, weiß der Himmel an wen. Aber ich habe fortwährend solche Geschichten. Und ich bin nicht Schuld daran, von meiner Seite geschieht nichts ... Nun, was ist zu thun? (Spricht leise.) Wenn die Newa aufgeht, finden sich jedesmal zwei oder drei ertrunkene Frauenzimmer — ich bin immer schon still, weil man dabei in solche Geschichten kommen kann ... Sie lieben mich nun einmal; und warum eigentlich? Man kann doch nicht sagen, daß das Gesicht sehr ...

Maria Alexandrowna. Gehen Sie doch; Sie werden nicht wissen, daß Sie hübsch sind!

Ssabatschkin (lacht.) Denken Sie sich, schon als ich ein kleiner Junge war, ging nicht eine einzige an mir vorbei, ohne daß sie mir mit dem Finger unters Kinn tupfte und sagte: Schelm, wie hübsch!

Maria Alexandrowna (bei Seite.) Nun bitte ich einen Menschen! Der reine Mops und bildet sich ein, daß er hübsch ist. (Laut.) Nun hören Sie, Andrej Kondratjewitsch, mit Ihrem Äußeren läßt sich das machen. Mein Sohn ist verliebt bis zur Verrücktheit und bildet sich ein, daß sie die vollendete Güte und Unschuld ist. Könnte man sie nicht so schildern, so irgend wie so, was man so einweichen nennt ... Wenn Sie, nehmen wir mal an, auch wirklich keinen Einfluß auf sie gewinnen und sie nicht um Ihretwillen den Verstand verliert ...

Ssabatschkin. Maria Alexandrowna, sie verliert ihn; streiten Sie nicht, sie verliert ihn; ich lasse mir den Kopf abschlagen, wenn sie ihn nicht verliert. Ich sage Ihnen, ich habe schon andere Sachen durchgemacht ... Noch neulich ...

Maria Alexandrowna. Nun, wie das auch werden mag, ob sie ihn verliert oder nicht ... Die Hauptsache ist, daß sich in der Stadt das Gerücht verbreitet, daß Sie mit ihr ein Verhältnis haben, und daß dies Gerücht an meinen Sohn kommt.

Ssabatschkin. An Ihren Sohn?

Maria Alexandrowna. An meinen Sohn.

Ssabatschkin. Ja.

Maria Alexandrowna. Wie, ja?

Ssabatschkin. Nichts, ich sagte nur so: Ja.

Maria Alexandrowna. Finden Sie etwa, daß das schwer für Sie ist?

Ssabatschkin. O nein, durchaus nicht! Aber alle diese Verliebten, Sie glauben nicht, was für Phantasien und deplacierte Kindereien denen in den Kopf kommen; bald Pistolen, bald ... weiß der Himmel was ... Schließlich bin ich nicht so, daß ich dadurch irgendwie ... aber wissen Sie, es ist nicht angenehm in guter Gesellschaft.

Maria Alexandrowna. O! was das anbetrifft, seien Sie nur ruhig! Verlassen Sie sich auf mich, ich erlaube ihm das nicht.

Ssabatschkin. Ich meinte auch nur so. Glauben Sie mir, Maria Alexandrowna, sollte ich auch für Sie

das Leben einsetzen, mit Vergnügen, bei Gott, mit Vergnügen ... Ich habe Sie so lieb, daß mir mitunter selbst ganz angst wird, gestehe ich Ihnen. Sie werden vielleicht Gott weiß was denken, aber es ist wirklich nur aus der tiefsten Hochachtung. Ach, übrigens, wie gut, daß mir das noch einfällt! Ich möchte Sie bitten, Maria Alexandrowna, mir auf ganz kurze Zeit Zweitausend zu leihen. Weiß der Teufel, was ich für ein dämliches Gedächtnis habe: noch beim Ankleiden habe ich fortwährend daran gedacht, daß ich nicht die Brieftasche vergessen möchte; ich hatte sie noch ausdrücklich auf den Tisch mir vor die Augen gelegt. Was soll ich Ihnen sagen? Alles habe ich genommen, die Schnupftabaksdose, sogar ein zweites Taschentuch habe ich genommen, und die Brieftasche ist liegen geblieben.

Maria Alexandrowna (bei Seite.) Was thun? Gebe ich, verschleudert er's; gebe ich nicht, verklatscht er mich so in der ganzen Stadt, daß ich nirgends mehr die Nase zeigen kann. Und wie reizend, daß er noch erzählt, er hat die Brieftasche vergessen. Eine Brieftasche hast du schon, das weiß ich, aber es ist nichts drin. Aber es hilft schon nichts, ich muß geben. (Laut.) Bitte sehr, Andrej Kondratjewitsch. Warten Sie nur einen Augenblick hier, ich werde es gleich bringen.

Tsabatschkin. Sehr schön, ich werde warten.

Maria Alexandrowna (Im Abgehen bei Seite.) Ohne Geld kann der Lump nichts thun.

Tsabatschkin (allein.) Ja, diese Zweitausend kommen mir jetzt gerade recht. Schulden werde ich nicht bezahlen; der Schuster wartet und der Schneider wartet, und Anna Iwanowna wird auch warten. — Sie wird etwas Skandal machen, nun, was ist zu thun! Man kann doch nicht sein Geld für alles wegwerfen. Sie hat an meiner Liebe genug, und ein Kleid, das ist gelogen, das hat sie. Ich werde es so machen: Es ist jetzt bald der Korso; mein Wägelchen ist zwar neu, nun, aber jeder hat es schon gesehen und kennt es, und bei Jukin soll jetzt ein ganz neuer sein nach der letzten Mode; er wird noch Niemandem gezeigt. Wenn ich diese Zweitausend zu meiner Kalesche zulege, kann ich sie sehr wohl eintauschen. Dann wollen wir mal sehen, was ich für Effekt machen werde! Auf dem ganzen Korso werden vielleicht nur ein oder zwei solche Kaleschen sein. Man wird überall nur von mir sprechen. Inzwischen muß ich den Auftrag der Maria Alexandrowna überlegen. Mir scheint es am verständigsten, mit Liebesbriefen anzufangen. Einen Brief schreiben im Namen des Mädchens, und ihn irgendwie zufällig in seiner Gegenwart fallen lassen, oder in seinem Zimmer auf den Tisch legen. Die Sache kann freilich unangenehm werden. Aber übrigens, was kann er mehr, als mir Hiebe geben? Hiebe thun schließlich weh, aber doch nicht in solchem Grade, daß ... Außerdem kann ich auch fortlaufen, und im schlimmsten Falle ins Schlafzimmer der Maria Alexandrowna, und direkt unter ihr Bett, und da soll er mich mal vorziehen! Aber die Hauptsache, wie schreibt man den Brief? Das Schreiben liebe ich auf den Tod nicht. Weiß der Teufel, mündlich kann ich alles prachtvoll ausdrücken, aber nehme ich die Feder in die Hand, einfach als ob ich eine Ohrfeige bekomme; Konfusion, Konfusion, die Hand steht still und weiter nichts. Vielleicht so: Ich habe noch Briefe, die ich eben erhielt, man könnte den passendsten aussuchen, die Unterschrift ausradieren und eine andere hinschreiben. Das ist noch das Beste, wahrhaftig. Ich muß mal in der Tasche suchen, vielleicht finde ich gerade so einen wie ich ihn brauche. (Nimmt ein Bündel Briefe aus der Tasche.) Nun, zum Beispiel der. (Liest.) „Ich bin Got seih danck ser gesunt, aber ganz unwol fon Schmertz. Haben Sih Ihr Hertzgen gantz vergesen? Iwan Danilowitsch sah Sih Hertzgen im Tiater und Sih häten solen kommen, und mich durch Ir froheß Geschpräg erheitern.“ Hol's der Teufel, da ist gar keine Orthographie drin! Nein, mit dem ist nichts anzufangen (Nimmt einen andern.) „Ich habe einen Hosenträger für dich gestickt, Seelchen.“ Na, und da gehn die Zärtlichkeiten los, das ist zu bukolisch, das riecht nach Chateaubriand. Aber hier. Vielleicht ist da was drin. (Faltet einen andern auf und kneift die Augen zusammen, um besser zu erkennen.) „Ge-lieb-ter Freund! Nein, das heißt nicht „geliebter Freund“, aber was heißt es denn? „Zärtlichster, theuerster?“ Nein, auch nicht „theuerster“, nein, nein (Liest.) „Schw.. Schw.. eine.. hund!“ (Spitzt die Lippen). „Wenn Du niederträchtiger Verführer meiner Unschuld mir nicht das Geld zurück giebst, das ich dem Höker schuldig bin, das ich aus Herzensunerfahrenheit für Dich, Du scheußliche Fratze, opferte (das letzte Wort liest er fast durch die Zähne.), dann auf die Polizei mit Dir.“ Weiß der Teufel was; das ist schon einfach, weiß der Teufel was! Das ist einfach gar nichts mit dem Brief. Man kann ja schließlich über alles reden, aber man kann es doch anständig sagen, mit Ausdrücken, die den Menschen nicht kränken. Nein, nein, all diese Briefe, das ist nicht das, so viel sehe ich schon ... das lohnt gar nicht. Ich muß irgend etwas starkes suchen, wo Feuer drin ist, was man Feuer nennt. Aber da, da, wollen mal den sehen! (Liest.) „Grausamer Tyrann meiner Seele!“ Ach, das ist wirklich ganz hübsch. „Rührt Dich nicht mein Herzensschicksal?“ Großartig! bei Gott, großartig! Da ist doch Bildung zu sehen; schon am Anfang sieht man, was an einem ist. So muß man schreiben, gefühlvoll, und dabei wird man nicht gekränkt. Den Brief werde ich ihm zustecken. Weiter brauche ich gar nicht zu lesen, ich weiß nur nicht, wie ich ausradieren soll, so daß nichts zu merken ist. (Sieht die Unterschrift an.) Ha, ha! Wie schön, es ist gar kein Name da. Ausgezeichnet; da kann man einfach unterschreiben. Die Sache macht sich ganz von selbst! Da sagt man, das Äußere hat nichts zu bedeuten. Nun, wäre ich nicht hübsch, so verliebte sich niemand

in mich; und verliebten sie sich nicht, so schrieben sie keine Briefe, und hätte ich die nicht, so wüßte ich nicht, die Sache anzufangen. (Geht an den Spiegel.) Heut bin ich nur nicht recht gestimmt, aber mitunter liegt was Bedeutungsvolles in meinem Gesicht . . Nur schade, daß die Zähne schlecht sind, sonst wäre ich ganz dem Bagration ähnlich. Ich weiß nur nicht, wie ich es mit dem Bart machen soll; so, daß er ganz rings herum bleibt, oder alles rasieren, und nur unter den Lippen etwas stehen lassen — wie? . . .

Bunte Reihe.

Ungedruckte Briefe von **Alexander von Humboldt, Eduard Duller, Friedrich Theodor Vischer, Alfred Meißner** und **Wilhelm Busch.**

Die nachstehend mitgeteilten ungedruckten Briefe berühmter deutscher Dichter und Schriftsteller haben nur Eines mit einander gemeinsam, zum Glück das Wesentlichste; sie scheinen uns sämtlich für das Wesen ihrer Verfasser bezeichnend. Gereiht haben wir sie nach dem Geburtsjahr derselben.

Ebenso human, wie selbstbewußt — Eigenschaften, die gewiß auch sonst an seinem Charakterbilde auffallen — schreibt Alexander von Humboldt:

Als ein Deutscher, dessen Name Ihnen vielleicht nicht ganz unbekannt ist, wage ich den Herren Officieren, welche zu Arceuil commandiren, den Landsitz des Grafen Laplace zu empfehlen, eines der berühmtesten Mathematikers (sic!) in Europa, Mitglied der Berliner Akademie der Wissenschaften. Es ist mein sehnlichster Wunsch, daß diese Empfehlung nicht ganz unnütz sein möge.

Paris, den 5ten Juni 1815.

Alexander von Humboldt,
Königl. Preußischer Kammerherr.

An die commandirenden Herren Officiere
zu Arceuil.

Pour la Campagne de M. le Cte de Laplace.

Wer Laplace war, braucht nicht erst erläutert zu werden. Humboldts offener Schutzbrief erweist ein Vertrauen in den Klang seines Namens, das sich hoffentlich bewährt hat.

Unendlich verschieden ist der folgende Brief. Wir teilen ihn mit, weil sein Schreiber nicht unwert ist, daß gelegentlich an ihn erinnert werde. Eduard Duller, dessen Name heute freilich nur noch dem Litteraturforscher von Beruf geläufig ist, war 1809 in Wien geboren, studierte dort die Rechte, wurde dann früh Schriftsteller und mußte die Heimat verlassen; er verstand es nicht, sich mit den Wortführern der Wiener Journalistik persönlich gut zu stellen, und mit dem Polizeistaate Metternichs vertrug er sich vollends schlecht. Nach mancherlei Irrfahrten gelang es ihm dann, in Frankfurt a. M. festen Fuß zu fassen, wo ihm der damals sehr geachtete und rührige Verlag von J. D. Sauerländer die Redaktion des „Phönix. Frühlingszeitung für Deutschland" übertrug. Natürlich wurden die wenigen Wiener Dichter, die ihm in der Heimat freundlich begegnet waren, nun seine Mitarbeiter. An einen derselben, den Balladen-Dichter Johann Nepomuk Vogl, ist der folgende Brief gerichtet:

Frankfurt a. M., 28. Mai 1835.

Mein werther Freund!

Dein liebes Schreiben vom 4. März (mit den Beiträgen und dem Brief des Dr. Jannach vom 19. Februar) habe ich am 8. dieses Monats endlich erhalten; ich hatte schon gedacht: Du hättest meiner ganz vergessen. Nun nimm meinen herzlichen Dank für Alles, was Du mir gespendet. Ein Wort über Deine Balladen findest Du in Nr. 119 meines Phönix, Dein „Nachtigallenlied" in Nr. 112. Jannachs „Mahnung" steht in Nr. 125 und 127 gedruckt. Ich warte, bis mehreres gedruckt ist und schicke Dir dann Alles. Hubers Gedicht: „Ein Traum" (abgedruckt in 116) erfuhr einige unbedeutende Wortänderungen durch die Censur. Es ist kräftige, energische Poesie in kerniger Sprache.

Nun eine fernere Bitte: Schicke mir recht bald etwas im Genre des „Deserteurs", der „Todten Freunde", „Wiedersehen" und dergl. Du hast den Volkston los, wie Wenige, und wo Du die Gemüthlichkeit, die Bedeutsamkeit noch obendrein mit dem Zauberreitz der Naivetät schmückst, stehst Du einzig originell da und liebenswürdig für jedermann. Im Grauenhaften glückt Dir die humoristische Weise am meisten, wie in der „Friedhofsschenke", das ist ächt Holbeinisch in Worten gemalt. Ich sage meinen Freunden nicht gern, was wie Complimente klingt, doch muß ich Dir aufrichtig gestehen, daß mich Deine Balladen und Romanzen sehr angesprochen und erquickt haben, und meine Frau, die für derlei Dinge in ihrer einfachen Natürlichkeit einen äußerst feinen Takt und richtigen Geschmack besitzt, erfreut sich ganz besonders dran. Also, wie gesagt: um Romanzen, und zwar von dem früher erwähnten Genre, bitt' ich Dich herzlich für den Phönix, der sich des besten Fortgangs erfreut, und — ich darf es sagen — des Beifalls von allen Partheien, so eisern auch Gutzkow im Literaturblatt regiert. Strengste Unpartheilichkeit ist unser Prinzip, und Beweis davon mag sein, daß mein eignes jüngstes Werk: „Kronen und Ketten" ziemlich scharf mitgenommen ist.

Wie vieles hat sich in der großen Welt und in

unserem Mikrokosmus verändert, seit ich Wien verließ! Alles ist kunterbunt durcheinandergefallen, die verschiedensten Autoritäten sind gesunken, neue aufgetaucht, ich selbst bin nach langen Kämpfen gegen widrige Verhältnisse und Modetrödel aller Art, trotz allem, was mir als Schriftsteller im Wege stand, durchgedrungen. Jetzt könnt' ich mich an manchen rächen, die mich in meinen Unglückstagen mit Füßen traten, — doch ich bin zu stolz dazu. Es ist mir süßen Behagens genug, daß ein festes Wollen durch alle Dornenhecken doch durchdringen muß. Ich bin selbstständig, brauche vor niemand mich zu bücken, stehe doch gesichert da, habe das Weib meines Herzens nach langen, langen Leiden am Herzen und kann schaffen, was ich will, was aus meiner reifen, redlichen Überzeugung quillt. Ich bin in allem der Alte geblieben, biegsam, elastisch, leicht begeistert zu Liebe und Haß, nur in etwas immer eiserner geworden, in dem, was ich mir als innerliches Wollen festgebildet. — Du darfst nicht fürchten, daß dieß — Tagspolitik sei. Ich hasse alle politischen Extreme und das Justemilieu obendrein. Ich erkenne nur eine Politik, den Liberalismus der Humanität, die nie stille stehn oder einschlafen soll und den Werde-Vorwärts-Ruf der Poesie, die frei und selbstständig sein soll und nicht nach Dankpfennigen zu trachten, nicht um die Gunst dieses oder jenes Herrn zu buhlen braucht, sondern sich selbst genug ist und Pflichten hat an das Volk, an die Tugend, an die Sittlichkeit, die das Ewige predigen muß in Rosen- oder Dornen-Worten.

So bin ich. So denke ich, im künftigen Jahr nach Wien zu kommen, wohin ich meine Frau mitbringen und wo ich vielleicht drei Monate bleiben werde. Hoffentlich bin ich, der bei Euch vielverschrieene, unschädlicher noch als Menzel.

Doch ich habe genug geplaudert. Deßhalb fare well! Schreibe mir bald und zwar auf Briefpostwegen! Nimm Gruß und Handschlag!

Dein alter Freund

Dr. Eduard Duller.

Grüße Alle, die mir wohlwollen, herzlich von einem, der ihnen und Allen wohl will.

Vieles in dem Brief des kaum 26jährigen Dichters läßt sich als Phrase belächeln, wenn man sich durchaus zu derlei gestimmt fühlt. Aber wer es thut, vergesse nicht, daß er nicht über die Phrasen des Einzelnen lächelt, sondern die einer Zeit. Jede Zeit hat ihre Phrasen, und der Brief eines impulsiven jungen Dichters von 1902 wird voraussichtlich um 1970 mindestens so seltsam klingen, wie Dullers Brief heute. — Nach Notizen über die unbekannten Dichter, die der Brief nennt, haben wir vergeblich gesucht. Menzel hatte einige Jahre vorher ein im Ganzen nicht unwohlwollendes Buch über Wien geschrieben. Duller selbst kam erst 1848 zu kurzem Besuch nach Österreich und kehrte dann nach Westdeutschland zurück. Er ist 1853 nach einem Leben voll Kampfs mit den beiden Mächten, die ihn bekriegten, der Not und der Reaktion, in vergleichsweise jungen Jahren dahingestorben. Seine Dramen und Novellen sind gänzlich verschollen, jedoch wird sein Buch über Grabbe noch vielfach benützt, und in freireligiösen Gemeinden lebt noch eines oder das andere seiner für ihre Zwecke gedichteten Lieder fort.

Hingegen rührt der nächste Brief wieder von Einem her, den auch heute noch Jedermann kennt: von Friedrich Theodor Vischer. Wie man weiß, war er ein eifriger Mitarbeiter der „Augsburger Allgemeinen Zeitung"; dort veröffentlichte er auch 1870 vielbemerkte Aufsätze. Auf einen derselben bezieht sich der nachstehende Brief an Dr. Kolb, den damaligen Redakteur des Blattes:

Verehrter Herr Doctor!

Zunächst habe ich zur Erklärung meines zweiten Briefes zu sagen: in der Zwischenzeit, während mein Manuscript in Augsburg lag, geschah Folgendes, was eine Modification meiner Sätze forderte: man erfuhr, daß es nicht der Commandant gewesen, der die Citadelle von Laon in die Luft sprengte; es rührten sich in Frankreich die besseren Stimmen: zwei oder mehr Artikel im Journal des débats, Erklärung Renans und des Erzbischofs — um so mehr doch anzuerkennen, weil jetzt der größte Terrorismus herrscht. Danach mußte die Stelle von der unendlichen Kleinheit und Feigheit der Minorität in Frankreich — zwar nicht umgestoßen werden, aber einen Beisatz erhalten, der diese Regungen ausdrücklich anerkannte. Ferner verstummten die Anzeichen von einer Neigung Preußens, Napoleon zu restauriren, und verlor so der Schluß meines Artikels sein Object. Es ist geschehen, der Artikel ist gedruckt. Welche Stellen und wie Sie gemildert haben, weiß ich bis heute nicht, denn — ich kann der Allg. Zeitung nicht habhaft werden; sie ist im Lese-Kabinet immer belegt und die abgenommenen Nummern (je vom Vortag) verschwinden. Am liebsten wäre mir, wenn Anmerkungen der Redaktion besagten, daß dieß und dieß geschrieben sei, ehe man das und das gewußt. Tractabel in Beziehung auf Aenderungen bin ich immer, aber ich bitte Sie, mir nicht übel zu nehmen und mir Ihre freundlichen Gesinnungen zu erhalten, wenn ich gestehe, daß ich jede Aenderung in meine Hand gegeben sehen möchte, wozu dießmal, da der Artikel einige Tage liegen blieb, Zeit war. So ist es auch mit der Unterschrift: F. V. bedeutet: ich laße mich errathen, stehe also ein für meine Worte; — F. Vischer bedeutet nicht nothwendig, aber kann leicht für Gegner, die mir nicht fehlen, bedeuten: mein Name soll meinen Worten Gewicht geben — kurz, kann übel erscheinen.

Ich wäre nun sehr verpflichtet, wenn man mir die Nummer recht bald hierher schicken wollte, da ich sie doch auch lesen möchte. Auch möchte ich für

mehreren Offizieren ins Feld schicken. Darf ich um 4 Abzüge bitten? Hierher also?

Dazu bitte ich noch einmal um gefällige Beifügung eines Abzuges von meinem vorletzten Artikel „Elsaß und Lothringen."

Ihr Artikel „Der Krieg" ist mir erinnerlich, aber sein Inhalt im Nebel der geschwinden Zeit entschwunden. Ich werde ihn noch einmal lesen.

Also nichts für ungut!

In alter Hochachtung
Ihr ergebener
F. Vischer.

Baden-Baden, 27. Sept. 70.
Gasthof zum Hirsch.

Ein erschöpfender Kommentar ließe sich nur auf Grund der betreffenden Nummern der „Allgemeinen Zeitung" geben, deren wir hier leider nicht habhaft werden konnten. Immerhin läßt der Brief die Gesinnungen des Aesthetikers und Patrioten im großen Jahr unschwer erkennen; auch seine Äußerung über seine Initialen ist charakteristisch genug.

An einen Unglücklichen, der viel gefehlt, aber auch viel gebüßt hat, erinnern die beiden folgenden Briefe, an Alfred Meißner. Wer ihn heute nennt, denkt dabei zumeist an den Compagnon Franz Hedrichs, aber es ist nicht zu vergessen, daß er dabei trotzdem der Verfasser der „Gedichte" und des „Ziska" war; sein Bestes, sein Bleibendstes gehört ihm allein. — Von seinen Briefen erinnert der erste an eine schmerzvolle Zeit im Leben des vielgeprüften Mannes; erst als Fünfziger hatte er zu Bregenz sein junges Weib heimgeführt, um sie nach kurzen Jahren des Glücks an der Schwindsucht dahinsiechen zu sehen. Der folgende Brief an eine Freundin bezieht sich auf diese Krankheit seiner Gattin.

Bregenz, 5. Nov. 1877.

Verehrte, gnädige Frau!

Längst hätte ich Ihnen geschrieben, wenn ich Ihnen nur die Spur einer Wendung zum Guten hätte melden können, aber es geht erbarmungslos tiefer und tiefer herab und das gesteht man sich schwer ein, es geht schwer über die Lippen und in die Feder. Das Leben, das Marie jetzt führt, ist kaum ein Leben mehr zu nennen, sie liegt seit Mitte September schon zu Bette, ohne die Kraft zu haben, sich erheben zu können, ja sie spricht kaum mehr. Der Husten plagt sie Tag und Nacht, der Appetit ist ganz fort, sie wird mehr und mehr zum Schatten. Auf die Tage vom vorigen Jahre, da wir doch so viel zu klagen hatten, sehen wir wie auf eine Zeit relativen Glücks, relativen Wohlseins zurück.

Dieser Zustand zehrt an unser aller Leben, besonders an dem meiner guten Schwiegermama, die sich recht verändert hat, nie mehr das Haus verläßt, kaum jemals das Verandenzimmer.

Melden Sie Fräulein Thysa unser aller trauervolle, wehmüthige Grüße.

Hängen Sie nicht zu sehr Ihrem Gram um Ihr Märchen nach. Es ist auch etwas Gutes, schnell aus der Welt zu gehn; weit ärger ist ein chronisches Leiden, eigentlich das Furchtbarste; Jahr um Jahr, Jahre um Jahre.

Bleiben Sie uns allen freundlich gewogen, die wir Ihrer so oft gedenken.

Hochachtungsvoll der Ihrige
Meißner.

Wenige Wochen darauf hatte die Ärmste ausgerungen.

Der zweite Brief Meißners, an einen Berliner Redakteur gerichtet, ist inhaltlich interessant. Das betreffende Blatt hatte einen Aufsatz gebracht, der die Existenz eines großen Memoirenwerks Heinrich Heines verteidigte und die Ansicht aussprach, daß dasselbe im Besitze der österreichischen Regierung sei; auch teilte der betreffende Autor auf Grund von Mitteilungen, die ihm aus österreichischen Beamtenkreisen zugekommen waren, mit, daß diesem Manuskript politische Gedichte Heines beilägen. Meißner, der ja mit Heine in dessen letzten Lebensjahren viel verkehrt hatte, sprach sich darüber aus, wie folgt:

Bregenz, 2. Sept. 79.

Sehr geehrter Herr Doctor!

Noch ein paar Worte, privatim, über die Memoirenfrage, die ich heute wieder in Ihrem Blatte angeregt finde.

Daß die Memoiren existirten, steht ganz fest. Heine hat mir sie ja gezeigt, gleichsam triumphirend, daß so viel vorhanden. Es waren Foliobogen, mit Bleistift beschrieben, so viel ich glaube, nur auf einer Seite. Der Stoß Papier, wie ich ihn sah, hatte mindestens zwei Handbreiten. Ich schätzte: Das Ganze wird ungefähr 3 Bände geben.

Ich besitze noch den Brouillon eines Artikels, den ich einmal in Paris über Heine schrieb und durch diesen lesen ließ. Es kam der Satz darin vor: „H. ist den ganzen Tag mit der Composition von Gedichten beschäftigt." Er corrigirte mir hinein: seiner Memoiren. Ein Zeichen sind diese zwei bleistiftgeschriebenen Worte, wie ihm seine Memoiren wichtiger waren, als der damals im Entstehen begriffene Romancero!

Aber wer besitzt jetzt die Memoiren? Heine hat gewiß mehrere reiche Verwandte, denen viel am Nichterscheinen gelegen. Einer von ihnen hat sie. Welcher? Das könnte mit Bestimmtheit nur Frau Heine und deren damaliger Rechtsbeistand, Herr Henri Julia, sagen. Jedenfalls hat sie der, der mit Heine am schlimmsten stand und von der Veröffentlichung die größte Schädigung erwartete. (Ob das gerade der Baron, scheint mir fraglich.) Der hat sie der Wittwe abgekauft.

Daß nun die östr. Regierung einiger Gedichte

wegen, die leicht vernichtet werden konnten, sich den Ankauf der Memoiren aufgeladen, glaube ich nicht. Glaube ich nicht, bis sie herausgegeben sind, und dann überzeuge ich mich noch, ob es Heines Schrift ist und glaube nicht, bevor ich sehe. Ebenso halte ich es mit den Gedichten. Der „Eingeweihte“ ist im besten Glauben, aber wer steht dafür, daß er nicht getäuscht wird? Er sagt ja selbst, daß er das Manuscript nicht gesehen hat.

Der Bruder kam, soviel ich weiß, erst 1854 nach Paris. Die Gedichte aber sollten 1848 entstanden sein. Wie hätte ich sie nicht kennen gelernt, da ich wiederholt Blatt für Blatt durchgegangen! Man bedenke nur, daß Heine so gut wie blind war, dabei immer feilte, ängstlich wegen dieses oder jenes Verses! Ich habe ihm jedes der Gedichte, die später im Romancero erschienen, wiederholt vorgelesen, weil er immer dies oder jenes prüfen wollte. Ich hätte diese Anti-Austriaca gewiß gesehen.

Mit herzlichen Grüßen
der Ihrige
Meißner.

Der Brief ist der Mitteilung sicherlich nicht unwert. Aber das Pro und Contra der ganzen Streitfrage sei bei diesem Anlaß nicht aufgerollt.

Als Jüngster mag das siebzigjährige Geburtstagskind, Wilhelm Busch, die Reihe beschließen. Wenn wir damit gegen eine sonst sorglich gewahrte Gepflogenheit dieser Zeitschrift verstoßen, nie Briefe von Lebenden zu bringen, so mag dies durch zwei Umstände entschuldigt sein: erstlich bedeutet die Mitteilung des Briefes wahrlich keine Indiskretion, und zweitens bietet er uns willkommenen Anlaß, auch unsererseits dem verehrten Künstler und Dichter unser Glückwunsch-Sprüchlein zu sagen. Einem Redakteur, der ihn um einen selbstbiographischen Aufsatz ersucht hatte, erwidert Wilhelm Busch vor nun fast vierzehn Jahren:

Wiedensahl, 15. Dez. 1888.

Geehrtester Herr!

Es scheint mir schon lange passend, außerhalb des gewöhnlichen Verlags Nichts zu veröffentlichen; nur bei biographischer Gelegenheit, wie Eitelkeit und Vortheil das zu erheischen pflegen, hab' ich mir bisweilen eine Ausnahme gestattet. Ich gab ein paar Notizen, ein paar Zeichnungen oder Gedichte her und dachte, es wird beiläufig schon recht werden. Erst neuerdings, als ich etwas genauer zusah, wurde mir's ganz klar, welche Schwierigkeit ein Lebensbild, oder auch nur ein Stück davon macht, wenn's so werden soll, wie's sein sollte, d. h. richtig. Daß einem nichts Absonderliches passirt ist, wie z. B. mir, das wäre nicht gar so anstößig; auch der allergewöhnlichste Gegenstand, im Licht und Gegenlicht, ist werth der Betrachtung. Aber eben dies Gegenlicht, die zur Deutlichkeit so hochnothwendigen Reflexe, da liegt's. Selbst Scharfsinn und Aufrichtigkeit, nach innen und außen, zureichend vorausgesetzt, kann ich mich jetzt, wie ich nun mal geworden bin, nicht mehr für berechtigt halten, die vielen Menschen, die ich liebe, oder gar die wenigen, welche ich ehemals haßte, so mir nichts dir nichts vor's Licht zu holen, um auch Alles in's Klare zu setzen. Und so schließe ich denn zwar ablehnend, doch mit herzlichem Dank für Ihre Freundlichkeit und mit aller Hochachtung als Ihr ergebenster Wilh. Busch.

Über welchen ernsten und tiefen Untergrund der scheinbar so leichtmütige und burleske Humor Busch's hinspielt, hat gewiß auch ohnehin kein Kundiger verkannt; dieser Brief kann bestätigen, wie schwer der Künstler das Leben genommen hat und nimmt. Darum eben gehört er zu den wenigen echten Humoristen unserer neuesten Litteratur und hat die lauten Zurufe zu seinem 70. Geburtstag mehr verdient, als Mancher, dem Gleiches zu Teil geworden ist.

Litterarische Notizen.

— Sturm und Liebe. Gedichte von Emmy Destinn. Berlin W. Verlag von Karl Duncker, 1902. — Die Verfasserin ist als Opernsängerin eine Künstlerin von ausgesprochener Begabung. Als Dichterin ist sie eine Dilettantin, wie sie im Buche steht, sogar eine von der besonders schwachen Sorte. Wir bedauern, nicht anders urteilen zu können, aber das ist die Wahrheit. K. B.

— Mondveilchen. Gedichte von Sophie von Sichart. Brühl-Köln, Karl Martini. — Ganz schlechtes Zeug. Die Geschmacklosigkeit der Verse wird nur noch von der Ausstattung übertroffen. Hingegen ist in der Sammlung „Heiliges“ von Emanuel Zaeslin (Basel, Bruno Schwabe) die Ausstattung mustergültig, vielleicht nur etwas gar zu prunkvoll, aber auch hier taugt der Inhalt nichts. K. B.

— Vor dem Mast. Kleinigkeiten, aus dem großen Wasser geschöpft. Von John Wilmers. Illustriert von Willy Ströwer. Leipzig. G. Müller-Mann'sche Verlagsbuchhandlung. — In der That nur Kleinigkeiten, die nicht bloß durch den Stoffkreis, das Seemannsleben, an Wasser erinnern. Aber sie sind harmlos, einige lustig, und darum finden sie vielleicht Freunde, die nicht unsere pedantische Ansicht teilen, daß man in Buchform nur sammeln dürfe, was halbwegs von Wert ist. K. B.

Neue Bücher.

Nachstehend verzeichnete Bücher sind der Redaktion zur Rezension zugekommen:

Castle, Eduard, Nikolaus Lenau. Zur Jahrhundertfeier seiner Geburt. Leipzig, Max Hesse's Verlag. 1902.

Pflügel, Richard von. Lieder eines Unmodernen. Wien. Internationale Anstalt für Litteratur u. Kunst. o. J.

Hellmut-Hell, Gestern und Heute. Gedichte. Berlin. M. Lilienthal. 1902.

Redigiert unter Verantwortlichkeit des Herausgebers Karl Emil Franzos in Berlin. — Nachdruck auch im Einzelnen ist untersagt und wird strafgerichtlich verfolgt. — Verlag der Concordia Deutsche Verlags-Anstalt in Berlin. — Druck von Kißling & Krüger, Berlin N.

Gedichte.

Von F. Ottmer.

Schweigen.

Was lehrt das Leben uns? Ach Weisheit nicht,
Entsagen nicht und nicht Verzicht,
Ein heißes Herz nicht still zu schlagen,
Nicht einen Feuergeist darnach zu fragen,
Ob er ein Ziel erreicht. Wir bleiben gleich
Vom Anfang bis zum Schattenreich.
Nur eine Kunst, die wir im Grab dann Zeit
Zu üben haben in die Ewigkeit
Lehrt uns des Lebens bunter Reigen:
Schweigen.

Predigt.

Es dringt in die Kirche die Frühlingsluft,
Geschwängert von süßestem Blumenduft.
Es fluten herein durch die Fensterbogen
Der befruchtenden Sonne goldene Wogen,
In ihrem schwülen, berückenden Glanz
Dreh'n sich Mücken im wirbelnden Liebestanz.
Bis dicht an die offene Thüre heran
Drängt sich und rauscht der keimende Tann,
Es jagen sich auf zitternder Schwinge
Um den Altar taumelnde Schmetterlinge,
Und Vögel, kommend vom Hochzeitsfeste,
Bauen droben im Giebel eilig am Neste.

Was predigt der Priester im Angesicht
Von Saatenbrunst und Sonnenlicht,
Von Vogelschrei und Blütenblust?
Er donnert gegen die Sinnenlust!

Im Garten. . .

Im Garten mir gegenüber,
Da blüht es und duftet's und lacht.
In überquellender Fülle
Ist der Frühling wieder erwacht.

Zwischen mir und dem üppigen Garten
Viel eiserne Pfeiler steh'n,
Die lassen mich nimmer dort drüben
Unter Palmen und Rosen geh'n.

Auf dem Brettchen vor meinem Fenster
Da pflanzte ich Blumen ein
Und pflegt' die bescheidenen Blüten
In Regen und Sonnenschein.

Mein erster Blick des Morgens,
Mein letzter Blick zur Nacht
Voll Liebe und voll Bangen
War ihnen zugedacht.

Nicht eine ist gediehen:
Der Sturm hat sie zerdrückt,
Der Hagel sie zerschlagen,
Der Blitz sie mir zerstückt!

Morgenfahrt.

Ich fuhr zum Bahnhof des Morgens früh
An einem häßlichen Tage,
Es waren erst wach zu dieser Stund'
Des Lebens Müh' und Plage.

Im kreischenden Wagen um mich herum
Saßen Leute mit mürrischen Mienen.
Es war ein grämlicher Wintertag,
So grau war mir keiner erschienen.

Da stößt es die Thür auf, und drängt sich herein
Mit kältegeröteten Wangen,
Auf dem Rücken den Ranzen, die Mütz' im Genick,
Eine Schaar schulfahrender Rangen.

Das kichert und lacht, das pufft sich und tollt,
Das weiß nichts von Mühen und Plagen.
Und plötzlich durchflutet's wie Sonne und Licht
Den düsteren, klirrenden Wagen.

Nachahmer.

Es neigte über einen Spiegel sich ein Antlitz
Voll Schönheit und voll Geist, so voller Seele,
Daß Harmonie aus jeder Linie sprach
Und Feinheit, zarter Duft und alle Grazien.
Und Einen, der das Antlitz in dem Spiegel
Gesehen, ergriff so heiße Lust darnach,
Daß er den Spiegel stahl. Doch als daheim
Er ihn enthüllte, hielt er zwar den Rahmen,
Der viel verschnörkelt war und reich an Zierrat,
In seiner Hand, jedoch das Glas war leer.

Der Mensch.

Es lag ein Mensch am Wegesrand,
Den der Blitz geschlagen, die Sonne verbrannt,
Den der Regen durchnäßt hat, den Krankheit zerwühlt,
Der nagenden Durst und Hunger fühlt,
Der Alles verloren, was er geliebt,
Für den es keine Heimat mehr giebt.

Ein Engel, Erbarmen im Angesicht,
Neigt gütig sich zu ihm und spricht:
„Was Du erflehst, sei Dir gegeben!"
Da stöhnt der Mensch voll Mühe: „Leben!"

Begegnung.

Ich traf auf meinen stillen, dunklen Wegen
Ein Weib mit sonnenhaftem Angesicht;
Vertraulich streckt sie mir die Hand entgegen:
„Kennst Du mich nicht?"
„Ich kenn' Dich nicht! Wie soll ich Dich begrüßen?"
Da zog sie eilig ihre Hand zurück
Und rief, indem sie floh auf raschen Füßen:
„Ich bin das Glück!"

Selma.

Es schwebte langsam hinab der Sarg,
Der ihre sterbliche Hülle barg,
Von weißen Bändern gehalten.
Es regte sich kein Laut ringsum,
Wir standen dabei andächtig und stumm,
Mit stillem Händefalten.

Wir sahen dem lautlosen Sinken zu
Und gönnten ihr die ewige Ruh,
Den Frieden ohne Fehle.
Da schwang aus dem offenen Grab hervor
Sich singend ein Vogel zum Himmel empor.
War das ihre Liederseele?

Zwei Geschichten.

Von Eduard Pfeifer.*)

Seine Villa.

Wenn die Partei, mit der er durch das gleiche politische Bekenntnis verbunden war und der er als publicistischer Anwalt ihrer Sache diente, wieder einmal eine Dummheit gemacht hatte — was nicht gerade selten vorkam — oder wenn ihm sonst im Leben — was leider auch nicht selten war — Widerwärtigkeiten über den Weg liefen, dann hatte er ein so seltsames, absonderliches Gehaben, daß in solchen Augenblicken sein sonst ganz normales Wesen geradezu als eine räthselhafte psychologische Merkwürdigkeit erschien. Widerfährt uns Erdenkindern eine unliebsame Überraschung, macht das Schicksal einen dicken Strich durch unsere Berechnungen und Pläne, wirft es uns ein schönes Kartenhaus über den Haufen, oder tritt uns das Stück Gemeinheit, das in der lieben Menschheit steckt, wieder einmal in besonders drastischen Beispielen vor Augen, dann wird aus unseren Mienen und Geberden gewiß Niemand lesen können, daß uns der Drang beseelt, die Verkörperung der Glückseligkeit darzustellen. In solchen Fällen hebt man ein bitteres Klagelied an — wenn man aus weichem Holz geschnitzt ist — oder man poltert und wettert und wirft vielleicht auch ein Tintenfaß an die Wand, wenn man aus hartem Holze ist.

Freund Willfried that weder das Eine noch das Andere. Kein Wort der Klage und auch kein Fluch kam über seine Lippen, wenn ihm Menschen und Leben Musterproben ihrer Jämmerlichkeit auftischten. Reihte an die Kette seiner bitteren Erfahrungen und herben Enttäuschungen sich ein neues Glied, dann blitzte wohl auch in seinen milden blauen Augen ein Wetterleuchten auf, aber zum Ausbruch kam sein Unmut nicht. Ehe noch die Zornröte, die seine Stirn entflammt hatte, verflogen war, spielte schon ein wundersames Lächeln um seine Mundwinkel, strahlte wieder heller Sonnenschein aus seinen Blicken und, was das Absonderlichste war, seine Züge nahmen geradezu den Ausdruck der Verzückung an.

So oft in meiner Gegenwart dieser Zustand der Verklärung bei Willfried eintrat, und das war bei allen Begebenheiten der Fall, die jeden anderen, auch den geduldigsten Menschen, um sein seelisches Gleichgewicht gebracht hätten, reizte mich mein Forscherdrang, dieses seltsame psychologische Problem zu ergründen. Dabei ging ich freilich nicht sehr diplomatisch zu Werke. Ich gab dem Verklärten kurzweg einen Rippenstoß, und wenn er da noch nicht aus seiner Verzückung erwachte, ließ ich meine Finger auf seiner Glatze Ballet tanzen — das Mittel half ihm immer aus dem Traume — und war der überirdische Glanz in seinem Auge verblaßt, dann erlaubte ich mir, mit höhnischem Lächeln die Frage zu stellen, wie er es denn anstelle, das unfaßbare Kunststück fertig zu bringen, bei einem Vorkommnis, das so direkt auf die Galle wirkt, wie ein Heiliger dazustehen. Die Antwort, die ich erhielt, war immer dieselbe: „Laß' mich in Ruh', das verstehst Du nicht, das ist mein Geheimnis!" Mit diesem abweisenden Bescheide mußte ich mich zufrieden geben, und jahrelang blieb mir sein „Geheimnis" unenthüllt.

Da geschah es eines Tages, daß ein Bannerträger unserer Partei, just in dem Augenblicke, als der Gegner im Sturmschritt gegen unsere Positionen vorging, die Fahne von sich warf, den Kampfplatz verließ und sich seitwärts in die Büsche schlug. Das politische Leben bringt ja manche

*) Wir entnehmen diese beiden Geschichten mit Genehmigung der Verlagshandlung (Concordia, Deutsche Verlags-Anstalt in Berlin) den Aushängebogen des demnächst erscheinenden Buches: Frau Eugenie. Heitere Geschichten von Eduard Pfeifer. Den Hauptinhalt, der dem Buche den Titel gegeben hat, bilden heitere Skizzen aus dem Eheleben; daran reihen sich andere, aus denen wir die hier mitgeteilten ausgewählt haben. Wir sind überzeugt, daß sie ihrer Aufgabe, den Leser auf Buch und Verfasser hinzuweisen, wirksamer entsprechen werden, als es unsere Empfehlung vermöchte. D. Red.

schmerzliche und peinliche Überraschung mit sich, in diesem Falle aber war uns eine Enttäuschung bereitet worden, die uns vor uns selber bloßstellte. Wie fest und treu hatten wir an diesen Mann, an diesen „erprobten“ Führer geglaubt, er war der Abgott unseres Vertrauens, und Freund Willfried, der wahrlich kein Götzendiener war, hatte zum Ruhme dieser vielgefeierten politischen Größe gar oft das Weihrauchfaß geschwungen und manches Loblied angestimmt. Und nun sprang dieser allverehrte „Gott“ von seinem Piedestal kopfüber in die Pfütze kläglichster Alltäglichkeit. Als die Nachricht von diesem unrühmlichen Todessprunge in unserem Bureau einlief, brach in unseren sonst so stillen und gemütlichen Arbeitsräumen ein Entrüstungssturm los, der es an Vehemenz, vor allem aber bezüglich seiner Wahrhaftigkeit getrost mit jenen „elementaren“ Entrüstungsstürmen aufnehmen konnte, die wir ab und zu in den Leitartikelspalten unseres Blattes tosen ließen. Ich selbst war in diesem denkwürdigen Augenblicke von dem Versuche, aus der Haut zu fahren, so sehr in Anspruch genommen, daß ich keine Zeit fand, in den allgemeinen Zornruf der ganzen Redaktionsstube mit einzustimmen. Um aber mein Einverständnis mit diesem Empörungsausbruch zu bekunden, trat ich meinem braven „Dackl“ auf den Schwanz, der natürlich prompt aufheulte und das melodische Entrüstungskonzert lieblich verstärkte. Erst als das betäubende Furioso dieser originellen Symphonie allmählig in ein wehklagendes Adagio überging, fiel mir auf, daß die Stimme Willfrieds fehlte, und sein sonorer Bariton hätte doch in diesem Rachechor naturgemäß die Führung haben müssen. Willfried war von der Selbstentgötterung des ersten der Penaten unseres Lagers ja mit am schwersten getroffen, er war sein treuester Apostel, sein ehrlichster, gläubigster Anwalt. Er mußte die Enttäuschung, die uns allen bereitet wurde, am schmerzlichsten, am bittersten empfinden.

In Anbetracht dieses Umstandes wird man es begreiflich finden, daß ich Willfrieds Zimmer mit der freudigen Hoffnung betrat, ihn „endlich einmal“ außer dem Häuschen, vor Wut platzen, oder doch wenigstens einen Indianertanz aufführen zu sehen. Aber meine schöne Hoffnung wurde schmählich zu Schanden. Als ich die Schwelle seiner Klause überschritt, stand Willfried regungslos am Fenster, seine Augen, weitgeöffnet, leuchteten, als ob sie das Paradies erschaut hätten, um seine Lippen flatterte ein seliges Lächeln, seine Züge waren verklärt, von himmlischer Heiterkeit erfüllt, kurzum, mein alter Freund befand sich wieder im Zustande der Verzückung.

Das ging in diesem Falle vollständig über mein Begriffsvermögen. Rasch trat ich auf ihn zu, faßte ihn nicht gerade sanft an seinen Armen und schüttelte ihn wach. „Mensch“, schrie ich ihn an, „das ist ja unerhört, hast Du denn Fischblut in Deinen Adern, daß Du bei einer solchen empörenden Blamage, die Dich vor Allen angeht, Deine Gemütsruhe bewahren und glückselig wie ein lüsternes Bräutchen lächeln kannst?“

Willfried fuhr sich mit der Hand über seinen ausgerodeten Haarboden, zuckte die Achseln, sah mich mitleidig an und gab mir den stereotypen Bescheid: „Laß' mich in Ruh, das verstehst Du nicht, das ist **mein Geheimnis**!“

„Nein“, rief ich, „diesmal gebe ich mich mit dieser Abfertigung nicht zufrieden, Du mußt mir endlich Rede stehen, mußt mir Dein „Geheimnis“ offenbaren und erklären, wie es möglich ist, daß Du in Augenblicken, wo Du alle Ursache hättest, in flammende Entrüstung zu geraten, in diesen hypnotischen Zustand verfallen kannst?“

Willfried blieb stumm und strich sich mit Wohlbehagen seinen Bart.

„So sage mir doch wenigstens, woran Du eigentlich denkst, wenn Unverstand, Narrheit, Verräterei und Gemeinheit, die lieblichsten Begleiterscheinungen des Lebens, Dir den Weg kreuzen?“

„Woran ich denke? An **meine Villa**!“

„Soll das vielleicht ein Witz sein?“

„Nein, aber die Aufklärung, die Lösung des psychologischen Rätsels, die Du von mir verlangst. Und da ich mein Geheimnis“, fuhr Willfried lächelnd fort, „nun schon halb enthüllt habe, so sollst Du, alter Plagegeist, damit Deine Neugier endlich befriedigt wird, Alles erfahren. Hier hast Du eine Redaktionscigarre, Henry Clay, mit Nachsicht der Cravatte und jedes anderen Identitätsnachweises, und höre.“

Ich zog es aus guten Gründen vor, mir eine meiner Uppmanns anzuzünden, die zwar auch keine Uppmann war, aber doch in einem weit besseren Geruche stand, als unsere Redaktionsregie-Cigarre. Dann nahm ich in dem wackeligen Fauteuil Platz, der neben Willfrieds Schreibtisch stand, und Willfried, der sich in seiner ganzen Länge vor mir aufgerichtet hatte, begann:

„Du kennst die Insel Wilm, dieses herrliche Waldparadies, das der Südwestküste Rügens

vorgelagert ist. Du kennst die hundertjährigen Eichen, die breit verästeten Buchen, die dort von längst vergangenen Zeiten erzählen und mit den Wellen, die das kleine Eiland umspülen, Zwiesprache halten. Auch Du hast das geheimnisvolle Rauschen vernommen, das durch die Kronen der uralten Baumriesen zieht und sich mit den Seufzern und dem Brausen der See zu einer sehnsuchtsvollen ewigen Melodie vereint. Auch Du bist erschauert vor den knorrigen Giganten, die Jahrhunderte gesehen und Sturm und Wetter Stand gehalten, auch Du bist in Andacht versunken vor der Heiligkeit, der stillen Größe dieser unberührten Einsamkeit. Du weißt, auf der ganzen Insel, die man in zwei Stunden umgehen kann, steht nur ein einziges Haus, die Försterei. Im Sommer, während der Badesaison, betreten wohl ab und zu ein paar Menschen dieses weltentrückte Stück Erde; sie sollen mir willkommen sein, denn sie können mir nur sagen, wie gut ich daran gethan habe, sie zu meiden und in die Einsamkeit zu fliehen. Mein Glück heißt Alleinsein! Und nun erinnere Dich: Am Südrande der Insel, gerade dort, wo sie ihren höchsten Punkt erreicht und das Ufer jäh zur See abfällt, befindet sich, im Halbbogen von alten Eichen umschlossen, ein freier großer Rasenplatz, von dem man einen herrlichen, berückend schönen Ausblick hat. Vor Dir die blauende, wogende See, erst in weiter, weiter Ferne begrenzt durch einen im Nebel verschwimmenden grauen Strich — die Küste von Vorpommern mit den scharf aus dem Dunst heraustretenden Thürmen von Greifswald und Stralsund. Zur linken Hand das felsige Ufer von Mönchsgut und rechts, wie eine vorgeschobene Coulisse, der leuchtende grüne Forst des Wilm. Und dort, alter Junge, auf diesem wundervollen Erdenfleck steht meine Villa. Ein ganz schlichtes, einfaches Häuschen, selbstverständlich von geschmackvoller Stilart, ein netter Riegelbau mit Veranda und Thürmchen. Dort sitze ich, höre dem Flüstern des Waldes und dem Rauschen der Wellen zu, lasse mein träumendes Auge über die grünen Fluten schweifen, krame, wenn mich die Lust anwandelt zu fabulieren, aus meiner Schublade alte Entwürfe heraus, um an den Spielereien meiner Jugend weiterzuspinnen, oder lege mir auch wohl neue Probleme zurecht und suche das Wunderland, wo die blaue Blume blüht. Glaub' mir, in meiner Villa läßt sich's leben. An sie denke ich, wenn Dummheit und Erbärmlichkeit mir den Weg vertreten oder wenn mir sonst im Leben etwas wider den Strich geht. Und damit hast Du die Erklärung, warum mich der Zorn nicht übermannen kann, warum ich gleichmütig und ruhig bleibe, wo Andere sich entrüsten oder doch die Entrüsteten spielen. Was kümmert mich die Welt, ihre Falschheit und ihre tückische Zwerggeisterei? In meiner Heimstätte auf dem weltfernen grünen Eiland thront das Glück und waltet der Friede! So, nun kennst Du mein Geheimnis und nimm Dir ein Exempel dran."

Ich war höflich genug, Willfried in seinem seltsamen Geständnis, das mich wie die wirre Rede eines Träumenden anmutete, nicht zu unterbrechen. Jetzt aber, da er mit der Erklärung seiner Verzückungsanfälle zu Ende war, konnte ich nicht mehr an mich halten und lachte aus vollem Halse. Das also war des Rätsels Lösung!

Willfried hatte die komische Wirkung der Preisgabe seines „Geheimnisses" offenbar nicht erwartet, er sah mich vorwurfsvoll an und nannte mich ein phantasieloses Kamel. Ich lehnte diese Ernennung natürlich dankend ab und gab ihm zu bedenken, daß man mit der Phantasie allein nicht durchs Leben kommen könne; wenn sie uns auch aus der Misere des Alltäglichen entführen kann, aus der Welt selbst kann sie uns doch nicht tragen.

„Das kommt," erwiderte Willfried ironisch lächelnd, „ganz auf die Flugkraft der Phantasie an, meine Phantasie trägt mich auch über die Welt, wenigstens über die hinweg, die Ihr Pfahlbürger Euch erbaut und eingerichtet habt. Im Übrigen wirst Du mir zugestehen, daß auch ich das Recht habe, nach meiner Façon selig zu werden."

„Gewiß, alter Knabe, auch Du kannst Dir Deine Glückseligkeit bereiten, wie sie Deinem Geschmack entspricht, und ich wünsche Dir von Herzen, daß Deine Villa auf dem Wilm aus dem Reiche Deiner Träume bald in den Bereich der Wirklichkeit rücken und in greifbarer Wahrheit vor Deinem Auge stehen möge. Vorläufig sitzen wir Beide noch fest in der Tinte und Leuten unseres Berufes ist es wohl überhaupt nicht beschieden, Landhäuser zu bauen."

Ich stand bereits unter der Thür, um wieder in meiner anstoßenden Klause an die Arbeit zu gehen, da rief mir Willfried fröhlich nach: „Wer zuletzt lacht, lacht am besten! Meine Villa wird gebaut, verlaß Dich darauf! Zu einem billigen Riegelbau muß es auch unsereins bringen können!"

Ungefähr ein Jahr nach diesem Disput — Willfried war eben von seiner Urlaubsreise, die ihn diesmal in die Schweiz geführt hatte, zurückgekehrt — saßen wir selbander bei schäumendem Pschorrbräu in unserer Stammkneipe. Willfried erzählte von seinen Reiseerlebnissen, brach aber seinen Bericht plötzlich ab und sah nachdenklich vor sich hin. Dann that er einen kräftigen Schluck, setzte seine Cigarre wieder in Brand, klopfte mir auf die Schulter und sprach mich mit einem leisen, verlegenen Lächeln also an:

„Ich muß Dir eine Neuigkeit mitteilen, die Dich gewiß überraschen wird. Um es gleich heraus zu sagen: Ich bin mit meiner Villa übersiedelt. Da oben auf der Insel Wilm paßt mir die Geschichte doch nicht so recht. Diese maritime Gegend ist ja wundervoll, aber doch um einige Nuancen zu melancholisch. Mein Ideal ist jetzt der Vierwaldstädter-See, dort, ganz unten in dem romantischen Winkel von Brunnen, wo die beiden Mythen majestätisch in den Himmel ragen, wo die herrlichste Straße der Welt, die Axenstraße, beginnt, und der schneebedeckte Bristenstock sich auftürmt, dort habe ich mich niedergelassen, dort steht jetzt die Villa, an die ich denke, wenn die Quälgeister des Lebens auf mich loshämmern und mich ärgern wollen."

Gegen diese Übersiedelung hatte ich natürlich nichts einzuwenden, Willfried hatte zweifellos einen guten Tausch gemacht, zu dem ich ihn als ehrlicher Freund aufrichtig beglückwünschte und ihm zugleich das Versprechen gab, daß ich der Erste sein werde, der es sich in seiner Villa, sobald sie — erbaut ist, bequem machen wird.

Leider sollte ich um die schöne Hoffnung, einmal einen Sommer am Vierwaldstädter See verträumen zu können, bald betrogen werden. Schon nach Jahresfrist war Willfried mit seiner Villa wieder übersiedelt. Diesmal hatte er sich im Thüringerwalde, am Fuße des Inselsberges, im anmutigen, idyllischen Friedrichsroda niedergelassen. Aber auch dabei blieb es nicht. So oft er von seinen Ferienreisen zurückkam, hatte er eine andere Wahl getroffen. Einmal hatte er sich für Nervi, ein andermal für Kitzbühel, dann für Palanzza am Lago Maggiore, für Gardone am Gardasee, für Molde in Norwegen und für noch manches andere vom Himmel gefallene Stück Erde entschieden.

Aber eines Tages mußte ich doch daran glauben, daß es Willfried mit seinem Villenprojekte ernst nahm. Er kam von Südtirol zurück und kaum hatten wir den ersten Gruß gewechselt, da zog er ein Papier aus seiner Brusttasche und überreichte es mir mit triumphierendem Lächeln: „Da lies, Du Skeptiker, ich bin Grundbesitzer geworden!"

Mißtrauisch entfaltete ich das Papier, doch mein Zweifel war sofort gebannt, ich hielt einen veritablen Kaufvertrag in den Händen. Willfried war wirklich Grundbesitzer geworden. Er riß mich mit ungestümer Freude an seine Brust und jauchzte laut auf: „Ja, traue nur Deinen Augen, es ist Wahrheit, greifbare Wahrheit, nun wird es wirklich Ernst, jetzt habe ich auf Gottes weiter Welt den Fleck gefunden, der mein Paradies ist und es bleiben wird, jetzt werde ich mit meiner Villa nicht mehr übersiedeln, jetzt steht sie fest, in längstens fünf Jahren — so lange muß ich leider noch den Tageschronisten spielen — ist ihr Grundstein gelegt."

„Na Glück auf! ich wünsche Dir nur, daß Dich Dein Kaufvertrag nicht reuen möge!"

„Niemals, alter Junge, niemals! Es giebt nichts Schöneres auf der Erde als das kleine, malerische Nest, das ich jetzt zu meinem buon Retiro erwählt habe. Unten im rebenumsponnenen Eisackthale klebt es wie ein Schwalbennest an der schroff aufsteigenden Felswand, auf der einst die gastliche Burg des sangeskundigen Leuthold von Saeben stand. Der Harfenklang, der einst dort oben beim edlen Wettstreit der Minnesänger ertönte, zieht noch heute durch das Thal, freilich ist er nur Menschen vernehmbar, die mit dem Herzen hören, die die wundersamen, geheimnisvoll geflüsterten Melodien verstehen, die dort, von Lichtwellen getragen, durch den blauen Äther zittern. O, es ist unbeschreiblich schön, dieses märchenhafte Bild weltvergessener Romantik und naiver Größe. Zwischen steil ansteigenden Rebengeländen rauscht und braust der Eisack, des Brenners wildes Kind; hoch über seine grünen Uferberge ragen die Zinken und Zacken der Dolomiten empor, die in der Abendsonne blutrot in den Himmel flammen. Und in dieser zaubervollen Landschaft steht meine Villa! Auf einer Bergwiese leuchtet sie heraus aus dem dunklen Grün uralter Kastanien. Dort hause ich, dort lebe und liebe ich, ja staune nur, auch lieben, nicht nur leben will ich, denn in dieses Paradies gehört ein Weib, da kann, da darf ich nicht allein sein. Aus den strahlenden Augen meiner Gefährtin will ich ewige Wonne, selige Vergessenheit trinken, will mit ihrer Hilfe mir

die Welt erbauen, wie ich sie träume in stillen Stunden!"

Jahre waren vergangen, unsere Wege hatten sich getrennt, nicht unsere Herzen. Wir blieben einander verbunden, so selten wir uns auch sahen und so selten wir uns schrieben. Es war an einem milden, wehmütigen Frühjahrstage als ich nach langer Zeit von Willfried wieder Nachricht erhielt. „Ich habe mich," so schrieb er, „aus dem rauhen Norden in den sonnigen Süden geflüchtet, in mein trauliches Nest im Eisackthal. Meine Villa ist fertig und ich werde sie wahrscheinlich schon in den nächsten Tagen beziehen können, richtiger beziehen müssen. Sie sieht freilich ganz anders aus, als ich sie geplant hatte. Ein Muster an Einfachheit: sechs Bretter, das ist alles. Der Rest ist Schweigen! Was ich Dir zu sagen habe, weißt Du selbst. Bewahre mir die Treue, wie sie Dir der Sterbende bewahrt hat, der Dich zum letzten Male grüßt. Ich gehe mit dem tröstenden Glauben von der Welt, daß es eine Macht giebt, die stärker ist, als der Tod. Denn mächtiger als der große Sieger ist die Hoffnung, die uns das Leben erst lebenswert erscheinen läßt, die es mit Träumen verschönt, wie ich sie geträumt habe, und uns die Luftschlösser baut, wie ich sie gebaut habe. Lebewohl! Mein Traum ist zu Ende." — — —

Johannes Moorvogel und seine ungeschriebenen Werke.

Johannes Moorvogel! Ein ebenso seltsamer wie unbekannter Name. Selbst in Kürschners „Deutschem Literatur-Kalender", dem reichhaltigsten Verzeichnis unbekannter Größen, wird man ihn vergebens suchen. Und doch hat der Mann mit diesem unvermerkt gebliebenen merkwürdigen Namen gerechten Anspruch darauf, wenn auch nicht unter den lorbeergeschmückten Bewohnern des Parnasses, so doch unter der tausendköpfigen Schar jener wagemutigen Wanderer genannt zu werden, die versuchten, den steilen Gipfel ewigen Ruhmes zu erklimmen. Johannes Moorvogel hat das gute Recht, sich über seine Zeit und sein Schicksal zu beklagen, aber so übel ihm auch mitgespielt worden ist, so hat es doch seine sehr guten und triftigen Gründe, wenn Johannes ein aller Welt unbekannter Mann geblieben ist, und sollte noch Einer sein, der wie ich genaue Kenntnis von der seltsamen Art Moorvogels hat und in das Geheimnis seines Lebens eingedrungen ist, der müßte gleich mir zugestehen, daß, so gerecht die Ansprüche dieses Ungenannten an Brockhaus, Meyer, Kürschner u. s. w. auch sein mögen, in diesem Falle der Öffentlichkeit der Vorwurf einer Unterlassungssünde nicht gemacht werden kann. Bei dem wunderlichen Geschick, das meinem Freunde nun einmal beschieden war, finde ich es vollkommen erklärlich, daß sein Name niemals die Öffentlichkeit beschäftigt hat. Ja, ich muß billigerweise noch weiter gehen und bekennen, daß ich mir absolut nicht denken kann, wie Johannes Moorvogel auch hätte bekannt werden sollen. Der von einem ganz ausgesuchten Pech verfolgte Mann hatte zunächst das Unglück, daß er von den wenigen Menschen, die der Zufall in seine Nähe geführt hatte und die in der Lage gewesen wären, über sein Dasein Auskunft zu geben, niemals bei seinem wahren Namen genannt wurde. Wenn ich heute die Mitglieder, die mit mir dem kleinen Kreise angehört haben, in welchem Johannes Moorvogel in der Blütezeit seines hohen Strebens verkehrt hat, fragen würde, ob sie sich unseres ehemaligen Genossen Namens Moorvogel noch zu erinnern wissen, sie würden mich gewiß verwundert anblicken und kopfschüttelnd antworten: „Moorvogel? nein, der Name ist uns gänzlich fremd!" Und wenn ich dann den gedächtnisschwachen Freunden mit einer Personsbeschreibung des vergessenen Kameraden zu Hilfe käme, dann würden sie wahrscheinlich lachend ausrufen: „Ja, nun kennen wir den Mann, aber unter dem Namen Moorvogel hätten wir ihn nie erkannt, denn unserer Zeit und in unserem Kreise hieß er ja nie anders als Johannes der Träumer." Und das war in der That der Fall. Johannes der Träumer war und blieb der im engen Kreise genannte Name des in der großen Welt niemals genannten Moorvogel. Man wird schlankweg zugeben müssen, daß „Johannes der Träumer" allerdings eine „Firma" gewesen ist, die nicht gerade prädestiniert schien, weit und breit bekannt zu werden. Nun kann man freilich mit gutem Grunde erwidern, daß trotz aller Sonderbarkeit dieses zur Aufnahme in ein Celebritätenregister wenig geeigneten Namens der Träger desselben schließlich doch hätte bekannt werden müssen, wenn er durch seine Thaten, seine Werke die Aufmerksamkeit der Welt auf sich gelenkt haben würde. Sehr richtig! Aber die Werke Moorvogels! In diesen Werken liegt ja gerade das ganze Unglück dieses seltsamen Mannes: sie waren von höchst eigentümlicher, wunderlicher Art und es hat eine ganz merkwürdige Bewandtnis um dieselben.

Von Moorvogel selbst ist nicht zu erwarten, daß er jemals von sich, seinem Leben und seiner Arbeit sprechen wird; aber ich als der einzige Mitwisser seines Geheimnisses, als der vertrauteste Zeuge seines Strebens, habe die Pflicht, diesen bisher gänzlich unbekannten Mann aus seiner tiefdunklen Verborgenheit an das Licht der Öffentlichkeit zu ziehen und um der Gerechtigkeit willen der Welt zu sagen, was ihr dieser Unbekannte und Ungenannte geworden wäre, wenn —

Wenn? Ich will erzählen, was ich mit Johannes Moorvogel erlebt habe, und diese Erzählung wird zugleich die ausreichende Antwort auf die vorstehende Frage sein. Seltsam und sonderbar wie Alles an Johannes Moorvogel war auch die Art, wie ich mit ihm bekannt wurde. Die seligsten Erinnerungen werden in mir wach, wenn ich der Zeit gedenke, als dies geschah. Es war — mit wonnigem Weh schreibe ich den Namen nieder — in Heidelberg. Der Frühling hatte wieder sein „duftig Brautgewand" um die ewig schöne, unvergleichliche Neckarstadt gewoben. In heller Maienpracht flutete das Sonnenlicht in meine stille Klause und scherzte mit den alten, halb vermoderten Schmökern, die rund um mich herumlagen. Hier Actenstaub, schimmlige Gelahrsamkeit und Moderduft, draußen prangender Frühling, eine lachende, fröhliche Welt und ich ein junges Semester: „Da bleibe wer Lust hat, mit Sorgen zu Haus!" Hinauf zum alten Schloß, dann über die Molkenkur auf den Königsstuhl, um von höchster Zinne das grünende Neckarthal und seinen Frühling zu grüßen. Und nach dieser verdienstvollen Arbeit hinunter zum waldumrauschten „Kohlhof" auf einen wohlverdienten Schoppen.

Ich befand mich bereits auf dem Wege zum „Wohlverdienten", als ich plötzlich aus dem Gehölz heraus eine Stimme vernahm, die wie ein angstvoller Hilferuf die lautlose Waldeinsamkeit durchhallte. Hier war offenbar ein Mensch in große Not geraten, und es galt, ungesäumt Hilfe zu bringen. Ich brach sofort mitten in das Dickicht hinein, nahm, um auf alle Fälle vorbereitet zu sein, meinen Knotenstock in festen Griff und ging rasch der Richtung der Stimme entgegen. Da wieder ein gellender Aufschrei, dann eine kurze unheimliche Pause und darauf weiche klagende Töne. Ohne der dornigen Brombeerbüsche zu achten, die an meinen Kleidern herumfetzten, stürmte ich vorwäts; die Klagelaute waren verstummt, der letzte Seufzer vielleicht schon ausgehaucht, nur noch wenige Schritte von mir entfernt konnte sich die Stelle befinden, wo im Augenblicke gewiß Entsetzliches geschehen, und ich kam zu spät, das Furchtbare zu verhüten. Da, Gott sei Dank, wird es unmittelbar vor mir wieder laut, es ist noch Rettung möglich, aber meine Füße versagen mir plötzlich den Dienst, ich bleibe wie angewurzelt stehen, denn, o heiliger Alexander! es ist kein Zweifel mehr, ich höre — fünffüßige Jamben! Ich war darauf gefaßt, Zeuge eines Verbrechens zu werden, und nun war mir vielleicht die schätzenswerte Aussicht eröffnet, die Bekanntschaft des gefeierten Vortragsmeisters Alexander Strakosch machen zu können. Ich wußte, daß der vielwandernde Recitator die Gepflogenheit haben soll, zuweilen auch vor Buchfinken, Drosseln und dem Sprachmeister des Waldes eine Vorlesung zu absolvieren, und ich durfte sonach wohl glauben, daß der Declamator im dunklen Dickicht Niemand anders sein könne, als der unvergleichliche Interpret des melancholischen Dänenprinzen. Natürlich blieb ich nun hinter dem Buschwerk stehen, um die Fortsetzung des interessanten Vortrages abzuwarten. Aber erst nach einer geraumen Weile ließ sich die Stimme wieder hören; aber jetzt klang sie rauh und stockte, und wie ich sie wieder mit voller Deutlichkeit vernehmen konnte, da wurde mir leider auch klar, daß es nicht die zaubergewaltige Stimme von Alexander Strakosch war. Ich hörte einige abgehackte, unzusammenhängende Sätze und dann folgte laut durch den Wald hallend der zornerfüllte Ausruf:

„Bis daß der Kaiser mir zu Füßen liegt,
Und wie ein Bettler mich um Hilfe fleht!"

Hatte ich es mit einem Verrückten zu thun? Das waren Worte, die mir wohl die Vermutung aufdrängen mußten, daß sie von einem Narren gesprochen wurden. Ich beschloß der unklaren und nicht gerade heimlichen Situation ein rasches Ende zu machen. Ich trat schnell durch das Buschwerk durch und befand mich nach einigen Schritten auf einer kleinen Lichtung. Und Aug in Aug vor mir stand ein hochgewachsener Junge mit einem hellblonden, flaumigen Vollbart, lockigem, flachsfarbigem Haupthaar, einem rosigen Gesicht und sanften wasserblauen Augen. Der junge Mann, den die unerwartete Störung ganz außer Fassung gebracht zu haben schien, sah mich verdutzt und verlegen an, und da ich dieser harmlosen Erscheinung gegenüber auch nicht mehr im Zweifel darüber sein konnte, daß ich es mit keinem

Narren, sondern schlimmsten Falls mit einem im Stadium der Inspiration befindlichen Dichter zu thun hatte, so fühlte auch ich mich durch diese wider Erwarten höchst einfache Lösung der geheimnisvollen Situation für einen Augenblick betroffen, und in dieser gegenseitigen Verlegenheit standen wir uns eine ziemliche Weile wortlos gegenüber. Endlich wurde mir aber doch klar, daß es an mir sei, mich bei dem lautgewordenen Poeten oder angehenden Recitator ob meines Einbruches in seine Phantasien zu entschuldigen. Ich erzählte ihm kurz, warum er in seinen Deklamationen durch mich gestört wurde; er hörte mir ruhig zu, wurde aber dabei noch verlegener als zuvor. Sein Gesicht war purpurrot geworden und, die Augen auf den Boden heftend, sprach er mich nach mehreren mißglückten Versuchen seine Fassung wiederzugewinnen, endlich also an: „Ich bitte, mein Herr, nicht Sie, sondern ich habe eine Entschuldigung vorzubringen. Ich scheine Ihnen durch meine allzu lauten Deklamationen doch einige Aufregung und Sorge verursacht zu haben und bitte dieserhalb recht sehr um Verzeihung.“

Selbstverständlich protestierte ich gegen diese demütige Abbitte, und da mir der junge Mann, den ich auf so seltsame Art entdeckt hatte, in seinem ganzen Wesen als ein interessanter, origineller Kerl erschien, so zögerte ich nicht länger, mich ihm in aller Form vorzustellen. Darauf Pause und neue Verlegenheit meines Gegenüber. Schon wollte ich mich mit kurzem Gruß entfernen, als langsam und stammelnd die Antwort kam: „Ich bitte Sie, mir es nicht übel auslegen zu wollen, wenn ich nicht sofort auf Ihre freundliche Vorstellung, für die ich Ihnen sehr dankbar bin, geziemenden Bescheid that, allein ich trage einen so eigentümlichen und sonderbaren Namen, daß ich ihn gar nicht gern nenne. Ich heiße nämlich — aber bitte lachen Sie nicht — Johannes Moorvogel, bin hoch oben in Norddeutschland zu Hause und meines Zeichens Candidatus Philosophiae.“ — „Aber,“ entgegnete ich, „an Ihrem Namen ist doch nichts so Ungewöhnliches, es giebt Leute, die damit noch viel schlimmer daran sind; im Übrigen freut es mich, in Ihnen einen Kommilitonen und Fachgenossen gefunden zu haben, und ich würde mich noch mehr freuen, wenn unsere hier auf eine so originelle Art zustande gekommene Bekanntschaft zu einer dauernden führen würde.“

Als Antwort auf mein freundschaftliches Anerbieten erhielt ich von Johannes Moorvogel die Versicherung, daß er sich herzlich gern meiner Gesellschaft anschließen würde, zumal ihm das Talent fehle, sich selbst bekannt zu machen und Freunde zu suchen. Meiner Einladung folgend trat Moorvogel den Heimweg mit mir an und bald hatte er so viel Zutrauen zu mir gefaßt, daß er mir ohne Aufforderung vollen Aufschluß über die Situation gab, in der ich ihn getroffen hatte. Er gestand mir, wie ich richtig vermutet hatte, poetische Anfälle zu haben, und er glaube den Beruf in sich zu fühlen, Dichter zu werden. Natürlich trug sich Johannes Moorvogel, wie Alle, die nach der Höhe des Parnasses streben, bereits mit dem Plane, als Erstlingswerk ein fünfaktiges Drama zu schreiben. Billiger wird es von Anfangsdichtern ja nicht gethan. Moorvogel erklärte mir, nicht nur das Gerippe, sondern auch schon einzelne Scenen seines Dramas in seiner Phantasie bereits völlig ausgearbeitet zu haben, und was ich von seinen Deklamationen im Walde gehört habe, wären Stellen aus der geplanten Tragödie gewesen, der selbstverständlich ein historischer Stoff zu Grunde liege, und welche den Titel „Heinrich der Löwe“ tragen werde. Nun verstand ich freilich auch den zornerfüllten Ausruf: „Bis daß der Kaiser mir zu Füßen liegt und wie ein Bettler mich um Hilfe fleht.“ Dem trotzigen Welfenfürsten wird ja ein ähnlicher Ausspruch nacherzählt.

Johannes entwickelte mir Scene für Scene seines Zukunftsdramas, er sprach mir ganze Dialoge vor, und was er mir mitteilte, war in der That so wirksam und packend, daß meine Skepsis bald aus dem Felde geschlagen war und der Überzeugung Platz machte, daß Johannes Moorvogel thatsächlich mit einer echten, vielversprechenden Phantasie und einem starken, poetischen Talent begabt sei. Wir wurden bald vertraute Freunde und so oft wir zusammenkamen, und das war fast täglich, bildete natürlich das „Zukunftsdrama“ unseren hauptsächlichsten Gesprächsstoff. Nach einer Zeit, wo ich annehmen konnte, daß Johannes das in seiner Phantasie ja längst fertige fünfaktige, historische Trauerspiel nun auch schon zu Papier gebracht habe, bat ich ihn, mir einen Einblick in das Manuscript zu gestatten. Dieses gewiß begreifliche Ersuchen hatte aber zu meinem nicht geringen Erstaunen eine ganz merkwürdige Wirkung. Johannes stand mit einem Gesicht vor mir, als wäre er eben aus den Wolken gefallen; seine Augen stierten mich angstvoll und blöde an, und um Mund und Nase spielte ein

Zug, der nicht gerade geistreich zu nennen war. Es war ein grotesk-komisches Jammerbild, das Freund Johannes in diesem Augenblicke bot, und es war mir rätselhaft, wie meine harmlose, ganz selbstverständliche Anfrage eine so heillose Verwirrung anrichten konnte.

„Aber lieber Johannes," so brach ich endlich das peinliche Schweigen, „mein Ersuchen scheint Dich ja völlig aus dem Gleichgewicht gebracht zu haben; wenn Dir dasselbe indiskret erscheint, nun dann schlage es rundweg ab; ich weiß ja, daß junge Dichter ihre Manuscripte, die ihnen heilig sind, nicht gern aus der Hand geben. Also paßt es Dir nicht, mich Dein Drama lesen zu lassen, nun gut, ich werde Dir deshalb nicht gram sein."

„Ach nein," antwortete Johannes mit bebender Stimme, „wie gern, wie herzlich gern würde ich Dir das Manuscript der Tragödie einhändigen, ich hätte das ja auch schon ohne Aufforderung gethan, aber ich habe — ich habe noch keine Zeile niedergeschrieben."

„Aber das ist ja gar nicht möglich!"

„Und doch ist es so!"

„Ja, Mensch," entgegnete ich ärgerlich, „wie kann man nur ein im Geiste thatsächlich schon vollendetes Werk so lange mit sich herumtragen. Ich glaube, bei den Gedanken, die Du im Schädel hast, müßte eine geradezu dämonische Gewalt Dich an den Schreibtisch fesseln."

„Das ist," jammerte Johannes, „ja Alles wahr und richtig; ich wache auch ganze Nächte bei meinem Pult, gebe die Feder nicht aus der Hand, tauche sie tausendmal ein, zerbeiße das Gestell, bekleckse hunderte Bogen von Papier, aber —"

„Nun was aber?"

„Ja, dieses Aber, dieses furchtbare Aber! Ich will Dir später einmal Alles erklären, was Du jetzt an meiner Antwort rätselhaft finden mußt; im Augenblick nimm mit dem Geständnis vorlieb, daß mich schon seit geraumer Zeit wieder ein neuer, hochdramatischer Stoff beschäftigt. Ich hoffe gewiß, bald in der Stimmung zu sein, mein Drama „Heinrich der Löwe" niederzuschreiben, aber jetzt denke ich Tag und Nacht an meinen „Cesare Borgia". Das ist ein Vorwurf, noch weit interessanter und dankbarer als mein erster Plan."

Ich verhehlte Johannes nicht, daß ich von dieser Eröffnung wenig erbaut sei, und forderte ihn nachdrücklich auf, doch erst die eine Arbeit zu vollenden, ehe er sich einer zweiten zuwende.

Ja, antwortete mir Johannes, das erscheine zwar sehr logisch und plausibel, aber an seiner Stelle würde ich doch nicht anders handeln; er könne dem Drange nicht widerstehen, zunächst das Thema zu absolvieren, das ihn am meisten fessele, und dieses sei jetzt das, wie kein anderes zur dramatischen Verwertung geeignete Leben Cesar Borgias.

Johannes war für diesen Vorwurf Feuer und Flamme und mit wachsendem Eifer legte er mir die Grundzüge seines neuen dramatischen Planes dar. Alles, was er mir davon sprach, hatte Hand und Fuß, es war ein durchaus kunstgerechter Entwurf einer schon stofflich ins Großartige gehenden Tragödie. Ich konnte nicht umhin, meinem genialen Freunde zu seinem neuen vielversprechenden Projekt herzlich Glück zu wünschen, und war nach der eben vernommenen hochinteressanten Darstellung fest überzeugt, daß mir zweifellos das Glück zuteil geworden sei, den zukünftigen, größten Dichter Deutschlands meinen Freund nennen zu können. In meinem jugendlichen Enthusiasmus trug ich mich bereits mit der stolzen Hoffnung, in der zukünftigen Biographie des auf dem Wege zur Unsterblichkeit einherschreitenden Freundes als dessen treuester Genosse und erster Zeuge der Entstehung seiner Jugendwerke genannt und damit auch unsterblich zu werden. Leider sollte ich mich dieser Hoffnung nicht allzu lange freuen. Johannes that nichts, um mich in meinem schönen Glauben zu bestärken, und ein Glaube, der nicht gefördert wird, fängt rasch zu wanken an.

Monate waren verstrichen, und je weiter die Zeit vorschritt, um so seltener und spärlicher wurden die Mitteilungen, die mir Johannes von dem Fortgange seines Dramas machte. Zu seiner Entschuldigung nahm ich an, daß er nur darum zurückhaltender geworden sei, weil er vielleicht schon den Tag bestimmen konnte, an welchem er mich mit dem vollendeten Werke zu überraschen gedachte. Aber so geduldig ich auch wartete, die Überraschung wollte nicht kommen. Meine Neugier war auf das Höchste gespannt, ich mußte über den Stand der Dinge Gewißheit haben, und so richtete ich darum eines Tages, kurz entschlossen, die Frage an Johannes, ob er es denn mit unserem freundschaftlichen Verhältnis vereinbar finde, mir seine offenbar längst bis zum letzten Auftritt gediehene Tragödie länger noch vorzuenthalten.

Du lieber Gott! Da stand sie wieder vor

mir, die mitleiderregende Jammergestalt. Mit meiner Anfrage nach dem Befinden Borgias hatte ich denselben Effekt erzielt, wie seinerzeit mit meiner Erkundigung über „Heinrich den Löwen“. Mit thränenfeuchtem Blick gestand mir Johannes, er hätte, wiewohl seit jenem Tage, da er mich in in seinen neuen dramatischen Plan einweihte, fast ein Jahr verstrichen war, auch noch keine Zeile seines Borgia niedergeschrieben.

Nach dieser Enthüllung, die mich so unerwartet traf wie ein Blitz aus heiterem Himmel und die mir eine schmerzliche Enttäuschung bereitete, wußte ich zunächst nicht, ob ich Johannes mit einem gellenden Hohngelächter oder einer ernsten, würdigen Strafpredigt antworten sollte. Ich that Beides. Ich hielt ihm eine spottgetränkte Philippika und forderte eine ausreichende Rechtfertigung.

Johannes versuchte, sich wieder damit zu entschuldigen, daß ihn ein neuer Stoff noch fester gepackt habe, und zwar sei er diesmal daran, ein Epos über die „Hunnenschlacht“ zu schreiben. Ich verzichtete auf die Bekanntschaft mit diesem neusten Entwurfe und erklärte meinem phantasiereichen Freunde, seinem edlen Dichterstreben nicht früher wieder mein Interesse zuwenden zu wollen, bevor ich nicht ein Kind seiner Muse in der Hand halte.

Wir blieben trotz dieses Zwischenfalles gute Freunde, und das war umso eher möglich, als mich Johannes nun nicht mehr mit seinen poetischen Projekten behelligte. Das war nur noch einmal der Fall, und zwar kurz vor unserer Trennung. Johannes hatte sich entschlossen, an einer anderen Universität seine Studien zu vollenden. Je näher der Tag unseres Abschiedes heranrückte, umso elegischer und sentimentaler wurde unsere Stimmung, und auf diese weichherzige Verfassung sündigend, versetzte mir Johannes eines schönen Abends, da ich auf seinem Zimmer weilte, sein neuestes Projekt. Er plante wieder ein fünfaktiges historisches Trauerspiel, das sich nach seinem Helden „Ulrich von Hutten“ nennen sollte. Ich ließ anfangs geduldig Alles über mich ergehen, was mir Johannes von dem Entwurfe seines Renaissance-Dramas zu sagen hatte, aber im Verlaufe seiner Mitteilungen wurde ich von der Sache doch so gepackt, daß mein stark erschütterter Glaube an den Dichter Johannes Moorvogel wieder neu gekräftigt wurde. Mit dem feierlichen Versprechen, daß mir schon in wenigen Wochen das Manuskript von „Ulrich von Hutten“ zugehen werde, reiste Johannes ab.

* * *

Es war manches Jahr ins Land gegangen, aber ich hatte weder das Manuskript der großen Renaissancetragödie, noch sonst eine Zeile von meinem Freunde erhalten. Alle meine Briefe hatte er unbeantwortet gelassen. Niemand wußte Auskunft über ihn, Johannes Moorvogel war und blieb verschollen.

Da führte mich eine Ferienreise nach einer großen norddeutschen Hafenstadt, und als ich dort eines Abends einer Vorstellung im Theater beiwohnte, glaubte ich meinen Augen nicht trauen zu können, als ich bei einer zufälligen Wendung plötzlich meinem Johannes ins Gesicht sah, der wenige Reihen hinter mir saß. Auch er hatte mich bemerkt und erkannt, und wir verließen sofort unsere Plätze, um draußen im Vestibül mit herzlicher Begrüßung unserer Freude über das unvermutete Wiedersehen Ausdruck zu geben. Natürlich ließen wir die Vorstellung laufen und suchten uns eine stille Ecke in einer nahegelegenen Weinstube. Johannes war ein stattlicher, ernster Mann geworden, aber trotz der tiefen Kummerfalten, die seine Stirn furchten, und trotz des dünn gewordenen Haupthaares war noch Jugendlust in seinen Augen, die just noch so träumerisch dreinsahen wie ehedem.

Johannes bestand darauf, daß ich zuerst von meinen Erlebnissen berichte. Nun, die waren rasch erzählt, und da ich begreiflicherweise neugierig war zu erfahren, was aus dem Dichter Johannes Moorvogel geworden sei, so schloß ich meinen Bericht mit der scherzhaften Aufforderung an Johannes, mir nun unverzüglich sein Trauerspiel „Ulrich von Hutten“ zu übergeben, das bis zur Stunde noch immer nicht in meinem Besitze sei.

Johannes stützte wehmütig lächelnd seinen Kopf in die Hand, blickte eine Weile stumm vor sich hin und begann dann: „Ja, „Heinrich der Löwe“, „Cesare Borgia“, „Die Hunnenschlacht“, „Ulrich von Hutten“, „Lodovico Sforza“, „Karl XII.“, „Josephine Beauharnais“, „Mirabeau“ und wie sonst noch die Titel meiner zahlreichen ungeschriebenen Werke heißen mögen! Gott sei Dank, jene furchtbare, qualvolle Zeit ist überwunden! Du siehst mich staunend an, ich erscheine Dir rätselhafter als je zuvor, aber Du wirst mich bald verstehen und begreifen. Du weißt, wie emsig, wie ruhelos meine Phantasie gearbeitet hat.

Ich sah die Gestalten, die ich schildern und zeichnen wollte, die lebendig über die Bühne schreiten sollten, leibhaftig vor mir, ich hörte sie sprechen, sah sie handeln; vor meinem geistigen Auge stand jede Scene meiner geplanten Tragödien bis auf die kleinste Einzelheit fertig da, aber sowie ich die Feder zur Hand nahm, um in Wort und Schrift die bunten dramatisch bewegten Bilder festzuhalten, und die Monologe und Dialoge, die mein geistiges Ohr soeben gehört, ja, die ich selbst nachgesprochen hatte, niederzuschreiben, da war mit einem Schlage der holde Zauber zu Ende, meine Helden erschienen mir als marklose, nüchterne Gesellen, als hohle Puppen und, was sie sprachen, war ödes, gedankenloses Zeug. Die vernichtende Selbstkritik mit ihrer Pedanterie, ihren tausend Bedenken und Nörgeleien hatte sich mir zur Seite gestellt, und fortgewischt wie mit einem Schwamm waren die leuchtenden, farbenprächtigen Bilder der Phantasie. Die aber ließ sich ihre Arbeit nicht verdrießen. Was immer auch die neidische Selbstkritik zerstören mochte, die nimmer rastende Phantasie flocht ihr Traumwerk weiter und hatte an Stelle der eben in grauen Dunst zerflossenen bunten, reich belebten Welt rasch eine andere geschaffen. Jahrelang ließ ich mich von diesem tollen Spuk zum Narren halten, immer wieder versuchte ich das Traumwerk festzubannen, mit brennender Stirn saß ich Nächte hindurch bei meiner Lampe, ich quälte mich ab, die dahinstürmenden Gedanken in feste Formen zu zwängen, aber all mein Mühen war vergebens, aus meiner Feder floß nicht ein einziges Wort. Ich hörte, sah und empfand Alles, was ich niederschreiben wollte, aber mir gebrach es an der bildenden, formenden Kraft, ich fand keinen Ausdruck für meine Empfindungen und Gedanken. Ich war ja kein Dichter und sollte keiner werden, ich war nur ein Märtyrer meiner Phantasie. Und dieses Martyrium hat mich bis hart an die Grenzen des Wahnsinnes, bis zu dem furchtbaren Entschlusse geführt, dieses verlorene, qualvolle Leben fortzuwerfen."

Tief bewegt ergriff ich die Hand meines unglücklichen Freundes, der mir aber keine Zeit ließ, meine Teilnahme auszusprechen.

Johannes erwiderte meinen Händedruck, that einen kräftigen Schluck und nahm seinen Bericht sofort wieder auf. „Also", erzählte er weiter, „ich war in der That dahin gekommen, daß ich mich mit dem Gedanken trug, in das bessere Jenseits auszuwandern. Mit meinen Träumereien hatte ich so viel Zeit vertrödelt, daß mir keine Zeit übrig geblieben war, an das Nächste und Notwendigste zu denken. Ein unsterblicher Dichter war aus mir nicht geworden, wohl aber ein armer Teufel, der nicht wußte, wovon er den nächsten Tag leben sollte. Ich war in bitterer Not und sann, eines Tages ziellos durch die Straßen dieser Stadt schlendernd, eben wieder darüber nach, wie ich am schmerzlosesten von dieser Welt Abschied nehmen könnte, als mich plötzlich Jemand bei meinem Namen rief. Ich blickte auf, und vor mir stand ein alter Freund meines verstorbenen Vaters. „Johannes", sprach er mich in seinem breiten Plattdeutsch an, „was geiht denn mit Dir vor, Du kiegst jo ganz schnaakig drein." Der gute Alte ließ mich nicht früher los, als bis er vollen Bescheid hatte, wie es um mich stand. Als ich mit meinem Bericht zu Ende war, klopfte er mir teilnahmsvoll auf die Schulter, tröstete mich, versprach mir Hilfe und verabschiedete sich mit der Zusage, daß er sich sofort auf den Weg machen werde, mir vorläufig eine Stelle im statistischen Bureau der Stadt zu verschaffen. Im statistischen Bureau! Ich mußte hellaut auflachen, aber dabei flossen mir die Thränen über die Wangen wie einem Schuljungen, dem man seinen Butterstollen genommen hat. Im statistischen Bureau sollte meine Laufbahn enden. Das war freilich ein tragi-komischer Abschluß meiner erträumten Dichter-Carrière. Aber was wollte ich denn? Ich suchte ja den Tod, und hielt er mir denn jetzt nicht seine Hand entgegen? Eingeschlagen! Eine bessere Gelegenheit, mich mit Ehren aus dem Wirrsal meines Lebens herauszuziehen, konnte ich ja gar nicht finden. Und dabei brauchte ich nicht einmal zu sterben, ich selbst durfte weiter vegetieren, aber meine Phantasie, die mich gemartert, gefoltert und gehetzt, der war der Tod beschieden. Im statistischen Bureau würde sie sicher der tödtenden Zahlenarbeit erliegen und ihr Grab finden. Gott sei Dank, sie hat es gefunden und ruht im Frieden!"

Johannes erhob sein Glas und mit mir anstoßend rief er fröhlich aus: „Nun kennst Du das Geheimniß meines Lebens, nun weißt Du warum meine Werke ungeschrieben geblieben sind, Du kennst mein Unheil und meine Heilung! Und wenn Du sehen willst, was mich ganz gesund gemacht hat, dann besuche mich morgen in meiner Behausung, begrüße meine kleine, runde Frau und meinen vierjährigen Jungen. Jawohl, meinen Jungen! Der tröstet mich für all mein Mißge-

schick, denn hier täusche ich mich nicht, der Schlingel besitzt, was seinem Vater fehlte, bildende Kraft und Formtalent. Und Phantasie hat er, mehr als er brauchen kann."

Natürlich folgte ich der freundlichen Einladung und fand ein trauliches, fröhliches Nest, zwar kein Dichterheim, wie ich hoffte, daß es meinem Freunde einst beschieden sein würde, aber ein kerngesundes, bürgerliches Familienglück. Der Mensch kann selbst als Statistiker zufrieden werden. Johannes Moorvogel, der Märtyrer seiner Phantasie, ist gewesen und seine ungeschriebenen Werke folgen ihm nach. — Es lebe Moorvogel der Statistiker!

Sonntag draußen.

Weiche, müde Sommerruh,
Kaum ein Windhauch will mich necken.
Blütenschwere Rosenhecken
Nicken mir verschlafen zu.

Sonntagskinder wandeln weiß
Durch den gold'nen Ährensegen,
In den jungen Seelen regen
Lieb und Glück die Schwingen leis'.

Und dazwischen wiegt Musik,
Fern vom Schießstand Schüsse krachen,
Alle Menschen singen, lachen —
Welt, wie strahlt Dein Sonntagsblick!

Friedrich Castelle.

Im Mai.

Die Vöglein sangen im Buchengrün,
Die Falter spielten so lustig — kühn
Im goldenen, sonnigen Maien.
Wir wandelten fröhlich Hand in Hand
Und pflückten die Blumen am Waldesrand
Wie glückliche Kinder, zu Zweien.

Da sprachst in traulicher Waldesruh'
Du liebend zu mir das erste Du.
O goldener, sonniger Maie!
Die Vöglein hörten's im Buchenhain;
Nun sollst Du immer mein eigen sein,
Du Liebe, Du Gute, Du Treue.

E. Dieckhöfer.

Vor dem neuen Lenz.

Kann ich es nicht mehr begrüßen,
Daß die ersten Blumen sprießen,
Wie in alter Zeit?
Seid ihr wirklich fortgegangen,
Tage mit den Rosenwangen
Und dem grünen Kleid? —

„Ja, wir sind dahingegangen,
Sind auf ewig Dir verrauscht.
Aber trockne Deine Wangen!
Hast ja — Andres eingetauscht
Für die Rosen: Reiche Fülle,
Die des Geist's Verlangen stille,
Weise Mäßigkeit
Wie im Hassen so im Lieben,
Und die Hoffnung ist geblieben —
Grün wie unser Kleid."

Friedrich Kroff.

Entdeckung.

Ich war ein Kind. Der Kampf war meine Lust,
Die schwere Rüstung und die Ritterschaar,
Die Helden, die dem Tod die eig'ne Brust,
Das heil'ge Grab zu retten, boten dar.
Beim Namen „Richard" ward das Herz mir warm,
Ich liebte den Erob'rer treu und stät,
Der heimwärts zog, nachdem sein Siegerarm
Ein ganzes Halsband Köpfe abgemäht.
Ich nahm die Farben einer Schönen an,
Zum Säbel ward der Stock in meiner Hand,
Und ich beschritt des Blumenkrieges Bahn,
Gar manche Knospe rollte in den Sand.
Dann schuf ich unterm freien Himmelszelt
Zu meinem Throne eine Bank aus Moos,
Aus Zweigen ward die Krone hergestellt,
Verächtlich war mir andrer Herrscher Los.
Glück und Entzücken blieb sich immer gleich.
Doch eines Tages kam ein junges Kind,
Ich bot mein Herz ihm an und Hof und Reich,
Selbst meine Schlösser, die im Monde sind. —
Die Kleine ruhte beim Kastanienbaum,
Ich freute mich an ihrer Schönheit Zier;
An ihrer Seite saß ich wie im Traum,
Und fremde Welten gab ihr Auge mir.
Warum sind Traum und Fröhlichkeit dahin,
Seit ich das liebe, blonde Mädchen sah?
Fragt nur Columbus, wie ihm war zu Sinn:
Der Nebel riß, und — eine Welt lag da.

Aus dem Französischen des **Guy de Maupassant** von **Walter Kaehler.**

Das Rendezvous.

Laß mich nicht warten an der Straßenecke!
Die fremden Leute kommen, kommen, geh'n
Mit Blicken, die mir durch die Seele späh'n.
Laß mich nicht warten an der Straßenecke!
Ich sehe in den Nebel, wie er graut,
Da werden alle bösen Zweifel laut,
Spottdrosseln in der Seele Liederhecke.
„Ich weiß, daß Du wie alle andern bist,
Ich weiß, jetzt eben hast Du wen geküßt,
Ich weiß —"

Da kommst Du winkend um die Ecke.
Und warm und glücklich hängst Du mir am Arm
Und ziehst mich plaudernd in den dunklen Schwarm.
„Für diesmal, weil ich keine Schuld entdecke
In Deinem Lachen — will ich Dir verzeih'n.
Doch laß mich fürder nicht zu lang allein —
Laß mich nicht warten an der Straßenecke!"

Paul Wertheimer.

Leichenzug.

Schwarzgraue Wolken, regenschwer und bleiern,
Hinjagen schnell auf ihren luft'gen Wegen,
Und aus den windzerfetzten, grauen Schleiern
Tropft unablässig schwerer, kalter Regen.

Dazwischen tollt der Sturm, die letzten Blätter
Zerrt er vom Baum, umbraust von dumpfen Chören;
Es ist, als wollte Gott in diesem Wetter
Voll Zornes plötzlich seine Welt zerstören.

Und durch das große Sterben und Vergehen
Schwankt hin ein Leichenzug die nasse, weite,
Verlass'ne Straße; träg die Gäule gehen,
Kahl grinst der Sarg, klein ist das Grabgeleite . . .

Karl August Hückinghaus.

Wünschen und Wähnen.

Land und Leute hätt' ich gern
Und ein lachend Angesicht —
Land und Leute hab ich nicht,
Und das Lachen ist mir fern.

Manchmal nur im Abendschein
Denk ich an ein liebes Kind —
Und da trägt der Sommerwind
Düfte mir ins Zimmer ein.

Und da hab' ich hohen Sinn —
Und dann glaub' ich selber nicht,
Daß ich nur ein armer Wicht
Und kein reicher König bin.

Land und Leute hab' ich dann,
Prunkpaläste, Gärten licht . . .
Und die Fürstin kommt und spricht:
„Seid gegrüßt, geliebter Mann!"

Christoph Flaskamp.

Ergebung.

Meine Hoffnungen, die armen Vögelein,
Flatterten kühn in die Wolken hinein,
Auf eilenden Schwingen zur Sonne hinauf,
Denn ach! wer hielte die Fliehenden auf?

Aber der rauhe Jäger, die Wirklichkeit,
Hatte gleich Bogen und Pfeile bereit;
Mit Hohnlachen schoß er sie alle herab,
Und weinend schmück' ich mit Blumen ihr Grab.

Chr. Rodeck.

Ein canadischer Bootsgesang.

Nur matt eint Abendglockenklang
Unserm Rudertakt sich und Fahrtgesang.
Schon hüllt die Dämmerung den Uferwald ein,
Drum laßt uns Sankt Anna ein Scheidelied weih'n.
Rudert, rudert, der Fluß wogt blank,
Die Stromschnellen nah'n und die Sonne sank.

Gern spannt' ich unser Segel auch,
Doch kräuselt die blaue Flut kein Hauch.
Nur, wenn der Wind weht ab vom Strand,
Süß ruh'n dann Ruder und müde Hand.
Weht, Lüftchen, weht, der Fluß wogt blank,
Die Stromschnellen nah'n und die Sonne sank.

Utawas' Flut! dies Mondgeflirr
Sieht bald uns durchzieh'n Dein Strudelgewirr.
Grüninsel-Heiliger! hör' uns geschwind,
Um Kühle wir flehen und günstigen Wind.
Weht, Lüftchen, weht, der Fluß wogt blank,
Die Stromschnellen nah'n und die Sonne sank.

Aus dem Englischen des **Thomas Moore** von **Max Kiesewetter.**

Braut des Lebens.

Ein Kind noch war ich, da zum ersten Mal
Mir Einer sagte: „Arme Braut des Lebens.“
Ich lachte drob und stürmte in die Weite
Und fühlte meine Flügel — meine Flügel.
Dann kam die Liebe und sie flogen hoch
Und fliegen, fliegen — doch wie Bleigewicht
Fing sich das Leid darin und zog sie nieder.
Doch unten war ein Sumpf, der Schlamm des Lebens.
Die Liebe sank darein, doch immer neu
Stieg ich empor — die ewige Lebensbraut,
Und sucht' in jeden Menschenauges Grund
Die Glut von meiner Glut. —

Da fand ich ihn,
Wir wurden Eins und flogen in den Himmel,
Bis ihm die Glut zersprengt den siechen Leib.
Am Boden lag ich, irr nach Lethe suchend . . .

Und wieder trieb mich auf die Lebensglut
Nach Flammen witternd, durch das Weltenall.
Oft glaubt' ich sie zu finden, meine Flammen,
Doch, was so herrlich in die Nacht gelodert,
Strohfeuer waren's, kleine Sinnenflämmchen,
Das ewige Feuer nicht, das mich durchglüht,
Mich Lebensbraut, mich nimmersatte Willis.

So sucht' ich denn — und Jahr um Jahr zerrinnt,
Die Schwingen wollen steigen, fordern Glut
Und Kraft und Mark, in gleichen Lebensbränden
Und schleppen lang in Kot und Staub und Jammer.

Da naht sich eines Tags ein dunkler Gast,
Verzehrend preßt er mich in starken Armen.
„Mein Bester komm, Isolde harrt auf Dich,
Du Glut von meiner Glut, Du starker Tod.
Mach' Deine Lebensbraut nun hungerstill,
In unser dunkel — dunkeln Hochzeitsnacht
Stärk' ihr die Schwingen für die Ewigkeit!“

Hermine von Preuschen.

Die Flüchtige.

Nachbars schwarzer Sausewind
Macht mir Kopfzerbrechen,
Niemals ist das schöne Kind
Mit Vernunft zu sprechen.

Dinge, die mir wichtig sind,
Läßt es nicht erklären
Oder knixt und flieht geschwind,
Um mich nicht zu stören.

Aber gestern, meiner Treu',
Kam sie just geflogen,
Habe ich sie eins — zwei — drei
In den Arm gezogen.

Und ihr einen Vers zuletzt
Auf den Mund geschrieben,
Klang der Reim, — und ganz entsetzt
Ist sie steh'n geblieben . . .

Karl Nowak.

Johannestag.

Weiche, warme Sommerluft
Und das Herz so enge,
Süßer, voller Rosenduft
Blumen rings in Menge.
Auf den Blättern Sonnengold
Himmelsbläue drüber,
Weiches Lüftchen flüstert hold
Über's Gras herüber.

Füllt Dich armes Menschenherz
Wünschen und Verlangen?
Jedes Blatt jauchzt himmelwärts,
Selig im Empfangen.
Willst der Schöpfung Krone sein,
Dich das Höchste wähnen
Und dabei kennst Du allein
Ungestilltes Sehnen.

Dora Hornau.

Abend im Vorfrühling.

Nun senkt die Sonne müd' die Strahlenflügel
Und breitet Purpurschleier auf die Welt.
Goldwolken gleiten über grüne Hügel,
Auf die gigantenhaft ihr Schatten fällt —

Bald ist der Tag in blaue Nacht versunken.
Von fern klingt leis ein Abendläuten her.
Des Himmels Wölbung strahlt von gold'nen Funken
So wunderseltsam, feierlich und hehr.

Rotkehlchen flüstert noch im nahen Garten
Sein Nachtgebet — Dann wird es ringsum still —
Es ruft die Welt, um Träume zu erwarten,
Darinnen König Lenz sich zeigen will — — —

Heinrich Becker.

Die Schwalbe.

Als ich heut früh das Feld durchfuhr,
Am Birkenwald vorbei,
Sah hoch vom Telegraphendraht
Ein Schwälblein auf die grüne Saat
Und in den gold'nen Mai.

„Ach Schwälblein, liebes Schwälblein mein,
Was guckt es denn so sehr?
Knapp angethan auf's beste,
Mit Frack und weißer Weste,
Als ob's ein Hofrat wär'.

Herunter von dem luftigen Sitz!
Herab aus Deiner Ruh'!
Mein Gaul ist flink wie Gemsen.
Flieg mit! fang' ihm die Bremsen!
Fang' zu und immer zu!"

Da wandte sie das Köpflein links
Und hob die linke Schwinge
Und krahte unterm Flügel sich
Mit ihrem Schnäblein säuberlich,
Als ob sie dort was finge.

Und sprach: „Verschroben ist Dein Witz.
Meinst Du, ich will bequemen
Mich nach der Menschen Art und Sinn
Und fliegen her und fliegen hin,
Um Dienst und Zwang zu nehmen?

Fahr' Du nur fort von Ort zu Ort,
Daß Ehr' und Lohn Dir's bringe
Vom Vacker Staat. Mich freut die Saat,
Ich sitze frei auf meinem Draht
Und singe, singe, singe."

Otto Michaeli.

Das Leuchten.

Einsam lag ich, krank und still.
Meister Gram war auf Besuch.
Letzter blasser Tagesschein
Fiel erlöschend auf mein Buch.

Jetzt . . . . . noch sah ich kaum die Lettern.
Jetzt . . . . . auch kaum noch das Papier.
Immer dunkler ward's um mich,
Immer dunkler auch in mir!

Dieses immer tief're Dunkeln
Fürchtest Du, o Seele, sehr!
Ahnend jene letzte Fahrt
Nach dem uferlosen Meer!

Plötzlich — welch ein seltsam Leuchten
Flog mir über Buch und Hand?
O welch' Wunder sah ich da,
Als ich jäh mein Haupt gewandt!

Eine Wolke glitt vorbei,
Wie ein segelstolzes Boot —
Hoch und einsam, kühn und frei,
Glühend, abendrotdurchloht.

Wie sie flog, die Lichte, Hohe,
Hat sie mir den Gruß gesandt.
Einen Abglanz ihrer Lohe,
Leuchtend über Buch und Hand.

In mein Dunkeln bracht' ihr Leuchten
Diesen letzten Gruß mir dar.
Dieses Leuchten vor dem Dunkeln,
Wie beseligend das war!

Käme doch auch meiner Seele
Solch ein Leuchten, hell und hehr,
Eh' sie fährt die letzte Fahrt
Nach dem uferlosen Meer! — — —

Franz Carl Ginzkey.

Waldesdämmern.

Hier laß uns ruhen, wo im stillen Thal
Der rote Klee den Purpurteppich breitet,
Wo von der Abendsonne warmem Strahl
Ein letztes Leuchten um die Hänge gleitet.

Rings ward es still. Und in der Ferne schwindet
Der Ton, der von den lauten Menschen spricht.
Nun achte wohl: des Waldes Göttin windet
Den letzten Schleier sich vom Angesicht.

Denn wie ein reines Weib sich einem giebt,
Um ihm der Schöpfung Meisterwerk zu zeigen,
So thut der Wald dem Treuen, der ihn liebt,
Sich ganz nur kund in Einsamkeit und Schweigen!

Schon will der Vögel munt'rer Sang verklingen,
Aus dunklem Laube lugt das Reh hervor.
Und aus dem wegesmüden Herzen ringen
Sich leise Wünsche zum Gebet empor.

Julius Koch.

Sprüche.

Nichts andres kann der Tag Dir bringen,
Als was Du selber ihm gebracht.
Mag sie Dir glücken oder mißlingen,
Dein ist die That, die Du vollbracht.

Das Leben ist ein hartes Muß
Und gleicht oft einer tauben Nuß,
Die kostete den besten Zahn
Und war nichts d'rin und war nichts d'ran.

Hans M. Grüninger

Erwartung.

Es schweigt der Wald . . . . .
Mit stummen Zweigen
Lauschen die Tannen,
Im Haselbusch rührt sich kein Blatt.
Das Eichhorn sitzt reglos
Mit erschrockenen Augen,
Verstummt sind die Kehlen
Der zwitschernden Waldvöglein all.
Nur hie und da ein
Banger, zagender Laut,
Wie wenn die Dämmerung kommt
Mit grauen Flügeln.
Kein Käfer summt, keine Mücke schwirrt,
Es ruht der Wald
In horchendem Schweigen,
In schweigendem Harren.

So ruh' auch ich.
Bewegungslos,
Mit stockendem Herzschlag,
Ich athme kaum.
In mir lauscht jede Fiber,
Jeder zuckende Nerv.
In ertötendem Warten
Entflieht meine Seele
Und irrt körperlos,
Suchend in Sehnsucht
Durch den sterbenden Wald.

— — — — — — — — — — — —

Da plötzlich
Durch die Stille
Ertönt ein Schritt.
Ein Schrei . . . . .
Zwei Arme umfangen mich
Und hochauf rauscht der Wald
In jubelndem Entzücken.

Jenny von Reuß.

Flamme.

Wohin lenkst Du, wilde Flamme,
Die Du meine Seele füllest,
Ruhlos, rastlos in dem Rätsel
Namenloser, trüber Tage?
Wohin treibt Dein Glutenodem
Meine kaum erstand'nen Wünsche
Und beflügelt mein Verlangen,
Leid und Leidenschaften weckend? . . .
Sprengt ein Lavastrom mein Fühlen,
Peitscht ein Samum all' mein Blut auf?
Nimmer winkt ein froh Verharren!
Und es weichen die gestörten
Gaukelbilder meiner Sehnsucht
Und die Zuflucht mahnt vergebens! . . .
Schicksalsflamme, hart und dröhnend
Hallt der Sturmschlag Deiner Schwingen;
Du versengtest ja das letzte
Blütenstäubchen meiner Seele! . . .

Leo Grünstein.

Mondzauber.

An des Himmels blaudunkelnder Muschel
Ruht der Mond, eine schimmernde Perle.
Tausend schimmernde Strahlenbrücken
Baut er nieder nach meinem Herzen.
Und auf ihnen wallen hernieder
Tausend verklärte, selige Geister,
Die mein Herz mit bebend empfundenen
Himmlischen Schauern der Ewigkeit füllen.

Alexander Pache.

Morgendämmern.

(Geschrieben 1850)

Zum erstenmal nicht kräht der Hahn,
Jetzt ruft er wie Prophetenstimmen,
Schon losch der Mond, schon steigt heran
Vom Bosporus ein rötlich Glimmen.

Noch harrt die Welt in stiller Wacht,
Noch hört man nicht die Glocken schlagen;
Doch wird es bald nach langer Nacht
Für alle Zeiten strahlend tagen.

Mein Rußland, auf! Laß vor dem Glanz
Des Heilands seine Feinde bleichen.
Schlag an die Glocken von Byzanz,
Dich segnend mit des Kreuzes Zeichen.

Klang der Verheißung, töne Du!
Es lauscht und harrt der ganze Osten.
Nicht länger soll in feiger Ruh'
Das Russenschwert, das blanke, rosten.

Wer trotzet, Riese, Deinem Schlag?
Und willst Du nur, wer darf uns rauben
Den uns verheiß'nen Schicksalstag
Mit einem Zaren, einem Glauben!

Aus dem Russischen des **Tjutschew** von **Hans Gerschmann.**

Nocturne.

Der Trank war süß, den Deine Hand mir bot,
Berauschend süß — in meinem Herzen loht
Geheime Feuersglut und frißt und frißt,
Bis daß mein Herz in Staub zerfallen ist.

Als Du die Schale lächelnd mir gereicht,
Da war mein Herz so stark, so frei, so leicht —
Nun ich den Atem Deiner Lippen trank,
Ward meine Seele schwach und zag und krank.

Das süße Gift, das mich so elend macht,
In meinen Adern kreist es Tag und Nacht,
Und Du, die mir's gereicht, Du hast gewußt,
Daß ich so feig und elend werden mußt'.

Du hast's gewußt — und ließt es doch gescheh'n —
Mit kühlem Lächeln hast Du zugeseh'n,
Wie tief die Sehnsucht mir am Leben zehrt
Und wie die Schuld nicht stirbt, die Dich begehrt —

Und wie ich täglich, stündlich reuevoll
Gelobe, daß mein Herz entsagen soll,
Und wie ich dennoch, müd' und todeskrank,
Aufs Neu' Dich anfleh' um den gift'gen Trank.

Georg Edward.

Meine Saat.

Mein Schweigen hat köstliche Schätze gereift
Nun weiß ich: Mein Herz ist voll Segen und Saaten,
Die nie noch ein Wort ans Leben verraten
Und nie ein verlangender Blick gestreift.

Den Keim hat ein dunk'ler Schmerz mir geschenkt,
Von dem nur die schweigenden Nächte wissen
Und die schimmernde Saat, die aus Finsternissen
Sich garbenflutend zum Leben gedrängt.

In den stillen Stunden spür' ich, wie weich
Die goldenen Halme sich heben und senken,
Durchschreit' ich des Abends in frohem Gedenken
Mein heimliches, seliges Königreich.

Und ich fühle den Segen wie spendendes Licht,
In dem meine Kräfte sich mehren und schwellen
Und machtvoll sich einen wie Rauschen von Quellen,
Das die träumende Ruhe der Wälder durchbricht.

Und ich horche tiefselig, dem Alltag entwandt,
Der Kräfte und Feste wildseligem Reigen,
Der in mir erklungen.. Doch mein fürchtendes Schweigen
Behütet mein Reich als schirmende Wand.

Stefan Zweig.

Virgatum gehen*)

Schaut, wie's der kleinen Bande gefällt
Unter den Büschen und Weiden,
Als wäre ein Festtag die ganze Welt.
Schaut, wie das tollt und lacht und sich bückt:
Der Herr Lehrer hat sie herausgeschickt,
Sie dürfen sich Ruten schneiden.

Unser aller Lehrer, das Leben, bringt
Uns manche berauschenden Freuden.
Und wir kosten sie, von Begierde beschwingt,
Und merken nicht in der taumelnden Lust,
Daß wir für die Zukunft, uns unbewußt,
Die bittersten Ruten schneiden!

Eugen Lirsch.

Sprüche.

Fuchs und Gans,
Grel' und Hans,
Hund und Wurst,
Faß und Durst,
Apfel und Aff'
Köchin und Pfaff',
Mägd' und Herren
Soll man nicht zusammensperren.

Freudlos und leidlos, gedankenlos sein,
Still animalisch: Stammtischverein!

Nimm die Dinge, wie sie sind,
Und Du bist — gemein.
Klug nicht, aber edel, Kind,
Nimm sie, wie sie sollten sein.

Wenn der Abt die Karten mischt,
Würfeln die Kapuzen.
Werden sie dabei erwischt,
Werden sie ihm trutzen.

Th. Vulpinus.

*) Virgatum geben, altes Sommerfest der Volksschulen, bei welchem die ganze Kinderschar nach dem Wald geführt wurde, um sich mit Spielen zu vergnügen und die Ruten (virga) zu schneiden, welche zur Aufrechterhaltung der Zucht nötig waren.

Sonnenuntergang.

Noch schwebt um Deine schmalen Wangen
Der Abendröte letzter Schimmer.
Das Auge glänzt in stillverklärtem Glück,
Und Deine schlanken, weißen Hände ruh'n im Schoße.
Du träumst! — — — Hin über ferne Baumeswipfel
Zieh'n wehmutübergossen Deine Blicke.
Ein letzter Sonnenfunkenschwarm
Huscht spielend über Deinen blonden Scheitel.
Den herben, nie entweihten Mund — — —
Dort hinten geht die wilde Sehnsucht schlafen.
Die Baumeswipfel rauschen leise,
Und Vogelstimmen tönen schwach herüber — — —
In Deiner Seele wogt kein heißer Kampf.
Nur Abendfrieden ist in Deinem Herzen,
Das ahnungslos die zartverhüllten Knospen
Der Liebessonne Kuß erschlossen.
Du breitest Deine Arme unbewußt
Der neuen Morgenröte schon entgegen;
Um Deine Lippen schwebt ein still Gebet,
Auf Deinem Haupte liegt's wie reicher Segen!

Edgar Reimerdes.

Venezianische Nachtfahrt.

Langsam zieht ein schwarzer Kahn
Durch die stille Wasserbahn — —
Unter des Löwen schirmender Wacht
Hebt San Marcos heilige Pracht
All' der Kuppeln und Türme Bau
Hoch ins lichtgesättigte Blau.
Neben ihr ragt, in Marmor gefaßt,
Säulengetragen, der Dogenpalast!
Über das Fenster im gotischen Bogen
Kommt ein Mondesstreif gezogen . . .
Sacht zum andern Bord hinüber
Gleitet die Gondel; hell, als ruhte
Linder Glorienschein darüber,
Leuchtet die Kirche Maria Salute!
Und nun blüht der Paläste Kranz!
Flimmernd in weißem, in farbigem Glanz,
Träumen sie still von altem Glücke . . .
Marmorn spannt Rialtos Brücke
Über die Breite den kühnen Bogen!
Leis' an die Ufer schlagen die Wogen . . .
Weiter und weiter! Und immer noch reiht
Ein Palast sich neben den andern,
Zeugen verwehter, großer Zeit — —
Wirst Du nicht müde, mein Blick, zu wandern,
Immer zu steigen, Dich zu neigen:
Tagerhellt im silbernen Strahl
Schau' ich Säulen und Portal,
Kranzgesims und Giebel schimmern — —
Aber nur selten in den Zimmern
Funkelt ein Licht auf; Nacht und Schweigen . . .

Die Augen schließ ich: Vom Balkon
Erklingt der Mandoline Ton.
Der Asti schäumt; bei frohem Gelage
Schwärmen sie bis zum lichten Tage.
Da strömt und flutet die Rede dahin,
Nun sonniger Scherz, nun tiefer Sinn!
Da schmücken das Fest erles'ne Geister,
Der Künstler Heerbann! Allen voran
Der Farbe unerreichte Meister:
Paul Veronese, Tizian . . .
Und um sich schart im Feenpalast
Catarina Cornaro, der Heimat Gast,
Die Königin Cyperns, Söhne und Töchter
Der meeregebietenden Herrengeschlechter.
Der Scharlach rauscht, es knistert die Seide;
Im Goldhaar glitzert das Edelgeschmeide;
Diamant, Smaragd, Saphir, Opal
Durchfunkeln mit leuchtendem Feuer den Saal . . .

Von der großen Straße schwenkt
Lautlos ab mein Kahn und lenkt
In die engen Wassergassen,
Weltverborgen, still, verlassen.
Bläulich fällt des Mondes Feuer
Auf verwittertes Gemäuer,
Rankt sich d'rum das Epheublatt;
Der Laterne Schein fließt matt . . .
Aus dem Zwielicht, altersgrau,
Hebt sich ab ein morscher Bau,
Blickt wie fragend zu mir her —
Kenne Dich: Palast Falièr . . .
O, Falièr, unsel'ger Mann,
Erster in dem Kreis des Rates,
Haupt des freien Adriastaates —
Hast Du nicht genug daran?
Blendet Dich der gold'ne Reifen?
Nach der Krone willst Du greifen?!
Hüt' Dich! Leicht um Dich gescheh'n
Ist es: rastlos wachen die Zehn,
Ziehn Dich vor ihr Blutgericht —
Und Erbarmen kennen sie nicht.
Flüchte Dich! Rasch! — Es ist zu spät.
Dumpfe Glocken . . . letztes Gebet . . .

Immer weiter zieht mein Kahn
Auf der schmalen Wasserbahn;
Schatten huschen die Mauer entlang —
Und da schau' ich hoch ihn schweben,
Den geschlossnen, dunklen Gang,
Der so manchen für sein Leben
Abgetrennt von allem Glücke:
Schaue ich die Seufzerbrücke.

Totenstill ward's allgemach.
Kaum, daß noch eine Seele wach.
Ab und zu verwirrte Stimmen,
Einzelne Lichter . . . auch sie verglimmen . . .

Eduard Fehre.

Heinrich Heine und Gabriel Rießer.

Mit einem Briefe Heines.

Von Karl Emil Franzos.

Man muß viel wissen, um zu erkennen, wie wenig man weiß. Das ist der Stand der Heine-Forschung von heute. Noch vor einem Menschenalter galten Leben und Charakter Heines durch Strodtmanns große Biographie für immer klargestellt. Heute wissen wir von dem Dichter unendlich viel mehr, und doch liegt noch so Vieles im Unklaren, daß Niemand eine neue Biographie wagen könnte; sie wäre nach wenigen Jahren überholt. Kein Jahr, kein Monat, der nicht Neues über Heine bringt, und fast immer Merkwürdiges, ja Verblüffendes. Der Grund liegt einzig in seiner Persönlichkeit; „aus Staub und aus Sternen“ sind wir Menschen geformt, bei ihm erscheint Alles ins Extrem gesteigert; die Höhen wie die Tiefen seiner Individualität sind kaum zu ermessen.

Auch dem Fund, den ich hier veröffentliche, haftet etwas Sensationelles an. Es ist ein längerer, bisher ungedruckter Brief Heines, einer der merkwürdigsten, die wir von diesem unvergleichlichen Briefschreiber kennen; auch in der Form echtester Heine. Wichtiger aber als die Form ist der Inhalt: er enthüllt eine seltsame Episode aus Heines bedrängtester Lebenszeit.

Das war der Sommer 1841. Heines Geldnot, die Anfeindung, die er als Dichter wie als Mensch zu erdulden hatte, waren aufs höchste gestiegen. Durch eigene oder fremde Schuld?! — wer so fragen und dann ernstlich die Antwort suchen wollte, wäre ein kurioser Psycholog. Heine gab mehr aus, als er einnahm; er war ein schlechter Wirt — und durch seine Eigenschaft als Dichter ist dies nicht erklärt; Goethe und Schiller, Grillparzer und Uhland waren gute Wirte. Aber man denke an die Einflüsse seiner Jugend, sein Naturell, seine Verhältnisse. Von den verarmten, anspruchsvollen Eltern lernt er früh, wozu reiche Verwandte gut sind; nervös veranlagt, von Kopfweh geplagt, eine sinnliche Natur, ist er gleichwohl kein gewissenloser Genießer, wie man ihm nachsagt, aber auch kein Tugendbold, als Dichter sehr fleißig — einer der emsigsten Feiler und Raspler unter den deutschen Lyrikern, — aber kein rüstiger Verdiener; zudem sind seine Honorare immer bescheidene, sein Freund Campe haut ihn übers Ohr, wo er kann; in Zeiten des Sturmes sinken seine Einnahmen auf ein Minimum, und der Hamburger Goldonkel ist launisch, im tiefsten Kern ein recht sparsamer Mann. Alles erkennen heißt nicht Alles verzeihen, aber es ermöglicht ein gerechtes Urteil, und dessen wollen wir auch eingedenk sein, wenn wir den Ausgangspunkt des Sturmes betrachten, der damals gegen ihn losgebrochen war: sein Buch über Börne.

Gewiß ein seltsames Denkmal für einen Todten, aber wir werden heute anders darüber urteilen als die Zeitgenossen. Heine hat den Schriftsteller Börne nicht unterschätzt; Niemand wird heute Börne so hoch stellen, wie damals er; aber über den Menschen schlug er eine Tonart an, die ein vornehmer Schriftsteller nie von Lebenden gebraucht; bei Todten ist's vollends unwürdig. Nur hatte auch dies seine Gründe. Litterarisch und menschlich waren Börne und Heine geborene Gegner; der „dünne Nazarener“ und der „fette Hellene“ mußten sich abstoßen; aber daß sie Todfeinde wurden, war nicht Heines, sondern Börnes Schuld. Heines Buch über Börne ist unwürdig, aber die 1840 als Antwort erschienene Schrift: „Ludwig Börnes Urteil über H. Heine. Ungedruckte Stellen aus den Pariser Briefen“ eine der größten Gehässigkeiten, die je mit Hilfe von Preßbengel und Druckerschwärze in die Welt gesetzt worden sind; Börne hat sie nicht herausgegeben, aber geschrieben. Ärger haben sich Neid, Klatschsucht und bis zur Sinnlosigkeit gesteigerter Haß kaum je geäußert als in diesen, zunächst nicht für die Öffentlichkeit bestimmten, aber „für den Notfall“ nach Börnes eigenem Wunsch aufbewahrten Äußerungen. Und sie fielen zu einer Zeit, wo Heine noch in intimen Briefen zwar über Börne spöttelte, aber nie Schlechtes sagte! Und welche Flut von Verleumdungen, Ränken, Angriffen schlimmster Art haben Börne und Madame Wohl-Strauß, die Adressatin der „Pariser Briefe“, über Heine ergossen! Wer die zeitgenössischen Quellen kennt, muß sagen: Heines Buch war nur eine Revanche und nicht unfeiner als die Angriffe. Unklug freilich war's, sehr unklug, und unwürdig zugleich. Denn Börne war ja nun tot, und ein verehrter Todter.

Das Unklügste, das Tadelnswerteste waren Heines Angriffe auf die angeblich geschlechtliche Beziehung

Börnes zu seiner Freundin, die nun die Gattin eines jungen Kaufmanns, Salomon Strauß, war. Zwar von dem Vorwurf, diesen Charakter der Beziehung erfunden und wider besseres Wissen verbreitet zu haben, ist Heine freizusprechen. Die Einsichtnahme in zeitgenössische Briefe hat mich überzeugt, daß damals in Paris wie in Frankfurt am Main einige Leute dieselbe Auffassung hatten wie Heine. Eben der Umstand, daß Herr Strauß so viel jünger war als seine Gattin, noch mehr aber die Eitelkeit dieses ebenso unbedeutenden wie unsympatischen Mannes weckten diese Gerüchte; wurde er doch nicht müde, zu erzählen, mit welchen Zärtlichkeitsdiminutiven sich seine Frau und Börne nannten. Gleichwohl verletzte Heine nicht bloß die Freunde Börnes, sondern frevelte auch an seiner eigenen Achtungswürdigkeit, als er, wenn auch nur „in einer menschlichen Stunde und nicht ohne Provokation“, wie er selbst sagt, diese Ausfälle nachträglich dem Manuscript einfügte. Es geschah im festen Glauben an ihre Wahrheit, zur Vergeltung maßloser Gehässigkeiten, die ihm das Ehepaar angetan hatte, aber es wäre, selbst die Richtigkeit der Behauptung vorausgesetzt, ein arges Kampfmittel gewesen. Und nun war zudem die Beziehung keine sinnliche!

Auch ohne diese Stellen wäre Heine um dieses Buches willen von Börnes Anhängern schlimm beurteilt worden; nun verletzten diese Ausfälle auch das Anstandsgefühl seiner Freunde. Sie schwiegen und ließen den Sturm über ihn ergehen. Und welchen Sturm! Von Neid verzehrt, gehässig wie immer, gab Gutzkow, der selbst ein Leben Börnes geschrieben hatte, das Signal zum Kampf, und die ganze liberale Presse Deutschlands folgte. Am eifrigsten schürte natürlich der inzwischen wieder nach Frankfurt am Main übersiedelte Herr Salomon Strauß; da alle Welt von ihm erwartete, daß er nach Paris reisen und Heine fordern werde, und er hierzu nicht die geringste Neigung hatte, so opferte er, ein wohlhabender Mann, sehr beträchtliche Summen, um in der Presse die Ansicht zu verbreiten, Heine sei ein Mensch, mit dem man sich überhaupt nicht schlagen könne. Er fand Leute genug, die dies drucken ließen, viele mit, einige ohne Bezahlung, aber wenige, die es glaubten. Zudem weckte gerade das Übermaß des Schimpfs den Widerspruch, und die damals geachtetste Zeitung Deutschlands, die „Augsburger Allgemeine Zeitung“, plaidierte für Heine. Das war schlimm für Herrn Strauß; selbst seine besten Freunde schüttelten den Kopf, wenn er ihnen sagte: „Ich bin ein tüchtiger Kaufmann, ein wertvoller Mensch; Heine ist ein Lump und ein schlechter Dichter — wie kann ich ihn fordern, er könnte ja auch mich erschießen!“ (So ein zeitgenössischer Privatbrief aus Frankfurt am Main, den ich eingesehen habe; verbürgen kann ich mich für die Äußerung nicht, aber sie stimmt zu Strauß' Haltung in der Sache.) In dieser Verlegenheit gewann er ein Frankfurter Blatt, die „Didaskalia“, welches seine Lüge drucken ließ, er habe Heine bereits vor Jahren geohrfeigt. Das war bald als Lüge nachgewiesen, und Herr Strauß war wieder schlimm daran. Nun suchte er sich dadurch zu retten, daß er meinte, er habe Heine feig, schamlos, frech genannt — da möge denn Heine nach Frankfurt am Main kommen und ihn fordern. Aber Heine konnte ja nicht nach Deutschland kommen, ohne sich den ernstesten Behelligungen der Polizei auszusetzen, und zudem wurde Strauß darauf verwiesen, was in Heines Buche über ihn stehe. Und so mußte er sich, elf Monate nach dem Erscheinen von Heines Buche, nun doch zur Reise nach Paris entschließen.

Anfangs Juni 1841 traf er dort ein. Aber einfach an Heine seine Zeugen zu schicken, war er auch nun nicht gewillt. Mußte er sich schlagen, so wollte er doch zum Mindesten nicht der Forderer, sondern der Geforderte sein; dann hatte er doch die Wahl der Waffen. Um dies zu erzielen, lauerte er am 14. Juni 1841 Heine in der Rue Richelieu auf, in der Absicht, ihn zu insultieren. Im letzten Augenblick entfiel ihm der Mut; er stotterte nur einige Worte: „Man habe mit Heine zu sprechen“, worauf dieser ihm die Adresse seiner Wohnung gab und beifügte: er sei eben im Begriffe, nach den Pyrenäen zu reisen; da Herr Strauß nahezu ein Jahr gewartet habe, so werde er sich wohl auch noch einige Wochen gedulden können. In der That reiste er zwei Tage später nach Cauterets ab.

Das war natürlich Wasser auf Herrn Strauß' Mühle. Offenbar um sich Mut zu machen, hatte er bereits am 12. Juni nach Deutschland geschrieben, daß er Heine am selben Tage öffentlich insultiert habe. Dabei blieb er nun, gewann auch drei Ehrenmänner, die bezeugten, die Insulte zwar nicht am 12., aber am 14. Juni mit eigenen Augen gesehen zu haben. Diese Erklärung wurde an deutsche Zeitungen versendet, und Herr Strauß rüstete zur Heimkehr. Es schien Alles aufs beste geglückt.

Da erschien Heine wieder auf der Bildfläche. Schon in einer Erklärung aus Cauterets vom 7. Juli 1841 versicherte er, an der Geschichte sei „nicht ein wahres Wort“ . . . „Meine Person“, fährt er fort, „ist nicht im entferntesten von irgend Jemand auf den Straßen von Paris insultiert worden, und der Held, der gehörnte Siegfried, der sich rühmt, mich auf öffentlicher Straße niedergerannt zu haben, ist . . . ein Ritter von der traurigsten Gestalt, der im Dienste eines listigen Weibes bereits vor einem Jahre mit derselben Schamlosigkeit dieselben Prahlereien gegen mich vorbrachte.“ Diese Erklärung brachte auch der Hamburger „Correspondent“ vom 17. Juli 1841.

Begreiflicherweise waren die Hamburger Anhänger Börnes hievon nicht erbaut; den heftigsten Unwillen aber empfand ein tüchtiger und edler Mann, Gabriel Rießer. Es ist hier nicht des Ortes, den tapferen Vorkämpfer für bürgerliche und religiöse Freiheit, den

berühmten Redner der Paulskirche eingehend zu charakterisieren. Hier nur so viel: er war ein warmer Bewunderer Börnes, ein persönlicher Freund der Frau Strauß-Wohl, von ihrer sittlichen Integrität überzeugt, und hatte sich, eine pathetische Natur, immer durch Heines Art abgestoßen gefühlt. Hierzu kam, daß er von Herrn Strauß' Wahrheitsliebe überzeugt war. Und so griff der sonst so besonnene Mann flugs zur Feder und schrieb noch am selben Tage eine fulminante Erklärung gegen Heine für dasselbe Blatt. Es machte ihn auch in seinem Eifer nicht irre, daß die Redaktion des „Correspondenten" ihm, einem der geachtetsten Männer Hamburgs, die Aufnahme der Erklärung in den redaktionellen Teil verweigerte, so daß er sie nur als Inserat in der Nummer des Blattes vom 23. Juli 1841 erscheinen lassen konnte.

Diese Erklärung Gabriel Rießers, wohl das unüberlegteste Schriftstück aus der Feder des so besonnenen Mannes, ist bereits von Strodtmann (Heines Werke, Band XX, S. 311 ff.) mitgeteilt worden; sie wäre auch sonst der vollständigen Wiedergabe nicht wert. Hier nur so viel, daß Rießer jene Erklärung Heines, namentlich die Bezeichnung des Herrn Strauß als „gehörnter Siegfried" und der Frau Strauß als „listigen Weibes" als „neue Schändlichkeit" Heines bezeichnete. Ob Heine die Ohrfeigen bekommen habe, wisse er (Rießer) nicht, er bezweifle es nicht, weil Strauß „von unzweifelhafter Wahrhaftigkeit" sei; verdient aber habe sie Heine jedenfalls. Auch habe er, Rießer, einen Zeugen, daß Heine schon früher von Strauß „mit den härtesten Worten gezüchtigt" worden sei. Unmittelbar nach dem Erscheinen dieser Erklärung reiste Rießer nach England ab.

Inzwischen nahmen die Dinge in Paris eine für Herrn Strauß peinliche Wendung. Von seinen drei „Augenzeugen" mußte einer nach dem anderen, von Heines Freunden inquiriert, zugeben, er sei nicht dabei gewesen und habe nur auf Strauß' Bitten das Gegenteil erklärt. Zu allem Überfluß stellte sich nun auch heraus, daß Herr Strauß den ganzen Vorfall der „Mainzer Zeitung" bereits zwei Tage, bevor er sich nach seiner Versicherung abgespielt, mit allen Details geschildert hatte. Am härtesten aber traf es ihn, daß Heine schon am 7. August wieder in Paris eintraf und ihm ungesäumt durch seine Freunde Theophile Gautier und Alphonse Royer die Aufforderung zugehen ließ, entweder seine Lüge zu gestehen oder Satisfaktion zu leisten. Nach zwei Tagen nannte Strauß seine Zeugen: den Chemiker Raspail und den deutschen Litteraten Kollof. Nun war aber Kollof einer der drei „Augenzeugen", die eben ihren „Irrtum" hatten eingestehen müssen, und so lehnte ihn Heine ab. Aber Strauß erklärte: dann werde aus dem Duell nichts werden, ohne Kollof schlage er sich nicht, und ließ sich durch keine Gegenvorstellung, keinen Hohn der Pariser Presse davon abbringen.

Wie Rießer bei der Lektüre der französischen Blätter in London zu Mute war, läßt sich denken, er war ein Ehrenmann. Und es entsprach ganz seiner sonst im Leben bethätigten Gesinnung, daß er sich sagte: „Will der Gatte nicht für Frau Wohl und Börnes Andenken eintreten, so thue ich es." Zudem zweifelte er mindestens an jenem Zeugen nicht, der ihm versichert hatte, daß Heine schon früher von Herrn Strauß „mit den härtesten Worten" gezüchtigt worden sei. Und so schickte er durch seinen Freund J. Venedey in Havre, der damals auch noch mit Heine in guten Beziehungen stand, an Heine sein Inserat aus dem „Hamb. Correspondenten" und ließ Heine mitteilen, er sei bereit, nach Paris zu kommen und sich mit ihm zu schlagen.

Hier nun Heines überaus charakteristische Antwort:

Herrn J. Venedey in Havre.

Paris, den 19. August 1841.

Lieber Venedey!

Ihren Brief vom 17ten habe ich erhalten, und indem ich Ihnen zuvor für die freundschaftlichen Gesinnungen, die Sie darin ausgesprochen, mit heiterem Herzen danke, beeile ich mich, über die Rieser'sche Proposizion so bestimmt als möglich zu antworten.

Ich habe nie, weder mündlich noch in Schriften, über Herrn Rieser ein Wort gesagt. Er ist mir fast gänzlich unbekannt. So viel weiß ich, er hat einmal in einer Broschüre für mich geschrieben. Später hat er eine ganze Broschüre gegen mich geschrieben. Ich habe nie Notiz davon genommen. Und jetzt, sich in eine Sache einmischend, die ihn gar nichts angeht und worin weder sein Name genannt, noch seine große literärische Autorität in Anspruch genommen wird, läßt er in mehre deutsche Blätter einen provozirenden Artikel gegen mich insеriren, worauf er, wie er Ihnen schreibt, eine Herausforderung erwarte, die er annehme: er wolle nach Paris reisen, um sich mit mir zu schlagen; da er in England sey, könne er Anfang September hier eintreffen, späterhin würde (er) von Hamburg aus eine Reise hieher länger dauern. — Und Sie behaupten noch, hier sei keine Eitelkeit im Spiele?

Ich bin zufälliger Weise ein berühmter Mann; wer mir nahetritt in öffentlicher Debatte, erregt die Aufmerksamkeit des Publikums, und mancher hat sich schon an mir einen Namen erschrieben. — Ist es *meine* Schuld, das dieses dem Herrn Rieser, wegen seines langweiligen Styles, noch nicht gelungen ist? Glaubt er seine Zwecke sicherer zu erreichen, wenn er, statt zur Feder, jetzt zur Pistole greift? Es ist aber möglich, daß er eben so schlecht schösse, wie er schreibt! —

Indessen, „dem Manne kann geholfen werden", sagt Carl Moor. Ich weise seine Proposizion nicht von der Hand, und Sie können ihm sagen: daß, wenn mein Ehrenhandel mit Herrn Strauß keinen günstigen Ausgang für mich hat, es mir sogar

nützlich dünkt, eine Satisfakzion von ihm, dem Herrn Rieser, anzunehmen. Erst nächsten Dienstag kann ich Ihnen über jene Sache ein bestimmtes Resultat melden. Herr Rieser ist Jurist, und er wird mich verstehen, wenn ich sage: pars sequitur suum principale, das heißt, wenn man mit dem Commeten selbst fertig ist, braucht man sich nicht mit dessen Schwanz zu schlagen. Herr Rieser ist in dieser Sache der Schwanz.

Was den Aufsatz betrifft, den er mir durch Sie zugeschickt, und der ihm selber so schröcklich vorkommt, daß er glaubt, ich müsse ihn, den Verfasser, dafür fordern, so hat er drey verschiedene Bestandtheile.

Erstens gewöhnlicher Koth, blöde Schmähreden, Verunglimpfung meines Charakters, was mich wenig kümmert, da über diesen meinen Charakter nur die Literaturgeschichte und wahrlich nicht eine einzige obskure Winkelstimme vom Hamburger Dreckwall das Endurtheil fällen kann.

Zweitens eine Lobrede auf Herrn Strauß, die mir ebenfalls gleichgültig seyn kann und die wahrhaftig wenig beweist. Herr Gabriel Rieser bürgt für die Wahrhaftigkeit des Herrn Strauß — wer bürgt aber für die Urtheilskraft des Herrn Gabriel Rieser?

Drittens — und das ist die Hauptsache — befindet sich in jenem Artikel die Behauptung: er kenne einen Ehrenmann, der als Zeuge mit angehört, daß Herr Strauß mir einst Dinge gesagt, worauf man fordern müsse. Das ist das Einzige in dem Rieserschen Aufsatz, was mich verdrießen könnte, wenn es wahr wäre; aber es erfüllte mich nur mit Ekel, weil es eine Lüge ist, eine Lüge, die, ich will nicht sagen von Herrn Rieser erfunden, aber ihm aufgeheftet worden. Es zeugt jedenfalls von leichtfertiger Unklugheit, daß er den Namen dieses Ehrenmannes, dieses Zeugen nicht genannt hat, denn man könnte solche Verschweigung sehr leicht als — eine Berechnung der Klugheit deuten! Ich hätte hierüber nie ein Wort verloren, wie über so manches ähnliche Geklatsche in deutschen Blättern; aber da Sie, lieber Venedey, mir deshalb schreiben und ich auf die gesteigerte Zudringlichkeit des Herrn Rieser nicht ganz abweisend verfahren will, so können Sie ihm sagen: daß Herr Strauß in der früheren Zeit, wovon die Rede, nie einen Ausdruck gegen mich gebraucht, auf welchen ich hätte fordern müssen, daß kein Ehrenmann (mir) als Zeuge auftreten kann, der dergleichen mit eigenen Ohren gehört hätte, und daß ich den erwähnten Ehrenmann einen schaamlosen Lügner nenne, wenn er mit seinem Zeugnisse das Gegentheil behaupten würde. Herr Rieser dürfte mit seinem Ehrenmann, mit seinem Zeugen, dasselbe Mißgeschick erleben, wie Herr Strauß mit den Zeugen, die jetzt für ihn aufgetreten und am Ende gestehen mußten, daß sie selbst weder etwas gesehen noch gehört haben.

Ich bemerke Ihnen dieses, damit Sie genau ermessen können, welche Bedeutung der Aufsatz des Herrn Rieser für mich hat und wie bey der Annahme seiner Offerte mich weder äußere Notwendigkeit noch Leidenschaft bestimmt.

Leben Sie wohl und verharren Sie in freundschaftlichen Gesinnungen für

Ihren ergebenen H. Heine.

Gewiß ein sehr witziger, sehr boshafter, in den Ausdrucksmitteln der Bosheit nicht wählerischer Brief — man beachte zum Beispiel, wie Heine den berühmten Namen seines Gegners konsequent falsch schreibt — aber gewiß der Brief eines Mannes. Etwas anderes, als daß das Duell mit Herrn Strauß vorangehen müsse, konnte ja Heine auch korrekterweise nicht antworten.

Damit hatte es aber zunächst gute Wege. Noch hielt Herr Strauß an seinem Kollof fest, natürlich in der Meinung, daß Heine garnicht nachgeben könne. Aber Heine gab nach. Nun fand Strauß ein neues Mittel, die Sache zu verzögern: er verlangte Anerkennung der Thatsache, daß er der Beleidigte sei. Heines Zeugen wendeten ein, er habe zunächst für die Lüge, Heine insultiert zu haben, Satisfaktion zu leisten; die Beleidigung durch das Buch liege vierzehn Monate zurück. Darauf Herr Strauß abermals, dies sei conditio sine qua non. Diesmal gab Heine sofort nach. Die Wahl der Waffen stand nun Herrn Strauß zu, aber stellte er sich auf den Standpunkt, der Beleidigte zu sein, so konnte er für den furchtbaren Schimpf, den ihm das Buch angethan, nur die Pistole wählen. Er aber wählte Säbel, keineswegs, weil er besser fechten als schießen konnte — er konnte Beides nicht — sondern weil er voraussah, daß Heine darauf nicht eingehen könne, ohne das Duell zu einer Posse herabzudrücken. Wieder begann die Pariser Presse Herrn Strauß zu höhnen. In diesem Stadium stand die Sache, als Heine jenen Brief an Venedey schrieb; selbst er, der seinen Gegner kannte, glaubte, daß Herr Strauß nachgeben werde.

Er gab nicht nach, worauf Heines Zeugen, Gautier und Royer, eine fulminante Erklärung zu Protokoll gaben und sich zurückzogen. Herr Strauß rüstete wieder, nicht eben unglücklich, zur Heimreise.

Heine und seine Freunde hielten es für unklug, dies zu dulden. Mit Recht; die Verleumdungen hätten dann von Neuem begonnen. Und so griff Heine in der ungewöhnlichen Situation zu einem ungewöhnlichen Mittel: er schrieb Strauß einen Brief, „worin er mit der geeigneten Energie sein Benehmen als muthlose Ausflucht bezeichnete"; derselbe wurde gleichzeitig in Copien verbreitet, doch hat sich leider keine derselben erhalten. Gleichzeitig erklärte Heine auf den ersten Schuß verzichten zu wollen. „Vielleicht wird," schrieb er gleichzeitig (23. August 1841) an Campe, „mein Triumph noch größer, wenn der Strauß retractirt oder, aufs Neue in die Enge getrieben, sich

auch jetzt nicht schießt.“ In demselben Schreiben äußerte er sich über Rießer wie folgt:

„Die spaßhafte Rolle in dieser Geschichte spielt Ihr unglücklicher Landsmann Monsieur Gabriel Rießer, der bereits ohne den mindesten Beruf sich in diese Sache mischte, Alles darauf anlegte, hier genannt zu werden, und jetzt vielleicht wirklich seinen Zweck erreicht, aber wahrlich nicht zu seinem Vortheil. Ist es Donquichoterie oder Wichtigmacherei, was ihn antrieb, mir dieser Tage durch einen meiner Freunde seinen Aufsatz selber zuzuschicken und mir anzubieten, er wolle nach Paris kommen und mir Satisfakzion geben? Sowie ich Zeit habe, schicke ich Ihnen eine Copie des Briefes, der ihm als Antwort dienen konnte, und worin ich die Offerte durchaus nicht ganz ablehnte, sondern mir vorbehielt, je nachdem der Ausgang der Strauß'schen Affaire mir genügend, auch jenem lächerlichen Champion heimzuleuchten! Wie ich aber höre, ist Alles darauf berechnet, auf meine Kosten Aufsehen zu erregen, und es heißt schon im Publikum, daß auch Herr Rießer nach Paris reise u. s. w.

Seien Sie nur ruhig, ich werde diesen Narren entweder mit der Kolbe lausen oder mit seiner eigenen Pritsche so zudecken, daß man über ihn lachen soll! Was sagen Sie zu dieser Blüthe der Narrheit und des Dünkels! Bei solchem Unsinn steht mir selber der Verstand still! Sowie ich Zeit habe, schicke ich Ihnen eine Copie des erwähnten Antwortschreibens für Ihr Archiv und damit man wenigstens nicht glaube, daß ich die Narrheit ganz theile. Glauben Sie nichts, was Sie nicht von mir selber erfahren haben.“

Die Briefstelle bedarf keines Kommentars; sie ist einseitig, ungerecht, aber wohl begreiflich. Eine Copie sendete Heine nicht ein; der von mir veröffentlichte Brief ist das Original an Venedey.

Heines drastisches Mittel wirkte nur teilweise. Herr Strauß erwiderte: zuerst wolle er „die beleidigte Ehre seiner Gattin mit dem Damascener rächen“, dann, wenn dieser Waffengang keine Entscheidung herbeiführe, zur Pistole greifen. „Ganz einverstanden,“ ließ Heine durch seine neuen Zeugen, Tessier de Molo und Seuffert, erklären, „aber umgekehrt.“ Worauf Herr Strauß zustimmte, aber nur, um einen kleinen „Vorschlag zur Güte“ daran zu knüpfen: da das Pistolenduell nun Heines Satisfaktion für jene Lüge war, so deutete Herr Strauß an, das lasse sich durch eine Erklärung seinerseits begleichen. Mit anderen Worten, er war bereit, einzugestehen, daß er jene Insulte erlogen hatte! Nur die Drohung seiner Zeugen, ihn im Stiche zu lassen, brachte ihn davon ab; auch Gabriel Rießer, mit dem er damals in steter Fühlung war, mag ihm seine Meinung unverblümt gesagt haben. Am 30. August konnte endlich das Pistolenduell im Princip vereinbart werden. Aber nun erbat Strauß noch mindestens einige Tage Frist „zur Ordnung seiner Angelegenheiten“! Und er war seit Anfang Juni in Paris, um Heine „im Duell zu züchtigen“!

Heine hatte längst seine Vorbereitungen getroffen. Am 31. August 1841 ließ er sich mit seiner Freundin Mathilde Crescence Mirat trauen und setzte sie in einem Testament zu seiner Universalerbin ein. Zum Hochzeitsmahl lud er nur solche Freunde, die gleichfalls in freien Bündnissen lebten, und empfahl ihnen in launiger Rede, seinem Beispiel zu folgen. Die Kosten deckte ein auf Campe gezogener Wechsel.

Am 3. September 1841 konnten die beiderseitigen Zeugen endlich die näheren Bedingungen des Duells für den nächsten Morgen vereinbaren. Die Beratung dauerte acht Stunden, weil Herr Strauß, obwohl ihm der erste Schuß zugestanden war, immer gelindere Bedingungen durchzudrücken suchte. Endlich einigte man sich auf einmaligen Kugelwechsel, dreißig Schritte Distanz mit zwanzig Schritten Barrière.

„Nun haben wir ihn,“ frohlockte Heine. Er hatte ihn noch nicht. In der Nacht ließ Herr Strauß absagen, er habe noch vergessen, eine Rente auf den Namen seiner Frau umschreiben zu lassen! Es bedurfte großer Mühe seiner Zeugen, um ihn endlich zu der festen Zusage zu bringen, sich am 7. September jedenfalls zu stellen.

An diesem Tage fand denn auch das Duell im Thale von Saint-Germain statt. Herr Strauß, der sich inzwischen fleißig eingeschossen hatte, zielte lange und traf den Dichter an der Hüfte, verwundete ihn aber nur leicht. Heine hob darauf lächelnd die Waffe und schoß in die Luft.

Herr Strauß verließ trotzdem den Kampfplatz, ohne, wie üblich, Heine zu grüßen; er ist ein Todfeind des Dichters geblieben. Eine Flut von Angriffen und Verleumdungen, die Heines letzte Lebensjahre verbitterten, ist auf ihn und sein Geld zurückzuführen. Anders Heine. Freiwillig gab er am 22. Dezember 1845 die Erklärung ab, er sei nun von der Ehrenhaftigkeit der Frau Strauß-Wohl überzeugt und werde die gegen sie gerichteten Ausfälle in der Gesamtausgabe seiner Schriften unterdrücken.

Natürlich meldete sich Gabriel Rießer nicht wieder, nahm auch nicht, wie er beabsichtigt hatte, den Heimweg über Paris. Er mochte eingesehen haben, daß er hier zwar aus einer edlen Wallung, aber nicht eben klug gehandelt habe. Er hat von Heine in der Folge zwar nicht mit Sympathie, aber nie ohne eine gewisse Achtung gesprochen.

Alles in Allem: die Art, wie Heine in diese Händel gerieth, wird man zwar nicht verdammen, aber auch wahrlich nicht rühmen dürfen; in ihrer Austragung hat er sich durchaus korrekt benommen. So erweist sich auch hier, wie er war: kein Engel, kein Teufel, sondern ein Mensch mit glänzenden Vorzügen und argen Schwächen.

Redigiert unter Verantwortlichkeit des Herausgebers Karl Emil Franzos in Berlin. — Nachdruck auch im Einzelnen ist untersagt und wird strafgerichtlich verfolgt. — Verlag der Concordia Deutsche Verlags-Anstalt in Berlin. — Druck von Kißling & Krüger, Berlin N.

Gedichte

von

Alexis Graf Tolstoi.

Aus dem Russischen übersetzt von Hans Gerschmann.

Wahrheit.

Im Volkston.

Sei uns gegrüßt, Mütterchen Wahrheit Du;
Mächtig stehst Du, Wahrheit, und ragend da!
Wie Berge ragst Du hinein in den Himmelsraum,
Wie Steppen, Herrin, breitest Du fern Dich hin,
Wie blaue Meere flutest gewaltig Du;
Du schimmerst in Pracht wie völkerbrausende Stadt,
Du rauschest ernst, wie dunkelträumender Wald.

Es ritten sieben der Brüder einst aus,
Guter Helden sieben, sie ritten aus;
Um zu sehen ritten die Helden aus,
Wie auf Erden die Wahrheit sich zeigen mag.
Hat man soviel von ihr gesprochen doch,
Hat man soviel von ihr geschrieben doch,
Hat man soviel von ihr gelogen doch.

So sprengten die guten Helden fort,
Alle die sieben Brüder, die kühnen;
Und sie ritten zur Wahrheit von sieben Enden an,
Und von sieben Seiten sahen die Wahrheit sie.

Da rissen die Helden die Augen auf,
Da schüttelten wundernd die kühnen Häupter sie,
Und kehrten wieder in ihr Vaterland.

Und wieder heimgekehrt ins Vaterland
Erzählte jeder die Wahrheit auf seine Art.
Der nannte sie einen mächtig ragenden Berg,
Der nannte sie eine wimmelnde Handelsstadt,
Der einen Wald, der ein Meer, eine Steppe der.

Da huben die Brüder ein heftiges Streiten an,
Und sie rissen die stählernen Schwerter heraus,
Und Todeswunden schlugen sie sich,
Und fechtend zankten und schmähten sie sich,
Und Betrüger nannten sie alle sich,
Zuletzt sanken sie allesamt dahin,
Die kühnen Brüder alle sieben.
Im Sterben noch befahl jeder seinem Sohn,
Zu streiten befahl er ihm bis auf den Tod,
Zu stehen und fallen für Wahrheit und Recht.
Das Gleiche befahl dem Sohne der Sohn;
Und seither bekämpfen die Enkel sich,
Für das Recht und die Wahrheit kämpfen sie alle,
Und sie achten darob verheerenden Elends nicht.

Und nicht zum Verdammen ward euch dieses gesagt,
Und auch zum Vorwurf nicht — zur Lehre nur;
Es bedenken sie die guten Menschen vielleicht.

„Das war zu junger Frühlingszeit. . .“

Das war zu junger Frühlingszeit,
Da kaum die Gräser schossen;
Es sang der Bach; die Haine weit
Versprühten grüne Sprossen.

Noch klang des Hirten Horn nicht laut
Des Morgens durch die Stille;
Noch barg das junge Farrenkraut
Sich in der Knospenhülle.

Das war in junger Frühlingszeit,
Das war im Birkenschatten,
Da sich die Augen lächelnd weit
Zuerst gefunden hatten.

Du senktest still Dein Angesicht,
Da Dich mein Blick getroffen;
O Leben, Wald und Sonnenlicht!
O brausend Jugendhoffen!

Wie schluchzt' ich auf in Seligkeit,
Da wir uns ewig hatten!
Das war in junger Frühlingszeit,
Das war im Birkenschatten.

O Thränenglück! O Lenzgedicht,
Dem wir verzaubert lauschen!
O Leben, Wald und Sonnenlicht!
O frisches Birkenrauschen!

Aus den „Skizzen aus der Krim."

I.

Sonnenglut . . . und eh' das Dunkeln
Jenes Wetters drüber zieht,
Läßt sie hell das Meer erfunkeln
Wie Smaragd und Malachit.

Durch das Rasen, blitzeslohend,
Seh ich bald, vom Fels gedeckt,
Wie die Wellenfaust sich drohend
Nach der bangen Erde reckt.

Bis von eitlem Zorn noch schäumend
Der verliebte Gott der Flut
Wieder friedlich, frühlingsträumend,
Tauris, Dir zu Füßen ruht.

II.

Der Nebel quillt im Schlund heran,
Und durch der Nacht gedämpfte Helle
Schwimmt Duft des wilden Thymian
Und ferner Braus der Wasserfälle.
Scharf zackt sich des Gebirges Rand;
Endlos, im Glanz des Vollmondstrahles
Wie mattes Silber dehnt das Land
Sich unten tief des Baidar-Thales.
Und zwischen lichtem Himmelsblau
Und schwarzer Klüfte wildem Gähnen
Hängt an dem Blattwerk rings der Tau
Wie zitternd helle Menschenthränen . . .

Mir ist so leicht; es blieb im Thal
Der Erde Glück, der Erde Qual.
Ich fühle Hoffen nicht, noch Bangen;
Was fernher naht, und was vergangen,
Mich kümmert's nicht; und was mich zag
Wie Ketten an die Welt geschlossen,
Verhallte mit dem lauten Tag,
Es ist in Mondenlicht zerflossen.

Und was ich sehe, glaub ich kaum!
So bin ich nicht im Zauberlande?
So reiten nicht im Märchentraum
Wir beide an des Abgrunds Rande?
Bist Du's, die fern von Zeit und Raum
Ihr Antlitz liebend zu mir wandte?
So dämmert's mir nicht traumumfangen,
Daß oben hell die Sterne prangen,
Daß tastend sacht die Rosse schreiten,
Daß sich die Herzen liebend weiten?
Ist's nur des irren Mondlichts Spuk,
Der trügrisch meinen Pfad umlauert?
Dann sende, Gott, mir einen Trug
Wie diesen Traum, der ewig dauert!

Nach dem Glück.

Im Dunkel und Nebel verliert sich der Weg
Vor dem angstvoll schnaubenden Rosse;
Doch ich weiß, es schlummert im Dornengeheg
Die Prinzeß im verzauberten Schlosse.

Wo es harrt, das lockende Wunderland,
Kein Irdischer weiß es zu sagen.
Da hilft kein Grübeln, da führt kein Verstand,
Nur das Glück muß den Glücklichen tragen.

Ich grübelte nicht; fort sprengte ich keck
In Nacht und Zauber verloren.
Die Zügel warf ich, die ängstlichen, weg,
Und gab meinem Rosse die Sporen . . .

Frühling.

Heller blüh'n des Frühlings Kerzen,
Lauter schallt der Lerchenschlag;
Und ein Stürmen singt im Herzen,
Und von Schönheit glänzt der Tag.

Jener Qualen Eiseshülle
Schmolz in goldner Sonnenglut,
Und des jungen Lebens Fülle
Schäumt und braust wie Frühlingsflut.

Durch die Seele jauchzt ein Werde,
Und es greift die trunkne Hand
In die Saiten, die zur Erde
Jetzt der Himmel ausgespannt.

Nachdruck verboten.

Der Mimosa-Walzer.

Von Maria Schade.

Sie tanzen und tanzen.

Erhitzte Gesichter, dicht beieinander. Dazwischen ein Atem — — heiß — — erregt. Unruhig klopfende Herzen, getrennt durch Seide und Tuch. Flatternde, rauschende Kleider, die das Knie des Kavaliers streifen, und sich an seine Füße drängen. Entblößte Arme, deren Wärme durch den Ärmel des Rockes dringt, auf dem sie liegen. Glänzende Schultern, verfolgt von schüchternen und kühnen Blicken. Funkelnde Diamanten. Blitzende Knöpfe. Und über dem ganzen hüpfenden Reichtum ein Meer von Licht. Das quillt aus den kleinen geöffneten Birnen oben am Plafond, dort zwischen den seidenen Draperien und hier aus dem Hain von künstlichen Palmen.

Die Musik rauscht — — unaufhörlich, wie wenn die Geigen und Flöten kein Ende finden könnten. Und alles dreht sich — — immerfort, als ob es keine Müdigkeit gäbe. Der Mimosa-Walzer, der immer noch die ganze Stadt tanzen läßt, übt auch auf dem Feste des Kommerzienrats seinen Zauber.

In der Thür zum Ballsal steht der reiche Parvenu, der sich zu einem Financier emporgeschwungen, auf dessen Parkett aristokratische Kavalleriesporen klirren. Beglückt lauscht er diesem Klange, die Hände in den Taschen, aus denen das metallene Geräusch aneinanderschlagender Münzen tönt. Er spielt mit den Goldstücken in diesem Augenblicke aus bloßer Gewohnheit, denn es ist ja niemand in der Nähe, der es hören könnte. Rhythmisch bewegen sich seine breiten Füße. Der Tanzteufel des Mimosa-Walzers scheint selbst in diesen alten Knochen zu spuken. Der goldene Kneifer auf der Nase schwankt. An den Schläfen glänzen die Schweißtropfen und in dem Batisthemde die Brillanten.

In einiger Entfernung lehnt Regierungsassessor von Kreutz. Er sieht wieder einmal tadellos aus von den Lackschuhen, die auch nicht den leisesten Ansatz zu einem Fältchen zeigen, bis hinauf zu der sorgfältig parfümierten Glatze, über die einzelne noch vorhandene Haare mit einer Symmetrie und einem Geschmacke gelegt sind, über den nur ein erstklassiger Coiffeur verfügen kann. Der Herr Regierungsassessor geruht, sich das Tanzen anzusehen, gelockt von den Klängen des Mimosa-Walzers, die bis hinüber ins Spielzimmer tönten, in dem man ein wenig jeute — — natürlich ganz harmlos. Er selbst vermeidet es, sich in das profane Gewühl zu mischen, denn er ist bestrebt, so viel als irgend möglich den ernsten, gediegenen Staatsmann zu markieren, besonders während der Zeit, wenn er den Polizeipräsidenten vertritt. Und das ist gerade wieder seit zwölf Tagen der Fall. Darum betrachtet er mit einem besonders scharfen, forschenden Blick die vorüberschwebenden Paare. Zuweilen zuckt das linke Auge nervös und schließt sich für einen Moment, aber das rechte hinter dem schützenden Monocle bleibt immer groß geöffnet — — wie das Auge der Gerechtigkeit.

Der feudale Herr Regierungsassessor hat seine eigenen Gedanken, die durch den Mimosa-Walzer geweckt sind. — — Ja, dieser Mimosa-Walzer! — — Mit welchem Feuer er ihn früher getanzt, damals, als er noch nicht das nervöse Gesichtszucken hatte und die parfümierte Glatze! Draußen in dem kleinen Vorstadtlokal. Die Musiker machten zuweilen einen Fehler, denn zu jener Zeit war der Mimosa-Walzer eine Nouveauté! Aber das störte nicht das Vergnügen. Man kam nicht aus dem Takt. Und sie merkte es wohl kaum, denn sie tanzte eben mit der ganzen Leidenschaft eines siebzehnjährigen Mädchens. Wie heiß sie dabei wurde! — — Das hellblaue Kleid war unter den Armen dunkel geworden, und ihre Wangen glühten. Wie reizend sie in der Erregung aussah!

Das Auge hinter dem Monocle durchsucht die

Reihen der Tänzerinnen. Ob wohl unter diesen aufgeputzten Damen eine ist, die so üppiges goldschimmerndes Haar hat wie jenes kleine Ladenmädchen aus dem jüdischen Kurzwarengeschäft — — und so weiße runde Schultern?

In Erinnerung der süßen Stunden, die ihm das hübsche Proletarierkind bereitet, zieht der würdige Vertreter des Polizeipräsidenten die Oberlippe in die Höhe. Die großen Vorderzähne werden sichtbar. Sie sind plombiert — alle. Mit Gold. Das glänzt.

Der Hausherr hat sich seinem vornehmen Gaste genähert.

„Warum tanzen Sie nicht, Verehrtester? — — Dieser Mimosa-Walzer! — — Himmel, wenn ich nicht jeden Schritt mit einem Schmerz bezahlen müßte. . . . .“

Und dabei schaut der dicke Parvenu in komischer Verzweiflung hinunter auf die große Zehe seines rechten Fußes.

Der tadellose Assessor lächelt.

„Die Krankheit der Schlemmer! — — Im Leben ist eben nichts umsonst. — — Für jeden Genuß muß man büßen. — — Leider kommt man nur zu spät zu dieser Einsicht.“

„Nein, nein, Sie haben mich in falschem Verdacht,“ eifert der Schwergeprüfte. „Dieses Leiden habe ich mir vorigen Winter zugezogen. Wissen Sie, damals, als wir das Kinderasyl einweihten. Wir standen im Schnee, wohl eine halbe Stunde und warteten auf Excellenz, der als Erster das neugebaute Haus betreten sollte. Und dann in den kalten Räumen die lange Rede des Generalsuperintendenten. . . . .“

„Die Sie nicht einmal erwärmt hat? Schämen Sie sich doch, Kommerzienrat!“

„Ja, ja, die pastoralen Herren sprechen immer gut — — außerordentlich interessant — — natürlich. — — Aber es wäre doch aufgefallen, wenn man sich gedrückt hätte. Excellenz sieht alles. — — Drei Tage danach kriegte meine Frau das Nervenfieber und ich. . . . .“

Wieder gleitet ein trauriger Blick hinunter auf die etwas umfangreiche Chaussure.

Der tadellose Assessor folgt diesem Blick und — — lächelt wieder.

„Ein Leiden, das man sich im Dienste der Menschheit zugezogen, ist etwas Großes. Besonders wenn man es an der großen Zehe hat.“

Herr von Kreutz lächelt nicht mehr. Auf seiner aristokratischen Stirn liegen ein paar Falten.

Der dicke Kommerzienrat hat seinen Arm vertraulich durch den seines Gastes geschoben. Der junge, hoffnungsvolle Staatsmann kommt in dieser Situation nicht recht zum Behagen. Sich vor einem ganzen Ballsaal in so intimer Pose mit einem Krämer zu zeigen, ist nicht grade seine Sache. Und doch hat er seine schwerwiegenden Gründe, warum er diese Vertraulichkeit nicht abschütteln kann, die er sich zuweilen in dem kleinen Hinterzimmer mit den zwei großen Geldschränken gefallen läßt.

„Sagen Sie mal, Verehrtester, wer ist eigentlich der Husarenoffizier, mit dem eben wieder Ihre Frau Gemahlin tanzt? — — Ich hörte, es sei ein Vetter.“

Bei dieser Frage drängt sich der plumpe Schädel des Parvenus dicht an das distinguirte Profil des Assessors.

Der antwortet kühl:

„Ein Vetter? — — Nicht grade. Immerhin ist er ein Sohn des Cousins der Mutter meiner Frau.“

„Warten Sie mal. — — Ein Sohn — — der Mutter — — des Cousins . . . . Wie war es doch gleich? — — Nein, nein, in Verwandtschaftsverhältnissen bin ich entschieden beschränkt.“

Ebenso wie in anderen — — Verhältnissen, denkt Herr von Kreutz, indem er einen Blick hinüber nach der Frau seines aufdringlichen Freundes wirft, die soeben den Baalsaal verläßt, begleitet von dem jungen, genialen Porträtmaler, dessen Bilder die Wände ihres Boudoirs zieren, und der ein wertvoll ausgestattetes Atelier bezogen hat, und die kostspieligen Gewohnheiten eines Kavaliers angenommen, seitdem er im kommerzienrätlichen Hause verkehrt.

Dem Assessor erscheint in diesem Augenblicke der Mann neben ihm doppelt verächtlich. Er muß ihn los werden um jeden Preis.

„Erlauben Sie,“ sagt er daher mit etwas gezwungener Höflichkeit. „Ich muß doch auch einmal diesen Mimosa-Walzer versuchen. Das heißt — — alte Reminiscenzen auffrischen.“

* * *

„Mutter!“

Das Wort ist geflüstert, gehaucht, halb erstickt von dem Hustenanfall, der die abgezehrte Gestalt der Kranken krampfhaft erschüttert.

Die Frau dort an dem Tische hört es nicht. Sie näht und näht.

Die kleine Lampe, die man aus Sparsamkeit tief heruntergeschraubt hat, verbreitet nur ein

geringes Licht für die Arbeitende. Das Bett mit der Kranken im Hintergrunde des armseligen Raumes ist in düsteres Halbdunkel gehüllt. Auf den morschen Dielen und den nassen Wänden liegen Schatten, die wie Gespenster lauern.

Die Kranke leidet. Ihre Qual wird erhöht durch das Dunkel der Umgebung, in dem das fiebernde Gehirn und die gereizten Nerven die ängstigende Nähe von tausend Schrecknissen fühlen. Sie wühlt das Gesicht in die Kissen. Die Angst wird größer. Sie richtet sich in die Höhe — — mühsam. Jede Bewegung — — ein Schmerz. Unaufhaltsam rauscht die Musik hernieder. Jeder Ton ein Stich für den armen Kopf. Jetzt öffnet sich die Decke. — — Lauter und lauter dringt es hervor: — — ein ganzes Meer. Das überflutet die Fiebernde. Die Bogen der Geigen sägen auf den Nerven. Die Flöten klopfen an die Wände des wunden Gehirns . . . .

Die Kranke windet sich in dem schmalen Bette. Das stöhnt bei jeder Bewegung.

„Mutter!"

Jetzt horcht die Frau am Tische auf. Kaum daß sie den Blick von der Arbeit läßt.

„Was willst Du? — — Der Topf mit Thee steht ja am Bett. Wenn der Anfall kommt, dann trink!"

„Mutter — — ich halt es nicht mehr aus. — — Dort oben . . . ."

„Bei Kommerzienrats ist Ball. — — Das wird wohl so geh'n bis zum Morgen."

„Wenns nicht aufhört . . . . Ich sterbe . . . ."

Jedes Wort klingt wie ein Schrei.

„Na, na! Das hast Du schon oft gesagt. So schlimm wird's nich sein. — — Stopf Dir die Ohren zu. — — Was kann ich dafür, daß die da oben nich genug kriegen können. Wo soll ich mit Dir hin? — — Wir haben doch man bloß dies eine Loch. Der Kommerzienrat hat sich Zimmer gebaut — — wohl an die zwanzig Stück. — — Immer eins hinterm andern. Alles Spiegel, Seide und Gold. Und Sachen stehn rum! Nich zu treten ist's. — — So 'ne kleine Pupp auf dem Ofen kost ihre hundert Mark. Der Fritz hat's gesagt. Für solche Dreckerchens schmeißen sie das Geld unter die Leute. Aber für die Portierwohnung war alles zu teuer. Alte verfaulte Bretter haben sie als Dielen genommen. Die Wände runter läuft's Wasser. — — Das soll gesund sein. Ha! Ha! Ha! — — Und nu tanzen sie. — — Das mag 'ne Pracht sein! — — Ich will's nich sehn."

Die Alte hat sich immer mehr in Erregung hineingeredet. Die letzten Worte sind krampfhaft hervorgestoßen aus einer Brust, in der es gährt und kocht.

Die Tochter merkt es nicht. Still liegt sie jetzt da, die mageren, durchsichtigen Hände gegen die Schläfen gepreßt. In dem abgezehrten Gesicht haben Krankheit und Elend gewühlt, bis die letzten Spuren der Schönheit verschwunden sind. Über dem Kopfkissen liegt das aufgelöste Haar, früher üppig und goldschimmernd: von dieser Pracht sind nur ein paar dürftige Strähnen übrig geblieben. Das ist alles. Durch das zerrissene Hemd bohren sich die spitzen Schultern, dieselben Schultern, die einst so entzückt haben.

Oben wird noch immer der Mimosa-Walzer gespielt. Die Kranke kennt jeden Takt. Und jeder Takt schreit zu ihr herunter — — wie eine Anklage.

„Mutter!"

Diesmal klingt die Stimme laut — — fast befehlend.

Unwillkürlich erhebt sich die Frau. Die Näharbeit gleitet zur Erde.

„Komm näher — — ganz dicht! — — So . . . ."

Die Kranke tastet nach der Alten.

Die ist vor dem Bett stehen geblieben. Sie sieht ihr Kind und den Todesschweiß auf der bleichen Stirn. In ihrem Herzen regt es sich. Liebe, Mitleid: alles, was der Groll der hintergangenen Mutter, die Schande, die ihr die verlorene Tochter gebracht, die Not, das Elend gewaltsam erstickt haben, es erwacht wieder in diesem Augenblick — — angesichts der vor ihr liegenden Qual.

„Sieh — — ich kann nicht sterben — — wenn ich nicht weiß — — daß Du — — mir vergeben hast."

Eine Pause — — schwer — — dumpf.

Das Licht in der kleinen Lampe ist noch tiefer herabgebrannt. Dunkler lauern die Schatten an den Wänden.

Von oben klingt das Lachen der Tanzenden, laut — — gellend, wie wenn es die Worte der Sterbenden verhöhnen wollte.

Die liegt da, die zitternden Hände auf die wunde Brust gedrückt, in der der Schmerz nagt. Angstvoll flehen die gewaltsam geöffneten Augen empor zu der Mutter.

„Quäle Dich nicht, Kind! Wir haben's ja überstanden, Du und — — ich." Die Erinnerung

macht die Alte wieder bitter. „Was geschehen ist, kann man nicht ungeschehen machen. Es ist nun mal vorüber."

„Nein, nein, es ist nicht vorüber. Es ist geschehen — — alles — — gestern — — heute. — — Hörst Du?"

Die Kranke hat sich mit übernatürlicher Kraft in die Höhe gerichtet. Das fieberglänzende Gesicht ist starr nach der Decke gewendet.

Die beiden Frauen lauschen den Klängen des Mimosa-Walzers.

Die Tochter beginnt wieder — — aber leise — — gedämpft, als fürchte sie, die Musik zu stören.

„Ich habe Dich betrogen — — damals. — — Mit ihm bin ich gegangen — — nach der Vorstadt. — — Wie hieß es doch gleich? — — Da haben wir getanzt. — — Das war's. — — Dieser Walzer. — — Und wenn ich heimkehrte — — heiß — — zitternd — — dann habe ich gesagt. . . . . Was habe ich doch gesagt? — — Im Geschäft bin ich gewesen — — drüben bei der Lina. — — Gelogen hab ich. — — Für ihn. — — Alles für ihn. — — Und er . . . ."

„Still, Kind, still! Der Anfall wird wieder kommen."

„Nein, Willy kommt nicht mehr. — — Er hat mich ja nicht mehr erwartet — — vorm Laden — — abends. — — Seitdem ich ihm erzählt, wie's mit mir stand — — blieb er fort."

Die Kranke schweigt.

Der Mimosa-Walzer spielt weiter. — — Immer dieselbe Melodie.

„Mutter!"

Die bebenden Finger wühlen sich in das grobe Kleid.

„Sag, daß Du mir vergiebst! — — Sag's — — jetzt — — gleich!"

Die regungslos dastehende Frau kann nicht sprechen. Die Todesangst, unter der ihr Kind sich windet, packt auch sie. Sie nickt nur mit dem Kopfe.

Die Flehende versteht diese stumme Sprache. Aber noch lassen die bebenden Finger das Kleid, das sie umklammern, nicht frei. Ganz leise kommt es von den vertrockneten Lippen:

„Dort draußen. — — Das kleine Grab. — — Vergiß es nicht! — — Laß meinen Hügel kahl! — — Nur das kleine Grab. — — Eine Handvoll weißer Blumen. . . . ."

Die Musik jauchzt. Die Füße der Tanzenden werden immer lebhafter. Die Decke zittert. Es ist, als ob der ganze Jubel herunterkommen wollte.

„Weiße Blumen!" — — Ein Schrei. — —

Die Unglückliche sinkt zurück.

Die bebenden Finger, die auf das Bett geglitten sind, tasten über die Leinwand einmal — — noch einmal. Dann werden sie ruhig — — ganz ruhig.

Die Mutter steht da. Starr blickt sie auf ihr Kind — — ohne Laut — — ohne Thränen.

Die Musik rauscht weiter.

Immer derselbe Mimosa-Walzer.

(Fortsetzung folgt.)

Einsamkeit.

Nun da es Nacht geworden,
Bin ich mit mir allein
Und horche in die Stille
Und in die Welt hinein.

Ich merke, wie ich treibe
Still mit der Flut im Kahn.
Am Himmel ziehn die Sterne
Hell blinkend ihre Bahn.

Ich seh sie lautlos fallen
Wie Blütenschnee vom Baum,
Und durch die Seele zittert
Ein Frühlingsmorgentraum.

Richard Schark.

Das fromme Kathrinchen.

Czechisches Volkslied.

„Kathrinchen, komm zur Kirche!"
„War erst gestern in der Kirche."

„Kathrin, 's ist Predigt heute!"
„Wär' wohl närrisch, dumme Leute."

„Kathrin, zur heil'gen Messen!"
„Hab' mein Kleid daheim vergessen."

„Kathrinchen, Geigen klingen!"
„Will mir gleich die Schuhe bringen."

übersetzt von Wilhelm Freund.

Gedichte

von

Ilse Franke.

Der Kirschzweig.

Verzweiflung war sein Gast beim kargen Mahl;
Sie haucht ihn an — da ward sein Antlitz fahl.
Schwer schlich der Tag — nun huschen Nachtgespenster,
Ein wilder Kirschbaumzweig schwankt leis am Fenster.

Er senkt das Haupt. Müd ruhn die harten Hände.
„Wozu die Qual! Allmächt'ger, mach' ein Ende!
Erlöse mich aus diesem wirren Treiben!" —
Der Kirschzweig schmiegt sich an die blinden Scheiben.

Die kahle Kammer, dumpf von Staub und Schmutz,
Dem müden Wild ein schlechter Schlupf und Schutz!
Er streckt und dehnt die lastgestählten Glieder —
Der Blütenzweig schwankt tanzend auf und nieder.

Sein finstrer Blick durchirrt das lenz'ge Blühen,
Und seines eignen Tagwerks fruchtlos Mühen,
Die Seelenschuld, sein ruhlos-armes Leben . . .
Draußen im Wind die weißen Blüten beben.

Da hebt sein scheues Haupt ein banges Fragen:
Den Weg durchs dunkle Thor — soll er ihn wagen?
Rings um ihn alles stumm, wohin er blickt —
Der Zweig im Winde nickt . . und nickt . . und nickt . .

Da lacht er rauh, blickt voll entschlossner Ruh —
Der Kirschzweig war gescheidt — der stimmt ihm zu!
Dann war's gescheh'n . . Ein Müder fand die Rast . .
Der Kirschzweig hat's geseh'n . . Die Blüten sind erblaßt.

Offenbarung der Natur.

Schattenlos der Heckenpfad,
Steinig, mohnumsäumt;
Reglos steht ein braunes Kind
Sieht ins Land und träumt.

Auf der reinen Kinderstirn
Mohn wie Blutsgetropfe.
Träumend spielt die schmale Hand
Mit dem dunklen Zopfe.

Augen wie ein tiefer See,
Der das Mondlicht spiegelt —
Stumm und lockend wie ein Buch,
Siebenmal versiegelt.

Fremd und leuchtend schaut's mich an
Mit den blauen Sternen;
Drinnen schlummert noch das Licht
Märchentiefer Fernen.

Offenbarung der Natur,
Hast mich angesehen!
Deinen fremden Leuchteblick,
Lehr' ihn mich verstehen!

Einem Verschmähten.

Wie blasser Marmor leuchtet Dein Gesicht, —
Dein herber Mund verrät Dein Herzweh nicht.
Mich jammert's so, daß ich Dir wehgethan;
Weh thut mir's, daß ich Dich nicht lieben kann.

Was starrst Du so! Ach, würdest Du mich schlagen,
Ich wollt' es eh'r als diesen Blick ertragen;
Der scheint der Erde ganzes Leid zu fassen,
In Weh und Stolz, halb Lieben und halb Hassen.

So liebst Du mich? So hast Du mich begehrt?
Gräm' Dich doch nicht! ich bin Dein ja nicht wert!
Für all die Glut, die mir Dein Herz geschenkt,
Geb ich Dir Mitleid, weil ich Dich gekränkt.

Nimm es in Freundschaft, bis Du dran gesundet.
Was zuckst Du so, als wärst Du neu verwundet?!
Wie blasser Marmor leuchtet Dein Gesicht —
Du bist zu stolz und willst mein Mitleid nicht!

Die kleine Harfe.

Eine kleine Harfe klingt
Irgendwo in meinem tiefsten Grund;
Was in meiner Seele schluchzt und singt,
Thut ihr süßer Mund mir kund.

Stürmt das Herze laut und wild,
Klagt und ächzt die kleine Harfe auch.
Und dann wieder schwingt sie düftemild,
Leis berührt von sanftem Hauch.

Nun, mein Liebster, ist sie Dein!
Ach, sei zart und gut, zerbrich sie nicht!
Lausche, was sie Liebes zu Dir spricht —
Lausche gut! sie klingt so fein.

Spiel sie leis mit sanfter Hand,
Sing ihr oft ein liebewarmes Wort; —
Denn in meine Harfe ist gebannt
Unsrer Liebe seliger Akkord.

Nach Sonnenuntergang.

Die Birke fröstelt leis im Abendwind;
Im Forsthaus, auf der Schwelle, singt ein Kind;
Die Botenfrau keucht heim mit ihrer Bürde;
Die Schafe drängen sich zum Rand der Hürde;
Wie feuchte Kinderaugen glänzt der Teich;
Der Mond verbirgt sich — er ist heut' so bleich;
Nachtwächterdienste thun Johanniskäfer.
Im schmalen Karren schläft der alte Schäfer —
Mir scheint es wie ein langer, roter Sarg . . .
Ich denk an einen, der mein Liebstes barg. —
Die Wiese dampft, drei blasse Sterne scheinen . . .
Mir brennt das Herz in thränenlosem Weinen.

Fahr' wohl!

Kleines Büchlein, banger Jahre
Stille Schmerzen, tiefste Schmerzen
Wilder Jahre und des Glückes
Siegesjauchzen
In dem übervollen Herzen
Alles hab' ich Dir vertraut!

Kleines Büchlein, sonnenfrohe
Liebe, frühlingsstarkes Ringen,
Heil'ger Hoffnung groß Versprechen
Von der Zukunft,
Meiner Leier erstes Singen
Alles hab' ich Dir vertraut.

Und ich ließ die warme Sonne
Auch auf Deine Blätter scheinen,
Sang Dir zu vom Wellenzauber
Uns'res Flusses.
Ließ Verzweiflung in Dir weinen,
Daß ich alle dem vertraut.

Daß ich Menschen und dem Leben
Glaubte und dem Lied der Leier
Und der Sonne auf der Berge
Wald'gen Hängen,
Kleines Büchlein, Deiner Feier
Schlage ich die müden Saiten.

Mißton klingt! Die Flamme züngelt,
Gierig frißt sie Deine Blätter
Und erstickt die heil'gen Schläge
Meines Herzens.
Fahr' wohl, Atem meiner Seele,
Die entweiht durch freche Blicke
Harter Menschen!

W. E. Vershofen.

Frühlingsnacht.

Aus grauen Nebelschleiern
Webt sich die Frühlingsnacht,
Und grau ist auch geworden
Der Blümlein Farbenpracht.

Dort oben aber funkeln
Nun Sterne ohne Zahl,
Das sind die Schlüsselblumen
Am weiten Himmelsthal.

Chr. Rodeck.

Spruch.

Lenktest Du stolz durch Klippe und Riff
Zum sichern Port Dein glückhaft Schiff,
So prüfe die Ankertaue gut:
Sturm im Hafen hat doppelte Wut!

Ewald Silvester.

Ausfahrt.

Ich geh' nach dem Glück –
Zwar sagen alle,
Mit leeren Taschen
Käm' ich zurück.

Doch komm' ich zurück –
Die werden staunen!
All' meine Taschen
Stecken voll Glück!

„Wo fand'st Du das Glück?"
Werden sie fragen.
Werd' es nicht sagen –
Auf nach dem Glück!

Christoph Flaskamp.

Mexikanische Mondnacht.

Nah am Popocatepetl,
Dessen rauchend schneeiger Gipfel
Schimmernd durch das Dunkel leuchtet,
Liegt die Wunderstadt Cholula.

Unter reifenden Bananen,
Goldorangen und Limonen,
Ganz in Wohlgeruch begraben,
Schlummert sie in tiefer Stille.

Altertümlich sind die Häuser,
Eingehegt von Blumengärten,
Draus die Rosen und Granaten
Süßen Duft weithin verwehen.

Von dem Turm der Kathedrale
Schlägt die mitternächtige Stunde,
Und die Schritte der Serenos[1])
Hallen auf den Straßen wieder.

Und die zaub'rische Zenzontle[2])
Singt im nahen Palmenhaine
Ihre feurigwilden Weisen,
Daß mein Herz vor Sehnsucht schwillt . . .

Nun steigt hinter der Sierra
Klar hervor der goldne Vollmond
Und gießt ringsum auf die Gegend
Eine magischlichte Helle.

Auf des Teocalli hoher
Bröckelnd morscher Brüstung lehnt' ich
In die Rätselferne schauend,
Die ein Urwald schwarz begrenzte.

Manchmal strich ein lauer Nachtwind
Schauernd durch die Palmenwedel,
Und den müden Tropenwandrer
Traumesdämmerung umfing.

Drin sah ich ein seltsam Schauspiel;
Lautlos bog ein Zug von Fremden
Um den Fuß der Pyramide
Pomphaft, feierlich – erscheinend.

Sechs phantastisch kostümierte
Schlankgewachs'ne Mayakrieger
Schritten grimm im Waffenschmucke
Langsam wie in stummer Trauer.

Eskortierten eine stolze
Düsterschöne Tlascatekin,
Die in einer off'nen Sänfte
Von vier Sklaven ward getragen.

Reglos in dem reichgestickten
Weißen Büffellederkleide
Saß sie da, kaum merkbar regte
Sich ihr bronzefarbiger Busen.

Ihre glühenddunklen Augen
Hingen an dem Reiz der Landschaft,
Und sie atmete beseligt
Ringsum ein die Wohlgerüche.

's war Malinche, jene kluge,
Buhle des Hernando Cortez,
Die um des Hidalgo Liebe
Schnöd ihr Vaterland verriet.

Doch zur Zeit der Magueblüte
Findet sie nicht Ruh im Grabe,
Und dann zieht sie, still es segnend,
Durch das schönste Land der Erde . . .

Als ich jäh erwachend auffah,
War der ganze Spuk verschwunden,
Um den Fuß der Pyramide
Woben scheue Mondenschimmer.

Immer noch quoll aus Cholulas
Mystischstillen Blumengärten
Von den Rosen und Granaten
Schwüler Dufthauch mir entgegen.

Und der zaub'rischen Zenzontle
Jubeltöniges Silberflöten
Klang wie in Aztekenzeiten
Durch die Mondnacht Mexikos.

Max Kiesewetter.

[1]) Nachtwächter. [2]) Aztekischer Name für den Spottvogel.

Eine Sorge.

Wie ist meine Kammer voll Glanz und Licht! . . . .
Doch sieh! an den Scheiben ein bleiches Gesicht —

Sah's mich nicht an unter wallendem Haar
Mit Augen tiefernst und sonderbar?

Und kommt es jetzt nicht in hastendem Lauf
Die bange stöhnenden Stiegen herauf?

Erknarrt jetzt leise nicht Angel und Thor?
Umhüllt die Ampel mir düsterer Flor?

Erblichen ist all' mein goldener Schein . . . .
Eine bange Sorge schlich zu mir herein.

Karl August Hückinghaus.

Der Verfluchte.

Bin in herrlichem Frühlingsprangen
Über die blühenden Wiesen gegangen — —
Da ließen die Blumen die Köpfchen hangen.

Ging durch den traulich rauschenden Wald,
Lieblich von Vogelstimmen durchhallt — —
Verstummte das Rauschen und Singen bald.

Sah in der Sonne goldglühend Gesicht,
Wenn sie versengend vom Himmel sticht —
Da ward sie fahl und verlor ihr Licht.

Hab' zwei Augen in Liebe gegrüßt,
Flammend zwei rote Lippen geküßt — —
Sie haben's in thränendem Leide gebüßt.

Hab' in wilden Schmerzen gestöhnt,
Suchte den Tod, der alles versöhnt — —
Der hat mich verlacht und hat mich verhöhnt.

Jenny von Reuß.

Verunglückte Arbeiter.

Vier Särge schwankten im Sonnenlicht
Des Maientages an mir vorbei,
Vier braune Särge, einfach und schlicht,
Hinter einander in einer Reih. —
Arbeiter folgten im Sonntagsgewand
Mit Kränzen und Sträußen in der Hand
Durch Straßenlärm und Großstadtgewühl. —
Gleichgültige Menschen ohne Gefühl
Mit stumpfen Gesichtern blieben stehn
Und ließen den Zug vorübergehn.
Die Häuser standen in ernster Ruh
Und alle Fenster waren zu.
Ein heißer Brodem hing in der Luft,
Verwelkender Blumen seltsamer Duft. — —
Vier Arbeitersärge, schmucklos und kahl
Zogen vorüber im Sonnenstrahl,
Blutrote Schleifen winkten mir stumm,
Dann schwand der Zug um die Ecke herum,
Und ich ging weiter, — man sah nichts mehr. —
Die Glocken klagten dumpf und schwer. — —

Edgar Reimèrdes.

Wenn Du im Alter einst . .

Wenn Du im Alter einst wirst wiederlesen
Die armen Verse bei des Herdes Gluten,
Wird leise es durch Deine Seele fluten,
Wie lieb Du mir gewesen.

Dann wird bei der Erinnerung froher Stunden
Dein welkes Antlitz auf die Brust sich senken,
Und im geheimen wirst Du mein gedenken,
Den schon der Tod umwunden.

Und meine Stimme wird Dir dann ertönen
Im eis'gen Windhauch, den der Winter weckte,
Es ist, als ob ein wilder Spott Dich schreckte
Mit ungestümem Höhnen.

Und jene Stimme flüstert: „Denkst Du nimmer
Des schönen blonden Haars, das Dich umflossen
Und über Deinen Busen sich ergossen
In seinem goldnen Schimmer?

Wie grausam ist die Zeit mit Dir verfahren!
Sie grub in Dein Gesicht die bleichen Zeichen,
Und all Dein stolzes Wesen mußte weichen
Mit Deinen blonden Haaren.

Einsam am Herde sitzt Du nun in Thränen,
Beklagst der jugendlichen Schönheit Scheiden,
In meinem Grabe muß ich weinend leiden,
Komm endlich, still' mein Sehnen! —

Und durft ich früher nicht zu meinem Leide
An Deiner Seite froh und glücklich leben,
Das Grab soll endlich uns Vermählung geben,
Verwesung eint uns beide!“

Aus dem Italienischen des **Lorenzo Stecchetti** von **Walter Kaehler**

Weil ich es muß.

Und oft habt ihr's mir vorgesprochen:
„Entsage ganz der Liederkunst!
Sie hat die Treue Dir gebrochen,
Sie bringt nicht Gold, nicht Menschengunst."

Und oft hab' ich ihr abgeschworen,
Und hoffte still: für allezeit;
Die Stunden achtet' ich verloren,
Die ihrem Dienst mein Herz geweiht.

Und dennoch, dennoch! Kommt die Stunde,
Gehorch' ich nicht mehr fremdem Zwang.
Ich lausche, wie aus dunklem Grunde
Emporsteigt leis ein inn'ger Klang.

Erzitternd rauscht der Seele Schwinge
Entgegen dem geheimen Gruß,
Und, willig oder nicht: ich singe,
Weil ich es muß.

Eduard Fehre.

Frühlenz am Rhein.

Breit und metallglitzernd gleiten die Fluten
Und strahlen den Sonnglanz, mich blendend, zurück.
Grün überhaucht schon die Haselnußruten.
Weit in die Berge verliert sich mein Blick.

Weiß wehn, wie verflatterte Engelsflügel
Die Wölkchen am lachenden Himmelsdom.
Und der Wind tollt umher, wie ein Füllen ohne Zügel;
Tausend Wellchen lachen empor aus dem Strom.

Weit unten ein Segel taucht auf aus dem Blauen.
Über Strom und Gebirge ein azurner Hauch.
Licht, Sonne, Leben — wohin ich mag schauen!
Selbst drüben die Essen wehn silbernen Rauch.

In Ufergebüschen die Buchfinken schlagen
Und üben sich Lieder zur Lenzfeier ein.
Nun gehn wir entgegen gar herrlichen Tagen:
Dem sonnigen Frühling am sonnigen Rhein.

Alexander Pache.

Sehnsucht.

Heut kam die Sehnsucht über mich,
Im Dunkel einer Gasse,
Kam wie ein Traum und hüllte sich
In Deine Formen stolz und licht
Und sprach, wie Deine Seele spricht,
Wenn sich die Schatten senken
Und Wünsche wirr und wunderlich
Die müden Sinne lenken.
Heut kam die Sehnsucht über mich,
Im Dunkel einer Gasse,
Da war's, als ob ich plötzlich Dich
Mit meinen Armen fasse
Und was an unverbrauchter Lust
In mir gelegen unbewußt,
Das brach hervor und schäumte auf
Und trieb in ungehemmtem Lauf
In Liebe Dir entgegen . . .
Heut kam die Sehnsucht über mich,
Im Dunkel einer Gasse.

Leo Grünstein.

Nocturno.

Nun ist das Ave längst verklungen,
Nun kommt die Nacht mit leisem Schritt
Und trägt aus Duft und Dämmerungen
Im Mantel unsre Wünsche mit.

Ein Wunder soll sich heut vollenden.
Die letzte Sehnsucht wiegt sie ein
Und segnet uns mit dunkeln Händen
Und läßt uns still mit uns allein . . .

Karl Nowak.

Im Sturm.

Der Sturmwind heult, der Tann erkracht,
Ich wand're lustig weiter.
Der Regen wütet, mein Herze lacht,
Mein Herz ist sonnig und heiter.

Drin wohnt ja mein herzallerliebstes Kind
Wie Jubel und Lenzeswehen.
Nur lustig zu, Herr Brausewind!
Uns beiden kann nichts geschehen.

E. Dieckhöfer.

Spruch.

Nüchtern schüchtern, trunken dreist:
Schüler- ist's und Schreibergeist!
Nüchtern laut und trunken still
Auch nicht mir gefallen will.
Rechte Mannesart ist so:
Nüchtern tapfer, trunken froh.

Th. Vulpinus.

Die blonde Sphinx.

Von Eduard Pfeifer.*)

Ich war tot. Daran war nicht zu zweifeln. Denn ich lag bleich, kalt und starr auf der Bahre und langweilte mich entsetzlich. Natürlich ist man tot, wenn man eine Kugel mitten in der Brust sitzen hat. Und das war bei mir der Fall. Ich selbst hatte das Erlösungswerk vollbracht. Vor die Wahl gestellt, mit langsam verblutendem Herzen durch das Leben zu schleichen oder meiner unsagbaren Seelenqual ein rasches Ende zu machen, hatte ich den kurzen Prozeß vorgezogen. Nun war ich erlöst. Aber wie seltsam: das Gefühl der Befreiung wollte sich nicht einstellen. Nicht von der süßen Ruhe des ewigen Friedens, von namenloser Sehnsucht war mein Herz erfüllt. Sollte also das alte Bibelwort doch recht haben, daß die Liebe stärker sei als der Tod?

Allmählig wurde es mir unbehaglich in der kalten, starren Masse, die mich umgab, und obwohl ich als hartgesottener Skeptiker es bei meinen Lebzeiten nicht zu dem frommen Glauben gebracht hatte, daß Körper und Seele zwei verschiedene Dinge seien und der Tod für die liebe Menschenseele lediglich ein Ereignis sei, das ihr die Gelegenheit giebt, sich von der lästigen Zwangsjacke des Körperlichen zu befreien, so beschloß ich doch, wenigstens den Versuch zu wagen, aus mir, d. h. aus meiner sterblichen Hülle herauszusteigen. Zu meiner Überraschung und, wie ich aufrichtig gestehen will, auch zu meiner Beschämung, gelang der Versuch vollkommen. In dem Augenblick, da ich den Entschluß faßte, meinen Leichnam, den treuen Sklaven meines Willens, zu verlassen, stand ich auch schon als körperloses Wesen vor meinem seelenlosen Körper.

Mit der Reise in das weite, unbekannte Land hatte ich es nicht eilig. Ich durfte ja noch nicht fort, wenn ich mir den grausamen Genuß der Erfüllung meiner letzten Hoffnung, meiner letzten heißen Sehnsucht nicht versagen wollte. Ich mußte warten, warten auf den Triumph, dem ich mein Leben zum Opfer gebracht hatte.

Geräuschlos, wie sich das bei meinem rein geistigen Zustande von selbst verstand, nahm ich auf dem rechten Seitenrande meines Totenbettes Platz, um der Stunde zu harren, die mir den großen Sieg, die unbarmherzige Vergeltung bringen sollte, die ich zu fordern hatte. Merkwürdigerweise sah und hörte ich alles, was um mich vorging. Durch das geöffnete Fenster lachte der helle Tag, und mit der flirrenden Lichtflut drang von der See her ein erfrischender Hauch in mein Gemach. Ich befand mich in demselben Hotelzimmer, in dem ich seit acht Wochen gehaust und mein irdisches Dasein beschlossen hatte. Auf dem Schreibtisch lag in friedlicher Nachbarschaft von Büchern und Cigarren die Pistole, die mir zu dem ersten und letzten Knalleffekt meines Lebens verholfen hatte. Auf ihrem blanken Lauf glitzerte kokett ein Sonnenstrahl.

Es war sehr freundlich von der Hoteldirektion, daß sie dem toten Gast noch Unterstand gewährte und mich nicht in die Leichenkammer hatte überführen lassen. Und wie ich jetzt, nicht gerade mit Wohlgefallen bemerkte, hatte sie mir sogar die Aufmerksamkeit erwiesen, mir in Gestalt des den Parterreräumen des Hotels — mein Zimmer lag im Erdgeschoß — zugeteilten Wichsiers eine Totenwache beizustellen. Man hatte den Mann in eine schwarze Livree gesteckt, aber seine leuchtende Kupfernase und sein fettglänzendes drolliges Gesicht machten es ihm platterdings unmöglich, die traurige Rolle, die man ihm gewiß nicht auf seinen Wunsch übertragen hatte, mit entsprechender Traurigkeit zu spielen. Der Kerl sah beleidigend

*) Wir entnehmen auch diese Skizze dem Manuskript des unter der Presse befindlichen Buches: „Frau Eugenie“ von Eduard Pfeifer (Berlin, Concordia, Deutsche Verlags-Anstalt), um neben den Proben gemütvollen und satirischen Humors, wie wir sie im letzten Hefte geboten haben, auch die dem Autor eigentümliche Tonart des phantastischen Humors durch ein Beispiel vorzuführen. Die Red.

vergnügt aus und liebäugelte ununterbrochen mit meinen Cigarren. Wie gern hätte ich ihm zugerufen: „Bitte, bedienen Sie sich doch, aber sehen Sie zu, daß Sie raus kommen!“ Doch das ging nicht, rufen konnte ich nicht mehr, und das war auch gar nicht notwendig. Denn der Mann schien meine Gedanken sofort erraten zu haben. Mit einem verständnisvollen, pfiffigen Lächeln trat er vom Fußende meiner Bahre, wo er bisher gestanden hatte, an meinen Schreibtisch, griff mit beiden Händen in meine aufgestapelten Upmanns, füllte sich damit seine sämtlichen Taschen, warf mir einen dankbaren Blick zu und ging mit der sehr richtigen Bemerkung ab: „Warum soll 'n Hausknecht nich ooch mal wat Feines roochen?“

Mein Wunsch war erfüllt. Ich war mit mir allein, und meine Seele sah forschend auf das bleiche, müde Antlitz, das vor kurzem noch ihre Empfindungen wiedergespiegelt hatte. In den graumelierten Resten, die mir in den Herbsttagen meines Lebens von der einstigen Fülle meines Lockenhaares noch geblieben waren, spielte der feuchtkühle Lufthauch, der durch das Fenster strich. Melancholisch hing mein Schnurrbart herab und bemühte sich, das bittere Lächeln zu verdecken, das sich wohl im Augenblick meines Abschiedes von Welt und Leben an meinen Mundwinkeln festgesetzt hatte. Sonst sah ich sehr friedlich, aber, was ganz gegen meinen Geschmack war, auch sehr sentimental aus.

Je länger ich mich in den Anblick des armen Kerls versenkte, der vierzig Jahre lang die nicht immer leicht erträglichen Launen meiner Seele geduldig ertragen hatte und der nun, seines Dienstes ledig, stumm und regungslos vor mir dalag, um so trauriger wurde mir zu Mute. Ich fühlte, wie sich die Reue an mich heranschlich, aber sie sollte mich nicht niederringen, nicht irre machen. Was ich gethan hatte, mußte sein.

„Nein, das mußte nicht sein!“ schluchzte eine Stimme neben mir. Es war Heinz, mein alter Freund Heinz, der unbemerkt von mir eingetreten war und weinend an meiner Bahre stand. Die Thränen rannen über seine bärtigen Wangen herab, und immer wieder schüttelte er, wie das so seine Art war, wenn ihm etwas nicht paßte, sein blondes Germanenhaupt. Er ergriff meine Hand, drückte sie fest in der seinen, sah mich dabei lange und vorwurfsvoll an und sprach dann leise vor sich hin: „Das hast Du nicht gut gemacht, alter Junge! Das war kein geistvoller Schwabenstreich, das war dumm, lieber Freund, unglaublich dumm! Und das um dieses Weibes, um dieser Puppe willen! Du armer, armer Narr!“

Er drückte mir einen Kuß auf die Stirne und ging.

„Holla! Hier geblieben, mich anhören, für Deine Thränen, die Dir Gott vergelten möge, heißen Dank, aber höre mich, Du hast unrecht, lieber Heinz!“

Aber Freund Heinz hörte nicht, weil er mich nicht hören konnte. Unter der Thüre sandte er mir noch einen langen wehmutsvollen Blick zu, dann fuhr er sich mit der Hand über seine treuen Augen und wankte hinaus.

Also meine Selbsterlösung war eine unglaubliche Dummheit. Nein, alter Freund, Dein hartes Urteil trifft mich nicht! Hätte ich vielleicht mein Leben verseufzen, in den Fesseln verschmachten sollen, in die dieses rätselhafte Weib mein ganzes Fühlen und Denken geschlagen? Wäre das gescheidt und vernünftig gewesen? Wer war ich denn noch? Ein willenloser Sklave ihrer Launen. Und diese unwürdige Rolle hätte ich weiter spielen sollen? Nein und tausendmal Nein! An guten Ratschlägen hast Du es, mein lieber, treuer Heinz, allerdings nicht fehlen lassen. Du hast mich gewarnt vor dieser strahlenden Schönheit, die Dir kalt und seelenlos erschienen ist, hast mich gewarnt vor dem zaubervollen Aufleuchten dieser blauen Märchenaugen, deren berückender Reiz für Dich lediglich eine optische Erscheinung, ein interessanter, aber durchaus nicht ungewöhnlicher Lichteffekt einer hochgewölbten Iris gewesen ist, Du hast mich bestürmt, dem Banne dieser Täuschung zu entfliehen, aber Du weißt nicht, daß mein ganzes Leben nur noch von der einen Sehnsucht beherrscht war, in diese Augen zu sehen, an ihren Blicken mich zu berauschen. Und wenn ich bis ans Ende der Welt geflohen wäre, diese Augen würden mir auch dort meinen Seelenfrieden geraubt haben, wie sie mich jetzt noch im Banne halten, wo ich an der Pforte der Ewigkeit stehe. Ach, alter Freund, Du hattest gut raten, Du konntest leicht den Überlegenen, den Warner spielen, denn was wußtest Du von der grenzenlosen, wahnsinnigen Liebe, die mich mit tausend Armen zu dieser Frau hinriß. Du sahst in ihr ja nur die herzlose Kokette, die für jeden Mann, der sich von ihren Blicken berücken ließ und vor ihrer Schönheit das Knie beugte, dasselbe verheißungsvolle Lächeln, die gleiche Huld übrig hatte. Nun ja, der Schein gab Dir ja Recht.

Sie alle, die ihr tägliches Gefolge bildeten, wurden von ihr mit gleicher Liebenswürdigkeit behandelt, mit denselben Lockspeisen gefüttert: der lüsterne Faun mit dem schwermütigen Bariton, der naive, semmelblonde Berliner Millionär mit dem Kürbisschädel, der unwiderstehliche Gardeleutnant, dessen aufgezwirbelter Schnurrbart das einzig Bemerkenswerte an seiner Persönlichkeit war, der unvermeidliche Violinvirtuose, dem zur Berühmtheit nur die Kleinigkeit fehlte, daß sein mittelmäßiges Können mit seiner maßlosen Eitelkeit gleichen Schritt hielt, dann der Dekadent mit dem hohen Stehkragen und seinen Gedichten von rührender Form- und Gedankenlosigkeit und endlich ich — „unter Larven die einzig fühlende Brust.“ Ein wenig sonderbar war ja diese Eskorte ihrer Schönheit, und ihre Zusammenstellung verriet wahrhaftig nicht den besten Geschmack. Allein, mein lieber Heinz, ein Frauenkenner bist Du, dem die Rätsel der Frauenseele niemals eines Lösungsversuches wert erschienen sind, nie gewesen und just die Frau, die mir alles und Dir nichts war, hast Du vollständig verkannt. Gewiß der Schein war gegen sie, aber er machte diese Sphinx mit dem wunderbaren Goldhaar nur noch rätselhafter.

Eine Sphinx“, höre ich Dich höhnisch lachen, „ja wohl eine Sphinx, die in nichts zerfließt, vor deren Hohlheit man erschrickt, wenn man das Rätsel ihres Wesens gelöst hat.“

Nein, Heinz, Du irrst, Du thust ihr bitter unrecht, Dein kurzsichtiges Auge reichte nicht in die Tiefen ihrer Seele. Ich wußte, was sie gelitten hat, und wenn sie auch nie darüber gesprochen, was sie von ihrem Manne getrennt hat, ich ahnte es, mir sagte es die stille Wehmut, die so oft ihr heiteres Lächeln verscheuchte. Und ich war ihr mehr als die anderen, mich liebte sie, ja sie liebte mich so heiß und innig, wie ich sie liebte und sie würde mir das Geheimnis ihres Herzens, das mir ihre Blicke längst verraten hatten, eines Tages frei bekannt haben, wenn ich die Geduld gehabt hätte, noch zu warten, und die Kraft noch besessen hätte, die Folterqualen, die mir ihre Verschlossenheit und ihr Stolz bereiteten, länger noch zu ertragen.

Nun mag sie bereuen, daß sie es nicht über sich gewann, sich für besiegt zu erklären, nun mag sie kommen und an meiner Bahre niedersinken und händeringend um Vergebung flehen. Ihre Thränen werden mir Labsal sein, an ihrem Schmerz will ich mich weiden, ihr Leid soll mein Triumph sein. Ja, Heinz, sie wird kommen, da sie kommen muß!

Doch horch! Ein silberhelles Lachen! War das nicht ihre Stimme, die da kichernd zum Fenster hereindrang? Mit einem Satze war ich, will sagen meine Seele, an der Fensterbrüstung und was ich von dort gewahrte, war das Grausamste, was mir auf dieser Welt noch begegnen konnte, war eine Enttäuschung so furchtbarer Art, wie ich sie im Leben nie erlitten.

Die Frau, die mich in den Tod getrieben, stand lachend wie der helle Morgen draußen im Hotelgarten dicht vor meinem Fenster und scherzte voll sprudelnden Übermutes mit ihren Trabanten.

„Ich bitte Sie, meine Herren,“ rief sie belustigt aus und warf dabei jedem ihrer Begleiter einen ihrer Flammenblicke zu, „ich bitte Sie, das ist ja die höchste Geschmacklosigkeit, mit vierzig Jahren — und so alt ist doch unser gemeinsamer Freund — spielt man doch keine Werter-Rolle mehr, das ist ja abscheulich sentimental, das ist ridicul, jawohl ridicul!“

Eine namenlose Wut erfaßte mich, ich stürzte mich auf meinen Leichnam, packte ihn an der Kehle — ja, ja, das sollte meine Rache sein — ich wollte mir den Kopf abdrehen und ihr meinen Schädel vor die Füße werfen.

Da plötzlich, ein furchtbarer Schrei. Donner und Doria! was ging da vor? Das war ja meine eigene Stimme, die diesen gellenden Schreckensruf ausstieß. — Und wie kam denn das? Mit beiden Händen hielt ich krampfhaft meinen Hals umspannt und sah mit einem Male mit klaren Augen in das helle Sonnenlicht, das mein ganzes Gemach erfüllte. Ich schüttelte und rüttelte mich, setzte mich in meinem Bett auf und mußte zu meinem Erstaunen feststellen, daß ich lebte. Vorsichtshalber warf ich noch einen Blick auf den Schreibtisch, aber von der Pistole, die dort hätte liegen sollen, war keine Spur vorhanden. Natürlich, wie wäre sie auch dahin gekommen, ich besaß ja gar keine Schußwaffe.

Also alles nur ein Traum. Ich rieb mir die Augen und atmete erleichtert auf. „Aber zum Kuckuck!“ redete ich mich selber an und sprang mit gleichen Beinen aus dem Bett heraus, „wie kannst Du, alter Junge, nur so dummes Zeug träumen?“ Sollte am Ende die blonde Hexe — Na, war ich denn wirklich schon so weit? Ich lachte, daß die Wände zitterten. Dann nahm ich mich aber doch bei der Nasenspitze und ging mit mir ins Gebet.

Als ich mit meiner Toilette fertig war, den letzten Rest meiner Theeschale geleert und meine Morgencigarette ausgeraucht hatte, war ich auch mit der Erforschung meines Gewissens zu Ende und das Ergebnis war leider die Feststellung, daß ich alle Ursache hatte, auf mich aufzupassen. Ja wohl, ich mußte mir offen und ehrlich eingestehen, daß ich auf dem besten Wege war, mich über beide Ohren zu verlieben. Frau Kitty war ein reizendes Geschöpf. Mochte mein alter Freund Heinz ihre Koketterie und ihre Eitelkeit auch unverzeihlich finden, sie war darum doch von bezaubernder Schönheit und ihre blauen Märchenaugen hatten mir's angethan. Das stand fest.

Mir wurde bei dieser unheimlichen Entdeckung ganz seltsam zu Mute, und nicht in der rosigsten Laune trat ich meinen Morgenspaziergang auf der Strandpromenade an. Als ich in die Nähe des Musikpavillons kam, erblickte ich Frau Kitty mit ihrem Cortege. Ich hatte gute Lust umzukehren, aber sie hatte mich bereits bemerkt und winkte mir mit ihrem Sonnenschirm. Mich überkam ein eigenartiges Gefühl, als ich ihre Hand ergriff und sie küßte. Sie sah in ihrem weißen Musselinkleide entzückend aus, und ihre Augen leuchteten wie der junge Tag; aber merkwürdig, ihre Flammenblicke, die mich noch gestern bezaubert hatten, schienen über Nacht ihre berückende Wirkung verloren zu haben. Ich mußte fortwährend an meinen Traum denken. Ohne daß ich es wollte, begann ich nun Frau Kitty zu studieren, ihr Wesen zu analysieren, und noch ehe eine Woche verstrichen, war der Zauber, den sie auf mich ausgeübt hatte, in nichts zerronnen. Das Rätsel dieser blonden Sphinx war für mich in dem Augenblicke gelöst, da ich die Erkenntnis gewann, daß die tiefempfindende Seele, die aus den Augen dieser Frau zu mir sprach, nur eine Illusion, nur ein Geschöpf meiner Phantasie war. Mein unglückseliger Idealismus, der diese seelenlose Schönheit so wunderbar beseelte, diese eitle Puppe zu einer träumerischen Madonna umgestaltet hatte, war wieder einmal schiffbrüchig geworden. Aber auch ein Schiffbruch kann zuweilen eine Errettung sein.

Als ich wieder mein Winterquartier bezogen und das schöne Meerweib längst vergessen hatte, erhielt ich die Nachricht, daß Frau Kitty den semmelblonden Berliner Millionär, den Mann mit dem Kürbiskopf, mit ihrer Hand „beglückt" habe. Er war der reichste und der naivste ihrer Verehrer. Der Faun mit dem schwermütigen Bariton und der Gardeleutnannt mit dem aufgewirbelten Schnurrbart wurden ihre Hausfreunde.

In meinem Herzen habe ich dem Gott der Träume einen Altar errichtet — aere perennius.

Aphorismen.

Von Hans Roeder.

Nur aus dunkeln Wetterwolken quillt der Segen
für die Saat;
Nur in sturmgegrüßten Herzen keimt die wahre Edeltat.

*

Ideen lassen sich nicht kommandieren,
Sie kommen ungerufen und revoltieren.

*

Wer den Hering will, muß auch die Gräten mit in den Kauf nehmen.

*

Und zaust auch der Zweifel das Glück an den Ohren;
Der Zweifel allein hat die Wahrheit geboren.

*

Der Glaube ist der Engerling,
Der sich zur Puppe verspinnt,
Bis daß daraus als Schmetterling
Das Wissen zum Licht entrinnt.

*

Man lebt, um sich das Leben abzugewöhnen.

*

Ein schwankender, watschelnder Gang ist auch ein sicheres Anzeichen für einen Charakter, der zum Wackeln neigt.

Den Trost und Hoffnung Entblößten
Mag fromme Demut trösten;
Doch wenn es mangelt an Brot,
Dann hilft sie nicht aus der Not.

*

Und wenn sich auch die Wolken türmen,
Wutschnaubende Orkane stürmen;
Es scheint doch in dies Jammerthal
Die Kunst als lichter Sonnenstrahl.

*

Leider ist in dieser Welt ein krummer Buckel gewöhnlich ein in jedem Sinne des Wortes hervorragendes Talent.

*

Es wird sich Dein Herz verhärten wie spröder
Marmorstein,
Fällt nie aus den Rosengärten der Liebe ein Strahl
hinein.

*

Das Lachen entstammt dem Teufel,
Vielleicht auch den Engelein;
Die Thränen jedoch ohne Zweifel,
Die sind von Gott allein.

Der Scheik.

Von Alfred Klaar.

Tief unten wo im Orient,
Wo man Kultur und Recht nicht kennt,
Begegnet mir ein Beduine,
Dem Leid geprägt ist in die Miene.

„Mit Euch der Frieden alle Tage!
Doch, scheint es, Freund, Ihr habt ihn nicht.
Giebt Euer Scheik Euch Grund zur Klage?“

Da zuckt's ihm schmerzlich durchs Gesicht:

„O Herr, bei allen unseren Toten,
Das ist der härtste der Despoten.
Vernichtung schwor er einst uns Allen.
Was nur im Lande lebt, muß fallen,
Und völlig fehlt dabei die Norm,
Die doch so sehr den Menschen frommt,
Gerichtet wird ganz ohne Form,
Getötet wird, wie's eben kommt.“

„Um Gott, wie mögt Ihr das ertragen?“
„Wir sind wie vor den Kopf geschlagen,
Wie Fieber wühlt's uns im Gebein,
Auf Borg ist unser ganzes Sein,
Zum Tod verurteilt sind wir Alle,
Nur, daß dem Herrscher nicht beliebt,
Daß er uns je Gewißheit giebt,
Wann der, wann jener kommt zu Falle.“

„Denkt Ihr nicht dran, Euch zu erheben?
Wird nicht geklagt, gekämpft, gelobt?“ — —
„Ach nein, wir haben uns ergeben
Und seufzen: Allah sei gelobt!“

Am Iberg.

Von Hans M. Grüninger.

Die Kappler Berge stehn in grüner Tracht;
Im Acherthal verblühten schon die Kirschen,
Und an den Halden lockt die warme Sonne
Schon Samen aus den Reben, voller Hoffnung.
Die Hornisgrinde liegen klar und rein;
Nur eine weiße Stelle zeigt noch Schnee;
Dort hält der Winter einzig Stand dem Frühling,
Nachdem er seine Zelte abgebrochen —
Weitum im Lande hat er sich verschanzt
Am schatt'gen Hang, geschützt vom Mummelsee.
Nicht lang' mehr und er giebt sein Spiel verloren
Und zieht mit Ehren ab, schon sinnt er drauf,
Und nimmt Quartier im dunklen Mummelsee
Den Tannen dicht umschatten, wo kein Fischlein
Gedeiht, doch Nixen wohnen auf dem Grunde.
Der Wäldler heißt sie Mummeln; in den Nächten,
Wenn hoch am Sommerhimmel glänzt der Mond,
Entsteigen sie den Wassern und am Ufer
Beginnen sie zu tanzen, wild und schön.
Kein Menschenauge sah sie ungestraft;
Erblinden muß das Aug', das sie gesehen.
Bei diesen hält der Winter Sommerfrische,
Um neugestärkt zu seiner Zeit zu kommen.

So war es Frühling denn im weiten Schwarzwald;
Doch traurig tönten Kappels alte Glocken.
Vom stolzen Hof am Iberg oben wallte
Ein Zug zu Thale, größer ging noch keiner
Zum Friedhof, seit es Jemand ist gedenk.
Von allen Höfen, allen Zinken, Thälern,
Von Ottenhöfen, Furschenbach und Kappel,
Ja selbst der Amtsstadt, Achern, waren sie
Gekommen, Freunde, Sippen, Bauern, Herren,
Sogar der Amtmann schritt im Zuge mit
Und gab die letzte Ehr' dem Ibergbauern.
Und Salv' um Salve, Böllerschuß um Schuß
Erschallte, Trommelschlag und Grabmusik,
Als trüg' man einen General hinaus.
Denn auch den Feldzug hat der Ibergbauer,
Den siebz'ger mitgemacht und brav gefochten
Bei Nuits und Belfort, an der Lisaine Ufer,
Wo Badens junger Herr sich hohen Ruhm
Erworben, hindernd Frankreichs Einbruch. Wilhelm,
Ihr Herzog, holte sich die Ehrenwunde,
Und Degenfeld und Werder führten sie.
Der Ibergbauer aber kam gesund
Und heil nach Haus, trotz aller Fährlichkeiten.
Dankbaren Sinnes stiftet' er ein Kreuz
Am Weg, der führt zu seinem Hofe aus
Dem Thale, wo die wilde Acher rauscht,
Und der seit undenkbaren Zeiten seinem
Geschlechte angehörte, stets vererbt.
Nun horch, was ihm beschieden war daheim.

Mit ihm war aufgewachsen auf dem Hofe,
Dem reichen, eines armen Knechtes Kind;

's Mariele, brav und schaffig, ungleich völlig
Dem Vater, einem übeln Müßiggänger,
Dem Schnaps ergeben mehr als jeder Arbeit,
Und der sein Weib zu Tod gequält mit Roheit.
Wie kann vom Schlehstrauch eine Kirsche kommen,
Die süße Frucht vom sauren, schwarzen Dorne?

Sei wie ihm wolle, die Marie war brav
Und lieb, daß auch die rohsten Knecht' und Mägde
Es lieb gewannen und ihm nicht mißgönnten,
Daß es der junge Bauer als sein Ehweib
Heimführte, als er aus dem Krieg zurückkam.
Sein Vater war gestorben unterdessen;
Die Mutter liebte sie als eignes Kind
Und war dem Wunsch des Sohnes nicht entgegen.
„Gottlob", sprach sie, „Du hast ja nicht zu schauen
Auf Geld und Gut, uns hat ja reich gesegnet
Der Himmel; unser Hof ist schöner als
Nur einer und das Maidle fromm und brav;
Nimm sie und halte sie in Ehren allweg."

Ihr Vater aber, den das Glück der Tochter
Nicht besser machte, nahm sich mehr und mehr
Heraus und spielte fast den Herrn im Hofe.
Nicht zwei Herrn aber kann ein Hof gebrauchen;
Ein Wille muß gebieten, soll der Hof
Bestehen, soll gedeihen all' die Arbeit,
Die hart und unbeugsam der Tag begehrt,
Und die gethan sein muß zu ihrer Zeit.
Nicht steht ja still die Zeit; versäumt ist auch
Verloren immer, also muß ein Herr
Gebieten und die Arbeit weisen jedem:
Gesind' und Ehe halten und sich selber.

An einem Junimorgen, als das Heu
Schon eingeheimst, und auf die kahlen Stoppeln
Des Bergbachs Wasser flossen, die der Bauer
In Gräben faßte und die Matten tränkte,
Damit sie Nahrung zögen für das Öhmd,
Beging der Ibergbauer seine Wiesen,
Die, weithin ausgebreitet, seinen Hof
Umgaben. Seine junge Frau war bei ihm;
Denn ihre Zeit war bald und ungern ließ sie
Ihn von sich, froh mit ihm zu gehen und
An seiner Seite hinzuschreiten; glücklich,
Bei ihm zu sein, zufrieden, ihn zu sehen.
So lehnte sie sich glücklich an das Kreuz,
Das er, vom Kriege heimgekehrt, errichtet,
Und dankte Gott und bat den Sohn Erlöser,
Der kunstvoll ausgehauen niedersah
Auf sie, wie sterbend einst auf seine Mutter,
Daß er ihr beisteh' in der schweren Stunde.
Und sah beglückt dann wieder auf den Mann,
Der durch die Wiesen ging, die Gräben öffnend,
Als plötzlich rief des Vaters Stimm', mißtönig,
Der schon am frühen Morgen sich in Schnaps
Berauschte. „Du! He! Du! Dein Vater ruft!
Kennst Du ihn nicht mehr, seit Du Bäurin worden
Im Iberghof und gar so stolz einhergehst?
Was wär' der Pfau dagegen in der Mühle!
Und lieber ganz vergäßest, wo Du her bist.
Geh heim und koche Deinem alten Vater
Die Morgensuppe, soviel hat er doch
Um Dich verdient, was hockst Du müßig hier
Und schaust dem ekeln Bauern nach? Steh auf,
Geh heim! mach schnell! steh auf! mach schnell! geh heim!"
Und wütend, sich im Rausch erbitternd, riß er
An ihrer Schulter. Schwach und hilflos saß sie
Und konnte sich nicht regen, wie gelähmt,
Und keine Antwort geben, wie verstummt.
Und wieder schrie der Unhold: „Auf! geh heim!"
Und schlug mit roher Faust auf sie, die Arme,
Und ließ nicht ab von ihr, trotz ihrem Wimmern,
Und ließ nicht ab von ihr, als dräuend nahte
Ihr Mann. Da hob der junge Ibergbauer
Die Haue, und sie traf nur allzugut
Den Alten an die linke Schläfe. Nicht war
Der Schlag geführt mit Absicht, nur zur Abwehr.
Der Alte aber sank darnieder, tot . . .
Des eignen Weibes Vater schlug er tot.

Vier Wochen drauf kam er von Offenburg,
Vom Schwurgerichte freigesprochen, heim.
Doch nicht kam ihm sein liebes Weib entgegen;
Sie ruht' im Gottesacker lang schon aus,
Mit ihrem Leben zahlte sie des Vaters
Unthat und eines Söhnleins frühes Leben.
O reicher Ibergbauer, armer Mann!
Was soll das Leben fürder noch für Dich?

Nach dreißig Jahren trägt man ihn zu Grabe
Und läuten ihm die Sterbeglocken heute,
Die er so oft ersehnt. Doch treuen Herzens
Hat er dem Kind gelebt und seinem Hofe.
Die Nachbarn hatten ihm den Stab vertraut,
Stabhalter war er, Keiner war je besser.
Mit Ernst und Fleiß hat er sein Amt versehen,
Hat weitum Eintracht unter den Genossen
Befördert, jeden Streit hintangehalten,
Und seines Wirkens, seines Waltens war
Kein Ende. Armen Witwen schaffte er
Und ihren Kindern Arbeit, daß sie Not
Nicht kennen lernten, wohlverdienten Lohnes
Sich freuen konnten, nicht Geschenke brauchten.
Wie folgen sie dem Sarge weinend nach;
Wie beten sie für ihn, als ihren Vater!
Mit stiller Freude ist er hingegangen
Des Wiederseh'ns gewiß mit seinem Weibe.

Waldesrauschen.

Oft erwache ich des Nachts
Von des Waldes Rauschen,
Und dann sehe ich Dich still
Aus dem Fenster lauschen.

Leise zieh' ich Dich an mich,
Dir mein Glück zu sagen —
Alle Stimmen schweigen nun
Nur die Herzen schlagen.

Kurt Münzer.

Das Liedel.

Heut hab' ich Dir im Gehn geklagt,
Daß sich kein Liedel zu mir mehr wagt.

Warm fühlt' ich Deinen Mund mir nah,
Nun ist das Liedel auf einmal da.

Das Liedel ist gar nicht feierlich,
Das Liedel ist so wie Du und ich.

Es trägt ein buntes Werktaggewand
Und hält eine Blume in der Hand.

Und was das kleine Liedel mir spricht
Von Dir, von mir; ist wahr und schlicht:

. . „Sie ist Dein lieber Sonnenschein
Und leuchtet Dir Deine Tage rein.

Sie webt um Dich die ganze Nacht
Und ist bei Dir, wenn Du erwacht . . .

Dir ist sie, weiß ich, wohlgesinnt;
Dich liebt sie wie der Strauch den Wind —

Der streichelnd um die Stirn ihm greift
Und seine goldnen Blüten streift.

Die Welt ist lieber Dinge voll.
Wer weiß, was der Lenz Euch bringen soll . ."

So lachte das Liedel und lief übers Feld;
Hätt' gern einen Gruß noch mitbestellt!

Paul Wertheimer.

Erinnerung.

's war ein stilles Glück an stillem Tage,
's war ein Glück wie eine frohe Sage
Aus entschwundner Zeit.

Und Du hieltest traulich mich umschlungen.
Wußten nichts noch von Erinnerungen
Wußten nichts von Leid.

Und wir tranken, statt aus Goldpokalen
Unsere liebesroten Lippenschalen
Überselig leer.

Langsam schritten wie zurück ins Leben,
Wollten alles uns noch einmal geben,
Nahmen immer mehr.

Über uns und um uns tiefes Schweigen
Nur die Nelke brannte in den Zweigen
Unserer Heimlichkeit.

's war ein stilles Glück an stillem Tage,
's war ein Glück wie eine frohe Sage
Aus entschwundner Zeit.

Maja Matthey.

Juni.

Leis' über Nacht der Südwind kam,
Die Rosen zu erwecken.
Nun blühen sie so wundersam
Im Garten an den Hecken.

Weiß, gelb, scharlach- und purpurrot
Glänzt es an allen Wegen
Aus dunkelgrünen Blättern loht
Ihr Feuer mir entgegen.

Ein süßes Düften füllt die Luft
Und küßt mir Stirn und Wangen. —
Vom Rosenhang die Amsel ruft —
Mich faßt ein leises Bangen. . .

Du rosenreiche Herrlichkeit!
Wie bald wirst Du vergehen.
Und sorgengraues Winterkleid
Wird vor der Thüre stehen. . .

Heinrich Becker.

Versäumt.

Der Frühling jauchzte zum Fenster herein,
Ich saß in meinem Kämmerlein
Und weint' um meine Toten.

Ich klomm den steilen Pfad der Pflicht
Und pflückte des Sommers Rosen nicht,
Des Sommers Rosen, die roten.

Ich leerte den bitteren Kelch der Pein,
Trank nicht von des Herbstes berauschendem Wein,
Der in goldenem Becher schäumte.

Nun starrt der Winter in Schnee und Eis,
Nun da es zu spät ist, weiß ich es, weiß,
Daß ich das Leben versäumte.

Gisela Horn.

Bunte Reihe.

Ungedruckte Briefe von **Wilhelm von Humboldt, J. F. Castelli, J. L. Deinhardstein, Friedrich Rückert, Karl Immermann, Josef Freiherr von Auffenberg, Karl von Holtei, A. A. Graf von Auersperg (Anastasius Grün), Robert Blum, Ferdinand Freiligrath** und **Theodor Storm.**

I.

Bei aller Stetigkeit des Programms, die ihr gewiß in einem Maße nachzusagen ist, wie nicht vielen litterarischen Zeitschriften Deutschlands, hat die „Deutsche Dichtung“ doch im Laufe der Jahre mancherlei Wandlungen im Einzelnen erfahren. Zu dem Wenigen, was sich in der Form wie im Wesen völlig gleich geblieben ist, gehören die Publikationen wie die vorliegende: „kleine Illustrationen zur Litteraturgeschichte der neueren und neuesten Zeit“, wie einst kein Geringerer als Friedrich Theodor Vischer diese Veröffentlichungen ungedruckter Briefe der „Deutschen Dichtung“ charakterisiert hat. Innere wie äußere Gründe lassen uns im Wechsel der Zeiten an diesen Veröffentlichungen in der dem Leser gewohnten Form festhalten: im Zufluß an Stoff kann naturgemäß kaum je eine Ebbe eintreten und der freundlichen Zustimmung der Leser sind wir immer gewiß. So haben wir zuletzt vor Monatsfrist an dieser Stelle eine „Bunte Reihe“ von Dichtern und Gelehrten, Großen und Kleinen, ewig lebenden und bereits Verschollenen geformt und lassen heute eine andere folgen.

Wie zuletzt Alexander von Humboldt, so mag diesmal sein älterer Bruder Wilhelm, geb. 1767, die auch nun chronologisch geordnete Reihe eröffnen. In einem Stil, der lebhaft an den der huldvollen Handbillets erinnert, die der Olympier von Weimar an bittstellende Redakteure ergehen ließ, abweisend, aber verbindlich, versagend, aber nicht grausam jede Hoffnung abschneidend, schreibt der berühmte Begründer der vergleichenden Sprachwissenschaft an Johann Ludwig Deinhardstein, den Redakteur der „Wiener Jahrbücher für Litteratur“ auf dessen Einladung:

Die „Wiener Jahrbücher der Litteratur“ sind seit ihrem Entstehen auf eine so vortheilhafte Weise bekannt, daß mir Ew. Hochwohlgeboren gütiges Anerbieten, eine Arbeit von mir darin aufnehmen zu wollen, überaus schmeichelhaft gewesen ist. Leider aber bin ich mit den litterarischen Plänen, die ich auszuführen wünschte, noch so sehr zurück, daß ich es mir durchaus versagen muß, mich durch Nebenarbeiten zu stören. Ew. Hochwohlgeboren werden mir daher verzeihen, daß es mir unmöglich ist, mich zu einem Beitrage für die Jahrbücher bestimmt anheischig zu machen. Sollte mich aber ein günstiger Zufall zu einer Arbeit führen, welche ich der Aufnahme in die Jahrbücher würdig achten könnte, so darf ich mir wohl die Erlaubniß vorbehalten, Ihnen dieselbe anzubieten.

Empfangen Ew. Hochwohlgeboren die Versicherung meiner ausgezeichneten Hochachtung.

Humboldt.

Tegel, den 23. März 1831.

Humboldt blieb den „Wiener Jahrbüchern“ ferne; minder spröde erwies sich bekanntlich Goethe gegenüber den Bitten des Wiener Censors und Hofbeamten.

Im behaglichen Verkehr mit demselben Adressaten zeigen uns die folgenden Gedichte und Briefe den allzeit liebenswürdigen und begabten, aber leichtfertigen und von keiner Sorge, am wenigsten den Anfechtungen eines kritischen Gewissens angerührten Ignaz Franz Castelli. Deinhardstein war um dreizehn Jahre jünger als Castelli, gleich diesem Wiener und guter Leute Kind, gleich diesem Jurist und Beamter, gleich Castelli seiner Gesinnung nach von erdrückender Loyalität, aber im Übrigen durch keinerlei schwerfällige ethische Grundsätze eingeengt, also gleichsam von der Natur zum engen Anschluß an den älteren Genossen bestimmt. Auch ein gewisses Gleichmaß der Begabung vermochte ihre Beziehung zu einer dauernden zu machen; Beide waren ihrem dichterischen Naturell nach echte Sprossen ihres sangfreudigen Stammes, allerdings nicht eben besonders hervorragend und noch weniger zu ernstem, arbeitsvollem Streben geneigt, und es bedeutete im Grunde keinen allzu großen Unterschied des litterarischen Temperaments, wenn der Ältere, der Hauptsache nach, Dialekt-Dichter wurde und blieb, während der Jüngere sich immer entschiedener der Kunstdichtung zuneigte. Aber einen gewissen Gegensatz bedeutete dies naturgemäß doch und dieser prägt sich scherzhaft in den folgenden, bisher ungedruckten, aus Deinhardsteins Nachlaß stammenden Sonetten aus, die gegen Ende 1824 entstanden sind.

Castelli richtet an den jüngeren Freund den folgenden, nicht eben von erhabener Gesinnung zeugenden Sang:

An Deinhardstein
als Dank für die mir gegebenen Sonette unter
dem Haupt- oder Kopftitel: Passion.

Fernando! bist von falschem Licht umflossen
Kniest am Parnaß, — da leuchten Dir die Strahlen
Die Wesen, wie sie nicht erscheinen, mahlen,
Und schnell hast Du die Tinte ausgegossen.

Doch Ferdl! Deine Lieder bringen Qualen
Und liest sie auch ein Gläub'ger unverdrossen
Der ew'ge Will' hat anders es beschlossen
Wer sie geschaut, wird keinen Selam zahlen.

Drum flehe Freund! Dann steigt ein Engel nieder
Und wahre Poesie weht sein Gefieder
Und einen **Wieland** hält er in den Händen.

Da nimm ihn hin, er endet Deine Leiden
Fernando dann erkennt die wahren Freuden
Erkennt den wahren Dichter, — wird vollenden.

Auf gut Deutsch: Du bist auf einem falschen Berg, mein lieber Ferdl, steig herab.

J. F. Castelli.

Warum Castelli den jungen Freund „Fernando“ oder dann gut wienerisch „Ferdl“ nennt, wissen wir nicht, vielleicht geschieht es in Anspielung an die in der Überschrift genannten Sonette, die uns unbekannt geblieben sind. Durchaus klar aber ist auch ohne die Nachschrift in Prosa, was das Sonett dem jungen Dichter rät: vom himmelstürmenden Idealismus zu lassen und sich zur heiteren Muse eines Wieland zu bekehren.

Deinhardstein schrieb seine Antwort flugs auf dasselbe Blatt; sie lautet:

An Franz Ignaz Castelli
Grobes Sonett,
Über ein grobes, gegen ein feines.

Franziskus war von heil'gem Licht umflossen
Ihm goß der Herr in's Herz die Wunderstrahlen,
Doch Du, mein Franz, kannst nur Gemeines mahlen
Und weh! wenn Du Dich unrein ausgegossen!

Ignatius! wie kommen diese Qualen,
Bild' lang für manch Gemeinen unverdrossen,
Die bess're Meng' hat länger es beschlossen
Solch' Sudelwerk mit Gähnen zu bezahlen.

Ignatius! wie stehst Du gar so nieder
Dich reizt nicht des Fasanes Goldgefieder,
Du willst ihn nur gebraten in den Händen.

Mein Franz! mein Franz! wie groß sind Deine Leiden!
Ein Huhn, ein Schuldbuch, das sind Deine
Freuden; —
Ich bin Dir gut — wie! könntest Du vollenden!!

Mit anderen Worten (da man es nicht besser deutsch sagen kann), herab- ist leichter, als hinaufsteigen.

J. L. Deinhardstein
am 6ten Nov. 1824.

Das Sonett ist der Form nach, wie man sieht, nicht eben mustergültig, aber was seinen Sinn betrifft, so klar, daß sich jeder Kommentar erübrigt.

Noch zwei andere Zeichen des freundschaftlichen Verkehrs zwischen Castelli und Deinhardstein haben sich im Deinhardsteins Nachlaß erhalten. Zunächst sei das folgende, von Beiden gemeinsam verfaßte Sonett mitgeteilt, welches nicht durch seinen poetischen Wert seinen Platz an dieser Stelle verteidigen kann, wohl aber als charakteristisches Beispiel jener Reimspielereien, wie sie in der Zeit unserer Groß- und Urgroßväter im Schwange waren. Das Sonett, an dem abwechselnd der Eine und der Andere je eine Zeile schrieb, lautet:

An Zwei
von Zweien.
Stegreif Sonett auf einem Spaziergange gedichtet
von Castelli und Deinhardstein.

D.: Es will ihr Auge mir den Himmel zeigen,
C.: In ihnen gatten Feuer sich und Nacht,
D.: Ihr Lächeln gleicht dem Tag, wenn er erwacht.
C.: Das ihre ist der Mittagsglut nur eigen.

D.: Sie blüht wie Lilien in bescheid'ner Pracht,
C.: Wer kann mir solche Purpurrosen zeigen?
D.: Es spricht ihr Mund so lieblich selbst im Schweigen,
C.: Es schreit ihr M[illegible]l den Sieg in jeder Schlacht.

D.: Sie siegt und ist sich nie des Siegs bewußt,
C.: Sie lodert eine Flamm' in Schmerz und Lust.
D.: Ihr treues Herz schlägt mir in Lust und Schmerzen

C.: Ich Unbesonnener! mit Glut zu scherzen!
D.: Ein ew'ger Frühling wärmt an ihrem Herzen.
C.: Ein ew'ger Sommer glüht an ihrer Brust.

Das Sonett ist von Deinhardsteins Hand geschrieben, weist aber die eigenhändigen Unterschriften beider Dichter auf, ein Beweis, wie stolz Jeder auf seinen Anteil an dem Opus war.

Aus den vierziger Jahren des vorigen Jahrhunderts stammt das folgende Schreiben Castellis an Deinhardstein:

Lieber Bruder!

Du hast durch Deinen Aufsatz über mein Taschenbuch mir Deine Freundschaft öffentlich bewiesen, und ich danke Dir herzinnig dafür. Auf Revanche bei jeder sich darbiethenden Gelegenheit. Laß uns fest zusammenhalten, es ist bei dieser Zeit der Zersplitterung einzelner Kräfte sehr nothwendig.

Komm' doch Samstags in die Concordia. Man erwartet Dich dort, und ich bin überzeugt, Du wirst Dich unterhalten. — Auch ein Mittel zur Vereinigung!

Dein

J. F. Castelli.

Die „Concordia" war im Vormärz eine zwangslose Vereinigung von Wiener Schriftstellern, die sich trotz vielfacher Behelligungen seitens der Polizei, wenn auch unter wechselnden Formen, bis in das Jahr 1848 hinein behauptete.

Es liegt im Wesen der bunten Reihe, ungeheure Gegensätze neben einander zu stellen: Auf den erzfrivolen Castelli, der stolz von sich zu sagen pflegte, daß er, wenn auch nicht als Dichter, so doch als Zotenreißer unsterblich sei, folgt der ernste, priesterliche Friedrich Rückert (geb. 1788). Es liegen uns zwei bisher ungedruckte Briefe von ihm vor, der erste, an sich ganz unbedeutend, ist nur insofern von Wert, als er auf einen bisher kaum beachteten Fundort zahlreicher und wertvoller Arbeiten Rückerts hinweist: er war, solange Deinhardstein die Redaktion der „Wiener Jahrbücher für Litteratur" führte, ein eifriger Mitarbeiter dieser Zeitschrift. An Deinhardstein ist auch das nachstehende Billet gerichtet:

Erlangen, d. 18. Febr. 1832.

Euer Wohlgeboren

melde ich mit schönstem Danke, daß ich beide Sendungen Honorar für meine Anzeige v. Schlegels Ramayana, einmal 12 und einmal 11 Duk. erhalten habe, auch die erste Hälfte des Abdrucks, aber durch Desinfektionsstiche gänzlich verdorben. Dürfte ich Sie bitten, wann Sie mir durch Buchhandlungsgelegenheit die zweite Hälfte zukommen lassen, die erste noch einmal beizufügen?

Hochachtungsvoll Ihr ergebenster

Rückert.

Die Desinfektionsstiche waren natürlich ein Zeichen der damals über Europa schwebenden Cholera.

Der zweite Brief ist in Inhalt und Form für den Dichter-Gelehrten sehr bezeichnend und an seinen Verleger J. D. Sauerlaender in Frankfurt a. M. gerichtet. Er lautet:

Erlangen, den 8. März 1842.

Hochgeehrter Herr und Freund!

Ich melde zuerst den richtigen Empfang des Wechsels zu 800 fl. rheinisch auf Nürnberg, der aber noch nicht fällig ist, wie man meiner Frau sagte, als sie, um ihn zu erheben, nach Nürnberg fuhr. Es reut mich nur, daß ich mich auf diese Dinge, wovon ich nichts verstehe, eingelassen habe. Doch hoffentlich wird das Haus in Nürnberg nicht in den nächsten 8 Tagen falliren, und ein dortiger Freund hat versprochen, Alles ordentlich zu besorgen.

Daß Sie Barths Manuskript so gering anschlagen, thut mir sehr leid, da ich es sehr hoch halte. Vielleicht haben Sie's noch nicht recht erwogen. Zeigen Sie's doch Herrn Veit, daß er Ihnen sage, was darin für Kunstgeschichte allein steht, abgesehen von der Geschichte der Zeit und des Menschen. Diese Sachen haben unter einer rauheren, doch keineswegs abstoßenden und unschönen Hülle nicht weniger Kern als z. B. Göthes „Aus meinem Leben", was, von mir gesagt, viel sagen will. Barth wird Ihnen inzwischen selbst geschrieben haben, und ich wünschte, daß Sie sich mit ihm so verständigten, daß er auf den Fleck etwas erkleckliches bekäme, etwas aber, und zwar das meiste, vom Erfolg abhängig gemacht würde, der, wenn das Publikum kein ganzer Ochs ist, sondern nur ein halber, nicht fehlen kann. Wenn es aber bei Ihnen gar nicht Gnade findet, so will ich's Cotta'n antragen. —

Das ausführliche Register zu meinen Gedichten widerrathe ich, ja verbitte es. Es ist ganz gegen meine Ansicht und schad' um's Papier.

In Eile der Ihrige

Rückert.

Bekanntlich war unser Dichter in Geldsachen unbehülflich wie ein Kind, so daß ihn seine Freunde im Lauf der Zeiten, als er sich in immer schwerere Verwickelungen gebracht hatte, unter eine Art wohlwollender Kuratel setzen mußten. Auch die Eingangszeilen dieses Briefes deuten auf seine Ungeschicklichkeit in Geschäften. Statt sich den Wechsel Sauerlaenders auf ein Nürnberger Haus bei einem Erlanger Bankier diskontieren zu lassen, was mit geringen Kosten für die Diskontierung und dem Zinsenersatz bis zum Fälligkeitstermine verbunden gewesen wäre, läßt er seine Frau zu dem Zwecke eigens nach Nürnberg reisen, von wo sie, da der Wechsel noch nicht fällig ist, gänzlich unverrichteter Dinge hätte heimkehren müssen, wenn nicht ein Nürnberger Freund des Dichters auf den gloriosen Einfall gekommen wäre, den Wechsel bis zum Fälligkeitstermin aufzubewahren.

Der zweite Teil des Briefes erinnert an eine merkwürdige Persönlichkeit aus dem nächsten Kreise unseres Dichters. Karl Barth, Rückerts „Lieber Freund und Kupferstecher", 1787 in Thüringen geboren, zunächst Goldschmiedgeselle, dann Zeichner und Kupferstecher, hatte die Bekanntschaft Rückerts in Rom gemacht, der ihn dann auch als Dichter einführte. Ebenso blieb er in der Folge mit dem Künstler, der sich in Hildburghausen niedergelassen hatte, in freundschaftlicher Verbindung. Wie aus diesem Briefe ersichtlich, hatte Barth auch eine Art Selbstbiographie geschrieben, zu deren Verlags-Übernahme nun Rückert den ihm befreundeten Frankfurter Verleger zu bestimmen suchte. Daß er dabei an Lob nicht sparte, ja sich sogar durch das Werk des wackeren Kupferstechers an Goethes Meisterwerk erinnert fühlte, erklärt sich wohl ebenso durch seine Freundschaft für den Verfasser wie durch seinen Mangel an Kritik; weder im Schaffen anderer noch in seinem eigenen wußte der Dichter Gutes von minder Gutem zu unterscheiden. Was aus dem hier erwähnten Manuskript Barths geworden ist, wissen

wir nicht zu sagen; gewiß ist, daß ein derartiges Werk weder bei Sauerlaender, noch bei Cotta erschienen ist. Es findet sich aber auch in den bibliographischen Hilfswerken, die Verzeichnisse von Barths Schriften bringen, überhaupt nicht erwähnt, scheint also Manuskript geblieben zu sein. Der Künstler starb 1853 in geistiger Umnachtung.

Für Rückert sehr charakteristisch ist auch der Schluß des Schreibens. Die Ausgabe seiner Gedichte, die Sauerlaenders Verlag war, war allmählich, durch immer neue Zuthaten, die nicht immer auch poetische Goldkörner waren, zu einem gewaltigen Umfang gediehen, und der Inhalt wurde auch durch den Mangel an Unter-Abteilungen immer schwerer übersehbar. Darum wollte der Verleger ein alphabetisch geordnetes Verzeichnis der Vers-Anfänge beifügen, um die leichtere Benutzung des Buches zu ermöglichen. Obwohl dies im Interesse des Buches lag und dem Dichter keinerlei Bemühung auferlegte, verbot Rückert, wie wir sehen, die Beigabe auf das Entschiedenste. Über die Gründe sprach er sich nicht aus, vielleicht wäre es ihm schwer gewesen, sie zu formulieren. Wenn irgend einer, so war er ein Stimmungsmensch und in kleinen Entschließungen von der Gunst oder Ungunst der Stunde geleitet.

Von Karl Immermann (geb. 1796) liegen uns vier Briefe vor, sämtlich auf seine Mitarbeit an den „Wiener Jahrbüchern für Litteratur" bezüglich und an Deinhardstein gerichtet. Der erste lautet:

Beifolgend übersende ich ganz ergebenst, infolge früherer Verabredung die Kritik der Beerschen Tragödien für die Jahrbücher mit der Bitte, den Abdruck baldgefälligst veranlassen zu wollen. Sehr angenehm ist mir die Aufforderung des Herrn Professors Deinhardstein vom 1. December v. J. auch ferner Beiträge für die Jahrbücher zu liefern, gewesen. Ich werde gern hin und wieder Arbeiten für das Institut, welches sich durch Gründlichkeit, Würde und Anstand so sehr auszeichnet, liefern. Zunächst erbiete ich mich

1.) zu einer Kritik von L. Uhlands Gedichten, wenn die zu erwartende neue Ausgabe derselben erschienen seyn wird,

2.) zu einem vergleichenden Aufsatze über die neuerdings publicirten Briefsammlungen von Forster, J. H. Voß, Schiller und Goethe, sobald die letzteren Werke herausgekommen seyn werden. Diese Arbeit würde insbesondere den Zweck haben, die Kultur- und Geistesverhältnisse, welche aus den drei Sammlungen sich ergeben, nach ihren Verschiedenheiten, und nach den doch stattfindenden Übereinstimmungs-Punkten darzustellen.

Mit mannigfachen Planen und Arbeiten beschäftigt, würde ich zwar keine Ablieferungszeit ganz bestimmt angeben können. Doch glaube ich, daß es mir möglich seyn wird, beide Aufsätze im Laufe des Jahres 1830 einzusenden.

Einer gefälligen Entscheidung über diese Anträge entgegensehend, unterzeichne ich mich

ganz ergebenst

Düßeldorf Immermann.

den 1. Januar 1830.

(Die Anonymität muß ich mir vorbehalten).

Der Brief bedarf keines Kommentars; erwähnt sei nur, daß Immermann bereits von dem Vorgänger Deinhardsteins in der Redaktion der „Jahrbücher", dem Slavisten Kopitar, zur Mitarbeit herangezogen worden war.

Deinhardstein war, wie auch aus zahlreichen früher an dieser Stelle veröffentlichten Briefen an ihn hervorgeht, nicht eben ein Muster von Exaktheit in der Erfüllung seiner allerdings zahlreichen Pflichten. Daraus erklärt sich, daß auch Immermann als zweites Schreiben das nachstehende an ihn richten mußte:

P. P.

Durch geehrtes Schreiben Einer Hochlöblichen Redaction vom 1. December 1829 zur Theilnahme an den Jahrbüchern eingeladen, übersandte ich vor länger als Jahresfrist eine Kritik von M. Beers Dramatischen Arbeiten; deren Aufnahme vom früheren Redacteur, Herrn Professor Kopitar mittelst Schreiben vom 11. November 1829 versprochen worden war.

Indessen ist der Abdruck bis jetzt nicht erfolgt. Ich beehre mich deßhalb, ganz ergebenst anzufragen, ob etwa jene Arbeit dort nicht eingegangen sey? und im Fall, daß der Eingang erfolgt ist; wann nun der Abdruck geschehen werde?

Über beides bin ich so frei mir gütige Antwort zu erbitten.

Einer Hochlöblichen Redaction

ergebenster

Düßeldorf Karl Immermann.

d. 7. Februar 1831. Landes-Gerichts-Rath.

Nachdem die Rezension über Beers Tragödien erschienen war, ließ Immermann das nachstehende neue Anerbieten folgen:

Ew. Wohlgeboren

befrage ich ganz ergebenst, ob Dieselben eine Kritik über W. Alexis Novellen 4 Bände von mir in den Wiener Jahrbüchern aufzunehmen die Güte haben würden?

Der Artikel würde zwar umfassend seyn müssen, jedoch Einen Bogen nicht überschreiten. Im Fall Ew. Wohlgeboren bejahend antworten, werde ich denselben bis Ostern einsenden.

Mit vorzüglicher Hochachtung

Ew. Wohlgeboren

ganz ergebener

Düßeldorf K. Immermann.

den 2. Februar 1832.

Diesmal war es Immermann, der zögerte, während Deinhardstein mahnen mußte, wie aus dem

folgenden vierten und letzten Schreiben Immermanns an Deinhardstein, das sich in Deinhardsteins Nachlaß vorgefunden hat, hervorgeht:

Ew. Hochwohlgeboren

haben mich durch Herrn Professor Breuer an die Rezension von Willibald Alexis Novellen erinnern lassen. Ich muß allerdings wegen meiner Säumniß sehr um Verzeihung, zugleich aber nun auch noch bitten, daß Sie mir gefälligst noch etwas Zeit lassen wollen, da ich den so eben erschienenen Roman: Cabanis, desselben Verfassers in den Aufsatz mit aufzunehmen wünsche. Der Aufsatz wird dadurch um so umfassender. Hoffentlich ist die Erweiterung desselben in dieser Art Ew. Hochwohlgeboren nicht ungelegen.

Zugleich beehre ich mich, Ew. Hochwohlgeboren meine letzten beiden Arbeiten als Zeichen aufrichtiger Hochachtung beifolgend zu übersenden.

ganz ergebenst

Düßeldorf Immermann.

d. 8. November 1832.

Bemerkenswert ist immerhin, daß der liberale Immermann die Verbindung mit dem reaktionären Organ des Fürsten Metternich aufrecht hielt; die Hochachtung, die er als Kritiker wie als Politiker dem Senior und Dramatiker Deinhardstein entgegenbrachte, darf nicht zu ängstlich auf die Wagschale gelegt sein.

Gleichfalls an Deinhardstein gerichtet ist das nachstehende Schreiben des Freiherrn Josef von Auffenberg (geb. 1798), des Verfassers zahlreicher, einst viel aufgeführter Dramen, der damals nach mancherlei Irrungen und Wirrungen einen gedeihlichen Wirkungskreis als Leiter des Karlsruher Hoftheaters gefunden hatte. Der Brief lautet:

Carlsruhe 12. December 1830.

Hochzuverehrender Freund!

Erlauben Sie mir daß ich Sie so nenne, nachdem mir das Glück zu theil worden Ihre persönliche Bekanntschaft zu machen, und mit Ihnen einige, (leider diesmal so wenige) vergnügte Stunden zu durchleben! Ich benutze die Gelegenheit wo durch die Oekonomie-Verwaltung Ihnen das Honorar für Maximilians Brautzug übersendet wird, mich Ihnen wieder in Ihr freundliches Gedächtnis zurückzurufen.

Ihr schönes Schauspiel wurde nach Kräften ausgestattet, und mit großem verdienten Beifall aufgenommen!

Jetzt ist gottlob meine Alhambra ganz heraus; sammt dem Renegaten, letzterer bei Sauerländer in Frankfurt a. M. Ich will nun abwarten was darüber gesagt wird — ehe ich wieder an etwas gehe.

Um Ihre fernere freundliche Gewogenheit und Zuneigung bittend — bin ich mit großer Hochachtung und Verehrung

Ihr gehorsamster Freund
und Diener v. Auffenberg.

Deinhardsteins romantisches Drama „Erzherzog Maximilians Brautzug“ ging damals über die meisten deutschen Bühnen. Später hat Gustav Freytag in seiner „Brautfahrt“ annähernd denselben Stoff behandelt. Die beiden Arbeiten v. Auffenbergs, deren der Brief gedenkt, waren Dramen und beide 1830 in Buchform erschienen.

In den dreißiger Jahren des vorigen Jahrhunderts machte Karl von Holtei (geb. 1798) bekanntlich in Begleitung seiner zweiten Gattin, Julie Holzbecher, ausgedehnte Kunstreisen, die ihn wiederholt auch nach Wien führten. Er gastierte das eine Mal am Josefstädter, dann einige Jahre später am Wiedener Theater und inscenierte vornehmlich seine eigenen Stücke, namentlich das schon damals berühmt gewordene „Lorbeerbaum und Bettelstab“. Allzu schön und reichlich waren die Requisiten nicht, die ihm dabei zu Gebote standen, wie auch aus dem folgenden, während seines zweiten Wiener Gastspiels geschriebenen, an Deinhardstein, als den damaligen Leiter des Burgtheaters, gerichteten Briefe hervorgeht:

Hochverehrter Herr und Gönner!

„Aus tiefer Noth schrei' ich zu Dir!“ — so beginnt ein altes Kirchenlied.

Ist es möglich, daß Sie den Garderobebeamten des Kaiserl. Burgtheaters, mit dem Befehle, oder mit der Erlaubniß ausrüsten, daß er uns zur Vorstellung von Lorbeerbaum ein gesticktes Staatskleid für einen vornehmen Beamten, leihen dürfte?

Ich erinnere mich aus meiner Josefstädt. Zeit, daß derlei großmüthige Hülfsleistungen häufig statt fanden — vielleicht heimlich u. per nefas! — Ich wende mich heute an die rechte Behörde; würde dies aber nicht wagen, wenn ich nicht wüßte, daß Sie ein Protektor des Stückes sind, welches wir heut geben und daß Sie meine Dreistigkeit entschuldigen und freundlich verzeihen werden, auch wenn Sie nicht ja sagen können, noch wollen.

Hochachtungsvoll
Ew. Hochwohlgeb.
Dienstag. ganz gehorsamster Diener
C. E. v. Holtei.

Auf der Bühne geschrieben, und bitte der Kritzelei wegen um Verzeihung.

(Ein zweiter Artikel folgt.)

Litterarische Notizen.

— Wir werden um Aufnahme nachstehenden Aufrufs ersucht:

„Um die Freiheit aller Weltanschauung grundsätzlich bemüht, hat der Berliner „Giordano Bruno-Bund für einheitliche Weltanschauung“ diesen Aufruf verfaßt und eine Reihe von Forschern, Schriftstellern, Künstlern und Verlegern zur Mitunterzeichnung eingeladen.

Im Verlage von Eugen Diederichs in Leipzig erscheinen Leo Tolstois sämtliche Werke herausgegeben von Raphael Loewenfeld. Ein Bändchen ist betitelt „Der Sinn des Lebens“ und enthält unter anderem auch die „Antwort an den Synod“, die Tolstoi auf seine Excommunication aus der griechischen Kirche folgen ließ. Geschmäht und angeschuldigt, er habe „in der Verblendung seines hoffärtigen Geistes sich frech erhoben gegen den Herrn und seinen Christ“, setzt Tolstoi auseinander, welche Lehren und Gebräuche der griechischen Kirche er in der That für verwerflich halte. Nun hat ein deutscher Leser (ein katholischer Justizrat) diese Schrift bei einer Leipziger Staatsanwaltschaft denunziert, worauf sie von der Behörde konfisziert wurde. Die Beschlagnahme wurde zwar vom Leipziger Amtsgericht nicht bestätigt, indessen vom dortigen Landgericht anerkannt. Überdies ruft nun eine Anklage wegen „Gotteslästerung“ und „Beschimpfung kirchlicher Einrichtungen“ Herausgeber und Verleger vor den Richter.

Wir halten es für unsere Pflicht, die öffentliche Kritik auf diesen Fall hinzulenken. Mag man über die Richtigkeit der Gedanken Tolstois verschieden urteilen, so ist doch der heilige Ernst seines religiösen und sittlichen Suchens über jeden Zweifel erhaben. Wer aus tiefer Überzeugung erklärt, er sehe „allen Sinn des Lebens nur in der Erfüllung von Gottes Willen, wie er in der christlichen Lehre seinen Ausdruck gefunden“, kann kein Gotteslästerer sein. Die russische Regierung scheint das auch anzuerkennen; wenigstens ist sie nicht gegen Tolstoi vorgegangen. Ebenso wenig haben die anderen europäischen Kulturstaaten — denn die Schrift wurde in alle Sprachen übersetzt — etwas einzuwenden gehabt. Was aber Tolstoi selbst in Rußland erspart blieb, soll jetzt in Deutschland Übersetzer und Verleger treffen, die, ohne die Möglichkeit einer Verfolgung zu ahnen, den richtigen Gedanken bethätigen: Tolstois Werke gehören mit Einschluß dieser bedeutsamen Verteidigung seiner Religion entschieden der Weltlitteratur an und dürfen als Quellen idealen Lebens, ja schon als geschichtliche Dokumente dem deutschen Volke nicht vorenthalten bleiben. Was das Vorgehen des Leipziger Staatsanwalts und Landgerichts noch seltsamer macht, ist die Art, wie eine Beschimpfung deutsch-kirchlicher Einrichtungen konstruiert werden soll. Offenbar hat der § 166 des Reichsstrafgesetzbuches nicht die Mission, die russische Kirche vor kritischen Anfechtungen zu bewahren. Indessen meint die Anklage, was Tolstoi gegen die griechische Kirche vorbringe, passe auch auf Dogmen und Sakramente des deutschen Katholizismus und Protestantismus und stelle folglich eine „mittelbare“ Beschimpfung kirchlicher Einrichtungen und Gebräuche dar.

Dies Vorgehen von Organen eines deutschen Bundesstaates beunruhigt, wenn auch unabsichtlich, unser religiös-sittliches Leben und Forschen. Wenn zwischen den Heilsucher und die Quellen seiner Erkenntnis oder Anregung hindernd starre Polizeigewalt tritt, so müssen die Gewissen sich auflehnen und eifrig darum bemühen, daß die Cirkulation des Ideenblutes im Volkskörper und der geistige Stoffwechsel vor solchen Einschnürungen bewahrt werden. So wünschen wir denn nicht allein, die berufenen Beamten möchten den Leipziger Tolstoi-Fall in unserem Sinne beilegen; die Axt suchen wir auf jene Wurzel zu lenken, der immer neue Übel derselben Art entsprießen; wir fordern demnach von unsern Gesetzgebern, daß sie den veralteten Gotteslästerungs-Paragraphen endlich beseitigen.“

Unterzeichnet ist der Aufruf u. A. von:
Dr. Bruno Wille. — Wilhelm Bölsche. — Prof. Max Liebermann. — Gerhart Hauptmann. — W. Kulemann, Landgerichtsrat. — Prof. Max Klein, Bildhauer. — Paul Schultze-Naumburg. — Wilh. von Polenz — Dr. L. Quidde. — Dr. Max Dreyer. — Lily Braun. — Dr. Heinrich Braun. — Hermann Sudermann. — Georg Waßner. — Prof. Franz Stuck. — Otto Ernst. — Ernst Freiherr von Biedermann. — Dr. Ludwig Fulda. — Prof. Dr. Siegmund Günther. — Dr. Georg Hirth. — Fritz von Ostini. — Dr. S. Sinzheimer. — Albert Matthäi. — Franz Langheinrich. — Otto Julius Bierbaum. — Eduard Grisebach. — Richard Dehmel. — Willy Pastor. — Dr. Hermann Türck. — Dr. Max Halbe. — Prof. Dr. Hans Meyer, Herausgeber von Meyers Konversationslexikon. — Dr. Hans Zimmer. — Richard Schmidt-Cabanis. — Arthur Zapp. — Dr. Mathieu Schwann. — Fritz Mauthner. — Franz Evers. — Geh. Justizrat Black-Swinton, Erster Staatsanwalt a. D. — Carl Jentsch. — Dr. Otto Brahm. — Prof. Rich. Weltrich. — Otto Modersohn (Worpswede). — Heinrich Vogeler (Worpswede). — Prof. Dr. Ferdinand Tönnies. — Carl Hauptmann (Schreiberhau). — Ernst Haeckel.

— Lodernde Gluten. Lieder der Liebe. Von Artur Landen. Berlin, Meusser und Messer. — Alle „Lieder“ sind talentlos, einige sind arge Schweinereien, aber selbst die nur ebenso langweilig wie widrig. K. B.

— Hätte man uns einige der „Gedichte“ von Ernst von Doemming vorgelesen und gefragt, in welchem Verlage sie erschienen sein mögen, wir hätten geantwortet: „Vermutlich bei E. Pierson in Dresden. Sollten sie aber anderwärts erschienen sein, so hätten sie es doch verdient, von dieser Firma verlegt zu werden.“ Denn es ist wirkliche, echte, wahrhaftige „Pierson-Lyrik“, Zeug, das nicht bloß schlecht, sondern erbärmlich schlecht ist, das aber dort erscheinen kann, wenn die Druck- und Kommissionskosten bezahlt werden. Übrigens ist Herr von Doemming ein origineller Dichter, nicht in dem Inhalt, aber in der Druckweise seiner Verse. Hier eine Probe:

Wie froh und stolz die große Sonne
Auch ihre Strahlen schickt hinab,
Sie senkt sich doch samt ihrer Wonne
Hinab —
  ins
    weite
      Wassergrab.

Wie sinnreich ist da das Herabsinken durch die Verteilung des Verses auf vier Zeilen gekennzeichnet! Aufsteigende Verse aber giebt es in dem Büchlein nicht. K. B.

Neue Bücher.

Nachstehend verzeichnete Bücher sind der Redaktion zur Rezension zugekommen:

Gesetze über das Urheberrecht in allen Ländern nebst den darauf bezüglichen internationalen Verträgen und den Bestimmungen über das Verlagsrecht. 2. Aufl. Durchgesehen von Prof. Ernst Rothlisberger-Bern. Leipzig. G. Hedeler. 1902.

Landen, Artur. Lodernde Gluten. Lieder der Liebe. Berlin. Meusser und Messer. o. J.

Schnabl, Jenny. Versäumter Frühling. Gedichte. Berlin. Hugo Steinitz. 1902.

Liebeslieder moderner Frauen. Eine Sammlung von Paul Grabein. Berlin. Hermann Costenoble. 1902.

Morgenstern, Christian. Und aber ründet sich ein Kranz. Berlin. S. Fischer. 1902.

Stauf von der March, Ottokar. Der tolle Stuart. Lustspiel in vier Aufzügen. Neue, gänzlich umgearbeitete Ausgabe. Wien. Selbstverlag. 1902.

Redigiert unter Verantwortlichkeit des Herausgebers Karl Emil Franzos in Berlin. — Nachdruck auch im Einzelnen ist untersagt und wird strafgerichtlich verfolgt. — Verlag der Concordia Deutsche Verlags-Anstalt in Berlin. — Druck von Rißling & Krüger, Berlin N.

Verpaßte Gelegenheit.

Italienische Volksballade. Übersetzt von **Paul Heyse.**

Schönes Mägdelein im Wald hat verloren ihre Straße,
Setzt sich unter einen Busch, weint und seufzet aus der Maßen.

Kommt ein schmucker Bursch daher: — „Was geschah dem schönen Kinde?"
„Weinen muß ich, schöner Herr, weil ich meinen Weg nicht finde."

— „Steigt, o Schöne, auf mein Pferd, will den rechten Weg Euch zeigen."
„Nein, betrogen würd' ich sein, wollt' ich Euer Pferd besteigen."

— „Steigt nur, Schöne, munter auf, will wir's eigne Kind Euch ehren."
Als sie mitten sind im Wald, fragt er, wer die Eltern wären.

„Vater ist ein armer Mann, liegt schon sieben Jahr' im Sterben.
Wer mich einmal angerührt, muß dieselbe Krankheit erben."

— „Steigt vom Pferde, steigt nur ab, denn Ihr sollt nicht krank mich machen."
Als sie kamen vor den Wald, fängt die Schöne an zu lachen.

„Vater ist ein großer Herr, diese Stadt hier ist sein eigen."
— „Steigt, o Schöne, steigt aufs Pferd, muß den Weg Euch weiter zeigen."

„Euer Pferd besteig' ich nicht, weil zum Wald Ihr's wieder lenktet.
Seid bedankt, mein schöner Herr, weil Ihr das Geleit mir schenktet."

Mädchenschicksal.

Von **Wilhelm Jensen.**

I.

Ist das Leben eines Morgens
Schnell verblaßter Sonnenstrahl?
Und den Mittag dunklen Sorgens
Und des Herzens bittre Qual,
Hellt den langen Wolkenzug
Die Erinn'rung licht genug?

Ach, ich weiß es nicht zu sagen,
Was der Schlag des Herzens spricht;
Wider Dich will heiß er klagen,
Doch er stockt und kann es nicht,
Wider das nicht stark genug,
Was er einmal jubelnd schlug.

Könnt' ich wählen noch, was wähl' ich?
Ohne Dich ohn' Leid wär' ich,
Ohne Thränen — doch auch selig
Nie gewesen ohne Dich.
Warst Du heller Morgentrug
Sonne für den Tag genug?

II.

Bis hin zum Tag hab' ich gewacht:
Der Kuckuck rief um Mitternacht.

Mir gab der Arzt wohl ein Gebot,
Das sei mir mehr denn alles not:

Ich sollte schlafen zu der Stund',
Sonst würd' ich nimmerdar gesund.

Wie folgt ich ihm so gern und schlief
Bis an den Morgen schwer und tief.

Und läge wie in Todesruh' —
Der schlimme Vogel läßt's nicht zu.

Er kommt und kreist ums Bett mir rund
Und ruft wie in der Mittagsstund'.

Er ruft, und seine Stimme schallt
Zur Nacht, wie um den grünen Wald.

Da fängt mein Herz zu klopfen an,
Wie's in der Mittagsstund' gethan.

Bei jedem Ruf ein heißer Schlag,
Und schlaflos läßt's mich bis zum Tag.

Wohl heißt der Arzt mich wahnbethört,
Daß mich bei Nacht der Kuckuck stört.

Ihn hört mein Herz, ums Bett mir schallt
Sein Ruf wie um den grünen Wald.

III.

In mir von Dir trag' ich ein werdend Leben
Und sinne, ob's ein Knabe, ob ein Mädchen.
Wär' es ein Knabe, wollt' ich ruhig schlafen,
Denn sorgenloses Leben gäb' ich ihm.
Ein hübsches Spielzeug wird er für sich suchen,
Aufs Knie sich setzen, wiegen, streicheln, küssen
Und lachen und verlassen, so wie Du.
Wär' es ein Mädchen, käm' kein Schlaf ins Aug' mir,
In Gram und Not nur gäb' ich ihm das Leben.
Bethören ließ' es sich von süßen Worten,
An süßen, falschen Lippen würd' es hängen
Und seinen Tag durchweinen, so wie ich.

IV.

Lange Dämmerschatten wallen
Nun im herbstlich öden Land,
Und die welken Blätter fallen,
Wo der Wald verzaubert stand.
Fahl und frostig überdeckt ihm
Nebel nun sein grünes Moos,
Wo der Frühling hold geweckt ihm
Lebenstrieb aus warmem Schoß.

Doch noch seh' ich's um mich glänzen
Seidenweiß und meines Haars
Dunkle Flechten überkränzen
Blütenhell — mein Brautkleid war's:
Wie von Elfenhand gesponnen,
Die ein Märchenglück verheißt,
Und wie Spinneweb zerronnen,
Die ein Hauch am Dorn zerreißt.

V.

Dunkles Haar — vorm Auge schimmert
Mir in ihm ein weißer Streif,
Wie nach Frostnacht überflimmert
Liegt die Flur vom ersten Reif.

Und er blinkt mir: Ich nur wende
Eines Herzens heißes Weh,
Ruh' nur bringt ihm, was ich sende,
Ruh allein der Winterschnee.

Komm mit Deinem weißen Kleide,
Stiller Hochzeitsführer Du,
Kommt, ihr Flocken, deckt uns beide
In derselben Stunde zu!

VI.

Der Schnee hat's wohl mit ihr gemeint,
Der Schnee ist gut, so kühl er scheint.

Er hat ihr Bitten freundlich erhört,
Daß nicht mehr der Kuckuck im Schlaf sie stört.

Er nahm sie still in seinen Arm
Und deckte zu sie weich und warm.

Er hat mit ihrem Kinde zugleich
Sie eingebettet warm und weich.

Nicht galt's mehr, wem sie Leben gab,
In Ruh mit sich nahm sie's hinab.

Doch draußen in der Sonne lacht
Der Frühling stets in neuer Pracht.

Und neu des Kuckucks Stimme schallt
Rundkreisend um den grünen Wald.

Das Leben keimt aus warmem Schoß,
Umkränzt von Blüten grünt das Moos.

Es wirkt und webt mit Elfenhand
An einem neuen Brautgewand,

Das eine Stunde zauberisch gleißt
Und das ein Hauch am Dorn zerreißt.

Sonett.

Prolog meines neuen Gedichtbuchs.

Von Hugo Salus.

Sonett, verlästert oft und arg verpönt,
Den jungen Dichtern Du ein Spott und Graus,
Sei mir Prolog, lad' Gäste in dies Haus
Und wehr den Eintritt jedem, der Dich höhnt.

Zu kunstreich bist Du ihnen, zu verschönt!
Die schlanken Säulen Deines Wunderbaus
Säh'n allzu rokoko-verschnörkelt aus;
Des Menuettschritts sei ihr Fuß entwöhnt.

Mir bist Du mehr; fast wie mein Meisterstück,
Dem Rat der großen Dichter vorgetragen;
Sie hören's gnädig an. O Stolz, o Glück!

Nun hemmt kein Zwang mehr meiner Verse Fluß!
Und vor der Phantasie Eliaswagen
Spann' ich euch lachend noch den Pegasus.

Tragödie.

Von **Georg Edward.**

Es dunkelt rings. Das Abendrot
Verglüht mit seiner reichen Pracht.
Mit leichtem Ruderschlag ein Boot
Zieht einsam durch die Sommernacht.

Eintönig rauscht die Flut am Strand
Und murrt und treibt ein wirres Spiel,
Und mit gespenstisch weißer Hand
Pocht leis' die Welle an den Kiel.

Sie hören's nicht, sie sehen's nicht,
Sie gleiten fort auf dunklem Meer —
Vom Ufer drüben glänzt ein Licht
Und tanzt im Schaume um sie her.

Sie aber preßt aufs Herz die Hand
Und neigt voll Scham das schöne Haupt:
„Dort liegt sein Haus am hohen Strand,
Dort wohnt er, dem Du mich geraubt!

Nun steht er wohl und harrt am Thor
Und harrt vergeblich Stund' um Stund' — "
Der Mann am Ruder schaut empor:
„Ihn tröstet bald ein andrer Mund."

Sie nickt mit glühendem Gesicht:
„Und keine Mutter hat mein Kind!"
Der Mann am Ruder hört sie nicht:
„Wie still die Nacht, wie weich, wie lind!

Wie traut die Welle uns umrauscht,
Als wüßte sie von unsrem Glück!" —
Die Welle bebt, die Welle lauscht,
Und pocht und droht und sinkt zurück.

Sie hören's nicht, sie sehen's nicht,
Sie gleiten fort auf dunklem Meer —
Das junge Weib erblaßt und spricht:
„Wie ward das Scheiden mir so schwer!

Vergessen kann ich's nie und nie,
Daß ich betrog, die mich geliebt . . ."
Mit raschem Arm umfängt er sie:
„Was zagst Du bang? Dein Leid zerstiebt.

Daß wir gefehlt, mir gilt es gleich!
Gott und der Hölle biet' ich Hohn!
Ich schaff' mir selbst mein Himmelreich
Und hebe Dich auf Gottes Thron!"

Und wie er sie so wild umschlingt
— Ein leises Weinen tönt am Strand —
Und wie sie zitternd mit ihm ringt,
Da hebt sich jäh die weiße Hand —

Da hebt sich jäh die weiße Hand
Gespenstisch aus dem dunklen Meer,
Und legt sich auf des Nachens Rand
Gewaltig, ungestüm und schwer.

Kein Ohr vernahm den bangen Schrei,
Den letzten Schrei aus blassem Mund —
Die Welle zischt und huscht vorbei
Und lautlos sinkt das Boot zu Grund.

Moralische Geschichten.

Von Karl Emil Franzos.

Friedele.

Die Niederschrift der Geschichte meines Friedele wird mir nicht viel Kopfzerbrechens kosten. Denn wie er war, so gut und so eckig, so rührend und so lächerlich zugleich, und wie er sein Leben verbrachte: als armer Kämpfer in einem abgelegenen Winkel der Erde, um schließlich still und bescheiden aus der Welt zu gehen, wie er gekommen war, dies lebt mir im Hirn und im Herzen, und ich brauche nur aufzuzeichnen, was sie mir vorsprechen. Freilich wird das Herz dabei mit stärkerer Stimme reden, das weiß ich wohl. Und vielleicht flüstert sogar das Hirn dazwischen: „Du, daß Du Dein Friedele lieb behalten hast wie Deine eigene Jugend, ist ja Deine Sache. Aber geistreich war er nicht, und schön und stark und berühmt auch nicht, und erlebt hat er doch eigentlich nichts Merkwürdiges — was willst du also mit Deinem zerknitterten Männlein in der Zeit der Übermenschen?! Oh, daß Du nicht klug werden kannst!“ Aber darauf würde ich antworten: „Klug! — jetzt noch klug werden?!... Und was ich mit meinem Friedele will?! Nur das Eine: von ihm erzählen, weil's mich dazu drängt! Alles Übrige muß sich finden!“ Und darauf hilft wohl das Hirn dem Herzen, weil es einsieht, daß doch nichts dagegen zu machen ist, und wir drei bringen die Geschichte dann auch schon zu Stande . . .

Aber die Überschrift! — über die habe ich lange gesonnen, und bin auch mit dem, was ich endlich da oben hingeschrieben habe, nicht recht zufrieden. Sein Name muß es sein, natürlich, und nur dieser — aber welcher von ihnen? Er hat ihrer so viele gehabt, wie sonst kein Mensch meiner Bekanntschaft. Gottfried Süpple hieß er eigentlich, aber wer hätt' ihn je so genannt?! Nur sein Taufschein und sein Grabstein, aber kein Mensch. „Friedele“, wurde er immer gerufen, aber nie bloß so; wir wenigstens, seine Mitschüler am Gymnasium zu Czernowitz in der Bukowina, fügten immer ein epitheton ornans bei, und das wechselte im währenden Zeitenlauf. Ich selbst weiß ihrer einen ganzen Haufen, doch wohl so ein halbes Dutzend. Zählen wir einmal: „Friedele das Wassersüpple“ oder „das Mammutle“ oder „die Perle von Terebleſti“ — da war er noch im Untergymnasium. Dann in den oberen Klassen: „Friedele Das-ischt-so“ oder „der Belehrende“; hierauf, als wir anderen auf der Universität waren: „Friedele der Zukünftige“ oder „der ewige Mulus“ oder „das Stunden Süpple“. Und schließlich, als wir von der Universität heimkamen, er aber der erhabensten aller Hochschulen entgegenging, deren Pforten einst uns alle aufnehmen und wo wir alle gleich weise sein werden, da nannten wir ihn, vielleicht der und jener feuchten Blicks und doch jeder lächelnd, wieder mit einem Spitznamen „Friedele das Pelikänle“ . . . Neun Namen sind also mir allein haften geblieben, und einige habe ich gewiß vergessen, und fragen kann ich hier niemand. Das Land meiner Jugend liegt mir so fern wie die Jugend selber; ich habe in dieser Millionenstadt auch nicht einen Menschen, mit dem ich von den alten Zeiten und vom Friedele reden könnte. Hätte ich einen, etwa den Xaver, der in Innsbruck doziert, oder den Wilhelm, der den Czernowitzern ihre Prozesse führt, sie würden gewiß auch sagen: „Du, das geht nicht! Nur Friedele — Friedele ohne Beinamen, darüber wundert er selbst sich noch im Grabe . . .“

Ich fühl's also, etwas muß noch hinzu. Und nun dämmert mir auch auf, was ich beifügen könnte. Es würde dem Verlaufe dieses braven, kampfreichen Lebens nicht widersprechen, und für das Ende vollends würde es passen . . . . Ja, jetzt hab' ich's. Nur traue ich mich noch nicht, es zu sagen. Erst müßt Ihr mehr von meinem Friedele wissen.

Wann ich ihn kennen lernte und wie er damals aussah, weiß ich noch ganz genau, und doch

sind's nun an vierzig — was sag' ich — über zweiundvierzig Jahre her. Es ist ein seltsam Ding um die graue Masse hinter der Schädeldecke — was alles läßt sie fahren, wovon man meinen möchte, daß man es nie vergessen könnte, und was hält sie dafür fest! — Der Junge steht noch vor mir, klein, nicht dick, aber plump, Gestalt und Gesicht wie mit einem stumpfen Messer aus weichem Holz geschnitten; lauter Rundungen: Nase, Augen, Mund, Backen und Kinn; nur die Arme hält er im Winkel vom Körper abgespreizt, den rechten im spitzen, den linken im stumpfen Winkel, denn mit seiner linken Hand hält er die seines Vaters umklammert. Unbeweglich, wie zwei Puppen aus derselben Werkstatt stehen sie da, die eine doppelt so groß als die andere, aber sonst ganz gleich, sogar in der Kleidung: lange, schwarze Kaputröcke, Schaftstiefel, auf dem Kopf der Alte einen hohen, der Junge einen niedrigen Zylinder. Wir aber, meine Mutter und ich, stehen hinter ihnen, und vor ihnen und hinter uns lange Reihen von je zwei Menschen, ein Mann und ein Knabe; in einem langen Korridor stehen wir und rücken langsam vor, einer Thüre zu, über der unter einem zweiköpfigen Adler mit schwarzen Buchstaben auf gelbem Grunde geschrieben steht: „K. K. Gymnasial-Direktion". Es ist der 1. September 1859, der Einschreibetag des Czernowitzer Gymnasiums. Dem Süpple Vater wird die Zeit zu lang, er wendet sich zu meiner Mutter um. „Sie wolle" beginnt er, „Ihr Söhnle wohl auch dieser wohlrenommierte Anstalt zuführe? Dem treffliche Rufe derselben entsprechend ischt aber auch der Andrang ein beträchtlicher." Meine Mutter nickt lächelnd: „Wie alt ist Ihr Junge, Herr Schullehrer?" — „Sollte ich die Ehre habbe . . . .?" fragt er, aber sie hat es nur aus seiner Tracht und Sprache errathen, daß er Schullehrer in einer der Schwaben-Kolonien um Czernowitz ist; so ist's auch; aus Tereblesti ist er. Das Friedele hat sich gleichfalls umgedreht und glotzt uns, den Finger im Mund, aus seinen wasserblauen Augen an. Zwischen den Großen geht das Gespräch fort, und es erweist sich, daß der Friedele und ich zehn Jahre und zehn Monate alt sind. „Dieses ischt eine höchscht seltsame Fügung", sagt Herr Süpple, „dann ischt Ihr Söhnle wohl auch merkwürdigerweise im Oktober 1848 gebore?" — „Ja, am 25." — „Dunnerskräutle! Mein Friedele auch!" — Und nun glotzen wir Jungen uns erst recht an, ich freilich — meine Mutter hat für derlei Fälle eine recht deutliche Handschrift bereit — nicht mit dem Finger im Mund. Da thut aber auch der Friedele den seinen weg und fragt: „Warum bischt denn net mit Dein' Pappa da?" Mein Vater ist schon über ein Jahr tot, aber wenn ich dran erinnert werde, thut's mir noch weh. „Dummer Kerl!" sag' ich, „der ist ja tot!" Da sieht mich der Friedele an und drängt sich an mich und streicht mir schluchzend über den Ärmel. „Und ich hab' kein Mamma mehr . . . Aber drei Schwesterle hab ich: 's Mariele, 's Fränzle und 's Nickele!" Ich aber habe nur zwei, und die seinen sind jünger als er, und er kann noch mit ihnen spielen, die meinen aber sind schon junge Damen. Da ist also er besser dran als ich, aber dafür fürchtet er sich vor der Schule mehr. „Glaubscht, daß sie haue?" fragt er. Dafür habe ich nur ein Lächeln, denn ich komme aus der Klosterschule zu Barnow, und wer die hinter sich hat, fühlt sich an Herz und Hinterbacken für alle Schrecknisse der Zukunft unempfindlich. Dann werden wir gemeinsam beim Direktor Stefan Wolf, dem Mann mit dem weichsten Herzen und dem grimmigsten Schnurrbart in Mitteleuropa, für die unterste Klasse, dort „Prima" genannt, eingeschrieben.

Das war die Stunde, wo unsere Freundschaft begann, um nimmer zu enden. Nicht blos der gemeinsame Geburtstag hielt uns zusammen und daß wir neben einander saßen, sondern auch die vielen, vielen Prügel, die wir gemeinsam empfingen und austeilten. Ich war der wildeste Bub, der mit jedem anband, da half er mir — und er der sanfteste, mit dem jeder anband; da sprang ich ihm bei. Er hatte es lange sehr schwer, weil ihn alle für dumm hielten, die Lehrer, die Schüler. Kein Wunder, er sah so aus. Wenn er so dastand, die Gestalt plump und linkisch, auf dem großen runden Kopf mit den Glotzaugen den mächtigen Schopf borstigen, fahlblonden Haars, der diesen Kopf noch größer und unförmlicher machte, und langsam nach rechts und links sah, da kam ihm der Spitzname, „das Mammutle" gleichsam von selber angeflogen.

Auch wahrhaftig war er, viel zu wahrhaftig für diese schnöde Welt, und so wurde er zuerst für unseren Professor Neubauer und dann für uns die „Perle von Tereblesti". Das ist ein armseliges Heidedorf nahe der rumänischen Grenze, rings sitzen Rumänen und Ruthenen, denen das Elend bis an den Hals geht, und den Schwaben von Tereblesti geht's, weil sie arbeiten, bis an die Kniee. Rings keine Schönheit der

Natur und keine Freude im Menschenherzen, weil die Sorge sie totschlägt; vergnügt sind nur die Säue im Dorfbach und die sind zugleich der einzige Reichtum von Tereblesti. Aber dort lebte dem Friedele sein Pappa und 's Mariele, 's Fränzle und 's Rickele, darum lief er, so oft er konnte, die paar Meilen hin und zurück. Nun war aber Herr Neubauer auch ein Schöngeist und gab uns als deutsche Schulaufgabe in der dritten Klasse auf, die schönste Gegend des Landes als „Perle der Bukowina" zu beschreiben. Dem einen war's Czernowitz, dem andern das Gebirge, dem dritten das wilde Putnatal, dem Friedele aber war's sein Tereblesti. Da nun Herr Neubauer auch ein munterer Mann war, so las er diesen Aufsatz als Muster vor, und wir lachten und lachten, und an der Stelle: „Mit Vergnügen verweilet auch mein Auge auf den drei Säuen vor dem Hause meines Vaters, welche nützliche Tiergattung man wieder wohl die Perle von Tereblesti nennen könnte", wälzten wir uns vor Wonne, und der neue Spitzname war fertig. Sehr blaß war mein Friedele während dieser Vorlesung, aber als wir heimgingen, blieb er plötzlich stehen und große Thränen liefen ihm über die plumpen Backen. „Friedele", sagt' ich, „wie konntest Du aber auch das von den Säuen schreiben?" — „Aber die Säule gehöre ja mein' Pappa!" stieß er schluchzend hervor, „und wir sind sonstichten so arm!"

Ja, sehr arm waren sie, und sommers und winters trug das Friedele noch immer zum Gaudium aller denselben niedrigen Zylinder wie die anderen Schwabenbuben von Tereblesti und denselben schwarzen Kaputrock, und weil auch andere Menschen in Czernowitz munter veranlagt waren, nicht blos der Professor Neubauer, so waren das gewiß die meist berufenen Kleidungsstücke der Stadt. So arm war das Friedele, daß es sich nicht einmal bei unserem Maifest im Wäldchen von Horeczа ein Glas Bier kaufen konnte, obwohl es nur vier Kreuzer kostete, und deshalb und weil er die „Wassersüpple" bei der Frau Hilgers rühmte, bekam er den dritten Spitznamen. Die Frau Hilgers war eine arme Lehrerswittwe in der Türkengasse, die für fünf Gulden monatlichen Kostgelds den Friedele und andere Jungen verpflegte, und wie sie allesamt dabei nicht verhungert sind, ist mir noch heute ein Rätsel. Aber das Friedele duldete doch nicht, daß ihm ein anderer ein Glas Bier kaufe, und selbst die Butterbrote meiner Mutter nahm er nur zögernd, und ruhte sogar nicht eher, bis er der Frau Hilgers die fünf Gulden Kostgeld selbst zahlen konnte. Da war er vierzehn Jahre alt und gab zwei Lektionen, die so viel trugen; er unterrichtete gleich armer Leute Kinder im Lesen und Schreiben. Auch dafür hatte er Zeit, obwohl es ihm anfangs hart im Gymnasium wurde, denn er faßte schwer. Aber was er gefaßt hatte, das wußte er und war bald ein brauchbarer Schüler. Die Spitznamen verstummten nicht, und die Lehrer lächelten auch noch zuweilen, aber sie mochten ihn doch schließlich alle und hatten Achtung vor diesem armen Jungen, der noch zäher als er plump, und noch fleißiger als er beschränkt war.

Und im Ober-Gymnasium machte er sich nun gar heraus. Des Sommers um vier, des Winters um fünf stand das Friedele auf und arbeitete bis zehn Uhr abends, aber dafür saß es nun auch auf der ersten Bank und bekam vom guten Direktor Wolf mit dem grimmigen Schnurrbart Schüler aus den Lateinklassen zugewiesen. Sechzehn Gulden monatlich verdiente er nun und verbrauchte davon die Hälfte für sich und vier Gulden gab er an den Vater und vier trug er auf die städtische Sparkasse im Rathaus. Ich wußte warum, nur ich allein. Was das Friedele werden wollte, sagte es keinem: „sonschten lache sie wieder, ich wär' zu dumm dazu" — Gymnasiallehrer wollte es werden für die klassischen Sprachen, und da galt es für den Aufenthalt in Wien zu sparen „schon 1867 im September gehe wir ja zusamme hin!" Und jetzt war's 1864! Ja, das Friedele war ein fürsorgliches Männle, und auch die vier Gulden für Tereblesti waren gut angelegt, denn 's Mariele, 's Fränzle und 's Rickele brauchten ja nun mehr Stoff für Kleider, weil sie größer wurden, und der Pappa verdiente nicht mehr, sondern weniger, weil er einen schlimmen Husten bekam, der gar nicht enden wollte; auch ging einmal das Mutterschwein ein.

An dies Mutterschwein knüpft sich eine Geschichte, die ich hier erzählen muß, weil sie beweist, wie hinterlistig mein Friedele zuweilen sein konnte. Nämlich, sonst war er wirklich die ehrlichste Haut von der Welt, so ehrlich, daß er niemals das Pensum seines Nachbars abschrieb, niemals einem beim Prüfen einsagte oder sich einsagen ließ, ja sogar — ein weißer Rabe — nie einen „Freund", das blau geheftete, gedruckte Präparationsheft, dessen Verfasser so hieß, benützte. „Weischt", sagte er mir zur Erklärung, „es ischt nun einmal net in der

Ordnung, und ich will ja selbscht Professor werde." Dieser zukünftige Beruf warf auch sonst seine Schatten voraus. „Friedele der Belehrende" war eine wohlverdiente Bezeichnung, er teilte gern mit, was er sich selber mühselig eingekeilt hatte: sehr umständlich, nicht eben geistreich, aber gründlich und klar. „Das ischt so", begann er, mochte es sich nun um die Assyrer, den Ovid, oder die Gleichung mit zwei Unbekannten handeln, und legte dann los; nur durch Fragen und Einwendungen durfte man ihn nicht unterbrechen, dann verlor er den Faden und begann zu stottern. Kurz, in allem die Gradheit selber war das Friedele, und doch hat er mir einmal einen geradezu tückischen Streich gespielt, ich sagte schon, es hängt mit der eingegangenen Perle von Tereblesti zusammen. Zur Zeit, da ihn dieser Schicksalsschlag traf, hatte er drei, ich aber erst zwei Lektionen und suchte eine dritte; denn ich war auch ein armer Junge, der sich selbst forthelfen mußte. Nun hatte Wolf, der uns beide immer empfahl, wo er konnte, gerade eine gute Lektion zu vergeben — acht Gulden monatlich! — beim Wundarzt Guttmann in der Lemberger Gasse. Er zitierte uns beide und überließ uns die Entscheidung; ich war der Meinung, der Ersatz für das Mutterschwein gehe vor und Friedele wieder: „Er muesch drei Lektione habbe, Herr Direktor!" bis Wolf uns mit rotem Kopf andonnerte: „Morgen um zwölf seid Ihr bei Guttmann und stellt Euch beide vor! Wen er nimmt, der hat's!" Am nächsten Tage stehe ich um zwölf vor dem Haus in der Lemberger Gasse und warte auf mein Friedele und warte, es schlägt viertel, es schlägt halb eins und er kommt nicht. Natürlich renne ich endlich zornig zu ihm, da sitzt er gerade bei seinem Wassersüpple bei der Frau Hilgers und glotzt mich scheinbar erstaunt an: das hab' er wahrhaftig vergessen, aber nun sei wohl ich mit Guttmann im Reinen. . . Natürlich sagte ich ihm nun gründlich meine Meinung, aber in Ordnung kam die Sache erst, als Wolf schon am nächsten Tage noch eine zweite Lektion zu vergeben hatte.

(Schluß folgt.)

Der Getreue.

Von Eugen Lirsch.

Der König gefallen, sein stolzer Thron
Kecker Eroberer Beute,
Mit dem letzten des Stamm's, mit dem Königssohn,
Floh der treuste Vasall in die Weite.

Er trug das Kind aus dem brennenden Schloß
In schirmendem Mantel gebettet,
Bis er's vor dem Brand und dem Feindesgeschoß
Fernhin in den Wald gerettet.

Dort lag eine Hütte, in Dickicht und Moor
Und verworrenem Schlingwerk vergraben,
Kaum lugte das morsche Dach hervor,
Dort barg er sich und den Knaben.

Um die Hütte brauste und heulte der Wind,
Irrlichter kamen gesprungen,
Es hielt das zitternde Königskind
Den Retter ängstlich umschlungen.

Und aus des Treuen Auge brach
Eine Thräne in bitterem Kummer,
Er weinte sie seinem König nach
Und wiegte den Kleinen in Schlummer.

„Schlaf ein, schlaf ein, mein Königssohn,
Du Einziges, was mir geblieben.
Um Deinetwill'n bin ich gefloh'n,
Das erste Mal vor Feindesdrohn
Und blanken Schwerterhieben.
Die Argen spähen durch den Gau
Und wollen Dich verderben,
Sie folgen einer bösen Frau,
Die schlug Dein Reich in Scherben.
Zu klein war ihr das eigne Land,
Ihre Gier ist ohnegleichen,
Sie streckte ihre blutige Hand
Verlangend nach Deinen Reichen.
Nun sitzt sie auf Deines Vaters Platz
Unter gleißender Krone,
Und bietet ihren halben Schatz,
Sie zu befrei'n von dem Sohne.
Ich aber heg' Dich, Du Königssproß,
Bewahr' Dich vor ihrem Morden,
Und führ' Dich zurück in Dein Reich und Schloß,
Wenn Gott uns gnädig worden.
Ich bin Dein Herr, Dein Unterthan,
Dein Marschall und Dein Gesinde,
Und wache bei Dir, laß die Schlimmen nicht nah'n
Meinem Königskinde.
Hier liegst Du süß schlummernd: auf meinem Schoß,
Fern allen bösen Gewalten,
Schlaf sanft, ohn' Angst, werde stark und groß,
Ich will Dir Treue halten!"

Und wie er so saß und treulich sang
In tiefen Waldes Mitten,
Kamen das finstere Moor entlang
Die argen Häscher geritten.

Es ward von der düstern, gewappneten Schar
Eine herrliche Frau geleitet,
Die trug im nächtlich schwarzen Haar
Die Krone, die sie erbeutet.
Im Sattel hob sich die stolze Frau
Und ballte drohend die Rechte:
„Wir haben das Wild; dort sitzt es im Bau.
Frisch auf, meine raschen Knechte!“

Drin in der Hütte das Knäblein schlief,
Ihm stand die Treu zur Seite,
Die hörte, was die Königin rief,
Und rüstete sich zum Streite.

Durchs Moor auf schmalem Fußsteig ging's,
Auf schwanken, schlüpfrigen Wegen,
Die tückische Tiefe rechts und links,
Vor der Hütte ein kampffroher Degen.

Es rückten die Knechte der Königin
Mißmutig durch die Enge,
Er hob den Arm, ein Speer flog hin,
Brach in die dichte Menge.
Der Erste fiel, riß den zweiten mit,
Hinab in das tiefe Schweigen,
Es stockte bangend der andern Schritt,
Doch sie mußten hinüber; mit ihnen glitt
Übers Moor der Irrlichtreigen.
Groß war der dräuenden Feinde Zahl,
Und Gold war heut' zu gewinnen,
Doch der Weg war furchtbar glatt und schmal,
Und mancher mußte von hinnen.

Vor der Hütte stand der treue Vasall,
Mit frohem Schwerteschwingen,
Wie köstlich klang seiner Klinge Schall
Auf blutigen Panzerringen.

Die Königin sah in wildem Zorn
Ihrer Knechte schmählich Sterben.
Da gab sie gewaltig dem Roß den Sporn:
„Soll all mein Volk verderben?“

Neben ihr ritt der junge Seneschall,
Ohn' den Blick von ihr zu wenden:
„Frau Königin, ich räche der Knechte Fall,
Mögt mich in Huld entsenden.“

„Bringt mir das Kind, den Ritter schlagt,
Fürwahr, Euch soll's nicht verdrießen,
Was Ihr nur heimlich zu denken wagt,
Dann sollt Ihr's in Wonne genießen!“

Da flog er hin in trunkenem Mut,
Um den herrlichen Preis zu fechten,
Des Recken Schwert traf allzu gut,
Und der Seneschall folgte den Knechten.

Die Königin sah es, und sie erblich,
Doch ihr Aug' begann zu funkeln.
Ein kleines Häuflein drängte sich
Verzagt in Waldes Dunkeln.

Nur einer, ein erprobter Mann,
Wollte neuen Streit beginnen,
Den winkte die Königin heran:
„Nicht sollen uns die Beiden entrinnen!“
Sie flüsterte ihm ins lauschende Ohr,
Und er nickte mit grausem Behagen,
Dann ritt sie aus dem Wald hervor
Und stieg vom Roß und schritt durchs Moor,
Das Edelwild zu jagen.
Wie ein Irrlicht, das leuchtend dem Sumpf entstieg,
Des Wanderers Sinn zu bethören,
So kam sie heran, der letzte Sieg,
Er sollte ihr gehören.

Der Recke stand, auf sein Schwert gestützt,
Aufatmend als froher Sieger.
„Was ist's, was näher und näher blitzt,
Schickt die Königin neue Krieger?“

Da kam's hervor aus dem dunkeln Wald,
Doch nicht in Waffen geritten,
Nein, gleich einer höllischen Spukgestalt
Kam's übers Moor geglitten.

Ein herrliches, dunkellockiges Weib
Sah er gleißend näher schweben,
Ihm wogte entgegen ein lockender Leib,
Verlangend und preisgegeben.

Ein Kreuz zu schlagen, hob er die Hand,
Den Teufelstrug wollt' er enden,
Doch wie sie prangend vor ihm stand,
Konnt' er den Blick nicht wenden.
Der Arm, der trotzig die Feinde gefällt,
Umschlang in wildem Verlangen
Die Königin, der getreuste Held
War kläglich ins Netz gegangen.

Er sah nicht die Krone in ihrem Haar,
Die einst seinen König schmückte,
Er sah nur ihr brennendes Augenpaar,
Das seinen Sinn berückte.

Wie verzaubert war sein wachsamer Blick
Und schwelgte in trunkenem Mute,
Nicht sah er nach der Hütte zurück,
Nach seinem köstlichsten Gute.

Nicht hörte er, wie an ihm vorbei
Es tückisch schlich in die Hütte,
Da mit einem Mal ein entsetzlicher Schrei,
Eines Kindermunds qualvolle Bitte.

Übers Moor hin brauste das Windesweh'n
Wie ein gewaltiges Klagen!
Die gräuelvolle That war geschehn,
Der Königssohn erschlagen!

Auf höchstem Gipfel.

Von Walter Susmann.

Am Vormittage, als die Sonne eben anfing stärker zu brennen, erreichte ich die höchste Spitze des Berges. Hier nahm der Weg ein Ende, welcher bisher immer vor mir hinaufgelaufen war und mich weiter und weiter lockte. Auf der letzten, obersten Strecke war er so dünn geworden, daß ich ihn kaum erkennen konnte und hing so steil über mir, daß es unmöglich schien, ihm nachzuklettern. Aber ich zwang ihn doch mit Hand und Fuß und blickte nur von Zeit zu Zeit verstohlen und schaudernd in den Abgrund, aus dem ich herauftauchte.

Nun turnte ich über den letzten Block hinüber und sah nichts mehr über und neben mir als eine gewaltige Flut blendenden Lichtes, welche über mich hinstürmte, als hätte sie darauf gelauert, mich zu verschlingen.

Augenblicklich versank ich darin als in den Wirbeln eines tollen Meeres und schloß besinnungslos taumelnd die Lider. Aber während meine Augen erschrocken zurückfuhren, schäumte die vorwärtsdrängende Kraft, welche sich dagegen sträubte, daß nun alles ein Ende haben sollte, immer noch weiter in die Höhe. Sie grollte und bettelte und flehte: Nur noch ein wenig laß mich hinauf; Du wecktest mich, und nun soll ich still werden und mich müßig hinlegen! Warum grade hier? warum nicht erst ein Stück weiter oben? Aber der Weg in den Himmel war wirklich zu Ende wie immer grade dann, wenn wir bereit sind, noch den letzten entscheidenden Sprung zu thun, der uns ganz hinaufführen soll.

Nun, allmählich wurde meine Erregung geringer, mein Atem ruhiger und ich öffnete wieder die Augen.

Zu meinen Füßen bäumten sich die steilen Grate wild empor, sie türmten sich zu abenteuerlichen Zacken und Nadeln auf. Man sah es ihrer übertriebenen und gewaltsamen Haltung an, daß sie nur mit Mühe sich hier oben aufrechtgestellt hatten und bald wieder hinabsinken mußten in die trübe Tiefe. Sie waren ein letzter vergeblicher Versuch der Erde, in den Himmel hineinzufliegen.

Aber tief, tief unter ihnen wie in einem andern Reiche trauerte schwermütig ein schwarzgrüner See mit punktgroßen Häusern daran und sammetdunkeln Wäldern, welche schüchtern an den rauhen Felsen emporleckten.

Sonst war alles um mich bis zu den fernsten Horizonten verschwimmend ein wildes Gewirre von unzählbaren Bergspitzen, von Felsen, die rot und gelb und blau leuchteten oder tiefschwarz drohten, wechselnd wie das Meer in den Strahlen des Tages. Dazwischen lagerte Schnee, in der Nähe grell wie weiß glühendes Eisen und weiterhin in einem milden Duftrosa leuchtend, danach sich alle Frauenhaut vergeblich sehnt.

Über all das eilte hinweg ein unersättlich blauer Himmel ununterbrochen von einem Ende der Welt zum andern. Mit seiner klaren Tiefe trank er das Jubeln und Jauchzen dieser unerhört lichten Farben auf. Als ein gewaltig brausendes Lied stieg von all diesen Berggipfeln der Lobgesang der hinabsinkenden Erde empor zu dem unerreichbar hohen Himmel.

Aber meine Ohren wunderten sich in der lautlosen Stille, darin sie eingetaucht waren, daß sie nichts von dem mächtigen Singen vernahmen, das die Augen ihnen zuraunten. Sie hörten nur das tolle Rauschen meines Blutes, darin all meine Gedanken hülflos schwammen.

Da geschah es, daß dieses vielfältige Tönen einer jähen Sehnsucht, welche von den Spitzen der Erde emporschnellte, auch meine Seele von mir loslöste und mit sich hinaufwirbelte in den hohen Himmel hinein. Als mein großes, unsterbliches Auge flammte sie jetzt über mir und sah hinab auf dies wilde Meer von Bergen und sah als Mittelpunkt all dieser Unermeßlichkeit

mich selber auf einer Zacke hängend, einen Wurm klein und häßlich, der hier hinaufgekrochen war, wo er nicht hingehörte, der wieder hinunter mußte, weil er hier oben ja nicht leben konnte.

Und als sie mich so liegen sah von Zufalls Gnaden, weil irgend ein erbärmlicher Stein mich verschont hatte, der vorhin beim Aufstieg ein paar Schritt vor mir hinuntergestolpert war, da brach sie in ein gewaltiges Lachen aus und alle Himmel und Berge lachten mit, von allen Seiten hallte es mir entgegen und schrie in meine verborgensten Winkel hinein, daß meine Gedanken verstört aufflatterten wie erschreckte Fledermäuse im Licht. Und ich fühlte, daß ich nackt und bloß lag vor diesem entsetzlichen Lachen, das all meine Tiefen zerriß. Ich wollte Einhalt gebieten; aber meine Seele, die sonst so folgsame, schüttelte sich in ihrer wilden Freude, daß ich vor Scham vergehen wollte.

Da schwur ich, es sollten lieber Nacht und Finsternis herrschen, als solch ein Licht. Und ich kletterte eilends hinunter verhüllten Hauptes und an beiden Seiten schossen die Steine in langen Kolonnen höhnend an mir vorbei; aber ich durfte mich nicht umschauen, bis ich unten im Thal war, wo ich mich vor dem Licht verbergen konnte. Doch immer noch zuckt das große, harte Lachen in die Nacht meiner Träume, ein letzter greller Blitz im Auge des Geblendeten.

Neues Leben.

Seele, welch ein süßes Gleiten
Mit dem letzten Abendweh'n! . . .
Still hinein in stille Weiten,
Wo die Sterne golden steh'n!

Jedes Licht ein neues Leben!
Jeder Hauch ein neues Glück!
Und Du schaust mit leisem Beben
In die dunkle Nacht zurück!

Bruno Salmer.

Nachtstille.

Still ist's, totenstill ringsum;
Sanft der Lampe Schimmer:
Und die Welt um mich ist stumm —
Schweigen schwebt im Zimmer.

Leise, leise hör' ich nur
In der tiefen Stille
Ticken, ticken meine Uhr
In der gold'nen Hülle.

Horche tief und horche lang —
Hör' die Zeit verrauschen —
Und es pocht, es pocht so bang
Mir das Herz beim Lauschen. —

U. v. d. Tr.

Und keiner von uns dachte dran.

Du brachtest mir als Morgengruß
Drei weiße, weiße Nelken,
Und keiner von uns dachte dran
Wie bald die Blumen welken.

Ich küßte Dich und hielt Dein Haupt
In meinen beiden Händen,
Und keiner von uns dachte dran
Die Liebe könne enden.

Hans Winand.

Ich weiß einen Bronnen . . .

Ich weiß einen Bronnen — gar wundersam
Klingt seiner Wellen Rauschen.
Und mancher aus weiter Ferne kam,
Dem trauten Geflüster zu lauschen.

Es stehen die Kinder rings um den Rand
Und schauen hinab in die Tiefe
Und strecken verlangend die kleine Hand,
Als ob sie's von unten riefe.

Die silberne Flut giebt ihr Angesicht
Mit seligem Lächeln wieder,
Und zitternd gleitet das Sonnenlicht
Im Wellenschlag auf und nieder.

Die Engel gleiten vorüber sacht
Und lächeln dem kindlichen Spiele,
Und halten darüber treulich Wacht,
Daß kein's in die Fluten fiele —

Denn ob auch keines der silbernen Flut
Je einen Tropfen getrunken,
Ist doch schon manches voll wilder Glut
Im Märchenbronnen versunken . . .

Heinrich Becker.

Gedichte

von

Robert Haaß.

Abendgang.

Endlose Mauer
Kriecht übers Feld,
Hinter ihr, weitgedehnt,
Schläft, an den Wald gelehnt,
Im Regenschauer
Die Totenwelt.

Einsam und dämm'rig ward's,
Es rieselt leis,
Über den Mauerrand
Hebt von der Regenwand
Sich der Cypressen Schwarz,
Der Kreuze Weiß.

Fern auf den Wegen
Unsichtbar klingt
Noch eines Pferdes Huf,
Noch eines Menschen Ruf,
Der in dem Regen
Wieder ertrinkt. —

Nun versank ohne Spur
Ringsum die Welt,
Nur noch die Mauer steigt
Düster empor und schweigt,
Nichts als der Regen nur
Rauscht in das Feld.

Und wie ein Weinen
Geht's durch die Nacht:
Menschenglück, Menschenlos,
Menschenleid, noch so groß —
— — Dort unter Steinen
Ist es vollbracht!

Am Fenster.

Der Herbstwind fegt
Und der Regen schlägt
An die zerfließenden Scheiben,
Da drüben mein Wald
Mit verwischter Gestalt
Ertrinkt in dem wäss'rigen Treiben.

Ein grämliches Licht
Kommt schwer und dicht
Aus dämmernden Höhen geflossen,
Graustreifig erhellt
Jagt's über das Feld
Auf fahlen Regenrossen.

Es rüttelt und zaust
Mit wilder Faust
Die zahmen Straßenbäume,
Verflattertes Laub
Durch den Wasserstaub
Wirbelt in alle Räume.

In Stößen klirrt,
Wie von Flügeln umschwirrt,
Am Straßenrand die Laterne,
Wie Johlen klingt's,
Wie Wimmern dringt's
Aus grauer Höhe und Ferne.

Und doch ist's schön,
Bei dem Windgedröhn'
In den jagenden Aufruhr zu schauen,
Und zu wissen genau
Hinter all' dem Grau
Den Himmel, den sonnigen, blauen!

Im Winterbann.

Die Wintersonne, die rote,
Hängt trüb am Himmelszelt,
Es schimmert das weiße, tote
Schneelinnen auf dem Feld.

Und über meinem Walde,
Verschleiert und verschneit,
Liegt eine sterbenskalte
Starre Verlassenheit.

Fernher von der Friedhofkapelle
Trägt manchmal dumpf und bang
Der Wind auf verflogener Welle
Eines Trauermarsches Klang,

Als werde jetzt begraben
Die abgestorbene Welt, —
Es flattern die schwarzen Raben
Schwerfällig im weißen Feld.

Und Dämm'rung spinnt am Fenster
Mit nebelblassem Schein,
Und bleiche Schneegespenster
Stieren ins Zimmer herein.

Ein kaltes Winterschauern
Durchfröstelt nur den Sinn — —
— Wie lange mag es dauern,
Bis auch ich dort drunten bin?

Modus vivendi.

Mein Sohn, willt Du auf Erden sein
Ein Pilgrim ohne Wanken,
So lasse Dich ja zu sehr nicht ein
Auf Gefühle oder Gedanken!

Denn Gefühle — sie sind aus der Mode heut'
Und Gedanken — das kennt man schon lange!
Sie nützen Dir beide keinen Deut
Auf Deinem Lebensgange!

Nach Lebensklugheit strebe Du nun
Und hüte Dich beileibe,
Einen tieferen Blick in die Welt zu thun
Und in der Menschen Getreibe!

Denn es könnte Dir bei solhanem Blick
Leicht seekrank werden Dein Magen,
Drum brauch' Deine Augen mit Schonung und Schick,
Dann läßt sich's schon eher ertragen!

Und wund're Dich über nichts, mein Sohn,
Was geschehen auf dieser Kugel
Erbärmliches, Dummes und Scheußliches schon,
Sonst faßt Dich ein Höllengrugel!

Betrachte alles, ob's noch so verdreht,
Mit ehrfurchtsvollem Gesichte,
Denn das Krabbeln auf diesem winz'gen Planet:
Man nennt es ja — „Weltgeschichte“!

Sei immer mäßig, sowohl im Wein,
Wie in der Gemütsbewegung,
Und enthalte Dich, willt Du behaglich gedeih'n,
Auch schädlicher Hirnerregung.

Und gräme Dich nicht, und kümm're Dich nicht
Um das, was And're leiden,
Sonst leidest Du selber, Du dummer Wicht,
Und das sollt Du möglichst vermeiden!

Und hänge an niemand zu sehr Dein Herz,
Denn es kommt das Abschiednehmen,
Und das Schauen der Schönheit, es bringt nur Schmerz,
Nur Leid um entschwindende Schemen!

D'rum bewundere nichts und hasse nichts,
Sei wie lauwarmes Wasser,
Entrüste Dich niemals heißen Gesichts,
Sei ein Allesgeltenlasser!

Ein verständiger Mann — was ist denn dabei? —
Muß sich mit manchem versöhnen
Und an Dünkel, an Heuchel- und Schufterei
Sich heutzutage gewöhnen. —

Und achte auch auf Dein Knopfloch genau,
Und strebe, was d'ran zu henken,
Eine ruhige Würde trage zur Schau —
— — Du brauchst dabei nichts zu denken!

Eine Seelentrauer, Dir zugesellt,
Hast Du dann nicht zu verwinden,
Und läuft auch ein Schauer über die Welt:
Den brauchst Du nicht zu empfinden!

So kannst Du glücklich und ehrbar, mein Sohn,
Auf dieser Erde wallen,
In Frieden und ohne Alteration
Und — den Menschen ein Wohlgefallen! — —

Und doch, mein Sohn, wenn Du wandern gehst
Diese Weisheit im Hirntornister:
Dann bist Du — daß Du auch recht mich verstehst —
— — Ein ganz gemeiner Philister!

Der Mimosa-Walzer.

Von Maria Schade.

(Fortsetzung und Schluß.)

Der Herr Regierungsassessor von Kreutz tanzt.

Er tanzt mit dem Chic und der Gewandtheit eines vollendeten Kavaliers. Die Dame in seinem Arm schwebt.

Plötzlich merkt diese, daß der Arm, in dem sie so sicher zu ruhen glaubt, zittert. Der Assessor kommt aus dem Takt. Ein vorübertanzendes Paar stößt ihn an, ebenso ein zweites, ein drittes. Er taumelt. Er will sich an der schwebenden Dame festhalten. Die tritt ihm auf den Fuß — — sehr energisch. Sie stottert eine Entschuldigung. Er desgleichen. Herr von Kreutz kommt nicht mehr in den Takt. Immer unsicherer wird er. Schließlich weiß er sich nicht anders zu helfen, als seine Tänzerin wieder an ihren Platz zu führen.

„Gnädigste werden entschuldigen — — aber die Hitze — — die ungewohnte Bewegung....."

Der Assessor wischt mit dem seidenen Taschentuche über seine Stirn.

Mitten im Tanzen war es ihm auf einmal gewesen, als höre er einen Schrei. Der Schrei gellte ihm noch in den Ohren. Er kam von unten. Es war, als habe er sich durch das Parkett gebohrt, um zu ihm zu gelangen. Und nun glüht das Parkett. Und auch jetzt — — überall wo er den Fuß hinsetzt — — Feuer. Die Geigen, die Flöten — — alles schreit. In jedem Instrument derselbe fürchterliche Laut.

Er kann es nicht mehr aushalten. Das seidene Taschentuch macht ein Zeichen hinauf nach der Loge der Musikanten. Die schweigen.

Plötzliche Stille. Die Füße, die eben noch im Schwung der Melodie das Parkett streiften, bleiben stehen — — mitten im Takt. Die Tanzenden sehen sich an. Was war das? — — So auf einmal..... Lautloses Schweigen.

Der dicke Kommerzienrat steht in der Thür zum Ballsaal wie ein zu Stein gewordener Faun. Seine Frau und der Porträtmaler sind hinter dem Ofenschirm im Boudoir emporgeschnellt — — mitten in einem seligen Augenblick.

Alles schaut auf den Assessor, der vor der Loge der Musikanten steht. Das Taschentuch schwebt noch in der Luft.

Herr von Kreutz hört die unausgesprochene Frage, die sich auf jede Lippe drängt.

„Meine Herrschaften!" Seine Stimme zittert, aber nur einen Moment. Dann hat der glatte Weltmann wieder seine Fassung. „Verzeihen Sie meinen despotischen Eingriff in Ihr Vergnügen! Aber ich glaubte in Ihrem Interesse zu handeln und im Interesse der angestrengten Musikanten, wenn ich Sie auf allerdings administrativem Wege von dem herrschsüchtigen Zauber dieses Mimosa-Walzers befreite."

Bewegung. Gelächter. Beifall.

„Bravo! — — Famos! — — Großartig!"

Alles fühlt jetzt erst, wie lange dieser Mimosa-Walzer gedauert hat, wie angreifend das rasche Tempo gewesen, wie echauffiert man ist. Jeder sieht im Assessor den Befreier.

Die Diener, die mit Erfrischungen vergebens an der Thüre auf eine Tanzpause lauerten, stürzen herbei. Alles greift nach den gefüllten Gläsern.

Das war's, was man brauchte. — — Die Hitze. — — Der Staub. — — Die Gaumen sind wie ausgedörrt.

Der Husarenoffizier, der vor lauter Erregung vergessen hat, den Arm von der Taille seiner entfernten Cousine zu nehmen, die ihm in diesem Augenblick allerdings sehr nahe steht, ruft mit schriller, näselnder Stimme in das Gewühl:

„Der Regierungsassessor von Kreutz — — Kolossal schneidiger Herr! — — Unvergleichlicher Wohlthäter der Menschheit! — — Er lebe — — hoch!"

„Hoch! — — Hoch!“ braust es durch den Saal.

Die Musikanten, die noch ganz gerührt sind und benommen von der Güte des vornehmen Herrn, der für alle — — auch für die tief unter ihm Stehenden — — ein so warmes Herz hat, setzen ohne Befehl ihre Instrumente an.

„Hoch soll er leben! . . . .“ tönt es aus ihrer Loge.

„Hoch soll er leben! . . . .“ stimmt die ganze Gesellschaft ein.

Der tadellose Assessor steht da — — umringt — — gefeiert.

Er versucht zu lächeln.

* * *

Der Ball bei Kommerzienrats ist zu Ende. Man hat fein gegessen, fein getrunken, getanzt und sich amüsiert: davon ist jeder durchdrungen.

In den Garderoben werden weiße Schultern mit mehr oder weniger Fleisch in schützende Pelze gehüllt.

Im Treppenhause lehnen in müden, gelangweilten Gruppen die wartenden Herren. Etwas abseits steht Regierungsassessor von Kreutz. Er sieht blaß und angegriffen aus. Er gähnt. Aber da keine Standesperson in der Nähe ist, so hält er es nicht für nötig, den aristokratischen Mund mit der Hand zu verdecken. Der Schatten an der Wand gähnt auch.

Die Damen kommen aus den Garderoben zu zweien, zu dreien, immerfort plaudernd, als ob sie sich eine Ewigkeit nicht gesehen hätten.

„Endlich!“ sagen die Herren und ziehen die Pelzkragen noch mehr in die Höhe.

Man geht die Treppen hinab. Die Herren vorsichtig, damit sie nicht auf die Schleppen der Mäntel treten, die vor ihnen die Stufen hinabgleiten.

Herr von Kreutz geht auch. Er weiß nicht warum, aber er geht, obgleich seine Frau noch nicht erschienen ist, die mit einer unnachahmlichen Beharrlichkeit bei jedem Diner und Souper die Letzte in der Garderobe ist. Und dabei läßt sie doch jedesmal einen Spitzenshawl liegen.

Der Assessor sieht alle fortgehen. Jeden Wagen hört er abfahren. Nur er allein bleibt in der unteren Halle des Treppenhauses stehen. Der Einzige, der ihm noch Gesellschaft leistet, ist der sorgfältig frisierte Lohndiener mit den frischen Rotweinflecken auf dem Frack, der jedem Fortgehenden die schwere eiserne Hausthür öffnet.

Der Assessor wartet auf seine Frau, nicht grade mit der Sehnsucht eines Liebenden, aber dafür mit der Resignation des Ehemannes.

Gewiß ist sie noch immer damit beschäftigt, den Spitzenshawl liegen zu lassen, denkt er und geht dabei auf den Marmorfliesen hin und her, denn trotz der mit Krimmer besetzten Gummischuhe fangen ihm an die Füße zu frieren.

Plötzlich bleibt er vor der kleinen Thür stehen, zu der seitwärts ein paar Stufen hinabführen. Ohne zu wissen warum, starrt er dorthin.

Der Lohndiener mit den frischen Rotweinflecken auf dem Frack räuspert sich. Immer gewohnt, sich in feiner Gesellschaft zu bewegen, liebt er es, mit vornehmen Herren ein Gespräch anzuknüpfen.

„Da unten, Herr Assessor, ist die Portierwohnung. Der Herr Kommerzienrat hatte früher immer einen Portier. Aber es gab so viel Ärger. Diese gewöhnlichen Männer saufen alle. Jetzt hat der Herr Kommerzienrat nur eine Frau genommen. Nun scheint's besser zu sein. Mit der Arbeit wird sie schließlich auch fertig.“

Herr von Kreutz hält das Monocle vor das Auge. Er studiert die halbverwischten Buchstaben des Schildes.

„Marquardt“ . . . . sagt er leise, wie zu sich selbst.

„Das ist der Name der jetzigen Portierfrau, Herr Assessor.“

Der Herr Assessor wendet sich ab, so daß der gesprächige Lohndiener Gelegenheit hat, den tadellosen Rückenschnitt seines Paletots zu bewundern.

„Diese Frau — — hat sie — — eine Tochter?“

„Jawohl, Herr Assessor. Sie ging ins Geschäft. Die Kreten, die ins Geschäft laufen, taugen alle nich viel was, obgleich die noch eine von den Besseren gewesen sein soll. Aber ein Kind hat sie doch gehabt. Ohne das machen sie's heutzutage gar nich mehr. Na, die Frauen haben sich ehrlich abgerackert, das muß ich sagen. Und schließlich ist das Wurm doch gestorben. Vielleicht ist's auch am besten so. Dergleichen Kinder haben nun mal nich viel Glück in der Welt.“

„Und die Mutter? — — Ich meine — — die Tochter.“

„Versteh schon, Herr Assessor! — — Das arme Ding! — — Die hat sich die Geschichte ordentlich zu Herzen genommen. Kann's der

Mutter nicht verdenken, wenn sie ganz außer sich war. Denn es sind ehrliche Leute. Den Mann habe ich auch noch gekannt. Der war Schuhmacher. Und wenn sie wenigstens was Ordentliches von der Geschichte gehabt hätten! — — Aber das muß einer gewesen sein! Pfui Teufel!" Der Erregte vergißt fast die vornehme Gesellschaft, in der er die Ehre hat, sich zu befinden. — — „Die Alte sagt zwar, ein feiner Herr wär's gewesen. Aber ich hab gesagt, die feinen Herren, die kenn ich genau, die sind anders. Und nun hat das arme Ding arbeiten müssen Tag und Nacht. Und die Schande hat sie obendrein. Jetzt liegt sie schon Wochen. Ans Aufkommen ist nicht zu denken. Die Alte ist schon ganz dumm geworden von all dem Elend. Vorhin war ich unten und wollte der Kranken eine Flasche Wein bringen, denn sie hat ja nichts zu ihrer Stärkung. Aber sie nahmen's nicht an. Die Leute haben so ihren Stolz."

Ein unterdrücktes Gekicher. — — Das Rauschen eines schweren Seidenkleides. — — Das Klirren von Sporen.

Frau von Kreutz kommt die Treppe hinunter. Dicht hinter ihr der galante Husarenoffizier, der den Fächer und die Boa seiner Cousine trägt.

„Du hast wohl lange auf uns warten müssen — — was, Willy?"

Der Assessor hebt langsam den Kopf, der tief auf die Brust herabgesunken ist. Teilnahmslos blickt er auf seine Frau wie auf eine Fremde.

„Geht nur, geht!" Seine Stimme klingt merkwürdig heiser. „Ich komme gleich nach."

Die beiden huschen an ihm vorüber, froh, noch ein paar Augenblicke allein sein zu können, vorüber an dem Diener, der respektvoll die schwere Hausthür öffnet — — hinaus in die lautlose Winternacht.

„Habt Ihr keinen Wagen?" fragt der Husarenoffizier.

„Gott sei Dank nein," erwidert die in Pelz Gehüllte an seiner Seite. „Ist es denn nicht schön so durch den Schnee zu gehen im Mondschein . . . .?"

„Ja, im Mondschein zu zweien wenn . . ."

Die schwere Thür fällt ins Schloß.

Der Assessor ist die Stufen zu der Portierwohnung hinabgestiegen.

Er klopft.

Die Frau öffnet.

Langsam fast zögernd tritt er in den düsteren feuchtkalten Raum. Seine Glieder, die noch heiß sind von der üppigen Wärme des Ballsaals, schaudern.

Die kleine Lampe verbreitet nur ein spärliches Licht, aber Licht genug, um der Alten, in deren Hand sie schwankt, zu zeigen, wer der Eintretende ist. Sie kennt ihn, der vor ihr steht, wenn sie ihn auch nur vor Jahren ein paarmal gesehen hat ganz flüchtig, vor ihrer Thür lauernd, an ihren Fenstern vorüberhuschend. Er ist es, er, der über sie und ihr Kind die Schande gebracht hat, das Elend — — den Tod.

„Verzeihen Sie . . . ." Der Assessor spricht ganz leise, als fürchte er sich vor seiner eigenen Stimme. „Eben hörte ich, daß Ihre Tochter krank ist. Da wollte ich nur einmal fragen, wie es geht und Sie bitten . . . ."

Seine Hand, in der ein Goldstück blitzt, sucht nach der Hand der Frau.

Die tritt zurück, ausweichend vor einer Berührung.

„Meine Tochter braucht nichts mehr — — gar nichts."

Sie schaut hinüber nach dem Hintergrunde des Zimmers, wo das schmale Bett steht.

Der Assessor folgt ihrem Blick. Er sieht nichts. Aber er fühlt die feierliche Nähe des Todes.

Von der Stirn nimmt er den Cylinder.

„Sie werden jetzt mancherlei brauchen. . . . . Nehmen Sie doch . . . . Vorläufig . . . . Bitte. . . ."

Die Frau schüttelt den Kopf.

„Es hat niemand nach uns gefragt, als das Kind kam und als es ging — — auf den Kirchhof. — — Ich werde meine Tochter auch noch unter die Erde kriegen — — allein."

Sie öffnet die Thür.

Der Assessor schleicht hinaus, den Cylinder in der Hand.

Auf der letzten Stufe stolpert er.

Der Lohndiener springt hinzu.

„Um Gotteswillen, Herr Assessor! Das Treppchen ist so unbequem."

Zwischen den aristokratischen Fingern brennt das verschmähte Goldstück — — wie Feuer.

Herr von Kreutz legt es in die Hand des Lohndieners.

Der reißt die Hausthür auf — — so weit es geht.

Der Herr Regierungsassessor von Kreutz ist der nobelste, der wohlthätigste aller Menschen, denkt der mit den frischen Rotweinflecken auf

dem Frack und will in Gedanken den Schlüssel schon zum dritten Mal herumdrehn.

Da steht er nun, der nobelste, der wohlthätigste aller Menschen, den man in dem glänzenden Prunksaale des Reichtums bejubelt und gefeiert hat, und der aus der düsteren Kellerwohnung der Armut hinausgewiesen ist ein Verachteter.

Vor ihm liegt die Winternacht still, weiß.

Die Straßen, die Häuser, die Paläste: alles zugedeckt mit einem ungeheuren Leichentuche.

Und unter diesem Leichentuche Schande, Elend, Betrug.

Und er denkt, wie er solch stille, weiße Nächte entweiht hat durch verführerische Worte. — —

„Kurt .... Nicht jetzt .... Du wirst zu kühn ...."

Das ist die kichernde Stimme seiner Frau.

Er geht dem Schalle nach — langsam schwankend, dorthin, wo der Betrug erwartet — den Betrüger. —

Die Sonne.

Über Bergesrücken schreit' ich dahin,
Ohne Bahn, ohne Weg, ohne Steg.
Du sinkende, blinkende Sonne nur,
Du nur, Du zeigst mir den Weg!

Es stemmt der Sturm seine breite Brust
Gar trotzig gegen mich.
Nicht soll er, Du blinkende, sinkende Sonn',
Uns trennen, mich und Dich!

Du strahlst mir Kraft und Wärme ins Herz
Und frischen, lebendigen Mut,
Und heißes Begehren und Sehnsucht nach Dir,
Du sinkende, blinkende Glut.

Du giebst mir Feuer und Farbe und Licht —
Und nun fällst Du sterbend zurück. —
Wie zur sterbenden Mutter eile ich,
Zu seh'n ihren letzten Blick.

Arnold Hahn.

Im Wechsel der Zeiten.

Einst glänzte am Himmel ein heller Stern
In zauberhaft reinem Licht,
Und in mein Leben strahlte hinein
Ein süßes Frauengesicht.

Ich habe nur in die Blüte geseh'n,
So weiß, wie ein Schwanenkleid.
Nie hab' ich an das Reine gerührt,
Das Göttliche nie entweiht!

Der Stern fiel vom Himmel und versank,
Sein leuchtender Glanz erstarb,
Und die darunter gewandelt, das Weib,
Ging unter in Schmach und verdarb! —

Edgar Reimerdes.

Nächtliche Fahrt.

Das Dampfroß zog durchs nächtliche Gefild —
Wie stürmt' es vorwärts ungestüm und wild,
Indes die Funken durch die Fluren flogen!
Nur selten hielt es an zu kurzer Rast —
Und weiter schnob's in ruheloser Hast,
Von unsichtbarer Arme Kraft gezogen.

Da wollt' es dünken mich: Dem Dampfroß gleicht
Mein eignes Leben, wie es rollt und keucht, —
Gebannt zu freudlos-nichtigem Gethue.
Nur selten macht es Halt und schaut sich um,
Hält Einkehr bei sich selbst — und wiederum
Durchs Dunkel geht es ohne Rast und Ruhe.

Eduard Fehre.

„So bitter war der Trank ..."

So bitter war der Trank, den ich gekostet,
Daß ich des Lebens Herbe und die Süße
Des Lebens nicht mehr fühle. Tot ist mir
Die Welt. Ich sehe wohl, daß Blüten prangen
Und höre Menschen weinen; doch es wandelt
Mein Schatten nur umher in meiner Hülle,
Denn meine Seele hat erschreckt die Flügel
Gebreitet und ist zitternd heimgekehrt
In jenes dunkle Land, woher sie kam.

Gisela Horn.

Junge Stimmen.

Christus und die Danaide.

Ein Schauer weht wie Segen durch die Lüfte,
Ein Fittichneigen reinster Liebeshuld
Beglänzt den lichtentwöhnten Tartaros,
Und teilt die Nebel seiner Todesklüfte.
Der dreigeköpfte Hund weicht von der Pforte,
Durch deren aufgesprengte Felsenflügel
Ein Mann in strahlenweißer Glorie schreitet;
Ein Mann mit traurigmildem Angesicht,
So traurig und so mild, daß selbst die Schauer
Der Unterwelt vor ihm in Luft verquellen --

... Des Danaos verruchte Tochter steht
In wilder Pein sich windend vor dem Fasse,
An das sie seit Jahrtausenden gefesselt, —
Und schöpft und schöpft die Eimer immer neu
Ins Bodenlose, ohne es zu füllen.
Und Christus tritt zu ihr, und blickt hernieder:
Ihn schaudert .... stöhnend birgt er das Gesicht,
Und eine Thräne hängt an seinen Wimpern
Und bebt und rollt zur Tiefe still hinab.
Und horch, ein Klingen schallt ganz deutlich aufwärts,
Als wäre sie auf einen Grund gefallen, —
Und schon ertönt ein unterirdisch Brausen:
Ein Wogenbranden schwillt und drängt empor,
Die Wasser quellen endlos aus dem Leeren —
Und Christus selbst gewahrt in tiefem Staunen,
Voll Weihe, Rührung, und in heiliger Andacht,
Wie rasch die Flut bis an die Borde steigt
Und segensmild die schwarze Tiefe anfüllt.

Die Danaide aber steht und starrt
Aufs unbegreifliche Erlöserwunder,
So hoch und rätselhaft und liebebang;
Ein Krampf lähmt ihre wonnetrunknen Glieder —
Und tot fällt sie im nächsten Augenblick
Wie blitzgefällt vor ihrem Heiland nieder.

Hermann Bessemer.

Es war einmal.

Ein Saal voll Licht und Lachen,
Und Deine Augen voll Glanz.
Und rührend klang von den Saiten
Ein Lied zum Tanz.

Ein Kuß auf Deine Stirne —
„Sei mein, ich lasse Dich nie!“ . . .
Und weiter wogte die süße
Verträumte Melodie.

Ach, über den blauen Tagen
Liegt längst das Abendrot.
Ich hab das Lied vergessen,
Und Du bist lange tot.

Georg Rothe.

Regentag.

Rings an der Wand ein spukhaft Treiben
Von Schatten, die sich haschend fliehn . . .
Der Regen prasselt an die Scheiben . . .
Verlöschend aufzuckt's im Kamin.

Da lassen toten Leids Gespenster
Des Glücks verfallnes Aschenhaus —
Der Regen prasselt an die Fenster . . .
Und langsam glüht die Flamme aus.

Ach Stacheln nur und Dornen bleiben,
Und jedes Glück verhüllt ein Leid! — —
Der Regen prasselt an die Scheiben,
Und draußen wächst die Dunkelheit.

Kein Glück wird bannen die Gespenster,
Weil mir nie reine Freude lacht — —
Der Regen prasselt an die Fenster . . .
Wie fürcht' ich mich vor dieser Nacht . . .

Alexander Pache.

Der Sieger.

Und als ich dann zum letztenmale
Mit fliegendem Atem durchs Ziel gestürmt,
Als rings von den Sitzen die Menge sich hob
Und in gewaltigem Chor es „Sieg“
Mich umbrauste und „Heil“,
Als auf der glühenden Stirn
Den heiligen Lorbeer ich fühlte,
Da schritt ich gesenkten Hauptes
Und stumm durch die Menge
Und trug meines Namens ewigen Ruhm
Zum Altar Apolls.

Doch seit in Deinem Arm ich geruht,
Seit auf meinem Mund' Deine Lippen geglüht
Und Du meinen Namen stammelnd genannt
In heiliger Stunde der Nacht,
Trag ich stolz und erhoben das Haupt,
Der Welt zu verkünden, daß nun der Sieger
Zum Manne gereift.

W. E. Vershofen.

So sind wir.

So sind wir —: Wir wollen die Kraft nicht missen,
Wir wollen kämpfen und siegen! — und wissen
Doch nicht das Ziel und den Zweck uns'res Wandelns,
Doch nicht den Urgrund unseres Handelns!

Da bin ich heut durch den Wald gekommen
Und habe die Stimme der Gottheit vernommen:
Wie Bäume sollen im Lichte wir ragen,
Blätter, Blüten und Früchte tragen. —

Früchte tragen — und dann, dann sterben —
Aber nicht elend im Staube verderben:
Unser leidüberjauchzendes Leben
Wird segnend über der Nachwelt schweben.

Christoph Flaskamp.

O komm!

Die Rosen blüh'n,
Es duftet der Jasmin.
Im Waldthal rauscht der Mühlenbach,
Die Wolken zieh'n der Sonne nach.
Schon längstens ging der Hahn zur Ruh,
Wo weilest Du?
O komm!

Der matte Schein
Verlor'ner Sterne spinnt mich ein
Und leise rauschet, wie verträumt,
Das Riedgras, das die Ufer säumt.
Aus stillen Wassern grüßt und winkt
Die Elfenschar. Der Tag versinkt.
O komm!

Im Flüstersang
Die Geister zieh'n den See entlang,
Und alles lebt und webt ein Lied,
Das zitternd durch die Seele zieht
Berauschend süß, im Dämmerschein,
Der Mond geht auf — ich bin allein —
O komm!

Franziska Simon.

Dämmerstunde.

Laßt mich hier still in meiner Ecke sitzen.
Die Hände hinterm Kopf, so träumt sich's gut,
Wenn helle Linien durch das Dunkel blitzen,
Und matter Glanz auf allen Möbeln ruht.
Mir ist, als gingen leise, flinke Tritte,
Als knisterte ganz nah ein Frauenkleid.

Ich höre Flüstern fast wie eine Bitte,
Und eine helle Stimme giebt Bescheid.
Ein welker Duft schwebt von Lavendelblüten.
Das weiße Mondlicht spielt auf dem Kamin,
In dem noch eben rote Funken sprühten —
Da kommt die Lampe, und die Schatten flieh'n.

Richard Schaukal.

Abend.

Ein Brunnen springt in weißem Marmorbecken.
Daraus im Abendschein die Rehe trinken.
Der Nachtwind läßt die welken Blätter sinken
Und still die Flut mit bunten Farben decken.

An dunkle Fenster schlagen schwarze Zweige,
Als wollten sie an schnelles Sterben mahnen,
Es schwebt heran auf abendlichen Bahnen,
Und leise tönt das Locken einer Geige . . .

Kurt Münzer.

Das Krüppelheim in Rio de Janeiro.

War einst ein Herrscher, dem's am Herzen fraß,
Sah er den Krüppel, der am Wege saß,
Sah er die Not an Krücken hinkend gehn,
Sah barhaupt er das Elend bettelnd stehn.

„Laßt uns erbauen eine Zufluchtsstatt,
Auf daß der Ärmste eine Heimat hat!"
Sein Aufruf klang hinaus ins weite Land,
Doch Spenderhände er nur spärlich fand.

Nur ein'ge Groschen hatte man dafür,
Die kaum gelangt zu des Spitales Thür,
Da rief aufs neue er ins Land hinaus
Und setzte Preise für die Gutthat aus.

„Wer Fünfziglausend giebt, erhält ein ‚von'
Und wer sie doppelt giebt, der wird Baron!"
Das kitzelte so manchen reichen Mann,
Ein Wald von Edelleuten wuchs heran.

Und durch der edlen Spender reiche Zahl
Erstand gar bald ein stattliches Spital.
Und als der Weihe Tag gekommen war,
Harrt vor dem Neubau eine große Schar.

Zum Giebel sieht sie auf erwartungsvoll,
Was der Verhüllte ihr noch zeigen soll;
Und seines Edelmuts sich vollbewußt,
Wirft mancher Herr gar stolz sich in die Brust.

Da fällt die Hülle, und der Giebel spricht
Mit gold'nen Lettern blank im Sonnenlicht
(Drum wohl manch Auge blinzelt, das es schaut):
„Dem Elend von der Eitelkeit erbaut!"

Rudolf Gärtner.

Aus Galizien.

I.

Nun aber scheint die warme Sonne wieder,
Nach langem, kalten Regen gießt sie nieder
Die Strahlen auf das laubenetzte Grün.
Die weite, trübe Fläche hüllt sie ein
In ein Gewebe, hell, voll gold'nem Schein.
Die weißen Störche schweben drüber hin.

Die letzte Hütte und das ärmste Dach
Küßt warmes Licht von trüber Trauer wach,
Das graue Stroh flammt auf im Abendglanz.
Am Horizonte reckt ein hoher Baum
Die nackten Äste in den hellen Raum,
Die Schwalben schwingen zwitschernd ihren Tanz.

II.

Die bangen Ströme gießt der Himmel nieder.
Die graue Wölbung schließt die Hoffnung wieder,
Die sich ergoß in sonnenhelles Blau.
Die Schwalbe hält sich tief im Nest verborgen.
Und tief im Herzen wachen alte Sorgen,
Dieweil das Auge weilt am düstern Grau — —

Das sehnt und drängt nach sonnigem Vergessen . . . .
Im Garten schütteln nieder die Cypressen
Den Perlenregen auf das satte Gras — —
Und wieder will das Auge matt verträumen,
Da — bei den fernen, jungbelaubten Bäumen
Hebt sich ein Streif, die Sonne kündend — blaß . . . .

III.

Sengende Glut liegt auf der armen Weide.
Und auf der Straße, dicht im Wolkenkleide
Des leicht gerührten, weißen Staubs verhüllt,
Rollt aus der Stadt ein schwerbelad'ner Wagen.
Sonst schweigt die Welt in brütendem Verzagen.
Die Luft nur zittert sonnengluterfüllt. — —

Dann aber kommt die Nacht: Aus schwerem Schweigen
Erwacht das Leben. Ihren Liebesreigen
Schwirren die Käfer um den alten Baum.
Im Garten zittern leise Blatt und Blüten
Empor aus schwerem, glutberauschten Brüten
Und hauchen Düfte in den Frühlingstraum.

E. G. Kolbenheyer.

Der Kanonier.

Er fährt im Galopp in die brüllende Schlacht,
Der Kanonier. Da wird ihm so dumm:
Er weiß, daß der Tod von drüben kracht,
Und er weiß nicht, warum.

Jetzt hilft er, Verderben hinüberspei'n,
Der Kanonier — zu Vaterlands Ruhm.
Er feuert in ehrliche Leute hinein,
Und er weiß nicht, warum.

Zu Ende ist die brüllende Schlacht.
Der Kanonier liegt still und stumm.
Ein Toter, vom toten Mond bewacht;
Und er weiß nicht, warum.

Hans Rudorff.

Bunte Reihe.

Ungedruckte Briefe von **Wilhelm von Humboldt, J. F. Castelli, J. L. Deinhardstein, Friedrich Rückert, Karl Immermann, Josef Freiherr von Auffenberg, Karl von Holtei, A. A. Graf von Auersperg (Anastasius Grün), Robert Blum, Ferdinand Freiligrath** und **Theodor Storm.**

II.

Von Alexander Graf von Auersperg (Anastasius Grün, geb. 1806) liegen uns einige Briefe an seinen Jugendfreund und Mitstrebenden Johann Gabriel Seidl, damals Gymnasiallehrer in Cilli, vor, die das herzliche Verhältnis Beider beleuchten und zugleich als Ergänzung einer früher an dieser Stelle veröffentlichten Serie von Briefen des Dichter-Grafen an denselben Freund hier mitgeteilt seien. Zur Erläuterung des ersten Schreibens sei vorangeschickt, daß unter dem Spitznamen David, nach der Meinung zweier, seither auch abgeschiedenen Freunde Grüns: Ludwig August Frankl und Constantin von Wurzbach, deren Ansicht wir seinerzeit einholten, der österreichische Lyriker Franz von Hermannsthal zu verstehen ist. Damian war ein Wiener Buchhändler (in Firma Damian und Sorge), der Grün mit Büchern und Zeitungen versorgte. Thurn am Hart, das Stammschloß der Auersperge, liegt in Krain, jedoch nicht allzuweit von dem Hauptort der südlichen Steiermark, dem nun besonders viel genannten Cilli, wo Seidl lebte, entfernt. Der Brief lautet:

Thurn am Hart d. 2ten Aug. 1831.

Lieber theurer Freund!

Hoffentlich werden Sie meine beiden letzten Brieschen erhalten haben. Seither war ich in Laibach und über eine Woche von Hause abwesend. Sie werden inzwischen wohl nähere Nachrichten über Davids Ankunft erhalten haben. Ich bitte Sie mich nur in einigen Zeilen zu benachrichtigen, wann er kommt und wie lange er bleibt. Zugleich könnten Sie mir einen Tag bestimmen, wann ich Sie von Cilli könnte abhohlen lassen. Ich würde Ihnen ein leichtes Wäglein mit flinken Pferden entgegenschicken, welche Sie dann schnell in die Arme meiner Sehnsucht bringen müßten.

Sollte Damian wieder etwas für mich gesendet haben, so ersuche ich um die Zusendung dessen durch gegenwärtigen Bothen!

Alles Schöne den Ihrigen!

Herzlichen Gruß u. Kuß

von Ihrem aufrichtigen Freunde

Auersperg.

Das zweite Schreiben zeigt drastisch, in welcher Art der junge Dichter und Landwirt seine Zeit gewissenhaft zwischen Praktischem und Erhabenem teilte.

Lieber theurer Freund! Haben Sie nicht vielleicht irgendwo eine Lieferung mit Goethes Nachlaß 10 Bde (roh) und Rohls Vieharzneybuch verlegt? Damian will mir diese Dinge durchaus geschickt haben und ich habe bis zur Stunde nicht ein Blättchen gesehen und erhalten.

Tausend herzliche Grüße von Ihrem

Auersperg.

Thurn am Hart d. 31 März 34.

Grün war seit 1830 durch den Chamisso-Schwab'schen Musenalmanach mit der Weidmannschen Buchhandlung in Leipzig in Verbindung getreten und wandte ihr von da ab den Verlag seiner Schriften zu. Das Nähere hierüber hat die „Deutsche Dichtung" Bnd. IV. S. 204 ff. gebracht. Wie aus der a. O. wiedergegebenen Korrespondenz ersichtlich, suchte er seine Verbindung mit dem berühmten Hause auch für seine Freunde nutzbringend zu gestalten, doch blieben seine Versuche zumeist vergeblich, so auch in dem Falle, dessen der nachstehende Brief gedenkt:

Liebster, theuerster Freund!

Im Einschlusse übersende ich Ihnen den Betrag von 5 fr. 4 cm., welchen Sie für mich an Porto auszulegen die Gefälligkeit hatten. Des Bothen wegen bitte ich Sie, mir den Empfang mit ein paar Zeilen zu bestätigen.

Von der Weidmann'schen Buchhandlung fand ich eine ablehnende Antwort in Betreff der Hermannsthal'schen Gedichtsammlung, und zwar aus dem Grunde, weil sein Name außer Östreich nicht genug gekannt sey.

Könnten Sie mir durch den Ueberbringer dieses den heurigen Jahrgang der Vesta auf einige Tage zur Durchsicht zumitteln, so würden Sie mir einen großen Gefallen erweisen.

Mit herzlichem Gruße Ihr unveränderlicher Freund

Thurn am Hart A. Auersperg.

18 $\frac{2}{VI}$ 35.

Einige andere Briefe, die uns vorliegen, erweisen ur die gute Nachbarschaft, die Grün mit Seidl hielt nd seien daher an dieser Stelle nicht mitgetheilt.

Es mag dahingestellt bleiben, ob uns der Name Robert **Blum** heute auch nur mit halb so vollem Klang ans **Ohr** schlüge, wenn nicht Fürst Windischrätz **beschränkt und brutal** genug gewesen wäre, den aum **einundvierzigjährigen** Mann am 9. November 1848 **wider alles** Völkerrecht erschießen zu lassen. Der arme Kölner Goldschmiedgeselle, der sich in arter **Arbeit und** eiserner Selbstzucht zum Leipziger Journalisten, **Buchhändler** und Volksführer emporarbeitete, **gehört** unzweifelhaft zu den reinsten und ichtungswertesten unter den Männern von 1848, aber benso **zweifellos** nicht zu den geistig bedeutendsten. Immerhin **wahrt** sein trauriges und unverschuldetes Ende seinem **Namen** einen Schimmer des Ruhms und seinem **Entwickelungsgang** ein Maß von Teilnahme, **daß man gern** gelegentlich eine **Probe** seiner **belletristischen Meinungen** wie seines Gehabens als harmloser, **unpolitischer** Journalist kennen lernen wird. Wie man **weiß**, beschäftigte sich Blum in Leipzig in den **Stunden**, die ihm sein gewissenhaft geübtes Amt als **Theater-Sekretär** frei ließ, mit Beiträgen für **verschiedene** Zeitschriften, denen er Theater- und **Bücherkritiken** lieferte. In dieser Weise war er auch für die „**Dresdener** Abendzeitung" thätig, an deren Redakteur, Hofrat Winkler (Theodor Hell) das nachstehende, hier im Auszug wiedergegebene Schreiben, Leipzig, 23. Oktober 1835 gerichtet ist. Weggelassen sind **Anfang** und Schluß, die rein formalen Inhalts sind, sowie ein Passus, dessen Weglassung wir weiter unten **motivieren werden**. Das Schreiben lautet in seinen **Hauptstellen**:

> Tiecks Novelle „Eigensinn und Laune" liegt mir zu sehr im Kopfe, als daß ich sie zuletzt besprechen könnte; daher Verzeihung dem unpaßenden Anfange. Wahrlich nach der „Vogelscheuche" war ich auf manches gefaßt, aber das habe ich nicht erwartet, diese Novelle ist, denk' ich, das Extrem. Ich will von der Ausführung und ihren Mängeln nicht reden, sie sind zu unwesentlich neben der scandalösen Vermischung der größesten Immoralität mit den geselligen Formen und Sitten, dieser völligen Aufhebung des Conflictes der sinnlichen Begierde mit den Gefühlen der reinen Liebe, diesem großen Spotte gegen jedes Gefühl, mit Ausnahme der seelenlosen Wollust. Die fleischlichen Lüste — nein, das ist zu milde — die vor ihrem Erwachen schon unersättliche Geilheit weist das ganze Wesen und den Charakter seiner Heldin aus und ist um so widerlicher, weil sie mit riesiger Unverschämtheit im Gewande des Gefühls einhergeht. Originell aber ist die Sache: eine Romanheldin, die ihre Liebhaber nach . . . . wählt und sie verabschiedet, sobald sie glauben muß, daß der Mensch nicht aufhören könne, nur „Thier" zu sein, das ist neu. — Und nun wieder dieses herrliche Zeiturtheil! Dieser Gassenbuben-Aufstand! Wie der Verfasser sich gefällt in dem Treiben dieser verwandten Seelen! Es ist himmlisch! Mag man doch einer Meinung anhängen, welcher man will, mag man die andere anfeinden, vernichten, zertreten, ich habe nichts dagegen; aber wenn man seinen Feind nicht kennt, wenn er unerschüttert und unbesiegt uns gegenübersteht, so ist es erbärmlich, wenn man seine Verachtung affektiert. Wer die Leiden seiner Zeit verspottet, verspottet die Menschheit, die sie trägt, und das ist schlecht. Und nun der Hund! nein, es geht nichts über den Hund. Ein Königreich für den Hund. Der Schluß ist sehr gut; daß die Moral kommt und das Kind der Unzucht als Adoptivtochter annimmt ist ein neidenswerther Einfall, der durch nichts übertroffen wird, als daß die Moral selbst aus dem Schlamme der Unzucht hervorgeht. Nein, da lobe ich mir doch Gutzkows „Nero"; der zertritt doch nur die Menschheit im Object und übertüncht sie nicht mit subjectiver Verderbtheit. Emmeline und der Verfasser hoch! Ein treffliches Paar. Ich möchte das Buch gern beurtheilen, aber freilich in der Abendzeitung geht das nicht; Dr. Kühne ist anderer Ansicht und hat das Urtheil in der „eleganten" selbst geschrieben und im „Planeten" mag ich nicht. Also mags denn bleiben.

Die moralische Entrüstung des jungen Kritikers verführt ihn zu einer so saftigen Ausmalung der angeblichen Immoralitäten des von ihm befehdeten Dichters, daß wir die ungekürzte Wiedergabe dieser Briefstelle nicht wagen konnten. Im Übrigen stellt uns das Urtheil Blums nur vor die Wahl, ihn entweder für einen unverständigen oder bewußt ungerechten Beurteiler zu halten; wir wollen das erstere annehmen. „Eigensinn und Laune" (1835 erschienen) verfolgt in allerdings sehr realistischer Schilderung die Tendenz, nachzuweisen, wohin nach des Verfassers Auffassung die Bethätigung schrankenloser, weiblicher Emanzipations-Ideen führen muß. Die Tendenz des Dichters ist also eine durchaus sittliche und von seinem Standpunkt berechtigte. Wie gesagt, wir nehmen an, daß Robert Blum, der sich ja damals eben erst seine Bildung mühselig und stückweise zu erwerben begann, den auf ragender, geistiger Höhe stehenden Ironiker glattweg nicht verstanden hat; daneben wird aber trotzdem und obwohl wir Blum für einen braven Charakter halten, Raum für die Vermutung sein, daß er dem hochmögenden Herrn Hofrat gern durch die Schärfe, mit der er Tieck traf, eine kleine Freude bereitete. Gerade der Hinweis auf die phantastische Märchennovelle „Die Vogelscheuche" lenkt uns auf diese Spur, da ja diese Arbeit eine überaus witzige und treffende Satyre auf die Dresdener Dichter-Clique, die kleinen Leute um Winkler war, und von dem Kreise begreiflicher Weise schmerzhaft empfunden wurde. — Der

Hinweis auf Gutzkows „Nero“ und dessen Charakteristik ist dem Kundigen ein Grund mehr, von dem damaligen Bildungsgrade und kritischen Blick Robert Blums nicht allzuviel zu halten.

Gegen Ende 1866 begründete eine Kölner Verlagshandlung ein politisch-humoristisches Wochenblatt, das sie mit einem durch das Kölner Karnevalstreiben berühmten Schlagwort „Funken“ betitelte, und der mit Freiligrath befreundete Verleger bat den noch in seinem Londoner Exil verweilenden damals sechsundfünfzigjährigen Dichter (geb. 1810) um das einleitende Gedicht der Zeitschrift. Liebenswürdig und schlagfertig wie immer, entsprach Freiligrath ungesäumt diesem Wunsche und sandte dann einige Tage später dem Gedicht das hier folgende Schreiben nach:

11 Portland Place Lawn Clapton
10. Dec. 66.

Lieber Herr!

Ihren freundlichen Brief vom 30. v. M. (mit Poststempel vom 1. Dec.) erhielt ich bei dem schlechten winterlichen Postenlauf erst am 3. d. M. spät am Abend, gerieth aber gleich am folgenden Tage in den furor poeticus, und war, nachdem letzterer die gewöhnlichen Londoner Unterbrechungen erlitten, dennoch zu meiner Freude vorigen Freitag im Stande, Ihnen das Gewünschte zu übersenden. Jedenfalls haben die Verse Ihnen meinen guten Willen und mein Interesse an Ihrem Unternehmen dargethan — ob solche Ihren Zwecken angemessen sind, ist freilich eine andere Frage, die *Sie* und die Ihnen verbundenen Freunde beantworten müssen, nicht *ich*.

Ehrlich gestanden: ich glaube, daß ich den Dingen drüben (nicht mit dem Herzen, aber mit den Beinen) zu fern stehe, um gerade in *diesem* Genre etwas Schlagendes, Packendes hervorzubringen. Ich entbehre des täglichen Redens, Hörens, Mich-Ereiferns und was sonst Alles dazu gehört! Man packt eben nur, wenn man selbst gepackt wird!

Aus diesem Grunde, und nicht aus falscher Bescheidenheit u. dgl., wäre es mir wirklich lieber gewesen, wenn Sie mich nicht in Versuchung geführt, sondern Jemanden an Ort und Stelle — ich denke namentlich an die frische rüstige Kraft unseres Rittershaus — mit der Trompete ans Thor gestellt hätten. Inzwischen, da Sie mich einmal mit Ihrem Vertrauen geehrt haben, ist es mir natürlich eine Freude, demselben zu entsprechen, *so gut ich kann*. Man wäre nicht Patriot, wenn man sich auch nicht einmal pro patria zu blamiren die Courage hätte.

Auf alle Fälle bitte ich Sie, mein Poem ungenirt in den Papierkorb zu werfen, wenn Sie etwas Besseres an seiner Stelle haben. Behalten Sie es aber, so hoffe ich, daß Sie meine am Freitag ins Couvert geschriebene Bitte um Einsendung der letzten Correctur freundlich erfüllen werden. Es ist hin und wieder noch das Eine und Andere zu raspeln und zu feilen, und das geht bei der Revision in Einem hin.

Dies für heute. Für alles Andere bleibe ich noch im Rückstande, namentlich für Ihren liebenswürdigen, lustigen, warmen und witzigen Brief zum 20. Mai! Tausend Dank auch noch für alle meiner Frau und meiner Tochter erwiesenen Freundlichkeiten! Käthe gedenkt namentlich der Besteigung des Doms unter Ihrer kundigen und beherzten Führung noch immer mit Entzücken. Die Tage in Köln sind beiden Frauen durch Ihrer Aller Güte zu wahrhaft schönen und unvergeßlichen geworden. Sie lassen sich Ihnen und Ihrer lieben Frau aufs Wärmste und Freundlichste empfehlen, und ich schließe mich ihren Grüßen aufs Herzlichste an.

Sehr habe ich, und sehr haben meine Frau und Tochter bedauert, daß sie Freund *Bürgers* in Düsseldorf nicht begrüßt haben. Es war ihr Wunsch und ihre Absicht, und daß es nicht geschehen ist, muß an einem zufälligen Mißverständniß Seitens der Düsseldorfer Freunde gelegen haben. Die Zeit war eben überall sehr knapp zugemessen. Grüßen Sie Bürgers recht freundschaftlich von mir!

Und ebenso unsern Freund Classen und die Seinigen, den theuern Hellwitz und seine treffliche Gattin, Ihren Freund Herrn Ochse (den Funkengeneral) und wer meiner sonst freundlich gedenkt sein mag!

Ihnen aber drücke ich herzlich die Hand!

Aufrichtig der Ihrige

Ferd. Freiligrath.

NB. Die „Funken“ gerade wie „Punch“ und „Kladderadatsch“ bringen doch auch wohl nur *anonyme* Beiträge? Ist dies der Fall, so versteht es sich von selbst, daß eventuell auch mein Poem ohne meinen Namen erscheint. Ich füge mich in allen Stücken dem von dem Blatte zu adoptirenden Usus.

Die persönlichen Beziehungen, deren der Brief gedenkt, vermöchten wir zum geringsten Teil aufzuklären und angenommen, daß wir dies durchweg könnten, so wären doch Erläuterungen dieser Art von keinem beträchtlichen allgemeinen Interesse. Indes liegt ja nicht darauf das Hauptgewicht des Briefes, sondern auf dem Urteil, das Freiligrath hier über sich selbst als politischen Gelegenheitsdichter im Allgemeinen und über das in Rede stehende Poem im Besonderen ausspricht. Wie Unrecht er sich in seiner Bescheidenheit thut, erweist das Gedicht, das auch in der, nach Freiligraths Tode erschienenen Gesamt-Ausgabe seiner Werke (Band 2, Seite 264 ff.) seinen Platz gefunden hat. Wir setzen die Hauptstellen hierher. Der Dichter beginnt:

Zum Ehrengruß am Thore
Heraus nun, alle Mann!
Das Jahr der Meteore
Schickt sich zum Abzug an!
Auf Erden und am Himmel,
Hui, wie's in brand'ger Spur,
Hui, wie's mit Schlachtgetümmel,
Hui, wie's mit Sterngewimmel,
Blitzgleich an uns vorüberfuhr!

In Franken und in Böhmen,
Da prasselte die Gluth!
Da sprang, da schoß in Strömen
Das tapfere deutsche Blut!
Da rasten die Trompeten
Die Trommeln rollten: Sieg!
Tod und Verderben sä'ten
Die Bomben, die Raketen, —
Es war der große Bruderkrieg!

Der Dichter gedenkt dann der Zeichen am Himmel, ie in dem Schicksalsjahr dem erstaunten Auge sichtbar wurden und faßt es als Aufgabe der neuen Zeitschrift uf, die Zeit der Meteore geistig auch in Zukunft ortwähren zu lassen:

Da plötzlich sieh ein Leuchten,
Ein Glüh'n wie Wetterschein,
Ein Flackern in den feuchten
Spätnebeln über'm Rhein!
Und aus dem dunst'gen Flore
Herschallt es frisch und frei,
Herschallt's im lauten Chore:
„Es bleiben die Meteore
Dem Jahre Sechs und Sechzig treu!

„Wir, wir die Kölner Funken" sollen nun auch das neue Jahr leuchtend und blitzend geleiten,

Das neue, das die Hülle
Und Fülle bringen mag,
Was mit der Schlacht Gebrülle
Das alte grimm versprach:
Ein rechtes Jahr der Freiheit,
Anstrebend klar und licht
Die Einheit, nicht die Dreiheit,
Die Einheit durch die Freiheit
Die Einheit durch die Willkür nicht!

Die Schlußstrophen, die von gleicher patriotischer Glut erfüllt sind, möge man in den „Sämtlichen Dichtungen" nachlesen. Die hier mitgeteilten Proben werden genügen, um zu erweisen, wie sehr Freiligrath in seiner Bescheidenheit sein opusculum unterschätzte, wenn er allen Ernstes der Meinung war, daß — Rittershaus besseres geleistet hätte. . .

Von Theodor Storm (geb. 1817) liegen uns zwei Briefe vor, die beide keineswegs bedeutend aber doch durch die Tonart für die feine, stille, dabei weltkluge Art des Dichters bezeichnend sind. Der erste ist an den Wiener Schriftsteller Dr. Ludwig Foglar gerichtet und lautet:

Husum, 31. Januar 1873.

Beifolgend, geehrter Herr, meine „Zerstreuten Kapitel". Es ist ein buntes Büchlein; die „Neuen Fiedellieder" greifen in der Vortragsweise auf meine Studenten-, auf die poetische Lehrzeit zurück, wo ich den eigenen Ton noch nicht gefunden hatte, und die (alten) Fiedellieder so einigermaßen auf Eichendorffs Schalmaiblies. Der Cyclus hat sich mir unter der Hand zu einem kleinen Roman gebildet; Ludwig Scharff, mein Vetter, dem sie gewidmet sind, ist seit Kurzem in Wien.

Wenn Sie Zeit und Gelegenheit hätten, das Büchlein mit ein paar Worten anzuzeigen, so würde mir das sehr erwünscht sein. Es ist lange her, daß ich mit einem Buche aus eigener Feder auf den Markt gekommen bin. Das letzte war „In St. Jürgen".

Mit freundlichem Gruß zum neuen Jahr
Ihr ergebenster
Th. Storm.

„In St. Jürgen" war 1868, also fünf Jahre zuvor erschienen.

Wenige Wochen später sandte unser Dichter gleichfalls nach Wien, an die Dichterin Ada Christen (Christine von Breden) das nachstehende Schreiben:

Husum, 21. Febr. 73.

Liebe Frau Christine!

Das war recht herzlich von Ihnen, daß Sie mir so gleich frisch vom Herzen weg schrieben. Etwas von Ihrer Begeisterung wollen wir nun auf das freundliche Wohlwollen rechnen, das Sie für mich hegen; mit dem, was dann übrig bleibt, bin ich dann auch noch wohl zufrieden.

Von Frau Elise Polko, mit der ich seit Jahren außer Beziehung war, erhielt ich auch plötzlich einen Brief wieder. Sie war durch das erste der Gedichte — was auch wohl das Beste ist — gepackt worden. Dabei schrieb sie, sie sei durch einen „unerhört schmutzigen Angriff eines Wiener Literaten der dort berüchtigten Presse" auf's Krankenlager geworfen. — Könnten Sie mir den Artikel verschaffen, so würden Sie mir einen Gefallen erzeigen. Die Frau hat allerdings dieß und jenes, womit man nicht sympathisiren kann. Vor vielen andern Schriftstellerinnen hatte sie — wenigstens früher — das voraus, daß sie schön und elegant war, und sehr schön sang.

Grüßen Sie Breden und danken Sie ihm für seine freundlichen Zeilen und sein Bild; doch spreche ich zugleich die Hoffnung aus, daß er mir in persona ein etwas freundlicheres Gesicht machen werde.

Nun aber noch Eins! Sie haben mir zwar Ihr letztes Büchlein halb dedicirt; aber das Buch selbst habe ich noch nicht erhalten. Ich erlaube mir also, ganz bescheiden darum zu bitten.

Neben mir sitzt strickend meine dreizehnjährige Tochter Lucie, und bittet mich, Sie von ihr zu grüßen, was denn hiermit geschieht.

Mit freundlichen Grüßen an Sie beide
Th. Storm.

Das begeisterte Lob der Dichterin galt, wie man sieht, demselben Buche Storms, dessen der erste Brief

gedenkt, den „Zerstreuten Kapiteln". Als Zeichen ihrer Verehrung, hatte sie Storm ihr damals eben erscheinendes Buch: „Vom Wege, Novellen und Skizzen" gewidmet.

Welche Bewandtnis es mit dem Wiener Zeitungsartikel gegen Elise Polko hatte, wissen wir nicht zu sagen. Lehrreich aber ist Storms Brief immerhin dafür, welchen Effekt der Mißhandelte damit erzielt, wenn er selbst seinen und gerecht gestimmten Naturen von derartiger Unbill, die ihm widerfahren, berichtet: auch Storm wurde nur eben neugierig und ließ sich den Artikel kommen. Unseres Wissens war übrigens nur gegen die Dichterin, nicht aber gegen die Frau Elise Polko Ernstliches einzuwenden.

Aphorismen.

Von Hans Roeder.

Es sind die giftigen Reptile,
Der Tiger und die Krokodile,
Der Vielfraß und die Hyänen,
Hungrige Tiere mit scharfen Zähnen.
Doch über allen diesen Bestien steht
Des Menschen Raubtiermajestät.

*

Den geistigen Reichtum eines Zeitalters erkennt man an seinem Reichtum an Irrtümern d. h. an Idealen.

*

Wahre Liebe ist verwandt
Dem echten Diamant,
Der umso lichter funkelt,
Je mehr es dunkelt.

*

Niemand steht unserem Glücke mehr im Wege, als wir selbst es thun.

*

Wohl klopfte das Glück auch an meine Thür,
Um Einlaß zu verlangen;
Doch immer, wenn ich rief: Herein!
War es schon fortgegangen.

*

Alle wahrhaft großen Menschenthaten waren stets unsittlich; denn sie bedeuteten immer nichts anderes als einen radikalen Bruch mit den jeweilig herrschenden Sitten und Anschauungen.

*

Wie wunderbar — vom Affen zum Menschen es ist ein Weg über Jahrhunderttausende; aber vom Menschen zum Affen ist es oft nur ein Schritt!

Maien.

Und wiederum sich helle Lichter wirken
In der verträumten Tannen Wintergrün,
Die Buche wölbt sich, Laub umspielt die Birken,
Im Düfterausch viel tausend Kräuter blühn,
Und ringsumher auf sanften Bodenwellen
Der Raps in Gold steht und die Saaten schwellen.

Es drängt sich aufwärts in der alten Erde
Die junge Kraft, zur Sonne strebt sie auf
Aus dunkler Nacht, auf daß erfüllet werde
Des Schöpfers alter Bund im Jahreslauf.
Die Ackerkrume brach des Keimes Drängen,
Auch Deiner Seele Fesseln wird er sprengen. —

Sie läuten Pfingsten ein, die wonnenreichen, —
Nun zieht im Frührot in den Wald hinaus,
Den Maienstrauß, der Jugend heiliges Zeichen,
Frohlockend tragt ihn heim in Euer Haus. —
Die frohste und die schönste von den Schönen,
Die wollen wir zur Königin uns krönen.

Umzäunt das Haus mit Birkenzweiggehegen,
Daß Ihr den Frühlingszauber recht bewahrt,
Der aus der Muttererde strömt als Segen,
Da Freude mit der Jugendkraft sich paart;
Und in der Pfingsten heilige Glockenklänge
Singt froh der Erde Eure Lobgesänge.

Otto Kindt.

Ziehung.

Auf der Straße schallt Gesang.
Und ein Wagen rast entlang.
Birkenzweige, Tannenreis
Schmücken ihn mit Grün und Weiß.

Rohe Bretter, Bänke zwei.
Drauf mit Hurra! und Juchhei!
Reckt sich eine Burschenschar,
Kühn den Hut auf krausem Haar.

Bänder flattern, bunter Tand!
Hei! so fährt es durch das Land.
Saust es in das Dorf hinein;
Der Rekrut muß lustig sein,

Der Rekrut muß trinken viel;
Der Rekrut war heut beim Spiel.
Mutter weint und lächelt schier . . .
„Du, mein Sohn wird Grenadier!"

Hans. M. Grüninger.

Aus fremden Zungen.

Gedichte von Feodor Tjutschew.

Letzter Stern.

Noch hörte ich nicht auf zu streiten;
Noch sucht die Seele zitternd wild
In der Erinn'rung Nebelweiten
Nach Deinem süßen, lieben Bild.

Und wie ich hadernd mit mir rechte,
Bricht milder Glanz durch leichten Flor,
Und segnend steigst Du, meiner Nächte
Geweihter, letzter Stern, empor.

Wetterleuchten.

Heiß in schwülem Duft versunken
Hat die Julinacht gewittert,
Und der Himmel, blitzestrunken,
Hat von tausend glühen Funken
Wetterleuchtend stumm gezittert . . .

Wie ein Blick, der schläfrig, mühend
Droben aufgeschlagen werde,
Draus ein furchtbar Auge, glühend,
Flammen durch die Wimpern sprühend,
Niederblinzele zu der Erde.

Aus dem Russischen übersetzt von **Hans Gerschmann.**

Gedichte von Bret Harte.

Der Erdbeerbaum.

Herrscher in des Westens Wald,
Äffst Du Robin Hoods Gestalt!
Grün auf Deine Scharlachhos'
Fällt Dein Sammetmantel los';
Auf der Lichtung weit und breit
Trägt kein Baum solch Stutzerkleid!

Wenn des Sommers heiße Glut
Alles dörrt, worauf sie ruht,
Und der Balsam von der Ficht'
Tropft auf Stamm und Nadeln licht,
Überschattet hängt sie matt
Unverändert prangt Dein Blatt!

Wenn des Herbstlichts gelbe Flut
Alles trübt, worauf sie ruht,
Hügelauf ihr Flortuch schlingt,
Asche in die Rillen dringt,
Wirfst Du ab die Scharlachtracht,
Und der Äste braune Pracht
Fordert Lichtung dann und Pfad
Auf zur Waldesmaskerad'!

Wo, ach! wo ich nur beginn'
Dich zu schildern, Harlekin?
Mit dem gläuzend wächsern Blatt,
Mit der Zweige rötlich Matt,
Mit der vielgefärbten Frucht
In der Lenz'- und Herbstes-Flucht, —
Wo beginn', wo end' ich gar, —
All Dein Reiz ist wunderbar!

Schicksal.

„Trüb ist der Himmel, die Felsen sind kahl;
Ein Sturm ist im Anzug, die Luft gleißt fahl;
Die Winde bekämpfen der Wogen Braus,
Drum fahr' ich heut' nicht auf die See hinaus."

„Der Wald ist dunkel und eng ist der Steig,
Der Panther duckt sich auf schwankendem Zweig,
Und der Puma schleicht mit geräuschlosem Tritt,
Drum zieh' ich heut' nimmer zum Jagen mit." —

Das Schiff teilt sicher den Wogenbraus,
Und der Jäger kommt froh von der Jagd nach Haus;
Doch die Stadt, die erbaut war am Felsenhang,
Ein heftiger Erdstoß jäh verschlang.

Aus dem Englischen übersetzt von **Max Kiesewetter.**

Chacun à son tour.

Nach meinem Gebrauche,
Wie oft ich gethan,
Die Feder ich tauche
Und rufe Dich an:
Sei gnädig und lasse,
Apollo, mich nur
Gradaus zum Parnasse:
Chacun à son tour!

Wenn schmetternd im Maien
Die Nachtigall schlägt,
Und alles im Freien
Neufröhlich sich regt,
Manch Liebespaar schreitet
Auf grünender Flur,
Von Amor geleitet:
Chacun à son tour!

Ihr Herz, ach, versteigern
Die Schönen der Stadt!
Sie werden's verweigern,
Wenn Gold man nicht hat!
Hier erntet Belohnung
Der Dauer kein Schwur;
Lieb' wechselt die Wohnung:
Chacun à son tour!

Jüngst trat bei Ismene
Ich abendlich ein.
Da sprach die Sirene:
„Ihr rühmt mich als fein
Für männliche Leiden!
So mach' mir die Cour,
Doch bleib hübsch bescheiden:
Chacun à son tour!

Traut nicht den Adepten
Des Herrn Äskulap,
Mit falschen Rezepten
Uns fördernd ins Grab!
Im Zorn hat geschaffen
Gott darum sie nur,
Hinweg uns zu raffen:
Chacun à son tour!

Dem Himmel steht näher
— Sei hoch er gepreist! —
Ein Epikuräer,
Der kunstgerecht speist.
Fein Tafeln, flott Tanzen
— Verschreibt Epikur —
Frommt Weibsen und Mannsen:
Chacun à son tour!

Aus dem Französischen des **Casimir Menéstrier** übersetzt von **Th. Vulpinus.**

Einst war ich gläubig . . .

Einst war ich gläubig, nun bin ich's nicht mehr
(Ich gab mich wieder ganz dem Weibe hin)
Doch meine Seele sehnt sich heimlich sehr
Zum Glauben, dem ich abgefallen bin.
Ich gab mich wieder ganz dem Weibe hin!

Ich hatte heim zum Kindheitsgott gefunden
(Und heute bete ich nur Dich mehr an)
Dem Sünder war in reinen Gnadenstunden
Der Himmelshoffnung Güte aufgethan.
Doch heute bete ich nur Dich mehr an!

Durch falschen Schein, mir Alles gern zu geben,
Ward wieder; ehe ich es noch gewahr,
Das Weib durch Dich der Herrscher für mein Leben,
Ein Herr allmächtig, doch des Mitleids bar . . .
O reiche Zeit, da ich noch gläubig war!

Aus dem Französischen des **Paul Verlaine** übersetzt von **Stefan Zweig.**

„Es schmerzt mein Haupt . . .“

Es schmerzt mein Haupt, ich fühle mich so krank,
Das wilde Fieber kreist in meinen Adern,
Gelb bin ich, mager und von schwankem Gang,
Doch denk' ich Dein, will ich nicht weiter hadern.

Doch denk' ich Dein, so endet jede Pein,
Das Herz hat neuen Hoffnungsmut gefunden,
Um nicht zu leiden, möchte tot ich sein,
Doch denk' ich Dein, dann möchte ich gesunden.

Aus dem Italienischen des **Lorenzo Stecchetti** übersetzt von **Walter Kaehler.**

Das gute Seelchen.

Czechisches Volkslied.

Schlägt die Hradschiner Uhr,
Schlägt die heut' schön,
Weil alle Burschen heut'
Fort müssen geh'n.

Geht da mein Liebster mit,
Dann geh' ich auch,
Was er im Ränzlein trägt,
Ess' ich ihm auf.

Übersetzt von **Wilhelm Freund.**

Eine „Deutsche Dichter-Gedächtnis-Stiftung“.

Wir werden um Veröffentlichung des folgenden Aufrufs ersucht:

„Fast täglich lesen wir in den Zeitungen von der Enthüllung neuer Denkmäler. Kaiser und Fürsten, Feldherren und Staatsmänner, Dichter und Künstler erhalten Standbilder, die das Andenken der Nachwelt an ihre Verdienste in eine besonders wirksame Form kleiden und für alle Zeiten befestigen sollen.

Gewiß ist das an sich ein lobenswertes Thun; aber daneben muß doch auch dafür gesorgt werden, daß dem äußeren Bild ein inneres Gedenken entspricht — daß nicht nur bei einigen wenigen Kundigen, sondern in den weitesten Kreisen des Volkes Verständnis dafür vorhanden ist, was der Gefeierte für sein Volk geleistet hat. Ganz besonders aber müssen unsere großen Dichter in der Seele ihres ganzen Volkes weiterleben, sollen ihre Standbilder nicht ein leerer Prunk bleiben.

Schon oft ist von deutschen Dichtern der Gedanke ausgesprochen worden, daß aller Ruhm und alle Ehre, mit denen Mit- und Nachwelt sie schmücken können, ihnen nichts ist gegen die frohe Hoffnung, im Herzen ihres Volkes eine bleibende Stätte zu finden.

Gustav Freytag war es, der zum ersten Male klar und bestimmt darauf hinwies, daß man einen großen Dichter so gut wie durch ein Denkmal durch die Begründung einer Stiftung ehren könne, die seine Schriften auch nach seinem Tode im Volke verbreite. Als es sich im Jahre 1874 um die Errichtung eines Denkmals für den eben verstorbenen Fritz Reuter handelte, machte er den Vorschlag, man möge kein gewöhnliches Denkmal setzen, sondern lieber die Volksbibliotheken fortgesetzt mit den Schriften Reuters versehen. — Und in jüngster Zeit ist derselbe Grundgedanke u. a. in ansprechendster Form von Rosegger verfochten worden: „Die Denkmäler erstehen, die poetischen Schöpfungen verstauben. Als ob die Dichter geboren würden und ihre Werke schrieben, damit einmal eine Denksäule, eine Figur ihren Namen trüge! Die Hoffnung, der Stolz, das Leben und die Unsterblichkeit eines Dichters besteht aber darin — gelesen zu werden, mit seinen Schöpfungen im Volke zu wirken . . . . Wenn das Kapital, das für ein Dichterdenkmal aufgebracht worden, auf Zinsen angelegt würde und aus denselben jährlich Hunderte von Werken des Dichters angeschafft und in der unbemittelten, aber lesefrohen und empfänglichen Bevölkerung richtig verteilt werden möchten — es wäre unvergleichlich zweckmäßiger, es wäre ein wahrhaft lebendiges, unvergleichliches Denkmal!“

Ist dieser Gedanke nicht so erhebend und von einer so mächtig werbenden Kraft, daß er in die That umgesetzt werden muß? Das Verlangen unseres Volkes, seine großen Dichter kennen zu lernen, ist mehr und mehr gestiegen, die Befriedigung dieses Verlangens aber leider noch oft genug aus Geldmangel unmöglich. So giebt es denn in Deutschland, Österreich und der Schweiz weite Volksschichten in Stadt und Land, in denen kaum etwas von Schiller, von Goethe, von Grillparzer, geschweige denn von Reuter, von Freytag, von Keller, von Anzengruber gelesen worden ist.

Sicherlich wird deshalb die Begründung der Deutschen Dichter-Gedächtnis-Stiftung mit Freuden begrüßt werden. Sie will unseren großen Dichtern das unvergänglichste Denkmal dadurch setzen, daß sie Jahr für Jahr unsere Volksbibliotheken (insbesondere auf dem Lande und in kleineren Städten) mit den Meisterwerken der Litteratur versorgt und auch deren sonstige Verbreitung durch Herstellung gut ausgestatteter billiger Ausgaben, so weit solche noch nicht vorhanden sind, fördert.

Allerdings: die Mittel, die zusammenkommen müssen, um die Stiftung auf eine der Bedeutung der deutschen Litteratur würdige Summe zu bringen, sind sehr erhebliche; solange jährlich weniger als 10000 Mark (denen ein Kapital von etwa 300000 Mark entsprechen würde) an Zinsen zur Verfügung stehen, kann ihre Thätigkeit dem vorhandenen Bedürfnis nur ungenügend Rechnung tragen. Aber wir vertrauen auf den idealen Sinn des Volkes der Dichter und Denker, das ja Jahr für Jahr ein Mehrfaches dieses Betrages für seine Dichterdenkmäler zusammenbringt! Jeder, der es an sich selbst erfahren hat, welche glücklichen Augenblicke die Werke unserer großen Dichter auch in unsere trübsten Stunden bringen können, jeder, der ihnen so manche Anregung, so manche stille Erhebung dankt, wird nach seinen Verhältnissen zu einer Stiftung beitragen wollen, die ein leuchtendes Beispiel der Verehrung des deutschen Volkes für seine unsterblichen Dichter und ein ewig fortwirkender Hort deutschen Geisteslebens werden soll.

Die Stiftung soll sich, wie erwähnt, nicht auf das Deutsche Reich beschränken: soweit die deutsche Zunge klingt, soll sie ihre Wirksamkeit — und ihr Werben — entfalten. Alles, was zu der großen Einheit des deutschen Kulturkreises gehört, soll teilhaben an ihren Segnungen und beitragen können, sie zur Blüte und Kraft zu bringen: unseren großen Dichtern zum unvergänglichen Denkmal!

Wir erbitten einmalige wie auch jährliche Beiträge; letztere sollen nicht zum Kapital geschlagen, sondern fortlaufend mit den Kapitalzinsen ausgegeben werden. Die Beiträge werden in jeder Höhe entgegengenommen von der Deutschen Bank, Berlin, und ihren sämtlichen Zweiganstalten und Depositenkassen, der k. k. Postsparkasse, Wien, auf Konto No. 859,112, der Schweizerischen Volksbank, Bern, und ihren sämtlichen Zweiganstalten und Depositenkassen, dem Kassenwart der Stiftung, Dr. Ernst Schultze, Hamburg. Alle Briefe, Anfragen u. s. w. werden an den genannten Herrn oder mit der Aufschrift „Deutsche Dichter-Gedächtnis-Stiftung, Hamburg“ erbeten.“

Von dem Gesamtvorstand, der den Aufruf unterzeichnet, seien genannt: Dr. Hans Hoffmann-Wernigerode, Otto Ernst, und Dr. Ernst Schultze-Hamburg, Geh. Oberregierungsrat Schmidt, Vortragender Rat im Kultusministerium in Berlin, und die Vertreter mehrerer Schriftsteller- und Volksbildungsvereine. Außerdem aber wird der Aufruf von einer großen Zahl hervorragender Persönlichkeiten der verschiedensten Berufskreise in Deutschland, Österreich und der Schweiz unterstützt. An ihrer Spitze stehen der Reichskanzler Graf v. Bülow, der preußische und der österreichische Kultusminister, Exz. Dr. Studt und Exz. Dr. W. v. Hartel. Von Dichtern der Gegenwart haben u. A. unterzeichnet Falke, Franzos, Fulda, Halbe, Jensen, Liliencron, Ompteda, Rosegger, Saar, Seidel, Voß, Wildenbruch, Wilbrandt; Helene Böhlau, Marie von Ebner-

Eschenbach, Gabriele Reuter. Dann eine Anzahl von Universitätsprofessoren, Theaterdirektoren, Schauspielern und Schulmännern.

Die Thätigkeit der Stiftung ist so gedacht, daß neben der Unterstützung der ärmeren Volksbibliotheken mit unseren besten Dichterwerken vor allen Dingen die Herausgabe hervorragender Dichtungen in Poesie und Prosa (soweit sie verlagsfrei sind) in guter Ausstattung und zu billigem Preise in Angriff genommen werden soll. Diese Ausgaben sollen ebenfalls zur Verteilung an jene Bibliotheken dienen, aber auch in allen Buchhandlungen für jedermann käuflich sein.

Der Plan ist vortrefflich; mögen die nötigen Mittel recht bald beschaffen sein!

Litterarische Notizen.

— Es war lediglich ein Spiel des Zufalls, daß das letzte Heft dieser Zeitschrift unter den litterarischen Notizen eine auf Leo Tolstoi bezügliche Erklärung enthielt, während an der Spitze des Heftes eine Auswahl aus der Lyrik seines entfernten Verwandten Alexis Tolstoi geboten wurde. Und in der That haben beide innerlich wenig mit einander gemein, obwohl sie Zierden derselben Litteratur und sehr bedeutende Dichter sind. Grundverschieden ist auch das Schicksal, das ihren Werken zugefallen ist. Alexis Tolstoi, einst als einer der begabtesten Lyriker und vollends als der bedeutendste Dramatiker der Russen anerkannt, ist in den siebenundzwanzig Jahren, die seit seinem Tode verstrichen sind — er starb am 28. September 1875 — selbst in seiner Heimat allmählich, wenn auch nicht vergessen, so doch von neueren Erscheinungen in den Hintergrund gedrängt worden, während Leo Tolstoi in derselben Zeit zu seiner ungeheuren Popularität emporgediehen ist. Selbst von tausend Gebildeten in Deutschland, die Leo Tolstoi genau kennen, dürfte kaum einer über Alexis Tolstoi Bescheid wissen, obwohl sogar das Konversations-Lexikon Turgenjews Urteil über ihn anführt: „Tolstoi war ein großer, originaler Dichter, eine tief humane Natur“ und, obwohl es gerade den Deutschen leicht gemacht ist, ihn näher kennen zu lernen. Denn mindestens seine Hauptwerke liegen in, wenn auch nicht mustergültigen, so doch lesbaren Übersetzungen vor. Von seinen Dramen hat Katarina Pawlow den „Tod Iwan des Schrecklichen“ verdeutscht. Sein Roman „Fürst Serebrjanyi“ hat in Wilhelm Lange einen gewiß nicht mustergültigen, aber immerhin gewandten Übersetzer gefunden, und seine Lyrik ist durch Jessen, dann durch Fiedler den Deutschen vermittelt worden. Wer nach diesen Werken greift, wird erkennen, wie sehr Alexis Tolstoi es verdient, gekannt zu sein und ein Lebendiger zu bleiben; will man seine Richtung kurz und mit einem landläufigen Schlagwort bezeichnen, so wird man ihn, seinem Kunstprinzip nach, einen Idealisten nennen, aber einen, der in den Ausdrucksmitteln seiner Kunst der realistischen Kraft nicht entbehrt; „omne simile claudicat“ und man soll gerade die größten Namen nicht eitel nennen, aber Alexis Tolstoi ist ein Idealist in annähernd demselben Sinne wie es Schiller in seiner letzten Lebensperiode, namentlich im „Demetrius“ war. Dies gilt auch von seiner Lyrik, die bei allem Schwung im Volkslied wurzelt und durch Anschaulichkeit der Schilderung und Schärfe der Beobachtung des eigenen Herzens wie der Außenwelt kaum minder ausgezeichnet ist, als durch Tiefe des Gemüts. Es ist eine reine und starke, herbe und würzige Luft, die er uns atmen läßt, und in diesem Sinne ist auch seine Selbstcharakteristik zutreffend: „Fast alle meine Gedichte sind im Dur-Ton gehalten, während meine Landsleute zumeist in der Moll-Tonart sangen.“ Eine kurze Selbstbiographie findet sich der Auswahl vorgedruckt, die Friedrich Fiedler in Philipp Reclams Verlag veröffentlicht hat. Man mag immerhin, um zum mindesten ein annäherndes Bild von Alexis Tolstois Art und Bedeutung zu gewinnen, nach dem Büchlein greifen; freilich, ein künstlerischer Nachdichter wie Hans Gerschmann, der Verfasser der kleinen Auswahl im letzten Hefte, ist Fiedler nicht. Dies erweisen diejenigen Stücke, welche von beiden Dichtern übersetzt vorliegen. Man vergleiche die nachstehende Eingangsstrophe Fiedlers zu dem herrlichen Gedicht „Die Wahrheit“ mit Gerschmanns Nachdichtung und wird unser Urteil bestätigt finden. Bei Fiedler lautet diese Strophe:

Ruhm und Preis sei Dir, Wahrheit, Mütterchen!
Wie, o Wahrheit, stehst hoch und breit Du da!
Du erhebst als Gebirg Dich zum Himmelsdom
Und dehnst als Steppe weithin Dich aus;
Du ergießest Dich als ein Ozean,
Du wächst als mächtiger Urwald auf
Und schmückst oft Dich als belebte Stadt,
Nicht umreitet man Dich in hundert Jahren wohl
Und es schwindelt der Kopf, will der Blick Dich umfahn!

Eben darum haben wir Gerschmanns Nachdichtung so gern veröffentlicht. Da sie jedoch nur einige wenige Stücke umfaßt, so seien bei dieser Gelegenheit diejenigen Leser, die etwas mehr von Alexis Tolstoi erfahren wollen, auf Fiedlers leicht zugängliches Büchlein verwiesen. —nz—

Neue Bücher.

Nachstehend verzeichnete Bücher sind der Redaktion zur Rezension zugekommen:

Bayer, Carl. Gedichte. Berlin. Carl Dunker. 1902.

Schafheitlin, Adolf. Die Titanen. Eine Phantasie. 2. Aufl. Berlin. S. Rosenbaum. 1902.

Schafheitlin, Adolf. Johannes Hus. Ein Trauerspiel. Berlin. S. Rosenbaum. 1902.

Ausgewählte deutsche Dichtungen. Erläutert von Carl L. Leimbach. 13. Band, 1. Lief. (Die deutschen Dichter der Neuzeit und Gegenwart. 9. Band, 1. Lief.) Leipzig. Kesselringsche Hofbuchh. o. J.

Strindberg, August. Ostern. Ein Passionsspiel. Dresden. E. Pierson. 1901.

Grund, Otto. Braucht das Volk die Kunst? Dresden. E. Pierson. 1902.

Sutermeister, Eugen. Klänge aus stiller Welt. Gedichte. Zürich. Caesar Schmidt. 1901.

Brendli, Rudolf. Vom Wildhag. Leichte Strophen. 2. Auflage. Zürich. Caesar Schmidt. 1901.

Sandor, P. Gedichte. Dresden. E. Pierson. 1902.

Bechler, Anna. Erzählungen aus der Heimat. Dresden. E. Pierson. 1902.

Saltzen, H. von. Märchen der Liebe. Roman. Dresden. E. Pierson. 1902.

Ilg, Paul. Skizzen und Gedichte. Dresden. E. Pierson. 1902.

Verzweifelt. Geschichte eines Theologie — Studierenden. R. von Grumbkow. Dresden-Blasewitz. 1902.

Haaß, Robert. Im Zeichen Bismarcks. Zeitgedichte und politische Stimmungsbilder. Wilhelm Jahraus. Karlsruhe. 1899.

Hoffmann, Emanuel. Mariä Traum. Ein Gedicht. Berlin. Karl Siegismund. 1902.

Fuchs-Nordhoff, Felix von. Ringendes Leben. Dichtungen. Hamburg. Alfred Janssen. 1902.

Dukmeyer, Friedrich. Die Deutschen in Tolstois Schilderung. München. Staegmeyer'sche Verlagshandlung. 1902.

Redigiert unter Verantwortlichkeit des Herausgebers Karl Emil Franzos in Berlin. — Nachdruck auch im Einzelnen ist untersagt und wird strafgerichtlich verfolgt. — Verlag der Concordia Deutsche Verlags-Anstalt in Berlin. — Druck von Kißling & Krüger, Berlin N.

Moralische Geschichten.

Von Karl Emil Franzos.

Friedele.

(Fortsetzung und Schluß.)

Die Jahre kamen und gingen, wir wuchsen heran und wurden grundverschiedene Menschen und blieben doch Freunde. Das Friedele hatte viele Sorgen um mich. Mit fünfzehn Jahren verliebte ich mich zum ersten Male — Toni hieß sie und wohnte am Rathausplatz — und noch früher begann ich Gedichte zu machen. Beides bekümmerte ihn sehr. „Mit dene Weibschleut," meinte er, „darf man sich net einlasse und wenn die Toni dich wiederliebt, mueschte Du sie doch heirate — 's ischt zu früh!" Und was meine Verse betrifft: „Das ischt so! Erschtens ischt es nit leicht. Inschpiration muß man habbe und Schenie muß man habbe und Zeit muß man habbe, denn jeder Versch akkrat so viel Füß wie der annere — das ischt ja eine Viechsarbeit. Zweitens habbe ich eigens Deinetwege nachgelese und kann Dir für gewiß sage: zu esse giebt's da net viel. Selbscht der Schiller hat wenig zu beiße g'hatt und ob Du 'sch so weit bringscht, ischt doch d'Frag'." Nun, die Toni liebte mich nicht wieder, schon weil sie mich gar nicht kannte, zu heiraten brauchte ich sie also auch nicht, und trotz der „Viechsarbeit" gab ich meine Lektionen weiter, aber aus der Sorge um mich kam er doch nicht heraus. Nach der Toni verliebte ich mich in ihre Kousine Amalie, die ihr gegenüber wohnte und besang nun sie und sie kannte mich auch nicht. Er aber vernahm es bekümmert. „Karl Emil," sagte er warnend — der einzige Mensch auf dieser Gotteswelt, der mich je mit meinen beiden Vornamen genannt hat, aber er war sehr korrekt und gönnte sich keinerlei Erleichterung — „das ischt ein arge Weg; z' erscht d' Toni, dann d' Amalia und dann gar noch 'ne Annere, Karl Emil, Du wirscht ein Wüschtling!" Er vermied diesen Weg, sein Herz schlug nur für's Mariele, 's Fränzle und 's Riekele und sonst für kein irdisch Weib. Das Versemachen freilich, das ist so ansteckend, daß auch er nicht widerstand. An unserem gemeinsamen Geburtstage pflegte er immer bei uns zu essen. Und zum letzten, den wir mit einander verbracht haben, stiftete er mir ein schön eingerandetes Albumblatt, auf dem in kalligraphischer Schrift geschrieben war:

„Das Leben ist ein Prüfungsstand,
Wir wollen gehen Hand in Hand.

Für meinen Freund Karl Emil zu unserem gemeinsamen 18. Geburtstage gedichtet und demselben gewidmet von Gottfried Süpple, Schüler der VIII. Klasse am k. k. Gymnasium. Czernowitz, Herzogtum Bukowina, Kaisertum Österreich. Am 25. Oktober 1866." Ganz genau habe ich das Blatt kopiert, es liegt vor mir und ich lächle und lächle, während ich es lese, bis ich die Buchstaben nicht mehr genau unterscheiden kann.

Es sollte anders kommen. Gute Freundschaft haben wir noch neun Jahre gehalten — und während ich dies schreibe, habe ich die Empfindung, als hielten wir sie eigentlich noch heute — aber „Hand in Hand" sind wir nur noch ein Jahr gegangen, bis zur Maturitätsprüfung im Juli 1867. Daß das Friedele ein anständiges Zeugnis bekam, war selbstverständlich, denn er war immer brav und fleißig gewesen, aber auf Grund seiner Arbeiten und Antworten bei der Prüfung bekam er es nicht, denn da war er schon so betrübt und wirr vor Kummer, daß er kaum wußte, was er sagte und schrieb. Mit seinem Vater, dem Schulmeister, ging's zu Ende; es war die Schwindsucht. Im August starb er, und als es mir mein Friedele schrieb, kam ich zum Begräbnis nach Tereblesti. Da lernte ichs Mariele, 's Fränzle und 's Riekele kennen, und nach einer Stunde war's mir, als hätt' ich sie immer gekannt, so sehr sahen sie dem Friedele ähnlich von innen und außen, just so plump und mit strohgelbem Schöpfle, nur daß es bei ihnen glatt angekämmt war, und just so brav und fleißig und jetzt so sehr, so recht zum sterben betrübt. Außer

dem dürftigen Hausrat und den drei Säuen besaßen sie zusammen die zweihundert Gulden, die sich das Friedele fürs Studieren erspart hatte, und die Pension von neunzig Gulden jährlich, die ihnen das Kaisertum Österreich als den Kindern eines Lehrers, der dreißig Jahre gedient hatte, bis zu erreichter Volljährigkeit zu zahlen verpflichtet war, jedem ganze zweiundzwanzig Gulden und fünfzig Kreuzer jährlich — jawohl! Da saßen wir nach dem Begräbnis im dürftigen Stüblein beisammen und berieten; auch der gute Pastor Jenkner aus Czernowitz, der den Toten begraben hatte, that mit — aber da war guter Rat teuer. Hier konnten die Mädchen nicht bleiben, nach Czernowitz mußten sie, aber wie sollten sie in der fremden Stadt von neunzig Gulden jährlich leben! Freilich konnten und wollten sie arbeiten, aber die Arbeit mußte doch erst gefunden sein. . . Und wie wir so beisammen saßen, und jeder sagte was und keiner was Rechtes, da erhob sich plötzlich mein Friedele: „'s ischt net so arg! Mei Zeugnis hab' ich, ein Jährche früher oder schpäter auf die Universität komme ischt gleichgiltig. Ich geh mit dene Mädle nach Czernowitz, bleib ein Jahr dort, geb' acht Lektione täglich, schaff' sechzig Gulde monatlich, davon lege wir noch reichlich zurück und ich geh' im nächschte Herbscht nach Wien. Da bin ich zwanzig, das ischt noch net zu alt!" Ganz tapfer sagte er es, und erst als ich auf dem Bahnhöflein von Hliboka von ihm Abschied nahm, schossen ihm plötzlich die Thränen in die wasserblauen Augen. Aber er sagte auch nun nichts, und ich schwieg gleichfalls.

Als wir anderen ein Jahr später zu den Ferien aus Wien heimkamen, war mit dem Friedele fast Alles programmmäßig gegangen. Er hatte wirklich acht Lektionen täglich gegeben und brav Geld geschafft, und die drei Mädchen nähten und schneiderten tüchtig, aber so weit, um sich selbst durchzubringen, auch mit der Pension, waren sie noch nicht, und dem Friedele bangte es um so mehr um sie, als er ja nicht wußte, ob er selbst in Wien werde etwas erwerben können. Ich redete ihm zu, es zu riskieren, aber er nur: „'s ischt ja mei Pflicht!" Und so ließ er sich denn von uns die Herrlichkeiten des Studentenlebens schildern, kneipte auch wohl ein wenig mit und stieg als Mulus gehorsam in die Kanne. Damals hieß er „Friedele der Zukünftige", was er sich auch lächelnd gefallen ließ. Nur ich wußte, wie sehr er nach seinem Ziel dürstete . . .

Im Juli 1869 erhielt ich in Graz, wo ich nun studierte, eine gedruckte Anzeige: „Johann Vollert, Tischlermeister. Maria Vollert, geb. Süpple. Vermählte." Ich gratulierte ihr und Friedele, worauf er schrieb: er sei sehr glücklich, seine älteste Schwester so gut versorgt zu sehen, aber zur Universität könne er nun erst im nächsten Jahre. Den Grund erfuhr ich, als ich kurz darauf heimkam. Der Vollert war ein braver junger Mann, aber Geld zur Etablierung hatte er haben müssen, ehe er 's Mariele heiraten konnte, und da hatte ihm Friedele alles Gesparte hingegeben und begann von neuem. Er hieß nun der „ewige Mulus", aber auf eine Ferienkneipe konnte ich ihn nur noch einmal bringen, weil es ihm zu wehe that.

Im Sommer 1870 blieb ich in Graz. Zuerst hielt mich dort die Begeisterung für die große Zeit fest und dann die österreichische Regierung, indem sie mir in Anerkennung eines Aufrufs an die reichsdeutschen Studenten, den ich namens meiner Grazer Kollegen gezeichnet hatte, ihre freundliche Fürsorge zuwandte. Damals erreichte mich ein Brief meines Friedele, in dem er mir die Verlobung seiner Schwester Franziska mit einem Magistratsbeamten mitteilte. Ein Jahr später, im Juli 1871, kam ich in Czernowitz gerade noch rechtzeitig an, um auf der Hochzeit mitzutanzen. Freudigen Herzens konnte ich dies nicht; auch der zweite Schwager war ein Mensch, gegen den sich nichts einwenden ließ, aber wieder hatte Friedele alles Gesparte hingegeben. Er war nun dreiundzwanzig Jahre alt und hieß nicht mehr „der Zukünftige", nicht einmal mehr der „ewige Mulus", sondern nur noch in der ganzen Stadt „das Stunden-Süpple". Und die Gefahr, daß er's bleiben würde, lag nahe genug; ich hielt mich für verpflichtet, ihm eine lange Rede zu halten. Er aber: „Was ischt denn's größere Unglück: daß 's Mariele und 's Fränzle unversorgt gebliebe wäre, oder daß ich erscht mit vier oder fünfundzwanzig Jahre zu schtudiere anfange", und da schwieg ich.

Wie's weiter kam? Schriebe ich eine Novelle, ich würde das Friedele gewiß nicht abermals zwei Jahre später, 1873, auch seine jüngste Schwester, 's Rickele, mit einem ordentlichen Menschen verheiraten und dabei zum dritten Mal alles Ersparte dahingeben lassen. Neun ich thät's nicht und keiner. Aber ich zeichne hier nur die Umrisse eines Lebens nach, wie es sich wirklich begeben hat und habe dabei die Em-

findung, als dürfte ich nicht das Geringste ausschmücken oder verändern. Ich hab's bisher nicht gethan und thu's auch nun nicht. Also, ja, im Herbst 1873 verheiratete unser Friedele seine dritte Schwester, zog zur ältesten, der Maria Sollert, und fing wieder von neuem zu arbeiten an.

Mir ahnte dies, als ich die Anzeige tief im Orient, irgendwo in Klein-Asien erhielt; im nächsten Frühling erst bestätigte es mir ein Brief unseres gemeinsamen Freundes Wilhelm. Er schrieb mir von dem neuesten Spitznamen: „'s Pelikänle" und fügte bei, er fürchte, der Ärmste werde nie wieder eigenes Blut für sich gewinnen. Das Friedele sehe übel aus und werde wohl schwindsüchtig werden — kein Wunder nach sieben Jahren solcher Arbeit. Dann kam im Sommer 1874 ein Brief Friedeles. Er bitte mich um Auskunft in einer für ihn sehr wichtigen Sache. „Wie Du weißt", schrieb er, „ist es mein einziges Ziel eine Universität zu beziehen, und dortselbst, nach Absolvierung des vorgeschriebenen Trienniums, die Befähigung zum Lehramte an einem k. k. Gymnasium zu erwerben. Die Umstände, welche mich bisher davon abhielten, sind nun beseitiget, respektive unter Gottes gütigem Beistande in Ordnung gebracht. Nun leide ich aber seit dem Frühling dieses Jahres in Folge einer Erkältung an etwas Husten, welcher zwar nach Ansicht meines Arztes, des auch Dir wohlbekannten Herrn k. k. Medizinalrats Dr. Zaloziecki, keinerlei ernstliche Bedeutung hat, mich jedoch gleichwohl in der Ausübung meiner Thätigkeit als Privatlehrer, namentlich auch als Instruktor der Söhne Seiner Exzellenz des k. k. kommandierenden Generals hierselbst, ein wenig behindert, und auf Rat des obengenannten Herrn Medizinalrats eine zeitweilige Unterbrechung dieser Thätigkeit behufs gänzlicher Herstellung meiner Gesundheit erfordert. Da ich jedoch, wie Dir als dem mit mir am selben Tage geborenen Freunde bekannt ist, bereits im 26. Lebensjahre stehe, also den Beginn meiner Universitätsstudien nicht länger mehr aufschieben möchte, so habe ich diesem Rate bisher nicht entsprechen können. Nun ist aber neuerdings in weiten Kreisen der hiesigen Bevölkerung teils aus den öffentlichen Zeitungen, teils aus Mitteilungen der k. k. Regierungsorgane die hier allgemein beglückende Kunde verbreitet worden, daß die hohe Regierung in der hiesigen Landeshauptstadt eine Universität zu begründen gedenke, und zwar schon zum Winter 1875. Hierauf gestützt, hat der Herr Medizinalrat seinen Rat dringend erneuert, und ich würde demselben auch entsprechen, wenn wirklich die Eröffnung im Oktober 1875 beschlossene Sache wäre, weil ich dann nicht so großer Mittel bedürfte, als wenn ich mich nach der so weitaus größeren und teureren Residenzstadt Wien begeben müßte. Demzufolge bitte ich Dich als einen in Wien lebenden Schriftsteller und Journalisten, dem gewiß, wenn nicht einer der Herren Minister selbst, so doch wohl ein Herr Sektionsrat bekannt sein dürfte, diesen Termin mit Sicherheit in Erfahrung zu bringen, weil diese Angelegenheit, wie Du am besten weißt, die wichtigste meines Lebens ist."

Was ich nach Empfang dieses Briefes that, kann man denken: ich telegraphierte ihm sofort, die Universität Czernowitz werde ganz gewiß zum Oktober 1875 eröffnet. Denn ich hatte die Empfindung, als ob hier Gefahr im Verzug sei. Und einen Minister fragen — ich kannte wirklich einen — war jedenfalls nutzlos. Um mit Sicherheit zu erfahren, wann etwas, das in Österreich beschlossene Sache ist, durchgeführt sein wird, müßte man Audienz beim lieben Gott nehmen; die Minister wissen es dort wirklich weniger, als gewöhnliche Sterbliche.

Nun, unser Österreich heißt nicht umsonst das „Land der Unwahrscheinlichkeiten," auch diesmal geschah das Unerwartete und der Termin wurde eingehalten. Mitte September 1875 kam ich nach Czernowitz. Ich war bis dahin in vieler Herren Ländern gewesen und hatte seit jenem Brief nicht wieder vom Friedele gehört. Das fiel mir schon während der Fahrt schwer aufs Herz, und als mich im Bahnhof der treue Wilhelm empfing, war meine erste Frage: „Lebt unser Friedele noch?"

Er nickte. „Ja, er liegt im Sterben. Es ist rätselhaft, daß es so lange gedauert hat. Auch der Arzt meint, hier helfe die Seele dem Körper. Er will den Tag seiner Inskription erleben und vielleicht wird er es wirklich. Übrigens weiß er nicht, wie es um ihn steht."

Ich war noch selben Tags bei ihm. Schwer ist mir oft im Leben eine lächelnde Miene geworden, nie schwerer, als da ich mich über mein Friedele beugte. Nur das große, strohgelbe Schöpfle war noch dasselbe . . .

„Du," flüsterte er lächelnd, „ischt das net merkwürdig?! Zur Universität hab' ich net komme könne, jetzt kommt sie zu mir . . . Am 21. fange die Inschkripzione an; der Wilhelm thut's für mich. Denn bisch dahin bin ich selbscht noch net

so weit, aber die Collegia fange erscht um den 10. Oktober an; da bin ich längscht wieder auf."

Dann fragte er noch ängstlich, ob es vielleicht Schwierigkeiten haben könnte, weil das Maturitätszeugnis so alt sei. Ich beruhigte ihn, versprach aber auf seinen Wunsch, mit dem Wilhelm hinzugehen.

Am 21. September 1875 ließen wir, der Wilhelm und ich, den Gottfried Süpple auf Grund seines Maturitätszeugnisses vom 15. Juli 1867 als Hörer der philosophischen Fakultät an der Franz Josephs-Universität in Czernowitz inskribieren und brachten ihm den Immatrikulationsschein.

Seine Schwestern und Schwäger waren bei ihm. Es ging mit ihm zu Ende. Aber den Schein hat er noch bei klarer Besinnung gelesen. „Jetzt ischt's guet," flüsterte er und lächelte selig und durfte sich noch den ganzen Tag daran freuen.

Am Abend verfiel er in Phantasien. „Maecenas atavis edite regibus . . .", murmelte er. „Übersetze Sie . . ." Er gab seine erste Stunde als Gymnasiallehrer . . . Horaz! — also in der obersten Klasse . . .

In diesen Träumen ist er nach einigen Stunden hinübergegangen.

Und nun, mein Friedele, nun will ich Dir den Beinamen geben, der am besten für Dich paßt. Du bist ein armer Mensch gewesen, der für andere alles Erreichbare, für sich nichts erlangt hat. Und dennoch, und eben darum erscheint mir Dein Leben stolz und schön, und mit bewegtem Herzen, aber mit fester Hand schreibe ich es hin:

Friedele der Sieger.

Requiem.

Alle, die Ihr atmet,
Öffnet Eure Herzen!
Laßt leben die Toten,
Vergeßt sie nicht!

Sie sind, wo unser Fuß nicht Boden findet.
Es zittert in ihren Herzen,
Den unverglühten, ein Wunsch:
Mit Liebe uns zu umfassen,
Zu raten, zu sorgen, zu helfen wie einst.

Ihr Lebendigen sitzt an dem goldenen Quell.
Über Eure Füße rauschen die Wasser des Lebens.
Noch rollt der Faden,
Noch trinkt Ihr das ewige Licht.
Fern ist die Nacht.

Auf Pfaden geht Ihr, die ihr Fuß gebahnt.
Das Werk ihrer Hände hebt Euch empor.
Ihrer Nächte Sorgen, ihrer Tage Schweiß
Sind Eures Seins Unterpfand.
Und ihre seligsten Stunden
Zu seligsten Tagen werden sie Euch.
Ihr erntet, was sie gesät unter Mühen,
Und pflückt der Früchte leuchtende Menge.

Doch einst sinkt zerschnitten das goldene Band.
Ihr seid wie sie
Und müht Euch wie sie:
Zu umfassen, die noch wandeln im Licht.
Da ist Eure Nacht dann.

Alle, die Ihr atmet,
Öffnet Eure Herzen!
Laßt leben die Toten,
Vergeßt sie nicht!

Paul Rüthning.

Erlösung.

Der Tag versank, und aus den Wolkenzügen
Weht grau die Nacht.
Und ihrer Übermacht
Wird grollend sich das laute Leben fügen.

Ich aber harre sehnend ihr entgegen,
Und mir wird frei und leicht,
Wenn rings auf allen Wegen
Die Farben sterben und die Dämm'rung steigt.

Ins Dunkel weht mein Leid, und Flügel heben
Mich himmelhin.
Ich bin nun wieder, der ich bin,
Und schwebe lächelnd über Tod und Leben.

Georg Rothe.

Frühlingswolken.

Ein Lüftchen fährt mir warm an die Wangen,
Ihm nach ins Blaue meinen Blick zu tragen.
Denn oben harrt auf mich mein Märchenwagen
Auf wunderhohen, gold'nen Räderspangen.

Ein Rappenpaar an leichten, weißen Zäumen
Will in die Luft die Feuerhufe strecken. —
Schon lieg' ich in den dunkelblauen Decken,
Der untergeh'nden Sonne nachzuträumen.

Wilhelm Freund.

Heliand.

ler Bischof Liudger sinnt ins Abendrot,
is über'm weiten Sachsenlande loht:
loch raucht das Blut, das in den Furchen rinnt, —
ir warben heiß um Dich, Held Wittekind,
s unsres Gottes Strahlenherrlichkeit
ein Herz bezwang, Dein trutzig Haupt geweiht!
ich, — ob er seinen besten Sohn verlor,
es Wodans Wölfe heulen wie zuvor,
och reiht das Volk sich um den Opferstein
Waldesschluchten und im Eichenhain. —
h, könnte ich in ihre Seelen gießen
en Liebestrom, dem sie sich noch verschließen;
t doch der Christenbotschaft fremder Laut
ermanenohre kund nicht und vertraut.
Gnadensonne, segne Du das Land,
id ich will von Dir zeugen, Heliand!" —

on Münsters Bischofspfalz drei Tage weit
ig eine tiefe Waldeseinsamkeit
uf einem Wert, von lichter Flut umzogen,
mhegt von brauner Felsen steilem Bogen.
ies Eiland, das nur Priesterfuß betrat,
i scheuem Schaudern floh, wer ihm genaht. —

erunte Eichen stiegen da empor,
ie Pfeiler in geweihtem Tempelchor,
on Stamm zu Stamm flocht breit sich das Geäst,
ie Sparren hielt es sich umklammernd fest
nd drüber wölbte sich der grüne Saal;
ein Blattgewirr durchbrach kein Sonnenstrahl.
in Dämmer lauschte düster allezeit
n dieser atemlosen Schweigsamkeit. —
in Raunen nur, ein flüsternd Murmeln klang,
ie abgeschiedener Geister Klagesang,
urch diese Welt: aus Wodans heiliger Quelle
urch Dickicht und Geröll rann leis die Welle. —

a trat der Bischof in die Dämmernacht. —
ein Auge glühte: „Hier sei es vollbracht!
lus dieser Nacht soll sich ein Licht entzünden,
as Evangelium dem Volk zu künden;
in Kloster soll erstehen, weltgefeit,
h grüß' dich, fromme Waldeseinsamkeit!" —

a funkelte die Axt im ersten Hieb,
en in den Stamm der Bischof selber trieb;
s splitterten die heiligen Runenzeichen, —
ie blonden Recken sah man rings erbleichen.

Doch Hieb auf Hieb fraß in der Bäume Saft,
Von Stamm zu Stamm, bis Hand und Arm erschlafft.
Allein, wer schöpft das Meer wohl aus zum Grund?
Von Wald ein Meer umzog das weite Rund, —
„Du rodest frevelnd, Bischof, sieh nur, dort:
Die Götter schirmen diesen heiligen Ort.
Siehst du nicht Wodan durch die Wipfel ziehn,
Auf weißem Roß? Donar begleitet ihn.
Sein Rotbart flammt, sein finstres Grollen dröhnt,
Weh uns, die wir den alten Gott verhöhnt!" —
Doch Liudger ringt in brünstigem Gebet,
Das Silberhaar um seine Schläfe weht:
„Hilf du, o Heiland, daß das Werk gelingt!"
Und nieder auf die Knie sein Antlitz sinkt. —

Da braust es her aus finstern Wolkenklüften,
Das Weltgericht erzittert in den Lüften,
Und knatternd bricht ein Wirbelwind herein; —
Wie Halme knicken, sank der Eichenhain.
Der Ost, der jauchzend um die Stämme pfiff,
Zerdrehte sie mit seiner Fäuste Griff,
Die Wurzel er im Spiel dem Grund entzog,
Daraus sie ihre zähe Jugend sog;
Ein Klirren, Krachen, Splittern ohne Ruh, —

Die Wahlstatt deckten Blätter schweigend zu,
Da es geschehn; da sanft der Morgenstern
Hernieder leuchtete, ein Gruß des Herrn.
Der Bischof sah empor aus Not und Tod:
„Ich ahne dich, du heiliges Morgenrot!
Der Herr, mein Gott, ist mir im Sturm genaht,
Er hat erfüllt, darum ich brünstig bat.
Sein Zeichen siegt; der Boden ist bereit,
Nun steigt empor zu Gottes Herrlichkeit,
Ihr Mauernquadern; hier aus diesem Haus
Soll Segen strahlen in die Welt hinaus!" —

Ein Kloster liegt in fernen Einsamkeiten,
Daran die Wellen sanft vorübergleiten,
In ernster Arbeit schafft der Brüder Schar.
Den Abt bekümmert nicht sein greises Haar,
Sein Auge strahlt so hell und klar, und jung
In seiner Seele brennt Begeisterung. — —

Ein fromm Geschlecht sieht ziehn er aller Wegen;
Aus seinem Pergament entstieg ihm Segen,
Das dort er schrieb: das Lied von Heliand. —
Noch klingt sein Ruhm durchs weite deutsche Land.

Otto Kindt.

Maientag.

In den jungen Maientag,
In das frische Grün
Wirbelte ein Lerchenschlag
Und verklang dann nach und nach
So ins Blaue hin.

Und wie ich am Wege lag,
Still und froh im Sinn,
Klang es mir im Herzen nach,
Und ich warf dem Maientag
Drum dies Liedchen hin.

Max Federer.

Traum der Zukunft.

Wenn einst den Stimmen unsrer Tage
Die Welt der Zukunft sinnend lauscht
Als einer traumhaft dunklen Sage;
Wenn manch' Jahrtausend einst verrauscht:
O wär's mir dann vergönnt zu steigen
Aus meines Grabes engem Schoß,
Zu schau'n des Lebens bunten Reigen,
Zu schau'n des Erdgeschlechtes Los.

Ich ahn' es wohl: ich schritte trunken,
Geblendet von dem Glanz daher,
Denn es ergösse goldner Funken
Durch meine Seele sich ein Meer,
Wenn ich gebrochen sähe Schranken,
Die einst der Menschheit Gang beengt,
Und siegreich fluten Lichtgedanken,
Nicht mehr in Fesseln eingezwängt.

Sich selber Haß und Groll vernichtet
Mit brudermörderischem Streich.
In ew'ger Glorie steht errichtet
Des Friedens und der Liebe Reich.
Es eilt, als Herren zu begrüßen
Den Menschen froh die Kreatur,
Und seinem Willen liegt zu Füßen,
Dem Wink gehorsam die Natur. . .

So wandelt' ich — und spürt' ein Wehen
Des Geistes, der sich kühn und klar
Erhebt zu unermess'nen Höhen,
Voll Stolz, daß Mensch auch ich einst war.
Mir würd' es sein: wie Klang der Sphären
So rauscht' es lind auf mich herab —
Und selig würd' ich heimwärts kehren
Und stille steigen in mein Grab.

Eduard Fehre.

Der Wirtin Töchterlein.

Der Abendsonne rote Glut
Lag schimmernd auf des Neckars Flut,
Der wanderfroh vorüberrollt
An Rebenhöh'n und Saatengold.

Vom Ufergrün, den Fluß entlang,
Scholl Becherklirren und froher Sang:
Und unter der fröhlichen, singenden Schar
Saß eine Greisin mit weißem Haar.

Ihr Antlitz zeigte, ihr Witwenkleid
Vergangenes Glück und vergessenes Leid;
Ihn, dessen sie nur wie im Traum noch gedenkt,
Ihn hat man längst in die Erde gesenkt;

Ein Dichter war er am Neckarstrand,
Den nimmer vergißt sein Schwabenland,
Und der, ob längst auch sein Geist entschwebt,
In seinen Liedern doch ewig lebt.

Ihr aber war entschwunden weit
In dunkle Ferne die alte Zeit.
Stumm neigte das Haupt sie wie im Traum
Und hörte das Lachen, das Singen kaum.

Doch wieder erklang zum Saitenspiel
Die Weise, die jedem baß gefiel,
Und fröhliche Stimmen schollen darein:
„Es zogen drei Bursche wohl über den Rhein. . ."

Es war sein Lied, es klang ihr ins Ohr,
Sie lauschte, sie hob das Haupt empor
Und fragte, mit leisem mit bebendem Ton:
„Das Lied, ich hört' es wohl einmal schon?"

Und plötzlich verstummte der frohe Sang,
Und allen war es so eigen, so bang,
Als schwebe im sinkenden Dämmerschein
Ein ernster Schatten durch ihre Reih'n,

Ein Schemen, der in die Luft zerrann. —
Die Greisin aber sann und sann
Und schüttelte leise, da niemand sprach,
Das Haupt und sann dem Liede nach.*)

P. G. Föhr.

*) Die dargestellte Begebenheit hat sich vor mehreren Jahren in Tübingen zugetragen.

„Die Sonne ist gegangen. . ."

Die Sonne ist gegangen . . .
Die dunkle Nacht geht um
Und tiefgeheimes Bangen
Macht alle Räume stumm.

Der Lüfte schwüles Wehen
Drückt mir die Augen zu;
Ich mag nicht schlafen gehen,
Ich fürcht' mich vor der Ruh.

Als stiege, wenn ich schliefe,
Ein Weh geheimnisvoll
Aus dunklen Traumes Tiefe,
Damit ich weinen soll. . .

Christoph Flaskamp.

Gedichte

von

Alexander Pache.

Mondschwärmer.

Wie zauberhell die Nacht im Vollmond leuchtet! —
kann nicht schlafen, wenn des Mondes Scheibe
voll und sanft am Sommerhimmel zieht — —
lösch' das Licht und öffne weit das Fenster
d leg' mich rücklings in den Sorgenstuhl.
zt noch 'ne Cigarette — ah! das schmeckt!
seh' durch blaues, schweres Rauchgekräusel
n sanft und voll sein Licht. So will ich träumen —
Lumen — — indes ich in den Himmel starre,
mmt mir ein Schwarm von thörichten Gefühlen
d schleicht sich schmeichelnd in mein Träumerherz —
e lieb' ich diese stillen, hellen Nächte,
rin der Bäume selt'nes Rauschen klingt
e das verschlaf'ne Lallen holder Kinder.
Hofe plätschert schlummermüd der Born . . .
nn wieder still — ich höre, wie im Garten,
r ab und an, die welken Blätter fallen —
e schön mag's sein, in solcher Nacht zu sterben! —
lieber Mond, ich bin der Alte noch,
n Du so oft als kind'schen Knaben sahst
rch seiner Heimat nächt'ge Heide streifen!
n leises Lächeln kommt mir auf die Lippen,
enn ich an dieser Jahre Stürme denke. — — —
nmal als ich des Nachts viel tolle Stunden,
Herzen Zweifelsqual, durch Tann und Dickicht
ich wild geschlagen und dann unvermutet
f einer Wiese weite Lichtung traf,
e ganz von Deinem Glanze übergossen
d silberzart von Nebeln übersponnen,
r mir lag wie der Garten Avalun —
sank ich bebend auf die Knie' und schauernd
kannt' ich ihn, den meine Seele suchte,
kannt' ich Gott in seiner Hände Werk! —
it jener Nacht liebt' ich Dein süßes Licht
ehr als der Tagessonne grelles Blitzen.
Deinem Glanz fühlt' ich sich leise lösen,
as mich bedrückte, alle Unreinheit,
it der des Alltags Staub mein Herz besudelt,
Sank von mir ab in Deinem keuschen Schimmer. — —
Noch denk' ich einer Nacht — ich war so müd,
Von all dem Schmutz der Welt so angeekelt,
So zweifeltrüb, ich hatte viel gesucht
Und nie gefunden, was mein Herz begehrte,
Und überall sah ich nur Häßlichkeit,
Nur Unreinheit und Schmutz — ich war so müd! . . .
Da schritt ich wandernd durch des Waldes Dunkel
Zum Ufer; aus der Eichen mildem Dämmer
Trat ich heraus — weit lag das Meer vor mir;
Noch dunkel lag's, doch schon ein fernes Leuchten
Glomm auf am Horizont und wuchs und wuchs
Und baute tausend lichte Strahlenbrücken
Zu mir heran — und langsam stiegst Du auf;
Dein Glanz nahm stetig zu an milder Kraft,
Und alle Wellen wachten auf und tanzten
In Deinem Schimmer wie zerfloss'nes Silber;
Des Himmels Lichtblau und des Meeres Glitzern
Floß ineinander, Deiner Fülle Glanz
Goß immer neue Silberströme nieder —
Ich riß in stürm'schem Jubel und wie trunken
Die Kleider mir vom Leib — in reiner Nacktheit
Trat ich ins Meer; um meine Füße strömte
Die lichte Welle, die des Himmels Klarheit
In sich getrunken, und mein ganzer Leib
Ward überflutet von dem Zauberlicht
Und war getaucht in diesen keuschen Glanz.
Und meine Seele trank dies milde Glänzen,
Den ganzen Märchenduft der Vollmondnacht.
Mir war's, als hätt' ich mit den Kleidern auch,
Was irdisch ist und unrein, abgelegt,
Und frei und nackt und rein war Leib und Seele! — — —
Wie lieb' ich diese stillen, hellen Nächte . . .
So still ist's, daß ich höre, wie im Garten,
Nur ab und an, die müden Blätter fallen.
Wie schön mag's sein, in solcher Nacht zu sterben,
Wo frei und nackt und rein so Leib als Seele! . . .

Der Verschmähte.

Ah! vom Beete steigt ein Düften
Wie ein Kuß der Nacht empor — —
Daß er Dich berausche, komm doch,
Eh' die Seele er verlor! . . .
Ah! vom Beete steigt ein Düften,
Wie ein Kuß der Nacht empor . . .

Sieh! der Himmel blitzt von Sternen,
Die wie güldne Thränen glüh'n,
Weil der Sehnsucht rote Rosen,
Ohne daß Du's merkst, verblüh'n! — —
Sieh! der Himmel blitzt von Sternen,
Die wie güldne Thränen glüh'n! . . .

Horch! der Wind weht Klänge nieder,
Die wie stilles Schluchzen sind,
Weil die Stunde, da ich harre,
Ohne daß Du kommst, verrinnt! —
Horch! der Wind weht Klänge nieder,
Die wie leises Schluchzen sind! . . .

Rauschend rings die Flieder klagen
Und mein Herz weint still sich tot,
Und der Himmel glüht von Thränen,
Blaß wird selbst der Rose Rot. —
Rauschend rings die Flieder klagen,
Und mein Herz weint still sich tot! . . .

Rheingold.

Es hat ein Gott mit weitem Schwung
Den Sonnendiskus sausen lassen,
Schon gleitet er zur Niederung;
Der Farben Fliehspiel um mich her
Seh ich verschwimmen und verblassen.

Die ferne Burg — ein Föhrenwald
Steht purpurn noch von Glanz umflossen.
Vom Strom ein kühles Rauschen schallt
Und Well' auf Welle, Well' auf Well'
Kommt kräuselnd weiß herangeschossen.

Vor mir — o diese Pracht! — ein Baum.
Kein grünes Blättchen — eitel Weiße!
Sein Blüh'n wie Baldurs keuscher Traum.
Auf Abendgoldgrund hingehaucht —
Und unten Flutgeräusch, ganz leise . . .

Die Sonne tropft gefloss'nes Gold
In breitem Guß zum Fluß hernieder.
Tiefgoldig Well' auf Welle rollt —
Das ist der rote Märchensold,
Der glüht durch hundert alte Lieder!

Und jede Woge leuchtet auf —
Nur kurze Zeit — und sinkt ins Graue —
Nach flücht'gem Glanz ein öder Lauf —
Ins Dunkel hin, ins Ungewisse —
O Aventiure! falsche Fraue!

Nur kurze Zeit ein flücht'ger Glanz,
Ein schnelles Schimmern — und Versinken —
Und fortgeschwemmt vom Wassertanz —
Nur flücht'ger Glanz — dann grausamhart
Vergessenheit und Dunkel winken! . . .

Juninächte.

Nun in schwülen Juninächten
Blüht mir all die Sehnsucht wieder
Nach genoss'ner Liebe Prächten!

Hundert einst gesung'ne Lieder
Aus den Blütenkelchen steigen,
Längst verklung'ne klingen wieder.

Mondbeglänzt im Elfenreigen
Tanzen hohen Glückes Stunden,
Die sich lockend zu mir neigen.

Längst verharschte Seelenwunden
Fangen wieder an zu glühen —
Soll ich nimmer denn gesunden?

Zu mir dringt ein Duft von Nelken,
Fliederatem, Rosenblühen —
Ach, in diesen Juninächten
Soll allein mein armes Herze
Einsam glühen, einsam welken? . . .

Winteraussicht.

Wie die Wintersonne zur Erde lacht
In reifstarrer Wälder schimmernde Pracht!
Kein Wölkchen am stahlblauen Himmelszelt.
Von Silberjuwelen funkelt das Feld.

Und so demanthell die frostklare Luft.
Nur in weitesten Fernen ein dämmernder Duft.
Wie gleißt und glitzert der Berge Kranz!
Ich schließe die Augen vor all dem Glanz.

„Aus Liebe!"

Heut' ist so frühlingswarm die Luft
Und ist doch erster Weihnachtstag.
Ich glaube sogar, vom Ätherduft
Klingt mir's herab wie Lerchenschlag.

Auf weißen Schäfchenwölkchen läßt
Die Abendsonne Rosen blüh'n.
So lauschig ist's im warmen Nest;
Hell im Kamin die Scheite glüh'n.

Vor mir ein Pfefferkuchenherz,
Schön zuckrig steht „Aus Liebe!" drauf.
Warum ich nur so fröhlich bin?
Aus lauter Liebe freß' ich's auf!

Aus dem Diakonissen-Hause.

Von Ludmilla von Rehren.

Regina.

Draußen war es Winterabend. Zwischen dem ackernden, gelblichen Lichte der Laternen schimmerten die weißen Dächer hindurch, ganz bedeckt nit blendendem, blitzendem Schnee und immer ieue weiche, weiße Flocken fielen nieder.

Drinnen in dem hübschen, kleinen Wohnzimmer, as den „Schulschwestern" gehörte, war es genütlich und warm. Die beiden Fenster waren icht verhängt, damit kein neugieriger Blick hinindringen konnte. An dem großen, runden Tische, der vor dem niedrigen, grün bezogenen Sopha stand, saßen drei Schwestern. Sie waren alle drei noch ganz jung: vielleicht zwischen zwanzig und fünfundzwanzig Jahren. Die blaße Marie Schubert, die zum Unterschiede von den zwei anderen Marien — der großen und der kleinen — die zur Schwesterschaft des Diakonissen-Hauses gehörten, immer mit ihrem Familiennamen gerufen wurde, saß unthätig und müde in einem großen Lehnstuhle und hatte die Füße auf eine Fußbank gestellt. Den Kopf lehnte sie zurück und die Augen hatte sie geschlossen. Ihr Gesicht war fast so weiß wie die Haube, die es umschloß und die kleinen Hände, die gefaltet im Schoße lagen, sahen aus, als wären sie aus Wachs geformt. Sie war schon seit längerer Zeit brustleidend und wurde deshalb möglichst geschont, aber es wurde trotzdem nicht besser mit ihr, sondern von Tag zu Tag schlimmer. Die beiden anderen Schwestern dagegen arbeiteten eifrig; denn Weihnachten stand vor der Thür und all die kleinen Besucher des Kindergartens wollten beschenkt werden. Schwester Anna, ein dickes, etwas gewöhnlich, aber gutmütig aussehendes Mädchen, stichelte an einem roten Kleide, das für eine blondlockige Puppendame bestimmt war, die noch im tiefsten Negligé mit weit aufgerissenen Blauaugen vor ihr lag. Schwester Olga strickte an einem Kinderhandschuh; die blanken Nadeln flogen nur so hin und her und auf dem hübschen, frischen Gesichte der Schwester lag ein tiefernster Zug. Ihre Gedanken waren gewiß weit fort. —

Stille herrschte. — Die Kleinkinderschule lag ganz isoliert, ganz für sich, durch einen langen Korridor von den übrigen Räumen der Diakonissen-Anstalt getrennt. Hier hörte man nichts von den Seufzern der Kranken, hier war kein Karbolgeruch zu verspüren. Wenn die vielen kleinen Füße, die bis fünf Uhr nachmittags in den Schulzimmern herumtrippelten, fort waren, herrschte hier vollkommene Ruhe.

Im Ofen brannte ein Feuer und davor lag eine große, graue Katze. Sie schnurrte laut, sich behaglich in der Wärme dehnend; die Uhr an der Wand tickte dazu und Schwester Olgas Stricknadeln klapperten.

— — Die Thür wurde jetzt ganz leise geöffnet und eine helle, frische Stimme rief hinein! „Na, seid Ihr aber still! Keiner muckt auch nur! Ich stehe schon eine ganze Weile draußen und denke — entweder ist kein Mensch drinnen, oder Schwester Regina ist schon wieder zurückgekommen und deshalb wagt keine von Euch ein Wort zu sprechen."

Die kranke Marie fuhr ein wenig erschrocken aus einem leichten Halbschlummer empor und die beiden anderen legten für einen Augenblick ihre Arbeit hin.

„Ach, Schwester Lucy, Sie sind es," sagte Marie mit ihrer sanften, müden Stimme. „Sie bringen doch wieder ein wenig Leben mit sich. Wir waren alle drei schon eingeschlafen, glaube ich."

Schwester Lucy war an den Tisch herangekommen. Sie war ein kleines, rundes Persönchen mit lustigen, schwarzen Augen und einem runden Bubengesichte, das gar nicht in die feierliche weiße Haube hineinpassen wollte. Die Haube schien ebenfalls der Ansicht zu sein; denn sie war ganz weit nach hinten zurückgefallen, so daß sie kaum noch auf dem Kopfe saß.

„Ja, nicht wahr, ich bin wenigstens noch lustig?“ sagte Lucy mit Genugthuung und fing an, in den bunten Flicken, die auf dem Tische lagen, herumzuwühlen, was ihr einen leichten, ärgerlichen Klaps von der ordnungsliebenden Anna eintrug. Sie erwiderte ihn lachend, drehte sich ein paar mal auf den Hacken im Zimmer herum und rief dabei: „Ach Gott, Kinder, wenn ich hier wäre, bei euch Schulschwestern, wie lustig wollte ich da erst sein! Aber wer weiß, wann dies Glück erst kommt. Ich glaube, Frau Oberin wagt es noch nicht, mich aus höchstihren Augen zu lassen. Zanken thun sie nämlich immer noch drüben mit mir. Gott sei Dank, ein bischen konnte ich mich wenigstens jetzt freimachen — aber nur auf ganz kurze Zeit. Ich sollte Wäsche flicken und habe alles ganz schnell fertig gemacht und dann — fort war ich.“

„Na, schön wird's geworden sein!“ bemerkte Anna trocken, ohne von ihrem Puppenkleide aufzusehen.

„Doch — — nähen kann ich — das ist aber auch das einzige, was ich kann.“ Sie öffnete, immer fortschwatzend, die Thür zum Nebenraum und rief: „Gott, wie süß! Da sitzen all die kleinen Bubis und Mädels immer. Rücken Sie etwas weiter, Olga, damit etwas Licht hereinkommt. Es sieht so nett aus und so klein — ganz wie bei den sieben Zwergen. Nein, nächstens quäle ich Frau Oberin — wenn ich mit meiner Männerstation durch bin, will ich hierher. Ich sollte schon heute fort — wissen Sie, da ist nämlich solch ein furchtbar netter Mensch, bei dem war ich heut ein wenig länger, als ich gerade mußte und da habe ich Zanke bekommen. Als ob man gleich was Schlimmes thäte, wenn man mit einem spricht!“

„Machen Sie doch die Thür zu,“ bat Marie. „Es ist kalt drin und es zieht — mir frieren die Füße. Spielen Sie uns doch lieber etwas vor.“

Lucy setzte sich sofort an das etwas altersschwache Klavier, das dicht an der Thür stand und auf dem die Schwestern die Lieder der Kinder zu begleiten pflegten und spielte mit großer Geläufigkeit einen Marsch herunter. „Ach, das thut ordentlich wohl,“ sagte sie dann wieder aufstehend und sich behaglich reckend. „Hier kann man doch wieder einmal Mensch sein; hier ist doch keiner, der auf einen aufpaßt. Gott sei Dank, Schwester Regina ist auch nicht da. — Drüben ist so wie so Frau Oberin alle Augenblicke hinter einem her, oder Schwester Christine und dann — das ewige Beten und Hosiannah singen — — gar nichts Nettes, Lustiges — lauter Sauertöpferei.“ Sie verzog ihr niedliches Gesicht.

„Na, warten Sie mal — — warum sind Sie denn eigentlich Diakonissin geworden, wenn Sie es so schrecklich finden?“ fragte Schwester Olga lächelnd.

„Warum?“ Lucy setzte sich an den Tisch und sah melancholisch aus. „Aus unglücklicher Liebe natürlich!“

Die Anderen lachten laut auf. Selbst Schwester Marie mußte lachen, bis sie heftig zu husten anfing.

„Nun ja, was ist denn dabei zu lachen?“ Lucy machte ein ganz beleidigtes Gesicht. „Warum sollte denn gerade ich nicht unglücklich lieben können?“

„Nehmen Sie es nicht übel — der Gedanke ist zu komisch, wenn man Sie ansieht.“ Schwester Olga lachte noch immer. „Wer war's denn?“ Sie nahm eine Masche auf und fing an wieder gemütlich weiter zu stricken.

„Er war mein Lehrer — — und er hat sich plötzlich verlobt. Er hat mir ja nie gesagt, daß er mich liebe, aber angesehen hat er mich immer so . . . . . .“ Lucy verdrehte die Augen auf eine fürchterliche Weise. „Aber dann verlobte er sich! Anfangs glaubte ich, ich würde es nicht überleben und dachte ernstlich daran, in's Wasser zu gehen. Aber dann fiel mir ein, daß es fast dasselbe wäre, wenn ich in's Kloster ginge und Nonne würde. Na, und da ich nicht katholisch bin, wurde ich eben Diakonissin. Ziemlich egal ist's ja doch. Hier betet man und da betet man, hier darf man so gut wie niemals vergnügt sein und da auch nicht. Ich kann also in aller Ruhe meinen Gram pflegen. Meine Eltern wollten es anfangs gar nicht — weil ich doch erst 18 Jahre alt bin — aber ich gab nicht nach. Na ja, und so hat man doch wenigstens das Bewußtsein, zu etwas nütze zu sein, wenn man auch ein gebrochenes Herz hat,“ schloß sie düster.

Anna und Olga kicherten vor sich hin und Schwester Marie meinte: „Das ist ja sehr schön von Ihnen, liebe Lucy, daß Sie gern nützen wollen. Bleiben Sie nur bei dem Gedanken. Sie sind nur manchmal etwas zu ungeduldig.“

Schwester Lucy seufzte aus Herzensgrunde und wirbelte ein Röllchen Garn hin und her. „Da soll man nicht ungeduldig werden,“ grollte sie. „Ihr habt gut reden, Ihr seid schon sein heraus, aber solch ein armer Diakonissenfuchs, wie ich noch einer bin — — ja, jetzt lacht Ihr

ieder, aber es ist doch wahr! Überallhin muß ıan laufen, wohin die Anderen nicht gern gehen nd alles muß man thun, was die Anderen nicht ern thun mögen. Und dazu schilt und zankt och alles und wenn etwas nicht recht ist, heißt s gleich: „Ach, das hat gewiß Lucy gethan!“ auch venn's gar nicht wahr ist. Ja, so ist es!“

„Nehmen Sie sich eben ein bischen zusammen,“ ıeinte Anna überlegen.

Lucy sah sie ordentlich beleidigt an. „Zusammennehmen? Sie haben gut reden! Als ich ıoch in meinen gewöhnlichen Kleidern herumlief, ehnte ich mich so nach eurer Uniform der christichen Nächstenliebe. Aber jetzt, da ich sie glückich habe, huh . . .“ Sie zog ihre Haube mit iner komischen Bewegung ganz über die Ohren — — „wie das raschelt und knistert, das steife Ding. Gar nichts hören kann man! Und da soll iner sich noch zusammennehmen und aufpassen, venn man gerufen wird!“ Ganz trostlos sah sie aus.

„Dann hätten Sie eben nicht Schwester werden sollen,“ bemerkte Anna in weisem und belehrendem Tone.

„Ach — Annakind — — thun Sie doch nicht so klug . . . . Sie sind's ja gar nicht! Weshalb sind Sie es denn eigentlich geworden?“

„Ich — na einfach . . . . . .“ Die dicke Anna fädelte sich einen neuen Faden ein und stichelte gemütsruhig an ihrem Puppenkleide weiter. „Ich habe eben eine Stiefmutter, mit der ich mich nicht vertragen kann. Da wollte ich denn durchaus aus dem Hause. Eine Stellung durfte ich nicht annehmen, das wollte mein Vater nicht, aber dagegen hatte er nichts weiter einzuwenden, daß ich Schwester wurde. Na und es gefällt mir ja auch soweit ganz gut; besser wie zu Hause ist es jedenfalls.“

„Bah, das ist also alles?“ machte Schwester Lucy ganz enttäuscht. „Ich meinte immer, Schwester würde man nur aus idealen Gründen, wenn man mit dem Leben abgeschlossen hat . . . . . .“

„Wie Sie zum Beispiel“, neckte Olga.

„Ja, wie ich,“ antwortete Lucy toternst. „Ich glaube aber doch, daß die meisten irgend etwas Interessantes hinter sich haben — so was, was man Vergangenheit nennt . . . . So prosaisch wie Anna ist eben selten jemand.“

„Wenn Sie sich nur da nicht täuschen,“ meinte die praktische Anna kaltblütig.

„Ich möchte gar zu gern alle mal darnach fragen, aber die Wahrheit müßten sie sagen. Weshalb sind Sie denn Schwester geworden, Olga?“ Lucy machte ein neugieriges Gesicht.

„Ach Gott, das ging auch sehr einfach zu . . . . .“ Olga lachte. „Eins, zwei, drei — sieben“, zählte sie. „Da ist mir eine Masche heruntergefallen — so, jetzt habe ich sie schon wieder. Also, weshalb ich Schwester wurde? Sehen Sie, ich war einmal sehr krank und wurde von einer Schwester gepflegt. Die gefiel mir nun ganz besonders gut und so kam ich auch her. Schwester Martha war es übrigens.“

„Ja, wenn man die ansieht, glaubt man freilich, hier müßte das Himmelreich sein und die Schwestern wären die Engel darin,“ sagte Lucy nachdenklich vor sich hin. „Aber der Grund ist mir auch noch nicht interessant genug. — Schwester Marie — Sie mit Ihrem blassen Duldergesichtchen haben aber doch bestimmt etwas ganz Besonderes erlebt. Ach bitte, sagen Sie jetzt auch, weshalb Sie Schwester wurden?“

Schwester Marie blickte müde auf. Sie hatte die ganze Zeit über ganz apathisch dagesessen und kaum auf das Gespräch der Anderen hingehört.

„Warum?“ wiederholte sie matt. „Ich wollte mich eben nützlich machen und zu Hause war keine rechte Gelegenheit dazu.“

„Gott, seid Ihr alle aber nüchterne Leute,“ meinte Lucy und sah enttäuscht aus. Plötzlich klatschte sie in die Hände. „Aber wißt Ihr — eine giebt es doch hier, die hat sicher etwas ganz Wunderbares, einen ganzen Roman hinter sich. Wißt Ihr wohl, wen ich meine?“

„Schwester Regina,“ sagten Olga und Anna wie aus einem Munde.

„Seht Ihr, das findet Ihr also doch auch,“ triumphierte Lucy. „Ja, warum mag die wohl Diakonissin geworden sein — sie ist doch so schön . . .“

„Als wenn nur die Häßlichen dazu gut genug wären,“ bemerkte Anna, die sich ein wenig getroffen fühlte, gekränkt.

„Ach, Ännchen, so meinte ich das doch nicht — — ich meinte ja nur — so schön, wie Schwester Regina ist eben keine von uns. Und wenn man so schön ist, da ist doch das Leben in der Welt doppelt interessant. Sie hat es ja hier auch ganz gut — Gott, wenn sie so angeschwebt kommt, vergehen wir ja alle vor Respekt — — und Vorsteherin der Schule möchte ich auch schon ganz gern sein. Sie kann ja thun, was sie will und Frau Oberin thut ja alles,

was ihre liebe Regina wünscht, aber dennoch . . . . Vielleicht war sie aber sehr arm? Wissen Sie nichts weiter von ihr, Schwester Marie — Sie sind ja beide so gute Freundinnen?"

„Schwester Regina ist aus sehr reichem und vornehmem Hause — sie ist eines Grafen Tochter," antwortete Marie mit Nachdruck.

Lucy riß ihre runden Vogelaugen vor Erstaunen ganz weit auf. „Oh — " machte sie, — „da geht man nun ein halbes Jahr so neben einander her und weiß gar nicht, wer und was die einzelnen sind. Man sagt Schwester Emma und Schwester Olga und Schwester Regina und nachher . . . . Na, mein Onkel war wenigstens doch Kanzleirat, aber weiter haben wir es in unserer Familie noch nicht gebracht. Heiliger Bimbam! Wer weiß, was da noch alles unter der Flagge „Schwester" einhersegelt. Am Ende entpuppen Sie sich noch gar als Prinzessin, Annakind."

„Seien Sie ruhig und uzen Sie mich nicht," brummte Anna.

„Aber nein, wie werde ich . . . . . Da begreife ich aber noch weniger, warum Schwester Regina Schwester geworden ist." Lucy war ganz nachdenklich geworden. — „Wissen Sie es nicht, Schwester Marie? Mit Ihnen steht sie ja noch am besten — von uns Anderen schließt sie sich ja immer so ab."

„Nein, ich weiß es auch nicht." Marie hüstelte und zog die warme Decke, die über ihren Knieen lag, höher hinauf.

„Aber sie ist doch wirklich, wie man sich eine Schwester vorstellt," sagte Olga. „Wenn sie mal bei den Kranken ist, scheint es wirklich, als ob sie weniger Schmerzen hätten wie sonst. Und wie die Kinder sie lieben . . . ."

„Ja, sie ist reizend", stimmte Lucy enthusiastisch bei. „Wie ein Engel sieht sie aus, oder wie eine Elfe. Aber wie kann man nur hierherkommen, wenn man so schön ist? Ich hätte es dann ganz gewiß nicht gethan."

„Fragen Sie sie doch mal selbst," riet Anna.

„Nein, nein, ich traue mich nicht! Man wagt sich doch eigentlich gar nicht recht an sie heran, obgleich sie so freundlich ist. Ich bin heute z. B. nur hergekommen, weil ich sah, daß sie fortging. Und ich schwärme doch für sie! Aber wenn man mal etwas Unsinn angiebt, und sie sieht einen dann so an — dann möchte man sich am liebsten gleich irgendwohin verkriechen. Nicht wahr?"

„Ja, die Kinder haben vor ihr auch einen großen Respekt", erzählte Olga. „Und doch ist sie nie böse. — Aber heute passierte etwas Drolliges — das muß ich doch mal erzählen! Als Schwester Regina erzählte den Kindern aus der biblischen Geschichte, daß es Sitte war, daß die Juden die kleinen Kinder in den Tempel brachten und dann dort opferten und beteten. Und wie nun Schwester Regina nachher die kleine Clara — Sie wissen, die mit den blonden Locken — fragte, was die Juden gethan hätten, antwortete die Kleine ganz stolz: „Sie brachten die kleinen Kinder in den Tempel und opferten sie dort."

Lucy lachte hellauf und die anderen stimmten mit ein. —

„Guten Abend — hier geht es ja lustig zu," sagte jemand plötzlich hinter ihnen. Die Thür hatte sich lautlos geöffnet und eine Schwester war eingetreten. Sie war im Straßenanzuge. Auf dem schwarzen Schleier, der zurückgeschlagen über ihrem blonden Haar lag, schimmerten einzelne weiße Schneeflocken, die in der Wärme des Zimmers langsam zu zergehen anfingen. Sie trug eine ganze Anzahl Pakete in der Hand und legte sie näher tretend auf den Tisch.

Das Lachen war verstummt. Es schien, als wäre etwas Erkältendes plötzlich ins Zimmer gedrungen. Es war nicht die Frische der Winterluft, die noch in den Kleidern Schwester Reginas war, es war etwas Anderes, etwas Unsichtbares, Unfaßbares, das auf die Mädchen wirkte, so daß sie plötzlich still wurden.

Einen Augenblick herrschte Schweigen. Die lustige Lucy stand hastig auf und Anna und Olga sahen vor sich hin. Es war ihnen peinlich, daß gerade jetzt Schwester Regina zurückkommen mußte, wo sie von ihr gesprochen hatten. Und doch hatte niemand ein schlechtes Wort gesagt; trotzdem sahen sie alle aus, als wären sie auf einem Unrecht ertappt worden. Nur Marie richtete sich erfreut auf und streckte der Eingetretenen die Hand entgegen.

„Du bist lange fortgewesen, Regina," sagte sie. „Hast Du viel Schönes gefunden?"

„O ja, recht vieles, das wir brauchen können zur Bescheerung und das hoffentlich auch Freude machen wird." Schwester Regina nahm den nassen Schleier vom Kopfe und streifte den weiten, losen Mantel ab.

„Was für ein Leben jetzt in den Straßen herrscht," erzählte sie dabei — „wenn man, so wie wir, an die größte Ruhe gewöhnt ist, wird man förmlich betäubt davon."

In der Ferne ließ sich eine Glocke hören. n hörte es nur schwach bis hierher.

„Ich glaube, es läutet zum Abendessen," e Lucy halblaut. — Anna und Olga standen und legten ihre Arbeiten zusammen.

„Ich möchte nicht in den Speisesaal kommen —" wester Marie hustete leicht. „Bittet Frau rin, daß man mir das Essen herbringt. Ich le mich sehr unwohl."

„Ja, und für mich auch." Schwester Regina : an die Kranke heran und streichelte ihr zärt- die schmalen, blassen Wangen. „Ich möchte wester Marie Gesellschaft leisten." Sie nickte drei Anderen freundlich zu, aber es lag doch as, wie ungewollte Herablassung in dieser eundlichkeit.

„Wir werden es ausrichten," erwiderte Anna d die drei gingen. —

Regina blieb vor Marie stehen. Die Kranke te ihre kühlen, schlanken Hände erfaßt und lt sie fest. Den Kopf zurückgeneigt, sah sie lange Zeit schweigend ins Gesicht. Regina kte lächelnd zu ihr herab, aber dann, ganz f einmal, gingen ihre Augen über den Kopf Mariens fort; es war plötzlich etwas Starres, nbewegliches über sie gekommen. Halb vorge- ugt stand sie da, mit einem gespannten Aus- ucke im Gesichte. Es sah fast aus, als lausche einem fernen Liede.

„Woran denkst Du wieder?" fragte Marie dlich mit ganz leiser Stimme. Schwester egina schrak leicht zusammen und zog ihre ände zurück.

„Ach, es ist nichts weiter — verzeih . . ." n ihr zartes Gesicht war eine leise Röte ge- eten. Langsam wich der starre Ausdruck ihres lickes. Es war, als kehrte sie aus einer anderen Welt wieder zurück. „Du weißt, dieses Träumen berkommt mich manchmal ganz unvermittelt. ber wie geht es Dir denn jetzt? Hast Du noch Stiche wie am Vormittage?" Sie zog einen Stuhl erbei und setzte sich neben die Kranke.

„Nein — mir ist besser, aber ganz gut noch ange nicht." Die Kranke lächelte schwach und raurig. „Aber weißt Du auch — so sehr wie heute Abend ist es mir noch niemals aufgefallen, wie seltsam Du doch eigentlich bist — ganz anders wie wir alle. Aber ich liebe Dich so, wie Du bist. Als Du kamst, sprachen wir gerade von Dir und die kleine Lucy zerbrach sich den Kopf da- rüber, weshalb du wohl Diakonissin geworden bist."

„So?" Schwester Regina lächelte belustigt und stand auf. Sie löste die Schnüre der Pakete und schob allerhand niedliche Sächelchen vor die Kranke hin. „Sieh doch — ist das nicht hübsch?"

Marie blickte flüchtig darauf. „Ja, aber . . . . . . so entkommst Du mir nicht. Sage mir doch mal zuerst — wie kommt es eigentlich, daß Du gerade an mir Gefallen gefunden hast? Ich bin doch so schwach und krank und so un- interessant. Ich weiß von nichts Anderem zu erzählen, als daß ich krank bin. Und doch scheint es, als ob Du mich lieb hättest, lieber als die Anderen. Das mußt Du mir heute sagen, warum?"

Regina lachte ganz leise auf. Sie setzte sich wieder neben die Kranke und nahm ihre Hand.

„Warum? Nun siehst Du — die Anderen, die sind alle so gesund und meist auch etwas derb. Sie sprechen so laut und über Dinge, die ich nicht mag. Aber Du — Du bist so lieblich, so leise. Und in Deinen Augen liegt es wie Sehn- sucht. Wenn Du sprichst, klingt es wie der Ton einer Silberglocke und stört mich nicht in meinen Träumen, wie die Stimmen der Anderen. Und Deine Seele ist so zart . . . . Man braucht nicht viele Worte zu machen — Du verstehst alles gleich. Darum liebe ich Dich." Sie um- faßte die Kranke und diese lehnte den Kopf an ihre Brust.

„Ich habe Dich so lieb," sagte Marie leise, halb vor sich hin, „und doch glaube ich, verstehe ich Dich so selten. Du hast so ganz andere Worte und eine so ganz andere Art zu denken wie wir Anderen. Ich habe es immer empfunden, aber niemals ist es mir so zum Bewußtsein gekommen wie heute Abend. Und wir sind doch schon, so- lange ich krank bin, immer zusammen gewesen. Ich habe Dich immer genommen, wie Du bist, ohne darüber nachzudenken, warum Du so bist. Aber sage mir doch — ich bin jetzt fast so neu- gierig geworden wie die kleine Lucy — warum bist Du gerade Schwester geworden? Du hattest doch alles, was einem das Leben in der Welt angenehm machen kann und Du warst doch be- rufen, eine große Rolle in ihr zu spielen?"

Sie drückte sanft die Hand Reginas und sah forschend in ihr schönes Gesicht, das jetzt ganz ernst geworden war. „Sei mir nicht böse," bat sie dann, als die Andere schwieg, — „wenn Du es mir nicht sagen willst, laß es nur. Ich will nicht neugierig sein . . ."

Regina schüttelte leicht den Kopf. „Ich bin nicht böse", antwortete sie ruhig, — „ich dachte

nur darüber nach, wie ich es in Worte fassen könnte, was ich Dir sagen soll. Das ist schwer; denn ich habe ganz impulsiv gehandelt, als ich aus der Welt ging, in der ich, wie Du meinst, eine führende Rolle hätte spielen können. Es war ganz selbstverständlich, daß ich ging und ich habe nie gewünscht, daß es anders hätte kommen sollen. Hier kann ich mich mehr in mein Innenleben versenken, was da draußen nicht möglich war. — Sieh, Marie," fuhr sie nach einer kleinen Pause fort, — „ich war immer ein seltsames Wesen; wenigstens fanden es die Anderen. Ich wandelte früher nachts umher und auch am Tage überkam mich öfters ein eigentümlicher Schlaf. Ich hörte, ich sah, und doch war, als träumte ich. Ich hörte ferne Laute, Stimmen, die wie aus einer anderen Welt zu mir drangen und Gestalten neigten sich über mich, die niemand sah als ich. Man fürchtete für mich und deshalb versuchte man es, mich zu einem anderen Wesen zu machen, zu einem Wesen, wie die anderen Mädchen es sind. Man versuchte, mich zu zerstreuen, man verschaffte mir Vergnügungen, die für mich keine waren; denn ich sah überall etwas Häßliches, Niedriges hindurchblicken."

Sie schwieg und sah ernst vor sich nieder. Das matte Licht der Lampe fiel auf ihr Gesicht. Sie sah blaß aus und ihre Augen waren groß und weit. Langsam kam die Katze vom Ofen heran und drängte sich schmeichelnd an ihr Kleid. Ihre Hand glitt mechanisch über das glänzende Fell des Tieres.

„Du bist gar nicht wie ein Mensch", sagte Marie und bog sich fast ängstlich zurück. „Du bist ein Wesen, das auf der Grenze steht zwischen diesseits und jenseits. Anmutig und ruhig bist Du immer, aber ohne Thränen und ohne Lachen; kaum hast Du für etwas eine gleichgültige Aufmerksamkeit und doch bist Du gut — aber Du brauchst niemand und nichts. Du bist schön — aber Du scheinst es nicht zu wissen und es scheint Dir gleichgültig zu sein, ob Andere es sehen. Aber sage mir — hast Du nie etwas empfunden, was Dich aufwühlte, Dich erschütterte im Innersten? Hast Du — nie einen Mann geliebt?"

„Man nennt vieles Liebe, was ich nicht so nenne", antworte Regina ruhig. Ihre Stimme erfüllte das Zimmer wie der Ton einer hellen Glocke — so silbern und auch so kalt. — „Doch ja — auch auf meine Weise habe ich geliebt. Siehst Du, ich war nicht immer so ruhig wie jetzt. Eine Zeit lang war ich irre an mir selbst geworden und an allem Anderen; denn ich ja durchaus anders werden, und konnte es Das nahm mir den Frieden der Seele. sah ich nicht klar meinen Weg vor mir, noch der Schleier der Unbewußtheit über mir; ich wie der Träumer, der Bilder träumt, gute böse, schöne und häßliche und der nichts thun kann zum Kommen und Gehen dieser Bil[der]. Und in mir war eine riesengroße Sehnsucht Glück, die wuchs und wuchs. Und endlich glau[bte] ich auch, mein Glück gefunden zu haben. wollte mich verheiraten. Ich liebte ihn den Mann, dem man mich geben wollte. glaubte, er wäre einer von den Großen, gewordenen und würde mich hinaufführen Höhe seiner Erkenntnis. Und meine Liebe ihm war so groß und so rein, sie war wie Gebet in einer stillen Kirche und strebte weißen Flügeln hinauf.

„Aber dann wußte ich eines Tages, daß nicht so war, wie ich es mir gedacht hatte, seine Liebe anders war wie meine, daß sie der Erde hinkroch und sich niemals erheben würde — Er ahnte nichts von der Andacht meiner Liebe.

„Und da ward es mir, als könnte ich nich[t] mehr leben in dieser Welt, ich wachte auf au[s] meinen Träumen. Und da wußte ich, daß nicht dazu geschaffen war, das Weib irgend eine[s] Mannes zu werden. Und so kam ich her. — Alle, die meine Freunde waren, verstanden m[ich] nicht. Aber das schadet nichts. Hier fand ich Ruhe. — Hier ist auch viel Häßliches, aber es tri[tt] nicht an mich heran, es greift nicht an mein[e] Seele. Und ich weiß jetzt, daß das Ziel meines Lebens ist, meine Seele rein zu halten und immer reiner zu machen. Sie ruhig werden lassen, immer ruhiger, bis weder Leid noch Freude sie berührt. Das ist der Wunsch meiner Sehn-sucht."

Sie war aufgestanden und breitete weit die Arme aus. Ihre Augen leuchteten. Schweigend und fast scheu sah Marie sie an. Sie verstand sie nicht, aber ihr ward seltsam zu Mute, ich feierlich. Ihr war, als wehe es sie an wie ein Hauch aus einer anderen Welt, an deren Grenze sie stand, vor der sie aber noch schauernd zurück bebte. Regina schien vergessen zu haben, daß sie nicht allein war. — Langsam stand sie auf, ging auf das Fenster zu und zog die Vorhänge zurück. Die Flocken wirbelten draußen umher, schlugen an die Scheiben und blieben dort hängen — kalt und rein, wie ihr Herz. —

So wandeln drüben in jenem Lande lichte lten einher in klagloser, leidloser Ruhe, die t von keinem Wunsche bewegt.

Der Abend.

Still, langsam, gleichförmig vergehen die Tage nem Diakonissen-Hause.

Manchmal giebt es eine kleine Abwechslung: neue Schwester tritt ein, oder es stirbt nd, oder eine von den älteren Schwestern, schon jahrelang im Hause sind, wird einge- et. Das ist alles. Und wenn das vorbei geht alles wieder seinen ruhigen Gang weiter äußerlich.

Denn unter der ruhigen Außenseite toben oft irme, von denen niemand etwas weiß, die nand sieht. Heiße, leidenschaftliche Wünsche impft die Einzelne oft verzweifelt und muß die Schmerzen anderer denken, während sie st vergehen will vor Leid; Zwistigkeiten t es und Eifersüchteleien und ungeduldige tienten, die die schweren Pflichten noch mehr hweren.

Doch auch warme Freundschaft giebt es, hres Mitleid und nach vollbrachtem Tagewerk Bewußtsein erfüllter Pflicht. —

Aber wenn der Abend kommt, sehnt sich alles ßend nach Ruhe, sehnt sich darnach zu ver- ssen, was der Tag gebracht, in den wenigen tunden, die zu der Ruhe bestimmt sind; denn on früh läutet die Glocke zum Aufstehen.

Doch bevor die Einzelnen ihre Zellen auf- chen dürfen, geht es erst noch ganz leise ich — husch, durch die stillen Korridore an n wachenden Schwestern und den Kranken- mmern vorüber in den Betsaal.

Einige Zimmer sind geöffnet; das Nacht- mpchen brennt trübe und in den weißen Kissen s Bettes sieht man ein gelblich blasses Gesicht liegen.

Im Betsaal ist es schaurig zur Abendzeit. Ganz dunkel ist es darin und die Schritte hallen dumpf wieder, als ginge noch jemand mit. Eine Schwester zündet die beiden Armleuchter vor der kleinen Orgel an. Sie brennen ziemlich hell, aber noch lange nicht hell genug, um den ganzen großen Raum zu erhellen. Flüsternd nehmen die Schwestern auf den nächsten Bänken dicht vor der Orgel Platz. Sie sitzen da in einem angenehmen, gruseligen Halbdunkel und die Jüngsten sehen aus wie Kinder, denen man eine Gespenstergeschichte erzählt. Sie drängen sich zusammen und sprechen leise mit einander; manchmal lacht eine halblaut, oder spricht ein wenig lauter, aber sie verstummt sofort erschrocken, denn jedes laut gesprochene Wort klingt so seltsam schaurig wieder.

Dann kommt die Oberin und setzt sich an die Orgel. Sie ist eine kleine, alte Frau mit einem etwas strengen, aber nicht unfreundlichen Gesichte, das von einer weißen Tüllhaube umrahmt wird. —

Sie schlägt ein großes Buch auf und fängt an, das Abendgebet zu sprechen. Und all die dunkelgekleideten Mädchengestalten gleiten auf die Kniee nieder. Die Hände falten sich und die ernsten, größtenteils noch jungen Gesichter unter den unförmlichen Hauben sind tief geneigt. — —

Die Andacht ist zu Ende, die Schwestern erheben sich. Raschelnd bringen sie ihre Kleider wieder in Ordnung und rücken hin und her, bis sie sich zurechtgesetzt. Hier und da hustet eine. Die Oberin schlägt einige Accorde an und dann erklingt es feierlich in dem hohen, gewölbten Raume, das Echo wachrufend:

„Großer Gott, wir loben Dich!“

Die Kerzen verbrennen mit leisem Knistern. Zuweilen flackern sie auf und werfen seltsame Lichter auf den Fußboden und im Hintergrunde steht der Altar mit seiner weißen Decke, wie ein regungsloses, schweigsames Gespenst.

Wanderlied.

Das ist meine Lust, durch Wald und Au,
Über Bächlein und bunte Wiesen,
Durchs moos'ge Gestein, der Zwerglein Bau,
Auf die Höh'n, wo gehaust die Riesen.
Stets weiter hinauf den Waldeshang,
Da pfeifet die Amsel so lust'gen Sang.
Ihr Sorgen hinweg, die gedrückt mich lang:
Juchhei, willkommen Jung-Frühling!

Das Ränzel zur Seit', ein Reis am Hut
In die Weite hinausgezogen!
Umspielt von der Sonn' weichgoldner Flut
Und im Herzen ein sel'ges Wogen.
Denn lieblicher als der Lenz so lind
Zieht mit mir ein herzig Menschenkind.
Drum jubl' ich hinaus in den Maienwind:
Juchhei, willkommen Jung-Frühling!

E. Dieckhöfer.

Genius.

Ans Licht mit ihm, der eine Welt erschuf!" —
Erneuter Beifall. — „Jetzt muß er erscheinen!" —
Der Dichter folgt verschämt dem Volkesruf;
Er dankt, verneigt, verbeugt sich vor den Seinen.

„Wie linkisch!" meint ein Fräulein im Parterre.
„Der große Mann! Wie soll sich das vereinen?"
„Fürwahr," bestätigt neben ihr ein Herr,
„Man merkt es gleich: Tanzmeister hatt' er keinen." —

Just hört ein Eingeweihter sie und ihn.
Sein Lächeln stirbt. Ihm ist es mehr zum Weinen.
Voll heiligen Neides spricht er vor sich hin:
„Sie haben Recht; Tanzmeister hatt' er keinen."

Hans Rudorff.

Das Lied.

Als ich vor der Liebsten Fenster stand,
Sie gar hold zu mir herabgebogen,
Kam es leise durch die Luft geflogen,
Solch ein kleiner, leichtbeschwingter Fant.
's war ein Lied.

Wollt' es greifen; war so licht und bunt,
War so recht wie meine Seligkeiten,
Doch da neigte sich der Liebsten Mund,
Küssen mußte ich, und in die Weiten
Floh das Lied.

Heute war's, daß man mein Liebchen trug
Hin zum Rasen an der Kirchhofmauer.
Strich's heran mit wohlbekanntem Flug,
Her zu mir, und ich, in bitt'rer Trauer
Sang mein Lied.

Eugen Lirich.

Sommerabend.

Mit leisen, zitternden Fingern streicht
Sanft durch die Gipfel der Abendwind.
Er wiegt die Blättchen in tiefen Schlaf,
Wie eine Mutter ihr krankes Kind.

Die Wasserrosen auf glattem Teich
Sie nicken sich freundlich zu im Traum. —
Ein Vogel huscht durchs Binsengewirr
Mit suchender Hast, man hört ihn kaum. —

Die schlanken Wasserviolen umschwirrt
Ein bunter Falter mit mattem Schlag.
Ermüdet schließt er die Flügel und träumt
Von der Rose, die er geküßt am Tag. —

Du bebende Sehnsucht geh' nun zur Ruh
Und träume von Deinem Märchenland,
Das hier auf Erden Dein irrender Fuß
Vergebens suchte und niemals fand! . . . .

Edgar Reimerdes.

Stille Stunde.

Nun halte ein mit Deinen Küssen.
Auf Deinen Schoß will ich nun legen
Das müde Haupt und leise träumen.
Und nichts im Zimmer wird sich regen.

Du ahnest dann, daß keine Küsse
In diese Dämmerstunde taugen
Und schweigend trink ich Deine Seele
In Deinen abendstillen Augen.

Hans Winand.

Napoleon I. am Sarge Friedrichs des Großen.

(25. Oktober 1806.)

Ich bin am Ziel — man lasse mich allein!
An dieser Stätte will ich einsam weilen:
Hier ruht ein Geist, der meinem Geiste gleich.
Endlich ein Großer, den ich achten darf
In all der zwergenhaften Niedrigkeit,
Die diese lendenlahme Zeit gebar,
Endlich ein Mann voll Eigenheit und Kraft,
Unähnlich jenem schwachen Kleingewürm,
Das allzu leicht ein starker Fuß zertritt,
Der einz'ge, den ich fand — und der ist tot!

Es thut mir leid, daß ich zu spät gekommen:
Mit solchem Gegner hätt' ich gern gefochten;
Zehnfache Lust gewährte mir der Sieg,
Der ohne Müh' jetzt in den Schoß mir fällt,
Den schon mein Name zwingt an meine Fahnen.

— Was soll der eitle Wunsch? Ich kam zu spät!
Und sehen muß ich, wie mir alles glückt,
Wie meine kühnsten Pläne sich erfüllen,
Eh' ich noch rechte Kraft darauf verwendet.

h habe Unerhörtes wahr gemacht:
r dieser schlaffen, formelstarren Zeit,
füllt vom Dunsthauch stumpfer Herdenweisheit,
n diesem Schwulst von Gottesgnadentum,
lieg ich, der kleine Advokatensohn,
er Sproß der weltenfernen, fremden Insel,
mpor zum ersten Herrscherthron der Erde,
nd Kön'ge ehrt und Fürsten meine Gunst,
nd Kaiser buhlen um ein freundlich Wort.
ch seh' erhöht mich wie ein Märchenheld,
us wildem Chaos formt' ich eine Welt,
ch drückt' ihr meines Geistes Stempel auf,
nd ihre Bahnen weist mein einer Wille —
nd kann mich des Erreichten doch nicht freuen,
as mit zu leichter Mühe ich errang —
Mich ekelt meiner Siege Überzahl!
enn nirgends hab' ich Widerstand gefunden,
en nicht mein Hauch schon in Atome schlug.
nd Kraft kann nur an gleicher Kraft sich stählen:
icht freut der Sieg, wenn würd'ge Gegner fehlen!

Dich, großer Toter, den des Schicksals Fügung
Berief zum Throne, Deine Neigung nicht,
Dich hätt' ich gern als Gegner mir erlesen —
Und lieber noch wär' ich Dein Freund gewesen —

Das Werk, das Deines Geistes Kraft erschaffen,
Es liegt zerschlagen nun von meiner Hand;
Und als ein Sieger tret' ich an die Stelle,
Die als Dein Feind ich nie gesehen hätte.
— Bang zog zum Kampfe ich mit Deinen Enkeln:
Von Deinem Geist noch wähnt' ich sie beseelt,
Der meiner Siegeslaufbahn Einhalt thäte,
Und fand nur Morschheit unter eitlem Schimmer,
Die schon der erste Stoß zerbrach in Trümmer.

Jetzt weiß ich nichts mehr in Europens Landen,
Das meinen Adlerflug noch hemmen mag!
Des Schicksals Tücke kann mich niederwerfen —
Doch unter Menschen ist mein Meister nicht;
Das Volk der Zwerge wird mich nicht bezwingen,
Mit keinem Friedrich kreuz' ich je die Klingen!
Laß mich den Degen Dir vom Sarge nehmen,
Daß eine würd'ge Hand er wieder ziert.
Und raub' ich ihn auch einem Toten nur,
Mich däucht es Ehre — gönn' mir den Triumph.
— Nicht Dich schmäh' ich damit, die Zwerge nur,
Die gar so schlecht Dein hehres Erbe wahrten
Und nicht mehr würdig Deines Degens sind.
Sie sollen's bitter fühlen und verstehen:
Wenn Du noch lebtest, wär' dies nicht geschehen!

Schlaf wohl! — Zu ungewissen Zukunftshafen
Treibt weiter mich mein ungestümer Geist;
Noch dient nicht ganz Europa meinem Willen,
Und fern bin ich von meiner Wünsche Ziel,
Doch neu ermutigt strebe ich ihm zu.
Mir ist noch, denk' ich, manch Triumph beschieden,
Und manche Ehre winkt mir noch hienieden —
Doch keine höh're kann die Welt mir spenden,
Als sie Dein Degen heut in meinen Händen!

Richard Hennig.

Abendgang.

Die Sonne taucht
In rote Wälder,
Der Nachtwind haucht
Über die Felder —

Starrende Stoppeln
Unter den Füßen —
Meine Thränen
Fließen.

Kurt Münzer.

Berglied.

Frau Holle hat die Betten
Zuletzt geschüttelt heut;
Vertrauert in den Städten
Ist nun die Winterszeit.
Durch saftig grüne Felder
Das Bächlein glänzt im Lauf;
Der Fink fliegt durch die Wälder
Hinauf! die Berge hinauf!

Die Lerche hoch in Lüften,
Das Fischlein tief im Grund,
Der Adler in den Klüften
Sind alle mit im Bund.
Der Frühling dort, der junge,
Schleicht hin am Buchenknauf
Und eilt, mit weitem Sprunge,
Hinauf! die Berge hinauf!

Da mag, wer will, versauern!
Reicht mir den Wanderflaus;
Ich ziehe aus den Mauern
Und ihren Sorgen aus.
Vertraut die Höh'n mir winken,
Der Waldpfad thut sich auf,
Nun will ich Bergluft trinken,
Hinauf! Die Berge hinauf!

Hans M. Grüninger.

Die Ballade von dem Emu.

Sag', hast Du geseh'n an den Weiden dort steh'n, —
So reizend und ländlich dazu, —
Den Vogel apart von so komischer Art,
Den sie nennen Australiens Emu;
Hast Du
Je gesehen Australiens Emu?

Es klopft in der Rund' seinen Kopf auf dem Grund,
Hebt manchmal ihn hoch auch in Ruh';
Und es jauchzen die Frau'n, sobald sie es schau'n,
Welch süßes, welch schönes Emu!
O! Du
Beguck' mal das liebe Emu!

Und einstens zur Stell', als das Wetter war hell,
Kam Matilda Hortense Fortescue;
Und zur Seite ihr ging ein edler Jüngling, —
Augustus Florell Montague:
Die „zwou"
Liebten beide das fremde Emu!

Sie machten es satt mit zwei Broten, anstatt
Mit dem Fleisch von dem Helmkakadu,
Der ihm Speise einst war beim wilden Nachbar,
Dem entzückenden Känguruh,
Hörst Du,
Mit ihm spielt' das famose Emu!

Manch Säge, manch Bohr seine Gier sich erkor,
Wie die Rinde, die stammt aus Peru:
Nichts war ihm zu scharf, das der Vogel verwarf,
Denn das Gräßlichste sagte ihm zu,
Das Du
Nur giebst dem langbein'gen Emu!

Und der Zeit schwand viel bei dem unschuld'gen Spiel,
Da erschien einst Herr Montague:
„Wo 'st die Goldnadel hin, mein so prächtiger Gewinn
Beim Knobeln, ich steckt' ihn Dir zu,
Fortescue?"
Kein Wort sprach das schuld'ge Emu!

„Schnell, nenn' seinen Nam', der die Nadel bekam,
Eh' Dein Herzblut ich strömend verthu'!"
„Nein, Teurer", sie schrie, als sie sank in die Knie,
„Ich bin schuldlos wie das Emu!"
„Adiou!"
Rief er laut: „Miß M. H. Fortescue!"

Umsank sie vor Weh, ach, so weiß wie der Schnee,
Als er wild ihr entschwand im Nu:
Denn es ward ihm nicht klar, daß die Nadel war
Verschlungen vom holden Emu:
Siehst Du,
Aus Freßsucht von jenem Emu!

Nach dem Englischen des **Bret Harte** von **Max Kiesewetter.**

Hypochondrisches Frühlingslied.

Nun zwitschert es wieder,
Nun feilen sie Lieder
Und preisen den Lenz —
Die alte Geschichte
Vom neuen Lichte —
Ach ja! Man kennt's!

In endlosem Winter
Da kommt man dahinter,
Da lernt man und spürt
Die Launen der Sonne!
— Jetzt reimen sie „Wonne"
Und sind gerührt.

's ist immer dasselbe:
Das Grüne, das Gelbe,
Das Braun und das Weiß
Es folgt sich unfehlbar,
Es reiht sich unzählbar
Der Jahre Kreis.

In wenigen Wochen
Wird Hitze kochen,
Wie jedesmal;
Das Laub wird dann fallen,
Und in grünenden Hallen
Wird's wiederum kahl! —

Nur die Menschen sie bleiben
Beim alten Treiben
Zu jeglicher Zeit,
Sie schinden und trügen
Einander und lügen,
Ob's blüht oder schneit!

Ja! könnt' er sich senken
Den Menschen in's Denken,
Der Frühlingshauch,
Und könnt' sie erlösen
Vom Dummen und Bösen:
Dann pries' ich ihn auch!

Robert Haaß.

Verlassen.

Ich trete hinaus in die schweigende Nacht,
Da duften die Blüten so leise,
Da flüstern die Winde so sacht, so sacht
Die alte klagende Weise.

Ein Leuchten weht durch den Sternenraum,
Um zitternd dann zu zerfließen,
Als wär' es von meinem goldenen Traum
Das letzte, traurige Grüßen.

Alexander v. Bernus.

Aus Goethes Schreibtisch.

Der neue XXIII. Band des von Ludwig Geiger rausgegebenen Goethe-Jahrbuchs bringt wie alljährh neben zahlreichen Mitteilungen und Forschungen, die rnehmlich den Litterar-Historiker von Beruf interessieren, ich Mehreres, das weiteren Kreisen sehr willkommen sein uß, weil es wichtige und menschlich erwärmende Beiträge zur chtigen Kenntnis und Würdigung des großen Dichters und ines Kreises bietet. Von Beiträgen der ersteren Art seien oethes Briefwechsel mit Preller, die zahlreichen Miscellen, ie Einzelheiten aus Goethes Leben aufhellen, der geistvolle ufsatz von Max Morris über Mephistopheles (eine Fortihrung der im letzten Bande gegebenen Arbeit), kleine ssays über Schubart und Goethe, Goethe und die Lortzing . s. w. genannt; aus den Beiträgen zweiter Art hingegen i hier einiges mitgeteilt, um seiner selbst willen wie zu em Zwecke, dem Goethe-Jahrbuch, das mit Unrecht lediglich als Organ streng gelehrter Forschung gilt, unter unseren eiern neue Freunde zu werben.

Während Goethe seine Korrespondenz (wenigstens seit 797, wo das letzte große Autodafé stattfand) mit aller Sorgfalt in Aktenheften vereinigte, während die Konzepte er abgesendeten Briefe ebenso sorglich und sauber aufbewahrt wurden, barg er eine andere Gruppe von Briefen, olche, die ihm besonders teuer waren, in seinem Schreibtisch. Die Briefe dieser Art gingen nicht durch die Hauskanzlei, weil Goethe, wie Suphan sagt, „niemand Einblick in diesen traulichen Verkehr gestatten wollte,“ und wurden im Schreibtisch aufbewahrt, weil der Dichter gern „in Stunden stiller Einkehr und des Gedenkens vergangener Tage solche Zeugnisse dessen, was gewesen, vor sich hinlegte und sich in süßes Erinnern vertiefte.“

Eine Auswahl dieser Briefe ist es, die Karl Ruland, der Vorsteher des Goethe-National-Museums, im Jahrbuch mitteilt. „Bei der Sichtung von Goethes Arbeitszimmer“, berichtet er, „fand sich in der mittleren Lade des großen Schreibtisches ein verschließbares Portefeuille aus grünem Saffian, Briefe und verschiedene Geschenke enthaltend: Briefe von der Hand Carl Augusts, der Großherzogin Luise, der Großherzogin Maria Paulowna, des Königs Ludwig von Bayern, der Herzogin Friederike von Cumberland, des Grafen Reinhard, der Frau Antonie Brentano &c.; dabei einige Haarlocken (eine mit dem Namen Charlotte), ein zierlich bemaltes Briefmäppchen von der Hand der Frau Carlyle, eine Brieftasche in weißer Seide, mit den geschmackvollsten Stickereien, eine Ansicht des Heilingsfelsens bei Karlsbad und zwei Sträuße von Wald- und Feldblumen darstellend; die Geberin, die sich nicht nennt, hat Goethe in Karlsbad kennen gelernt und hofft, ihn im Frühjahr dort wieder zu sehen. Als dem Großherzog Carl Alexander von dem Funde Anzeige gemacht und die Frage angeregt wurde, ob diese Papiere nicht etwa an das Goethe-Archiv abzugeben wären, wünschte Seine Königliche Hoheit sie vor allem selbst zu prüfen.

Nach wenig Tagen brachte der Großherzog das Portefeuille zurück und legte es selbst an den alten Platz mit dem Befehl, es für immer dort aufzubewahren: „Es sind Briefe meiner Mutter, meiner Großeltern, anderer Freunde, die Goethe zusammen stets in seiner Nähe haben wollte, — ändern wir daran nichts.“ Das feine Empfinden des Großherzogs hatte auch hier das Richtige in Goetheschem Sinne getroffen; indem diese Briefe aber manchen und nur erfreulichen Einblick in die Beziehungen Goethes zu deren Schreibern geben, scheint es richtig, sie den Goethefreunden nicht vorzuenthalten.

Den Beginn mag ein überaus bezeichnendes Schreiben Carl Augusts an Goethe machen. Es giebt Nachricht von einer bisher völlig unbekannten Episode aus dem Leben des Dichters. Man weiß, wie sehr dem Großherzog das Gedeihen seiner Landesuniversität Jena am Herzen lag, und welche schweren Tage seit 1819 durch die Karlsbader Beschlüsse über die deutschen Hochschulen gekommen waren. Um gleichzeitig den Geist der Jenenser Universität vor jedem Eingriff zu wahren und sich andererseits vor etwaigen Reklamationen der reaktionären deutschen Großmächte, Preußen und Österreich, zu schützen, beschloß Carl August, Goethe zum Kurator der Universität zu ernennen. Wir werden diesen Wunsch ebenso begreiflich finden wie Goethes Abneigung, zu seinen sonstigen Lasten auch dieses schwere, peinliche und verantwortungsvolle Amt zu übernehmen und sich dadurch möglicherweise argen Konflikten zwischen seiner eigenen Überzeugung und den Anforderungen der Reaktion auszusetzen. Goethe, der am 28. September 1819 aus Karlsbad nach Jena zurückgekehrt war, verzeichnet in seinem Tagebuch am 10. und 11. Oktober Unterhandlungen mit dem Großherzog, als deren Gegenstand er vornehmlich die Glashäuser im botanischen Garten nennt. Verschwiegen ist, daß es sich dabei um weit Wichtigeres handelte, eben um den obenerwähnten Antrag. Am 19. Oktober verzeichnet er, daß er „Serenissimo Götzens Riß des neuen Glashauses“ übersendet habe; auch hier ist verschwiegen, daß er gleichzeitig den Antrag, über den er sich vermutlich aus formalen Gründen Bedenkzeit erbeten, abgelehnt habe. Auch heute noch kennen wir diesen Brief Goethes leider nicht, doch ergiebt sich der Inhalt aus der folgenden, nun aufgefundenen Antwort Carl Augusts an Goethe:

23. October 1819.

Es ist mir leyd, lieber Freund, daß der Wunsch Dich zum Curator der Universität zu ernennen, Dir einige unruhige Tage gemacht hat; daß Du recht haben magst die Stelle nicht anzunehmen, dagegen habe ich nichts einzuwenden, unvermeidlichen Verdruß wird sie gewiß demjenigen geben, der sie bekleiden wird, obgleich jetzt,

wo der Schreck so gewaltig in alle Universitäts-Männer gefahren ist, manches leichter gehen wird, als wie dieses vor einem halben Jahr möglich gewesen wäre. Wir müssen uns jetzt nach jemanden anderem umsehen; einige die im Vorschlag waren haben keinen Lusten dazu.

In Belvedere blühen jetzt Strelizia Reg. humilis und die Farsetia ist im aufbrechen, die Blüthen sind nicht sonderlich von einander verschieden.

Gegen Götzens Anschlag ist nichts einzuwenden, bey der Ausführung wird sichs ergeben ob nicht hie und da etwas erspart werden könnte; das Gebäude kann auch, da eine Abtheilung darin ist, in zwey Epochen errichtet werden. Da käme auf jede zwischen 3—400 Thaler; ganz ohne Vergrößerung des verschloßenen Locals kommen wir schwerlich durch. Lebe recht wohl

Carl August.

Wie man sieht, hat Goethe den Brief mit Recht der Aufbewahrung an so bevorzugter Stelle für würdig erachtet. Er ist ein schönes Dokument der innigen Freundschaft, die den Fürsten mit dem Dichter verband. Ein Souverän kann eine Ablehnung, die ihm verdrießlich genug sein mußte, kaum gleichmütiger hinnehmen, als es Carl August hier thut, und zum Beweise, daß alles zwischen ihnen beim alten geblieben sei, erzählt er unbefangen von den seltenen Pflanzen in Belvedere und beurteilt den Riß des neuen Glashauses.

Zu diesem und einem anderen Briefe von Carl August, der jedoch bereits bekannt ist, hat Goethe in jener Mappe 15 Briefe und Billets von der Hand der Großherzogin Luise gefügt, von welchen Ruland 9 mitteilt; „die anderen sind nur kurze Mitteilungen oder Aufträge; gleich ist in allen der ruhig vornehme Ton festbegründeten Vertrauens.“ Hier einige Proben.

Aus Wilhelmsthal schreibt die Großherzogin als Dank für ein Widmungs-Exemplar von Wilhelm Meisters Wanderjahre am 17. Juni 1821:

Es ist Ihnen, Herr Geheimerath, von jeher bekannt wie erfreulich mir jeder Beweiß Ihres Andenkens ist, und so werden Sie auch überzeugt seyn daß das Geschenk von Wilhelms wanderjahre mir sehr angenehm ist. Ich bin mit Lesung dieses Buches beschäftigt, und habe viele Freude an seinen seltsamen Ereignißen und ganzen Inhalt. Das kalte unbeständige Wetter ist in diesen Wäldern und Bergen recht unangenehm fühlbar, und es muß den ganzen Tag eingeheizt werden. Dabey, wie gewöhnlich, fehlt es nicht an mancherlei Besuchen.

Unsere Jugend läßt sich jedoch durch nichts stören, und treibt sich tüchtig herum.

Behalten Sie mich immer in gutem Andenken, und leben so wohl als ich es Ihnen wünsche.

LGhzS.

Zwei Jahre später schreibt ihm die Fürstin aus Weimar als Antwort auf den Bericht über seine Marienbader Reise:

Weimar d. 9. Aug. 1822.

Mit vieler Dankbarkeit und Intereße habe ich beide schriftl. Mittheilungen ihrer Reise erhalten, und dem Großherzog gesendet, dem sie auch große Freude verursacht haben. Es ist eine schöne Eigenthümlichkeit der Badeorte daß sie häufig Gelegenheit geben mit merkwürdigen Menschen zusammenzutreffen, die man außerdem nicht leicht kennen lernen würde. Daß Sie diesen Genuß hatten freut mich sehr, und ich hoffe, daß Sie die Güte haben werden, mündlich mir noch mancherlei darüber zu theilen. Mit des Oberzogs befinden will es leider nicht ganz gut gehen, hoffentlich wird aber der verlä[ngerte] Gebrauch der Bäder seine Gesundheit wieder herst[ellen], was in jeder Hinsicht recht wünschenswerth ist. Viel[leicht] wissen Sie schon daß Er den 18. hier eintreffen [wird]. Mein Sohn und Schwiegertochter die sich Ihnen [em]pfehlen, machen sich bereit uns bald wieder zu verl[assen], indem sie nach Verona zum Congres reisen wollen. [Die] Nachrichten Ihres Wohlbefindens freuen mich sehr; [und] mich recht angelegentlich ihrem freundschaftlichen Ande[nken] empfehlend, wünsche ich ihnen recht wohl zu leben.

LGhzS

Am 15. Juni 1828 hatte Goethe die Nachricht vo[m] Tode Carl Augusts erhalten, die ihn auf das schmerzlich[ste] traf. Am 28. Juni kondolierte er der nun verwitwe[ten] Fürstin. Sie erwiderte aus Wilhelmsthal am 4. Ju[li] 1828 wie folgt:

Was bleibt mir übrig über unsern unersetzlichen Verlust zu äußern, das Sie sich nicht schon unendliche Male gesagt und empfunden haben. Jemehr darüber nachgedacht wird desto empfindlicher und tiefer wird er in jeder Hinsicht unersetzliche empfunden, denn alles, alles erinnert uns daran! Das Gegenwärtige ist höchst traurig und die Zukunft nicht tröstlich. Was dem Menschen auferlegt ist, muß er, soweit seine Kräfte reichen, ertragen. Nun so gebe uns denn der Himmel Muth und Kraft dazu.

Es freut mich daß Sie Dornburg zu Ihrem Aufenthalt gewählt haben, denn der Anblick des schönen Thales ist wohlthuend.

Die ganze Zeit bin ich oft in Gedanken in Ihrer Nähe gewesen, konnte aber wegen häufiger Besuche nicht zum schreiben kommen.

Ihrem Andenken mich bestens empfehlend wünsche ich ihnen wohl zu leben.

LGhzS.

Auch zu der Gemahlin des Sohnes seines Freundes, des Großherzogs Karl Friedrich, der Großfürstin Maria Paulowna stand Goethe, wie längst bekannt war, und seither durch die Veröffentlichung des Goethe-Schiller-Archivs „Zum 24. Juni 1898. Goethe und Maria Paulowna“ näher belegt wurde, in schöner, beide Teile ehrender Beziehung; die genannte Schrift legt als Kommentar zu den dort mitgeteilten Briefen eingehend „das gemeinsame Wirken beider zum Besten des Landes“ dar, „dessen segensreiche Wirkungen sich über ein halbes Jahrhundert, bis in die Tage des heutigen Weimar erstrecken und welche lange in Zukunft fühlbar sein werden. Wir erkennen, wie die Großfürstin ihre reichen Mittel in fortlaufendem Einvernehmen mit Goethe und von ihm beraten, jederzeit zu Gunsten des Gemeinwohls zur Verfügung stellte und helfend eintrat, wenn die Ausführung des für nützlich Erkannten an pekuniären Schwierigkeiten zu scheitern drohte.“ Einige Briefe, die Ruland nun aus der Mappe mitteilt, erweisen neuerdings die Innigkeit der Beziehung. Hier als Probe ein Brief der Großfürstin aus St. Petersburg $\frac{\text{28. März}}{\text{9. April}}$ 1825:

Werthgeschätzter Herr Geheimer-Rat! — Sie werden sich hoffentlich nicht darüber wundern, wenn Sie nur heute eine Antwort auf Ihren mir so erfreulichen Brief vom 14. Februar erhalten und können zu gut meine hiesige Lage beurtheilen, um übersehen zu können daß

is der nöthigsten Elemente im Leben, die Zeit, mir nicht en im Überflusse beschieden wird. So glücklich ich hier ich bin, so fällt mir das Schreiben zuweilen so schwer, unmöglich, daß ich mich mit dem Gedanken tröste daß ejenigen die mich kennen, wohl nicht an meiner Beändigkeit zweifeln werden, auch alsdann nicht wann h schweige. Und so hoffe ich auf Sie, bester Herr Geheimerlat, und beschwöre alle guten Geister, Sie in dem utrauen, das ich verdiene zu stärken. Zuvörderst muß h ihnen danken für Ihre freundliche Erinnerung an einem Geburtstage die mir so außerordentlich willommen gewesen. An jenem Tage, wo ich so glücklich var, meinem Herzen so theuere Gegenstände zu erblicken, onnte ich keineswegs des fernern Bekannten vergeßen, vas undankbar gewesen wäre: auch liegt, wie Sie wissen, n meinem Charakter, daß ich gerne die Freude die ich genieße ausbreite und wenn auch nur im Geiste auf andre erstrecke. Daß ich hier die geliebten Meinigen mit Glück gesund sehe, daß ich gern bey ihnen bin, und auch die Catastrophe vom verwichenen November mit ihnen durchlebt, werden Sie begreifen: es war rührend anzusehen wie das Beispiel, welches von oben her gegeben wurde, mit Blitzesschnelle alles aufregte und zur Nachahmung begeisterte. Zu keiner lehrreicheren Zeit hätten meine Kinder hier seyn können! überhaupt glaube ich daß diese Reise für sie von guten Folgen sein wird: daß sie hier ihre Zeit nicht verlieren, werden sie selbst bei unsrer Rückkehr beurtheilen können.

Meine Mutter hat mit besonderem Wohlwollen Ihre Erinnerung vernommen: Sie läßt Sie in ihrem Namen grüßen und frägt oft nach Ihnen. General Klinger, Herr von Uwaroff und andere erkundigen sich fleißig nach Ihnen und sogar von einem Ihnen sonst unbekannten Greise habe ich den Auftrag erhalten Ihnen einiges von seiner Dichtung zu übersenden: hier liegt es bey, wie auch das Exemplar was für die Weimarische Bibliothek bestimmt ist. Mit vielem Bedauern haben wir das Unheil was über unserm Theater ergangen ist vernommen, und die Erinnerung an es ist zu den erfreulichsten zu rechnen: – es heißt Sie nehmen Antheil an der Schöpfung eines neuen, und so wird gewiß das Schöne wieder befördert. –

Über meinen Sohn haben Sie das Beste gesagt und vermeldet: Herrn Soret seine Ansichten bewähren sich gut und seine Sorgfalt ist zu rühmen. Besonders angenehm ist es mir wenn ich Sie mit dem Fortgange dieser Erziehung zufrieden sehe, da Sie sie so gut zu beurtheilen vermögen; über andere wichtige Einrichtungen in dieser Erziehung wird wohl Herr Soret nicht ermangeln sich mit Ihnen zu besprechen; unsern guten Meyer bitte ich Sie, von mir zu grüßen da ich nicht im stande bin an ihn zu schreiben. Eher als ich schließe, aber nachdem ich Ihnen alle Aufträge des Prinzen und unserer Kinder ausgerichtet habe, muß ich Sie ersuchen, beyfolgende Kleinigkeit hiesigem Gebrauch gemäß anzunehmen. Sie vertreten die Stelle eines Oster-Eys und gereichen zum ferneren Andenken an diejenige, die sich stets mit den Gesinnungen der wahrsten Hochachtung und Zutrauens nennt

Ihre ergebene

Maria.

Zur Erläuterung der äußeren Details dieses Schreibens, an dem das beste, der herzliche und gemütvolle Ton, freilich keiner Erklärung bedarf, sei mitgeteilt, daß die Großfürstin mit ihrem Gemahl, dem Erbprinzen von Sachsen-Weimar vom Oktober 1824 bis September 1825 in St. Petersburg verweilte; die Katastrophe war eine Sturmflut, die am 17. November 1824 über St. Petersburg hereingebrochen war. Die schönen, die edle Frau charakterisierenden Äußerungen, die sich daran knüpfen, sollen nicht erst hervorgehoben sein. Die Mutter der Großfürstin, Maria Feodorowna, die Gemahlin des Kaisers Paul, war eine geborene Prinzessin von Württemberg. Auch sie hatte Goethe persönlich kennen gelernt und bei ihrer Anwesenheit hat er in Weimar 1818 den bekannten Maskenzug gedichtet. General Klinger war Goethes Freund, Landsmann und Genosse aus Jugendtagen, Friedrich Maximilian Klinger, der „Sturm- und Drang-Klinger", der bekanntlich seit 1780 als Offizier in russischen Diensten stand. Der „Goethe sonst unbekannte Greis", dessen das Schreiben erwähnt, war Graf D. J. Chwostow, der Gedichte zu Ehren der Großfürstin geschrieben hatte. Das Weimarische Hoftheater war am 22. März 1825 abgebrannt. Soret war der Erzieher des Sohnes der Großfürstin, des nachmaligen Großherzogs Carl Alexander. Welches Geschenk die „Kleinigkeit" war, ließ sich nicht mehr feststellen.

Auch die Briefe König Ludwigs von Bayern sind von Goethe der Aufnahme in sein kleines Geheim-Archiv gewürdigt worden, und man wird dies, wie immer man sonst über den König denken mag, gerechtfertigt finden, wenn man diese seine Briefe an den Dichter liest. Sie geben dem Ausdruck, was an dem seltsamen Manne das beste war, seinem lauteren, glühenden Idealismus, seiner Vaterlandsliebe und seiner Verehrung für Goethe. Nachdem er schon früher dem Dichter den Abguß einer antiken Medusa übersendet hatte und dafür durch den Lustspiel-Dichter Franz von Elsholz, als dieser durch Weimar kam, ein Kästchen mit Geschenken des Dichters erhalten hatte, schrieb er an Goethe wie folgt:

Herr Staatsminister, es verlangt mich sehr Göthe'n persönlich kennen zu lernen, auf den mein Teutsches Vaterland mit vollstem Rechte so stolz ist, wenn auf eines Andern Verdienst man stolz seyn darf. Mit offenen Armen soll der Erhabene in München empfangen werden, wollte jedoch derselbe nicht in Bayerns Hauptstadt kommen so muß ich auf eine andere Weise Rath schaffen denn versagen kann ich mir die hohe Freude nicht, seine mündliche Bekanntschaft zu machen. Empfangen Sie meinen Dank für das mir durch Elsholz Ueberschickte, hat der Gegenstand schon vielen Werth nur an sich, wird derselbe durch seinen Geber mir noch sehr vermehrt. Ueberflüssig wäre's meine Gesinnungen gegen Sie zu wiederhohlen der ich meine Heimath preiße daß sie einen Göthe besitzt.

München 1 Februar 1826. Ludwig.

Zwei Jahre später sandte er seinen Hofmaler Stieler nach Weimar, um dort ein Bildnis Goethes anfertigen zu lassen. Das folgende Schreiben kündigt das Eintreffen des Künstlers an:

Herr Staatsminister, ein wohlgetroffenes Bildnis des Königs der Teutschen Dichter zu besitzen ist ein von mir lange gehegter Wunsch; darum, und darum allein schicke ich meinen Hofmaler Stieler nach Weimar. Kostbar für unser gemeinsames Vaterland sind Göthes Stunden, doch wird, ich darf es hoffen, demselben nicht gereuen einige zu Sitzungen gewidmet zu haben, denn

Stieler (wenn sich des Ausdrucks bedient werden darf) ist ein Seelenmaler zu nennen. Wie kurz! wie äußerst kurz nur! genoß ich Ihres lehrreichen Umgangs, aber Augenblicke mit Göthe zugebracht wiegen Tage, wiegen Monate auf. Die mit Ihnen verlebte Zeit ist keine Vergangenheit geworden, sie bleibt als ewig erfreuende Gegenwart. Einzig, unvergleichbar, erhaben über Alle ragt Göthe. Möchte derselbe noch lange unserm Teutschen Vaterlande zur Zierde zum Ruhme erhalten bleiben. Mit diesem lebhaften Wunsch nenne ich mich der Ihren Werth erkennende

München 16 May 1828. Ludwig.

Stieler verweilte in Weimar vom 25. Mai bis zum 6. Juli 1828. Des Lobes, das ihm sein Fürst spendet, hat er sich auch durch sein Porträt Goethes wert erwiesen, es gehört mit zu den besten Bildnissen des Dichters. Der Besuch des Königs in Weimar, dessen der Brief gedenkt, fällt in das Jahr zuvor. Am 27 August 1827 in Weimar eingetroffen, besuchte der König den Dichter am 28. August und hatte auch am folgenden Tage mit ihm eine längere Unterredung, bei der Carl August zugegen war.

Als König Ludwig im folgenden Jahre in Rom verweilte, gedachte er auch hier, und hier vornehmlich, des Dichters. „Das Vergnügen kann ich mir nicht versagen", beginnt sein Brief aus der ewigen Stadt vom 26. März 1829, „aus unserm Rom Ihnen zu schreiben, wo ich immer an Sie denke. An dem Hause komme ich täglich vorüber, in welchem Teutschlands Dichterkönig gewohnt hat" u. s. w. Der Brief schließt mit folgenden, höchst charakteristischen Worten:

. . . „kein zweytes Rom, kein zweyten Göthe wird es geben. Die vielen Ausgrabungen raubten malerische Ansichten, dennoch scheinen sie mir ein wichtiger Gewinn, die Phantasie kann sich das gewesene Rom richtiger vorstellen. Nach meinem ersten Aufenthalte, zwölf Jahre lang, sehnte ich mich, wie nach einer Geliebten, nach Roma, jetzo freue ich mich hierher zu kommen, wie es freut eine Freundin wieder zu sehen. Der Zauber ist verschwunden, einheimisch bin ich, genieße mit Ruhe. Von des Thrones Kette habe ich mich für einige Zeit befreyt, lebe als Privatmann glücklich. Künstler sind meine Tischgäste. Ich hoffe Sie werden die Copie Ihres sprechenden Bildnisses, welche ich für Sie bestimmt, empfangen haben. Mit den Ihnen bekannten Gesinnungen gegen Teutschlands größten Dichter bin ich, Herr Staatsminister, der Ihren Werth erkennende

Rom 26 März 1829. Ludwig.

Andere Briefe des Königs begleiten Geschenke an den Dichter oder danken für Briefe von ihm. Sie sind alle der gleichen innigsten Verehrung voll.

Eine Reihe von Briefen anderer Persönlichkeiten, die Goethe teuer waren, so der Herzogin Friederike von Cumberland, einer Schwester der Königin Luise von Preußen, der Frau Antonie Brentano, der bekannten Frankfurter Freundin des Dichters, seien hier nur eben erwähnt. Hingegen können wir es uns nicht versagen, hier zwei Schriftstücke neuesten Datums mitzuteilen, die nun gleichfalls in der grünen Saffianmappe in Goethes Schreibtisch ruhen und diesen Platz vollauf verdienen.

Sie rühren von dem kürzlich dahingeschiedenen greisen Großherzog Carl Alexander her, der ja Goethe noch persönlich gekannt hatte und anläßlich des 150. Geburtstages des Dichters 1899 den Wunsch einiger Verehrer Goethes erfüllt hatte, seine Erinnerungen aufzuzeichnen. Diese Aufzeichnung diktierte der greise Fürst auf der Reise Anfang August 1899. Sie lautet:

„Am 28. August d. J. sind 150 Jahre verflossen seit Goethes Geburt. Ich will gern an diesen Gedenktag diejenigen Erinnerungen anknüpfen, die ich von jenem größten unserer deutschen Dichter habe und die für mich so theuere Bilder der Vergangenheit sind.

Sie sind nur Erinnerungen wie ein Kind sie bieten kann, denn ich war noch ein Knabe, als Goethe starb. Sein ältester Enkel, Walter von Goethe, war mein liebster Spielgefährte, ihn sah ich am meisten, und der Verkehr mit ihm und seinem Bruder vermittelte von Zeit zu Zeit meine Begegnung mit ihrem Großvater, dem Staatsminister und Geheimrath von Goethe.

So sehe ich ihn noch deutlich vor mir, als er mit meinem Erzieher, Herrn Soret, in dem Zimmer am rechtstehend sprach, wo die aldobrandinische Hochzeit hing, während ich mit seinen Enkeln an einem Tisch in dem Urbino-Zimmer daneben spielte. Ein anderes Mal sah ich Goethe in den Gemächern meiner Mutter in dem Cedernzimmer, neben der großen Vase von violettem Jaspis stehen, die sich damals vor dem mittelsten Fenster dieses Raumes befand.

Es war das erste Mal, glaube ich, daß mir sein Anblick einen tiefen Eindruck machte. Er war aber auch dazu angethan, um in der Erinnerung aller derer zu bleiben die ihn gesehen haben. Etwas über Mittelgröße schien er größer als er war, weil er sich sehr gerade hielt. Seine Bewegungen waren gemessen, seine Haltung sehr vornehm, aber nicht steif, die Züge bis in's hohe Alter sehr edel, der Mund sehr schön geschnitten, die Augen merkwürdig groß, die Pupillen braun. Sie schienen Blitze zu strahlen, wenn er sprach, nie habe ich bei einem menschlichen Wesen, welchen Geschlechtes es auch war, solche Augen wieder gesehen. Sein Organ war sehr angenehm. So sehe ich ihn noch, so glaube ich ihn noch zu hören, jene Vase bewundernd, im schwarzen Frack, den Stern des Falkenordens auf der Brust, was ihm sehr gut stand.

Meine Kindheitserinnerungen führen mich ein anderes mal, ich glaube in Begleitung meiner Frau Mutter oder meiner Frau Großmutter, in's Empfangszimmer des Goethe'schen Hauses. Ich spielte mit den Enkeln und da alle Zimmer offen waren, so trieben unsere Spiele uns bis in's Alkovenzimmer, wo an diesem Tag eine Menge Bilder an den Wänden angelehnt waren, unter anderen ein Bildniß der heiligen Elisabeth, das jetzt im Urbinozimmer hängt. Daß wir jenen Raum in die Arena unserer Spiele zogen, schien Goethe zu incommodiren, denn er eilte von Zeit zu Zeit in den Raum, um nachzusehen, daß wir die vorhandenen Schätze nicht berührten. Einer späteren Zeit gehört ein Besuch an, den ich mit meinen Schwestern im Goethe'schen Hause machte. Es war die Zeit, wo in England jene Bücher Mode waren, die den Titel Keepsake trugen und vortreffliche Stahlstiche brachten. Einer derselben, eine Landschaft vorstellend, wurde von meiner jüngsten Schwester, der Kaiserin, sehr bewundert, und Goethe bemerkte, daß man in dieser Landschaft spazieren gehen könne. In jener Zeit mag es gewesen sein, daß mein Erzieher Soret

ich eines Tages zu Goethe führte, der uns in seinem Arbeitszimmer empfing. Sehr gleichmäßig freundlich und gütig war Goethe unausgesetzt für mich; er bewies es auch heute, indem er aus dem neben dem Ofen stehenden Schreibtisch zwei Bücher herausholte, die er mir zeigte, das eine in ein indisches Tuch eingeschlagen. Es war „Sardanapal", den Goethe kurz vorher von seinem Verfasser, Lord Byron, erhalten haben mochte und der die demüthigstolze Widmung enthält:

„To his liege-lord".

Das andere Buch war das Manuscript zu Götz von Berlichingen. Soret machte mich darauf aufmerksam, daß es keine Correctur enthalte, so umfangreich es auch sei.

Einen anderen Besuch machte ich mit Soret an Goethe in seinem Gartenhause im Park. Er empfing uns in den Räumen des Erdgeschosses. Er sagte mir damals, daß im Park zu Weimar Bäume seien, an denen ein Maler sein Meisterstück machen könne.

Nach dem Tode meines Großvaters, des Großherzogs Carl August, verbrachte Goethe einen Sommer in Dornburg. Dort habe ich ihn abermals mit Soret besucht und bei ihm zu Mittag gespeist in dem Eckzimmer seiner Wohnung, die auf der Rückseite des sogenannten Stohmann'schen Schlosses, nach dem Garten zu, liegt. Ich erinnere mich, daß auf dem Eßtisch in der Mitte als Tischschmuck die jetzt im National-Museum befindliche Nachbildung des großen Goldklumpens stand, der in Sibiren gefunden worden war. Wer ihn Goethe geschenkt hat, weiß ich nicht. Am Ende seines Aufenthaltes in Dornburg besuchte mich Goethe in Jena und aß bei mir zu Mittag in dem oberen Saale des meiner Frau Mutter gehörenden Hauses in dem Prinzessinnengarten, wo ich damals wohnte. Bei dieser Gelegenheit zeigte ich ihm ein Buch und er fragte mich sogleich in echt Frankfurter Sprechweise: Sind auch „Bildercher" darin? Herr Soret zeigte ihm ein gemaltes Bildniß eines seiner Vettern, eines gewissen Termin.

Das Bild war gut gemalt und ähnlich, gefiel aber Goethe nicht sonderlich, weil die Augen Brillen trugen. Das aber war ihm unangenehm, weil es nach seiner Ansicht den Blick verdeckte. Dies sind meine Erinnerungen an Goethe. Untrennbar von ihm ist und bleibt die Verehrung, die von meiner frühesten Kindheit an an die Erinnerung an ihn sich heftet. Sie wurde genährt durch alle, mit denen ich in Berührung kam, besonders durch meine Mutter, die ihn auf's höchste schätzte.

Ich war bei ihr in jenem Cedern-Zimmer, als ihr die Nachricht von dem Hinscheiden Goethe's überbracht wurde. Sie brach in Thränen aus. Noch sehe ich sie in diesem Anblick. Soret brachte mich kurz darauf in das Sterbezimmer Goethe's. Er lag in seinem Bett, unverändert in seiner Schönheit, wie er unverändert bleibt und bleiben wird in dem Reiche der Bildung."

Daran fügte der Großherzog in Scheveningen am 29. August 1899 noch folgende Nachschrift:

Nachdem das Herannahen des 150ten Geburtstages Goethe's mich veranlaßte, meine Erinnerungen meiner persönlichen Beziehungen zu Goethe aufzuzeichnen, veranlaßte mich das gestrige Datum — der 28. August — mit den Eindrücken das Gleiche zu thun die ich in meiner Kindheit und ersten Jugendzeit von Goethe's Thätigkeit und seinem Einfluße auf das Leben, dessen ich mir bewußt wurde, erhielt.

Wie die Sonne alles durchdringt was entsteht, lebt, wirkt, wie auf sie das Meiste sich bezieht, nach ihr das Meiste strebt, das da wirkt, wie jedes lebende, wirkende Element ihrer immer bedarf — so schildert sich am Wahrsten, also am Richtigsten, die Stellung, die Goethe — in dem Weimarer Lande einnahm. Er war der Mittelpunkt des geistigen Lebens. Sein Einfluß ließ sich überall fühlen wie die wohlthuenden Strahlen des leuchtenden Elementes — der Sonne. Wenn je seine ganze Thätigkeit ganz bekannt werden wird, wird sich dies klar und bestimmt beweisen. Der hohe und freie Geist Carl Augusts, meines Großvaters, hatte den Geist Goethe's nach Kenntnißnahme des Götz von Berlichingen und des Werther in früher Jugend geahnet. Gottes Fügung war es weiter, daß der Erstere den Verfaßer kennen zu lernen wünschte, daß sie sich beide zusagten, als sie auf des Ersteren Reise nach Karlsruhe und Paris sich trafen, daß sie sich gar bald in Freundschaft verbanden und bald auch aus dieser Freundschaft ein Vertrauen, ein gegenseitiges, sich entwickelte, das nie eine Unterbrechung, nie einen Wechsel in dem mehr als einem halben Jahrhundert erlitt, das dieses Verhältniß dauerte. Dies erklärt die große Ausdehnung, die frühzeitig schon die Thätigkeit Goethes nahm, erklärt im besondern seinen Einfluß auf alles, das Größte wie das Kleinste. Das Vertrauen Carl August's rief Goethen, den erst einige zwanzig Jahre zählenden, zum Erstaunen der Welt, ja Erschrecken der Minister, in das Ministerium. In dieser Stellung scheute Goethe nicht vor ihm selbst heterogenster Thätigkeit z. B. derjenigen der Militaircommission, die ihn nicht abhielt, in aller Freiheit seiner geistigen Freiheit treu zu bleiben. Knebel erzählt er habe ihn, als er ihn in Buttstedt besuchte, an einem Tisch sitzend gefunden, vor welchem die ausgehobenen Rekruten standen während das angefangene Manuscript der Iphigenia aufgeschlagen, auf diesem Tische lag. Das finanzielle Interesse des Landes ließ Goethe die Leitung des Ilmenauer Bergbaues in die Hand nehmen; sein Hang die Natur zu beobachten und zu erforschen, begleitet von gleicher Neigung Carl August's, ließen den weimarischen Park entstehen; der Wiederaufbau des abgebrannten weimarischen Schloßes fand in Goethe den kunstsinnigen Leiter; endlich die Universität Jena an ihm den erleuchtetsten unermüdetsten Lenker und Förderer. Die Bühne wurde zur Arena seines nur Wahrheit und Schönheit athmenden Geistes. Die sich steigernde Bedeutung der politischen Ereigniße wie die Entwickelung der inneren Interessen des Hauses wie des Landes riefen Goethe durch das Vertrauen Carl Augusts an die verschiedenartigsten Einzelheiten heran. So erscheint Goethe als Geheimsecretair in den Angelegenheiten des Grafen von Görz, des Präsidenten von Kalb, des Fürstenbundes, des Prinzen Constantin, dabei selbst leitend wie ausführend. Letztere Angelegenheit ist ein Theil seines wohlthuend wirkenden Einflußes auf die innersten Angelegenheiten des Lebens Carl Augusts. Ich erinnere mich mehr als ein mal von meiner Frau Mutter mir erzählt gehört zu haben: daß als Goethe eines Tages, bei Hof, an einer Gruppe von Personen vorbei gegangen sei, Wieland sich zu diesen gewandt und gesagt habe: „Ihr wißt nicht was wir diesem Mann zu

verdanken haben, denn er ist derjenige gewesen der unsere Herrschaften wieder zusammengebracht hat". Dieser wohlthuende Einfluß Goethe's auf das regierende Haus fand denn auch zu allen Zeiten und bei allen Gliedern desselben das treuste Echo in dem dankbaren Vertrauen das sie ihm entgegenbrachten. Die Briefe der Herzogin Anna Amalia, die des Großherzogs Carl August, der Herzogin Luise, der Prinzessin Caroline, der Großfürstin, meiner Mutter, der Kaiserin, meiner Schwester, sind davon Zeugen. Die Aufzeichnungen Sorets, meines Erziehers, Eckermann's, meines Lehrers nicht zu vergeßen. Alle bezeugen die Einwirkung Goethe's in das Leben und Werden von uns Allen. Und was seit Goethe's Emporsteigen zu neuer Thätigkeit, in dem Lande und Hause Weimar entstanden ist und wirkt, erzählt besser wie Worte, daß Gott den Geist Goethes fortleben läßt im Großen wie im Kleinen, den Geist der Wahrheit und Schönheit. Der Allmächtige wolle es so bleiben laßen.

Carl Alexander.

Die Worte des greisen, nun dahingeschiedenen Fürsten scheinen uns in mehr als einer Hinsicht bedeutungsvoll und der weitesten Verbreitung würdig. Erstlich schon deshalb, weil sie ein gerechteres Urteil über ihn ermöglichen, als man es gemeiniglich über ihn fällen hört. Noch mehr aber, weil die schlichten und zugleich so innigen, dabei aber all durch Thatsachen belegten Ausführungen des Fürsten die Bedeutung Goethes für Weimar klarer, bündiger, ... barer zusammen fassen, als dies vielleicht je vorher aus anderem Munde geschehen ist. Am wichtigsten und zugleich am rührendsten aber erscheinen uns die Aufzeichnungen Carl Alexanders als Document der Denk- und Empfindungsweise aus der geistig größten Zeit, die bisher unserem deutschen Volke beschieden war. Wie hat dieser ... Mann bis zum letzten Hauch die Tradition einer herrlichen Zeit gewahrt, die auch wir nie ganz vergessen dürfen, wenn wir nicht mitten in Glanz und Macht an jenen Gütern ärmer werden wollen, die doch eigentlich unser bester Besitz sind!

Litterarische Notizen.

— Im Vorübergehen ... Neue Gedichte und Skizzen von Georg Epstein. Berlin. Verlag von Horn und Raasch. 1901. — Dem Büchlein ist ein Verzeichnis der fünf bisher erschienenen Werke des Dichters (eine Novellensammlung, ein Roman in Versen, eine Sammlung Gedichte und Skizzen, eine Studie zur Geschichte der Philosophie und eine solche zur deutschen Litteraturgeschichte) vorgedruckt und im Anhang finden wir über diese Werke eine Reihe begeisterter Rezensionen aus der „Schlesischen Schulzeitung", dem „Breslauer General-Anzeiger", der „Rostocker Zeitung" u. s. w. mitgeteilt. Ohne diese Zuthaten vorn und hinten wären wir der Meinung gewesen, daß es sich um das Erstlingswerk eines Jünglings handele, der sehr viel neueste Lyrik gelesen und seinen eigenen Ton noch nicht gefunden habe, dem aber eben seiner Jugend wegen kein allzu hartes Wort auf den Weg gegeben werden dürfe. Allzu hart soll unser Urteil auch jetzt nicht lauten, aber aussprechen müssen wir, daß wir anderer Meinung sind, als die „Schlesische Schulzeitung", die „Rostocker Zeitung" und der „Breslauer General-Anzeiger", dessen Rezensent Epsteins Dichtungen von „Heine'schem Geiste durchweht" nennt und allen „Freunden formvollendeter Lyrik und Poetik" (!) empfiehlt. Wir finden in diesen Aphorismen, Skizzen und Gedichten eine Blütenlese aller Unarten der allerneuesten Litteraturmoden, sehr viel Unreife und nur leider Talent nicht. Eine Skizze können wir ja zum Beweis nicht hierher setzen, wohl aber seien aus den Aphorismen und den Gedichten je zwei Proben mitgeteilt, die mit zu dem Kürzesten, aber auch noch zu dem relativ Besten im Buche gehören. „Wo die Not auszieht, läßt sie das Thor meistens für die Verzweiflung offen." Was zu deutsch nur bedeutet, daß der Mensch, dessen Haus die Not verläßt, der Verzweiflung zur Beute fällt. Das kann Herr Epstein aber doch wohl nicht gut gemeint haben — was jedoch sonst?! Im Grunde auf denselben Mangel lenkt das nachfolgende Gedicht „Ein Traum":

Heut' bin ich des Nachts emporgeschreckt,
Mich hatte ein schwerer Traum geweckt.

Du standest weinend vor meiner Thür
und flehtest leise: o, helfe mir!
Und sprachst ganz leise: wie suchte ich Dich!
Meine Mutter ist tot, und ich fürchte mich...

Der Imperativ von „helfen" heißt nicht „helfe", sondern „hilf"! — daran ist nicht zu rütteln. Mit anderen Worten, beide Proben weisen auf denselben Mangel hin: Die ungenügende Beherrschung der Sprache. Die beiden andern, die wir auswählen, wieder je ein Aphorismus und ein Gedicht, lenken uns auf eine andere Schwäche hin: den Mangel an Originalität: „Das Gewicht des Körpers ist stärker als die Flügel der Seele, daher kommt es, daß Viele im Staube wandeln, dieweil ihr Sinnen zu den Sternen geht." Das ist ja richtig, aber eben so unheimlich bar richtig, daß es schon jeder Mensch gedacht hat und Unzählige ausgesprochen haben. Ähnlich steht es um das folgende Gedicht: „Heimgekehrt":

Und als ich wieder in die Heimat kam,
warst Du schon fort. Warst längst sein Weib.
Das traute Haus, dadrinnen Du gewohnt,
ein andres schien's, ein fremdes mir zu sein.

Wohl standen Blumentöpfe an den Fenstern
und zwischen ihnen grüßte mich ein blonder Mädchenkopf.
Die Blumen waren's nicht, die Du so treu gepflegt.
S'war nicht Dein Haupt, das mir so heilig war.

Ein altes Mütterchen saß an der Kellerthür.
Wie ich so stand, trat fragend sie zu mir:
„Sie suchen wen? Die vom Parterre wohl?
Ach, junger Herr, die sind schon lange fort!

Wir wohnen selber kurze Zeit erst hier,
doch sprach die Nachbarin erst jüngst davon;
die einz'ge Tochter trug gar jung den Myrthenkranz.
Sie war so blaß, als sie zur Kirche fuhr."

Die Situation an sich ist ja gewiß poetischer Behandlung würdig, aber wie oft ist ihr diese auch schon zu Teil geworden, und wie viel schöner und gelungener sind die Vorläufer! Und darum können wir nur schließen: wir sind gleich dem Lessing des „Breslauer General-Anzeiger", den Herr Epstein des Citierens würdig hält, „Freunde formvollendeter Lyrik und Poetik", aber an diesem Buche haben wir eben darum keine Freude haben können.

K. B.

Neue Bücher.

Nachstehend verzeichnete Bücher sind der Redaktion zur Rezension zugekommen:

Dolorosa. Confirmo te chrysmate. Berlin. M. Lilienthal. 1902.

Greyerz, Dr. Otto v. Albrecht Haller als Dichter. Öffentlicher Vortrag, gehalten in Bern zu Gunsten des zu errichtenden Haller-Denkmals. Bern. Eugen Sutermeister. Dresden. Hans Schultze. 1902.

Redigiert unter Verantwortlichkeit des Herausgebers Karl Emil Franzos in Berlin. — Nachdruck auch im Einzelnen ist untersagt und wird strafgerichtlich verfolgt. Verlag der Concordia Deutsche Verlags-Anstalt in Berlin. — Druck von Kißling & Krüger, Berlin N.

Das Alter.

„Nun kommt's heran! Die Sommerfarben bleichen . . .“

(Auf einer Postkarte an Robert Haaß.)

Nun kommt's heran! Die Sommerfarben bleichen,
Zu kargem Abhub ward ihr Überfluß,
Nicht mehr erwärmt vom matten Sonnenkuß;
Am Himmel mehren sich die dunkeln Zeichen,

Und Wolken drängen auf, die nicht mehr weichen,
Es naht, was unabwendbar kommen muß:
Der Herbst verkündet winterlichen Schluß,
Das weiße Bahrtuch über stummen Leichen.

Nicht ist es Krankheit mehr, um zu gesunden,
Die schwere Sense harrt, geschärft zum Schnitte,
Des Glockenschlages harr'n die bösen Stunden.

Sie nah'n heran mit geisterhaftem Schritte,
Ihr Opfer wartet, wehrlos festgebunden —
— Ein bißchen Frist noch ist's, um was ich bitte.

Wilhelm Jensen.

„Nein, nein! Nun kommt erst recht die gold'ne Zeit . . .“

(Antwort an Wilhelm Jensen.)

Nein, nein! Nun kommt erst recht die gold'ne Zeit,
Kein „Abhub“ nur verdorrter Sommerfreuden —
Nein, eine Zeit voll reifer Herrlichkeit,
Voll Klarheit und voll tieferem Bedeuten!

Mein feierlicher Herbst, sei mir gegrüßt,
Und sende Deiner Sonne hellste Strahlen
Dem Freund, der seine Sommerlust gebüßt
Und schon sich plagt mit bangen Winterqualen.

Zeig' ihm Dein Antlitz! Ach, er kennt's ja gut!
Nur jetzt, am Regentag, will er's verkennen —
Doch sieht er's wieder, wird ihm so zu Mut,
Als müßt' er in die braunen Wälder rennen.

Denn nur das Kleine ist verwelkt, verweht —
Der Falter und die bunte Blüte starben,
Doch eine hohe, herbe Schönheit geht
Durchs weite Land in wunderbaren Farben.

Der alten Erde liebes Angesicht
So ausdrucksvoll als wie in diesen Tagen
War es im Frühling und im Sommer nicht,
Und Berg und Wald hat uns viel mehr zu sagen.

Wie liegt sie da, nach all dem Überschwang,
Die müde Welt, von klarer Luft umronnen,
Als hätte die Natur in tiefer'm Drang
Beschaulich still sich auf sich selbst besonnen!

Nun feiert sie, die große Künstlerin, —
Ein weihevolles Ruh'n, ein sinnend Träumen —
Und wie ein Lächeln fliegt darüber hin
Der Sonnengoldhauch an den Waldessäumen.

So wird auch Dir des Lebens reicher Rest
Aufgeh'n in's Große! Deine Kunst erwähle
Den Höhenpfad! Doch treulich halte fest
Des Herbstes S o n n e n s c h e i n in Deiner Seele!

Und dann —, laß ruhig Du den Winter nah'n,
Den friedevollen ernsten Schluß des Jahres, —
— Und weihnachtlich blickt Dich Dein Leben an:
„Voll Arbeit, aber schön und köstlich war es!“

Robert Haaß.

Aus dem Diakonissen-Hause.

Von Ludmilla von Rehren.

Der verzauberte Garten.

„— — Und so wünsche ich denn, Schwester Jakoba, daß Sie noch recht, recht viele Jahre uns erhalten bleiben: Ihren jüngeren Mitschwestern ein Vorbild, den Kranken ein Trost und unserer Anstalt eine Schwester, wie wir sie selten gehabt haben. Das möge Gott Ihnen gnädig gewähren. — Und hiermit wollen wir die Gläser erheben und auf das Wohl unserer lieben Schwester Jakoba anstoßen!"

Damit schloß Pastor Brenner seine Rede, die mehrfach von gerührtem Schluchzen unterbrochen worden war. Er hatte aber auch zu schön gesprochen. Wie er die Worte zu wählen verstand und wie seine Stimme zum Herzen drang!

Alles war aufgestanden und drängte sich an Jakoba heran, um mit ihr anzustoßen. Und sie stand in der Mitte der anderen, ruhig wie immer, die Wangen nur vielleicht ein wenig mehr gerötet als gewöhnlich, und dankte für jedes freundliche Wort und jeden Händedruck mit einem matten Lächeln. Auf ihrer Brust funkelte das große, goldene Kreuz an schwerer, goldener Kette, das ihr die Oberin heute Morgen um den Hals gehängt hatte. Bis jetzt hatte sie wie die anderen eingesegneten Schwestern ein silbernes getragen, aber von heute an — — heute waren es genau 25 Jahre, seit Jakoba in den Verband der Marienschwestern eingetreten war.

Fünfundzwanzig Jahre — reich an Arbeit, an Entbehrungen und rastloser Pflichttreue.

Denn das mußte jeder von ihr sagen — pflichttreu war sie immer gewesen, immer.

Ihr Ehrentag war darum auch sehr festlich begangen worden. Zuerst hatte eine Feier im Betsaale stattgefunden, dann kam der Aufbau der reichen Geschenke, die für Schwester Jakoba von allen Seiten eingegangen waren: von Kranken, die sie gepflegt, von Gönnern und Freunden der Anstalt, von den Schwestern — fast von allen, die sie überhaupt kannten. Und zum Abend gab es eine Festtafel. — Schwester Jakoba saß neben der Oberin; dann folgten in langer Reihe eine Menge vornehmer Damen, die die Anstalt unterstützten, zwischen ihnen die Ärzte und Pastoren und weiter unten gruppierten sich bescheiden die Schwestern.

Viele Reden waren gehalten worden, alles Lobreden auf Jakoba. Und die Gefeierte saß da merkwürdig still und apathisch und strich sich nur manchmal nervös über den schwarzen, glatten Scheitel, durch den sich schon viele weiße Fäden zogen. Sie hatte sich so gefreut auf diesen Tag, noch heute Morgen war sie mit einem stolzen und beglückten Gefühle aufgestanden, aber jetzt war ihr so merkwürdig beklommen zu Mute und gar keine rechte Freudigkeit wollte mehr in ihr aufkommen. Was war das nur? Bis zum Gottesdienste noch hatte sie dieses stolze Gefühl, dieses Gefühl der Genugthuung und des Zufriedenseins mit sich selbst in sich herumgetragen und dann, — ganz plötzlich war es von ihr gewichen. Ein paar Worte nur waren es, die ihr seltsam schwer und beunruhigend aufs Herz gefallen waren, die einzigen, die sie deutlich gehört hatte aus der ganzen langen Rede am Morgen, während der sie dagesessen und nur daran gedacht hatte, daß sie es jetzt erreicht hätte, die bevorzugteste unter ihren Mitschwestern zu sein — nur die Worte: „Und hätte der Liebe nicht . . . ."

Diese Worte ließen sie nicht mehr los und am liebsten hätte sie in ihrem Zimmer gesessen und darüber nachgedacht. — Alles, was gesprochen wurde, summte an ihrem Ohre vorüber, ehe sie es noch recht begriffen hatte; sie mußte fortwährend anstoßen und der ungewohnte Wein stieg ihr heiß und lästig zu Kopfe. —

Endlich wurde die Tafel aufgehoben. Man stand eine Weile noch hier und da zusammen.

Oberin setzte sich noch einmal ans Harmonium d die Schwestern sangen:

„So nimm denn meine Hände
Und führe mich
Bis an mein selig Ende
Und ewiglich.
Ich mag allein nicht gehen,
Nicht einen Schritt —
Wo du wirst geh'n und stehen,
Da nimm mich mit. —"

Bald darauf nahmen die Gäste Abschied; denn war schon ziemlich spät geworden und die chwestern mußten zeitig zur Ruhe gehen, um icht am anderen Morgen zu sehr ermüdet zu ein für ihr schweres Tagewerk.

Noch einmal drängte sich alles um Jakoba. Und dann endlich — als all die Umarmungen und Küsse vorüber waren, als die Thür sich hinter dem letzten Gaste geschlossen hatte und sie elbst dankend der Frau Oberin die Hand geküßt hatte, konnte Jakoba nach unten gehen in ihr Zimmer. —

Es war schwül darin. Das Fenster war den ganzen Tag hindurch nicht geöffnet worden; sie war ja überhaupt nicht darin gewesen. Wie sie alles am Morgen gelassen hatte, so war es geblieben. Auf dem Tische lag noch ihre Alltagshaube, die sie in der Eile nicht hatte beiseite legen können, und dort auf der Erde der Kamm, den sie aus der Hand hatte fallen lassen, als sie rasch aus dem Zimmer gehen mußte. Sie war sonst so peinlich ordentlich, aber heute hatte sie sich doch ein wenig gehen lassen — nur heute; morgen mußte alles wieder seinen gewohnten Weg gehen. Mechanisch bückte sie sich und nahm den Kamm auf. Dann ging sie zum Fenster, öffnete es weit und lehnte sich hinaus. —

Ihr Zimmer ging auf den großen Garten hinaus, der zum Diakonissen-Hause gehörte. Sie war darum öfter beneidet worden, aber sie nahm das ruhig hin; es war selbstverständlich, daß sie immer das angenehmste und beste bekam, sie verdiente es ja auch.

Die Juninacht war lind und warm. Der Mond stand als blaße Sichel am Himmel und der ganze Garten lag in seinem matten, weißen Lichte. Die Wege sahen aus wie breite, helle Bänder, und die Bäume und Büsche hoben sich tiefschwarz dagegen ab. In starrer Ruhe standen sie da; kein Lufthauch ging und bewegte ihre Äste. Aber ein leiser Blumenduft wehte empor, zu Schwester Jakobas Fenster.

Ihr gegenüber, durch die ganze Breite des Gartens von ihr getrennt, lag die Leichenhalle, ein unscheinbares, steinernes Gebäude. Es schimmerte ebenfalls ganz weiß im Mondschein und das Kreuz über dem Eingange hob sich leuchtend ab vom schwarzblauen Nachthimmel.

Noch war es nicht ganz still geworden in der Anstalt. Hier und da huschten noch Lichter an den Fenstern vorüber; einzelne Stimmen wurden laut und rasche Schritte gingen hin und her. Aber es währte nicht mehr lange, dann wurde alles ruhig. —

Jakoba hatte sich in ihren bequemen, weichen Stuhl gesetzt, der am Fenster stand. Sie lehnte sich darin zurück und schloß die Augen. Und da tönte es wieder an ihr Ohr, in ihr, wie von leisen Geisterstimmen gehaucht: „Und hätte der Liebe nicht . . . . ."

Fast ärgerlich wollte sie den Eindruck dieser Worte von sich abwehren, Liebe — was war Liebe? Liebe hieß doch recht handeln und niemand etwas zuleide thun. Und sie hatte niemand Böses gethan, nur Gutes, und daß sie nicht alles mit freudigem Herzen gethan hatte, konnte ihr doch niemand als Unrecht anrechnen; denn gethan hatte sie es doch, und daß sie sich überwunden hatte, war doch nur verdienstvoll. —

Und doch war ihr, als müßte sie heute, gerade heute noch über vieles, vieles nachdenken, das nicht so war, wie es hätte sein sollen, mit dem sie fertig werden mußte und das noch unausgeglichen in ihr lag. Es quälte sie förmlich, es peinigte sie. Der Kopf that ihr ein wenig wehe und ihr Puls jagte rascher wie sonst. Sie mochte etwas Fieber haben; aber das war nicht sonderbar nach den Aufregungen des Tages. —

Ja, heute lag ein Abschnitt ihres Lebens hinter ihr, ein fest eingeteilter, großer Abschnitt. Die besten ihrer Jugendjahre waren unter denen, die sie als pflichttreue Schwester verbracht hatte. Sie hatte sie hingegeben und was hatte sie dafür erhalten? Ihr war, als müßte sie ein Rechenexempel lösen — hier das, was sie gab — und hier das, was ihr dafür ward — — was blieb ihr? Aber die Rechnung wollte nicht zustande kommen; sie wollte nicht stimmen. Sie mußte von vorne anfangen, weiter zurückgehen, bis zum Anfange dieser 25 Jahre. —

Und Jakoba dachte zurück, wie sie als ganz junge Schwester in dieses Haus gekommen war — ganz einfach aus Not, weil sie einen Beruf ergreifen mußte, und weil dieser ihr als der annehmbarste erschienen war.

Damals hatte in ihr noch das Sehnen nach Welt und Glück gelebt. All die scheuen Leidenschaften, die verborgenen, schmerzlichen Sehnsuchtsgedanken des Weibes waren noch in ihr wach und dazu ein tief gefühlter Drang nach Schönheit und Liebe. Und im Stillen hatte sie sich danach gesehnt und immer darauf gewartet, daß einmal etwas kommen würde, das sie wieder hinausführte aus den grauen, stillen Mauern. Ja, damals war Schwester Jakoba noch nicht die pflichttreue Diakonissin gewesen, die sie heute war.

Aber das, worauf sie wartete, kam niemals. Und allmählich erlosch ihre Sehnsucht; denn sie wurde müde, hoffnungslos zu warten. Dann war eine tiefe, zornige Erbitterung über sie gekommen, aber auch diese schwand und machte der leidenschaftslosen, gleichgültigen Ruhe Platz, in der ihr fortan Tag auf Tag vergangen war — einer gleich dem anderen, entstehend und vergehend, wie schwere, langsam und träge herniederfallende Tropfen.

Und man sagte ihr, daß sie nur hier das einzig wahre Glück finden könnte und dieses Glück wäre die Pflicht; denn die führe zur Pforte des Himmels. Und sie glaubte es und fing an, lächelnd an ihr Träumen von einst zurück zu denken, dann mit Spott und endlich fand sie es sündhaft, daß sie das Schöne und die Ideale der Welt angebetet hatte und wandte sich voll Entsetzen davon ab.

Und dann kam es, daß sie so ganz ruhig wurde, ruhig und kalt. Aber es war nicht die Ruhe der Erkenntnis, sondern die der Selbstgenügsamkeit. Sie that, was sie mußte; sie betete mit den anderen, sie war die erste am Morgen an ihrem Platze und die letzte am Abend. Sie that es, weil sie es so für recht hielt und ward mit sich selbst immer zufriedener, weil man mit ihr zufrieden war und sie lobte. Und sie dachte, daß sie jetzt das einzig Rechte gefunden hätte, und daß sie dereinst bevorzugt werden würde vor vielen Tausenden, die nicht so wie sie waren und wie sie lebten. — Und willig ließ sie sich immer mehr Fesseln anlegen: Fesseln an ihre Gedanken, Fesseln an ihre Triebe und ihren Willen. Sie hielt still und schnürte sie nur immer fester, wenn sie sich lockern wollten; denn sie glaubte ja, es wäre gut so.

Aber heute war ihre selbstzufriedene Ruhe auf einmal von ihr gewichen. Sie war aus ihrem ruhigen Alltagsgeleise gekommen und da regte sich jetzt wieder etwas in ihrem Herzen, etwas, das sie schon längst tot geglaubt hatte — leise, ganz leise zwar, aber es war doch noch da, noch war es nicht ganz tot. . . . . .

Schwester Jakoba seufzte tief auf und öffnete die Augen wieder. Das Blut schoß ihr heiß durch die Adern und ganz versonnen starrte sie vor sich hin.

Der Mond stand hoch über dem Garten und schien gerade auf das Fenster. Gespenstisch bleich lag sein gläsern bläuliches Licht über ihr und floß kalt und starr an ihr vorüber, rann förmlich über ihre Hände, über die Lehne des Sessels bis auf den Boden hinab.

Und sie starrte darauf hin. Eine seltsame Unruhe erfaßte sie und ein kalter Schauer ging durch ihren heißen Körper. Sie saß da wie gelähmt und konnte sich nicht rühren. Nur ihre Augen konnte sie bewegen und wandte sie, wie einer fremden Macht gehorchend, dem Garten zu.

Aber war das noch derselbe Garten? Er sah jetzt so ganz anders aus, wie noch eben vorher — so gespensterhaft, wie verzaubert. Das Licht, das über ihm lag, erschien düsterer und geisterhafter, die Bäume waren größer geworden; wie schwarze Riesen standen sie da und erhoben sich fast bis zu den Wolken. Hinter den Fenstern der Leichenhalle bewegte es sich wie ein bläuliches, flackerndes Licht hin und her und ein dumpfes, verworrenes Geräusch schien aus dem Innern zu kommen.

Und dann sprang die Thür auf und heraus kam ein unheimlicher geisterhafter Zug. Schwester Jakoba starrte hin — das waren alle die Toten, die sie dort hatte hineintragen sehen — wie viele waren es geworden in all den Jahren! In langschleppenden, weißen Gewändern, mit unhörbaren Schritten zogen sie vorüber. Ihre Gesichter waren ernst und ruhig und jeder einzelne von ihnen erhob im Vorübergehen den Kopf zu Jakobas Fenster und nickte ihr zu.

Und Jakoba starrte und starrte auf den düsteren Zug. Plötzlich durchfuhr es sie wie ein großer Schreck. Dort hinten, als letzte des Zuges, ging eine Gestalt, die ihr so seltsam bekannt vorkam. Sie kam ebenfalls in langem, weißen Gewande einher; das Haupt war tief, wie in Trauer gebeugt, der Gang müde, hilflos und schleppend.

Jakoba wollte aufstehen, aber sie konnte es nicht. Eiskalt rieselte es durch ihren Körper. — Die weiße Gestalt aber kam immer näher und

b vor ihrem Fenster stehen, während der Zug anderen weiterging. Sie hob ihr Antlitz ›or und Jakoba erkannte mit Beben ihre nen Züge. Aber wie elend waren sie, wie zerrt vor Leid.

Und die Gestalt erhob die Arme zu ihr und terte: „Jakoba, ich bin es, ich, deine Seele. Wie schon habe ich zu dir gesprochen, doch du hast ›t hören wollen. Fast bin ich dir fremd ge- rden; denn du — du lebst dein eigenes Leben, n bewußtloses, hinvegetierendes Pflichtleben und — ich muß meines leben und klagend und suchend rch den Weltenraum irren, suchend, ob ich nicht ›as finde, das mir dein Inneres wieder er- ließt, daß wir wieder eins werden. Denn du it mich vertrieben, als dein Inneres so kalt ırde und die Fesseln, in die du mich zwängtest, mer drückender, als du mich zur Sklavin deines ibes machtest und mich knechtetest, daß ich fast rging. Aber wir beide dürfen nicht sein ohne ıander. O, ich bitte dich, laß mich wieder mit r gehen, laß mich groß und schön werden und it meinem Lichte dich erfüllen. Nütze die Zeit ıs, die dir noch gegeben ist, damit deine Seele cht einst umherirrt mit der großen Leere und r Kälte in sich, die du in ihr bereitet hast, ufzend und flehend vor den Pforten der Seelig- it, die jeder sich selbst erschließen muß und die ur die Liebe erschließen hilft."

Das Mondlicht leuchtete so fahl und Jakoba agte bebend: „Was willst du, daß ich thun soll?"

Da wandte sich die weiße Gestalt und wies umm auf das Kreuz, das über der Leichenhalle tand. Und Jakoba war es, als wüchse das Kreuz empor und würde immer leuchtender und rößer, bis es alles andere verdeckte und als elen von ihm herab flammendrote Tropfen, wie lutige Thränen. Sie waren fern und doch chienen sie ihr aufs Herz zu fallen und brannten ›ort — heiß, verzehrend.

Und ein unendliches Weh über sich selbst vachte in ihr auf. Sie fühlte, wie hart sie all die Jahre hindurch gewesen war, wie hart und wie so ganz ohne Demut und ohne Liebe.

Und sie streckte die Arme aus nach der weißen Gestalt, die vor ihr stand, und die sie selbst war, um sie zu umfangen.

Da war es, als erhielte sie einen heftigen Schlag und betäubt sank sie in ihren Sessel zurück. —

Als sie die Augen wieder aufschlug, lag der Garten wieder ruhig und friedlich da wie früher, im weißen Lichte des Mondes. Aber ihr war so ganz anders zu Mute wie vorhin. Was war das nur gewesen? Vielleicht ein Fiebertraum, oder — —?

Noch fühlte sie die Thränen auf ihren Wangen, die heiß aus ihren Augen geflossen waren. Ein neues Sehnsuchtsgefühl war in ihrem Herzen — groß, stark und heiß, und doch so mild und beruhigend. Sie blickte zum Kreuze hinüber, das wieder weiß und leuchtend wie vorhin gegen den Himmel stand und während sie das Haupt zum Gebete neigte, flüsterte sie:

„So nimm denn meine Hände . . . . ."

Der Tod.

Es war noch früh — ganz früh am Morgen eines Frühlingstages. Ich saß am Fenster und wartete auf das Kommen der Sonne. Die ganze Nacht hindurch hatte ich gewacht, nur in diesem Zimmer; denn es war ein Sterbender, der dort hinter den weißen Vorhängen lag. Tag und Nacht war bei ihm gewacht worden, an keiner Pflege hatte es gemangelt, aber der Tod war ihm dennoch mit jedem Tage näher gekommen und heute Nacht war ich dazu bestimmt worden, bei dem Kranken zu sitzen, um den zu erwarten, der bald kommen sollte.

Aber er war noch nicht gekommen. Noch atmete der Kranke, kaum merkbar zwar, aber er atmete. Und ich saß da, durchrieselt von den Schauern, die dieses Warten auf das Ende eines Lebens mit sich brachte, und leise fiebernd und fröstelnd nach der durchwachten Nacht. Fester hüllte ich mich in mein Tuch und ganz leise zog ich die eine Seite des Vorhanges am Fenster beiseite, um hinauszusehen, ob denn die Sonne noch immer nicht kommen wollte.

Der Himmelsrand hatte sich noch nicht gerötet, noch lagen die Nebel der Nacht auf der Erde; kein Lüftchen regte sich und alles schwamm in einem matten, fahlen Grau. Aber schon konnte man ein baldiges Erwachen des Tages ahnen und im Osten zog sich bereits ein breiter, gelblich weißer Streifen den Himmelsrand entlang.

Ich war ganz müde geworden vom langen Sitzen. Vorsichtig stand ich auf und trat an das Fußende des Bettes heran. Schlief der Kranke noch, oder — —? Er war so still. Er lag auf dem Rücken, der Kopf war tief versunken in die Kissen, die sein gelblich blasses Gesicht umgaben. Es war ein angenehmes Gesicht; es mochte noch vor kurzer Zeit schön gewesen sein.

Jetzt war es aber entstellt durch die lange und schwere Krankheit.

Er schlief. Vielleicht hatte er aber das Gefühl, daß er angesehen wurde. Seine Lider bewegten sich blinzelnd und plötzlich schlug er die Augen auf und sah mich an, mit einem großen, dunklen, rätselvollen Blicke. Ich kannte diesen Blick wohl, diesen Blick des Auges, das bald brechen soll. Es war, als kehrte seine Seele noch einmal zurück, von der Grenze jenes Landes, dem sie sich bereits genähert.

„Schwester", bat er leise, — „ein wenig Wasser." Ich setzte ihm das Glas an die Lippen, aber er nahm es mit einer merkwürdigen Kraft aus meiner Hand, richtete sich auf und trank. Dann bat er, ich möchte das Fenster öffnen und ich that es.

Der scharfe, feuchte Duft des Morgens drang herein. Die Lampe, die die ganze Nacht hindurch gebrannt hatte, flackerte auf und erlosch. Das blasse Grau der Frühe breitete sich jetzt auch im Zimmer aus und ließ alles unheimlich schattenhaft und verschwommen aussehen. In der Ferne krähte ein Hahn in den Morgen hinein; seine Stimme war der erste Laut des erwachenden Tages.

Der Kranke lag still da und schien nur manchmal etwas tiefer zu atmen. Er lächelte — nein, alles lächelte in seinem Gesichte, das wie freudig verklärt aussah. Und ich stand und sah ihn an und fühlte, daß jetzt nur lichte Gedanken durch seine Seele zogen. Am Abend vorher war er anders gewesen; da hatte er gestöhnt und gefleht, nicht sterben zu müssen, da hatte er gerungen und gekämpft und gehadert, bis er ermattet einschlief.

„Nicht wahr, Schwester," sagte er plötzlich, „Sie wundern sich wohl, daß ich noch nicht gestorben bin? Aber es ist jetzt bald so weit; nur noch ein Weilchen müssen sie warten."

„Aber nein," sagte ich, „Sie . . . ." Ich hatte sagen wollen: „Sie werden doch nicht sterben," aber die Lüge kam nicht über meine Lippen. Ich schwieg

Er sah mich an, immer mit dem lächelnden, glücklichen Ausdrucke. „Es ist eine große Freudigkeit jetzt über mich gekommen," flüsterte er, „und ich bin glücklich, daß ich sterben werde." Erstaunt sah ich ihn an. Aber seine Augen gingen an mir vorüber; wie in weite Fernen schauten sie, und er sprach weiter, immer in demselben flüsternden Tone und ohne mich anzusehen, als spräche er zu einem unsichtbaren Dritten im Zimmer:

„Ich habe es gesehen im Traume, das Reich der Seligen, der Jugend und des Glückes. Weit und schimmernd, in Licht getaucht lag es vor mir und meine Seele strebte zitternd zu seinen Ufern hinüber. Ein Lachen schien beständig in der Luft zu schweben, wie das Lachen der Götter und irgendwoher erklangen süße Lieder.

Und Frauenstimmen klangen hindurch — lieblich und sanft und auch ihre Stimme hörte ich, die Stimme derjenigen, die ich immer gesucht und nicht gefunden, an die ich sehnend dachte, wenn mein Blick fragend die funkelnden Reihen der Welt entlang irrte. Licht und hold schwebte sie an mir vorüber, ich wollte ihr folgen, aber da stieß mich etwas zurück und ich erwachte.

Aber die Freudigkeit blieb in mir, die große Freudigkeit, die mir den Tod leicht machen wird.

Und ich weiß es jetzt, was es ist, nach dem ich all mein Leben hindurch gesucht, irrend, verzweifelnd, immer denkend: „Wo bleibt mein Glück?" Ich fühle es, daß ich es jetzt bald finden werde — nur noch Geduld, eine kurze Zeit."

Sein Blick glitt wieder zu mir hinüber, wie rufend sah er mich an. Ich trat näher. Er streckte die Hand nach mir aus, ich nahm sie und setzte mich neben ihn.

Lange sah er mich an und dann flüsterte er wieder: „Der Tod — er allein ist die große Sehnsucht, nach der unsere Seele schreit, das ganze Leben hindurch.

Ich habe es früher nicht gewußt, aber jetzt weiß ich es. Hinter der dunklen Wand, die wir nimmer im Leben durchbrechen können, liegt es, das Glück, und es heißt: die große Ruhe nach dem Sturme, das große Wissen von der Thorheit des Wesens der Welt.

Ich war einer der Reichen dieser Erde, Schwester, und ich lebte lange in stumpfer, bewußtloser Zufriedenheit. Bis dann, ganz plötzlich der große Schmerz am Leid der anderen kam, plötzlich wie aus den Tiefen emporsteigend, stand er vor mir und brachte mit sich das nagende Weh des Bewußtwerdens, der Erkenntnis.

Und fortan war mir, als trüge ich mit an all dem Jammer der Masse und damals, als die Ruhe meiner Unbewußtheit mir genommen ward, da war es mir, als schmeckte ich wirklich den Tod. Und nie, nie wieder ward ich ruhig wie vordem, immer peitschte er mich auf, der Gedanke an all das, das ich doch nicht ändern konnte.

Doch jetzt weiß ich, daß aller Jammer nichts daß **alles** überwunden werden kann von , **der** sie fühlt, die Leere der Welt, die nur **Warten** auf ein ewiges Ruhen ausfüllen n.

Nur eines trübt meine Freude: Der Gedanke, ; ich **jetzt** zu niemand mehr von meiner Freukeit **reden kann**. Denn alles Leiden ist Thort und **Erkenntnis**losigkeit. — Sie wird viel redigt, diese Wahrheit; denn sie ist so alt wie Welt. Aber keiner begreift sie, bevor sie rch ihn **und** in ihm selbst neu geworden, denn er **muß** sie selbst neu erleben. Aber sie kommen ch alle **dahin**, alle, über eine ganz kleine Weile ld, **bald** . . . Dahin, wo alles Licht und Stille ist."

Er schloß die Augen wieder. Leise stand ich f, ging **zum** Fenster zurück und setzte mich an einen **früheren** Platz. Was er mir gesagt, itte mich seltsam ergriffen. Sie sprachen öfter ɔnliches zu mir, die Kranken und auch die :terbenden, aber noch nie waren ihre Worte so n **meiner** eigenen Seele vorbeigegangen. — Ein iefer **Friede** überkam auch mich, eine glückliche Ruhe. War der Tod wirklich Licht und Stille?

Ich stützte den Kopf in die Hand und ließ meine Gedanken wandern. Und in der Stille senkte sich ein sanftes Träumen auf mich nieder.

Plötzlich fuhr ich empor. Etwas eisig Kaltes hatte mich angeweht und wie ein zuckender Flügelschlag hatte es meine Stirn gestreift. Ein dunkler Schatten schien sich plötzlich über mich gelegt zu haben und über alle Gegenstände um mich her.

Hastig stand ich auf und näherte mich dem Bette des Kranken. Und da wich der Schatten von mir, er hob sich gleichsam in die Luft empor und ich sah jetzt erst, daß es schon viel heller geworden war. — —

Aber er, der noch eben zu mir gesprochen hatte, war gestorben, still und ohne zu kämpfen, wie die anderen fast alle.

Lange sah ich ihn an. Ich fühlte nichts von dem Grauen, das sonst der Tod mit sich bringt. Ich dachte nur: „Wo ist er nun und hat ihn sein Hoffen nicht betrogen?"

Draußen dämmerte das Morgenrot. Im Garten empfing eine Taube mit ihrem Girren den jungen Tag und am rosigen Himmelsrande schwebte ein Wölkchen, zart und duftig wie ein Hauch, der Sonne entgegen.

Traumbesitz.

Wir wandeln wie im Traume Hand in Hand,
Wir beide, durch das lenzgeschmückte Land;
Es singt die Nachtigall, es knospt im Ried,
Am duft'gen Raine bläst der Hirt sein Lied.

Die Wiesen blüh'n im warmen Sonnenlicht —
Wir aber seh'n den Glanz des Frühlings nicht,
Wir gehen uns'res Wegs so tief beglückt
Und ahnen's kaum, wie reich die Welt sich schmückt.

Die Welt mit ihrer wundervollen Pracht,
Uns blieb sie fremd, als ob geheime Nacht
Die Fluren uns verdeckte! Wann, o sprich,
Wann werden wir erwachen, Du und ich?

Wann kommt die Stunde, da wir angstverwirrt
Erkennen, daß wir fern vom Weg verirrt
Und daß der Lenz verging und rauh und kalt
Der Herbstwind weht — und wir so alt, so alt?

Ach, daß sie kommen muß! Der Wahn zerstiebt,
Der Wahn, daß unser Lieben ewig liebt,
Und was uns jetzt so groß erscheint, so hehr,
Wird einst uns bitter dünken, schal und leer.

Wie hold die Täuschung täuscht! Laß Zug auf Zug
Den Wein uns schlürfen aus kristall'nem Krug:
Der Rausch, der uns versenkt in Traum und Nacht,
Ist besser, als der Wahrheit kühle Pracht.

Und eh' das Glück zerrinnt, das ich in Dir
Und Deiner Liebe fand und Du in mir,
Eh' Sturm und Frost entblättern Strauch und Baum,
Laß still uns weiterträumen uns'ren Traum.

Georg Edward.

Sommer-Abend.

Nun liegen in goldenem Glanze die Wipfel
Der Bäume. — Am fernen Horizont
Erglühen in Purpur der Berge Gipfel,
Auf denen die sinkende Sonne thront.

Voll majestätischer, tiefer Stille
Hat träumend der laute Tag sich geneigt.
Sein tosendes Lärmen, die brausende Fülle
Der Wünsche, die er geboren, schweigt. —

Rotkelchen flüstert in blühenden Zweigen —
Am Himmel der silberne Mond erwacht.
Und mählich eröffnet der Sterne Reigen
Mit schimmerndem Glanze die Sommernacht...

Heinrich Becker.

Christoph der Kämpfer.

Von Helene Raff.

Von einem ritterlichen Mann
Sag' heut' ich gute Mär' Euch an!
So ritterlich in seinen Tagen
Hat Keiner Waffenschmuck getragen.
Das Beiwort zeigt, das ihm erlesen,
Wie all sein Leben Kampf gewesen —
Drum wo es Lieder giebt in Baiern,
Wird man im Lied den „Kämpfer" feiern!

*

In München einst, wie jetzt wohl auch,
War Abendtrunk ein häuf'ger Brauch;
In einem Wirtshaus nah beim Zoll
Von Durst'gen war die Stube voll.
Da sah man starke Humpen kreisen
Und hörte heit're Schelmenweisen;
Und bei den Bechern auf der Bank,
Da saß ein Jüngling, stramm und schlank,
Der war zu Pferd' just angekommen,
Hatt' in der Herberg' Rast genommen.

Die Bürger, denen er gefiel,
Nach Namen forschten sie und Ziel.
Er sprach, nachdem sein Glas geleert:
„Gern künd' ich Euch, was Ihr begehrt,
Und will der Kürze mich befleißen:
Konrad — vernehmt — bin ich geheißen,
Aus Nürenberg, der reichen, freien,
Wo Kunst und Handwerk hoch gedeihen.
Die Goldschmiedkunst ist mein Gewerbe —
Sie ließ der Vater mir als Erbe,
Der war ein Meister seiner Zunft.
Es harrt auf meine Wiederkunft
Daheim die Mutter lieb und traut,
Daß ich ihr bringe meine Braut;
Denn wißt, Ihr Herr'n: auf Freiersfüßen
Kam ich, mein künftig Weib zu grüßen."

Da thaten Alle froh Bescheid
Auf ihn und die erkor'ne Maid.
Zum zweiten ward er nun gefragt:

„So sagt auch, wie's Euch hier behagt?
Ihr scheint gewandt und kennt die Welt
Sagt an, wie München Euch gefällt?"

Der Fremde zaudert — endlich spricht er:

„Ich bin, mich däucht, ein schlechter Richter,
Denn erst beim letzten Tagesschein
Ritt ich in diese Mauern ein.
So hab' ich wenig nur gesehen,
Doch was ich sah — ich muß gestehen —
Hat mich nicht allzu sehr verblüfft;
Was man an Haus und Kirche trifft
Bei uns: die künstlich reiche Zier,
Die, grad' heraus, vermiss' ich hier." —

Still grollend saß die Becherrunde —
Doch einer rief mit zorn'gem Munde:

„Ei, lobt man denn ein Volk allein
Um rotes Gold, um Farb' und Stein?!
Ich weiß: Ihr Städter brachtet's weit
In solcher Kunst und Herrlichkeit —
Wir, statt auf Marbelstein und Holz,
Auf unsre Fürsten sind wir stolz!
In allen Landen hört Ihr preisen
Herrn Albrecht, den man nennt den Weisen,
Kein bess'rer Fürst ward je geseh'n. —
Und erst Herr Christoph — kennt Ihr den?
Des Herzogs Bruder, reich an Ruhm,
Der stärkste Mann im Herzogtum,
Der tapferste im ganzen Reich —
Wo wär' ein And'rer, der ihm gleich?!"

Der Sprecher nennt den Namen kaum,
Da scholl von Beifall rings der Raum,
Und von Herrn Christophs Wunderdingen
Hatt' Jeder etwas beizubringen.

Der Eine rief: „Gedenket Ihr,
Wie einst in Landshut beim Turnier
Der ries'ge Wojewod aus Polen
Den ersten Dank sich kam zu holen
Und alle Ritter machte wanken?
Da ritt Herr Christoph in die Schranken
Und für die Ehr' vom deutschen Land
Warf er den Goliath in den Sand! —"

„Ja, und in Ungarn? —" schrie ein Zweiter —
„War er nicht dort der stärkste Streiter,
Hat er in mancher Türkenschlacht
Dem Christenheer nicht Sieg gebracht?"

Ein Dritter sprach: „Er bog am Thor
Die Eisenspangen wie ein Rohr,
Als ihn, von Neidern aufgehetzt,
Der Herzog in den Turm gesetzt." — —

„Ei, laßt die alten Händel ruh'n —
Die hohen Herr'n sind einig nun" —
So sprach der Wirt — „und der den Ärger
Und Zwist geschürt, der Abensberger,
Er starb durch Christophs Rachethat." —

ſeerntet hat er eig'ne Saat.
:in Menſch trug Leid bei ſeinem Falle —
:er Chriſtoph hoch!" — ſo riefen Alle.

ie ſtießen an mit Lärm und Toben
nd fuhren fort, den Herrn zu loben,
'ie ſeinem Arme nichts zu ſchwer,
ein Sprung zu hoch noch weit ihm wär'.
er fremde Jüngling war ganz Ohr:

Dies Alles hört' ich nie zuvor —
lls etwa von der Urzeit Rieſen. —
Vohl ward ich ſelbſt um Kraft geprieſen:
m Wettlauf einſt gewann ich ſchon
drei gold'ne Becher mir zum Lohn —
doch gäb' ich gerne ihrer zehn,
könnt' ich Herrn Chriſtophs Stärke ſeh'n!" —

Und ſchweigend ſaß er in Gedanken,
Dieweil die Andern weiter tranken.
Ob er wohl mehr in dieſer Nacht
Des Herzogs als der Braut gedacht? —

Die Braut indes gedachte ſein. —
Des Meiſter Heidloff Töchterlein,
Sie blieb noch ſpät in Sorgen wach
Bei ihrem Vater im Gemach.

Der alte Meiſter dehnte ſich
Im Lehnſtuhl ſchier unmutiglich,
Wo er bei Tage pflegt' zu ſitzen,
Um ſeine Heil'gen auszuſchnitzen.
Schön Gertraud, die ſein einzig Kind,
Sie ſtrich ihm Bart und Wange lind;
Mit Bitten und mit Händefalten
Drang ſie geſchäftig in den Alten.
Er rückt ſein Käpplein auf dem Scheitel,
Des Mädchens Bitte ſcheint ihm eitel —

Dann fängt er an: „Ja, ja, ſo geht's!
Voll Eigenwillen warſt Du ſtets —
Wenn Mädchen doch ihr Glück verſtünden!
Soll ich vielleicht Dir nochmals künden,
Wie treue Freunde einſt vor Jahren
Ich und des Konrad Vater waren,
Wie wir uns Wort und Handſchlag gaben,
Mein Kind zu freien ſeinem Knaben?
Schlimm, wenn den Toten ich betrog,
Bloß weil ich fort von Nürnberg zog,
Und hier mein Kind ſich flatterhaft
Gleich in den erſten Fant vergafft!"

Und kläglich ſprach die Maid hinwieder:

„Doch Philipp iſt ſo gut und bieder —
Steht er nicht in Herrn Chriſtophs Sold,
Und iſt ihm nicht der Herzog hold? —
Nein, wahrlich, Vater, wollt's betrachten;
Ihr dürft mir Philipp nicht verachten,
Und wenn Ihr ſprecht: Ihr wollt mein Glück —
Weiſt meinen Liebſten nicht zurück!"

Der Vater, der den Bart ſich ſtreicht,
Verſetzt, ein wenig ſchon erweicht:

„Ich weiß es wohl, ich bin zu gut —
Wer aber ſetzt mit leichtem Mut
Den reichen Eidam vor die Thüre,
Daß er dafür den ärmern küre?
Und obenein plagt mich die Scham,
Den Konrad, der die Müh' ſich nahm,
Nur deinethalb hierherzureiſen,
Mit ſchlichtem Neinwort abzuſpeiſen."

Schön Gertraud ſah ihn an und ſprach:
„Ei Vater, reut Euch nur die Schmach,
Dem Fremdling einen Korb zu geben,
So will ich Euch der Furcht entheben;
Mich dünkt: juſt wen man richtig ehrt,
Den hält man auch der Wahrheit wert."

Der Vater nickt und ſeufzt dazu —
Und beide gingen ſie zur Ruh'. — —

*

Der Glocken feierlich Getön
Scholl von den Thürmen klar und ſchön,
Als Herzog Chriſtoph, wie er pflag,
Zur Meſſe ritt am nächſten Tag.
Der hohe Held zog ſtattlich her
Auf lichtem Roß, in blanker Wehr;
Ihm folgten ſeiner Diener drei,
Auch Philipp Springer war dabei,
Sein Jäger, ihm vor Allen lieb,
Mit dem er manche Kurzweil trieb. —

Noch ritt der Fürſt nicht eben weit,
Da kam des Wegs ein ernſt Geleit:
Es ſprengte ſonder Sang und Klang
Ein Reiterzug den Pfad entlang,
In Schwarz die Ritter wie die Knappen.
Mit ihnen ritt auf einem Rappen,
Von dunklen Schleiern ganz umwoben,
Ein Weib — verſteinert ſaß ſie oben,
Das Antlitz kummerbleich und zart.
Als nun ihr Blick den Herrn gewahrt,
Schrak ſie empor, und Thränen drangen
Ihr aus dem Auge — ſtumm befangen
Neigt ſie ſich auf des Zelters Bug —
Und raſch vorüber ſchwenkt der Zug.

Der Fürſt, zum Jäger umgewandt,
Sprach: „Haſt Du wohl die Frau erkannt?
Dort in der Ferne zieht ſie hin —
Es war die Abensbergerin,
Die Wittib des, den ich erſchlagen!
Welch Leid muß nun die Ärmſte tragen,
Wie war ihr Auge wund und naß!
Ich ſah: ſie hegt mir ew'gen Haß."

Und Philipp drauf: „Wenn's ſchon ſo wär' —
Ihr ſeht ſie heut und nimmermehr.
Ich hab' die Mär aus guter Hand:
Frau Martha zieht in's heil'ge Land;
Sie will fortan um Gottesſegen
Auf Rhodus arme Pilger pflegen,
Denn dort vom Johanniterorden
Großmeiſter iſt ihr Bruder worden.
Sie war nicht glücklich in der Eh' —

Denkt Ihr, sie schilt Euch um ihr Weh?
Je nun — wenn wahr ist, was man spricht,
So däucht mich, Herr, sie haßt' Euch nicht." —

Doch Christoph hatte sein nicht acht;
Er sprach: „Hätt' ich's doch nie vollbracht!
Wenn ich des Toten arger Ränke,
Die er mir spann, mit Ingrimm denke,
Wie er mir feindlich nachgespürt,
Des Bruders Groll auf mich geschürt,
Dann mein' ich oft: „Bei Gottes Wunden,
Er hat gerechten Lohn gefunden!"
Doch wenn mich vor mir selbst verdammt
Das Leid, das meiner That entflammt,
So scheint mir alles Andre Trug,
Als daß er starb — und ich ihn schlug." —

Kopfschüttelnd sprach der treue Knecht:
„Ihr quält Euch selbst, da Ihr so sprecht —
Es fiel der Graf in offner Fehde,
Und eine Kriegsthat war's wie jede!
Ihr, Herr, der Unterdrückten Rächer,
Macht ungerecht Euch selbst zum Schächer?
Ihr habt's nicht recht bedacht — gewiß —
Wie käm' Euch solche Kümmernis?!"

Da sah Herr Christoph ernst auf ihn:

„Du hörtest, wes ich mich gezieh'n —
Scheint eitler Wahn Dir meine Reu'? —
Doch immerhin — Du bist mir treu,
Du möchtest mich nicht traurig sehen,
Mag's denn nach Deinem Sinn geschehen! —
Von andern Dingen reden wir:
Von Jagdlust und von Frauenzier,
Vom Liebchen, das Dein Herz gewann —
Ei, schau mich nicht so zaghaft an —
Wähnst Du, ich seh' und weiß' es nicht?" —

„Ach Herr, verzeiht" — sprach jener schlicht —
„Ihr spracht: Euch hab' in Euren Tagen
Noch für kein Weib das Herz geschlagen —
So wißt Ihr nicht, wie Liebe thut!
Wohl bin ich einem Mägdlein gut
Und wird nicht die Herzliebste mein,
Bleib' ich auf immerdar allein." —

Zur Seite blickt der Herzog still.
Was ihn sein Jäger lehren will,
Das lernt' er jüngst schon beim Turnei:
Wie heiß ein erstes Lieben sei! —
Dort aus der Menge grüßt' ihn licht
Ein holdes Jungfrau'nangesicht,
Das lächelnd seinen Blick empfing;
Woher sie kam, wohin sie ging,
Des hatt' er Kunde nie besessen. —
Er kann dies Antlitz nicht vergessen,
Und tadelt sich, daß er entbrenne
Für eine Maid, die er nicht kenne. —

Zum Jäger wieder spricht er schnell:

„Sei guten Muts, mein Waidgesell;
Empfängt Dein Lieb von Dir den Ring,
So sorg' ich für das Leibgeding!
Was siehst Du trüb und zweifelnd drein —
Wird noch so fern die Hochzeit sein?" —

„Ja — weil sie auch ein Andrer minnt,
Dem ist der Vater wohlgesinnt,
Ein Franke, der — — Potz, Kreuz und Stern!
Wer sperrt den Weg da meinem Herrn?!"

Er springt vom Roß mit zorn'gem Rufen,
Denn eben vor der Pferde Hufen
Steht, eh' sich's Herr und Knecht versah,
Der Bürenberger Konrad da;
Der grüßt den Herrn mit tiefem Neigen
Und spricht, da beide staunend schweigen:

„Erschein' ich, hoher Herr, Euch dreist,
Trägt Eure Heldenkraft zumeist
Die Schuld, daß ich Euch nah'n gemußt —
Seht: Männerkampf ist meine Lust;
In Wurf und Stoß, in Sprung und Lauf
Nehm' ich's mit jedem Andern auf. —
Dürft' ich mit Euch mich einmal messen,
Nie hätt' ich höh'ren Stolz besessen.
Drum ist mein sehnlichstes Begehr:
Gewährt mir solchen Kampfes Ehr'."

Der Herzog lächelt in den Bart,
Ihn freut des Fremdlings kecke Art,
Doch er versetzt mit heit'rem Wort:

„Ihr seid nicht ganz am rechten Ort —
Wißt, Freund: die mir verlieh'ne Stärke,
Die brauch' ich gern für solche Werke,
Wo's Ernst erheischt und Ritterpflicht,
Jedoch zu eitlen Scherzen nicht.
Ich bin — wollt mir das nicht vergessen —
Kein Riese, den man zeigt auf Messen.
Lebt wohl! Ich bleib', dafern es nötig,
Zu anderm Dienst Euch gern erbötig."

Er ritt fürbaß — und Konrad stand
Und sah ihm nach, bis er entschwand. —
Dann wandt' er sich, sah unwirsch aus,
Und ging nach Meister Heidloffs Haus.

Jung Philipp aber dacht' und sann. —
Ihn ärgerte der fremde Mann,
Er bracht' ihn nicht aus den Gedanken.
Die Sprache weist ihn aus als Franken —
Sollt' es wohl gar derselbe sein,
Der kommt, sein Lieb ihm wegzufrei'n?!
Der Jäger fühlt sich ganz verstört,
Er raunt, daß nur der Fürst es hört:

„Herr, gebt mir Urlaub, hört mein Flehen —
Wo Jener hingeht, muß ich sehen!"

Den Herzog däucht es wunderbar,
Doch wie er allzeit huldreich war,
Giebt er es zu mit leichtem Wink —
Und Philipp folgt dem Fremden flink.

Aus Bürenberg der Junggeselle

: mittlerweil' an rechter Stelle.
erst, da er in's Haus gekommen,
r ihm um's Herze schier beklommen —
h als er die bestimmte Traute
ihrer Lieblichkeit erschaute,
rd er so froh wie nie bis jetzt.

fängt er, züchtig und gesetzt,
: Werbung an nach Brauch und Sitte,
n Spruch beschließend mit der Bitte:
: Jungfrau wolle Hand und Mund
m reichen zum beglückten Bund,
d Meister Heidloff woll' ihn segnen.

r steht und weiß nichts zu entgegnen
d wünscht sich hundert Meilen fort. —
att seiner nahm die Maid das Wort
d gab dem Werber flugs Bescheid:

Ehrsamer Herr, es thut mir leid —
abt Dank! — doch sag' ich ohne Scheu:
in Andrer hat schon meine Treu." —

er fremde Freier stutzt und spricht:

Erlaubt mir — anders weiß ich's nicht,
lls daß den eignen Namen schändet,
er bricht das Wort, das er verpfändet.
o bringt es Eurem Vater Schmach,
eut der Verspruch ihn hintennach."

Er hat zu Ende kaum gesprochen,
Da tönt ein ungestümes Pochen,
Und unerwartet zu den Drei'n
Trat Philipp Springer schnell herein;
Der hörte noch der Rede Schluß
Und rief voll Grimm: „Fürwahr, ich muß
Mich wundern, Herr — wie könnt Ihr wagen,
Den Meister Heidloff anzuklagen?
Denn hier der ehrbar frommen Maid
Ich lieber ward, als Ihr es seid,
So solltet Ihr, laßt Euch das lehren,
Die Hand nicht ohne Herz begehren!"

Zur Antwort giebt ihm Konrad scharf:

„Ich weiß wohl selber, was ich darf.
Euch ständ' es an: Ihr gingt nicht nach
Der Maid, die früher sich versprach."

Und Jener drauf mit keckem Hohn:

„Was Euch anstände, weiß man schon;
Ihr seid, so scheint es, gern im Wege!
Wie Euch die Lust am Wettstreit rege,
Bewies vorhin uns das Verlangen,
Womit den Herrn Ihr angegangen.
Viel Ehre würd's Herrn Christoph bringen,
Mit Euch zu werfen und zu ringen!
Er hat es zwar auf grünem Plan
Zur Übung oft mit mir gethan
Und sprach, daß ich ihn fast erreiche. —
Von Euch sagt er wohl kaum das Gleiche."

In Konrads Wangen steigt das Blut —
„Besinnt Euch, eh' Ihr Schimpf mir thut!
Der Fürst schlug's aus — das war sein Recht —
Doch duld' ich nichts von seinem Knecht.
Des Herzogs Nein läßt zweifelhaft,
Ob gleich der seinen meine Kraft;
Euch aber zeigt' ich, meiner Treu,
Wohl bald, daß ich der Stärk're sei."

Dem Jäger kam es just zu paß.
Er rief: „Mit Freuden will ich das:
Laßt uns're Kraft uns denn vergleichen!
Des Kampfes Ausgang sei das Zeichen,
Wer von uns beiden eher wert,
Die Braut zu frei'n, die er begehrt!" —

Da sprach der Alte, der gar bang
Zuvor belauscht des Streites Gang,
Indem er froh die Hände rieb:

„Ja, hört, das ist mir recht und lieb!
Es haben, weiß ich, schon die Alten
In gleichem Fall es so gehalten:
Die Schönheit ist der Stärke Preis.
Und also drückt mich armen Greis
Auch der Entscheidung Last nicht mehr,
Die einem Salomo zu schwer." —

Doch Gertraud rief in zorn'gen Thränen:
„Wie mögt Ihr Zwei nur ernstlich wähnen,
Es dürf' auf meine Minne hoffen,
Wes Kraft den Andern übertroffen?
Ich bin nicht so voll Eitelkeit,
Zu wünschen solchen thör'gen Streit."

Umsonst! — Des Mädchens Wort verfliegt;
Ein Jeder dünkt sich schon besiegt,
Ließ' er Bereu'n und Zaudern merken!
Der Alte hilft, sie zu bestärken —
Zum Kampf bestimmt ward Zeit und Ort,
Dann stürmen beide hastig fort!

*

Als Philipp aus dem Hause trat,
Zu Ende war die Messe grad;
Er sah von fern Herrn Christoph nah'n
Und brach sich durch die Menge Bahn.

„Herr" — sprach er — „sehr zu meinem Frommen
War's, daß ich Urlaub just genommen,
Denn jener zugereiste Fant,
Dem ich so eilig nachgerannt,
Ihn konnt' ich eben recht ertappen,
Bemüht, mein Lieb mir wegzuschnappen,
Mein herzig Lieb! — Schaut Ihr sie bloß,
Kein Lob erscheint Euch dann zu groß;
Ei jetzt — wollt Ihr das Haupt nur drehen,
Seht Ihr sie noch am Fenster stehen!"

Der Herzog blickt am Haus empor.
Wer gaukelt ihm dies Trugbild vor?!
Sie ist es, der er stets gedacht,
Die seines Herzens Glut entfacht,
Als im Turnierhof, schnell gefangen,

Sein Blick an ihrem Reiz gehangen.
Im Leben noch begehrt' er nie
Ein ander Weib als einzig sie,
Die er ein einzig Mal erschaut —
Und sie ist seines Dieners Braut! —

Des Herzogs dunkle Augen flammen,
Er preßt die Lippen herb zusammen:
Und wär' sein Herz zum Tode wund,
Verraten dürft' es nie sein Mund!
Gleichgiltig spricht er: „Sie ist schmuck." —
Sein Pferd gewandt mit hast'gem Ruck,
Sprengt er zur Burg in scharfem Trab.
Der Seinen Dienste weist er ab
Und hält sich im Gemach verschlossen. — —

*

Die Tage, die fortan verflossen,
Die waren grau und trüb und schwer;
Der Jäger dachte hin und her,
Was ihm des Herren Gunst verscherzte.
Er wußt' es nicht, wie's ihn auch schmerzte.
Nicht wie bislang Herrn Christophs Art,
War mehr sein Stolz mit Huld gepaart;
Wenn er nicht strafte gleich noch schalt,
Doch schien er herrisch, finster, kalt.
Und als es Philipp einst gewagt,
Dem Herzog schüchtern angesagt
Vom Kampfspiel und vom Widerpart,
Von dem Entscheid, der seiner harrt —
Da hatte, eh' er noch geendet,
Der Fürst sich schweigend abgewendet.

Doch als der elfte Tag entschwand,
Kam Gertraud an des Vaters Hand
Und Philipp und sein Kampfgenoß
Zu einer Mauer hinterm Schloß.
Die Männer sind voll Streiteslust;
Schön Gertraud fleht in tiefster Brust
Um Sieg für ihres Liebsten Kraft. —
Mit Müh' ward da herbeigeschafft
Ein schwer gewichtig Felsenstück,
Vier Spannen lang, vier Spannen dick.
Und also ward es ausbedungen:
Daß, wer am höchsten dort gesprungen
Und wer von beiden obenein
Am fernsten schleuderte den Stein,
Der habe sich die Braut gewonnen! —

Und mit dem Sprunge ward begonnen. —
Sie warfen ab die Oberkleider,
Gar stattlich war das Anseh'n beider. —
Zuerst trat Philipp auf den Plan;
Er maß geübten Blicks die Bahn,
Der Liebsten nickt' er leise zu —
Trat frisch zurück — und sprang neun Schuh!

Doch Konrad nahm nun seinen Schwung
Und that mit Macht den zweiten Sprung —
Zehn Schuh und halb war er gesprungen! —
So ist der Sieg ihm fast errungen!

Der Jäger, der vor Schrecken blaß,
Er stammelt: „Wie geschah mir das!" —
Der Sieger drauf: „Gebt Euch zufrieden —
Erst durch den Steinwurf wird's entschieden."

Doch eh' der Wettkampf weiter geht,
Da — zwischen beiden Freiern steht
Hoch, wie der Engel des Gerichts,
Herr Christoph, ernsten Angesichts.
Er steht und spricht: „Vor kaum zwei Wochen
Habt, Konrad, Ihr zu mir gesprochen,
Nicht größ're Ehr' könn' Euch geschehen,
Als mich im Kampfe zu bestehen.
Da sagt' ich Nein — doch andern Sinns
Ward ich seither — genug, ich bin's,
Der nun begehrt: laßt mit Euch Zwei'n
Mich heut' den dritten Kämpfer sein,
Daß ich den Stein hier werf', und springe
Mit gleichem Anrecht und Bedinge!" —

Wohl ist's den beiden Werbern leid;
Sie seh'n zu Boden — auf die Maid —
Nach Vorwand suchend, welcher lange. —
Doch etwas liegt in Christophs Auge,
Was Jeden bannt und Jeden beugt.
Und Konrad spricht: „Nun Herr, bezeugt:
Zu schätzen wiss' ich solche Ehr',
Wird gleich der Sieg mir doppelt schwer;
Den ich bereits mir halb gewann,
Den hohen Preis wag' ich daran."

Und Philipp weist mit stummem Neigen
Die Mauer, wo zwei Nägel zeigen,
Wie hoch von ihnen Jeder sprang.
Der Herzog schaut und prüft es lang
Sie fragen: „Herr, befehlt Ihr jetzt?" —
Er spricht: „Ich warte bis zuletzt." —

Der Stein, der ungefüg dort lag,
Nur stärkste Manneskraft vermag
Von seiner Stelle ihn zu bringen,
Wie erst in Lüften ihn zu schwingen!
Doch Philipp zerrt, den Arm gespannt,
Von Liebesangst und Wut entbrannt,
Den Block empor und wirft mit Macht —
Auf zween Spann hat er's gebracht:
Ein starker Wurf! — Wer käm' noch weiter?!

Doch Konrad stellt sich an als Zweiter;
Fest aufgestemmt, in hellem Trotz,
So schleudert er den mächt'gen Klotz
Drei Spannen weit! — O weh: verloren
Hat, den sich Gertrauds Herz erkoren!

Die junge Maid, die leise jammert,
Hält ihren Vater fest umklammert,
Der preßt sie tröstend an die Brust —
Und Philipp, seiner kaum bewußt,
Blickt starr nach ihr, die er verlor.

Da tritt Herr Christoph noch hervor.
— „Nun kommt's an mich." — Er neigt sodann
Sich rückwärts, spannt die Glieder an
Und springt, was Keiner noch vorher:
Zwölf Schuh! — Fürwahr, das kann nur er!

ls sich der Fürst zum Sprung geduckt,
a durch des Jägers Seele zuckt
rkenntnis, die ihn übermannt:
ein Herr ist für sein Lieb entbrannt! —

Konrad indes folgt atemlos
Mit Aug' und Sinn dem Herzog bloß,
Der, als er so den Sprung vollendet,
Sich ruhig nun zum Steine wendet —
Er sieht auf Gertraud, hat die Last
Des Steins mit einem Griff gefaßt
Und wirft ihn, daß er weithin fliegt —
Fünf Spann! — —

Herr Christoph hat gesiegt! —

Die kleine Schar faßt Schreck und Schauer.
Voll Grimm lehnt Konrad an der Mauer,
Die Maid ist weiß und kalt wie Schnee,
In Philipps Brust wühlt Todesweh;
Und stumm fragt Jeder sich im Kreis:

„Begehrt er nun den Kampfespreis?
Was wird der starke Herzog thun?" —

Er läßt den Blick auf Gertraud ruh'n,
Sieht, wie sie schwebt in Leid und Pein —
Sie liebt den Einen nur allein. —

Und sieh, der Herzog spricht zu Allen:

„Da mir die Jungfrau zugefallen
Nach Kampfesrecht als Siegespfand,
So schalt' ich frei mit ihrer Hand
Und will, daß der sie nur gewinne,
Dem sie sich giebt mit freier Minne —
Komm, Philipp, da ihr Herz Dich kürt
Nimm hin die Braut, die Dir gebührt!" —

Das Paar, so ungeahnt vereint,
Es zweifelt, jubelt, lacht und weint —
Derweil sie sich umschlungen halten,
Spricht Herzog Christoph zu dem Alten:

„Damit Euch Philipp nicht gering
Däucht neben dem, der Euch entging,
So statt' ich mit dem Jägerhaus
Am Hochschloß ihn als Förster aus
Und geb' dazu ihm reichen Lohn,
Drum grüßt ihn freudig nun als Sohn!" —

Doch da in heißem Dankesdrang
Das Paar des Fürsten Knie umschlang,
Schob er die Beiden sänftlich fort
Und wehrte jedem Dankeswort.

Zu Konrad aber sprach er: „Traun,
Ihr sollt mir nicht so finster schau'n —
Erwägt, welch Glück dem Manne bringt
Ein Weib, des Herz er nicht bezwingt? —
Gebt mir die Hand — was auch geschah:
Ihr seid so stark als ich beinah',
Laßt Euch dies Wort Genüge sein!" —

Und Konrad fand sich klug darein;
Des Kampfes Ehre hielt er wert
Und nahm ein Weib, wie er's begehrt,
In Nürenberg zur selben Zeit,
Als Philipp Gertraud sich gefreit. —

Und wer da will zum Schloßhof geh'n,
Der kann den Steinblock selber seh'n:
Im Thorweg liegt er an der Kette.
Die Inschrift auch ist bei der Stätte,
Die heut' noch meldet Alt und Jung
Von Herzog Christophs Wurf und Sprung.

*

Nun wüßte wohl noch mancher gern,
Wie's fürderhin erging dem Herrn;
Er blieb daheim zwei weit're Jahr,
Nur ernster, als er eh'mals war.
Dann trat er einst Herrn Albrecht an,
Den er zu bitten so begann:

„Thut, Bruder, eines mir zu lieb —
Wach ward mein alter Wandertrieb,
Zum heil'gen Lande laßt mich fahren."

„Wohl, geht, und mög' Euch Gott bewahren!" —
So sprach der Fürst, und mancher Mann
Bot zum Geleit dem Herrn sich an.

Zu München war man des nicht froh,
Daß aller Aug' der Liebling floh;
Den Rittern trug man auf und Knechten,
Daß sie ihn heil nach Hause brächten. —

Zu Tripolis stieß er vom Strand;
Ihn trug das Schiff ins heil'ge Land.
Er ritt durch grüne Palmenhecken
Und durch der Wüste toten Schrecken,
Und zu den heil'gen Stätten allen
Sah man ihn voller Andacht wallen. —
Auf Rhodus aber, da geschah's,
Daß er der Vorsicht gar vergaß —
Ein kaltes Bad, ein eis'ger Trank
Nach heißem Ritte macht' ihn krank.
Und angstvoll brachten seine Ritter
Den Herrn ins Haus der Johanniter,
Wo immerdar aus fremden Landen
Die Siechen fromme Wartung fanden
Und Ärzte, die man kundig pries. —
Der Ordensmeister, der verhieß,
Er sende zu dem kranken Degen
Ein Weib, mit Sorgfalt sein zu pflegen;
Die Ritter hießen's freudig gut —
Der Herzog stöhnt in Fieberglut. —

Ein hohes Weib betritt den Raum —
Der Herzog traut den Augen kaum!
Wie sieht die Frau, so schlank und bleich,
Des Abensbergers Wittib gleich —
Sie ist's! — Er zittert, da sie naht:
Das Denkmal jener einen That,
Der Christoph sich zu schämen hätte,
Steht hier an seinem Sterbebette. —

Er sprach und hielt das Haupt gesenkt:

„Euch, Fraue, hab' ich schwer gekränkt,
Und tragen muß mein Herz die Last,
Wenn Ihr dafür mich grimmig haßt.

Vielleicht doch könntet Ihr vergeben,
Hört Ihr, wie glücklos war mein Leben. —
Ich hab' so manchen Kampf gewagt
Und Kampfeswert doch nie erjagt:
Das Recht zum Thron ging mir verloren,
Da ich als jüng'rer Sohn geboren —
Und wie dem Bruder Kron' und Land,
Gab ich des liebsten Weibes Hand
Von selbst dem mind'ren Manne hin. —
Nun bleibt mein einziger Gewinn,
Was keine Kriegsthat kauft hienieden:
Das ew'ge Reich und Gottes Frieden!
Ich weiß, ich bin dem Tod geweiht;
Drum nochmals bitt' ich Euch: verzeiht!" —

Er sinkt aufs Pfühl und schweigt ermattet.
Den Schleier, der ihr Haupt beschattet,
Schlägt da die Frau sacht zurück
Und spricht: „Ihr raubtet mir kein Glück;
Gott weiß, ich hab' Euch nie gegrollt,
Wie ich gedurft und wohl gesollt,
Und macht' Euch gerne jetzt genesen.
In Eurem Auge stand zu lesen,
Daß Ihr gelitten viel und sehr,
Doch les' ich auch darin die Lehr',
Daß ritterlich vor Allen kämpft,
Wer eignen Herzens Aufruhr dämpft!
Mir war sie alt — Euch ist sie neu. —
Ihr habt nicht Grund zu Scham noch Reu',
Und könnt durch Freundschaft Ihr gesunden,
So denkt: Ihr habt sie nun gefunden." —

Der Herzog lächelt sanft und fühlt,
Wie sie die Stirn ihm sorglich kühlt;
Schon wirrte sich sein Denken wieder,
Das Fieber schüttelt seine Glieder. —

Die Frau, sie pflegt ihn Tag und Nacht,
Doch zwang sie nicht des Übels Macht.
Nach einem Priester ließ er senden,
Die heil'ge Wegzehr ihm zu spenden,
Und wie die Zeit gemach verrann,
Da kam ihn große Schwäche an. —

Frau Martha sah es und empfand,
Daß mit dem Tag sein Leben schwand!
Sie winkte still herzu die Seinen,
Die drängten mit verhall'nem Weinen
Sich leise um das Lager her. —

Der Herzog liegt und atmet schwer.
Er schaut nach draußen — glutrot blinkt
Die Sonne, die im Meer versinkt. —
Man hört die Flut gewaltig rauschen —
Herr Christoph spricht: „O helft mir lauschen!
Ist das der fremden Woge Laut? —
Nicht doch — die Isar rauscht so traut —
Seht Ihr der Berge dunkle Tannen?
Wir kehren heim, getreue Mannen! —
Frau Martha — habt mir tausend Dank! —
Nein, laßt mich zieh'n — bin nicht mehr krank —
Das Hochschloß — seht! — am Felsenrand —
Gegrüßt, gegrüßt, mein Heimatland!" — —
Sein Atem stockt, sein Blick wird trüber. —

Der starke Herzog ging hinüber.

•

Die ihn im fernen Land begraben
Und weinend dann sich heim begaben,
Die brachten von dem Trauerritt
Des Herzogs Schild nach München mit. —
Und heut noch am Georgitag
Muß beim Georgiritter-Schlag,
Wer neu zum Orden will gehören,
Auf Christophs Schild den Eid beschwören.
Der Himmel mög' es fürder walten,
Daß alle Baiernritter halten
So blank den ihren immerdar,
Wie der des starken Herzogs war! —

Heldenträume.

Jagst Du tagsüber auf mutigem Pferde
Jauchzend durch leuchtende Länder der Erde;
Führst in den Kampf eine treue Gemeinde,
Fesselst die schwarzen, die tückischen Feinde;
Schlägst, begünstigt von lächelndem Glücke
Älteste Throne spielend in Stücke;
Fühlst, wie die wachsenden Kräfte Dich zwingen,
Immerzu nach dem Höchsten zu ringen:

Wenn es dämmert, senke die glänzenden Flügel;
Suche die Ruhbank auf einsamem Hügel.
Dort magst Du träumend die Augen schließen,
Die tieferen Wunder der Welt zu genießen.
Bald fächelt und kost es um Deine Wangen:
Das Märchen kommt über die Wiesen gegangen;
Gebietend winkt es dem sinkenden Tage.
In Winkeln und Weiten regt sich die Sage:
Die Nixlein erwachen aus süßesten Träumen,
Die Elbchen huschen hervor aus den Bäumen,
Und aus den Höhlen und Klüften der Berge
Trippelt das Völkchen der hilfreichen Zwerge.
In schmeichelnden Lüften ein seliges Singen;
Von fernher ein Hämmern, wie Glöckleinklingen,
Im nahen Bach ein vertrauliches Rauschen;
Im Laub ein Geflüster, ein Küsse-Tauschen — —
Und das Märchen kommt über die Wiesen gegangen,
Und Du breitest die Arme in kühnem Verlangen —
Jetzt fühlst, jetzt umschlingst Du die blaue Gestalt,
Und liebend schenkt sie Dir Kraft und Gewalt
Für kommender Tage froheste Thaten
Und läßt Dich die goldene Zukunft erraten.

So träume, Du Held, von leuchtender Ferne!
Ob Deinen Träumen wachen die Sterne. —

Hans Rudorff.

Edith.

Drama in einem Aufzug von **Paul Wertheimer**.

„Wovon Einer lebt, dafür stirbt er."
Ellen Key.

Personen:

von Löhner, Industrieller.
Frieda, } dessen Töchter.
Edith, }
Baron Max Lorenz, dessen Schwiegersohn.
Charlotte, Ediths Gesellschafterin.
Ein Arzt.
Stephan.

Ort der Handlung: Nizza. An einem Frühlingsabend.

Elegantes Hotelzimmer im Hochparterre. Teppiche. Schwere, dunkle ortieren. In einer Ecke Blumentisch mit Palmen. Ein paar Büsten nd Vasen. Fauteuils. Ein Divan. Zwei Seitentischchen. Ein Gassenenster links im Hintergrunde, einen Erker abschließend. Eine Mittelthür it einem Vorhang, von der aus Stufen in einen Garten führen. Links ine Tapetenthür und eine Seitenthür, rechts zwei Seitenthüren. Links nd rechts vom Zuschauer.

von Löhner. Der Arzt.

Löhner ist eine stattliche Erscheinung. Mitte der Fünfzig. Graumelierter Vollbart. Gesucht elegantes Auftreten. Selbstbewußtes Wesen, zurückhaltend. Manchmal hervorbrechende Heftigkeit. **Der Arzt:** Dreißiger, ernst, oft leise ironisch.

Löhner. Welche Aussichten geben Sie nach der Untersuchung, Herr Doktor?

Der Arzt (mit gedämpfter Stimme, sich umsehend.) Ist niemand da? .... (sich abermals umsehend.) Wo ist Edith?

Löhner (mit einer Handbewegung zur Mittelthür.) Draußen .... im Garten. (Dringend.) Ängstigen Sie mich nicht länger, Herr Doktor, so reden Sie doch.

Der Arzt (verlegen achselzuckend.) Man kann da wenig Bestimmtes sagen. Ediths Zustand gehört zu jenen, die uns Ärzten unsre ganze Ohnmacht der Natur gegenüber empfinden lassen. (Tonwechsel.) Eine erworbene Herzkrankheit, eine Hypertrophie des Herzens, — da spielen dunkle seelische Vorgänge mit.... Wir können bei diesen Erscheinungen die Ursache oft nur erraten. .... Es ist zumeist jahrelange innere Erregung. (Kleine Pause.) Womit beschäftigte sich Edith?

Löhner (gleichgiltig.) Womit sich ein Mädchen eben beschäftigt. Sie las sehr viel .... Und sie trieb Musik. Das, glaube ich, mit besonderer Vorliebe.

Der Arzt (leise ironisch.) Sie glauben?

Löhner (mit einiger Verlegenheit.) Nun ja, ... ich konnte mich ihr nie viel widmen.

Der Arzt. Und Ihre Frau?

Löhner (gezwungen.) Meine Frau starb bald nach Ediths Geburt.

Der Arzt (ablenkend.) Und haben Sie an Ihrer Tochter niemals vorher — ich meine bevor das Leiden bemerkt wurde — besondere Gemütserregungen wahrgenommen?

Löhner (verlegen.) Vorher? .... (Zögernd.) Nun ja, allerdings .... Aber ich weiß nicht —

Der Arzt (kurz.) Bitte erzählen Sie mir alles.

Löhner (anfangs noch immer zögernd.) Nun, es war da in unserem Hause ein junger Mann, so ein (mit einer Handbewegung) ... ein Phantast. Ein Ingenieur, von dem ich mir vieles erwartet hatte. (Erzählend.) Man weiß ja, wie das mit jungen Leuten in großen Betrieben geht. Man läßt sie ausbilden; man zieht sie sogar ins Haus. (Pause.) Er war ein Phantast. Ich hab' Ihnen das schon gesagt. Sie kennen ja den Typus: sehr begabt, aber für das geschäftliche Leben unmöglich. Las und grübelte unaufhörlich. Schwärmte für Wohlfahrts-Einrichtungen, Volksbibliotheken — dabei können wir nicht bestehen ... Sie waren oft beisammen. Er schien sie zu interessieren. Sie suchte seine Gesellschaft. (Mit plötzlicher Heftigkeit.) Mir war das immer widerwärtig, dieses Heimlichthun .... Und überhaupt — es hat mir nicht gepaßt. Da hab' ich der Sache rasch ein Ende gemacht. Wenn sich so einer übernimmt, wirft man ihn hinaus. Es gab eine Scene. Er verließ das Haus. Ging nach Amerika, suchte seine Utopien dort. (Ruhiger.) Über das alles hat sie sich damals sehr aufgeregt. Von dieser Zeit begann es: Verstimmungen, Müdigkeiten. Manchmal bemerkte ich: sie hatte geweint .... (Leicht.) Nun, ich habe das nicht sehr ernst genommen — am Anfang. Man weiß ja, wie Frauen sind. Sie weinen um ein verdorbenes Kleid, um einen verregneten Nachmittag, um eine „Stimmung" — um nichts. Soll man sich darüber Gedanken machen? ..... (Erregt.) Und auf einmal muß ich erfahren, daß das ein ernsthafter Zustand geworden ist. Und dieses Leiden selbst — eine Hypertrophie des Herzens, sagten Sie, — man kann es nicht fassen, es hat keine Gestalt ....

(Plötzlich erschüttert.) Nur das eine weiß ich: ich kenne das schreckliche Ende dieser Krankheit — sie wird mir zusammenbrechen eines Tages, ich höre ihren Schrei, ich sehe ihr Gesicht — —

Der Arzt (mit ergriffen.) Fassen Sie sich. (Rasch.) Wenn man Edith mit Vorsicht behandelt, wenn man jede Erregung von ihr ferne hält, vor allem: wenn man sie (mit Nachdruck) wenigstens für die Zukunft vor jedem leidenschaftlichen Gefühl behütet, dann — sowie die bedenklichen Jahre vorüber sind — besteht wohl keine Gefahr mehr. Ihre Sorge muß sein, (berührt Löhners Schulter leicht mit der Hand:) heitern Sie Edith auf!

Löhner (wieder heftig.) Ich thue ja ohnedies nichts anderes als dies. Wir verbringen den Winter im Süden, die heißen Monate in der Schweiz. Ich habe keinen ruhigen Augenblick, ich habe kein Heim. Meine Unternehmungen stocken — der drohende Grubenausstand in Mähren, Sie haben wohl davon gehört — nun — ich bin in erster Linie davon betroffen. (Nach einer Depesche auf dem Tisch greifend.) Die Depeschen lauten immer ungünstiger. Alles stockt. Was ich in so vielen Jahren aufgebaut habe, stürzt zusammen und ich, ich sitze hier und heitere meine Tochter auf!

Der Arzt (achselzuckend.) Und doch, es giebt keinen anderen Weg!

Löhner (mit einer Geste.) Und gerade mich muß dieses Unglück treffen!

Der Arzt (begütigend.) Edith ist keine Ausnahme. So sind ja die jungen Mädchen fast alle .... Edith ist wie die andern, nur noch zarter, empfindlicher ... Die anderen sind nur blutleer und bleichsüchtig: Edith ist herzkrank geworden .... (Lebhafter.) Ich kann Ihnen nur eines raten: (Stark.) Schließen Sie Edith nicht so ängstlich vom Leben ab. Lassen Sie sie andere als immer nur Ihre Kreise kennen lernen.

Löhner (entschieden.) Wozu das? Wir haben sie bis jetzt behütet — bei jedem Schritt. Ich bin nicht blind. Ich kenne die Gefahren, denen ein Mädchen aus unseren Kreisen ausgesetzt ist —

Der Arzt (nachdrücklich.) Aber dieses Leben in fortwährender Sehnsucht der jungen Mädchen der Gesellschaft untergräbt deren gesunde Empfindung — und wenn sie mit einemmal aus alle dem gerissen werden und erwachen, wenn sie von dem ergriffen werden, was sie herbeisehnen und was zu fürchten sie man stets gelehrt hat —: von einem wirklichen Gefühl: dann, ich muß Sie warnen, bei Edith steh' ich für nichts ....

Löhner (sehr erregt.) Aber um Gotteswillen, — was ist da zu thun?

Der Arzt (gemessen.) Suchen Sie Edith näher zu kommen. Führen Sie sie in die Wirklichkeit zurück, aber ohne Erschütterung, mit Vorsicht. (Mit Nachdruck.) Seien Sie vorsichtig. (Kurz.) Das ist alles, was ich Ihnen sagen kann. (Greift nach seinem Hut.)

Löhner (ihm die Hand drückend.) Ich kann Ihnen nicht genug für Ihre Teilnahme danken, Herr Do

Der Arzt (abwehrend.) Das ist nur meine P (wendet sich zur Thüre.) (Einen Schritt zurücktretend.) Und dies — (leicht lächelnd.) Sehen Sie, Herr Löhner, wir „ernsten Männer" haben manchmal unsere habereien. Die meinen sind: die sozialen schaften. Die Mängel im Organismus der schaft hängen ja so sehr zusammen mit den meiner Patienten. Fräulein Edith nun, das Mädchen, das alles in Überfülle hat, dabei doch irgend etwas gequält wird, ihr Verhältnis zu Umgebung: sehen Sie, das alles scheint mir typischer Fall. Und nun (will sich verabschieden), ich noch einen Besuch vor, hier im Hotel. (Verabschiedet s. Einstweilen auf Wiedersehen.

Löhner. Auf Wiedersehen! Und nochmals besten Dank.

(Ab durch die erste Seitenthüre rechts.)

(Kurze Pause. Gleich darauf kommt **Charlotte** langsam aus der Zimmerthüre links, diese schließend. Sie hält einen Shawl in der Hand. **Charlotte** ist eine schmale, dürftige Gestalt, dunkel gekleidet. Gedrücktes We

Löhner (der dem Arzte nachgesehen hat, sich zu Charl wendend.) Ah, Sie bringen den Shawl für Edi Ist es denn draußen schon so kühl?

Charlotte. Das eben nicht, Herr Kommerzialr Es sind ja schon die schönen, warmen Frühlings abende. Aber Edith ist so empfindlich gegen Luft .... (Wendet sich zur Mittelthüre.)

Löhner (in Gedanken, dann plötzlich.) Fräulein Char lotte!

Charlotte (bleibt in der Thüre stehen, wendet sich um.)

Löhner (gezwungen.) Ich habe Ihnen eine Mi teilung zu machen: Edith — —

Charlotte (zusammenzuckend.) Hat sich der Arz ungünstig geäußert?

Löhner (verlegen.) Das gerade nicht. Aber — (ausbrechend.) Das Leiden ist noch immer da: Sie wissen Edith muß, wenn nur irgend möglich, die tiefste Ruhe haben. Jede Leidenschaft muß von ihr ferngehalten werden. Ein Augenblick der Erregung —! (die Hä zusammenpressend.) Nein, sie wird mir nicht sterben —

Charlotte (mit gesenkter Stimme.) Das also hat der Arzt gesagt?

Löhner (leidenschaftlich.) Sie soll mir nicht sterben!

Charlotte (in steigender Angst.) Nein, nein .... Nur das nicht .... Nur das nicht .... (Vor sich hi Ich werde wieder in den Bureaux herumstehen und in den Vorzimmern warten. Und wieder betteln ... um eine Stelle .... um irgend etwas .... (Zusammen zuckend.) Wieder hinaus müssen, wieder kein Heim haben ....

Edith (die Mittelthüre von außen halb öffnend, in das Zimmer rufend.) Charlotte, bringen Sie mir die Mappe ... da .... rechts .... (Charlotte nimmt eine Zeichenmappe von einem Tischchen, wendet sich zur Mittelthüre.)

Löhner (zu ihr leidenschaftlich tretend.) Helfen Sie mir Edith erhalten! Sie werden in meinem Hause immer ein Heim haben, solange Sie mir Edith erhalten. Gehen Sie jetzt.

Edith (von draußen rufend.) Charlotte.

Charlotte. Ja .... Ich komme schon .... rasch durch die Mittelthüre.) (Kleine Pause.)

Frieda (öffnet die Tapetenthüre links. Man sieht in ein kleines, ...tes Boudoir. Frieda setzt sich vor einen Toilettespiegel; sie ist im ...rmantel, gepudertes Haar. Sie spricht aus der halboffenen Tapeten...) Bist Du schon fertig, Papa?

Löhner (sich der Tapetenthüre nähernd, mit einem Blick zur ...lthüre. Zerstreut.) Gleich, mein Kind, gleich.

Frieda (während sie frisiert wird.) Ich freue mich dies... wirklich. Ein Frühlingsfest in Nizza — das ist ... einmal etwas anderes. Und getanzt wird dann h....

Löhner (wie früher.) Ja .... ja ....

Frieda (nach einer kleinen Pause.) Hat niemand Blumen mich abgegeben?

Löhner (wie früher.) Heute noch niemand.

Frieda. Ist der Max schon zurück?

Löhner. Noch nicht.

Frieda (energisch.) Dann mußt Du Dich gleich ...tig machen, Papa. (Ungeduldig.) Wer wird mich denn ...leiten? Bis der Max zurückkommt —!

Löhner (gequält.) Aber Edith — wir können sie ...ch nicht allein lassen! Und mit darf sie nicht; es ... ihr ausdrücklich verboten.

Frieda (leichthin.) Edith ist sehr zufrieden, wenn ...an sie allein läßt. (Dringender.) Also bitte, Papa, beeile ...ich. (Schmeichelnd.) Ich gehe ja immer am allerliebsten ...it Dir irgend wohin. Dann komm' ich mir noch so ganz ...ng vor. (Sich erhebend.) So — (der Frisiermantel wird ihr ...genommen.) Jetzt das Kleid (in ihr Zimmer sprechend.) Das ...chte? Nein .... das heliotropne! (Das Kleid wird ihr ...übergereicht. Sie schließt die Thüre.) (Kleine Pause, während welcher ... der Nachglanz des Sonnenunterganges über die Bühne verbreitet. ...ginnende Dämmerung. Die Mittelthür wird von Charlotte geöffnet. ...ith tritt hervor, gleich darauf Charlotte. Edith ist achtzehnjährig, zarte, ...t sensitive Gestalt. Rötlich blondes Haar, zu einem Knoten zusammen...rafft. Weiße, schmale Hände. Um den Hals ein Spitzentuch.)

Löhner (ihr entgegen.) Na, da bist Du ja. (Gesucht ...ing.) Genug geschwärmt? (Löhner und Charlotte stehen ab...its. Charlotte hält den Shawl noch in der Hand.)

Edith (tritt an das Fenster, zum Meer hinblickend.) Ja, es ...ar so schön .... Es ist hier so wunderschön in ...izza .... Rückwärts .... die Berge, dunkel violett, ...nd da das Meer, silberhell und ruhig mit den vielen ...egeln und dem Rauch der Dampfer ..... (vor sich hin.) ... wenn man sich so hinaustreiben lassen könnte, ...eit, weit hinaus .... (mit einem Blick hinaus.) Dieser ...immel! .... Und die Blumen überall, die vielen ...lumen .... Da .... im Garten .... die Orchideen ...nd Palmen, Orangenblüten und Rosen, Rosen, ...ohin man schaut... (leise.) O, es ist so wundervoll, ...a draußen zu sitzen, ganz allein, zu warten bis die Dämmerung kommt (die Hände zusammenpressend für sich.) Das alles einmal gefühlt, so ganz in sich aufgenommen haben .... diese Schönheit — wie das alles verschwimmt, Meer, Luft und Berge — .... dann, dann hat man doch nicht umsonst gelebt. (Sie blickt verloren vor sich hin. Kleine Pause.)

Edith (plötzlich.) Du hast mir solange nichts von Mama erzählt .... Ich denke jetzt so oft an Mama .... Ist es wahr, was Frieda sagt: daß ich ihr jetzt ganz ähnlich sehe?

Löhner (gequält.) Ich erschrecke oft, wie ähnlich Du ihr bist.

Edith. Hat Mama auch Blumen und Musik so gern gehabt?

Löhner (trocken.) Ja, sehr gerne.

Edith (rasch.) Und ist Mama .... leicht gestorben?

Löhner (nachdenklich.) Sehr leicht ....

Charlotte (näher tretend mit leisem Vorwurf.) Wo sind Sie denn wieder mit Ihren Gedanken, Fräulein?

Edith (schreckt mit einemmal zusammen; fährt sich mit der Hand über die Stirne.) Ach .... ja ....

Löhner (ungeschickt fürsorglich.) Ist Dir nicht ganz wohl, Edith?

Charlotte. Sie sollten nicht so lange allein draußen bleiben. Es wird auch immer so kühl .... gegen Abend.

Löhner (strenger.) Du hast Dich gewiß wieder erkältet.

Edith (anfangs ruhig, dann gereizter.) Erkältet .... Das hat jetzt kommen müssen, natürlich. (Abgewendet, leise.) Ich weiß ja immer voraus .... jeden Augenblick, was man mir im nächsten sagen wird .... Und immer ist es das, was ich am wenigsten ertrage. (Heftiger gegen Löhner.) Alles wird mir zerstört —!

Löhner (will aufbrausen, bezwingt sich.) Ich meinte ja nur —

Edith (müde.) Jetzt ist es freilich vorbei .... Wenn man den Reiz einer Stunde zerstört .... (lebhafter) durch ein Wort, durch ein Lachen, durch eine Bewegung der Hände — das ist ja so, als ob etwas Liebes sterben würde ....

Löhner (mit einem Blick zu Charlotte.) Aber errege Dich nicht, Edith, ich bitte Dich.

Charlotte (wieder näher tretend.) Sie müssen sich schonen, Fräulein, um unser aller willen.

Edith (abgewendet.) Schonen, immer schonen — (ganz leise) sich zu Tode schonen! .... (plötzlich.) Ich will heute mit auf das Fest!

Löhner (entschieden.) Nein, Edith, das geht nicht, unmöglich. Der Lärm, die Erregung, die vielen Menschen — das könnte Dir schaden. (Zögernd.) Es wird dann auch getanzt. Und Du darfst nicht tanzen. Du weißt es. — (Begütigend.) Du mußt Ruhe haben.

Edith (macht eine abwehrende Bewegung.)

Frieda (aus der Tapetenthüre rufend.) Charlotte.

Charlotte (begiebt sich in Friedas Zimmer.)

Löhner. Da — (greift in die Tasche und entnimmt derselben ein Perlencollier) da hab' ich etwas, das Dir Freude machen wird. (Giebt es Edith.)

Edith (betrachtet es bewundernd.) Das ist herrlich!

Löhner. Es ist eine venezianische Arbeit.

Edith (nimmt das Collier um.) Wenn ich so mitkommen könnte.

Löhner (ärgerlich.) Aber Du verlierst doch nichts an diesem Fest!

Edith. Das Fest ist es ja gar nicht. Aber ich wäre frei einen ganzen Abend! (Nachdenklich.) Wer weiß, was ich da erleben könnte! neue Menschen, neue Schicksale!

Löhner (scharf.) Das versteh' ich nicht. (Gereizt.) Ich versteh' Dich überhaupt nicht mehr.

Edith (mit ausbrechendem Gefühl.) Das ist es eben. Das ist es ja das Furchtbare. Wir reden, reden immer fort: von der Gesellschaft, Theater, Hochzeiten, Bällen; aber wir haben einander nichts mehr zu sagen, schon lange nicht mehr. Wir sprechen laut, manchmal heftig; aber in uns ist Totenstille — und um uns. Unter lauter Fremden geh' ich hier herum. Du, Frieda, Max, ich — wir haben ja nichts gemeinsam, so gar nichts. (Heftig.) Den einzigen, der mir etwas war, (abgewendet) den hast Du —

Löhner (auffahrend.) Edith, Du — davon kein Wort!

Edith (erregter.) Ihr hört mir ja gar nicht zu, Ihr verhöhnt mich, wenn ich von dem spreche, was mich beschäftigt.

Löhner (ruhiger, hart.) Ich bin kein Schwärmer. Ich bin nur ein Kaufmann. Freilich einer, der die Mittel besitzt, Dich jetzt durch die Welt zu führen. (Weicher.) Und das ist Dein Dank.

Edith (innig.) Nein, das wollte ich nicht: Dir wehe thun. Das gewiß nicht. Warum muß ich denn alles so heraus sagen? Was hab' ich denn nur gesagt? Daß Du mich nicht verstehst! Versteh' ich mich denn selbst?" ... (ergreift seine Hand zögernd.) Sei mir nicht mehr böse, Papa .... Ich will Dich nie mehr quälen ... Ich bin ganz unsicher, wenn ich weiß: es ist jemand, der etwas gegen mich hat.

Löhner (ihre Hand in der seinen haltend, überlegen lächelnd.) Du bist ein Kind, Edith, ein sehr verwöhntes Kind.

Edith (sehr innig.) Aber ich will doch so wenig. Ich will ja nur, was die Allerärmste haben kann: ein bißchen Freude und Freiheit und daß man mich ein bißchen versteht .... Und wissen möcht' ich etwas, o alles wissen!

Löhner (wieder kalt.) Was Dir zu wissen nötig war, hast Du gelernt.

Edith (weich.) Aber Du hast nie Zeit gehabt für mich, schon nicht als Kind ....

Löhner (trocken.) Das Leben ist eben grausam. Es hat mir sehr viel gegeben. Ja, ich bin reich geworden! Aber es hat mir keine Zeit gelassen, für mich und für Euch! Von der Börse ins Comptoir, vom Comptoir auf die Börse zurück. Unternehmung um Unternehmung, immer weiter, immer höher hinauf.

Edith (vorwurfsvoll.) Ja, immer Deine Geschäfte.

Löhner (aufbrausend.) Verachtest Du vielleicht meine ganze Thätigkeit?

Edith (desgleichen heftig.) Du hast ja nie mit mir darüber gesprochen — über etwas Ernstes ....

(Eine elektrische Glocke. Charlotte tritt aus Friedas Zimmer, ... zweite Seitenthüre rechts. Erscheint gleich wieder mit Briefen ... schmalen Paket.)

Charlotte (alles übergebend.) Das ist eben abgegeben worden. (Begiebt sich in Friedas Zimmer zurück.)

Edith (die Briefe überblickend.) Lauter Einladungen. (Liest.) Der Ball im Hotel Royal ...., der Ba... Hotel Cosmopolitain ...., der Ball — (wirft ... ladungen fort.) (Bitter.) Da — zu einer Maskenr... (Nimmt die beiden letzten Briefe an sich.) (Zu Löhner gewendet.) Denk Dir, Marianne hat sich verlobt .... auch (wirft den Brief mit den andern fort; will den andern ... das Paket mit dem Buch rasch an sich nehmen.)

Löhner (den Brief ins Auge fassend.) Erlaube ...

Edith (energisch.) Der Brief ist für mich, Papa...

Löhner (in beginnender, dann stets wachsender Erregung.) ... werde wohl noch sehen dürfen, wer Dir schreibt.

Edith (immer ängstlicher, hält den Brief krampfhaft ...)

Löhner (leidenschaftlich.) Ich will ihn sehen ... Brief, ich will — (sucht den Brief an sich zu reißen.)

Edith (aufschreiend.) Papa!

Löhner (der den Brief an sich gerissen hat, zornig.) ... Schrift. Wahrhaftig ich habe mich nicht getäuscht. (Drohend.) Das ist von Stephan! (Zerrt an dem ...)

Edith (flehend.) Papa!

Löhner (immer heftiger.) Wie kommt dieser B... dazu, Dir zu schreiben?

Edith (die Stuhllehne nervös umklammernd.) Nur ... zerstöre mir nicht schon wieder, nur das nicht!

Löhner (sie anherrschend.) Ich hab' ihn aus dem Hause gejagt, die Thüre hab' ich ihm gewiesen — damals, wie ich Dich — (mit gesenkter Stimme) in seinen Armen fand! (Schreiend.) Wie hat er es wagen können! Ein Mensch, den ich aus der Armut gezogen, den ich in mein Bureau aufgenommen habe und in mein Haus. Der Sohn eines Heuers, den ich studieren ließ, — nach Zürich hab' ich ihn auf die Hochschule geschickt. Flugschriften hat er über „mein Syst... geschrieben, in Versammlungen hat er gegen mich gesprochen. Dieser ganze drohende Ausstand (zornig) es ist sein Werk.

Edith. Er ist ja seitdem nicht hier gewesen, seit zwei Jahren nicht!

Löhner. Er hat die Leute zuerst auf den ... danken gebracht. Was sie jetzt thun werden, er ... es angestiftet. Daß mein Vermögen, mein Name ... dem Spiele steht, daß ich seit Wochen keinen ruhigen Augenblick habe — er ist daran schuld. Daß ... krank geworden — ihm hab' ich es zu verdanken. Er hat Dich vergiftet mit seinen Ideen.

Edith. Kennst Du denn diese Ideen, Papa?

Löhner. Ich will sie nicht kennen, diese Phantastereien von Freiheit, Persönlichkeit —

Edith (in Erregung.) Darüber darfst Du nicht sprechen, Papa! Sie sind stärker als Du, diese Ideen!

Löhner (in dem gleichen Tone.) Eine Krankheit ist sie, die gefährlichste von allen! Sie haben uns unsere Kinder entfremdet. Was ich bin, verdank' ich mir. Ich bin von unten hinaufgekommen. Alles hab' ich

ht. Ein Wort von mir und tausende Hände
zu schaffen auf, tausende Existenzen zittern vor
— Aber zu Hause, bei Dir — gelte ich nichts.
wer hat mich um alle Achtung gebracht . . . . .
Bücher — dieser Stephan . . . .

Edith (abgewendet, das Gesicht mit den Händen bedeckend.) Die
nden mit ihm, das waren ja die einzig schönen . . .

Löhner (aufflammend.) Du bist also noch in Ver-
ung mit ihm? Ihr schreibt Euch also noch? Er
ft Dir seine Bücher. Er läßt Dich noch immer
aus seiner Macht. Ich will den Brief sehen!
den Brief aufreißen.)

Edith (entsetzt.) Papa! (Flehend hastig.) Ich hab'
nur ein einziges Mal geschrieben. Er antwortet
Es geht ihm vielleicht schlecht. Er bittet mich
leicht um Hilfe, — Dich soll er nicht bitten. (Um-
mert den Brief.) Gieb mir den Brief, Papa! (Umklammert
es Arm.) So bitte ich Dich! . . .

Charlotte (tritt aus Friedas Zimmer, begiebt sich zum Seiten-
rechts, holt von dort einen Fächer; sie wirft im Vorübergehen Löhner
bittenden Blick zu.) Herr Löhner. (Sie begiebt sich dann wieder
dem Fächer in Friedas Zimmer.)

Löhner (Edith widerstrebend den Brief überlassend.) Nun denn. (Gleich darauf wieder heftig.) Aber das Buch wünsch' ich von Dir.

Edith (indem sie das Paket festhält, feindlich.) Das Buch gehört mir, Papa.

Löhner (wieder zornig.) Du hast nie etwas in die Hand bekommen, das nicht einer von uns vorher gelesen hat . . . .

Edith (das Paket festhaltend.) Ich will aber nicht mehr das kleine unwissende Mädchen sein! Ich will wissen, was man denkt in der Welt da draußen!

Löhner (kurz.) Was kümmert das Dich!

Edith. Da draußen, wo es Menschen giebt, die ein Ziel haben.

Löhner (bestimmt.) Gieb mir das Buch. (Entreißt ihr das Paket, öffnet es rasch.) In der That. (Empört.) Von Stephan! (Liest den Titel.) „Die Kohle — Gemeineigentum." (Kleine Pause des Nachdenkens, plötzlich.) Dann bin ich also einer, der fremdes Eigentum stiehlt. Dann bin ich also ein Dieb. Und das sollst Du lesen! Verachten sollst Du mich. Nein, das wirst Du nicht lesen. Da. (Er zerreißt das Buch.)

Edith (aufschreiend.) Papa. (Abgewendet.) Jetzt hast Du etwas zerstört — in mir! (Schluß folgt.)

Julinacht.

as Zwielicht breitet seine Dämmerflore
t stillen Händen aus von Zweig zu Zweig,
h durchs Gewölbe hoher Blätterthore
hrt mich ein enger, dicht verwachs'ner Steig.

ie groß die Stille. Satt hat sich getrunken
e Sonne, die sich durch die Wipfel stahl
n Blütenduft; nun ist sie hingesunken
t Moos und Laub nach ihrem Bacchanal.

r schwüler Atem mir die Stirn umwittert,
n Blute fiebert wild die Sommernacht,
d ruheraubend durch die Nerven zittert
as Blitzgezuck mit geisterhafter Macht.

Ein Sehnen faßt mich und ein brünstig Drängen,
Ein Rausch mit seiner schmeichelnden Gewalt,
Als ob mich meine heißen Sinne zwängen
In ihren Bann. So irr' ich durch den Wald.

Da öffnet sich der Weg. Vom Wiesengrunde,
Gebadet in des Mondenlichtes Glanz,
Girrt ein Sirenensang aus Mädchenmunde
Und weiße Leiber schwingen sich im Tanz.

Und eine löst sich aus dem Ringelreigen,
Im Taumel noch das Haupt zurück ihr sinkt,
Daß luftgeschwellt sich ihre Brüste zeigen,
Sie lockt mit weichem Arm und lockt und winkt. —

O Julinacht, wer kann sich ihrer wehren!
Sein stolzer Wille rinnt, von Glut bethört,
Dahin in süßem, schauerndem Begehren —
Bis er die Schlange lauernd rascheln hört . . .

Otto Kindt.

In Sturm und Nacht.

Der Nachtwind rauscht, der Nachtwind stöhnt! —
Horch Kind!
Horch, wie er lacht, horch, wie er höhnt
Sie alle, die nicht frei und furchtlos sind.

An meine Brust! In meine Glut!
Komm, Kind!
Daß Dich in Sturm erlöst Dein Blut
Aus Ketten, die so klein und schmählich sind.

Der Nachtwind rauscht, der Nachtwind lacht! —
Sieh, Kind:
Nun fühlst auch Du, wie süß sich's wacht,
Wenn zwei in Sturm und Nacht zusammen sind.

Georg Rothe.

Erwartung.

All die liebeheißen Worte,
Die durch Deine Seele zieh'n,
Wollen sie der Purpurpforte
Deiner Lippen nicht entflieh'n?

Und die zärtlichen Gedanken,
Die Dein Lockenköpfchen denkt,
Sind sie in die Marmorschranken
Deiner Stirne eingeengt?

Und Dein Blut, das lang geschlafen
In der Wunderglieder Bau,
Treibt Dich's nicht aus sicherm Hafen,
Holdeste, geliebte Frau?

Schon die Wünsche und Gedanken
Sind ein märchendunkles Land,
Und sie winden und sie ranken
Zwischen Dir und mir ein Band.

Und so harre ich der Stunde,
Harre fiebernd und verzückt,
Bis aus Deinem roten Munde
Mich das erste Wort beglückt.

Nahe rückt sie, nah und näher,
Sie, die kommen wird und muß,
Und ein zukunftsfreudiger Seher
Warte ich auf Wort und Kuß.

Eugen Lirch

„Sonntag."

Was gestern Nacht — ein banger Traum —
Durchs Herz gezogen weich und müd',
Es ist verweht, ich fühl' es kaum:
Die Sonne singt ihr gold'nes Lied.

In Sonnenglanz und Morgenduft
Begrab' ich, was mich bang' bedrückt,
Und durch die lichterfüllte Gruft
Webt Lebensodem und beglückt.

Die Nacht versank. Es stieg der Tag
Aus sonnenheller Seligkeit,
In sonnenfrohem Jubelschlag
Jauchzt auf das Herz, erstirbt das Leid.

E. G. Kolbenheyer

Liebesklage.

(Altindisch.)

Zur jasminumrankten Laube
Jugendlieblich trat Kumára,
Leise lauschend, ob des Abends
Lotosdufterfülltes Hauchen
Seiner holden Dêvayâni
Heimlich süße Liebeslieder
Hin zu seinem Ohre trüge.

Zitternd schwankten weiße Blüten
In des Mondes keuschem Lichte;
Aus dem nahen Palmenhaine
Tönt des Quells verborg'nes Murmeln,
Klang des Kuckucks neckisch Rufen.
Nicht erlauschte des Kumâra
Ohr die oft gehörte Weise.

„Ach, die Lieder Dêvayânis
Sind verstummt, die zarten Lieder,
Drob der blumenpfeilbewehrte
Káma[1]) oft vergaß des Spieles
Mit dem Apsaras[2]), den lichten,
Deren duft'ge Locken wehen
Froh im Mangoblütenreigen."[3])

„Dêvayânî, Deinen Liedern,
Soll ich nie mehr ihnen lauschen?
Nicht erfreut mich mehr, zu jagen
Mit den Pfeilen die Gazellen;
Müßig steh'n die flinken Rosse
Stampfend an den vollen Krippen.
Arm und elend ist Kumâra."

Also klagte bang der Jüngling,
Daß in ros'ger Scham erglühten
Dêvayânis weiche Wangen,
Und des Liedes Kläng' erstarben
Ihr im liebesscheuen Busen.
Nur aus nächtlich dunklem Haine
Tönt des Kuckucks[4]) neckisch Rufen.

E. Dieckhöfer

[1]) Kâma, der indische Liebesgott, den man sich mit einem Blumenpfeil dachte. [2]) Göttermädchen der indischen Mythologie. [3]) Die [illegible]blüte ist dem Kâma heilig. [4]) Der Kuckuck ist der Vogel der Liebe nach indischer Auffassung.

Nachtnähe in Tirol.

ch küss' ich Deiner Wangen ros'gen Sammt
trinke Herzlust von dem blüh'nden Munde,
essen schon zur späten Abendstunde
Hoch überm Grunde
n stolzen Grat der letzte Purpur flammt.

„Herzliebchen, lebe wohl! Und wenn Du säumst,
Zu schlummern, wo selbst Nachtigallen schweigen,
So mögen Engel Dir im Zauberreigen
Mit Silbergeigen
Das Lied der Liebe spielen, bis Du träumst!“

„Doch eh' ich scheide, küss' mich noch einmal!
So, Kind. — Ich danke Dir! —“ Nun steig' ich gerne
Den steilen Berg hinan, darüber ferne
Grüngold'ne Sterne
Hinunterseh'n ins wundersame Thal!

Otto Promber.

Frühlingsbild.

Birken auf den Auen,
Weiß wie schöne Frauen,
Spiegeln sich in blauen
Wassern, schilfumgeben.
In den Frühling schweben
Träume vom Leben.

Blumen blüh'n zu Füßen,
Vogelstimmen grüßen,
Grüßen mich von süßen
Liedern, längst verklungen,
Die ich einst in jungen
Jahren gesungen.

Rudolf Knuffert.

Morgen.

Das Gestern starb und wundersam
Durch meinen Halbschlaf zieht
Verklingend, was es gab und nahm,
Fern wie ein fernes Lied.

Nun spinnt der gold'ne Sonnenschein,
Indes ich süß erwach',
Viel Märchen in den Tag hinein,
Ganz hell ist mein Gemach.

Das Glück, das in mein Sinnen singt,
Ist ahnungslos und träg;
Was mir der junge Morgen bringt,
Ist weit noch auf dem Weg.

Camill Hoffmann.

Die Schildwache.

(1789.)

Hundert Amoretten scherzen
In Cytherens Rosenhaine,
Um die Wette kosen, herzen
Mutter Venus sie, die Feine. —
Plötzlich — sieh, wie wunderbar
Ist der Zug geheimen Sehnens! —
Fliegt und sammelt sich die Schar
Auf dem Angesicht Helenens!

In den Augen sieht man viele,
Auf der Stirne sich gesellen,
Und die Kühnsten lockt's zum Spiele
Mit des Haares gold'nen Wellen.
Seht das Bild! Es tollt und lärmt
Überall die Schar, die lose,
Wie ein Bienenvolk umschwärmt
Blumenkönigin, die Rose!

Einer aber hat, im Nippen
Recht ein Schelm, ein reizend Bübchen,
Sich geschwungen von den Lippen
Auf das Kinn herab ins Grübchen.
Und ist tiefer noch geschlüpft,
Um den süßesten Seim zu kosten;
Wie mehr er die Flügel lüpft:
Ihr am Busen steht er Posten.

Nach dem Französischen des Chevalier de Cubières von Th. Vulpinus.

Der Angelus.

Bei der Mission Dolores in Californien, 1868.

Glocken von einst, eu'r langvergessnes Tönen
Füllt noch die Weite ganz.
Und leiht dem ernsten Zwielicht heut' gar schönen
Romantisch farbigen Glanz.

Ich hör' den Ruf und seh' die Sonn' sich neigen
Auf Fels und Flut und Sand,
Vom Strand aus der Mission die Lieder steigen
Hinauf ins Heidenland.

Weithin im Umkreis eurer Feierklänge
Ist mild die Luft und rein,
Nie dringen Unrast, Lust und Weltgepränge
In jene Mauern ein.

Von eurem Zauberlongewog' umfangen,
Schau' ich, was einst gescheh'n:
Ich sehe Spaniens Glorie sterbend prangen
Und wie ein Traum vergeh'n.

Weiß seh' Mission ich und Presidio blitzen,
Mit Turm und Zinnen klar;
Zu Roß im Lederwamms den Kriegsmann sitz.
Den Priester im Talar.

Noch einmal seh' Portala's Kreuz ich ragen
Im letzten Sonnenloh'n;
Ins Heidenland nach Norden hin verschlagen
Die schmucke Galion'.

O heilige Glocken! ruft mit Weihgesängen
Den alten Glauben wach, –
O helle Glocken! euren Zwielichtklängen
Zieh'n stets noch Gläubige nach!

Ihr Stimmen brecht und zittert noch wie weiland. –
Brecht, zittert und verklingt;
Mystisch, wie in die Hostie der Heiland,
Die Sonn' am Hügel sinkt!

Nach dem Englischen des **Bret Harte** von **Max Kiesewetter.**

Bei Tagesgraun.

Bei Tagesgraun, noch ehe der Sonne Strahl
Durch Wolken brach in siegender Herrlichkeit,
Da, noch gehüllt in duft'gen Schleier,
Schlummerumfangen die Ferne daliegt!

Das ist für mich die hehre, geweihte Stund',
Da lausch' ich oft der Erde geheimstem Puls
Und mit des Weltgeists leisem Wehen
Spüret die Seele den inn'gen Einklang.

Des Ew'gen Hauch durchschauert mich wundersam
Bis auf des Herzens innersten, tiefsten Grund;
Der höchsten Rätsel Lösung blick' ich
Ahnenden Sinnes, in heil'gem Bangen . . .

Eduard Fehre.

1870.

Ihr Brüder schenket wacker ein,
Es blitzen bei des Feuers Schein
Die Klingen so verwegen!
Bald ist der frühe Tag erwacht,
Dann reiten wir von Mut entfacht,
Dann reiten wir zur letzten Schlacht
Dem Tod, dem Tod entgegen.

Der erste Trunk dir Deutsches Reich!
Dir weihen wir, dem keines gleich,
Das Glas bis auf die Neige.
Dich schrecke nicht der Bösen Droh'n,
Dir winden sich als schönster Lohn
Um deine blut'ge Siegeskron'
Des Friedens Palmenzweige!

Stoßt an, bis jedes Glas zerschellt!
Es lebe wer die Wehre hält
Und sie wohl weiß zu führen!
Sein Name klingt in Süd und Nord
Er lebt im Lied der Helden fort,
Mag ihn am öden Heideort
Der grimme Tod auch küren.

Das letzte Glas in letzter Nacht
Das sei der Liebsten zugebracht
Im fernen Heimatlande!
Vielschöne Maid, ich denke Dein,
Bei jedem Trunk, bei jedem Wein;
Und tropfen Thränen auch darein,
Uns ist es keine Schande.

Wohlauf, schon blitzt des Frühhrots Schein!
Und Mut soll unsre Losung sein,
Wär auch die Höll' im Bunde!
Ob wider uns der Teufel ficht,
So fürcht' ich doch die Kugel nicht,
Die Kugel, die zwei Herzen bricht,
Zwei Herzen zur selben Stunde.

P. G. Föhr.

Litterarische Notizen.

— Gesetze über das Urheberrecht in allen ndern nebst den darauf bezüglichen internationalen Vergen und den Bestimmungen über das Verlagsrecht. Auflage. Durchgesehen von Professor Ernst Röthlisrger-Bern. Leipzig. Verlag von G. Hedeler. 1902. e „Deutsche Dichtung“ wird naturgemäß auch von hriftstellern so viel gelesen, daß ein Hinweis auf das rliegende Werk auch an dieser Stelle berechtigt ist. Es ngt in alphabetischer Reihenfolge den Text sämtlicher setze, die in allen Ländern der Erde zum Schutze des stigen Eigentums erlassen worden sind und zwar in undingt authentischer Form beziehungsweise Übersetzung. leichwohl interessiert der Inhalt nicht bloß den Schriftller, den Verleger und den Juristen, sondern auch den eiteren Kreis der Gebildeten überhaupt, sofern sich der ser nur die Mühe nehmen will, aus dem trockenen Text e Fülle des Anregenden zu extrahieren, das in und ischen den Zeilen zu lesen ist. Erwägt man, wie es vor 848 um den Schutz des geistigen Eigentums selbst innerlb der einzelnen Länder und Rechtsgebiete stand — der ternationale Rechtsschutz war vollends völlig unbekannt — und vergleicht man damit die jetzt geltenden Bestimmungen, ie sie dieses Buch übersichtlich zusammenstellt, so wird an den ungemeinen Fortschritt auf diesem Gebiete freudig kennen, wieviel auch hier noch zu ändern, zu ergänzen nd zu bessern ist. Einzelnes Besondere, das uns beim urchblick dieser dankenswerten Zusammenstellung aufgeeßen ist, sei hier verzeichnet. Ägypten gehört noch beeiflicherweise zu denjenigen Ländern, welche kein besonderes esetz über das Urheberrecht haben, auch fehlt sogar ein itteratur-Vertrag mit der Türkei, der namentlich den eingeborenen Schriftstellern, also den Autoren in türkischer nd arabischer Sprache zu gute käme. Gleichwohl haben ahlreiche Urteile der gemischten Gerichte in Alexandrien nd Kairo, sowie der Konsular-Gerichte dieser beiden Städte ei Entscheidungen auf dem Zivilwege das litterarische Eigentumsrecht anerkannt und durch die Gewährung von Ansprüchen auf Schadenersatz praktisch zur Geltung gebracht. Ob die in dem Buche zitierte Rechtsanschauung eines französischen Juristen — Darras — wonach Belgier, Engländer, Deutsche, Franzosen u. s. w. in den Ländern der Levante und besonders in Ägypten das Urheberrecht so zu respektieren haben, wie wenn sie in ihrem Heimatland wohnten, richtig ist, mag freilich dahingestellt bleiben; praktisch würde diese Anschauung wohl nur dann zur Geltung gelangen, wenn der betreffende Autor dann in sein Heimatland zurückkehren und dort wegen des in Ägypten begangenen Nachdrucks belangt werden würde; auch da wäre der Ausgang des Prozesses problematisch. Die argentinische Republik hat schon durch die Verfassung von 1853, dann durch das bürgerliche Gesetzbuch von 1863 ein Urheberrecht für Eingeborene geschaffen. Im Jahre 1889 wurde dann zwischen den nächstbeteiligten südamerikanischen Ländern spanischer Zunge, also Argentinien, Bolivien, Brasilien, Chile, Paraguay, Peru und Uruguay eine Konvention getroffen, die jedem ihrer Bürger in den anderen Vertragsstaaten denselben Schutz sicherte, den er in seinem eigenen Lande hatte. Doch genehmigten — eine charakteristische Erscheinung, die sich oft genug wiederholt — gerade die drei Staaten, die das größte Absatzgebiet für die bezügliche Litteratur bildeten, also Bolivien, Brasilien und Chile, das Abkommen nicht, offenbar auf Einspruch der dort seßhaften Verleger, die den Nachdruck an den in den vier kleineren Ländern erscheinenden Büchern nicht fahren lassen wollten. Hingegen war es — gleichfalls eine charakteristische, sich immer wiederholende Erscheinung — vor allem derjenige Staat Europas, der zunächst Fürsorge für seine Schriftsteller erwies, Frankreich, der auch zuerst der Konvention der vier kleinen südamerikanischen Republiken beitrat. Hierauf folgte erst Spanien, dessen Schriftsteller dabei gewiß unendlich mehr beteiligt waren als die französischen, endlich Italien. Der Berner Konvention von 1886 ist Argentinien bisher nicht beigetreten. Belgien, bis vor einem Menschenalter das gelobte Land der Nachdrucker in französischer, aber auch in deutscher Sprache, hat seit 1886 ein Gesetz betreffend das Urheberrecht, ferner besondere Vereinbarungen mit Deutschland, Mexiko, den Niederlanden, Portugal, Spanien und den Vereinigten Staaten, auffallenderweise aber nicht mit dem nächstbeteiligten Lande, mit Frankreich, wofür jedoch dadurch ein Ausgleich geschaffen ist, daß Belgien gleichfalls der Berner Konvention beitrat. In Bolivien züchtigte bereits das Strafgesetzbuch von 1834 den Nachdrucker als Dieb und legte ihm eine Buße im vierfachen Betrage des angerichteten Schadens auf; gewiß eine interessante Thatsache, wenn man erwägt, daß damals der Nachdruck in alten Kulturländern, namentlich auch in Deutschland, als ein erlaubtes und nur eben moralisch nicht ganz einwandfreies Gewerbe galt! Ein Dekret von 1879 regelte dann in Bolivien das litterarische und künstlerische Eigentum und hob zugleich jede Art der Zensur auf. Das Gesetz hat zum Teil mustergültige Bestimmungen und gewährt größeren Rechtsschutz als z. B. das deutsche Urheberrecht von 1901! Hingegen ist es von fremden Staaten nur Frankreich gelungen, seine Litteratur in Bolivien zu schützen. Die Autoren Spaniens und Portugals, die naturgemäß zunächst in Bolivien nachgedruckt werden, sind dort noch heute ungeschützt, da Bolivien auch der Berner Konvention nicht beigetreten ist. Das Gleiche gilt von Brasilien, wo erst die republikanische Verfassung von 1891 durch einen Paragraphen ein Urheberrecht für Eingeborene schuf, das dann 1899 durch ein Gesetz ausgebaut wurde. Mit Brasilien hat selbst Frankreich keinen Vertrag vereinbaren können. Der einzige Staat, der seine Schriftsteller dort zu schützen wußte, war der nächstbeteiligte, Portugal, während die für Brasilien gleichfalls stark in Frage kommende spanische und deutsche Litteratur dort heute noch straflos ausgebeutet werden darf. Kanada hat seit 1886 ein Gesetz über das Urheberrecht, welches unter gewissen Modalitäten auch die Erzeugnisse der englischen Litteratur und darüber hinaus auch die Litteraturen jener Länder schützt, die mit England internationale Verträge zum Schutze des litterarischen und künstlerischen Eigentums geschlossen haben. In Chile gewährte bereits die Verfassung von 1833 dem Autor oder Erfinder einen Rechtsschutz, der dann durch ein Spezialgesetz von 1834 mehr ausgebaut wurde. Von auswärtigen Staaten hat die südamerikanische Republik nur mit den Vereinigten Staaten eine Konvention getroffen; der Berner Konvention ist Chile nicht beigetreten. Das Gleiche gilt von Kolumbien, das nur mit Italien und Spanien Verträge hat. Bemerkenswert ist, daß dort der litterarische Rechtsschutz ein Menschenalter später in Kraft trat als in Chile oder Bolivien und zwar zuerst durch einen Paragraphen der Verfassung vom August 1886, dann durch ein Spezialgesetz vom Oktober des gleichen Jahres. Diese Erscheinung wie einige andere fordern eine Erklärung heraus; sie ist bald gegeben; diese frühere oder spätere Fürsorge für das Recht des Autors läßt sich in kleinen Ländern mit halb barbarischen Verhältnissen immer darauf zurückführen, ob sich gerade zufällig eine Persönlichkeit von genügender Bildung und genügendem Einfluß für die Regelung der Materie interessiert oder nicht. So ist z. B. im Gegensatz zu Kolumbien das Autorrecht in Costa Rica ein ganz ausgebildetes. Neben einem Gesetz über das geistige Eigentum von 1896, das sehr umfangreich und eingehend ist und mit zu den sorgfältigsten Arbeiten auf diesem Gebiete gehört, giebt es Konventionen mit Frankreich, Spanien und den Vereinigten Staaten, ferner mit den Nachbarländern Guatemala, Honduras und Salvador. In Costa Rica also gab es offenbar einen Minister oder hervorragenden Parlamentarier, der zugleich litterarisch thätig war oder doch litterarische Interessen hatte. Sehr traurig steht die Frage in dem hochgebildeten Dänemark. Nur im Innern ist der Rechtsschutz ein genügender; hingegen ist Dänemark der Berner Konvention nicht beigetreten und hat lediglich besondere Übereinkommen mit Frankreich und Schweden-Norwegen, daneben auch eine Konvention mit den Vereinigten Staaten, nicht aber mit dem nächstbeteiligten Deutschland, ebenso wenig mit den anderen Kulturländern, wobei namentlich nächst Deutschland England in Frage kommt. Die Erklärung hierfür liegt einzig darin, daß die

dänischen Zeitungen ihr Feuilleton hauptsächlich mit unautorisierten Übersetzungen aus dem Deutschen und Englischen füllen; es wird also jeder Autor in einer dieser beiden Sprachen, der irgend Bemerkenswertes leistet, in Dänemark sofort übersetzt. Es sind demgemäß — traurig genug — die dänischen Verleger, Zeitungsunternehmer und Uebersetzer, deren merkantile Interessen ihre Regierung dadurch schützt, daß sie jede Konvention mit Deutschland und England ablehnt; freilich sind dabei nicht bloß die Autoren dieser beiden Länder, sondern auch die einheimischen dänischen Schriftsteller die Leidtragenden; auch sie müssen es sich nun gefallen lassen, daß es ihnen in Deutschland und England nicht besser ergeht als ihren englischen und deutschen Kollegen in Dänemark. Gewiß eine betrübliche Erscheinung, für welche aber neben der dänischen Regierung auch die deutsche und englische verantwortlich ist; Frankreich hat ja einen Rechtsschutz seiner Autoren auch in Dänemark durchzudrücken gewußt; Deutschland und England haben dies eben bisher verabsäumt. Was nun Deutschland selbst betrifft — wir halten uns, wie man sieht, an die alphabetische Reihenfolge der Länder — so kommt bezüglich des Urheberrechtes und des Verlagsrechtes das neue Gesetz von 1901 in Betracht. Was die Beziehungen zum Auslande betrifft, so ist das Deutsche Reich der Berner Konvention beigetreten und hat außerdem spezielle Verträge mit Belgien, Frankreich, Italien, Österreich und Ungarn, die zur Not genügen. Völlig ungenügend ist hingegen die Abmachung mit den Vereinigten Staaten, da sie den Rechtsschutz des deutschen Autors in Amerika von Bedingungen abhängig macht, die derselbe nur in sehr seltenen Fällen zu erfüllen im stande ist; so z. B. sind nicht bloß lästige Anmeldungs-Formalitäten zu erfüllen, sondern das betreffende Buch muß zugleich zuerst in Amerika gedruckt sein. Völlig ungeschützt ist der deutsche Autor vollends in Holland, Rußland, Schweden und Norwegen und wie bereits erwähnt, in Dänemark, außerdem in vielen kleineren Ländern. Während sich der mangelnde Rechtsschutz in den letzteren Ländern weniger fühlbar macht, bedeutet die Möglichkeit, von skandinavischen, holländischen und russischen Verlegern straflos ausgebeutet zu werden, für den deutschen Schriftstellerstand eine Schädigung empfindlichster Art. Indem wir nun die alphabetische Reihenfolge verlassen, bemerken wir, daß der ausgebildetste Rechtsschutz in Frankreich besteht. Er beginnt mit einem Gesetz von 1791 und das Urheberrecht ist seither dort ununterbrochen ausgebaut und befestigt worden. Was das Ausland betrifft, so ist Frankreich der Berner Konvention beigetreten und besitzt außerdem mit nicht weniger als 16 Ländern, darunter den wichtigsten, Deutschland, Italien, den Niederlanden, Holland, Spanien und den Vereinigten Staaten, Verträge. Der französische Autor ist also zur Zeit der am besten geschützte. Noch früher als in Frankreich, nämlich schon 1735, begann sich in Großbritannien die Gesetzgebung mit dem Urheberrecht zu beschäftigen. Es ist seither gleichfalls mustergültig ausgebaut worden. Außerdem ist England Mitglied der Berner Konvention und hat daneben Verträge mit Österreich, Ungarn und den Vereinigten Staaten. Italien hatte zur Zeit seiner politischen Zerrissenheit einige wenige unwirksame Spezialgesetze. Erst 1882 wurde ein Gesetz über das Urheberrecht erlassen. Die Beziehungen zum Ausland wurden durch den Beitritt zur Berner Konvention, ferner durch Spezial-Verträge mit Deutschland, Frankreich, Österreich-Ungarn, Schweden, den Vereinigten Staaten u. s. w. geregelt. In Österreich, dem sogenannten „Cisleithanien", wurde 1895 ein neues Urheberrecht geschaffen, außerdem 1887 ein Übereinkommen mit Ungarn getroffen; das ungarische Urheberrecht datiert von 1884; außerdem hat Österreich-Ungarn, also der Gesamtstaat, Spezial-Verträge mit Deutschland, Frankreich, England und Italien geschlossen. Ähnlich steht es um den anderen Doppelstaat Schweden und Norwegen. Das norwegische Urheberrecht datiert von 1893, das schwedische von 1877; außerdem hat Schweden-Norwegen Verträge mit Dänemark, Frankreich und Italien geschlossen. Barbarisch liegen die Verhältnisse in Rußland. Hier zeigt sich am deutlichsten, daß dieses Reich kulturell auch heute noch nicht ganz zu Europa gehört. Der Rechtsschutz im Innern ist ein ungenügender, der im Auslande fehlt ganz. Der russische Schriftsteller darf überall straflos nachgedruckt und übersetzt werden, und kann sich darüber höchstens mit dem erhebenden Bewußtsein trösten, daß es dafür den ausländischen Schriftstellern in Rußland genau ebenso ergeht. Selbst Rumänien hat nach dieser Hinsicht mehr getan; es besteht dort allerdings noch kein Urhebergesetz als [illegible], wohl aber enthalten Strafgesetzbuch und Verfassung einige bezügliche Bestimmungen, auch besteht eine Konvention mit Frankreich, die allerdings mehr dem französischen als dem rumänischen Schriftsteller nützt. Ganz so wie in Rußland liegt also die Frage selbst in Rumänien nicht, wohl aber in der Türkei, in Finland und Griechenland. Höher als diese europäischen Staaten stehen, wie wir gesehen haben, die südamerikanischen Republiken. So haben die dominikanische Republik, Ecuador, Guatemala, Haiti, Honduras, Mexiko, Nicaragua, Peru, Salvador, Uruguay und Venezuela mehr oder minder ausgebildete Gesetze im Innern und gewähren einen mehr oder minder ausgebildeten Rechtsschutz nach außen. Als Kuriosum sei verzeichnet, daß [illegible] seit 1889 ein Gesetz über das litterarische Eigentum [illegible] und außerdem der Berner Konvention beigetreten ist. [illegible] die nun aus der Reihe der souveränen Staaten gestrichene „Südafrikanische Republik" hatte ein bezügliches Gesetz von 1887. Von den bisher nicht erwähnten europäischen Staaten ist von Serbien und Bulgarien nur zu sagen, daß sie bisher an die Regelung dieser Frage überhaupt nicht gedacht haben. Auch Montenegro hat im Innern kein Gesetz, wohl aber ein Übereinkommen mit Italien, wogegen Monaco sowohl ein Gesetz über den inneren Rechtsschutz [illegible] hat als auch der Berner Konvention beigetreten ist. Das Gleiche gilt von Luxemburg und der Schweiz. In den Niederlanden datiert das Gesetz zur Regelung des Urheberrechts von 1881; außerdem haben Belgien und Frankreich bei Gelegenheit des Abschlusses von Handelsverträgen ihre Schriftsteller auch in Holland zu schützen gewußt. Hingegen ist dies seitens der englischen und deutschen Regierung bisher verabsäumt worden; Alles, was wir oben von Dänemark gesagt haben, gilt auch von Holland, nur ist die Schmach hier womöglich eine noch größere und der Schaden ein noch empfindlicherer. Das kleine San Marino braucht im Innern kein Gesetz, hat aber eine Konvention mit Italien geschlossen. Von den Ländern der iberischen Halbinsel hat Portugal kein eigenes Gesetz zum Schutz des Urheberrechts, wohl aber enthalten das Bürgerliche Gesetzbuch von 1887 und das Strafgesetz von 1886 bezügliche Bestimmungen. Außerdem bestehen Konventionen mit Belgien, Brasilien, Frankreich, Spanien und Nordamerika. Spanien hat seit 1879 ein solches Gesetz, ist der Berner Konvention beigetreten und hat außerdem Verträge mit zehn Staaten, darunter Frankreich, Italien und Portugal geschlossen. Von den asiatischen Ländern ist in der uns vorliegenden Übersicht nur Japan vertreten, und zwar durch ein den besten europäischen Mustern nachgebildetes Gesetz über das Urheberrecht vom März 1899; außerdem ist es der Berner Konvention beigetreten. Praktisch ist dies ja von winziger Bedeutung, aber es erweist doch das rühmliche Bestreben, auch in dieser Hinsicht ein Kulturstaat zu sein. Australien ist nur durch Neu-Seeland vertreten, das allerdings nur ein Gesetz zum Schutze von Photographien hat. Traurig liegen die Verhältnisse in den Vereinigten Staaten. Ein einheitliches Urheberrecht besteht nicht und die Spezial-Abmachungen mit dem Auslande sind lückenhaft. Die große, mächtige, aufblühende Republik jenseits des Wassers ist noch heute derjenige Staat, in welchem der auswärtige Schriftsteller am ausgiebigsten geplündert werden darf und kann, was denn auch redlich geschieht. Man sieht, dem anscheinend so trockenen Buche läßt sich vieles und merkwürdiges entnehmen, was für den Stand der Kultur überhaupt von Interesse ist.

Dr. J. W.

Redigiert unter Verantwortlichkeit des Herausgebers Karl Emil Franzos in Berlin. — Nachdruck auch im Einzelnen ist untersagt und wird strafgerichtlich verfolgt. — Verlag der Concordia Deutsche Verlags-Anstalt in Berlin. — Druck von Kißling & Krüger, Berlin N.

Erzählende Gedichte.

Ein Langobardenlied.

Von Georg Edward.

I.

un füllt eu're Becher: wir rasten von Kampf und Streit;
rcht auf, ich sing' euch ein Lied aus vergangener Zeit.

n dem Könige sing' ich, der einst mit sicherer Hand
rch das Schneegebirg uns geführt in ein lachendes Land.

d der Wind ging rauh und steil war der Alpenpaß —
er aber duftet' und blüht' es ohn' Unterlaß.

via, die Stolze, verschloß uns höhnend das Thor,
ei Jahre lagen wir fluchend und grollend davor.

schwur unser König: „Wer hinter den Mauern wohnt,
n geb' ich dem Schwerte — nicht einen will ich verschont!"

nn fiel die Stadt; und als er zum Markte ritt,
s elende Volk zog jammernd und stöhnend mit.

hörte die Klagen, er sah ihre bittere Not,
n Kind trat schüchtern heran und bat um Brot.

ward ihm das Herz gerührt, da sprach er nur:
ieht hin und gehorcht und vergesset, was ich schwur."

e ward auf Erden ein glücklicher Volk geschaut!
e knieten im Staube und dankten und weinten laut.

e trugen den Ruhm des Königs von Land zu Land —
d er, er fiel von tückischer Mörderhand!

war zu Verona und nimmer vergess' ich die Nacht,
ir feierten wieder den Tag der Gepidenschlacht.

ir schlürften aus vollen Bechern den süßen Wein,
die offene Halle lugte der Mond herein.

er König saß oben am Tisch auf der hölzernen Bank
d lachend winkt' er den Kriegern, so oft er trank.

chwarzhaarige Dirnen hüpften beim Fackeltanz —
: wiegte das Haupt im Takte zum munteren Tanz.

h lehnte mich still an die Säule nah' dabei,
n Schatten hinter der Säule plauderten zwei.

Ich hört' eine schmeichelnde Stimme: „Laß offen das Thor,
Sobald der Mond sich gesenkt hat, steh' ich davor.

Ich poche dreimal an mit des Schwertes Knauf!"
Die andere kichert: „That ich nicht immer auf?"

An mir vorüber zum Tische schritten sie dann:
Da sah ich, es war Perdeo, der mächtige Mann.

Und sie, die ihm heiter die Freuden der Nacht versprach,
Salinga war's — einst schlich ich ihr selber nach.

Doch in der Halle tanzte der muntere Reih'n —
Da rief der König, er wolle vom rotesten Wein.

Er hob den Becher und leert' ihn bis auf den Grund:
Das war der Schädel von König Kunimund!

Er hielt ihn lachend empor: „Ich preise den Tag,
An dem er den Tod mir geschworen und selber erlag!

Der Haß war bitter, den dieses Haupt mir trug —
Nun schlürf' ich Freude daraus mit jedem Zug.

Ich schlug es vom Rumpfe mit einem einzigen Streich,
Und als es stürzte, stürzte ein Königreich.

Und die es mir stolz versagte mit spöttischem Mund,
Die blühende Tochter, nun küss' ich sie jede Stund'.

Sie hat am selben Tage geweint und gelacht,
Sie war der herrliche Preis der Gepidenschlacht.

Wir feiern ihn wieder, den blutigen, glücklichen Tag —
Nun führt sie herein, damit sie sich freuen mag!"

Sie schritt durch die Reihen und trat vor den Herrscher hin,
Die schöne Rosamunde, die Königin.

Sie trat vor den trunkenen König hoheitsvoll:
„Herr, laßt es mich wissen, was ich vollbringen soll?"

Er schob ihr lachend den Schädelbecher zu:
„Mit Deinem Vater, Geliebte, trinke Du!"

Sie sprach kein Wort — nur ihre herrliche Stirn
Ward weißer noch als der leuchtende Alpenfirn.

Sie hob den Becher empor mit zitternder Hand,
Mit blassen Lippen küßte sie leis den Rand.

Mir aber war, als fiel' in den süßen Wein,
Als fiel' eine heimliche salzige Thräne hinein.

II.

Die weiten Gärten ruh'n und schweigen
Und nur der Nachtwind rauscht und rauscht,
Und heimlich raunt es in den Zweigen.

Die laut gejubelt und gesungen,
Die gingen müd' von Tanz und Schmaus,
Und ihre Lieder sind verklungen.

Nun flüstert süße Liebesworte
Perdeo vor Salingas Thor,
Und leise öffnet sich die Pforte.

„Wie kommst Du spät! Mir ward so bange!" —
Im Dunkel hält er sie umfaßt:
„Mein Lieb, der König trank so lange.

Wir trugen ihn hinweg vom Mahle,
Die Füße waren ihm so schwer;
Nun schnarcht er laut im hohen Saale."

Sie schauert leis; er fühlt den warmen,
Den süßen Mund auf seinem ruh'n
Und hält sie schweigend in den Armen — —

„Mein Lieb, mein Lieb, Du sollst mir sagen,
Warum Du mich so wild umschlangst,
Dein Herz hat lauter heut' geschlagen."

Sie hält ihn immer noch umfangen:
„Damit Du Deine Sünde sühnst,
Die Sünde, die Du jetzt begangen."

Er sucht im Dunkel ihre Züge:
„Mich dünkt, es steigt ein fremder Duft
Aus Deinem Haar; Dein Kuß ist Lüge."

Da senkt sie ihre weißen Arme
Und blickt ihm drohend ins Gesicht:
„Nun flehe, daß sich Gott erbarme!

Die Du in dieser kurzen Stunde
In frevler Lust umschlungen hieltst,
Die Du geküßt, ist Rosamunde.

Weh Dir und mir! Ich muß gestehen,
Wenn barsch der König vor mich tritt,
Ich muß bekennen, was geschehen.

Der schnellste Hengst in seinem Lande
Schleift uns am Schweif durch Stein und Dorn:
So rächt ein König seine Schande!

Komm ihm zuvor! Schon graut der Morgen —
Eh' er aus seinem Rausch erwacht,
Befreist Du uns von Schuld und Sorgen!

Der mich in stolzem Übermute
Vor seinen Kriegern heut' verlacht,
Zahlt mir den Spott mit seinem Blute!"

III.

Die graue Morgendämmerung
Lag trüb auf Hügel und Thal —
Der Langobardenkönig
Schlief einsam im hohen Saal;
Er hob die trunkenen Lider
Und stammelt': „Schon wird es Tag,
Bringt mir den mächtigen Schädel,
Damit ich trinken mag."

Und in die einsame Halle
Tritt still ein vermummter Mann;
Der König erhebt sich grüßend
Und lächelt den Fremden an:
„Dich hatt' ich eben gerufen,
Du klapperndes Totengebein,
Nimm ab Dein Haupt von den Schultern,
Ich brauch' einen Becher zum Wein."

Der Fremde tritt langsam näher
Und schlägt seinen Mantel zur Seit';
Der König lacht und reckt sich:
„Dich kannt' ich in alter Zeit,

Doch als ich zuletzt Dich schaute,
Da rollte Dein Haupt am Grund —
Bei Gott, Du bist das Gerippe
Von König Kunimund!

Was rückst Du näher und näher?
Dich kenn' ich von alters her:
Aus Deinem Schädel trank ich
Wohl tausendmal und mehr,
Und immer, so oft ich getrunken,
Da hab' ich Dein gedacht,
Da hob ich ihn hoch und lachte
Und pries die Gepidenschlacht.

Das war ein blutiges Ringen —
Noch lobt es der Sänger Mund;
Da ward Dein Kind meine Buhle,
Die liebliche Rosamund;
Erst heute aus Deinem Schädel
Hat sie zu trinken begehrt — —
Was trägst Du unter dem Mantel? —
Ein Schwert, ein blitzendes Schwert!

s leeren Augenhöhlen
starrst Du mich schaurig an:
s ich Dir that im Kampfe,
s hätt'st Du mir selbst gethan —
s hebst Du mit knochigen Händen
s blinkende Schwert empor?" — —
: andere nickt und flüstert:
nn komm' ich Dir zuvor!"

Es war in der ersten Frühe,
Eh' noch ein Vogel schlug,
Als man den toten König
Vom Saale hernieder trug;
Sie rühmten laut seine Ehre,
Sie priesen ihn weit im Land,
Und dennoch fiel er so elend
Von tückischer Mörderhand.

Das Mantelkind.

Von Eugen Lirsch.

orch, Glockengeläut und Trompetenklang,
d sieh', die Banner den Weg entlang,
d in den Straßen das Volk zu Hauf,
e Häuser geschmückt und die Fenster weit auf,
d hin zum prächtigen, schimmernden Dom
utend ein rauschender Menschenstrom,
Ja, heute gibt's Hochzeit!

er Herr Graf hält Hochzeit, Gott sei es gedankt,
achdem er so lange geharrt und gebangt,
ewartet, gehofft mit nie schwindendem Mut
d treulich geworben in zärtlicher Glut,
d wie hindernd sich auch das Schicksal gethürmt,
un siegreich die liebliche Festung erstürmt,
Das Herzlein Johannens.

er alte Herzog, halb taub und halb blind,
er Grämliche, wollte nicht missen sein Kind,
ie sollte ihn hüten und liebend betreu'n,
nd freite der Graf, so sagte er nein;
echs Jahre, welch lange, erschreckliche Zeit,
dann starb der Alte, ein Jahr noch voll Leid,
Und dann fröhliche Freude.

Die gütige Schickung, die über uns thront,
Die herrlich sie treue Liebe belohnt,
Sie haben geduldig gehofft und geharrt,
Ergeben in Züchten und christlicher Art,
Der ist, der nicht Thränen der Rührung weint,
Wenn er sieht, wie der gütige Himmel vereint
Solch zweie zum Bunde.

Der Bischof steht milde und sanft beim Altar,
Da naht in Gepränge das adlige Paar.
Es reckt sich die Menge und flüstert und schaut:
„Welch schmucker Bräutigam und seht nur die Braut,
Wie geht recht langsam, in zögerndem Schritt,
Nun freilich, der schwere Mantel muß mit
Und das goldne Geschmeide."

Der Graf führt sein Bräutchen so zart bei der Hand,
Mit der Rechten hält sie ihr starres Gewand,
Der Mantel in breite Falten sich legt
Und weit um sie auf der Erde fegt,
Bei Gott, die Braut sieht gar stattlich drein;
Beifall ertönt in den festlichen Reih'n
Der Wahl des Herrn Grafen. . .

Und wie das Paar vor dem Bischof steht,
Da spricht der Greis sein liebreich Gebet.
Er segnet den lange erstrebten Bund,
Thut ihnen die Güte des Herren kund:
Wie lang auch die Prüfung, wie lang sie entsagt,
Heut ist es das Glück, das sonnenhell tagt,
Und Heil bringt die Zukunft.

„So seiet gesegnet für jegliche Zeit,
So sei Euer Bund durch den Herren geweiht,
Er schenke Euch Freude, er gebe Euch Huld,
Er lohne in Güte solch edle Geduld,
Du, christlichste Frau, und Du, wackerster Mann,
Ihr möget, was jeder am andern gewann,
An Kindern erfahren!"

Da braust's durch die Kirche im Jubelton laut,
Doch siehe, der Mantel der lieblichen Braut,
Er teilt sich, bewegt sich, ein puhig Gesicht,
Ein blonder, ein kleiner, ein herziger Wicht
Springt hervor aus der Hut, aus dem schirmenden Kleid
Umarmt die Beiden und kichert und schreit:
„O Vater, o Mutter!"

Und was ich als heiteres Märlein erzählt,
Das wurde zu Recht und zur Sitte erwählt.
In der guten, der alten, der wackeren Zeit
Ward im Mantel der Braut auch das Kindlein geweiht,
Das ungeduldiger Liebe entsproß,
Und aus solchem niedlichen Mantelgenoß
Wurde Prinzlein und Erbe.

Der Zien von Elende.*)

Von O. Fleischhauer.

Risch ab den Plunder! Sengt und brennt!
Hallo und Mordio auf Elend!*)
Balthasar, Bartel, auf, 's ist Zeit!
„Geht fein an Krumpf, Bischof und Veit!"**)
Hans, Kaspar, Klaus und der große Hauf

Zur Rosenkirche dran und drauf!
So tobt das wilde Heer der Bauern
Zum Wallfahrtsort mit Spieß und Hauern.
Der Teufel auch wallfahrtet mit,
Daß Alles hätt' den rechten Schnitt.

*) Elende ist ein Dorf in der Grafschaft Hohnstein am Harz; im 15. u. 16. Jahrhundert ein berühmter Wallfahrtsort.
**) Eine Briefstelle Thomas Münzers.

Bald kracht und loht im Gotteshaus
Der Münzerische Höllengraus. —

Fein still und friedlich unter Linden
Ein Pfarrhaus stund, von Frühlingswinden
Umschauert, war ein Klapperding;
Das Strohdach schier zur Erde hing.
Und klapperalt der Pfarrer war,
All' Jugendschmuckes Beide bar.
Der Frühling leuchtet hell genung,
Da scheinen auch die Beiden jung. —

Ach Pfarr', ach Pfarr', und merkst Du nicht,
Welch Schreck in Deinen Frühling bricht?
Doch nein, doch nein, der Pfarrer weilt
Am Bienenstand, die Stunde eilt.
Die Immen summen und surren und sausen,
Sie wollen in den Frühling brausen,
Sie wöll'n hinaus auf Feld und Rain,
Begrüßen und küssen die Blauveiglein.
„Nun, nun, ihr ungeduldig Schwarm,
Habt keine Ruh? Daß Gott erbarm!
Was sollen da wir Menschen thun?
Müssen ja auch die Sehnsucht beruh'n,
Müssen das heiße Herze schweigen,
Eh' kommt der Lenz mit Freud' und Reigen.
Nun, nun, Ihr sollt ja heut hinaus,
Sollt feiern ersten Honigschmaus."

Der Pfarrer steht und schaut und sinnt.
Ach Pfarr', ach Pfarr', und bist Du blind?
Siehst nicht, was vor den Linden droht
Und Feuerjo durch die Gassen loht?
Doch nein, doch nein, der Pfarrer hat
Die Bienenkappe auf der Platt'.
Die Immen summen und brummen sehr
Der Imker summt und brummt noch mehr:
„Ihr Bien' wollt keine Ruhe han,
Wie Menschenwitz und Menschenspan?"
Der Pfarrer lacht in sich hinein:
„Wollt gar wie meine Bauern sein?"
Pfarr', lache nicht so innerlich,
Sonst kommt ein Schaden über Dich!
Ja Schaden hier, ja Schaden dort,
Hausschaden steht an Chores Bord,
Pocht an die Thür und schlägt die Scheiben,
Will nicht vor Schloß und Riegel bleiben
Und donnert los und schmettert all,
Nun gröhlt der tolle Bauernschwall:
„Pfarr' raus! Pfarr' raus! Verdammter Pfaffe,
Faulpelz, Plattkönig, Herrgottsaffe!" —

„Was für ein wunderlich Getös?"
Denkt's Pfarrerlein und denkt nichts Bös',
Und hebt den Kopf und spitzt die Ohren
Und hört den Teufelspuk rumoren.
„O weh, die Bauern! Nun ist's aus.
Nun hüt' mir Gott mein Gotteshaus!"
Er lauft dahin, er lauft daher,
Ob irgendwo ein Mausloch wär'.
Er lauft daher, er lauft dahin,
Ob Rettung käm' in seinen Sinn.
Ein Bienlein ärgert sich darob
Und sticht gar scharf und sticht gar grob
Dem Pfarrer auf die Nasenspitze.
Der merkt in seiner Drangsalshitze
Kaum etwas von dem groben Spaß,
Als schon die Rettung kund ihm was:

In beiden Armen, recht und link
Bienkörbe schleppt ins Haus er flink
Und holt noch dort und bringt noch hie,
Im Hausärn steht die Batterie.
Fest aber muß die Kappe sitzen
Und muß den frommen Imker schützen.
Und wie der Schwarm des Münzer lärmt —
Der Bien schon in den Körben schwärmt.
Und wie am Chor der Münzer spukt, —
Mein Pfarrerlein am Flugloch ruckt.
Und wie die Axt die Pforte sprengt, —
Ein Knüppel auf den Körben schwengt.
Heraus, heraus, ihr Bienen all,
Jetzt kommt der wilde Bauernschwall!

Und mit Gesumm und mit Gebrumm
Im Pfarrhaus geht der Teufel um,
Und alle seine Legionen,
Als Fliegen, Motten, Scorpionen.
Hei, Kaspar, wart', jetzt hast Du was!
Wie, Bischof, schwillt die liebe Nas?
Ei, Veit, warum schon aus dem Haus?
Der Pfarrer wirft Dich nicht hinaus!
Und jetzt, und jetzt mit Schrei'n und Fluchen
Die schlimmen Gäste Rettung suchen.
Wo Zimmermann ein Loch gelassen
Geht's holterpolter auf die Gassen.
Ach weh! Du arges Bäuerlein
Meinst wohl, die Immen würden fein
In Ruh Dich lassen ganz und gar? —
Die Pfarrhausthür das Flugloch war.

Und jetzt, und jetzt rings in die Weiten
Hebt sich ein wunderliches Streiten.
Da führt der Bau'r den Morgenstern
Nicht gegen die gestrengen Herr'n,
Die grobe Faust nur schlägt darein
Und trifft das eigene Gebein,
Und schlägt, wo irgend Fleisch mag wachsen
Den winterfeisten Bauerndachsen.
Ei, schlagt nur drein! Es hilft Euch nicht,
Der Bien, ein schlimmer Lanzknecht, sticht.
Und muß er auch das Leben lan:
Ein feiger Knecht, der still bleibt stahn!
Da läuft davon in wilder Hatz
Der Münzerische Höllenmatz. —
Da wird es still. Ein Himmelswind
Weht durch die öden Gassen lind
Und kühlt des Pfarrers Stirn und Wangen,
Wie er kommt vor das Chor gegangen
Und hebt die Hand zum Sonnenlicht
Und flugs die frohen Worte spricht:

„Herr Gott, gelobt sei allezeit!
Hast Weg und Mittel stets bereit,
Der Du den wilden Wurm gemacht
Und hast es alles wohl bedacht."

Versunkenes Glück.

Erzählung von **Philipp Kniest.**

Der Tischlermeister Jahn war, wie man zu gen pflegt, zu gut für diese Welt, — for God- it nich to bruken, wie sein Nachbar, der Tabaks- inner Busch sich etwas kraß und nur halb wahr ısdrückte. Aller Mühe ungeachtet, wollte sein eschäft nicht so recht vorwärts, und so sehr auch e Hausfrau zu sparen suchte, so einfach sie auch les, sich selbst und das einzige Töchterchen largarethe hielt, Schmalhans war und blieb üchenmeister in dem Häuschen in der schmalen nd krummen Straße der großen, alten Stadt.

Die liebe Sonne mochte noch so freundlich es einen, fast nie glückte es ihr, Strahlen auf das olprige Pflaster, in die kleinen brunnenengen öfe zu werfen. Kein grünes Hälmchen weit und reit war zu entdecken, nur ein verkrüppelter indenbaum stand in einem Winkel und über- hattete mit spärlichem Laube die altertümliche umpe, auf welcher ein sich bäumendes Ungetüm, in idealisierter Delphin, sich breit machte. Diese Ecke diente den zahlreichen Kindern der Straße um Spielplatz: die Mädchen sonnten dort in den Hochsommertagen ihre Puppen, oder hielten große Wäsche, die Knaben trieben mit dem Brunnen- wasser Kurzweil und spritzten so lange auf ihre kleinen Schwestern und Freundinnen los, bis die- selben sich schreiend und weinend entfernten, oder bis ein die Runde machender Polizist den einen und den andern beim Kragen faßte, wohlgemeinte und gut angebrachte Ohrfeigen austeilend.

Gretchen Jahn sah man selten am Brunnen, denn sie mußte der Mutter fleißig helfen, und in den Mußestunden saß sie fast immer strickend und nähend auf dem steinernen Beischlage neben der Hausthür. Erschien sie aber mal, dann herrschte das hübsche, sinnige Kind wie eine Königin, — auch der wildeste Junge wagte nicht, Mutwillen mit ihr zu treiben. Alle liebten sie ihres sanften Wesens halber, und wohl jeder der Rangen wäre für sie durch das Feuer gegangen.

Den Bewohnern jener stillen Straße war die- selbe fast die ganze Welt. Weit weg lag der Hafen und der breite Strom mit seinem lebhaften Ver- kehr, fern war auch der Wall mit seinem grünen Rasen, den hohen dichtbelaubten Bäumen, den reich geschmückten Blumenbeeten und den breiten Wasserflächen des ehemaligen Stadtgrabens, auf denen die schneeweißen Schwäne stolz ihre Bahnen zogen. Die Stadtthore wurden abends geschlossen, die Umgegend war schwer erreichbar, Eisenbahnen und Dampfschiffe kamen eben erst auf. Jeder blieb hübsch daheim; nur Sonntags auf dem Rückwege von der Kirche zeigten wohl die Eltern die Paläste der reichen Kaufherren ihren Kindern und führten sie zu jenem Hügel, von welchem aus in weitem Bogen die große Stadt mit den hohen Thürmen, den Hunderten von Schiffen im Hafen, und nach der entgegengesetzten Seite der golfähnlich sich weitende, dem Meere zueilende Strom gleich einem großartigen Panorama dalag.

Wie jauchzte Margarethe auf, wenn sie an der Hand von Vater und Mutter all diese Herrlich- keiten erblickte, wenn sie die Vögel singen und gar im Gebüsch am Ufer des Stadtgrabens das schmelzende und jubilierende Lied der Nachtigall hörte. Dann sehnte sie sich hinaus in die wunder- schöne, weite Welt. Doch sie mußte zurück in die schmale, kalte, feuchte Gasse. Nicht ungern aber ging sie wieder heim; ohne die Eltern wäre ja auch das Paradies ihr eine Einöde gewesen. Jene kleine Welt im Gewirr der Straßen, Gänge und Höfe, das alte windschiefe Vaterhaus mit den niedrigen Stübchen, der Werkstatt, in welcher vom frühen Morgen bis zum späten Abend Hammer, Hobel und Säge nicht rasteten, sie barg auch ihre Reize; — war doch die Liebe der Glanz, der das trübe Grau mit Gold verbrämte. Aber nicht für immer sollte dort ihres Bleibens sein. Gütige Geister waren geschäftig, das im Verborgenen erblühende Veilchen an einen Ort zu verpflanzen, wo es Luft und Licht in Fülle finden sollte, wo himmelan strebende Bäume rauschten, Rosen

dufteten, bunte Blumen den grünen Rasen schmückten, Vögel von Lust und Liebe sangen über den Denkmälern der Vergänglichkeit, über der Eitelkeit alles Irdischen.

Meister Jahn, ein aufrichtig frommer Mann, fehlte keinen Sonntag im Gotteshause des Kirchspiels, in welchem er einen von den Voreltern ererbten Kirchenstuhl besaß. Als ehrsames und einsichtiges Gemeindeglied gehörte er sogar der Gemeindevertretung an und wurde wegen seiner gesunden Ansichten, seiner erfolgreichen Thätigkeit in der Armenpflege halber von Vornehm und Gering, von den Geistlichen, wie von den Kollegen hoch geschätzt. In der Tischler-Amtstotenlade bekleidete er einen Vertrauensposten, und daher stammte seine Bekanntschaft mit allen zum Begräbniswesen gehörenden Dingen.

Der Friedhof der Gemeinde, einst in der Stadt um die alte Kirche herum gelegen, lag jetzt vor dem Thore am äußersten Ende einer Vorstadt, in waldiger Gegend, auf einem Hügel mit einer wundervollen Fernsicht, neben der Kapelle zu St. Jürgen, die man unlängst auf dem Gottesacker angegliedert hatte. Ein von der Gemeinde angestellter Beamter, zwar den Titel Totengräber führend, aber selbst, da er viele Arbeiten unter sich hatte, nicht gezwungen, die Schaufel zu führen, wohnte dort in einem niedlichen Hause des Vorhofes. Kürzlich hatte man den würdigen Greis, welcher so Manchen zur ewigen Ruhe bestattete, selbst in das Grab gelegt ....

Wenige Tage nach diesem Ereignis erschien in Meister Jahns Hause das Mitglied der Totenlade „Die blühende Rose", der Schuhmachermeister Leiding. Ihn hatte dem Anscheine nach der liebe Gott im Zorn zum Schuster gemacht, denn nicht nur kein Dreibein war imstande, den riesigen Körper zu tragen, nein, letzterer beschwerte auch seinen Inhaber derart, daß ihm die sitzende Lebensweise je länger desto mehr zur Qual wurde. Leiding war daher äußerst dankbar gewesen, als die Lade ihn zum Trauermarschall bei ihren Leichen ernannte, eine Würde, zu der er ganz besonders paßte. Trotz seiner riesigen Figur und des leidmäßigen Gesichts, welches er fortan für gewöhnlich aufsetzte, war er aber sanft wie ein Kind und stets zu Scherzen geneigt.

„Na, Leiding?" fragte Jahn, als beide einander gegenüber in der Stube saßen.

„Ja, Jahn!" antwortete Leiding.

„Wat is's denn los, ole Fründ? Du sühst ja ut, as wenn Du von 'ne grote Like keemst un en lüttjen Sluck up'n Weg krägen harrst. Ode… for mi weder en Extra-Schilling for en … Sarg to verdeenen?"

„I ja, ganz wid bist Du'n nich von af, aber et stimmt doch nich so ganz. Von 'n Kark… kam ik, an 'n Karkhof denk ik, na 'n Kark… dor mocht ik — Di henhabben!"

„Du wullt mi doch nich gar dotslagen, Leidin…. Noch heff ik woll en bäten Tid mit de A… up Twangspaß."

„Nums hebt Tid! De Tid steit allewig … Gottes Hand. Hen geit de Tid, her kummt … Dot. Dat letzte Brot, de letzte Not .. dat … geit ut, de Stumpel ward up Sid snäten, — … unnen. Und wer nich na bowen buet (gebau… hett, de geit nich in'n Himmel in ... Na, … ik seggen woll —"

„Ja, et is ook Tid, dat Du mit Din Predig… to Rande kummst. Du mußt aber in de Gelegen…heit sehen un nich alle Lüde äwer eenen Kam… scheeren. Bi mi is alle Dage Last un Plag… jümmer geit Hamer, Häwel (Hobel) un Sa… (Säge)."

„Hast nich lange mehr! Smiet hen Din G… warn, hier ward Fierawend makt. Dat Enn… is dar, de Arbeit ut!"

„Nu hör aberst up, Leiding, mit Dine… Unkenkram. Ik slage dar gliks en Sticken … un verbeed Di den Mund. Du snackst doch jum… heel vernunftig, wenn Du bi Lüde kummst, … kene Leeddrägers sind."

„Vernunftig? Vernunftig bin ik jümme…. Jede Predigt hett ähre Inleitung. De is nu ut, un mine Schuld is't nich, wenn Du noch kine Muse markt hest .... Et is man von wegen den Karkhof ...."

„Kiek ens! So löppt de Hase? Ji von de blühende Rose willt woll wedder mehr Privilegien hebben, und dar schall ik mi for Jo in't … leggen?! Nä, min Jung, dar ward nicks mich von! Dat will un kann un darf ick nich in … Karkenutschuß vorbringen, nich verträden."

„Verstah mi nich miß, Jahn! Din Wort wi… ik, willt wie alle nich, wi willt Dine Daht. D… sulbens hebben!"

„Wo so, Leiding?"

„Hest Du aberst en slechten Fats! Süh, wat de ole Knakenhauer weer, den is 't ja nu gahn na dat Sprickwort, wer andern eine Grube gräbt der fällt selbst hinein, — endlich, endlich! De… liggt ja nu feste un steit nich wedder up bit an den jungsten Dag. De Stelle is fri. Wi mö…

annern Kuhlengräber hebben. — Un", Leiding
ztete sich in die Höhe und fuhr mit feierlichem
nst fort: „Du Jahn, Du mußt Kuhlengräber
rden. Des Volkes Stimme verlangt nach Dir.
derstrebe nich un melde Dir! Un dat forens
eich), denn dar fünnt ook noch Annern, de na
Stelle geilen doht. Aberst dar is Kiner, de
hebben schall und mutt as Du, Jahn!"

„Ik, Leiding? Aberst min Hus un Geschäft?"

„Ja Du, Jan Jochen Jacob Jahn! Hus un
eschäft äwernimmt min Swigersähn, de en bäten
eld hett un en duchtigen Kerl is. Süh, Di
it de frische Luft dorbuten god. Du heſt ook
Würde un Fähigkeit, un wat noch fehlt, der
erstand, den gifft Gott mit dat Amt. Hör mal,
er Di so ankickt, de kriggt jümmer gode Ge-
nken; wenn Du Dine Hände falten deist, denn
ard Männigen, der ook an't Graff nich an Gott
ı Ewigkeit denkt, doch en Ruck kriegen, der an
n Weg nach bowen wist. Graben kannst Du
ich, aberst de Tid to stehlen brukst Du ook nich,
enn Du kriggst so väl to dohn, dat Di faken
Winterdags de Sweet von de Stirn dallopen ward."

„Dat es de Meenung, Leiding? Et geit woll
eist um Dinen Swiegersähn, den Du in Brot
etten wullt?"

„Ja woll, dat ook! Wer die Seinigen nicht
versorgt, is slimmer as en Heide. Em will ik
udder helpen un Di ut de Klemme bringen.
Nicks for ungod! Aberst tum Discher bist Du just
o verdurwen as de Voß tum Prester. Und nu
mak kine Fisematenten! Rasch tritt der Tod den
Menschen an un reißt ihn mitten aus de Bahn,
und dat deit dat Schicksal desgliken. Wider-
strebe dem Guten nicht. Treck Dinen Swarten
an un — melde Di bi den Herrn Administrator,
dat sage ik noch eenmal! Dat Minige heff ik
ook all dahn. Ik laat Di nich los, bit ik Di
glücklich up'n Karkhof, will seggen in't Kantoor
von den Herrn Senator heff."

„Aberst ik mutt doch erst mit mine Olsche
snacken, Leiding."

„Ach wat! Dat kannst Du achterher dohn.
Ne Meldung is kine Bicht (Beichte). Selbst ist
der Mann! De Froenslüde mit ähren Gedröhn
verdarwt mannige Sake. Laat Du Dine Fro
snacken so väl as se will, wenn nicks mehr to
ännern is."

Jahn gab dem Andringen Leidings nach.
Glücklicherweise war die Frau Meisterin nicht
daheim, sonst wäre er ohne Rechenschaft, was er
mit dem feierlichen Anzuge, in welchen er sich
warf, bezwecke, doch wohl nicht freigekommen.
Die Freunde gingen gemessenen Schrittes durch
die Straßen. Vor dem Hause des Senators
drückte Leiding Jahns Hand und sprach:

„Mit Gott, min Jung! Gew den holten
(hölzernen) Adam in den Dod un kam as en
nigen Minschen wedder. Verstah mi, ik meene:
Smit de Discheree (Tischlerei) achter Di un faat
de Kuhlengräwerschuppen mit Macht an. So 'n
Mann as Du, de mutt an de Poort (Pforte)
to'r Ewigkeit stahn. Man drist drup los! Je
forscher Du toschleist, desto bäter sitt de Nagel.
En blöden Hund ward nich fett. — So, nu man
'rin in dat Vergnögen! Ik will hier schildern,
bit Du wedder kummst."

Ganz ohne Bangen trat Meister Jahn nicht
vor den Administrator, mit welchem er bis dahin
in Gemeindeangelegenheiten auf dem gleichen
Fuße, wie er wenigstens meinte, verkehrt hatte.
Der würdige Herr drehte sich etwas erstaunt
auf seinem Kontorbock herum, während Jahn
sein Anliegen vorbrachte. Er entgegnete:

„Hm, hm, so, so, la, la! Freilich, mein lieber
Meister! Da haben sich schon gar Viele gemeldet,
allerhand Zeug — Krethi und Plethi, wenig
Qualität! Freut mich, daß Sie die Auswahl
verbessern wollen. Ich kann, wie Sie ja wissen,
allein nicht entscheiden, werde aber mein Bestes
thun. Ihre Meldung konveniert mir sehr. Meine
Stimme ist Ihnen sicher .... Aber, Haus und
Hof, Ihr Geschäft verlassen! Haben Sie das auch
wohl recht überlegt? Niemand kann zween Herren
dienen."

Jahn nickte, dankte und sprach von Leidings
Anerbieten.

„Dann ist ja alles gut, mein lieber Meister.
Gehen Sie nun! In den nächsten Tagen ist
Sitzung. Wie gesagt, meine Stimme haben Sie;
freilich, aber andere Leute wollen auch mitsprechen.
Adieu!"

Dann wendete der Senator wieder sein Ge-
sicht dem Pulte zu, ergriff die hinter das Ohr
gesteckte Feder und schrieb, als sei nichts vorge-
fallen an dem Satze seines Briefes fort, in welchem
ihn Jahns Besuch unterbrochen hatte.

Der Letztere fühlte sich erleichtert, als er
wieder auf der Straße stand, bezweifelte aber
doch sehr den Erfolg seiner Meldung. Er schlug
mit gesenktem Haupt, ohne noch an Leiding zu
denken, den Heimweg ein. Der riesige Trauer-
marschall erquickte sich inzwischen in einer be-
nachbarten Bierhalle und beobachtete, eine Cigarre

rauchend, die Thür des administratorlichen Hauses. Als er den Freund herauskommen sah, sprang er auf und eilte ihm nach. Er klopfte dem Erschreckten auf die Schulter und fragte:

„Nu, wat weer dat Ende? Heft Du en godet Amen hört?"

Jahn, etwas kleinlaut, schüttelte den Kopf und antwortete:

„Dar sind mehr Hunne as Hasen! Dat bringt nicks, min Liem (Leim) hollt nich."

„Lat den dummen Snack, Jahn! Du kennst de Welt nich, versteihst nich, dat Wort uttoleggen. Dat lehrst Du erst, wenn Du so väl mit de Geistlichkeit to dohn kriggst as ik. Nu segg aberst ens, wat Herr Senator denn seggt hett!"

„Meine Stimme haben Sie freilich, aberst andere Leute wollen auch mitsprechen, säh he."

„So, dat hett he seggt? Lange Dine Hand mal her! Ik gratoleer Di! Wat de Administrator will, dat sett't he ook dör. Dat Annere is allens man Hopphei, — nich mehr as en bäten Semp an de Sooß. Wenn Du sine Stimme hest, denn hest Du de Stelle. He fleutet, un de Annern, de danzt!"

„Meenst Du, Leiding?"

„Ja, dree dubbelt Ja! . . . Wie kunnen ja nu en Lüttjen drinken, aberst bäter is bäter: Wi willt man gliks na'n Notar gahn un use Sake klaren. — Und denn Gottes Segen mit Di, lüttje Ole! De trorige Minschheit kriggt en joden letzten Tröster, und männige Lichtslag en Wegweiser, wenn ook man en stummen Hund (nicks for ungod, Jahn!) na bowen hen! Dine Olsche kannst Du, as man up Hochdütsch seggt, mit einer vollendeten Thatsache unter die Augen gehen. Laat Di man glicks von den Snider dat nödige Tüg anmäten. Ik gah dor denn ook noch mit Di hen."

Und so that Leiding.

Jahn aber verkündete nach einigen Stunden Frau und Tochter das wichtige Ereignis.

Nach wenigen Tagen lief auch die Bestallung vom Herrn Administrator ein.

„Wat heff ik Di seggt? Na? Ja, up Leiding kann man sick jümmer verlaten," sagte triumphierend der Trauerriese dem Freunde.

* * *

Gar nicht leichten Mutes verließen Jahns ihre enge krumme Straße, das alte dunkle und winkelige Haus, ihr ihnen so liebes Heim. Die Herzen hingen doch fester daran, als wie sie geglaubt hatten. Vollends Frau Jahn, deren Eltern und Voreltern schon darin gewohnt — ihr Ver-heiratete, wie man zu sagen pflegt, hinein — konnte sich anfangs nicht in den hellen und weiten Räumen der mitten in dem parkartigen Vorhof gelegenen Totengräberwohnung zurechtfinden, deren ganze Umgebung mit den vielen weißen Marmordenkmälern, schwarzen Kreuzen, grünen Grabhügeln, den dunklen Cypressen und melancholischen Trauerbäumen ihr unheimlich war. Auch der Gesang der Vögel in Busch und Gezweig stimmte sie schwermütig, während ihr Töchterchen über alles Traurige hinwegsah, sich durch die ihr täglich mehrfach erscheinenden Leichenzüge und die an den Gräbern weinenden und betenden Besucher und Besucherinnen nicht stören ließ und gar abends allein, mit dem Vater oder dem einige Jahre älteren, schon konfirmierten Heinrich Seiler, dem Sohne des dem Vorhofe benachbart wohnenden früheren Kapitäns Seiler, zwischen den Monumenten und Baumgruppen umherwandelte, um den zahlreichen Nachtigallen zuzuhören.

Vater Jahn waltete seines Amtes mit Hingebung und Würde. So sorgenfrei und glücklich war er seit seinen Jugendjahren nie gewesen. Wenn er bei Beerdigungen seinen Untergebenen das Zeichen zum stillen Gebete gab, dann entblößten sich alle Häupter der Umstehenden; auch der Gleichgiltigste, wenn er das Gesicht des würdigen Alten, auf welchem ein Ewigkeitsschimmer zu glänzen schien, ansah, fühlte den Ernst jenes Augenblickes, der das letzte irdische Haus den Blicken entzieht. Mancher drückte ihm beim Abschiede still die Hand, ihm dankend für ein kurzes, herzliches Wort der Teilnahme und des Trostes. Jahn ließ es sich nie nehmen, selbst den Hügel mit den Sargkränzen zu schmücken, ja, auf das nackte Grab des Armen legte er unbemerkt einen von Margarethe gewundenen Kranz. Die mit dem Amte verknüpfte Einnahme übertraf alle Erwartungen des nie verwöhnt gewesenen Mannes und richtete sich je nach der Zahl der Begräbnisse in der immer stärker sich bevölkernden Stadt.

„Ik draf'r ja nich lud von spräken," sagte er eines Abends zu dem ihm besuchenden Leiding, „ik heff in de ersten Monate väl Verdruß hatt, denn de böse Grippe hett unner de olen Lüde bannig uprümt — leider Gottes!"

„Leider, seggst Du, Jahn? Man schall Gott for allens danken. Du un ik, wi hefft's Ursache to. Den Eenen sin Dot is den Annern sin Brot! Dat is nu mal so in 'r Welt, un

beide bäet doch ook usn Vaterunser.“

„Ja, ik heff min däglich Brot jetzt so riklich —, wat for 'n Segen, Leiding!“

„Jahn, ole Burst, ik will Di't man gestahn, t Ganze is't ook en Gottessegen, dat grade hier na buten kamen bist. Du deist, wat kannst, un wenn Eener dat deit, denn kann ms mehr dohn as he deit. Süh, wenn ik so en un jenen Pastor — de sind ook nich alle dat sülwige Karnledder (Kernleder) — ankieke denn höre, wat de redet un — afleiert, denn : mi dat Harte weh, dar is faken kin Trost, e Hulpe. Jahn, wenn Du denn dar so steihst — Simeon un Hanna in 'n Tempel, so denk Use leewe Herr lett de Seel in Fräden fahren. . Ja, ik frei mi jedesmal, wenn ik mit 'n ntslicke up Dinen Kamp kam.“

„Ik danke Di, Leiding! Ole Jung, segg mi s, jümmer uprichtig, wenn wat nich in'r Riege Nums is vullkamen, Nums to olt, dat he h noch wat lehren mutt .... Wenn't man ne Olsche anners weer! Dat killt hier un dat ippt dar. Wenn't man god geiht. Mi swaant ken wat Slimmes.“

„Laat Di un ähr nich mit Grapsen ben! le Froenslüde liggt as de olen Schäpen jümmer r 'n Doctor un hoolt doch meistens dägt ut. n Pott Kamellenthee un to Tiden en bäten paß deit Wunner. Treck den Swarten man Huse ut un fleut Di un ähr en Stuckschen; at't Ji von Margarethe upmuntern. De Deern :tt en ganz leewliche Stimme tum Singen ... :n adjies! Ik mutt gahn. Mit Dine Fro ward k dat all wedder gewen. Dat is en Äwergang. :e erste Anfang is swar, dat beste End kummt na.“

„Hast Du morgen en Like, Leiding?“

„Nä, dat nich, aberst en Hochtid, wor ik de lpwahrung bi heff. So is 't in 'r Welt: Hüt ot, morgen dot! De Dot un de Brut, möt't eide tum Huse henut. Adjies, adjies! Grüß :ine Fro! De is bald wedder fregel. Jümmer en Kopp stiv hollen!“

Die mächtige Gestalt schob zur Pforte hinaus. Jahn blickte dem Freunde nach und sprach leise vor sich hin:

„En Seele von 'n Minschen! He hett man napp sin Brot, aberst wenn en Hungrigen :ummt, denn gifft he 't noch weg un hungert ulbens. He leewt ja woll von sin eegen Fett, nager ward he 'r just nich.“ ....

Daß Heinrich Seiler den väterlichen Beruf ergriff, verstand sich von selbst. Längst schon wäre er auf See gewesen, wenn nicht sein Vater gewünscht hätte, ihn der Leitung eines befreundeten Kapitäns anzuvertrauen, dessen neues Schiff erst um die Mitte des Sommers seefertig sein konnte. Die Zwischenzeit benutzte der aus der Schule entlassene und zu Ostern konfirmierte Jüngling ganz nach seinem Gefallen zu Wanderungen in die schönen Wälder der Umgegend, vorzugsweise aber zum Fischen, Rudern und Segeln auf dem Strome, wo des Vaters Boote zu seiner Verfügung standen, wenn derselbe nicht selbst, wie alte Seeleute ja gern thun, auf dem Wasser lag. Seine, Heinrichs, Bootsgefährtin war oft Margarethe. Das jugendfrische, kräftige Mädchen lernte rasch das Steuerruder handhaben; das aber genügte ihr nicht: gar bald saß sie auf der Ruderducht und führte einen so nachhaltigen und elastischen Schlag, daß Heinrich nicht nur mit ihr zufrieden, nein, daß er ordentlich stolz auf seine hübsche Begleiterin war. Mit welcher Genugthuung hörte er eines Tages vorbeifahrende Schiffer sagen:

„Nu kiek ens doch de Beiden dar an! Wat en smucken Deern, wat en feinen Kerl! Und wat se is, se hett an Slag an 'n Liwe as 'n Baas. Wer de ens frigen deit, de kummt in dat rechte Fahrwater.“

„Hörst Du, Gretchen?“ fragte Heinrich schelmisch. „Was sagst Du dazu?“

Errötend antwortete sie:

„Laß die Leute reden, — was frag' ich darnach! Wir wollen rudern und keine Albernheiten treiben. Heda, Heinrich, frisch vorwärts! Scharf anrudern, daß wir die Fahrwassertonne nicht streifen. Sieh, das kommt davon!“

Sie fuhren mit der aufkommenden Flut der unfernen Stadt zu. Die schlanke Briese führte eine ganze Flotte großer und kleiner Schiffe aus See heran, deren weiße, braune, gelbe und rote Segel im breiten Strome sich spiegelten; hoch in der Luft spielten die bunten Flaggen und Wimpeln an den Masttoppen. Auch die blauen Bänder an Gretchens Strohhut wehten lustig im Winde. Dann und wann schaukelte das niedliche schneeweiße Boot in den von den passierenden Dampfern aufgewühlten Wellen.

„Welche Wonne! Wie entzückend schwebt sich's auf den grünen kristallenen Wogen,“ rief das Mädchen. „Mein ganzes Leben lang möcht' ich so leise und sanft mich wiegen im hellen Sonnenglanz, in frischer, freier Luft, wo Leib und Seele jauchzen.“

„Ich auch, Gretchen, mit — Dir, und im Sturme gar, wenn ich mit starkem Arm Dich hielte, Dich trüge durch das Brausen der widerstrebenden Elemente."

Sie schwieg, purpurrot übergossen. Heinrich wandte sich in demselben Augenblicke, um nach vorn zu blicken.

„Was ist Dir?" rief er.

„Ich bin erhitzt," antwortete sie. „Laß uns langsam rudern, der Strom treibt uns so wie so schnell genug vorwärts."

„Gewiß, wir haben ja keine Eile. Erst in einer halben Stunde ist Hochwasser. Komm, setze Dich auf die achterste Ducht, ich hänge das Steuerruder ein. Du kannst Dich erholen und mit aller Ruhe beobachten, was sich dort drüben auf der Werft begiebt. Ich brauche mich dann nicht umzusehen und rudere sicher und ohne Anstrengung. So, nun ist alles klar. Vorsichtig, Gretchen! Das leichte Boot legt sich nur zu gern aufs Ohr!"

Sie balancierte behende nach achter und ergriff die Ruderpinne.

Der Stadt gegenüber auf der Werft wehten die Flaggen auf den Untermasten einer schlanken neuen Bark, die heute von Stapel laufen sollte. Rechts und links am Lande standen Tausende von Menschen, auch alle in der Nähe liegenden Schiffe bargen Hunderte von Zuschauern; zahlreiche Boote waren geschäftig, eine Bahn auf dem Strome frei zu halten; aufkommende Segler ankerten; die Dampfer stoppten ihre Fahrt.

Da dröhnte ein Kanonenschuß.

„Jetzt gieb acht, Gretchen," rief Heinrich, „gleich wird das Schiff laufen."

Erwartungsvolle Stille herrschte ringsumher, es war, als ob auf dem Strom und am Lande alles den Atem anhielt.

„Sieh, da senkt sich die Flagge an der Gaffel! Nun ist's ähnlich wie im Liede: Stoßt den Zapfen aus, Gott bewahr' das Haus! — Mein Schiff, mein lieber, schöner, stolzer „Poseidon", beschirm' Dich der Herr! — Gretchen, da, sieh, es bewegt sich!"

Ja, zuerst leise, dann rasch, immer rascher, setzte sich der Koloß in Bewegung; tief tauchte er mit dem Heck in die hochaufbrausenden Wasser und fuhr dann wie ein Schwan, stolz sich wiegend, mitten in den Strom hinaus, begrüßt von dem tausendstimmigen Hurrah der Zuschauer, welches die an Bord befindlichen Leute donnernd erwiderten.

„Gott sei Dank!" rief Heinrich. „I[st es] nicht ein herrliches Schiff, liegt's nicht wie [eine] Möwe zu Wasser?! Möchtest Du mit mir hi[naus] in die See, Gretchen?"

„Wenn ich ein Junge wäre, ja! Aber [so] bleibe ich wohl besser, vielleicht aber nicht [lange] zu Hause und warte bis Du Kapitän bist [und] mich, wenn ich Dir nicht etwa zu alt und run[zlig] geworden bin, zu einer kleinen Lustreise e[in]ladest."

„Ja, ja, Gretchen, wer weiß!" antwortete [er] schelmisch. „Nun aber wende! Unsere Lustfa[hrt] soll keine Waschfahrt werden. Wir müssen eil[en], daß wir noch vor Regen und Wind nach H[ause] kommen. Von drüben zieht eine arge Böe [her]auf. Es gilt, tüchtig auszugreifen, Du m[ußt] doch trocken das Ufer erreichen. Halte nur [recht] am Lande hin, es ist jetzt überall genug Wa[sser] vorhanden."

Das Boot schoß unter Heinrichs kräfti[gen] Ruderschlägen in gewaltiger Fahrt voran. D[er] gegen den Strom stehende Wind erregte e[ine] starke Dünung; manche neugierige Spritzer [be]netzten Margarethens Gesicht, die ihren Hut un[ter] der Ducht geborgen hatte und dem Winde g[e]stattete, mit ihrem seidenweichen, blonden Locke[n]geringel sein Spiel zu treiben.

Noch eben vor dem Niederströmen eines Pla[tz]regens erreichten sie den Strand und fande[n] Schutz in einer Uferhütte. Nachdem es wiede[r] trocken geworden war, stiegen sie durch de[n] schlüpfrigen Hohlweg den Uferhang hinauf ihre[n] Häusern zu.

Mit ernstem Gesicht und den Worten: „G[ut] is god, min Kind, dat Du kummst," emp[fing] Jahn die Tochter. „Mutting is krank, un [de] Doktor treckt de Stirn krus. Ach, wo iche[n] süchtig heff ik up Di lurt."

Ach, einer fürchterlichen Krankheit war d[ie] Mutter anheimgefallen. Sie lag unter de[n] heftigsten Schmerzen, stark fiebernd, darnied[er]. Ihre heiße Hand streckte sie Margarethe en[t]gegen. Nur mit großer Mühe konnte sie [n]ur einige Wünsche aussprechen, wenige notwendi[ge] Anordnungen treffen. Eine Krankenpfleger[in] mußte geholt werden und stand dem arme[n] Mädchen, welches, obgleich es den hoffnungslo[sen] Zustand der Mutter ahnte, dennoch Mut u[nd] Hoffnung nicht aufgeben mochte, zur Seite. Jah[n] ging ab und zu. Der Blick, welchen ihm d[ie] unaussprechlich Leidende doch noch so freundlic[h] zuwarf, sagte genug; draußen auf dem Gan[g]

übermannte ihn der Schmerz, heiße Thränen
ten über die bleichen Wangen in den grauen
t.

Bange Tage, fürchterliche Nächte folgten; die
nke litt unbeschreiblich, aber sie klagte kaum,
d nicht ungeduldig und unfreundlich. Endlich
Ruhe ein, die Schmerzen ließen nach, der
gehörigen bemächtigte sich eine zuversichtlichere
mmung, welcher leider der Arzt mit seinem
spruche, daß der Anfang des Endes gekommen
eine mit schneidendem Weh in den Herzen
funden Enttäuschung bereiten mußte. Der
r Brand sei eingetreten, erklärte er, das Leben
le nur noch nach Stunden.

Frau Jahn selbst täuschte sich nicht über ihren
stand. Sie verlangte das heilige Abendmahl.
n ihrem Manne, von Margarethe nahm sie
schied, beide der Gnade und Liebe Gottes be-
lend. Auch Heinrich Seiler, der so oft im
use gewesen war, den sie wie einen Sohn liebte,
nschte sie noch zu sehen. Als er zur Seite des
ttes kniete, legte sie die Hand auf das Haupt
d sprach gar herzlich und mütterlich:

„Heinrich, min leewe Jung, ik kann nich hen-
ihn, ahne Di minen Segen to laaten, ik bruk
i nich to seggen, worum. Bliew god un fromm,
t et Di woll geiht, Di un — de Du leew hest.
ott was mit Di, mit ähr, Amen! Nu gah un
hol in Dinen Harten, wat ik seggt heff. Nums
hallst Du wat seggen, bit de Tid dar is. Hest
'n mi verstahn?"

Er antwortete in tiefster Bewegung:

„Ja, ik will mit Gottes Hulpe! O, ik danke
on ganzem Harten — Mutter!"

Sie blickte ihn noch einmal an und schloß
ann die müden Augen. Heinrich schied tief
rschüttert aus dem Krankenzimmer und drückte
ewegt Margarethe und ihrem Vater die Hand.
In der Wohnstube wartete schon der Pastor, bereit,
as heilige Mahl der müden Pilgerin zu spenden.

Margarethe hörte die feierlichen, trostreichen
Worte von fern .... Dann wurde es still, ganz
still in der Kammer. Mit sanfter Hand hatte
ein Engel die Leidende berührt, sie aus dem
Lande des Todes in das Reich des Lebens, aus
dem Dunkel in das ewige Licht geführt. Marga-
rethe hatte keine Mutter mehr. Wie schlafend
lag die entseelte Hülle da, auf dem Antlitze
leuchtete es wie von einem Widerschein aus der
oberen Welt.

Welch ein harter Schlag, um so empfindlicher,
weil so plötzlich! Und doch, anfangs dankte man
Gott für die Erlösung der Leidenden aus der
Not der Schmerzen und Angst. Aber nur zu
bald kam das Weh des unersetzlichen Verlustes,
das Bewußtsein der klaffenden Lücke, die der
König des Schreckens gerissen hatte. Christen-
glaube allein gab Trost und Linderung, und
Zuversicht und Hoffnung gewann den Sieg.

Der Tag des Begräbnisses, der schwere, kam.
Über dem offenen Grabe stand der Sarg; der
Geistliche sprach die ergreifenden Worte von Ver-
gehen, Erlösung und ewigem Leben, von der
Auferstehung, dem Segen, welcher von altersher
über Tote und Lebende seine Fittiche breitet.
— Jahn, heute nicht in seiner Amtstracht, warf
drei Hände voll Erde hinab auf den versenkten
Sarg, dann sein Freund Leiding, und ihm folgten
die andern Umstehenden. Margarethe neigte sich
still weinend an die Brust ihres Vaters und
bemerkte wohl kaum, wie Heinrich noch einen
Kranz von weißen Rosen auf das Kopfende des
Sarges legte. Die Männer entblößten ihre
Häupter, die Hüte zu einem stillen Gebet vor die
Augen haltend.

„Nu kumm, min leewe, beste Jung," sagte
Leiding und führte Jahn vom Grabe hinweg.
„Ik will Di nich tröst en," fuhr er fort, „denn
dat vermag ik nich, vermag kin Minsch, dat kann
Nums as de leewe Gott. Du weeßt am besten,
wat ummer de Erde is un sick dar begewen deit.
De Minsch schall an't Graff nich na unnen, he
schall na bowen sehn. Ach Gott, et is swar to
seggen, aberst et is doch so: Der Herr hat's
gegeben, der Herr hat's genommen, der Name
des Herrn sei gelobt! Wer wat Leewes
darbawen hett, de ritt sick na un na un
lichter los von dit Vergängliche un hett sinen
Wandel in'n Himmel. Der Name des Herrn
sei gelobt! De olle Pastor, bi den ik kunfermeert
bin — he weer nich bloß een Pastor, he weer
ook en Minsch, en Christ — de sä faken so 'n
herrlichen Vers an't Graff, den mußt Du noch
hören, Du ook, min sötet Gretchen:

Sieh, diese Glieder
Sinken jetzt nieder,
Modern geschwinde,
Werden im Winde
Bald ein verstäubendes Totengebein.
Laß sie zerstäuben,
Du, Gott, wirst bleiben,
Herrschen und walten,
Und die Dich halten
Schwingen sich über die Gräber zu Dir,
Wandeln von hinnen,
Bis von den Zinnen
Salems es tönt: „Dein Heil ist hier!"

Leiding streichelte seinem alten Freunde die Wangen so zärtlich wie man's wohl kleinen Kindern thut, zu Margarethe bückte er sich hinab und küßte sie. Dann leitete er beide in das Haus und in die Wohnstube, setzte sich auf das Sopha in eine Ecke, zog Jahn in die andere hernieder und sagte:

„Dat Lewen mutt nu wedder sin Recht kriegen. Du un Dine Dochter schält en Glas Win drinken un mi schenk ook en Glas in. Den Traurigen gieb Wein, seggt de Schrift, un ik, de Schosteramtsmeister un Ladenmarschall, heff dat in lange Praxis probat funnen."

Er stieß mit Jahn an und sagte mit Thränen im Auge:

„Olle, leewe Frund! Du weeßt, Din Leed deit mi in'n binnersten Harten weh .... Aberst segg ens, hest Du all an wen dacht, de den Husholt föhren deit?"

„Leiding," antwortete nach einigen Minuten Jahn mit zitternder Stimme, „ik bliew mit Margarethe for mi. De Deern is anne[…] wi ward't so ook woll klar."

„Dat is recht! Ik wurd mi ook dar[…] danken, so 'n ollerhaftige Person up de H[…] sitten to hebben. Mine Fro will af un to[…] Für un Lecht hier kieken, un wenn Du, […] Döchting, wat hest, wat Froenslüde ähren […] is, denn snack Du man mit Tante Leidings[…] Kummt allens wedder in's Riege — Gott […] de Wittfroens, de Weesen un ook de Wittmän[…] Un nu Adjies! Holt Jo hart! Ik spräk mor[…] mal wedder in, nu heff ik en grote Amt[…] to besorgen. ..."

Der gute, alte Bursche entfernte sich. Ja[…] und Margarethe blieben noch eine Weile in […] Stube, dann gingen auch sie, aber an das […] Grab, über welchem der Hügel voller Kränze […] Blumen sich mittlerweile gewölbt hatte. […] standen lange im stillen Gebet da, zu ihr[…] Häupten schmetterte die Lerche ihr Lied, imm[…] heller und schöner, je höher auf zum Himmel sie […]

(Fortsetzung folgt.)

Nach dem Regen.

Mit abendroten Segeln gleiten
Lichtwolken fernen Häfen zu:
Sehnsucht und Sorge sinnend schreiten
Ins Thal zur Abendruh.

In ihren Händen blinken Schalen,
Drin bis zum Rande aufbegehrt
Tagsüber bittern Unmuts Qualen,
Nun sind sie ausgeleert.

Befreit lehn' ich am Hügelhange,
Kein Weinen wird mehr in mir wach.
Dankflüsternd schau' ich lange, lange
Dem Wandelpaare nach.

Friedrich Castelle

Lenzmorgen.

Die dritte Stunde schlägt die Uhr —
Schon fängt es draußen an zu tagen,
Vor mir erwachte die Natur,
Die Lerchen trillern und die Finken schlagen.

Zum Fenster sehe ich hinaus,
Ein Duft und Glanz strömt mir entgegen,
Die Welt ist wie ein Gotteshaus,
Kein säuselnd Lüftchen mag die Blätter regen.

's ist jungen Tages Tauffestfrist! —
Der Weihetau blitzt demanthelle,
Der Herrgott selbst der Priester ist,
Eichhorn und Reh vertreten Patenstelle.

Da — welch ein Mißton rauh und rüd'
Entweiht die Keuschheit dieser Stunde?
Es ist ein rohes Zotenlied,
Gegröhlt von trunk'ner Burschen lautem Munde.

Da floh der Zauber wie das Wild —
Durch Gras und Bäume geht ein Beben —
Dort schwanken, die sich stolzerfüllt
Den Namen „Gottes Ebenbild" gegeben!

Rudolf Gärtner.

Liebe.

In Deinem Bette liegst Du voller Schmerzen.
Das wehe Zucken um den blassen Mund,
Der feuchte Glanz im Aug' thun mir es kund,
Und doch willst Du mit mir noch leise scherzen.

Ich küsse stumm die schmale, weiße Hand.
In meinen Augen fühl' ich heißes Brennen.
Und hastig dreh' ich mich zur Wand. —
Du sollst nicht meinen Jammer kennen.

Richard Scharf.

Meine Träume.

Meine Träume erzählen mir
Von zukünftigen Segenstagen,
Wo die grünen Halme im Frühlingsfeld
Goldene Früchte mir würden tragen.

Meine Träume sind weise und wahr —
Und ich will ihnen treu vertrauen,
Wir bewahren den frohen Mut,
Köstlicher Ernte entgegenschauen.

Christoph Flaskamp.

Erntezeit.

Die Felder stehen weit und breit
So farbensatt, so wogengrün.
Im Hag die wilden Rosen blüh'n,
Im Tann' die junge Drossel schreit.

Am Berge schmolz der letzte Schnee
Und eilt im Bache durch das Thal.
Der schluchzt: „Wie mir bringt euch der Strahl
Der Junisonne Todesweh!"

„Wir sind zur Ernte gern bereit",
Rauscht hoheitsvoll das Ährenfeld.
„Wir sind ja Kinder dieser Welt
Und blüh'n und reifen unsre Zeit."

Hans M. Grüninger.

Ein Frühlingslied.

Es gleitet durch die Sonntagsfrüh'
Des weichen Windes Melodie,
Ein müdes, trauriges Lied.

In weiten, grünen Falten fliegt,
Im Korne wehmutsvoll gewiegt,
Das müde, traurige Lied.

Es paßt zum Frühlingssonntag nicht,
Was so die alte Erde spricht:
Ich bin des Blühens müd'.

Wilhelm Freund.

Sängerfreude.

Meine Seele ruht in weicher Wiege,
Frauenliebe wiegt sie hin und her.
Wie berauscht von jedem holden Siege,
Tanzt sie wie ein Schifflein auf dem Meer.

Sieg ist nur: ein mildes Wort empfangen,
Einen Gruß aus feinen Herzens Grund,
Ein Verstehen und ein Hingelangen,
Wo die Seele wird der Seele kund.

Solchen Sieg zu feiern dünkt mir süße,
War mir stets des Sängers liebster Lohn.
Eines Frauenherzens stille Grüße —
Welcher Held trug höhern Preis davon? —

Frauenlieb' ist mir wie Meereswogen,
Wie ein tiefer, sagenreicher Strom —
Selig komm' ich drauf dahergezogen,
Seliger fährt kein Pilgersmann nach Rom.

Franz Karl Ginzkey.

Volkslied.

Der Mond steigt über die Wiesen
Und leuchtet so roten Schein;
Hinter den Büschen fließen
Hör' ich den mächtigen Rhein.

Unten im Nachen leise
Eine Mädchenstimme singt.
Ich lausche der alten Weise,
Die lockend zu mir klingt.

Die Rosen duften linder
Und süßer der Nelken Trieb —
„Es waren zwei Königskinder,
Die hatten einander so lieb . . ."

Mondsilbrig kommt geschwommen
Die Welle, die dunkel schlief —
„Sie konnten zusammen nicht kommen;
Das Wasser war viel zu tief . . ."

Der Mond steht über dem Garten —
War's nicht, als ob's mich rief?
Vom Strom her? Aus den Wellen? —
„Das Wasser war viel zu tief . . ."

Im Mondlicht neigen die Rosen
Liebend zusammen sich.
Die Weise klingt leise zu Ende —
Ich weine bitterlich . . .

Alexander Pache.

Kommen und Scheiden.

Im Westen wogt ein buntes Farbenmeer,
Aus dem das Hochgebirg' der Wolken ragt.
Der gold'ne Sonnenwagen rollt einher —
Es tagt! — Es tagt!

Aufflammend stirbt der Schein. Nun ist's vo
Mit ihrem schwarzen Flügelpaare neigt
Zur Erde sich die ernste Fee der Nacht
Und alles schweigt. —

Otto Pre

Abendgang.

Es schreitet sich einsam den dämmernden Gang,
An den Gärten vorbei, an den Feldern entlang;
Die Lichter des Dorfes sind weit und klein . . .
Der Frieden Gottes hüllet mich ein.
Vergangen ein Tag.

Grad vor mir, über dem Wege blinkt
Der Stern des Abends, eine Nachtigall singt
Vom nahen Gehölz durch die weiche Ruh.
Und süß, wie aus liebendem Frauenmund
In meiner Seele ein Lied wird kund . . .
Ich wand're, ich wand're immerzu . . .
Vergangen ein Tag!

Hans Ho

Nachtgeflüster.

Wandeln meine leisen Träume
Mit dem Winde durch die Nacht:
Welch ein Flüstern! Busch und Bäume,
Ach, der ganze Wald erwacht!

Und ein Vogel schluchzt im Dunkel. —
Seele, kennst Du solchen Klang? —
Wolkenstille, Sterngefunkel,
Traum und Nacht in einem Klang!

Bruno Salm

Abendzauber.

Hand in Hand, von Schönheit trunken,
Sah'n wir, wie die Haide glühte
Und die Sonne abschiedgrüßend
Ihren schönsten Zauber sprühte.

Lange saßen wir und schauten
Schweigend in die Abendröte.
Unten fern am Bache blies ein
Knabe seine Hirtenflöte.

In Dein Haar spann sie Dir leuchtend
Ihren gold'nen Muttersegen,
Und der Abendhauch bestreute
Dich mit einem Blütenregen.

Schwellend brachte uns der Windhauch
Hie und da ein Liedchen leise,
Klang von Liebe, klang von Sehnsucht,
Eine alte, alte Weise.

Hans Winand.

Das Glück.

Ein finstres Traumbild, schwer und bang,
Im Schlummer mich erschreckte,
Als früherklungner Vogelsang
Am Morgen mich erweckte.
Die Sonne scheint so wonnig hell,
Die Drossel singt, es rauscht der Quell,
Es rauschen im Winde die Buchen.
Es giebt in der Welt noch wo ein Glück,
Ich ziehe aus und bring' es zurück
Will in Feld und Walde suchen.

Will durch die morgenfrische Au,
Will durch die Wälder ziehen,
Wo, froh erweckt vom Morgentau,
Die stillen Blumen blühen.
Will suchen, bis ich viel Blumen find',
Und, der ich sie zum Kranze wind',
Die brauch' ich nicht zu suchen:
Wo süßer Sang von ferne schallt,
Da steht ein Hüttlein im grünen Wald
Inmitten rauschender Buchen.

Dort lacht der blaue Himmel mir
Aus einem Augenpaare,
Und einer wilden Rose Zier
Brennt in dem blonden Haare.
Mach auf die Thür, mach auf das Haus!
Ein fahrender Sänger steht da drauß',
Der kam, das Glück zu suchen. —
Im Arme halt' ich es geschwind,
Die Drossel singt, es rauscht der Wind,
Es rauschen im Winde die Buchen.

P. G. Föhr

Edith.

Drama in einem Aufzug von **Paul Wertheimer.**

(Fortsetzung und Schluß.)

(Löhner und Edith stehen stumm, von einander entfernt. — Frieda
ius ihrem Zimmer; sie läßt die Thüre halb offen. Ihr Zimmer, in
an sieht, ist hell beleuchtet. Vorn ein Spiegel, ein Toilettetischchen.
teht Charlotte drinnen mit dem Zusammenlegen von Kleidern &c.
tigt. — Frieda ist groß, üppig, blond. Zu Beginn der Dreißiger.
oilette von raffinierter Eleganz. In ihrem sinnlich heiteren Wesen,
in ihren lässigen Bewegungen Ediths Gegensatz.)

Frieda (eintretend.) Was ist denn geschehen? Was enn? .... Ihr steht ja so da ....

Löhner (zu Frieda, abseits.) Ich hab' mich nicht beschen können.

Frieda. Bei uns kann sich nie wer beherrschen! :dith.) Ganz verweint sieht sie aus, die Kleine. Edith streicheln.)

Edith (leise abwehrend.) Laß mich!

Frieda (zu Löhner erstaunt.) Und Du bist noch nicht ig, Papa!

Löhner (verstimmt.) Ich gehe überhaupt nicht.

Frieda (entschieden.) Ich zieh' mich doch nicht umst an. Soll ich vielleicht heute wieder mit Dir und ı Max Domino spielen. Da, hörst Du — (Entfernte ik von unten herauf. Frieda neigt den Kopf der Musik entgegen. ießt die Augen halb.)

Löhner (zögernd.) Ein bißchen Zerstreuung, das re wirklich ganz gut für mich. (Fährt sich mit der Hand : die Stirne.)

Frieda (spielt mit dem Fächer; Edith steht abseits.)

Löhner (zu Frieda vertraulich.) Aber es geht doch ht, Frieda. Es geht nicht. (Spricht leise mit ihr.) Es ein Brief gekommen von Stephan! Wenn er auf m Weg hierher wäre! Wenn er nun wirklich käme!

Frieda (lächelnd.) So unverschämt wird er doch cht sein! Und überdies: Charlotte ist doch da. ur Vorsicht geb' ich ihr noch einen Wink! (Geht an ' Thür zu ihrem Zimmer; spricht kurz mit Charlotte, schließt dann die ür wieder.) So!

Löhner (noch immer zaudernd.) Ich weiß doch nicht —

Frieda (leichthin.) Wenn Du nicht willst. — Es t aber schade ... Der Präfekt wird kommen. Er ird Dich gewiß ansprechen. Es wird Aufsehen machen.

Löhner (geschmeichelt.) Meinst Du?

Frieda. Und der, wie heißt er nur, der die roßen Eisenwerke hat —, wird auch da sein. Er at Dich vorhin im Garten gesucht. Er hat eine Nachricht. Der Ausstand soll beendet sein ....

Löhner (erregt.) Wie? Zu Ende? Das sagst Du mir erst jetzt? (Freudig.) Wenn das wahr ist. (Stark.) Ich gehe.

Frieda (halb für sich.) Endlich!

Löhner. Ich kleide mich nur um .... Ich bin gleich wieder hier. (Begiebt sich in das Zimmer, zweite Seitenthür links.)

(Immer tiefere Dämmerung. Die Musik wird stärker von unten vernehmbar. — Edith. Frieda. Edith noch immer abseits stehend, hat einen Blick in den Brief geworfen, verbirgt ihn dann. — Frieda nähert sich ihr.)

Frieda (Edith zu sich heranziehend.) Na also, Mädi, was hat's denn schon wieder gegeben?

Edith (schmerzlich, leise.) Ach Gott .... (seufzend.) Wenn mich nur nicht alles so bewegen würde.... O, wenn ich anders wäre, bestimmter, rücksichtsloser. Wenn ich so sein könnte wie Du!

Frieda (naiv-kokett.) Ja, wie bin ich denn?

Edith (warm.) Du bist so sorglos, unbekümmert um alles .... Du bist das Leben selbst: lachend, mutig .... Du weißt nichts von Sehnsucht!

Frieda (lehnt sich in einen Fauteuil, zieht Edith zu sich, fährt ihr mit der Hand übers Haar.) Nein, wahrhaftig. Allen gefallen und alle zum Narren halten — das ist meine ganze Sehnsucht!

Edith (betrachtet Frieda bewundernd.) So schön bist Du, Frieda!

Frieda (lachend.) Bin ich das? Ja, heute wenigstens will ich es sein! (Der Musik lauschend.) Verrückt will ich sie alle machen, heute!

Edith. Wenn ich so schön wäre!

Frieda (nachdenklich.) Du bist ja schön.... Wenn das alles erst aufgeblüht sein wird bei Dir —

Edith. Es wird nie aufblühen, glaube mir. (Flüsternd.) Ich habe gestern meinen Spiegel zerschlagen. Weißt Du, was das bedeutet? Ein schweres Unglück..

Frieda (Edith streichelnd.) Wer wird denn so abergläubisch sein.... (Leichthin.) Du wirst bald wieder gesund sein, man wird Dir noch genug den Hof machen, ja — und zum Schluß (seufzend) wirst Du auch Deinen Max kriegen.

Edith. Siehst Du, Frieda, das hab' ich nie

verstanden: Warum Du eigentlich den Max genommen hast? — den Max?

Frieda (leicht seufzend.) Ob er jetzt Max heißt oder anders. Irgend einen müssen wir doch nehmen. Der Max, was willst Du denn, er hat eine Stellung, er ist Baron.

Edith (zögernd.) Aber er ist doch so .... so .... (mit einer Geste.) —

Frieda (lachend.) Das hat mir ganz gut gepaßt.

Edith. Siehst Du, Frieda, ich könnte nicht das ganze Leben zusammen sein mit einem, dem man nicht alles sagen kann —

Frieda (seufzend.) Du wirst das schon noch lernen.

Edith. Aber Du hast ihn doch nicht geliebt.

Frieda (achselzuckend.) Geliebt? .... Mein Gott, das gewöhnt man sich ab!

Edith. Du hast wohl auch nicht immer so gedacht, Frieda.

Frieda (seufzend.) Ja, da war ich noch so jung wie Du. Damals hab' ich auch von einem Dichter geträumt. (Leicht parodistisch.) Ich bin mit ihm allein gegangen auf dem Lande ... in der Dämmerung und habe mir von „Liebe" erzählen lassen. (lächelnd) — wie Du von Deinem Stephan.

Edith (das Parodistische des Tones überhörend, vertrauensvoll.) ... Das stell' ich mir wundervoll vor, wenn er mich einmal bei der Hand nähme in der Dämmerung und mir sagte: ich hab' Dich lieb' .... In diesem Augenblick, glaub' ich, muß alles Blut stille steh'n. (Kleine Pause.) Da muß man zu leben aufhören oder erst zu leben beginnen.

Frieda (Edith streichelnd.) Bin ich wirklich auch einmal so ein kleines, romantisches Fräulein gewesen? Hab' ich auch einmal eine sogenannte „Seele" gehabt? Jetzt macht mir die „Seele" nicht viel Kummer mehr! Jetzt passen wir schon sehr gut zusammen, der Max und ich — und Du wirst auch einmal vernünftig werden und zu Deinem Max passen ....

Edith (leidenschaftlich.) Nein, Frieda, nein! Wenn ich mir denke, das soll einmal mein Schicksal sein, so hinzuleben wie Ihr alle, nur mehr aus Gewohnheit, immer in derselben Langeweile — nein, nein, lieber will ich jetzt sterben, wo ich mich so sehne nach dem Leben, ... wenn ich nur einen Augenblick wirklich gelebt habe ....

Frieda (seufzend.) Ja, so sprechen wir alle — bis unser Max kommt ....

(Richtet vor einem Spiegel an ihrem Haar, während Edith abseits begierig den Brief liest und dann rasch versteckt.)

Frieda (mit einer scherzhaften Wendung.) Siehst — da ist er schon — der Max.

Max (aus der ersten Seitenthüre rechts eintretend, sehr elegant, Gesellschaftsanzug, weiße Weste, große Blume im Knopfloch.)

Max (gelangweilt.) Küss' die Hände, guten Tag allerseits.

Frieda. Wo bist Du denn gewesen? Ich hab' Dich so entbehrt, mein Dicker. (Schlägt mit dem Fächer nach ihm.)

Max (gelangweilt.) Zärtlichkeiten auch noch

Frieda. Also, wo bist Du gewesen, erzä[hl]

Max. In Monaco war ich. Ausg'leer[t] [...] sie mich wieder.

Edith (sich Max rasch zuwendend.) Nimm mich [...] einmal mit — nach Monaco. Das muß spa[nnend] sein: das Spiel, die Erregung, der Lärm —

Max. Was? Spannend? ennuyant [...] furchtbar ennuyant.

Frieda. Aber hier in Nizza amüsiert [...] Dich, mein Süßer, nicht wahr? Die schönen Frau[en] (Schlägt wieder mit dem Fächer nach ihm.)

Max (mit einer gelangweilten Geste.) Ah —

Frieda. Die vielen Feste, der Karneval [...] Rennen .... Morgen ist der grand prix.

Max. Ah. Hör mir mit Nizza auf, das [...] das Allerennuyanteste.

Löhner (tritt im Gesellschaftsanzuge aus der zweiten Seit[enthüre] links. Begrüßung.)

Max (zu Löhner.) Ah. Herr Schwiegerpapa. Also jetzt können wir ja auf den Ball gehen. (Ge[...] Bitte — (Reicht gelangweilt Frieda den Arm.)

Charlotte (tritt aus Friedas Zimmer; Löhner wendet [sich] abseits zu ihr und sagt ihr nachdrücklich etwas.)

Charlotte (zu Löhner.) .... Gewiß, Herr K[om]merzialrat. (Löhner wendet sich zu Frieda und Max, die zur [...] Seitenthüre rechts gegangen sind.)

Frieda (Edith im Abgehen winkend.) Adieu, Kleine

Edith. Adieu — —

Max (zu Edith.) Adieu!

Löhner (der inzwischen noch einen Augenblick zu Charlotte [ab]seits gesprochen, halblaut.) Und sperren Sie vor dem Schla[fen]gehen die Thüren ab. Es giebt hier viel verdächt[iges] Gesindel. Gestern wurde erst in der Nähe [ein]gebrochen.

Max (hat die zweite Seitenthüre rechts geöffnet. An [...] schließen sich hell beleuchtete Stufen, die in den Saal hinunterführen. [Als] Max die Thüre öffnet, erblickt man den Glanz von Lichtern, [...] Murmeln und die Musik stärker herauf.)

Max (sich nochmals umwendend, im Abgehen, auf die letzte [Be]merkung Löhners.) Eingebrochen? Das ist eine Gemein[]heit! Wenn die armen Leute schon kein Geld haben, sollten sie doch wenigstens Charakter besitzen! [...] Frieda die Treppen hinunter.)

Löhner (von Edith sich verabschiedend.) Begieb Dich [...] bald zur Ruhe. Und denke nach über das, was [ich] Dir gesagt habe. Ich will ja nur Dein Bestes, [wie] ich es als reifer Mann verstehe. Adieu, mein K[ind]. (Folgt Max und Frieda.)

(Charlotte, Edith. Man hört während der ganzen folgenden [...] gedämpft die Tanzmusik. Tiefe Dämmerung.)

Edith (den Abgehenden nachblickend, in unterdrückter He[ftigkeit] die Arme über die Brust zusammenpressend.) So leben zu müs[sen] wie diese. Das alles anhören zu müssen — imme[r] dasselbe ... Und ich werde auch einmal so werd[en] wie sie. (Bewegt.) Ich muß ja so werden.

Charlotte (nähertretend.) Soll ich Licht mach[en] Fräulein Edith?

Edith (abwehrend.) Nein, nein. Es ist jetzt so
r hier . . . Die Musik . . . (Horcht.) Und sehen
. da — (Breites Mondlicht fällt in das Zimmer. Edith setzt sich
as Fenster. Blickt hinaus. — Pause. — Plötzlich beginnt Edith
se zu weinen.)

Charlotte (nähert sich ihr rasch.) Was ist Ihnen,
ulein?

Edith (giebt keine Antwort und schluchzt leise fort.)

Charlotte (ratlos.) Was haben sie denn?

Edith (das Gesicht mit den Händen bedeckend.) Weil ich
. . unglücklich bin.

Charlotte (seufzend.) Jeder von uns hat sich sein
en einmal anders vorgestellt, Fräulein Edith —
haltend) — glauben Sie, ich nicht?

Edith (sich Charlotte zuwendend.) Wirklich? Sie auch?
ren Sie denn auch einmal so wie ich — voll Er-
rtung? (Innig.) Das haben Sie mir noch gar nicht
ählt, Charlotte . . .

harlotte (setzt sich ihr gegenüber, in Erinnerungen.) Ich
e auch meinen Zukunftstraum gehabt . . . .

Edith (aufmerksam.) Sie auch?

Charlotte (schüchtern.) Ich, ich wollte meine
imme ausbilden lassen, denken Sie, das wollte ich.
an fand, daß ich ein großes Talent habe. Ein
oßes Talent — das sollte man jetzt gar nicht mehr
uben . . . . (Aufstehend, bitter.) Aber es ist nichts
raus geworden; die Mittel reichten nicht zu meiner
sbildung.

Edith. Und da haben Sie das alles aufgegeben?

Charlotte (nicht zustimmend, dann leise.) Und ich bin
nn doch sehr glücklich geworden . . . .

Edith (teilnehmend.) Sie waren verheiratet, nicht wahr?

Charlotte. Ich habe einen Jugendgespielen ge-
iratet. Meine Eltern waren dagegen. (Seufzend.) Ich
be mir das bißchen Glück erkämpfen müssen. (Müde
lchelnd.) Aber das sollte man Ihnen wohl nicht er-
hlen, Fräulein Edith.

Edith (begierig zuhörend.) Erzählen Sie nur.

Charlotte. Wir haben nur ein paar Jahre
iteinander gelebt . . . . und wir haben auch recht
el Sorgen zusammen gehabt . . . Wir haben wohl
hr sparen müssen . . . . (Hart.) . . . Und dann starb
. . . . plötzlich . . . . und auch das Kind
arb . . . (Hält inne.)

Edith. Sie haben auch ein Kind gehabt?

Charlotte (in Gedanken.) Ja . . . .

Edith (ergriffen.) Sie waren mit dem verheiratet,
n Sie lieb hatten, Sie haben ein Kind von ihm
habt — waren Sie denn da nicht viel glücklicher,
ls die Frauen alle, die ich kenne — aus unseren
reisen? . . . (Erhebt sich.)

Charlotte (zögernd.) Vielleicht . . . (Ängstlich.) Jetzt
nd Sie wieder erregt. Ich will Ihnen nichts mehr
zählen, Fräulein Edith.

Edith (wieder ruhiger.) Ich bin schon ruhig . . . .
in, wie ist es weiter gekommen?

Charlotte. Dann ist eben das Elend gekommen. Was wissen Sie davon, Fräulein Edith? Wenn man nicht weiß, wie man wieder die Miete bezahlen soll und das bißchen Essen. Und diese Demütigung jeden Tag! Das Annoncieren in den Zeitungen, das Laufen zu den fremden Leuten wegen einer Stelle, das Warten in den Vorzimmern — und immer wieder abgefertigt werden, weil man zu alt ist, weil man keine Verbindungen hat. Oh! (sich erhebend.) Seien Sie froh, daß Sie von alle dem nie etwas erfahren werden . . . .

Edith. Würd' ich es doch erfahren! Dann wüßt' ich doch wenigstens, daß ich doch auch etwas kann, daß ich zu irgend etwas tauge in der Welt. Sehen Sie, Charlotte, Sie haben doch endlich die Stelle gefunden, (spricht das Folgende rasch) weil Sie eine Frisur zurechtmachen, weil Sie einem launenhaften Mädchen die Zeit vertreiben können. Ich könnte nicht einmal das! Nicht einmal dazu hätte ich Geduld. Ich bin das überflüssigste und anspruchsvollste Geschöpf. Ich habe nichts Rechtes gelernt. Ein bißchen Dilettantismus in allem. Ich zeichne ein wenig, ja, beschäftige mich mit Musik — so obenhin. Ich hatte eine französische und eine englische Gouvernante. Was beginn' ich damit? Nichts weiß ich wirklich! Halb bin ich in allem. Und was hätte aus mir werden können! Aber man hat mich nicht ausgebildet — mit Absicht. Man läßt uns nichts wissen von dem, was uns nützen könnte . . . für die Welt draußen, damit wir immer abhängig bleiben. Man erzieht uns nur zur Liebe für den Gatten, und den Gatten, den man uns bestimmt — wie könnten wir den lieben? Welchen Sinn hat ein Leben, wie ich es führe: ich habe weder arbeiten noch genießen gelernt. Wozu das alles, ich frage mich immer: Wozu?

Charlotte. Sie sind undankbar, Fräulein Edith. Sie haben so viel von dem, wonach sich die andern sehnen, so viele andere . . .

Edith (nachdenklich, müde.) Jeder von uns hat eine andere Sehnsucht — und der Nächste könnte sie erfüllen. Aber der hat ein hartes Herz. Und ihm selbst bleibt wieder sein tiefster Wunsch versagt . . . Ist das nicht eine seltsame Welt? . . .

Charlotte. Aber Sie haben doch alles . . . Sie haben Zeit —

Edith. Was darf ich damit beginnen? Ich darf sie vertändeln, verträumen, in das Meer hinauswerfen . . .

Charlotte (Ediths Erregung bemerkend, rasch.) Sie haben Gesellschaft!

Edith (bitter.) Meine Verwandten — ist das „Gesellschaft?“ Ja, auch ich möchte meinen Kreis haben — o so gerne! Aber kommt denn jemand zu uns? Wer etwas kann, der zieht sich aus unseren Kreisen zurück. (Ausbrechend.) Alles, was ich habe — meinen Reichtum, meine Reisen (reißt ihr Perlen-Collier herab), diese Perlen — da ist alles, da — da — gebt mir dafür einen einzigen wirklichen Menschen! Den einzigen, den hat man fortgestoßen . . (leise, innig) Stephan!

Charlotte (dem Gespräch eine andere Wendung gebend, rasch.) Sie haben ja Ihre Bücher.

Edith (wie früher.) Immer nur lesen müssen, lesen. (Jäh, leidenschaftlich.) Sind denn das Bücher, die man mir giebt? Da ist immer nur von Liebe und Pflichten die Rede. Ist das Liebe, wie ich sie ahne? . . . Und es giebt noch andere Bücher, manchmal erfahr' ich es doch, die man vor mir verbirgt, die meine ganze Sehnsucht aussprechen würden, die mir selbst wie Menschen wären, aber solche Bücher — (mit einem Blick zu Boden auf das zerrissene Buch Stephans) zerreißt man hier! . .

Charlotte (begütigend.) Man wird Ihnen andere Bücher geben.

Edith. Aber ich will nicht mehr lesen — (nähert sich dem Fenster. Man hört von der Straße Lärm, Lachen und Volksjubel. Vorüberflackernde Lichter. Lampions. Raketen steigen auf.)

Edith (hinunterblickend.) Leben will ich! (Sie reißt das Fenster auf.)

Charlotte (erschrocken.) Was thun Sie da? (Will sie zurückhalten.)

Edith (sich hinausbeugend.) Lassen Sie mich. Ich will — einatmen will ich sie, die Schönheit dieser Nacht! Spüren Sie es nicht, wie es da herauf duftet? . . . (Beugt sich weit hinaus. Man hört den Volkslärm ganz nahe.) Hören Sie — da draußen . . . . die Musik, überall Musik. Die ganze Stadt ist heute los. Sehen sie nur . . . . da . . . . da . . . . Sie kommen näher, der ganze Zug, Prinz Harlekin mit seinem Gefolge, Masken, Dominos, alle Farben . . Da . . (Der Maskenzug ist unter Scherzen, Lauten- und Mandolinenklang herangekommen. Ein rotgekleideter Harlekin schwingt sich über die Brüstung, blickt in das Zimmer, grüßt, wirft Edith eine Rose zu; ein anderer wird über der Brüstung sichtbar, dann ein zweiter, ein Frauenkopf. Rufe: "Voyez la petite! Comme elle est belle! Au revoir! Man überschüttet sie mit Blumen, Coriandoli. Dann zieht der Lärm vorüber. Man hört noch aus der Ferne Singen und Lachen.)

Edith (dem Zuge nachblickend.) Jetzt sind sie fort. Da seh' ich sie noch . . . Wenn ich hinunter dürfte, wenn man mich ließe — mitten hinein . . . (Lehnt sich hinaus. Sieht starr in den Garten hinüber. Plötzlich aufschreiend.) Ah, was ist das? Der Schatten dort. Das ist ja nicht möglich. Mein Gott, wenn er es schon wäre . . . Ja, ja . . er ist es . . Stephan! Stephan!

Charlotte (aufschreiend.) Stephan? Um Gottes willen — wie kommt der hierher?

Edith. Ich hab' ihn gerufen . . Ich hab' ihm geschrieben. Meine Sehnsucht war zu groß . . . Er antwortete mir (jubelnd. Den Brief hervorziehend.) Da ist der Brief . . . (Hastig, die Worte hervorstürzend.) Jetzt kommt er hierher! Er hat mich nicht vergessen . . . Ja . . . (Blickt in den Brief, liest das Folgende sehr rasch.) „Du riefst mich, ich bin auf dem Wege nach Nizza, denn — ich habe sie nicht vergessen, unsere Stunden" . . (Wieder in den Garten blickend, jubelnd.) Stephan! . . . Stephan! . . . (Zur Mittelthüre eilend, will sie öffnen, Charlotte hält sie zurück.)

Edith. Lassen Sie mich . . in den Garten . . lassen Sie mich!

Charlotte (klammert sich an sie.) Ich lasse Sie nicht. (In höchster Angst.) Sie dürfen nicht aus dem Hause.

Edith (macht sich von ihr frei.) Lassen Sie mich.

Charlotte. Bleiben Sie, Fräulein (mit er... Händen) — ich bitte Sie. Bleiben Sie ruhig. Er... Sie sich nicht . . .

Edith (an der Thüre.) Warum sind Sie so be... um mich?

Charlotte (verzweifelt.) Um Gottes willen... wissen nicht, was auf dem Spiele steht!

Edith. Ah! (zusammenschreckend, dabei fast freudig.) ... errate ich, was der Arzt gesagt hat . . . . Ein A... blick der Empfindung könnte mein Tod sein.

Charlotte (fassungslos.) Haben Sie Erbar... mit mir, mit sich.

Edith (die von der Thüre zurückgetreten ist.) Aber g... Sie denn, daß ich mich davor fürchte? Ich seh... ja so herbei . . . . wenn ich nur einmal gelebt ha... (Am Fenster.) Er kommt näher. (Mit gesenkter Stimme...) Stephan . . . . Stephan . . . .

Charlotte (in besinnungsloser Angst.) Was ... thun, mein Gott, was soll ich thun? (Läuft durch das Zimmer, sie drückt einige Male hastig auf die elektrische ...) Niemand kommt.

Edith (in atemloser Spannung.) Er geht durch ... Garten . . . . Er steigt die Stufen hinauf ... (leidenschaftlich.) Stephan . . . . Stephan . . . .

Charlotte. Bleiben Sie ruhig . . . . Fräulein

Edith (heftig.) Gehen Sie . . . . (Schreiend.) ... befehle es Ihnen.

Charlotte (die Hände ringend.) Sie erregt ... immer mehr . . . .

Edith (wie früher.) Lassen Sie uns allein . .

Charlotte. Was soll ich thun? . . (Reißt die Seitenthüre rechts, die zum Ballsaal führt, auf, ...) Herr Löhner . . . . (Verhallend.) Herr Löhner! . . . . (... die Thüre zuwerfend, hinunter.)

Edith (an die Fensterbrüstung gelehnt, den Kopf ..., ... Hände vor die Brust zusammengepreßt.) Nun erwart' ... beide . . . . das Leben . . . . und den Tod . . . .

(Pause, in der man nur die gedämpfte Musik von unten herauf ... Auch diese bricht jäh ab. Edith steht stumm, in Erwartung da. Die ... zum Garten wird geöffnet. Es erscheint darin Stephan. Junger ... in hellem Frühjahrsanzug. Mitte der Zwanzig. Rasche, ... Bewegungen. Freies, offenes Wesen.)

Edith (murmelnd.) Stephan . . . .

Stephan (bleibt regungslos in der Thür stehen; dann ... Pause, sehr weich.) Edith . . . .

(Pause.)

Stephan. Hast Du erwartet, daß ich ... kommen werde, Edith?

Edith (sehr innig.) Ich habe nur davon gele... Dich zu erwarten, Stephan.

Stephan. Als ich Deinen Brief bekam, ... mich drüben nichts mehr zurück . . . . Ich reiste ab ... Seit einer Stunde bin ich hier . . . . In meinem Zimmer hielt ich's nicht mehr aus. (...) Ich mußte Dich sprechen . . . . gleich . . . . ich ... Euer Hotel . . . . ich sah Licht hier oben . . . . da ... ich durch den Garten herauf.

Edith (ängstlich.) Wenn Dich jemand gese... hätte (erschrocken) Papa!

Stephan (entschieden.) Ich will ihm hier begegne...

will mit ihm abrechnen, — will ganz frei von werden.

Edith (leise.) Wie stark, wie mutig Du geworden Stephan!

Stephan (lächelnd.) Das wird man, Edith, wenn selbst etwas zuwege gebracht hat. (Naiv.) Hast davon nichts vernommen, Edith?

Edith. Man hat mir alles verschwiegen, was betraf, Stephan.

Stephan. Weißt Du nicht, daß ich mit Anderen ben halb verfallene Bergwerke gemeinsam wieder Betrieb gebracht, daß wir die Kohle in arme genden fast umsonst geliefert haben, hast Du von allen nichts gehört?

Edith (traurig.) Ich weiß ja nichts von dem, s da draußen geschieht.

Stephan (warm.) Wenn man eine solche Sache chgeführt hat, ohne Lohn, um ihrer selbst willen, seiner ganzen Kraft, mit allem, was man verg, da fühlt man, Edith: es ist eine große Zeit, in wir sind, es ist eine Freude, darin zu leben

Edith (wie früher.) Wenn ich das einmal pfinden würde.

Stephan (lebhaft.) Du sollst es empfinden. Deslb bin ich hergekommen. Wir wollen das auch bei s schaffen, was drüben schon lange besteht: wir ollen Heimstätten errichten für die Kinder unserer euer, gemeinschaftliche Asyle des Friedens. Die läne, die Mittel sind da.... Aber wir brauchen rauen, um das alles einzurichten.... Willst Du ns helfen, Edith?....

Edith (schmerzlich.) Wenn ich teilnehmen könnte n alle dem, wenn ich mit Euch arbeiten könnte.

Stephan (stark.) Du kannst es, Edith.

Edith (resigniert.) Ich bin zu schwach, Stephan... ch schrieb es Dir ja.... Ich bin krank geworden or lauter Sehnsucht.

Stephan (freudig.) Du wirst wieder gesund werden, Du wirst Kraft und Freude in der Arbeit mit mir gewinnen, Edith, wie ich.

Edith (müde.) Warum kamst Du nicht früher, Stephan — jetzt ist es zu spät....

Stephan (dringend.) Es ist nicht zu spät, Edith, wache auf. Reiß' Dich los von alle dem hier, wirf das alles weg. (Heftig.) ....Euern Prunk, Euere Trägheit und Euere Angst. Komm mit uns, bevor sie heraufziehen, (heftig) dunkle Gestalten, ein endloser Zug, um Euch zu zerbrechen, Euern Prunk, Euere Trägheit und Euere Angst.

Edith (zurücktretend.) Wenn ich Dich so sehe, so hart, so unerbittlich, dann fühle ich es (laut aufschreiend): Du bist der Tod, Stephan, mein Tod!

Stephan. Der Tod, das bin ich nicht, Edith, die Zukunft bin ich, das Glück.

Edith (schmerzlich.) Warum mußt Du mir das alles jetzt sagen, wo es zu spät ist. (Klagend.) Warum bist Du gekommen, Stephan?

Stephan (abgewendet.) Warum ich gekommen bin? Weil.... weil Dein Brief ein Ruf um Hilfe war. Weil ich weiß, daß Du hier zu Grunde gehst.... und weil.... (ganz nahe flüsternd) ...weil ich nicht mehr ohne Dich sein kann, Edith, weil Du in meinem Blute bist, weil ich nach Dir verlange, nach Deinem Gang, nach Deinem Blick.

Edith (zurückweichend.) Geh, Stephan, geh... Mir ist so bange.... geh....

Stephan (immer leidenschaftlicher.) Ich lass' Dich nicht, Edith.... ich kann nicht von Dir lassen....

Edith. Laß mich, Stephan.... Ich habe solche Angst....

(Pause. Man hört durch die halboffene Gartenthüre das Rauschen der Nacht herauf.)

Stephan (leidenschaftlich.) ...Komm... komm... (Beide horchen auf das Rauschen.) Hörst Du nicht, wie durch die Gänge Naturströme von Kraft und Liebe rinnen?... (Innig.) Komm.

Edith (ihm entgegenflüsternd.) Wenn Du willst, ich will bei Dir bleiben.... immer.... immer.

Stephan (will ihre Hand ergreifen.) Edith....

Edith (abwehrend.) Nicht.... nicht!

Stephan (erschüttert.) Ahnst Du denn, was Du mir gewesen bist.... wie ich geschrieen habe nach Dir in der Fremde?.... Du willst mit mir gehen? Willst das alles aufgeben, willst mit mir in die Fremde hinaus?....

Edith (hingegeben.) Willst Du mich alles lehren, Stephan, was Du weißt, was Du erfahren, worüber Du nachgedacht hast — von der Welt da draußen?...

Stephan (ihre Hand an sich preßend.) Das will ich. Was ich denke, unsere Arbeit, Dir wird alles gehören....

Edith (mit scheuer Innigkeit.) O wie... wie wunderschön wird das werden!.... (Seine Hand festhaltend.) Und wirst Du mich auch ein bißchen lieb haben?

Stephan (abgewendet, mit echtem Gefühl.) Ich habe Dich sehr, sehr lieb...

Edith. Sag es mir noch einmal... so... so ganz leise...

Stephan. Ich habe Dich sehr, sehr lieb...

Edith (glücklich.) Und ich... Dich... (Mit einer Bewegung, leise.) Es ist ja zu spät. (Beklommen.) Ich fühl' es. Aber einmal will ich wissen, was das heißt, leben... Da... nimm mich... Du... Du... Du bist ja so stark... Trag mich fort von hier... weit fort... (Wirft sich in seine Arme.)

Stephan (sie leidenschaftlich an sich drückend.) Edith! Edith! — (Er hebt sie in seine Arme; sie schmiegt sich, völlig hingegeben, an ihn, schlägt die Arme um seinen Hals. In diesem Augenblick öffnet sich die zweite Seitenthüre rechts. Löhner tritt hervor in höchster Erregung, hinter ihm Charlotte. Löhner stürzt auf Stephan zu.)

Löhner (gegen Stephan.) Du... Fort... fort!!

Edith (in Stephans Armen, mit einem Blick zu Löhner.) Nicht, nicht... thu ihm nichts...

Löhner (gegen Stephan drohend.) Laß sie... Du —

Stephan (preßt sie an sich.)

Edith (Stephan zugewendet, ganz hingegeben, an seinen Lippen.) Ich hab' Dich lieb ... o so lieb ... Du ... jetzt ... leb' ich ... jetzt ... (Plötzlich wird ihre Stimme ganz schwach, sie wird blaß, die Arme fallen ihr herab.)

Stephan (aufschreiend.) Was ist das? Edith ... Du .... Was fehlt Dir? .... Edith .... Du atmest ja nicht mehr ... Atme nur einmal, um Gottes willen! (Bettet sie auf den Divan.)

Löhner (steht starr im Zimmer.)

Stephan (schreiend.) Ist niemand da? ... Ein Arzt ... Ein Arzt ...

Charlotte (in den Saal stürzend.) Ein Arzt ... Es ist ein Unglück geschehen! Ein Arzt. (Man hört, wie die Musik unten verstummt. Der Arzt kommt hastig herauf, [illegible] Divan. Hinter ihm Charlotte, dann Max, Frieda, Ballgäste.)

Der Arzt (der sie untersucht hat.) Eine Herzläh… Es ist vorbei!

Löhner (aus seiner Erstarrung erwachend, auf St[…] fahrend.) Du hast sie mir getötet! ... Du ... [illegible] mit der Faust ins Gesicht schlagen.)

Stephan (zurückweichend.) Sie sind es gewi… Sie selbst!

Charlotte (von dem Divan aus, wo sie sich über Edith [illegible] hatte, sich erhebend, — halb für sich.) Nicht er, nicht Sie. [illegible] Sehnsucht hat sie getötet ... (Stumme Gruppe.)

(Der Vorhang fällt.)

Lieber tot als Sklav!

In rotem Dunste stieg empor
Die Sonne überm Friesenlande,
Der Nebel troff auf Sumpf und Moor
Und rieselte im Dünensande.

Graf Dietrich von den Schiffen sprang,
Die stampften in der Brandung Wellen; —
Da hörte er schon Hörnerklang
Rings über die Gebreite gellen.

Und jung und greis, mit Weib und Kind,
Zur Wahlstatt rief die Wächterstimme,
Ihr Flachshaar flog im Norderwind,
Ihr Auge blitzte hart im Grimme.

„Für Freiheit und für Friesenland!" —
Da sah man Äxte Lanzen splittern,
Im Bauernkampf sank in den Sand,
Wer kampffroh nie gelernt zu zittern.

Ein Schattenkampf im Nebeldunst!
Der Eisenschuh sank in den Mooren,
Die hingen sich in wilder Brunst
Wie Fesseln an die gold'nen Sporen.

„Die einst Normannenlist gelohnt,
Wir hielten blank der Väter Wehre:
Noch keinem haben wir gefrohnt
Denn nur dem wilden, weiten Meere!"

Sie jauchzten: „Lieber tot als Sklav".
Da klang heran ein finster Grollen,
In Hieb und Schlag, der dröhnend traf,
Droht zischend nahes Wogenrollen. — —

Die Stirne kühlt der salzne Schaum,
Den sprüht der Sturm von seinen Schwingen,
Schon züngelt weiß der Wellensaum
Um Freund und Feind in heißem Ringen.

Fest eingebissen Mann an Mann,
Bis in der Flut die Kniee wanken. —
Da brüllt der Wogen Macht heran
Und schlägt ins Land die nassen Pranken;

Und Hof und Heimat, aufgewühlt,
Um das ihr Friesenherz gerungen,
Die braune Welle meerwärts spült;
Und auch den Feind hat sie verschlungen.

Nach Not und Tod die Sonne sinkt,
Glüht zitternd nach im weißen Strande,
Und immer aus der Brandung klingt:
„Das Meer ist Herr im Friesenlande!" —

Otto Kindt.

Sprüche.

Woran sie kranken?
Es ist, ich meine:
Sie malen Gedanken
Und haben keine.

*

Ungefragt wird man gezeugt,
Ungefragt begraben.
Soll sein bißchen Freiheit nicht
Man dazwischen haben?

Welche Vielgestaltigkeit:
Phantasie, Vernunft, Gemüt!
Selig, wem in Eins erblüht
Diese Geistdreifaltigkeit!

*

Ein Mehlsack voll Dukaten wird geehrt,
Doch länger nicht, als bis er ausgeleert.
Wie stolz er auch gestrotzt als Packtuch,
Er blieb, woraus er war, aus Sacktuch.

Th. Vulpinus.

Gedichte

von

J. Leusser.*)

Im Maien.

Wenn der Maien seinen Staat
Über Busch und Baum gehangen
Und am schmalen Wiesenpfad
Tausend duft'ge Blumen prangen,

Falter schwirrt und Taube girrt
Und die Vöglein alle singen,
Durch den Gottes-Garten irrt
Ein unsagbar süßes Klingen.

Und Du siehst das Gras zerdrückt
Unter Flieder und Hollunder,
Wie im Schleh ein Paar sich bückt —
Schätzchen, sag mir, nimmt Dich's Wunder?

Mauerblümlein.

Es stand ein Blümlein an dem Weg
So einsam und verlassen —
Ein Wand'rer kam aus dem Geheg
Herunter nach der Straßen.

Das schlichte Blümlein ihm gefiel,
Er thät sich zu ihm bücken,
Es wehrte sich nicht lang und viel,
Ließ sich erschauernd pflücken.

Und als es wurde welk und bleich,
Da sprach's: „Will gern verblühen,
Nun sah ich doch, den Schwestern gleich,
Auch mir ein Herz erglühen."

Auf ein Mädchen.

(Am Gardasee.)

„Una bella, una bella!"
Jauchzt die kleine Italien'rin,
Hascht und nascht die blaue Traube
Lachend in der Rebenlaube.

Una bella, una bella!
Tönt's auch Dir bald, schöne Kleine,
Und der Rechte wird Dich haschen
Und von Deiner Süße naschen! —

Die Fichte und die Eiche.

Die Fichte sprach zur Eiche:
„Mich putzt ein grünes Kleid,
Ein falb und schäbig Röcklein
Trägst Du zur Winterszeit."

Da rauschte auf die Eiche:
„Ei, sei doch nicht so stolz!
Ist besser auch Dein Röckchen —
Ist schlechter doch Dein Holz! —"

---

*) Wir entnehmen die oben mitgeteilten, bisher ungedruckten Gedichte der nächstens im Verlage der Concordia, eutsche Verlags-Anstalt erscheinenden Sammlung: Gedichte von J. Leusser. Der Dichter, den unsere Leser bereits s Liedern, die er in unserer Zeitschrift veröffentlicht hat, kennen, hat trotz seines anstrengenden und verantwortungs- llen Berufs — er ist Arzt in Kissingen — Muße gefunden, seine dichterische Anlage zu reiner und harmonischer ntfaltung zu bringen. Die vorstehenden Proben seiner schlichten, warmen, volkstümlichen Art werden dem Büchlein wiß Freunde werben. Anm. d. Red.

Noch nicht!

Schon lange war begraben
Mein Weib, mein gutes Kind —
Und wieder zog mein Klagen
Hinaus in Nacht und Wind.

Ich sah im Felde mähen
Den Tod in grimmer Hast.
Hu, wie die Mahden fielen!
Er gönnte sich nicht Rast.

Vom Boden hob sich leise
Empor mit leichtem Flug
In wallenden Gewändern
Der Toten langer Zug.

Jetzt näher, immer näher
Kam mir der Knochenmann
— Schon streifte mich die Sense —
Da hielt er plötzlich an.

„So töte mich, Du Arger,
Der mir das Liebste nahm!" —
„Noch nicht!" rief er, „zernagen
Soll erst Dein Herz der Gram!"

Ein Traum.

Ich sah Dich vor der Himmelsthür
Im Traume einsam stehen —
„Willst Du denn mit den andern hier
Nicht in den Himmel gehen?"

„Der Herr schaut aller Herzen an,
Tönt's Dir vom Mund, dem blassen,
Und ich hab', Du geliebter Mann,
Mein Herz bei Dir gelassen."

Lieder unbekannter Minnesänger.

Übersetzungen aus dem Mittelhochdeutschen.

I.

Die Ehre hüte allezeit!
Die Armut läßt sich wenden:
Doch wer verlor der Ehre Kleid,
Dem kann man's nimmer spenden.

Mag er sich müh'n mit aller Kraft,
Sie wird ihm nimmer werden:
Die Ehre und die Jungfernschaft
Blüh'n einmal nur auf Erden.

II.

Ich sah ein wundervolles Weib,
Bekränzt mit blühenden Rosen,
Mit Lilien weiß umrankt den Leib,
Den leuchtenden, den bloßen.
Des holden Frühlings Blumen all'
Umdufteten die Schöne.
Der Vöglein Lied in lautem Schall
Sang ihr die schönsten Töne.

Und fragt Ihr, wer die Holde war,
Die solche Lust umkränzte,
Die, wie die Sonne hell und klar
In gold'gem Licht erglänzte? —

Das ist ein braves, keusches Weib,
Das sich mit Scham und Tugend
Umgürtete den lichten Leib
In maienfrischer Jugend.

Der Vöglein wonnesamer Sang,
Das sind die tausend Zungen,
Die ihrer Ehre hellen Klang
Im Liede schon besungen.
Wer sich solch holdes Weib gefreit —
Zu liebendem Umfangen,
Dem ist in höchster Seligkeit
Der Himmel aufgegangen.

III.

Soll ich stets in Sorgen leben,
Während andre fröhlich sind?
Will jetzt selber Trost mir geben,
Daß die Lust mein Herz gewinnt.
Freude soll mich stets umfahn!
Traurigkeit steht mir nicht an.

VI.

Ihr sollt mich nicht mehr traurig seh'n!
Wir wollen auf die Heide geh'n,
Gespielen, wo der Blumen Pracht
So freundlich uns entgegenlacht.
Und Du, o trauter Buhle mein,
O komm, auch Du sollst bei mir sein!
Süße, reine Minne mein,
Flechte mir ein Kränzelein!
Tragen soll's ein stolzer Mann,
Der den Mägdlein dienen kann.

Reliquien von Nikolaus Lenau.

Am 15. August werden es hundert Jahre, daß ...kolaus Lenau zu Csatad in Ungarn geboren wurde. ... ist einer der wenigen ewig Lebendigen unserer ...teratur und man darf getrost die Prophezeiung ...gen, daß mindestens einige seiner Gedichte so lange ...klingen werden wie die Sprache, in der sie ge...ichtet sind. Anläßlich seines hundertsten Geburts...ges die Gründe darzulegen, die ihm vor Anderen ...s schöne Schicksal bereitet und gesichert haben, ...aucht an dieser Stelle nicht versucht zu werden; ...enn die politischen Zeitungen oder die Familien...ätter den Anlaß benützen, um bei Gelegenheit solcher ...edenktage ihren Lesern die Bedeutung der populärsten ...ichter darzulegen, so ist dies leider nicht überflüssig; ...e „Deutsche Dichtung" spricht zu einem Kreise, dem ...n Dichter von solchem Range vertraut ist. Darum ...legen wir derlei Gedenktage nur dazu zu benützen, ...m — wenn uns Zufall, Finderglück oder die Gunst ...nserer Freunde dies ermöglichen — Neues von dem ...ichter oder über ihn zu bringen. So seien denn ...eute zwei Kleinigkeiten von Lenau geboten.

Freilich, wie weit eines Andern Recht geht, Ge...ichte eines berühmten verstorbenen Dichters, welche ...ieser selbst nicht für den Druck bestimmt hat, zu ver...ffentlichen, ist trotz alledem, was darüber geschrieben ...orden, eine Frage, die sich gewiß nie aus prinzipiellen ...esichtspunkten wird erledigen lassen. Es wird Fälle ...eben, wo die Publikation ein Verdienst, andere, wo ...ie eine Sünde ist. Die nachfolgende Mitteilung wird ...ohl weder in die erste noch in die zweite Kategorie ...allen. Die beiden ungedruckten Kleinigkeiten von ...ikolaus Lenau vermögen seine dichterische Geltung ...eder zu vermehren noch zu schädigen. Es sind Ge...egenheitsgedichte scherzhaften Inhalts, die mir im Sommer 1882 von Frau Sophie von Löwenthal, der Freundin Lenaus, für das „Deutsche Dichterbuch aus Österreich" übergeben wurden, das ich damals zu...sammenstellte; es erschien dann im Herbst jenes Jahres. Zur Veröffentlichung in diesem Werke erschienen sie mir nicht passend; durch die darin durchgeführten Prinzipien, nur Ungedrucktes und nur solche Beiträge zu bringen, die das dichterische Können der Poeten zu charakterisieren vermöchten, gebunden, mußte ich darauf verzichten, auch Lenau vorzuführen, wie dies bezüglich Grillparzer und Halm, Grün und Hebbel geglückt war; die beiden folgenden Gedichte geben sicherlich kein richtiges Bild von Lenaus eigentlicher Art und Bedeutung.

Im Gegenteil, sie zeigen ihn von einer Seite, welche die Welt bisher nicht an ihm gekannt, wohl nie geahnt hat. Aber eben deshalb, weil niemand in dem düsteren Dichter der „Schilflieder" und der „Albingenser" den lustigen, ja übermütigen Gelegenheitsdichter vermutet hätte, dürfen die beiden Gedichte vielleicht hier als bescheidener Beitrag zur Kenntnis seines Wesens ihren Platz beanspruchen.

Das erste der kleinen Gedichte begleitete ein Weihnachtsgeschenk, einen Mardermuff, den er seiner Freundin schenkte. Die Jahreszahl der Entstehung wurde mir von ihr nicht mitgeteilt. Vermutlich war es Weihnachten 1836. Lenau verbrachte damals den Winter in Wien in eifriger Arbeit; er vollendete in jenen Monaten den „Savonarola". Seine Erholung war nachmittags ein Besuch im „Silbernen Kaffeehaus"*) und abends bei seinem Freunde Löwenthal (dem Gatten Sophiens).

„Schöne Frau! Die ich verehre,
Wenn ich ein Naturgeist wäre,
Würd' ich heut zur Weihnachtsspende
Für die vielgelobten,
Kunst und Fleiß erprobten,
Blumenschöpferischen Hände
Nicht das Fell des Marders geben;
Nein! Zum Schutz vor Frostesqualen
Würde ich aus Frühlingssonnenstrahlen
Einen Zaubermuff Dir weben."

Bei dem zweiten Gedichte teile ich auch die Überschrift Lenaus, die über die Veranlassung aufklärt wortgetreu mit:

Poetisches Votum

an die verehrte Frau Hofrätin von Klenle über den herzkläglichen Unfall, welcher sich in Deroselben berühmten Speisekammer ereignet hat, in der Nacht vom 10. auf den 11. Oktober im Jahre, diesmal des Unheils, 1837 — zu Penzing in der Schmiedegasse.

Es füllt die Speisekammer
Ein bitterlicher Jammer,

---

*) Das Neunerische Kaffeehaus in der Spiegelgasse in Wien, im Vormärz der Sammelpunkt der Wiener Poeten, das diesen Namen trug, weil nicht bloß Löffel und Untertassen, sondern sogar die Kleiderhaken aus Silber waren.

Und wohl mit Fug und wohl mit Recht;
Denn wie die Welt geworden schlecht,
Zeigt sich ein schnöd' Exempel
In diesem Magentempel.
Die Mutter steht betroffen
An den beraubten Brettern
Und ruft in Zorneswettern:
„Wer ließ das Fenster offen?"
Wenn sie nicht Christin wäre
Und eingedenk der Lehre:
„Du sollst dem Feind vergeben,"
Der Eingriff in ihr Leben
In ihren Speiseständer,
Er könnte sie versuchen,
Den Räuber zu verfluchen,
Den Magentempelschänder.

Sie blickt nach ihren Schätzen,
Und ach! erblickt sie nicht,
Da bleicht ihr Angesicht
Hausfrauliches Entsetzen.
Sie forscht in ihrem Schrecke
Vergebens nach dem Specke,
Er ist bei Nacht verschwunden
Trotz unseren drei Hunden!
Sie sucht in ihrem Gram
Das Leibgericht der Wiener,
Das auch abhanden kam,
Die braungebackenen Hühner.
Hühnlein sind abgezogen,
Dem Specke nachgeflogen,
Sie sind vorbeigeschwunden
An drei verschlaf'nen Hunden! . . .

Jetzt faßt ein tötlich Grauen
Die häuslichste der Frauen,
Sie ist ins Herz verletzt,
Der Jammer packt sie jetzt
Mit seiner ganzen Stärke.
Es ist ein Streich zum Weinen:
Geraubt sind auch die feinen
Geburtstagszuckerwerke!
Nun steht sie da ergrimmt,
Ihr Auge glüht und schwimmt
In wirtschaftlichen Thränen.
Unchristlich doch von Herzen
Wünscht sie drei Tage Schmerzen
Den frechen Diebeszähnen.
Jetzt sammeln sich die Kinder
Und klagen nicht gelinder,
Und aus der bittern Klage
Entspringt die große Frage:

„Hat sich ein Mensch vergessen,
Hat dies ein Tier gefressen?"

Als Eurer Zweifel Richter
Laßt gelten einen Dichter:
Was hier dem Dieb gefiel,
Zu vielerlei und viel
Will's meinem Sinne scheinen
Für eines Tieres Fraß;
Drum sollt' ich lieber meinen,
Daß sich ein Mensch vergaß.
Doch muß ich wieder glauben
Trotz viel und vielerlei
War auch ein Tier dabei.
's Alles Eins am Ende:
In diesem Duftrevier
Hat Beides, Mensch und Tier,
Zu Eurem Herzeleide
Heut Nacht sich 's lassen schmecken,
Ob in zwei Leibern beide,
Ob sie in einem stecken.

Der übermütige Ton des Gedichts muß durch charakteristisch erscheinen, wenn man erwägt, daß der Dichter unmittelbar vorher zwei Ereignisse getroffen hatten, die wohl geeignet waren, ihn tief zu erregen und zu verstimmen. Im September 1836 hatte er seinem Freunde, dem Grafen Alexander von Württemberg, in der Nähe von Ulm als Sekundant bei einem Duell gedient, bei welchem dieser nicht unerheblich verwundet worden, und Ende September nach Wien zurückgekehrt, wurde er sofort zur Polizei zitiert und gefragt, ob er, Herr Nimbsch von Strehlenau, mit dem Dichter Nikolaus Lenau identisch sei. Als er dies ohne Zögern bejahte, hielt ihm der Polizeibeamte eine lange Rede und wies ihm nach, welche schwere Sünde es für einen Österreicher sei, Bücher im Auslande ohne Bewilligung der österreichischen Censur drucken zu lassen. Lenau erwiderte kurz mit dem Hinweis auf seine ungarische Staatsbürgerschaft und ging erregt zu seinen Freunden ins „silberne Kaffeehaus", die ihm aus ihren Befürchtungen kein Hehl machten. Zur Zeit, wo er die obigen Verse schrieb, war er noch in schwerer Sorge um seine Zukunft; dem Polizeistaate von damals war alles zuzumuten. Frau von Kleyle, der die Verse galten, war die Mutter Sophiens; auch in ihrem Hause pflegte der Dichter fast täglich zu verkehren; ihr Sohn Fritz, ein älterer Bruder Sophiens, war Lenaus intimster Jugendfreund.

K. E. F.

Neue Bücher.

Nachstehend verzeichnete Bücher sind der Redaktion zur Rezension zugekommen:

Koch, Maidy, Arnold Böcklin. Zwölf Gedichte. Freiburg i. Br. C. Troemer's Universitäts-Buchhandlung. 1902.

Heß, Eduard, Kollegen. Schauspiel. Straßburg. Josef Singer. 1902.

Lenau, Nikolaus, Ausgewählte Dichtungen. Halle. Hermann Gesenius. 1902.

Beyer-Hamburg, Max, Lichter. Poesien. Leipzig. Hermann Seemann Nachfl. o. J.

Schaukal, Richard, Einer, der seine Frau besucht und andere Scenen. Dramatische Skizzen. Linz, Wien, Leipzig. Oesterreichische Verlags-Anstalt. 1902.

Redigiert unter Verantwortlichkeit des Herausgebers Karl Emil Franzos in Berlin. – Nachdruck auch im Einzelnen ist untersagt und wird strafgerichtlich verfolgt. — Verlag der Concordia Deutsche Verlags-Anstalt in Berlin. — Druck von Kißling & Krüger, Berlin N.

Zum Kapitel: Heine in Frankreich.

Von Karl Emil Franzos.

I.

Anders als bezüglich jedes bedeutenden und
gst verstorbenen Dichters vollzieht sich die Klärung
Anschauungen über den Charakter Heinrich
nes, nicht in leidenschaftsloser, objektiver Erörte-
g, sondern in heftigen Kämpfen, aber sie vollzieht
allmählich doch. Nur die Ultras der beiden streitenden
rteien abgerechnet, die Heine-Verächter, denen jedes
rt für ihn, die Heine-Schwärmer, denen jedes
rt gegen ihn ein Greuel ist, beginnen wir Anderen
h allmählich immer klarer zu erfassen, wie er wirk-
war. Auch die Verläßlichkeit seiner eigenen An-
ven über sein Leben vermögen wir nun objektiver
beurteilen als bisher. Und wen weder die Liebe
h der Haß verblendet, wird sagen müssen, daß Heine
ch dieser Hinsicht nicht härter zu beurteilen ist als
meisten Menschen. Er hat zuweilen, wie jeder
ann der Öffentlichkeit, der über sein eigenes Leben
richtet, nicht die ganze Wahrheit gesagt, sondern die
d jene Einzelheit verschwiegen. Er hat ferner wie
meisten Menschen zuweilen eine Notlüge gebraucht,
er im Ganzen und Großen hat sich der sonst un-
gbar von argen Mängeln entstellte Charakter als
hrheitsliebend erwiesen.

Dies gilt auch von einer Frage, die lange Zeit
Gemüter seiner Angreifer und Verteidiger erregt
t und nun endlich geklärt ist, der Frage, ob er,
n deutscher Dichter, das Bürgerrecht in Frankreich
worben hat.

Heine selbst hat dies bekanntlich geleugnet. In
r im August 1854 geschriebenen „Retrospektiven Auf-
ärung“, die er dem zweiten Teil der „Lutezia“ einge-
igt hat, erwähnt er der polizeilichen Maßregeln, die
uizot 1845 über einige deutsche Korrespondenten in
aris verhängte, bemerkt, daß er selbst eine Aus-
eisung befürchtet habe, und fährt dann fort (Werke,
lster VI, 388 ff.):

> Aber, unglücklicher Poet, warst du nicht durch deine französische Naturalisation hinlänglich geschützt gegen solche Ministerwillkür?
>
> Ach, die Beantwortung dieser Frage entreißt mir ein Geständnis, das vielleicht die Klugheit geböte zu verschweigen. Aber die Klugheit und ich, wir haben schon lange nicht mehr aus derselben Kumpe gegessen — und ich will heute rücksichtslos bekennen, daß ich mich nie in Frankreich naturalisieren ließ und meine Naturalisation, die für eine notorische Thatsache gilt, dennoch nur ein deutsches Märchen ist. Ich weiß nicht, welcher müßige oder listige Kopf dasselbe ersonnen. Mehre Landsleute wollten freilich aus authentischer Quelle diese Naturalisation erschnüffelt haben, sie referierten darüber in deutschen Blättern, und ich unterstützte den irrigen Glauben durch Schweigen. Meine lieben litterarischen und politischen Gegner in der Heimat und manche sehr einflußreiche intime Feinde hier in Paris wurden dadurch irregeleitet und glaubten, ich sei durch ein französisches Bürgerrecht gegen mancherlei Vexationen und Machinationen geschützt, womit der Fremde, der hier einer exzeptionellen Jurisdiktion unterworfen ist, so leicht heimgesucht werden kann. Durch diesen wohlthätigen Irrtum entging ich mancher Böswilligkeit und auch mancher Ausbeutung von Industriellen, die in geschäftlichen Konflikten ihre Bevorrechtung benutzt hätten. Ebenso widerwärtig wie kostspielig wird auf die Länge in Paris der Zustand des Fremden, der nicht naturalisiert ist. Man wird geprellt und geärgert, und zumeist eben von naturalisierten Ausländern, die am schäbigsten darauf erpicht sind, ihre erworbenen Befugnisse zu mißbrauchen. Aus mißmütiger Fürsorge erfüllte ich einst die Formalitäten, die zu nichts verpflichten und uns doch in den Stand setzen, nötigsten Falls die Rechte der Naturalisation ohne Zögernis zu erlangen. Aber ich hegte immer eine unheimliche Scheu vor dem definitiven Akt. Durch dieses Bedenken, durch diese tief eingewurzelte Abneigung gegen die Naturalisation, geriet ich in eine falsche Stellung, die ich als die Ursache aller meiner Nöten, Kümmernisse und Fehlgriffe während meinem dreiundzwanzigjährigen Aufenthalt in Paris betrachten muß. Das Einkommen eines guten Amtes hätte hier meinen kostspieligen Haushalt und die Bedürfnisse einer nicht sowohl launischen als vielmehr menschlich freien Lebensweise hinreichend gedeckt — aber ohne vorhergehende Naturalisation war mir der Staatsdienst verschlossen. Hohe Würden und fette Sinekuren stellten mir meine Freunde lockend genug in Aussicht, und es fehlte nicht an Beispielen von Ausländern, die in Frankreich die glänzendsten Stufen der Macht und der Ehre erstiegen. — Und ich darf es sagen, ich hätte weniger als andere mit einheimischer Scheelsucht zu kämpfen gehabt, denn nie hatte ein Deutscher in so hohem Grade wie ich die Sympathie der Franzosen gewonnen, sowohl in der litterarischen Welt als auch in der hohen Gesellschaft, und nicht als Gönner, sondern als Kamerad pflegte der Vornehmste meinen Umgang. Der ritterliche Prinz, [der Herzog Ferdinand von Orléans], der dem Throne am nächsten stand und nicht bloß ein ausgezeichneter Feldherr und Staatsmann war, sondern auch das „Buch der Lieder“ im Original las, hätte mich gar zu gern in französischen Diensten gesehen, und sein Einfluß wäre groß genug gewesen, um mich in solcher Laufbahn zu fördern. Ich vergesse nicht die Liebenswürdigkeit, womit einst im Garten des Schlosses einer fürstlichen Freundin [der Fürstin Belgiojoso] der große Geschichtschreiber der französischen Revolution und des Empires, welcher damals der allgewaltige Präsident des Konseils war [Thiers], meinen Arm ergriff und, mit mir spazieren gehend, lange und lebhaft in mich drang, daß ich ihm sagen möchte, was mein Herz begehre, und daß er sich anheischig mache, mir

alles zu verschaffen. — Im Ohr klingt mir noch jetzt der schmeichlerische Klang seiner Stimme, in der Nase prickelt mir noch der Duft des großen, blühenden Magnoliabaums, dem wir vorübergingen, und der mit seinen alabasterweißen vornehmen Blumen in die blauen Lüfte emporragte, so prachtvoll, so stolz wie damals, in den Tagen seines Glückes, das Herz des deutschen Dichters!

Ja, ich habe das Wort genannt. Es war der närrische Hochmut des deutschen Dichters, der mich davon abhielt, auch nur pro forma ein Franzose zu werden. Es war eine ideale Grille, wovon ich mich nicht losmachen konnte. In Bezug auf das, was wir gewöhnlich Patriotismus nennen, war ich immer ein Freigeist, doch konnte ich mich nicht eines gewissen Schauers erwehren, wenn ich etwas thun sollte, was nur halbweg als ein Lossagen vom Vaterlande erscheinen möchte. Auch im Gemüte des Aufgeklärtesten nistet immer ein kleines Alräunchen des alten Aberglaubens, das sich nicht ausbannen läßt; man spricht nicht gern davon, aber es treibt in den geheimsten Schlupfwinkeln unserer Seele sein unkluges Wesen. Die Ehe, welche ich mit unsrer lieben Frau Germania, der blonden Bärenhäuterin, geführt, war nie eine glückliche gewesen. Ich erinnere mich wohl noch einiger schönen Mondscheinnächte, wo sie mich zärtlich preßte an ihren großen Busen mit den tugendhaften Zitzen — doch diese sentimentalen Nächte lassen sich zählen, und gegen Morgen trat immer eine verdrießlich gähnende Kühle ein und begann das Keifen ohne Ende. Auch lebten wir zuletzt getrennt von Tisch und Bett. Aber bis zu einer eigentlichen Scheidung sollte es nicht kommen. Ich habe es nie übers Herz bringen können, mich ganz loszusagen von meinem Hauskreuz. Jede Abtrünnigkeit ist mir verhaßt, und ich hätte mich von keiner deutschen Katze lossagen mögen, nicht von einem deutschen Hund, wie unausstehlich mir auch seine Flöhe und Treue. Das kleinste Ferkelchen meiner Heimat kann sich in dieser Beziehung nicht über mich beklagen. Unter den vornehmen und geistreichen Säuen von Périgord, welche die Trüffeln erfunden und sich damit mästen, verleugnete ich nicht die bescheidenen Grünzlinge, die daheim im Teutoburger Wald nur mit der Frucht der vaterländischen Eiche sich atzen aus schlichtem Holztrog, wie einst ihre frommen Vorfahren zur Zeit, als Arminius den Varus schlug. Ich habe auch nicht eine Borste meines Deutschtums, keine einzige Schelle an meiner deutschen Kappe eingebüßt, und ich habe noch immer das Recht, daran die schwarz-rot-goldene Kokarde zu heften. Ich darf noch immer zu Maßmann sagen: „Wir deutsche Esel!“ Hätte ich mich in Frankreich naturalisieren lassen, würde mir Maßmann antworten können: „Nur ich bin ein deutscher Esel, du aber bist es nicht mehr“ — und er schlüge dabei einen verhöhnenden Burzelbaum, der mir das Herz bräche. Nein, solcher Schmach habe ich mich nicht ausgesetzt. Die Naturalisation mag für andere Leute passen; ein versoffener Advokat aus Zweibrücken, ein Strohkopf mit einer eisernen Stirn und einer kupfernen Nase, mag immerhin, um ein Schulmeisteramt zu erschnappen, ein Vaterland aufgeben, das nichts von ihm weiß und nie etwas von ihm erfahren wird — aber dasselbe geziemt sich nicht für einen deutschen Dichter, welcher die schönsten deutschen Lieder gedichtet hat. Es wäre für mich ein entsetzlicher, wahnsinniger Gedanke, wenn ich mir sagen müßte, ich sei ein deutscher Poet und zugleich ein naturalisierter Franzose. — Ich käme mir selber vor wie eine jener Mißgeburten mit zwei Köpfchen, die man in den Buden der Jahrmärkte zeigt. Es würde mich beim Dichten unerträglich genieren, wenn ich dächte, der eine Kopf finge auf einmal an, im französischen Truthahnpathos die unnatürlichsten Alexandriner zu skandieren, während der andere in den angeborenen wahren Naturmetren der deutschen Sprache seine Gefühle ergösse. Und ach! unausstehlich sind mir wie die Metrik so die Verse der Franzosen, dieser parfümierte Quark — kaum ertrage ich ihre ganz geruchlosen besseren Dichter. — Wenn ich jene sogenannte Poésie lyrique der Franzosen betrachte, erkenne ich erst ganz die Herrlichkeit der deutschen Dichtkunst, und ich könnte mir alsdann wohl etwas darauf einbilden, daß ich mich rühmen darf, in diesem Gebiete meine Lorbeeren errungen zu haben. — Wir wollen auch kein Blatt davon [illegible] geben, und der Steinmetz, der unsere letzte Ruhestätte mit einer Inschrift zu verzieren hat, soll keine [illegible] zu gewärtigen haben, wenn er dort eingräbt die [illegible]: „Hier ruht ein deutscher Dichter.“

Die Stelle wird hier vollinhaltlich angeführt, [illegible] nicht bloß der Inhalt, sondern auch die Tonart [illegible] Erklärung beachtenswert ist. Sie macht es begreif-lich, daß die grundsätzlichen Gegner Heines [illegible] diejenigen Beurteiler, die unhistorisch genug [illegible] um von einem liberalen, zur Zeit der Zerklüftung Deutschlands im Ausland lebenden Dichter Empfin-dungen zu verlangen, wie sie die Generation [illegible] 1870 erfüllen, zum Widerspruch gereizt wurden [illegible] daß ihnen diese nichts weniger als pathetische [illegible] das Bestreben einflößte, den Dichter Lügen zu [illegible]

Eine andere Stelle in Heines Schriften, [illegible] das gleiche Thema streift, war noch mehr [illegible] geeignet. In den Aphorismen, die Strodtmann [illegible] Heines Nachlaß vorfand und unter dem Titel „Ge-danken und Einfälle“ herausgab, fand sich auch [illegible] folgende (Werke, Elster VII. 401):

Ich ließ mich nicht naturalisieren, aus Furcht, [illegible] ich alsdann Frankreich weniger lieben würde, wie [illegible] für seine Maitresse kühler wird, sobald man [illegible] Mairie ihr loyal angetraut worden. Ich werde [illegible] Frankreich in wilder Ehe fortleben.

Man sieht, ein flüchtig hingeworfener, auch [illegible] nicht von Heine selbst zur Veröffentlichung bestimmter Witz, den kein verständiger und gerechter Beurteiler ernsthaft nehmen wird. Aber kein Dichter hat [illegible] so viele ungerechte und unverständige Beurteiler [illegible] funden wie gerade Heine. Freilich, meines Wissens war nur ein Beurteiler so ungerecht und so unver-ständig, diesen Witz als Waffe zu verwenden. Ich werde in meinem zweiten Artikel darauf zurückkommen.

Die anderen Angreifer hielten sich an die Stelle in der „Retrospektiven Aufklärung“, wenn sie die Behauptung aufstellten, Heine habe so nachdrücklich eine Lüge bekundet und sei in Wahrheit französischer Bürger geworden. Sie stützten sich dabei namentlich auf die Angaben deutscher Schriftsteller, die in den vierziger Jahren in Paris lebten, obgleich Heine selbst in der „Retrospektiven Aufklärung“ diese Angabe erwähnt und als unrichtig bezeichnet hatte.

Nicht allein diese Referate, sondern auch Materialien des preußischen Staatsarchivs führte Heinrich [illegible] Treitschke ins Treffen, als er im V. Bande seiner „Deutschen Geschichte im Neunzehnten Jahrhundert“ (Leipzig, 1894 S. 378 u. 764 ff.) Heine als Lügner brandmarkte.

Es ist hier nicht des Ortes, auf Treitschkes Charakteristik Heines, des Dichters wie des Menschen genauer einzugehen. Hier stünde Meinung gegen Meinung, und nichts wäre unfruchtbarer als [illegible] solche Polemik. Ein Mann von Treitschkes Temperament, von seinen politischen, konfessionellen und Rasse-Anschauungen konnte Heine gegenüber [illegible] unbefangen sein und war es denn auch nicht.

Halten wir uns also lediglich an die Thatsachen. tschke schreibt (a. a. O. S. 378 ff.):

Mit wohlbegreiflichem Ärger betrachtete Heinrich ine diese Wandlungen unseres geistigen Lebens [das wachen nationaler und freiheitlicher Ideen in den erziger Jahren]. Das hohe Pathos der lyrischen emagogen mußte dem ästhetischen Gefühle des geistchen Schalks lächerlich erscheinen, und unmöglich konnte der Weltgeschichte verzeihen, daß sie so ganz andere Wege ig, als er geweissagt. Die Deutschen, die hundertmal schimpften, wagten gegen „das aufrichtige und groß-itige, bis zur Fanfaronade großmütige Frankreich" ren Willen zu behaupten und durchzusetzen, sie ereifteten sich sogar, eine Nation zu werden — was ihnen eine doch ein für allemal grinsend verboten hatte; und, is Ärgste von Allem, das tödlich gehaßte Preußen stand ßt im Vordergrunde der deutschen Politik. Noch mer jammerte Heine in seinen Schriften kläglich über e schlaflosen Nächte des Exils, das er sich durch seine utsche Vaterlandsliebe verdient haben wollte. Dabei zog er wohlgemut seine Pension von König Ludwig hilipp, und da er sich von Frankreich bezahlen ließ, so warb er sich ganz folgerichtig auch um das französische Staatsbürgerrecht. Der ängstliche Guizot erschrak; denn ach den herzbrechenden Klagen des Dichters mußte er nnehmen, daß Heine in Deutschland als ein fürchterlicher Hochverräter verfolgt würde. Um den Berliner of nicht zu beleidigen, ließ er zunächst durch den Gesandten Bresson vorsichtig anfragen: wie Heine zur reußischen Regierung stehe? und was man thun wolle, venn er französischer Unterthan würde? Darauf erfolgte 17. Februar 1843) die kühle Antwort: Unsere Behörden vissen gar nicht, ob Heine noch preußischer Unterthan it; sie haben vor Jahren seine Schriften verboten, aber egen seine Person niemals irgend eine polizeiliche Maßregel angeordnet; will er sich in Frankreich naturalisieren assen, so finden wir nichts dawider einzuwenden, dann at er gegen uns die Rechte eines Franzosen. Das war ter Unglückliche, dessen gräßliches Martyrium den deutschen Zeitungsschreibern so viele blutige Thränen erpreßte. Da mithin Guizots einziges Bedenken aufs gründlichste beseitigt war, so läßt sich mit großer Wahrscheinlichkeit annehmen, daß Heine nunmehr wirklich ein Franzose wurde, obgleich er dies späterhin ableugnete; das Bürgerrecht des so unsäglich verabscheuten preußischen Staates aufzugeben, konnte ihm doch keine Überwindung kosten, nachdem er längst schon französischen Sold empfing. Als Guizot kaum zwei Jahre darauf (Januar 1845) sich entschloß, die sämtlichen Mitarbeiter der radikalen deutschen Zeitschrift „Vorwärts" auszuweisen, da wurde Heine, der auch zu den Mitarbeitern gehörte, ausdrücklich ausgenommen, weil er als naturalisierter Franzose nicht ausgewiesen werden konnte; und wer mag glauben, daß die französische Regierung nach allem, was geschehen, die Staatsangehörigkeit eines ihr so nahestehenden Mannes nicht gekannt haben sollte?

Im Anhang zu diesem Bande seines Geschichtserkes (S. 764 ff.) bespricht Treitschke dann eingehend das Märchen vom Flüchtling Heine." Auch dieser xcurs sei hier vollinhaltlich mitgeteilt:

Der Götzendienst, welcher heute in vielen deutschen Zeitungen mit H. Heine getrieben wird, hat weder mit der Wissenschaft, noch mit dem künstlerischen Gefühle irgend etwas gemein; er ist einfach Geschäft. Leider lassen sich auch manche ernste Gelehrte durch diese lärmende Betriebsamkeit einschüchtern; sie begnügen sich nicht, dem Dichter den Künstlerruhm zu spenden, der ihm für einen Teil seiner Gedichte gebührt; sie wagen auch, ihn, der in Allem das Gegenteil eines Helden war, als einen politischen Märtyrer darzustellen, und verleumden — ohne je einen Beweis auch nur zu versuchen — den Preußischen Staat wegen grausamer Verfolgung des Poeten. Die einfache Wahrheit ist: nicht Heine hat sich über Preußen zu beklagen, das ihn persönlich nie verfolgte, sondern Preußen hat sich über Heine zu beklagen, der sein Vaterland unablässig mit Kot bewarf.

Heine war ein freiwilliger Flüchtling, ganz so wie die polnischen Dichter Mickiewicz, Krasinski, Stowaski und viele andere Revolutionäre aus Deutschland, Polen, Italien, die sich jahrelang gänzlich unverfolgt in Paris aufhielten. Einige von ihnen lebten in Frankreich aus Furcht vor möglicher Verfolgung, Andere, um unter französischem Schutze ihre Verschwörungspläne sicherer zu betreiben, Andere wieder, um die Reize der Weltstadt zu genießen; sie alle spielten mit hochtragischem Pathos die Rolle politischer Dulder, und an diesem frivolen Sport der radikalen Partei beteiligte sich auch Heine. Die einzige Unbill, die ihm von Seiten der preußischen Behörden je widerfuhr, war das thörichte Verbot seiner Schriften. Dies Schicksal teilte er mit vielen anderen Schriftstellern, und er konnte es, wie er selbst erzählt, sehr leicht nehmen, da der Absatz seiner Werke durch das Verbot eher gefördert als erschwert wurde. Für seine persönliche Sicherheit hatte er nichts zu besorgen, noch weniger sogar als A. Ruge, der trotz seiner Kämpfe mit der Preßpolizei doch in seinem Hause unangefochten blieb. Die Regierung beurteilte Heine richtig; sie fürchtete nur seine Feder, als Demagog schien er ungefährlich.

Daß er niemals polizeilich verfolgt wurde, läßt sich jetzt auch durch ein amtliches Zeugnis erweisen. Als der französische Gesandte Graf Bresson in Guizots Auftrag bei dem Berliner Hofe vertraulich anfragte, was die Folge sein würde, wenn Heine sich in Frankreich naturalisieren ließe, da erkundigte sich das Auswärtige Amt zunächst beim Ministerium des Innern und erwiderte dann (17. Febr. 1843) in trockenem, geringschätzigem Tone: Von Amtswegen wisse man garnicht, ob Heine noch preußischer Unterthan sei; aucune mesure de police n'a été prise contre sa personne. Wolle er Franzose werden, so habe die preußische Regierung nichts dawider und würde ihm dann die Rechte eines Franzosen einräumen. Darauf erörtert das Schreiben noch das Verbot der Heinischen Werke und kommt zu dem Schlusse: Da Heine im Auslande lebe und selber keinen Schritt gethan habe, um eine Milderung zu erlangen, so könnten die bestehenden Anordnungen nur im Gnadenwege geändert werden, et il n'existe pour les autorités du Roi aucun motif de faire d'office des démarches dans ce bût. Beiläufig scheint das Ministerium nicht gewußt zu haben, daß Heines Schriften fast sämtlich dem Verlage von Hoffmann und Campe angehörten; dieser Verlag war aber schon nach dem Hamburger Brande durch königlichen Gnadenerlaß wieder freigegeben worden.

Wie bisher, so blieb Heine auch ganz unbehelligt von den preußischen Behörden, als er i. J. 1844 sein Vaterland wieder besuchte. Nachher änderte sich die Lage etwas, als seine Zeitgedichte erschienen, deren unflätige Majestätsbeleidigungen in einem monarchischen Staate unmöglich straflos bleiben konnten. Obgleich auch jetzt keine Verfolgung eingeleitet wurde, so mußte Heine doch nunmehr befürchten, beim Betreten des preußischen Bodens unter schwerer Anklage vor Gericht gestellt zu werden. Er fühlte das selbst, und da er im Jahre 1846 nach Berlin reisen wollte, um Freunde wiederzusehen und Dieffenbach zu consultieren, so erbat er sich Humboldts Verwendung, damit der Monarch die Vergangenheit in der alten Registratur begrübe. Diese Vergangenheit war freilich allerjüngste Gegenwart. Der so roh beleidigte König zeigte sich nicht abgeneigt; das Buch der Lieder ließ ihn Alles vergessen. Die Polizeibehörde aber erklärte nach ihrer Amtspflicht, es stehe nicht in ihrer Macht, die Straflosigkeit schwerer Majestätsbeleidigungen im Voraus zuzusichern. Der König allein konnte die Sache niederschlagen; doch bevor noch eine Entscheidung erfolgte, hatte Heine schon aus anderen Gründen seine Pläne geändert und die Berliner Reise aufgegeben. Auch damals also geschah ihm von Preußen her kein Leid, und dabei blieb es bis zu seinem Tode. Die weinerliche Erzählung von Heines Exil ist nichts weiter als eine häßliche Lüge, deren jeder gewissenhafte Historiker sich schämen sollte.

Jene Anfrage des Grafen Bresson konnte natürlich nur den einen Grund haben, daß Heine sich vorher in Paris um die Naturalisation beworben hatte. Ist diese

Naturalisation dann wirklich erfolgt? Allem Anschein nach, ja! Das einzige rechtliche Hindernis, das ihr entgegenstehen konnte, war durch die bundige Erklärung des preußischen Auswärtigen Amtes beseitigt, und die französische Regierung behandelte Heine fortan amtlich als Franzosen. Als im Januar 1846 Guizot die Mitarbeiter der unterdrückten radicalen Zeitschrift Vorwärts, sämtlich Ausländer, auszuweisen beschloß, da wurde nur der Franzose Heine ausgenommen. A. Ruge, der damals beständig mit ihm verkehrte, schrieb in einem Briefe vom 26. Januar 1845: „Heine ist naturalisiert, also nicht auszuweisen," und das Nämliche sagt er in seinen „Studien und Erinnerungen aus den Jahren 1843—45" (Sämmtliche Werke V, 101). Ist es wahrscheinlich, daß Heines nächste Freunde über eine solche Frage, die im Augenblicke geradezu eine Lebensfrage war, nicht Bescheid gewußt hatten? Ist es glaubhaft, daß die französische Regierung, die vor Kurzem wegen Heines Naturalisation einen diplomatischen Schriftwechsel geführt hatte, sich über die Staatsangehörigkeit dieses Mannes, dessen Name in den Listen ihrer geheimen Pensionäre stand, gröblich geirrt haben sollte? Diesen handgreiflichen Anzeichen steht schlechterdings nichts entgegen als die Behauptung Heines selbst, der i. J. 1854 öffentlich erklärte: er hätte zwar alle Vorbereitungen zur Naturalisation getroffen, aber, gehindert durch den „närrischen Hochmut des deutschen Dichters," sie niemals ausgeführt. Wie viel das Wort Heines gelten soll? — darüber mag Jeder nach seiner Empfindung entscheiden. Meinerseits glaube ich: die Versicherung Heines, daß er niemals Franzose geworden sei, hat für die historische Wissenschaft genau denselben Wert, wie seine ebenso inbrünstige Beteuerung, daß er „wegen seiner Liebe zu Deutschland dreißig Jahre im Exile verlebt" hätte.

So Treitschke. Seine Ausführungen sind hier so weit, als sie Thatsächliches zur Frage, die uns beschäftigt, enthalten, vollinhaltlich wiedergegeben, einschließlich der Urteile über Heine, die wohl auch solche Schriftsteller, die, wie ich, mit Heine keinen „Götzendienst" treiben, sondern nur auch ihm gegenüber gerecht sein wollen, zum Widerspruch veranlassen könnten.

Eine solche Polemik freilich, wiederhole ich, beabsichtige ich nicht. Daß es Andere vor mir gethan haben, finde ich begreiflich, auch wahrlich nicht unberechtigt, aber es scheint mir zwecklose Arbeit. Niemand, der Treitschkes politische und konfessionelle Anschauungen teilt, wird dadurch zu einer anderen Meinung über Heine bekehrt werden, wie auch Treitschke selbst nicht zu einer andern zu bringen gewesen wäre. Auch darin weiche ich von meinen Vorgängern ab, als ich Treitschke nicht anklage, gegen Heine parteiisch gewesen zu sein und dadurch die Pflicht des Historikers verletzt zu haben. Zweifellos war Treitschke gegen Heine nicht unbefangen, aber ob es je einen Geschichtsschreiber der neuesten Zeit gegeben hat, der nicht auf dem Standpunkt einer Partei gestanden hätte, nicht über politische Gegner befangen geurteilt hätte, bezweifle ich, und was Niemand gekonnt hat, ist auch von Treitschke nicht zu verlangen. Allerdings, in solchem Maße Parteimann wie er, in solchem Maße in persönlichen Sympathien und Antipathien befangen, waren nicht alle Historiker, aber dieser Mangel kommt aus seinem Temperament, aus dem auch das Licht kommt, um dessenwillen uns sein Werk, trotzdem und alledem, so fesselnd und so bedeutend erscheint. Womöglich noch weniger möchte ich die Tonart anklagen, die er gegen Heine anschlägt; sie entspricht seinem leidenschaftlichen Wesen; ähnlich formulierte Urteile über Andere finden sich in der „Deutschen Geschichte" in Hülle und Fülle, und die Art, wie Treitschke immer unverhohlen hier seine Abneigung, dort seine Liebe ausspricht, ist zum Mindesten ehrlich. Wer die oben mitgeteilten Sätze liest, wird denn auch gewiß nicht den Eindruck haben, daß sie nach ruhiger, gerechter Abwägung des Für und Wider geschrieben seien. Auch diese Tonart war ihm eigentümlich und entsprach seiner Individualität.

Eine andere Erörterung aber erscheint mir nicht zwecklos. Sind es durchweg bewiesene Thatsachen, auf die Treitschke seine Verdammung Heines stützt? Entspricht Alles, was er als Thatsache gegen ihn anführt, der Wahrheit? Eine solche Erörterung läßt sich führen, ohne daß ganz unfruchtbarer Weise Meinung gegen Meinung gestellt wird, und ist gewiß berechtigt. Denn die Wahrheit zu erkunden und nur die Wahrheit zu sagen ist Jeder verpflichtet, der sich öffentlich über eine Sache, eine Person äußert, und nun gar der Historiker von Beruf.

Sine ira et studio sei diese Erörterung unternommen, mit dem ehrlichen Bestreben, nur der Wahrheit zu dienen und Niemand Unrecht zu thun, Heine so wenig wie Treitschke.

I. Nach Treitschke war Heine damals preußischer Staatsbürger, und dieser Umstand vermehrt seine Erbitterung gegen Heine und wird von ihm nachdrücklich ins Treffen geführt: „Das Bürgerrecht des so unsäglich verabscheuten preußischen Staates aufzugeben, konnte ihn doch keine Überwindung kosten" u. s. w. und: „Preußen hat sich über Heine zu beklagen, der sein Vaterland unablässig mit Kot bewarf."

Nun war aber Heine 1843 seit siebenundzwanzig Jahren nicht mehr Preuße. Heines Landesherr war zuerst der Kurfürst Karl Theodor von der Pfalz, dann Max Josef von Pfalz-Zweibrücken, seit 1806 dem Namen nach der Großherzog von Berg, in Wahrheit bis 1813 immer Napoleon I.; erst im Mai 1815 kam Düsseldorf unter preußische Herrschaft. Damals, wie er selbst gelegentlich sagt, „Preuße durch das Recht der Eroberung geworden", hat sich Heine im Sommer 1816 in Hamburg naturalisieren lassen. Hamburgischer Staatsangehöriger ist er dann, wie wir später sehen werden, bis an sein Lebensende geblieben. Ob Treitschke Heine mit Grund vorwirft, daß er Preußen „unablässig mit Kot bewarf", ist Ansichtssache, aber Heines „Vaterland" war Preußen nicht.

Wie nun erklärt sich Treitschkes Irrtum? Gewiß nicht aus bösem Willen; man darf ihm in diesem Punkte nicht einmal vorwerfen, feststehende Thatsachen nicht gekannt zu haben. Erst drei Jahre nach Erscheinen dieses Bandes seiner „Deutschen Geschichte", 1897, hat Hermann Hüffer seinen Indizienbeweis erbracht, daß Heine im Sommer 1816 in Düsseldorf einen Auswanderungsschein erwirkt habe, erst im

n Jahre hat David Kaufmann ein Dokument fentlicht, das Heines Hamburgische Staatsbürger: beweist. Aber wie stand die Frage zur Zeit, reitschke sein Werk schrieb, für die wissenschaft- Forschung? Genau so, wie sie 1843 für die ßische Regierung stand: man wußte nichts Genaues ber. Und weil man es nicht wußte, so ließ man Frage offen. Treitschke aber beantwortet sie ohne eres, beantwortet sie, wie man sieht, falsch, aus ngel an Vorsicht wie dem Drange seines leiden- tlichen Temperaments entsprechend, bei ihm pathischen Persönlichkeiten in derlei Fällen das e, bei ihm unsympathischen das Ungünstigste als iß anzunehmen. Nicht das Temperament, sondern Mangel an jener Vorsicht und Genauigkeit, die Historiker Pflicht sind, erweist sich auch in zwei inigkeiten, die hier der Vollständigkeit wegen er- nt und richtig gestellt seien. Im Anhang wird Zeitpunkt der Ausweisung der Mitarbeiter des orwärts" der Januar 1846, im Text des Werkes Januar 1845 angeführt, und zwar nicht bloß in ersten, sondern auch in der zweiten (mir vor- genden) Auflage. Richtig ist 1845. „Stowaski", wie auch in der zweiten Auflage heißt, hieß „Slowacki".

II. Ob Heine ein „freiwilliger Flüchtling" war, l später untersucht werden. Aber ist Treitschkes hauptung richtig, daß Preußen „Heine persönlich e verfolgte"?! Sie ist unrichtig und wird dadurch ht richtiger, daß er einige Zeilen weiter nochmals sdrücklich wiederholt, „daß Heine niemals polizei- h verfolgt wurde". Jeder Kenner von Heines ben weiß, daß der Dichter von den preußischen ehörden persönlich verfolgt wurde, und der Steckbrief, r zuerst 1844 gegen ihn erlassen, dann wiederholt neuert wurde, ist seit 1845 in verschiedenen deutschen eitschriften und Jahrbüchern zu lesen gewesen. Heinrich Heine, Literat — alt 50 Jahre, mittlerer eitalt, Nase und Kinn spitz, von markiertem, jüdischem epräge. Er ist ein Wüstling, dessen gesunkener örper das Dickwerden bemerken läßt.")

Diese Steckbriefe, die Treitschkes wiederholte Behauptung bündigst widerlegen, sind natürlich von enjenigen Schriftstellern, die vor mir die Behauptungen Treitschkes nachprüften, bereits als Beweismittel itiert worden. Von Verteidigern Treitschkes ist hnen entgegengehalten worden, Treitschke selbst habe a gesagt: „Wie bisher, so blieb Heine auch ganz unbehelligt von den preußischen Behörden, als er J. 1844 sein Vaterland wieder besuchte. Nachher änderte sich die Lage etwas, als seine Zeitgedichte erschienen ... Obgleich auch jetzt keine Verfolgung eingeleitet wurde, so mußte Heine doch nunmehr be- fürchten, beim Betreten des preußischen Bodens unter schwerer Anklage vor Gericht gestellt zu werden." Aber darauf ist zu entgegnen, daß die Erlassung von Steckbriefen ganz unzweifelhaft die Einleitung einer persönlichen Verfolgung ist. Die Lage änderte sich also, vorausgesetzt, daß die Versicherung des preußi- schen Auswärtigen Amts vom 17. Februar 1843 durchaus richtig oder doch, was nicht zu bezweifeln ist, in gutem Glauben gegeben war, nach diesem Zeit- punkte nicht bloß „etwas", sondern völlig, und das „Nie" und „Niemals" Treitschkes ist unbegreiflich. Zu bemerken ist auch noch, daß Heine 1844 den Weg von Paris nach Hamburg zu Schiff über Havre, den Rückweg über Amsterdam und Brüssel machte, also in beiden Fällen preußischen Boden nicht berührte, so daß Treitschkes Hinweis darauf, er sei damals von den preußischen Behörden unbehelligt geblieben, gewiß keine Beweiskraft für seine Behauptung hat.

Wie sich diese Behauptung erklären mag, ist schwer zu sagen. Von einem Geschichtsschreiber vom Range Treitschkes ist kaum anzunehmen, daß er Heines Reiseroute von 1844, die ja längst festgestellt war, und nun vollends die Steckbriefe nicht gekannt haben sollte. Auch spricht ja dafür, daß er sie kannte, weil er selbst betont, daß Heine befürchten mußte, schon beim Betreten des preußischen Bodens vor Ge- richt gestellt zu werden. Kannte er sie aber, wie konnte er mit solchem Nachdruck und wiederholt behaupten, daß Heine niemals von Preußen verfolgt wurde?!

Die Frage, ob Heine nicht auch bereits vor 1844 von preußischen Behörden persönlich verfolgt worden, sei später erörtert.

III. Man sieht, Treitschkes Satz: „Die einfache Wahrheit ist: Nicht Heine hat sich über Preußen zu be- klagen, das ihn persönlich nie verfolgte, sondern Preußen hat sich über Heine zu beklagen, der sein Vaterland unabläßig mit Kot bewarf", ist keines- wegs die „einfache Wahrheit", sondern enthält zwei völlig unrichtige Behauptungen. Aber angenommen, Heine wäre Preuße gewesen und es wären nie in Preußen Steckbriefe gegen ihn erlassen worden, so ist doch die Grundanschauung Treitschkes sicherlich un- zutreffend. Wenn ein oppositioneller Schriftsteller die Regierung eines Staates bekämpft, gleichviel ob er als Konservativer eine liberale oder als Liberaler eine konservative Regierung befehdet, so ist es auch objektiv unrichtig, ihm ohne weiteres zu imputieren, er habe nicht die Regierung, sondern den Staat treffen wollen. Ob Heines Kampfweise ein „unab- lässiges Bewerfen mit Kot" zu nennen ist oder nicht, ist, wiederhole ich, Ansichtssache. Aber Thatsache ist, daß sich die Angriffe Heines nicht gegen den preußi- schen Staat als solchen, geschweige denn gegen die Bevölkerung Preußens gekehrt haben, sondern gegen die damals herrschende Kaste, die damals herrschende Regierung und den Charakter des Königs, den ja auch Treitschke selbst freimütig genug kritisiert hat.

Aber auch ein anderer, gleich wichtiger Punkt gehört meines Erachtens nicht in das Bereich sub- jektiver Meinungen, sondern muß sachlich entschieden werden. Treitschke findet die Tonart von Heines Angriffen deshalb so verdammenswert, weil Heine,

nach seiner Behauptung nie persönlich von der preußischen Regierung verfolgt worden sei. Die Verfolgung von Heines Schriften läßt er in diesem Zusammenhange außer Betracht und unterscheidet ausdrücklich zwischen der Verfolgung der Person und der Verfolgung der Schriften. Das ist gewiß sachlich nicht zutreffend. Die Unterdrückung der Schriften eines Autors trifft diesen auch persönlich, schon weil sie seine moralische und materielle Existenz untergräbt, und es hat immer Schriftsteller gegeben, welche die Unterdrückung ihrer Schriften gleich hart oder noch härter empfunden haben als Verfolgungen, die ihre Person betrafen.

Schließlich aber sei noch eine Frage gestellt, auf die es meines Erachtens gleichfalls nur eine richtige Antwort giebt: Ist es sachlich zutreffend, wenn man die Angriffe eines politischen Schriftstellers gegen eine Regierung, eine Partei, eine Kaste, einen Fürsten deshalb doppelt verdammenswert findet, weil ihm diese persönlich angeblich nichts zu Leide gethan haben?! Hielte man dies für sachlich berechtigt, wohin käme man dann in der Beurteilung aller politischen Schriftsteller, auch Treitschkes?

IV. Auch die Art, wie Treitschke von der Verfolgung von Heines Schriften durch die preußische Regierung berichtet, giebt kein richtiges Bild dieser Verfolgung. „Die einzige Unbill", meint er, sei das „thörichte Verbot" seiner Schriften gewesen; dies Schicksal habe er mit vielen anderen Schriftstellern geteilt und es gewiß leicht nehmen können, weil der Absatz seiner Werke dadurch, wie er selbst gesagt habe, eher gefördert als erschwert worden sei. Hierzu aber ist zu bemerken: gewiß waren diese Verbote „thöricht", wie jeder Versuch thöricht ist, Ideen durch polizeiliche Maßregeln zu unterdrücken, und gewiß war auch Heine nicht der einzige Schriftsteller, dessen Schriften verboten wurden, gleichwohl bleibt es unbegreiflich, wie Treitschke dazu kam, so leichthin und so beschönigend davon zu sprechen, er, der für die gelindere Unbill, die an anderen Schriftstellern verübt wurde, so scharfe Worte fand! Zudem lag ihm das Material des preußischen Geheimen Staats-Archivs vor, er wußte also besser als 1894 jeder andere, wie ungewöhnlich hart die preußische Regierung gerade gegen Heines Schriften verfahren war. Seit dem Erscheinen von Ludwig Geigers Schrift: „Das junge Deutschland und die preußische Censur. Nach ungedruckten archivalischen Quellen" (Berlin 1900), seit drei Jahren also weiß dies freilich auch jeder andere, der sich dafür interessiert. Ich verweise auf die Schrift und gebe hier nur zur Widerlegung von Treitschkes Darstellung das Wichtigste von dem Material wieder, das sie über die Verfolgung von Heines Schriften durch die preußische Regierung bietet.

Wie arg die preußische Censur vor der Juli-Revolution die innerhalb ihres Machtbereichs, also in Berliner Blättern erschienenen Arbeiten Heines, namentlich den Abdruck der „Harzreise" im „Gesellschafter" verstümmelt hatte, war schon früher aus den kritischen Ausgaben von Heines Schriften bekannt. Neu hingegen ist die von Geiger nach den Akten gegebene Darstellung des Feldzugs, den das preußische Ober-Censur-Kollegium gegen Heines in Hamburg, also in einem anderen deutschen Bundesstaate, erschienenen Schriften seit 1831 führte. Kaum waren Heines „Nachträge zu den Reisebildern", welcher Band die Abschnitte „Die Stadt Lucca" und „Englische Fragmente" enthielt, erschienen, als der Vorsitzende des Ober-Censur-Kollegiums, Carl Georg von Raumer, (nicht zu verwechseln mit Friedrich von Raumer, den Heine mißverständlich für den Schuldigen hielt), an die Minister des Innern, des Kultus und des Auswärtigen, die alle drei zusammen in Censur-Sachen zu bestimmen hatten, eine Denunziation gegen dies „Scheusal von Schrift" richtete. Dieses gehässige Vordrängen eines Einzelnen war selbst den Ministern zu arg; zudem handelte es sich ja um eine am Erscheinungsorte unbehelligt gebliebene Schrift, und so schlug einer der Minister vor, die Denunziation durch ein Edikt zu beantworten, welches einzelnen Mitgliedern des Censur-Kollegiums derlei Denunziationen auf eigene Faust verbieten sollte. Die beiden anderen Minister konnten sich nicht entschließen, dieser Zurechtweisung des Denunzianten zuzustimmen, doch wurde dem Kollegium aufgegeben, sich über das Buch zu äußern. Das Gutachten des Kollegiums lautete dahin, das Buch sei „eines der verderblichsten Produkte, welche in der jüngsten Zeit durch die Druckpresse in das Publikum gebracht worden sind"; es „würdige das Heiligste herab, beleidige durch schlüpfrige Darstellungen die guten Sitten" und „erlaube sich eine schmähende Bezeichnung Friedrichs des Großen". (Gemeint ist die Stelle: „Ich erzählte ihr viel Interessantes von Federigo, dem witzigen Kamaschengott von Sanssouci, der die preußische Monarchie erfunden und in seiner Jugend recht hübsch die Flöte blies und auch französische Verse gemacht hat.") Dies Gutachten schloß mit dem Antrag, die Schrift zu verbieten und die in preußischen Buchläden befindlichen Exemplare zu konfiszieren, weil es nötig sei, daß die Regierung „ihren Abscheu auf offenkundige Weise ausdrücke". Dem Antrag wurde entsprochen und das Buch für Preußen unterdrückt. Hingegen blieb Raumers Hinweis, „es sei traurig, daß solche Bücher in Hamburg gedruckt würden", ohne die vom Denunzianten gewünschte Folge einer Einflußnahme auf den Hamburgischen Senat, weil sich herausstellte, daß das Buch mehr als zwanzig Druckbogen umfaßte, also nach dem damals im Deutschen Bunde geltenden Preßgesetze censurfrei war.

Ähnlich war das Schicksal einer anderen Arbeit Heines, die 1833 in Nürnberg erschienen war, seinem Vorwort zu Wesselhöfts Schrift: „Kahldorf über den Adel". Allerdings hatte der bayerische Censor bereits gratias

rung in dem Manuscript Heines gewirtschaftet, doch war ihm die folgende Stelle, eine Anspielung auf eine traurige Scene, die dem damaligen Kronprinzen Friedrich Wilhelm passiert war, entgangen: „Ich weiß ein Königskind, das in einer schlechten adligen Reitschule schon im voraus die größten Sprünge zu wagen lernt. Für solche Königskinder muß man doppelt hohe Schranken errichten, und man muß ihnen die goldenen Sporen umwickeln, und es muß ihnen ein zahmeres Roß und eine bürgerlich bescheidnere Genossenschaft zugeteilt werden. Ich weiß eine Jagdgeschichte — bei Sankt Hubert! Und ich weiß auch jemand, der tausend Thaler Preußisch Courant darum gäbe, wenn sie gelogen wäre." (Werke, Elster VII. 293.) Das Ober-Censur-Kollegium beantragte am 15. Juni 1833 mit Dringlichkeit das Verbot der Schrift, das auch schon drei Tage später erlassen wurde. Hingegen blieb der Antrag des Kollegiums, durch Vermittelung des Ministeriums des Auswärtigen in Bayern Klage über die Lässigkeit der dortigen Censur zu führen, ohne Erfolg, und zwar war es gerade das corpus delicti, das den armen Sünder Heine vor dieser Verschärfung seiner Strafe schützte. Der preußische Minister des Äußeren lehnte nämlich die ihm zugemutete Beschwerde bei seinem bayerischen Kollegen mit folgender Begründung ab: „Um dies mit Hoffnung eines Erfolgs thun zu können, würden diejenigen Stellen näher bezeichnet werden müssen, wodurch die diesseitige Regierung sich insbesondere verletzt fühlt. Wollte man aber zu solch einer speziellen Angabe schreiten, so würde man genötigt sein, Gerüchte und Ereignisse anzudeuten, die der boshafte Verfasser beim Schluß jener Vorrede offenbar im Sinne gehabt hat, die aber zu zarter Natur sind, als daß man wünschen könnte, sie zum Gegenstand einer näheren Erörterung der bayerischen Behörde gemacht zu sehen." So fehlt es denn in dieser nicht eben erhebenden Geschichte zum mindesten nicht an unfreiwilligem Humor.

Hatte in diesen beiden Fällen das Censur-Kollegium auf Anzeige einiger Beamten Verbote erlassen, so griff nun der König selbst ein. In einer Kabinettsordre an den Minister des Innern vom 2. Januar 1833 erklärte er, daß er der Anzeige darüber entgegensehe, „was wegen der zu Hamburg und Offenbach gedruckten, höchst verwerflichen beiden Bücher „Französische Zustände" von Heine und „Mitteilungen aus dem Gebiete der Länder- und Völkerkunde" von Börne verfügt worden." (Das letztere Buch war eine mit einem Decktitelblatt versehene Ausgabe der „Pariser Briefe". Die Stelle ist die einzige gegen Börne gerichtete, die in den Akten der preußischen Censur vorkommt.) Natürlich wurden nun beide Schriften schleunigst, schon am 1. Februar 1833 in Preußen verboten und der Minister des Auswärtigen beantragte außerdem beim Bundestag Klage über die beiden Bundesstaaten zu führen, die den Druck gestattet hätten. Dem König genügte dies jedoch nicht und er erließ eine neue Kabinettsordre vom 17. Februar 1833, die wie folgt lautete:

> Auf Ihre Anzeige vom 14. billige ich zwar, daß Sie zur Steuer des Preßunfugs durch Communication mit dem Minister der Auswärtigen Angelegenheiten ein Einschreiten der Bundestags-Commission veranlaßt haben, finde jedoch nöthig, und weise Sie ausdrücklich an, dem diesseits zu verfügenden Verbot deshalb keinen Anstand zu geben, sondern dasselbe, sobald Sie durch das Ober-Censur-Collegium oder anderweitig von der Existenz einer gemeinschädlichen Schrift Kenntniß erhalten, unverzüglich zu erlassen, wobei ich Sie noch besonders auf das Bedenken aufmerksam mache, daß die Bundestags-Commission zur Unterdrückung eines in einem Bundesstaat verlegten über 20 Bogen starken Werkes, wohin die Schriften von Heine und Börne gehören, nach den bis jetzt bestehenden vorläufigen Bundesgesetzen sich nicht competent erklären und das Einschreiten derselben sich auf eine Aufforderung der betreffenden Bundes-Regierung zur gerichtlichen Verfolgung des Verfassers und Verlegers beschränken dürfte, weshalb in solchen Fällen ein diesseits zu erlassendes Verbot umso nothwendiger ist.

Noch im selben Jahre wurde eine andere Arbeit Heines für Preußen unterdrückt und im Auslande verfolgt. Der Hamburger Censor hatte die Vorrede zu den „Französischen Zuständen" so arg verstümmelt, daß Heine sich veranlaßt fühlte, den vollen Wortlaut der französischen Ausgabe seines Werkes voranzustellen, auch nichts dagegen hatte, daß sie von „P. Geiger" in deutscher Übersetzung herausgegeben wurde. Das preußische Censur-Kollegium begnügte sich nun nicht damit, diese Schrift am 20. September 1833 zu verbieten, sondern der Minister des Auswärtigen richtete eine Beschwerde an die sächsische Regierung, weil man annahm, daß die Broschüre in Leipzig gedruckt worden sei. Dem war nicht so, und die sächsische Regierung konnte daher nichts thun. Nun war aber außer der unverstümmelten deutschen Übersetzung noch ein stark censurierter Nachdruck in Altenburg erschienen, und Preußen reklamierte also auch dort. Die Altenburger Regierung entschuldigte sich de- und wehmütig; mehr konnte sie nun auch nicht thun. Auch die preußischen Reklamationen in Hessen und Württemberg hatten nur das Resultat, daß einzelne Exemplare ausfindig gemacht und konfisziert wurden. Durch das auf Preußens Verlangen durch die württembergische Polizei veranlaßte Verhör eines Buchhändlerlehrlings in Stuttgart (man beachte: eines Lehrlings! — offenbar hoffte man den Knaben leichter einzuschüchtern als etwa einen Gehilfen oder gar einen selbständigen Buchhändler) brachte man heraus, daß ein Buchhändler in Heidelberg und einer in Dresden hauptsächlich Heinesche Schriften in Deutschland debitierten, worauf die preußische Regierung Anzeige gegen diese Firmen erstattete. Was darauf die badische und die sächsische Regierung gethan haben, ist nicht ersichtlich. Von kargem Erfolg war auch die Einwirkung Preußens auf die Regierung der freien Stadt Frankfurt. Dieselbe verfügte zwar gegen zwei dortige Buchhändler wegen Verbreitung der Heineschen Schrift die Eröffnung der peinlichen Untersuchung,

aber die Angeklagten appellierten, und die als Appellationsinstanz angerufene juristische Fakultät zu Marburg hob den Beschluß auf mit der Begründung, die Vorrede sei kein Schmähartikel, keine hochverräterische Schrift; übrigens sei Heine gar kein deutscher Unterthan, welche letztere Behauptung, wie man weiß, falsch war. Die preußische Regierung äußerte ihren Unwillen über diesen Ausgang der Sache durch eine nach Frankfurt gerichtete Note, worin sie ihre Verwunderung darüber aussprach, daß Frankfurt die Akten an eine juristische Fakultät geschickt habe, „da doch eine solche Sendung durch einen Bundestagsbeschluß einstimmig verworfen worden sei.“ Ein solcher Beschluß bestand wirklich, er war auch durchaus begreiflich, wenn man erwägt, daß die juristischen Fakultäten unabhängig waren, und man von ihnen keine Handlangerdienste für Censur und Polizei erhoffen konnte.

Kann man angesichts des Inhalts der „Französischen Zustände“ und namentlich der Vorrede die eingeleitete Verfolgung noch sehr wohl verstehen, so ist dies bei dem Feldzug gegen die nächste Schrift Heines: „Zur Geschichte der neueren schönen Litteratur in Deutschland“ nicht mehr der Fall. (Die Schrift erhielt dann den Titel: „Die romantische Schule.“) Selbst das Berliner Polizei-Präsidium meinte am 13. Mai 1833, die Schrift gebe außer einer tadelnswerten, am Schluß befindlichen Witzelei keine Veranlassung zum Einschreiten, dagegen beantragte am 19. Mai das Censur-Kollegium das Verbot, die Schrift weder anzeigen noch verkaufen zu lassen, worauf das Ministerium die bezügliche Verfügung erließ. Von besonderer Bedeutung war dabei die „tadelnswerte Witzelei“, die das Censur-Kollegium als eine „schändliche Stelle“ charakterisierte, „welche gegen die Könige feindselig auftritt“. Die Stelle (Werke, Elster V. 237 ff.) lautete:

> Was sich bald darauf in Deutschland ereignete, ist Euch allzuwohl bekannt. Als Gott, der Schnee und die Kosaken die besten Kräfte des Napoleon zerstört hatten, erhielten wir Deutsche den allerhöchsten Befehl, uns vom fremden Joche zu befreien, und wir loderten auf in männlichem Zorn ob der allzulang ertragenen Knechtschaft, und wir begeisterten uns durch die guten Melodien und schlechten Verse der Körnerschen Lieder, und wir erkämpften die Freiheit; denn wir thun Alles, was uns von unseren Fürsten befohlen wird.

In den nächsten Jahren gab Heine, wie Geigers Mitteilungen aus den Quellen erweisen, überhaupt kein Buch mehr heraus, das nicht sofort der Konfiskation in Preußen verfallen wäre. Ende 1833 wurde eine neue Auflage des dritten und vierten Bandes der „Reisebilder“ und der zugleich erschienene erste Band des „Salon“ konfisziert. Um dies recht zu beurteilen, denke man daran, daß dieser erste Band die Aufsätze „Französische Maler“ und „Aus den Memoiren des Herrn von Schnabelewopski“ enthielt! Aber noch mehr. So überaus gefährlich erschienen diese Aufsätze dem preußischen Censur-Kollegium, daß es gleichzeitig bereits alle etwa noch künftig erscheinenden Bände des „Salon“ verbot, also ein Verbot im Vorhinein ohne Kenntnisnahme des Inhalts, wozu sich damals noch kein anderer Bundesstaat, nicht einmal Österreich entschloß, eben weil man noch die Kritik der öffentlichen Meinung fürchtete. Um gründliche Arbeit zu thun, wurde im Sommer 1835 auch die französische Ausgabe von Heines Werken für Preußen verboten und in den Buchläden konfisziert.

Durch das Verbot der künftig erscheinenden Bände von Heines „Salon“ hatte Preußen zum ersten Male die Werke eines Schriftstellers im Vorhinein unterdrückt. Am 14. November 1835 folgte dann ein Ministerial-Erlaß, der ein zweites und umfassenderes Verbot dieser Art aussprach. Unterdrückt wurden durch diesen Erlaß sämtliche Artikel des Löwenthalschen Verlages in Mannheim und „sämtliche Drucksachen“ Gutzkows, Wienbargs, Laubes und Mundts, also auch die in Zukunft erscheinenden Werke dieser Schriftsteller. Heine wurde in dieses Verbot nicht einbezogen, weil ja bereits jedes einzelne seiner Werke konfisziert und bezüglich der künftigen Bände des „Salon“ das Verbot im Vorhinein ergangen war. So durfte denn der preußische Gesandte beim Bundestag, General von Schöler, schon in der Sitzung vom 3. Dezember 1835 darauf hinweisen, daß Preußen bereits das Seine gethan habe, und es war lediglich eine Nachahmung der von Preußen ins Werk gesetzten Maßnahme, als dann der Bundestag am 10. Dezember 1835 beschloß, die Werke des „Jungen Deutschland“, namentlich die von Heine, Gutzkow, Wienbarg, Mundt und Laube, zu verbieten und die Regierung der freien Stadt Hamburg aufzufordern, dem Verleger Heines, Hoffmann und Campe, „die geeignete Verwarnung zugehen zu lassen.“ Am 11. Dezember 1835 folgte dann in Preußen das spezielle Verbot von Heines Buch „Die romantische Schule“ und gleichzeitig das Generalverbot:

> Zugleich haben wir beschlossen, daß rücksichtlich der sämtlichen litterarischen Erzeugnisse des H. Heine, welcher bereits zu verschiedenen Bücherverboten Anlaß gegeben hat und dessen bisher erschienene Schriften fast sämtlich bedenklichen Inhalts sind, sie mögen erscheinen, wo und in welcher Sprache es sei, dieselben Maßregeln eintreten, welche in Beziehung auf die Schriften von Gutzkow u. s. w. verordnet sind.

Es war aber selbst damit noch nicht genug. Gleichzeitig erfolgte die weitere Verfügung, welche „alle öffentlichen Rezensionen und Beurteilungen der verbotenen Schriften mit Ausnahme derer untersagte, die ohne Namensnennung und Bezeichnung der Titel die Richtung der betreffenden Schriftsteller in ihrer Schädlichkeit darlegen, vorausgesetzt, daß dies ohne Abdruck einzelner Stellen geschieht.“ In der That drakonische Verfügungen, die nicht bloß die Schriftsteller im Vorhinein mundtot machten und ihre materielle Existenz vernichteten, sondern auch anstrebten, die Namen der Geächteten aus der Litteratur zu vertilgen.

Es ist eine tröstliche Wahrheit, die sich aus der schichte aller Kämpfe um die Freiheit des Geistes giebt, daß sich die Ideen nur zeitweilig schwächer weisen als die brutale Gewalt, die sie ersticken will; f die Dauer lassen sie sich nicht mundtot machen d kommen desto eher wieder zu Worte, je furchtbarer Druck war, der gegen sie geübt wurde. Wie erall in Deutschland, so gelangte man auch in eußen zu der Ansicht, daß die Polizei nicht stark nug sei, derlei Generalverbote durchzuführen, eben il sich jeder denkende Leser, selbst der zahmste, dagen sträubte und weil selbst die Bestgesinnten nicht er die Ungerechtigkeit hinauskamen, die in einem rartigen Verbot im Vorhinein lag. Wollte die lizei sich nicht ausschließlich der Durchsuchung mtlicher Buchhandlungen und dem Fahnden nach zähligen Lesern verbotener Schriften widmen, so ußte jener drakonische Grundsatz aufgegeben werden. s geschah dies in Preußen in der Weise, daß für die hriften des Jungen Deutschland besondere Censoren ngesetzt wurden, welche die neu erscheinenden Werke r durch die Beschlüsse Preußens und des Bundesges willkürlich genug zu einer Gruppe vereinigten hriftsteller nach dem Erscheinen prüfen und von all zu Fall entscheiden sollten, ob das Werk zu getten oder zu verbieten sei. So passierte denn auch eines Werk „Shakespeares Mädchen- und Frauenstalten" die Censur, während bei der zweiten Aufge des „Buchs der Lieder" der Censor dem Censurollegium die Entscheidung überließ. Das Werk enthalte, einte er, „nicht wenig Albernes und Widerwärtiges", ch könne man von Seiten der Censur nur gegen nige Lieder Einspruch erheben, und da die erste Aufge bereits starke Verbreitung gefunden habe, so erde voraussichtlich ein Verbot der zweiten von genger Wirkung sein. Das Censur-Kollegium entschied h für die Zulassung des Buches, was befremdlich t und nur dadurch erklärlich wird, daß Heine damals 838) bekanntlich mit der preußischen Regierung über e Bedingungen verhandelte, unter welchen diese einer n ihm zu gründenden deutschen Zeitung in Paris e Zulassung in Preußen gewährleisten sollte. Er hlte sich damals der preußischen Regierung näher ls sonst, weil er in den Kölner Wirren seinem ganzen Jesen nach entschieden auf Seiten Preußens gegen e Ultramontanen stand. Doch scheiterte bekanntlich ie durch Varnhagens Vermittelung geführte Verandlung und mußte naturgemäß scheitern, weil sich eide Teile mißtrauten und beide mit Recht. Man ar also nur gegen Heine solange gelinder, als man n für Preußen zu gewinnen hoffte. Nachdem das rojekt abgethan war, begannen wieder die Verbote, nd zwar war das erste abermals ein Generalverbot. m 28. Dezember 1841 genehmigte Friedrich Wilelm IV. einen Ministerial-Erlaß, der den gesamten erlag von Hoffmann und Campe, also auch fast ämtliche Schriften Heines, in Preußen verbot, welche Maßregel dann freilich bereits im nächsten Jahre nach dem Hamburger Brande wieder aufgehoben wurde. Die Unterdrückung von Heines Schriften hörte aber damit durchaus nicht auf. Sein Gedicht „Deutschland, ein Wintermärchen" und die „Zeitgedichte" wurden sogar nicht bloß in Preußen verboten, sondern die Regierung gab sich alle Mühe, dem neuen Bande ganz Deutschland zu versperren. Es war vergeblich, Hannover und Hamburg lehnten ausdrücklich, die andern Regierungen stillschweigend ab. Immerhin erreichte Preußen soviel, daß der Hamburger Senat auf ein nochmaliges Einschreiten des preußischen Gesandten „dem Censor unter Androhung einer unnachsichtlich zu verhängenden Geldstrafe für die Zukunft größere Aufmerksamkeit und Strenge zur Pflicht machte."

Der letzte Akt, den Geiger unter den Censursachen im geheimen Staatsarchiv über Heine gefunden hat, datiert vom 3. März 1848 und ist die Aufforderung an den Oberpräsidenten in Potsdam, er möge eines der von ihm beschlagnahmten Exemplare der „Neuen Gedichte" an den Staatsanwalt senden, damit dieser die Debitsverbots-Klage anstellen könne. Es ist der letzte Akt, weil es vierzehn Tage später keine Censur mehr in Preußen gab.

Soweit das von Geiger gegebene Material, das nicht vollständig ist, weil es nur jene Akten exzerpierte, die sich noch im Staatsarchiv vorfanden. So erwähnt er z. B., um nur das Wichtigste zu nennen, die Konfiskation des zweiten Bandes der „Reisebilder" nicht, die kurz nach Ausgabe 1827 erfolgte. Auch über die Kämpfe mit der Censur, die Heine 1843 zu bestehen hatte, und die ihn zeitweilig ganz niederdrückten, scheint sich in den Akten nichts vorgefunden zu haben. Auf die Erwähnung anderer Censurplackereien will ich aus Raumgründen verzichten. Die hier gegebene Übersicht ist also keine vollständige.

Und doch, welche Folgerungen zwingt schon dieses lückenhafte Material dem unbefangenen Prüfer auf! Heines Werke sind fast von Beginn seiner litterarischen Laufbahn bis zu den Tagen, wo die Revolution die Censur hinwegfegte, von den preußischen Behörden unablässig verstümmelt und unterdrückt worden. Die Verfolgung setzte sofort, also zu einer Zeit, wo Heine noch nichts gegen Preußen geschrieben hatte, mit voller Wucht ein und endete erst, als die Revolution die Censur hinwegfegte. Wenn also Treitschke behauptet, daß „Heine sich über Preußen nicht zu beklagen hatte", und daß die „einzige Unbill", die ihm widerfahren, das „thörichte Verbot" seiner Schriften gewesen, so steht dies mit den Thatsachen in scharfem Widerspruch. Es war eine ganze Kette der schwersten Unbilden durch volle 23 Jahre. Auch teilte Heine sein Schicksal insofern nicht „mit vielen anderen Schriftstellern", als Keiner so verfolgt wurde wie er. Auch dies ergiebt sich aus dem von Geiger veröffentlichten Material; Börne, Laube, Wienbarg, Gutzkow,

Mundt und wen immer Treitschke meinen konnte, wurden von Preußen nicht so unablässig verfolgt wie Heine. Und während sich die preußischen Behörden ihnen gegenüber fast ausnahmslos auf Verbote für Preußen beschränkten, war es Heine, gegen den die preußische Diplomatie auch die Polizei der anderen Bundesstaaten zu mobilisieren bemüht war. Dies alles aber muß Treitschke gewußt haben.

Wie nun steht es ferner um Treitschkes Behauptung: Heine „konnte dies Schicksal, wie er selbst erzählt, sehr leicht nehmen, da der Absatz seiner Werke durch das Verbot eher gefördert als erschwert wurde“ — ist diese Behauptung richtig? Vergegenwärtigt man sich die endlose Reihe von Censur-Plackereien, Verboten und Konfiskationen durch lange 23 Jahre, erwägt man, was jede solche Maßregel für die Gemütsruhe und Schaffensfreudigkeit eines Autors, für den Geldbeutel seines Verlegers und damit seinen eigenen Geldbeutel bedeutete, so wird man es von vornherein für unmöglich halten, daß Heine wirklich all dies leicht genommen und sogar als Förderung aufgefaßt habe.

Aber hören wir ihn selbst. Ich citiere zunächst die folgenden Stellen aus seinen Briefen an seinen Verleger, seine Mutter, seine nächsten Freunde:

... Die schändlich mißhandelte Harzreise soll drin [im ersten Teil der Reisebilder] erscheinen. (Brief an Moses Moser, Hamburg, 14. Februar 1826.)

... Dagegen schreibt mir Varnhagen: „Aufsehen, viel Aufsehen macht Ihr Buch [der erste Band der „Reisebilder“] ... selbst die Freunde thun erschrecklich tugendhaft als ordnungsliebende Gelehrte und Bürger“ — kurz, aus serviler Angst wird alles getadelt. (Brief an Friedrich Merckel, London, den 1. Juni 1827.)

... Mißverstehen Sie mich nicht, meine Not ist teils litterarisch, teils für meine persönliche Sicherheit, teils für meine Zukunft, indem ich sehe, wie man mir überall das Wasser abgräbt. (Brief an Varnhagen von Ense, Hamburg, den 3. Januar 1830.)

... Eben erhalte ich die Vorrede [zu den „Französischen Zuständen“], worin ich vor den Augen von ganz Deutschland als ein trübseliger Schmeichler des Königs von Preußen erscheine — stände nicht auch darin, daß Professer Raumer der beste unter den Schriftstellern sei, es wäre nicht zu ertragen. (NB. Im Manuskript stand: er ist von allen schlechten Schriftstellern noch der beste.) Ich bin betäubt vor Kummer, und erst mit nächster Post erhalten Sie die Ihnen gebührenden Scheltworte .... Eben weil es jetzt so schlecht geht mit der Sache des Liberalismus, muß jetzt Alles gethan werden. Ich weiß, daß ich mir Deutschland auf Lebenszeit versperre, wenn die Vorrede erscheint, aber sie soll ganz so erscheinen, wie das Manuskript ist... Merckel ist schadenfroh; sagen Sie ihm, ich sei begeistert wie ein Mensch, welcher weiß, daß er den Sieg dessen, wofür er sich in alle möglichen Misèren hineinschreibt, nicht erlebt. Es kann jetzt 30 Jahr still bleiben. Aber meine „Vorrede“ muß doch schnell, schnell gedruckt werden. (Brief an Julius Campe, Paris, 28. Dezember 1832.)

... Diese [die Vorrede zu den „Französischen Zuständen“], das leidenschaftliche Produkt meines Unmuts über die bundestäglichen Beschlüsse, versperrt mir vielleicht auf immer die Rückkehr nach Deutschland... (Brief an Varnhagen von Ense, Paris, den 16. Julius 1833.)

... Freund Heideloff [Chef der Verlagshandlung Heideloff und Campe in Paris] konnte sich nicht entscheiden, wegen Abwesenheit des großen Napoleon [Napoleon Campe, seines Associes], und dieser schrieb endlich, daß wegen der damaligen Verfolgungen ab… der deutschen Regierungen er nichts ver… drucken könne. (Brief an Julius Campe, … 2. Juli 1835).

... Ist es mir nicht möglich, unverstümmelt ge… zu werden, so will ich lieber die ganze deutsche Sch… stellerei aufgeben. (Brief an Julius Campe, … 11. Oktober 1835).

... Sollte die preußische Regierung sich wirkl… jenem proskribierenden Wahnsinn verleiten las… glaube ich weit leichter, als irgend Jemand, ihre … eludieren zu können; ich glaube ausgezeichnet ge… schreiben, daß ich nötigenfalls meinen Namen vom … blatt fortlassen dürfte. (Brief an Julius Ca… Paris, 12. Januar 1836).

... Werden Sie dieses Buch [den dritten Ba… „Salon“] jetzt drucken können, mit meinem Namen … können? Sind Sie der Meinung, daß der harm… Inhalt das Buch schützt vor der Ausführung … bundestäglichen Interdikts und der preußischen … Ordonnanz? Oder wagen Sie es nicht, meinen Na… auf das Titelblatt zu setzen? (Brief an Julius Ca… Paris, 4. Februar 1836).

... Die Hauptsache aber ist, daß dieses Buch … keiner Censur, und am allerwenigsten einer preuß… Censur unterworfen wird. Nie werde ich mi… preußischen Censur unterwerfen, um ein Buch ersch… lassen zu dürfen; Dieses ist indirekter Verkauf … filzige Regierung will mich für mein eigenes, … erworbenes Geld, für das Honorar meines Verlegers … kaufen. Hier ist ein Ehrenpunkt. Können Sie … das Buch nicht ohne Censur drucken, so möge es … druckt bleiben, sind Sie aber überzeugt, daß es … ignobeln Censur bedarf, und wollen Sie es ohne … gleichen drucken, so schicken Sie es gleich in die … (Brief an Julius Campe, Paris, den 8. März 18…

... Indem ich mich auf meinen letzten Brief … ziehe, worin ich Ihnen bestimmt angezeigt, daß ich … gar Nichts drucken lasse, ehe ich die Niederträchtigkeit … gehe, mich der preußischen Censur zu unterwerfen, … ich mich hierauf beziehe, bitte ich Sie, meine heutige Tra… nicht zu acceptieren im Fall Sie das überschickte Man… skript meines neuen Buches nur unter preußischer Cen… drucken können. Die Preußen haben hierher … „Revue des deux mondes“ geschrieben, daß sie dieses … verbieten werden in Deutschland, wenn ich Aufsätze … gäbe, die nicht in ihrem Sinne geschrieben, noch in … lich anderer Weise kontreagieren sie mich in meiner li… rarischen Thätigkeit; sie haben die Absicht, mich entweder zu ruinieren oder zum Schurken zu machen. — Letzteres wird ihnen nicht gelingen. Ich wiederhole also m… Bitte, die heutige Tratte nicht zu acceptieren, im … Sie mein Buch unter den erwähnten Bedingungen n… drucken können, ich würde sonst in Vorschuß bei Ih… sein, welches meine kritische Lage in diesem Augenblick nicht erlaubt ... Fügen Sie auch [einer Sendung] hin… die zwei Salonbände, indem ich die darin enthaltenen Ge… dichte zur Bereitung der neuen Auflage des „Buches der Lieder“ bedarf; diese neue Auflage sowie auch der dritten Auflage der „Reisebilder“ werde ich aber unterlassen, … Fall eine preußische Censur sich darein mischen … Ich vertrete in diesem Augenblick den letzten Fetzen d… scher Geistesfreiheit. Lesen Sie im „Quarterly Review“ die Kritik meiner „de l'Allemagne“; daß die Verfolgung gegen mich gleichzeitig koncertiert ist, wird Ihnen einleuch… ten. (Brief an Julius Campe, Paris, den 14. März 18…

.... Eine Sache steht jedoch klar in meinem Kopfe: ich werde nicht die deutsche Presse an Preu… verraten, ich werde meine Ehre nicht um Buchhändler… verkaufen, ich werde auch nicht den geringsten Ma… meinem schönen, reinen Namen anheften, ich werde … nicht der preußischen Censur unterwerfen ... Ich … eben mein Gewissen rein behalten ... Ich bin kr… vor Gram. Ich sehe ein, daß auch die Partei der G… mäßigten eine geschlagene ist. Ich werde jetzt .. … weiß wahrhaftig noch nicht, was ich thun werde. … allererst rette ich meine Ehre. (Brief an Julius Cam… Paris, den 22. März 1836).

.... Meine Verhältnisse zu den deutschen Regierungen werden sich wohl aufklären, und sie werden och am Ende einsehen, daß sie mir ein positives Unrecht un, daß sie mir ohne Urteil und Untersuchung mein rmes Eigentum antasten ... (Brief an August ewald, Boudry, den 3. Mai 1836).

... Ich bin jetzt einer der unglücklichsten Schriftsteller. Dreimal habe ich die Vorrede zu dem „Salon" is zur Mitte geschrieben und dreimal vernichtet — was ilft mir schreiben, wenn mir's nicht gedruckt wird. Brief an Julius Campe, Amiens, den 1. September 1836.)

... In der That, bei der wüthenden Censur, die ir auch den harmlosesten Gedanken streicht, kann h nur reine Phantasiearbeiten drucken lassen, und leider abe ich Nichts der Art fertig. (Brief an Julius Campe, Marseille, den 7. Oktober 1836.)

... In Deutschland darf ich nichts drucken lassen, ls zahme Gedichte und unschuldige Märchen, und doch abe ich ganz andere Dinge im Pulte liegen; daß man hne Auflage und Urtheil, so zu sagen, meine Feder onfisciert hat, ist eine Verletzung der unbestreitbarsten Eigenthumsrechte, des litterarischen Eigenthums, eine lumpe Beraubung. Aber es ist diesen Leuten nur gelungen, mich finanziell zu ruinieren. (Brief an Moses Meier, Avignon, den 8. November 1836.)

... Sie kennen, liebster Campe, die bittere Stimmung nicht, worin mich die Nothwendigkeit versetzt, jeden Gedanken, den ich denke, im Kopfe gleich zu censieren; u schreiben, während das Censurschwert an einem Haare iber meinem Kopfe hängt — das ist, um wahnsinnig u werden ... Ich habe in der letzten Zeit viele Tausend durch Unglück verloren und grämte mich um alles Geld nicht so sehr, als um jene Litteraturschmerzen. (Brief an Julius Campe. Paris, den 20. Dezember 1836.)

... Daß ich, wenn die jetzigen Censurzustände nicht wären, auf mehr ... rechnen konnte, ist mir nicht bloß wahrscheinlich, sondern auch gewiß. (Brief an Julius Campe, Paris, den 1. März 1837.)

... Durch den Bundestagsbeschluß gegen das junge Deutschland kam mir viel Ungemach auf den Hals. Dieser Beschluß lähmte viele litterarische Unternehmungen, die ich projektiert hatte und worauf ich schon loszerrte. Unter manchen Beispielen erwähne ich nur, daß ich meinem Buchhändler das Recht, eine Gesamtausgabe meiner Werke zu veranstalten, zu einem Spottpreise verkaufen mußte, der nicht ¼ von der Summe betrug, die ich zu einer Zeit, wo die Schwere des Interdiktes nicht auf mir lastete, erhalten konnte. Das ist nur ein Beispiel. (Brief an Varnhagen von Ense, Paris, den 12. Februar 1838.)

... Die zweite Hauptsache, worüber ich Ihr bestimmtes Ja oder Nein erwarte, ist der unverstümmelte Druck des Buches [des 4. Bandes des „Salon"]. Sie haben meiner Mutter gesagt, daß Sie es ohne Censur drucken. Ich rechne darauf, denn ohne diese Bedingung müßte ich es in Leipzig oder in Stuttgart drucken lassen. (Brief an Julius Campe, Paris, 8. März 1840.)

... Was Sie mir in betreff Wandsbeck's [als Censurort] sagen, ist sehr gut ... Liebster Campe, ich hoffe, Sie sind Ihrer Sache sicher, denn sonst müßte ich darauf bestehen, daß das Buch ganz ohne alle Censur gedruckt wird. Sagen Sie mir umgehend hierüber die bestimmteste Wahrheit. Ich will lieber mit der Absendung noch 14 Tage warten. Ja, ich würde das ganze Buch lieber liegen lassen, als daß ich schnöden Ehrensolds halber meine Ehre selber aufs Spiel setzen sollte. Sie begreifen nicht, wie viel Überwindung es mir kostet, so gemäßigt zu schreiben, wie ich es jetzt thue; wird mir da noch an irgend einer Äußerung etwas abgezwackt, so riskiere ich ganz schmählich verkannt zu werden. (Brief an Julius Campe, Paris, 28. März 1840.)

... Was soll ich darüber [das Generalverbot des Hoffmann und Campeschen Verlags in Preußen] sagen! Ich verstumme vor Unwillen. Die Ungerechtigkeit, die man gegen Sie ausübt, übersteigt alle Begriffe, und der Zorn, den ich darüber empfinde, hat nicht bloß darin seinen Grund, weil auch meine Interessen zugleich gekränkt sind. Sie wollen meine bestimmte Meinung? Nun, so hören Sie: Ich rathe zu einem offenen Krieg mit Preußen auf Tod und Leben. In der Güte ist hier nichts zu erlangen. Ich habe, wie Sie wissen, die Mäßigung bis zum bedenklichsten Grade getrieben, und Sie werden meinen Rath keiner aufbrausenden Hitzköpfigkeit zuschreiben. Ich verachte die gewöhnlichen Demagogen und ihr Treiben ist mir zuwider, weil es zunächst immer unzeitig war; aber ich würde dem schäbigsten Tumultuanten jetzt die Hand bieten, wo es gilt, den Preußen ihre infamen Tücken zu vergelten und ihnen überhaupt das Handwerk zu legen. (Brief an Julius Campe, Paris, 28. Februar 1842.)

... Mit meiner deutschen Schriftstellerei sieht es wegen Censurnergelungen sehr schlecht aus. (Brief an seine Mutter. Paris, 18. Juni 1843.)

... Über Honorar habe ich, ich schwör' es Ihnen, noch nicht nachgedacht, und als die wichtigste Frage lag mir der unverstümmelte Druck meines Gedichtes im Sinn. (Brief an Julius Campe, Paris, den 17. April 1844.)

... Melden Sie mir daher umgehend, ob Sie das Gedicht, durch Zugabe auf einundzwanzig Bogen ausgedehnt, ohne Censur drucken können. Ist Dies durchaus nicht möglich, so ist es rein überflüssig, daß ich Ihnen das Manuskript einschicke ... Im Verlauf der letzten 14 Tage habe ich vier große Artikel für die „Allgemeine Zeitung" geschrieben, die, mein Augenübel vermehrend, mir mehr kosten als sie mir einbringen. Das ist Schriftsteller-Misère: die kranken Augen anstrengen, um die Heilungskosten zu erschwingen. (Brief an Julius Campe, Paris, 3. Mai 1844.)

... Einliegend drei Flöhe [„Schloßlegende" und „Der neue Alexander"], die Sie, wenn sie Ihnen nicht mißbehagen, den politischen Gedichten einverleiben können, doch will ich wegen des Königs von Preußen nicht bestimmt dazu rathen. (Brief an Julius Campe, Paris, 23. Juni 1844.)

... Die Verfolgungen des deutschen Bundestags haben mir viel geschadet, und sie harmonierten vollkommen mit dem Haß meiner untergeordneten Gegner. Ich ging als Sieger aus einer Epoche hervor, die eine der schrecklichsten war, welche die deutschen Schriftsteller jemals zu erdulden gehabt. Die jetzige Generation ist glücklicher ... (Brief an St. René Taillandier, Paris, 21. November 1851.)

So leicht also nahm Heine das Verbot seiner Schriften, in dieser Weise wurde nach seiner Auffassung der Absatz durch das Verbot gefördert! Vollständig ist die hier gegebene Auswahl nicht, ich könnte den oben abgedruckten Stellen noch mindestens die gleiche Zahl beifügen. Alle Briefstellen aber, die citierten wie die nicht citierten, gehen aus derselben Tonart; es ist keine einzige darunter, die die Auffassung wiedergiebt, wie sie Treitschke Heine in den Mund legt. Der Ärger, die Entrüstung, die Seelennot, die Verzweiflung sprechen aus allen diesen Briefstellen.

Wie aber hat sich Heine in seinen Schriften, in seinen öffentlichen Erklärungen darüber geäußert?! Hier gebe ich vollends nur eine kurze Auswahl, weil ja die Schriften Heines jedem Leser ungleich zugänglicher sind als seine Briefe:

... Sie haben mich angeklagt, gerichtet und verurteilt, ohne daß Sie mich weder mündlich noch schriftlich vernommen, ohne daß Jemand mit meiner Verteidigung beauftragt worden, ohne daß irgend eine Ladung an mich ergangen ... Wenn Sie, meine Herren, mir nicht freies Geleit bewilligen wollen, mich vor Ihnen in Person zu verteidigen, so bewilligen Sie mir wenigstens freies Wort in der deutschen Druckwelt und nehmen Sie das Interdikt zurück, welches Sie gegen Alles, was ich schreibe, verhängt haben. (Offener Brief „An die hohe Bundesversammlung," Paris, den 28. Januar 1836.)

.... Ihr kennt den Bundestagsbeschluß vom Dezember 1835, wodurch meine ganze Schriftstellerei mit dem Interdikte belegt ward. Ich weinte wie ein Kind! ... Ich war sehr weich gestimmt, als ich an den Bundestag jene Bittschrift schrieb, die ihr ebenfalls kennt ... Von der Gefährdung meiner pekuniären Interessen that ich keine Erwähnung. Eine gewisse Scham hielt mich davon ab. Nichtsdestoweniger haben viele edle Menschen in Deutschland, wie ich aus manchen errötenden Stellen ihrer Trostbriefe ersah, auf's tiefste gefühlt, was ich verschwieg. Und in der That, wenn es schon hinlänglich betrübsam ist, daß ich, ein Dichter Deutschlands, fern vom Vaterlande, im Exile leben muß, so wird es gewiß jeden fühlenden Menschen doppelt schmerzen, daß ich jetzt noch obendrein meines litterarischen Vermögens beraubt werde, meines geringen Poetenvermögens, das mich in der Fremde wenigstens gegen physisches Elend schützen konnte. Ich sage dieses mit Kummer, aber nicht mit Unmut ... (Aus dem Vorwort zum III. Bande des „Salon“. Paris, 24. Januar 1837.)

... Ich nahm solche Hülfsgelder in Anspruch kurz nach jener Zeit, als die bedauerlichen Bundestagsdekrete erschienen, die mich, als den Oberführer eines sogenannten jungen Deutschlands, auch finanziell zu verderben suchten, indem sie nicht bloß meine vorhandenen Schriften, sondern auch alles, was späterhin aus meiner Feder fließen würde, im Voraus mit Interdikt belegten, und mich solchermaßen meines Vermögens und meiner Erwerbsmittel beraubten, ohne Urteil und Recht. (Öffentliche Erklärung. Paris, 25. Mai 1848.)

Also auch hier nur diejenigen Klagen, die im Munde des Geschädigten durchaus natürlich sind; die Folgen derartiger Verfolgungen und Verbote sind eben die von Heine angegebenen.

Wo aber hat Treitschke das Gegenteil gelesen? Wo hat Heine „selbst erzählt“, er habe die Verbote sehr leicht nehmen können, weil sie den Absatz eher gefördert als erschwert hätten?

Ich kenne eine solche Stelle nicht. Auch zwei Männer, deren Lebensarbeit dem Dichter zum großen Teil gewidmet ist, haben mir geantwortet, ihnen sei ein solcher Ausspruch Heines nicht bekannt.

Uns dreien ist nur eine Stelle in Heines Werken und Briefen bekannt, wo er den Ausspruch eines Anderen citiert, der sich dem Sinne nach mit Treitschkes Mitteilung deckt. Im dritten Bande der Reisebilder, erschienen 1829, sagt Heine („Reise von München nach Genua“, Kapitel VII; Werke, Elster III. 227):

... Am meisten ergötzte mich, daß „Das Trauerspiel in Tirol“ in Tirol verboten ist. Ich gedachte der Worte, die mir mein Freund Moser schrieb, als er mir meldete, daß der zweite Band der „Reisebilder“ verboten sei: „Die Regierung hätte aber das Buch garnicht zu verbieten brauchen, es wäre dennoch gelesen worden.“

Das ist Alles — —

Nehmen wir an, es gebe außer dieser Stelle noch eine, in der Heine selbst das Gleiche sagt — ich werde dies allerdings nicht eher glauben, als bis man mir dies nachweist —, ist Treitschkes Arbeitsweise dann in diesem Punkte die des Historikers?! An hundert und mehr Stellen sagt ja Heine das Gegenteil! Und Treitschke hält sich an die einzige Stelle, wo er etwas zitiert, was die ihm seitens der preußischen Behörden gewordene Unbill und Schädigung als Förderung erscheinen läßt.

Dies aber darf umso weniger als statthaft erscheinen, als es den Thatsachen widerspricht. Die Frage ist genau so zu beantworten, wie Heine selbst dies gethan hat. Die Konfiskation des zweiten Bandes der „Reisebilder“ half wirklich die Aufmerksamkeit auf den jungen Autor lenken; alle anderen Verbote und nun gar die drakonischen von 1835 und 1842 haben ihn auf das schwerste geschädigt, und dies um so mehr, als die preußischen Behörden, wie wir gesehen haben, unablässig bemüht waren, ihn auch in den anderen deutschen Bundesstaaten mundtot zu machen.

Schließlich habe ich zu diesem Punkte noch eine Bemerkung thatsächlichen Inhalts zu machen.

Wie Treitschke berichtet, erörtert das Schreiben des preußischen Auswärtigen Amts an den französischen Gesandten, Grafen Bresson, von 1843 auch das Verbot der Heineschen Werke und kommt zu dem Schlusse: Da Heine im Auslande lebe und selber keinen Schritt zur Milderung des Verbots gethan habe, so könne das Verbot nur im Gnadenwege geändert werden und es bestehe für die preußischen Behörden keinerlei Grund, von Amtswegen Schritte zu diesem Zwecke zu thun. Hierzu bemerkt Treitschke: Das Ministerium scheine nicht gewußt zu haben, daß Heines Schriften fast sämtlich im Verlage von Hoffmann und Campe erschienen seien; dieser Verlag sei aber schon nach dem Hamburger Brande durch die Gnade des Königs wieder freigegeben worden.

Richtig ist aber vielmehr, daß Treitschke irrt, während die Antwort des Ministeriums den Sachverhalt korrekt angab. Durch das Generalverbot vom 28. Dezember 1841 waren, wie oben bereits erwähnt, sämtliche Schriften des Hoffmann und Campeschen Verlags, und zwar die bisher erschienenen wie die künftig erscheinenden, in Preußen verboten worden. Dieser Ministerial-Erlaß trat nach dem Hamburger Brande durch die Gnade des Königs außer Kraft. Es wurden also die über die Schriften des Verlags verhängten Ausnahme-Bestimmungen aufgehoben und die bei Hoffmann und Campe erschienenen und in Zukunft erscheinenden Schriften waren fernerhin ebenso zu behandeln wie die jedes anderen Verlags. Derjenige Teil der Schriften also, der verboten war, blieb verboten, und bezüglich der Heineschen Schriften stand zudem außer den Spezial-Verboten auch noch das General-Verbot seiner bisher erschienenen wie seiner künftigen Werke vom 11. Dezember 1835 in Kraft, was später nur soweit gemildert worden war, daß die Werke zugelassen sein sollten, die vor der Veröffentlichung der preußischen Censur eingereicht würden und dieselbe passiert hätten. Die Werke von Heine waren also damals, 1843, thatsächlich in Preußen verboten, nur die wenigen abgerechnet, die, wie oben dargelegt, die Censur passiert hatten. Daß die Praxis diesen Bestimmungen entsprach, geht auch aus dem aktenmäßigen Material in Ludwig Geigers Buche hervor.

(Ein Schluß-Artikel folgt.)

Wie der Müller in den Himmel kam.

Ein alter Schwank in neuer Form.

giebt, um in den Himmel zu kommen
schiedene Art. Die wahrhaft Frommen,
ein gottselig Leben führen,
: Kirche zahlen die Gebühren,
a Armen spenden Speis' und Trank,
Leiden sagen: „Gott sei Dank!“,
ht grübeln über Bibelfragen
d aller Fleischeslust entsagen,
nurstracks in vorgerückten Jahren
den verdienten Himmel fahren.

d dann sind da die weniger Frommen,
e wollen auch in den Himmel kommen.
e stehen darum mit großen Lettern
s Östern in den Tagesblättern
der Listen, die in Afrika
e Neger versorgen mit Paprika,
er, die Hitze lieblich zu lindern,
icher spenden den Eskimokindern.
sie darum in den Himmel geh'n?
h denke, das mag wohl geschehn,
nn Petrus hat so viel Päss' zu vidieren,
a können sie ihn an der Nase führen.

a lebte einmal in einem Land
in Mann, ein Müller war er von Stand,
er führte ein erschrecklich Leben;
ein Geld that er auf Wucher geben,
ie Armen hetzt' er mit dem Hund
nd Karten schlug er zu jeder Stund',
r prügelte sein treues Weib
nd ergötzte mit Dirnen seinen Leib,
rieb Schlemmerei und Völlerei:
n den Himmel dacht' er nicht dabei.

rum als er plötzlich kam zu sterben,
mstanden sein Lager nur lachende Erben,
enen er mißgönnte Gut und Geld.
o griff er, eh' er mußt' aus der Welt,
och mitten im Vondannenfahren
ach den Sachen, die ihm erreichbar waren,
och erwischt' er nur einen alten Sack,
er zerrissen auf der Diele lag;
aneben von schmutzigen Karten ein Spiel
hm auch noch in die Hände fiel.

So kam er vor das Himmelsthor.
Sankt Peter stand mit dem Schlüssel davor.
Doch sieht er bös und grimmig drein:
„Was willst denn Du?“ — „Laß mich hinein.“ —
„Das fehlte noch! Ich werd' Dir was!
Scheer Dich hinweg, Du Höllenfraß!“

Da troll' sich der Müller seinen Weg
Und schritt hinab den Himmelssteg.

Ganz anders ging's ihm in der Höll';
Da öffneten die Thür ihm schnell
Die Teufel mit Willkommenheißen.
Sie wollten ihn gleich in den Kessel schmeißen.
Doch der Müller zog aus der Tasche die Karten
Und bat, mit dem Schmoren noch etwas zu warten,
Und lud Herrn Satan mit freundlichem Lachen,
Doch erst ein Jeuchen mit ihm zu machen.
Dem Satan kam das sehr zu paß,
Denn spielen — ach, wie liebt' er das!
Doch war der Müller gewitzter als er.
Es ärgerte den Teufel sehr,
Daß er ein Spiel nach dem andern verlor,
Drum schlug er Revanche immer wieder vor.

Indessen ging das Feuer aus,
Aus den Kesseln krochen die Sünder heraus.
Durch die Hölle wehte ein kühler Zug,
So daß des Teufels Großmutter frug:
— Sie hatte eben Strümpfe gestickt,
Doch war sie beim Kaffee eingenickt —
„Was ist denn los?“ Und kam hervor
Und schlug den Teufel hinters Ohr
Und schmiß den Müller zur Hölle hinaus.
Der dachte schmunzelnd: „Nun geh' ich nach Haus.“
Und schultert' den Sack und wollte auf Erden
Der alte Saufaus und Lüderjan werden.

So trollte er sich seinen Weg
Und schritt hinauf den Höllensteg.

Doch als er zu Hause angekommen,
Hatt' sein Weib den Müllerburschen genommen,
Der war geworden rund und fett
Und lag in des Müllers Ehebett.

Da trollte der Müller sich seinen Weg,
Schritt wieder hinauf den Himmelssteg.

Doch Petrus bei des Müllers Gruß
Schloß die Thüre mit doppeltem Schluß
Und machte dabei ein grimmig Gesicht:
„In meinen Himmel kommst Du nicht!“ —
„Das wollen wir sehen!“ Der Müller lacht
Und wirft seinen Sack mit gutem Bedacht
In den Himmel über die Mauer hinein.
„Und nun, Sankt Peter, laß mich ein,
Zu holen mir mein Eigentum!“
Und Petrus sieht drein, verdonnert und dumm,
Er selbst kann den Sack nicht holen geh'n,

Er muß ja an der Thüre steh'n.
Er macht drum auf einen kleinen Spalt
Und sagt zum Müller: „Mach nun bald!“

Doch der, als er im Himmel jetzt,
Breitspurig auf den Sack sich setzt:
„Hier sitz' ich auf meinem Eigentum!“
Die Englein standen um ihn herum,
Den Finger im Mund und staunten ihn an.
Da kam Ezechiel heran
Mit seinem Schwert: „Hinweg, Du Pack!“
Der Müller sitzt auf seinem Sack
Und lacht dem Strengen ins Gesicht:
„Der Sack ist mein, ich gehe nicht!“
Nun naht die liebe Jungfrau Marie:
„In Frieden, Müller, von dannen zieh!“
Doch der Müller zwinkert die Augen schlau:
„Der Platz gehört mir, vielschöne Frau!“
Da kommt der gute Herre Christ:
„Geh, Müller, an falschem Ort Du bist!“ –
„Herr Jesus, ich gehe nicht hinaus,
Auf meinem Sack bin ich zu Haus!“

Da gingen alle, ihre Klagen
Gott Vater selber vorzutragen.
Der hört und spricht: „Die Sach' steht schlecht.
Der Müller ist in seinem Recht,
Ihr dürft den Alten nicht vertreiben,
Drum muß er nun im Himmel bleiben,
Auf seinem Eigen sitzt er ja!“
So sitzt der Müller heut' noch da.

Und die Moral von der Geschicht'?
Ja, lieber Freund, die weiß ich nicht!
Es wäre denn: Daß auch beim Himmelsfeste
Noch äußerst gemischt sind die werten Gäste.
Oder auch: Daß vor allen Dingen
Verstand und List es zu etwas bringen.

F. Ottm

Sturm.

Seichtes Treiben der Welt! Elender Alltagswitz!
Geistertötende Form! Kinder entnervter Zeit!
Lachend lass' ich von Euch, flieh' in die Sturmnacht fort,
Suche Größe im Waldgebraus.

Kraft Eichengeschlecht trotzet dem Wutorkan;
Regen schauert herab, dringt durch des Laubes Dach;
Schlagen siehst Du den Blitz, hörest den Donnerkeil,
Wetterwolken im Zorn entsandt.

Männlich wirkt die Natur, ewigen Kampfes froh
Wetterschwangere Nacht zeuget den Sonnentag.
Mutig jauchzt mir die Brust, lernt sie das hohe Li
Großer, würdiger Zeiten Sang.

Komm', o schaurige Nacht, komm' o Erlösersturm;
Fruchterzeugender Guß; Du auch, Zerstörerstrahl
Fegt das Kleine hinweg; laßt nur die Riesen stehn
Gold'nes Zeitalter, steig' empor!

Hans Rudorf

Ein Abschied.

Das war die schwerste Stunde,
Die je, mein Herz, Dir kam,
Da ich aus ihrem Munde
Den letzten Gruß vernahm.

Durchs Fenster floß ins Zimmer
Ein fahles Abendlicht,
Und geisterhaft flog sein Schimmer
Über Dein bleiches Gesicht.

Kaum ward ein Wort gesprochen!
Wir bangten uns anzuseh'n –
Doch an des Herzens Pochen
Konnten wir uns versteh'n.

Wir reichten tiefbeklommen
Die Hand einander stumm – –
Die Sonne war verglommen
Und Dunkel lag ringsum.

Eduard Fehr

Erfüllung.

Nur die Sehnsucht kann ich singen,
Die durch meine Träume fliegt,
Und auf gold'nen Märchenschwingen
Sich in lichten Höhen wiegt.

Doch des Glückes froher Reigen,
Der Erfüllung süße Lust,
Heißt die scheuen Lieder schweigen
Und sich bergen in der Brust.

W. E. Vershofen

Sprüche.

Gold oder Blei,
Der Wage ist's einerlei.

*

Bezieht nicht alle Sittlichkeit
Einseitig aufs Geschlechtliche!

Es giebt und gab zu jeder Zeit
Noch and'res mehr Verächtliche.
Gar mancher ist, betrachtet näher,
Ein bloßer Keuschheitspharisäer.

Th. Vulpinus

Jung Lancelot.

Jung Lancelot ritt durch ein blühendes Thal,
Gehüllt in seinen blanken Stahl,
Geschuppt bis zum flaumigen Kinne.
Doch wie er so ritt unter Helm und Visir,
Da dachte er nicht an Streit und Turnier,
Nein, er träumte und sann von der Minne.

Und in der Sonne scheidendem Strahl
Hob vor dem Ritter mit einemmal
Eine Burg sich mit Thürmen und Thoren,
Und auf den Mauern waren zu schau'n
Wohl hundert süße, lockende Frau'n,
In des Ritters Anblick verloren.

Wie ein Blütengarten erschien der Wall,
Auf that sich das Thor mit donnerndem Schall,
Es senkte herab sich die Brücke,
Zwei Pagen faßten des Rosses Zaum,
Und Lancelot zog in seligem Traum
In die Burg zu wonnigem Glücke. —

Im Osten stieg auf trübselig der Tag,
In grauem Nebel die Heide lag,
Der holde Spuk war vergangen.
Auf seinem Rößlein in zagem Schritt
Jung Lancelot in die Weite ritt
Mit todesblassen Wangen.

Was ihm erschienen so wunderbar
Wie ein ganzes, freudebeschwingtes Jahr,
Eine Nacht nur hat es gedauert.
Der herrliche, rauschende Liebestriumph
War ein wüster, ekelnder Höllensumpf,
In dem der Teufel gelauert.

Das müde Roß blieb jählings stehn,
Jung Lancelot wollte vor Reue vergehn,
Und faßt ihn doch wieder ein Sehnen
Nach der Zauberburg und der Sündenpracht,
Und aus dem Auge stahl ihm mit Macht
Sich ein Heer von verzweifelten Thränen.

Eugen Lirsch.

Mein Haus.

Ihr hegt den thörichten Glauben,
Daß Ihr reicher an Gütern der Welt,
Weil Euch zwischen grünende Lauben
Sind schimmernd Paläste gestellt.

Ihr irrt. Ich brauch' nur zu warten,
Dann bewohne auch ich mein Haus
Und aus meinem blühenden Garten
Scheint leuchtender Marmor heraus.

Gisela Horn.

Da draußen.

Da draußen hastet die Welt vorbei
Mit Schreien, Lärmen und Tosen
Und heimlich blühen am Wegesrand
Süß duftend des Lebens Rosen.

Da draußen rinnen die Bächlein hell
Umgeben von duftigen Blüten:
Wer wird vor Kälte und Winterfrost
Die hüpfenden Wellen behüten? — —

Es glitzert der Sonne strahlendes Gold
Auf blühenden Frühlingsbäumen,
Und munter wiegt sich in ihrem Gezweig
Der Vogel in Liederträumen —

Es kommt der Herbst und die Rose welkt,
Die Frühlingsblüten verderben.
Des Vogels flüsterndes Lenzlied wird
Im Tosen der Stürme ersterben — —

Da draußen wandeln wohl Hand in Hand
Verliebt in das Leben die Leute,
Und immer lauert am Wegesrand
Verborgen der Tod auf die Beute. . .

Heinrich Becker

Im Garten.

Nun haben sich zu kühler Laube
Die Fliederbüsche dicht gedrängt . . .
Und schau, an jeder Blütentraube
Ein duftweintrunknes Bienchen hängt.

Sieh, wie die zarten Flügel beben . . .
Horch dieses Summens Seligkeit!
Die Welt ist all ein Liebesleben,
Wo Lieb um Gegenliebe freit.

Warum schlägst Du die Augen nieder?
Und drückst mir doch die Hand so heiß
O Du mein Glück! — All meine Lieder
Sind Deiner stolzen Liebe Preis.

Christoph Flaskamp.

Der Bergmann.

Ein Bergmann schlägt den Hammer auf den Stein
Und sieht die Funken sprüh'n. Doch müde sinkt
Das Werkzeug nieder. Seine Kraft erlahmt,
Eh' er den Fels verletzt. Er hebt von neuem
Mit heißem Drang das schwere Eisen auf,
Und wieder zieht es machtlos seine Hand
Zu Boden, wo es knirschend Sand zerwühlt.
Und nochmals rafft er seine Kräfte auf
Und hebt den Hammer. Doch im Augenblick
Lähmt alle Kraft das Bangen vor Erschlaffung,
Das Bangen, wieder von des Felsens Härte
Erfolglos abzuprallen. —
Und vor dem Felsen stand er Tag und Tage,
Den Hammer ungenutzt zu seinen Füßen,
Und seine Seele dürstete zu knechten
Den starren Fels — doch von der Furcht gebä…
Daß wieder ihn die Kraft verlassen könne,
Verzehrte sich sein Inn'res und verglühte.
Und über seinen Hammer schlich der Rost. —

Karl Leopold Mam…

Mädchen am Gartenthor.

Seit er aufs Meer gezogen,
Wart' ich tagaus, tagein;
Er wird in Wind und Wogen,
Als weit die Wolken flogen,
Wohl längst begraben sein.

Kein Vierblatt konnt' ich finden
Den ganzen Tag im Klee,
Und über Gras und Gründen
Klang's schaurig in den Winden
Herüber von der See.

Ich kann nicht länger warten,
Nur bitt'rer wird die Pein.
Ich schleich' mich aus dem Garten,
Die grauen Wogen warten,
Dort werd' ich glücklich sein.

Georg Rothe

Die Frühlingslüfte leuchten . . .

Die Frühlingslüfte leuchten
So sonnenhell, so morgenklar.
Aus meinem Herzen scheuchten
Sie, was an Dunkel drinnen war:

Das Zweifeln und das Bangen,
Ob ich mein Werk auch recht begann,
Ob ich nicht irr' gegangen,
Das hing als müde Last daran.

Das Schwanken und das Zagen,
Ob zur Vollendung je gedeiht,
Was ich im Sinn getragen,
Das war ein schweres Winterleid!

Nun singt mir in mein Fenster
Der Fink sein Lied vom Frühlingsblüh'n.
Ihr nächtigen Gespenster,
Wie mögt ihr meine Seele müh'n?

Klingt nicht von allen Wegen
Ein neues Evangelium:
Wo Kraft ist, da ist Segen,
Dem Wollen bleibt die That nicht stumm!

Julius Koch

Ein Totenbett.

Ihr Leiden schwand erst mit dem Tag,
Müd' sank ihr Auge zu,
Leis' atmend sie die Nacht durch lag
In marmorgleicher Ruh'.

Doch als der Sonne Glanzgeschmeid'
Den Ost erflammen ließ,
Schritt sie durch's Thor der Seligkeit
Und wallt' ins Paradies.

Nach dem Englischen des James Aldrich von Max Kiesewetter

Stimme im Winde.

Was klingst Du nur, Du leiser Klang,
So wundersam und rein?
Du schwebst den weiten Weg entlang,
Und ich muß hinterdrein.

Muß hinterdrein mit stillem Ach
Und wandermüdem Sinn
Dir nach und immer weiter nach —
O leiser Klang, wohin?

Bruno Salmer

Gedichte
von
Ernst Ludwig Schellenberg.*)

Übermut.

Das ist die schönste Jahreszeit,
Die Zeit der ersten Blüte!
Da wird das Herz so voll und weit,
So sehnend das Gemüte.

Ich möchte gern die ganze Welt
Vor Übermut umfangen
Und selbst vom blauen Himmelszelt
Die Sonn' herunterlangen.

Dann schmückt' ich meiner Liebsten Brust
Mit all' den gold'nen Strahlen
Und küßte sie aus Herzenslust
Zu ungezählten Malen!

Glockenton.

Durch die Fluren schwebt
Morgenglockensang,
Und er klingt und webt
Ernst die Flur entlang —
Selbst die Blume bebt
Vor dem holden Klang.

Frühlingsgruß.

Nun kommst Du wieder mit Sang und Schall
Und Jubel ins Land gezogen,
Und Blühen und Grünen allüberall
Kommt vor Dir hergeflogen.

O spende aus Deinem Segensschrein
Auch mir ein kleines Teilchen:
Ein wenig Liebe und Sonnenschein
Und ein paar blaue Veilchen!

Die Wolken.

Es eilen in leichtem Zuge
Die Wolken am Himmelszelt —
Ach, zög' ich mit ihnen im Fluge
Hinaus in die weite Welt!

Dann flög' ich auf ihrem Rücken
Hinaus in den grünen Wald
Und sänge laut vor Entzücken,
Daß lustig es wiederhallt.

Schon ziehen sie fröhlich weiter,
Kann nimmer mit ihnen gehn —
Da rufe ich froh und heiter:
Ihr Wolken, auf Wiedersehn!

Einsamkeit.

Gewitterschwüle lastet in der Luft —
Mir ist so bang.
Die Sonne brennt, die dumpfe Einsamkeit
Ganz ohne Klang.

Mich überkommt die Furcht . . . Wie angsterfüllt
Der Mund auch ruft —
Nur Schweigen rings, und matt erstirbt der Schall
In weiter Luft . . .

*) Der Verfasser der oben mitgeteilten Lieder ist ein junger, in Weimar lebender Dichter; die Lieder sind dem Aushängebogen einer nächstens im Verlage der Concordia, Deutsche Verlags-Anstalt in Berlin erscheinenden Sammlung: Gedichte von Ernst Ludwig Schellenberg, entnommen. Auch seine Art klingt, wie die Leussers, auf dessen Büchlein wir S. 249 dieses Bandes hinwiesen, an das Volkslied an, am fühlbarsten ist daneben der Einfluß Eichendorffs. Treffliche Muster, denen der junge Dichter, wie man sieht, nicht nutzlos nachstrebt. Sein Talent verdient Beachtung. Anm. d. Red.

Auf dem Kirchhof.

Ich trete in den alten Lindengang,
Durch meine Seele geht ein leiser Schauer.
Von ferne hör' ich einen Grabgesang
Voll ernster Trauer.

Auf allen Gräbern blüht es weit und breit,
Ich höre still an manchen Leichensteinen,
Den kalten Zeugen der Vergänglichkeit,
Ein leises Weinen. —

Doch wie von allen Zweigen nun erschallt
Der Vögel Lied, ein tausendfaches Klingen
Da ist es mir, als wäre ich im Wald
Und müßte singen.

Der Vogel am Fenster.

Vor meinem Fenster steht ein Baum,
Ein Vogel singt im Zweige —
Ich sitz' im Zimmer in stillem Traum,
Schon geht der Tag zur Neige.

Das Vöglein singt so hell und klar
Mit holdem Liebeswerben,
Mir wird ums Herz so wunderbar,
Als säng' es mir zum Sterben.

Nun wird es still. Der Abend schleicht
Sich müde in das Zimmer.
Und ob der Vogel längst schon schweigt,
So lausch' ich doch noch immer . . .

Herbstsehnsucht.

Das sind so friedlich stille Tage,
Wenn kühl die Abendsonne scheint
Und mit verschwieg'ner, leiser Klage
Das Bächlein durch die Fluren weint.

Da ruh' ich gern in meinen Träumen,
Da schweigt des Tagwerks lauter Schall;
Nur von den herbstlich bunten Bäumen
Umrieselt mich der Blätter Fall.

Und brennt die heiße Sommersonne
Und lagert Schwüle weit und breit,
Dann ruft das Herz in Sehnsuchtswonne:
O komm, Du herbstlich milde Zeit!

Der Abend sinkt.

Die grauen Nebel steigen schon,
Und durch die dufterfüllten Räume schwingt
Ein sanft verworr'ner Glockenton —
Der Abend sinkt.

Und leuchtend steigt das Sternenmeer
Am Himmel auf, und ihr Gefunkel dringt
Mit sanfter Milde zu mir her —
Der Abend sinkt.

So frei von aller Erdenqual,
So freundlich mild, wie Stern an Stern erblinkt
Möcht' ich dahingeh'n, wenn einmal
Mein Abend sinkt.

Winterabend.

Still ist der Abend. Wintersruh'
Deckt die schlafenden Felder zu;
Schnee, nur Schnee ist zu sehen.

Düster rauscht es im Föhrenwald,
Schneidend sausen die Winde und kalt
Durch die knarrenden Zweige.

Über den Stoppeln die Krähen schrei'n,
Flattern gespenstisch im Mondenschein,
Singen die Felder zur Ruhe.

Armes Herz, nun schlafe auch Du —
Still ist der Abend, Wintersruh'
Sei es drinnen im Busen.

Ein Blick von Dir.

Laß mich in Deine Augen blicken,
Ein einzig Mal, dann will ich geh'n
Und in verlorenem Entzücken
Von fern nur steh'n.

Dann soll, gleich einem Stern im Dunkeln,
Dein Blick in dunk'ler Seele mir
Auf meinem Lebenswege funkeln,
Ein Blick von Dir.

Versunkenes Glück.

Erzählung von **Philipp Kniest.**

(Fortsetzung)

Jahre kamen und gingen. Margarethe reifte der Stille zur blühenden Jungfrau heran, Sonnenschein im Leben ihres vereinsamten ters, welcher mit Treue und Hingebung seinem rufe vorstand, von allen, die mit ihm in Be rung kamen, geachtet, geliebt von denen, chen er, sein Herz aufschließend, Balsam auf blutenden Wunden legen konnte. Wer in der zen großen Stadt kannte den alten Toten- ber Jahn nicht wenigstens dem Namen nach? n den Denkmälern der kleinen Leute, die er beriet, schwanden allmählich die nichtssagenden Phrasen herer Zeiten und machten guten christlichen rüchen Platz; auch öfter, wie sonst üblich, be- itete ein Geistlicher die Pilger auf ihrem letzten ge. Jahns nicht minder wie Leidings Ein- ß ließ sich darin spüren.

Auch Kapitän Seilers Haus stand verwaist, die treue Lebensgefährtin war ihm genommen. r alte Seemann fühlte die Verlassenheit umso merzlicher, weil Heinrich, der sich meistens auf ngen Seereisen befand, sehr selten heimkam. ann aber konnte man den letzteren öfter bei hns als in dem elterlichen Hause finden. Mit argarethe verkehrte er wie früher, doch weniger rtraulich. Ihr gegenseitiges Verhältnis erschien um anders als ein nur freundschaftliches. Wer her zusah, der bemerkte aber, daß eine tiefe, rch äußere Verhältnisse zurückgehaltene Neigung verband.

Seiler setzte sich abends gern zu Nachbar ahn auf die Bank vor dessen epheuumrankter ohnung oder verbrachte auch an den langen interabenden ein Stündchen in dem traulichen tübchen des Nachbars, wo sie sich gegenseitig it Erzählungen, der eine von seinen Wander- hren, der andere von seinen Seefahrten, unter- elten. Margarethe kannte und berücksichtigte ald die Gewohnheiten und Liebhabereien Seilers, er im Herzen Jahn um seinen Schatz beneidete nd vielleicht gar den Wunsch hegte, ein so liebes Töchterchen sein eigen nennen zu können. In der guten Jahreszeit bearbeitete er vormittags sein Gärtchen, zierte und jätete die mit großen Trompetenmuscheln geränderten Blumenbeete, nachmittags aber vergnügte er sich mit Segeln, Rudern und Fischen in seinen Böten. Jedermann von der Wasserkante grüßte freundlich und vertraut den alten Kapitän. Sein Segelboot war etwas ganz Absonderliches. Er hatte das gar nicht große, aber bis auf ein Cockpit gänzlich gedeckte, kleine Fahrzeug vollständig wie einen Schuner getakelt und segelte und manövrierte mit demselben bei jedem Winde und Wetter in wahrhaft bewunderungswürdiger Weise.

Und Freund Leiding? Der ging in beiden Häusern aus und ein und lockte durch seine gutmütige Laune aus den ernsthaften Freunden doch manch herzhaftes Lachen hervor. Stets wußte er etwas zu erzählen, und hatte er einmal seinen Kabelriemen gelöst, dann stand die Zunge nicht leicht wieder still.

„Se hefft ja en Swad as en Orlogschipp", rief Seiler ihm eines Abends neckisch zu.

„Nicks for ungod, Kaptein!" antwortete er. „Dat Pratjen gewennt man sich licht an. Ik mutt so männigen dummen Snack hören, dat ick leewer sulbens reden doh, denn hört de Lüde doch wat Rejellet (Reelles)!"

„Na, Leiding," sagte Jahn, „wenn ik nich wußte, wat Du for 'n prächtigen Kerl bist, denn mocht ik Di woll en bäten wat gegen den Äwermood verschriewen."

„So loppt de Has? Ja, dat kummt von Dinen Umgang: De Doktors un de Kuhlengräwers sind gode Frünne! Ik weet, wat Du seggen wollst: Egenloff stinkt, Frünnenloff hinkt."

„Aberst wat annere Lüde lawen, dat blifft bawen," fiel Jahn ein. „De Welt weet, wat se an Di hett."

„Danke, danke, Jahn! Aberst nu laat uns en annern Schritt annehmen. Wo weer't mit 'n

lüttjen Skat? In Dinen Huse paßt sick dat nich, Seiler mag 't nich in sinen, un in minen — na, wat mine Olsche is, de is wat eegen un willt nich hebben. Wo de Has heckt is, dar will he ook wedder hen: Min Vader harr en Weertschaft. Laat't us na'r Stadt in den guldnen Anker gahn."

Seiler schüttelte den Kopf.

„Willt Se nich, Kaptein?" fragte Leiding.

„De Stadt is en Slukhals, sä de Jung," antwortete Seiler, „dar harr he sine paar Schillinge darin vertährt."

„Na, en Glas Beer kann'r doch noch woll up stahn — un spälen könt wi ja for nicks un noch en Glas Beer! Man to, Kinners!"

Das Kleeblatt ging denn auch. Unterwegs erzählte Seiler, ihm sei heute Nachricht zugekommen, daß das Schiff, auf welchem Heinrich fahre, in den nächsten Tagen fällig sei.

„Dar gewt Se noch en Extra-Glas for ut, Kaptein," rief Leiding. „Ähr Glück loppt ja nu vor Wind un Wär!"

Die Alten spielten eine vergnügte Partie in der Hafenschenke und schlugen hinterher zufrieden den Heimweg wieder ein. Seiler aber ging noch beim Scheine des Vollmonds an den Strom, wo die Flut mit voller Kraft aufwärts drängte, eine große Flotte von Schiffen unter Beistand eines günstigen Windes vor sich herschiebend.

„Kann dat sin?" rief er plötzlich aus. „Ja, wahrhaftig, dat is ja de Bark Poseidon!"

Und, auch wie vor Wind und Wetter, rannte er heim und rief im Vorbeigehen Margarethe, die in der Gartenpforte stand, zu:

„Heinrich is dor, morgen kummt he na Hus!"

Das Mädchen wandte sich ab, um dem Alten ihre Bewegung zu verbergen. Ihr Vater, der in der Stube die Botschaft gehört hatte, sah ihre geröteten Wangen und leuchtenden Augen, sprach aber nur einige gleichgültige Worte und schwieg dann.

Heinrich Seiler, jetzt zweiter Steuermann auf dem „Poseidon", konnte, weil ihm die Überwachung der Entladung oblag, nur zu einem kurzen Besuch am nächsten Nachmittage nach Hause kommen, um seinen Vater zu begrüßen. Margarethe sah ihn mit klopfendem Herzen nahen, während sie die Blumen vor der Thür begoß. Verschämt eilte sie in ihr Stübchen und setzte sich mit einer Handarbeit in die Nähe des Fensters, sie beschickte aber kaum irgend etwas, sie hielt zu oft sinnend inne und schaute wie unwillkürlich hinaus nach dem Hause des Nachbars .... Da öffnete sich rasch die Gartenpforte und mit elastischem Schritt nahte sich Heinrich, kräftig und von der Sonne gebräunt, seine Augen strahlten. Margarethe sprang auf, sie wollte fortlaufen, aber er hatte sie gesehen und rief fröhlich zu:

„Guten Abend, liebes Gretchen! Darf ich kommen? Vater ist doch auch da?"

Da eilte sie ihm entgegen. Er fing sie in seinen Armen vor der Thür auf und drückte ihr die Hände so warm und herzlich, daß sie ohne Worte verstand, was seine treuen Augen sprachen.

Er zog sie nieder auf die Bank und flüsterte ihr etwas zu. Sie errötete und antwortete durch leises Kopfnicken. Dann ergriff er wieder ihre Hand, die sie ihm nicht entzog.

„Mine söte, beste Deern," sagte er. „Willst Du ganz mein werden? Du gehörst mir ja schon lange. Wir waren und sind für einander ... Willst Du jetzt wagen, die Reise durchs Leben mit mir anzutreten? Deiner Mutter Segen habe ich auf ihrem Sterbebette empfangen, — Dein Vater? ... Ja, das weiß ich! ... Der meine wird überglücklich sein. Bitte, gieb mir Herz und Hand!"

Verschämt hatte sie ihm die Hand entzogen gehabt, war von ihm fortgerückt. Jetzt näherte sie sich, reichte die Hand ihm wieder hin, die er an seinen Mund drückte. Leise sprach sie: „Ja!"

Da hielt er sich nicht länger. Stürmisch umarmte er sie und drückte einen Kuß auf die roten Lippen.

In ihr Glück versunken, saßen sie noch eine Weile schweigend da, dann erhoben sie sich und gingen Hand in Hand, vertraulich plaudernd und scherzend, dem Gottesacker zu, auf welchem sie in der Ferne Vater Jahn kommen sahen. Er blickte schmunzelnd auf das stattliche Paar und lächelte vor sich hin.

„Wellkamen, Heinrich!" rief er. „Hest Du de Gicht in de Beene, dat Du Di an Gretchen hollen mußt? Na, mit de Deern dar kann man all waagen en Stuck Weges gahn; se ward licht nich möd un ungeduldig; holl se man recht ..."

„Vater!" bat Margarethe.

„Vater Jahn," rief Heinrich, „de Weg schall en Weg dör't Leben werden; ik will ähr hegen un plegen as minen Ogappel un gröttsten Schatz. Wi sind eenig. Und Se — ik bidde ...."

„Un ik, min beste Jung, mine Hartensdochter ... Ik will nich lange Fisematenten maken. ...

…ſch un Blood heff ik mi nich beſpraken, wat …elige Mutter dacht hett, dat weet ik ook: …tes Segen wes denn mit Jo beiden!"

Er streckte ihnen die Hände entgegen, zog ſie … ſogleich wieder zurück und fuhr fort:

„Ik bin doch en lichtſinnigen Patron? Segg …, heſt Du denn Brot, um en Fro to ernähren?"

„Ik bin jetzt erſte Stürmann up den „Poſei…", de en paar Monat liggen blifft, um to …areeren, un twarſten unner mine Upſicht, da … Kaptein en ſtiwet Been wedder ſmeidig maken …ten will. Uſe Herren Rheders hefft mi for …gſtet Jahr en nöe Brig verſpraken."

„Süh, ſüh! Na, denn gratoleer ik ook," … Leiding, der unbemerkt herangetreten war. …argarethe, dat Schipp ſteit god, wor en goden …hipper up is, — dat gelt ook for't Hus. Din …inrich is de richtige Keerl; und Du, min Jung, … gröttſte Schatz in'd Welt is en gode Fro, … kriggſt Du an ähr. Daß lobet nun alle Beide …tt und bleibt Euch treu bis in den Tod!"

Unvermerkt hatte ſich die kleine Geſellſchaft … Pforte, welche nach Kapitän Seilers Hauſe …hrte, genähert. Der Alte ſtand in der Thür.

„Kamt man alle 'rin!" rief er. „Ik weet, … de Klocke ſlagen hett. — Du harrſt keene Tid …hr, ſäſt Du mi, Heinrich? Ja, ja, wenn't up't …reen losgeiht, denn mutt de olle Vader naſtahn! … ſchaſt Di aberſt vergewen ſin. Denn ſo 'ne …ochter, as Du mi bringſt, de ſteit in dat ſchönſte …ook nich beſchräwen. Kumm, giff mi en Kuß, … Söting! — Un nu, Kinners," fuhr er in … Stube fort, „gaht man alle ſitten. Mit 'n …ögen Munne makt man ſo wat nich af. Ik …l en paar Buddels von'n Beſten ut 'n Keller. …einrich, Du nimmſt Di nahſtens up mine …ekuung en Droſchke, dat Du to rechter Tid …edder an Bord kummſt! Un, Leiding, Se könt … de Rede dohn, aberſt kort un god, ahne …entenzen, — trecken Se den Troermantel ut, …ilen Se up der luſtigen Boog, Leiding weſen …e en — Freiding!"

„Schall beſorgt werden. Solt un Sur ver…armt de Natur, Brägam un Brut, Freide …ard lud!"

Bald klangen die Gläſer. — Die Alten ſangen …is ſpät in die Nacht hinein ihre Lieder, als …einrich längſt wieder an Bord war und Mar…garethe in ſeligen Träumen nach den Sternen …om offenen Fenſter ihres Stübchens hinauf…ſchaute.

* * *

„Dar heſt Du ganz recht, Leiding", ſagte einige Wochen ſpäter Jahn, „de Hochtid kann ik hier in minen Huſe nich gewen. Buten unner de Böme liggt de välen Släper, de willt nich ſtört ſin, und Männigeen ſüht up de Bedden dal mit Pien un Troor in'n Garten. Bi de Stillen mutt un ſchall et ook ſtille weſen. To 'ne Hochtid hört doch en bäten Freide un Luſt, Sang un Klang. Wat meenſt Du, wenn wi na'd Fiſcheramtshus an'n Strom gungen? Dar gifft et en regellen Laß (Lachs), en godet Stück Fleeſch, un en klaren Win; dat junge Volk kann in den groten Saal ook na Hartensluſt en lüttjen afpedden (tanzen)."

„Dat ſtimmt, Jahn! Und wat dat Arrangieren bedrapen deit, dar laat mi man for ſorgen. Ik weet op ſo wat to lopen. De Schoſteramtsmeiſters wät't ook, wat ſick hört — in Leid un Freud! Un wenn ik dat Regeer heff, denn geit dat ſo fix as en goden Pickdraht dör't Leder. Apropoh! Welke Paſtor ſchall de Troe dohn? Ik rad Di nich to den ollen Preeſter, ſo leef he mi is, he hett mi ja kunfermeert. So ganz kann he nich mehr mit, un ſine Rede, ſo ſwak as ſe is, will doch nich afrieten — ſe is en bäten tog."

„Ja, Leiding, denn nehmt wie den jungen Paſtor! De predigt kort un kräftig un weet den rechten Ton to drapen. Bi Diſch lett he jümmer ſo 'n ſpaßigen Troſt (Toaſt) los, dat ſülbens de Froenslüde vor luter Lachen dat Weenen vergäten doht. For de Geſangbooksleeder, de wi bi Diſche ſingt, will ik all ſorgen, for de luſtigen, wenn de Paſtor gahn is, rekne ik up Di."

„Kannſt un ſchallſt Du, Jahn! Ik heff en ganze Schuflade vull un will dat Beſte utſöken, alle na de ollen ſchönen Melodien: Süßer Mond, Freut euch des Lebens, Seht den Himmel wie heiter und ſo weiter! — Dine Dochter ſitt nu woll vonwegen ähre Utſtür ſo 'n bäten in de Pardulge? Se hett ja ook kin vernunftig Froensminſch, wo ſe mit ſnacken kann, un wat de Neierſchen (Näherinnen) ſind, de ſind upſtunnes rein ahnwätend mit allerhand Kledaſchen un Witttüg, wat kin Mann liden mag. Ik will mine Olſche mal 'rut ſchicken, dat ſick de lüttje Deern mit ähr beſpricht. Denn kummt wat Vernunftigs toſtanne, na — und en Brut, de ſnackt doch mal gerne mit Eene, de ook mal ens Brut weſen is."

„Ik bin Di dankbar for allens, Leiding!"

„Freit mi! En Dank nehm ik jümmer geern, wenn ik em ook nich ſo verdeene as uſe Herrgott,

de mehr Undank erfahrt as sunst Nums up'r Welt. Nu will ik mi man gliks up de Socken maken. Fallt Di noch wat in, denn laat mi man ropen."

Damit wandte er sich zum Gehen, doch schritt der sonst so rüstige Mann heute etwas steif einher.

„Wat is Di, Leiding, fehlt Di wat?"

„Dat Oller kummt, de Gicht knippt, wenn de Wind ut Osten weiht. Ik heff dat Hinken in de Schinken, rappel mi aberst all wedder toredt. Schallst mal ens sehen, wo fein ik noch vordanzen kann. Adjes, hol Di stief, un fall nich vor de Tid in de Kuhl, de Du annern growen deist . . ."

„Dar geit he hen," sagte Jahn leise. „He is en prächtigen Minschen, en rechten Dütschen, — en bäten von sick innahmen, aberst dat häwelt (hobelt) dat Schicksal woll noch sacht hendal."

*

Margarethens Hochzeit verlief demnächst programmmäßig, d. h. so, wie's die beiden Freunde unter sich ausgemacht hatten. Nur darin hatte Vater Jahn der Tochter nachgeben müssen, daß die Trauung in der altehrwürdigen St. Jürgen-Kapelle stattfand. Die Nachbarskinder bildeten Spalier, als die blühende Braut an der Hand des in Kraft und männlicher Schönheit strahlenden Heinrich durch die weitgeöffnete Pforte schritt. Rings um den blumengeschmückten Altar standen die zahlreichen Gäste. Die Orgel intonierte einen Choral. Der junge Geistliche hielt eine aus warmem Herzen kommende, die Herzen bewegende, frische, fromme, Zuversicht und Hoffnung weckende Ansprache; dann wechselte er die Ringe und sprach den Trausegen. „De kann't aberst!" flüsterte Mancher nach dem Amen, während Verwandte und nähere Freunde dem Herrn Pastor, nachdem sie dem jungen Paare die Hand gedrückt hatten, für die guten und trostreichen Worte dankten.

Die Wagen brachten die ganze Gesellschaft nach dem unter hohen Bäumen und Gebüsch versteckten Fischerhause am Gestade, wo bis spät in die Nacht hinein der Reigen erklang.

Heinrich führte die herzige Frau in das Haus seines Vaters, wo beide bis zu seiner Abreise weilen wollten. Dann sollte Margarethe wieder in ihr väterliches Haus zurückkehren; später, je nach Lage der Verhältnisse, mußte sich dann das Weitere finden.

Nur zu schnell flogen Beiden die schönen Tage dahin. Die Scheidestunde kam, der erste Tropfen Wermut fiel in den Freudenbecher. Aber getrost und im Vertrauen auf Gott, der sie zu einander führte, sie schirmen und schützen w… gaben sie sich den Abschiedskuß, ein „auf W… sehen!" auf den Lippen.

Heinrich ging an Bord, um sogleich s… den Pflichten seines Berufes zu widmen. … und Stunde des Absegelns der Bark melde… Margarethe in einem zärtlichen, herzlichen … trotz des Abschiedswortes doch nicht schwermüt… ja etwas scherzhaften Briefe.

Sie eilte an dem bestimmten Tage zu… zeichneten Stunde an den Strom und setzte … auf einen großen am Strande liegenden … Das Herz klopfte ihr bang, ihre Augen … die Spuren vergossener Thränen; die letzte … hatte ihr wenig Schlaf, aber aufregende, ja … liche Träume gebracht.

Eben noch staute das letzte Stadium der … das Wasser auf, bald mußte Hochwasser … Stromabwärts schwangen schon die vor … liegenden Schiffe herum, hier und da, nach … Stadt zu, mußten bei dem flauen Winde … einzelnen verspäteten kleinen Fahrzeugen die … bereits zu den Rudern greifen, damit nicht … Ebbe sie vor Erreichung ihres Zieles überrasch… Ein stolzer Dreimaster, bei seinem großen … gange des vollen Wassers benötigt, passierte … Schlepptau eines kräftigen Dampfers. Schar… Augen gewahrten jetzt vom Hafen abgeh… ebenfalls durch Dampfer bugsierte Schiffe. M… garethe erkannte den schneeweißen, flagg… geschmückten „Poseidon", der, schlank und … bemastet, immer deutlicher und majestätisch… hervortrat. Bald kam er so nahe, daß sie d… zahlreichen Auswanderer an Bord sehen konnt… näher, immer näher rückte er heran. Schar… warf der Bug des kleinen Dampfers, Wellen … des Seglers auf, in tanzenden Kräuselungen … den Flanken desselben spielend und sich zu ein… langgezogenen Kielwasserstreifen hinter dem … vereinigend. Eine sanfte Schwellung netzte … Sand zu Margarethens Füßen.

Nun erhob sie sich: Sie sah ihn! … weißes Taschentuch schwang sie zum Gruße: … grüßte wieder durch Schwenken seiner Mü… warf ihr eine Kußhand zu . . . . Ach, nur all… schnell zog der „Poseidon" vorüber. Bald konn… sie unter den vielen Menschen auf dem Quarter… deck ihren Heinrich nicht mehr erkennen. … lange wehte ihr Tuch, aber kein Zeichen der A… wort erfolgte. Ihre Augen begleiteten das Schi… welches ihr Liebstes, ihr Alles auf der Welt … wegführte. O, hätte ihres Herzens Sehn…

halten können! Sie mußte ihn dahingeben treulosen Ozean, in die tausend Gefahren, he den Seemann bedrohen. „O Gott im mel, schütze und bewahre, führe ihn bald zu zurück!" seufzte sie tief aufatmend, die Hände ltet. Dann aber, als das Schiff in der Ferne h eine Biegung des Fahrwassers hinter einem ldhügel verschwand und auch die letzte Mast-e unsichtbar ward, da stürzten ihr die lang-haltenen Thränen aus den Augen, bange nungen, die sie vergeblich niederzukämpfen te, beschwerten, überwältigten sie. Sie stieg Anhöhe hinan und kehrte heim in ihr väter-es Haus. Nur langsam gelang es ihr, sich fassen, schwer konnte sie sich entschließen, den n Gottesacker kommenden Vater zu begrüßen. r reichte ihr die Hand, drückte ihr einen Kuß die Stirn, sagte aber, da er die verweinten gen bemerkte, nur die wenigen Worte:

„De leewe Gott ward et versehn, min Döchting! inrich is in Gottes Hand so god as Du un ik. as min leewet Kind, was en brave Schippers-! .... Kick Du nu ens mal na de Blomen ten, min Deern! Ik heff en lüttjen Posten sen köfft, de böse versumfeit sind un vor allen ugen ut de Pötte rut un en dögten Schulp ater hebben möt't."

„En bäten Arbeit ward ähr god dohn," dachte . „Se mutt de Pien dörmaken un kummt 'r k äwer. Wenn dat Weddersehn und Wedder-bben nich weer, denn mößt man de armen chipperfroens von ganzen Harten beduern."

Margarethe raffte alle ihre Kräfte zusammen, faßt zu erscheinen. Die Arbeit in Garten und aus, welche ihrer wartete, sollte dabei helfen; war dem Vater dankbar, ihr gleich Beschäftigung egeben zu haben. Dennoch aber konnte sie der hnsüchtigen und quälenden Gedanken sich nicht schlagen, und als vollends in der Nacht ein m die Jahreszeit sonst ganz ungewöhnliches nwetter mit orkanartigem Sturm aus Norden ütete, da wälzte sie sich auf ihrem Lager in namenloser Angst, die auch den heißesten, in-brünstigsten Gebeten nicht weichen wollte.

Vater Jahn schwieg, obwohl er am Morgen ie Qualen der Nacht seiner Tochter nur zu sehr nsah. Er drückte ihr die Hand und streichelte ie zärtlich. Dann ging er seinem Berufe nach. Er bat sie im Fortgehen, sich wieder um die neu-gepflanzten Rosen zu kümmern, von welchen der Sturm wohl einige entwurzelt haben werde.

Kapitän Seiler, der sich nach dem Befinden der Schwiegertochter erkundigte, entfernte sich gleich wieder, als er merkte, daß seine scherzhaften Worte über ihre Strohwitwenschaft und über den jetzt vielleicht ebensosehr an Magen- als Herz-weh in der aufgeregten See leidenden Heinrich nicht verfangen wollten.

„Dat schall sick woll alle gewen," brummte er im Fortgehen. „Se ward gewahr werden, wat dat heet: Holl Di hart! un all wedder torechte kamen. Se is ja en vernunftige Fro."

Leiding, der ihm begegnete, pflichtete dieser Meinung bei. Er wolle Margarethe jetzt nicht sehen, äußerte er.

„Erst utweenen laaten!" sagte er vor sich hin. „Dat Harte mutt still wesen, eher findet en godet Woord selten en gode Statt. De arme Deern! .... Et weiht aberst ook so 'n Kohstorm, dat en Dreemaster up Sie woll sine Noth hett, just so god as de olle Dreemaster up minen Kopp!"

Er schwang sich auf einen nach der Stadt zurückfahrenden Leichenwagen. Die Schöße seines Trauermantels hielt er mit der Rechten, den hohen dreikrempigen Hut mit der Linken fest, um sie vor Schaden zu bewahren und dabei seiner Würde nichts zu vergeben.

*

Was bedeuten die ernsten Mienen der Ver-sicherer an der Börse? — Eine Hiobspost löst die andre ab! Der so plötzlich ausgebrochene Orkan hatte entsetzliches Unheil in den Mündungen der Ströme und an den Küsten angerichtet, eine Menge kleinerer Schiffe auf die Sandbänke, auf den Strand getrieben und gänzlich zerscheitert. Gott sei Dank, war der Verlust an Menschen-leben gering, aber große Kapitalien hatte die gierige See verschlungen.

Auch den „Poseidon" mußte das furchtbare Unwetter überrascht haben. Da aber das ganz neu ausgerüstete und verzimmerte, zudem von einem der tüchtigsten Kapitäne befehligte Schiff sehr gut manövrierte, so hoffte man, daß es wohlgeborgen sei und in den nächsten Tagen die Nachricht eintreffen werden, es habe glücklich den Englischen Kanal passiert. Die telegraphischen Verbindungen ließen damals viel zu wünschen übrig, ja, sie fehlten längs der Nordseeküste und auf den Ostfriesischen Inseln noch gänzlich, — Schiffer- und Fischernachrichten waren der einzige Behelf.

Wie ein Donnerschlag wirkte das durch ein Norderneyer Fahrzeug verbreitete Gerücht, es sitze ein großes Schiff, anscheinend eine Bark,

hoch auf dem Strande von Spiekeroog; die Brandung stürze über das mastenlose Wrack hin; der Strand sei mit Kisten, Balken und Fässern bedeckt; eine große Menge Menschen irre zwischen denselben und auf den Dünen umher. — Man fragte sofort telegraphisch in der Nachbarstadt an, ob daselbst Näheres bekannt, ob von dort in diesen Tagen auch etwa eine Bark abgegangen sei. Noch hegten die Betheiligten, wenn auch wohl zweifelnd, einige Hoffnungen. Schnell folgte eine telegraphische Antwort, die leider nur zu bestimmt dahin lautete: Der Agent der Versicherer auf Spiekeroog melde die Strandung der — Hamburger Bark „Poseidon“, einen Totalverlust unter grausigen Umständen; leider seien viele Menschenleben verloren gegangen. Ein ausführlicher Bericht an die befreundete Assekuranzbörse befinde sich bereits unterwegs und müsse noch am selbigen Nachmittag mit Estafette eintreffen. Man könne nur raten, sogleich ein mit allem Nötigen versehenes Dampfschiff nach der Strandungsstelle zu schicken, um die überlebenden Schiffbrüchigen abzuholen und zurückzubringen.

Im Geschäftsteile der Stadt und am [illegible] wirkte diese Unglücksbotschaft wie ein [illegible] blieb aber weiteren Kreisen und den [illegible] zeitungen noch unbekannt, drang auch [illegible] den Thoren hinaus, nicht zu Kapitän [illegible] der eines kleinen Unwohlseins wegen [illegible] Gewohnheitsgang in die Stadt unterlassen [illegible]

Am nächsten Morgen aber verlauteten [illegible] Nachrichten von dem über den „Poseidon“ [illegible] gebrochenen Verhängnis überall, so herzzerr[illegible] Nachrichten, daß die geschäftige, leicht übertr[illegible] Fama sie kaum noch vergrößern konnte.

Leiding war außer sich vor Erregung. [illegible] fehlte die Zeit, zu Jahn hinauszueilen, [illegible] Amtspflichten ihn banden, aber an das [illegible] des Rheders rannte er und fragte:

„Is dat denn allens wahr, Herr [illegible] (Konsul)?“

„Ja, leider Gottes! Ich fahre selbst [illegible] um den armen Leuten mitzuteilen, was sein [illegible] und was ich, Gott sei's geklagt, nicht än[illegible] kann.

(Schluß folgt.)

Litterarische Notizen.

— Frau Eugenie, Heitere Geschichten von Eduard Pfeifer. Berlin, Concordia Deutsche Verlags-Anstalt, 1902. — Was uns der Verfasser von Frau Eugenie und ihrem Manne erzählt, indem er an des letzteren Stelle sein eigenes Ich treten läßt, sind keine Geschehnisse von großer Schwingungsweite der Ideen und Empfindungen, es sind behagliche Causerien über charakteristische Wechselfälle in dem friedlichen Kriege, der sich ab und zu in einem gemütlichen deutschen Hause abwickelt, beiderseitige Schwächen, artige Plänkeleien, die, in tagebuchartigem Rückblick unter die Lupe burschikosen Humors genommen, sich jeweilig zu reizenden Ehestandsbildern gestalten. Fern von jeder Frivolität und doch pikant genug, um nicht prüde zu erscheinen, strömen diese heiteren Geschichten die wohlthuende Wärme eines deutschen Heims aus, in dem alles schlicht und echt ist. Die Rolle, welche der Ehemann beim ‚Einsommern‘ der Wohnung mit Naphthalin durch Frau Eugenie vor deren Abgang in die Sommerfrische oder als Freund der Freundinnen derselben u. s. f. mit überlegener Jovialität spielt, Vertrauen und Mißtrauen, kaprizióse Launen der kleinen Frau in allen Tonarten sind die buntwechselnden Einzelthemata, die geschickt zu einer Kette liebenswürdiger Lustspiele verbunden sind. In einzelnen Erzählungen weiß der Autor auch [illegible] tiefer Empfindung anzuschlagen, wie in ‚Seine [illegible] das Endlos des Journalisten oder in ‚Johannes [illegible] vogel und seine ungeschriebenen Werke‘, wo das [illegible] des Träumers, der nie zur künstlerischen Äußerung [illegible] Gefühle gelangt, lebendig geschildert wird. Jede [illegible] Geschichten, die in ihrer rasch aufgerollten Handlung [illegible] dem prickelnd eingestreuten, selbst neueste Tagesfragen [illegible] mittelbar und keck anfassenden Witz einen ganz [illegible] Wurf haben, endet mit einer überraschenden, natürlich [illegible] schlagend herauskrystallisierten Pointe; jede giebt [illegible] ein abgerundetes Ganzes. Thatsächlich waren sie [illegible] bereits als Feuilletons in hervorragenden deutschen [illegible] so in der „Bohemia“ und der „Vossischen Zeitung“ [illegible] öffentlicht. — Der Verfasser, der, wie er selbst [illegible] sonst meist „ober dem Strich“ arbeitet, hat in [illegible] der glatten Form der Erzählung und dem Inhalt [illegible] aus eigenartigen „heiteren Geschichten“ den [illegible] nachweis erbracht, daß er auch ganz wohl „unter [illegible] Striche“ das Leben zu erfassen versteht, und [illegible] harmlose Heiterkeit, frei von ultramoderner Farben[illegible] liebt, wird an dem flotten Büchlein seine Freude [illegible]

Neue Bücher.

Nachstehend verzeichnete Bücher sind der Redaktion zur Rezension zugekommen:

Winicky, Ottokar, Cantilenen der Einsamkeit. Ein Gedichtbuch. Minden i. W. J. C. C. Bruns. 1902.

Limburg, Jenny, Sturmgeklärt. Lyrisch-epische Gedichte. Wien. Carl Konegen. 1902.

Willen, Karl, Der dramatische Inhalt von Goethes „Faust.“ Wien. Karl Konegen. 1902.

Benz, Friedrich, Der Mensch. Zwei Bände. [illegible] Verlag. München. 1902.

Benz, Friedrich, Mazurka. Ein romanhaftes [illegible] München. Wilhelm Kromer. 1902.

Erich, Fritz, Des Vaters Segen. Ein Dram[illegible] fünf Aufzügen und fünf Tagen. Bielefeld. A. Helm[illegible]

Peterson, Paul, Eine Künstlerseele. Dram[illegible] 3 Akten. Frankfurt a. M. Gebr. Staudt. 1901.

Redigiert unter Verantwortlichkeit des Herausgebers Karl Emil Franzos in Berlin. — Nachdruck auch im Einzelnen ist untersagt und wird strafgerichtlich verfolgt. — Verlag der Concordia Deutsche Verlags-Anstalt in Berlin. — Druck von Rißling & Krüger, Berlin S.

Gedichte

von

Gertrud Klett.

Wanderweise.

ı bin ein Rauschen im Wald,
bin eine wandernde Welle,
bin ein Wort, das im Dämmer verhallt,
es kreisenden Sternes Helle,
: Hauch, der durch flüsternde Blätter geht,
: Ton, der durch schwingende Lüfte weht,
ı Sonnenlachen aus gold'nem Mund,
ı Himmel ein flatterndes Wölkchen,
ı Regentropfen auf grünem Grund,
ı Duft aus dem blühenden Blumenvölkchen

ɔen, Du rinnender Traum,
:r kann Dich halten, wer kann Dich fliehen?
ı seh' Deines Mantels schillernden Saum

Rastlos die flammenden Kreise ziehen.
So suchst Du, suchst Du ein dunkles Ziel,
Und wo Du atmest, hebt sich ein Spiel
Von hastenden, wirbelnden Funken —
Wellen heute — und morgen versunken!

Ich bin ein Rauschen im Wald,
Ich bin eine wandernde Welle,
Ich bin ein Wort, das im Dämmer verhallt,
Eines kreisenden Sternes Helle,
Ein Funke, versprüht im unendlichen Raum,
Ein Staubkorn im Wind, auf den Wassern ein Schaum,
Wandern ohn' Ziel und ohn' Ende,
Und alles ein rinnender Traum!

Einzug.

ls ich ins Städtel eingezogen,
ie standen so hoch des Himmels Bogen!
ie frohen Frühlingswinde bliesen,
m grüner Schein lief über die Wiesen,
er Fluß, in den die Weiden hangen,
am keck wie ein leichtes Blut gegangen,
er Wald erstrahlte in tausend Kerzchen,
on den alten Linden wehten die Herzchen,
o jung, so grün, so lachend ins Blau —
nd die ganze Welt stand in Duft und Tau!

'a flieg mir der Atem tief aus der Brust!
'errgott! Und hab ich's denn nie gewußt,

Wie selig und hell Deine Sonnen siegen,
Wie lachend und grün Deine Banner fliegen,
Und wie aus unversiegbaren Quellen
Des Lebens heilige Freuden schwellen!

Und ich lief hinaus ins Geblüh und Geklinge,
Als sprängen vom Herzen mir eherne Ringe,
Als fiele alles Grübeln und Trauern
Im Frühlingsrausch gleich verwitterten Mauern.
Und vor mir lag ein Lebensjubel,
Vielfarbener, schimmernder Blütentrubel —
Wipfel und Gipfel — und weiter — und weiter —
Eine ganze selige Himmelsleiter!

Tanzlied.

Schäferin, Schäferin,
Hüte Deine freie Weide!
Am Himmel steht eine Wetterwand,
Eine schwarze, böse Wetterwand,
Die thut Dir was zuleide!
Tralala, tralala,
Ich bin die junge Schäferin,
Ich tanz' auf grüner Au'.
Tralala, tralala,
Ich bin die junge Schäferin,
Der Himmel ist so blau!

Schäferin, Schäferin,
Hüte Deine frommen Schäfchen!
Im Wald erwacht der grimme Wolf,
Der graue Wolf, der böse Wolf
Aus seinem Mittagsschläfchen!
Tralala, tralala,
Ich bin die junge Schäferin,
Ich tanz' auf grüner Au'.
Tralala, tralala,
Ich bin die junge Schäferin,
Waldnebel weben grau!

Schäferin, Schäferin,
Hüte Deine weißen Lämmchen!
Es lauert schon der arge Fuchs,
Der rote Fuchs, der böse Fuchs,
Hinter den Birkenstämmchen!
Tralala, tralala,
Ich bin die junge Schäferin –
Ich tanz' auf grüner Au'!
Tralala, tralala,
Ich bin die junge Schäferin
Die Birken steh'n im Tau!

Schäferin, Schäferin,
Hüte Deine roten Rosen!
Vom Berge kommt der wilde Sturm,
Der rasche Sturm, der böse Sturm
Mit zornigem Liebkosen!
Tralala, tralala,
Ich bin die junge Schäferin --
Ich tanz' auf grüner Au'!
Tralala, tralala,
Ich bin die junge Schäferin,
Die Lüfte geh'n so lau!

Schäferin, Schäferin,
Hüte Du Dein grünes Kränzel!
Im Hage späht der Jägerbursch',
Der grüne Bursch', der böse Bursch'
Mit keckem Hahnenschwänzel!
Tralala, tralala,
Ich bin die junge Schäferin,
Ich tanz' auf grüner Au'!
Tralala, tralala,
Ich bin die junge Schäferin,
Die Himmel sind so blau!

Abschied.

Spätsommerzeit. Vergangen Glanz und Glut.
Das süße Liebesspiel der Vögel ruht.
Stumm zieht der Fluß, der einst so freudig glitt.
Und auf den Wiesen liegt der letzte Schnitt.

Der Himmel wird so seltsam tief und klar,
Herbstfäden weh'n wie blasses Frauenhaar,
Schon schweben falbe Blätter durch die Luft
Und Thal und Hänge steh'n im Silberduft.

Der Erde Atem hebt sich herb und feucht,
Verlöscht des Glühwurms schwärmendes Geleucht.
Die Sommerfarben deckt ein stilles Grau
Und durch die Dämm'rung tanzt die Nebelfrau.

Du Kind — nun gieb noch einmal Deine Hand
Zur letzten Bergfahrt. Sieh, der Sommer schwand
Hörst Du's von fern, gleich hellem Schlachtgesang
Das ist des großen Stromes ewiger Gang!

Ade, Du Kind! Mich führt der Sturm davon!
Dich ruft vom Thal ein weicher Glockenton.
Im letzten Abendstrahl erglüh'n die Höhn,
Du alte Welt, wie bist Du jung und schön!

Sommerfäden.

Die Fenster gleißen im Sommerglanz,
Der Wald schlingt seinen schweigenden Kranz
Um die schlafenden Dächer,
Und kühl und hell, wie goldener Wein
Fließt der duftende Mondnachtschein
Aus edelsteinernem Becher.
Wie stehen die Felder so weit und so still!
Manchmal noch mahnt ein Käuzchen schrill
Und Grillen geigen im Grase,
Und ein flimmernder, zitternder Reifeduft,
Und ein blasses Märchen weht durch die Luft,
Eine spielende Seifenblase.

Mein Herzschlag geht so traumhaft leicht,
Wie der Wind, der über die Hügel streicht
Mit froh verliebtem Fächeln,
Der weiche Wind, der in süßem Gelüst
Mir die Stirn und die dürstenden Lippen küßt
Ach, wie die Sterne lächeln!
Und drunten, drunten im engen Thal
Erloschen die Lichtlein allzumal
Und geschlossen die grünen Läden!
Nur noch die alte Turmuhr wacht,
Und von mir zu Dir spinnt die Mondennacht
Ihre silbernen Sommerfäden.

Eheglück.

Novelle von F. Ottmer.

Langsam, mit aufmerksamem Blick ging Frau na durch die Räume der Fabrik. Samstag chmittag — kaum die Hälfte der Webestühle ren in Thätigkeit — denn da wird gewischt und utzt und sauber gemacht und der Abfall zu- mmengefegt. Was davon noch verwendbar ist, d in große Körbe geworfen. Und verwend- ist eigentlich noch alles; selbst aus den kleinen kleinsten Fadenstückchen werden noch Cordeln reht, zum Binden der fertigen Packete, wenn Waare endlich tadellos in die Welt hinaus- chickt wird. Aber was ist das für ein weiter g bis dorthin! Wer denkt daran, wenn er — r vielmehr sie, denn in Christoph Seeligs brik in Glattau werden Damenstoffe gemacht — o, wann denkt sie je daran, durch wie viele nde das Stück Stoff gegangen ist, an dem mäkelt, bis sie sich zum Kauf entschließt. s er gesponnen und gewoben ist und dann erst s leidige Färben, das so oft mißlingt. Frau na zieht die Brauen zusammen, denn *sie* denkt ran, während sie an einem Stuhl stillsteht, über n seidenweiches Wollenzeug geht. Aber im chsten Jahr sind sie so weit, im Sommer schon rd die eigene Färberei angebaut, da soll es nn anders werden, dann hört die ewige Quä- rei auf, das ewige Warten und hingezogen erden: Die Firma Seelig ist pünktlich.

Frau Anna beugt sich über einen anderen tuhl.

„Webemeister!" Sie winkt einen vorüber- henden Mann heran. „Das Stück wird wieder icht. Woran liegt das? Am Stuhl oder be- ent die Klikowa nicht richtig? Das muß unter- cht werden!"

Die kleine, verkrüppelte Weberin schüttelt fig den Kopf; eine Widerrede wagt sie nicht.

Langsam geht Frau Anna weiter.

Der Webemeister sieht ihr nach. Die Frau eht nicht wie sonst! Er kennt sie doch seit acht- ehn Jahren, seit sie der Herr Christoph als eine junge Frau hierher gebracht hat zu seinen Eltern. Wenn er dachte, wie es damals hier aussah: das kleine Gebäude, in dem kaum fünfzig Menschen beschäftigt waren und immer nur grobe, schwarze Stoffe wurden gemacht. Und heute dreihundert und ganz umlernen hatte man eigentlich müssen für all die neuen Einrichtungen. Nun sandte ja „Matthias Seeligs Wollenweberei in Glattau" ihre Stoffe in allen Farben und allen Qualitäten nach jeder Weltrichtung — weit, bis übers Meer. Ja, ja, die junge Herrschaft, der Herr Christoph und die jetzige Gnädige — die hatten was zuwege gebracht — denen gedieh's unter den Händen. Vielleicht war's mehr noch die Gnädige, als der Herr Christoph.

Die Klikowa spricht atemlos in den Webemeister hinein, daß nicht sie schuld ist, sondern der Stuhl, sie thut ihre Pflicht, sie ist pünktlich — sie schreit, um die Maschinen zu übertönen. Er sieht noch der Frau nach: sie ist wirklich nicht wie immer, die sonst so aufrechte, große Gestalt ist in den Schultern leicht vorgeneigt und auch in den Augen, die Einen sonst mit ihrem klaren, scharfen Blick durch und durch zu sehen scheinen, ist etwas — wie mit Spinnweb sind sie verhangen.

Das elektrische Licht erhellt den weiten Raum, die Maschinen arbeiten mit betäubendem Lärm, Frau Annas Augen sind überall, ihr entgeht nichts. Ruhig und bestimmt rügt sie, urteilt, ordnet an. Zuweilen nickt sie auch einem alten Arbeiter zu, stellt eine Frage, giebt einen Rat.

Die Glocke tönt zum frühen Samstagfeierabend, die Leute gehen hinüber nach dem Comptoir, ihren Lohn zu fassen.

An Frau Anna tritt ein Arbeiter heran:

„Frau Seelig, der Abzug war ungerecht vorige Woche. Ich will diesmal kriegen, was ich verdient habe."

„Das bekommen Sie," sagt sie fest, „der Abzug war gerecht."

„Böhmische Wirtschaft!" murmelt er. „Bei uns drüben ist es anders!"

Sie sieht ihn groß an. „Sie können sich

ja ihr Buch geben lassen. In einer Stunde sind Sie über der Grenze."

Er will noch etwas sagen. Sie wendet sich ab.

„Gnä' Frau!"

Ein tief bekümmertes Männchen sieht zu ihr auf.

„Was giebt's, Hübler?"

„Mei Weib geht's schlecht — Fieber hat's seit gestern."

„War der Doktor nicht da?"

„Ja eh scho, aber" — er reibt verlegen die Hände aneinander — „was der alles will! Das kunnt mir net: Suppen und an Wein —"

„Ich werde mit dem Doktor sprechen," sagt sie, „und dann für das Nötige sorgen. Soweit ich denke, daß Ihr es nicht selbst leisten könnt," fügt sie mit Nachdruck hinzu.

Dann geht sie hinüber in's Comptoir, wo der Lohn, in kleine, blecherne Behälter abgezählt, ausgezahlt wird.

Christoph Seelig steht selbst mit hinter dem Tisch und hilft.

Als er seiner Frau ansichtig wird, ruft er einen im Hintergrund an einem Stehpult schreibenden Menschen heran: „Braun, bitte, übernehmen Sie für mich." Dann winkt er ihr: „Es ist noch viel zu erledigen, Anna!" Und sie gehen zusammen in sein Privatcomptoir.

„Die Pläne für die Färberei sind gekommen und die neuen Pariser Muster: Beides muß noch heute geprüft werden, damit die Pläne zurückgehen können, eventuell mit Andeutungen über gewünschte Änderungen und die Muster durchgearbeitet sind, bevor am Montag unsere Vertreter kommen, sie sollen nur unsere Auswahl beurteilen, es geht sonst zu viel Zeit drauf."

„Die Muster zuerst," meint sie. „Die Pläne können wir mit hinübernehmen und nach dem Nachtmahl anschauen. Übrigens morgen ist ja Sonntag."

„Nein, Du, Annerl," sagt er mit einem pfiffigen Lächeln, „für morgen habe ich einen Extra-Plan. Da wollen wir wieder einmal tüchtig wandern. Es ist ja schon April! Weißt, wir wollen früh fort, auf dem Oybin gabelfrühstücken und dann herumstreifen — abends zu Hause dann tüchtig essen."

Sie lehnte den Kopf gegen den steifen Stuhl, auf dem sie saß und schloß die Augen.

„Anna, bist Du müde?" Es klang so erstaunt aus Christophs Munde, wie man eben nur nach ganz Ungewöhnlichem fragt.

„Nein, nein," sagte sie und richtete sich er
„Ich bin einverstanden. Wir wollen morge
Deinen geliebten Felsen herumkraxeln.
hübschesten bleibt aber eigentlich immer der
am „Böhmischen Thor" vorbei zum „Steine
Theater." Aber nun wollen wir an die M

Wie allabendlich saßen sie dann in Chri
Zimmer. Heute über den Plänen der Fär

In der Fabrik, die dem Wohnhaus ge
über lag, von ihm nur durch den Hof getre
war es dunkel. Die Maschinen ruhten bis
Montag Morgen, wo die emsige Arbeit
dem Schrillen einer kleinen Glocke wieder a
Freilich, Christoph und Anna hörten es auch
mehr, wenn die Maschinen gingen. Ihr das
räusch so gewohntes Ohr horchte eher auf, w
sie standen. Lautlos fast war es an d
Abend, als ob der Mond, der vom durch
Frühlingshimmel herniederschien, als guter N
wächter für Frieden sorgte. Er goß sein
durch die oberen Fensterscheiben und ließ die
malten Figuren der unteren farbig aufleu
Annas Vater hatte die seinem Schwieger
einst aus Wien geschickt, nachdem er die To
auf Robinsons Insel, wie er es nannte, bei
hatte. Zwei Tage war er dagewesen, län
hatte er es nicht ausgehalten. Der Schwie
sohn den ganzen Tag in der Fabrik und
im ganzen Städtchen kein gebildeter Mensch
Anna — die war zu merkwürdig! War das
sein Kind — sein fesches Wiener Mädel?
merkte es wohl, deren ganzes Sinnen und Tracht
hing auch an der Fabrik, an Wollstoffen und H
wollstoffen, an Lohnfragen und Arbeiter
nungen. Mit einem etwas spöttischen B
kamen dann die beiden Glastafeln als Verkör
rung der Interessen des Ehepaars. Eine kl
Webestube, der Weber im mittelalterlichen Kos
an seinem Handstuhle arbeitend, nach einem al
Kupfer aus der Liechtenstein-Gallerie. Das zwe
Bild ein Saal aus Matthias Seeligs Fabrik
Glattau, von dem Annas Vater sich vom
Fabrikzeichner hatte heimlich eine Skizze mach
lassen. Christoph hatte gar nichts von
ironischen Absicht seines Schwiegervaters geme
und freute sich immer wieder an den Bild
Auch heute trat er an die hell im Mondl
aufleuchtenden Tafeln heran.

Ein Wagen rasselte über das holprige Pfla
der Hund hinter dem geschlossenen Hofthor sch
an — dann wieder Stille.

Christoph ließ sich in einen tiefen Lehn

n. „Hm, müde bin ich. Weißt Du, in)enberg heute, bei all den Millionesern hab' wieder gesehen, so gemütlich wie bei uns doch nirgends. Du verstehst eben alles besten, Du Beste, Du Liebste, Du Klügste! mußt überhaupt nicht glauben," fügte er hinzu, „daß ich es nicht weiß, was ich alles verdanke, wenn ich auch nicht oft ber red': achtzehn Jahre Behagen und zum en Teil das Blühen der Fabrik."

Anna, die über den Plan gebeugt saß, nickte n Mann freundlich zu.

„Der Plan ist jetzt gut," sagte sie nach einer :e. „Nur die Situation scheint mir nicht ig. Es muß näher an das Wasser heran=ckt werden."

Christoph lehnte sich über ihre Schulter: es ginge doch nur, wenn wir ein Stück vom ten opferten."

„Unser Garten! Wir haben ja doch nicht :, um uns um ihn zu kümmern, kaum je in zu sein. Um ab und zu einmal an schwülen nmerabenden unten zu essen, dazu bleibt er lange groß genug. Weißt Du, ich meine, trennen das Stück bis zum alten Nußbaum ab."

„Du sollst recht haben — einverstanden!"

„Also schreibst Du dem Baumeister, daß er angen kann oder soll ich es thun?"

„Nein — ich thu's schon."

Er setzte sich an seinen Schreibtisch.

„Christoph", hob Anna das Gespräch nach er Weile wieder an. „Wir haben wieder i neue Bucklige in der Fabrik: die Klikowa Saal I und die Wolf in der Spulerei. Es doch nicht zu ergründen: Woher kommen die len Krüppel in der gesunden Gegend und bei n guten Wasser?"

Christoph zuckte die Achseln.

„Du kennst ja meine Ansicht: Die Weiber d nachlässig, sie lassen das Kind wo herunter=len."

Sie schüttelte den Kopf. „Glaub' ich nicht. utzendweise können die Kinder doch nicht von :ich oder Bank fallen. Ob ihnen nicht doch : Arbeit schadet?"

„Unsinn! Wenn es noch Handweberei wäre! ber die leichte Bedienung der Maschine."

„Vielleicht ist es das Stehen am Webstuhl. lan dürfte sie nicht beschäftigen, wenn sie in r Hoffnung sind."

„Sie brauchen doch das Geld."

„Vielleicht einen Fonds gründen," fuhr sie lebhaft fort. „Oder besser noch ein Haus bauen, wo sie vorher sein können und nachher, bis sie erholt sind."

Er stand auf und strich ihr sanft über das Haar.

„Kind, Kind! Wir stecken noch tief im Bau unserer Arbeiterwohnungen und nun die Färberei. Nein, das schlag' Dir aus dem Kopf. Abgesehen davon, daß Dein kühner Plan wohl kaum durchführbar wäre. Bedenke doch, sie hat vielleicht schon ein halbes Dutzend Kinder zu Haus, da kann sie sich doch nicht für längere Zeit auf eine Villegiatur zurückziehen. Überhaupt, den Weibern schadet die Arbeit nicht!"

Anna sah sinnend vor sich hin. „Ich sehe ein, daß wir vorläufig nichts Neues beginnen können."

Weltabgeschieden liegen die Grenzwälder in diesem Winkel zwischen Böhmen und Sachsen. Unbekümmert um schwarzgelbe und weißgrüne Pfähle schlängeln sich die Wege von einem Staat in den anderen, so das Christoph und Anna ungezählte Male während ihrer Wanderung vaterländischen und fremden Boden betraten. Vollkommen einsam war es um sie: kein Mensch, kein menschlicher Laut — doppelte Einsamkeit, da es ja Sonntag war. An Werktagen begegnete man wohl einmal Holzfällern oder dem Förster und seinem Gehülfen. Aber zu Ausflügen am Wochentage hatte das Ehepaar keine Zeit, sie kannten diese Wälder nicht anders, als in der Sonntagsstille, da allerdings zu jeder Jahreszeit. Christoph liebte sie von frühester Kindheit an, wo er schon mit seinem Vater hinausgegangen war so weit ihn seine kleine Füße tragen wollten, zuweilen freilich hatte der Vater ihn dann „Buckelkraxen" heimtragen müssen. Und es war seine beste Erholung geblieben, nach der Woche Last und Mühen sich am Sonntag stundenlang auszulaufen in der frischen, kräftigen Luft der schönen Lausitzer Berge. Und seine Frau hielt Schritt mit ihm, worin hielt sie es nicht?! Er hatte ja nicht geahnt, aus was für einem edelharten Holz sie geschnitzt war, damals als er sich in rascher Verliebtheit mit ihr verlobte, und seine Eltern hatten sehr darüber den Kopf geschüttelt, daß er sich eine elegante, verwöhnte Wienerin auf die kleine Fabrik in dem böhmischen Nest holte. Aber was war sie bald für eine Mitarbeiterin geworden, war ihrem Mann sogar zuweilen voran an Thatkraft und Ausdauer. Und auch da, auf ihren Wanderungen hielt sie

sonst Schritt mit ihm. Nur heute, was war mit ihr? Schon als er die Felsenplatte erklommen hatte, um wieder einmal den Anblick des „Steinernen Theaters", dieser aufragenden, im Rundkreis stehenden natürlichen Säulen, zwischen denen eben das erste schüchterne Grün wucherte, zu genießen und den Blick durch die frühlingsklare Luft in die endlose Weite schweifen zu lassen, schon da hatte sie unten auf der Straße auf ihn gewartet und nun blieb sie wieder hinter ihm zurück. Er drehte sich öfter nach ihr um, doch immer ging sie gleichmäßig in einiger Entfernung hinter ihm her. Er setzte ruhig den Weg fort, ohne eine Frage an sie zu richten, weil er sie nicht quälen wollte. Ob sie müde war? Das kannte er doch garnicht an ihr.

Die von Geröll bedeckte, jetzt im Frühjahr doppelt schlechte Straße wand sich nun ziemlich steil abwärts. Zu ihren beiden Seiten stieg der Erdwall empor.

Plötzlich erreichte ein Ruf Christophs Ohr. „Christoph!"

Er wandte sich um. In zwei Sätzen war er an der Seite seiner Frau. Sie lehnte, bis in die Lippen erblaßt, an einem Baum, der halb in den Erdwall geklammert, von der Straße aus emporwuchs.

„Anna, was ist Dir? Hast Du Dir den Fuß vertreten? Was ist Dir?!"

Sie antwortete nicht. Es war ein jammervolles Elend in ihren braunen Augen. Dann ließ sie langsam den Blick an ihrer Gestalt niedergleiten.

Der seine folgte.

Blitzartig durchfuhr es ihn.

„Anna!" schrie er auf. „Anna!"

„Hast Du es denn nicht bemerkt?" fragte sie mit zitternden Lippen.

Wie ein Rausch überkam ihn das Glück. „Das, Anna, das! Und Du hast es mir nicht gesagt? Das soll noch kommen?" Thränen stürzten ihm über die Wangen. „So glücklich sollen wir noch sein und ein Kind haben?"

Er nahm sie an seine Brust und bedeckte ihren Mund, ihre Augen, ihre Stirne mit Küssen, wie er sie nicht geküßt hatte seit ihrer ersten heißen Flitterwochenzeit. Sie erwiderte seine Küsse nicht, kalt und regungslos lag sie in seinen Armen, kein Lächeln kam in ihr Gesicht, kein Schimmer in ihre Augen.

Er wußte sich nicht zu lassen. Zwischen den Küssen sprudelte er die Worte nur so hervor: „Jetzt noch, jetzt, nach achtzehn Jahren! jetzt kann ich Dir's gestehen, es gab in Herzen immer noch einen Winkel, in dem Hoffnung saß, daß unser Leben, daß Arbeit nicht vergeblich sein werden. Aber es nun wirklich kommt, daß nun unser es alles ernten soll! O Anna, ich kann es gar nicht fassen — ich bin zu glücklich!"

Ihre Stille fiel ihm doch endlich auf.

„Und Du?" fragte er zärtlich, ganz an ihrem Gesicht. „Freust Du Dich denn

Sie richtete sich empor. „Nein!" Und er sagte sie, nur in einem anderen, in harten, bitteren Ton: „Jetzt noch, jetzt, achtzehn Jahren. Wenn es gekommen wie ich jung war. Aber jetzt! Jetzt, wo ich Vierzig bin, jetzt soll ich — Und unsere die ist auch so nicht umsonst gewesen."

Er sah sie ungläubig, verständnislos an. freust Dich nicht — Und nach uns?"

„Unser Plan war ja fertig. Wie sollte zu Gute kommen, was wir geschafft!"

Er schüttelte den Kopf. Er widersprach nicht. Es schwebte ihm unbestimmt vor. man sie wohl nicht aufregen oder ärgern Behutsam legte er ihren Arm in den sein Doch sie entzog ihn ihm. „Mir ist wieder gut. Ich kann allein gehen."

Hocherhobenen Hauptes ging sie nun ihrem Mann her, die Lippen fest aufeinander preßt, die Augen gerade vor sich hin Christoph folgte ihr stumm. Zum ersten seit sie sein war, verstand er die Frau nicht. ersten Male mußte er ihr Handeln und Reden mißbilligen. Wie war sie nicht, sie Gewißheit gehabt hatte, zu ihm geeilt hatte den Goldschatz ihrer Botschaft vor ausgebreitet. Und wie war es möglich, daß sich nicht freute? Sie, die alles, alles für gethan hatte, mußte sie nicht glücklich sein, auch noch das Einzige geben zu was sie ihm schuldig geblieben war und sie gewußt hatte, wie bitter er es entbehrte? von ihm abgesehen, mußte sie als Weib mit noch weit stärkerer Glücksempfindung als das Kommen des Kindes begrüßen? Das freilich kaum möglich, denn ihm war es Beste, was das Leben ihm geben konnte. Krone all seiner Arbeit, all seines Strebens Er hatte es ja auch an seinen Eltern wie sie nur für ihn gespart und hatten, sich gerackert und gemüht für

.igen, wie ihr Thun und ihre Gedanken darin
·lten: „Wie wird es der Christoph einmal
n?" Und war es nicht, als sie, nachdem er
Jahre verheiratet gewesen war, fast gleich-
z starben, ihr Schmerz bis zuletzt gewesen:
.ß der Christoph keinen Erben hat!" Und
, da das Kind kam — endlich, nach so langen
ren! — stieß die Frau, die es ihm schenken
e, die Freude daran hart und störrisch von
Er verstand sie nicht — er verstand sein
b nicht mehr! — —
Christoph, der den ganzen Tag in Geschäften
ien in Reichenberg gewesen war, stand in
Dämmerung des Sommerabends unter dem
nen Hofthor und spähte die Straße hinab.
.t konnte er nicht sehen, denn winklig und
nsinnig bog sie rechts ab. Große Tropfen
n als die letzten Nachzügler eines schweren
witters in sein unbedecktes Haar. Ungeduldige
zst blickte aus seinen grauen Augen und wohl
ı zehnten Male fragte er den im Hofe be-
ftigten Hauswart:
„Also, wann ist die Frau fort?"
„Gleich nach vier, Herr Seelig," sagte der.
„Und allein?"
Aber da bog sie eben um die Ecke. Sie
g einen kleinen Korb am Arm. Den triefenden
irm hielt sie geschlossen in der Hand, die
ider hingen ihr durchnäßt am Leibe.
„Aber Anna, um Gotteswillen!"
„Guten Abend, Christoph. Was denn? Bist
ı schon lange zurück?"
Er legte den Arm um sie und drängte sie
h dem Wohnhaus.
„Wie konntest Du in diesem Wetter fort?
ɔ warst Du denn?" Er fragte es, indes sie
werfällig die Treppe vor ihm her emporstieg.
„Wo ich war? Wie immer am Mittwoch bei
ı Kranken. Und vom Wetter habe ich mich
h noch nie abhalten lassen."
„Früher! Aber jetzt! Ob es dem Kinde
adet, Du denkst nicht daran!" sagte er bitter.
„Ich soll mich wohl in Watte einwickeln,
: vielen Monate — was?" fragte sie unge-
ıldig, während sie vor dem Spiegel ihr triefendes
ıar auswand. „Müßig sitzen — warten —?
'as thun denn unsere Arbeiterinnen — die
·hen am Webstuhl bis zur letzten Stunde.
nd Du bist ja Derjenige, der immer sagt:
Das schadet den Weibern nicht.""
Er zuckte die Achseln. „Das ist etwas Anderes.
ie haben mehr Kinder als gut ist. Hier handelt
es sich um das Kind, auf das ich achtzehn Jahre
gewartet habe."

Sie hatte sich gesetzt und bückte sich eben, um sich die nassen Schuhe von den Füßen zu zerren.

„Laß doch!" sagte er herrisch. „Du sollst dich nicht bücken." Er kniete vor sie hin und zog ihr Schuhe und Strümpfe aus. „Dieser bodenlose Leichtsinn!" murmelte er.

Dann brach er los: „Du hast gar kein Recht dazu, Dich so zu benehmen, Du verletzest deine Pflicht gegen das Kind und gegen mich."

Sie maß ihn mit einem stolzen Blick: „Ich denke, ich habe meine Pflichten gegen Dich mehr als erfüllt."

„Früher gewiß — aber jetzt nicht."

„Ich weiß auch jetzt, was ich zu thun habe."

Er hielt an sich und antwortete nicht mehr. Aber es stieg eine Bitterkeit in ihm auf gegen die Frau, die bisher Leid und Freud mit ihm geteilt hatte als der treueste Kamerad und nun, wo es sich um das Höchste handelte, an diesem Höchsten sich täglich und stündlich versündigte.

Sie ging barfuß durchs Zimmer und holte ein Paar frische Strümpfe herbei. Er hatte die leichten Morgenschuhe, die unter dem Bette standen, schon ergriffen. Doch sie schüttelte den Kopf: „Ich muß noch in die Fabrik hinüber. Weißt Du denn, ob Calcutta abgegangen ist?"

„Du sollst nicht in die Fabrik, Anna. Der Doktor hat es verboten und ich dulde es nicht!"

„Wenn die Kiste nicht abgegangen ist," erwiderte sie, „so kann es uns geschehen wie im vorigen Jahr. Wir kriegen die Waare wegen zu später Lieferung zurück und können die Transportkosten auch noch bezahlen."

„Ich werde fragen," sagte er, „Du bleibst hier."

Da fügte sie sich achselzuckend.

Als er zurück kam, saß sie in seinem Zimmer über eine Näharbeit gebeugt.

„Calcutta ist erledigt," meldete er. Dann nahm er ihr das winzige Jäckchen, an dem sie stichelte, aus den Händen und zog es über seine Faust, auf der er es auf und nieder tanzen ließ. „Du wirst sehen, Annerl, 's wird ein fescher Bub," sagte er fröhlich, „schade, daß es keinen männlichen Namen zu Anna giebt. Anastasius kann man ihn doch nicht nennen!"

„Du kannst ihn ja Anachronismus nennen!"

„Laß das doch endlich," erwiderte er verdrießlich, „mieux vaut tard, — anstatt daß Du dankbar bist!"

Plötzlich schien ihm etwas einzufallen und er lief hinaus. Mit einem großen Pappkasten kam er wieder. „Ich hab' Dir auch was mitgebracht aus Reichenberg — hab' es letzhin dort bestellt.“ Und er zog eines nach dem anderen, elegante, mit Spitzen verzierte Säuglingswäschestücke aus dem Kasten und breitete sie vor seiner Frau aus.

Sie zog die Brauen zusammen: „Aber, Christoph, das ist ja Unsinn — für Glattau — diese Sachen! Ich mach' schon mit meinem Stubenmädchen, was nötig ist.“

„Glattau, Glattau! Es handelt sich nicht um Glattau, sondern um mein Kind!“

Sie warf die Sachen achtlos in den Kasten zurück, dann sagte sie: „Hör' einmal: ich war heute Vormittag auf dem Bau —“

„Anna!“

Sie beachtete seinen zornigen Zwischenruf nicht. — „Es macht große Schwierigkeiten, daß die Färberei der Neisse so ferne gerückt wird. Hättest Du es doch nur dabei gelassen, das Stück bis zum Nußbaum herzugeben. Der Bauführer sagt's auch.“

„Aber geh'! Ich werde doch meinem Buben nicht ein Stück vom Garten wegnehmen.“

„Er wäre immer noch groß genug geblieben.“

„Nein, er muß Platz haben zum Spielen und zum Tollen. Jetzt hab' ich meinen Plan ganz fertig für den Garten, nächstens wird begonnen. . . . Schau —“ er nahm einen Bleistift zur Hand und fing auf einem Blatt Papier zu zeichnen an, „in die Mitte kommt ein großer Rasenfleck, geschoren, englisch, da kann er herumlaufen und Sonnenbäder nehmen. Unter den Nußbaum kommt eine kleine Bank mit einem Tischchen und Stühlen, rechts und links davon zwei große schöne Beete. Hohe Rosen werden an die Mauer längs des Flusses gepflanzt. Aber die Mauer muß neu kommen — aus Cement, es könnte sonst wieder einmal ein Teil einstürzen wie im vorigen Frühjahr.“

„Aber Christoph, wir haben uns doch damals erkundigt. Das kostet an zweitausend Gulden — das wäre Verschwendung.“

„Macht nix — jetzt muß das sein. Der Bub könnte sonst einmal zu Schaden kommen. Und ich bring' ihm das Geld tausendfach wieder ein. Jetzt erst werde ich arbeiten, das sollst Du sehen! . . . Siehst Du und der kleine Teich, der wird auch cementiert und der Zu- und Abfluß aus der Neisse reguliert. Er kann nicht in dem Schlamm baden wie ich es thue. Und rechts, hier“ — er strichelte auf dem Papier [illegible] „da kommt der Tennisplatz.“

Anna lachte spöttisch auf: „Du bist [illegible] närrisch, Christoph! Soll er mit seiner [illegible] spielen?“

Ihr Mann sah sie an. „Es soll Alle… sein, wenn er kommt. Wachsen wird er [illegible] Weißt Du, an der Mauer könnte man aber… leicht lieber Spalier-Pfirsiche und -Marillen [illegible] überhaupt Obst pflanzen — da hätte [illegible] mehr Vergnügen davon als von Blumen.“

Als der Sommer vorschritt, ein glühend… Sommer, und Annas Stunde immer näher [illegible] mußte sie sich in ihres Mannes Wünsche [illegible] Es war nicht Alles, wie es hätte sein [illegible] sie war ja auch nicht mehr jung — und Ch… hatte neben dem Reichenberger Doktor [illegible] zweimal einen Professor aus Prag kommen [illegible] Der gebot äußerste Schonung.

Die Frau litt namenlos unter der [illegible] gezwungenen Unthätigkeit, tausendfach meh… unter ihrem körperlichen Unbehagen. [illegible] sitzen, die Hände im Schoß halten, das wa… Ärgste für sie. Stundenlang spähte sie aus [illegible] der Fenster, die über den Hof nach der [illegible] sahen. Gerade jetzt in der Zeit, wo die [illegible] für den nächsten Frühling vorbereitet wurde, [illegible] sie so nötig war mit Rat und That' [illegible] Christoph in seiner Überängstlichkeit duld… nicht einmal, daß sie in sein Comptoir hinüb… Muster zu besehen und auszusuchen. Er [illegible] die Luft drüben zu schlecht, den Lärm zu [illegible] Aber an all das war sie doch gewöhnt sei… zehn Jahren. Freilich, wenn sie überhau… die Fabrik gekommen wäre, hätte sie sich [illegible] damit begnügt, kurze Zeit im Comptoir zu [illegible] sondern hätte sicherlich angespannt gearbeit… Schreibtisch und in den Sälen, wie sie es gew… war. Da setzte er es denn bei den Ärzten [illegible] daß sie garnicht kommen durfte. Sie aber [illegible] die Besorgnis, daß etwas versäumt werden [illegible] Es war nicht der Wunsch, möglichst viel [illegible] erraffen, der sie quälte, sondern der Ehrge… das Werk, an dem sie so lange Jahre [illegible] mitgearbeitet hatte, Ordnungssinn und [illegible] für die Vorgänge in der Fabrik bis zum Kle… herab. So hatte sie immer wieder das [illegible] mißachtet. Es war zu heftigen Scenen zwi… den Gatten gekommen, zum ersten Male sei… Verheiratung, so daß Anna schließlich, ohne [illegible] zeugt zu sein, nachgegeben hatte, um das [illegible] nicht zum Zeugen des Streites zu machen.

Wenn Christoph nach Hause kam, dann be-
nte sie ihn mit Fragen. Alles mußte er ihr
hten, alles. Er that es nur gezwungen.
hätte sie gerne auch seelisch mit anderen
gen beschäftigt gewußt. Ihr Schlafzimmer
e er ihr vollgehängt mit den schönsten Engels-
en, die er auftreiben konnte, und täglich kam
Zittau ein Korb voll Rosen, mit denen alle
ben geschmückt wurden. Und ihr wieder,
n sie auch danach brannte, alles, was in der
rik vorging, zu erfahren, war's gar nicht recht,
ihr Mann jetzt so viel zu Hause war. Jede
nde fast kam er herüber, um nach ihr zu
n, sich davon zu überzeugen, wie es ihr ginge.
nn trieb sie ihn zurück und saß wieder allein
Fenster und sah auf den Hof, sah die Arbeiter
mmen und gehen, Kisten aufladen und weg-
ren, den Briefboten eintreten, Caro, den alten
nd, in der Sonne liegen. Sie hörte die Ma-
nen gehen, das Glöcklein bimmeln und das
ße, eiserne Thor auf- und zuknarren. Sie
rtete in Ungeduld und Mißmut. Er begriff sie
ht. Wie konnte sie noch an anderes denken, als
das Kind! Er selbst that seine Arbeit pünktlich,
r ohne mit voller Seele dabei zu sein wie sonst —
war ganz erfüllt von der Erwartung. Unaus-
etzt schmiedete er Pläne für die Zukunft seines
hnes: für seine Erziehung und für seine
euden. Für seinen Sohn wollte er doppelte
aft einsetzen, der sollte einmal mitgenannt werden
ter den größten Industriellen der Provinz, den
itenberger und Klinger. Sein Sohn, sein
hn! das war sein Gedanke von früh bis spät.
Vielleicht, wenn er nicht gerade in diesen
onaten sich immer mehr und mehr in seinem
npfinden von seiner Frau, die ihm bisher Alles
wesen war, entfernt hätte, wäre der Wunsch
ch dem Kinde nicht so übermächtig in ihm
worden. Die Sorge um Anna hätte ihm
s Gegengewicht gehalten. Aber Anna und
waren sich in dieser Zeit, die sie doch
tte nur noch enger verknüpfen müssen, fast
emd geworden: sie verstanden sich nicht mehr,
erbitterten sich täglich mehr einer gegen den
nderen. Sie gegen ihn, weil er ihr, wie sie
einte, heute schon das Kind vorzog, er gegen
, weil sie dieses Kind mit Gleichgültigkeit, wenn
icht mit Widerwillen erwartete. Er mußte ja
iglich und stündlich gegen den Leichtsinn an-
impfen, mit dem sie das Kind gefährdete. In
esem Kampf stieg ihm der Wert dieses noch
ngeborenen Sohnes und Erben ins Unbegrenzte.

Fleisch von seinem Fleisch und Blut von seinem Blut, gab es Höheres? Das war die Zukunft, das war ihm nun das Glück — das Kind, das er gegen die eigene Mutter schützen mußte.

Es war ein unerträglich langer Sommer für sie Beide.

Endlich in einer stürmischen Herbstnacht kam Annas Stunde. Die Anzeichen waren nicht gut. Christoph hatte in seiner Herzensangst schon im Laufe des Tages nach Prag telegraphiert und der Professor hatte seine Ankunft für elf Uhr nachts gemeldet. Am Hofthor stand der alte Hausmeister und wartete. Er konnte sich kaum auf den Füßen halten, so wütend fuhr der Wind gegen ihn an. Die Laternen klirrten, unruhig flackerten die Flammen in ihnen hin und her.

Wild tobte der Sturm um das Haus und pochte an die Scheiben des Zimmers, in dem Anna ihrem Kinde das Leben geben sollte. Wie eine gewaltige Faust schlug es immer wieder gegen die Fenster, als ob Einer Einlaß begehrte, der mächtiger war als die Ärzte, die sich seit Stunden um das Lager der Schmerzgepeinigten mühten.

Jetzt fuhr ein Wagen in den Hof. Christoph, der blaß und verstört mit am Bette seiner Frau gestanden hatte, stürzte hinaus und kam gleich darauf mit dem Professor wieder herein. Der warf nur einen kurzen Blick auf die Leidende.

„Wir wollen sofort chloroformieren!“ sagte er.

Sie bewegte abwehrend die Hand.

Er achtete nicht darauf.

Sie fühlte die Betäubung über sich kommen; die Schmerzen ließen nach, doch sie verlor das Bewußtsein nicht völlig. Wie durch einen Schleier fühlte sie alles, wie aus weiter Ferne hörte sie, was um sie herum gesprochen wurde. Die angstvolle Frage ihres Mannes: „Ist Gefahr, Herr Professor!?“ Der antwortete nicht gleich. „Ja — große!“ sagte er dann. Christoph stöhnte auf.

Der Professor war um sie beschäftigt.

Alle schwiegen; nur einige lateinische Worte sagte der Professor zu den beiden Ärzten — dem Glattauer und dem Reichenberger. Und die große, gewaltige Faust schlug an die Scheiben — es wollte Einer herein, ein Großer, Gewaltiger.

Aber jetzt, jetzt sprach der Professor.

„Herr Seelig,“ sagte er, seine Stimme schien plötzlich rauh geworden. „Das Kind ist nur mit äußerster Gefahr für die Mutter zu retten. Sie müssen sich entscheiden: Die Frau oder das Kind?“

Christoph schrie auf, langgezogen, verzweifelt.

Durch Annas müden Kopf schwebte der Gedanke: „Armer Christoph, das Kind, auf das er sich so gefreut hat —"

Der Professor drängte:

„Sie müssen sich entscheiden, rasch — die Frau oder das Kind?"

Und da kam's von Christophs Stimme, heiser, tropfenweis, wie ein Stöhnen:

„Retten Sie das Kind!"

Dröhnend pochte die Faust an die Fensterscheiben.

Als die Morgenglocke zur Arbeit rief, hatte Anna Seelig ihrem Mann einen Sohn und Erben geboren; aber es war ein jämmerliches, kaum lebensfähiges Geschöpf.

Christoph saß an Annas Lager und erstarrte in Schmerz und Verzweiflung. Er verlor sie. Er verlor das Weib, das ihm durch achtzehn Jahre der beste Kamerad, der treueste Mitarbeiter gewesen war, das Weib, das er hochgehalten, das er aus Liebe heimgeführt hatte, und er verlor sie aus eigener Entschließung, er hatte sie selbst geopfert, dem kleinen, noch unbewußten Wesen, nur weil es Fleisch von seinem Fleisch, und Bein von seinem Bein war!

Er hatte so gewählt.

Jetzt aber, wo er am Sterbelager seiner Frau saß, begriff er sich selbst nicht mehr. Er mußte wahnsinnig gewesen sein. Sie, diese Frau, für ein ungeborenes Kind! Er hätte sich zerfleischen mögen vor Reue und Verzweiflung.

Was ihm aber das Blut gerinnen machte vor Entsetzen — aus jedem ihrer Worte, … ohne ihn zu erkennen, sprach, ging hervor, … sie seine Entscheidung kannte. Er hörte ihn … klagen, daß er sie gemordet habe, nachdem … so lange ein treues Weib gewesen war, er … verzweiflungsvolles Schluchzen über seine … die sie in den Tod stieß, über seinen … über seine Lieblosigkeit.

Am dritten Tage aber war Christoph … Sohn und Erbe, das mit dem kostbarsten … erkaufte Kind, eine armselige kleine Leiche.

An das Lager seiner Frau ließ man … nicht mehr: denn sie schien seine Nähe zu … obwohl sie sonst nichts und Niemand erken… Wild und schmerzlich wurden ihre Phan… sobald er eintrat und es bedurfte lange, … sie ruhiger wurde, wenn er gegangen war. … hielt man ihn ferne.

Aller Voraussicht entgegen siegte aber … starke Natur. Eines Tages war das … gewichen; sie war gerettet. Doch in ihr … war ein neuer Zug gegraben: steinerner, … verwischbarer Schmerz.

Schonend sagte ihr der Arzt, daß ih… tot sei. Es schien sie nicht zu erschüttern … ein bitteres Lächeln zuckte um ihren Mund.

Als Christoph endlich zu ihr durfte und … schluchzend vor ihr in die Kniee sank, da … ihn groß an und er wußte, daß er dem … im Grabe vermodernden Wesen alles ge… hatte, daß sein Leben, das bisher einem … wogenden Kornfelde geglichen hatte, von … an steinig sein würde und öde.

Insel der Seligen.

Ich komme aus dem Land der Seligkeiten,
Wo ewig Frühling ist und Schönheit glänzt,
Wo hohe Menschen wandeln stirnbekränzt,
Die sich der einen Göttin Liebe weihten.

Und bald erkennt es dunkle, stille Haine,
Und Marmortempel leuchten auf am Strand
Und frohe Menschen ziehen Hand in Hand,
Daß sie der Göttin täglich Fest vereine.

Ein Inselland, von blauen Meereswogen,
Dem Abglanz ihres Himmels, sanft umspült,
Sieht es das Aug' am Horizont und fühlt
Von unsichtbaren Händen sich gezogen.

Vom Wind getragen schweben die Gesänge
In wunderbarem Rhythmus übers Meer.
Die Wogen gehen feierlich und schwer.
Zu tiefen Hymnen steigern sich die Klänge.

Ich lausche von Begeist'rung fortgerissen,
Vor höchsten Jubeltönen blaß und stumm.
Mein trunk'nes Auge sieht nur Licht herum. —
Ich kniee nieder, dieses Land zu küssen.

Richard Sch…

Versunkenes Glück.

Erzählung von Philipp Kniest.

(Fortsetzung und Schluß.)

Da saß der todesbleiche Herr in der Stube
en Kapitän Seiler, der, starr vor Schrecken,
m glauben konnte, was er hörte.

„O, du barmhartige Gott!" rief er endlich
t gebrochener Stimme. „Ik arme Mann! . . .
erst doch: ik kame bald wedder to minen Sähn,
nen Heinrich, — se aberst, mine leewe Swiger-
chter! Dat arme, arme Wiew!"

Und was erzählte der Rheder?

Den „Poseidon" hatte zwischen Wangeroog
d Helgoland der orkanartige Nordsturm über-
llen. Das Schiff arbeitete furchtbar schwer,
im Peilen der Pumpen fand sich, daß es leck
sprungen und viel Wasser machte, welches kaum
wältigt werden konnte. Nur durch Prangen
härfstes Anprassen der Segel, ließ sich das
chiff frei von Legerwall halten. Es lag trotz
r möglichst weggerafften Leinewand furchtbar
bergeneigt und schoß mit gewaltiger Fahrt vor-
ärts. Die Masten bogen sich wie Rohr; die
uwanten standen straff wie Eisenstangen.
m Zwischendeck, wo die Passagiere bei ge-
hlossenen Luken im Finstern eingesperrt waren,
errschte die größte Verwirrung, die Seekrank-
eit wütete schrecklich, die wenigen Gesunden
ermochten sich kaum auf den Beinen zu halten,
ngstrufe und Wehklagen übertönten das Heulen
es Sturmes, das unheimliche Pfeifen in der
akelage, das Knarren und Stöhnen des in allen
einen Fugen erzitternden, der Gewalt der Ele-
ente überlieferten Schiffes. Vier Männer
oaren kaum imstande, das Ruder zu halten.
apitän und Steuerleute, die ganze Mann-
chaft arbeiteten mit Aufopferung in der Hoff-
ung, daß das plötzlich gekommene Unwetter
benso rasch auch wieder verschwinden werde.
Das Lot wurde fleißig geworfen. — Wenn nur
die Masten und Taue den übergroßen Druck
ushielten, das Schiff der Küste nur nicht zu
ahe kam! — Da, plötzlich, setzte der Orkan
noch stärker ein. Der „Poseidon" bäumte und
schüttelte sich, vom Kiel bis zu den Toppen er-
zitternd; die Segel flogen wie mürber Zunder
aus den Lieken; das Schiff, außer Kurs geraten,
von der Macht des Sturmes und Stromes ge-
peitscht, trieb rasch dem Lande zu. Mit über-
menschlicher Anstrengung versuchte man, andere
Sturmsegel zu setzen, aber sie zerrissen sogleich zu
Fetzen. Um das Maß des Unglücks voll zu
machen, zerbrach noch das Steuerruder, — der
stolze „Poseidon" war ein hilfloses Wrack! . . .
Ganz in der Nähe, in Lee, lag eine Insel; der
Kapitän glaubte Spiekeroog zu erkennen. Nach
Verlauf weniger Minuten stieß das Schiff auf und
saß bald, von den Wellen hin- und herge-
worfen, hoch auf dem Strand; die Brandung
warf es auf die Seite, und nach See zu rollte
es weiter und weiter, es war dem Zerscheitern
verfallen. Der Kapitän befahl, die Masten zu
kappen und vor allen Dingen die Leute im
Zwischendeck festzuhalten, da bei den beständig
über das Schiff hinschlagenden Wellen auf Deck
kaum Bleibens für die Matrosen war. Aber
einige Verzweifelnde erbrachen die Luken von innen
und stürzten ins Freie, um sogleich, wohl zwanzig
an der Zahl, über Bord gewaschen zu werden.
Der Kapitän ließ die Luken aufs Neue schließen
und bedrohte Jeden mit dem sofortigen Tode
durch Erschießen, der ohne Erlaubnis sich wieder
hervorwagen werde. — Bei der auf Strand
schlagenden, in weißen Gischtwellen bis hoch hin-
auf an die Dünen spritzenden Brandung war an
Rettung der Schiffbrüchigen durch die eigenen
Boote und an Hilfe von der Insel, deren Be-
wohner sich zahlreich in der Nähe der Unglücks-
stelle einfanden, garnicht zu denken. Nur ein
einziges Mittel blieb übrig: eine Verbindung durch
Trossen mit dem Lande herzustellen, und durch
Benutzung des Rettungssackes von Bord zu
kommen. „Freiwillige vor!" hieß es. Jetzt galt's,
eine Trosse und einen Anker mittelst eines der
Schiffsboote an Land zu bringen, — ein Unter-

nehmen auf Leben und Tod; aber der Versuch mußte gewagt werden! Der Obersteuermann Seiler war bereit, andere wackere Männer folgten seinem Beispiel. — Das Boot, mit dem Anker, den starken Trossen versehen und durch eine abrollende Leine mit dem Wrack in Verbindung gehalten, kam glücklich von Seite. Seiler steuerte mit einem Riemen, seine Genossen versuchten, um das Boot in der Gewalt zu haben, zu rudern. Vergebliches Beginnen! Es verschwindet im Schaum und Gischt der kochenden See ... Alles dahin! .... Gott Lob, — da taucht es am Strande drüben wieder auf! Hundert Arme sind da, es hoch auf das Trockene zu ziehen. Der Anker hält im Sande, das Tau wird angeholt, die Verbindung mit dem Wrack ist, da das andere Ende am Stumpfe des Hauptmastes befestigt worden war, hergestellt. Der Segelmacher hat den Sack fertig, der an einem zweiten Tau vermittels eines Blockes hin- und herbewegt werden kann. Jetzt öffnet man die Luken; Frauen und Kinder zunächst werden einzeln an das Land befördert. Aber lange währt diese umständliche Rettungsarbeit nicht, der Sturm hat sich gelegt, die Ebbe ist eingetreten. Das Schiff liegt nun hoch und frei; da, wo nicht lange zuvor noch die Brandung brauste, ist weicher, ebener Grund, den man fast trockenen Fußes passieren kann. Mit ihren durchnäßten und halbverdorbenen Habseligkeiten wandern die armen Auswanderer an die unwirtliche Küste, ihnen folgt die Mannschaft; der Kapitän verläßt zuletzt den „Poseidon“, jetzt ein elendes Wrack, an welchem die nächste Flut das Werk der Zerstörung vollenden wird. Die Insulanerinnen nehmen sich der Unglücklichen nach Kräften an; ihre Männer fröhnen zum Teil der Gier nach dem Segen des Strandes.

„Wo ist denn Steuermann Seiler?“ heißt es.

Man weist nach der Dünenschlucht drüben. Da liegt unter den vielen angetriebenen Leichen auch sein zerschellter Körper, bedeckt von einer Flagge. Die Brandung hat ihn aus dem Boot geschlagen, er ist ein Opfer seines Mutes, seiner Opferwilligkeit geworden. Noch am selbigen Abend mußten die Toten auf dem Gottesacker der Namenlosen bestattet werden, nur Heinrich Seiler fand sein Grab auf dem Friedhofe neben der Kirche des Inseldorfes ...

... Das war's, was unter Thränen in tiefster Bewegung der Konsul erzählt hatte. Er bat den so plötzlich seines Sohnes beraubten Vater, die Trauerbotschaft den anderen Angehörigen übermitteln.

„Ihr Sohn, lieber Kapitän“, schloß er, „... den Tod eines Helden.“

„Darmit hefft wi em nich wedder, ... Kunsul! ... Aberst, wer to'r See geit, ... Lewen in'e Schanze. He is nich de Erst ... ward nich de Letzte sin. Wi möt't seggen ... segge et ook, wenn dat Harte mi glik blott ... Gott deit, dat is wolldahn. Et is en ... swaren Slag for mi olen Mann, noch ... for de arme junge Fro.“

Ja, die arme junge Frau, — Margarete ... Tage-, wochenlang konnte sie sich nicht ... Schweigend, fast wie geistesabwesend, schlich ... umher, gelassen ihren häuslichen Pflichten ... kommend. Kein Zuspruch ihres Vaters, ... und Leidings half, dem Pastor, welcher sie ... traut hatte und der ihr jetzt Trost bringen wollte, wich sie aus, den Gottesacker und ... Gräber scheute sie, vor den Leichenzügen, ... oft täglich kamen, floh sie, schloß die Fenstervorhänge, um dem Anblick zu entgehen. ... ein einziges Verlangen hatte sie: nach Spiekeroog ... nach dem Grabe, das ihr Teuerstes auf Erden barg! Thränen, diese Wohlthat der Betrübten, waren ihr versagt ... Man mußte ihren Wunsch erfüllen. Sie reiste hin. Dort auf dem Friedhofe konnte sie weinen, sich ausweinen. — Sie kehrte zurück, schwermütig zwar, aber doch ... scheinend zugänglicher, gesprächiger. Noch immer aber wühlte sie in ihrem Schmerz. Stundenlang konnte sie jetzt auf jenem Stein am Ufer ..., wo sie Heinrich zuletzt gesehen hatte, hineinstarrend auf die belebte Wasserfläche, wie ... langend und sehnend stromabwärts blickend, ... ob sie der Wiederkehr ihres Geliebten entgegensähe ... Da man fürchten zu müssen glaubte, daß sie sich ein Leid anthun könne, so folgte ihr der alte Kapitän Seiler unbemerkt, um notfalls bei der Hand zu sein. Aber sie kam stets ... lassen wieder heim. Von Heinrich redete sie mit Niemandem, auch nicht mit ihrem Vater, der schwer an dem doppelten Leid trug, ja, sich mit der Furcht quälte, daß er dazu werde schreiten müssen, sich von der Tochter, deren Geisteszustand ihn erschreckte, zu trennen. Er sprach eines Tages mit Leiding und deutete seine Absicht an, den Pastor nochmals zu bitten, mit Margarete zu reden. Leiding legte den Finger an seine Nase, dachte einen Augenblick nach und sagte dann bestimmt: „Doh dat nich, Jahn! ...

garnicks nich. Na mine Gissung war et all nödig, mit den Doktor to spräken."

„Du meenst doch nich gar, Leiding?" rief n, auf seine Stirn deutend.

„J bewahre, ole Burß! (Bursche.) Wat ik en woll: En vernunftige Fro is villicht noch r anbracht as de Doktor. De Mutter fehlt ja leider in'n Huse, de weer sonst de Neegste o. Ach, wat vermog en Mutter nich allens! tes Woort seggt ja ook: Wie Einen seine tter tröstet, — un nu gar so'n verlaaten em as Dine Dochter! Du vermogst man ig, ik noch weniger und der Herr Pastor — sonst in Ehren — garnicks! ... Jahn, mine che schall mal ens kamen! Wat de nich chte kriggt, dat kummt nimmer torechte, — hett se saken ut de Doorn un Disteln räten, n't ook mal Haare kost't hett. Du schallst sehn, de kriggt ähr up den Dreih. Verlaat up mi: Mine Gedanken gaht höger as Dine, de leewe Gott is bawen us alle ... Ja, ja, ja! Kleene Kinner druckt den Schoot, de ten dat Harte. — Mine Fro kummt morgen, is säker."

„Du magst recht hebben, Leiding. Wo woll en leewen Gott danken, wenn dit Krüz von nahmen wurd."

„Smiet Din Vertroon nich weg, Jahn ... t hett noch Nums verlaaten un versümt.

Leiden und Meiden ist schwer zu tragen,
Und dennoch, Herze, sollst Du nicht verzagen:
Freude kommt wieder mit heiteren Tagen." —

Frau Leiding rückte an. Sie sprach lange, dringlich und mütterlich mit Margarethe. s die ihr erwiderte, blieb Geheimnis zwischen beiden. Ein Thränenstrom löste sich aus Augen der jungen Witwe. Sie umschlang gute Alte, welche ihr Trost und Hoffnung eben, ihr süße, heilige Pflichten auferlegt hatte. Margarethe war wie neugeboren.

Die Alten — Jahn, Seiler und Leiding — eten auf ob der glücklichen Wendung. Mutter ding, die treue, mütterliche Freundin, ging ab zu und war auch dann gegenwärtig, als es Tages in angstvoll brandenden Wogen die burtsstunde eines neuen Lebens schlug, als ter Sturm und Drang ein Knäblein an das r stieg, in dessen hellen Augen Heinrich ilers, seines Vaters, Seele leuchtete. Welch eine eude, und doch wie voller Wehmut und Zittern!

„Gott, der Vater der Waisen, sei mit diesem Kinde und lasse es aufwachsen der jungen, so tief gebeugten Mutter zur Freude, sich selbst und seinen Mitmenschen zum Heile!" sagte der Pastor in der Taufrede.

Und dieser Wunsch reift der Erfüllung entgegen. Der Knabe gedeiht prächtig an Leib und Seele. Es ist eine Lust, ihn um die junge schöne Frau, die oft so ernst, so voll Trauer zum Himmel aufsieht, spielen und springen zu sehen.

„He is ganz wie Heinrich", sagt dann wohl der alte Kapitän.

„Ähr, Margarethe ähr Sähn is he averst ook, en Jahnschen", entgegnet Jahn.

„Ji hefft beide recht", schlichtet Leiding den Streit. „Et is en feinen Bengel, de en duchtigen Mann verspriekt. Vertreckt em man nich: Kin Voder nich un — twee Großvoders, dat es towenig un toväl. Jungens un Hunne mutt de Stock regeeren. Ick will woll to rechter Tid kamen, wenn't wat to regeeren gifft — en Kneereem (Knieriemen) deit ook gode Deenste."

„Du hest jümmer wat to knatern!" rufen beide wie aus einem Munde.

„Der Gerechte muß viel leiden", entgegnet der lange Trauermarschall. „Dar heet ik ook — Leiding for. — Na, grüßt Joe Döchting! De ward mit den Jungen woll klor un reestert (flickt) wedder, wat hi Olen verdarwt. — Adjies ook, Jahn, adjies Seiler! Ji wät't äwrijens, wo Leiding to finden is."

„Laat em susen", sagt Jahn, der gern das letzte Wort behält. „En goden Keerl is un blifft he doch! — Süh, dar kummt uns'n lüttje Heinrich! Wo'r wull Du hen, min Jung?"

„Grotvoder Seiler", ruft der Knabe, „nimm mi mit in Din Boot, süh, ik kann all stüren!"

„Wo dat doch mal in stickt", murmelt Jahn.

„Wat seggt denn Mutting?" fragt der Kapitän.

„Se will mit un tokieken, weeßt Du woll, und up den groten Steen an'n Strand sitten."

„Denn man to, Heini!"

... Da sitzt denn Margarethe und denkt an vergangene Tage, an das so jäh einst versunkene Glück. Sie freut sich der Gegenwärtigen und befiehlt die Zukünftigen Gott, der ihr den Knaben, diesen holden Trost, gegeben hat, der ihn gewiß ihr erhalten wird. Sie hat es erfahren: Er hat Gedanken des Friedens und nicht des Leidens.

Am Strome.

Von Walter Susmann.

Jeden Tag, wenn die Sonne sich dem Untergange zuneigt, gehe ich hinaus an den Strom, daran die große Stadt sich anlehnt wie in den Arm eines Geliebten. Durch enge und krumme Gäßchen voll wimmelnder Geschäftigkeit führt der Weg. Hohe, spitze Giebel, welche den Himmel in die Flucht schlagen, stützen sich auf Mauern, welche von Jahrhunderte altem Staub gefleckt und schmutzig sind. Aus all den kleinen Läden, deren erblindete Scheiben nur wenigem Licht den Eintritt erlauben, quellen viele seltsame Dinge heraus wie aus dunkeln Höhlen, damit die Sonne ihren erloschenen Glanz übergolden soll. Vergebens möchten sie nur dem Mangel an Licht Schuld geben, daß sie in grauem Trübsinn das Auge des Beschauers von sich abwendig machen.

Das ganze Viertel wird durch ein enges, massiges Thor mit verblichenen Malereien abgeschlossen. Dahinter öffnet sich ein großer Platz mit dürftigen Anlagen, von welchen eine neuerbaute, prunkvolle Brücke hinüberführt über den Fluß mit seinen geschäftigen Wellen.

Auf dem andern Ufer geleitet ihn ein schattiger Park eine Strecke weit auf seinem Wege. Hohe, wohlgepflegte Bäume, welche in Ehren alt geworden sind, wackeln bedächtig mit den Köpfen. Dazwischen lagern kurzgehaltene Wiesen, schmiegen sich heimliche Büsche, und schmale eingezäunte Wege winden sich ängstlich an all der sorgfältig behüteten Natur vorbei.

Dort sitze ich oft lange dicht am Fluß auf einer Steinbank, welche ein Graben zu Inseleinsamkeit absondert. Soweit ich mich erinnern kann, kenne ich ja diesen Strom; in all mein Erleben rauscht er hinein, und meine verschwiegensten Gedanken und Träume mag ich nicht von ihm trennen. An trüben und heitern Tagen habe ich neben ihm gesessen, vieles weiß er, was ich niemals einem Menschen sagen werde. Seine Wellen erzählen mir so oft mit seltsam frem[illegible] Stimme meine eigenen Geheimnisse.

Und eines Abends, als die untergehende So[illegible] ihre bunten Strahlen schon ganz schräg über [illegible] Wasser schoß, daß sie nicht gleich darin unter[illegible] sondern noch eine Weile von Welle zu [illegible] weiter hüpften, flachen Kieseln gleich, welche K[illegible] geschickt über den Weiher werfen, da sprac[illegible] also zum Strom, während mein Stock lässig [illegible] dem Sande spielte:

„Mein geliebter Fluß, Du windest Dich [illegible] meine Füße wie eine glitzernde Silberschla[illegible] Deine Wellen eilen an mir vorbei, sie krümm[illegible] sich, diese strotzenden Muskeln, auf denen Du [illegible] fortschnellst. Ich, der Langsame, werde von [illegible] Raschem überholt.

Mir träumte heut Nacht, daß ich [illegible] wäre, welches aus erdigen Tiefen unaufh[illegible] quoll: Ja, lebendiges, brausendes Wasser [illegible] ich und jeden Augenblick verloren an das [illegible] große Meer, das mir mit wilden Wellen [illegible] gegenschlug.

Da verstand ich, daß Leben heißt: Sich [illegible] fortwährend davonfließen, daß wir nur bei[illegible] Du und ich, wenn wir ewig neu aus unersch[illegible] Quellen strömen.

Und doch kennen wir uns seit vielen Jah[illegible] und nennen uns mit Namen und haben [illegible] Erinnern an manche Stromschnellen und [illegible] und flache Ufer, an denen wir vorbeigel[illegible] sind. Unsere Seele ist zwiespältig; sie eilt [illegible] dahin und steht doch still neben sich und [illegible] ihr Fließen und Schwanken

Und jetzt, da ich mit Dir rede, dieser Au[illegible] blick, an dem die Sonne schon untergegangen [illegible] und die Sterne aus immer tieferen Nachthim[illegible] uns entgegen grüßen — jemehr Du hin[illegible] um so mehr werden es —: dieser Augen[illegible] diese Lebenswelle, welche so flüchtig ist, daß [illegible]

stehen mit Händen, hilflos sie zu ergreifen, durch alle ewigen Meere schäumen, sie wird lle diese Sternenküsten schlagen, bald wild aufgeregt, bald leise und zärtlich, und mag nun auf Schwingen des Lichts fliegen oder zögern wie der Wurm, welcher kriecht. Wir brauchen keine Versäumnis zu scheuen und keine Übereilung, sie hat eine Ewigkeit vor sich für einen grenzenlosen Weg."

Semiramis.

Park liegt stumm, die Welle schläft im Rohr,
Rosen duften in die Nacht empor —
kommst Du selbst – von der Terrasse Rand
st Du hinaus ins schlafumfang'ne Land.

bist so schön — das Mondlicht, mild und klar,
t eine Strahlenkrone um Dein Haar,
Auge glüht und leuchtet — aber ich,
Saume Deines Kleides neig' ich mich.

stand auch sie und hat hinausgelauscht,
Königin, von Macht und Glück berauscht,
sie den Schritt vernahm, der zagend naht,
stumm und bleich der Sklave vor sie trat.

Sie zog den Scheuen an die stolze Brust,
Sie küßt' ihm Mund und Haar in heißer Lust,
Doch als er sie am frühen Morgen ließ,
Traf er den Henker, der ihn niederstieß.

Mich stößt kein Henker nieder, wenn ich geh' —
Mit meiner Sehnsucht ungestilltem Weh
Schreit' ich im Frühlingsglanz hinaus von Dir — —
Und leben muß ich! — Du gebietest mir!

Und bitter ist das Los, dem Du mich weihst!
Ich fleh' umsonst, daß Du barmherzig seist!
Mein Mut erlosch und meine Kraft zerbrach,
Und weil Du's willst, leb' ich in Qual und Schmach!

Georg Edward.

Sei mein!

d ist nicht Tod, wo er um Dich geschieht,
Und Leben ist nicht Leben ohne Dich.
Jugend schwindet und das Leben flieht.
Was zagst Du noch, mein liebes Leben, sprich!

h, jede Stunde rollt vorbei wie Blei,
Und jeder Tag ist eine Ewigkeit.

Was willst Du wehren, daß ich selig sei
In dieser Erde Einerlei und Leid?

Du hast Dein Fühlen lange unterjocht,
Und unser Blut, es gährt wie junger Wein.
Dein Busen wallt und wogt, mein Pulsschlag pocht,
Und jede Fiber zuckt: sei Dein, sei mein!

Otto Michaeli.

Mut.

Schon lässest Du die müden Arme sinken
Und legst die starken Ruder still?
Sieh doch am Ufer jene Menge winken,
Die landend Dich begrüßen will!

Du fürchtest Dich vor schwarzen Ungewittern?
Der wilde Strom macht Dich verzagt?

Ein wack'res Seemannsherz darf nicht erzittern,
Es trotzt der Wogen Übermacht!

Und gehst Du unter, kämpfend mit den Wogen,
So sinkst Du dennoch unbesiegt;
Der Schwache nur wird um den Lohn betrogen,
Der in sich selber unterliegt.

Theodor Rody.

Zur Ernte.

Im Sommerbrand die Ähre schwoll
Und steht nun reif und demutsvoll
Erwartend ihren Tag,
An dem durchs Feld die Sichel klingt,
Und ihr den Tod der Schnitter bringt
Mit scharfem Hieb und Schlag.

O welch Geschick! Im Sonnenglanz
Dahinzusterben reif und ganz;
Verloren geht kein Korn!

Und jedes trägt den Keim in sich
Für tausend and're sicherlich!
Ein heil'ger Lebensborn.

Was lausch' ich doch dem Sichelklang?
Was wird mir nur so schwer und bang? –
Mein Herz, es ist an Dir,
Wie diese Ähren hinzugeh'n
Und, reife Samen auszusä'n,
Dein Segen dort und hier.

Hans M. Grüninger.

Zum Kapitel: Heine in Frankreich.

Von **Karl Emil Franzos**.

II. (Schluß.)

Schon die bisher mitgeteilten Thatsachen haben Treitschkes Darstellung in wesentlichen Punkten als nicht richtig erwiesen; ich fahre in der sachlichen Nachprüfung seiner Behauptungen fort.

V. Auch die Mitteilung Treitschkes über Heines beabsichtigte Reise nach Berlin 1846 ist in den Thatsachen zum großen Teil und in der Färbung ganz und gar unrichtig. Nach Treitschke „fühlt" Heine selbst, daß ihn mit Recht schwere Anklage in Preußen erwarte, und erbittet Alexander von Humboldts Verwendung, „damit der Monarch die Vergangenheit in der alten Registratur begrübe." Obwohl „diese Vergangenheit allerjüngste Gegenwart" war, will der König dem Dichter des „Buchs der Lieder" verzeihen, die Polizei aber erklärt „nach ihrer Amtspflicht", daß sie „die Straflosigkeit schwerer Majestätsbeleidigungen" nicht im Voraus zusichern könne. „Der König allein", fährt Treitschke fort, „konnte die Sache niederschlagen; doch bevor noch eine Entscheidung erfolgte, hatte Heine schon aus anderen Gründen seine Pläne geändert und die Berliner Reise aufgegeben. Auch **damals** also **geschah ihm von Preußen her kein Leid**, und dabei blieb es bis zu seinem Tode."

Das Material an Briefen und amtlichen Akten, die diese Angelegenheit behandeln, ergiebt ein anderes Bild.

Heine „fühlte" 1846 nicht, daß ihn Anklage erwarte, sondern er **wußte es**, weil er schon den ersten Steckbrief vom April 1844 kannte. Eben darum hatte er im Februar 1844 die Reise von Paris nach Hamburg und zurück gemacht, ohne preußischen Boden zu berühren; welche Beweiskraft daher Treitschkes Behauptung: „Wie bisher, so blieb Heine auch ganz unbehelligt von den preußischen Behörden, als er im Jahre 1844 sein Vaterland wieder besuchte", beizumessen ist, ist bereits gesagt; und später wird zu erörtern sein, ob Heine seit 1844, obwohl er preußischen Boden nicht berührte, wirklich von den preußischen Behörden unbehelligt blieb. Wenn Heine also 1846 trotzdem die Reise nach Berlin beabsichtigte, so waren es die triftigsten Gründe, die ihn dazu bewogen. J. F. Dieffenbach, der erste Berliner Chirurg, von seiner Bonner Studentenzeit her Heines Jugendfreund, war derjenige Arzt, auf dessen Hilfe der [illegible] Dichter fast abergläubische Hoffnungen setzte. [illegible] der steckbrieflich Verfolgte der so heiß ersehnten [illegible] teilhaft werden, so mußte er sich freies [illegible] sichern. Er that es in einem Brief an Hu[illegible] Paris, 11. Januar 1846, der seine persönliche [illegible] wahrte, nicht „weinerlich" flehte, auch keinerlei [illegible] bekenntnis enthielt. Ich setze die Hauptstelle [illegible]

> . . . Trübselige Familienangelegenheiten [illegible] dieses Frühjahr nach Hamburg, und ich möchte [illegible] die Gelegenheit benutzend, einen Abstecher für einig[illegible] nach Berlin machen, teils um alte Freunde [illegible] teils auch um die Berliner Ärzte über ein sehr [illegible] liches Übel zu konsultieren. Bei einer solchen [illegible] deren einziger Zweck Erheiterung und Gesundhe[illegible] darf ich wahrlich von keiner atra cura beängstigt [illegible] und ich wende mich an Sie, Herr Baron, mit de[illegible] durch Ihren hohen Einfluß, mir von den resp. Beh[illegible] die bestimmte Zusicherung zu erwirken, daß ich [illegible] selben während meiner Reise durch die königlich pre[illegible] Staaten, wegen keinerlei Beschuldigungen, welche [illegible] Vergangenheit Bezug haben, in Anspruch genommen [illegible] soll. Ich weiß sehr wohl, daß ein solches Gesuch [illegible] wegs in Einklang steht mit den dortigen adm[illegible] Bräuchen; aber in einer Zeit, die selbst etwas e[illegible] ist, dürfte man sich vielleicht dazu verstehen, [illegible] Registratur mit einer Rubrik für exzeptionelle Zeitge[illegible] zu bereichern.

Man sieht, Treitschke hat den Inhalt nicht [illegible] ungenau, sondern entstellt wiedergegeben. Vom [illegible] narchen" ist überhaupt mit keiner Silbe die [illegible] Heine wünscht auch nicht die Vergangenheit [illegible] alten Registratur **begraben**, sondern er soll [illegible] **während seiner Reise nicht verfolgt** werde[illegible] wünscht also nicht **Straflosigkeit**, sondern [illegible] **Geleit**. Den Sinn des Satzes von der „alte[illegible] gistratur" hat Treitschke geradezu ins Gegente[illegible] wendet. Heine sagt: Der bisher geübte Amtsbra[illegible] Preußen, oder wie er es bildlich nennt, die [illegible] Registratur" würde meinen Wunsch nicht erfülle[illegible] möge man sie denn durch eine neue „Rubri[illegible] exzeptionelle Zeitgenossen bereichern", d. h. dem kra[illegible] **Dichter** die Möglichkeit gestatten, bei Ber[illegible] Ärzten Hülfe zu suchen. Indem Treitschke willk[illegible] Heine den Wunsch nach einem „Begraben der [illegible] gangenheit" in den Mund legt, fügt er dara[illegible] korrigierende Bemerkung: „Diese Vergangenhe[illegible] freilich allerjüngste Gegenwart." Nun spricht [illegible]

: nur den Wunsch aus, „wegen keinerlei Beschul-
igen, welche auf die Vergangenheit Bezug haben“,
lnspruch genommen zu werden, was ja nichts
:r heißt, als: „um der Schriften willen, die ich
erscheinen lassen.“ Die Vorrede zu den „Fran-
hen Zuständen“ war dreizehn, die Sammlung
ıe Gedichte“ zwei Jahre zuvor erschienen.

Wie nun aber spielte sich die Angelegenheit ab?!
ıboldt wandte sich natürlich an den König, denn
es sich nicht um ein bereits vor den Gerichten
ingig gemachtes Verfahren, sondern um eine von
Polizei eingeleitete steckbriefliche Verfolgung wegen
estätsbeleidigung handelte, so konnte, wie auch
ıtschke richtig bemerkt, „der König allein die Sache
erschlagen.“ Auf die Copie seines später zu er-
menden Antwortschreibens an Heine schrieb nun
nboldt (Strodtmann, H. Heines Leben und Werke,
Aufl. II. 336 ff.) die Bemerkung:

> Meine Antwort eine vorsichtige. Der König,
> :r für die Gedichte unverwüstliche Verliebe hegt,
> ınd es hart, trotz der schändlichen Spottgedichte auf
> reußen, ihn zurückzuweisen, da es menschlicher wäre, ihn
> en Arzt konsultieren zu lassen, es auch bald sichtbar
> ürde, daß sich hier das Publikum nicht um den alten
> Mann mit dem Gesichtsschmerz bekümmerte. Die Polizei
> ıußte dem ihr fremden Zartgefühl zu widerstehen.

Was jeder denkende Leser zu dieser Äußerung Hum-
dts sagen muß, hat sich der scharfsinnige Historiker
eitschke, der genaue Kenner preußischer Verhältnisse,
ɔiß auch gesagt: Angenommen, daß Humbodt that-
ılich diese Auffassung hatte, so war sie doch nicht
ıtig. Der König allein konnte Heines Bitte er-
len, die Polizei durfte es gar nicht, es war ihr
nöglich, selbst wenn sie gewollt hätte. Fand es
n der König wirklich hart, den kranken Dichter
ückzuweisen, schien ihm das Gegenteil menschlicher
d war er obendrein der Meinung, daß sich in Berlin
emand um Heine kümmern würde, warum willfahrte
nicht dem Gesuch des Dichters, warum verwies er
ımboldt an die Polizei?! Damit war ja die Sache
der Art entschieden, die der König selbst „hart“
ıd! Gewiß, Humboldt giebt die Worte Friedrich
ilhelm IV. getreu wieder, aber diese Worte waren
r eben die rhetorische Umhüllung eines entschiedenen
Nein“ und das kann Niemand besser erkannt haben,
s der Historiker, der in seiner Charakteristik dieses
ırsten ein Meisterwerk treffender psychologischer
etailmalerei geliefert hat:

> Jenen unbewußten Schauspielerkünsten freilich, welche
> jedem begabten Redner nahe liegen, unterlag er oft-
> mals . . . Ohne durchgreifende Willenskraft, ohne prak-
> tischen Verstand blieb er doch ein Selbstherrscher im
> vollen Sinne . . . In jedem erklärten politischen Gegner
> sah er einen persönlichen Feind . . . Dieser Gütige
> konnte, wenn der Jähzorn ihn übermannte, sich bis zur
> Grausamkeit verfolgungssüchtig zeigen. (Treitschke,
> Deutsche Geschichte. V. 12, 13, 14.)

Mit Recht sagt sich Humboldt in seinem Antwort-
schreiben an Heine (Strodtmann, a. a. O. II. 336)
ıch: „Ich habe mit Wärme gehandelt und habe mir
ine Art des Vorwurfs zu machen.“ Er wandte sich,
obwohl ja die Unmöglichkeit eines Erfolgs auf der
Hand lag, dennoch an die Polizei, d. h. an den Mi-
nister des Innern, Herrn von Bodelschwingh, dem sie
unterstellt war. Die Antwort lautete, wie sie lauten
mußte; der Minister erklärte, daß „der p. Heyne
[sic!] . . . die Verhaftung zu erwarten hat, sobald
er den preußischen Boden betritt.“ (Vergl. Karpeles,
Heinrich Heine, 233).

Während Humboldts Intervention diesen Ausgang
nahm, berauschte sich der unglückliche Dichter mit der
Hoffnung auf Dieffenbachs baldige Hilfe. „Dieffen-
bachs Freundschaft“, schrieb er (Paris, 10. Februar
1846) an Lassalle, „ist für mich ein tröstender Gedanke;
ich sage zu meiner Krankheit: nimm dich in Acht, mich
gar zu sehr zu molestieren, denn der heilende Gott ist
mein Freund.“ Da traf ihn Humboldts Antwort-
schreiben:

> . . . Es ist mir gar nicht geglückt. Die Ver-
> weigerung ist sogar so bestimmt gewesen, daß ich, Ihrer
> persönlichen Ruhe wegen, Sie ja bitten muß, den preußi-
> schen Boden nicht zu berühren.

Damit war die Sache entschieden. Wenn Treitschke
sagt: „. . . Doch bevor noch eine Entscheidung er-
folgte, hatte Heine schon aus anderen Gründen seinen
Plan geändert und die Berliner Reise aufgegeben“, so
steht dies mit den Thatsachen im Widerspruch. Eine
Entscheidung war bereits mit des Königs Weisung an
Humboldt, sich an die Polizei zu wenden, und nun
gar mit Bodelschwinghs Bescheid und Humboldts Ant-
wort an Heine erfolgt. Richtig ist nur so viel, daß
sich einige Wochen nach Empfang von Humboldts
Antwort, also zu einer Zeit, da von der Berliner
Reise gar nicht mehr die Rede sein konnte, eine Wen-
dung in Heines Krankheit ergab, die seine Pariser
Ärzte zu dem Rate bewog, nach Italien oder in die
Pyrenäen zu gehen. Dies teilte Heine einem Freunde
mit den Worten mit:

> Alle meine Hoffnungen sind auf den Süden ge-
> gerichtet. — Das raten mir auch die Ärzte. Den Plan
> mit Berlin gebe ich daher auch gerne auf. (Brief an
> Lassalle; „Paris, [ich weiß nicht genau] 1846“.)

Man sieht: Treitschke, der hundert und mehr
Briefstellen, in denen Heine über die Unterdrückung
seiner Schriften in Preußen Klage führt, übersehen
hat, findet die einzige heraus, die sich, allerdings nur,
wenn man den Thatsachen Gewalt anthut (der Ant-
wort Humboldts erwähnt Heine bereits in einem
früheren Briefe an Lassalle), so deuten läßt, als hätte
Heine den Plan seiner Berliner Reise freiwillig auf-
gegeben. Freilich, selbst dann hätte Treitschke nicht
folgern dürfen, es sei ihm also auch damals von
Preußen her kein Leid geschehen! Es ist fraglich, ob
Heine, selbst wenn der König es bewilligt hätte, noch
nach Berlin hätte gehen können, und unfraglich ist,
daß auch Dieffenbachs Kunst den Unglücklichen nicht mehr
hätte retten können. Aber, um mit des Königs Worten
zu sprechen, „hart“ war die Zurückweisung, und das
Gegenteil wäre „menschlicher“ gewesen. Und was
vollends soll Treitschkes Bemerkung besagen, daß

Preußen Heine fortab bis zu seinem Tode kein Leid angethan?! Was hätte es dem Todkranken in Paris anthun können?!

VI. Auch von der Darstellung des Notenwechsels, der zwischen der preußischen und der französischen Regierung bezüglich Heines stattfand, gilt das Gleiche, wie von dem eben erörterten Punkte: die Thatsachen sind nicht genau wiedergegeben und die Färbung ist vollends eine unrichtige. Dies läßt sich nachweisen, weil Ernst Elster inzwischen (Deutsche Rundschau XXVIII, 11, 222 ff.) die von Treitschke benützten Aktenstücke vollinhaltlich veröffentlicht hat.

Treitschkes Darstellung, die in meinem ersten Artikel wörtlich wiedergegeben war, sei hier in den Hauptpunkten der Übersichtlichkeit wegen resümiert. „Der ängstliche Guizot erschrak“, als sich Heine „um das französische Staatsbürgerrecht bewarb“, weil er „nach den herzbrechenden Klagen des Dichters“ annehmen mußte, daß „Heine in Deutschland als ein fürchterlicher Hochverräter verfolgt würde.“ Darum ließ er zunächst durch den Gesandten Bresson „vorsichtig, um den Berliner Hof nicht zu beleidigen“, über Heines Stellung zur preußischen Regierung und was man thun wolle, wenn er französischer Unterthan würde, anfragen. Die Antwort des preußischen Auswärtigen Amts nennt Treitschke im Text seines Werkes „kühl“, im Anhang in „trockenem, geringschätzigem Ton“ erteilt. Im Text wie im Anhang giebt Treitschke Resumés dieser Antwort, die in den Hauptpunkten dasselbe sagen: man wisse gar nicht, ob Heine noch Preuße sei, man habe „vor Jahren seine Schriften verboten, aber gegen seine Person niemals irgend eine polizeiliche Maßregel angeordnet, will er sich in Frankreich naturalisieren lassen, so finden wir nichts dawider einzuwenden, dann hat er gegen uns die Rechte eines Franzosen,“ oder wie es im Anhang heißt: „Die preußische Regierung würde ihm dann die Rechte eines Franzosen einräumen“. Nur im Anhang wird mitgeteilt, das Schreiben erörtere noch das Verbot der Heineschen Werke und komme zu dem Schlusse, da Heine im Ausland lebe und selber keinen Schritt gethan habe, eine Milderung zu erlangen, so könnten die bestehenden Anordnungen nur im Gnadenwege geändert werden, zu welchem Zwecke selbst einen Schritt zu thun für die preußischen Behörden keinerlei Grund vorliege.

Hierzu ist zu bemerken: Guizot brauchte nicht etwa bloß aus den „herzbrechenden Klagen“ des Dichters zu wissen, daß Heine in Deutschland als ein „fürchterlicher Hochverräter“ gelte, sondern hatte dies von Amtswegen hinlänglich erfahren. Dies freilich wird erst weiter unten darzulegen sein. Schon hier aber kann bewiesen werden, daß der Inhalt seiner Anfrage ein durchaus üblicher, ja selbstverständlicher war. Ich gebe den Wortlaut mit Weglassung der konventionellen Schlußformeln wieder. Der französische Gesandte in Berlin, Bresson, schreibt am 22. November 1842 an den preußischen Minister des Auswärtigen von Bülow:

> ... **Monsieur Heine, homme de lettres, né à D[üssel]dorf sollicite son admission à domicile en Fra[nce]. Cet étranger paraissant avoir été expulsé du Roy[aume] de Prusse, il y a environ dix ans, Mr. le Ga[rde des] Sceaux désire, avant d'accueillir la demande q[ui lui] est adressée, connaître le motif de cette exp[ulsion,] savoir quelle est la position du Sr. Heine v[is-à-vis] le Gouvernement Prussien et quelles seraien[t les] conséquences de la naturalisation qui lui sera[it ac]cordée en France.**

Zu deutsch:

> Herr Heine, Schriftsteller, geboren zu D[üsseldorf,] bewirbt sich um seine „admission à domicile“ [...] Terminus, der später erklärt werden soll] in Fran[kreich.] Da dieser Ausländer vor etwa zehn Jahren [aus dem] Königreich Preußen ausgestoßen worden zu sein [scheint,] wünscht der Herr Siegelbewahrer, bevor er das [an ihn] gerichtete Ansuchen erfüllt, den Grund dieser Aus[weisung] kennen zu lernen, und zu erfahren, wie die [Stellung des] Herrn Heine gegenüber der preußischen Regier[ung ist] und was die Folgen wären, wenn ihm die Natur[alisation] in Frankreich bewilligt würde.

Sehen wir davon ab, daß Guizot auch aus [...]lichen Quellen erfahren hatte, welche Meinung [die] preußische Regierung von der Gefährlichkeit [Heines] habe, nehmen wir ferner an, daß ihm auch [die] „herzbrechende Klagen“ unbekannt geblieben sei[en, ...] er also nur aus den Berichten seiner Polizei [...] Heine sei ein in den Augen der preußischen Behö[rden] schwer kompromittierter Mann, und daß Heine [...] Vorrede zu den „Französischen Zuständen“ von [...] dies war, kann ja niemand bezweifeln, der die [...] Geiger mitgeteilten Aktenstücke kennt — hätte [die] französische Regierung dann etwa ihre Anfrage un[ter]lassen können?! Unmöglich — dazu war sie [...] Wahrung ihrer eigenen Interessen verpflichtet. Ehe [ein] Staat einem in einem andern Staate politisch [kom]promittierten Manne bürgerliche Rechte einräumt, [wird] er immer authentisch zu erfahren suchen, welcher [Art] der Mann ist und was eigentlich gegen ihn vorl[iegt.] Kundige sagen mir, daß ähnliche Anfragen [einer] Regierung bei der andern noch heute stattf[inden] und immer stattgefunden haben, es sei denn, daß [die] Beziehungen auf's Äußerste gespannt seien, was [...] damals zwischen Frankreich und Preußen nicht [der] Fall war. Auch die Frage nach den Folgen, wel[che] Preußen einer etwaigen Naturalisation Heines [in] Frankreich zu geben geneigt sei, war eine durch[aus] berechtigte und übliche. Sie besagte, schlicht aus[ge]drückt: „Werdet ihr den Mann dann in Ruhe lassen oder kommen wir etwa in die Lage, ihn, nachdem [er] unser Bürger geworden, gegen formal berech[tigte] Rekriminationen Eurerseits schützen zu müssen?“

„Ängstlich“ also verdient Guizot im Hinblick [auf] dieses Schreiben nicht genannt zu werden. Nicht [...] unberechtigt aber, sondern geradezu unbegreiflich [ist] Treitschkes Charakteristik der Antwort Preußens [als] „kühl“ oder gar in „trockenem, geringschätzi[gem] Tone“ gegeben. Denn ihm lagen die Aktenstücke [vor,] er wußte also — und erwähnt es selbst — daß [...]

wärtige Amt sich vorher an das Ministerium des ern um Auskunft wandte; er wußte ferner auch, he Auskunft dieses erteilte. Die Antwort des ßischen Ministers des Innern, Grafen Arnim, an Minister des Äußern, Freiherrn von Bülow, 9. Januar 1843 lautete aber wörtlich wie folgt:

. . . Eurer Excellenz erwiedere ich auf das gefällige chreiben vom 30. November prt. ganz ergebenst, daß rüber, ob der Schriftsteller Heinrich Heine jemals wirk- he Unterthanenrechte im diesseitigen Staate gehabt habe, er augenblicklich keine ganz sichere Notizen vorliegen. erselbe ist 1797 zu Düsseldorf geboren und hat in Bonn, erlin und Göttingen — an welchem letzteren Orte er e juristische Doktorwürde erhielt — studiert. Seitdem at er sich abwechselnd in Hamburg, Berlin, Memel Schreibfehler für „München"] und Paris aufgehalten. egen seine Person sind diesseits keine Maßregeln er- riffen worden. Wohl aber ist mittelst der abschriftlich Eurer Excellenz Akten befindlichen Verfügung vom 1. Dezember 1835, abgesehen von Verboten seiner üheren Schriften, eine Untersagung des Debits mit llen seinen künftigen Erzeugnissen ausgesprochen worden, ern dieselben nach dem weiteren Erlasse vom 16. Februar 836 ohne diesseitige Censur außerhalb der preußischen Staaten erscheinen. Zu einer Zurücknahme dieser, auch egen andere Schriftsteller des jungen Deutschlands an- eordneten, in Bezug auf dieselben aber mitigirten oder ufgehobenen Maßregel ist bis jetzt kein Anlaß dargeboten orden, da der p. Heine sich schon längere Zeit hindurch n Frankreich aufhält, ohne die diesseitige Vermittelung ür eine Zurücknahme der bezüglichen Anordnung in An- pruch zu nehmen.

Seiner Naturalisation in Frankreich steht preußischer- eits kein Bedenken entgegen. Die Realisirung derselben vürde ihn dem diesseitigen Gouvernement gegenüber ediglich in die Stellung eines französischen Unterthanen versetzen. Die wider seine literarischen Produkte bestehen- den Maßregeln würden aber allerdings nicht eher auf- gehoben werden können, als bis zu seinen Gunsten eine Abänderung der Allerhöchsten Cabinettsordre vom 28. Februar v. J., deren Bedingungen, so lange er in Frankreich domicilirt, auf ihn nicht Anwendung finden, herbei geführt wird, was von Amtswegen nachzusuchen, keine Veranlassung vorliegt.

Eurer Excellenz erleuchtetem Ermessen stelle ich ganz ergebenst anheim, wiefern Hochdieselben von vorstehenden Bemerkungen bei der Beantwortung des Schreibens des Königl. Französischen Gesandten vom 22. November pr. Gebrauch machen wollen.

Der Minister des Äußern machte sich die Sache icht: er ließ Arnims Schreiben übersetzen und ib diese Übersetzung als Antwort an Bresson weiter. o bekundet Elster (a. a. O. 225) ausdrücklich und ilt darum dieses Schreiben Bülows nicht erst mit.

Das kann ja Treitschke unmöglich entgangen in! Und unmöglich konnte er annehmen, daß der reußische Minister des Innern an seinen Kollegen s Äußern „kühl", geschweige denn gar „in gering- hätzigem Tone" geschrieben haben könnte. Und ennoch gibt er seiner Darstellung diese allerdings irksame Farben-Nuance!

Auch sein Resumé des Inhalts der Aktenstücke ist icht so genau, wie man es von dem Historiker von Beruf erwarten darf. Hier nur einige wenige Punkte:

1. Der Brief Bressons besagt, daß Heine sich um eine „admission à domicile" in Frankreich be- werbe. Im nächsten Absatz wird dann nach der „conséquences de la naturalisation" gefragt. Das sind zwei verschiedene Dinge. Die „admission à domicile" gewährt das Heimatsrecht, sie ist eine Vor- bedingung der Naturalisation, aber nicht diese selbst. Ohne die „admission à domicile" kann man die „lettre de naturalité" nicht erhalten, aber hat man die „admission à domicile" erlangt, so muß man weitere Schritte thun, um die Naturalisation zu er- wirken oder kann dies auch bleiben lassen. Ein Mann von Treitschkes außerordentlicher Kenntnis öffentlich-rechtlicher Fragen muß dies gewußt haben. Dennoch behauptet er ohne weiteres auf Grund dieses Briefes: „Heine bewarb sich um das französische Staats- bürgerrecht." Und doch hätte er gerechter Weise um so vorsichtiger sein müssen, als er die angebliche Lüge Heines in diesem Punkt beweisen wollte. Seine Be- werbung um die „admission à domicile" leugnet ja auch Heine selbst nicht, im Gegenteil, er gesteht sie (vergl. S. 253) offen, ja nachdrücklich zu, er leugnet nur die Naturalisation:

Aus mißmütiger Fürsorge erfülle ich einst die For- malitäten, die zu nichts verpflichten und uns doch in den Stand setzen, nötigsten Falls die Rechte der Naturali- sation ohne Zögernis zu erlangen. Aber ich hegte immer eine unheimliche Scheu vor dem definitiven Akt.

2. Treitschke verzeichnet, die preußische Regierung habe geantwortet, „unsere Behörden wissen gar nicht, ob Heine noch preußischer Unterthan ist". Dies aber ist eine ungenaue Wiedergabe der Note Arnims und — wenn die Angabe des sonst unbedingt zuverlässigen Elster, wonach Bülow nur eben Arnims Mitteilungen französisch wiedergegeben hat, auch diesmal zutrifft — der Note Bülows. Denn bei Arnim heißt es: „. . . daß darüber, ob der Schriftsteller Heinrich Heine jemals wirkliche Unterthanenrechte im diesseitigen Staate gehabt habe, hier augenblicklich keine ganz sichere Notizen vorliegen." Die preußische Regierung weiß also nicht einmal, ob er überhaupt jemals Preuße gewesen. Das ist sachlich für die Frage nicht ohne Bedeutung, in welchem deutschen Bundesstaate Heine die Staatsangehörigkeit besessen habe.*)

*) Wie bereits erwähnt, wird seit 1897 allgemein an- genommen, Heine sei seit 1816 Hamburger Staats- angehöriger gewesen. Seltsamer Weise ist bisher, so viel auch darüber geschrieben wurde, meines Wissens der einzige Brief Heines, der diesen Punkt streift, nicht beachtet worden. Derselbe ist aus Hamburg, 4. Januar 1831, an Varnhagen von Ense gerichtet, und behandelt Heines Plan, sich um den gerade vakanten Posten eines der vier Syndici, also um ein Staatsamt zu bewerben. „Von mehreren Seiten," sagt Heine, „ist man mich angegangen, mich zu melden, da ich Doctor juris bin und jede Stunde auch für einige Mark Bürger werden kann (das sind die einzigen Re- quisiten.)" Heine stellte an Varnhagen die Bitte, dieser möge zur Förderung dieser Absicht in einer ihm zugäng- lichen Zeitung einen Artikel erscheinen lassen, der auf Heines Bewerbung hinweise. In dieser Anweisung für den Aufsatz schreibt Heine am Schlusse: „Soll etwa angedeutet werden, daß es ein Verlust sei, daß ich dadurch für Preußen, meine Heimat, verloren gehe?" Ich citiere die Stelle, eben weil dies bisher nicht geschehen ist, bemerke aber, daß dadurch meines Erachtens nicht einmal der von Hüffer geführte Indizienbeweis, daß Heine 1816 Hamburger Staatsange- höriger geworden sei, erschüttert wird, geschweige denn, daß

3. Treitschke giebt als Antwort der preußischen Regierung auf die Frage, welche Folge die Naturalisation Heines in Frankreich hätte, im Anhang an: „Wolle er Franzose werden, so habe die preußische Regierung nichts dawider und würde ihm dann die Rechte eines Franzosen einräumen,“ und übereinstimmend heißt es im Text: „Will er sich in Frankreich naturalisieren lassen, so finden wir nichts dagegen einzuwenden, dann hat er gegen uns die Rechte eines Franzosen.“ Und daran knüpft dann Treitschke die Bemerkung: „Das war der Unglückliche, dessen gräßliches Martyrium den deutschen Zeitungsschreibern so viele blutige Thränen erpreßte.“

Nun denn, ist das treue Citieren von Aktenstücken überhaupt Pflicht, so ist es doppelte Pflicht, wenn man, wie Treitschke, als Erster aus einem nicht allgemein zugänglichen Geheimarchiv schöpft, und dreifach Pflicht, wenn man aus dem Citat, so wie er hier, weitgehende Folgerungen zieht. Was aber steht in der Note Arnims an Bülow? Nichts weiter als:

> Seiner Naturalisation in Frankreich steht preußischerseits kein Bedenken entgegen. Die Realisierung derselben würde ihn dem diesseitigen Gouvernement gegenüber lediglich in die Stellung eines französischen Unterthanen versetzen.

Man sieht, „dann hat er gegen uns die Rechte eines Franzosen“, „dann würde ihm die preußische Regierung die Rechte eines Franzosen einräumen“ — von all dem steht nichts in der Note Arnims. Und in der Note Bülows an Bresson? Sie lieg… vor, wohl aber Elsters Zeugnis, daß sie „in … wesentlichen Teilen nur aus einer Übersetzung … Arnims Mitteilungen besteht.“ Da müßte der betreffende Übersetzer des Auswärtigen Amts … schleuderhaft übersetzt haben. Denn zwischen bei… Versionen ist schon sachlich ein sehr großer Unter… und ein geradezu ungeheurer Unterschied im Te…

VII. Nicht bloß Alles, was Ansichtssache … Alles, wo der heutige Stand des Materials noch k… sicheres Urteil ermöglicht, schließe ich aus. Zu … Letzteren gehört die Frage von Heines franzö… Pension. So lange wir nicht aufs Genaueste w… wie, durch wessen Vermittelung und unter wel… Bedingungen Heine die Pension erhalten hat, so la… uns ferner von seiner Korrespondenz mit den fran… sischen Machthabern jener Zeit, insbesondere mit Th… und Guizot, nicht mehr bekannt ist als bisher, … auch ein gerechtes Urteil unmöglich. Heute lassen … nur eben die Extreme als falsch erkennen. Die Pe… war kein bloßes großmütiges Almosen für den Flü… ling, wie die Heine-Schwärmer versichern, aber … ein gewöhnlicher Soldschreiber, wie Treitschke un… Andere behaupten, ist Heine nicht gewesen. Das … Niemand zugeben, der seine Berichte für die „All… meine Zeitung“ kennt und weiß, wie oft er die fran… zösische Regierung zur Zeit, wo er bereits die Pen… bezog, angegriffen hat. Indes, die Frage, ob dar… Makel als ein mehr oder minder schwerer aufzufa… ist, ist noch eine offene.

Hingegen ist es keine Ansichtssache, sondern … nach Thatsachen zu entscheidende Frage, ob Treit… Heine mit Recht „in Allem das Gegenteil eines H… den“, also einen Feigling nennt. Wer unbefan… die Thatsachen prüft, wird Heine ebenso wenig ei… Feigling wie einen Helden nennen. Was jen… physischen Mut betrifft, so hat er sich in der einzi… ernsthaften Duell-Affaire seines Lebens, der mit Her… Salomon Strauß, wie meine Darstellung in dem Aufsatz „Heinrich Heine und Gabriel Rießer“, (S. 12… des laufenden Bandes der „Deutschen Dichtung“ … weist, durchaus korrekt benommen. Indes mein… Treitschke schwerlich den physischen, sondern den mo… lischen Mut, was auch thatsächlich zweierlei ist. Wie erbärmlich feig hat sich z. B., wie Geigers aktenmä… Darstellung erweist, der auf der Universität als Rau… bold erprobte Laube dann während seiner Berliner Untersuchungshaft benommen! Ebenso sei auf Geigers Buch verwiesen, wie die meisten anderen Schriftsteller des Jungen Deutschland das Verbot von 1835 … nahmen und zu mildern bemüht waren, während Heine der Einzige war, der keinen Schritt zu diesem Zweck that. Es sei mir gestattet, hier ein Urteil Ernst Elsters zu citieren, dem gewiß keine blinde Voreingenommenheit für Heine nachzusagen ist: „Heine hat sich in dem Kampfe, der gegen Menzel und gegen die Regierungen geführt wurde, mutig, ehrenwert und

dadurch das von Kaufmann aufgefundene Dokument, das sich gar nicht anders verstehen läßt, als daß Heine mindestens 1827 bereits die Hamburger Staatsangehörigkeit besaß, irgendwie an seiner Beweiskraft einbußt. Die erste Stelle läßt sich dahin zwanglos aufklären, daß, wie mir auf meine Anfrage von kundiger Seite mitgeteilt wird, Staatsangehörigkeit und Bürgerrecht in Hamburg verschiedene Dinge waren. Jeder Bürger war selbstverständlich Staatsangehöriger, aber nicht jeder Staatsangehörige Bürger. Ein Staatsamt aber konnte nur ein Bürger bekleiden. Der Staatsangehörige Heine mußte also Bürger werden, wenn er Syndicus werden wollte und dies war allerdings nur eine Geldfrage. Anders hätte sich die Sache für Heine verhalten, wenn er nicht bereits Hamburger Staatsangehöriger gewesen wäre; dann wäre die Erlangung der Staatsangehörigkeit und des Bürgerrechts keineswegs eine bloß durch Geld und in kürzester Frist zu erledigende Formalität gewesen. Man sieht, die Stelle spricht mehr für die zuerst von Hüffer verteidigte Annahme als gegen sie. Die zweite Stelle aber?! Heine gibt, dies beachte man wohl, die Anweisung, wie die von ihm gewünschte Empfehlung so wirksam und für ihn schmeichelhaft als möglich abgefaßt werden soll. Es soll darum auch darauf hingewiesen werden, daß seine Anstellung ein Verlust für Preußen, seine Heimat, wäre. Dies wäre eine den wenigen Unwahrheiten mehr, die man Heine nachweisen könnte, und da auch diese Arbeit, so wenig wie irgend einer meiner Aufsätze über Heine, den Zweck verfolgt, für Heine eine günstigere Beurteilung erwirken zu helfen, als er verdient, sondern nur eben die Wahrheit zu erkunden, so bringe ich den Punkt zur Sprache. Wie es um Heines Wahrheitsliebe überhaupt steht, werde ich später zu erörtern haben. Ich bemerke nur noch, daß ich mich, um die Frage der Hamburger Staatsangehörigkeit Heines nach Kräften ins Klare zu bringen, vor einigen Tagen um authentische Auskunft nach Hamburg gewendet habe. Die Antwort steht noch aus und es ist zudem sehr fraglich, ob dort Aufschluß zu gewinnen ist, da bei dem Hamburger Brande von 1842 eine Unzahl von Urkunden und Staatsakten zu Grunde gegangen ist.

:in Mann benommen, während mehrere seiner
;esgenossen das Hasenpanier ergriffen.“ (Elster,
e IV, 300.) Wer es anders sagt, stellt eine Be-
:ung auf, der die Thatsachen widersprechen.
VIII. Ansichtssache ist Treitschkes Urteil über den
iftsteller Heine und seine Charakteristik von Heines
art, hingegen ist sein Resümé des politischen In-
von Heines Schriften eine sachliche Mitteilung,
sich auf ihre Richtigkeit hin prüfen läßt. Den
tlaut dieses Resümés habe ich in meinem ersten
atz citiert. Er läßt sich dahin zusammenfassen:
e habe es den Deutschen nie verzeihen können,
sie ihren Willen gegen das von ihm vergötterte
ıkreich zu behaupten gewagt und der Weltgeschichte
verzeihen können, daß sie ganz andere Wege ge-
gen, als er geweissagt.
Ist das richtig?! Das wird Niemand behaupten
ien, der Heines Schriften kennt, er denke im
igen über den Standpunkt des Dichters wie er
ie. Nach Leuten, die diesen Standpunkt ganz und
teilen, wird man heute vergeblich suchen; die
:en sind andere geworden und wir Deutschen mit
:n. Schon daß wir in einem starken einigen Reich
nen, bedeutet naturnotwendig einen ungeheuren
erschied aller Empfindungen und Anschauungen;
h über die politisch radikalen Theorien das Vor-
cz müssen wir anders denken. Nur mit historischem
in also läßt sich der Standpunkt Heines über-
ıpt begreifen; zu allen Zeiten der gleiche war dieser
andpunkt zudem nicht, und es ist ein ungeheuerer
terschied zwischen dem Heine von 1815, der als
eiwilliger in das Heer der Verbündeten eintreten
I, dem Heine von 1819, der auch noch von
nantisch-burschenschaftlichen Ideen erfüllt ist, dem
ine von 1822, in dessen teutonische Begeisterung sich
: Schmerz über die Reaktion mischt, dann dem
ine des „Buchs Le Grand“ und selbst für die Pariser
it dem Heine der dreißiger, der vierziger und der
ıfziger Jahre. Ein ganz klares Bild der politischen
ıtwickelungen und Anschauungen Heines läßt sich,
mentlich für die Zeit bis zum Beginn der zwanziger
ıhre, auch heute noch nicht geben, weil das Material
ch zu lückenhaft ist; wäre eine Lösung dieser Auf-
ıbe möglich, so würde sie doch in den Rahmen dieser
tudie nicht gehören; für unsere Zwecke genügt es,
enn daran erinnert wird, was durch alle Wand-
ngen im Einzelnen als Grundmotiv hindurchklingt.
eine hatte kein Verständnis für Preußens innere
raft und Tüchtigkeit und darum keine Ahnung von
:r Bedeutung, die Preußen für Deutschlands Zukunft
:winnen könne — aber wie viele seiner Zeitgenossen
atten dafür volles Verständnis? Unbezweifelbar
ingegen ist sein liebevolles Verständnis für das
eutsche Volk, die deutsche Art, die deutsche Dichtung,
nd er hat dies weder den Deutschen, noch den Fran-
osen gegenüber je verleugnet. Wie immer man die
Arbeiten beurteilen mag, in denen er den Franzosen
das geistige Leben Deutschlands nahe zu bringen suchte, eine unwürdige Herabsetzung deutschen Wesens kann man sie unmöglich nennen, wie auch Niemand, der seine Schriften über Frankreich liest, den Eindruck haben kann, daß er für die Schwächen der Franzosen blind gewesen sei. Aber selbst wer, wie Treitschke, Heines Befangenheit gegenüber der preußischen Regierung seiner Zeit für Abneigung gegen das deutsche Volk hält, wer von Heine verlangt, daß er von den Anschauungen hätte erfüllt sein sollen, die heute uns erfüllen, und ihn darum verachtet, weil er in den Anschauungen seiner Zeit befangen war, kann doch Heine nicht nachsagen, er habe das Unterliegen Deutschlands gegen Frankreich geweissagt und dann der Weltgeschichte nicht verziehen, daß die Deutschen zu Beginn der Vierziger Jahre vor den Franzosen und ihrem Kriegsgeschrei nicht zurückgewichen seien. Denn das Gegenteil ist richtig, wie jeder Kenner von Heines Schriften weiß. Ich muß mich aus Raumgründen begnügen, eine einzige dieser „Weissagungen“ zu citieren. In allen Ausgaben von Heines Werken steht sein Gedicht:

Deutschland.

Deutschland ist noch ein kleines Kind,
Doch die Sonne ist seine Amme,
Sie säugt es nicht mit stiller Milch,
Sie säugt es mit wilder Flamme.
Bei solcher Nahrung wächst man schnell
Und kocht das Blut in den Adern.
Ihr Nachbarskinder, hütet Euch,
Mit dem jungen Burschen zu hadern!
Es ist ein täppisches Rieselein,
Reißt aus dem Boden die Eiche,
Und schlägt Euch damit den Rücken wund
Und die Köpfe windelweiche.
Dem Siegfried gleicht er, dem edlen Fant,
Von dem wir singen und sagen;
Der hat, nachdem er geschmiedet sein Schwert,
Den Amboß entzweigeschlagen!
Ja, Du wirst einst wie Siegfried sein,
Und töten den häßlichen Drachen,
Heisa! wie freudig vom Himmel herab
Wird Deine Frau Amme lachen!
Du wirst ihn töten, und seinen Hort,
Die Reichskleinodien besitzen.
Heisa! wie wird auf Deinem Haupt
Die gold'ne Krone blitzen!

Das Gedicht ist „im Sommer 1840 geschrieben“, also zur Zeit der Kriegsgefahr. Treitschke, der jede Zeile von Heine aufs Genaueste kannte, der selbst die versteckteste Briefstelle, wie wir gesehen haben, zu finden wußte, wenn er ihrer für seine Beweisführung bedurfte, hat dieses Gedicht und einige ähnliche „Weissagungen“ in Prosa nicht citiert; noch mehr, er hat Heine das Gegenteil dessen weissagen lassen, was dieser thatsächlich für den Fall eines Kriegs zwischen Deutschland und Frankreich prophezeit hat. Aber auch damit noch nicht genug; bei der Besprechung der Haltung der Pariser deutschen Flüchtlinge in der Zeit der Kriegsgefahr schrieb er wörtlich:

> Heinrich Heine fühlte sich wie betäubt, als der kunstvolle Prachtbau der wälschen Phrasen des letzten Jahrzehntes so jählings zusammenbrach und die verhaßten Teutonen sich so ungebärdig gegen sein geliebtes Frankreich erhoben; indessen zog er vor, für jetzt noch klüglich zu schweigen.

Das steht bei Treitschke wirklich und wörtlich zu lesen. (Deutsche Geschichte, V. 88.)

IX. „Die weinerliche Erzählung von Heines ‚Exil'", sagt Treitschke, „ist nichts weiter als eine häßliche Lüge, deren jeder gewissenhafte Historiker sich schämen sollte."

Es ist aber keine Lüge, sondern Wahrheit.

Für die Zeit seit 1844 bedarf dies keines Beweises mehr; der Mann, der, um Treitschkes eigene Worte zu citieren, „befürchten mußte, beim Betreten des preußischen Bodens unter schwerer Anklage vor Gericht gestellt zu werden," der Mann, der 1846 als Todkranker nicht einmal für wenige Tage nach Berlin durfte, um Ärzte zu konsultieren, war ein Flüchtling und hat in Paris im Exil gelebt.

Wie aber ist die Frage für die Zeit von 1831 bis 1844 zu beantworten? Gleichfalls nicht anders. Denn welcher politische Schriftsteller ist ein freiwilliger Flüchtling? Doch nur derjenige, der sein Vaterland verläßt, obwohl er auch hier seinen Überzeugungen freien Ausdruck geben darf und keinerlei Verfolgung zu befürchten hat. Sehen wir ihn vor die Wahl gestellt, entweder zu schweigen oder zu gehen, so werden wir wahrlich von einem freiwilligen Entschluß nicht reden dürfen, denn wer seinen Überzeugungen Ausdruck giebt, und um jeden Preis, selbst den der Heimat, auch in Zukunft Ausdruck geben will, gehorcht gleichfalls einem inneren Zwange. Man könnte freilich sagen: „Hätte sich Heine auf unpolitische Lieder und Aufsätze beschränkt, er hätte in Deutschland bleiben können" — aber welcher verständig denkende, sittlich empfindende Mensch, er urteile über den politischen Schriftsteller Heine, wie er wolle, wird sich auf diesen Standpunkt stellen können? Thut man dies nicht, gönnt man auch Heine sein Menschenrecht, zu denken und zu schreiben, wie es ihm richtig schien, so wird man nur sachlich zu prüfen haben, ob Heine bis 1831 in Deutschland ganz unbehelligt geblieben ist, ob er, nach dem damals herrschenden Regierungssystem, in Zukunft unverfolgt geblieben wäre, auch wenn er politischer Schriftsteller geblieben und seinen Ideen dann denselben Ausdruck gegeben hätte wie in Paris. Schon wer dies verneinen muß, wird „die Erzählung von Heines Exil" nicht eine „Lüge" nennen dürfen. Und vollends wird dies Niemand thun, der alle einschlägigen Thatsachen unbefangen prüft.

Der zweite Teil von Heines „Reisebildern" (1827) war von Preußen, Hannover, Österreich, Mecklenburg und andern deutschen Staaten verboten worden. Ob es nur dabei geblieben wäre, wenn Heine nicht am Tage der Ausgabe des Buches die Reise nach England angetreten hätte, ist eine offene Frage. Zuzugeben ist nur, daß man sich damals noch in Preußen nicht leicht zum Einschreiten gegen den Autor eines konfiszierten Buches entschloß; um so leichter aber in Hannover. Man lese in jedem beliebigen Geschichtswerke nach, was damals in diesem Bundesstaate möglich war, und wird sehr wohl verstehen, was [illegible] am 1. Mai 1827 an Varnhagen von Ense [illegible] „Es war nicht die Angst, die mich wegtrieb, [illegible] das Klugheitsgesetz, das jedem ratet, nichts zu [illegible]kieren, wo garnichts zu gewinnen ist." Auch [illegible] hatte Heine genügende Gründe, daß er nach [illegible] Rückkehr (Hamburg, 19. Oktober 1827) an denselben Freund schrieb: „Die Verfolgungen, die ich [illegible] sind bedenklich, und es ist nötig, daß ich zu [illegible] Zeit mit Reisegeld versehen sei," und auch [illegible] wird Niemand, der sich über die damaligen Verhältnisse in Hannover orientiert hat, lächeln, daß [illegible] aus Lüneburg, 30. Oktober 1827, abermals an Varnhagen meldete: „Ich bin im Begriff von hier [illegible] reisen (ich traue den Hannoveranern nicht [illegible]lich) . . ."

Galt Heine schon nach dem Erscheinen des [illegible] Bandes der „Reisebilder" den Regierungen als [illegible] gefährlicher Schriftsteller, so noch mehr in der [illegible] Man erinnere sich, wie die preußische Censur [illegible] die „Nachträge zu den Reisebildern", wie über [illegible] Einleitung zu: „Kahldorf über den Adel" urteilte [illegible] beantworte sich dann die Frage, ob die preußische Regierung den Autor eines Buches, welches [illegible] Heiligste herabwürdigt und empörende Blasphemien enthält," einen Autor, um dessentwillen sie bei der bayrischen Klage führen wollte, weil diese den Druck seiner Schrift geduldet, die „höchst unangemessene, leidenschaftliche, beleidigende und aufrührerische Stellen enthalte, — ob diese Regierung, sag' ich, den Autor, wenn er ihr persönlich erreichbar gewesen wäre, unbehelligt gelassen hätte?! Durch die Juni-Revolution erschreckt, begnügte man sich nun bekanntlich in Preußen nicht mehr mit Verboten.

Heine wußte freilich noch nicht, was in den preußischen Akten über die „Nachträge zu den Reisebildern" stand und wie die Regierung jene [illegible] zu „Kahldorf" auffassen würde, aber er ahnte [illegible] sah es voraus, wozu keine Prophetengabe gehörte. Es war kein Hirngespinst, wenn er am Schluße [illegible] Einleitung sagte: „Ach die ganze Zeitgeschichte ist [illegible] nur eine Jagdgeschichte. Es ist jetzt die Zeit der [illegible] Jagd gegen die liberalen Ideen. Berlin füttert die [illegible] Koppel . . ." (Werke, Elster VII. 293.) Und nicht [illegible] subjektiv, auch objektiv begründet war es, als er [illegible] Paris, 27. Juni 1831, an Varnhagen schrieb:

> „Ich habe zuletzt in Hamburg ein unerquickliches Leben geführt, ich fühlte mich nicht sicher, und da [illegible] eine Reise nach Paris schon längst im Gemüte dämmerte, so war ich leicht beredet, als mir eine große Hand [illegible] besorglich winkte. Indessen: Fliehen wäre leicht [illegible] man nicht das Vaterland an den Schuhsohlen mit [illegible] schleppte! Ich parodiere Danton mit Schmerzen. Es kann mir hier nicht schlechter gehen, wie in der Heimat, wo ich nichts als Kampf und Not habe, wo ich [illegible] sicher schlafen kann . . ."

Treten wir nicht in den Streit ein, wessen „große Hand" es war, die Heine „winkte"; es bedurfte [illegible] solchen Winks nicht; ihn warnte schon das dam[illegible]

hende Regierungssystem genügend. Die von :r publizierten Akten beweisen nur, wie recht er hatte. Seit der Veröffentlichung dieser Akten kann es die Frage, ob Heine 1831 nur zum Vergnügen nicht vielmehr aus den triftigsten Rücksichten für persönliche Sicherheit nach Paris gegangen ist, Unklarheit mehr geben. Und einen „freiwilligen ıtling" wird ihn nur derjenige nennen dürfen, :twa der Meinung sein sollte: wer ins Ausland um unausbleiblicher Verfolgung zu entgehen, ur dann ein Flüchtling zu nennen, wenn er dies rechtzeitig thue, nicht bevor die Verfolgung ein-tet sei! Zu dieser Ansicht wird sich aber doch nand im Ernste bekennen mögen.

eine ging 1831 nicht freiwillig ins Exil. Und r etwa bis 1844, wo die steckbriefliche Verfolgung nn, freiwillig im Exil geblieben?! Was harrte r in Preußen?! Darauf geben die in meinem n Aufsatz im Auszug mitgeteilten Aktenstücke die bar klarste Antwort. Man denke an die Kabinets-r Friedrich Wilhelm III. vom 17. Februar 1833 : die „Französischen Zustände", an den Vernich-ıskrieg, den die preußische Regierung in ganz ıtschland gegen die „Vorrede" führte! Wenn, um einziges Detail zu wiederholen, die preußische ;ierung 1834 die Regierung der Freien Stadt ınkfurt zwang, gegen zwei Buchhändler, die Heines riften verkauften, die peinliche Untersuchung zu fnen, welches Schicksal hätte sie dem Autor selbst :itet, wenn sie seiner habhaft geworden wäre?! .n denke, wie es 1834 Heinrich Laube erging, als „wegen frechen Tadels von Staats-Institutionen, :egung von Mißvergnügen gegen den deutschen nd und Tadel des Königs", daneben wegen Teil-ıme an der Burschenschaft in Untersuchung gezogen rde.

Nach achtmonatlicher Untersuchungshaft zu sieben-rigem Festungsarrest verurteilt, mußte Laube dann ı mindesten anderthalb Jahre im Gefängnis ver-ıgen, und auch diese Linderung der Strafe dankte nur der Fürsprache einflußreicher Gönner. Wie . wäre es Heine ergangen, mit dem verglichen ıbe in den Augen der preußischen Regierung wie unschuldiges Lämmchen erscheinen mußte?! Und : erst hätten sich für Heine die Dinge nach dem rdikt des Bundestags über das Junge Deutschland, : nach dem General-Verbot seiner Schriften in eußen gestaltet, wenn er den preußischen Behörden Möglichkeit gegeben hätte, sich mit seiner Person beschäftigen! Um dies recht zu ermessen, erwäge m, wie es Gutzkow, Laube, Mundt erging, obwohl mehr oder minder reumütig Abbitte geleistet hatten! :ine aber hatte keinen Schritt gethan, um eine Milde-ng oder Aufhebung des Verbots seiner Schriften zu wirken. Wenn es den bußfertigen Sündern so limm erging, welches Schicksal hätte sich über dem rstockten Rädelsführer entladen!

Heine blieb frei, weil er in Paris lebte. Daß ihn die preußische Regierung auch dort beobachten ließ, kann keinem Zweifel unterliegen. Die folgenden Stellen seiner Briefe — ich begnüge mich aus Raum-gründen mit einigen wenigen — enthalten keine Un-wahrheiten, keine Hirngespinste:

> . . . Diese letztere ist meine Hauptadresse und die sicherste, wenn man sonst keine königl. preuß. Post-amtsindiskretion zu fürchten hat. Ich bin um-geben von preußischen Spionen; obgleich ich mich den politischen Intrigen fern halte, fürchten sie mich doch am meisten. (Brief an Varnhagen von Ense, Paris, 27. Juni 1831.)

> . . . Sie haben keinen Begriff davon, wie es in diesem Augenblicke um mich her tost und stürmt. Ich habe hier . . . und die preußischen Spione auf dem Hals . . . Hier nicht einmal ist man sicher. Vorigen Samstag sind hier mehrere Deutsche arretiert, und auch ich fürchte jeden Augenblick arretiert zu werden. (Brief an Heinrich Laube, Paris, 10. Juli 1833).

> . . . Ich schrieb ihm [Varnhagen] nie, aus Furcht, daß meine Briefe ihn kompromittieren könnten. (Brief an Rosa Marie Assing, Jonchère, 30. Juni 1835.)

Ich sagte, dies seien keine Unwahrheiten, denn Heines Mitteilungen sind hier nicht bloß an sich glaub-würdig, sondern sie decken sich auch mit feststehenden Thatsachen. Es gab in Paris zahlreiche preußische Spione; jeder deutsche Flüchtling von einiger Bedeu-tung war ihrer Beobachtung ausgesetzt; das Brief-geheimnis wurde zur Zeit, da Herr von Nagler das preußische Postwesen leitete, aus politischen Rücksichten oft genug verletzt. Thatsache ist ferner, daß die Ver-haftung oder Ausweisung deutscher Flüchtlinge aus Paris in den meisten Fällen auf die Reklamationen der preußischen Gesandtschaft bei der französischen Re-gierung zurückzuführen war. Obwohl z. B. Jakob Venedey in seiner Zeitschrift „Der Geächtete" alle deutschen Bundesstaaten befehdete, war es doch nur Preußen, das 1835 die Unterdrückung des Blattes und die Internierung des Redakteurs in Havre durchsetzte; Heines Bemühungen bei Thiers, dies zu hintertreiben, blieben vergeblich, wohl aber war es Heines Vermitt-lung zu danken, daß Venedey 1840 nach Paris zurück-kehren durfte. Es ist undenkbar, daß die preußischen Spione jeden anderen Flüchtling beobachtet hätten und nur den berühmtesten und der preußischen Regierung unangenehmsten Mann unter ihnen nicht; undenkbar, daß Preußen die Ausweisung oder Internierung von Leuten dritten Ranges gefordert, hingegen die Heines nie angeregt hätte. In einer öffentlichen Erklärung (Paris, 15. Mai 1848 Werke Strodtmann X, 152) hat Heine gesagt:

> . . . Vielleicht auch wollte die französische Regierung nicht ostensibel einen Mann unterstützen, der den deut-schen Gesandtschaften immer ein Dorn im Auge war, und dessen Ausweisung bei mancher Gelegenheit reklamiert worden. Wie dringend meine königlich preußi-schen Freunde mit solchen Reklamationen die französische Regierung behelligten, ist männig-lich bekannt. Herr Guizot verweigerte jedoch hart-näckig meine Ausweisung . . .

Kein anderes Schriftstück Heines ist so oft, so genau auf seine Richtigkeit hin durchgeprüft worden

wie diese Erklärung, was begreiflich ist, da sie sich auf einen Punkt bezieht, der für die Beurteilung seines Charakters von großer Wichtigkeit ist: seine französische Pension. Satz für Satz ist unter die Lupe genommen und manche Behauptung Heines auch mit Erfolg bekämpft worden. Die Richtigkeit der oben zitierten Sätze aber hat kein Kritiker bezweifelt und mir ist auch, Treitschke ausgenommen, kein Beurteiler Heines bekannt, der sie auch nur in Zweifel gezogen hätte. Der wiederholte Versuch, Heine aus seinem Pariser Asyl zu verscheuchen, darf als erwiesene Thatsache gelten.

Man sieht, Treitschkes Behauptung, Guizot habe aus den „herzbrechenden Klagen" des Dichters den Schluß gezogen, „daß Heine in Deutschland als ein fürchterlicher Hochverräter verfolgt würde," ist nicht zutreffend. Der französische Staatsmann hatte dies von den deutschen Regierungen selbst erfahren. Ferner aber: so zweifellos die oben wiedergegebene Mitteilung des preußischen Ministers des Innern Grafen Arnim an seinen Kollegen vom Auswärtigen Amt Freiherrn v. Bülow, „gegen Heines Person seien diesseits keine Maßregeln ergriffen" bona fide erteilt war, richtig ist sie nicht.

Heine hatte schon vor Erlassung der Steckbriefe von 1844 Schlimmes zu gewärtigen, wenn er von den preußischen Behörden ergriffen wurde. Dafür sprechen alle Thatsachen und dagegen nur die einzige, daß er 1843 seinen Weg von Paris nach Hamburg auch durch preußisches Gebiet nahm. Aber auch diese Thatsache verliert ihre Beweiskraft, wenn man die Umstände des Näheren in Betracht zieht.

Heines Besuch galt bekanntlich seiner greisen Mutter. Oft genug hatte sie seinen Besuch erbeten; was ihn fern hielt, war u. A. auch die Furcht vor den preußischen Behörden. Da, plötzlich, am 18. Oktober 1843, schrieb er ihr:

> . . . Ich will Dich noch früher sehen, als im Frühjahr, noch in diesem Jahr, und ehe Du Dich dessen versiehst, eines frühen Morgens stehe ich in Lebensgröße vor Dir. — Das ist aber ein großes Geheimnis, und Du darfst keiner Seele ein Wort davon sagen, denn ich reise nicht zu Wasser, sondern gradeswegs durch Deutschland, und da ich auch hier Niemandem davon spreche, und auch schnell reisen werde, ist von der Regierung nichts zu fürchten. — Aber wie gesagt, keiner Seele ein Wort davon.

Heine teilte also selbst der Mutter seine Absicht erst knapp vor der Abreise und als streng zu hütendes Geheimnis mit. Am 21. Oktober 1843, im Augenblicke der Abreise, schrieb er ihr:

> Ich bin im Begriff, von hier abzureisen, vorerst nach Brüssel, von da gehe ich wahrscheinlich nach Amsterdam und von dort über Bremen nach Hamburg.

Heine hatte also nun seine Disposition geändert, er wollte nicht mehr „gradeswegs durch Deutschland" reisen, sondern längs der Nordsee mit Vermeidung preußischen Gebietes.

Man war um so geneigter anzunehmen, daß Heine diese Route gewählt habe, als der nächste Brief Heines an die Mutter aus Bremen, 28. Oktober [illegible] datiert ist, und Strodtmann (Biogr. II. 36 [illegible] auch „Deutsche Dichtung", XXXI. 296) sag[illegible] ihm der preußische Gesandte den Paß nich[illegible] Route über Aachen und Köln visieren wollte, [illegible] von Brüssel mit der Post über Amsterdam und Bre[illegible]

Nun war aber dem nicht so, wie man aus [illegible] J. Nassens Mitteilung in der „Deutschen Di[illegible] (XXXI. 126) weiß: Heines Name steht unter [illegible] 28. Oktober 1843 in der Fremdenliste von M[illegible] verzeichnet. Wie aber erklärt sich die falsche M[illegible] des sonst so zuverlässigen Strodtmann? [illegible] J. Nassen hat in einem Artikel der „Allgem[illegible] Zeitung" vom 9. Mai 1902, der mit Recht ein[illegible] diesen Herrn nicht eben schmeichelhafte Beur[illegible] seitens der Heine-Kenner gefunden hat, die Verm[illegible] geäußert, Strodtmanns Quelle sei die „Köln[illegible] Zeitung" vom 30. Oktober 1843 gewesen, die [illegible] der „Democratie pacifique" gemeldet habe, der [illegible]sche Gesandte habe abgelehnt, Heines Paß zu [illegible] dessen ungeachtet sei Heine abgereist. Das ist [illegible] die einzige halbwegs plausible Hypothese in [illegible] traurigen Elaborat des Herrn Nassen, und eine [illegible] beiden „Funde", die er dort mitteilt. Der [illegible] Fund ist eine Notiz der „Kölnischen Zeitung" [illegible] 12. November 1843, daß die preußische Gesand[illegible] die Visierung des Passes nicht abgelehnt habe; [illegible] sei mit einem französischen Paß „ohne alle Not [illegible] angenommenem Namen gereist.

In Münster mindestens trug sich der Dichter [illegible] „Heine, Particul. aus Paris" ins Fremdenbuch [illegible] Hotels ein, was freilich noch nicht beweist, daß [illegible] anderwärts ebenso gehalten habe. Auch ist der [illegible]zösische Paß eine unerwiesene Behauptung. Aber [illegible] der preußische Gesandte garnicht in die Lage gekom[illegible] sei, Heines Gesuch abzulehnen, ist glaubhaft. [illegible] mußte ja wissen, daß er das Gesuch ablehnen [illegible] und so hätte es nur den Zweck gehabt, die preuß[illegible] Behörden von seiner Absicht zu unterrichten, die [illegible] doch ihnen „ein großes Geheimnis" bleiben sollte.

Man sieht, Heine benimmt sich auch auf [illegible] Reise so, wie ein Mann, der Verfolgung zu befürch[illegible] hat. Er will zunächst nach Preußen reisen, [illegible] längs der Nordsee, schließlich berührt er doch preuß[illegible] Gebiet. Aber er reist als „Particulier", reist [illegible] rasch und nimmt von Münster nach Hamburg [illegible] Weg über Bremen, verläßt also das preußische Geb[illegible] baldigst wieder. Auf der Rückreise übt er gleich[illegible] größte Vorsicht. Kurz, so benimmt sich ein „Flüch[illegible]ling", nicht ein Mann, der sich sicher weiß.

X. War Heine in Frankreich naturalisiert[illegible] Treitschke antwortet darauf: „Allem Anschein na[illegible] ja!" und brandmarkt dann Heines Versicherung [illegible] hätte wohl die bezüglichen „Formalitäten, die zu [illegible] verpflichten", erfüllt, aber aus „närrischem Hoch[illegible] des deutschen Dichters" die Naturalisation nicht [illegible]lich vollziehen lassen, recht unverblümt als eine [illegible]

für die „historische Wissenschaft" keinerlei Bedeu-
, habe. Noch bevor die weiter unten zu erwähnen-
Aktenstücke bekannt waren, mußte diese Behauptung
:tschkes als eine verwunderliche und jedenfalls sehr
orsichtige erscheinen, denn er stützte sich nur auf
ende Punkte:

1. Die Anfrage Bressons. Aber diese bewies
, wie bereits hervorgehoben, daß Heine sich um
„admission à domicile" beworben habe und nichts
:er. Also nur dasselbe, was Heine selbst zugab.

2. Die Mitteilungen deutscher Flüchtlinge, die
als in Paris lebten, namentlich zwei Äußerungen
ges. Nun hatte aber Heine selbst nachdrücklich
ärt, diese Mitteilungen seien irrig gewesen. Treitschke
t trotzdem einen Irrtum Ruges für ausgeschlossen.

3. „Als im Januar 1846", sagt Treitschke,
uizot die Mitarbeiter der unterdrückten radikalen
tschrift „Vorwärts", sämtlich Ausländer, auszu-
sen beschloß, da wurde nur der Franzose Heine
genommen." Die Stelle enthält fast ebenso viel
tümer wie Worte. Die Ausweisung erfolgte, wie
eits bemerkt, im Januar 1845, auch „entschloß"
Guizot nicht etwa aus freien Stücken dazu, son-
n auf Grund dringlicher Noten der preußischen
gierung und mündlicher Vorstellungen des preußischen
sandten (Strodtmann, Biogr. II. 318.) Guizot
t es, weil ihm selbst die meisten Mitarbeiter des
orwärts" als Kommunisten unsympathisch waren
d um Ruhe zu bekommen. Auch war von der Aus-
isung damals so wenig bekannter Schriftsteller wie
rnays, Börnstein oder Marx kein peinliches Auf-
sen zu befürchten. Anders lagen die Dinge bei
ine. Seine Ausweisung hätte einen europäischen
kandal bedeutet, den Nimbus von Guizots Libe-
lismus vernichtet, und so wählte Guizot das geringere
el, indem er in diesem Punkte den Wünschen
reußens nicht nachgab und Heine in Paris ließ.
aß etwa Guizot selbst, um Ruhe zu bekommen, dem
eußischen Gesandten erklärt hätte, Heine sei natura-
siert Franzose und darum nicht ausweisbar, ist
sgeschlossen, denn hiervon abgesehen, daß dies, wie
ir nun wissen, eine Unwahrheit gewesen wäre, so
itte dies doch der preußische Gesandte zweifellos
ach Berlin gemeldet und Treitschke hätte sich diesen
eweis für seine Behauptung nicht entgehen lassen;
heute er doch die Mühe nicht, das Geheim-Archiv
uf alle etwaigen Belege für seine Behauptung durch-
suchen und selbst viel geringe Belege beizubringen.
r fand also nichts und eine solche Äußerung Guizots
ann sich auch nicht in den Akten finden, sondern
reitschke schloß: Da Guizot Heine nicht auswies,
kann dies nur deshalb geschehen sein, weil Heine
aturalisierter Franzose war, und darum schrieb er
ugs: „. . . der Franzose Heine . . ."

Eine solche Beweisführung konnte nicht unwider-
prochen bleiben. Einige Schriftsteller, die sich mit
Heine beschäftigen, erhoben Einspruch dagegen, so auch Herr J. Nassen in seinem Buche: „Neue Heinefunde" (Leipzig, 1898), dessen sechster Abschnitt mit der Überschrift: „H. Heine als Flüchtling! Kein Märchen!" speziell gegen Treitschke gerichtet ist. Herr Nassen betonte, daß Treitschke „ohne jegliche Beweisgründe" behauptet habe, „Heine sei in Frankreich naturalisiert gewesen" (S. 51) und kam zu dem Ergebnis:

> Das Werk v. Treitschkes, der meist in seinen Urteilen gegen H. Heine zu scharf ist, wird man demnach von jetzt ab in Dingen, die Heine angehen, nur mit der größten Vorsicht benützen können. (S. 47.)

Dieser Aufsatz Herrn Nassens ging spurlos vorüber; er wurde weder von Freunden, noch von Gegnern seines Standpunkts irgendwie beachtet, und das war ein verdientes Los. Herr Nassen ist ein Kompilator ohne Geschmack und kritisches Urteil; wenn man ihm zuweilen auch in ernsthaften Zeitschriften das Wort verstattet oder die Ehre eines Citats anthut, so geschieht es deshalb, weil er unablässig alte Zeitschriften durchforscht und dabei neben vielem Unbedeutenden auch manchmal eine brauchbare Notiz findet, die er dann freilich meist mit haarsträubenden Schlüssen zu begleiten pflegt. Diese Schlüsse läßt man unbeachtet oder widerlegt sie, was in der Regel leichte Mühe ist; den Fund, so weit er brauchbar ist, registriert man als einen kleinen Beitrag zur näheren Kenntnis des Dichters. Von solchen Funden, die bis dahin unbekannt gewesen wären, enthielt jener Aufsatz nichts (auch der Steckbrief gegen Heine war bereits bekannt), er bestand in der Hauptsache aus einer Kompilation von Briefstellen Heines, Citaten aus seinen Schriften, Citaten aus Brandes und Treitschke, Alles wirr wie Kraut und Rüben durcheinandergemischt. Dazu die Kritiklosigkeit des Standpunkts, eine blinde Heine-Schwärmerei, die der Erkundung der Wahrheit ebenso hinderlich ist wie der blinde Haß gegen Heine.

Wie gesagt, der Aufsatz ging spurlos vorüber, und wenn ich ihn hier citiere, so geschieht dies aus einem besonderen Grunde. Derselbe Herr J. Nassen, der Heine kritiklos angebetet und über Treitschke das oben citierte Urteil gefällt hatte, wurde jählings ein Heine-Verächter und Treitschke-Schwärmer, wie sein bereits citierter Aufsatz in der „Allgemeinen Zeitung" vom 9. März 1902: „Hat Heinrich Heine sich in Frankreich naturalisieren lassen?" bewies. Herr Nassen fand auf diese Frage ein ebenso begeistertes und energisches „Ja", wie es vier Jahre zuvor sein „Nein" gewesen.

Was Herr Nassen in diesem Aufsatz Alles nebenbei sagt, kann, der Wichtigkeit dieses Schriftstellers entsprechend, unerörtert bleiben, und so weit die Stellen, welche diese Zeitschrift und mich betreffen, eine Zurückweisung meinerseits erfordern, will ich dies bei anderer Gelegenheit thun, weil es geschmacklos wäre, die sachliche Nachprüfung der Behauptungen eines Historikers vom Range Treitschkes zu unterbrechen, um einen „Forscher" von Herrn Nassens Range abzufertigen. Auch die maßlosen Beschimpfungen und Verdächtigungen, mit

denen Herr J. Nassen nun plötzlich Heine heimsucht, sind zu unschädlich, um einer Zurückweisung zu bedürfen; es hat dem Andenken Heines nicht geschadet, als ihn Herr J. Nassen mit fast beispielloser Verehrung umwedelte, und noch weniger wird es ihm schaden, wenn Herr J. Nassen ihm nun mit fast beispielloser Gehässigkeit an die Waden fährt.

Hier also sei nur verzeichnet, was Herr J. Nassen an neuen Gründen für Heines Naturalisation in Frankreich beibrachte.

1. Bei der Enthüllung des Heine-Grabmals auf dem Montmartre habe der Festredner Gaston Deschamps gesagt: „. . . . il s'est fait Français", und widersprochen habe in der französischen Presse Niemand. Ich denke, die Triftigkeit dieses Beweisstückes bedarf wahrlich nicht erst der Beleuchtung.

2. Neben den von Treitschke angeführten Beweisen, der Anfrage Bressons und der Mitteilung Ruges, beruft sich Herr J. Nassen auch auf das bereits eingangs citierte Witzwort Heines in den „Gedanken und Einfällen". Was Herr J. Nassen damit wollte, ist glattweg unverständlich, denn die Stelle beginnt ja mit den Worten: „Ich habe mich nicht naturalisieren lassen . . ."

3. Heine habe oft gelogen und darum sei ihm auch in diesem Punkte eine Lüge zuzumuten. Zu diesem Zwecke scharrt Herr J. Nassen — wohlgemerkt, derselbe J. und derselbe Nassen, für den bisher jeder Ausspruch Heines den Wert eines Dokuments hatte — Alles zusammen, was sich in der Heine-Litteratur an bewiesenem und unbewiesenem Material dieser Art findet. Herr J. Nassen steuert zu dieser Blütenlese aus Eigenem nur einen Beweis bei, aber wahrlich, er ist überzeugend genug. Herr J. Nassen schreibt nämlich:

> In einem Briefe vom 26. Juni 1854 — also kurz vor seiner Erklärung, er sei nicht in Frankreich naturalisiert, bittet er [Heine] die Schwester, der Mutter eine Unwahrheit zu sagen.

Worin diese Unwahrheit besteht, sagt Herr J. Nassen nicht. Das aber wäre um so notwendiger gewesen, als dieser Brief bisher nur in einem wenig verbreiteten Buche (Heinrich Heines Familienleben, Hamburg 1892) gedruckt war. Die Stelle, die Nassen einzig meinen kann (S. 287), lautet:

> Liebes gutes Lottchen! Meine Frau hat sich das Vergnügen gemacht, für Dich eine Robe nach dem neuesten Geschmacke carrirt, und 2 Roben für meine Nichten . . auszusuchen, und ich schicke Dir dieselben durch die Eisenbahn in einem besondren Kistchen. Ich habe für die Mutter nichts gekauft, da sie eine Prachtrobe sich doch nicht machen läßt und nur schreien würde. — Ich bitte Dich daher, kaufe für sie in Hamburg eine wunderschöne Mütze, und sage ihr, daß dieselbe in Deinem Packet beigepackt war; kaufe so schön als möglich, und sage mir, wie viel Du für mich ausgegeben hast.

Das ist Alles. Heine findet in Paris nichts, was für die Mutter passend wäre, und bittet daher die Schwester, in Hamburg ein Geschenk zu kaufen und es der Mutter als von ihm aus Paris gesandt zu überreichen! Und weil Heine am 26. Juni 18[54] diese „Unwahrheit" begangen hat, so will Herr J. Nassen glauben machen, er habe auch mehrere [...] später gelogen, als er versicherte, er sei nicht [fran]zösischer Staatsbürger geworden.

Er will es glauben machen, er selbst hat es [...] geglaubt. Derselbe Herr J. Nassen legte 18[..] [in] seiner Heine verhimmelnden Schrift: „Heinrich He[ines] Familienleben" dar, daß und „warum er (Heine) [mit] allen Fasern seines unendlicher Liebe und Güte fähig[en] Dichterherzens an seiner teuren Mutter hing." [...] Er hat diese Liebe und Güte auch aus dieser [„Un]wahrheit" herausfühlen müssen. Und dennoch [hat] er für Heines Charakter aus dieser Stelle [einen] Strick gedreht! Mit gleich bedenklichen Waffen ist [...] Heine bisher nie befehdet worden, wie sie dieser [...] der Heine-Schwärmerei gebraucht. Man wende [...] ein: „Wer je etwas von Herrn J. Nassen gelesen [hat], weiß, daß schon vor seiner Geburt mit Pulver geiz[...] worden ist; dies ist ein neuer Beleg dafür." Gewiß, [...] dies trifft zu, aber nicht dies allein. Warum hätte [er] sonst die Stelle nicht wörtlich angeführt?!

So schwer wiegt Herrn J. Nassens Beitrag zur [...] Heines Glaubwürdigkeit, und Einiges von dem, [was] er Anderen entlehnt, wiegt nicht viel schwerer. [...] daß Heine auch Unwahrheiten nachgewiesen [...] (Herr J. Nassen, der in der Heine-Litteratur [...] Bescheid weiß, hat einige übersehen), steht fest. [...] wohl widerspreche ich, indem ich dies hervorhebe, [...] der Ansicht, die ich in den ersten Zeilen dieser [...] ausgesprochen habe. „Paupertas meretrix". [...] hat in seinen bitteren materiellen Nöten nicht im[mer] die Wahrheit gesagt. Auch die Thatsache, daß [er] 1816, um auswandern zu können, von den Elt[ern] um zwei Jahre jünger gemacht wurde, als er [war], hat ihn in eine Reihe von Notlügen verstrickt; [...] eben durch eine Täuschung über sein Alter ermöglich[te] Erwerbung der Staatsangehörigkeit in Hamburg [hat] er gleichfalls zu verschleiern bemüht gewesen. [...] wo er nicht mußte, wo ihn nicht die Sorge peinig[te], hat er auch keine Unwahrheit gesagt, und niemand wird ihn gerechter Weise eine verlogene Natur nennen dürfen. Und darum wäre dieser Punkt von Herrn J. Nassens Beweisführung ein verfehlter gewesen, selbst wenn er Triftigeres aus Eigenem hätte [bei]steuern können, als die Geschichte von der Haube, [die] doch nur eine Hamburger Haube war und die der verworfene Lügner Heine für eine Pariser Haube ausgegeben wissen wollte!

4. Nachdem Herr J. Nassen seine „Blütenlese", wie er diesen mühselig zusammengescharrten Kehricht[...]haufen nennt, ausgekramt, überläßt er dem „[...] selbst" die Entscheidung, „ob Herr v. Treitschke [...] aber H. Heine mehr Glauben verdient."

Wie bei der Geschichte mit der Haube muß [man] auch hier fragen: ist dies ebenso loyal, wie es ge[ist]reich ist, oder überwiegt auch hier die Loyalität

m was um Himmels willen hat die Frage von nes Naturalisation mit Treitschkes persönlicher ubwürdigkeit zu schaffen?! Diese Frage ist ja für Heines Glaubwürdigkeit bedeutsam, denn ne mußte wissen, ob er Franzose geworden sei r nicht. Treitschke aber folgerte aus Akten und esen, die er anführte, und ob er eine richtige oder ichtige Folgerung zog, seine eigene Glaubwürdig- hatte damit nichts zu thun!

5. Schließlich aber gab Herr J. Nassen noch en „Fund“, die bereits oben erwähnte Notiz der ilnischen Zeitung“ vom 12. November 1843, be- nend mit: „Man schreibt aus Paris.“ Der Inhalt ersten Satzes ist bereits oben wiedergegeben, hier zweite:

> Hr. Heine ist nämlich gar nicht mehr preußischer Unterthan, da er bei der französischen Regierung seine Naturalisation erlangt hat und bereits hier die bürger- ichen Rechte genießt.

Und diese anonyme Zeitungsnotiz unbekannten sprungs (aus welchem Blatte die „Kölnische Zeitung“ übernommen, wissen wir ja nicht), hielt Herr Nassen für ein Aktenstück von ausschlaggebender deutung, hielt sie dafür, obwohl der erste Satz om „angenommenen Namen“) eine ihm bewußte richtigkeit enthielt! Und von diesem Funde hoffte daß er „die Entscheidung vielleicht ganz herbei- ren werde“!

Diese Hoffnung sollte sich denn auch erfüllen, nn auch in ganz anderer Art, als Herr J. Nassen hofft hatte. Schriftsteller seines Schlages sind als reunde besten Falls unschädlich, aber als Feinde nnen sie nützlich sein. Herrn J. Nassens Philippika gen Treitschke hatte dem Andenken Heines nichts nützt, aber seine Philippika gegen Heine nützte esem Andenken.

Bereits in ihrer Nummer vom 31. Mai ver- fentlichte die „Allgemeine Zeitung“ eine kurze, aber lagende Entgegnung von Dr. F. Mentz:

> Dem (Nassens ‚Beweisen‘) gegenüber ist darauf hin- zuweisen, daß in dem Bulletin des lois die Namen derjenigen Personen, die in Frankreich eine lettre de naturalité erhalten haben, veröffentlicht werden, daß sich aber während der ganzen, in Betracht kommenden Zeit (1831—1856) der Name H. Heines unter diesen nicht findet.

Damit war die Entscheidung „ganz herbeigeführt“: eine ist niemals französischer Bürger ge- orden.

Wie weit er in der Erfüllung der „Formalitäten, e zu nichts verpflichten“, gekommen ist, ist eine an- re Frage. In letzter Zeit sind, gleichfalls durch errn J. Nassens Artikel veranlaßt, zwei Mitteilungen arüber erfolgt.

Ernst Elster veröffentlichte neben dem Wortlaut der okumente aus dem Geheim-Archiv in der „Deutschen undschau“ auch (a. a. O. 228) ein auf Heine be- ügliches Schreiben der Pariser Präfektur vom 6. Juni 1843, worin mitgeteilt wird:

> . . . daß der von ihm [Heine] eingereichte Offenkundig- keits-Nachweis seinen Geburtsschein nicht ersetzen kann und daß es, falls er in die Bürgerliste nicht eingetragen ist, Sache der Behörden seines Geburtslandes ist, ein Zeugnis seiner Herkunft in den üblichen Formen zu liefern . . .

Der Sachverhalt war also der: Für die admission à domicile bedurfte es eines Geburtsscheins. Heine be- saß keinen solchen, konnte ihn auch nicht beibringen (vergl. mein Schriftchen „Heines Geburtstag“ [Berlin 1900] S. 6 ff.) Er versuchte es also mit einer „acte de notoriété“, dies heißt, einer Bescheinigung von sieben Personen, welche bezeugen, daß die betreffende Person wirklich diejenige sei, für die sie sich ausgebe. Diese aber genügte dem Siegelbewahrer nicht und er ver- langte ein Attest der preußischen Behörden, das Heine wieder aus anderen naheliegenden Gründen nicht auf- bringen konnte. Und darum habe er, meint Elster, schon die Bewerbung um die admission à domicile aufgegeben.

Das klingt nicht recht plausibel. Besaß Heine auch keinen Geburtsschein, so doch einen Taufschein, der auch sein Geburtsdatum enthielt. Auf diesen Taufschein berief sich Heine auch sonst, wenn er sein Geburtsdatum nachweisen sollte, und dieses Dokument hätte vielleicht auch den französischen Behörden genügt.

Begründeter scheint mir eine zweite, von Dr. F. Mentz aufgestellte und durch Thatsachen belegte Ver- mutung (Allgemeine Zeitung v. 31. Mai 1902.) Ihr zufolge hätte Heine die Heimatsberechtigung in Frankreich wirklich besessen, und zwar nicht Kraft erfolgreicher Bewerbung um die „admission à domicile“, sondern Kraft seiner Geburt:

> Der Dichter hatte, da seine Vaterstadt Düsseldorf 1791—1801 zu Frankreich gehört hatte, nach Artikel 3 des Gesetzes vom 14. Oktober 1814 das Recht „de s' établir dans notre royaume (Frankreich) et d'y jouir des droits civils“ (worunter jedoch nicht die staatsbürgerlichen Rechte zu verstehen sind).

Wenn dem so war, und es läßt sich nichts Triftiges dagegen einwenden, dann hätte sich Heine mit seiner Bewerbung um die admission à domicile nutzlos Sorge und Mühe gemacht. Denn die Möglichkeit, in Frankreich ohne Furcht vor Ausweisung leben zu dürfen, hatte er dann schon durch dies Gesetz. Mehr aber als diese Möglichkeit hat er nie angestrebt und nie erreicht, er wollte nicht französischer Bürger werden und ist es nicht geworden.

Es ist mir nicht leicht gefallen, in dieser Studie den Behauptungen Treitschkes immer und immer wieder entgegentreten zu müssen, denn er gehört zu den Schriftstellern, deren Begabung ich aufrichtig bewundere und hat zudem großen Einfluß auf meine eigene politische Entwicklung geübt. Wenn ich, der Schüler eines Gymnasiums im Osten Österreichs, 1867, ein Jahr nach Königgrätz, in Wien jene nationale Anschauung gewann, die mir durchs ganze Leben eine Führerin geblieben ist, so danke ich dies hauptsächlich den begeisternden Aufsätzen Treitschkes. Derlei vergißt sich nicht leicht.

Aber ich glaube es auch nicht vergessen zu haben. Wer eine Wahrheit findet, muß sie aussprechen, es sei gegen wessen Autorität immer. Treitschke behauptet, Heine sei Preuße gewesen und er war es seit 1816 nicht mehr. Er behauptet, daß Heine niemals von den preußischen Behörden verfolgt worden und diese Verfolgung währte lange Jahrzehnte, war seit 1844 vollends eine steckbriefliche Verfolgung. Treitschke behauptet, das Schicksal seine Bücher verboten zu sehen, habe Heine mit Anderen getheilt, auch leicht tragen können, weil die Verbote den Absatz nur gefördert hätten. Und nun war die Verfolgung der Schriften Heines durch Preußen weitaus die schwerste, die einen Schriftsteller jener Zeit traf und er hat schwerer darunter gelitten, als die meisten ander[...] Treitschke behauptet, Heine habe während der Krie[...] gefahr von 1840 geschwiegen, dann die Sch[...] Deutschlands und den Sieg der Franzosen geweis[...] und Heine hat für den Fall eines Krieges [...] Sieg Deutschlands prophezeit. Treitschke behaup[...] Heine sei 1846 von Preußen kein Leid gesche[...] und es geschah ihm das härteste, das einem [...] Menschen angethan werden kann. Treitschke ne[...] Heine einen Feigling und er war es nicht. u. s. w. u. [...] Schließlich aber das wichtigste, das „Märchen [...] Flüchtling Heine,“ ist kein Märchen, sondern [...] Wahrheit, wogegen die angeblich wahre Geschichte [...] Heines französischem Staatsbürgerrecht ein Märchen[...]

Litterarische Notizen.

— Das Museum. Eine Anleitung zum Genuß der Werke bildender Kunst von Wilhelm Spemann. Herausgegeben von Richard Graul und Richard Stettiner (Stuttgart, W. Spemann). Das nun im siebenten Jahrgang stehende, an dieser Stelle wiederholt nach Gebühr gewürdigte Werk hat seinen Nebentitel bescheiden genug gewählt. Denn was es bietet, ist weit mehr als Anleitung oder Anregung zum Genusse der Kunst, es ist durch sehr viele der gebotenen Blätter Genuß selbst. Das Werk, auf breiter Basis aufgebaut, besteht aus jährlich 20 Heften samt Erläuterungen und größeren Textbeilagen, ist auf die breite Masse berechnet, auf solche Leser und Anschauer, denen es ihre Lebenslage nicht gestattet, als Kunstpilger die Welt zu durchziehen. Aber nicht nur der bescheidene Kunstbegeisterte, der für sehr wenig Geld aus dem Museum die Kunstschätze der Welt kennen lernen kann, nicht nur der wissensdurstige Schüler, der daraus durch Anschauung mehr lernen wird, als die dickleibigste Kunstgeschichte ihm durch Worte beibringen kann, nein, auch derjenige, der die Originale der reproduzierten Werke selbst gesehen hat, wird mit Freuden zu diesen Reproduktionen greifen. Denn es ist das höchste Lob, das einer derartigen Veröffentlichung gespendet werden kann, wenn für den siebenten Jahrgang wiederholt werden darf, was an dieser Stelle für den ersten Band gesagt worden ist: „Jedes Heft des „Museum“ kostet eine Mark, wofür acht Tafeln in teils mustergiltiger, stets aber tadelloser Ausführung und zudem, was Druck und Papier betrifft, in einer Ausstattung geboten werden, welche den Beisatz „Einzelverkauf nicht gestattet“ als keinen überflüssigen erscheinen läßt.“ Es gehört Fleiß, Rührigkeit, geläuterter Kunstsinn und feines Verständnis für die Bedürfnisse der breiten Masse dazu, um eine solche Publikation durch sieben Jahre nicht nur auf der Höhe zu erhalten, sondern rastlos bemüht zu sein, sie stets zu verbessern, wie das thatsächlich bei dem vorliegenden Werke der Fall ist. Zwei wahllos herausgegriffene Blätter Nr. 51 und 52 des laufen[...] Jahrganges: Jacob van Ruisdael „Der Eichwald“ [...] Hans von Marées „Der hl. Georg“ könnten alle[...] beweisen, mit welcher Sorgfalt die Auswahl der Kun[...] werke getroffen ist, um reiche Abwechslung in das Gebote[...] zu bringen und wie sehr die Herausgeber bemüht [...] einen Überblick über die Malerei im weitesten Sinn[...] geben. Vor Allem aber zeigen diese Blätter, mit welch[...] bewunderungswerten Genauigkeit in der, doch immer[...] außerordentlich billigen Wiedergabe die Malweise, [...] geradezu der Pinselstrich des Künstlers zur Geltung komm[...] besonders bei Marées ist es fast, als ob man sogar die Farben des Originals erraten könnte. Mit derselben Lieb[...] wie die Malerei ist auch die Plastik bedacht; so hat der laufende Jahrgang neben einer großen Reihe einzelne[...] Tafeln nach Donatello, griechischen Figuren, plastischen Werken der französischen Frühgotik zwei wundervolle Doppeltafeln: „Das Westportal der Kathedrale in Char[...]tres“ und den „Taufbrunnen des Jacopo della Quercia“ in San Giovanni in Sienna gebracht. Auch die so[...]nannte Kleinkunst ist nicht vergessen. Unter anderen bring[...] Heft 10 als Textbeilage: „Die italienische Buchillustration der Renaissance“ mit zahlreichen Illustrationen, Heft 1[...] „Griechische Vasen“ als illustrierte Textbeilage, dazu [...] Tafeln. Es ist überhaupt sehr dankenswert, daß einzel[...] Kunstepochen sowie auch einzelne Künstler in der Textbeilage besprochen und im selben Hefte in mehreren Tafeln vorge[...]führt werden, wodurch bis zu einem gewissen Grade ein Überblick gegeben werden kann. Die Erläuterungen zu den Einzelblättern sind meist, wenn auch nicht imme[r], ausreichend. Das Einzige, dessen Gleichbleiben getadel[t] werden muß, weil es damit auch gleich häßlich geblieben ist, ist der überaus geschmacklose Umschlag. Das „Museum“ könnte kaum besser, aber der Umschlag kaum noch geschmackloser sein.

Neue Bücher.

Nachstehend verzeichnete Bücher sind der Redaktion zur Rezension zugekommen:

Foerster, Heinrich, Weißt Du, was Sünde ist? Novellen. Planegg, Verlag Veritas.

Zutermeister, Eugen, Klänge aus stiller Welt. Gedichte. Zürich. Caesar Schmidt.

Souchay, Theodor, Elegien und andere Gedichte. Cannstadt. A. Reitzels Hofbuchhandlung. 1902.

Oscar, Karl, Vom Menschen zum Tyrannen. Drama, Leipzig, Oswald Mutze. o. J.

Jodok, Überdramen. 1. Bändchen, Berlin, Th. Mayhofer Nachf. o. J.

Fessel, Udo Siegfried, Sonnenkinder. Eine Märchen[...]sammlung. Erstes Bändchen, Berlin, Karl Mews jun. o. [...]

Wilpert, Richard v., Mongkut oder Die Stiefgro[...]schwiegermutter. Vers-Schauspiel. Leipzig, Oswald Mutze o. J.

Wilpert, Richard v., Im Jungfernstift oder Der ge[...]zämte Widerspenstige. Lustspiel. Leipzig, Oswald Mutze. o. [...]

Wilpert, Richard v., Irmgard oder Weibertreu. [...] Lustspiel. Leipzig, Oswald Mutze. o. J.

Braune-Roßla, Rud., Ledige Leute. [...] Thüringer Erzählungen. Leipzig 1902. Sächsischer Zeit[...]schriftenverlag.

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Herausgebers Karl Emil Franzos in Berlin. — Nachdruck auch im Einzelnen ist untersagt und wird strafgerichtlich verfolgt. — Verlag der Concordia Deutsche Verlags-Anstalt in Berlin. — Druck von Kißling & Krüger, Berlin N.

Deutsche Dichtung.

Herausgegeben
von
Karl Emil Franzos

Bd. 33

Deutsche Dichtung.

Deutsche Dichtung.

Herausgegeben

von

Karl Emil Franzos.

Dreiunddreißigster Band.

Oktober 1902 bis März 1903.

Berlin.
Concordia Deutsche Verlags-Anstalt.
1903.

Mitarbeiter-Verzeichnis des XXXIII. Bandes.

*

Inhalt des XXXIII. Bandes.

Novellen, Erzählungen, Skizzen.

Lyrik.

Sprüche.

Epische Dichtungen.

Dramatische Dichtungen.

Essays.

Seite

Aufruf.

Litterarische Notizen.

Neue Bücher.

Verzeichnis der besprochenen Bücher.

Italienische Volksballaden.

Aus Constantin Nigras „Canti Popolari del Piemonte."

Übersetzt von **Paul Heyse.**

Unentrinnbare Liebe.

„Wie könntet Ihr, o Schöne, vor Liebe sicher sein?"
„„Zur Taube will ich werden und fliegen frei im Hain.""

„Wollt Ihr zur Taube werden und fliegen frei im Hain,
Will ich ein Jäger werden und fangen bald Euch ein."

„„Und werdet Ihr ein Jäger und wollt mich fangen ein,
Will ich zum Aal mich wandeln und schlüpf' ins Meer hinein.""

„Wollt Ihr zum Aal Euch wandeln und schlüpft ins Meer hinein,
Ein Fischer will ich werden, zieh Euch ins Netz hinein."

„„Und wollt Ihr als ein Fischer mich zieh'n ins Netz hinein,
Will ich zur Rose werden, im Strauch versteckt zu sein.""

„Wollt Ihr zur Rose werden, im Strauch versteckt zu sein,
Zur Nachtigall dann werd' ich, find' wohl mein Röselein."

„„Wollt Nachtigall Ihr werden, zu finden das Röselein,
So will ich Nonne werden und tret' ins Kloster ein.""

„Und wollt Ihr Nonne werden und geh'n ins Kloster ein,
Zum Mönch will ich mich machen und Euer Beicht'ger sein."

„„Wollt Ihr zum Mönch Euch machen, mein Beichtiger zu sein,
Leg' ich mich hin zum Sterben, dann graben sie mich ein.""

„Legt Ihr Euch hin zum Sterben und geht zum Friedhof ein,
Zum Grab dann will ich werden, umarmen Eu'r Gebein."

Die störende Lerche.

Am Abend, gestern Abend legt' ich zum Schlaf mich nieder,
Dacht' an mein liebes Liebchen, fuhr in die Kleider wieder.

Ich gehe sachte, sachte zum Haus der liebsten Meinen,
Da fand ich sie im Bette, sie lag und schlief alleine.

Ich gab ihr flugs ein Küßchen, sie rührt sich nicht im Schlafe,
Ich gab ihr noch ein zweites: „Weh mir, ich bin verraten!"

„„Nein, nein, bist nicht verraten, frag nicht Verrat im Herzen,
Ich bin ja nur der Jüngling, der so Dich liebt mit Schmerzen.""

„Und bist Du jener Jüngling, wie konnt'st Du zu mir steigen?"
„„Durch jenes kleine Fenster, das Ihr mir wolltet zeigen.""

„Und bist Du jener Jüngling, so will ich Dir gehören.
Wir woll'n der Liebe pflegen, bis wir die Lerche hören."

„„O Lerche, schöne Lerche, arge Verräterin,
Du singst ja viel zu frühe, noch vor des Tags Beginn.""

Die nicht zufriedenzustellende Frau.

„Anna Maria, steht nun auf, steht nun auf; 's ist spät."
„„Aufsteh'n kann ich nimmermehr, eh' ich ein Huhn gegessen.""

Was hat da ihr Mann gethan? Hat ein Huhn geschlachtet.
„Anna Maria, steht nun auf! Huhn ist schon geschlachtet."

„„Aufsteh'n kann ich nimmermehr, eh' das Huhn gerupft ward.""
Was hat da ihr Mann gethan? Hat das Huhn gerupfet.

„Anna Maria, steht nun auf! Huhn ist schon gerupfet."
„„Aufsteh'n kann ich nimmermehr, eh' das Huhn gekocht ist.""

Was hat da ihr Mann gethan? Thät das Huhn ihr kochen.
„Anna Maria, steht nun auf! Thät das Huhn Dir kochen."

„„Autsteh'n kann ich nimmermehr, eh' ich ein Süpplein gegessen.""
Was hat da ihr Mann gethan? Kocht ihr auch das Süpplein.

„Anna Maria, steht nun auf! Fertig ist das Süpplein."
„„Aufsteh'n kann ich nimmermehr, streu erst dran den Käse.

Griff ihr Mann da nach dem Stock, streut ihr dran den Käse.

Die Vergeltung.

„Kommst Du mit mir, Du schwarzbraune Schöne? Gern spazieren führt' ich Dich."
„„Ach ja, wohl gerne würd' ich kommen, vor meinem Mann nur fürcht' ich mich.""

„Dein Mann ist gestorben fern in Frankreich, und gestern Abend begrub man ihn.
So komm mit mir, schwarzbraune Schöne, laß uns zusammen des Weges zieh'n."

Als sie halbwegs gegangen waren, der Mann der Schönen nahte sich.
„Wo willst Du hin, schwarzbraune Schöne?" — „„Ich ging spazieren und suchte Dich.""

„Willst Du wohl schweigen mit diesem Munde! Also zu reden steht Dir nicht an.
Hör' ich noch einmal so Dich reden, mit meinem Speer durchbohr ich Dich dann."

„„O sachte, sachte, mein lieber Gatte! Hör meine guten Gründe erst an.
Was Du mir angethan im Märzen, nun im April thu' ich es hier,
Was Du mir thatst mit einer Bäu'rin, mit einem Städter vergelt' ich's Dir.""

Eine Deutsche Akademie.

I.

Der Herausgeber der „Deutschen Dichtung" hat
n eine Reihe hervorragender Dichter, Litterar-
istoriker und Kritiker die nachstehende Anfrage
richtet:

Sehr geehrter Herr!

Ich bitte Sie, sich in der von mir herausgegebenen
Deutschen Dichtung" über eine Frage aussprechen
wollen, die für unsere Litteratur, wie für die
chriftsteller von großer Bedeutung ist und eine
ündliche Erörterung, die ihr bisher öffentlich kaum
teil geworden ist, wohl verdient.

Die Frage läßt sich kurz dahin zusammenfassen,
Sie für Deutschland die Errichtung einer Akademie
r Litteratur wünschenswert halten, und wenn ja,
Sie meinen, daß hierbei die „Académie française"
züglich des Wirkungskreises und der Art der Zu-
mmensetzung im Wesentlichen als Muster gelten soll.

Die Frage ist eine naheliegende. Der Plan, im
einigten Reich der deutschen Litteratur einen ähn-
chen Stütz- und Mittelpunkt zu geben, wie ihn die
anzösische in der „Académie française" besitzt, tauchte
ereits während des Feldzuges von 1870/71 im
eutschen Heerlager auf. Namentlich war es der
ronprinz, nachmalige Kaiser Friedrich, der den Plan
it den Herren seiner Umgebung, insbesondere mit
ustav Freytag, diskutierte. Dies hat mir der
ichter 1886 in Siebleben selbst erzählt und ein-
ehend dargelegt, wie er sich zu dem Plane gestellt
abe. Ich unterlasse es, seine Äußerung schon hier
nzuführen, werde sie aber im Laufe der Diskussion
itteilen. Der Plan wurde nach dem Frieden in Berliner
of- und Regierungskreisen nicht weiter erörtert.
Bohl aber tauchten in der Presse in den nächsten
ahren vereinzelte Vorschläge zur Gründung einer
Deutschen Akademie" auf. Sie fanden Beifall, aber
uch Widerspruch, und verhallten bald.

Am 26. März 1874 nahm Du Bois Reymond
en Plan mit der Beschränkung auf das rein Sprachliche
uf, indem er in einer Sitzung der Akademie der
Bissenschaften zu Berlin seine Rede „Über eine
kademie der deutschen Sprache" hielt und der Be-
ründung einer solchen das Wort redete. Die Rede
t dann auch im Druck erschienen.

Der Plan fand geringe Zustimmung und starken
Widerspruch. Die meisten Beurteiler gingen bei
diesem Anlaß auf den Plan einer „Deutschen
Akademie" überhaupt ein und äußerten sich darüber
verschieden. Aber auch diejenigen, die einer derartigen
Einrichtung mit dem weiten Arbeitsgebiet der „Académie française" nicht entgegen waren, sprachen sich
gegen die Begründung einer Akademie mit dem von
Du Bois Reymond vorgeschlagenen Programm aus,
weil die Pariser Körperschaft gerade nach dieser
Hinsicht unleugbar mehr Schädliches als Nützliches
zu Stande gebracht habe.

Zwölf Jahre später nahm Daniel Sanders
mit Du Bois Reymonds Zustimmung den Plan auf,
indem er in der „Deutschen Dichtung" vom 1. Oktober 1886 (Band I, S. 31) seinen Aufsatz „Über
eine Akademie der deutschen Sprache" veröffentlichte.
Der Erfolg war auch diesmal, so sachgemäß Sanders
alle Einwendungen im vorhinein zu entkräften suchte,
kein größerer; auch die beiden Gelehrten, die in der
„Deutschen Dichtung" zu Sanders und Du Bois
Reymonds Vorschlägen Stellung nahmen (I. 288),
Hermann Paul und Reinhold Bechstein, sprachen sich
ablehnend aus.

Vor etwa zwei Jahren wurde dann der Plan
einer „Deutschen Akademie" wieder neu aufgenommen.
Unzweifelhaft ist nur, daß das Projekt von einem kleineren
deutschen Hofe angeregt wurde, daß es sich nicht bloß
um eine „Akademie der deutschen Sprache" handelte,
sondern um ein Institut nach Art der „Académie
française", und daß man einige Schriftsteller und
Gelehrte dabei vertraulich zu Rate zog. Diesen
Herren wurde Diskretion auferlegt und sie scheint
auch so weit, als bei derlei Enquêten überhaupt
möglich, geübt worden zu sein. Denn umhüllt man
die Erörterung einer Frage, die für die ganze Nation
von großer und für weite Kreise von größter
Bedeutung ist, künstlich mit dem Schleier des Geheimnisses, so wird man niemals hoffen dürfen, dies ganz
zu erreichen. Es läßt sich z. B. nicht vermeiden,
daß der und jener der befragten Herren sich gewissenhafter Weise sagt: „Vertraulich will ich die Sache
behandeln, aber eben weil es sich um eine Frage
von ungemeiner sachlicher Wichtigkeit handelt, will
ich, ehe ich mein Votum abgebe, die Meinung von
Freunden einholen, die ich für mindestens ebenso
sachverständig erachten muß, wie mich selbst, ob-

wohl sie nicht um ihr Gutachten ersucht worden sind.“ Auch wurden viele sehr reiche Leute angegangen, die materiellen Grundlagen der Akademie mitschaffen zu helfen, und diese erkundigten sich erst recht, was man von dem Projekt halte. Kurz, Einiges, vielleicht Alles sickerte bereits durch, als die Sache noch beraten wurde. In die Presse gelangte es damals nicht, und ich würde es nicht für angemessen halten, es nun hier mitzuteilen.

Erst nachdem der Plan zunächst vertagt war, kam die Kunde davon in die Zeitungen. Einiges war, wie ich glaube, unrichtig, anderes richtig wiedergegeben. Darauf kommt es hier nicht an. Von Bedeutung ist nur, daß die Ausführung des Planes wirklich nur vertagt, nicht endgültig aufgegeben wurde. Denn schon darum erscheint mir diese Rundfrage berechtigt. Sie ist es aber auch dann, wenn etwa der Plan von der Seite, die ihn zuerst anregte, nicht wieder aufgenommen werden sollte. Dann erscheint vielleicht — und nicht ich allein glaube an diese Möglichkeit — Anderen die Idee der Ausführung wert.

Das erste Mal ist nur ein sehr enger Kreis um seine Meinung befragt worden. Es ist möglich, daß sich dies ein zweites Mal wiederholt. Wünschenswert wäre dies nicht, wünschenswert ist nur eine öffentliche Diskussion. Es handelt sich ja um eine Frage von größter sachlicher Bedeutung für unser gesamtes geistiges Leben.

So habe ich mich denn zu dieser Rundfrage entschlossen. Sie ist an die Männer gerichtet, denen die Pflege unserer geistigen Güter zunächst obliegt. Entsprechen sie meinem Ersuchen, so kann dies für die Sache von erheblichem Nutzen sein.

Vielleicht ergiebt sich, daß eine Anzahl kompetenter Beurteiler gegen die Schaffung einer „Deutschen Akademie“ überhaupt Bedenken hat, die zu berücksichtigen wären. Sicherlich aber werden diejenigen Herren, die dem Plane an sich zustimmen, bezüglich der Ausführung nützliche Fingerzeige geben können. Käme es zu einer „Deutschen Akademie“, so wäre es wahrlich nicht gleichgültig, ob sie mit oder ohne Berücksichtigung der Wünsche und Anschauungen der deutschen Schriftsteller und Litterar-Historiker geschaffen würde.

In diesem Sinne bitte ich Sie um Ihre Äußerung.

In ausgezeichneter Hochachtung u. s. w.

Die Antworten sind, obwohl von der Aussendung der Rundfrage bis zu dem Tage, an dem dieses Heft unter die Presse geht, erst eine Woche verflossen ist, bereits in so großer Zahl eingetroffen, daß hier zunächst nur einige mitgeteilt werden können.

Der Vortritt gebührt dem Dichter, der in der deutschen Geistesrepublik heute unbestritten als primus inter pares gilt, Paul Heyse. Er schreibt:

Werter Freund!

Ihre Umfrage in Betreff der Gründung einer Deutschen Akademie nach dem Muster der „Académie française“ überrascht mich nicht wenig, da ich gedacht hatte, das ganze unglückliche Projekt, das schon zu verschiedenen Malen aufgetaucht ist, sei endgültig aufgegeben worden. Ist dies nicht der Fall, so kann es nur wünschenswert sein, daß die angesehenen deutschen Schriftsteller veranlaßt werden, sich darüber auszusprechen. An mich erging im Februar dieses Jahres eine Anfrage dieser Art von Seiten Karl Frenzels, die ich am 23. Februar in einem ausführlichen, für die National-Zeitung bestimmten Votum beantwortete. Da die Lage der Dinge so wenig wie meine Ansicht von der aus inneren wie äußeren Gründen zu bekämpfenden Verwirklichung dieses Planes sich seitdem geändert hat, wüßte ich an dem dort Gesagten nichts zu ändern noch hinzuzufügen und muß es Ihnen überlassen, ob Sie meine damalige Äußerung unter den übrigen Gutachten noch einmal zum Abdruck bringen wollen.

Mit bestem Gruß

Ihr treu ergebener

München, 7. September 1902. Paul Heyse.

Die Äußerung, auf die der Dichter Bezug nimmt, ist in der „National-Zeitung“ vom 7. März 1902 erschienen, spricht im Eingang die „volle Zustimmung zu einem (später mitzuteilenden) Artikel Karl Frenzels über die Frage aus, und bekräftigt namentlich Alles, was Frenzel über „die eher nachteilige als förderliche Wirkung einer Akademie auf die geistige Kultur und das nur in voller Freiheit gedeihende Schrifttum unseres Volkes“ ausgeführt hatte. Heyse fährt dann fort:

„Auch der Vorteil, der vielleicht von einer solchen dauernden Vereinigung bedeutender Schriftsteller zu erwarten wäre, die gleichsam das litterarische Gewissen der Nation darstellte und an die in schwierigen Fragen appelliert werden könnte, würde durch den Nachteil aufgewogen, daß ein ungesunder Ehrgeiz, dieser Elite-Gesellschaft anzugehören, sich der Gemüter bemächtigte und in den Ausgeschlossenen ein Gefühl der Zurücksetzung erregt werden würde. Es kann nur im Interesse der sittlichen Würde des Schriftstellerstandes sein, Alles fernzuhalten, was einen Wettbewerb um äußere Ehren hervorruft, der mit höheren geistigen Zielen nichts gemein hat. Die Zurückhaltung von allem eitlen Streben dieser Art hat stets für ein Ehrenzeugnis deutscher Gelehrter und Dichter gegolten. Unseren westlichen Nachbarn fehlt hierfür der Begriff. Bei ihnen hält es selbst ein erfolgreicher und berühmter Autor nicht unter seiner Würde, wenn ein Sitz in der Akademie erledigt ist, bei jedem der übrigen neununddreißig Unsterblichen, den Hut in der Hand, um seine Stimme zu werben. Sollte es bei uns je so weit kommen, so würde man darin ein beklagenswertes Herabsinken unseres Ehrgefühls und ein Verleugnen der guten deutschen Art erblicken müssen.

Vielleicht aber wäre der Versuch darauf hin dennoch zu wagen, wenn es sich um Aufgaben handelte, die nur durch eine mit höherer Autorität ausgestattete Vereinigung aller hervorragenden Kräfte zu lösen wären. Solche Aufgaben aber vermag ich in dem vorläufigen Satzungsentwurf nicht zu entdecken. „Gutachten über litterarische Fragen, Stellung von Preisaufgaben, pietätvolle Sorge für das Vermächtnis verstorbener Schriftsteller und materielle Unterstützung Notleidender“ — das Alles ist bisher in der verschiedensten Form geleistet worden, ohne daß eine Akademie sich damit befaßt hätte. „Verleihung von Ehrengaben an verdiente Schriftsteller und Schriftstellerinnen“ würde wieder um in die Rubrik des äußeren Ehrgeizes fallen, den zu wecken wir vermeiden sollten. Wie wenig mit solchen Prämien geleistet wird, hat der Schillerpreis, zumal in seiner veränderten Form, gezeigt, und wie vielfacher

ſtung die Entſcheidung auch der gewiſſenhafteſten Juroren ısgeſetzt ſein würde, kann bei der heutigen Zerfahrenheit s Geſchmacks keinem Zweifel unterliegen.

Wenn aber hiernach die ideale Berechtigung und ünſchbarkeit einer Akademie ſchwer zu erweiſen ſein möchte ıd unſer Volksgefühl ſich dagegen auflehnt, ein Inſtitut s Leben treten zu ſehen, das nur zur Dekoration nach ßen hin dienen, der deutſchen Litteratur in den Augen emder Nationen einen gewiſſen Glanz verleihen würde, ſind auch die praktiſchen Schwierigkeiten ſo groß, daß das Unternehmen vollends ausſichtslos erſcheinen laſſen.

Die Akademie ſoll in Weimar ihren Sitz haben, der roßherzog die erſten fünfzehn Mitglieder ernennen, die h dann durch die Wahl von zehn anderen zu ergänzen hätten.

Wenn es ſchon berechtigtem Widerſpruch hätte be- gnen müſſen, einem einzelnen Fürſten, ſelbſt dem ehrwürdigen kel Karl Auguſts, eine ſo wichtige Vollmacht zu erteilen, würde vollends ſeinem jungen Nachfolger ſchwerlich die torität zur Seite ſtehen, die ſeine perſönliche Entſchei- ng der Nation gegenüber zu decken vermöchte. Fände aber auch ein glücklicherer Wahlmodus, ſo kann eine rlich einmalige Zuſammenkunft der fünfundzwanzig ademiker in Weimar keinenfalls genügen, alle Pflichten er Stellung zu erledigen, falls es ſich um ernſtliche beiten handelte, nicht um eine bloß äußerliche Repräſen- ion. Die Schwierigkeit einer häufigeren Zuſammenkunft r leuchtet ein. In Frankreich haben faſt alle Schrift- ller, die dabei in Betracht kommen können, ihren ſtändigen ohnſitz in Paris. Deutſchlands wiſſenſchaftliche und ſtleriſche Arbeit iſt — zu unſerem Glück — nicht in Reichshauptſtadt centraliſiert. Die Mitglieder der ademie würden über das ganze Reich zerſtreut ſein, und „alle diejenigen, die in deutſcher Sprache ſchreiben und auf dem Gebiete der deutſchen Litteratur ausgezeichnet en“, Anwartſchaft auf einen Sitz in der Akademie haben en, müßten zu den Jahresſitzungen auch verdienſtvolle ſterreicher und Schweizer ſich einfinden.

Das Beiſpiel der Goethe-, Schiller- und Shakeſpeare- ge ſcheint den Verfaſſern der Satzungen vorgeſchwebt zu en. Deren Aufgaben ſind aber anderer, weit ein- erer Art, zum Teil praktiſche, humanitäre, zum Teil gelegte litterariſche Geſchäfte, die leicht in wenigen Jahres- ngen zu erledigen ſind. Bei den weitausgreifenden ecken einer Akademie iſt dies nicht zu erwarten. Handelte ſich zum Beiſpiel um ein Gutachten über die Einführung r neuen Orthographie, ſo würde dieſe ſchwierige Auf- e, neben den übrigen Arbeiten, viele Tage und Wochen Anſpruch nehmen.

Zuletzt und nicht zum wenigſten käme die finanzielle ge in Betracht. Schon von anderer Seite iſt darauf gewieſen worden, daß die Zinſen einer Million, ſelbſt n dieſe durch Beiträge reicher Gönner und einen großen trag aus Reichsmitteln aufgebracht würde, zur Beſtreitung großen Koſten, Reiſevergütungen an fünfundzwanzig tglieder, Gehalt eines ſtändigen Sekretärs, Förderung rariſcher Unternehmungen und Unterſtützungen ver- ter Schriftſteller weitaus nicht ausreichen würden. lich iſt der Mangel einer jeden Fürſorge für litterariſch verdiente und notleidende Männer von Seiten des chs eine beſchämende Thatſache, gegenüber dem, was in eren Ländern, ſogar in den kleinen ſkandinaviſchen taten, in dieſem Sinne geſchieht. Doch wäre meines chtens am einfachſten Wandel zu ſchaffen durch einen lichen Zuſchuß von Seiten des Reichs an die Deutſche illerſtiftung, deren Organiſation und taktvolle Ver- tung in länger als einem Vierteljahrhundert ſich be- rt haben.“

So Heyſe. Anders Ernſt von Wildenbruch; nimmt ſowohl in der Beurteilung des Weimarer jekts, als auch in der prinzipiellen Frage, ob eine demie der Litteratur wünſchenswert ſei, den ent- gengeſetzten Standpunkt ein. Wildenbruch ſchreibt:

Berlin, 14. September 1902.

Geehrter Herr!

Wenn ich mich auf Ihre Frage, betreffend die Schriftſteller-Akademie (Akademie der Litteratur), nur kurz äußere, ſo wollen Sie dies mit dem Übermaß von Anforderungen verſchiedenſten Art entſchuldigen, die an mich ergehen.

Bereits vor zwei Jahren habe ich mich an öffent- licher Stelle (Nr. 40 der „Woche“ vom 6. Oktober 1900) in meinem Aufſatze „Theater und Zenſur“ für die Notwendigkeit eines ſolchen Inſtituts ausgeſprochen. Ich verſtehe darunter, wie ich in jenem Aufſatze aus- geführt habe, eine vom Staate anerkannte, mit be- ſtimmten Rechten verſehene Vereinigung von Dichtern und Schriftſtellern, deren Name und Perſönlichkeit eine derartige Geltung in der öffentlichen Meinung erlangt hat, daß ſie der Allgemeinheit und dem Staate gegenüber als Vertrauensmänner und als Vertreter der Schriftſteller, der Litteratur und Preſſe auftreten und handeln können. Die Aufgabe und der Zweck dieſer Vereinigung wäre, ganz kurz und zuſammenfaſſend aus- geſprochen, in allen Fällen, wo es einer Vermittlung zwiſchen dem Intereſſe des Staats und dem der Litte- ratur bedarf, dieſe Vermittlung zu übernehmen.

Die Notwendigkeit für ein ſolches Inſtitut er- kenne ich darin, daß, während die Wiſſenſchaft, die Bildende Kunſt, die Tonkunſt in ihren Univerſitäten und Akademieen Organe beſitzen, durch die ſie dem Staate ihre Bedürfniſſe zur Kenntnis und ihm gegen- über zur Geltung bringen können, die Litteratur eines ſolchen Organs ermangelt. Dieſes bisher fehlende Organ ſoll die Akademie für Litteratur ſein.

Die Notwendigkeit einer ſolchen Inſtitution, durch welche der Staat, indem er ſie anerkennte, die Litte- ratur als ein weſentliches Element ſeines Kulturlebens anerkennen würde, iſt von weiterblickenden Staats- männern ſchon ſeit langem erkannt worden. Die Schwierigkeit beruht in der Organiſation.

Die in früheren Zeiten immer wieder angeſtrebte Angliederung der Litteratur-Akademie an die Akademie der Wiſſenſchaften iſt ausſichtslos; die Männer der Wiſſenſchaft lehnen ſie ab, und da ſie nach einer ganz anderen Methode arbeiten würde, als die Akademie der Wiſſenſchaften es thut, könnte ſie mit dieſer nicht gemeinſam arbeiten.

Die Litteratur-Akademie muß ein ſelbſtändiges Inſtitut ſein. Vor zwei Jahren war ein viel ver- ſprechender Anfang zur Errichtung einer ſolchen Aka- demie gemacht: von Weimar angeregt, wo der Großherzog Karl Alexander ſich lebhaft dafür intereſſierte, waren zwiſchen Weimar und dem preußiſchen Kultus-Mini- ſterium Beratungen über Organiſation und Statuten einer Akademie für Litteratur eingeleitet worden, an denen ich mich perſönlich, in Gemeinſchaft mit Otto von Leixner lebhaft beteiligt habe. Ohne mich auf die Einzelheiten des damals zur Beratung geſtellten Entwurfs einzulaſſen, will ich nur als weſentlichſte Stücke bezeichnen, daß eine, unter das Protektorat des Großherzogs Karl Alexander von Weimar zu ſtellende Vereinigung von erſten Dichtern und Schrift-

stellern deutscher Sprache geplant war, deren Zahl begrenzt und deren Verwaltungssitz in Weimar sein sollte. Dank dem glücklichen Umstande, daß Deutschland in dem Großherzog Karl Alexander eine auf künstlerischem und litterarischem Gebiete allgemein anerkannte Persönlichkeit besaß, war die schwierige Frage, in welcher Weise die Berufung zur Mitgliedschaft erfolgen sollte, dadurch der Lösung nahe gebracht, daß der Großherzog Karl Alexander eine beschränkte Anzahl von Dichtern und Schriftstellern zu Mitgliedern der Akademie ernennen sollte und daß diese sich alsdann die noch fehlenden Mitglieder cooptieren sollten. Neben den Aufgaben, die der Akademie zugedacht waren, befanden sich solche, die eine segensreiche Unterstützung junger, unter der Ungunst äußerer Umstände leidender Talente ermöglicht haben würden. Alle diese Verhandlungen und Beratungen erlitten aber im Augenblick, da sie beinah völlig reif geworden waren, durch den unvermutet eintretenden Tod des Großherzogs Karl Alexander eine, wie mir leider scheinen will, unheilbare Unterbrechung.

Die Verhältnisse haben sich seitdem so durchaus verändert, daß auf der damals gefundenen Grundlage nicht weiter gebaut werden konnte und kann; es müßten, um eine Litteratur-Akademie zu organisieren, neue Wege gefunden werden, und solche vermag ich, bei dem Mangel an Interesse, mit dem nicht nur der Staat, sondern die Dichter und Schriftsteller in Deutschland selbst den Umstand ansehen, daß die Litteratur bei uns noch immer nicht als Ferment des staatlichen Lebens, sondern als eine sich lediglich selbst zu überlassende, höchstens zu zensurierende Thätigkeit betrachtet wird, leider nicht zu erkennen.

Nehmen Sie mit diesen eilig hingeworfenen Bemerkungen freundlich vorlieb und empfangen Sie die Versicherung vollkommener Hochachtung Ihres

Ernst v. Wildenbruch.

Wilhelm Jensen hingegen spricht sich, ähnlich wie Heyse, auf das Entschiedenste gegen eine „Deutsche Akademie“ aus. Er schreibt:

Prien a/Chiemsee, 7. September 1902.

Wertester Freund!

Mir würde in einem Lande, wo Alles und Jedes vom grünen oder vielmehr grauen Geheimratstisch „erlassen“ wird, eine „Deutsche Akademie“ als eine Nachfolgerin der Versammlung in der Paulskirche erscheinen, die über außerordentlich viel beredte Zungen, doch über keine Kanonen zum Schießen verfügte. Davon abgesehen aber, glaube ich, daß nichts der Entwicklung des deutschen Schriftstellertums stärker zuwiderläuft, als sich von einem, bei jeder Zusammensetzung anfechtbaren Areopag sein sprachliches und litterarisches Verhalten vorschreiben zu lassen. Es liegt dem Menschen nah, von sich auf andre zu schließen: ich vermöchte mir kein solches Kollegium vorzustellen, das ich als Autorität anerkennen müßte, und würde mich um seine aufgestellten Regeln, Entscheidungen und Verdikte, wenn sie in Widerspruch zu m... Ansicht träten, so wenig bekümmern, wie um ... ministeriell angeordnete Orthographie. Denn ich ... die Dinge auf Erden zu lange mit angesehen, ... darüber im Unklaren geblieben zu sein, daß die H... schaft einer sogenannten Oligarchie auf geistigem Ge... biet ebenso der Selbstüberhebung, Voreingenomm... heit und Parteistellung unterliegt, wie auf politisch... und dem Absolutismus an Hemmung und Schädig... eines freien menschlichen Fortschritts nichts nachg...

Mit bestem Gruß der Ihrige.

Wilhelm Jens...

Auch diesmal folge auf ein Votum gegen ei... für die Sache. Rudolf von Gottschall schreibt:

Leipzig, den 14. September 1902.

Sehr geehrter Herr!

Eine Akademie für deutsche Sprache und Li... ratur wäre um so erwünschter, als wir in Deutsch... land Akademieen für die Wissenschaften und auch f... die Künste haben, und nur die Dichtkunst ganz l... ausgeht, während sie bei der Pariser Akademie v... allen andern bevorzugt wird. Die Stellung d... Schriftsteller und Dichter würde dadurch ungeme... gewinnen, auch eine anerkannte Autorität in sprachlich... Hinsicht, wenn sie sich nur von allem verzopften We... fernhält, würde der heutigen Sprachverwilderung wirksam gegenübertreten. Auf Anregung des ... verstorbenen Großherzogs Karl Alexander von Weimar hatte ich bereits vor etwa zwei Jahrzehnten den Pl... einer solchen Akademie ausgearbeitet und im Schloß von Weimar darüber mehrfache Vorträge gehal... und Verhandlungen gepflegt. Der kunstsinnige Für... wollte damit eine Neuregelung des alten Palme... ordens der Fruchtbringenden Gesellschaft verbinde... die bekanntlich 1617 in Weimar begründet word... war und zwar nach dem Vorbilde der italienisch... academia della Crusca. Doch kam der Plan nic... zur Ausführung; die Angelegenheit scheiterte, sov... ich weiß, an finanziellen Schwierigkeiten.

Hochachtungsvoll und ganz ergebenst

Rudolf von Gottschall.

Nun höre man wieder einem Gegner des Pr... jekts. Adolf Wilbrandt schreibt:

Heiligenblut, 12. September 19...

Verehrter Herr!

... Heute schreib' ich ein Wort hinterdrein üb... Ihre Rundfrage; ein ganz kurzes Wort aus rein persö... licher Empfindung. Mein Gefühl war immer, daß ... Errichtung einer Akademie der Litteratur für Deutschland etwas Undeutsches wäre; und welche Vorteile sie ... unser geistiges Gedeihen haben sollte, hat mir n... niemand gesagt. Mögen andre Völker haben, w... sie wollen; — und doch, wer wird mit voller Ueb... zeugung behaupten, daß die Académie Française ... echter Wert und ein wahrer Ruhm der Franzos... ist? Ich glaube, auch als Franzose würde ich ... ihrer nicht freuen.

Bleiben wir lieber, wie wir sind! Wir finden ohl unsern Weg.

Mit bestem Gruß Ihr ganz ergebener

Adolf Wilbrandt.

Mit größter Entschiedenheit tritt hingegen ein eutsch-Oesterreicher, der Dichter **Ferdinand von** aar für das Projekt ein. Er kehrt sich gegen eimar und die privaten Geldsammlungen und er-fft die Schaffung einer Akademie von einem „Macht-msch" des Kaisers. Sein Votum lautet:

Wien-Döbling, 14. September 1902.

Sehr geehrter Herr!

Aufgefordert, mich über die Errichtung einer Akademie r Litteratur für Deutschland zu äußern, erlaube ich ir hiermit unumwunden meine Ansicht auszusprechen: Eine solche Institution, soll sie voll ins Gewicht llen, müßte von der an Initiativen so reichen eutschen Regierung ins Leben gerufen werden. Ein 'achtwunsch, von höchster Seite ausgesprochen, wäre lein imstande, Ansehen und Dauer einer Akademie r Litteratur zu gewährleisten.

Die Entscheidung, ob dieser bezüglich des Wirkungs-:ises und der Art der Zusammensetzung die „Académie ançaise" als Muster vorzuschweben hätte — und ob .ch Deutsch-österreichische Schriftsteller aufzunehmen iren, bliebe dann weiteren und allgemeineren Be-tungen vorbehalten. Bestrebungen, durch das rotektorat eines kleineren deutschen Hofes, oder durch ammlung von Geldmitteln bei sehr reichen Leuten s Projekt in Ausführung zu bringen, halte ich weder r angemessen, noch für zweckentsprechend.

In Hochachtung ergeben

Ferdinand von Saar.

Man sieht, von sechs Dichtern der älteren Ge-ration sind drei für, drei gegen eine „Deutsche :ademie." Hören wir zwei Vertreter der jüngeren eneration. **Richard Dehmel** schreibt.

Blankenese bei Hamburg, 6. September 1902.

Sehr geehrter Herr!

Eine Litteratur-Akademie, mag sie unter noch so erralen Auspicien gegründet sein, wird sich immer einem conservativen Institut auswachsen. Für ı Volk wie das französische, das seit Cäsar als uerungssüchtig verrufen ist, hat eine solche Schlepp-gel am Bein des Sprachfortschritts vielleicht einen wissen Wert, indem sie Überstürzungen verhüten lft. Wir Deutschen sind von Natur bedächtig ge-ıg, um dieser künstlichen Vorkehr entraten zu können; ıd die deutschen Dichter werden schon ohnehin von vielen Schulmeistern gemaßregelt, daß man nicht ch eine Obermaßregelungsanstalt zu gründen braucht.

Mit vollkommener Hochachtung

R. Dehmel.

Hingegen schreibt **Karl Busse**:

Hennigsdorf a. d. H., 5. Sept. 1902.

Sehr geehrter Herr,

rn bekenne ich, daß ich eine „Deutsche Akademie" für ein nicht genug anzustrebendes Unternehmen halte, wenn ich auch meine, daß sie die lebendige Sprache möglichst in Ruhe lassen sollte. Aber die in ihr zu schaffende gewisse litterarische Autorität, die von den gebildeten Laien so oft schmerzlich vermißt wird, könnte außerordentlich segensreich und klärend nach oben und unten wirken, und die moralische Kräftigung, die der Schriftstellerstand erhielte, wäre gleichfalls nicht hoch genug anzuschlagen und würde sich, wenn auch ganz allmählich, im litterarischen Gesamtschaffen der Nation wohl bemerkbar machen. Ich kenne und teile manche Befürchtungen, die gegen den Plan einer „Deutschen Akademie" erhoben worden sind, aber ich hielte den Gewinn in jedem Falle für groß und überwiegend.

In vorzüglicher Hochachtung

Dr. Carl Busse.

Also auch hier derselbe Gegensatz, wie denn überhaupt die Voten, die uns bisher vorliegen, sich in fast gleicher Anzahl gegen, wie für das Projekt aussprechen, was nun freilich ein Zufall sein mag. Wir theilen für heute nur noch zwei Stimmen für, zwei gegen die Sache mit.

Eduard von Hartmann spricht sich kurz, aber mit großer Entschiedenheit dagegen aus. Er schreibt:

Gr. Lichterfelde den 8. Sept. 1902.

Sehr geehrter Herr!

Wir haben, meine ich, die Franzosen nicht um ihr Institut zu beneiden, sondern dürfen uns Glück wünschen, daß wir bis jetzt von einer ähnlichen Einrichtung verschont geblieben sind. Bei einer Akademie der Sprache würden meines Erachtens die sachlichen Vorteile durch sachliche Nachteile überwogen werden; bei einer Akademie der Litteratur außerdem noch die unerfreulichsten Erscheinungen in persönlicher Hinsicht hinzutreten. In vorzüglicher Hochachtung ganz ergebenst

Eduard von Hartmann.

Entschieden für eine Akademie, aber in einem anderen Sinne, als die bisher mitgetheilten, den Plan befürwortenden Gutachten, spricht sich Geheimrath Prof. Dr. **Adolf Hausrath** in Heidelberg, der bekanntlich als „**George Taylor**" auch der Schönen Litteratur angehört, aus. Seine Zuschrift lautet:

Heidelberg, 12. September 1902.

Geehrter Herr! Ich beantworte Ihre Frage, ob ich die Errichtung einer Akademie der Litteratur für Deutschland für wünschenswert erachte, nicht weil ich glaube, daß meine Meinung in einer solchen Sache irgendwie ins Gewicht fiele, sondern lediglich, um Ihrem Wunsche zu entsprechen. Meine Meinung aber ist die, daß eine corporative Vertretung der namhaften deutschen Schriftsteller, Poeten, Philosophen und Historiker in den verschiedensten Beziehungen nützlich sein könnte. Eine Jury, die durch ihre Einladung zum Eintritt in diese Elitegesellschaft die demokratische Meinung unseres Schriftstellerstandes ohne Rücksicht auf Höfe, Minister und Universitätscliquen zum Ausdruck brächte, wäre an sich schon ein Gegengewicht gegen die Ein-

seitigkeiten, durch die die bestehenden officiellen Institute, Ordenskapitel und wissenschaftlichen Sozietäten das Vertrauen verloren haben. Die Aufgabe einer solchen Akademie wäre Förderung gemeinsamer Arbeiten und Belohnung individueller Leistungen. Dazu sind denn freilich große Mittel nöthig, die in Amerika leichter als in Deutschland flüssig zu machen sind.

Dabei setze ich voraus, daß eine Akademie der deutschen Litteratur alle Deutschen, d. h. auch Österreicher, Schweizer, Balten, Deutsch-Amerikaner u. s. w. in sich aufnähme. Der Sitz dürfte darum nicht Berlin sein, wo sie ohnehin sofort dem Einflusse des bestehenden Rings verfiele, vielmehr würde die Vergangenheit der deutschen Litteratur auf Weimar, die lebendigen Kräfte der Gegenwart auf Leipzig weisen. Dort würden die Traditionen des Hofs, hier würde das Interesse der Buchhändlerkönige der Sache zu gute kommen.

Dieses in kurzen Worten meine Meinung, da Sie den Wunsch hatten, sie zu hören. Indem ich der Angelegenheit den besten Verlauf wünsche, zeichne mit größter Hochachtung Ihr ergebenster

Ad. Hausrath.

Von einem anderen Gesichtspunkte faßt **Paul Lindau** die Angelegenheit ins Auge und kommt zu einem ablehnenden Votum:

Berlin, 10. September 1902.

Verehrtester Herr Kollege!

Mit der Idee, als eine Art von Analogon zur Académie Française eine „Deutsche Akademie" zu errichten, vermag ich mich absolut nicht zu befreunden. Ich habe zu lange in Paris gelebt und dort zu innige Fühlung mit schriftstellerischen Kreisen gewonnen, um nicht zu wissen, wie wenig eine solche Einrichtung in Wahrheit nützt und wie nachteilig sie wirkt. Ich glaube, die Zugehörigkeit zu irgend einer Gesellschaft giebt noch lange nicht die Berechtigung, sich zur Elite der geistigen Helden einer Nation rechnen zu dürfen. Und mit welchen Unwürdigkeiten, mit welchen Lächerlichkeiten und Klüngeleien wird diese Zugehörigkeit erlangt, erschlichen, erbettelt. Den alten Molière, dem die Zeitgenossen die Unsterblichkeit des Akademikers versagt haben, wollen wir im Grabe ruhen lassen; aber werfen Sie nur einen Blick auf die Liste der jetzigen Vierzig und vergegenwärtigen Sie sich, wie vielen korrekten Langweiligkeiten die Pforten der Akademie geöffnet worden sind, die dem größten lebenden Schriftsteller Frankreichs, Emile Zola, bis zur Stunde verschlossen blieben. So ähnlich würde, wie zu befürchten steht, die Zusammensetzung einer Deutschen Akademie wohl auch werden. Schließlich würde gewiß die Gefahr vorhanden sein, daß die Mitgliedschaft der Akademie nur als ein neues Objekt des litterarischen Strebertums in Frage käme.

Ich berühre hier nur die eine Seite der Frage: Das Äußerliche; aber das genügt wohl schon, um meine Abneigung zu begründen, für die ich überdies noch ganz andere, das innere Wesen der Sache berührende Momente anführen könnte.

Mit besten Grüßen Ihr aufrichtig ergebener

Paul Lindau.

Aus dem Kreise der deutschen Litterar-Historiker liegt uns gleichfalls bereits eine Reihe von sehr beachtenswerthen Äußerungen vor. Aus Raumgründen sind wir genöthigt, hier zunächst nur ein solches Votum zu bringen. Sein Autor, Prof. Dr. F. Kluge in Freiburg i. B., verkennt zwar die Schwierigkeiten der Ausführung nicht, hält jedoch die Forderung nach einer Akademie für eine unbedingt berechtigte. Er schreibt:

Freiburg, den 11. September 1902.

Sehr geehrter Herr!

Das Verlangen nach einer Deutschen Akademie (für deutsche Litteratur und deutsche Sprache) regt sich immer von neuem wieder; zu Grunde liegt diesem Verlangen das Bedürfnis zahlloser Kräfte, die eine höhere Autorität über sich sehen möchten: dann auch das Bedürfnis nach einem autoritativem Mittelpunkt, in welchem alle Fäden zusammenlaufen, schließlich wohl auch das Bedürfnis nach einem höheren Ziel des Ehrgeizes. Und wenn jetzt alle Befragten einig wären, daß eine Akademie für deutsche Litteratur nutzlos wäre, so würde die Forderung nach einer solchen doch nicht zum Schweigen gebracht werden, denn neben den Personen drängen doch auch zu lösende Aufgaben gewiß in dieser Richtung. — Aber wenn man trotzdem Bedenken hegen darf, so liegen diese in der Ausführbarkeit eines jeglichen Planes, denn Jeder wird über die Ziele und die Aufgaben einer solchen Academie wohl eine eigene Meinung haben, aber viel schlimmer wird die Zusammensetzung beunruhigen. Die Akademie wird, statt ein Einigungsmittel unserer besten Schriftsteller zu werden, das Streitobjekt unserer Zeitungen werden und die Zahl der Unzufriedenen, der Gekränkten und der abseits Stehenden wird den Unmut gegen eine solche Akademie schüren. Die erste Zusammensetzung würde noch schwieriger als die erste Organisation sein. Und giebt nicht schon der Schillerpreis einen hinlänglichen Beweis dafür, welche Schwierigkeiten Beurteilung und Wertung eines einzelnen Dichtwerkes und eines einzelnen Dichters machen?!

Ich bin leider nicht genügend vertraut mit der Einrichtung und der Geschichte der Pariser Academie, aber ich glaube daß ein genaues Studium der französischen Verhältnisse für die aufgeworfene Frage lehrreich sein würde. Hochachtungsvoll

F. Kluge.

Wo solche Gegensätze der Anschauungen herrschen, war eine Rundfrage gewiß berechtigt; nur die Aussprache des Für und Wider vermag mindestens einige Klärung zu bewirken. Die weiteren Gutachten folgen in den nächsten Heften.

Arbeit.

Roman von **Maria Schade.**

I.

Der Garten war eigentlich nicht groß. Und doch sah es aus, als ob er groß wäre. Das machte die geschickte Anlage. Aber es war ein vornehmer Garten mit sorgfältig gepflegten Rasenplätzen, die wie Sammet schimmerten, mit breiten Kieswegen, auf denen auch nicht das kleinste Hälmchen sproß, mit seltenen Zierpflanzen, französisch geschnittenen Hecken und einer Fontäne in der Mitte. Um die Fontäne standen schlanke Lilien. Die wiegten langsam ihre weißen Häupter in dem Sommerwinde. Zuweilen fiel ein Tropfen des immer plätschernden Wassers in einen der weit geöffneten Kelche. Dann bebte die Schlanke. Und der Schatten auf dem Rande des Marmorbeckens bebte auch.

Am Eingang zu dem Garten standen Oleander und Lorbeerbäume in großen Kübeln. Der Oleander blühte, und die Lorbeeren dufteten.

Das Haus, zu dem der Garten gehörte, lag da — ebenso ruhig — ebenso vornehm. Vor einige der Fenster waren zum Schutze gegen die Sonne die grünen Jalousien heruntergelassen. Vor die anderen hatte man nur die Stores gezogen.

In dem weiten Treppenhause war es kühl, dämmrig. Durch die hohen gemalten Fenster fiel das Licht in bunten Streifen auf die weißen Marmorstufen. Der Korridor lautlos. Den Ton jedes Schrittes erstickten die dicken Teppiche.

Die Zimmer eines hinter dem andern. Jedes ein Prunkgemach. Viel Polster, viel Dekoration, viel Kunst. Die Beleuchtung unsicher. Die Luft schwül.

In dem letzten Zimmer, das mit seinen zwei großen Fenstern hinausstarrte in den schweigenden Garten, saß Frau Isi Ruprecht, die junge Herrin des Hauses. Sie saß vor dem Toilettentische mit den blitzenden Krystallen. Nachlässig hatte sie sich zurückgelehnt in den kleinen seidenen Fauteuil. Hinter ihr stand die Jungfer. Die ordnete das lange schwarze Haar.

„Au!“ rief Frau Isi. „Du thust mir weh. Du weiß doch, auf der rechten Seite bin ich empfindlich. Hast Du das schon ganz vergessen?“

Die Jungfer stotterte eine Entschuldigung.

„Überhaupt bist Du heute unaufmerksam. Dir liegt etwas im Kopfe. Wohl der gestrige Abend? Wo stecktest Du übrigens gestern? Als ich nach Hause kam, warst Du nicht da. Sie sagten, Du seist fortgelaufen. Wo warst Du?“

Die Jungfer wurde dunkelrot.

„Gnädige Frau,“ stammelte sie, „ich bitte tausendmal um Entschuldigung, daß ich ohne Erlaubnis fortgegangen. Aber ich war ja nicht weit, nur dort — drüben . . .“

„Wo?“

Frau Isi folgte neugierig der Richtung, nach der der silberne Kamm wies, der in den Händen der Dienerin leise zitterte. Sie schaute über die Bäume und Sträucher hinüber nach dem einstöckigen Hause, das sich jenseits ihrer Gartenmauer erhob, grau und schmucklos.

„Dort bist Du gewesen? — — Lüge doch nicht!“

„Gnädige Frau, ich sage die Wahrheit.“

„Da wohnt ja ein Bildhauer . . .“

„Herr Meerbach. Sein Atelier hat er gleich im Hause. — Ich war nur kurze Zeit da — kaum eine halbe Stunde. — Gnädige Frau können mir wirklich glauben . . .“

„Und was machtest Du da?“

„Ein bekannter junger Mann arbeitet dort. Er wollte mir nur zeigen, was er schon alles kann.“

„Ah! — Du hast also einen Schatz?“

In Frau Isis matten Augen flammte es plötzlich auf. Lauernd betrachtete sie durch den Spiegel das Gesicht der Jungfer, das in dem schwarzen Haare der Herrin förmlich zu versinken schien.

„Nein, gnädige Frau, wir sind nur aus einem Dorfe . . . Er war unser Nachbarssohn.“

„Was Ihr doch immer reich seid an Nachbarn! — Wenn's Euch paßt, macht Ihr Gott und die ganze Welt dazu. Alle süßen Beziehungen werden über Zäune angeknüpft. Ha! Ha! Ha!"

Sie lachte laut mit heller sympathischer Stimme. Die weißen Zähne blitzten. Ihr Bild im Spiegel lachte auch. Es war ein hübsches Bild. Das Gesicht etwas blaß, müde. Aber jeder Zug so fein. Hinter den langen Wimpern schimmerten die großen Augen, auch ein wenig matt. Aber sie hatten einen wechselnden Glanz. Die Farbe war nicht leicht zu bestimmen. Immerhin konnte man sich an dem Anblick freuen. Und Frau Isi that es auch.

Scherzend begann sie wieder:

„Ich will mich ja gar nicht in Deine Herzensgeheimnisse drängen. — Übrigens wünsche ich Dir alles Gute. Wenn's so weit ist, will ich Dir auch gratulieren. Von Deiner Hochzeit werde ich schon Notiz nehmen. Und ein hübsches Patengeschenk sollst Du auch haben."

„Aber, gnädige Frau . . ."

„Na, laß nur, laß! Man muß an alles bei Zeiten denken. — — Aber vor der Hochzeit giebt es kein Patengeschenk. — Merke Dir das!"

„Aber, gnädige Frau . . ."

Der Ton der Stimme klang ein wenig gereizt. Die Jungfer setzte ein Mäulchen auf. Sie spielte die Beleidigte. Das machte der Herrin Spaß.

„Alles ist in der Welt schon dagewesen. Du würdest nicht die Erste sein, und wahrscheinlich auch nicht die Letzte. Aber bei Dir würde ich es nicht gern sehen. Ich sage es ganz offen. Du hast Dich bis jetzt immer anständig gehalten. Thu' es auch weiter! — Die Herren Bräutigams sind zuweilen etwas unbescheiden. Und das giebt einen Mißklang in die Ehe. Wenn's dann überhaupt noch zu einer Ehe kommt. — — Au! — — Du vergißt schon wieder meine empfindliche rechte Seite. Diesmal verzeihe ich es Dir noch. — — Mache mir wieder die Puffen. So wie gestern. Nur etwas höher. — Schmuck nehme ich nicht."

Isi schwieg. Auch die Jungfer sprach kein Wort. Ihre Finger arbeiteten nur etwas nervöser in dem schwarzen Haar.

Träumerisch schaute die junge Frau durch das Fenster. Aber sie schaute nicht hinab in den Garten. Ihr Blick galt nur dem einstöckigen Hause drüben, das so grau und alltäglich dalag in all dem schimmernden, flutenden Sonnenschein.

Sie schwieg nicht lange. Wenn sie etwas sehr eindringend beschäftigte, mußte sie auch davon sprechen.

„Du warst dort drüben . . ."

Sie sagte es halblaut, wie zu sich selbst.

Ihre Augen schmerzten von dem schar… Sehen in die Sonne. Sie schloß die Lider, abe… nur einen Moment.

„Und der Nachbarssohn — kann er de… schon etwas?"

„Ach, gnädige Frau!" Die Jungfer war a… einmal wie elektrisiert. „Was er schon Alles g… macht hat! — — Eine Puppe, so klein, u… dabei so natürlich. Jedes Löckchen, jeder … im Gesicht wie bei einem wirklichen Mensche… Und dann einen Kopf wie auf einer Tafel … eigentlich nur einen halben Kopf.

„Ach so, ein Relief?"

„Ja, ja, ein Relief! So nannte er es. … das war schön! — Herrlich!"

„Dann wird er wohl mal ein ordentliche… Künstler werden?"

„Das hat schon der Herr Meerbach gesagt… Er hätt's Zeug dazu, hat er gemeint."

„Und dann wirst Du eine Künstlerfrau. E… Ei! Nimm Dich in acht! Die Künstler sin… alle windige Gesellen."

„Nicht alle, gnädige Frau. Der Herr Mee… bach zum Beispiel soll so ernst sein. Und dabe… ist er doch noch jung. Nicht einmal nach eine… Frau soll er sehen."

„Na! Na! — —"

Frau Isi machte ein ganz verschmitztes Gesich… Sie zog die Achseln in die Höhe. Sie blinzelte mit den Augen: die schimmerten grün. Als … den Kopf zur Seite wandte, sahen die Pupille… grau aus mit einem merkwürdigen Reflex darin.

Die Jungfer ließ sich nicht stören. Eifrig… fuhr sie fort:

„Der Herr Meerbach würde zu solchen Ding… überhaupt gar keine Zeit haben. Der hat … Kopfe nichts weiter als seine Kunst. Für … soll er ja nur leben."

„Hast Du ihn gesehen?"

„Nein, gnädige Frau, er war grad nicht … — Aber er soll ein schöner Mann sein."

„Ein schöner Mann . . ." wiederholte Isi.

Sie wurde nachdenklich.

„Groß soll er sein und blond."

„Ich mag nicht die blonden Männer!" D… junge Frau sagte es fast heftig. Ihre wei… Stirn legte sich in Falten. „Sie sind alle lang… weilig, pedantisch. Ihnen fehlt das Feuer."

„Aber der Herr Ruprecht ist ja auch blon…" wagte die Jungfer einzuwenden, die sich etw…

ekränkt fühlte, weil der Nachbarssohn einen Flachskopf hatte.

Isi zerrte ungeduldig an einer Puffe ihrer Frisur.

„Die ist zu hoch. Das steht mir nicht. — — Mache sie tiefer!“

Durch die heftige Bewegung glitten ein paar Nadeln aus dem Haar. Sie fielen auf den Boden. Die junge Frau schleuderte sie mit dem Fuße ins Zimmer.

Wieder flog ein Blick aus den seltsam schimmernden Augen durch das Fenster über den Gartenzaun ... Diesmal war es ein fast zorniger Blick.

„Und was hat er jetzt grad vor — der Herr Meerbach?“

„Jetzt schafft er nur immer wieder an seiner ‚Arbeit‘. Tag ein Tag aus. Oft soll er noch bis tief in der Nacht im Atelier sein.“

„Ich meine, woran er jetzt arbeitet.“

„Eben an seiner „Arbeit“. Das ist eine große Figur, die er so genannt hat. Mir sieht sie aus, als ob sie schon fertig wäre. Aber sie soll ja noch nicht fertig sein. Und wie lange er schon daran gearbeitet hat! Erst das Modell aus Thon, dann der Gipsguß. Mein Gott! Und als die Marmorstatue aus Berlin zurückgekommen ist... Immer wieder hat er was daran feiner zu machen. Er kann gar nicht fertig werden. Mein Bekannter sagt, das kommt, weil ihm die Arbeit so sehr am Herzen liegt.“

„Was stellt die Figur denn dar?“

„Ein Weib...“

„Also doch! — — Ich hab's ja gesagt.“ Isi warf den Kopf triumphierend zurück. „Die Künstler...! Die Künstler...!“

„Na, wenn gnädige Frau das sehen möchten...“

„Ist sie so schön?“

„Ach, um Gotteswillen, gnädige Frau! — Es ist ja nichts weiter als ein ganz gewöhnliches Weib. So eine vom Lande. Sie bindet grad Garben.“

„Also eine Feldarbeiterin. — Eine allegorische Figur. — Ich verstehe.“

„Und so plump! — Die Hände — die Füße ... Genau so, als stünd eine da aus dem Scharwerk, die sich ihr Lebtag ordentlich abgerackert hat. Nichts Feines, nichts Vornehmes.“

„Die Arbeit ist nie fein, nie vornehm.“

„Gnädige Frau haben ja recht. Aber ein bißchen anders hätte er's schon machen können. — Und dann ...“

Die Jungfer kicherte in sich hinein. Sie krümmte sich förmlich hinter dem Rücken der Herrin.

„Und dann ...“, wiederholte diese ungeduldig.

„Ach Gott, gnädige Frau! — Sie ist ja beinahe ganz nackt!“

„Nackt ...!“ In Isis matten Augen flammte es wieder auf wie ein leuchtendes Feuer. Ihr sonst so müdes, gleichgültiges Gesicht nahm einen lebhaften, gespannten Ausdruck an. „Also nackt ...! Erzähle doch! Erzähle nur weiter!“ drängte sie stürmisch.

„Eigentlich hat sie ja was an. Aber das ist auch man so, so. Das Hemde ist runtergerutscht wie durch die heftige Bewegung. Die Arme, die Brust, alles frei.“

„Die Arme, sind sie stark?“

„Derb wie bei Menschen, die tüchtig arbeiten. Und rot werden sie auch sein, von der Sonne verbrannt. Das kann man ja nicht sehen. Es ist doch alles aus Stein. Aber man glaubt's zu sehen. So ist's gemacht.“

„Und die Brust ...?

„Groß.“

„Hm!“ machte Frau Isi. Ihr Blick glitt an ihrem eigenen schlanken Körper herab. Sie schien über etwas nachzudenken.

Die Jungfer ließ ihr nicht viel Zeit dazu. Geschäftig schwatzte sie fort:

„Einen Rock hat sie auch an. Aber er ist nur kurz. Das eine Knie stemmt sie auf die Garbe, die sie bindet. Man sieht die Beine. — Eigentlich habe ich mich recht geniert, als ich so davorstand mit dem jungen Manne. Am liebsten wäre ich fortgelaufen. Aber das hätte doch so dumm ausgesehen.“

„Ach, Ihr immer mit Euerem Genieren! Weiter wißt Ihr nichts. Als ob das Nackte eine Sünde wäre! Am Ende fühlt Ihr Euch noch zu Entschuldigungen verpflichtet, weil Ihr nicht mit einem Korsett auf die Welt gekommen seid.“

Isi war aufgestanden.

„So, jetzt sind die Puffen gut. — Aber eine Nadel nehme ich doch. Gieb mir die silberne!“

Die Nadel glitzerte in dem schwarzen Haare. Von den weißen Schultern war der Frisiermantel gesunken.

Sie stand da im Unterrock, im Mieder. Alles Seide.

Mit einer raschen Bewegung streckte sie die Arme nach vorne, grade vor sich hin.

„Ich habe dünnere Arme als die „Arbeit“, was?“

„Aber, gnädige Frau, das ist doch gar nicht zu vergleichen.“

Noch einmal trat Isi vor den Spiegel. Nur einen flüchtigen Blick warf sie auf den zarten Nacken und auf die Schultern, die ein wenig spitz erschienen.

„Welches Kleid befehlen gnädige Frau?“

„Ist es heiß draußen?“

„Siebzehn Grad im Schatten.“

Sie besann sich einen Augenblick. Dann sagte sie wie einer plötzlichen Eingebung folgend:

„Gieb mir das grüne Batistkleid!“

„Das grüne Batistkleid! — Das mögen doch gnädige Frau sonst gar nicht.“

„Aber heute ziehe ich es an. Grad heute. Es paßt — zu meiner Stimmung.“

II.

Frau Isi ging durch den vornehmen Garten. Das grüne Batistkleid rauschte über den Kies. Sie ging langsam wie jemand, der über etwas nachdenkt.

Sie schritt quer über den Rasen, der wie Sammet schimmerte. Behaglich sah sie, wie die schlanken Hälmchen sich unter ihren Füßen krümmten. Sie wußte, daß es ihr Mann nicht gerne hatte, wenn sie das sorgfältig gepflegte Gras mutwillig zertrat. Aber sie that es doch. Vielleicht eben darum.

Vor der Fontäne blieb sie stehen. Eine Weile starrte sie in das Becken. Die herunterfallenden Tropfen zeichneten Kreise in das regungslos daliegende Wasser. Es zitterte bei der Bewegung und funkelte in der Sonne.

Frau Isi setzte sich auf den marmornen Rand des Beckens. Den Ärmel des grünen Batistkleides streifte sie in die Höhe und tauchte den Arm bis zum Ellenbogen in das Wasser. Wie angenehm kühl das war! — Wohlig plätscherte sie mit den Fingern darin herum. Dann legte sie den nassen Arm auf den Marmor vor sich und ließ ihn von der Sonne trocknen. Dabei verglich sie die Weiße ihrer Haut mit der Farbe des Steines. Sie sah die blauen Adern unter dieser weißen Haut schimmern. Tief beugte sie sich herab und küßte ihr eignes Fleisch. Sie küßte es mit Inbrunst und Leidenschaft.

Rasch sprang sie in die Höhe, ergriff eine der schlanken Lilien, die um die Fontäne standen, und riß ihr das Haupt ab. Die weißen Blätter streute sie in das Wasser. Mit der verstümmel[ten] Blume peitschte sie den Marmor, auf dem no[ch] eben ihr geliebkoster Arm gelegen. Dann setz[te] sie sich wieder auf den Rand des Beckens. Gan[z] ruhig saß sie da — fast ermattet.

Sie dachte an das einstöckige Haus drüben und an den blonden Mann, der Tag ein Ta[g] aus dort arbeitete.

Früher hatte sie die blonden Männer geliebt. Sie hatte ja auch einen geheiratet. Und dan[n] hatte sie die Blonden nicht mehr gemocht.

Warum hatte sie denn überhaupt Ruprecht geheiratet? —

Das Wasser der Fontäne glitzerte in der Sonne wie feiner Staub. Die verstümmelte Lilie, die ihre Finger hielten, schwankte leise.

Sie war ja damals noch so jung gewesen, u[nd] unerfahren. Ihre ganze Kindheit hatte sie in einer französischen Pension verbracht, in die man sie gesteckt, um sie auf anständige Weise los zu werden. Das hatte sie schon damals gefühlt. Denn der Vater hatte eine zweite Frau genommen. Und da war es unbequem, eine her[an]wachsende Tochter im Hause zu haben. Diese zweite Frau war eine kühle, vornehme Dame, die gestickte Wappenstühle in dem Salon aufstellte und Servietten mitbrachte, die mit fast lebens[-] großen Kronen gezeichnet waren. Das Stief[-] kind betrachtete sie wie ein notwendiges Übel, das man sich möglichst fern hält. Reichte sie der zu den Ferien Heimkehrenden die weiße, parfü[-] mierte Hand zum Kusse, so that sie es eben nur, weil sie es thun mußte. Isi empfand das Lieb[-] lose dieses Benehmens schmerzhaft. Der Aufent[-] halt im Elternhause, von dem die anderen Kinder so schwärmten, wurde für sie zur Pein. Und den Tag, der sie in die Pension zurückbrachte, be[-] grüßte sie wie eine Erlösung. Sie hatte keine Heimat mehr, das wußte sie, und das machte sie trotzig und verschlossen. Der Vater starb plötzlich. Die jetzt ganz Verwaiste kehrte zurück. Sie blieb zu Hause, denn sie war bereits in dem Alter, in dem man sich nicht mehr in Instituten herumzu[-] drücken pflegt. Das Leben an der Seite der fremden Frau, die sie Mutter nannte, und die ihr doch nie eine Mutter gewesen war, wurd[e] ihr immer unerträglicher. Isi beschloß zu heiraten, um frei zu werden. Sie that es auch. De[n] Ersten, der um sie anhielt, nahm sie. Und das war zufällig Ruprecht. Sein Äußeres sagte i[hr] zu. Er war ein stattlicher Mann: groß u[nd] blond. Wie sein Charakter war, und ob sie ...

ander paßten, darüber dachte sie nicht einen
genblick nach. Sie fragte auch niemanden um
t, denn sie hätte doch auf keinen Rat gehört.
er etwas besaß, oder etwas erwerben könne,
r ihr gleichgültig, denn sie war ja reich. Als
uvermählte blieben sie in derselben Stadt und
en in das Haus, das sie noch heute bewohnten.
fänglich war sie froh über diese Veränderung.
e fühlte nicht mehr den Zwang der Pension
d den Druck einer unbequemen Umgebung.
emand machte ihr Vorschriften. Sie konnte
n und lassen, was sie wollte. Mit wahrer
er verschlang sie alle Romane, die man ihr
jetzt verboten hatte. Sie las von einer heißen,
valtsamen Liebe, die quält und brennt. Un-
lkürlich verglich sie ihre eigenen Gefühle mit
geschilderten und kam zu der Einsicht, daß
sehr verschiedene Menschen und Herzen geben
isse. Und dann las sie von einer stillen,
higen Liebe, die unendlich beglückt. Auch diese
upfindung war ihr ganz fremd. Sie wurde
sicher und wußte nicht einmal warum. Sie
jann zu suchen und wußte doch nicht wonach.
ese zwecklose Unruhe, die sie ergriffen, machte
müde. Ihr Gesicht wurde blaß, ihre Augen
tt. Sie kritisierte ihren Mann, ohne es zu
wollen. Dem bekam die Ehe ausgezeichnet gut. Ordentlich rund war er geworden, denn er gehörte zu den skrupellosen Naturen, die genießen, wo immer zu genießen ist. Und dann war es ihm im Leben noch nie so gut gegangen. Bis jetzt hatte er sich in der Welt herumstoßen müssen als kleiner Kaufmann, den man kaum beachtete. Von einem Comptoir hatte er sich in das andere gedrückt, ohne die Aussicht auf ein Vorwärtskommen, weil ihm die geistigen und die pekuniären Mittel dazu fehlten. Aus England, wo er sich einige Zeit aufgehalten, hatte er eine fast krankhafte Vorliebe für den Luxus mitgebracht. In seinem Äußern glich er einem vornehmen Dandy. Eben dieses Äußere hatte die oberflächliche Isi bestochen. Und er wieder hatte in ihr nur das reiche Mädchen gesehen. Was ihm nie möglich gewesen wäre, durch eigene Kraft zu erreichen, das hatte er jetzt erreicht: er war ein geachteter Mann geworden, vor dem die Leute respektvoll den Hut zogen, wenn er auf Gummirädern durch die Straßen rollte. Das hatte er alles nur seiner Frau zu danken. Ob er auch genügend von dieser Dankbarkeit durchdrungen war? — Die Leute jedenfalls behaupteten, daß die Ruprechtsche Ehe ein wahres Muster sei.

(Fortsetzung folgt.)

Vierzig.

Die Zeit geht zu geschwinden Schritt;
Ich kann nicht mit.
Ich, der so ganz unglaublich jung
Vor kurzem noch gewesen,
Empfind' es als gewagten Sprung,
Daß ohne Federlesen
Ich nun gereift und würdevoll
Ins Schwabenalter treten soll.

Ich rechne nach; es stimmt die Zahl.
Schon vierzig Mal
Hat Jahr an Jahr sich angereiht —
Und doch ist's unverständlich:
So kurz erscheint Vergangenheit,
Die Zukunft schien unendlich.
Hätt' ich das früher nur bedacht,
Ich hätte manchmal Halt gemacht.

Doch vorwärts, vorwärts flog mein Sinn
Im Traum dahin,
Voll Hoffnung, daß des Schicksals Huld
Stets reich're Gaben spende:
Die Jugend drängt mit Ungeduld
Zu ihrem eig'nen Ende,
Und wenn sie gern verweilen mag,
Dann kam gewiß ihr Abschiedstag.

Wohlan, noch ist es nicht zu spät
Für ein Gebet.
Dich, Göttin Zeit, bestürmt mein Fleh'n,
Nicht hastig hinzuschwinden,
Nein, auf ein Weilchen still zu stehn,
Wo wir uns jetzt befinden;
Denn dieser Platz erscheint mir fast
Wie vorbestimmt zur Mittagsrast.

Nicht vorwärts schau'n und nicht zurück,
Ist höchstes Glück.
Nicht Morgen mehr, nicht Abend schon —
So liebt's der Eintagsfalter;
Die Jugend noch nicht ganz entfloh'n
Und meilenfern das Alter.
Frau Zeit, befiehl der Sonne nun,
Im Scheitelpunkt sich auszuruh'n.

Doch wehe, Deinen raschen Lauf
Hältst Du nicht auf.
Im gleichen Takt für mich verrinnt
Die Stunde wie für Jeden,
Und in die braunen Locken spinnt
Sie feine Silberfäden;
Der Zeiger tickt, und ohne Ruh'
Führt mich sein Gang dem Abend zu.

Ludwig Fulda.

Nachtgesang.

Die mich mit ihrem Schweigen rings umgiebt,
Die milde Nacht, die meine Seele liebt,
Die legt mir jetzt die Hände kühl und still
Aufs laute Herz, das nie verstummen will —

Das immer stürmisch pocht und immer loht,
Das schweigend ausgeharrt in herber Not,
Das nie bereut und noch im tiefsten Schmerz
Vertraut und hofft und glaubt — mein thöricht Herz!

Mein thöricht Herz, Dein Tag ging längst zur Rast,
Der Glanz der Abendwolken ist verblaßt,
Auf stillen Fluren lagert kalter Tau
Und Stadt und Land versank in trübem Grau.

Es spricht der Schlaf mit schmeichlerischem Mund:
„In meinen Armen träumst Du Dich gesund!"
Es spricht der Tod: „Wie ist Dein Leid so groß –
Ruh' aus von Deinem Kampf in meinem Schoß!"

Du aber schreitest, wie Du stets gethan,
Auf Deiner selbstgewählten steilen Bahn,
Nicht achtest Du der Menge mahnend Wort,
Daß Du am Abgrund gehst — und schreitest fort.

Und die Dich erst gemahnt, die spotten nun,
Dein Hoffen sei nur Trug, nur Wahn Dein Thun,
Du aber schreitest weiter und vertraust,
Daß Du das Licht der Firne doch erschaust.

Wann endlich wirst Du ruh'n, mein thöricht Herz?
Was Dir der Morgen bringt, ist neuer Schmerz, —
Und immerfort verspottet und gehetzt,
Bleibst Du doch thöricht, thöricht — bis zuletzt!

Georg Edward

Das Leid.

Einst sprach das Glück zu mir in froher Stunde:
„Ein Weilchen geb' aus rascher Wanderhast
Ich gerne hin und will, ein seltner Gast,
Mich neigen Deinem sehnsuchtsheißen Munde,
Zu bergen seiner reichen Wünsche Last . . ."

Und Rosengluten kränzten mir die Stirne,
Musik erklang . . . An Leuchtern von Opal
Hellt' sich im Lichterglanz ein Marmorsaal,
Und lachend schwang im Tanz sich Dirn' um Dirne
Und trug der Freude schäumenden Pokal.

Von weichen Armen ruht' ich hold umschlungen,
Die Sehnsucht schlief, und stille stand die Zeit . . .
Doch meiner Seele, die sich nie befreit,
Ist eine Frage mahnend jäh erklungen
Und angstvoll forschte sie: „Wo ist das Leid?

Das niemals fehlt, will es sich heut besinnen?
O sprich, mein Glück, zieh nicht die Stirne kraus
Wo ist mein Leid?" — Da schwieg des Festes Braus,
Und eine Stimme klang: „Ich trieb's von hinnen'
Rufst Du es selbst?" — Und finster lag mein Haus.

Karl Nowel

Einsam.

Unter den Lindenbäumen
Wandle ich allein . . .
Da duftet alles Träumen
Da säuseln Melodei'n.

Das Duften und das Säuseln
Ich kenn' es nur zu wohl . . .

Die Blätter sanft sich kräuseln . . .
Was pfeift der Wind so hohl?

Über die hohen Berge
Weht's wie Wetter und Weh . . .
Uns arme Menschenzwerge
Begräbt der Winterschnee.

Karl Bleibtreu

Das Lied.

Es hat eine Seele
Gar eigener Art, —
Wie blühende Rosen —
So duftig und zart.

Gleich Stimmen der Engel,
So lieblich und fein
Erklingt es und dringt es
Ins Herz Dir hinein.

In Jubel und Freuden,
In Leiden und Graus
Dein treuer Gefährte
Im irdischen Haus.

Und wenn sie Dich betten
Zur ewigen Ruh,
Deckt's trauervoll klingend
Den Schlummernden zu . . .

Heinrich Beck

Abend.

An des Tages späten Gefilden
Steht ein blasser blinkender Stern,
Über den Ufern, den müde-milden,
Taucht die schimmernde Nacht von fern.

Dunkler grüßen die Villen herüber
Blauer Nebel gleitet zu Thal,
Nur im Wasser trübe und trüber
Irrt und verzittert der Sonne Strahl.

Und Du lauschst, im Lachen gezügelt,
Wie der Tag im Dunkel verrinnt —
Und vom letzten Glanze umflügelt,
In Deiner Seele ein Lied beginnt!

Karl Leopold Mayer.

Das ist ein Bild voll Segen.

Das ist ein Bild voll Segen
Wie keines sich erschließt,
Wenn sich auf Flur und Hegen
Der Maientag ergießt.

Wenn von den Birken zittert
Verschämt das junge Grün,
Wenn froh die Lerche wittert
Der Felder neues Blüh'n!

Noch liegt in keuschen Träumen
Das weite Land so still,
Als müßt' es harren und säumen,
Wer es erwecken will.

Und sieh, der Lenz berührt es
Mit seinem Flügelschritt;
Und neues Leben führt es
Im Schoß gesegnet mit.

Nun wird ein Wachsen und Drängen,
Das auf zum Lichte zieht,
Rings schallt mit Jubelklängen
Ein brausendes Lebenslied.

Du Welt, so sonnenbeschienen,
Du Welt voll keimender Saat,
Ich möchte Dich verdienen
Durch eine ganze That! —

Julius Koch.

Sommerabend.

Langsam verglomm des Sommertags
Goldsprühende, warme Pracht . . .
Am offnen Fenster saßen wir
Und blickten in die Nacht.

Und tiefer senkten die Schatten sich
Auf das weite, lauschende Land . . .
In unsern Augen ein Leuchten war —
Wir legten Hand in Hand.

Und sah'n uns an — und unser Blick
Sprach aus, was der Mund verschwieg —
Vom dunklen leisflüsternden Garten her
Berauschender Nachtduft stieg . . .

Christoph Flaskamp.

Burg Vianden.

Epheugrün umrankte Trümmer
Ragen trotzig in die Lüfte,
Dunkle Tannen überrauschen
Rings die moos'gen Felsenklüfte.

Sinnend schaut mein Auge nieder
In der Our umgrünten Wellen.
Hei, wie wild die stolzen Recken
Sich in blut'gem Strauße fällen!

Färben rot sich nicht die Auen
Von der bitter-grimmen Fehde?
Roß und Reiter liegen blutig
Und die Walstatt still und öde.

Längst verstummt sind Streit und Hader,
Abendrot liegt ob den Landen.
Fern im Dorf klingt Aveläuten
Für die Ritter von Vianden.

E. Dieckhöfer.

Drei Gesellen.

Drei Helden ritten kampfmutig zum Streit,
Sie waren alle vom Schicksal gefeit
Gegen dräuende Feindeshiebe.
Der eine zu höherem Ruhm bewahrt,
Der andre zu größerem Leid gespart,
Den dritten schirmte die Liebe.

Der erste sich herrliche Ehren erwarb,
Der zweite in bitterstem Elend verdarb
Und den dritten der kühnen Gesellen,
Den führte die Liebe auf schwindelndem Pfad
Und ließ ihn, kaum daß er der Sonne genaht,
Tief unten im Abgrund zerschellen.

Eugen Lirsch.

Glücksritter.

Trab', trabe, mein Rößlein,
Leichthufig ins Land,
Auf dem Berg steht ein Schlößlein
Von Gold und Demant —
Die Fenster Rubinen
Und von Perlen das Tor —
Und ein gläserner Weg
Führt durch Wolken empor!

Trab', trabe, mein Rößlein —
Es geht um hohen Lohn!
In dem güldenen Schlößlein
Liegt ein' güldene Kron'.
Ist geschmiedet aus Sternen
Vom blauen Himmelszelt —
Und wer sie aufs Haupt setzt
Ist König der Welt!

Trab' trabe, mein Rößlein,
Um die Wette mit dem Wind —
Es wartet in dem Schlößlein
Ein schneeschneeweißes Kind —
Trägt Lilien in den Händen
Und Rosengerank
Und beut mit rotem Munde
Dir tiefen, tiefen Trank!

Trab', trabe, mein Rößlein,
Der Weg ist nicht weit!
Es liegt das güldne Schlößlein
Dicht hinter der Ewigkeit —
Und fällst nicht aus den Wolken
Auf dem gläsernen Gestein,
So reiten wir heut Nacht noch
In das güld'ne Schlößlein ein!

Gertrud Kla

Frühherbst.

Aus dieser heißen, dumpfen Sommerschwüle,
In der das Korn, die dunkle Traube reift,
Sehn' ich mich, Herbst, nach Deiner milden Kühle,
Die weich wie Frauenhand die Wange streift.

Ja, einen Abglanz seiner reichen Schöne
Hat Dir des Sommers stolze Gunst gewährt.
Nur feiner, zarter wurden alle Töne,
Vom letzten Sonnenscheidegruß verklärt.

Drum, eh' die wilden Sturmesweisen klingen,
Eh' Deine starke Manneskraft erwacht,
Soll mich Dein Jugendzauber ganz durchdringen,
Der anmutreich wie helle Sternennacht.

Walter Kaehl

Die Mutter.

Nun lacht die Au vor Frühlingslust.
Mein Kindlein liegt an meiner Brust
Und zappelt mit den Beinen.
O Lenz, laß Deinen Schein und Scherz
Und Glast und Glanz mir tief ins Herz,
Ins volle Herz mir scheinen.

Wie war mir Leib und Sinn gelähmt,
Wie hab' ich mich zergrämt, geschämt
Mit mir und meiner Sünde.
Wo ahnt' ich's, daß mein Thränenquell
Zu Freudenbronnen klar und hell
Und eitel Wonne münde?

Nun hab' ich, zwar in Schuld und Schand',
Doch aus des treuen Gottes Hand
Mein Kindlein mild empfangen.

Es weint mich an und lacht mich an,
Daß ich es nicht beschreiben kann,
Mit Grüblein in den Wangen.

Und meinte doch, man werd' es schau'n
Um meiner Sünde willen braun
Und welk und tot geboren.
Nun lebt's und lacht's und trinkt mit Flech
Recht rosenrot und lilienweiß,
Gesund in allen Poren.

Und ob Dein Vater Dich verläßt:
Deine Mutter schützt Dich treu und fest.
Blauäuglein guck' und winke!
Und strample, Schelm, und trink Dich satt
Eine Mutter wird nicht müd' und matt,
Trink', mein Knabe, trinke.

Otto Michael

Tragödie.

Stand ein Stern am schwarzen Himmel,
Bebte zwischen schweren Wolken,
Und die schweren Wolken kamen,
Und der kleine Stern verlosch.

Blickt' ein Herz zum schwarzen Himmel,
Bebte mit dem kleinen Sterne,
Und die schwarzen Wolken kamen,
Und das arme Herz verging.

Georg Re

Allerlei Fahrten.

Reisebilder von **Karl Emil Franzos.**

Erfurt.*)

Merkwürdig ergeht es mir auf dieser Reise. Da ze ich nun plötzlich in Erfurt fest, und das scheint mir in, klug und weise. Aber wie ich, der ich ja von Wör- tz mit der Bahn über Dessau, Bitterfeld und Frank- irt in einem Zuge nach Luzern wollte, in diese Stadt r Blumen geraten bin, ist eine Geschichte voll Thor- iten.

Als ich nämlich in Wörlitz zum Bahnhof wollte, ı sagte plötzlich mein Herz, so scheinbar ganz unbe- ingen, zu mir: „Willst Du denn wirklich das Klingel- ahnchen nach Dessau zum vierten Mal genießen?! är's nicht vergnüglicher, wir mieteten uns wieder nseren klugen Willem und kutschierten durch Wald und eide fröhlich nach Wittenberg zur Station?!“ Das ar aber nur Heuchelei von diesem Herzen, es war ihm ar nicht um die Fahrt zu thun, sondern um Witten- erg, und in jeder der 46 Wochen des Jahres, wo ich ernünftig sein muß, hätte ich ihm gesagt: „Dumm- eiten, altes Herz! Ich weiß, Du bist einmal in Deiner ugend dort sehr, sehr glücklich gewesen, drei ganze ange Frühlingstage hindurch. Wie auf dem Anger er Flieder blühte und wie am Schwanteich die Hut- adel verloren ging, und wie im Stadtgraben die Nach- igallen schlugen — Du, Herz, hast ja für all dies ein essères Gedächtnis, indes, ich weiß es auch noch. Aber ben darum, was willst Du dort?! Tot ist tot, wir inden in der grauen Stadt nichts von unseren jungen achenden Glück wieder, nicht einmal die Nadel!“ Jetzt ber dachte ich: „Dies thörichte Herz sehnt sich bei sin- ender Sonne an eine Stätte zurück, wo es einst, so echt im vollen Vormittagslicht, glücklich war; es wird, ürcht' ich, wenig Freude davon haben, aber sein Wille eschehe!“ Und ich mietete den Willem, fand mich auch rein, daß er, als mein Koffer aufgeschnallt wurde, dem Hausknecht sagte: „Von Wörlitz zur Station in Witten- erg! Er is doch 'n Engländer!“ — recht hatte er ja.

Im Übrigen war's, so in der roten Frühe, wirklich eine fröhliche Fahrt; an dem Park und dem Elbdeich vorbei und schnurgerade gegen Nordosten zur Elbfähre. Viel Besonderes ist nicht davon zu berichten. Von der Fähre betrachtet, sieht das Städtchen Coswig sehr malerisch aus, und namentlich das schöne stolze Schloß auf einem Hügel leuchtete im Morgensonnenschein und die Wellen des langsam und majestätisch vorbeiwallenden Stromes spiegelten es verklärt wieder. „Da muß sich behaglich hausen lassen,“ dachte ich. Aber der Schein trügt, es ist das Zuchthaus für Anhalt. Seltsames Land, dachte ich, das für seine Kunstschätze nicht das kleinste und für seine Verbrecher ein so großes Schloß übrig hat, aber ich schwieg, denn mein Willem war wohl auch ein Kunstfreund, aber doch noch stärker als Patriot. „Hier weeß ich Sie ooch was altes Gemahldes for Ihnen!“ sagte er, als wir durch Coswig fuhren, und hielt vor einem verwaschenen Wirtshausschild, drauf sich tanzende Paare drehten. „Hier jederzeit kaltes und warmes Essen und Tanzvergnügen“; eine Stunde später aber — die Chaussee geht immer durch hübschen Wald zwischen Bahn und Strom — hielt er mitten zwischen den Tannen an und sagte mit einem Seufzer: „Hier is es! Nu kommen wir in's Ausland!“ Die Grenze Anhalts gegen Preußen ... Nun, Willem ist nur ein Fuhrknecht, aber vor fünfzig Jahren haben das noch die klügsten Dessauer und Preußen so gesagt und empfunden.

Der Natur sieht man's übrigens auch hier nicht an. Der preußische Wald war ebenso hübsch wie der anhalt'sche, und wie wir so dahinfuhren, und in der hellen Morgenluft schwamm der Tannenduft, die Vögel sangen, der Wind rauschte im nadligen Geäst und die Sonnenlichter haschten sich im Moos unten, da fiel meinem Herzen eine zweite Thorheit bei. „Du“, sagte es, „wir gehen nach Luzern, gewiß, aber vorher machen wir in einem schönen, tiefen, kühlen Waldthal Halt.

*) Der vorliegende Aufsatz schließt sich an die Reisebilder: „Von einer verschollenen Fürstenstadt“, „Dessau“ und „Elysäische Felder“ (Wörlitz), welche die „Deutsche Dichtung“ im XXXI. Bande brachte, unmittelbar an. Die Buchausgabe wird im Spätherbst d. J. erscheinen. D. Red.

Wald ist ja doch das Schönste." Und ich nickte und fragte nur: „Aber wo machen wir's?! — „Nun, natürlich in Thüringen; da kommen wir ja durch. In Oberhof z. B. da hat es den beiden Schwestern, Frau Grete und Frau Martha, im vorigen Jahr so gut gefallen, und die müssen wissen, was schön ist; sie sehen ja zuweilen gewiß auch in den Spiegel." Und ich wieder nur: „Gut, Herz, also Oberhof; da wollen wir's uns fröhlich machen."

Aber auf dem Marktplatz zu Wittenberg, wohin wir endlich an einigen Dörfern vorbei und durch das langgestreckte Klein-Wittenberg gelangten, da konnten wir das nicht; da wurden wir beide traurig, mein Herz und ich. Wir hatten's zu genau im Gedächtnis, wie es da einst im Mai ausgesehen — und es war Alles anders geworden. Die grauen Häuser am Markt waren neu getüncht, und wo früher die alte Karrete zum Bahnhof gestanden, winkte nun eine Pferdebahn; sogar die vierhundertjährige Schloßkirche hatte sich im Innern zwei neue Schiffe beigelegt und einen seltsamen Aufputz des Kuppelturmes, und die fast ebenso alte „Goldene Weintraube" hatte gleichsam Kehrt gemacht und streckte ihr Wahrzeichen nun nicht mehr zum Markt, sondern zur Juristengasse hinaus. Nur der Kellner dort war noch derselbe; wenigstens hatte er genau das gleiche Kellnergesicht und die gleiche Redensart: „Wir haben hier die schönsten Gäste." Ach, dacht' ich, einen so schönen wie einst kriegt ihr nicht wieder, und in den Lüften roch es nicht nach Flieder, sondern nach getrockneten Blumen, aber nein, nicht einmal darnach roch es in der Wirtsstube.

Da saßen wir eine halbe Stunde, mein Herz und ich, beide stumm, ganz stumm, bis ich endlich leise sagte: „Nun komm' zum Bahnhof." Auch auf der Fahrt durch die ewig lange Kollegiengasse hatten wir einander nichts zu sagen, nur einmal, als wir am „Lutherhaus" vorbeifuhren, lauschten wir auf; dort hängt auch das drollig-naive Bild eines Cranach-Schülers: „Adam und Eva im Paradiese", und von diesem Bild her vernahmen wir plötzlich im Vorbeifahren wie aus weiter, weiter Ferne ein silberhelles Lachen ... Daß doch die Erinnerung an ein Lachen ein Herz so wehmütig stimmen kann... Am Bahnhof aber schiffte ich mich nach Oberhof ein.

Der Zug war überfüllt, ich fand gleich Bekannte, und wenn ich mich in das Dümmste hätte einlassen wollen, was der Mensch beginnen kann, nämlich in weise Betrachtungen über das Leben im Allgemeinen, so hätten sie mir den Stoff dazu geboten. Denn in dem einen Coupé führte ein Kollege sein junges Weib ins Haus ihrer Eltern, daß sie dort ihre schwere Stunde bestehe; stolz wie auf kein anderes seiner Werke und doch in zitteriger Sorge, und im nächsten saß ein liebenswürdiger Mensch in tiefster Trauer; der gele die Leiche seines Vaters zur Verbrennung nach Go Aber ich philosophierte nicht, sondern frühstückte mehr mit einem dritten Bekannten, der für vier Tage direkt nach Biarritz sauste, im Speisewagen. Me Erzählung, daß ich meine Reise in die Schweiz einem achttägigen Aufenthalt in Anhalt begonnen nun durch einiges Verweilen in Oberhof fortsetzen wo nahm er mit liebenswürdigem Lächeln auf und fra dann harmlos, ob ich nicht auch in Weißenfels, Naumburg, Kösen, Weimar und Erfurt anhalten wolle – „Nein", erwiderte ich, „Weißenfels und Naumburg kenne ich bereits, Weimar erst recht, auch in Kösen ich schon, aber Erfurt — das wäre wirklich was." – „Um Himmelswillen", rief er, „eine nüchterne, langweilige Geschäftsstadt. In die guckt selbst von den Leuten, die ihre Ferien nur in Thüringen zubringen kaum einer hinein!"

Damit war das Gespräch zu Ende, in mir aber klang es nach: Erfurt — wie wär's?! Eine Geschäftsstadt, ja, aber sie „macht" in Blumen, das ist doch hübsche Ware. Und das Dogma, daß eine Geschäftsstadt jedenfalls nüchtern und langweilig sein muß steht ja nur für Banausen geschrieben, Menschen ohne Sinn für die Poesie unserer Zeit. Hamburg z. B. – wer das langweilig findet, verdiente wirklich, immer nur in toten Nestern mit grasbewachsenen Straßen Kalbsbraten und nie in Hamburg ein Beefsteak zu essen. Zudem ist ja Erfurt uralt, eine Hansastadt, die kann's gar nicht nüchtern sein." Ich suchte in meinem Gedächtnis zusammen, was ich von seiner Geschichte wußte. Der heilige Bonifacius und — Bismarck im Unionsparlament, und dazwischen die Universität und Dalberg, der Kur-Erzkanzler ... viel war's nicht, und zudem nur eben toter Kram ohne lebendige Anschauung das Faßbarste war noch Dalbergs Wort an Goethe „In Erfurt ist gut wohnen ...." Aber da tauchten mir, während ich so dem Widerklang dieses Städtenamens in mir lauschte, auch Bilder auf, die Farb hatten und lebten, denn die hatte ich gesehen ...

Vor vielen Jahren, so an die fünfzehn mögen es sein, stand ich an einem strahlend schönen Sommertag auf einer Höhe des Thüringerwaldes, auf welcher weiß ich nicht mehr, aber was ich sah, ist mir unvergeßlich geblieben: zu meinen Füßen das sacht abgestufte Gebirg im dunklen Tannenschmuck, dann eine weite, hellgrüne Ebene, mitten drin ein gewaltiger Haufe grauer, von leichtem Dunst umhüllter Pünktchen, aber über diesen Pünktchen, gleichsam in der Luft über ihnen schwebend und den Dunst durchleuchtend, ein rätselhafter goldner Schein, nun strahlender, nun blasser, und oft in d

onnenglut erzitternd, aber immer, immer zu sehen. 'as war dieses Etwas, das noch vom Dunst der Erde nwoben war und doch nicht mehr zu ihr gehörte?! Die Madonna am Erfurter Domgiebel!" erwiderte chelnd mein Gefährte...

Ein anderes Bild, das ich 1880 gesehen hatte, und ich war's mir nun, als wär's gestern gewesen. Ein unitag in Haarlem; ich hatte mich den Tag über an n herrlichen Bildern im Rathaus, und im „Pavillon" üde gesehen und fuhr mit sinkender Sonne zur grauen tadt hinaus, über die „Spaarengracht" in die Blumenlder hinein .... ja ganze Felder voll Tulpen und ilien, Hyacinthen und Narzissen! Welche Farben, weit das Auge reichte, welche Düfte! — der süße, hwere Hauch preßte mir fast die Brust zusammen, e mir ohnehin zu eng wurde vor Freude, am gleichen ag auch dies Herrliche schauen zu dürfen... Und rfurt war auch eine Gartenstadt, da mußte ja Ähnches zu sehen sein...

Diese beiden Bilder haben mich nach Erfurt geacht. Denn wohl befragte ich noch mein gewöhnliches rakel in derlei Fällen; ich horchte, was die Waggonider sagten, aber die sagen ja immer, was man hören ill. Und richtig, auch diesmal polterten sie ganz utlich im Schnellzugstakt: „Freilich nach Erfurt, ilich ist's in Erfurt, ja, ja Du, thu's!" (– ∪∪ | – ∪∪ – | ∪∪ – | –) Da riß ich mein offerchen aus dem Netz und stieg dort aus.

Es hat mich auch nicht gereut, wahrhaftig nein. Nur r Anfang war so so. Vor dem Bahnhof ein enges, n häßlichen Häusern und Holzverschlägen umschlosses Plätzchen, dann an einem großen, wüst aussehenm Hotel vorbei (es kann kaum dreißig Jahre stehen nd ist doch gewiß im XVIII. Jahrhundert zuletzt genicht worden) in ein gleichfalls enges, dürftiges Gäßchen, s den Verkehr kaum fassen kann; kleine Häuser, hasten-Menschen, fluchende Kutscher; nein, nett war das nicht. nd erst der Ausblick in die Seitenstraßen, die „Löberera"-, die „Schmidtstädter"-, die „Bußleber"-Gasse, berall Gerüste und Maurer, aber was sie niederrissen, ar alt und häßlich und was sie aufbauten, war neu und äßlich. Dazu die Düfte — und eines der Gäßchen hieß Gartenstraße": in solcher Atmosphäre war „Bußleber" Gasse wirklich der sinnigere Name. Mir tauchten aus albergs Briefen an seine großen Freunde im Apoll die tellen auf, in denen er von seinen Bemühungen um as Erblühen dieser Stadt spricht... „Ist kein Dalerg da?!" dachte ich... Und als ich ins Hotel trat, agte der Portier freundlich: „Musterkoffer am Bahnof?!" — daß ein Mensch nur zu seinem Vergnügen ach Erfurt kommen könnte, lag offenbar außerhalb es Bereichs seiner Phantasie. Auch an der Table d'hôte saßen nur Herren mit Musterkoffern; ich habe nichts gegen solche Herren, und selbst die Anekdoten, durch die sie sich gegenseitig erheitern, gönn' ich ihnen, aber — nun ja — „aber", dachte ich, „es giebt auch nüchterne Geschäftsstädte!"

Das war jedoch ein voreiliges Urteil. Erfurt ist keine schöne Stadt, aber hier erzählen die Steine, wenn man ihre Sprache versteht, eine Geschichte, so seltsam und herzbeweglich, so wechselnder Schicksale voll, daß sich auch der Kaltherzige ergriffen fühlen müßte. Und wer sehen kann, muß auf Schritt und Tritt erkennen, wie diese Stadt war und wie sie ist, und recht betrachtet ist die scheinbar so nüchterne Gegenwart womöglich noch fesselnder als die Vergangenheit, auch erhebender, denn was könnte uns in dieser besten aller Welten tröstlicher sein als die Erkenntnis, daß der Mensch zuweilen stärker ist als das Schicksal?! Wie diese Stadt allem, was Menschen und Menschenwerk treffen kann, Stand gehalten und nun langsam wieder aufblüht — dies ist das Interessanteste an Erfurt und wahrlich auch ein Stück Poesie, stärker und schöner und herzerquicklicher, als sich's der Wanderer im stillsten Waldthal erlauschen kann.

Freilich, das weiß ich erst heute, wo ich von dieser Stadt scheide, aber nicht, da ich sie zum ersten Mal durchwanderte. Mir ist's nun lebendige, aus der Anschauung geborene Wahrheit, dem Leser sind's Worte. Vielleicht wären diese Worte auch ihm zwar nicht Leben, so doch ein Abbild des Lebens, wenn ich Aug' in Auge zu ihm reden, ihm die tausend kleinen Bildchen, aus denen mir das Gesamtbild erwuchs, schildern könnte. Aber so — durch tote Buchstaben zu malen versuchen, und in der Furcht zu ermüden, in der Auswahl der Bildchen sparsam und zaghaft, es ist immer ein Wagnis. Und vollends hier, wo so Weniges an sich gewaltig ist, das Meiste sogar unscheinbar und nur eben durch das Nebeneinander, die Häufung oder den Gegensatz bedeutsam. Schwer ist's in solchen Städten, die Sprache der Steine zu verstehen, und noch schwerer, sie in Menschenworten nachzustammeln.

Nun denn, so versuch' ich's, so gut es eben gehen will, und in meiner Art. Wie bisher in der Wirklichkeit, so fahre ich nun in Gedanken wieder auf den „Steiger" und durch die Blumenfelder und gehe wieder über den Anger und den Domplatz und durch das Gewirr enger Gäßchen, bedächtig und andächtig und der Sehnsucht voll, dies fremde Stück Leben recht zu sehen und recht zu verstehen...

Wenn ich in eine fremde, große Stadt komme, so suche ich sie immer zunächst von einer Höhe zu überschauen. Liegt sie in einer Ebene, so ersteig' ich den nächstbesten Kirchturm, auch wenn's im August ist.

Denn eine Vogelschau bringt auf einen Schlag Antwort auf eine ganze Reihe von Fragen: wo der Kern der Stadt zu suchen ist, wie sie wuchs, in welcher Richtung sie nun die Glieder streckt, und wo die Reichen, wo die Armen wohnen. Aber noch mehr vermag hier ein Blick zu erkennen, oft klarer und gewiß anschaulicher, als es die Stadtchronik berichtet: was die Menschen hierherzog, warum auf diesem Boden eine große Stadt erwuchs und wie sie sich behauptete. In Erfurt läßt sich solche Überschau mühelos gewinnen; rings heben ja Hügel ihre dicht umlaubten Häupter; der stattlichste im Südwesten der Stadt: der „Steiger", wie derlei einzelne Vorberge in Thüringen so oft heißen. Man kann bis dicht an den schönsten Aussichtspunkt fahren.

Das heißt, wenn man eine Droschke kriegt. Das ist in dieser Stadt von 90000 Einwohnern nicht so leicht. Zu den Zügen finden sich am Bahnhof einige dieser schweren, plumpen Viersitzer ein, mit denen verglichen eine Berliner Droschke zweiter Güte wie das flügelbeschwingte Gefährt des Sonnengotts erscheint; sonst muß man lange nach ihnen suchen. Endlich kam mir auf dem „Anger" so ein ehrwürdiges Vehikel mit der Geschwindigkeit von einem halben Kilometer in der Stunde entgegengebraust; ich winkte dem Kutscher, er hielt an, ich stieg ein: „Zeitfahrt. Halb drei. Auf den „Steiger"." Aber so rasch macht man derlei verwickelte Geschäfte in dieser Geschäftsstadt nicht ab. Langsam kletterte der kräftige Mann vom Kutschbock, öffnete und schloß den Schlag, gleichsam um symbolisch anzuzeigen, daß dies seine Sache und Selbsthilfe hier nicht gebräuchlich sei, zerrte seine Taschenuhr von Tellergröße sacht hervor, zog sie auf, stellte sie nach der meinen und fragte dann freundlich: „Also, lieber Herre, wo'ihn soll's denn giehn?" — „Ich sagte schon, nach dem „Steiger"!" — „Ei ja, das is gued. Da haben Sie sihre recht, lieber Herre. Da ward's sihre schiene sihn! Da sollt' Jeder hihn! Also zuerschte ins Restaurang unn dann zum Aussichtspuhnkte! Jaa, so wollen men's maachen!" Die Nase des Mannes hatte einen sanften Rosenschein. „Lieber umgekehrt", sagte ich. — „Aaber das Restaurang is sihre gued!" — „Eben darum!" Er kletterte wieder auf den Bock und setzte sein Pferd in Trab; nun war's die Geschwindigkeit von einem ganzen Kilometer in der Stunde.

Wir fuhren eine breite Straße entlang, dann durch ein enges Gäßchen, über eine Holzbrücke auf einen winkeligen Platz, den große, altersgraue Häuser umstanden. „Wie heißt dieser Platz?" fragte ich und zog den Plan hervor. „Der Plan is nech gued! Da werds nech d'ruuf stih'n!" Aber da las ich selbst an der Ecke: „Hospitalsplatz" und ein Blick auf den Plan orientierte mich, warum mein Kutscher diesem braven, klaren Kärtchen so unhold war. „Mann", rief ich, „da komm[...] wir ja nie zum „Steiger"?! — es war, als w[...] man vom Potsdamerplatz nach dem Zoologischen [...]ten über die Chausseestraße gelangen. „Oh doch!" [...]teuerte er. „Aber ech daachte, Sie määchten doch a[...] dem Weeche was sieh'n! Hier is doch Knappe'n ih[...] Sammlung, was als General-Gonsul die schwa[...] weiß-rote Fahne gegen die nackichten Wilden in Sa[...] geschwungen hat, unn denn uns're „städtischen Alt[...]tümer", lieber Herre, steinerne Messer unn Dobb[...] pfeifen aus die Steinzeit, was die Arforder vor d[...]send Jaahren gebraucht haben. Allens aus Stein, [...] heeßt auch dorum die „Steinzeit." Unn jetzt [...] men also —" — „Nach dem Steiger", fiel ich [...] denn selbst durch die Tabakspfeifen aus der Stei[...] schien mir der Abstecher nicht ganz gerechtfertigt. [...] gehorchte, brümmelte aber immer vor sich hin: „D[...] Plan is nech gued." Ähnliche Erfahrungen habe [...] mit Erfurter Droschkenkutschern immer wieder [...]macht. Nicht bloß die Steine, auch die Drosch[...] reden, und diese hier sagen: „Wenig Vergnügungs[...]sende; eine durchschnittlich arme Stadt von a[...]spruchsloser Lebensführung, in der sich selbst d[...] Wohlhabende selten das bescheidene — ach, wie be[...]scheidene! — Vergnügen einer Fahrt in sol[...] Droschke gönnt, und der Fremde darum ein sorgl[...] ausgenütztes Geschenk des Himmels. . . "

Mehr und Erquicklicheres erzählt der Ausbl[...] vom „Steiger." Schon früher freute mich was: D[...] ganze „Löberfeld", die weite Fläche im Süden d[...] Stadt zwischen dem alten Erfurt und dem „Steig[...] ist ein, freilich derzeit noch zum geringsten Teil beba[...]tes Villenviertel. Diese Villen sind freundlich, a[...] bescheiden, sichtlich Wohnhäuser von Leuten, die gleich[...]maßen vor Not wie vor Neid bewahrt sind, der ein[...] Schmuck der reiche Blumenflor in Fenstern und V[...]gärten, und das ist nett — warum sollten nur reich[...] Leute in Villen wohnen? Auch an den Gassenna[...] die freilich zum großen Teil das einzige sind, wa[...] schon von der Gasse existiert, hatte ich meine Freu[...] Sie sind fast durchweg nach Komponisten und Dich[...] getauft. Sonderbare Schwärmer, diese Erfurter, wiss[...] sie denn nicht, daß solche Namen nur dann [...] Deutschland als kümmerliche Lückenbüßer angewend[...] werden dürfen, wenn kein General, kein Stadtrat [...] kein Nest der Nachbarschaft mehr unverewigt [...] Mein Kutscher kam meinem Interesse an diesen [...]men liebenswürdig entgegen, indem er mich nun kr[...] und quer durch das ganze Viertel fuhr. Diesem U[...]stand verdanke ich die Erkenntnis, daß die bra[...] Stadtverordneten von Erfurt der deutschen Littera[...] gegenüber ihren besonderen Standpunkt einneh[...]

el hat eine Hauptstraße, während sich kleine Leute
Lessing, Kant und Uhland eben mit Nebengäßchen
igen müssen; mancher leuchtende Name ist ver-
t, aber nicht Voß und Simrock. Gleichviel, brave
sind's doch. Als ich endlich den Kutscher an un-
ziel erinnerte, bat er: „Nor noch meine Gasse" —
Wielandgasse. „Eech heeße Wieland", sagte er stolz.
Christoph Martin?" — „Christoph Martin Wie-
". Und dabei fährt der Mann „nor zur Aus-
in Arford Droschke." — „Eech bin aachentlich
Rudhe (Gotha) for Bierfässer gedingt." — Über-
t geht's den Klassikern heut' nicht gut. Johann
the war vor dreißig Jahren Schuster in Wien, und
e hauptsächlich studentische „Kanonen"; da er da-
h vollends ins Ideale gekommen war, so hieß sein
ster Johann Wolfgang; dieser ist dann Zwiebel-
dler in Kroatien geworden. Noch immer besser als
drich Schiller, der ein berüchtigter Wucherer in
z war. In der relativ günstigsten Lage traf ich
nrich Heine; als er mich zuletzt in Eisenach rasierte,
wickelte er mir seinen Plan, Zahntechniker in Wies-
en zu werden.

Sacht wächst die bewaldete Anhöhe des „Steiger"
dem welligen Land empor und erstreckt sich dann
thin gegen Süden, meilenweit. Auch die der Stadt
ekehrte Nordseite ist so breit, und mit so zahlreichen
sichtspavillons besetzt, daß ich den Kutscher fragte,
s denn den schönsten Ausblick gebe. „Vom Restau-
g", erwiderte Christoph Martin Wieland mit sol-
Innigkeit, daß ich ihm glaubte; ich will auch nicht
aupten, daß er log, es war aber eine individuelle
sicht; vor'm „Steigerhaus" kann man wirklich nur
üllte und leere Bierkrüge sehen. Ein stattliches Hotel,
riesiger Biergarten, daneben andere große Wirtschaf-
, „Felsenkeller" genannt; die Keller so groß, daß man
Felsen nicht sieht; aber mindestens ebenso viel
ichen gesunden Durstes weist jede deutsche
adt auf. Nicht jede aber hat einen so schönen Park
ht am Weichbild; herrlicher, auch prächtig gehaltener
chwald, Laub und Nadel in buntem Gemisch, na-
ntlich Eichen und Edeltannen, wie man sie selten
det, auch viel wohlgepflegtes Gesträuch, und vor
em entzückende Blumenbeete — der „Steiger" ist
Park, wie er dieser Gartenstadt würdig ist. Von
attigen Wegen und Pfaden durchzogen, bietet er,
en weil der Hügel sanft, aber stetig zu ziemlicher
öhe ansteigt, eine Fülle leicht erreichbarer und schöner
usblicke. An künstlerischem Schmuck ist nur eine Säule
rhanden, welche die Kaiserin Augusta in guter Absicht
stete, und die nun ein bescheidenes Denkmal der ver-
oigten Fürstin ist — aber wie dekoriert hier die
atur!

Ich bin an jedem meiner Erfurter Tage einige Stunden im „Steigerwald" gewesen, habe täglich Neues gesehen, und doch gewiß im Ganzen nur Weniges von all dem Schönen. Wie malerisch ist der Ausblick gegen Westen, auf das Hochheimer Thal; steigt man höher, so sieht man bei sinkender Sonne in der Ferne eine lang gestreckte, rötlich schimmernde Wolkenwand den Horizont begrenzen; sie liegt dem Aug' bald näher, bald ferner, flammt auf und wird dunkler, zittert wohl auch in den Lüften und zerrinnt doch nie; es sind die Höhen um Friedrichroda bis Liebenstein. Ähnlich, wenn man bis zu dem „Waldhaus" im Süden geht, nur ist die Wand, von dort aus gesehen, weiter geschwungen und schimmert dunkler, vom satten Blau bis ins tiefe Schwarz, je nach dem Sonnenstand und der Trockenheit der Lüfte: das sind die Höhen des Thüringerwaldes von der Wartburg zur Linken bis an die Höhen des Saalethales zur Rechten. Aber am schönsten ist der Ausblick nach Norden: auf das Gerathal und die Stadt Erfurt.

Um etwas zu erkennen, zu erfassen, hatte ich dies Bild gesucht, aber ich will's nur sagen: als ich's zuerst sah, grübelte ich über gar nichts, sondern hatte ich nur eben meine helle Freude dran. Welche bunten, heiteren Farben: rot die Dächer, weiß die Häuser, grün die Gärten, golden die Äcker und blau die Flüsse, und welche Häufung anmutiger oder doch besonderer Formen: die vielen Hügel und die unzähligen Türme: **Erfordia turrita**, wie die Humanisten ihre stattliche Heimstätte nannten, das vieltürmige Erfurt... Was mir dann zunächst in die Augen stach, war ein Stück Feldes im Westen zwischen dem Cyriaks- und dem Petersberg, von dem ich lange nicht wußte, was es sein könnte; das schimmerte nur so von Farben, und selbst mit dem Feldstecher besehen, war's wie ein Regenbogen, der dort vom Himmel gesunken und nun festgebannt auf der Erde lag — so aus der Ferne ein phantastisches Bild, aber noch wundersamer aus der Nähe: es sind die Blumenfelder vor dem Brühler Thor.. Dann der Dom; ich hatte ihn, ehe ich die Höhe des Steigers erreichte, schon vom „Vesperplatz" aus gesehen, sie haben dort eine Schneise ins Eichenlaub geschnitten und in der steht nun, ähnlich wie man durch die Schneise bei der „Hohen Sonne" ob Eisenach die Wartburg sieht, scheinbar einsam aus tiefem Wald aufragend, das graue, gewaltige Münster; auch dies ein märchenhaftes Bild, aber schon von dieser Höhe noch schöner, wo man den Dom aus der alten Stadt zu seinen Füßen emporwachsen sieht, und am schönsten vom Domplatz.

Erst nun, nachdem ich das Gesamtbild und vieles Einzelne betrachtet hatte, suchte ich mir Antwort auf meine Fragen. Was die Menschen an einen Ort ge-

zogen hat, ist oft schwer, zuweilen unmöglich zu erkennen, weil es auch Städte giebt, die gleichsam gegen den Willen der Natur, nur durch die Kraft der Menschen und durch das Erblühen eines Staates groß geworden sind; das merkwürdigste Beispiel dafür ist Berlin. Anders Erfurt; hier war's der Wille der Natur, eine große Wohnstätte zu schaffen; vom „Steiger“ aus läßt sich dies klar erkennen.

Vor allem: dieser Kessel zwischen Waldbergen ist überaus fruchtbar, es schimmert nur so von Obstgärten, Blumen- und Gemüsebeeten; nur im Norden, wo der Kessel in die Ebene übergeht, wogt ein Ährenmeer; sonst ist der Boden für Getreide zu kostbar. Gewiß hat der Fleiß der Menschen dazu mitgewirkt, aber „so prangt eine Flur“, um mit dem alten Gellert zu sprechen, „nur durch Gottes Odem.“ Der Naturforscher drückt es eben nur anders aus, wenn er uns belehrt: dieser Kessel war einst ein Seebecken, der Boden ist Muschelkalk, von einer dicken Humusschicht überzogen; und in diesem ergiebigsten Boden, den man wünschen kann, finden sich zudem auch Salzlager eingesprengt. Dazu der Fluß, die Wälder. Also Holz, Wasser, Brod und Salz in reichster Fülle, wie sonst kaum irgendwo in Thüringen — schon darum muß hier früh eine Siedelung entstanden sein.

Aber noch mehr: dieser Kessel war eine der frühesten menschlichen Wohnstätten in Europa und er ist, was fast ein Unikum bedeutet, immer besiedelt geblieben. Dies freilich erkannte ich erst in den Sammlungen am Hospitalsplatz, die mir Christoph Martin Wieland mit seinem historischen Sinn vor Allem zu besichtigen empfohlen hatte. Mit den Funden aus der Steinzeit fängt ja wirklich die Geschichte Erfurts an, nur haben diese „Arforder“ nicht vor „dausend“ Jahren gelebt, sondern vor zehn oder zwanzig oder dreißigtausend Jahren, bestimmt kann uns das der gelehrteste Anthropologe nicht sagen. Denn die ältere „Steinzeit“, dies wirkliche „Altertum“ der Weltgeschichte, wagt niemand aufs Jahrtausend abzumessen, die Zeit, da der Mensch fast selbst noch ein Tier, den Pausen von einer Vergletscherung zur anderen im Kampf mit dem anderen Getier, mit Mammut, Höhlenlöwen und Hyäne, sein Dasein fristete und zudem verständigen sich die Gelehrten eben erst mit wuchtigen Höflichkeiten darüber, welcher Epoche der „Steinzeit“ die hiesigen Funde angehören. Ich habe so viel davon verstanden, daß es sich um die Patina dieser Schaber aus Feuerstein, um die Form dieser Beile aus Bärenkiefern handelt, aber warum die Herren gar so grob zu einander sind, ist mir nicht klar geworden; oft wußte ich beim Lesen ihrer Abhandlungen nicht, handelte es sich noch um den alten Höhlenbären, den „Ursus spelaeus“, oder um den neuesten, „Ursus academicus“. In der „neueren“ Steinzeit abe ren die Abhänge des Kessels sicherlich schon be diese ältesten, unzweifelhaft nachweisbaren Er hatten bereits Pferd und Rind gezähmt, waren und Ackerbauer zugleich, schliffen ihr Stein brannten ihr Thongerät. Auf Funde dieser Ar man auch anderwärts, die hiesigen sind nur eben Zahl und Form merkwürdig; sie erweisen, daß die delung ununterbrochen durch all die Jahrtau dieser Ära des „Mittelalters“ der Menschheit be an der Keramik läßt sich das Wachsen der Kun der einfachen Schnur zur reichen Bandverzierun den Gräbern die Veredlung der Bestattung von Verscharrung im Erdboden bis zum Sarg und de mauerten Gruft, von ihr zur Leichenverbrennung folgen; ja, so weit waren sie schon um 2000 vor Chr stus, wir sind's noch heute nicht. Und dabei bis heute; als fast beispiellose Erscheinung, sagt schon, ist zu verzeichnen, daß die Menschen diesen den niemals mehr verließen. Alle Abschnitte „Mittelalters“ der Menschheit: der Bronze-, der Ei bronze- (Hallstadt-) Kultur und der Höhepunkt selben die „La Tène“-Kultur sind hier vertreten. derwärts folgen sich die Geschlechter wie Blätter Sturmwind; wird eines durch den Anprall des Hun oder den anderer Menschen von seiner Scholle gefegt, so bleibt diese oft durch Jahrhunderte verö hier folgen sie sich wie im Meer Welle auf Well hier hungerte niemand; der Boden war zu fruch um ungenützt zu bleiben. Mit der La Tène-Peri wo sie Waffen aus Eisen, Gerät aus Kupfer und Schmuck aus Gold und Edelsteinen formten, sind in die Zeit gelangt, die uns in der Schule als „Alter tum“ bezeichnet wurde; in Wahrheit ist's die „neu Zeit“ der Menschheit. Nun läßt sich auch aus de Skeletten der Typus der Bewohner feststellen „altthüringische“; vermutlich Kelten. Ihnen folgt germanische Volk der Hermunduren; auf dem Pe berg erhob sich ihre Wallburg und auf dem Mar berg, wo heut der Dom prangt, opferten sie ihr Göttern. Nach ihnen kommen die Warnen, die Th ringer und ihre harten Besieger, die Franken; aber alle ziehen auch aus diesem Kessel ihr Brod. Z „Erbesfort“ — der Name ist unaufgeklärt — zur Zeit, da der Angelsachse Winfried, dann Boni genannt, der frömmste und ehrgeizigste Priester Zeit, nach Thüringen kommt, das Evangelium zu digen, die stattlichste Stadt des Landes; hier gr er darum 741 ein Bistum und baut, nachdem er heiligen Hain auf dem Marienberg gefällt, an Stelle ein Kirchlein. Eine „Stadt der Ackerba nennt er Erfurt ausdrücklich, wie um es zu cha

:en, und eine bessere Bezeichnung läßt sich auch finden, bis auf den heutigen Tag, denn „Stadt Blumen" will ja im Grunde dasselbe sagen. Anders verliert sich allmählich die Bedeutung des Bo- für die Entwicklung einer Stadt; hier erhielt sie stets und sogar stets als das Wichtigste.

Aus der Fruchtbarkeit dieses Kessels, aus ihr allein Erfurt die Kraft, die unsäglichen Stürme zu übern, die es gleichfalls nicht bloß nach dem Willen Menschen, sondern auch nach dem Willen der Natur ten. Denn sie hat Erfurt wie zur „Stadt der bauer", zur „Stadt der Blumen", so auch zur ung gemacht.

Auch dies läßt sich vom „Steiger" aus leicht eren. Der Kessel ist im Süden, Westen und Osten stattlichen, steilen, aufragenden Vorbergen des Thüer Waldes umschlossen, nur nach Norden offen. : auch hier fehlt ihm der natürliche Schutzwall : vom Westen her kommt die ungestüme „Wilde a" geströmt, durchbraust den Kessel in breitem, n Osten ausgeschwungenem Bogen, und rollt dann harfer Biegung die weißlich-blauen Wogen gegen den. Der Mensch brauchte bloß den Kranz steiler berge mit Citadellen zu krönen, gegen Norden den menden, reißenden Bergfluß auch durch Wälle zu tigen. Und dies ist früh geschehen. Über ein Jahrend eine Stadt mit Wall und Graben ist Erfurt viel kürzer die bedeutendste Festung Mitteldeutsch-s gewesen, „Schild und Pforte Thüringens". Erst geeinigten Reich konnte der Panzer fallen, vor m Vierteljahrhundert erst. Ein Panzer schützt, er drückt die Glieder wund, den Schwertstreich t er ab, den Blitz zieht er an. Einiges wenige Gute viel großes Unheil hat diese Gabe der Natur über rt gebracht.

Aber die dritte ihrer Gaben war der Stadt wieder zum Heil; auch zur Handelsstadt, zum Knotenpunkt Verkehrswege hat die Natur, und nicht der Wille Menschen, nicht das Schicksal der Staaten, Erfurt acht, und dies enthüllt sich gleichfalls vom „Steiger" mühelos dem Blick. Die Straße vom Westen Osten mußte durch diesen Kessel gelegt werden; andere wäre ein Umweg oder der Wegebaukunst Mittelalters unmöglich gewesen. Und ebenso muß durch, wer von Süden nach Norden, vom Thüerwald nach dem Kyffhäuser und dem Harz will, Franken nach Sachsen. Die Bahnlinien, die sich oder im nahen Neudietendorf schneiden, folgen lten Handelsstraßen, gewiß älter als unsere Zeitnung.

Noch mehr, auch die Gliederung der Stadt, ihr den und Wachsen läßt sich vom „Steiger" aus leicht erkennen. Was heut vor allem ins Auge sticht: die beiden kühn und schön geformten Berginseln im Westen hat bereits vor Jahrtausenden die Menschen zuerst in Bann genommen. Darum weihten sie diese Felskuppen den beiden Gewalten, in derem Schutze sie hier wohnen wollten: den Göttern und der eigenen Kraft; auf dem Marienberg, der den Dom trägt, rauschte schon in uralten Tagen der Donarshain; den Petersberg krönte schon damals eine Wallburg, wie heut die Citadelle. Sie sind der Kern von Erfurt. Zu ihren Füßen, aber ehrfurchtsvoll durch einen großen Zwischenraum von ihnen geschieden, erwächst die Stadt und füllt allmählich den weiten Bogen der „Wilden Gera" voll, übervoll aus. Auf drei Seiten vom Fluß und dem ihn begleitenden Wall, auf der vierten von der Citadelle geschützt, ist sie zugleich von ihnen umschnürt: wie dicht sind die hohen Häuser geschart, wie eng die Gäßchen, wie klein die Plätze. Um dieses alte Erfurt schießt nun von allen Seiten das neue empor: im Westen und Süden das Villenviertel, im Osten und Norden Fabriken, Arbeiter-, Schlacht-, Lager- und Krankenhäuser. Und endlich als Rahmen dieses Stadtbildes die Blumen- und Gemüsefelder.

In dieser Reihenfolge beschloß ich die Stadt zu besehen. Aber schwer war ich auf den „Steiger" gekommen, noch schwerer sollte ich hinunter. Als ich in den Biergarten kam, erkannte ich, daß mein Kutscher gleich seinem berühmten Namensvetter Anakreontiker war, aber in seiner Art; er war sternhagelvoll besoffen. „Das Bier is gar sihre gued", sagte er zu seiner Entschuldigung und reichte mir freundlich sein Glas zum „Probiehren" ... Ich äußerte meine Zweifel, ob er sich auf dem Kutschbock werde halten können. „Passiehren dhud nischt! Eech bin dooch von Gudhe her gewohnt, Bierfässer zu fahren!" Und in der That brachte er sich und mich heil auf den „Friedrich-Wilhelm-Platz", wie der Dom-Platz offiziell heißt.

Die Erfurter gebrauchen keinen dieser Namen, ihnen heißt der Platz: „Vor'm Grähden." — „Warum?" fragte ich einen Barbier am Platze. „Ich find's in keinem Buch!"

Er sah mich erstaunt an. „Weil es so heeßt", erwiderte er, und ein „Herr Doktor" titulierter Kunde lächelte ironisch über den seltsamen Fremden: „So was steht doch in keinem Buch!" Ich versuchte es nun mit einem Schuster; das sind ja die richtigen Grübler und Sinnierer. In der That traf ihn die Frage nicht unvorbereitet. „For gewiß", sagte der wackere Meister bedächtig, „weeß man's nicht, aber hier duht man viel Fische äßen, besonders die Ghadol'schen, und ghadol'sch is ja die Girche, und Fische dhun viel Grähden ha'n: ob's nech dadervon kohmen dähte?!" Es kommt nicht

davon, sondern ist — ein seltener Fall in Mittel- und Norddeutschland, ein häufiger an Rhein und Mosel — die Verballhornung des einstigen lateinischen Namens: „**Forum ad gradus**“ hieß der Platz im Mittelalter; es giebt also doch Bücher, in denen „so was“ steht. Der „Platz an den Stufen“, denn eine mächtige Freitreppe führt von hier die Höhe des Marienbergs zum Dom empor. Der Platz ist wohl der größte Deutschlands — ich wenigstens kenne keinen größeren — und des darf sich der Beschauer freuen; so ist ihm die richtige Perspektive für eines der herrlichsten Architekturbilder gegönnt, die wir in Deutschland haben, und das will gottlob was sagen. Als ein majestätisches Bauwerk wirkt der Dom von wo immer gesehen, am schönsten erscheint er von der Ostseite dieses Platzes. Über riesigen steinernen Höhlungen steigt von hier aus dem Auge, alles andere deckend, das prächtige Chor empor; auch wer das Straßburger Münster oder St. Stefan zu Wien genau kennt, wird entzückt sein; dieser Teil des Doms gehört zu dem Edelsten und Feinsten, was die Gothik auf deutschem Boden geschaffen hat. Rechts vom Chor, über der Freitreppe, wird das reiche, edle Hauptportal sichtbar und noch weiter zur Rechten schließen die drei spitzen, metallen schimmernden Türme der Severikirche das Bild ab. Wer es sieht, wird es nie vergessen.

Immer wieder, so oft ich den Dom oben genau besehen hatte, kehrte ich zu diesem Standort zurück, mir den vollen, reinen Eindruck wieder zu gewinnen. Denn aus nächster Nähe sind nur einzelne Teile schön, aber andere nicht; Weniges stimmt zusammen, und immer wieder drängt sich in die Freude des Genießenden eine Frage. Zwar welchen Zweck das Riesenwerk der „Gafahden“, wie die Erfurter sagen, der cyclopischen Steinbogen (cavatae) erfüllt, ist leicht einzusehen: Der Hügel bot eben für ein großes Chor keinen Raum mehr und so mußte der Boden künstlich erweitert werden; aber warum stößt das Chor in unschönem spitzen Winkel aufs Schiff? Das Chor, (um 1350 erbaut) ist ja an sich herrlich, namentlich auch das Steinfiligran der Fenster von bewunderungswürdigem Reichtum der Phantasie, aber daß es, ohnehin viel breiter und höher als das Schiff, obendrein zu diesem schief steht! Auch die drei gewaltigen romanischen Türme aus dem XII. Jahrhundert, der älteste Teil der Kirche, wirken für sich betrachtet wuchtig genug, aber wer kann sie so betrachten? Sie erheben sich über der Stelle, wo Chor und Langhaus zusammentreffen, also gerade über dem spitzen Winkel und recht [illegible] man sie nur von der Severikirche aus. Das Selt[illegible] aber, was man an der Außenseite des Domes gewa[illegible] ist zugleich ihr schönster Schmuck: das Hauptpo[illegible] das „Triangel“; an der Ostseite springt ein Dr[illegible] hervor, in dem sich rechts und links eine Eingang[illegible] öffnet. Beide Portale sind ganz herrlich, sie geh[illegible] zu dem Edelsten, was alte deutsche Bau- und B[illegible] hauerkunst geschaffen hat, beide sind im Aufbau gle[illegible] unter dem mit Rosenornamenten überkleideten G[illegible] die nach innen abgestuften Spitzgewölbe; verschiede[illegible] sind nur die kleineren Ornamente und die Bildsäu[illegible] am linken Portal die zwölf Apostel, am rechten [illegible] fünf klugen und die fünf thörichten Jungfrauen, [illegible] um die Symetrie zu wahren, die triumphierende Kir[illegible] und die besiegte Synagoge. In den kleinen Ziera[illegible] welche Fülle der Erfindung, in den Bildsäulen [illegible] Kraft der Charakteristik; für die frühe Zeit des XI[illegible] Jahrhundert von wunderbarer Lebendigkeit des A[illegible] drucks; die Verzweiflung im Antlitz der thörichten, [illegible] Jubel in dem der klugen Jungfrauen, der Stolz [illegible] Kirche, die dumpfe Trauer der Synagoge — wie hat [illegible] alte Meister dies Alles verbildlicht! Aber es stört [illegible] daß die beiden Portale zu einander und zum Sch[illegible] schief stehen und sagt man sich: dieses Rätsel [illegible] sich eben aus dem beschränkten Raum, aus der B[illegible] geschichte erklären, so hört doch die Empfindung [illegible] auf die Vernunft. Andere Rätsel wieder bleiben [illegible] auch für die Vernunft. Warum haben sie zwischen [illegible] alten Bildsäulen des Chors solche von gestern geste[illegible] warum wirkt von dem neuen Schmuck so Wenig [illegible] künstlerisch?! Auch der Eindruck jenes riesigen Mosai[illegible] bildes, dessen goldiger Schein mir so unauslöschlich im Gedächtnis haftete, ist von hier aus kein rein[illegible] Es schmückt den Westgiebel. Von tiefblauem Rahmen umgeben ein mächtiger Goldgrund, von dem sich [illegible] fünffacher Lebensgröße die Madonna in blau[illegible] Gewand, das Jesuskind auf dem Arm, abhebt. „Ech[illegible] tes Gold“, sagen die Erfurter stolz und daran zwe[illegible] ich nicht, aber mir war zu Mut, als müsse das grel[illegible] gleißende Riesenbild dem feinen, altersgrauen Or[illegible] ment des Giebels wehe thun. Offenbar eine Na[illegible] ahmung des uralten Madonnenbildes an der Mar[illegible] burg, aber derlei Experimente sind immer bedenklich; wir haben andere Nerven, andere Sinne. Ich denk[illegible] es ist nicht zu bedauern, daß kein anderer deutsch[illegible] Dom sich neuerdings solchen Schmuck angethan [illegible]

(Fortsetzung folgt.)

Die Toten leben.

Dramatische Dichtung in drei Aufzügen von Adolf Wilbrandt.

Personen:

Gelon, Herrscher von Syrakus.
Lanassa, seine Schwester.
Theron, sein Brudersohn.
Thrasybulos.
Demetrios.
Damas, Vorsteher der Stadtgemeinde von Syrakus.
Korax, einer der Ältesten.
Epikydes, Gelons Leibarzt.
Kephalos.
Tisias.
Didymos, } Sklaven.
Eryx, }
Bürger, Hauptleute, Söldner, Wachen, Volk.

Die Handlung spielt in Syrakus im fünften Jahrhundert vor der christlichen Zeitrechnung.

Erster Aufzug.

Syrakus. Eine Halle, neu angebaut an das Haus des Herrschers Gelon und noch nicht bewohnt; die Götterbilder und Inschrifttafeln an der Rückwand sind noch mit Teppichen verhüllt; der Eingang zu dem kleinen Hausheiligtum links, eine Thür aus Eichenholz, ist durch einen mächtigen eisernen Riegel verschlossen. Rechts ist der Eingang zum alten Bau, den prächtige Vorhänge decken. In der Mitte der Rückwand eine offene Thür, durch die man in Gelons Garten, und über dessen abschließende Mauer hinweg auf Tempeldächer und Türme der Stadt Syrakus blickt.

Draußen vor dieser Thür zwei **Sklaven** als Wächter, nur zuweilen sichtbar. Von rechts, die Vorhänge lüftend, kommt **Damas**, langsam, nachdenklich; stark ergraut, eine würdige Erscheinung, aber etwas übertrieben wichtig und gern dem Gelon nachäffend: entweder genial lässig oder bedeutend, so gut er's vermag. Gleich darauf tritt aus dem Garten **Epikydes** ein, weniger grau, beleibt, mit klugem, etwas faunischem Gesicht, feinschmeckenden Lippen, vorsichtigen Bewegungen.

Epikydes.

Du noch allein hier?

Damas
(nickt; blickt nach rechts zurück).

Kam von Gelon eben.
Die neuen Wasserwerke, die wir für
Die Neustadt planen, wollt' er noch einmal
Mit mir besprechen. — Licht! Taghelles Licht!

Epikydes.

Licht? Was denn?

Damas.

Gelons Geist. — Er sagte wieder
Erstaunlich gute Dinge. Was der Mann
Auch anfaßt — es wird heller! Ich versichre
Dich, Epikydes, wie ein Jüngling riß ich
Die Augen auf und stand und staunte nur,
Und dachte: Zeus erhalt' ihn!

Epikydes (lächelnd).

Nun, nach Zeus
Helf' ich als Arzt dazu. — Hier ist noch alles
Geheimnisvoll verhüllt.

Damas.

Es war ja Gelons
Gedanke, recht ein Fest daraus zu machen,
Wenn heut' sein junger Feldherr mit dem Lorbeer
Des Siegers heimkäm' und in dieser neu
Erbauten Halle Fürst und Volk ihn grüßten.
Dann sollten hier die Hüllen niederfallen! —
Es kommt nur oft nicht, wie man's denkt. Er wetterte,
Der Gelon, sag' ich dir, wie Stürme wettern!
Als ihm gemeldet ward, daß Thrasybulos
All die Gefang'nen abgeschlachtet hat,
Statt sie hierher zu bringen — eigenmächtig —
Ganz unbegreiflich — gegen Gelons Willen —
Da brach der Alte los! Ich dacht', die Ader
Auf seiner Stirn wird bersten. Seine Stimme
Lief mir den Rücken bis zur Fers' hinunter.
Er stand an einem Marmortisch. Er haute
Auf den hinunter mit der fleisch'gen Faust,
Als müßt' der Tisch so tief ins Erdreich, wie
Der Riese Typhon unterm Aetna liegt.

Epikydes.

Das ist das Blut, Freund Damas. Löwen und
Gewaltsnaturen haben andre Säfte
Als Du und ich!
(etwas boshaft lächelnd) Das kränkt Dich?

— Nimm's nicht übel:
Du bist kein Gelon. Gelons Blut, das kenn' ich:
Hab's selbst geschröpft, und hab's auch fließen seh'n.
's ist was wie Feuer drin. Auch Dunkles, Schwarzes.
Das wallt und siedet, denk' ich, wenn dem Mann
Das Herz gereizt wird. Das zerschmettert dann
Feind' — oder Tische. — Kurz, das Heldenblut!

Damas (auch ein wenig boshaft).

Das Dich nicht plagt, mein guter Epikydes.

„Vorsichtig!" sagt Dein Blut. „Gut essen!" sagt's,
„Und nur vom Besten trinken!"

Epikydes.

Hab' auch nie
Held Gelon nachgespielt, mein guter Damas.
Ich kenn' so Einen hier in Syrakus,
'nen braven Bürger — hat nur Bürgerblut —
Doch mag er gern ein bißchen Gelon spielen.
Thut nichts! Unschädlich. Nur ein wenig —

(Hält inne, das Wort „lächerlich" unterdrückend.)

Damas.

Was denn? —
Nun? Was denn?

Epikydes (begütigend).

Nichts. Ein Spaß. In Syrakus
Ist's ja erlaubt, zu spaßen. — Und der Donn'rer?
Wie ging's zu Ende?

Damas.

Plötzlich war es aus.
Du kennst ja Gelon. Eins, zwei, drei, da hatt' er
Sein freundlich strahlend Zeusgesicht, und sprach
Mit mir vom Wasserwerk, und nickt' und scherzte!

Epikydes (leiser).

Er kommt!

(**Gelon** von rechts, mit **Lanassa, Theron,** vornehmen **Bürgern.** Gelon, neunundvierzig Jahre alt, noch in voller Kraft, wenig angegraut, ist festlich gekleidet; Lanassa, vierundzwanzigjährig, feine, fast etwas zarte Gestalt, in weißem Gewand, mit verziertem Gürtel. Theron, erst sechzehnjährig, jugendlich heiter, blühend. Gelon spricht mit Lanassa, auf deren Schulter seine rechte Hand liegt.)

Gelon.

Und wenn wir auch das Fest verlieren,
Ei was! der Tag soll nicht verloren sein.

(scherzhaft befehlend)

Die Augen hell! Gelächelt!

Lanassa (gehorcht).

Wie mein Feldherr
Gebietet.

Gelon (streicht ihr über das Haar).

Gut. (zu Damas) Ich hab' den Tisias
Vors Thor hinausgeschickt: kein Fest! kein Einzug!
Feldherr und Heer kommt ohne Sang und Klang!
So muß man eigenmächt'ge Sieger strafen.
Doch dabei bleibt's: in dieser Halle will
Ich ihn empfangen, will an meinem Werk
Dann meine Freude haben, mit den Meinen.

(auf einen der Bürger deutend)

Und der! der gute Meister, der's gebaut! —
(zu Lanassa) Schon ausgelächelt?!
(zu Damas) Meine Schwester jammert's,
Daß Thrasybulos nicht in Herrlichkeit
Und Hoheit einzieh'n soll als junger Halbgott;
„Der doch gesiegt hat!" meint sie.

Lanassa.

Hat er nicht?

Gelon.

Nicht über sich!

(Betrachtet Theron, der, wie von Lanassas Betrübnis mit[...] angesteckt, ein tief ernstes Gesicht zeigt.)

Auch diese junge Rose
Fängt an zu welken. Was bedrückt Dich, Neffe,
Daß sich Lanassa härmt?

Theron (zögernd).

Ich —

Gelon.

Oder daß Du
Nicht mit im Feld warst, nicht als Sieger be-
kommst? —
Du hast noch sechzig Jahr' auf deiner Rechnung
Kannst herrlich warten.

Theron.

Thu's auch.

Gelon.

Kind, wer weiß?
Dir hat vielleicht das Schicksal vorbehalten,
Die Herrn Karthager ganz aus dieser Insel
Hinauszuprügeln, und das ganze Hellas
In Deine rechte Faust hineinzusacken.

Theron.

Dir, Oheim! Dir!

Gelon

(deutet kopfschüttelnd, lächelnd auf seine angegrauten Schläfen.)

Zu alt!

(zu **Tisias**, der aufgeregt, verstört von hinten eintritt und sich stumm verneigt)

Du kommst allein?
Nicht mit den Siegern? Und als Bleichgesicht?
Was ist dir, Tisias?

Tisias (anfangs schwer atmend).

Ich ging hinaus, Herr,
Wie Du befahlst, und traf den Feldherrn vor
Dem Nordthor; seine Flötenbläser spielten.
Ich trug ihm vor, was Du mir aufgetragen:
Hereinzieh'n ohne Sang und Klang! Da schaut er
Mich an, als wär' ich toll —

Gelon.

Du sagtest nicht,
Warum ich das befahl?

Tisias.

Doch, doch; ich sagt' es.
O Zeus! wie sollt' ich nicht? — Er starrt mich an,
Fragt zweimal, dreimal: „Was hast du gesagt?"
Als wär' ich trunken. Hebt dann an zu fluchen
Beim Kerberos, beim Tartaros, beim schwarzen
Was weiß ich —

Gelon.

Thrasybulos?

Tisias.
Thrasybulos,
Herr. Derselbe. Flucht und bebt vor Wut,
wirft sein Schwert —

Gelon.
Sein Schwert?

Tisias.
Zur Erde wirft er's;
t dann die Fäuste, tritt mir vor's Gesicht —
im Zeus! 's ist wahr! beim hohen Zeus! —
holt aus,
ll mir ins Antlitz —

Gelon.
Schlagen?

Tisias.
Schlagen; freilich.

Gelon.
r, meinem Boten?

Tisias.
Deinem Boten, Herr.
d wenn Demetrios, der bei ihm stand,
cht wie ein Blitzstrahl noch dazwischensprang,
o war's gescheh'n, Herr; Herr, so war's gescheh'n!

Gelon.
chrei' nicht so weibisch. — Heil'ge Götter! Das
agt Einer, wo ich Herr bin? — 's ist nicht möglich.
u lügst.

Tisias.
Ich lüg' nicht, Herr. Wenn nicht Demetrios —

Gelon.
denkt wohl, weil ich ihm ein Vater war,
eil ich als Sohn ihn anzunehmen dachte,
kann er ungestraft —
(Stampft mit dem Fuß; wild, überlaut.)
Sklav'! Dich zertret' ich!
(Streicht sich langsam über die Stirn, faßt sich.)
s griech'sche Blut ist gern zu rasch. Meins auch.
st alle Tage muß man ihm zurufen:
, langsam! langsam! — (zu Tisias) Mir gefällt das nicht,
ß Du vorausrennst, eh' die Andern kommen,
d Dich nach Weiberart beschwerst — anstatt —
(Hält hinaushorchend inne.)

Damas.
r kommen, Herr.

Gelon.
Ich hör' es. — Niemand rührt sich
m Fleck, ihn zu begrüßen. Er soll kommen!
Tisias) Anstatt mit Thrasybulos vor mich hin
l treten und vor seinem Angesicht
n zu beschuldigen! Wie es Männern ziemt.

(**Thrasybulos**, **Korax**, **Demetrios**, **Kephalos**, andere **Hauptleute** und **Krieger**, alle in Waffen, von hinten; ein **Volkshaufe** drängt nach. Thrasybulos ist bleich, ringt nach Fassung, tritt langsam vor.)

Thrasybulos.
Ich hör', Du zürnst mir, Herr. Weil ich im Feld —

Gelon.
Weißt Du, was Boten sind?

Thrasybulos (blickt auf Tisias).
Ich ward verklagt,
Merk' ich.

Gelon.
Was Boten Deines Herrschers sind?

Thrasybulos.
Herr, dieser Tisias —

Gelon.
Wer schickt ihn?

Thrasybulos.
Du.
Er kam und sagte — dreist und ungebührlich

Gelon.
Du wollt'st ihn schlagen? Wie?

Thrasybulos (seine Worte suchend).
Mir war's ein Märchen.
Da stand der Tisias — beim Thor — vor mir,
Der Dich als Vater ehrt, vor Deinem Sieger —
Und sagt mir: sanglos, klanglos, ungefeiert
Soll ich die Stadt durchzieh'n! Und bring' Dir doch
Den Sieg auf meinem Schwert: die Städte Dein,
Die Sikeler zerschlagen und zerschmettert.
Das — faßt' ich nicht! Da —

Gelon.
Fluchtest du —

Thrasybulos.
Wer flucht nicht,
Wenn ihn was Unverstand'nes überrascht?
Jung bin ich, weißt Du —

Gelon.
Schlugst nach ihm!

Thrasybulos.
Nein, nein!
Das kann er Dir nicht sagen. Drohend hob ich
Die Hand, im Zorn. Wer drohte nicht einmal?
's war überflüssig, daß Demetrios
Sich zwischen ihn und meine Drohung stellte;
Die Faust ist kein Geschoß; sie hing noch fest
An meinem Arm, und mit dem Arm zog ich
Freiwillig sie zurück, mich selbst beherrschend.

Gelon (nach kurzem Schweigen).
Wir reden mehr davon; genug für jetzt.
Wo sind die Sikeler, die Du am Ätna
Gefangen machtest?

Thrasybulos.
Herr, ich hatte Naxos
Befreit, das Heer der Sikeler geschlagen;
Mit den Gefang'nen zog ich, wie Du's wolltest,
Der Heimat zu. Da hemmt uns, unerwartet,
Ein breiter Strom —

Gelon (verwundert).
Ein Strom?

Thrasybulos.
Kein Wasser: Lava
Vom hohen Ätna, die, derweil wir kriegten
Und siegten, grausig sich ergossen hatte,
Breit wie ein mächt'ger Strom, fünf Stunden weit
Zum Meer hinunter und ins Meer hinein,
Heiß glühend wie die Esse des Hephästos.
Wie da hinüber? — Rückwärts! Um das weite
Gebiet des Ätna rings herum! wo noch
Die Wilden ungezähmt am Berge hausen.
Da droht' uns Überfall bei Tag und Nacht;
Und wir, wie Fischer, die ein schweres Netz
Voll Beute schleppen, sollten Tag und Nacht
Die Last noch der Gefang'nen mit uns schleifen.
Von draußen Überfall, Verrat von drinnen!
Auch der Gefang'ne ist doch noch ein Feind!
Herr, das bedenkend — und Dein Heer zu schützen —

Gelon.
Schlugst Du sie alle tot.

Thrasybulos (zuckt die Achseln).
Sie mußten sterben.

Gelon.
Und dann begann der Überfall der Wilden
Bei Tag und Nacht?

Thrasybulos (schüttelt den Kopf).
Sie wagten's nicht. Wir zogen
Kampflos vorbei.

Gelon.
Die aber mußten sterben.
Blutgier'ger Knabe! — Dieses Syrakus,
Das Dich geboren hat, soll über ganz
Sikelia herrschen, wenn die Götter helfen.
Doch über menschenleeres Land möcht' nur
Ein Tier gebieten. Wer zum Herrscher taugt,
Soll nicht den Metzger spielen! — Bist Du tapfer?

Thrasybulos.
Herr —!

Gelon.
Hatt'st Du hohen Mut, so wagtest Du
Mit den Gefang'nen Deinen Weg zu ziehen;
Und mit dem Mut'gen, weißt Du, sind die Götter.
Doch Du —

Thrasybulos.
Dein Heer zu schützen —

Gelon.
Schlugst sie nie[…]

Thrasybulos.
Es sind nur Sikeler, sind nicht Hellenen.

Gelon.
Und was bist Du denn? Noch ein Werdender;
Thust Du Zeus' Willen, wirst Du ein Hellene
Von guter, echter Prägung; treibst Du's wild,
Wirst Du ein Wilder! — Wodurch sind wir den[n]
Hellenen? Daß wir höher streben als
Die andern Völker der besonnten Erde;
Daß wir die angebor'ne Tierheit zu
Vergöttern suchen, sie mit Flügeln schmücken,
Mit unsichtbaren Geistesfittichen,
Die uns zum Äther schöner Freiheit tragen.
Daß wir Gesittung suchen, wilder Jüngling,
Gleichklang und Ebenmaß, wie unsre Tempel,
In deren Herrlichkeit getrag'ne Last,
Strebende Kraft vollendet einig wirken.
Das fühlt auch der Barbar! Unwillig, doch
Er fühlt es: die sind mehr als wir. Die schuf m[an]
Uns zu beherrschen! Weißt Du, junger Schwertb[…]
Wie viel geheime Boten mir schon kamen
Vom Ätna her, und tief ins Land: „Ihr seid
Berufen von den Göttern, zu gebieten;
Stürzt unsre Zwingherrn, seid uns mild und freundli[ch]
Und wir gehorchen Euch!"? Wenn die nun hören,
Wie Thrasybulos ihre Brüder schlachtet,
Weil sie nur Sikeler, nicht Griechen sind,
Was werden sie von Deinen Brüdern denken?
Und was für Boten schicken? Nun? Was meinst D[u]
(Thrasybulos will antworten, schweigt, blickt finster vor sich nieder.)
Ich hör', ein andres rasches Blut, Demetrios,
Gab Dir den blut'gen Rat. Ist's richtig?

Demetrios (verlegen, mühsam).
Herr,
Der Feuerstrom vom Ätna — die Bedrängnis —

Thrasybulos.
Laß nur, Demetrios. (zu Gelon) Was Dich erzürn[t]
Hab' ich allein gethan. Ich bitt' Dich, wirf
All Deinen Zorn auf mich!

Gelon (dem diese Antwort gefällt.)
Hm! — Wohl. — Du war[st]
Der Feldherr. Nur den alten Korax hatt' ich
Dir beigesellt als Warner und Berater.
Wie ist das? Warntest Du?

Korax (verlegen).
Ich warnte wohl.
Doch Deinem angenomm'nen Sohn —

Gelon.
Wer ist das?

Korax.

— Thrasybulos!

Gelon.

Ist er's schon?

Korax.

Du wolltest —

Gelon.

ißt Du, was wird? was ich am Ende will?
ıd' dieser Feldzug, alter weiser Thor,
llt' mir vielleicht die letzte Prüfung sein —
(die Augen fest auf den ihn anschauenden Thrasybulos heftend)
) die Entscheidung! (zu Thrasybulos) Hast Du noch etwas
sagen, das Dir Recht giebt und mir Unrecht?

Thrasybulos (finster, verschlossen).

hts.

Gelon.

Dann verlassen wir's. Nachdem ich Dich
b Euch geicholten, dank' ich Dir und allen
r den errung'nen Sieg! und preis' Euch gern,
il Ihr der Heimat neuen — nun wie sag' ich —
nwölkten Ruhm, getrübten Vorteil brachtet.
thm doch und Vorteil! — Schau, Lanassa freut sich
t Schmerz: ein Auge lacht, ein Auge weint.
(ihr) Laß jetzt nur beide lachen: Sieg ist immer
n großes Wort. Nur hebt ihn nicht zu hoch,
r jungen Helden: Himera war mehr!
mera, Salamis! An einem Tag
r Perser dort und der Karthager hier
m der Hellenen Götterkraft zerschmettert!

Demetrios.

rknirscht und freudig danken wir dem Sieger
n Himera, daß er uns Kleinen auch
roßmütig ehrt.

Gelon.

Ein gutes Jünglingswort:
(betrachtet forschend den Thrasybulos, wie auch von ihm noch ein Wort erwartend; Thrasybulos blickt aber nur flüchtig auf, dann wieder vor sich hin.)
o laßt uns jetzt zu dieser Halle kommen;
er wollt' ich Euch begrüßen. 's ist mein jüngstes,
nd nur ein kleines Werk; (lächelnd) doch liebt man ja
as jüngste noch mit frischer Lavaglut.
ch hab' die Halle an mein Haus gebaut
ls Andachtsstätte, daß ich still für mich
der mit Euch, den Bürgern und den Freunden,
ie hohen Götter grüße, dieses Herz
or ihnen öffne, ihnen danke für
en reichen Segen, den sie mir vergönnten.
enn wenn ich auch mein edles Weib verlor
nd dann mein einzig Söhnlein: dafür ward mir
ie höchste Ehre und das höchste Glück,
Daß mir des Volkes Liebe ungezwungen,
Einmütig hier die Herrschaft übergab,
Als ich verzichten wollte; und mir deucht,
Es liebt mich noch —

Damas.

Heil unserm Gelon!
(Begeisterte Zurufe Aller; die Hauptleute und Krieger schlagen mit den Schwertern gegen ihre Schilde.)

Korax.

Heil
Dem Herrn von Syrakus!

Demetrios.

Das ganze Hellas
Soll einst noch rufen: Heil, Heil, Heil!

Gelon (lächelnd).

Hoho!
Das nenn' ich Überschwang! — — Habt Dank. Ich
dank' Euch.
Dann blieb mir auch Lanassa noch, die Schwester,
(sie schlicht herzlich an sich drückend.)
Die letzte, jüngste — so viel jünger, daß ich
Sie fast wie eine Tochter auferzog,
Und nicht mehr weiß: wie lieb' ich sie? als Vater
Oder als Bruder? — Auch der Theron da,
Die lockige Hoffnung, blieb mir. Kurz, den Göttern
Ehrfürchtig dankbar baut' ich diese Halle —
Nicht Tempel — auch nicht Gruft; ich will einmal
Bei meinem Weibe ruh'n — doch denkend, betend
Möcht' ich den Ewigen hier näher kommen.
(zu den Sklaven, die schon vor einer Weile rechts in und an der Thür erschienen sind.)
Die Hüllen weg!
(Die Sklaven lassen die Teppiche der Rückwand herunter, zwei Vertiefungen, Nischen, werden sichtbar, in denen Marmorbilder des Phöbos Apollon und der Pallas Athene stehen; unter und neben ihnen Marmortafeln mit Inschriften.)
Apollon und Athene,
Die uns den Geist erleuchten, (lächelnd) die aus Wilden
Hellenen machten. Sie vor allen wollt' ich
In meiner Halle seh'n.

Epikydes (schmeichelnd).

Sie waren Dir
Vor allen gnädig.

Damas.

Weise Sprüche, merk' ich,
Steh'n auf den Marmortafeln.

Gelon.

Guter Damas,
Sie möchten weise sein. Was mir als Frucht
Vom Baum des Lebens fiel, steht hier geschrieben.
Nun, Theron? Thrasybulos? (zu Allen) Bitte, sucht Euch
Je einen Spruch, der Euch zur Seele spricht.

(Fortsetzung folgt.)

Karl Lachmann und Ernst Schulze.

Mit ungedruckten Briefen Karl Lachmanns.

Die „Deutsche Dichtung“ hat in den Aufsätzen, die sie in ihrem XVI. Bande über Ernst Schulzes Beziehungen zu Adelheid Tychsen und die letzten, von Krankheit und Seelennot umdüsterten Lebensjahre des Dichters brachte, wiederholt auch darauf hingewiesen, welchen Trost und Halt ihm in seinen Nöten die trefflichen Freunde boten, die er damals in Göttingen fand, allen voran Karl Lachmann und Christian Karl Josias Bunsen, ferner Karl August Brandis, Friedrich Lücke und Wilhelm Hey. Damals wurde auch bereits (a. a. O. S. 198) die Stelle aus Ernst Schulzes Tagebuch zitiert, in der er über diesen Kreis und sein Verhältnis zu den Einzelnen berichtet. Das Wichtigste sei hier wiederholt. Der Dichter berichtet aus dem Winter 1814 auf 1815:

> Mein einsamer und unangenehmer Zustand führte mich zu meinen Freunden zurück, die ich lange vernachlässigt hatte und lehrte mich ihren Werth kennen. Bey meiner Zurückkunft von Celle glaubte ich hier fast Niemanden zu treffen; aber durch Bunsens rastlose Bemühungen hatte sich unser ganzer Cirkel, Lachmann, Lücke, Reck, Bunsen und ich, wieder zusammengefunden und war noch durch den herrlichen Brandis und im weitern Sinne durch Brandis Bruder, Jacobs, Klenze und Ullrich vergrößert worden. Ich hatte meine Freunde, trotz meiner Vertraulichkeit mit ihnen, immer in einer gewissen Entfernung von mir gehalten. Ich wurde von ihnen Allen herzlich geliebt, aber ich wünschte, daß diese Liebe sich in das Gewand der Achtung kleiden möge, und hatte mich deshalb nie überwinden können, das Sie unter uns aufzuheben, obgleich ich der einzige war, der so genannt wurde und nannte. Jetzt näherte ich mich ihnen zutraulicher, ich hob jene höfliche Scheidewand auf und fand zu meiner großen Freude, daß unser Verhältniß dadurch weit wärmer und doch nicht unzarter wurde. Sie fuhren fort, mir gleichsam Frauenrechte in unserm Cirkel zu gestatten, und mich vorzugsweise vor den Übrigen mit der größten Feinheit und Achtung zu behandeln. Es entstand ein schönes, wetteiferndes Streben unter uns, und an einem fröhlichen Abend, den wir bey Wein und Gesang verbracht hatten, schwuren wir auf meine Aufforderung alle feyerlich, Etwas Großes in unserm Leben zu vollenden. Unser Kreis wurde in der Mitte des März durch das achttägige Hierseyn des liebenswürdigen und genialischen Hey verschönert. Eine allgemeine Offenherzigkeit belebte jene herrliche Zeit, die tiefsten Geheimnisse des Herzens traten verschämt entschleyert hervor und erschienen in Gedichten und traulichen Mittheilungen als die Grazien der heitern Feste. Es war ein herrlicher Cirkel, worin ein zerdrücktes Herz wohl wieder ein wenig aufathmen konnte; Bunsen mit dem königlichen, herrschenden Geiste, der alle Zweige des Lebens und der Erkenntniß nur als Mittel ansah, um zu einem einzigen großen Ziele zu gelangen, der, für jeden Eindruck zu jeder Zeit empfänglich, sich mit unbeschreiblicher Kraft auch das Widersprechendste zuzueignen wußte, der mit der höchsten, zuweilen schauderhaften Klarheit das tiefste Gemüth verband und unaufhörlicher, getheilter Regsamkeit dennoch nie den Zweck aus den Augen verlor; Brandis, dem das frohliche Herz aus dem Gesicht blickte, und der bei viel Scharfsinn und Wissen doch einen so schönen [illegible] für behägliche Geselligkeit bewahrt hatte; Lachmann, fein, kritisch, spöttisch und witzig und doch bei dem [illegible] stimmten und sehnsüchtigen Schwanken seines erwachenden Herzens äußerst zart und beynahe fieberhaft [illegible] Lücke in der Glorie der glücklichen Liebe und der [illegible] Begeisterung, grade, fest, nach einem großen Ziel [illegible] Wirkens strebend, aber auch sinnig und beynahe [illegible] endlich der treue Reck, der ewig für seine Freunde [illegible] ewig guten Rath gab, eine sehr klare, verständige [illegible] immer politische Ansicht vom Leben hatte und [illegible] Mangel an Empfänglichkeit für manche Art des [illegible] und seine Entfernung von der Grazie des Lebens [illegible] vielen Eifer und durch die treueste Anhängigkeit [illegible] Der Bund unter uns allen ward in dieser Zeit auf [illegible] immer geschlossen, und ich hoffe, daß unser Vaterland diese Verbindung empfinden wird.

Diesem Citat fügten wir damals den Hinweis auf die spätere Thätigkeit der meisten hier genannten Männer bei, die berechtige, die stolzen Worte, [illegible] denen die Tagebuchstelle ausklinge, als ein wohl [illegible] gelöstes Versprechen zu betrachten, und schlossen: [illegible] war bisher von diesem zweiten Hainbund kaum [illegible] Rede, aber wohl verdiente derselbe eine eingehende Schilderung, als sie ihm im Rahmen dieser Darstellung gewidmet werden kann.“

Auch die vorliegende Mitteilung setzt sich [illegible] dies Ziel einer eingehenden Schilderung des bedeutsamen Kreises, sondern will nur einige Materialien für diesen Zweck bieten. Es sind zwei Briefe Lachmanns an Schulze, schwerlich die einzigen, die der nachmals berühmte Gelehrte an den jungen, damals [illegible] in engen Kreisen geschätzten Dichter gerichtet hat, aber die einzigen, die sich im Nachlaß des Letzteren vorgefunden haben.

Zur Erläuterung des ersten Schreibens mag es genügen, daran zu erinnern, daß Lachmann, am 4. März 1793 geboren, sich als 22jähriger junger Mann in Göttingen als Privatdozent, vornehmlich für germanische Philologie, habilitierte, aber kurz darauf als freiwilliger Jäger im Frühling 1815 [illegible] Heer der Verbündeten trat. Der frische, [illegible] Brief lautet:

Duderstadt, 5. Juni 181[illegible]

Ich will diesmahl nichts als Dir, liebster Schulze, und unseren Freunden melden, daß ich übermorgen

reitag, von hier ausmarschieren und Morgens 10 der 11 Uhr in Heiligenstadt eintreffen werde. Von a geht es über Witzenhausen, Cassel, Marburg, Weilburg nach Coblenz und von da Gott weiß wohin, aber doch endlich, und wie ich hoffe, nicht zu pät, dem schönen Ziele entgegen. Lebe wohl, Du or Allen, und die uns beiden theuer sind. Es ürde mich freuen, wenn Du Dich dann und wann wingen wolltest, mir zu schreiben, was Du machst. Denn gerade von Dir erfahre ich sonst nichts. Ist och selbst Lücke nicht im Stande, mir von Dir soiel zu sagen, als ich von Dir selbst aus ein Paar Worten verstehe. Ich mag das nicht weiter unteruchen, auch jetzt nicht mehr schreiben, als die Nachicht, womit ich angefangen; zumahl ich jetzt im Zustande einer unnatürlichen Dummheit bin, von ielem Essen und Trinken; auch steht uns soeben ine Parade mit Sack und Pack bevor. Also für iesmahl Gott befohlen! Nächstens ein Mehreres von

Deinem

C. Lachmann.

Addr. An den K. Preuß. freiwilligen Fußjäger L. vom 8. Detachement zwischen der Elbe und Weser – in Coblenz (wenn nämlich die Briefe erst in 4 Tagen oder später nach Coblz kommen werden, rühere verlangen auch noch die 3 Namen der oben enannten Örter!) Freiwilliger Jägerbrief.

Dem Herrn Doktor Schulze, abzugeben im Prinzenhause, in Göttingen. Freiwilliger Jägerrief.

Friedrich Lücke (1791—1855), der nachmals bennte Theologe, war damals theologischer Repetent Göttingen und Lachmanns intimster Freund.

Auch der zweite und letzte Brief Karl Lachnns ist aus dem Feldlager geschrieben. Er lautet:

A la Goudaine en Peche bei Thiron,

den 2. October 1815.

Sie sind nicht verloren gegangen, die vielen lieben reundlichen Worte Deines ersten Briefes. Sie rafen mich gerade — beim Putzen des Leder- und Messingzeuges. Sie erheiterten mich bei diesem raurigen Geschäft, so viel Trauriges sie auch entielten. Du weißt wohl, daß ich Deinen Schmerz, venn auch nicht vollständig, mit Dir fühle. Denoch machte es mich wieder heiter, Dich so groß, o gefaßt im Leiden zu sehn. Ach leider lernt man as wohl nur nach und nach, wenn der Schmerz chon viel schöne Stunden vernichtet hat. In Deinem etzten Briefe war mir das eben traurig, was Dich reuet. Sei Du glücklich, mein Lieber, ach ich gönne, ch wünsche es Dir. Aber Gott weiß, was mir Göttingen sein wird, das kalte, öde Göttingen, wenn Du uns fehlest. Doch das wird mich trösten, Dich u wissen, wo Du gern bist. Wüßte ich das jetzt on Dir und den anderen, die ich liebe, wahrlich uch jetzt wäre ich oft weniger mißlaunig. Am eisten freilich bin ich es jetzt über mein zwecklos unthätiges Leben, noch dazu mit Menschen, mit denen ich nun einmahl nicht gut leben kann. Das ist aber auch der Hauptgrund; und Lücke muß sich geirrt haben. Noch stehe ich, mein guter Freund. Ich habe lange gewußt und deutlich erkannt, daß ich noch nicht gefunden, die ich suchte. Mein Herz kennt sie wohl, aber noch hat sie mir kein freundlicher Gott gezeigt. War es unrecht, mich zuweilen durch ein leichtes, unschuldiges Spiel täuschend zu trösten? Darf ich nicht auf dem Wege ein bescheidenes Blümchen pflücken, mir einen Augenblick einbilden, sie sei wirklich die goldene Rose, die ich suche — wenn es nur nicht wirklich Ernst wird, wenn nur der nächste Augenblick mich schmerzlich lehrt, daß ich mich getäuscht, oft absichtlich getäuscht habe. Ich denke dieses Spiel noch öfter, aber vorsichtig zu spielen, bis ich sie endlich wirklich finde, für die ich bestimmt bin. Und dann werde ich selig sein, mag auch immerhin nur ich für sie, nicht sie für mich bestimmt sein. Ist es nicht ein großes himmlisches, aber wehmüthiges Gefühl, zu lieben, die Dich nicht liebt? Mir ist im ganzen Tasso nichts rührender, als die eine Zeile: Ahi tanto amó et (?) non amante amata. Und finde ich sie gar nicht, nun, so laßt mich mein ganzes Leben weinen, wie ich es jetzt thue. Ach Du sagst mir ja, ein ungestilltes Sehnen ist erträglicher, wenigstens besser, als wenn Wunsch und Hoffnung getödtet ist. Die Zeit und ein starker Geist machen allmälig beides erträglich. Nur bewahren wir unser Herz, daß es nicht gleichgültig werde. Laß mich denn immer durch ein schönes, freudiges, harmloses Spiel davor bewahrt werden. Ernst wäre mir freilich lieber, möchte er froh oder traurig sein; wenn ich ihn nur haben könnte. Aber Deinen Rath, Du Lieber, will ich nie vergessen, er soll mir ein warnender Leitstern sein. Es hätte ihn jeder mir geben können, aber ich weiß nicht, wie der Rath mächtiger das Herz ergreift, wenn er von dem kommt, der mit Schmerzen und Leiden die Wahrheit erkannt hat, als von dem, der, selbst glücklich, nur aus dem Gegensatz oder aus anderer Schicksal schließt.

Geh Du, mein bester Schulze, mit dem tiefsten Schmerz lasse ich Dich fahren, geh Du hin, wo Du glücklicher bist, zu denen, die Dir mehr geben können, als wir, wenn sie Dir auch nicht mehr geben wollen. Sie mögen mit mildem Sonnenschein die welken Blüthen erquicken; Du weißt es ja:

Wohl wird durch sie ihr längst erloschner Stern
Von neuem sich zum freud'gen Glanz entfalten.

Aber Du bist schon auf dem Wege dahin: o, wenn Dich dieser Brief schon bei ihnen träfe, daß er Dir sagte, wie Dich auch noch andere lieben, so gut sie können. Denn Du wirst uns nicht vergessen vor der reicheren Liebe fühlender Weiberseelen. Laß Du uns denn oft von Dir hören, sende uns Deine

Gedichte, vor allen das große, uns zu lehren, zu trösten, zu erfreuen. Alle Gedichte, vielleicht die dramatischen ausgenommen, sind für das Herz nur halb, was sie sein sollten, wenn wir den Dichter und sein Leben nicht kennen. — Ach da habe ich im halben Traum geschrieben, als wenn ich schon wieder in Göttingen wäre, mich getröstet, daß auch die seligen Stunden, die ich dort lebte, nicht wiederkehren. Ich sehe mich um — nach dem Kamine in meiner französischen Bauernhütte, damit das Fleisch, das ich mir auf den Mittag fast ganz allein kochen muß, nicht anbrennt. Ich sehe in die Zukunft, daß ich jetzt, da der Friede unterzeichnet sein soll, nicht lange mehr in dem feindseligen fremden Lande mich langweilen werde, und dann was weiter? Göttingen nackt und leer, ein Theil meiner liebsten Freunde fern, nicht einmahl eine bürgerliche Aussicht. Doch verzagt bin ich nicht; wenn man will, so wird es sich schon machen. Mit der Hoffnung grüße ich Dich, mein theurer Schulze. Lebe wohl.

Dein C. Lachmann.

Wie bezeichnend der Brief für Lachmanns eigenes Seelenleben ist, soll nicht erst besonders betont sein; aber darauf sei hingewiesen, daß einiges gewi… geschrieben ist, den armen Freund zu trösten, der … an der unerwiderten Leidenschaft für Adelheid Vo… verblutete. Schulze wollte in jenem Sommer … Herbste bald zu seinem Freunde Brandis nach Ko… hagen, bald zu seinen Freundinnen, den Gräfin… Egloffstein, und konnte sich doch erst auf wiederh… Wunsch seines Vaters entschließen, endlich im S… tember nach Celle heimzukehren. Daß auch er … Frühling 1815 freiwilliger Jäger war, ist bekan… Wie er, ehe er und Lachmann ins Feld zogen, mit de… stand, beweist eine Tagebuchstelle vom April 1815: … bin fast täglich mit Lachmann und Lücke zusamm… wir kosen mit einander, gehen aus und vergnügen … auf mannigfaltige Weise." (Deutsche Dichtung, N… 220). Mit dem „großen Gedicht" ist natürlich Sch… „Cäcilie" gemeint.

Wie sich der fernere Lebenslauf der Freunde … staltete, ist bekannt. Ernst Schulze starb bereits … 29. Juni 1817, um erst nach seinem Tode zu Ruh… zu gelangen; Karl Lachmann 34 Jahre später … März 1851) als der anerkannte Meister der deutsc… Sprachwissenschaft und Litteratur-Geschichte.

Litterarische Notizen.

— Was sich das Volk erzählt. Deutscher Volkshumor. Gesammelt und nacherzählt von Heinrich Merkens. Dritter Band. Jena, Hermann Costenoble. o. J. — Die früheren Bände der Sammlung sind bereits in der „Deutschen Dichtung" angezeigt worden; von dem dritten wäre annähernd dasselbe zu sagen. Von wissenschaftlichem Wert ist das Sammelwerk nicht, weil es ohne rechte Kritik aus allzu verschiedenen, darunter abgeleiteten und trüben Quellen schöpft, aber es ist kurzweilig zu lesen und die einzelnen Stücke sind schlicht und nicht ohne Geschick erzählt. Die Fundorte der einzelnen Schwänke und Sagen sind beigefügt, aber schon der Umstand, daß der Herausgeber regelmäßig nur einen Fundort nennt, beweist, daß er von der Wichtigkeit, die eine derartige Sammlung für die Wissenschaft haben könnte, keine Ahnung hat. Denn fast jeder dieser Schwänke wird an verschiedenen Orten erzählt. So wird z. B. der von der Bernauer Bierprobe (S. 31): Der Brauer, der mit seiner Lederhose auf dem Schemel, der mit seinem Bier begossen ist, am längsten kleben bleibt, hat das beste Bier gebraut, — auch in Mitteldeutschland, in Nordböhmen, in Franken und im Elsaß erzählt. h. s.

— Wir erhalten mit dem Ersuchen um Veröffentlichung den nachstehenden Aufruf: „Das unter dem Protektorat Ihrer Hoheit Marie Alexandrine Prinzessin Heinrich VII. Reuß, Prinzessin von Sachsen-Weimar, Herzogin zu Sachsen, in Trebschen stehende unterzeichnete Komité plant die Aufstellung einer Portraitbüste Corona Schroeters vor dem Theater ihrer Heimatstadt Guben. Das Denkmal, an dessen Errichtung die Goethe-Gesellschaft in Weimar … kräftigen Anteil nimmt, soll eine Zierde der Stadt … und die kommenden Geschlechter an eine der edelsten … leuchtendsten Gestalten aus der, für Deutschlands Geistes… leben grundlegenden großen Weimarer Zeit, aus der … Goethes und Schillers, an Corona Schroeter, ein … der Stadt Guben, erinnern. Der Platz vor dem … gelegenen Stadt-Theater versinnbildlicht die hohe Bedeu… tung, welche Corona Schroeter für die Kunst, besonders für die dramatische, hat, eine Bedeutung, welche … gänglich durch Goethes an sie gerichtete Worte gekenn… zeichnet ist:

> Es gönnten ihr die Musen jede Gunst,
> Und die Natur erschuf in ihr die Kunst.

Der anmutigen Stadt Guben wird es zur Ehre … reichen, das Gedächtnis der ersten und vollendeten Dar… stellerin von Goethes Iphigenie im Bilde festzuhalten. Dieses schöne Werk der Pietät kann nach dem Stande der … vorhandenen Beiträge bald zur Ausführung gelangen, … neue Mittel den bis jetzt gesammelten reichlich zu… werden. Das Komité wendet sich deshalb an alle Freunde der Kunst und Litteratur aller Orten, an die Gesellschaften und Vereine, welche die Pflege der deutschen Ideal… hochhalten, mit der Bitte, durch Beiträge, Sammlungen, Aufführungen das Unternehmen thatkräftig zu fördern … zu unterstützen. Guben, 23. August 1902. Das C… Schroeter-Denkmalkomité." Schatzmeister des Komité … Herr Albert Koenig in Guben.

Neue Bücher.

Nachstehend verzeichnete Bücher sind der Redaktion zur Rezension zugekommen:

Wilpert, Richard von. Naladi oder Königswild. Indisches Vers-Drama. Leipzig, Oswald Mutze. o. J.

Reinfels, Hans von. Flammen der Liebe. Herzensgeschichten. Dresden und Leipzig 1900. E. Pierson.

Schluttig, A. „Ein neues Lied." Romanze. Dres… und Leipzig 1899. E. Pierson.

Karstedt, Fritz. Im Anfang. Dramatisches Ge… Dresden und Leipzig 1900. E. Pierson.

Wendtland, E. Drei Novellen. Dresden … Leipzig 1901. E. Pierson.

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Herausgebers Karl Emil Franzos in Berlin. — Nachdruck auch im Einzelnen ist untersagt und wird strafgerichtlich verfolgt. — Verlag der Concordia Deutsche Verlags-Anstalt in Berlin. — Druck von Rißling & Krüger, Berlin …

Eine Deutsche Akademie.

II.

Wir fahren in der Veröffentlichung der uns zugegangenen Gutachten über eine Deutsche Akademie rt. Hatten in der ersten Serie vornehmlich Dichter s Wort, so sei es diesmal den Gelehrten eingeräumt.

Theodor Mommsen schreibt uns:

Charlottenburg, 29. September 1902.

Geehrter Herr!

Obwohl ich sonst gewohnt bin, die beliebten Rundagen, wenn sie an mich gelangen, zu ignorieren, so laube ich doch Ihnen gegenüber eine Ausnahme achen zu müssen, zumal da es sich hier in der That m eine schwebende Frage handelt und deren Diskussion der Presse auch mir zweckmäßig erscheint. Daß h mich kurz fasse über einen in solcher Allgemeinheit der That nicht zu erschöpfenden Gegenstand, werden Sie billigen.

Was ist und was soll eine Akademie der deutschen itteratur? Man kann sich dabei so Verschiedenartiges enken, daß eine einfache Antwort ausgeschlossen ist.

Ein großer Teil des Publikums würde darunter ohl zunächst eine Institution verstehen wie die der nglischen poetae laureati, oder was man etwa auf ut Preußisch einen Pegasus-Orden nennen könnte. erartige Einrichtungen, wobei Behörden oder Korporationen sich einbilden, die vox populi zu vertreten der allenfalls zu bestimmen, sind notwendig totgeboren.

Eine aus öffentlichen Mitteln gespeiste Succursale er Schillerstiftung würde dies nicht sein und es ieße für eine solche Einrichtung sich manches sagen, ie sicher es auch ist, daß, wie auch immer über as Verleihungsrecht entschieden würde, immer nur in sehr mäßiger Bruchteil der Unterstützungen in ie rechten Hände gelangen würde. Aber der Säemann m Evangelium hat das auch gewußt und darum och nicht aufgehört zu säen. Freilich ladet die Virkung der ungefähr gleichartigen Prämienverteilung er französischen Litteratur-Akademie nicht zur Nacholge ein.

Eine Akademie für die Regulierung unserer Sprache, ie dies im Wesentlichen jene französische Akademie ist, alte ich mit dem deutschen Wesen unvereinbar. Die ranzösische Sprache mit ihrer strengen Gesetzlichkeit st ein bewunderungswürdiges Kunstwerk und die Nation ist darauf geschult, angelegt wie sie einmal ist auf das Regiertwerden, obwohl es auch dort niemals an Rebellen gefehlt hat. Bei uns geht das nicht. Das Talent ließe sich nicht befehlen und noch viel weniger die talentlose Eigenbrödelei. Der französische Garten, in dem fleißig geharkt und gejätet, auch die Klippscheere gebraucht wird, ist sehr schön, und unsere Wälder und Wiesen, wo Kraut und Unkraut durcheinander wachsen, sind auch sehr schön; man soll eben beide lassen wie sie sind. Gewiß verkenne ich nicht, daß eine solche Institution in manchen Beziehungen Nutzen stiften würde, aber gar leicht könnte sie auch sich entwickeln zu einem Weichselzopf der Splitterrichterei und der Philisterei.

Die strenge Sprachforschung, die Untersuchung über die Bildung und Abwandlung unserer Sprache oder, richtiger gesagt, der germanischen Sprachen überhaupt, gehört von Rechtswegen und seit Langem zu den Wissenschaften, für welche unsere bestehenden Akademien bestimmt sind und kann aus diesem Verbande nicht gelöst werden.

Die Pflege unserer Litteratur liegt zur Zeit wesentlich in den Händen der freiwilligen Arbeiter und was diese leisten, scheint mir im Allgemeinen befriedigend. Freilich reicht auf diesem für unsere nationale Entwickelung so wichtigen Gebiet die freiwillige Arbeit nicht aus; aber es sollte nicht verkannt werden, daß die akademische Gesamtarbeit eine Illusion ist und daß keine Akademie mehr thun kann, als geeignete Personen zu solchen Arbeiten veranlassen. Unsere Akademien aller Art haben große Aufgaben vor sich und, wie ich meine, eine große Zukunft; aber diese liegt darin, daß hervorragende Intelligenzen, durch den ihnen zur Seite stehenden Chor getragen, leichter zu den staatlichen Mitteln gelangen können, ohne die mehr und mehr auch die wissenschaftliche Arbeit nicht vorwärts kommen kann, und daß, wo die Aufgabe die Kraft und die Lebenszeit des einzelnen Mannes übersteigt, diese Vereinigung besser und stetiger, als der Einzelne oder auch die Behörde es kann, ihm die Gehülfen und die Nachfolger giebt. Wo litterarische Unternehmungen dieser Art verunglückt sind, wie dies zum Beispiel bei der von unserer Regierung begonnenen Luther-Ausgabe der Fall war, da hat es

eben an dem rechten Leuer gefehlt und hat die Abhülfe, vom Einstampfen abgesehen, nur im Personenwechsel gefunden werden können.

Die für das unerläßliche Eingreifen der staatlichen Unterstützung zur Zeit bestehenden Einrichtungen erscheinen mir der Anlage nach zweckgemäß und genügend. Die jetzigen Ordnungen der deutschen Akademieen, insbesondere der Berliner nach der Vermehrung der germanistischen Fachstellen, gestatten durchaus die Fürsorge für solche Publikationen, wie die der Werke von Kant und W. von Humboldt sind. Ich glaube nicht, daß für diese kräftiger gesorgt gewesen wäre, wenn eine speziell für deutsche Litteratur bestellte Akademie bestände. Die Vereinigung einer Anzahl intelligenter und nicht dem Fach angehöriger Männer mit den eigentlichen Fachleuten, nicht in der Arbeit, aber in der Anregung und der Bestreitung der Mittel für dieselbe, würde dadurch nur geschwächt. Insbesondere die finanzielle Frage — am Golde hängt doch alles — würde durch die Gründung einer besonderen Litteratur-Akademie eher verlieren als gewinnen. Zur Zeit kann die Akademie der Wissenschaften je nach Umständen litterarische Unternehmungen dieser Art in ihr recht ansehnliches Jahresbudget in beliebiger Höhe einstellen oder auch von solchen Aufwendungen für das einzelne Jahr absehen. Die Litteratur-Akademie würde ihre notwendig weit begrenzteren Mittel von Jahr zu Jahr für solche Zwecke verwenden müssen. Bei den jetzigen Einrichtungen also kann abgewartet werden, ob die rechte Aufgabe und der rechte Mann sich zusammen darbieten, und solches Zusammenfinden läßt sich so wenig von vorn herein gebieten, wie das von Regen und Sonne für das Weinjahr. Die Litteratur-Akademie müßte Jahr aus Jahr ein die Kelter in Bewegung setzen und würde sicher oftmals recht mäßige Trauben verarbeiten. Unternehmungen größten Umfangs, zum Beispiel ein wissenschaftliches deutsches Wörterbuch oder ein historisches Ortslexikon für Deutschland können überhaupt aus akademischen laufenden Fonds nicht hergestellt werden; dafür bedarf es immer wie einer Spezialleitung, so auch spezieller und umfassender Staatsbewilligung. Auch eine solche, notwendig schwierig, dürfte zur Zeit leichter und reichlicher zu erwirken sein, als nach Einrichtung der vorgeschlagenen wissenschaftlichen Abzäunung.

Ich bekenne also, bei der Stiftung einer Akademie der Litteratur mir keinen wirklich entsprechenden Zweck vorstellen, keinen positiven Nutzen von einer solchen Anstalt versprechen zu können. Allerdings könnte die Kritik des Planes wirklich erst beginnen, wenn er präzisiert vorläge. Unter allen Umständen aber darf nicht verkannt werden, daß das litterarische Deutschland nicht, wie das litterarische Frankreich, eine Hauptstadt hat. Eine derartige Akademie, aus Berlinern zusammengesetzt, wäre teils eine Albernheit, teils ein Stein des Anstoßes; zusammengesetzt aus durch ganz Deutschland zerstreuten Mitgliedern, wäre sie von Hau[s] flügellahm. Denn die sogenannten auswärtigen [Mit]glieder würden höchstens für Diäten und Fe[ste] in Betracht kommen; nicht die Diplome, sonde[rn] Kontakt der Mitglieder unter einander mach[t die] Akademie.

Wollen Sie in diesen flüchtig hingewor[fenen] Zeilen erkennen, daß ich mich freue, Ihnen auf [dem] Gebiet begegnen zu können, das uns beide ange[ht].

Ihr

Mommsen

Es wird unsere Leser interessieren, diese [Ansicht] Mommsens mit der eines anderen großen Histor[ikers] zu vergleichen. Wir meinen Leopold von Ra[nke]. Herr Prof. Dr. Arnold E. Berger macht auf [ihn] aufmerksam, indem er seine Meinung zur Sache [durch] die Rankes unterstützt. Herr Prof. Berger schreibt:

Kiel, 24. September 19[..]

Hochgeehrter Herr!

Meinen Einwendungen gegen die Thätigke[it der] Academie française habe ich seiner Zeit in den „Gr[enz]boten“ (1891, II, 310 ff.) einen Ausdruck ge[geben], dem ich auch heute nichts hinzuzusetzen habe. [Wir] haben ihre Einseitigkeiten zu klar beurteilen geler[nt, um] sie bei uns nachmachen zu dürfen. Aber auf andern Gr[und]lagen und mit andern Zielen errichtet, würde [eine] Deutsche Akademie meines Erachtens eine sehr wünsc[hens]werte Schöpfung sein, und zwar müßte die wi[ssen]schaftliche und die künstlerische Pflege des [deutschen] Geisteslebens in ihr gleichwertig neben eina[nder] stehen. Ich bin deshalb noch immer der Ansicht, [daß] L. v. Ranke mit seinem Entwurf zu einer Aka[demie] für deutsche Geschichte und Sprache (Sämtl. We[rke] Bd. 53, 54 S. 696 ff.) den richtigen Weg gewiesen [hat]; man wird die Einzelheiten dieses Entwurfs he[ute] vielfach anders fassen müssen, aber sein Grundge[danke] ist gesund und fruchtbar. Insbesondere die Erke[nnt]nis, daß der deutsche Schriftstellerstand zur He[bung] seines Standesansehens und Standesgefühls [, zur] Stärkung seines Pflichtbewußtseins, am Gedeihen d[er] nationalen Bildung planmäßig mitzuarbeiten, [der] „akademischen Repräsentation und Würdigung“ dring[end] bedürfe, ist dort zutreffend zur Geltung gebracht. E[s] wäre dem heute nur hinzuzufügen, daß einer ak[ade]mischen Körperschaft deutscher Schriftsteller zahl[reiche] praktische Aufgaben zufallen müßten, an d[ie in] jenem Entwurf noch nicht gedacht war: Beratung [der] Behörden in Fragen der Gesetzgebung und Verw[al]tung, soweit diese in litterarische Interessen eingre[ifen], Gutachten über Empfehlung oder Unterstützung[s]würdigkeit litterarischer Unternehmungen, Prei[saus]schreibungen, Enquêten aller Art u. s. w., d[er] geschäftlicher Mittelpunkt ein ständiges Sekreta[riat] sein müßte. Nicht eine dekorative Versamml[ung], sondern eine Arbeitsvereinigung mit vorwie[gend] praktischen Zielen scheint mir das allein Zeitgem[äße]. Die ideale Wirkung wäre dadurch gewährleistet, da[ß]

ich oder eine Anzahl von Landesstaaten das Pro- orat einer solchen Akademie übernähme, die orderlichen Mittel zur Verfügung stellte und nit öffentlich anerkennte, welche Wertschätzung dem tischen Schriftstellerberuf auch im Interesse des aates zuzuerkennen ist. Die Arbeitsrichtung der demie aber müßte vorwiegend auf praktische Ziele ichtet sein, und selbst alle ihre wissenschaftlichen ternehmungen zur Erkenntnis des deutschen Lebens der Vergangenheit müßten mittelbar der ästhetischen, achlichen und litterarischen Kultur der Gegenwart gute kommen. Über die Art der Zusammensetzung nnten Rankes Worte die beste Anleitung geben. r erste Mitgliederkreis würde durch Berufung tens der aufsichtführenden Regierung zu gewinnen , alle künftigen Berufungen würden alsdann auf rschlag der stimmberechtigten Mitglieder erfolgen nnen. Die Anzahl der Mitglieder würde von den anziellen Mitteln abhängig sein, müßte aber zu ichen Teilen wissenschaftliche und künstlerische Per- lichkeiten umfassen.

Mit den besten Empfehlungen

Ihr ganz ergebenster

Prof. Dr. A. E. Berger.

Leopold von Rankes Aufzeichnungen über dies ema, die nur in der Nachlese zu seinen „Sämt- hen Werken" enthalten sind, sind so wenig bekannt worden, daß eine gedrängte Wiedergabe des Inhalts n Interesse sein wird. Die Aufzeichnungen, denen Herausgeber dieses Nachlaßbandes, Alfred Dove, n Gesamttitel: „Idee einer Akademie für deutsche schichte und Sprache" gegeben hat, zerfallen in drei verschiedenen Zeiten niedergeschriebene Teile. Der ste ist betitelt: „Entwurf zu einer Akademie für utsche Sprache und Schrift." Ranke hat ihn im tober 1861 in Berchtesgaden aufgezeichnet. Hier wichtigsten Bestimmungen:

Die Akademie soll den Titel „Deutsche Akademie" ren; ihre „vornehmste Thätigkeit soll in der Abfassung es Wörterbuches der heutigen deutschen Sprache und hrift bestehen, sowie einer ausführlichen Grammatik des itergultigen deutschen Sprachgebrauches. Nach und nach l sie zu einer Gesellschaft der vorzüglichsten deutschen hriftsteller ausgebildet und die Erteilung neu auszu- reibender litterarischer Preise ihr anvertraut werden." e Akademie soll zunächst von Preußen und Bayern ver- t hergestellt werden. Der Sitz der Akademie, d. h. Prä- ium und Geschäftsverwaltung derselben soll von drei zu i Jahren zwischen Berlin und München wechseln. „Die ademie wird zunächst aus zwölf ordentlichen Mitgliedern tehen, unter denen drei durch ihre Beschäftigung mit Wissenschaft der deutschen Sprache, namentlich in em heutigen Bestande, ausgezeichnete Gelehrte, die übrigen n solche Schriftsteller sein sollen, die in ihren Werken am meisten einem klassischen und tadellosen Ausdruck hern." Daneben wird die Ernennung einer größeren hl außerordentlicher Mitglieder vorbehalten. Die Ver- mmlungen sollen alljährlich einmal abwechselnd in Berlin d in München abgehalten werden; „den ordentlichen Mit- edern, die sich dabei einfinden, wird eine jährliche Re- uneration von 400 Gulden zugesichert". Zu den allge- inen Kosten, welche auf 10000 Gulden angeschlagen rden, tragen die Könige von Preußen und von Bayern er 1/3 bei, wofür sie je vier Mitglieder zu ernennen haben. Dann sollen die deutschen Fürsten, vor allem Österreich, zur Teilnahme und Leistung von Beiträgen eingeladen sein. Die Versammlungen können von Zeit zu Zeit auch in Wien oder einer anderen deutschen Stadt gehalten werden. Der Sitz der Akademie soll jedoch immer entweder München oder Berlin sein. Als Präsident der Akademie soll ein „nambafter Privatmann" von Seiten des Staates ernannt werden, in dessen Hauptstadt die Akademie ihren Sitz hat, während das Sekretariat der Akademie „möglichst auf eine Weise konstituiert werden soll, daß es unbeschadet der fort- laufenden Geschäfte von einer der Hauptstädte nach der anderen übersiedeln kann".

Da König Max von Bayern im November 1861 forderte, daß Österreich nicht nachträglich, sondern sogleich herbeige- zogen werden solle, so änderte Ranke die Bestimmungen über den Sitz der Akademie in dem Entwurf dahin, daß derselbe von drei zu drei Jahren zwischen Berlin, München und Wien wechseln sollte.

Wie man sieht, handelte es sich bei diesem ersten Entwurf im Wesentlichen um eine Akademie der deutschen Sprache, also denselben Gedanken, den dann Du Bois-Reymond aufnahm; bemerkenswert ist namentlich, daß Ranke neun Schriftsteller und nur drei Gelehrte als ordentliche Mitglieder berufen sehen wollte.

Wesentlich erweitert erweist sich dieser Gedanke Rankes in einem zweiten späteren Schriftstück, „Entwurf zu Statuten für eine Deutsche Akademie", den er in Wilhelmsthal im September 1867 niederschrieb. Auch hier geben wir einen Auszug der wichtigsten Bestimmungen:

Der Titel soll gleichfalls Deutsche Akademie lauten, die Akademie jedoch eine solche für deutsche Geschichte und Sprache sein und nicht bloß von den Königen von Preußen und Bayern, sondern auch von anderen deutschen Fürsten errichtet werden, welche dieselbe aus ihrem Privatvermögen dotieren. Der Sitz soll Weimar sein, der Großherzog von Weimar das Protektorat führen. Als Zweck der Akademie bezeichnet Ranke: „Diese Akademie soll nicht akademische Ehrenbezeichnungen verleihen, noch die allgemeinen Studien durch gelehrte Abhandlungen zu fördern suchen. Ihr Zweck ist ausschließlich Einleitung und Durchführung der für die Geschichte der Nation und die Fortbildung ihrer Sprache erforderlich erscheinenden umfassenden Arbeiten, welche ohne gemeinschaftliche Bemühung nicht zustande kommen würden." Als solche Arbeiten bezeichnet Ranke: 1. Fortsetzung und Vollendung der Monumenta Germaniae. 2. Herausgabe der Reichstagsakten. 3. Sammlung der auf die allgemeine deutsche Geschichte bezüglichen Urkunden aus Privatarchiven. 4. Sammlung der deutschen Stadtrechte. 5. Ausarbeitung einer Geographie und Geschichte der Gaue. 6. „Weiterführung aller für die allgemeine deutsche Geschichte wichtigen Arbeiten und Publikationen, deren anderweite Vollendung etwa durch die Umstände unthunlich gemacht werden sollte." 7. Eine kritisch zuverlässige Genealogie der regierenden Häuser, des übrigen hohen Adels, des niederen Adels und der namhaftesten bürgerlichen Geschlechter. 8. Geschichte der deutschen Kirche, namentlich der Erzbistümer und Bistümer, der Stifter und Kapitel und ihrer Territorien. 9. Geschichte der Wissenschaften in Deutschland. 10. Geschichte der Poesie und der Kunst in allen Jahrhunderten. 11. Geschichte des Kriegs und der Kriegsverfassung. 12. Ausarbeitung eines allgemeinen geographischen Lexikons. In Bezug auf die Sprache wünschte Ranke „eigentlich sprachwissenschaftliche Untersuchungen über die frühere Entwicklung der Sprache und Dialekte" ausgeschieden. Als ihre vornehmsten Aufgaben bezeichnete er vielmehr Folgendes: 1. Ausarbeitung eines Wörterbuchs der heutigen Schriftsprache. 2. Ebenso eine deutsche Grammatik. 3. Ein Wörterbuch der deutschen Synonymen. 4. „Daran könnte sich eine Metrik schließen, welche die Lehre über den Reim begreifen müßte auf Grundlage der festzusetzenden Autoritäten und unter Zuziehung bewährter mit poetischen Ar

beiten beschäftigter lebender Autoren. Auch in dieser Hinsicht müßte die Regel gefunden werden, ohne doch die Freiheit der ferneren Entwicklung zu beschränken." Bezüglich beider Arbeitsgebiete war die Erteilung von Preisen für bestimmte Arbeiten in Aussicht genommen.

Was die Einrichtung der Akademie betrifft, so sollte dieselbe nicht in Klassen zerfallen, sondern nach ihren verschiedenen Aufgaben Sektionen bilden, einen Präsidenten und einen Sekretär haben, welche zunächst vom Großherzog von Weimar ernannt, darauf durch Wahl bestimmt werden sollten. Der Sekretär sollte für die Geschäftsführung besoldet sein, die Zahl der Mitglieder außer dem Präsidenten und dem Sekretär mindestens zwölf und niemals mit Einschluß der Beiden über fünfundzwanzig betragen, jede Vakanz durch Wahl wieder besetzt und vom Protektor bestätigt werden. Die Vertretung der Akademie nach außen sollte der Protektor übernehmen, der Akademie sollten in den Staaten, deren Regenten sich daran beteiligen, die Rechte einer juristischen Person bewilligt werden. Eine Plenarversammlung der Akademie sollte alle Jahre in Weimar in der zweiten Hälfte des September stattfinden, jedes Mitglied, das dabei erschiene, 200 Thaler erhalten. Als Beginn der Thätigkeit war der 16. September 1868 ins Auge gefaßt.

Das dritte Schriftstück aus Rankes Nachlaß, das Dove mitteilt, ist eine Eingabe an den Fürsten Bismarck aus dem Jahre 1871, die zugleich über die Entstehung und das Schicksal der beiden oben mitgeteilten Entwürfe berichtet. Wir fassen nachstehend auch den Inhalt dieser Eingabe zusammen.

Ranke beginnt mit dem Dank an Bismarck „für das Wohlwollen, mit welchem Sie mein, auf die Errichtung einer Akademie für deutsche Geschichte und Sprache bezügliches Anschreiben aufgenommen haben", und giebt dann in Erfüllung eines vom Reichskanzler ausgesprochenen Wunsches Nachricht über Rankes bisherige Bestrebungen auf diesem Gebiete.

Schon der Stiftung der historischen Kommission bei der Akademie der Wissenschaften in München (1858) habe die Idee einer Akademie für deutsche Geschichte zu Grunde gelegen. Maximilian II. habe schon einen Fonds gesammelt, um einer solchen gelehrten Gesellschaft eine unabhängige Existenz auf immer zu begründen. Daneben sei der Gedanke der Begründung einer Akademie für die Entwicklung der deutschen Schriftsprache gepflegt worden, „die zugleich eine Vereinigung der namhaftesten Schriftsteller bilden sollte". Doch verbarg man sich nicht, daß eine solche Gesellschaft nicht bloß von Bayern ausgehen, auch nicht ausschließlich in München ihren Sitz haben könne, sondern ein gemeinschaftliches Institut aller deutschen Staaten werden müsse. Diesen Gedanken suchte Rankes erster Entwurf vom Oktober 1861 in geeignete Form zu bringen. Derselbe wurde dann im Herbst 1862 nochmals genau erwogen und Ranke erhielt von Maximilian II. den Auftrag, den Plan zur Kenntnis König Wilhelms und des Kronprinzen zu bringen. Der Kronprinz, „der mit Freuden darauf einging", sprach darüber mit dem König, „welcher ebenfalls seine Allerhöchste Beistimmung zu erkennen gab." Die Sache scheiterte an der Schwierigkeit über den Sitz der Akademie, ein Wechsel der Versammlungen zwischen Berlin, München und Wien, wie ihn Maximilian II. wünschte, hätte von anderem abgesehen den großen Übelstand gehabt, daß auch das ständige Sekretariat hätte wechseln müssen. Der Tod Maximilians II. (1864) machte den Plan vollends zu nichte.

Nach 1866 jedoch nahm Ranke den Plan wieder auf, hauptsächlich deshalb, weil Ludwig II. von Bayern die Mittel für die historische Kommission bei der Münchener Akademie nur noch für fünfzehn Jahre, also bis 1879, gewähren wollte, so daß die Gefahr bestand, daß die begonnenen Arbeiten, namentlich die Allgemeine deutsche Biographie, ins Stocken geraten müßten. Den veränderten persönlichen und politischen Verhältnissen entsprechend suchte Ranke einen Stützpunkt in Mittel- und Norddeutschland. Der Großherzog von Weimar, an den er sich zunächst im September 1867 in Wilhelmsthal persönlich wandte, ging mit Eifer darauf ein. In gemeinsamer Beratung mit ihm entstand Rankes Entwurf von 1867. Diesmal war[en die] beiden Hauptzwecke, die nach den Münchener Ber[atungen] getrennt verfolgt werden sollten, eine Akademie für [deut]sche Geschichte und eine für deutsche Sprache in E[ins ver]einigt. Die Weimarische Regierung fragte zunä[chst in] Dresden und Berlin an. König Johann lehnte [...] ab, während König Wilhelm nur die staunende F[rage] stellte: „Warum nach Weimar?", im Übrigen aber [den] Ort allerdings abgerechnet, dem Plane nicht abgeneigt [...]

Als Hauptgrund des Scheiterns in beiden Fä[llen] bezeichnet Ranke die politischen und nationalen [Ver]hältnisse; „man mußte dabei von dem Partikularismus [...] zu dem Allgemeinen aufstreben." Anders jetz[t. Die] Sache könne nun „unter großen Gesichtspunkten, [ohne] anderweite Rücksicht, mit besseren Kräften u[nter]nommen werden" und Bismarck sei der Mann [...] Ranke fügt dann noch folgende näheren Ausführ[ungen] hinzu:

1. Name. Jacob Grimm, mit dem er die [...] einst besprochen, habe „Deutsche Akademie" für das [...] gehalten. Aber mit Rücksicht auf den Umstand, da[ß eine] Reihe von Akademien in Deutschland beständen, schein[e ihm] die Bezeichnung „Akademie für deutsche Geschichte [und] Sprache" nun am angemessensten. 2. Allgeme[iner] Charakter. Die Mitglieder dürfen nicht bloß aus [dem] deutschen Reich genommen werden; „man würde die [...] Deutsch-Österreich, Livland und vielleicht auch den [...] Umkreis des Niederdeutschen in Holland und Belg[ien zu] berücksichtigen haben." Sitz der Akademie solle natur[gemäß] Berlin sein. 3. Ausstattung und Kosten. Ran[ke ver]anschlagt sie auf jährlich 25 000 Thaler, einschließlich [der] „mäßigen Remuneration für die Mitglieder," und über[läßt] es Bismarck, ob die Kosten von den verbündeten F[ürsten] zugleich mit dem Kaiser oder vom Reich aufgebracht wer[den] sollten. 4. Kreis der Arbeiten. Die Aufgaben [der] Akademie für Geschichte, wie sie Ranke umreißt, decken [sich] im Wesentlichen mit den im zweiten Entwurf angegeben[en] und werden von ihm nur weiter ausgeführt. Bemerke[ns]wert ist, mit welcher Energie er in diesem Entwur[f die] Geschichte der deutschen Kunst und deutschen Poesie [...] „Es kommt nur darauf an, die Leistungen der Deut[schen] an den allgemeinen Gang der Kultur anzuknüpfen und [...] wieder als etwas Besonderes zu begreifen, und wer [weiß] nicht, daß die künstlerischen Bestrebungen alle Jahrh[underte] hindurch eine bedeutende Seite des deutschen Kultur[...] gebildet haben?" Was die Sektion für deutsche Spr[ache] betrifft, so fordert Ranke, daß die Akademie die Fort[setzung] des Wörterbuchs der Gebrüder Grimm in die Hand [...] und fährt dann fort: „Nun aber tritt hier noch ein [...] überaus wichtiger Moment ein. Die allgemeine Litter[atur,] die poetische sowohl als die prosaische, hat den [...] Anteil an der Entwicklung des Gesamtbewußtseins [der] Nation. Sie ist aber bisher ohne alle akademische Re[prä]sentation und Würdigung geblieben. Bei den vorge[...] früheren Entwürfen waltete der Gedanke vor, ih[r eine] solche zu verschaffen und eine Vereinigung der namh[aftesten] Schriftsteller zu einem öffentlich anerkannten Kr[eise zu] bilden. Man würde dabei die verschiedenen Gattungen [der] Poesie, das Verdienst der Darstellung auch in den w[issen]schaftlichen Werken der Geschichte und der Natur[wissen]schaften, das stilistische Talent überhaupt, sowie die [...]rische Kunst berücksichtigen. Ursprünglich glücklich zusam[men]gesetzt, würde eine solche Akademie den Ehrgeiz der Jün[geren] erwecken, ihr anzugehören. Auch an Arbeiten für [eine] solche akademische Vereinigung wurde bereits gedacht [...] ging von der Bemerkung aus, daß eine gewisse Ver[wirr]ung in dem deutschen Ausdruck überhandnehme. [Man] glaubte durch eine Vereinigung solcher Autoren, d[ie sich] eines mustergültigen Ausdrucks befleißigen, ein Gegen[gewicht] dagegen zu schaffen."

Als fernere Aufgabe bezeichnet Ranke die Sch[affung] eines Thesaurus, welcher den Sprachgebrauch der [...] „welche als die klassischen gelten," festzustellen hätte. [Es] sollte also die Schriftsprache gegen Ende des 18. [und] Anfang des 19. Jahrhunderts in Bezug auf Grammati[k]

:en fixieren, „als Produkt einer in dieser Beziehung be- ers begabten Zeitgenossenschaft und als Grundlage erer Fortbildung nach dem inneren Gesetz derselben. wahre Charakter des deutschen Ausdrucks war gefunden, man muß sich hüten, ihn durch willkürliche Abweichungen verderben. Hierdurch würde für diese Sektion der demie eine besondere Arbeit gefunden sein. Mit einigen achgelehrten von Fach verstärkt, würde sie ein Wörter- des heutigen Schriftgebrauchs und eine damit zusammen- mende Grammatik aufzustellen haben. Überdies würde die Erteilung der ausgesetzten Preise z. B. des drama- en anheimfallen. Außer dem dramatisch-poetischen Preise iten noch andere seitens der Akademie ausgeschrieben den. Sehr wünschenswert wäre dabei die Öffentlichkeit schließlichen Beurteilung der Preisverteilung. Eine ptaufgabe, die außerdem auch noch in den Bereich der eilung für Sprachen fallen würde, wäre die regelmäßige ausgabe einer kritischen Zeitschrift zur Beurteilung von esten Litteratur-Erscheinungen. Hauptgegenstände sprach- senschaftlicher Arbeiten seitens der Akademie wären noch: e Geschichte des deutschen Stils; eine Geschichte der tschen poetischen Technik."

Ranke schließt:

„Sollten Ew. Durchlaucht auf diese Ideen eingehen, ja freilich mancher näheren Bestimmung bedürfen, so ich überzeugt: ihre Durchführung würde der großen oche, in der wir leben, einen neuen Glanz verleihen und hoher Befriedigung und fortwährendem Nutzen gereichen. ist die Eigentümlichkeit der Fürsten des brandenburgischen uses, die Macht in unmittelbare Beziehung zu der fort- eitenden Kultur zu bringen. An die früheren großartigen iftungen dieser Art würde sich die neue nicht unwürdig schließen. Vielleicht würden, wenn ich es wagen darf sagen, die bevorstehenden Festlichkeiten den geeigneten ement darbieten, wenn nicht bereits die Sache ins Leben rufen, aber doch sie in ihren Hauptgrundzügen als be- lossen anzukündigen."

Wir behalten uns vor, in einer Rückschau auf Bestrebungen zur Schaffung einer Akademie, die r nach Schluß der Diskussion geben wollen, auf ankes Bemühungen zurückzukommen und fahren in r Mitteilung der Gutachten fort.

Gegen eine Akademie stimmt Herr Prof. Dr. Fried- ch Paulsen in Berlin:

Steglitz, 27. September 1902.

Geehrter Herr!

Ich bin nicht für eine Akademie der deutschen prache und Litteratur; sie würde wenig Gutes und anches Üble bringen.

Die deutsche Sprache und Litteratur ist als ildwachsender Wald gediehen; ich liebe sie als solche d glaube nicht, daß sie bei gartenmäßiger Pflege ößer und schöner werden würde.

Der Widerspruch gegen die in Geltung stehende itteratur und die anerkannten Größen, dem es schon tzt an Schärfe nicht fehlt, siehe Nietzsche und die derzeit „Unzeitgemäßen", würde an Erbitterung und stigkeit zunehmen. Ich fürchte auch die „Geschichte s 41ten Stuhls."

Die Zentralisation des geistigen Lebens ist gegen as geschichtliche Wesen unseres Volks; was in Frank- eich bei der Stellung von Paris natürlich und notwendig ar, wäre in Deutschland gegen die Natur der Dinge.

Hochachtungsvoll

Friedrich Paulsen.

Hingegen äußert sich der Vertreter der deutschen Litteraturgeschichte an der Wiener Universität, Prof. Dr. Jakob Minor, wie folgt:

Wien, 18. September 1902.

Sehr geehrter Herr,

über die Bedeutung, den Wert und den Nutzen gelehrter oder litterarischer Akademien, die, wie alle menschlichen Einrichtungen, der Gebrechlichkeit unterworfen sind, kann man verschiedener Meinung sein. Unzweifelhaft aber besteht eine Reihe von litterarischen Interessen und Agenden, die (wie z. B. die leidigen Preisgerichte) nur auf kommissionellem Wege zu erledigen sind. Solche Kommissionen werden heute durch die bare Willkür Einzelner und Privater berufen und eingesetzt; oder sie bilden, was fast noch schlimmer ist, ein Glied der gelehrten, wissenschaftlichen Akademien, in denen in der Regel nur die Linguistik, nicht aber die Litteratur, die auch heute noch als Kontrebande gilt, vertreten ist. Unsterblich ist ja das Wort eines Mitgliedes an einer der angesehensten Akademien, der, aufrichtiger als die meisten Kollegen, bekannte, daß ihn Shakespeare nur von der sprachlichen Seite interessiere. Derselbe Akademiker hat trotzdem auch Litteraturgeschichte gelesen und wenn er die Werke nicht chronologisch vorführen konnte, hat er sie nach dem Alphabet aufgefädelt. Dem Ruhm des Linguisten hat das nicht nur nicht geschadet, sondern im Gegenteil genützt. Wenn ich nun aber auch der Meinung bin, daß dem Litterarhistoriker die linguistische Vorbildung nicht fehlen darf, so wäre es doch sehr bedauerlich, wenn die litterarischen Interessen denen überantwortet blieben, die über die Linguistik nicht hinausgekommen sind! Ich glaube daher, daß neben den gelehrten Akademien eine litterarische Akademie ebenso ihre Existenzberechtigung hat wie die Kunstakademien. Ja, ich gehe sogar noch weiter und sage: wenn die im Interesse der Geisteswissenschaften heiß ersehnte Trennung der philosophischen Fakultäten in eine naturwissenschaftliche und geisteswissenschaftliche Sektion (die nur mehr eine Frage der Zeit ist) zur That wird, dann würde ich gleichzeitig die Bildung einer philologisch litterarischen Sektion befürworten, damit der Litteratur auch an den Universitäten die ihr gebührende freie und unabhängige Stellung zu Teil werde. Allmählich wird man im Laufe des XX. Jahrhunderts ja doch einsehen (was die Mittelschulfrage jeden Tag auch dem Konservativsten vor Augen führt), daß Goethe und Shakespeare für uns eine größere Bedeutung haben als Aischylos und Sophokles.

Die Organisation der französischen Akademie ist mir zu wenig im Einzelnen bekannt, um mich darüber äußern zu können.

In Hochachtung ergeben

J. Minor.

Im nächsten Heft werden wir in der Wiedergabe der uns zugekommenen Äußerungen fortfahren.

Nord und Süd.

Humoreske von Josef Willomitzer.*

Katharina II. stand am Fenster und ließ voll Unmut den Blick über die breit und mächtig hinströmende Newa gleiten. Die Kaiserin war noch immer schön. Noch immer waltete der Zauber ihres blauen Auges. Noch immer offenbarte ihre Haltung stolze Kraft. Aber Mißmut und Unbehagen sprachen aus ihren Zügen. Sergius Soltikow — Stanislaus Poniatowski — Gregor Orlow — Gregor Potemkin: — diese und ähnliche Gedanken zogen ihr durch die Seele, stimmten sie düster und schwermutsvoll. Da öffnete sich die Thür und ein struppiger, ungeschlachter Diener trat herein.

„Der welsche Maler, den Du hast kommen lassen, ist da!“ brummte er. — „Ah, Vecellio Tiziano!“ rief die Kaiserin. „Er ist willkommen!“

Der Italiener trat herein. Es war ein schöner Mann.

Das Feuer des Südländers flammte aus seinem feingeschnittenen Künstlerkopf. Aber über seine edelgeformte Nase hatte die nordische Kälte einen blaurötlichen Schimmer gebreitet. Fröstelnd bebte das zierliche Ebenmaß seiner Glieder. Hinter ihm schleppte der Diener unwillig unterschiedliche Malereigerätschaften herein. „Seid mir bestens gegrüßt, mein lieber Tizian,“ rief die Kaiserin. „Wie gefällt es Euch in Sankt Petersburg?“

„Maladetto,“ antwortete der Künstler und rieb sich grimmig die Hände.

„Ah, ich verstehe. Ihr findet es hier kalt. Nun, daran werdet ihr Euch bald gewöhnen. Ihr habt Eure Sachen mitgebracht, um mein Bild zu beginnen? Das ist prächtig. Allons. Wollt Ihr mich en face malen oder im Profil?“

„Das ist mir vollkommen gleichgiltig!“ entgegnete Tizian trocken.

„Wie unartig Ihr seid!“ schmollte Katharina. Sie betrachtete ihn mit sichtlich gesteigertem Wohlgefallen. „Allerdings,“ hauchte sie dann, „ein so berühmter Meister, ein so schöner Mann wie Ihr hat das Recht, unartig zu sein. So malt mich denn en face.“

Schweigend traf Tizian die nötigen Vorbereitungen. Dann setzte er sich nieder und betrachtete das Antlitz der Kaiserin. Je m[…] er hinsah, desto seltsamer wurde ihm zu [...] Ähnliches fühlte Katharina. Reglos, wie Marmorstatuen saßen sie einander eine V[…]stunde lang gegenüber und ließen ihre Bli[cke] einander leuchten. Dann sprang Tizian plö[tzlich] auf.

Mit Blitzesschnelle flog er auf Katharin[a zu]. Er beugte voll Anmut das Knie und [...] „Maladetto!“ — „Was ist Euch?“ fragte di[e nor]dische Semiramis. — „O dieses Auge!“ [...] wilder Verzückung der Maler hervor. „Dieses [...] Wunderauge! Ich habe niemals Ähnliches geseh[en]. Dieses Auge zerreißt mir das Herz und [...] meine Seele mit süßer Glut!“ — „Ihr seid kü[hn],“ entgegnete Katharina, indem sie sich erhob. „[...]dessen,“ fuhr sie fort „dem Kühnen lacht [das] Glück. Wir wollen sehen. Wärt Ihr gew[illt] hier in St. Petersburg zu bleiben?“

Tizian schüttelte unwillig den Kopf. „[...] unter diesem grauen Jammerhimmel? In d[ieser] traurigen, frostigen, farblosen Welt? Nimm[er]mehr!“

Wieder blickten sie einander lange schweigend [...]

„Bleibt!“ rief plötzlich die Kaiserin mit we[...] Stimme. „Ich will die Sonne sein, die E[uch] diese frostige, farblose Welt mit lieblicher Wä[rme] und mit glühenden Farben erfüllen wird. [Ich] will Euch den Diamanten Orlow schenken, e[r ist] 194¾ Karat schwer und hat mich 500000 R[ubel] gekostet; — ich will Euch . . .“

„Unmöglich!“ unterbrach sie Tizian. „[Ich] muß zurück nach Italien, wohin mich meine Se[hnsucht] zieht mit unbezwingbarer Macht! — Und [...] wenn ich im Stande wäre,“ — fuhr er [mit] zittternder Stimme fort — „um Euretwillen [die] Sehnsucht nach meiner Heimat niederzukämpfen, es bleibt unmöglich, denn mich bindet [ein] Manneswort. Ich habe dem Rat von Ven[edig] seit Jahren ein Bild versprochen: ‚Die Sch[lacht] bei Cadore‘; ich habe Porträts meiner Fr[eunde] Alfonso von Ferrara, Ariosto, Pietro Are[tino] und anderer begonnen, ich hab' es dem h[eiligen] Vater zugesagt, sein Bild zu malen: — [...]

*) Wir entnehmen diese Skizze mit Genehmigung der Verlagshandlung (Concordia Deutsche Verlags-[...] in Berlin) der demnächst bei ihr erscheinenden zweiten, vermehrten Auflage des Buches: „Heitere Träume“ de[s] Willomitzer. Besser glauben wir das frische, lebensfreundige, von echtem Humor erfüllte Buch des [...] dahingeschiedenen Dichters unsern Lesern nicht empfehlen zu können. D. Red.

ı binden zahlreiche Verpflichtungen, denen ich ı nicht entziehen darf."

Katharina wendete sich ab, um eine Thräne verbergen. „So habt Ihr selbst," sprach sie Wehmut, „Euer Urteil gesprochen und das nige. Das Schicksal türmt sich zwischen uns or: wir können einander niemals angehören."

„Und dennoch," rief Tizian voll Leidenschaft, nnoch gibt es einen Weg, der uns vereinigen nte, der uns gemeinsam finden ließe, was uns en bisher bei allem Ruhmesglanze gefehlt hat, das Glück. — Ja, blicke mich nur fragend Katharina; auch in Deinem Antlitz steht es hrieben, daß Du nicht glücklich bist. Du kannst t glücklich sein in dieser Welt voll Lug und ug, die Dich umwebt. Du kannst mit Deiner ßen, stolzen Seele nicht glücklich sein in einer hen nichtswürdigen Umgebung. Du kannst t glücklich sein an der Seite dieses Potemkin, Dich mit seinem dämonischen Bann umfangen t und der in Deinem Namen Verbrechen auf rbrechen häuft. O Katharina, ich bitte Dich, beschwöre Dich: — Flieh' mit mir! — Flieh' mir in das himmlische Land Italien, zu den ndervollen Städtewundern Venezia, Roma, poli! Flieh' mit mir, und das Glück, das Du her vergebens herbeigesehnt, es wird sich Dir reichster Fülle erschließen! — Wirf diese Krone Dir, denn meine Kunst ist reich und mächtig ug, um Deine Sehnsucht nach fernem Nach- hm zu befriedigen und Dein Bild in reizvoller rklärung als jenes der Schönheits-Göttin den testen Geschlechtern zu überliefern. O, Katha- a, Katharina, flieh' mit mir!"

Mühsam rang die Kaiserin nach Fassung. ann ergriff sie mit Innigkeit des Künstlers nd. „Ja, Tizian," rief sie, „ich will Dir folgen jenes Wunderland. Es ist so, wie Du mit einem Adlerblick in meiner Seele gelesen hast. h bin nicht glücklich in dieser barbarischen Welt ll trügerischen Glanzes, und mir graut vor esem Dämon Potemkin, der mich beherrscht mit heimlicher Gewalt. Sei mein Retter und Be- eier und ich will Dir ewig dankbar sein. Aber ingende Vorsicht ist geboten, denn Potemkin wacht mich mit Argusaugen, und es wäre Dein od, wenn er um unseren Plan erführe. Heim- h wollen wir denn das Fluchtwerk für die utige Mitternacht vorbereiten. An diesem Fenster rd eine Strickleiter angebracht sein, die es Dir möglichen wird, unbemerkt hierher zu kommen. ittels dieser Leiter werden wir dann beide das Palais verlassen. Sorge für ein Fahrzeug, das uns nächtlicher Weile auf den Wellen des Stromes von hinnen trägt. Gern schleudere ich diese Krone dahin, um mit Dir auf den Flügeln der Liebe in Deine herrliche Heimat zu fliehen — frei und glücklich!"

Hingerissen staunte sie der Meister an. „O, wie schön bist Du in diesem Augenblicke!" rief er aus. „So bist Du ganz die siegreiche Göttin der Schönheit, so will ich Dein Bild malen, so soll Dein Antlitz in die fernste Zukunft hinüberleuchten!"

Und rasch eilte er zur Staffelei. Er setzte sich nieder, aber im selben Augenblicke fuhr er fluchend empor, wie von einer Tarantel gestochen. Was war geschehen? — Tizian hatte sich in der Eile auf seine Palette gesetzt.

Als Katharina an ihm die farbenreichen Spuren dieses fatalen Irrtums bemerkte, brach sie in ein heiteres Gelächter aus. Aus seinen Mienen aber blickte tiefer Ernst. „Lache nicht, Katharina," rief er. „Ich fürchte, dies ist ein böses Omen. Es ist ein alter Glaube bei uns Malern, daß es Unglück bedeute, wenn sich einer aus Versehen auf seine Palette setzt. Indessen, addio! Auf Wiedersehen um Mitternacht!" . . .

. . . Blauflimmernder Mondschein spielte durch die düsteren Häusermassen von St. Petersburg. Katharina harrte angstvoll des Befreiers. Sie hatte für die Flucht die notwendigsten Kleinigkeiten, darunter auch den Diamanten Orlow in einen Handkoffer zusammengepackt.

Träumerisch sah sie vor sich hin. Plötzlich zuckte sie empor. Am Fenster tauchte eine schattenhafte Gestalt auf und huschte ins Zimmer. Ein leiser Freudenschrei: es war Tizian. „Himmel, wie bleich Du bist!" lispelte Katharina. „Und welch entsetzliches Aroma verbreitest Du!"

„Es ist Terpentin," entgegnete Tizian mit Bitterkeit. „Du weißt doch, daß ich mich heute aus Versehen auf meine Palette gesetzt habe. Das Bild, das durch diesen Irrtum entstand, war ein echter, unsterblicher Tizian. Nur mit Mühe vermochte ich es hinwegzuwaschen. Auch die Unheilsahnung, mit der es mich erfüllt, vermag ich kaum aus meiner Seele zu bannen."

„Laß diese abergläubische Schrulle!" rief Katharina voll fieberhafter Hast. „Hier, nimm diesen Koffer. Mich selbst mußt Du auf Deinem Rücken über die Strickleiter hinuntertragen."

Tizian griff nach dem Koffer, während sich Katharina auf seine Schultern schwang. In diesem Augenblicke öffnete sich die Thür. Ein

interessanter junger Mann stürzte atemlos herein. Die Kaiserin auf Tizians Schultern erbleichte, während der Meister mit dem Rufe „Maladetto!“ zornfunkelnden Blickes den Koffer schwang. Der Eindringling aber verbeugte sich voll edlen Anstands und sprach: „Entschuldigen Sie, meine Herrschaften, wenn ich Sie störe, und erlauben Sie mir, mich Ihnen vorzustellen. Mein Name ist Josef Willomitzer. Ich bin einer der liebenswürdigsten und geistreichsten unter den deutschen Schriftstellern des 19. Jahrhunderts. Außer verschiedenen andern, noch lange nicht genug gewürdigten Werken habe ich auch den gegenwärtigen Roman verfaßt, in welchem Eure Majestät und Sie, hochverehrter Meister, die Hauptrolle zu übernehmen die Güte hatten. Leider bin ich genötigt, jetzt persönlich auf dem Schauplatze zu erscheinen, um Ihnen anzuzeigen, daß die Ausführung Ihres Fluchtplanes absolut unmöglich ist. Ihre gegenseitigen Beziehungen haben ohnehin schon viel zu lange gedauert, und im gegenwärtigen Augenblick ist es geradezu meine Pflicht, zur Verhütung weiteren Unheils aus meiner bisherigen Reserve herauszutreten und aktiv in die Handlung dieser Geschichte einzugreifen, die sich lediglich durch ein von mir verschuldetes Versehen zu einer durchaus unmöglichen gestaltet hat. Ich möchte Sie also eben so höflich als entschieden ersuchen, unverzüglich auseinander zu gehen.“

Da richtete sich Katharina auf den Schultern Tizians, der noch immer drohend den Koffer schwang, majestätisch empor und rief: „Zurück, Verwegener! Was kümmert uns ein deutscher Schriftsteller des 19. Jahrhunderts? Du irrst, wenn Du glaubst, wir beide seien Geschöpfe Deiner Phantasie, mit welchen Du nach Belieben schalten und walten kannst. Du hast in uns zwei konkrete historische Persönlichkeiten vor Dir, und unsere Privatangelegenheiten, in welcher Weise sich dieselben auch immer entwickeln mögen, haben Dich nicht im geringsten zu kümmern.“

„Verzeihung, Majestät“, antwortete der Verfasser mit feinem Lächeln. „Historische Privatangelegenheiten, sofern sich dieselben im Rahmen historischer Möglichkeit bewegen, werde ich jederzeit respektvoll zu würdigen wissen. Wenn z. B. Eurer Majestät einmal beliebt hätte, auf Sergius Soltikow, Stanislaus Poniatowski, Gregor Orlow oder irgend einem andern von Dero geschätzten Zeitgenossen bei Nacht und Nebel davonzureiten, so hätte ich gegen eine solche „historische Privatangelegenheit“ nicht das mindeste einwenden können. Anders steht die Sache hier. Der Ro[man], der jetzt durch eine abenteuerliche Flucht zum Abschlusse kommen soll, ist unmöglich; denn seine Basis ist ein anachronistischer Irrtum, den ich in der Eile begangen habe. Die großartige Nachfrage nach meinen Romanen drängt mich zu einer Raschheit des Produzierens, welche einen derartigen Lapsus erklärlich macht. So kam es denn, daß ich jene Klippe nicht beachtet habe, an welcher unser ganzer Roman scheitern muß. Denn Eure Majestät geruhen im 18. Jahrhundert zu leben, während Meister Tizian im 15. und 16. zu existieren die Güte hat. Ich glaube, daß die Herrschaften unter diesen Umständen vollkommen begreiflich finden werden, wenn ich sie hiermit nochmals dringend ersuche, ihre ganz unmöglichen gemeinschaftlichen Privatangelegenheiten mit möglichster Beschleunigung abzuwickeln.“

Nach diesen Worten entfernte sich der Verfasser mit einer Verbeugung. Es war höchste Zeit, denn kaum hatte er das Zimmer eilig verlassen, da donnerte der ihm von Tizian grimmig nachgeschleuderte Koffer an die Thür. Der Kofferdeckel sprang auf und der Diamant flog in eine Zimmerecke. — Schmerzlich rief jetzt Tizian: „Addio, mia cara!“ Und dabei versuchte er, die Geliebte von seinen Schultern zu entfernen. Sie aber umklammerte ihn mit wilder Kraft, preßte ihn mit Händen und Füßen an sich und schrie voll Verzweiflung: „Nimm mich mit!“ — — —

Es war eine seltsame, ergreifende Scene. Dem Maler schwanden schier die Sinne, denn Katharina preßte ihm in wahnsinniger Angst die Kehle zu. Das Blut schoß ihm in den Kopf, die Augen quollen ihm hervor . . . da — mit einer letzten verzweifelten Anstrengung gelang es ihm, die nordische Semiramis von sich zu schleudern. Gleichzeitig sprang Tizian auf das Fensterbrett, wandte sich noch einmal um und schluchzte:

„Addio mia carissima, felice notte!“

„Wohin willst Du?“ schrie Katharina händeringend. Da antwortete Tizian mit geisterbleicher Stimme: „Ich fliege zurück ins 16. Jahrhundert, wohin ich gehöre!“ — Mit diesen Worten verschwand er im Dunkel der Nacht.

Stumm und bewegungslos stand die Kaiserin am Fenster die ganze Nacht. Und als des Mondes Licht hereinfiel, stand sie noch immer — starr und bewegungslos. In einer Ecke des Zimmers funkelte Orlow, der Diamant. Aber an Katharinas Wange hing etwas, was prächtiger funkelte als dieser Edelstein. Es war eine gefrorene Thräne.

Allerlei Fahrten.

Reisebilder von Karl Emil Franzos.

Nachdruck verboten.

Erfurt.

(Fortsetzung.)

Auch im Innern des Doms wird man die Fragen, e zwiespältige Empfindung nicht los. Der erste Einruck bringt eine Enttäuschung; da ist nichts von der hten Majestät des Straßburger, dem mystischen auber des Wiener Münsters. Ein recht freundlicher aum, dem etwas Trivial-Behagliches anhaftet; das npfindet man sofort, aber es währt lange, bis man h über die Gründe klar wird. Vor allem: der Raum fast quadratisch, nur winzig länger als breit; die iden Seitenschiffe zudem viel breiter als das Mittelhiff; diese Form sind wir an Wohnräumen gewohnt, cht an Kirchen. Auch stehen alle drei Schiffe unter inem Dache und die Fenster sind in geringerer Höhe ngebracht, als sonst an Gotteshäusern; so fehlt das ierliche Licht von oben. Endlich aber: das im Winkel nstoßende Chor ist viel höher und heller; so hat man nächst den Eindruck, als stände man in einem schief ngebauten Vorraum des Chors. Erst allmählich überindet man diesen Eindruck und kann das viele Schöne sehen, das hier zu finden ist.

Man kann es, oder kann es nicht... Die Art, ie der Fremde hier behandelt wird, ist wirklich nicht ett und gottlob beispiellos. Es ist ein schöner, tiefnniger Brauch der katholischen Kirche, die Gotteshäuser immer offen zu halten; am Erfurter Dom ist ur während der Messe ein Pförtchen unverschlossen. ufällig kam ich das erste Mal zu solcher Stunde, nd das Pförtchen und trat ein. Da stürzte mir ein edientester der Kirche entgegen: Der Eintritt sei nur ir Erfurter frei; wenn ich etwa ein Fremder wäre, hätte ich in der Küsterei eine Eintrittskarte zu lösen; e koste 60 Pfennige, dazu die „Beschreibung" 30 Pfenige, zusammen 90 Pfennige, also sehr billig, fügte er i, „anderswo kostet's eine Mark." Ich ging und ufte mir Karte und „Beschreibung", (das wohlgeeinte Schriftchen eines enthusiastischen Archivars). ir war seltsam dabei zu Mut und wahrlich nicht er 90 Pfennige wegen, sondern ich dachte: „Du bist nur hierhergekommen, um Schönes oder Merkwürdiges zu sehen, und bringst nur jene pietätvolle Empfindung mit, die jedermann einer Stätte schuldet, die für Millionen seiner Mitmenschen heilig ist, und du schon bist peinlich berührt. Wie erst mag's im Gemüt eines Fremden aussehen, der diese Kirche betritt, um Trost zu suchen, sein Herz aus dem Staube zu Gott zu erheben und solchen Empfang findet?!"...

Die Begleitung einer langen, hageren Frauensperson war in den Preis inbegriffen. „Hier is", begann sie hastig, „die Gröhnung von Peter Vischern", — und kaum daß ich einen Blick auf den herrlichen Erzguß geworfen hatte: „Bitte, Herre, nu aber weiter, mehr als zwanzig Minuten kann ech nech bleiben." Ich bot eine Mark, wenn sie mir Zeit ließe. „Unmaeglich, un' wenn's 'n Thaler wär'. De Supp' brennt mir sonsten an; d'r Herr Oberkirchner hält auf guedes Äßen." Da ging ich gleich, denn weitere neunzehn Minuten durch den Dom gepeitscht zu werden, schien mir kein Vergnügen.

Die Meisten wären nicht wiedergekommen, ich that's und fing es diesmal sehr schlau an. Ich kam am Nachmittag, wo der Gourmet bereits gespeist haben mußte, und umstrickte die kleine, dicke Frau, die mir die Karte verkaufte, mit den raffiniertesten Verführungskünsten. Da sie ein Mäulchen zog, weil ich die „Beschreibung" nicht nochmals kaufen wollte, so erwarb ich flugs ein zweites Exemplar „als Andenken an Sie!", aber nun willfahrte sie auch meiner Bitte: „Sie wissen gewiß am besten Bescheid und führen mich selbst." Als sich das Portal hinter uns geschlossen hatte und wir allein im Dom waren, da sank ich zwar vor der Holden nicht auf die Kniee, aber ich gab ihr eine Mark: „Sie lassen mir aber Zeit, erklären nichts und zeigen mir nur, wonach ich frage." Eine halbe Stunde hielt sie den Pakt ein, dann wurde sie ungeduldig: „Andere sind in zehn Minuten fertig!" und endlich erwiderte sie auf meine Fragen, wo dieses und jenes wäre: „Das weeß ech nech!" oder: „Das wird nech gezeigt" oder gar: „Damit is nischt los!" Da ich aber nicht glauben konnte, daß

mit dem in jeder Kunstgeschichte gerühmten „Wolfram“, einem der frühesten Erzeugnisse deutscher Gießkunst, „nischt los“ sein sollte, so ließ ich eine zweite Mark lockend an ihrem Horizont auftauchen. Aber diesmal versagte das Zaubermittel. „Nu müssen meu Goffee drinken, lieber Herre, mei' Mann hält sihre druff.“ O dieser Gourmet! . . .

Wenn ich all die Kunstschätze und Kuriositäten schließlich doch sehr gründlich sehen konnte, so danke ich dies einem freundlichen Zufall. Auf einer Bank des Steigerparks kam ich mit einem älteren Priester, einem Jesuiten vom Rhein, in ein langes, angeregtes Gespräch. Und wären zwei Menschen durch noch so vieles getrennt, worüber jeder anders urteilt — wirklich trennend sind nie Urteile, nur Vorurteile; und haben die beiden etwas gemeinsam, so finden sie sich in einander; hier war's die ehrliche Freude an der Kunst. . . In Begleitung dieses Mannes also habe ich den Dom zum vierten Male betreten und zum ersten Male wirklich gesehen.

Es war der Mühe wert. Ich schreibe ja keinen Reiseführer, noch will ich der famosen „Beschreibung“ Konkurrenz machen, ich will persönliche Eindrücke wiedergeben und erzähle daher nur von dem, was im Guten oder minder Guten stark auf mich gewirkt hat. Das Schönste scheint mir jener Erzguß des Peter Vischer — o Henning Göden, was warst Du klug! Als Probst rund, als Jurist spitz, hast Du den Wittenberger Studenten vor 400 Jahren den Gajum und Ulpianum so fein ausgelegt, daß ihnen die ganze Welt wie ein Stachelgärtlein voll Paragraphen erschien, und über die kleinsten Kontroversen hast Du die dicksten Wälzer geschrieben, und wärest heute doch mit all Deinen Büchern spurlos verschollen, wenn Du nicht kurz vor'm Sterben den vortrefflichen Einfall gehabt hättest, um ein groß Stück Geld bei dem edlen Nürnberger Meister diese Votivtafel zu bestellen. Wer nun vor das herrliche Werk tritt, denkt freilich zunächst nicht an Dich und nicht einmal an den Meister, sondern läßt sich den Glanz dieser stillen, schlichten Schönheit ins Auge leuchten — welche rührende Anmut umfließt die Gestalt und das in seliger Demut geneigte Haupt der Maria, während Gott Vater und Sohn die Krone über ihr halten; oben schwebt die Taube und unten schalmeien die lieben Englein, und wie ein Wiederklang ihrer feinen Musik tönt's uns durchs eigene schönheitsfreudige Gemüt. Schöneres hat selbst Peter Vischer selten gemacht als diese Tafel, nur das Sebaldusgrab und das Regensburger Christus-Relief mögen noch herrlicher sein. Aber hat man sich dies Alles gesagt, so gedenkt man auch Deiner, Henning Göden, der Du Dich am Fußende mit Deinem Schutzpatron, dem Evangelisten Johannes, hast ab[…] lassen und freut sich, wie klug Du warst, doppelt […] da Du auch gleich eine Wiederholung für die S[…]kirche zu Wittenberg bestelltest.

Anders der zweite Donator, dem diese Kirche [… …]liches dankt. Wir wissen nichts von ihm als [… …] Namen: Wolfram Hilderich, und daß er ein [… …] Mensch war, stark an Körper, stark im Sündigen [… …] stark im Büßen. So um 1100 mag der Hüne [… …] dem leidenschaftlichen Antlitz gelebt, genossen und [… …]fehlt haben; es muß Schweres gewesen sein, wom[…] sich beladen, denn schwer war auch die Buße: er [… …] sich selbst als Büßer in Bronze formen lassen; [… …] beiden flehend zur Madonna emporgehobenen Hä[nde …] tragen je eine Kerze, aus dem demütig gesenkten [… …] steigt eine dritte hervor; auf dem Gürtel, der das [… …] Gewand zusammenhält, ist sein Name eingegraben, [… …] die Bitte, ihm flehen zu helfen, daß ihm die G[…] Gottes werde. Sie ist ihm geworden, denn seine S[…] ist vergessen, jedoch seine Buße erschüttert und [… …] noch heute die Herzen. Es muß ein begabter K[ünst…]ler gewesen sein, der die Gestalt geformt hat, [… …] wohl hätte er die Gestalt nicht so beseelen, mit [… …]greifendem Ausdruck erfüllen können, wenn ihn [… …] die unerhörte Aufgabe und sein unseliges Modell [… …] ins tiefste Herz hinein bewegt hätten. Die Relief[s …] der Hildesheimer Domthüre, das einzige ebenb[ürtige] Werk aus den Anfängen deutscher Erzgießkunst, [… …] sich mit dem „Wolfram“ messen kann, sind ja in [… …] Erfindung reicher, aber an beseeltem Leben [… …] „Wolfram“ auf einsamer Höhe.

Neben diesem Herrlichen enthält die Kirche [… …] Schönes. So Lucas Cranachs d. Ä. „Vermählung [… …] heiligen Katharina“, ein schönes Bild, das nur [… …] Vorzüge aufweist und namentlich von seinem [… …]sten Fehler, der Spießbürgerlichkeit, frei ist; das [… …]relief einer Grablegung Christi, das freilich weder [… …] Adam Kraft, noch von Veit Stoß, noch von Mi[chael] Wohlgemuth herrühren dürfte, denen es abwechselnd [… …]geschrieben wird, aber doch durch den edelschönen [… …] der Maria, das merkwürdig beseelte Antlitz der M[ag…]dalena diese Hypothesen begreiflich macht, während [… …] Christus selbst durch seinen furchtbaren Naturalis[mus …] den Gedanken an diese Meister ausschließt; das [… …]mal der 1576 ausgestorbenen Familie von der [… …] in reichster und edelster Renaissance, rechts die M[än…]ner, links die Frauen, in der Mitte aber, ganz ein[… …] das schöne Kind, mit dem das Geschlecht ausstarb, [… …] rührendes Bild.

Schön und rührend ist auch ein Erzeugnis [… …] Kunstgewerbes, ein Gemälde in Plattstich, das [… …] heilige Jungfrau in Gestalt eines holden, anm[…]

rgermädchens des XVI. Jahrhunderts darstellt d vor Allem schön ist das Chorgestühl, soweit nicht :an herumrestauriert worden ist. Ernste und tige, tolle und wehmütige Gesichter und Gestalten, Tugenden und Laster der Menschen, dazwischen rliche Arabesken, Alles bis ins Kleinste ausge- ltet und individualisiert — eine ganze Welt im :inen. Welch ein Künstler muß der Mann gewesen 1, der dies Gestühl im XV. Jahrhundert schnitzte, :r welch ein Stümper der Mann, der's im XIX. taurierte! Welch ein Stümper! — wo er sein Schnitz- sser ansetzte, ging die Schönheit zum Teufel. Wie r derlei möglich, fragt man sich, und nicht hier ein. Auf Schritt und Tritt begegnet man solchen dsünden aus neuerer und neuester Zeit. Das größte d wohl ursprünglich beste Wandgemälde der Kirche, r Christophorus, einige Glasmalereien, dann ein :er mystischer „Hortus conclusus": die heilige ngfrau, das Einhorn liebkosend u. s. w. u. s. w. — sie .e mußten gerettet werden und sollten sie darüber zu runde gehen, und sie sind zu Grunde gegangen! Re- urieren ist eine heikle Sache, Ähnliches hat man auch :derwärts zu beklagen, nur nicht in solcher Fülle.

Auch Curiosa, Werke, die immer nur seltsam, nie- als schön gewesen sind, findet man hier öfter als in ir- nd einem anderen der berühmten Dome Deutschlands. ie meisten Kapellchen, die den Raum einengen, das mehin nicht allzu harmonische Gesamtbild noch mehr üben, sind nur eben solche Curiosa; anderwärts hat an sie sacht hinweggeräumt, hier ist leider noch das eiste erhalten. Andere Curiosa wieder müssen frei- h bleiben, weil sie gleichsam Wahrzeichen der Kirche nd. So das Taufbecken von 1587. Der Deckel aus olz, das Gefäß aus Sandstein, dessen symbolische iguren fast den Eindruck machen, als ob sich der leister einen Scherz hätte machen wollen; denn die Weisheit" hat ein sehr albernes, der „Glaube", der lles duldet und trägt, ein geradezu grinsendes, die Hoffnung" ein düster verzweifeltes Gesicht, und die Charitas" schleppt sich nutzlos an einem Bengel mit nem Riesenwanst ab, denn wird er noch weiter ge- flegt, so erstickt er in seinem Fett ... Nicht so drollig, ndern fast unheimlich wirken die Figuren an dem arkophag, der die Reliquien der Local-Heiligen Er- rts, Adelar und Eoban, umschließt. Die frommen ünger des Bonifacius, von den Friesen erschlagen, ls sie diesen ihre Donarseichen fällten, haben nach em Tode nicht minder zu leiden gehabt als zu ihren ebzeiten. Auf rätselhaften Wegen, über welche die rotestantischen Humanisten des XVI. Jahrhunderts ie verruchtesten Scherze machen, gelangten ihre Ge- eine nach Erfurt und wurden unter dem Holzkirchlein, aus dem der Dom erwuchs, bestattet; durch einen selt- samen Zufall, den dieselben bösen Skribenten gleich- falls auf ihre Weise ausdeuten, wurden diese Gebeine dann nach Beginn des Dombaus in einem Augenblick (1154) aufgefunden, da die Geldmittel stockten; die Aus- stellung der Reliquen zur öffentlichen Verehrung brachten so viel ein, daß der Bau fortgesetzt und für die Gebeine ein silberner Schrein hergestellt werden konnte, der wieder von einem steinernen umschlossen war. Fast vier Jahrhunderte ruhten sie da geborgen, bis 1525 der nun protestantisch gewordene Rat der Stadt den Silberschrein einschmelzen ließ, Münzen daraus zu schlagen. Dies steht fest und ebenso, daß der Steinsarg auseinander genommen wurde, aber wo inzwischen die Reliquien blieben, weiß man nicht, welchen Umstand die lutherischen Spötter wieder weid- lich ausnützen. Gewiß aber ist, daß der Sarkophag längst wieder zusammengefügt und leider in neuester Zeit auch restauriert worden ist. Da sieht man in bun- ter Reihe eine Exorcisation, Krieger und Priester, Heer- führer und Schwertträger, Mönche und Laienbrüder und Schalksnarren, eine schwer auszudeutende Reihe, und rätselhaft ist vor Allem eine Gestalt: ein Bischof mit einem Schwert, auf das ein Buch gespießt ist. Alles arg restauriert, fratzenhafter geformt und greller koloriert, als es ursprünglich gewesen sein kann ... Endlich das berühmteste Curiosum der Kirche, das Grabdenkmal des Grafen von Gleichen mit seinen beiden Frauen: die Figuren aus bemaltem Sandstein; in der Mitte ein sehr kräftiger Ritter mit langem Haar, links eine blonde, rechts eine braune Frau, die blonde mit kurzer, die braune mit langer Nase; die Blonde hält ein Buch in der Rechten und die linke Hand auf dem Magen, die Braune deutet mit der Rechten auf ihr Herz und läßt gleichfalls die Linke auf dem Magen ruhen. Dazu erzählte mir meine dicke Gönnerin auf meine Bitte die Legende: „Der Herr in der Mitte hat sich Graf Ernst von Gleichen ge- schrieben und war ein tapferer Ritter und die blonde Dame links hat sich Ottilia geschrieben und Beide haben in christ-katholischem Ehebunde gelebt und zehn Kinder haben sie gehabt, manche sagen, es waren nur fünf Kinder, aber es waren zehn. Da nehmen auf ein- mal die Türken Jerusalem weg, also natürlich muß die ganze Ritterschaft es ihnen wieder herausreißen, und wie der Graf die Zustellung bekommt, daß er mit muß, sagt er: „Ottilia, bleib mir treu!" und sie weint und sagt: „Ernst, wenn Du nur mir treu bleibst." Aber wie er in die Wüste kommt, fangen ihn die Türken wegen seiner Tapferkeit zuerst weg, und wie er in die Festung kommt, sieht ihn eine wunderschöne Türkin, welche sich Melechsala, Landgräfin vom Ägypterland,

geschrieben hat, und kommt gleich zu ihm und sagt ihm: „Ernst", sagt sie, „wenn Sie mich heiraten wollen, so fliehe ich mit Ihnen, und wenn Sie nicht wollen, werden Sie erschossen." Da sagt er: „Wie Gott will!" und erzählt ihr Alles, so und so, ein Weib und zehn Kinder, und, sagt er, „ich bin ja ein Katholik, wie kann ich zwei Weiber haben, und dieses darf sogar kein Lutherischer oder Jüdischer thun." Aber dann giebt er zum Glück nach, weil sie ihm nämlich sonst wirklich erschossen hätten, und fährt mit ihr nach Rom und erzählt dort dem heiligen Vater Alles, nämlich Lebensgefahr, so und so, und da sagt der Papst: „Das is was Anderes," sagt er, und traut ihn mit ihr und sagt: „Nun gehet heim und wenn Ottilia böse ist, so gebt ihr diesen Brief." Aber das war nicht nötig, denn sie war eine gute Frau und hat sich mit der Melechsala niemals nicht gezankt. In einem Bette haben alle drei geschlafen und dieses Bett hat noch meine Großmutter gesehen; und auf der Wartburg ist die ganze Geschichte abgemalt. Dieses Bett hat auf der Gleichenburg gestanden und wer einen Splitter davon bei sich getragen hat, ist niemals nicht eifersüchtig geworden, und das war gut, aber die Franzosen haben leider das Bett aus Bosheit verbrannt. Im Kloster am Petersberg waren die Drei beerdigt, unter diesem Stein hier, aber wie aus dem Kloster ein Heumagazin geworden ist, hat man den Stein hergeschafft samt den drei Schädeln, aber der hochselige Herr Probst hat gesagt: „Die Schädel thun wir weg, in geweihte Erde thun wir sie", sagt er, „denn so gebietet es die Religion und den Appetit verschlägt's Einem auch." Und so steht nur noch der Stein hier. Dieses, mein lieber Herr, ist die wahre historische Erfindung, auch wenn es im Buch anders steht." Allerdings steht es „im Buch" anders. Das Grabdenkmal ist das eines Grafen von Gleichen, der zweimal kinderlos vermählt gewesen und nun mit beiden, ihm gleich theuern Frauen vereint im Grabe ruhen wollte. Ein Anderer des Geschlechts brachte ein sarazenisches Kebsweib aus dem Morgenlande heim; ein Dritter endlich ließ aus zwingenden Gründen — er wie seine Gattin waren sehr dick — das ungewöhnlich breite Ehebett zimmern, dessen Splitter thatsächlich als Mittel gegen Eifersucht galten und das wirklich erst 1813 von den Franzosen als Heizmaterial verbraucht wurde. Aus diesen drei Thatsachen schuf sich der dichtende Volksgeist die „wahre historische Erfindung." . .

Kein uraltes Gotteshaus, an dem unzählige Geschlechter der Menschen bauten und schmückten, jedes im heißen Drang, sein Bestes zu geben, aber jedes aus seinem Geschmack heraus, kann einen ganz einheitlichen Eindruck machen. Aber einen zwiespältigeren als der Dom zu Erfurt macht kaum eines. Darin stimmten mein geistlicher Begleiter und ich überein. Die Seltsamkeiten im Bau erklären sich leicht aus dem beschränkten Raum des Felsens und aus einer fast beispiellos bewegten Baugeschichte, die gleichermaßen auf den Willen der Elemente wie auf den Ehrgeiz der Priester zurückzuführen ist, und ähnlich erklärt sich die Buntheit der inneren Ausstattung. Das Holzkirchlein aus dem VIII. Jahrhundert weicht bald einem größeren; der romanische Steinbau des XII. Jahrhunderts füllt bereits, dank jenem Reliquienfunde zu rechter Zeit, die ganze Felskuppe. Da schaffen die 1235 hier begangene Kanonisation der Landgräfin Elisabeth und ein sehr billiger Ablaßtarif neue große Mittel; so ersteht das herrliche Hauptportal, aber weil der Raum fehlt, nur eben als Triangel, der zugleich den Durchzug der riesigen Wallfahrer-Scharen gestattet: zur Thüre links treten sie ein, legen ihre Gabe in den Opferstock und gehen schon nach drei Schritten durch die Thüre rechts ab, aber für beide Teile ist der Zweck erfüllt: die Wallfahrer waren in dem Dom und der Bauschatz hat sein Scherflein. So kann auch das Riesenwerk der „Cavaten" und das neue herrliche Chor errichtet werden, schon wird ein Neubau des Schiffes in gleicher Pracht geplant, da beginnt ein Hagel von Unglück: 1416 stiften berauschte Diener der Kirche einen Brand an, der das Obergeschoß der Türme vernichtet, bei dem Neubau wird das Gewölbe des Schiffes unvorsichtig belastet und stürzt 1452 zusammen, 1472 folgt eine zweite Verheerung durch Feuersbrunst. Abermals wird der Reliquienschatz gemehrt, eine ideale für jene Zeit unerhörte Verbilligung des Ablaßtarifs tritt ein; aber so riesige Summen wie bisher fließen nicht mehr ein; schon geht jenes dumpfe Murren durch Deutschland, dem dann der Bergmannssohn aus Eisleben glockentönige Worte leiht; selbst Tezel, der geschichtliche Ablaßkrämer des Domes — seine Kanzel wird noch bezeichnenderweise pietätvoll die Tezel-Kanzel genannt — bringt nicht allzu viel ein, obwohl er schon für einen Groschen im voraus hinein vom Ehebruch absolviert; sich selber absolvierte er ja davon bekanntlich noch billiger, nämlich ganz gratis. Mühsam wird so viel aufgebracht, um Türme und Schiff aufbauen zu können; aber für gute Meister reicht's nicht; lediglich Fehler im Bauplan verschulden z. B. die schiefe Stellung des Langhauses zum Chor und die anderen Unregelmäßigkeiten, auch im Innern muß mehr auf Größe und Vergoldung als auf künstlerischen Wert des Zierrats gesehen werden. Anderwärts greift in derlei Fällen der Landesherr, der Bischof, die Stadt hilfreich ein. Hier thun sie wenig. Geistlicher und weltlicher Fürst zugleich ist der Erzbischof von Mainz; der erste Bischof von Erfurt, der h. Adelar, ist zugleich der letzte, weil die Nachfolger des

ifacius auf dem Mainzer Erzstuhl die Neubesetzung
erhindern wissen; sie wollen die kräftig aufblühende
dt, das reiche Gebiet selbst behalten. Aber bald
ert sich die Stadt eine gewisse Selbständigkeit; auch
das Gebiet muß Mainz oft streiten; die Einkünfte
schmaler als erhofft, obwohl noch immer groß ge-
, aber etwas davon abzugeben, sind die Mainzer
ren nicht gewillt. Auch eine andere Erwägung läßt
zwischen den Zeilen der alten Urkunden lesen, es
en Mainzern schon recht, wenn die Kirche schön und
z ist, aber sie ist doch nur eben die „Ecclesia Beatae
riae Virginis“, die Stadtkirche von Erfurt, der
simpler Propst vorsteht, schöner und größer als der
izer Dom braucht sie nicht zu werden. Ist einmal
ugroße Ebbe in der Baukasse, so schafft der Erzbischof
Papst ein neues Ablaßprivileg oder vermittelt
Mehrung des Reliquienschatzes (so muß z. B.
nal Fulda ein Teilchen vom Leichnam des h. Bo-
acius abtreten, giebt aber nur ein unansehnliches
öchelchen, über welchen Geiz der Fuldaer große
trüstung herrscht) oder empfiehlt den braven Tezel;
d giebt er nicht. Und die Stadt wird auch immer
ger: liegt sie doch mit dem Erzbischof immer heftiger
Streite. Kaum aber ist das Gotteshaus (um 1500)
der leidlich fertig, als die „Pfaffenstürme“ los-
chen; die Stadt wird vorwiegend protestantisch, mehr
einmal machen Bauern und Bürger „Anleihen“
der Schatzkammer des Doms; 1631—33 ist er
ch Gustav Adolfs Macht die protestantische Haupt-
he Thüringens. Bald freilich fällt Erfurt wieder
Kurmainz, schwer liegt die Hand des Erzbischofs
r der Stadt, aber sie bleibt vorwiegend protestan-
h, seit dem 30 jährigen Krieg ist höchstens ein Fünftel
Einwohner katholisch. Das erklärt manches: zwar
Geld fehlt's nun längst nicht mehr, es ist sogar seit
hrzehnten überreich vorhanden, weil seit Jahrzehnten
ganze katholische Deutschland beisteuert, aber ein
itiges Centrum des Katholizismus, und damit auch
e Stätte feinen kirchlichen Kunstgeschmacks wie Köln
er Straßburg, Mainz oder Wien war Erfurt nie ..

Geld ist nun da, sag' ich, und darum könnten die
erren die Besuchsordnung ebenso würdig und prak-
ch regeln wie in Köln oder Straßburg. Und auch
was anderes könnte würdiger geordnet sein; die
Kavaten“ sind als Lagerräume für Porzellan, Eisen,
ämereien u. s. w. vermietet. Das stört nicht, so lange
e Räume geschlossen sind. Aber sie sind selten ge-
hlossen und in jedem Raum steht die Geschäftstafel
s Mieters, auch Verkäufer mit freundlich einladender
Miene werden ab und zu sichtbar. Als der Pater an
einer Seite die Treppe des Doms hinabstieg und
ese offenen Lagerräume am Gotteshause sah, blieb
er stehen und glühende Röte schlug über sein edles,
durchgeistigtes Antlitz, dann wurde er sehr bleich. Wir
gingen weiter, noch einmal blieb er stehen, setzte zum
Reden an, schwieg dann aber. Es war auch nicht nötig.
Ich verstand ohne Worte, was sein feines, frommes
Gemüt dabei empfand ...

Der Dom zu Erfurt ist sehenswert, aber seltsam und der Widersprüche voll. In noch weit höherem Maß gilt dies Alles von dem Stadtbild. Und nun ich von diesem zu reden beginne, habe ich so wenig wie bei Zerbst und Wörlitz die Unterbrechung zu befürchten: „Aber das ist ja bekannt!“ Denn auch Erfurt kennt man nicht und es ist mir rätselhaft, daß von den Millionen Touristen, die alljährlich vorbeisausen oder ringsum den Sommer verbringen, so wenige herkommen.

Keine Fremdenstadt; man merkt's überall, nicht bloß an Christoph Martin Wieland und Genossen. Ich sehe davon ab, daß ich in den Sammlungen am Hospitalsplatz der einzige Besucher war, während ich im Museum am Anger leider ein einheimisches Liebespaar störte. Und wenn in Gretchens braunen Augen (so hieß sie; „Gretchen, schnell, noch einen Kuß, da kommt der Kerl wieder!“) die bange Frage stand: „Wenn Erfurter junge Liebe sogar im Museum nicht mehr sicher ist, wohin soll sie noch flüchten?“ so antworte ich: „Getrost, Kinder, diese Stellen märchenhafter Einsamkeit bleiben euch erhalten!“ Denn wissenschaftliche Sammlungen sind nicht Jedermanns Sache, und im Museum kann man nur erfahren, daß auch in Erfurt mittelmäßige Maler geboren worden sind. Aber warum trifft man hier auch an interessanten Orten so wenig Fremde?!

Die Antwort ist schwer. Bauernfeld erwiderte mir einmal auf eine ähnliche Frage — es war von Wien die Rede —: „Wer erwartet hier die Fremden?!“ Natürlich ist auch daran was und in Erfurt erwartet sie Niemand. Alles, was man Fremdenindustrie nennt, in argem Gegensatz zur Größe der Stadt; die Sehenswürdigkeiten schwer oder gar nicht zugänglich. Der katholische Dom hat doch mindestens eine, wenn auch recht eigentümliche Besuchsordnung; die evangelischen Kirchen aber — nach meinen Erfahrungen geht eher ein Kameel durchs Nadelöhr, ehe denn ein Fremder in ihr Inneres gelangt.

Hier einige dieser Erfahrungen. Die Barfüßerkirche, ein massiver, frühgotischer Bau, der Thurm ein Prachtstück, das Innere angeblich ebenbürtig, die Thüre verschlossen. Ich frage die Vorübergehenden, wo ich den Küster finden könne. Nummer Eins, dicker Schlächter, mürrisch: „Weeß nich!“ Nummer Zwei, Gebildeter, belehrend: „Hier sieht man sich nur den Dom an!“ Nummer Drei, dünner Schneider, lächelnd: „Aber da

is ja jetzt keene Katz drinne! Was wollen Sie da siehn?!" Endlich Nummer Vier, ein Kanzleirat, oder doch Einer, der das Würdevolle an sich hat: „Aber, mein Herr! — Der Eintritt ist ja doch durch dies Gäßchen rechts rum, übern Hof!" Nun ja, die Fremden sind so unglaublich dumm, sie fragen nach Dingen, die jedes Kind in Erfurt weiß, aber dann muß man sie auch mitleidig zurechtweisen. Ich fand den Hof und da — ja, eine Tafel! — die Besuchsordnung! Aber auf der Tafel stand: „Unbefugten ist der Zutritt zum Schulhof untersagt. Der Magistrat." Ich überlege: Das ist also ein Schulhof, diesen zu betreten bin ich unbefugt, aber da hier zugleich der Eintritt zu einem der schönsten Bauwerke dieser Stadt ist, so darf's der Kunstfreund wagen. Nur nützte es mir nichts; auch diese Pforte ist geschlossen; zehn Minuten dauert's, bis ich die Wohnung des Küsters erfrage, weitere zehn, bis ich sie finde — aber „där Häär schläääft seit Ains", sagt sein Mädchen. Nach der Breite ihres Dialekts zu schließen schläft er behaglich. Küsterschlaf ist heilig, aber es ist fünf, ein Nachmittagsschläfchen von vier Stunden ist für Nicht-Küster genügend, so murmle ich was von gutem Trinkgeld, Kirche besehen u. s. w. „Und darum soll äch ihn wäääcken?" ruft sie entrüstet und wirft mir die Thür vor der Nase zu. So hatte ich ein halbes Stündchen ebenso nützlich wie angenehm verbracht.

Nicht besser erging's mir bei der Predigerkirche. Gleichfalls ein frühgotischer Bau, ein Juwel nach dem Urteil Aller, die es gesehen; nachdem ich mit schwerer Mühe die Wohnung des Küsters erfragt, war er nicht zu Hause. Ich mochte wohl eine sehr betrübte Miene gemacht haben, denn die Frau tröstete: „Aber Sie können's ja uffschreiben! Is es än Junge oder än Mächen?" Sie hielt mich für einen glücklichen Vater, der ein Kind zur Taufe anzumelden kam. Schüchtern gestand ich ihr meinen Zweck. „So, so!" sagte sie. „Ja, das will bald alle Monate einer, aber merschtenthels is es nischte dermit!" Auch bei mir war's „nischte dermit." Was endlich die uralte Reglerkirche von 1135 betrifft, deren Inneres als wohlerhaltenes Muster romanischen Stils gerühmt wird, so mag sie vielleicht auch einen Küster haben, aber — das behaupte ich steif und fest — dieser Küster wohnt nicht, denn sonst hätt' ich ihn gefunden; suchte ich ihn doch schließlich mit Hülfe eines mitleidigen Schutzmanns...

Aber, wird man fragen, giebt's keinen Spezialführer für Erfurt, der über derlei Dinge Auskunft giebt? Freilich giebt's einen, sogar einen offiziell von der Stadt geförderten, aber der Herr Verfasser feiert nur eben Alles in und um Erfurt mit denselben [illegible] schwenglichen Phrasen und in demselben üblen [illegible] der Mann hat seinen Beruf verfehlt, welch ein [illegible] Lyriker hätte er werden können! Sein Führer [illegible] Vielerlei, was kein anderes solches Büchlein [illegible] z. B. ein Verzeichnis der Wohlthätigkeitsanstalten [illegible] gemütvollen Verse eines geborenen Erfurters, der [illegible] nun „im Sand der Marken" vergeblich nach [illegible] Heimatstadt sehnt, weil ihm „das Geschäft gebieter[illegible] in den Zügel fällt", auch eine Übersicht der Volks- [illegible] Bürgerschulen, kurz, was so der Fremde vor [illegible] braucht, aber so nüchterne Angaben, wann und [illegible] man etwas zu sehen kriegt, entstellen das empfeh[illegible] werte, bei Orell Füßli in Zürich erschienene Buch [illegible] Auch mit der alten Schablone, wonach den Numm[illegible] des Stadtplans immer eine arithmetisch geordnete [illegible] klärung dieser Nummer beigefügt wird, so daß [illegible] wenn man ein Gebäude sucht, seine Nummer [illegible] oder, wenn man nach dem Plane geht, erfahren [illegible] was Nr. 172 bedeutet, ist hier gebrochen, ein [illegible] Verzeichnis giebt es nicht, und der Plan selbst ist [illegible] was ganz Neues. Sonst ist auf allen Karten und [illegible] nen der Welt rechts Osten, links Westen, oben Nor[illegible] unten Süden; hier ist mal zur Abwechslung [illegible] Westen, unten Osten, rechts Norden, links Süden, [illegible] für den Fremden, der gewohnt ist, sich gleich[illegible] nach dem Plan und dem Sonnenstande zu [illegible] ein unfehlbares Mittel ist, binnen einer Viertel[illegible] vor Ärger aus der Haut zu fahren. Das aber [illegible] nur der Choleriker thun; der Sanguiniker hingegen [illegible] nach Baedekers kleinem, aber klaren Plänchen [illegible] und diesen großen, auf schönem Papier gedruckte[illegible] Plan einem anderen Zweck zuführen. Ich bin [illegible] Sanguiniker... Noch Eins, auch nichts Großes, [illegible] wie bezeichnend! In allen guten, alten Städten [illegible] aus den guten, alten Tagen gute, alte Steinbänke [illegible] jedem Platz, auf jeder Stelle, von wo man einen [illegible] schen Blick hat, und in neuester Zeit fügen die [illegible] mit Fremdenverkehr neue bequeme Holzbänke [illegible] Rückenlehnen hinzu; der Wanderer dankt's ihnen [illegible] Stillen, der Einheimische vielleicht nicht minder. [illegible] Zweifel gab's auch in Erfurt einst viele solche [illegible] Bänke; noch heut sieht man Reste davon, aber [illegible] meisten sind entfernt und neue nicht hinzugekomm[illegible] Wozu auch? Man läuft hier eben seinen Geschä[illegible] nach. Um mir auch einmal ein Superlativ zu gönn[illegible] Erfurt ist die bankloseste Stadt Deutschlands.

(Fortsetzung folgt.)

Arbeit.

Roman von **Maria Schade.**

(Fortsetzung.)

Der Gatte zeigte sich auch immer voller Aufmerk-
nkeit und Rücksicht gegen seine junge Frau: aber
s war auch alles. Er hatte verschiedene Ehren-
nter angenommen, die ihn ganz zu erfüllen
ienen, die ihm aber möglichst wenig wirkliche
beit machen durften. Überhaupt war Ruprecht
Feind der Arbeit. Um wenigstens äußerlich vor
n Augen der Welt den Schein einer Thätig-
t zu wahren, hatte er ein kleines Getreide-
portgeschäft begründet. Jeden Vormittag fuhr
höchst pflichteifrig in das Comptoir, um in seinem
beitszimmer, das er sich dort sehr behaglich
gerichtet, bei einer Havanna die Morgenzeitung
lesen. Das Übrige besorgte der Prokurist.
erhaupt machte er den Eindruck, als ob er
mer beschäftigt wäre. Und dabei hatte doch
mand eine Frucht seiner Thätigkeit gesehen.
les interessierte ihn, jeder neu auftretende
instler, jede Theaterpremiere. Und dabei hatte
doch für nichts ein wahres Interesse. Die
men vornehmer, einflußreicher Leute führte er
mer im Munde. Jedem, der sich an ihn wandte,
sprach er bereitwillig seine Hilfe; und brachte
h nichts zu stande. Für seine junge Frau
tte er am wenigsten Zeit. Die saß in den
unkvoll eingerichteten Zimmern oder in dem
rnehmen Garten, während er sein Leben in
chtigkeiten verbrachte. Der Groll fraß ihr am
rzen, wenn sie dachte, daß sie in all ihrem
ichtum doch darben müsse.

Und sie wollte nicht darben. Wenn sie es
h bis jetzt gethan hatte, jetzt that sie es nicht mehr.

Sie hatte ihr Bild in dem Wasser des Marmor-
kens gesehen.

Nein, dazu war sie zu jung.

Sie sprang in die Höhe. Ein plötzlicher Ge-
nke durchzuckte ihr Hirn. Die verstümmelte
lie warf sie von sich — weit. Das Häßliche
llte sie nicht mehr sehen. Sie empfand einen
nger nach dem Schönen, dem Großen. Und
sie wußte, wo dieses Schöne, dieses Große zu
finden war.

Sie lief quer durch den Garten. Jede ihrer
Bewegungen war anmutig, selbst in der Hast.

Jetzt blieb sie stehen. Sie war dicht an der
Mauer. Davor eine Bank, ein Tisch, ein paar
Stühle.

Ein großer Schritt. — Sie stand auf der
Bank. Sie reckte sich in die Höhe.

Nun konnte sie hinübersehen in das benach-
barte Grundstück.

Ein großer Hof, der vielleicht ursprünglich
ein Garten gewesen. Ungepflegter Rasen, in dem
Klee mit Butterblumen wucherten. Ein fast be-
täubender Duft. — Jasmin?

Ein Schwung. — Sie saß auf der Mauer.

Richtig, das war Jasmin. Dicht an der
Mauer blühte er. Und so reich, so weiß.

Gierig atmete sie den Wohlgeruch ein.

Sie liebte Jasmin. Daß er schon blühte,
wußte sie noch gar nicht, denn in ihrem Garten
gab es keinen. Ihr Mann mochte nicht die ge-
wöhnlichen Sträucher, die um das Haus jedes
Plebejers standen.

Sie konnte sich nicht satt sehen an dem
struppigen Grase mit den gelben Blumen darin.
Am liebsten hätte sie ein paar davon pflücken
mögen. Das gab braune Finger. Sie wußte
es noch aus ihrer Kinderzeit.

Und dort das einstöckige Haus. In seinen
grauen Mauern barg es die „Arbeit“, das große
nackte Weib.

Isi schüttelte sich vor Behagen. Diese Figur
mußte sie sehen.

Dort stand eine Leiter.

Und wenn man sie fragte, warum sie in fremdes
Gebiet eingestiegen?

Es konnte doch irgend etwas hinübergefallen
sein. Ein Ball. — Ja, ein Ball! Das war
ein guter Gedanke!

Auf die erste Sprosse setzte sie den Fuß. Da — unwillkürlich hielt sie den Atem an.

Aus der Thür des Hauses trat ein Mann — in langem weißen Rocke, fast wie ein Mantel. Groß und blond. Das war er, — er. . .

Isi fühlte, daß sie am ganzen Körper zitterte.

Der Mann blickte nicht einmal in die Höhe. Er schien ganz in Gedanken versunken. Langsam ging er auf die Marmorblöcke zu, die rings um das Haus lagen. Vor dem ersten blieb er stehen. Mit der Hand strich er über den Stein. Er befühlte ihn. Er beklopfte ihn. Dann trat er ein paar Schritte zurück. Er betrachtete den Block von rechts, von links, von allen Seiten. Ganz dicht ging er wieder an ihn heran. Lange und tief beugte er sich über ihn, als suche er etwas in dem Gestein. Nun kam das zweite Marmorstück an die Reihe. Wieder dasselbe Prüfen: zuerst in der Nähe, dann aus der Entfernung, dann wieder in der Nähe.

Mit wachsendem Erstaunen folgte Isi diesem seltsamen Gebahren. Sie wußte nicht, was der Mann dort that und warum er es that. Aber sie fühlte, daß es etwas Wichtiges sein müsse, denn auf seinem Gesicht und in jeder seiner Bewegungen lag tiefer Ernst. Sie wagte nicht sich zu rühren. Wie angeklemmt saß sie auf der Mauer, ganz in sich versunken. Krampfhaft hielt sie mit beiden Händen die Röcke zusammen, als fürchte sie, das Rauschen des Kleides könne den Künstler stören. Sie sah nur ihn, wie er noch immer durch den Marmor schritt, sich tief herabbeugen, sich in die Höhe recken, mit seinen Fingern die Blöcke umspannen und sie dann wieder freilassen. Zuweilen war es ihr, als liebkoste er einen Stein, so sanft schien der Strich seiner Hand.

Der Marmor glänzte in der Sonne. Er sah aus wie frisch gefallener Schnee. Nur ein paar Stücke schienen um eine Schattierung dunkler. Dazwischen leuchtete der weiße Rock des Bildhauers.

Die Sonne brannte auf die Mauer, Isi grade ins Gesicht. Ihre Augen waren ungeschützt. Aber sie fühlte keine Hitze, keine Blendung. Alle ihre Sinne spannten nur immer nach der Richtung, wo der Mann stand in dem leuchtenden Mantel.

Wie er wohl aussah? — Ganz deutlich konnte sie seine Züge nicht unterscheiden. Er hatte einen blonden Bart. Und die Augen . . .?

Weit beugte sie sich vor. — Jetzt stand sie nur auf der Leiter.

Die Leiter schwankte. Die Leiter rutsch[te].

Ein unterdrückter Schrei. — Ein Kra[chen]

— Ein Knicken. — Ein leiser Fall.

Isi griff in die Luft, dann in etwas [...] Spitzes. Das streifte ihre Wange. Sie [...] die Augen zu, ganz fest.

Nun hob sie die Lider. Vor ihr stan[d der] große, blonde Mann. Er beugte sich über [...]

Sie lag da — mitten im Jasmin.

Ein schwerer Duft stieg zu dem Ma[nne] empor: Der Duft der Blüten und der Ju[gend].

„Haben Sie sich verletzt?“

Sie antwortete nicht. Ruhig blieb sie [...] ohne sich zu rühren.

„Können Sie nicht aufstehen?“

Jetzt erst kam ihr der Gedanke, daß sie [auf]stehen müsse.

Sie that es.

Der Jasminstrauch knickte und knackte.

Sie fühlte, daß die Blicke des Künstlers [...] ihrer Bewegungen folgten. Sie wurde unsi[cher,] sie wurde rot. Aber er half ihr nicht. Ruhig stand er, die Arme über die Brust gekreuzt.

Jetzt stand auch sie.

Die weißen Blätter der Blüten hing[en in] ihrem Haar. Sie lagen auf ihren Schultern. [Sie] sah aus, als wäre sie beschneit.

„Sie haben sich das Kleid zerrissen.“

„Wo?“ Isis Finger tasteten über den Ro[ck.] „Ach da. — Das macht nichts.“

„Schade um das hübsche Kleid! — Ich [...] grün.“

Noch immer nestelten Isis Finger an [dem] Rock, — hastig, — nervös.

„An der Wange haben Sie sich auch ein bißchen verletzt. — Zeigen Sie mal . .“

Die junge Frau hob das Gesicht. Es glüh[te].

Der Bildhauer sah hinein — lange.

Sie preßte das Taschentuch gegen die Wa[nge].

„Nur ein kleiner Riß. — Ich merke es kaum.“

Die Sonne brannte. Der Jasmin duftete. Glut und Duft stiegen aus der Erde. [...] und Duft schmiegten sich an ihre Glieder, [daß] sie schwer wurden.

Isi war es noch nie so heiß gewesen. [...] glaubte in Flammen zu stehen.

„Und wie kam das eigentlich?“

Die Stimme des Künstlers klang weich [...] sympathisch.

„Wie das kam?“ wiederholte die junge [Frau] hastig. „Ich weiß nicht. — Die Leiter rutschte.“

„Also das ist der Bösewicht!“

Der blonde Mann hob die umgefallene Leiter und stellte sie wieder an die Mauer.

„Nein, ich bin der Bösewicht, ich allein." Ißi [...]rstürzte sich förmlich in ihrer Selbstanklage. [...]ch wollte ungerufen, ungebeten in fremdes [...]biet steigen. Und da geschah es mir am [...]de recht . . ."

„Daß Ihnen die Mühe des Heruntersteigens [...]ch einen Fall erspart wurde."

Der blonde Mann lachte laut. Auch jetzt [...]ng seine Stimme weich und sympathisch.

Ißi mußte unwillkürlich mitlachen, obgleich [...] nicht lächerlich zu Mute war. Dabei ver[...]en sich die schmalen Lippen, hinter denen die [...]nen Zähne schimmerten, fast wie zum Weinen.

„Ich saß nämlich oben auf der Mauer. — [...]nge habe ich da gesessen."

„Und was thaten Sie dort?"

„Ich habe Ihnen zugesehen, wie Sie so hin[...]d hergingen durch den Marmor."

Wieder ruhte der Blick des Künstlers auf den [...]teinen, die weiß und schweigend dalagen in[...]tten des üppigen Grüns wie verirrte Schnee[...]assen. Wieder schien er für nichts anderes ein [...]ge zu haben. Der Ausdruck seines Gesichts [...]r gedankenvoll und doch unendlich freundlich, fast zärtlich.

Und all diese Freundlichkeit, diese Zärtlichkeit [...]lt dem toten, kalten Gestein.

Die junge Frau bebte.

Sie wußte nicht warum.

„Ich habe mir eine Ladung kommen lassen." [...]r Bildhauer sprach wie zu sich selbst. „Ich [...]ollte ein Stück zu einer Büste aussuchen. Aber [...] finde nicht den passenden warmen Ton. Es [...]scheint mir alles so hell. — Die Sonne ist [...]ute merkwürdig scharf."

Er sah empor nach dem Himmel. Dann sah [...] auf das reizende Geschöpf, das vor ihm stand.

Ißi fühlte diesen Blick, obgleich sie die Augen [...]st auf die Erde geheftet hatte.

Nach einer Weile begann sie wieder mit ihrer [...]elbstanklage:

„Als ich dort oben auf der Mauer saß, nahm [...]h mir vor, wenn mich jemand fragen sollte, [...]warum ich herabgestiegen sei, zu sagen, daß mir [...]n Ball herübergeflogen wäre. — Aber jetzt [...]ge ich das nicht mehr. — Das Lügen ist [...]emein."

Sie warf das Haupt zurück.

Auf ihr ruhte noch immer der Blick des [...]ünstlers.

Der nickte mit dem Kopfe langsam, beifällig.

„Und warum wollten Sie denn eigentlich herabsteigen?"

„Ich wollte zu Ihnen. . . Ich wollte Ihre „Arbeit" sehen."

„Meine Arbeit. . ."

Der große blonde Mann lächelte, als wollte er sagen: Was verstehst Du kleines, unbedeutendes Geschöpf von meiner Arbeit!

Ißi fühlte diesen unausgesprochenen Vorwurf. Sie wurde dunkelrot.

„Ich bin vielleicht doch nicht ganz so dumm, wie Sie glauben", sagte sie sichtlich pikiert. „Ich habe Kunstgeschichte gehabt — bei einem Fachmann. Dann war ich auch in Italien."

„Ich habe keinen Augenblick gezweifelt, eine vornehme und gebildete Dame vor mir zu sehen."

Der Künstler lächelte. Er verbeugte sich. Es sah fast drollig aus.

Ißi glaubte, daß der Moment gekommen sei, ihr Inkognito abzuwerfen.

„Ich bin von dort drüben . . . die Frau Ruprecht."

„Ah, — Frau Nachbarin. . ."

Wieder ein Lächeln. Wieder eine Verbeugung.

„Das da ist mein Haus."

Ißi bemerkte mit Genugthuung, daß die Blicke ihres neuen Bekannten voll Interesse und Bewunderung an dem vornehmen, stattlichen Gebäude hingen mit dem glänzenden Schieferdache und dem verschnörkelten Erker.

„Es ist ein schönes Haus. Es scheint auch Tiefe zu haben. Darinnen muß viel Raum sein — für Kunst."

Die junge Frau dachte daran, daß in all diesen Zimmern, die förmlich vollgepfropft waren mit den unglaublichsten und unnützesten Gegenständen, sich auch nicht ein wirkliches Kunstwerk befand.

Sie biß sich auf die Lippen.

„Und ich brauche mich wohl nicht mehr vorzustellen. — Wir Bildhauer tragen schon von außen den Stempel unseres Metiers."

Er klopfte auf den Ärmel seines Leinwandrockes. Ein feiner weißer Staub flog heraus.

Ißi verbeugte sich unwillkürlich. Sie wußte nicht, ob vor dem Manne oder dem feinen weißen Staube, der sich in der klaren Luft zerteilte.

„Also, Frau Nachbarin, wenn es Ihnen genehm ist . . . ." Er machte eine Handbewegung. „Das da drüben ist mein Haus — grau, schmucklos — ein Haus der Arbeit."

Er schritt voraus.

Sie folgte.

Jetzt standen sie vor einer großen Thür.

Der Bildhauer legte die Hand auf die Klinke. Aber bevor er öffnete, blickte er seiner Begleiterin scharf und forschend ins Gesicht. Es war, als wollte er sagen: zum Scherz gehen wir da nicht hinein. Wenn's Dir nicht ernst ist, bleib lieber draußen!

Issi sah ihn wieder an. Ordentlich feierlich war der Ausdruck ihrer Züge.

Er stieß die Thür auf.

Der Raum, in den sie traten, war groß, hoch, hell. An den Wänden Reliefs, fertige und unfertige Gipsabgüsse. Auf der Erde Marmorblöcke. Auf Gestellen angefangene Büsten. Mehr konnte die junge Frau im Vorüberschreiten nicht sehen, denn ihr Führer ging rasch.

„Hier arbeiten meine Schüler," sagte er, ohne sich umzuwenden. „Sie sind jetzt alle fort. Es ist Mittag."

Auf dem Boden lag weißgrauer Staub. Es sah aus, als wäre Mehl verstreut.

Issi raffte mit beiden Händen ihr Kleid zusammen.

„In der Wohnung der Arbeit kann es nicht so sauber sein wie in den Salons des Luxus."

Er sprach wieder, ohne auch nur ein wenig den Kopf zur Seite zu wenden.

Die junge Frau öffnete die Finger. Ihre Röcke rauschten über den Fußboden.

Im Hintergrunde ein Vorhang. Schwer, dunkelrot hing er da.

Der Künstler griff in die Falten.

Issi war es doch recht ängstlich zu Mute. Ihr Herz klopfte.

Dicht an seinem Arm mußte sie vorbei. Erst jetzt merkte sie, wie klein sie gegen ihn war.

Zwei Schritt, — — dann blieb sie stehen.

Vor ihr erhob sich ein Weib — übernatürlich groß.

Den ganzen Raum schien die Gestalt zu füllen, bis an die Decke zu reichen. Und doch war der Raum so weit, die Decke so hoch.

Ihr war es, als müsse sich das Weib jeden Augenblick rühren, als müßten die Arme die Garbe, die sie umspannten, aufheben, um sie fort zu tragen. Die Garbe war schwer. Das sah man. Und doch würde sie nicht zu schwer sein für diese kraftvollen Arme, deren Muskeln bei der Anstrengung schwollen. Das Weib strengte sich an. Die gespannten Halssehnen verrieten … Aber das Gesicht doch so ruhig. Keine Sp… von einer Qual, auf die Erschlaffung f… mußte. Der Ausdruck der groben und doch … unschönen Züge freudig. Dieses Weib war k… Frohnarbeiterin, keine Sklavin, hinter der … Aufseher steht. Das Schaffen war ihr eine … Sie empfand Stolz über ihre Kraft. Und d… braunte die Sonne. Das Haupt war ungeschü… Das üppige Haar hatte sich gelöst. Es … über den Nacken.

Issi stand da — regungslos. Sie hatte g… vergessen, warum sie gekommen. Alle Neugier… war gewichen. Die Kunst hatte sie überwält… Sie hatte nur noch ein Auge für das Gr… das Erhabene. Das Kleinliche, das die Sin… reizt, war ihrem Blick entschwunden.

„Nun . . . . .?"

Sie schrak zusammen. Sie hatte gar n… daran gedacht zu sprechen. Das Schweigen d… Kirche pflegt man ja auch nicht zu stören.

Fast ängstlich blickte sie auf den Mann ne… sich.

Der schien wieder ganz vergessen zu habe… daß er soeben ein Wort gesprochen. In Gedank… versunken stand er da, die Arme über der Br… verschränkt. Den Oberkörper hatte er nach vor… geneigt. Unverwandt blickte er auf seine Arbe… Wieder lag auf seinem Gesichte die milde Freund… lichkeit, die unendliche Zärtlichkeit, mit der … vorhin auf dem Hofe die Marmorblöcke betracht…

Die junge Frau hatte sich wieder ganz … den Anblick der wunderbaren Natur versenkt… Unwillkürlich fühlte sie mit diesem Weibe. Si… bemitleidete sie, und beneidete sie. Sie hätte m… ihr arbeiten mögen, so sehr wirkte der Zauber … dieser thätigen Kraft. Und doch fürchtete sie d… Sonne, die die Haut versengt, das Erhitzen d… Glieder.

„Sie schwitzt," sagte sie plötzlich.

Sie wußte nicht, warum sie dies grade ge… sagte. Die Worte waren auch nur im Flüster… über ihre Lippen gekommen. Aber der Künstler… hatte sie doch gehört. Er hob den Kopf.

„Sie schwitzt," wiederholte er. „Sie haben recht. Schweißtropfen kann man nicht meiß… und doch — — sie schwitzt."

Sein Blick glitt von der mächtigen Gest… des arbeitenden Weibes hinunter auf das klei… zierliche Geschöpf neben sich, das dagegen wie e… Nippfigur aussah. (Fortsetzung folg…

Der Liebespark.

'a sind wir sicher, Kind, und unbewacht.
mitten dieser Stadt Musik und Licht
;läft unser Park, ein ernster, stiller Schacht . . .
: . . . ein Rondeau, verschwiegen, schattendicht.

d auf den Bänken lehnen Er und Sie.
flüster. Lachen. Kurz und sonderbar.

Und Seufzer fallen. Seufzer haften wie
Nacht-Schmetterlinge in der Weiden Haar.

Neugierig sehen aus dem Teiche rings
Die kleinen Elfen unsrem Spiele zu —
Und vor dem Gitterthor die graue Sphinx
Dehnt sich behaglich in des Mondes Ruh.

Paul Wertheimer.

Waldgang im Herbst.

'urch abgestorbene Wälder ging ich heut —
stille rings. Kein Stimmlein will sich regen —
'ie Welt ist tot, die Dich so oft erfreut,"
uscht's in den Tannen, die sich leis bewegen.

:! Horch! Ein Vogel singt im nahen Baum
in Lied — es klingt wie fernen Glückes Wähnen.

Ich schreite weiter — wie ein lichter Traum
Zieht durch die Seele mir ein tiefes Sehnen.

Das mahnt mich leise: „Ist die Welt auch tot,
Lebt doch das Glück! Herz! Laß Dich nicht bethören!
Es glüht so hell aus jedem Morgenrot
Und wird im Frühling lächelnd wiederkehren" . . .

Heinrich Becker.

Lindenblüten.

Süßer Duft von Lindenblüten
Zittert durch die Julinacht.
Alles schlummert — nur mein scheues,
Weltenweites Sehnen wacht.

Bis zu meinem Fenster schwanken
Duft'ge Zweige golddurchblüht,
Durch die windumspielten Blätter
Vollmondglanz und Sternschein sprüht.

Meine Lippen küßt, ins Herze
Schleicht sich lind der Linde Duft,
Weckt die längst gestorbnen Wünsche
Zaubernd aus der Seele Gruft.

Wie verstohlen Atemholen
Zittert's nieder durch den Baum.
Und ich lausche . . daß ich weine,
Tautlos weine, merk ich kaum.

Tautlos rinnt die Thräne nieder,
Und die Arme breit' ich weit:
Gott, erlös mich doch! erlös mich
Aus der bittern Einsamkeit!

Löse mich und quäl' mich nimmer
Mit verstorbnen Glückes Pracht! —
Süßer Duft von Lindenblüten
Zittert durch die Vollmondnacht . . .

Alexander Pache.

Der Rotdorn.

Lächelnd das Mädchen stand,
Wie sie mit schlanker Hand
Pflückte vom blühenden Rotdorn,
Und ihre Schönheit schmückt',
Jugendfroh, duftberückt.
Aber ihr Blick träumt ins Weite,
) durch das sommerselige Schweigen
nt kleiner Engelein Flöten und Geigen.

Lachend ihr Liebster kam,
Froh in den Arm sie nahm
Oh, wie da glühte der Rotdorn!
Rot flammt die Blütenlust
Bebend an junger Brust,
Sommergebannt steh'n sie beide. —
ise durch sehnsuchtbefangenes Schweigen
ingel der Engelein Flöten und Geigen.

Winkt aus dem Grün heraus
Lauschig ein Sommerhaus,
Voll überblühet vom Rotdorn.
Schreitend durch Sommerpracht
Schließen die Pforte sacht
Leis dort zwei Sonnengeküßte. —
Lauschend der Engelein Köpfe sich neigen,
Kommen geflogen mit Flöten und Geigen.

Spähen gar flink und keck
Ins holde Liebversteck
Dort unterm leuchtenden Rotdorn;
Ist in der Wand kein Spalt,
Fliegen die Englein bald
Auf in das Blütengezweige.
Jubelnd und schluchzend und wundereigen
Tönt aus dem Rotdorn ihr Flöten und Geigen.

Ilse Hamel.

Das Haus des Lachens.

Zu welchen Leutchen besonderer Art
Der Zufall mich einst verschlagen,
Ich weiß nicht mehr auf welcher Fahrt,
Das will ich Euch singen und sagen.

Im hellen Lachen fand ich sie,
Schon als ich eingetreten,
Und so ging's fort von spät und früh,
Selbst vor und nach dem Beten.

Der Alte auf der Ofenbank,
Der Sohn, der Knecht im Stalle,
Die Tochter an dem Wäscheschrank –
Sie lachten Alle, Alle!

In ihrem Bett die Wöchnerin,
Das Kind in seinen Daunen . . .
Es ging ihr Tag mit Lachen hin,
Ich mußte endlos staunen!

Und riß der Wind den Schornstein fort,
Oder der Strom den Nachen,
Und fiel eine Schüssel vom Küchenbort –
Sie wollten tod sich lachen!

Und hieß es: „Morgen leg' ich mich hin,
Um nicht mehr aufzuwachen,
Ich armer alter Kauz, der ich bin . . ."
Sie schüttelten sich vor Lachen.

Und hieß es: „Haus und Hof geh'n zu G…
Es will schier nichts mehr glücken,
Kaum hat man noch eine fröhliche Stund" –
Sie wollten vor Lachen ersticken.

Eine Zeitlang habe ich's mitgemacht;
Das waren kuriose Leute;
Dann aber hatt' ich mich müde gelacht,
Ich trollte mich ins Weite.

Nun hör' ich's über die Stoppeln weh'n,
Und abgeblüht sind die Linden;
Hab' Keinen von ihnen je wiedergeseh'n,
Und weiß sie auch nicht mehr zu finden!

Robert Waldmüller-Dub…

Im Schwarzwald.

Der Sommer hat die Hänge
Zum Abschied schön geschmückt;
Sie werden von der Menge
Der Blüten fast erdrückt.

Im Thale reift die Traube,
Das Korn ist eingethan;
Die Rose fiel zum Raube
Dem herbstlichen Orkan.

Doch rötlich braun erglänzen
Der Berg, die Felsenwand;
Mit seinen letzten Kränzen
Hielt hier der Sommer stand.

Wenn draußen lang erstarben,
Die auf den Lenz vertraut,
Erblüht, mit sanftern Farben,
Allhier das Heidekraut.

Harrt aus mit seinem Reise
Trotz Sturm und Winternot.
Das ist des Wälders Weise:
Getreu bis in den Tod!

Hans M. Grüninger

Verfallener Tempel.

In Deinen Sälen lachender Vögel Singen;
Ein blühender Baum durch Deine Fenster schaut –:
Verfallener Tempel, einst so fest gebaut,
Wie konnte spielend Dich die Zeit bezwingen!

Laß Dir des Künstlers tiefste Andacht bringen!
In seinem Busen ward der Zweifel laut:
Wie er auch baut und seiner Kunst vertraut,
Ein dauernd Menschenwerk kann nicht gelingen.

Doch geht von Dir ein sanftes Trösten aus.
Verfalle nur, mein kunstgezimmert Haus!
Komm'! Lache! Blühe! Singe! Junges Leben! – –

Ein Beter naht, wie ich das Haupt entblößt,
Und sieht wie ich den alten Gott erlöst
Und strahlend aus den Steinen sich erheben.

Hans Ruder…

Die Toten leben.

Dramatische Dichtung in drei Aufzügen von Adolf Wilbrandt.

(Fortsetzung.)

Theron.

hab' den meinen schon.

Gelon.

Wie heißt er, Neffe?

Theron.

schaffend, stirb dann: im Geschaff'nen lebst Du fort."

Gelon.

glaub', so ist's.

Theron.

Ich hoff' es!

Gelon.

Thrasybulos —?

Thrasybulos.

n Spruch ist dieser:
e denke, daß, was schwer ist, auch unmöglich sei!"

Damas.

Hm! Ein Heldenspruch.
h mir gefällt noch mehr der andre da:
er in den Seelen lebte, überlebt den Tod."

Lanassa (mit tiefer Empfindung).

n Schwachen auch macht Liebe stark, der stärkste Gott."

Gelon.

ja, der taugt wohl grade Dir, dem Weib. —
assa!

Lanassa.

Bruder?

Gelon.

Hätt'st Du mich so lieb,
ß Du um mich zur starken Heldin werden,
nnlich Gewaltiges vollbringen könntest?

Lanassa.

hoffe wohl. — Ich glaub's.

Epikydes (lesend).

O wahres Wort!
uf Weibermut und Söldnertreu' — auf Sand gebaut!"

Lanassa.

Willst mich verspotten, Epikydes?

Gelon (zu Epikydes).

Da ich
Dich eben reden hör': ich bitt' Dich, bleib noch,
Wenn dann die Andern geh'n.

(Epikydes verneigt sich).

Ein andermal
Von diesen Sprüchen mehr! Dort hab' ich noch
Ein stilles Heiligtum; so möcht' ich's nennen.
(lächelnd) Doch weil ich selber hier der Priester bin,
So öffn' ich's denn auch selbst.

(Schiebt den Riegel von der Thür links zurück und öffnet.)

Schaut her!

(Die Andern treten heran; Damas tritt in die Thür.)

Damas.

Es dämmert;
Ich sehe nichts.

Gelon.

Das Aug' gewöhnt sich.

Damas.

Ja,
Nun seh' ich —

Gelon (heiter).

Einen leeren Raum

Korax.

Ein kleiner
Altar und weiter nichts.

Damas.

Und in der Mauer
'ne Blende

Epikydes.

Niemand drin!

Gelon.

Doch was Geschrieb'nes.

Damas.

„Dem unbekannten Gott!"

Gelon.

Den weiß kein Meister
Zu bilden; darum ist die Blende leer.
Doch ich, dem unbekannten Gott ergeben
In gläubiger Andacht, hab' ihm diese Zelle
Gebaut; — ein kleines Haus dem großen Gott!
Er, der verborg'ne, will kein größeres. —
So mag man auch zu ihm nur leise beten.

(Er thut es; die Andern mit. — Gelon tritt dann zurück.)

Ich dank' Euch, Männer, Freunde, daß Ihr Euch
Mit Mir gefreut habt; Gelons Haus ist Eures!
Seid nun gegrüßt — bis wir uns wiederseh'n.
(leise) Lanassa bleibt!

Damas (sich verabschiedend).

Wir sind's, die danken, Herr.

(Alle gehen, die Sklaven rechts ab. Epikydes begleitet die Andern nach hinten, mit ihnen sprechend; dann schließt er aber die Thür und bleibt drinnen stehen.)

Gelon
(während die Andern gehen, leise zu Lanassa).

Sprich noch ein Wort zum unbekannten Gott,
Bis ich Dich rufe.

(Lanassa nickt ihm innig zu; geht in die Zelle links, die Thür hinter sich anlehnend.)

Epikydes!

Epikydes.

Herr!

Gelon.

Wir wollen leise sprechen. — Epikydes,
Du hast als Arzt, der mehr als andre weiß —
Wenn Ihr auch leider alle wenig wißt —
Mir manches Jahr gedient, und auch geholfen.
Laß mich als Mann, der gerne dankt, Dir nun
Ein hübsches Gütchen vor der Stadt noch schenken —
Und dann Ade!

Epikydes (bestürzt).

Ade?

Gelon.

Das Gütchen, weil Du
So gern besitzest; das Ade, weil Du
Zu gern besitzest. Ich erfuhr' — schon manches
Und schwieg dazu. Jetzt hört' ich die Geschichte
Der edlen Frau, Philistis — — ah, Du weißt;
Wirst fast so bleich wie sie. Nach langem Siechtum
Stirbt ihr der Mann. Sie selber siechte lang'.
Verarmt genest sie. Du, der Arzt von Beiden,
Der reiche Epikydes, nimmst ihr alles,
Das Letzte noch, als „Lohn für Deine Müh'!"

(mit einer verächtlichen Geberde)

Drum lebe wohl!

Epikydes.

Vergieb. Wenn man Dir fälschlich —

Gelon.

Du wirst nicht leugnen, hoff' ich, was ich weiß.

Epikydes (mit lauernd forschendem Blick).

Wenn Du es weißt, Herr —

Gelon.

Sicher!

Epikydes (nach kurzem Schweigen).

Herr — N
Und Schicksal! Du, der Weltdurchdenker, weißt
Wie feind die Beiden oft dem Menschen sind.
So waren sie's auch mir. Von Not und Ar
Umringt, erwuchs ich; ebenso der Vater;
Um jede Drachme kämpft' er mit dem Leben;
Und ich nach ihm. Das lehrt' ihn mit Begier
Erwerben, Herr — „besitzen", wie Du sagte
Um nur zu leben; und was ihm das Schicksal
Aufzwang, gab mir schon die Natur: ich erbt'
Aus seinem Blut. So bin ich, wie ich bin'
Den Fehler, siehst Du, leugn' ich nicht. Ich war
Zu hart mit dieser Frau. Ich will Dir nur
Darthun, wie's in mich kam. Natur und Sch

Gelon.

Ein echter Grieche! Alles könnt ihr „darthun",
Für jede schlechte That viel gute Worte.
Ich hab' Dich reden lassen; jetzt —

(Wiederholt die Geberde von vorhin.)

Epikydes
(fleht sie, fällt ihm, die Sache verloren gebend, rasch und etwa ins Wort).

Vergieb!
Ich war im Recht; ich forderte, was ich
Zu fordern hatte. Unrecht that ich nicht!

Gelon.

Dann stünd'st Du auch nicht hier: dann würd'
Der Richter sprechen. Gelon sagt Dir nur:
Dein Herz ist ihm zu hart, Dein Sinn zu gier
Drum trennt er sich von Dir. Leb von den
Saug' und genieß! — Was die Natur gewollt
Das schrieb sie Dir auf diese Schlemmerlippen
Dein Schicksal will, daß Gelon Dich entläßt.

Epikydes
(verneigt sich stumm, geht. Abgewendet, mit giftig verzerrtem für sich).

Ein echter Grieche rächt sich auch!

Gelon.

Du sagtest —?

Epikydes
(ihn unterwürfig anschauend).

Ich seufzte nur.

Gelon.

Das Gütchen folgt Dir; morgen.
Leb wohl!

(Epikydes verneigt sich nochmals; hinten ab.)

Nicht gut gemischt: der Geist von Silber,
Das Herz von Kupfer.

(Oeffnet die Thür links, spricht hinein.)

Schwester! Kind!

Lanassa (tritt hervor).

Mein Gelon! — —
schaust Du mich so schweigend an?

Gelon
(hat die Hände auf ihren Schultern).

's thut wohl,
edles, holdes Angesicht zu seh'n.
at Natur nichts Wüstes hingeschrieben
nichts Gemeines; und man sieht sie fast
nter, die libellenzarten Flügel,
uns vom kriechenden Gewürm erhöh'n.
(Blickt ihr forschend in die Augen. Nach einer Stille.)
etwas seh' ich, das mir nicht gefällt.

Lanassa.

, Bruder?

Gelon.

's war so schön! Du blühtest auf
blühtest feiner, feiner: immer blieb Dir
allen Männern noch Dein Bruder lieb.
n, Stolz sagt' ich mir: mich hassen alle Jungen!
immer eitler, stolzer liebt ich Dich.
eilen hofft' ich, wie wir Eitlen sind —

Lanassa
(legt ihm ihre Hand auf den Mund).

'n!

Gelon.

So bleibt's nun! hofft' ich. Das war Thorheit.
Bruder vierundzwanzig Jahre lieben —
r duldet die Natur nicht! Wie sie längst wohl
ört war über Dich und mich! — Sie hat sich
icht; das mußte sie. Wenn junge Helden
Felde zieh'n — als Sieger wiederkommen —

Lanassa
(wirft sich ihm an die Brust, birgt dort ihr Gesicht).

der!

Gelon.

Sie leugnet nicht. — Das steht Dir gut.
hülf' auch Leugnen? Brüder meiner Art,
eh'n wie Adler. Thrasybulos wuchs
Deinen Augen — nur vier Jahre älter —
ahst Euch oft. Er ward ein tapfrer Junge,
schöner Mann. Und Mann in jedem Nerv,
jedem Sinn! Das zwingt die zarten Frauen
heißen Liebe. Kurz — wir heißen Herrscher,
Eros herrscht allein, der Gott der Götter!

Lanassa.

Du mir böse?
(Er schüttelt den Kopf.)
Bist Du traurig, Bruder? —
bleibt, wie 's war! Es kann nicht anders werden!
warst mein Gott, mein Vorbild, meine Sonne;
ach nicht: warst mir wie das Zeusbild draußen
Tempel — dem Du nach dem großen Sieg
Den goldnen Mantel aus der Beute machtest.
Der Mantel, dacht' ich, käm' Dir selber zu!
Und sah Dich drin und —

Gelon (schließt ihr den Mund).

Schwärmerin! gottlose!
Das nenn' ich lästern!

Lanassa.

Laß mich nur. Du weißt,
Ich bin nicht gottlos. Wollte Dir nur sagen,
Daß Du mir alles warst! Das bleibst Du —

Gelon.

Thörin!
Wenn Du den andern liebst?

Lanassa
(legt ihm die Hände auf die Brust, sieht ihn sinnend und die Worte suchend an).

Du bleibst mir immer
Das Höchste, Bruder!

Gelon.

Doch nicht alles, nicht
Die Hälfte — wenn Du seine Gattin wirst.
Und dahin zielt doch Deine junge Seele.

Lanassa.

Bruder —!

Gelon.

Und zielt verkehrt.

Lanassa.

Verkehrt?

Gelon (nach kurzem Schweigen).

Lanassa!
Kannst Du ein großes, blut'ges Opfer bringen?

Lanassa (geängstigt).

Ein blut'ges? — Wem? Den Göttern oder Dir?

Gelon.

Auch ihnen. Deiner Pflicht. — Ich hoffte viel
Von Thrasybulos, weißt Du; nicht das Höchste,
Das nicht; zu wenig Gold in seiner Seele
Und zu viel Erz. Doch mächtig ist die Zeit,
Die schmelzt noch, formt noch, dacht' ich; laß uns hoffen!
Und hilft die Zeit, so hab' ich einen Sohn
Und Erben; kann in meinem Haus durch Lehr'
Und Beispiel ihn zum künft'gen Herrscher bilden,
Der mich einst fortsetzt und mein Werk vollendet!
Ich hab' nun ausgehofft. Das ist vorbei.
Dir sag' ich es ins Ohr, noch als Geheimnis:
Ich nehm' ihn nicht zum Sohn.

Lanassa (stammelnd).

Du nimmst ihn nicht

Gelon.

In dieser Stunde hab' ich ihn verworfen!
Nicht um die That, die blut'ge — er war jung,

Die Not verwirrt ihn etwa – nein, der Sinn war's,
Sein Reden hier, sein Blick, die rohe Seele!
Der dann nach mir gebieten? Der mein Werk
Vollenden? Lieber soll der wilde Typhon,
Der unterm Aetna keucht, mein Szepter nehmen!
Ich hab' noch Theron. Den erwäg' ich jetzt.
Doch Trasybulos, Kind –

Lanassa.
Er wird Dich hassen!
Entsetzlich! tödlich!

Gelon (mit ernstem Lächeln).
Glaubst Du, Kind? — Ich glaub's.
Doch wenn auch Du so denkst – so von ihm denkst –
Wie kannst Du ihn dann lieben?

Lanassa (tief verwirrt).
O ihr Götter!

Gelon.
Ein Mann voll Kraft und Mut! Das lockte Dich.
Doch seine Kraft ist wild und ungebändigt,
Sein Mut – wird auch das Heilige nicht scheuen.
Ich sah ihm heut zu tief ins Aug'. Ich [illegible]
Ich könnte Dir mein Auge leih'n. Die [illegible]
Mit der er draußen gegen meinen Boten
Die frechen Fäuste hob — — Genug davon!
Er taugt nicht in dies Haus und nicht zum [illegible]

Lanassa.
O Zeus!

Gelon.
Ich muß Dich bitten — — Wie [illegible]
Ich muß Dich bitten! opf're Dich. Dein [illegible]

Lanassa.
Du kannst befehlen und ich muß gehorchen.

Gelon.
Ich lieb' und bitte Dich. — Er wird mich [illegible]
Ja, ja, wenn seine Hoffnung stirbt. Und du
Wirst ihn dann nicht mehr lieben, denk' ich. – [illegible]
Mir heut noch nichts. Bedenk' es still mit Dir.
Es giebt kein Leben, das nicht opfern müßte.
Mein Herz wird Dich noch wärmer lieben, wenn
Mir Deins befreit zurückkommt. — Gute [illegible]
(Küßt sie auf die Stirn; rechts ab.)

(Fortsetzung folgt.)

Litterarische Notizen.

— **Aphorismen von Paul Nikolaus Coßmann.** München, Karl Haushalter. 1898. Wenn von irgend einem Gebiet litterarischer Produktion, so gilt es von dem Aphorismus, daß Viele sich berufen dünken und Wenige auserwählt sind. Ob die Zahl der Leute, welche die viel besseren Gedichte Anderer nochmals dichten, größer ist als die Derjenigen, welche die guten Einfälle Anderer noch einmal in Prosa niederschreiben, mag dahingestellt bleiben; gewiß ist, daß auch die Zahl der litterarischen Sünder letzterer Art eine überaus große ist. Mancherlei Gründe tragen dazu bei: Die anscheinende Leichtigkeit, einem Einfall die Form zu geben, wie die ungeheure Fülle dessen, was bereits gedacht ist und unbewußt in Anderer Gehirn haftet, um als vermeintlich origineller Einfall wieder zu Tage zu treten. Gegenüber diesem Heer von Aphorismenschreibern giebt es nur einige wenige Auserwählte, die genügend viel Geist, Selbständigkeit der Denkweise und litterarisches Formgefühl haben, um die anscheinend so leichte, in Wahrheit so schwere Aufgabe zu lösen, Aphorismen zu schreiben, die ernsthaft genommen und gelesen zu werden verdienen. Zu diesen Wenigen gehört der Münchener Schriftsteller, dessen Büchlein „Aphorismen" uns vorliegt. Das wissen unsere Leser, denn eine große Reihe seiner witzigen Sprüche in Prosa, die hier vereint vorliegen, sind vorher in der „Deutschen Dichtung" zu lesen gewesen, und darum könnte es genügen, auf das Buch hinzuweisen, um ihm in diesem Kreise Leser zu schaffen. Gleichwohl sei mindestens in einem Satze die Charakteristik des Büchleins versucht. Coßmann hat viel Witz, noch mehr Geist, ein herb und [illegible] geprägte, tief sittliche Weltanschauung, Formgefühl [illegible] feinsten Geschmack; was ihm fehlt, ist nur ein wenig [illegible] Selbstkritik; darum hat er Manches aufgenommen, [illegible] von dem Trefflichen im Buche fühlbar absticht. [illegible] überwiegt das Gute weitaus; das Buch verdient [illegible] zu werden, und wie sehr es dies verdient, glauben wir [illegible] besser beweisen zu können, als durch eine kleine [illegible]: „Das Rätsel des Lebens läßt jeder auf seine Weise [illegible] löst." — „Geistreich sein = ernsten Witz haben." — [illegible] giebt drei Arten von Menschen: Selbstleuchter, Reflektoren [illegible] und Dunkle." — „Bei klaren Wassern unterschätzt [illegible] die Tiefe." — „Ein Springbrunnen inmitten eines [illegible] das ist ein Sinnbild für das Leben der Meisten." — [illegible] meisten Menschen gleichen Studenten, die nicht wissen, [illegible] die Universität ist." — „Wissenschaft = Wissen + [illegible]" — „Früher war der Aesthetiker Erfinder; jetzt ist er [illegible] decker." — „Die Aufgabe des Setzers ist: Geschriebenes in Gedrucktes zurückzuverwandeln." — „Die schwerste [illegible] nächst dem Dichten ist: nicht zu dichten." — [illegible] Geisterwelt haben nur diejenigen Verträge Gültigkeit, [illegible] mit Blut geschrieben sind." — „Wenn alle Menschen [illegible] den Himmel kämen, gäbe es keine Seligkeit." — [illegible] besonders Großen und bei allem besonders Kleinen [illegible] man fragen: Où est la femme." — „Edle Frauen [illegible] gehören auch dazu) wollen geliebt und nicht genossen [illegible] — „Liebe jeden, aber die Besten nur laß es merken." „Ernst sein ist Alles."

Neue Bücher.

Nachstehend verzeichnete Bücher sind der Redaktion zur Rezension zugekommen:

Presler-Flohr, Johanna. Gedichte. Dresden und Leipzig 1901. E. Pierson.

Wilpert, Richard von. Der Leibarzt oder Das vergnügte Krankenhaus. Lustspiel. Leipzig, Oswald Mutze. o. J.

Matthey, Maja. Neue Lieder. Dresden und [illegible] 1900. E. Pierson.

Benz, Friedrich. Präludien zur Tragödie vom [illegible] und Weib. Gedichte. Lyrik-Verlag. München. [illegible]

Müller, Carl Friedrich. Der Mecklenburger [illegible] mund in Fritz Reuters Schriften. Leipzig. [illegible] Verlag, o. J.

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Herausgebers Karl Emil Franzos in Berlin. – Nachdruck auch im Einzelnen ist untersagt und [illegible] strafgerichtlich verfolgt. Verlag der Concordia Deutsche Verlags-Anstalt in Berlin. Druck von Kißling & Krüger, Berlin [illegible]

Arbeit.

Roman von **Maria Schade.**

(Fortsetzung.)

„Sie lieben nicht den Schweiß?"

Isi schüttelte den Kopf.

Der Bildhauer streckte die Hand aus. Er er-f die junge Frau am Arm. Er führte sie t, ganz dicht an die Statue.

Es hatte etwas Erschreckendes, dem Steinkoloß nahe zu stehen. Man glaubte sich erdrückt dieser erhabenen Größe.

„Sehen Sie," sagte er, „der Schweiß dieses ibes ist etwas Heiliges. Das ist nicht der hweiß, der sich in einem Ballsaal oder an er zu reich besetzten Tafel aus den unnütz er-ten Poren quält. Das ist der Schweiß der beit. Und jeder Tropfen davon bringt eine ucht. Diese Frucht genießen wir: Sie, ich, alle. nn der wahre Arbeiter arbeitet nicht für sich. arbeitet für die ganze Welt, für jeden Menschen rin. Darum ist auch sein Schweiß etwas iliges. Und vor dem Heiligen muß man sich ht ekeln, wenn man auch seine Schönheit nicht steht."

Er ließ den Arm los, den er bis jetzt um-mmert. Er trat ein paar Schritte zurück.

Isi blieb stehen. Sie wagte sich nicht zu hren. Nicht einmal aufzublicken getraute sie . Wie gebannt starrte sie auf die mächtigen hen des steinernen Weibes.

Nach einer Weile begann der Künstler wieder: „Auch auf meiner Stirn hat dieser Schweiß standen. Ohne ihn vollbringen wir nichts. as denken Sie wohl, wieviel solcher Tropfen er unsere Stirn rinnen müssen, ehe ein Werk vor uns steht! — — Zuerst ist es bloß ein edanke. Wir tragen diesen Gedanken mit uns rum Wochen, Monate. Wir verfolgen ihn. tiernackig kehren wir immer wieder zu ihm zu-ick, wenn wir uns einmal von ihm entfernt. ir kämpfen mit ihm. Wir ringen. Wir wollen n festhalten. Aber er entflieht. Plötzlich ist er ieder da. Jetzt, jetzt halten wir ihn. Wir jauchzen. Wir halten ihn fest mit allen Sinnen. — — Nun fangen wir ihn an zu formen. Wir machen den ersten Versuch. Der mißlingt, auch der zweite, der dritte. Nur immer weiter! Wir sind die Herren. Wir siegen doch. Endlich, ehe wir es noch recht wissen, steht es da vollendet — — das Werk."

Der Künstler hielt eine Weile inne. Dann fuhr er mit erneuter Kraft fort.

„Und was es glücklich macht, dieses Werk! Blut von unserm Blute! — Nerven von unsern Nerven! — Wir sind die Schöpfer."

Über sein Gesicht ging ein wildes Entzücken. Er stürzte nach seiner „Arbeit". Er umklammerte die marmornen Füße. Er drückte die Stirn darauf.

Erschreckt war Isi zur Seite getreten. Mit ängstlicher Scheu betrachtete sie das seltsame Gebahren.

Das war ihr alles fremd. Was that der Mann dort? — Warum kniete er vor einem toten Weibe? — Und sie, die Lebendige, stand daneben.

In ihrem Herzen wühlte es. Das war der Haß.

Ja, sie haßte dieses tote Weib. Sie hätte es herunterstoßen mögen von der Drehscheibe und sich selbst darauf stellen, damit er ihre Füße umschlinge wie jetzt diese steinernen.

Warum stand sie denn überhaupt noch da? Was hatte sie denn hier zu thun?

Sie wandte sich um. Langsam bewegte sie sich vorwärts. Aber nur ein paar Schritte.

Sie blickte auf den roten Vorhang. Der leuchtete in der Sonne. Wie in Blut getaucht sah er aus.

Sie lauschte.

„Ich muß wohl gehen . . . ."

Sie sagte es leise, wie zu sich selbst.

Der Mann hob den Kopf.

„Bleiben Sie doch! — — Sie stören mich ja nicht.“

Also das wars. — — Nur deshalb sollte sie bleiben — weil sie nicht störte.

Was hätte die so leicht gekränkte, verwöhnte Isi sonst gethan? — — Fortgelaufen wäre sie. Und jetzt blieb sie.

Sie setzte sich auf einen Marmorblock, der in der Nähe stand, ganz bescheiden.

„Es ist so schön kühl hier,“ sagte sie wie entschuldigend.

Nun saß sie da wie vorhin auf der Mauer, ganz still, damit sie ihn nicht störe.

Er war wieder aufgestanden. In die Hand hatte er den Meißel genommen, den Schlägel. Er klopfte bald hier, bald da. Er trat ein paar Schritte zurück, um sein Werk aus der Entfernung zu betrachten. Er verglich es mit dem Modell aus Gips, das daneben stand. Dann kam er wieder ganz nahe. Jetzt stieg er auf die Leiter. Er hantierte zwischen den breiten Wellen des Haares.

Isi sah das alles wie im Traume. Sie hörte die Schläge. Aber es war ihr, als kämen sie aus der Entfernung. Deutlich sah sie nur ihn, — — sein Gesicht. Das war lebhaft gerötet. Die Stirn hoch, vielleicht ein wenig zu hoch. Aber das lockige Haar fiel ja darüber. Die Augen grau, blitzend, zuweilen fast brennend. Die Nase scharf gebogen. Rote Lippen.

Sie stellte in Gedanken neben diesen Mann einen anderen. Der war auch groß, auch blond. Zug um Zug verglich sie die beiden. Unbarmherzig scharf sah sie plötzlich.

Da wurde es ihr auf einmal heiß, glühend heiß.

Sie sprang in die Höhe. Sie stürzte nach dem Vorhange.

„Was wollen sie denn?“ fragte ganz erstaunt der Künstler.

„Ich muß fort, — fort!“ rief sie.

Ihre Hände griffen in die roten Falten.

„Haben Sie es denn so eilig?“

„Nein! Nein! Ich kann nicht mehr bleiben!“

Der Bildhauer stand neben ihr.

„Aber Frau Nachbarin . . . Ich darf doch so zu Ihnen sagen — wie?“

Isi lächelte. Es war wieder ihr mattes Lächeln.

„Ja, sagen Sie nur so zu mir! — — Ich höre es gern. — So hat mich noch niemand genannt.“

„Und wie nennt man Sie zu Hause? Ic[h] meine, wie ist Ihr Vorname?“

„Isi.“

„Isi?“ Der Künstler wiederholte es ein pa[ar] Mal mit seiner weichen, sympathischen Stim[me]. „Das klingt kurz und doch voll — wie [ein] Akkord. — Lassen Sie sich immer so nenne[n?]“

„Wie denn sonst?“

„Ich meine, ob man Sie auch mal mit Ihr[em] Namen ruft.“

„Das ist doch mein Name.“

„Aber ich bitte Sie, Isi ist doch nur e[ine] Abkürzung.“

„Wovon?“

„Von Isidora.“

„Ich hieße also Isidora?“

„Gewiß. So sind Sie getauft.“

„Das weiß ich ja noch gar nicht.“

Der jungen Frau fiel es ordentlich schw[er] aufs Herz, daß sie nicht einmal über ihr[en] Namen nachgedacht hatte.

„Isidora . . .“, wiederholte sie langsam.

Sie schüttelte den Kopf.

„Nein, so will ich nicht heißen. So ka[nn] ich nicht heißen.“

„Warum denn nicht?“

„Weil der Name nicht für mich paßt. — — Unter Isidora stelle ich mir ein großes stark[es] Weib vor mit einem kräftigen Willen und eine[m] festen Stolz.“ Sie lächelte wehmütig. „D[as] alles besitze ich nicht. Ich bin nur ein kleine[s] unbedeutendes Wesen, ganz unsicher in meine[m] Wollen. — Ich bin eben nur — Isi.“

Sie sah den großen Mann neben sich a[n]. Ob er wohl lächelte?

Keine Spur. Sehr ernst sah er aus.

„Sie haben recht,“ sagte er nach einer Weil[e], während der er nachzudenken schien. „Isi pa[ßt] besser für Sie als Isidora.“

Wie war es nur auf einmal über sie g[e]kommen, daß sie sich selbst so merkwürdig klar sah[?]

„Wir sind wie die Chinesen,“ fuhr er fo[rt]. „Die verstümmeln ihre Füße und finden es schö[n]. Und wir verstümmeln unsere Namen und finde[n] es auch schön.“

„Und Sie heißen Hans — nicht wahr?“

„Wenigstens nenne ich mich so. Mein eige[nt]licher Name ist doch Johannes.“

Isi dachte eine Weile nach.

Sie sah den großen blonden Mann in ein[em] härenen Gewande. War er nicht auch ein Apo[stel], ein Apostel seiner Kunst? Würde er es [...]

nch fertig bekommen, sich in eine Wüste zu ver-
raben, seinen Hunger an wildem Honig und
euschrecken zu stillen, nur um seiner Idee
ı leben?

„Johannes“, sagte sie halblaut. „Wie gut
ieser Name doch für Sie paßt!“

„Ja und nein.“ Er lächelte. „Ich weiß,
voran Sie denken.“ Die grauen Augen schienen
is Leere zu sehen. „Vielleicht besäße ich doch
icht so viel Entsagung wie jener Täufer. Aber
n schöner Name ist es.“

„Warum nennen Sie sich denn Hans?“

„Weil mich meine Mutter immer so ge-
annt hat.“

„Lebt sie noch?“

„Sie starb — für mich.“ Um seinen
Mund zuckte es. „Ihr Leben, ihr Tod — —
lles ein Opfer — für mich. Wir waren
rm. Tag und Nacht arbeitete sie, damit ich ein
Künstler werden könne. — — Sie arbeitete sich auf.“

„Und hat Ihre Mutter Sie wenigstens als
Künstler gesehen?“

Er schüttelte wehmütig den Kopf.

„Ich war damals noch so jung. Das Relief
ür ihr Grab war meine erste selbständige Arbeit.
ls mein Meister es sah, sagte er: ‚Meerbach,
Sie sind ein Künstler.‘“

Der Mann atmete schwer.

Isis Augen glänzten auch ganz feucht.

„Eine Mutter vergißt man nicht — — und
ine solche! Alle Erinnerungen an sie sucht man
est zu halten. — — Den Namen Hans fand
ie immer so schön. Johannes mochte sie nicht.
— — Wenn ich mich jetzt so nennen würde,
ch glaube, ich thäte ihr ein Unrecht.“

Isi streckte ihm ihre kleine weiße Hand entgegen.

„Meister“, sagte sie weich, fast flehend, „sind
Sie einsam?“

Er ergriff die dargebotene Hand, ohne die
unge Frau anzusehen.

„Geschwister, Verwandte habe ich nie gekannt.
Aber vermißt habe ich sie auch nicht.“ Er warf
den Kopf stolz zurück. „Brauchen thu ich sie
nicht. Ich habe ja alles: meine Kunst.“

Seine brennenden Blicke ruhten nur auf dem
teinernen Weibe.

Isi zog ihre schlanken Finger aus seiner
roßen Hand.

Er schien es nicht einmal zu bemerken.

„Haben Sie Dank,“ sagte sie stockend, „daß
Sie mir erlaubten, hier einzutreten.“

Er hob den Vorhang.

Isis Antlitz war sehr bleich.

Schweigend durchschritten sie den großen
Arbeitsraum. Sie traten ins Freie.

Einige von den Marmorblöcken, die auf dem
Hofe lagen, waren jetzt in Schatten gehüllt. Es
sah aus, als läge auf ihnen ein Tuch.

Sie gingen durch das ungepflegte Gras.
Butterblumen und Klee beugten sich unter
ihren Füßen.

Jetzt standen sie vor der Mauer.

„Wollen Sie wieder hier hinüber?“ fragte er.

Isi nickte mit dem Kopfe.

Sie stand auf der ersten Sprosse. Der
Bildhauer hielt die Leiter.

„Werden Sie wiederkommen?“ fragte er.

Das Gesicht der jungen Frau erhellte sich.

„Wenn ich darf?“

„Ich würde mich sehr freuen, wenn Sie
wieder einmal nach meiner Arbeit sehen. —
Die Leiter soll künftig fest stehen. Dafür werde
ich sorgen.“

Isi saß auf der Mauer. Der Künstler hatte
sich tief herunter geneigt, um die Spitzen der
Leiter in die Erde zu bohren.

Noch einmal lugte das schwarze Haar über
die Mauer. Noch einmal die weiße Stirn des
zarten Gesichts.

„Auf Wiedersehen, Meister!“ klang es hinüber.

„Auf Wiedersehen, Frau Nachbarin!“ tönte
es zurück.

III.

Die Leiter stand jetzt ganz fest. Zur Sicher-
heit war sogar noch ein Stein davor gelegt.

Auf dieser Leiter huschte Frau Isi Ruprecht
herauf und herunter wie ein Eichkätzchen. Fast
täglich besuchte sie die Bildhauerwerkstätte. Wenn
einmal drei Tage vergangen waren, ohne daß
sie in dem grauen einstöckigen Hause gewesen
war, so fehlte ihr etwas.

Hans Meerbach war ihr Freund geworden:
Frau Ruprecht gehörte zu den wenigen Damen
der Gesellschaft, der man auch nicht das geringste
nachsagen konnte. Selbst die eleganten Don
Juans, die die Salons unsicher machen und den
Ruf einer schönen Frau so gerne untergraben,
konnten sich für all die süßen Worte und heißen
Blicke, die sie an die reizende Isi verschwendeten,
keines anderen Erfolges rühmen, als daß sie die
kleine weiße Hand küssen durften.

Thatsächlich war es das erste Mal, daß sie
ein Geheimnis vor ihrem Manne hatte, denn der

wußte nichts von ihren Besuchen in der Bildhauerwerkstätte. Und dieses Geheimnis machte sie unendlich glücklich. Ordentlich wichtig kam sie sich jetzt vor. Zum ersten Male in ihrem Leben hatte sie für etwas zu sorgen. Denn sie mußte doch immer daran denken, sich nicht zu verraten. Bevor sie über die Mauer stieg, spähte sie vorsichtig nach allen Seiten, ob man sie auch nicht sehe. Über den Hof pflegte sie meistenteils zu laufen. Wie eine Eidechse huschte sie in das Atelier. Da stand sie hinter dem großen Mann, ohne daß er es recht wußte. Sie legte die kleinen weißen Hände auf seine Schultern. Sie reckte sich in die Höhe. Sie flüsterte: „Guten Tag, Meister!“ Der wendete sich um. „Wahrhaftig, Frau Nachbarin . . .!“ rief er. Aber schon war sie aus seiner Nähe, blitzschnell. Auf dem Marmorblocke saß sie. Sie pflegte immer dieselbe Stellung einzunehmen: die Hände müßig im Schoße gefaltet, den Kopf ein wenig auf die Seite gelegt. Denn sie wußte, daß ihr gerade diese Haltung gut stand.

So saß sie da, während der Künstler ruhig in seiner Arbeit fortfuhr. Sie fühlte sich ganz sicher in seiner Nähe. Und doch war ringsum der Ton keines menschlichen Wesens zu hören. Die Schüler waren alle fort. Es war Mittag. Sie kam immer zu dieser Stunde.

Meerbach war so ganz anders als die anderen Männer, die ihr bis jetzt begegnet. Noch nie hatte er zu ihr von Liebe gesprochen. Nicht einmal eine Schmeichelei hatte sie von ihm gehört. Und doch fühlte sie, daß seine Blicke zuweilen bewundernd auf ihr lagen. Dann überkam es sie wie ein mächtiger Stolz.

Sie plauderte mit ihm wie mit einem alten Freunde. Sie erzählte ihm alles. Er kannte bereits ihr ganzes Leben. Selbst an ihren Toilettensorgen mußte er teilnehmen. Er erfuhr, wenn sie einen neuen Hut gekauft. Sie wollte seinen Geschmack wissen, wenn der Schneider ihr Kleiderproben gesandt hatte.

„Nehmen Sie doch Grün,“ riet er. „Das ist eine schöne Farbe. Darin liegt etwas Hoffnungsvolles, etwas Zukünftiges. Wenn man ein grünes Kleid ansieht, geht's einem so wie beim Betrachten eines Blattes: man denkt immer an die Blüten.“

Und doch wählte sie nie ein grünes Kleid. Seltsam! — Es war, als ob eine innere Stimme sie davor warne.

So sprachen sie über alles. Und doch gab es ein Thema, daß sie nie berührten: ihr[...] Daß sie verheiratet war, wußte er. Aber [...] ihrem Manne fragte er nicht. Ihre Famili[...]hältnisse schienen ihn nicht zu interessieren.

Nur einmal — er stand gerade ganz [...] auf der Leiter, und es sah aus, als wäre [...] groß wie das steinerne Weib — fragte er:

„Haben Sie Kinder?“

„Nein!“ rief Isi rasch, freudig.

Sie hatten sich immer gewünscht kinderl[os zu] bleiben. Und sie war innerlich sehr glücklich [...] ihr Wunsch in Erfüllung gegangen.

Der Bildhauer wandte sich um. Gan[z er]staunt sagte er:

„Thut Ihnen denn das gar nicht leid?“

Sie schüttelte den Kopf.

„Wenn ich eine Frau wäre,“ fuhr er [...] und arbeitete ruhig weiter, „wäre es mein [...] Kinder zu besitzen. Ich weiß, wie schön es i[st zu] schaffen. Und dabei schaffe ich doch nur [...] Totes. Und nun gar das Lebendige . . .“

Isi gingen diese Worte nicht aus dem K[opf]. Sie mußte immerfort daran denken. Al[s sie] wieder in ihrem vornehmen Garten saß, w[ieder]holte sie halblaut: „Das Lebendige“. Und [...] wurde sie ganz still und legte die Hände in[ein]ander wie zu einem Gebet.

Er hatte recht: es mußte schön sein, [...] zu schaffen. — Das Mutterwerden [...] ihr nicht mehr so schreckhaft wie früher. [...] Ein Kind haben von einem Mann, den [...] liebt . . . . Aber nur dann . . . . .

„Isi! — — Schatz! Du bist ja so in [Ge]danken!“

Sie fuhr empor. Sie wurde totenbleich. [...] zitterte am ganzen Körper.

Vor ihr stand ihr Mann.

Wenn es Hans Meerbach gewesen wäre, [...] hätte sich nicht so erschreckt. Aber er . . .! [...] wollte er denn? Warum störte er sie — [...] jetzt?

„Was schleichst Du denn so herum?“ [...] sie mit noch bebender Stimme.

„Ich schleiche doch nicht herum. Der K[ies] hat ja ganz ordentlich geknirscht. Hast Du [...] gar nicht gehört? — — Ich bin so fest a[uf]getreten, wie es meine neuen Schuhe erla[uben.] — — Da! — — Sieh! — — Gefallen sie D[ir?]“

Mit einer affektierten Bewegung streckt[e er] ihr den rechten Fuß entgegen.

Sie sah einen eleganten grauen Stiefel [mit] schwarzem Lackbesatz.

Sie zuckte die Achseln. Sie wandte sich ab.
Na, Du liebst doch sonst graue Schuhe —
"

Sie antwortete nicht.

Wohlgefällig sah er, wie die Sonne sich in Lack spiegelte. „Prima Arbeit!" murmelte er.

Er setzte sich an den Tisch, Isi gegenüber.

„Wo warst Du denn?" fragte sie, ohne ihn sehen.

Sie that diese Frage in dem Ton eines rsuchungsrichters.

„Wo ich gewesen bin?" Er nahm den Hut Kopfe und wischte sich den Schweiß von der n. „Was ich heute schon alles gethan habe! ist einfach nicht zu glauben. Eine runde nde brauchte ich, um es zu erzählen."

„Und was hast Du denn alles gethan?"

Der elegante Gatte wurde etwas unruhig. s Futter seines Hutes schien ihn lebhaft zu ressieren. „Teufel!" murmelte er. „Auch wieder ssig. Muß repariert werden. — Also Du fragst meinen Erfolgen. — Ich kann Dir sagen, muß zuweilen operieren ohne diese. — — n arbeitet gewissermaßen für die Zukunft."

„Und worin besteht diese Zukunftsarbeit?"

Herr Ruprecht hatte sich behaglich in den hl zurückgelehnt und ein Bein über das andere schlagen. „Ich kann Dir sagen, Du hast keine nung, was für Anforderungen an mich gestellt den." Er nahm ordentlich eine bedeutende Miene Wie ein Minister sah er aus, mindestens wie vortragender Rat im Ministerium. „Die Leute d teilweise unbescheiden. Sie verlangen zu l von mir. Und doch darf man ihnen nie gen, daß man ungeduldig wird. Das erfordert feine Takt. Ein Mann in meiner Stellung . ."

„Ich bitte, was hast Du denn eigentlich für e Stellung?"

Herr Ruprecht zuckte zusammen — fast un- rklich. Er gab sich den Anschein, als ob er die Frage überhört hätte. Seine Blicke und sein ganzes Interesse galten nur noch den neuen Schuhen, mit denen er förmlich kokettierte.

„Tadellose Arbeit!" flüsterte er. „Werde den Mann empfehlen. — — Außerordentlich chic. — — Nur noch eine kleine Falte auf dem Blatt. — — Aber das wird sich geben."

Also das war ihr Mann!

Sie sah ihn an, als sähe sie ihn zum ersten Male.

Den ganzen Vormittag war er in ihrem Wagen herumgefahren. Die seidenen Polster hatte er nur verlassen, um einen Besuch zu machen, der doch nicht erwidert wurde, oder um jemanden etwas zu versichern, an das er selbst nicht glaubte. Seine einzige That war gewesen: er hatte sich ein Paar neue Schuhe gekauft. Und wie würde er den Nachmittag verbringen? — — Indem er die Tugenden und die Fehler dieser neuen Schuhe feststellte.

Und nun tauchte vor ihr ein anderes Bild auf: ein großer blonder Mann, Schweißtropfen an der Stirn, die Hände grau von dem Staube der Arbeit.

In ihren Schläfen hämmerte es. Sie fühlte, wie sie rot wurde, dunkelrot. Sie schämte sich. Sie preßte die Hände vors Gesicht.

„Isi, Du bist ja am Arm ganz weiß — auch hier am Kleide . . . . "

Langsam ließ sie die Hände vom Gesicht gleiten. Sie blickte auf ihren Arm, auf ihr Kleid — anscheinend gedankenlos.

„Das ist Gips," sagte sie.

„Wie bist Du denn an Gips gekommen?"

Ohne sich auch nur einen Augenblick zu besinnen, fuhr sie fort:

„Drüben im Atelier bei Hans Meerbach."

Da war es nun auf einmal heraus — das große Geheimnis.

(Fortsetzung folgt.)

In der Sonne.

Ich hab' mich müd' ins heiße Gras gelegt
Und lasse mich von Träumen weitertragen.
Ich lieg' am Boden wie ans Kreuz geschlagen,
Die Arme ausgestreckt und unbewegt..

Am Himmel kriecht die Sonne wie belebt,
Doch träg wie eine große, gold'ne Spinne,
Und während ich im Glutentaumel sinne,
Werd' ich von gold'nen Fäden festgewebt.

Oft lenk' ich zag, als faßt' ich erst den Mut,
Den Blick hinauf und senk' ihn eilig wieder:
Jetzt läuft die Spinne an den Fäden nieder
Und saugt mich auf in ihren Leib von Glut!

Wilhelm Freund.

Die Trauerweide.

Ich grüne, wie die Weide grünt,
Die blasse, stille Weide.
Um ihre schweigende Trauer blüht
Goldginster und rote Heide,
Leuchtender Klee und Vergißmeinnicht
Im Perlentaugeschmeide —
Ein ganzes seliges Sommergedicht
Blüht um die blasse Weide.

Ich grüne, wie die Weide grünt
Im grauen Ufersande,
Die sonnigen Wasser wandern vorbei,
Hinaus — in die lockenden Lande,

Kinder des Meeres, Kinder der Luft,
Beschwingt, ohne Fessel und Bande,
Des ewigen rinnenden Lebens Duft
Weht um die Weide am Strande.

Ich grüne, wie die Weide grünt,
In Trauern und in Schweigen,
Sie sieht ihres Lebens Schattenbild
Als Traum aus der Tiefe steigen,
Muß ewig über die dunkle Flut
Die wehende Krone neigen,
Und langsam tropfen wie Lebensblut —
Blätter von fließenden Zweigen.

Gertrud Klee.

Wenn die Linden blühen . . .

Wenn die Linden blühen,
Wird die Sehnsucht krank,
Und sie möchte ziehen
Weit das Land entlang.

Und sie schlägt die Schwingen
In dem Käfig wund,
Und sie möchte singen
Und hat stummen Mund.

Und sie drängt und dehnet
Weit die Flügel aus,
Und sie seufzt und sehnet
Sich ins Vaterhaus.

Heimat meiner Seele,
Meiner Sehnsucht Ziel, —
Ach, wie ich mir fehle,
Seit ich Dir gefiel!

Börries Freiherr von Münchhausen.

Die Reise.

Soll von Deiner Heiterkeit ein Schein
In den Worten Deines Buches sein,
Und die Liederstimme Deiner Kehle
Und der Perlenschimmer Deiner Seele:

Schließ' Dich nicht in enge Stuben ein,
Dich verlockt der Duft im kühlen Hain,
Und auf allen stillen dunkeln Gassen
Will ein Wunder Dich erstaunen lassen.

Sieh! Die weißen Apfelblüten Dein,
Sieh! Die roten Mädchenlippen Dein,
Tausend Quellen sprüh'n im Liebesgarten,
Die nur Dich und Deinen Durst erwarten.

Und das Feld wird rings in Garben steh'n,
Wirst Du lachend durch die Felder geh'n,
Alle Feste muß die Scholle feiern,
Alle Ernte muß sich Dir entschleiern.

Doch wenn also Tag und Traum und Nacht
Deine Seele brunnentief gemacht,
Daß ihr Schluchzen wird verborgen bleiben:
Darfst Du geh'n und Deine Lieder schreiben.

Hans Müller.

Im Walde.

Du armer Wald, schon wieder
Die Axt den Frieden brach!
Ein Stamm stürzt krachend nieder,
Zieht viele andre nach.

Oh menschliches Gemüte,
Hat Dir des Lebens Hauch
Entblättert eine Blüte,
So fallen andre auch!

Alexander von Bernus.

Reue.

Nun stehen wir da, von Schuld beklommen.
Und 's hat doch hell und lachend begonnen.
Jetzt hält uns grau die Angst umsponnen.

Was wird nur Deine Mutter sagen?
Sie wird nicht schelten und Dich nicht schlagen.
Doch ihren Blick, den werd' ich nicht ertragen.

Paul Wertheimer.

Unsühnbar.

Humoreske von Josef Willomitzer.*)

„Spiridion Masowski" — nichts weiter als eser anspruchsvoll gedruckte Name stand auf der oßen, ziemlich schmutzigen Visitkarte. Herr von erling, der gestrenge Zentraldirektor, hatte die arte mit spitzen Fingern angefaßt und unwillig i Seite geworfen.

„Wie oft soll ich es noch sagen, daß man mich it Läppereien verschonen möge. Offenbar irgend n Schnorrer oder Erpresser. Man möge ihn fertigen."

„Verzeihung, Herr Zentraldirektor, der Mann ht allerdings nicht sehr vertrauenerweckend aus, lein er behauptet steif und fest, seine Angelegen- it sei von Bedeutung und vertrage keinen Auf- hub und keine Vermittlung."

„Nun denn, in Kuckucks Namen, lassen Sie n eintreten."

Der lange Bursche, der in der nächsten Minute erlings Sanktissimum betrat, entsprach in seiner rscheinung beiläufig den Erwartungen, die man m entgegengebracht hatte. Dunkles, unge- mmtes Haar fiel über die niedrige runzlige tirn bis zum Ansatz der gewaltig vorspringen- n Nase, die von einem schief sitzenden Zwicker krönt war. Augenscheinlich zerrissen und kurzer and zusammengeknotet geriet die Schnur dieses wickers immer wieder in Kollision mit den ge- nkten, zusammengedrehten Spitzen des Schnurr- rts. Da ganze Äußere des jungen Mannes atte einen Anflug fragwürdiger künstlerisch-litte- rischer Genialität. Daß er seinen ungeschickt nschig zusammengewürgten Regenschirm mit- bracht hatte, widersprach diesem Eindruck nicht; as geniale neue Geschlecht mißachtet die Formen s Herkommens so, daß es sogar verschmäht, sie nnen zu lernen.

„Sie wünschen?!"

„Ich bin gekommen, um . . ."

„Recht kurz, bitte. Meine Zeit ist sehr be- ränkt."

„Bedaure, kurz wird sich die Sache durchaus icht abthun lassen. Trotzdem darf ich erwarten, aß Sie meinen Mitteilungen ausreichendes nteresse schenken werden, um mich längere Zeit ufmerksam anzuhören."

Und indem er den Zwicker von der Nase fallen ließ, neigte er sich über den nächsten Sessel, legte ruhig die darauf liegenden Schriftstücke mitsamt seinem Hute bei Seite und setzte sich — den Regenschirm wagrecht auf die Knie stemmend — dem erstaunten Direktor gegenüber. Dieser, eine stattliche Gestalt von hochachtung-gebietender Wohl- genährtheit, hob langsam die goldene Brille ab und wischte mit dem Taschentuche an deren Gläsern herum, wie wenn er sich von der Leibhaftigkeit des dreisten Gastes erst noch genauer überzeugen müßte.

„Was ich Ihnen zu sagen habe," begann der Fremde, „betrifft nicht Ihr Unternehmen, sondern Ihre persönlichen Verhältnisse. Es läßt sich, wie gesagt, nicht kurz erledigen, aber damit wir mög- lichst wenig Zeit verlieren, will ich Ihnen zunächst ohne Umschweif Folgendes mitteilen: Ihre Frau Gemahlin ist gar keine Frau, sondern . . ."

„Sondern?!"

„Sondern ein Mann."

Mit weit geöffneten Lippen blieb Herr von Derling einige Sekunden sprachlos. Dann streckte er die Hand nach der silbernen Tischglocke aus.

„Sie wollen klingeln? Sie halten mich für geisteskrank? Sie denken daran, mich durch einen Polizeimann fortführen zu lassen? Geduld, lieber Herr, das alles kann ja noch geschehen, wenn Sie mich bis zu Ende angehört haben werden. Vorläufig nehme ich an, daß Sie dann selbst sehr gern bereit sein werden, die Polizei vollständig aus dem Spiel zu lassen. Und wenn Sie viel- leicht dieser Regenschirm beunruhigt, den stellen wir einfach in die Ecke — so. Irgend eine andere Waffe habe ich nicht; es wird Ihnen kein Haar gekrümmt werden — mein Ehrenwort!"

Bei aller Ungeheuerlichkeit des Vernommenen glaubte der Zentraldirektor doch aus dem be- stimmten Tone der letzten Worte eine vorläufige Beruhigung schöpfen zu können. Auch wurde der lustige Kerl in ihm lebendig. Eigentlich muß es doch einen netten Jokus geben, was dieser wunder- liche Narr vorzubringen wünscht.

„Sind Sie Raucher? Hier — bitte!"

Der Lange nahm die Zigarre, biß die Spitze ab und spie diese genau auf den Mittelpunkt der großen weißen Weste des Zentraldirektors.

*) Wir entnehmen auch diese, bisher nicht in Buchform vorliegende Skizze der zweiten vermehrten Auflage des iebenswürdigen Buches: „Heitere Träume", Scherzgeschichten von Josef Willomitzer, das demnächst im Verlage r Concordia Deutsche Verlags-Anstalt in Berlin zur Ausgabe gelangen wird. Anm. d. Red.

„Also meine Frau — behaupten Sie — wäre gar keine Frau, sondern . . .“

„Ein Mann.“

„Das interessiert mich außerordentlich.“

„Ich habe Ihnen im voraus gesagt, daß meine Mitteilungen Sie interessieren werden.“

„Sie überraschen mich wirklich. Bisher hatte ich nicht die geringste Ahnung . . .“

„Ich weiß. Das Geheimnis ist Ihnen gegenüber ängstlich gehütet worden, und ich selbst würde Ihnen nichts davon verraten haben, wenn nicht besondere Umstände mich zwängen.“

„Wie aber, wenn man fragen darf, sind denn Sie hinter dieses Geheimnis gekommen?“

Spiridion Masowski verschränkte die Arme, blickte eine Weile sinnend vor sich hin und begann dann zu erzählen: „Es war in Rom in der Kirche Santa Maria Maggiore. Ich lehnte an einer jener antiken jonischen Säulen, welche dieses herrliche Gotteshaus schmücken, und beobachtete mit wachsendem Interesse ein wundervolles Weib, welches sich in diesem Augenblicke einem der Beichtstühle näherte. Als sie dort gesenkten Hauptes niederkniete und das klassische Profil ihres bleichen Angesichts effektvoll aus dem Gedämmer hervortrat, konnte ich der Versuchung nicht widerstehen, mich ihr unbemerkt zu nähern. Nun konnte ich auch genau die Mienen des Beichtvaters erkennen, eines jungen Mönches, der erst mit dem Ausdrucke vollen Gleichmuts sein Ohr der schönen Sünderin lieh. Aber plötzlich schwand dieser Ausdruck. Das Mienenspiel des Priesters belebte sich und ließ zunächst Staunen, dann Schrecken, dann Entsetzen und zuletzt tiefen Abscheu offenbar werden. Dann richtete er anscheinend einige Fragen an die Beichtende, welche mit dem Gehaben tiefster Zerknirschung antwortete. Endlich erhob sich der Mönch, streckte den Arm aus und sprach gedämpften Tones: ‚Hinweg! Menschen kann verziehen werden, Teufeln nie!‘ — Die bleiche Frau erhob sich und eilte schwankenden Schritts dem nächsten Ausgang zu. Allein bevor sie ihn erreichen konnte, brach sie zusammen. Ich sprang hinzu, schleppte sie hinaus und rief einen Wagen herbei. Inzwischen schlug sie die Augen auf — zauberisch prächtige Augen; — ein zarter Druck von ihrer Hand, die ich erfaßt hatte, ein innig geflüstertes Dankwort der holden Lippen — ach, der Blick dieser Augen, dieser himmlischen Augen . . . mein Herz zuckte zusammen im Vorgefühl unerhörten Glückes . . .

Nachdem sie dem fragenden Kutscher e… Adresse genannt hatte, fuhren wir durch die … Quattro Fontane und durch Via Sistina … Piazza del Popolo, ferner durch die . . na, … heißt sie denn nur . . .“

„Der Name thut wohl nichts zur Sache,“ … merkte Herr von Derling, welcher der Erzähl… mit lebhaftem Interesse gefolgt war. Spiridi… Masowski streckte die Beine vor, legte den Ar… über die Stuhllehne zurück und blies den Cigar… rauch zur Decke empor, als schwelgte er in selig… Erinnerungen. „Nun?“ mahnte der Zentr… direktor nach einer ansehnlichen Pause. De… lange Mensch fuhr aus seinen Träumere… empor und sah Herrn von Derling mit fragend… Blicke an. „Sie waren also im Wagen mit de… schönen Sünderin bis zur Piazza del Popolo … kommen, dann fuhren Sie durch eine Stra… deren Namen Ihnen nicht mehr erinnerlich …“

„Ich?“ fragte Spiridion Masowski mit d… Ausdrucke naiven Staunens.

„Nun, natürlich Sie! . . . . Sagten Si… denn nicht selbst, daß Sie es waren, dem d… merkwürdige Abenteuer in Rom widerfuhr?“

„Leider,“ entgegnete Spiridion, „leider bi… ich niemals in Rom gewesen. Was ich Ihne… erzählte, das ist einfach ein Produkt mein… Phantasie — eine Novelle. Die Kirche Sant… Maria Maggiore mit den antiken jonischen Säulen, an die man sich anlehnen kann, ken… ich im Bädeker, desgleichen die angrenzende… Straßen bis zur Piazza del Popolo. Über di… Piazza jedoch kam ich nicht hinaus; denn w… sehr ich auch mein Gehirn anstrengte, es wollt… mir für diese Geschichte kein auch nur halbwegs passender Abschluß einfallen. Warum der Held… von dem Mönche die Absolution verweigert wurde — ich weiß es nicht, und wenn Sie mich auf di… Folter spannen — ich weiß es nicht. Ich hat… den Anfang der Novelle ganz zuversichtlich … Papier gebracht, weil ich bestimmt hoffte, daß m… die unsühnbare Schuld im weiteren Verlaufe d… Arbeit einfallen werde. Aber gar nichts ist m… eingefallen. Tag und Nacht zerbrach ich mir d… Kopf. Vergeblich! Auf der Piazza del Po… bin ich endgiltig stecken geblieben.“

„Ah,“ rief der Zentraldirektor mißmutig. „… wie kommen Sie dazu, mir diese Novelle zu … zählen?! — Und was hat meine Frau mit d… ganzen Geschichte zu thun?“

„Ihre angebliche Frau Gemahlin steht m… Sache in unleugbarem Zusammenhang. …

niger Aufmerksamkeit wird Ihnen dies sofort
ar werden. Eines Tages nämlich im vorigen
Winter, während ich im Kaffeehause wieder
chärfstens darüber nachdachte, in welcher Weise
 meine Novelle abschließen könnte, wurde mir
on einem bisher unbekannten Thäter mein
Winterrock gestohlen. In einer inneren Seiten-
sche dieses Rockes befand sich das Manuskript
einer unvollendbaren Novelle. Nunmehr aber
ringt (er zog ein Zeitungsblatt aus der rück-
ärtigen Rocktasche hervor) die hiesige „Morgen-
ost" unter dem Titel „Unsühnbar. Novellette
on Paul Sommerfeld", die ganze Erzählung —
ohlgemerkt: meine Erzählung wortwörtlich und
it einem Abschluß, der mich zwar nicht befrie-
gen kann, der aber doch der Sache eine gewisse
ünstlerische Abrundung verleiht."

Herr von Derling zog die Taschenuhr hervor,
Pardon, aber ich begreife noch immer nicht."

„Ich begab mich sogleich", fuhr Spiridion
rt, „in begreiflicher Aufregung zum Redakteur
r „Morgenpost". An der Novelle lag mir
var nichts, allein sehr viel lag mir an dem ge-
ohlenen Rocke. ‚Wer ist Paul Sommerfeld?'
age ich den Redakteur. Er verweigert die Ant-
ort. ‚Gut, so werden Sie der Polizei ant-
orten', sag' ich ihm und enthülle ihm den
ugenscheinlichen Zusammenhang zwischen meinem
stohlenen Winterrock und Herrn Paul Sommer-
ld. Jetzt endlich gesteht er mir mit eindring-
cher Bitte um strengste Verschwiegenheit, daß
eser Herr Paul Sommerfeld — Ihre Gemahlin ist."

„Sie wollen sagen, daß meine Frau hinter
einem Rücken schriftstellerisch thätig ist, und daß
 sich eines männlichen Autornamens bedient?
- Und in diesem Sinne war wohl die sonder-
are Enthüllung gemeint, daß meine Frau —
ine Frau sei?"

„Ich war genötigt, meine Eröffnungen in
ner Weise einzuleiten, die sofort Ihre Aufmerk-
mkeit fesseln mußte. Denn Ihre Zeit ist ja
schränkt, und Sie dachten sogar an die . . . .
olizei. Jetzt aber denken Sie wohl nicht mehr
 die Polizei? Auch ich bin vollkommen damit
nverstanden, daß das Rätsel des Zusammen-
angs zwischen meinem Winterrock und . . . Herrn
aul Sommerfeld ohne polizeiliche Mitwirkung
ine Lösung finde."

Lächelnd erhob sich Herr von Derling. „Sie
aben Recht, das muß sofort geschehen. Meine
rivatwohnung befindet sich unmittelbar nebenan.
ommen Sie mit mir. Aber, bitte, den Regen-
schirm können Sie getrost hier lassen; es regnet
niemals in meiner Wohnung."

Frau von Derling war, als die beiden ein-
traten, vertieft in die Lektüre der „Morgenpost"-
Novelle „Unsühnbar". Wohl schon zum hundertsten
Male war sie in die Lektüre vertieft. „Du bist
entlarvt," rief ihr der Zentraldirektor zu. „Du
bist ein Mann!"

„???" lächelte sie.

„Du bist Paul Sommerfeld!"

„Ah, das ist abscheulich von diesem Redakteur.
Er durfte mich nicht verraten."

„Er mußte es thun," entgegnete Herr von
Derling, und in kurzen Worten machte er sie mit
den Mitteilungen Spiridion Masowskis vertraut.

„Ah," rief Frau von Derling, „unter diesen
Umständen darf allerdings auch ich mit der Wahr-
heit nicht länger hinter dem Berge halten. Um
es kurz zu sagen: Eine kränkliche, nervöse Frau
meines Bekanntenkreises befand sich vor einiger
Zeit in ihrem Garten, als plötzlich über die
Gartenmauer ein Blatt Papier herübergeflattert
kam. Er war das Manuskript dieses Herrn.
Offenbar war es direkt von der Hand des Rock-
diebes, der sich dieser vermeintlich wertlosen Bei-
gabe seiner Beute entledigen wollte, in den Garten
geworfen worden. Die kranke Frau, Baronin
Rankenstein, las das Novellen-Bruchstück, und
dies brachte eine bedeutende Verschlimmerung ihres
Zustandes mit sich. Die Ungewißheit, worin denn
eigentlich die unsühnbare Schuld jener Römerin
bestanden, und was aus der Unglücklichen ge-
worden sei, ließ meine arme Freundin nicht mehr
zur Ruhe kommen. Da faßte ich endlich den
Entschluß, im Hinblick auf den humanen Zweck,
den Strumpf eigenhändig zu Ende zu stricken . . . .
Das heißt: das Bruchstück zu ergänzen und unter
fremdem Namen zu veröffentlichen, um die Ba-
ronin endlich zu beruhigen. Was Ihren Winter-
rock betrifft, so . . . ."

— „So ist meine Frau vollständig unschuldig,
das dürfen Sie ihr aufs Wort glauben. Somit
würde nur noch den Honorar-Ansprüchen zu ge-
nügen sein, die Sie wegen der Verwertung Ihres
litterarischen Eigentums zu erheben berechtigt sind."
Mit diesen Worten überreichte Derling dem langen
Spiridion eine Hundertguldennote. Dieser nahm die
Note, steckte sie in der Westentasche und sagte mit
einer Art Verbeugung: „Sehr angenehm! Hätte
wirklich nicht gedacht, daß sich aus dieser römischen
Novelle jemals so viel herausschlagen lassen würde,
auch wenn man den Winterrock abrechnet.

Wachtparade.

Die Mütze gestrafft übers struppige Haar,
Die russige Hand in der Hose,
So schlendert er träg übers Trottoir
Und grollt mit dem Arbeiterlose.

„Da schinden die Feigen und plagen sich noch
Am Kessel im giftigen Schwaden.
Mein Nacken, der trägt nicht mehr Herrenjoch;
Wir sind's, die von Gottes Gnaden!" —

Er streicht um die nächste Ecke herum;
Ihn lockt eine rote Laterne, —
Da, horch, zieht mit Pfeifen und Trommelgebrumm
Die Wache herauf aus der Ferne.

Tarata tatum! ihn bannt dieser Ton —
„Das war noch ein Leben, vor Jahren:
Der schneidigste ich in der Eskadron
Von den schneidigen Königshusaren." —

Er zwirbelt den Bart, er richtet sich auf.
Jetzt naht es mit dröhnenden Schritten:
Von Männern und Weibern und Kindern ein H…
Das klingende Spiel in der Mitten!

Er reckt sich empor und es streckt sich das Kni…
Ihn packt es, es hält ihn nicht länger;
Und willenlos folgt, weiß es selber nicht, wie,
Sein Schritt diesem Rattenfänger.

Die Brust sich ihm weitet und hebt mit Gewalt,
— Ein Held steht am Fenster, ein greiser, —
Und weit übers Volk seine Stimme erschallt:
„Ein Hurra dem Kaiser, dem Kaiser!"

Otto Kin…

Wanderschaft.

Nun gieb mir Ränzel her und Stab,
Will wandern in die Ferne —
Es leuchten ja an jedem Ort
Dieselben gold'nen Sterne.

Es ist derselbe Himmel auch
Der seinen blauen Bogen
Hoch über meinem Scheitel wölbt —
Drum lustig fortgezogen —

Weiß nicht, ob ich ein Heimatland
Da draußen wiederfinde —
Doch zieht's mich ungestüm hinaus
Und treibt mich fort im Winde.

Ich jage einem Glücke nach,
Von dem ein gold'nes Glänzen
Fernher mir längst ins Auge drang —
Wird's mich dereinst bekränzen? — —

Es hat mit seinem Zauberschein
Mein durstig' Herz gefangen;
Drum wandre ich jahraus, jahrein
Und such' es zu erlangen.

Heinrich Beck…

Am Klavier.

Wenn Du auf dem altmodischen Klavier
In Feierstunden läßt die Saiten klingen,
Und ich vom Sessel Deinem Spiele lausche,
Zurückgelehnt, die Augen halb geschlossen,
Dann muß ich oft an jene Alte denken,
Die einst an Deiner Stelle saß, gebückt,
Im schwarzen Kleide und im Spitzenhäubchen,
Und, während ihre welken Finger zitternd,
Fast zärtlich über diese Tasten glitten,
Die trauten Lieder sang aus Jugendtagen;
Und Thränen hingen an den müden Augen.
Ich starre hin und horche still andächtig.
Die ersten Schatten schweben durch das Zimme…
Weit her, verschwommen kommt der Alten Stimm…
Und Du, als ob Du meinen Schwermut ahntest,
Spielst leise eine fromme Melodie.

Richard Sch…

Meine Sehnsucht.

Meine Sehnsucht ist ein Beten,
Das auf steilen, sturmverwehten
Pfaden schützend vor Dir geht,

Das wie fernes Glockenklingen
Dich umschwebt auf Freundesschwingen
Und Dir jeden Wunsch erfleht,

Heimlich naht auf lichten Sohlen
Jede Nacht und angstverstohlen
Scheu an Deinem Lager fleht

Und — ein großes, banges Schweigen —
Dir in heißem Niederneigen
Meine Liebe nie verrät . . .

Karl Nord…

Herbstfäden.

Nach einer russischen Sage.

Am Rocken sitzt ein blühend Kind
ɔ dreht den Faden und spinnt und spinnt —
Und wie sie schafft mit Ems und Fleiß,
:rmeln ihre Lippen leis:
„Mutter Gottes, allerwegen
:h mir gnädig Deinen Segen.
Segne, was die Hand vollbringt,
;ane, daß das Werk gelingt.
Mach das Linnen kugeldicht
r den Bruder, wenn er ficht,
Wenn er ficht im blut'gen Streit,
ß er sicher und gefeit!" —
Mutter Gottes hört ihr Fleh'n:
'as Du bittest, soll gescheh'n!" —
Und als das Hemde fertig war,
g in den Krieg der Männer Schar.
Wohl küßt die Schwester des Bruders Mund
d weint dazu aus Herzensgrund,
Das Linnen doch giebt sie ihm nicht;
s Hemd, geweiht und kugeldicht,
Das hat sie Einem zugewandt,
r den ihr junges Herz entbrannt.

Ein leichter Bursch, ein Weiberheld,
Der seinen Sinn auf Nichts gestellt.
Der höhnt den Bruder ins Gesicht,
Daß dem das Hemd zu eigen nicht.
Da wallt dem Bruder heiß das Blut,
Zu strafen solchen Übermut.
Er fordert den, der roh und dreist,
Sich unwert solcher Gunst erweist.
Des Kampfes Stunde kommt heran,
Sein Partner hat das Schutzhemd an —
Tot sinkt der Bruder in den Sand,
Getroffen von des Frechen Hand. — —
Am Rocken sitzt ein blasses Kind
Und dreht den Faden und spinnt und spinnt.
Thränen ohne Unterlaß
Machen ihre Wangen naß.
Alle Fäden, die sie spinnt,
Weit ins Land weht sie der Wind,
Schlingen sich um Halm und Strauch,
Flatternd in des Herbstes Hauch.

Rudolf Gärtner.

Kalifen-Lied.

Einst lebt' zu Bagdad ein Kalif — er hieß nicht Harun al Raschid —
Auch weiß ich andres nicht von ihm, als daß er lebt in diesem Lied.
Er lebt, so wie ich ihn erschuf. Er lebt, wie ich's für gut befand.
Er lebt, so lang es mir beliebt. Er lebt und stirbt von meiner Hand.

Einst lebt' zu Bagdad ein Kalif — — verzeiht, soeben bringt man mir
Mein ganz bescheid'nes Abendbrot, es ist nur etwas Wurst und Bier.
Es warte der Kalif so lang, bis ich verzehrt mein Stückchen Wurst.
Die Wurst ist für den Hunger gut, das Gläschen Bier ist für den Durst.

Einst lebt' zu Bagdad ein Kalif — — wie freut's mich, daß er warten muß!
Kalif und Bettler sind mir gleich. Sein Warten ist mir Hochgenuß!
Sie alle sind in meinem Reich nur Sklaven meiner hohen Macht.
So ruht die Welt in meiner Hand, so herrsch' ich über Tag und Nacht.

Einst lebt' zu Bagdad ein Kalif — — wer kommt zu mir ins Kämmerlein?
Gehüllt in einen großen Shawl die Liebste tritt zu mir herein!
Wie lacht verheißungsvoll ihr Mund! Wie grüßt mich ihrer Augen Strahl!
Wißt, was mit dem Kalifen war, erzähl' ich Euch ein andermal!

Denn was mit dem Kalifen war, bleibt mir zu sagen Zeit genug.
Doch solche holde Wirklichkeit jetzt drob versäumen, wär' nicht klug!
Kalifen schaff' ich mir herbei so viel ich mag, zu jeder Stund',
Doch niemals küßte Euch ein Mund so heiß wie meiner Liebsten Mund!

Franz Karl Ginzkey.

Warum?

Seltsame Fragen stellst Du mir, Kind!
„Liebster, warum bist Du lieb mir gesinnt?"

Frage die Blume, warum sie blüht!
Frage das Feuer, warum es glüht!
Frage die Quelle, warum sie rinnt!
Frage, warum er so braust, der Wind!

Sagt Dir die Blume, warum sie blüht;
Sagt Dir das Feuer, warum es glüht;
Sagt Dir, warum er so braust, der Wind:
Sag' ich, warum ich Dich liebe, mein Kind!

Eduard Fehre.

Opfermut.

Kennst Du den Flammenwunsch,
Der Dir die Seele sengt,
Wenn nur nach einem Ziele
Dein ganzes Leben drängt?

Ein vielgeliebtes Haupt
Zu schützen vor dem Schmerz,
Und hinzuopfern selig
Dafür das eig'ne Herz?

O dieses Wunsches Brand
Schlägt Dich in Flammen ein —
Verwandelt Todeskälte
In einen Feuerschein!

Du sinkst in Wonne hin!
Aus dem entströmten Blut
Blüht auf der Trostessegen,
Der heilend Wunder thut.

Erna Ludwig.

Erinnerung.

Die Welt ist heute so zauberschön,
Voll tönender Gesänge:
Mir ist, als sollt' ich noch einmal geh'n
Durch alle Liebesgänge.

Da schleich' ich schon den Rain entlang . . .
Wo sind denn die Rosen geblieben?
Mir wird so beklommen, so ahnungsbang;
Hat der Lenz nur Dornen getrieben?

Warum nur die Sonne mich heute so sticht,
Mich fröstelnd die Lüfte umstreichen?
Ich drücke den Hut mir ins Gesicht —
Will schnell mich heimwärts schleichen.

Ewald Silvester.

Bei Michelau.

An den Wassern der Alzette
Ruht' ich müde, traumumfangen,
Lauschte still dem lust'gen Liede,
Das die Schäferbuben sangen.

Thöricht Herz, was sinnst Du trübe?
Schlug Dir denn so tiefe Wunde,
Was Dir Clairvaux' lock'ge Dirne
Sang beim Wein zur Abendstunde?

Denk' doch nur, wie sie Dir morgens
Thät die große Rechnung bringen,
Fünfzehn Sous und sieben Franken —
Laß die Hirtenbuben singen!

E. Dieckhöfer.

Faun.

Unter dem Mieder
Wogt Dir die Brust,
Durch alle Glieder
Bebt süße Lust!

Wart' nur, ich komme,
Umfasse Dich fest,
Du Keusche, Du Fromme,
Und trag Dich zu Nest!

Th. Vulpinus.

Traurige Nacht.

Der Himmel blickt so schweigend und so ferne!
Er will die Erde nicht im Schlummer stören,
Dem Berge, Fluß und Heide stumm erlagen.
Das Meer allein läßt schwere Seufzer hören
Und aus den dumpfen Hütten tönt's wie Klagen;
Drin weint ein Knäblein, dem kein Schlaf beschieden
— Und leise, leise zieh'n dahin die Sterne.

Aus dem Italienischen des **G. Pascoli** übersetzt von **M. Weinberg.**

Ravecchia.

Steile Gassen,
Drin die Schönheit
Mit der Armut Orgien feiert,

Weiße Häuser
Ganz von Reben,
Ganz von Rosen überwuchert,

Felsengrotten
Überschattet
Vom Maron und Lorbeerbaume,

Ganz von Sonne,
Ganz von Liebe
Überflutet ist Ravecchia.

Maja Matthey.

Eine Deutsche Akademie.

III.

In der Veröffentlichung der uns zugekommenen Äußerungen zur Akademie-Frage fortfahrend, bringen wir heute vier besonders eingehende Gutachten. Zwei derselben sprechen sich gegen, die beiden andern für den Plan aus. Karl Frenzel schreibt uns:

Berlin, 6. September 1902.

Hochgeehrter Herr!

Als in den ersten Monaten dieses Jahres durch die „vertrauliche" Mitteilung des Statutenentwurfs einer Deutschen Akademie von Seiten des Großherzoglichen Staatsministeriums in Weimar und nach den Verhandlungen, die darüber mit dem Direktor Althoff aus dem preußischen Kultusministerium gepflogen wurden, die Akademiefrage auch für die Zeitungen aktuell wurde, habe ich den anliegenden Leitartikel darüber geschrieben. Aus ihm können Sie meine Ansicht über eine Deutsche Akademie ersehen. Ich stelle Ihnen denselben für Ihre Veröffentlichungen in der „Deutschen Dichtung" zur freien Verfügung, da ich Ihnen nichts anderes und besseres darüber heute schreiben könnte.

Hochachtungsvoll

Dr. Karl Frenzel.

Der Artikel Frenzels, in der „National-Zeitung" vom 2. Februar 1902 erschienen, lautet:

Seit einiger Zeit ist wieder einmal von einer deutschen Akademie im Sinne der berühmten französischen Akademie die Rede. Nicht von einer Erweiterung der preußischen Akademie der Wissenschaften durch eine neue Stelle „für die allseitige Erforschung und die besondere Pflege der deutschen Sprache", wie sie schon Leibniz in seinem Stiftungsplan der Berliner Akademie vorgesehen hatte, sondern von der Gründung einer litterarischen Akademie, zu deren Mitgliedern die hervorragendsten deutschen Schriftsteller gehören sollen, und deren Zweck und Ziel in der Förderung der Litteratur zu bestehen habe. So oft diese Frage und Absicht aufgetaucht ist, haben sich die Blicke der Schriftsteller und Litteraturfreunde unwillkürlich nach Weimar gewandt, als der Stätte, die durch ihre Vergangenheit und ihre Traditionen zu einer solchen Stiftung vor allen anderen deutschen Städten berufen und geweiht ist. Der verstorbene Großherzog von Sachsen, Karl Alexander, war ein Freund dieser Bestrebungen und beschäftigte sich gern in Briefen und Gesprächen mit Schriftstellern, zu denen ihm die Sitzungen der Schillerstiftung und die Tagungen der Goethe-Gesellschaft zwanglos und günstig die Gelegenheit boten, mit der Möglichkeit ihrer Verwirklichung. Was jetzt wieder von Gerüchten über diesen Gegenstand in litterarischen Kreisen umherschwirrt, ist auf die Initiative des unvergessenen und unvergeßlichen Fürsten aus dem Herbste des Jahres 1900 zurückzuführen.

Darüber kann unter Verständigen kein Zweifel sein: die Blütezeit der Akademien ist längst vorüber. Die Akademien für Litteratur, Malerei und Musik leben, wo sie auch bestehen, nur noch von Erinnerungen. Ihr wohlthätiger Einfluß auf die Schulung und Pflege einzelner Talente, die Förderung gewisser künstlerischer und wissenschaftlicher Aufgaben durch die Mittel, über die sie verfügen, die Wirkung in die Ferne und in die Tiefe, die zuweilen von ihnen für die Bildung des Geschmacks und die Abwehr des Ungeschmacks auch jetzt noch ausgeht, soll nicht bestritten werden, aber den großen Strom des litterarischen und künstlerischen Lebens beherrschen sie nicht mehr. Sie erzeugen weder geniale Dichter, Maler und Musiker, noch haben sie die Autorität, ihr Urteil der allgemeinen Meinung aufzuzwingen. Die Akademien verdanken ihre Entstehung kleinen Kreisen der Künstler und Litteraten, dem Schutze und der Unterstützung wohlhabender und mächtiger Männer, hier eines Fürsten, dort eines Papstes oder eines Kardinals. Sie entstehen in den Zeiten des Aufgangs oder des Niedergangs der Kunst, wo sie im Kampfe mit der Rohheit, Gleichgiltigkeit und Teilnahmlosigkeit der Massen, mit der Verwilderung oder der Entartung, der Gönnerschaft der Reichen und Vornehmen, der Pflege und Übung auch durch den gesellschaftlichen Verkehr der Mitglieder bedürfen. Als das politische Leben Italiens völlig unter dem Joch der Spanier und der Bigotterie Roms erstorben war, suchten die florentinische und die römische Akademie im siebzehnten Jahrhundert wenigstens die italienische Litteratur zu erhalten und die italienische Sprache vor Entartung zu bewahren. Wie sie, bemühten sich die deutschen fürstlichen und bürgerlichen Gesellschaften während und nach dem dreißigjährigen Kriege um die Pflege und Reinheit der Sprache, um die Förderung der schönwissenschaftlichen Litteratur in Gedichten und Romanen. Der briefliche Verkehr der Mitglieder, die häufigen Versammlungen, die Vorlesungen und Vorträge waren die Mittel, die Gesellschaft inniger aneinanderzuknüpfen und sie für die Einzelnen wertvoll, belehrend und unterhaltend zu machen. Einen Einfluß auf das Publikum im Großen zu gewinnen, eine Volkskunst zu schaffen, lag außerhalb ihrer Bestrebungen. Diese Gesellschaften und Akademien beschränkten sich auf die Aristokratie der Geburt und des Talentes; ihre wundersamen Formen und Einrichtungen, ihre Namen und Feste, die verschnörkelte und verzierte Sprache, die sich bald in ihren Zusammenkünften entwickelte, waren ebenso viele, mit Absicht aufgerichtete Schranken, um sie von der Masse des Volkes zu trennen.

Von allen diesen Akademien hat nur eine einzige, die französische, eine Bedeutung für die Weltlitteratur gehabt, und wenn nicht einen entscheidenden, doch einen unverkennbaren Einfluß auf die französische Litteratur ausgeübt. Der Kardinal Richelieu hat sie auf der Höhe seiner Macht gestiftet, halb aus litterarischen Neigungen, halb aus politischen Gründen, um in dem Wettkampf Frankreichs mit Spanien seinem Vaterlande auch in der Litteratur, vor Allem auf der Bühne, ein Relief zu geben. Die litterarischen Freunde des Kardinals, die gern an seiner Tafel saßen und seine dramatischen Versuche bewunderten, waren die ersten französischen Akademiker. Durch ihre Bekämpfung des „Cid" — eines Schauspiels von Peter Corneille, das damals ein gewaltiges Aufsehen machte und ein noch heute nicht ganz verklungenes Echo weckte —

wurden sie dem Publikum bekannt. Es ist bezeichnend für das Wesen litterarischer Akademien, daß die erste That der französischen ein Protest gegen ein populäres Schauspiel war. Eine seltene Vereinigung außerordentlicher und eigenartiger Talente und der Glanz, den sie von der Gunst Ludwigs XIV. empfing, erhöhte die Stellung der Akademie in den Augen Aller. Die Franzosen wie die Fremden, Italiener, Engländer und Deutsche, blickten bewundernd wie zu einem höchsten Gerichtshof in Sachen des Geschmacks zu ihr auf. Länger als ein Jahrhundert blieb ihr die öffentliche Meinung treu, und heute noch ist ihr Zauber auf die französische Schriftstellerwelt nicht völlig gebrochen, obgleich alle wissen, daß Molière, Diderot und Beaumarchais, Balzac, George Sand und Alphons Daudet nicht auf den Sesseln der Unsterblichen im alten Palaste Mazarins gesessen haben.

Vor hundert Jahren etwa, um die Wende des achtzehnten zum neunzehnten Jahrhundert, wäre eine deutsche Akademie im Sinne dieser französischen möglich gewesen. Als Wieland und Herder, Goethe und Schiller vereint in Weimar lebten und die junge romantische Schule aus dem nahen Jena zum Besuch herüberkam. Damals waren wenigstens gewisse Bedingungen, die zur Gründung und zum Betrieb einer Akademie notwendig sind, vorhanden: eine Auswahl hervorragender Männer, deren Bedeutung und Verdienste um die nationale Litteratur unbestritten waren, denen sich die Jugend, wenn auch vielfach in Widerspruch mit ihnen, verehrend anschloß, alle durch persönliche Bekanntschaft, eine ähnliche Lebenshaltung und gemeinsame Interesse verbunden, ein Mäcenas des Ganzen in dem Herzoge Karl August gefunden. Diese einzige Gelegenheit für die Schöpfung einer deutschen Akademie ließ man nicht nur vorübergehen: man dachte damals weder in den politischen, noch in den litterarischen Kreisen Deutschlands an eine solche Einrichtung. Niemand empfand in der Zersplitterung des deutschen Lebens ein Bedürfnis oder eine Sehnsucht danach. Die deutsche Schriftstellerwelt gewiß nicht. Ihr war das Wort Schillers aus der Seele gesprochen: „Kein Augustisch Alter blühte, keines Mediceers Güte lächelte der deutschen Kunst." Sie war stolz darauf, sich selbst ihren Wert erschaffen und sich trotz der Geringschätzung Friedrichs des Großen ihren Platz an der Sonne erobert zu haben. Der Mangel einer anerkannten Hauptstadt, von der die Provinzen in der Politik wie in der Litteratur die Richtung empfangen, zu der die Talente von allen Seiten zuströmen, hatte die Deutschen um eine Akademie wie um ein Nationaltheater gebracht. Dafür hatte ihre Vielstaatlichkeit eine Fülle von kleinen Mittelpunkten der Bildung, Wissenschaft und Kunst hervorgerufen, in denen sich der Einzelne wohl fühlte, sein Talent ohne den akademischen Zwang entfaltete und in dieser Freiheit des Dichtens und Denkens den höheren Glanz und die größere Popularität der französischen Schriftsteller kaum beneidete. Schwerlich würde Klopstock die gleichsam patriarchalische, von der Verehrung der ganzen Bürgerschaft getragene Stellung, die er in Hamburg genoß, gegen einen Sitz in einer Akademie zu Weimar, wo er Einer unter Vielen gewesen wäre, umgetauscht haben. Die Fürsten wie die Schriftsteller kamen, jeder in seiner Weise, zu ihrem Recht.

Der Ruf nach einer deutschen Akademie für unsere Sprache und Litteratur erhebt sich lauter erst in der zweiten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts. Nach dem Abschluß unserer politischen Kämpfe, denn bis dahin war sich die Litteratur ihres Gegensatzes zu den Regierungen und den Höfen zu lebhaft bewußt, um von ihnen Förderung und Teilnahme zu erwarten. Von 1815 bis 1850 hatte die deutsche Litteratur in beständigem Kriege mit dem Bundestage und der Censur gelebt und schrittweise sich die Freiheit der Presse, die Freiheit des Buches und des Theaters erkämpfen müssen. Wie hätte die viel verfolgte und so vielfach gebundene wünschen sollen, sich noch eine akademische Fessel anzulegen! Erst als die Berechtigung der Litteratur, abseits von jeder höfischen Dichtkunst, als eines Kulturfaktors anerkannt war, regte sich in ihr, im Hinblick auf die Stellung, welche die Wissenschaft, die Musik, Architektur, Skulptur und Malerei im Staate inne haben, ein Gefühl der Zurücksetzung. Was eine Reihe von Statuen, Bauwerken und Wandmalereien, was eine Hochschule für Musik und die gelehrten Schriften einer Akademie der [...]schaften der allgemeinen Bildung, der sittlichen [...] des Volkes an Diensten leisten, kann sich nicht [...] der Kulturarbeit messen, die heute während eines [...] die Zeitungen, die Theater und die Bücher voll[...] Trotz dieser Arbeit aber, trotz ihrer Wirkung in die [...] Fernen und in die tiefsten Schichten des Volkes [...] die Litteratur äußerlich neben der Wissenschaft [...] Künsten als staatliches Aschenbrödel. Dabei ist ih[...] die Sorge um eins der heiligsten Güter der Na[...] Sprache, anvertraut. Denn Keiner wird behaupten [...] daß die Sprache besser in der Obhut der Gelehr[...] in der Obhut der Dichter und Redner aufgehoben [...] her der Wunsch nach einer Akademie, als ihres [...] und berufenen Organs, in der die Schriftsteller m[...] Ansprüchen, Forderungen und Bedürfnissen zu Worte [...] und die Hoffnung, daß sie eine neue Blütezeit unse[...]teratur heraufführen werde. Je unbestimmter im G[...] Wunsch und Hoffnung sind, desto mehr Anklang [...] diese akademischen Pläne, weil sie Raum für jede [...]sucht und jedes Verlangen bieten. Im Reiche der [...]lichkeiten läßt sich eben leicht bauen. Die Freun[...] Planes glauben, daß die Beschaffung der Geldmit[...] die Ernennung der ersten Mitglieder, sei es durch [...] oder einen anderen deutschen Fürsten, der das P[...] der Akademie übernehmen würde, keine unüberw[...] Hindernisse und Widersprüche bereiten werden. [...] von dem Nutzen der Akademie überzeugt sind, erwa[...] aus den Kreisen des Volkes wie aus der Schriftst[...] allseitig sympathische Zustimmung. Die Vorzüge [...] Nachteile einer Akademie hängen so sehr von ihren [...] Einrichtungen und den Persönlichkeiten an ihrer Sp[...] besonders in ihren Anfängen, daß über die bishe[...] phantastischen Entwürfe kein Urteil abgegeben werden [...] Aber dies Eine wird wohl zu erwägen sein, von den [...] wie von den Gegnern, von den Begeisterten w[...] den Nüchternen, ob es sich lohnt, die Freiheit, [...] sich bisher die deutsche Litteratur bewegt hat, in [...] groß und ruhmvoll zu einer der mächtigsten Kultur[...] herangewachsen ist, durch eine Akademie, wenn a[...] thatsächlich zu hindern, doch durch die Aussicht a[...] mische Palmen und akademische Unsterblichkeit zu [...] und ob es in Wahrheit eine Förderung der Natio[...]ratur ist, alljährlich durch eine Akademie Preis[...] stellen und Schiller- oder Goethe-Preise verteilen [...]

Hingegen schreibt uns Professor Dr. R[...] M. Meyer:

Berlin, 3. September 19[...]

Sehr geehrter Herr!

Die Frage einer Deutschen Akademie ha[...] seit langem lebhaft beschäftigt und ich habe [...] über veröffentlichten Äußerungen möglichst vollst[...] gesammelt. Ich selbst habe freilich in diesem [...] wie die meisten Deutschen in den meisten [...] meine eigene Meinung und mein eigenes Proje[...]

In einer Hinsicht scheinen mir jene Äußer[...] zumal aus neuerer Zeit, ganz überwiegend übe[...] zustimmen: darin, daß eine Nachahmung der Aca[...] française nicht als wünschenswert angesehen [...] Und hierin möchte ich allerdings den Meinen[...] ihr Urteil abgegeben haben, gegen Du Bois-Reym[...] Sanders und Scherer durchaus beipflichten.

Die Académie française hat die Centrali[...] der nationalen Litteratur teils zum Ziel, teils [...] Voraussetzung. Es ist klar, daß eine solche [...]tralisation bei uns nicht vorhanden ist; und [...] die herrschende Ansicht, daß sie auch nicht wün[...]wert sei. Von dieser letzteren Frage kann [...] jedoch zunächst absehen, solange es sich nur [...]

stitution der Akademie überhaupt handelt. Da
den denn schon allein die politischen Grenzen
rhalb des deutschen Kulturgebietes die Zusammen-
ng aller geeigneten und berechtigten Persönlichkeiten
öglich machen. Für ein deutsches Staats-Institut
den Österreicher und Schweizer nur unter gewissen
nderen Voraussetzungen, über die ich bald sprechen
e, als ordentliche Mitglieder gewonnen werden
en. Und wer möchte Gottfried Keller und
F. Meyer oder Anzengruber — um nur Ver-
ene zu nennen — auf den „41ten Stuhl" der
demie verweisen!

Nun wäre freilich ein Modus denkbar, wie eine
e Akademie der thatsächlich bestehenden Decen-
isation und sogar der politischen Geteiltheit
tschlands Rechnung tragen könnte. Sie müßte
t nach dem Muster aller bestehenden Akademien
und denselben Wohnort von allen Mitgliedern
ern. Gewissermaßen als unsichtbare Kirche kon-
irt könnte sie lediglich eine Gemeinschaft verstreuter
zelner sein, wobei etwa ein ständiger Sekretär
ein Bureau die äußere Einheit darstellte. So
en ja z. B. die Mitglieder der Friedensklasse des
ßischen Ordens pour le mérite oder die Ritter
bayrischen Maximilians-Ordens eine Art
demie. Aber immerhin ist doch die überwiegende
hrzahl von ihnen in Berlin und München seßhaft.
ner haben sie gemeinschaftliche Aufgaben überhaupt
t, mit Ausnahme der einen, leicht auf schriftlichem
ge zu erfüllenden, der Wahl neuer Mitglieder.
lich aber werden gerade diejenigen, die an den
danken einer Deutschen Akademie größere Er-
tungen knüpfen, auf die Vorteile nicht verzichten
len, die der auf diese Weise ausgesiebten Elite
lebhaftem und fortgesetztem Austausch der
inungen und Urteile erwächst. Soweit Akademien
als eine große nationale, kulturelle oder wissen-
tliche Bedeutung besaßen, verdankten sie sie in
er Linie dem eigentümlichen, in dauernder Arbeits-
neinschaft erworbenen und befestigten Geist, der
ganze Gemeinschaft beherrschte. Das gilt von der
rliner Akademie der Wissenschaften oder der Royal
iety genau so gut wie von der Académie française oder
t den Sprachgesellschaften des XVII. Jahrhunderts.

Die Befürworter einer Deutschen Akademie zer-
len, soviel ich sehe, in zwei Hauptklassen: Die
en erwarten von ihr vorzugsweise oder aus-
ießlich die Pflege der deutschen Litteratur, die
dern der deutschen Sprache. Seltener sind solche
eunde der Einrichtung, die von ihr beides zugleich
offen, wie das französische Muster es leistet oder
ndestens leisten soll. Noch geringer ist die Zahl
jenigen Gönner des Planes, die der Akademie eine
itergehende Pflege deutscher Kulturinteressen über-
upt anvertrauen möchten. Natürlich erleidet die
trebte Akademie mancherlei Formveränderungen
nach dem Standpunkte ihrer Freunde. Überall
schwebt aber doch im Wesentlichen ein Institut vor,
das Schriftsteller und der Litteratur und Sprach-
forschung zugewandte Gelehrte an einem bestimmten
Ort — Berlin, München, Weimar — zu gemein-
schaftlicher Thätigkeit in periodischen Sitzungen ver-
einigen soll. Die Mitwirkung auswärtiger Mitglieder
wird mehrfach vorgesehen; überall aber liegt das
Hauptgewicht naturgemäß auf den persönlich besuchten
Sitzungen und somit bei den ortsansäßigen Mitgliedern.

Von derartigen Einrichtungen vermag ich mir
weder für die deutsche Sprache noch für die deutsche
Litteratur wesentlichen Vorteil zu versprechen. Man
drehe die Sache wie man will, man suche die außer-
halb wohnenden Mitglieder noch so geschickt zur
regelmäßigen Mitarbeit heranzuziehen — in keinem
Fall wird es sich vermeiden lassen, daß eine kleine
Anzahl von Männern aus mehr oder minder parti-
kularistischem Gesichtspunkt heraus sich eine Gewalt-
herrschaft über die allgemeine Entwickelung anmaßen,
die entweder eine reine Einbildung bleibt oder aber
zu gefährlicher Einseitigkeit führt. Es ist annähernd
möglich, in fünf deutschen wissenschaftlichen Akademien
die hervorragendsten Forscher des deutschen Kultur-
gebietes zu vereinigen; es ist aber auch nicht entfernt
denkbar, daß eine einzige Schriftsteller-Akademie alle
hervorragenden Sachverständigen für deutsche Sprache
und Litteratur versammelt. Man klagt jetzt schon,
wie ich glaube grundlos, über eine „Vorherrschaft
Berlins"; eine Berliner Akademie könnte sie wirklich
erlangen, zum offenbaren Schaden der an andern
Pflegstätten deutscher Litteratur gehegten Traditionen
und der dem akademischen Geschmack nicht zusagenden
Talente. Noch gefährlicher aber wäre eine Geschmacks-
Diktatur von einem kleineren Centrum her. Versucht
man doch jetzt schon, wie in Gottscheds Zeiten, uns
das Leipziger Deutsch als das einzig richtige und
vernünftige aufzudrängen. Die freie Entwicklung,
bei der schließlich die Poesie und die Sprache immer
besser fahren werden als bei einseitiger Bevormundung,
würde in kurzer Zeit mit solcher Akademie in
unversöhnlichen Konflikt geraten, und einer von beiden
Streitenden würde auf der Strecke bleiben. In
Frankreich war es die freie Entwicklung, die unter-
lag; bei uns würde es wohl die Akademie sein.

Wenn ich nun aus den angeführten Gründen,
die sich leicht weiter ausführen, mit Beispielen be-
legen und vermehren ließen, eine deutsche Schriftsteller-
Akademie nicht befürworten kann, so vermag ich doch
von einer anders gearteten Deutschen Akademie Großes
zu erhoffen.

Die ersten Versammlungen Deutscher Philologen
und Schulmänner waren die bedeutsamen Germanisten-
Versammlungen in Frankfurt a. M. und Lübeck. Beide
mal leitete Jakob Grimm eine Gemeinschaft von
Forschern und Gelehrten auf allen Gebieten nationaler
Gelehrsamkeit und Forschung. Neben der deutschen
Philologie war die deutsche Historik und die deutsche

Rechtswissenschaft vertreten. Diese enge Fühlung der verschiedenen Zweige der großen Wissenschaft vom deutschen Leben bietet unschätzbare Vorteile, bietet sie heut, wo der Einzelne allein über sein Spezialgebiet schwerer als einst herüber zu blicken vermag, mehr als je. Bei seiner Aufnahme in die Berliner Akademie hat neulich Konrad Burdach mit großem Nachdruck darauf hingewiesen, wie die deutsche Philologie unter der Entfremdung von den historischen und juristischen Studien leidet. Und es wäre uns ein leichtes nachzuweisen, wie auf der andern Seite z. B. die historischen Werke selbst hervorragender Fachmänner durch mangelnde Kenntnis der deutschen Sprachgeschichte geschädigt wurden. Ebenso aber ist für den Betrieb aller solcher Studien die Entfernung von dem lebendigen Betriebe eine große Gefahr. Unsre großen Philologen haben alle mit Dichtern in anteilsvoller Freundschaft gelebt: Die Grimm mit Arnim und Brentano, Lachmann mit Ernst Schulze, dem Dichter der „Bezauberten Rose", Karl Müllenhoff mit Klaus Groth u. s. f. Die hervorragendsten Schriftsteller des XIX. Jahrhunderts haben häufig aus dem Umgang mit Philologen Vorteil auch für ihren Stil und ihr Kunsturteil gezogen; so Hermann Grimm, der Sohn Wilhelm Grimms, oder Paul Heyse, der Freund Steinthals und Ribbecks. In Uhland, Rückert, Simrock und manchem andern waren der Dichter und der Sprachforscher vereinigt und zuweilen noch der Jurist und Historiker dazu. Es ist nicht mehr zu erhoffen, daß ein Einzelner die ganze Wissenschaft vom deutschen Leben sich aneignen könnte. Aber eine Kollektiv-Persönlichkeit vermöchte es und sie könnte dann Großes leisten.

Als eine solche Kollektiv-Persönlichkeit denke ich mir die Deutsche Akademie. Sie müßte in mehrere Abteilungen zerfallen; etwa je eine für Sprache und Litteratur, Geschichte (mit Einschluß der Kunst- und Kulturgeschichte), Rechtswesen. Keineswegs brauchte man sich an eine mechanische Gleichheit der Sektionen zu binden; vielmehr käme der philologisch-litterarischen Abteilung wohl eine größere Mitgliederzahl zu als den andern, ohne daß es sich doch empfehlen würde, sie selbst zu zweiteilen. Der ersten Klasse müßten durchaus auch Vertreter des lebenden Wortes angehören, Parlamentarier, Kanzelredner, Meister des akademischen Vortrags. Und die Kritiker dürften nicht fehlen, die so oft den Stolz der Académie française ausgemacht haben. Wie diese jetzt an bedeutenden Dichtern arm ist, aber Kritiker wie Brunetière, Bourget, France, Lemaître, Faguet aufweisen kann, so hätte bei uns auch in verhältnismäßig unproduktiven Perioden ein Nürnberger oder ein Gildemeister die große Tradition wahren können.

Das aber bliebe immer die Hauptsache, daß Theorie und Praxis neben einander Platz finden; der geniale Sprachschöpfer neben dem bedächtigen Lexikographen, der schriftgewaltige Geschichtschreiber neben dem gründlichen Urkundenkenner, der tüchtige Rechtsbildner neben dem gelehrten Rechtshistoriker. Und deshalb wäre allerdings auch hier zu wünschen, daß den festen Kern der Akademie — die doch wohl nur in der Reichshauptstadt sitzen dürfte — ein reicher Kranz von auswärtigen Mitgliedern umgäbe, die zu den wichtigsten Sitzungen persönlich erscheinen würden. Es könnte dabei ja etwa an die periodischen Beratungen der Leiter unserer großen Monumenta Germaniae historica Anschluß gesucht werden. Selbst aber bei nur schriftlicher Befragung würde sich bald durch gegenseitige Einwirkung der hiesigen und fremden Mitglieder ein gemeinsamer Geist leicht herausbilden können, gerade weil die Verschiedenheit der Einzelinteressen und Spezialstandpunkte alle nötigen würde dem gemeinsamen Ziel sich zuzuwenden. Und offizielle Pflichten der Begutachtung, der Preisverteilung, vor allem des Stellens und Überwachens großer Aufgaben würden bald eine feste Tradition schaffen, die der freien Entwicklung dennoch Spielraum gestattet.

Freilich, nur unter ganz bestimmten Voraussetzungen könnte diese Einrichtung Großes wirken. Die Bedingungen sind durchaus zu erfüllen:

Erstens: Die Akademie muß von vornherein Autorität besitzen. Ihre Entscheidungen müssen, wie die unserer wissenschaftlichen Akademien, frei und endgiltig sein. Keine Preisverteilung darf der Bestätigung, keine Zuweisung von Mitteln der freundlichen Zustimmung anderer Behörden bedürfen.

Zweitens: Sie muß über stattliche Mittel verfügen. Was sich bei norddeutschen Fürsten und oberrheinischen Industriellen erbitten läßt, genügt nicht. Ein der periodischen Bewilligung auch des Reichstags entzogener Fonds muß ihr für große Aufgaben große Mittel sichern.

Drittens und hauptsächlich: Sie muß mit freiem, vorurteilslosem Blick konstituiert und erhalten werden. Eine Akademie, in der die Alten für Gerhard Hauptmann oder die Jungen für Paul Heyse keinen Platz haben, in der die Freidenker einen Meister der Predigt wie Pank oder die Gläubigen einen Virtuosen der wissenschaftlichen Darstellung wie Haeckel nicht dulden — eine solche Akademie würde bald einer ehrenvollen Unbemerktheit anheimfallen, wie sie etwa unserer Berliner „Akademie für das Bauwesen" aus Mangel an Autorität längst zugefallen ist. Wir würden in Kürze jenes „Bouquet von Mittelmäßigkeiten" erhalten, in dem Mommsen das Schicksal einer Deutschen Akademie überhaupt voraussah; die Furcht vor „gefährlichen Neuerungen" und die Moralriecherei würde der Akademie bald denselben Ruf verschaffen, den die engherzig-pedantischen Wahrer der kritischen Überlieferung nur zu oft sich privatim gesichert haben.

Es hat daher noch gute Wege mindestens mit solcher Deutschen Akademie. Käme sie aber zu stande, so könnte sie wohl wirklich werden, was ein Kultusministerium auch beim besten Willen niemals zu

vermag: ein „Ministerium des Geistes", ein Ministerium des deutschen Geistes!

Hochachtungsvoll

Richard M. Meyer.

Ablehnend wieder äußert sich der Litterar-Historiker Prof. Dr. Theodor Siebs in Breslau. Er schreibt:

Breslau, den 7. Oktober 1902.

Sehr geehrter Herr!

Man pflegt den Begriff der Akademie verschieden zu fassen, je nachdem man die Befugnis des Lehrens, Forschens oder Gesetzgebens hervorhebt.

Lehrende Akademien haben wir mit unseren zugleich der Lehre und Forschung dienenden Hochschulen, und hier ist auch für die deutsche Sprache und Litteratur gesorgt.

Unter den beiden andern Gattungen darf man sich dauernden Nutzen nur von denjenigen Akademien versprechen, deren einziges und hohes Ziel die Pflege der Forschung ist. Die Königlich preußische Akademie der Wissenschaften und andere ähnlich eingerichtete gelehrte Gesellschaften sehen seit langer Zeit ihre Aufgabe darin, neue Forschungsgebiete zu eröffnen, bestimmte wissenschaftliche Bestrebungen durch Mittel und Anerkennung zu fördern, große wissenschaftliche Unternehmungen zu leiten oder zu unterstützen. So könnte sich eine Akademie der deutschen Sprache auf manchen Forschungsgebieten sehr segensreich bethätigen, indem sie z. B. den Mittelpunkt für die Erforschung der deutschen Mundarten bildete; auch könnten die deutsche Litteraturgeschichte, Rechtsgeschichte, Volkskunde sehr wohl durch eine forschende Akademie gefördert werden. Das aber sind alles Aufgaben, die ebenso gut durch die Regierung eines oder mehrerer Bundesstaaten oder gar des Reiches erfüllt werden könnten und zum Teil — unter Mitwirkung hochverdienter gelehrter Gesellschaften — schon bearbeitet werden. Neueinrichtungen solcher Art — mag man sie nun Akademien oder Institute oder Reichsanstalten oder anders nennen — werden stets mit einmütigem Danke von allen Gebildeten anerkannt werden wie jede andere Vermehrung des Etats für wissenschaftliche Zwecke.

Wäre nun hier eigentlich von organischen Neuschöpfungen garnicht zu reden, so wäre das wohl der Fall bei einer gesetzgebenden oder — milder gesagt — urteilenden Akademie der deutschen Sprache und Litteratur. Von einer solchen aber würde kaum irgend welcher Nutzen, hingegen wahrscheinlich viel Schaden zu erwarten sein. Was zunächst die grammatische und stilistische Seite anlangt, so ist es das Ziel der Wissenschaft, das Werden und die Veränderung der Sprachen historisch darzustellen und den gegenwärtigen Sprachzustand zu erklären, nicht aber zu dekretieren; an der Festlegung des Zulässigen und Unzulässigen hat hauptsächlich die Schule ein Interesse, und ein jeder höherer Fachlehrer des Deutschen ist vermöge seiner wissenschaftlichen Ausbildung in der Lage, sich ein Urteil über Sprachrichtigkeit zu bilden und in Zweifelsfällen dieses anderen Fachleuten zur Erwägung zu stellen. Einer entscheidenden Akademie bedürfen wir in solchen Dingen nicht; zudem kann zu vieles Dekretieren nur zu Starrheit und Farblosigkeit der Sprache führen. Geradezu gefährlich aber könnte eine Akademie in künstlerischer Beziehung unserer deutschen Litteratur werden. Frei muß sich die Kunst entwickeln; ihr darf kein Hemmschuh mit dem Votum eines staatlich verordneten Urteilers angelegt werden, sondern die einzige dauernd wertvolle Kritik ist diejenige weiterer urteilsfähiger Kreise. Diese Zuständigkeit des sogenannten gebildeten Publikums ist freilich wechselnd, sie war z. B. zu Ende des 18. und in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts bedeutend größer als späterhin und als bis auf den heutigen Tag; aber das Urteil dieses Publikums wird dem Entwicklungsgange der Litteratur nur gefährlich werden können, wie das Urteil der Akademiker. Diese nämlich werden naturgemäß einer herrschenden älteren Richtung angehören und neuen Bestrebungen zumeist entgegenreten; das kann ja unter Umständen sehr gut sein, manchmal aber auch die gesunde Entwicklung hemmen. Viel besser scheint mir, wenn diese Urteiler, die doch immer Leute von Ansehen sein werden, ihre Gegnerschaft in offenem Kampfe bekunden, ohne daß ihnen die Machtstellung des Akademikers ein Prä giebt. Die größte Gefahr aber ist mit Folgendem gegeben: in den Akademien bilden sich, wie ihre Geschichte lehrt, sehr leicht feste Doktrinen aus, die für eine freie Entwicklung der Kunst unheilvoll sind. Wir sollten uns doch freuen, endlich von den Banden der alten akademischen Schulästhetik, von der normativen und deduktiven Theorie eines objektiven Schönen los zu sein! Statt dessen schreien die Sklaven schon nach neuen Fesseln. — Nun möchte Mancher vielleicht eine gute Aufgabe der Akademie im Urteilen und Belohnen sehen. Aber das wird der Kunst nicht viel nützen! Wie noch nie ein Dichter, der nur um die Gunst des Augenblicks buhlend schaffte, Großes erreicht hat, so wird wohl niemals die Hoffnung auf materiellen Preis eine große Dichtung wecken. Und Preisverteilungen an Dichter werden wohl stets mehr Ärger als Nutzen stiften. Am allerwenigsten aber ist ein Grund zu sehen, weshalb zum Preisrichten eine Akademie nötig sein sollte.

Fassen wir das Gesagte zusammen: von unseren forschenden und lehrenden Akademien dürfen wir wie bisher Großes erwarten; für eine dekretierende Akademie spricht gar Nichts, gegen sie aber Vieles. Wir können von unseren französischen Nachbaren weit bessere Einrichtungen entlehnen als diese.

Hochachtungsvoll

Dr. Th. Siebs.

Ein Freund des Planes einer Akademie der Litteratur ist hingegen Prof. Dr. Ernst Elster in Marburg i. H. Er schreibt:

Marburg i. H., den 4. Oktober 1902.

Sehr geehrter Herr!

Bei der Frage nach der Zweckmäßigkeit einer deutschen Akademie ist es meines Erachtens zunächst notwendig, die Akademie der Sprache und die Akademie der Litteratur streng zu scheiden. Die erstere ist einerseits überflüssig und kann anderseits viel Schaden stiften, über die letztere wird man anders denken dürfen. Wenn es als Aufgabe einer Akademie der Sprache angesehen würde, daß sie feststellen sollte, was in der deutschen Sprache Rechtens ist, wenn sie die Bestimmung hätte, die sogenannten Sprachdummheiten auszumerzen und schulmeisterlich den Sprachgebrauch zu regeln (wie dies die Académie française oft genug gethan hat), so verlangt man von ihr gerade dasjenige, was jeder Kenner der deutschen Sprachgeschichte verabscheut. Wir wollen das freie Wachstum der deutschen Sprache nicht gehindert sehen, und die Frage, was berechtigt und unberechtigt im Deutschen sei, läßt sich so wenig bestimmt beantworten, daß sich Eingriffe in die natürliche Entwicklung der Sprache kaum vermeiden ließen. Sehr oft sind verschiedene Formen, Konstruktionen, Redewendungen, Satzfügungen neben einander gleichberechtigt. Die Sprache entwickelt sich gleichzeitig nach verschiedenen Richtungen hin, und der Versuch, sie hierin durch akademische Vorschriften zu behindern, wäre schädlich und würde deutschem Unabhängigkeitsgefühl widerstreiten. In der That haben sich meist nur Laien, abgesehen von dem verdienstvollen Daniel Sanders, für eine deutsche Sprachgesellschaft erwärmt, und das Auftreten von Du Bois Reymond in dieser Sache war ebenso befremdlich, wie seine höchst unglückliche Rede über „Goethe und kein Ende". Hätten wir zur Zeit Klopstocks, Lessings, Goethes und Schillers eine deutsche Akademie besessen, wir dürften sicher sein, daß sich unsere Sprache nicht zu jener unvergleichlichen Ausdrucksfähigkeit entwickelt hätte, um die uns einsichtige Ausländer nicht selten beneiden. Also eine normierende Sprachakademie würde wenig nützen und leicht sehr viel schaden können.

Wenn man dagegen als die Aufgabe einer solchen Akademie der Sprache es betrachtete, daß sie, aller normierenden Eingriffe sich enthaltend, lediglich der historischen Erforschung unserer Muttersprache sich widmete, so würde sie keinen Schaden stiften, aber sie würde eine Aufgabe ins Auge fassen, für die schon jetzt an Universitäten und wissenschaftlichen Anstalten eine große Anzahl von Kräften erfolgreich arbeiten. Insbesondere wird ja die Berliner Akademie der Wissenschaften jetzt nach dieser Richtung noch entschiedener vorgehen. Es ist also nicht einzusehen, weshalb eine derartige Akademie der deutschen Sprache noch besonders ins Leben gerufen werden sollte; was wir besitzen, genügt.

Ein ganz ander Bild bietet sich uns dar, sobald wir eine Akademie der deutschen Litteratur ins Auge fassen, und eigentlich sprachen Sie ja auch nur von einer solchen; insbesondere der Seitenblick auf die Académie française hat wohl früher manche Männer bestimmt, die Pflege zweier wesentlich verschiedener Dinge von ein und derselben gelehrten Gesellschaft zu fordern. Eine Akademie der deutschen Litteratur kann, richtig organisiert, sehr viel Nutzen stiften. Dabei würde es meines Erachtens notwendig sein, den Sitz dieser Akademie nicht, wie vor kurzem einmal geplant wurde, nach einer kleinen deutschen Residenz, sondern nach Berlin zu verlegen. Die Akademie der deutschen Litteratur würde es sich zur Aufgabe machen müssen durch Erteilung von Preisen und durch Unterstützung hochstrebender Schriftsteller anregend und spornend auf die Entwicklung unseres Schrifttums einzuwirken. Die materiellen Mittel hierzu würden nicht durch Zuwendungen von Privaten, nicht durch die einzelnen Bundesstaaten, sondern durch das Reich aufzubringen sein, und als ein Reichsinstitut würde die Akademie der deutschen Litteratur nach Berlin gehören. Aber obwohl eine Anstalt des Deutschen Reiches, würde diese Akademie der Litteratur Preise an deutschschreibende Schriftsteller jedes Landes erteilen dürfen; der deutsche Schriftsteller in Österreich und der Schweiz dürfte von diesen Auszeichnungen nicht ausgeschlossen sein.

Dagegen müßten die Mitglieder der Akademie Reichsdeutsche sein. Ein Sekretär und elf Mitglieder der Akademie würden über die jährliche Verteilung von 5 Preisen, deren jeder mit 5000 Mark anzusetzen wäre, zu beraten haben. Diese Preise würden für beliebige Werke lyrischer, erzählender oder dramatischer Form, aber auch für hervorragende Leistungen auf dem Gebiete der Kritik und Litteraturgeschichte zu erteilen sein. Es würde genügen, wenn die Mitglieder der Akademie jährlich zu zwei bis drei Sitzungen zusammen kämen, in welchen über die von dem Sekretär gemachten Vorschläge der Preiskrönung beraten und abgestimmt würde.

Von besonderer Bedeutung würde sein, daß die Akademie, die ausschließlich aus Fachleuten bestünde in ihren Entscheidungen vollständig unabhängig bliebe. Es bedürften daher ihre Entschließungen keiner Bestätigung von anderer Seite. Die Berufung in die Akademie erfolgte von der Reichsregierung auf Grund von Vorschlägen, welche die Mitglieder der Akademie unterbreiten, in ähnlicher Weise, wie dies bei den Berufungen an die Universitäten geschieht. Auch bei der ersten Begründung würde die Mehrzahl der Mitglieder nach den Vorschlägen zu gewinnen sein, welche einige zunächst herangezogene Autoritäten machen würden. Alle drei Jahre würde ein Drittel der Mitglieder satzungsmäßig ausscheiden und durch neue zu ersetzen sein; zweimalige Wiederwahl wäre jedoch nicht ausgeschlossen. Wünschenswert wäre es, satzungsmäßig festzulegen, daß wenigstens ein Drittel der Mitglieder aus Süddeutschland gewonnen würde.

Von entscheidender Bedeutung wäre selbstverständlich

die materielle Seite einer solchen Gründung. Rechnen wir, daß außer den 25 000 Mark für Ehrenpreise noch 15 000 Mark für Unterstützungen aufgewendet würden, daß der Sekretär ein Gehalt von 5000 Mark, die Mitglieder eine Remuneration von 1000 Mark (zusammen also 11 000 Mark) erhielten, und daß die sonstigen Unkosten auf rund 9000 Mark im Jahre anwüchsen, so würde sich der Etat auf 55 000 Mark jährlich stellen. Für diese verhältnismäßig bescheidene Summe würde die Regierung einen ungemein segensreichen und tief dringenden Einfluß auf die Entwicklung der deutschen Schriftstellerei ausüben können. Wenn schon der materielle Gewinn manchem es erst erlauben würde, dem Triebe seines Genius sich hinzugeben, so wäre doch insbesondere der ideelle Vorteil nicht hoch genug anzuschlagen: die Ehre des litterarischen Nationalpreises würde dem deutschen Schriftsteller als die größte gelten, und im Hinblick auf sie würde er sein Streben zum Höchsten steigern.

Eine ungefähr nach derartigen Grundzügen erbaute Akademie würde wohl eine Leben weckende Pflegestätte unseres deutschen Schrifttums werden können.

Mit hochachtungsvoller Begrüßung

Ihr sehr ergebener

Ernst Elster.

Wir müssen uns für diesmal aus Raumgründen auf der Mitteilung dieser vier Gutachten beschränken, so wünschenswert es uns wäre, alle die Männer, die unserem Ersuchen entsprochen haben, baldigst zu Worte kommen zu lassen. Ihre Zahl ist eine sehr große; nicht bloß die geistige Bedeutung der Persönlichkeiten, die sich äußern, auch das Quantitative der Beteiligung erweist, daß unsere Meinung, hier bedürfe es einer Aussprache, nicht unrichtig war. Auch zahlreiche Briefe aus unserem Leserkreise erweisen das gleiche Interesse an der Sache; ein Resumé dieser Ansichten werden wir folgen lassen, sobald erst alle Eingeladenen zu Wort gekommen sind.

Das nächste Heft wird wieder eine Reihe von Äußerungen zu dieser Frage mitteilen.

In Kürze . . .

In Kürze, wenn ich müde, Dich zu lieben,
Kehrt mir zurück mein unverschämtes Lachen,
Und auch die Kunst, die treulos ich getrieben,
Menschen zu quälen und verliebt zu machen.

In Kürze, wenn ich müde, Dich zu lieben,
Werd' fröhlich streifend ich die Welt durchmessen
Ohn' Abschied; jed' Gedenken soll zerstieben;
Froh bin ich, Dich zu flieh'n und zu vergessen.

In Kürze, wenn ich müde, Dich zu lieben,
Schreit' ich, treff ich Dich ernst und blaß vor Schmerzen,
An Dir vorbei — kein Gruß ist mir geblieben —
Mit hellen Augen und mit leichtem Herzen.

Heut lieben, morgen schon Vergessens Beule,
Das ist mein Los. Drum pflück' in dieser Stunde
Die Blüte meiner Küsse, fühle heute
Durch meine Zauberkraft der Liebe Wunde.

Erbleiche nicht! — Und küsse mich — und küsse!

Aus dem Italienischen der **Annie Vivanti**
von **Walter Kaehler.**

Madonna mit der Rose.

Die Mutter hält im Schoße
Ihr junges Jesuskind
Und reicht ihm eine Rose.
Doch dieses lächelt lind,
Und neigt sie sacht nach vornen,
Als spräch' es säuftiglich:
‚Für mich sind nur die Dornen.
Die Rose war für Dich.'

Otto Michaeli.

Von Zeit zu Zeit.

Von Zeit zu Zeit schmerzt eine alte Wunde,
Die längst vernarbt nach tiefstem Weh und Leid,
Und wieder winkt die schwere Schicksalsstunde
Aus böser Zeit.

Von Zeit zu Zeit stört Deinen Traum ein Hader,
Der einst Dich mit dem Gegner grimm entzweit;
Du ballst die Faust, Dir schwillt die Zornesader,
Zum Kampf bereit.

Von Zeit zu Zeit ist's eine Lust zu leben,
Erneut sich alte Jugendherrlichkeit;
Du siehst vertraute Bilder Dich umschweben
Aus holder Zeit.

Von Zeit zu Zeit bist taub Du allem Ruhme,
Den würdig Amt und ernstes Thun verleiht.
Du bietest Fehde dem Philistertume —
Von Zeit zu Zeit.

Wilhelm Idel.

Die Toten leben.

Dramatische Dichtung in drei Aufzügen von **Adolf Wilbrandt**.

(Fortsetzung.)

Lanassa starrt vor sich hin. **Thrasybulos** tritt hinten ein, gerüstet und gewaffnet wie früher, sieht Gelon noch abgehen, tritt dann langsam näher.)

Lanassa (für sich).

Mein Traum heut Nacht! Mein Traum!

Thrasybulos.

Lanassa!

Lanassa (fährt zusammen; wendet sich).

Du bist's.

Thrasybulos.

Erschreck' ich Dich? — Ist Dir's so grauenvoll,
Daß wir uns wiederseh'n?

Lanassa.

Mir? Grauenvoll?
Es liegt wie Wetterschein auf Deinen Zügen.

Thrasybulos.

Ist das zum Wundern? So nach Haus gekommen
Und so beschimpft! — Mit all dem Gift im Herzen —
Mit 'nem Gefühl, wie wohl Hephästos hatte,
Als ihn sein Vater aus dem Himmel warf —
Dacht' ich: „Ein Trost! Lanassa!" und ich sucht' Dich.
Du seist noch hier, ward mir gesagt; allein.
(nach hinten deutend)
Da ging ich durch den Garten her, in dem noch
Die Andern schwatzen . . . Warum siehst Du mich
Nicht an? Was hast Du?

Lanassa.

Doch; ich seh' Dich an.
Sprich nur.

Thrasybulos.

Der eine Trost! Die eine Sehnsucht,
Die mit zu Felde zog und mit nach Haus! —
Es ging uns gar so seltsam: als wir schieden,
Da merkt' ich erst, Du bist mir gut. Als ich
Zum Lebewohl kam, in der letzten Stunde —
Nein, nein, im allerletzten Augenblick,
Schon auf der Schwelle — da verrietst Du Dich;
Ein Blick, ein Laut war's! Thränenfeuchter Blick —
Wie wenn die regenschwere Knospe plötzlich
Im Sonnenstrahl sich öffnet. Dann drei Worte noch —
Und die Trompeten draußen — fort! „Fahr wohl!"
„Die Götter schützen Dich!" Und ohne Kuß,
Verstört, glückselig, bettelarm und reich wie
Der Perserkönig, taumelt' ich aufs Roß
Und ritt in meinen Krieg!

Lanassa (immer mühsamer).

Die Götter thaten's
Und schützten Dich.

Thrasybulos.

Vor wem denn? Vor den Speeren
Der Sikeler — nicht hier vor dieser Schmach!
Mir bebt und zuckt das Herz, wenn ich dran denke.
Ich möcht' mit einem Donnerkeil des Zeus
Ganz Syrakus — — Nur daß ich diesen Trost
Noch wußt' und nach ihm lechzte. Doch wo ist er?
Schaust mich wie bleicher Marmor an. Wollt' Einer
Die Freud' so meißeln, würd' er ausgelacht.
Sprich, Marmor! Freust Du Dich? Da bin ich wieder.
Kein Blick wie damals? Auch kein Laut?
(Ergreift sie am Arm und schüttelt ihn.)
Beim Ares
Hast keinen Laut mehr?

Lanassa (macht sich los).

Laß mich. Gab ich Dir
Das Recht, mich so zu packen?

Thrasybulos (lacht wild auf).

Nein, Du gabst mir
Kein Recht. Im letzten Augenblick — wie klug! —
Guckte Dein Herz hervor durch eine Spalte,
In Thränen blinzelnd — dann ade, ade! — —
Wie Deine schöne Stirn sich kraust. Vergieb.
Mir ist die Seele wund. Ich hab' 'nen Grimm
Im Herzen, sag' ich Dir . . . Drum red' ich so;
Und lachte — und mir ist doch nicht zum Lachen.
Ich will nun artig, fein und zierlich sein —
Ganz, ganz Hellene — edel und gezähmt . . .
(wieder aufwallend)
Sei nur nicht Marmor! Zeig, daß Du noch lebst!
Gieb einen Freudelaut!

Lanassa.

Vergieb. Ich bin
Verstört im Herzen —

Thrasybulos.
Du? Warum denn Du?

Lanassa.
n Traum; so schrecklich — (Verstummt.)

Thrasybulos (wild spöttisch lächelnd).
Nur ein Traum? Heut Nacht?

Lanassa (nickt).
ch sah Dich, wo wir damals Abschied nahmen,
och Dich mit Gelon. Und mein Bruder zürnte
nd schalt Dich heftig; — ich vergaß, warum.
uf einmal schrie'st Du auf — ich glaub', so war es — —
nd zogst Dein Schwert — Du trugst es, so wie jetzt —

Thrasybulos.
ab' noch nicht abgelegt.

Lanassa.
Und warfst es wütend
ach meinem Bruder — grad' in seine Brust.
ch schrie. Ich schrie so laut, daß ich erwachte.
ann lag ich zitternd da. — Und was ich thue,
ch kann den Schreckenstraum heut nicht vergessen.

Thrasybulos.
eh! Laß Dich Thörin nennen. Träume — — Ja,
s giebt wohl Träume, die auf Wahres deuten;
ie, sagt Homeros, gehen aus der Pforte
on glattem Horn hervor. Doch die zum Thor
on Elfenbein herausgeh'n, die verkünden
ur Lüg' und täuschen. So belog Dich dieser
nsinnige Traum. Des weisen Gelon Schwester
ollt' lachen — so wie ich!

Lanassa.
Ich kann nicht lachen;
eut nicht. Drum laß mich geh'n. Ich bitte Dich.
Bir — seh'n uns morgen!

Thrasybulos.
Morgen?

Lanassa.
Ja.

Thrasybulos.
Lanassa! —
in wundervolles Wiederseh'n. — Der Traum?
ist nicht der Traum, der Dich — — Dein Bruder hat
ich mir so fremd gemacht. Ja, ja! Dein Bruder!
ch sah ihn fortgeh'n, als ich kam. Beim Erebos
nd Tartaros und allem Nachtgesindel,
üg' nicht! Ein offnes Wort! Er sagte Dir — —
Bas sagt' er Dir? Was tropft' er Dir ins Herz?
Laß ab vom Thrasybulos — der ist nichts mehr,
in Schatten" ... Sagt' er das? Die blassen Lippen
Nach auf! Mach auf! Weib, sprich ein Manneswort!
ch soll heut ganz vergeh'n — nicht wahr, so sagt' er —
oll wie der lahme Gott, der vom Olymp
erunterflog — — Ein Wort! Ein Wort! Lanassa!

Lanassa.
Du bist wie toll. Nun sag' ich nicht ein Wort.
Mich zwingen? mir gebieten? Das darf niemand
Als Gelon. Komm zu Dir. Dann komm zu mir.
Bis dahin — laß mich! (Rechts ab.)

Thrasybulos.
Ich war toll. Das war ich.
Mich hat ein Dämon heut, das fühl' ich wohl.
Dies ist ein Tag — — O läg' ich erst und schlief'!
Und wacht' ich morgen auf, von Lethe trunken! —
War's nur der Traum? War's Gelon? — Gift und Gelon!
Mir nachtet's vor den Augen, wenn ich denke,
Wie er den Lorbeer mir herunterriß —
Und was ich thun möcht', gäb es keine Götter!
(Leises Klopfen an der Thür hinten.)
Klopft man da draußen?
(Zögert, geht, öffnet.)
Kephalos!

Kephalos
(erscheint mit Epikydes hinten in der Thür. Leise)
Der ist's. — —
Du bist allein?

Thrasybulos (finster).
Du siehst.

Kephalos.
Wir standen hier,
Nur noch wir zwei, und hörten Dich so laut
Mit Deiner edlen Heldenstimme reden.
Dann ward es still. — Und da wir heut um Dich
Ingrimmig leiden —

Thrasybulos.
Laß das.

Epikydes (zu Kephalos).
Er hat Recht;
Rühr' das nicht auf, mein guter Kephalos.
(zu Thrasybulos) Wir wollten Dich noch seh'n. Wir lieben Dich,
Das sag' ich; weiter nichts.

Kephalos.
Wir wollen hören,
Was Dir von neuem hier das Herz empört hat,
Daß Du so laut —

Thrasybulos.
Mir? Nichts. Was sollte mir —?
Bin ja der liebe Sohn hier. Bin ja hier
Geliebt von Mensch und Hund!

Epikydes
(vorsichtig näher tretend; Kephalos folgt ihm).
Dein Aug' spricht anders.
Mein edler Thrasybulos. — Unsre Sehnsucht
Wär', Dir zu helfen —

Thrasybulos.
Ihr mir helfen? Wie denn?

Kephalos.
Nun, so wie Freunde helfen. — Epikydes,
Der weise Mann, hat Recht: so geht's nicht weiter!
Da kommt ein Held, ein Sieger heim, und dieser
Schulmeister —

Epikydes.
Leiser, Mann!

Kephalos (leiser).
Der rüffelt ihn
Wie einen Buben, der nicht lesen lernte.
Um was? Um Läpperei'n! — Er rüffelt jeden;
Er wird den Stock noch schwingen über uns;
(zu Epikydes) Hast Recht, hast Recht. — Wer ist denn
dieser Gelon?
Ist er ein Gott? Hat sich die keusche Pallas
Mit dem Apoll verseh'n und ihn geboren?
Ich denk', er ist so sterblich wie wir drei.
Mit einem Schreibstift kann ich ihn erdolchen.
Er hat sich an der Brust genährt wie wir,
Gequäkt, gequiekt wie wir. Doch er gehabt sich
Nachgrade wie ein Gott!

Epikydes.
Nur leiser, Mann. —
Ich will nicht hetzen; doch wir standen eben,
Vier, fünf, im Garten und bewunderten
Deine Geduld. Du noch „ein Werdender",
Noch nicht Hellene! — Ja, 's ist wunderbar,
Wie dieser Gott uns in die Schule nimmt.
Nur immer „schön und edel", rein und sittig,
Sonst geht der Stock herum!

Thrasybulos (betrachtet sie beide).
Was nützt mir das.
Nur Worte, Worte, Worte. Wollt' ich je mich
Auflehnen gegen ihn, so ließt ihr alle
Mich unverzagt im Stich!

Kephalos.
Das sagst Du mir?
Was? Deinem Kephalos?

Thrasybulos.
Was thätst Du denn,
Um mir zu helfen?

Kephalos.
Alles.

Thrasybulos (mit wildem Lächeln).
Weiter nichts? — —
Nimm an — gesetzt — (Zögert, stockt.)

Epikydes (lauernd, nickt).
Gesetzt den Fall. Nur weiter.

Thrasybulos.
Was für 'nen Fall?

Epikydes.
Nun, sagen wir: der Gott,
Der sterbliche, sei irgendwie gestorben
Und sei recht menschlich tot.

Thrasybulos.
Nun ja! Was dann?
Was thätet ihr für mich?

Kephalos.
Was ich dann thäte?
Dann lief' ich auf die Märkte, durch die Gassen
Mit meinen Freunden, die auch Deine sind.
Und rief' Dich aus als Gelons Sohn und Erben
Und Herrn von Syrakus! Und dann im Nu —
Wenn Dir's genehm, versteht sich —
(Thrasybulos nickt.)
würb' ich Dir
Drei, vier, sechstausend schneid'ge Söldner an.
Es wimmelt Dir in allen Hafenstädten
Von solchem Glücksgesindel; wilde Kerle —

Thrasybulos.
Wie Du —

Kephalos (lacht auf).
Nun ja! Ein Milchzahn bin ich nicht!
Zahl Du die wilden Kerle gut, dann sind sie
Wie Hunde, die auf Wort und Blick gehorchen.
Und dann, wie Katzen, die den Buckel machen.
Doch weiter nichts, ergeben sich die guten
Hellenischen Bürger in ihr neu Geschick,
Und wie sie sonst miauten: „Gelon lebe!"
Mauzen sie nun: „Fürst Thrasybulos hoch!"

Epikydes (ängstlich).
Er kann nicht leise reden. — Bitte, schick'
Den Wildling fort — und gönn' mir noch drei Worte.

Thrasybulos (erregt lächelnd).
Nun ja, die Halle hier ward nicht gebaut,
Damit wir Drei von solchen Dingen reden.
Mein guter Kephalos, an andrem Ort
Mehr, mehr davon! Ich dank' Dir. Du bist mein.
Werd' ich's erst können, werd' ich besser danken.
(Reicht ihm die Hand.) Für jetzt leb' wohl!

Kephalos.
Du auch. Sei guter Dinge
Und glaub' an Kephalos! (Hinten ab.)

Epikydes (sieht ihm nach).
Ein Willensmensch.
Ein urgesunder. — Ja, wenn Gelon, wie
Wir sagten, stürbe — — Doch was reden wir
Von Eiern, die die große Henne Schicksal
Noch nicht gelegt hat. — Edler Thrasybulos,
Ich hätt' 'ne Bitt' an Dich.

Thrasybulos.
So sprich.

Epikydes.

Wir haben
m noch, den strengen Herrn! Und unser Gott
at mich — verstoßen.

Thrasybulos.

Dich?

Epikydes (die Hand auf seiner Brust).

Die linke Seite
n mir gefällt ihm nicht. Mein Herz ist ihm
u wenig „schön und edel“. Darum soll ich
ein Arzt nicht länger sein.

Thrasybulos.

Wen will er denn
ehalten? Stößt er alle fort?

(Epikydes zuckt mit den Achseln.)

Es thut
ir leid, Freund Epikydes; wahrlich, leid. —
ar das sein letztes Wort?

Epikydes.

Er hat gewöhnlich
ur eins, das weißt Du. Doch vielleicht — wenn Du —

Thrasybulos.

enn ich?

Epikydes.

Zu guter Stunde für mich sprächest — —
hm meinen Wert ein wenig —

Thrasybulos (lacht auf).

Der gescholt'ne
chulbub? Der „Wilde“?

Epikydes.

Du bleibst doch der Liebling.

Thrasybulos.

einst Du?

(mit einem finsteren Entschluß, mehr für sich)

Ich will ergründen, ob ich's bin.
ies ist ein Schicksalstag; so sei er's ganz;
r soll vor seinem Schluß noch Antwort geben:
as bin ich? Alles oder nichts? Das Brüten,
ie Ungewißheit tötet.

(ganz zu Epikydes)

Ja, ich will
it Gelon reden; heut noch

Epikydes.

Morgen, Freund;
a hört er besser und da sprichst Du besser.

Thrasybulos.

h kann nicht warten. — Ich versuch' es gleich.
nd auch für Dich, Freund; das geht dann in Einem!
So oder so! — Um diese Stunde ist er
Zumeist allein. Bleib in der Nähe, um
Zu hören, wie es ging. Bleib dort im Garten.
Geh! (Giebt ihm die Hand.)

Epikydes.

Deine Hand ist kalt.

Thrasybulos (lächelnd).

Der Arzt! — Zu Kopf
Und Herz ist's heiß genug. — Wir seh'n uns noch

(Epikydes nach hinten ab.)

Mir deucht, es kocht mein Blut. Und heiße, schwarze
Gedanken schießen durch die Nacht da drinnen

(die Hand am Kopf)

Wie fallende Sterne. Besser wär's vielleicht,
Bis morgen warten . . . Doch wie schlief ich dann
In dieser Nacht? — Nein, öffne nur noch einmal
Den finst'ren Mund, Du schnöder Schicksalstag,
Und gieb mir Antwort! Diesmal kommt vielleicht
Wer weiß? ein sonniges Wort heraus. Ich thu',
Als hofft' ich nichts mehr, und ich hoffe doch.
Hinein zum Gelon!

(Geht nach rechts. Bleibt wieder stehn, horcht.)

Schritte? — Leis' und langsam. —
Lanassa? Will sie mir —?

(Die Thür rechts geht auf.)

Nein, nein. Er selbst.

(Gelon tritt ein, ganz in seine Gedanken versunken, mit gesenktem Kopf, ohne Thrasybulos zu sehen. Erst als dieser ihm in den Weg tritt und sich grüßend neigt, blickt er auf.)

Gelon.

Du hier? — Ich dachte, hier sei niemand. Mich
Verlangte, (nach links deutend) drinnen eine stille Stunde
Zu haben mit dem „unbekannten Gott“
Und mit mir selber. Was führt Dich herein?

Thrasybulos.

Herr — eine Frage.

Gelon.

An die Götter?

Thrasybulos.

Nein.
An Dich. Ich wollt' zu Dir. Da kamst Du eben.

Gelon.

Was ist's denn? — Deine Augen glüh'n.

Thrasybulos.

Sie glüh'n wohl
Vor — Ungeduld. Doch wenn Du still mit Dir — —

Gelon.

Für Thrasybulos hatt' ich immer, weißt Du,
Ein offnes Ohr. Für den gescholt'nen doppelt.
Frag nur sogleich; die ewigen Götter warten.

(Fortsetzung folgt.)

Litterarische Notizen.

— Die neue Ausgabe von Bürgers sämtlichen Werken, die Dr. Wolfgang von Wurzbach soeben (Leipzig, Max Hesse's Verlag) hat erscheinen lassen, giebt Gelegenheit, über die Einrichtung und Ausstattung derartiger Ausgaben ein Wort im Allgemeinen zu sagen. Auf keinem Gebiete verlegerischer Thätigkeit herrscht eine so starke Konkurrenz, wie auf dem der sogenannten Klassiker-Ausgaben: jeder sucht den anderen durch die Ausstattung, die reichere Auswahl, vor Allem aber durch den Preis zu schlagen und das ist an sich gewiß nicht bedauerlich, im Gegenteil im Interesse der litterarischen Bildung unseres Volkes gewiß nur aufs Wärmste zu begrüßen. Aber es fragt sich doch, ob die Konkurrenz, wie sie jetzt gehandhabt wird, durchweg erfreuliche Früchte trägt, und ob die Verleger in dem Bestreben, möglichst viel zu billigem Preise zu bieten, nicht zuweilen gegen einen anderen Grundsatz verstoßen, den, daß jedes Buch lesbar bleiben und nicht ein Augenverderb werden darf. Die vier Bände der vorliegenden Ausgabe, zusammen über 900 Seiten sammt einem Portrait, dem Facsimile eines Briefs von Bürger und einigen kleineren Portraits im Text kosten in Leinwand gebunden Mk. 1,75. Das ist ein überaus billiger Preis und es fällt uns gewiß nicht bei, zu sagen, daß er etwa zu billig ist; es freut uns vielmehr, daß das starke Bedürfnis nach derartigen Ausgaben dem Verleger ermöglicht, einen so geringen Preis anzusetzen und wir wünschen lebhaft, daß sich nach dieser Hinsicht andere Verleger Herrn Hesse zum Muster nehmen. Aber ebenso entschieden möchten wir aussprechen, daß Verleger und Herausgeber viel richtiger gehandelt hätten, wenn sie die Auswahl etwas beschränkt und dafür durchweg zum mindesten den ohnehin nicht übermütig großen und für schwächere Augen nicht allzu deutlichen Petitdruck festgehalten hätten, wie er z. B. im ersten Bande bei den Gedichten angewendet ist. Statt dessen ist in den weiteren Bänden, namentlich im vierten, zumeist für die Petit eine Nonpareille und weil auch diese noch zu groß gewesen wäre, eine compresse Nonpareille verwendet worden. Diese Schrift, in welcher z. B. die Bruchstücke einer Übersetzung von Shakespeare's Sommernachtstraum gedruckt sind, ist kaum noch lesbar, und eine solche Schrift sollte im Interesse der Augen-Hygiene nicht verwendet werden. Würden uns darauf etwa Verleger und Herausgeber einwenden, wie sie es anders machen konnten, um zu solchem Preise eine vollständigere Ausgabe zu bieten, als sie in den letzten Jahren erschienen sind, so würden wir antworten, daß es unseres Erachtens auf den Grad der Vollständigkeit innerhalb gewisser Grenzen, die wir gleich näher bezeichnen wollen, garnicht ankommt. Man gebe in derartigen, für das große Publikum bestimmten Ausgaben nur das, was eben ein großes Publikum interessieren kann, und dies von Fall zu Fall zu entscheiden, ist keine unmögliche Aufgabe. Von Bürger gehören vor Allem die Gedichte in die Hand des Lesers, der keine bestimmten litterar-historischen Zwecke verfolgt; daneben mag ihm immerhin eine kleine Auswahl aus den kritischen Schriften, die ihn über Bürgers Anschauungen orientiert, geboten werden, und will man noch ein übriges thun, so füge man den „Münchhausen“ hinzu. Hier aber sind im dritten Bande die kritischen Schriften fast vollständig geboten, im vierten ebenso fast vollständig die Übersetzungen, darunter solche, die thatsächlich kein größeres Interesse einflößen können und die sicherlich auch die allermeisten, die eine derartige Ausgabe kaufen, ungelesen lassen werden, zum Beispiel die Übersetzung von „Anthia und Abrokomas“, aus dem Griechischen des Xenophon von Ephesus. Sehen wir hiervon ab, so ist von der vorliegenden Ausgabe, was die Korrektheit des Textes und der Einleitung betrifft, fast nur Gutes zu sagen. Nur zweierlei hätten wir nach dieser Richtung anders gewünscht. Die Einleitung ist, was den Menschen Bürger betrifft, ein [illegible] zu panegyrisch. Gewiß darf ein Herausgeber eine [illegible] Vorliebe für seinen Dichter haben und sofern er ein [illegible] schmackvoller Mann ist, wird er Bürger in sittlicher [illegible] anders beurteilen, als dies die Vorsteherin eines [illegible] für höhere Töchter thäte; aber deutlich gesagt hätte [illegible] müssen, wie verhängnisvoll für Bürger sein Blut wur[illegible] daß sein beklagenswertes Ende eben nur die natürliche [illegible] seiner Lebensführung, wie seiner Lebensanschauungen [illegible] Ferner aber: wir finden es sehr löblich, daß es der [illegible] auch bei derartigen billigen Ausgaben nicht an einem Fa[illegible] der Handschrift des Dichters fehlen läßt; aber warum [illegible] Himmelswillen wurde zu diesem Zweck ein ganz [illegible] interessanter Brief herausgesucht?! Briefe von Bürge[illegible] höchst interessant sind, finden sich in jeder größeren [illegible]graphen-Sammlung von Privaten wie der Bibliot[illegible] weil sie in weitaus größerer Zahl erhalten sind, al[illegible] irgend eines anderen bedeutenden Dichters des XVIII. [illegible]hunderts.

— Gedichte von Ernst Ludwig Schellen[illegible] Berlin 1902. Concordia Deutsche Verlags-Anstalt. [illegible] eine Sammlung Lyrik! Aber dieses Bändchen unters[illegible] sich vorteilhaft von vielen anderen, die den Büchern[illegible] überfluten. Vor allem spricht aus diesen Versen ein [illegible] echtes Empfinden, eine ungekünstelte, weil aus dem [illegible] quellende Innigkeit. Der Dichter besingt Trauer [illegible] Lust des Menschenlebens wie des eigenen Gemüts [illegible] Wärme und Natürlichkeit. In vielen Liedern herrsch[illegible] volkstümlicher Ton; das deutsche Volkslied ist das Vor[illegible] das den Dichter beeinflußt hat, daneben steht er im [illegible] Eichendorffs. Aber er ist trotz dieses Einflusses und [illegible] seiner Jugend kein Nachahmer dieser großen Vorbild[illegible] sondern weiß doch seinen selbständigen Ton zu wahren. [illegible]vorzuheben ist ferner der Wohllaut der Form. Die [illegible] werden zweifellos manchen Komponisten zur Verton[illegible] reizen. Wie bereits erwähnt, ist der in Weimar le[illegible] Dichter noch jung, aber der Inhalt der Sammlung, nam[illegible]lich auch die Selbstkritik, mit der sie ausgewählt ist, [illegible] die Gewähr, daß der Dichter auf seiner Bahn weiter [illegible] höher gelangen wird. Wir können dieses ansprech[illegible] Erstlingswerk empfehlen.

— Die Sphinx. Eine Dichtung von Arm[illegible] von Eperjesy, geb. Gräfin Oriola. Berlin 1902. [illegible]cordia, Deutsche Verlags-Anstalt. Eine Gedankendich[illegible] von hohem Schwung, deren Autorin, eine Enkelin Bett[illegible] von Arnim, sich in ihrem glühenden Idealismus ihrer [illegible]ehrungswürdigen Großmutter nicht unwert erweist. [illegible] Gewande einer Allegorie legt die Dichterin dar, daß d[illegible] tiefste Grundzug allen Strebens nach Höherem die Mensch[illegible]liebe im höchsten Sinne des Wortes ist; die kleine Dicht[illegible] ist ein Beweis ihrer tief sittlichen und dabei im ede[illegible] Sinne religiösen Weltanschauung, und Malwida vo[illegible] Meysenbug, der das Buch gewidmet ist und dem [illegible] ein kurzes, aber inhaltvolles Geleitwort mitgiebt, hat [illegible] Unrecht, wenn sie in diesem Vorwort sagt, das Büch[illegible]gebe einen Beweis dafür, „daß der deutsche Geist [illegible] immer vor allem die Lösung der höchsten Lebens[illegible] sucht und sie in dem Licht, das von seinen Unsterb[illegible] ausstrahlt, findet.“ Wer die geschlossene, jeder Phras[illegible] holde und wahrheitsmutige Persönlichkeit der Verfa[illegible] der „Memoiren einer Idealistin“ kennt, wird auch [illegible] wie schwer die Worte wiegen, mit denen sie dies Vor[illegible] schließt: „Möge dieses edle Werk Vielen die Freude [illegible] die Hoffnung bringen, die es mir gebracht hat.“ [illegible] dem Inhalt verdient auch die Form Beachtung. [illegible] erweist ein nicht gewöhnliches Talent und wird be[illegible] dazu beitragen, dem stillen Büchlein in unserer lauten [illegible] kampfreichen Zeit diejenige Beachtung zu sichern, die es ver[illegible]

Neue Bücher.

Verlaine, Paul, Gedichte. Eine Anthologie der besten Übertragungen, herausgegeben von Stefan Zweig. Berlin 1902. Schuster & Löffler.

Wielands ausgewählte Werke in vier Bän[illegible] Herausgegeben von Wilhelm Bölsche. In 1 Band [illegible] Leipzig. Max Hesses Verlag, o. J.

[illegible] unter Verantwortlichkeit des Herausgebers Karl Emil Franzos in Berlin. Nachdruck auch im Einzelnen ist untersagt und wir[illegible] strafgerichtlich verfolgt. Verlag der Concordia Deutsche Verlags-Anstalt in Berlin. Druck von Kißling & Krüger, Berlin N

Eine Deutsche Akademie.

IV.

In den drei ersten Heften dieses Bandes sind zu-
ammen zwanzig Äußerungen zur Akademie-Frage ver-
ffentlicht worden, davon zehn für, zehn gegen das
Projekt. Wir haben uns zur Einhaltung einer solchen
Reihenfolge verpflichtet gefühlt, weil es Jedermann
estattet ist, in dieser Frage Partei zu ergreifen, nur
em einen Manne nicht, der die Frage gestellt hat; er
t, so lange die Debatte währt, zur Unparteilichkeit
erpflichtet. Aber „ultra posse nemo tenetur"; wir
önnen die bisher eingehaltene Folge nicht mehr fort-
ühren, weil die Gegner überwiegen. So können wir
nter den vier Gutachten, die wir heute veröffentlichen,
ur eines für die Sache bringen. Drei sind dagegen.

Friedrich Spielhagen schreibt uns:

Berlin, 22. Oktober 1902.

Sehr geehrter Herr!

Für alle, die mich kennen, wird es wohl selbst-
verständlich sein, daß ich ein ausgesprochener Gegner
ller und jeder Einmischung in das Getriebe der
itterarischen Dinge bin, sie komme von welcher Seite
ie wolle. Für mich ist es unumstößlicher Grund-
und Glaubenssatz, daß die Litteratur wie die Natur
durchaus auf sich selbst ruhen und sich selbst verbürgen
müsse, und daß jede Einmischung ihr nur zum Schaden
gereichen könne. Es ließe sich ja noch recht viel über
das Thema sagen, aber wozu da noch lange Worte
machen, wo meiner Meinung nach die Sache sich von
selbst versteht oder doch verstehen sollte?

Ich verbleibe mit hochachtungsvollem Gruß

Ihr

ergebenster

Friedrich Spielhagen.

Hingegen schreibt uns Georg Freiherr von
Ompteda:

Dresden-A., 2. Oktober 1902.

Sehr geehrter Herr,

im Umzuge begriffen, finde ich nicht Zeit, ausführlich
zu antworten. Ich muß mich darauf beschränken zu
sagen, daß ich eine „Deutsche Akademie" für erstrebens-
wert halte — für die deutschen Schriftsteller nämlich.

„Korpsgeist", wie ihn fast alle anderen Stände
besitzen, haben wir Schriftsteller bekanntlich nicht.
Wir thun, das ist wenigstens meine Anschauung, kaum
etwas, unseren Stand social zu heben. So sind wir selbst
daran schuld, daß viele Leute keine sonderliche Achtung
vor dem Berufe „Schriftsteller" haben. Eine staatliche
Anerkennung für kulturfördernde Arbeit, die dem
Publikum eine andere Meinung von uns beibringen
könnte, erhalten wir nur in seltenen Fällen, denn den
Professortitel zum 70. Geburtstage möchte ich nicht
ernstlich rechnen. Wenn nun eine Anzahl Schriftsteller
„Mitglieder der Deutschen Akademie" würden, so meine
ich, müßte das dem Ansehen unseres Standes zugute
kommen. Dann würde der „Normalmensch" in jedem
Schriftsteller einen Anwärter auf einen Sessel der
Akademie zu erblicken haben.

Die Idee, daß in eine Akademie notwendigerweise
auch Mittelmäßigkeiten hineinkommen würden, stört
mich dabei nicht im Geringsten: überragende Geister
haben wir in allen Ständen und Berufen, unter den
durch höchste Titel und Orden Ausgezeichneten auch
nur ganz einzelne. Vierzig oder wieviel „Unsterbliche"
es sein sollen auf einmal, hat kein Volk je besessen.
Und auch eine zweite Beobachtung, die wir bei der
französischen Akademie machen können, daß oft gerade
die ganz Großen fehlen, ändert für mich nichts: diese
„neunmal Gesiebten" mögen sich damit trösten, daß
sie eine äußere Kennzeichnung nicht brauchen.

Die ganze Frage erscheint vielleicht freien Geistern
gleichgiltig, ist es aber nicht für das Ansehen des
Standes. Hätten andere Berufe keine Möglichkeit,
Auszeichnungen, Titel, Orden u. s. w. zu erlangen, so
brauchten auch die Schriftsteller keine. Da aber nun
einmal alle hinter diesen Äußerlichkeiten her sind —
sie mögen es leugnen oder nicht — (auch die „freien
Geister" lassen sich gern wenigstens „Herr Doktor"
nennen), so kann ich mich für die Rolle des Dichters,
der durchaus bei der Teilung der Erde zu kurz
kommen soll, nicht begeistern.

Was nun alles weitere betrifft: erste Zusammen-
setzung, Ergänzung, etwaiger Palmenfrack u. s. w., so
würde ja das alles nach unserem deutschen Empfinden
und unter möglichster Vermeidung der oft genug
belachten Schwächen jener Akademie jenseits des
Rheins versucht werden können.

Mit kollegialer Empfehlung

Ihr

sehr ergebener

Georg Freiherr von Ompteda.

Hingegen schreibt uns der Präsident der Wiener Akademie der Wissenschaften, Prof. Dr. Eduard Sueß:

Wien, 15. Oktober 1902.

Sehr geehrter Herr!

Die heutigen Akademien sind Körperschaften zu gegenseitiger persönlicher Anregung, zur Organisierung von Forschungen, endlich zur Veröffentlichung der Ergebnisse. Sie entsenden Expeditionen in ferne Länder, ermöglichen Experimente, lassen Archive durchmustern, und wenn auch garnicht selten irgend eine glänzende Synthese außerhalb der Kreise der Akademien aufleuchtet, erkennt man doch den Anteil, welchen langjährige akademische Thätigkeit an der Schaffung der Grundlagen zu dieser Synthese hatte. Die Akademien bereiten nur den Unterbau; das Feuer in der Maschine, welche auf diesem Unterbau fahren soll, muß das Genie des Individuums beistellen.

Die Naturwissenschaften stellen die größten Ansprüche an diesen Unterbau und die zahlreichen „Royal Societies", welche im ganzen englischen Sprachgebiete die Stelle der Akademien vertreten, sind zum größten Teile nur naturforschende Körperschaften. In verschiedenen Zweigen des geistigen Lebens sind diese Ansprüche verschieden; in einzelnen treten sie fast ganz zurück und damit verschwindet die wichtigste konkrete Aufgabe des Akademikers. Das Dictionnaire, welches Richelieu der Académie française zur Aufgabe stellte, vermag als solche nicht zu befriedigen. Das ist ja auch der Grund, aus welchem die Vorschläge zu einer deutschen Sprach-Akademie von Du Bois und Sanders keinen Anklang gefunden haben. Grillparzer und Münch (Halm) sind gleichzeitig durch 24 Jahre wirkliche Mitglieder der Wiener Akademie gewesen; Auersperg (An. Grün) war ihr Ehrenmitglied, Uhland und andere waren korrespondierende Mitglieder. Ihre Namen haben zum Glanze der Körperschaft beigetragen, aber es muß zugestanden werden, daß sie nur gar wenig Angriffspunkte für akademische Thätigkeit gefunden haben.

Mit den Veröffentlichungen ist es nicht anders. Der Dichter wendet sich mit seinen Werken an die weite, offene Welt; die langen Reihen akademischer Bände sind für den engen Kreis bestimmt, welcher den Unterbau noch weiter ausgestalten oder auf demselben sich zu den größeren Schlußfolgerungen erheben will.

Die Fäden fehlen freilich nicht, welche alle geistigen Schöpfungen verbinden. Mit Stolz sieht der Naturforscher auf die tiefe und mannigfaltige Anregung, welche Goethe aus naturwissenschaftlichen Studien gezogen hat, des Zusammenhanges von Drama und Historie zu geschweigen. Aber die thatsächliche Erfahrung lehrt, daß die heutige Form der akademischen Körperschaft sich nur für bestimmte Arbeitsmethoden als fruchtbar erweist.

Stellen wir uns nun eine selbständige deutsche Akademie der Litteratur vor. Sie müßte wohl, um überhaupt diesen Namen tragen zu können, die Merkmale mit den anderen Akademien gemein haben, nämlich eine Umgrenzung der Mitgliederzahl und die Ergänzung aus sich selbst durch Wahl. Der letzte Umstand giebt wohl leicht den heutigen Akademien einen konservativen Zug; die strenge Arbeitsmethode und der pragmatische Charakter der Ergebnisse aber gestatten keine dauernde Rückständigkeit oder üble Einseitigkeit. Anders verhielte es sich auf dem Gebiete der Litteratur, welche in dieser Richtung mehr der Kunst vergleichbar ist. Hier kann die Berechtigung einer neuen Strömung nicht auf chemischem Wege oder aus historischen Akten geprüft werden und es liegt die schwere Gefahr vor, daß eine solche Akademie der Litteratur, geschaffen als eine neue Sonne, als ein Stolz der deutschen Nation begrüßt und schon nach wenig Jahrzehnten als ein geradezu verhängnisvolles Hemmnis empfunden werde. Ein Parlament löst man auf und es wird neu gewählt; eine Akademie bleibt.

Die Beziehung auf die Académie française ist mir nicht ganz klar, denn diese hat eine äußerst wechselvolle Geschichte und ihre Einrichtungen und ihr Charakter sind nicht immer dieselben gewesen. Die ersten Worte des ersten Absatzes des ersten Statutes vom 22. Februar 1635 lauten: „Personne ne sera reçu dans l'Académie qui ne soit agréable à Monseigneur le Protecteur (Richelieu) etc." Dann ist sie durch die Namen ihrer Mitglieder und im Vereine mit den anderen Akademien zu einer stolzen Zierde Frankreichs herangewachsen. Heute ist ihr die Verteilung zahlreicher Preise anvertraut, welche nicht durchwegs litterarische Aufgaben betreffen. Insbesondere befinden sich für 1902 darunter 27 „Prix de Vertu" für tugendhafte Thaten und sittliche Lebensführung im Betrage von 85,500 Francs, welche an mindestens 66 Personen zu vergeben sind. Man hat, sei es mit Recht oder Unrecht, behauptet, daß die Rücksicht auf die Stifter dieser Tugendpreise als ein Beweggrund gegen die Aufnahme Zolas gegolten habe. Das würde beweisen, wie auch durch edle Handlungen die Freiheit einer solchen Körperschaft beeinflußt werden kann.

Soll nun eine deutsche Akademie der Litteratur als ein Schaustück gegründet werden? Sie würde dem Gewichte des Institut de France mit seinen fünf Akademien nur dann sich vergleichen lassen, wenn man auch für Deutschland ein ganzes „Institut" schaffen, d. i. durch eine große zentralisierende Maßregel das Vorhandene von Grund aus umgestalten wollte. Dagegen spricht aber Alles, die Lage der Dinge wie der Geist der deutschen Nation und die Lehren der Geschichte.

Hellas, der Cinque-Cente und die deutschen Hochschulen sind alle unter der jämmerlichsten politischen Zersplitterung ihrer Nation erblüht. Man staunt über die Fülle mächtiger Talente, welche durch

anzösische Revolution wie mit einem Schlage frei urden. Ich erinnere an das Institut im Anfange s vorigen Jahrhunderts. Laplace, Lamarck, Cuvier, alleyrand saßen in demselben; der junge Bonaparte ihm den Sitz des verbannten Carnot ein; eine cadémie française gab es damals nicht. Das ar die Generation, welche dem ersten Kaiserreiche ine Gesetzgeber und seine Marschälle lieferte.

Wer ohne Vorurteil diese Fälle erwägt, muß igestehen, daß sie einen sonderbaren Gegensatz in er Entfaltung der Geister und der Entfaltung der olitischen Macht einer Nation enthüllen. Die Be- ebung dieses Gegensatzes, die Stärkung der staat- chen Gewalt und die gleichzeitige Schonung all der roßen, mittleren und kleinen Quellen, welche bisher as Kulturleben des Volkes gespeist haben, das scheint iir heute die Aufgabe der jungen nationalen Staaten, Deutschlands und Italiens, zu sein. Die Gründung iner einheitlichen Akademie der Litteratur würde ein edenklicher Schritt in der entgegengesetzten Richtung sein.

Mit dem Ausdrucke der vollsten Hochachtung, sehr eehrter Herr, Ihr ergebener

E. Sueß.

Aus anderen Gesichtspunkten kommt ein gleichfalls erühmter Wiener Gelehrter, Prof. Dr. Theodor Gomperz, zu einem ablehnenden Votum:

Karlsbad, 21. September 1902.

Hochgeehrter Herr!

Ich versuche es, Ihre Anfrage durch die nach olgende grundsätzliche Erörterung zu beantworten.

Akademien zeigen ein zwiefaches Angesicht. Sie ind zugleich Arbeitsanstalten und Beratungsanstalten. In keiner dieser zwei Rücksichten vermag ich der Schaffung einer deutschen Litteratur-Akademie das Wort zu reden.

Was an organisierter, die Kraft vereinzelter Individuen übersteigender Arbeit auf dem Gebiete der Sprach- und Litteraturforschung zu leisten ist, bedarf keines neuen und besonderen Organs. Diese Forschung ist historischer Art und fällt somit, gleichviel ob es sich um antiken oder modernen, um heimischen oder fremden Arbeitsstoff handelt, den geisteswissen schaftlichen Abteilungen der bestehenden Akademien anheim. Normative Vorschriften aber, die Bethätigung reglementierender Autoritätssucht, haben sich im Bereich der Sprache und Litteratur — von Epochen abgesehen, in denen ein Volkstum sich aus arger Verwilderung mühselig emporzuheben begann – allezeit als un heilsam erwiesen, als ein Eingriff in den Gang der natürlichen Entwicklung, als ein Versuch, die Zukunft durch die Gegenwart zu beherrschen, der entweder mit Unfruchtbarkeit geschlagen ist oder ungesunde Früchte zeitigt.

Nicht besser steht es um jenen Plan, wenn wir ihn unter dem zweiten der oben namhaft gemachten Gesichtspunkte betrachten. Die hervorragendsten Schriftsteller eines Volkes und Zeitalters um eine gemeinsame Fahne zu scharen, sie durch das Abzeichen einer ihnen verliehenen Würde gleichsam zu adeln, sie zu einer Phalanx zu vereinigen, die dem Schlechten und Niedrigen kräftigen Widerstand entgegensetzt, das Beste und Edelste in ihnen zu stärkster Wirkung her- vorlockt — der Gedanke mag bestechend sein, er ist in Wahrheit trügerisch und unausführbar. Es fehlt der archimedische Punkt, um die Welt des Geschmackes zu bewegen. Gewiß, das Urteil der Menge geht gar häufig in die Irre. Allein die Wenigen, bei denen Vernunft wohnt, tragen nicht den Stempel der Unfehlbarkeit an der Stirn. Sie können und sie sollen sich bemühen, auf die gangbaren Ge- sinnungs- und Geschmacksurteile berichtigend und läuternd einzuwirken durch den Kampf der Meinungen, durch die Autorität, welche überlegene Leistungen der Einzelnen errungen haben, durch ihren Einfluß auf den Nachwuchs der Nation, auf eine Generation, die unter anderen Bedingungen als die irregeleitete empor- gekommen ist. Jeder Versuch aber, eine Geschmacks- norm auch nur durch die solch einer Akademie zu Gebote stehenden Mittel gleichsam zu octroyieren, wird neuen starken, aber in der Körperschaft unvertretenen Strömungen gegenüber unwirksam bleiben oder Schaden stiften, wenn diese Strömungen zwar be- rechtigt, aber noch zu schwach sind, um sich des auf sie geübten Druckes zu erwehren.

Mit der Ermunterung jedoch, welche der Preis der Akademie-Zugehörigkeit den um ihn streitenden Dichtern und Schriftstellern gewähren soll, hat es eine absonder- liche Bewandtnis. Gesichert ist solch eine Ermutigung nur Solchen, die ihrer längst nicht mehr bedürfen, während jene, die sie gar sehr benötigen, die noch Kämpfenden und Ringenden, fast ebenso sicher sind, ihrer entraten zu müssen. Dazwischen liegt eine mittlere Schicht, innerhalb derer auf einen Beglückten zehn Enttäuschte und Gekränkte kommen. Dieser Sachverhalt, das so häufige Nachhinken der akade- mischen Ehrungen hinter der Anerkennung des Fach- Publikums hat Herbert Spencer sein Haupt-Argument gegen den Nutzen von Akademien überhaupt geliefert. In solcher Allgemeinheit freilich besagt das Argument gar wenig. Unberührt bleibt der wesentliche Wert und die primäre Aufgabe gelehrter Gesellschaften als unschätz- barer Werkzeuge der nationalen und neuerlich auch der internationalen wissenschaftlichen Gesamtarbeit. Ge- troffen wird nur eine sekundäre Funktion der Akademien, die anläßlich der Zuwahl von Arbeitsgenossen erfolgende Auslese und Bewertung geistiger Kräfte. Bei einer Litte- ratur-Akademie aber wird dieses Verhältnis umgekehrt und die Nebensache zur Hauptsache gemacht. Auch ant- worte man nicht mit dem Hinweis auf die Un- vollkommenheiten, die allen menschlichen Einrichtungen anhaften. Diese sind nur dann und darum erträg- lich, wenn und weil neben einer Mehrzahl sicherer Vorteile eine Minderheit von diesen nicht ablösbarer zweifelhafter Nachteile einhergeht. Hier überwiegen

jedoch die gewissen Übel weitaus die problematischen Vorteile. Des größten dieser Übelstände haben wir noch nicht gedacht. Die originellsten Geister der jüngeren Generation, jene, die sich in Kunstübung, Denk- und Sinnesart am weitesten von den Zeitgenossen entfernen und darum zum Teil wenigstens ihnen am weitesten voraneilen, sind von solch einer Vereinigung nahezu mit Notwendigkeit ausgeschlossen. Wenig frommt es, an den unparteiischen Sinn zu appellieren, der das Genie auch dann zu ehren weiß, wenn es sich in Bahnen bewegt, die nicht die von uns bevorzugten sind. Dieser Appell ist dort, wo die Gewinnung positiver Wahrheiten das Kriterium bildet, vollständig an seinem Platze. In einer Wissenschafts-Akademie soll der Freigeist neben dem Orthodoxen, der verwegene Neuerer neben dem Erz-Konservativen einen Sitz einnehmen. Dasselbe in Betreff einer Litteratur-Akademie verlangen, heißt die Macht des Billigkeitsgefühles überschätzen; es heißt verlangen, daß wir unter den Vertretern von ästhetischen, moralisch[en] [...] socialen Richtungen, die wir verurteilen, diejenigen [...] wählen, welche sie am erfolgreichsten vertreten, [...] wir ihr Werk krönen, mit dem amtlichen Ge[...] versehen und dessen als verhängnisvoll erach[...] Einfluß, so viel an uns liegt, zu steigern uns be[...] Da das nur ganz ausnahmsweise geschehen w[...] kann der auf litterar-akademische Auszeichnunge[...] pichte Ehrgeiz leicht eine andere schlimme W[...] üben. Er kann, so weit seine Kraft reicht, die [...] dieser Ehrung lüsternen Schriftsteller dazu verfüh[...] die Form über den Gehalt, das Spiel über den E[...] die kindlich-harmlose Pegnitz-Schäferei über die [...] fechtung der hohen Menschheits-Anliegen zu [...]

In vorzüglicher Hochachtung
ergebenst

Th. Gomper[...]

Eine Reihe weiterer Äußerungen wird das nä[...] Heft bringen.

Cristalina.

Tauchet, Hände,
In den weißen Gletscherquell –
Lebensbrände
Löscht Euch dieser Kühlgesell.

Großgesogen
Hat er sich am ewigen Schnee.
Seine Wogen
Wissen nichts von Erdenweh.

Nichts von kleiner
Wandelbarer Menschenlust.
Rein und reiner
Quillt er aus der Mutterbrust.

Donnernd stiebt er
Nieder in das eb'ne Land –
Schäumend giebt er
Sich in meine heiße Hand.

Und ich fühle
Starren Glanz der Ewigkeit –
Deine Kühle
Cristalina, duftet weit!

Maja Matthe[...]

Mein Mütterlein stirbt nie . . .

Wenn ich es sah als wilder Bube,
Wie man, gebeugt und schmerzensvoll,
Sein Liebes trug aus enger Stube
Zum Kirchhof hin, zur stillen Grube,
Mir weh ins Aug' die Thräne quoll.
Still hab' die Hände ich erhoben
Und heiß gebetet spät und früh:
Gelt, lieber Gott im Himmel droben,
Mein Mütterlein stirbt nie?

Dann habt Ihr tief es eingegraben,
Mein Mütterlein, nun frei von Not,
Und liebe, gute Menschen haben
Es sanft gelehrt den kleinen Knaben:
Dein Mütterlein, jetzt ist es tot!
O Gott, wie weint ich da unsäglich,
Aufschluchzend warf ich mich aufs Knie:
Es kann nicht sein, es ist nicht möglich,
Mein Mütterlein stirbt nie!

Der Himmel gab's, was ich erbeten:
Die Mutter lebt trotz Grabesruh;
Sie will mit mir zur Arbeit treten,
Sie sitzt am Bett nach Tages Nöten,
Und noch im Traum nickt sie mir zu.
Zu guter That giebt sie den Segen,
Vor Bösem warnend schwebet sie
Still um mich her auf allen Wegen –
Mein Mütterlein stirbt nie!

Hugo Mauba[...]

Die Toten leben.

Dramatische Dichtung in drei Aufzügen von Adolf Wilbrandt.

(Fortsetzung.)

Thrasybulos.

h danke Dir. — In guter Stunde sagtest
u manchmal „Kind“ und „Sohn“ zu mir; und ich
urft' „Vater“ sagen. Dann beglücktest Du
'ich mit der höchsten Hoffnung: mich als Sohn
nd künft'gen Herrscher an Dein Herz zu drücken.
war erst noch Prüfung! Prüfung! sagtest Du;
erät's, dann wird's; sonst nicht! Beim Zeus, dacht' ich,
s wird ja wohl geraten! Und nun komm' ich
eut als Dein Feldherr heim, errungen alles,
as Du verlangtest, wenig Volk verloren,
nd denk' in meinem Herzen: das geriet!
nd hör', wie über meinem Haupt die Flügel
er Hoffnung rauschen. Aber Du — (Hält inne.)

Gelon.

Was ich?

Thrasybulos.

u weißt. Hier stand ich ja. — So hart geschmäht
nd so im Zweifel kann ich nun nicht leben.
ch bitt' Dich! Sag mir!

Gelon.

Was?

Thrasybulos.

Ob dieser Tag
Mich tot geprüft hat — oder ob Du noch
lls Sohn mich denkst! ob noch die Flügel rauschen!

Gelon.

Die Stimme zittert; doch die Augen glüh'n.
Das ist das Feuer, das — — Du willst als Mann
Entscheidung, und ich geb' sie Dir als Mann.
In diesem Feuer wohnt der Thrasybulos,
Den ich den Syrakusern nicht zum Herrscher,
Und meinem Haus zum Sohn nicht geben mag.
An Raum zu That und Ruhm soll Dir's nicht fehlen,
Da sei getrost. Das Andre — sei vergessen.
Das lösch' ich aus.

Thrasybulos (schreit auf).

O Götter! — Ewige Götter!

Gelon.

Die Götter wollen's nicht.

Thrasybulos.

Du nicht! — Du nicht! —
Was für 'nen Sohn verlangst Du Dir? Aus Wasser
Und Luft und Äther? nur kein Feuer drin?

Gelon.

Wie Du nun redest. Ich war Glut und Feuer,
Wie Du's nicht bist! Der wild'ste Reiter hieß ich
In ganz Sikelia: hundert Schlachten hab'
Ich mitgeschlagen; gab es Sturz und Wunden
Und Flucht, so lacht' ich dem Geschick ins Antlitz
Und dacht': so leben wir! — Kein Feuer drin?
Ich will auch Feuer drin, das Du nicht kennst;
Das Feuer, das dies trüb're Feuer läutert,
Das für die Menschen und die Götter, nicht
Nur für die eigne wilde Seele brennt.
Das half mir gegen mich. Das gab mir ein,
Nach diesem Spruch zu leben — lies, da steht er —:
(auf eine der Inschriften deutend)
„Nicht Dir gehörst Du, sondern allen; alle Gott!“ —
Seitdem erst bin ich Gelon. Doch es brennt
Noch viel in diesem Feuer: hohe Träume
Von bessern Tagen, wo dies junge Reich,
Das ich beherrsche, allen andern als
Erlauchtes Vorbild, das Gesetz der Weisheit
Erfüllt, ein neu Geschlecht voll Bürgertugend
Und Sittlichkeit und Götterfurcht erzieht.
Wird mir mein Tag zu kurz, so müssen Andre
Das Werk vollbringen. Dich hab' ich versucht
Dafür zu formen. Doch dies Feuer fehlt Dir.
Du fühlst nicht, was ich will. Drum muß ich sagen:
Du bist es nicht!

Thrasybulos (kaum fähig zu reden).

Wer ist's denn? — Wer denn? Theron?
„Die lockige Hoffnung“?

Gelon.

Laß. Genug. — Ich hab' Dir
Wahrheit gegeben, weil Du sie verlangt.
Dir bleibt sonst alles, was Du hast und bist.
Thu' Du das Deine nur — das Meine thu' ich.

Denn nie — — Mir graut vor Deinem Blick. Ich
bitt' Dich,
Faß Dich als Mann — und geh. Beschlaf's.
Durchdenk' es.
Laß mich nun meinen Weg zu Ende geh'n:
Zu dem da drinnen — der am meisten wohl
An mir geformt, gethan. — Hab' gute Nacht
Und freu' Dich Deines Ruhms.

Thrasybulos (scheinbar gefaßt, ruhig).
Ich dank' Dir. Gute Nacht.
(Gelon geht links in die Zelle, lehnt die Thüre hinter sich an. Thrasybulos schaut ihm nach.)
Er hat kein Schwert; ich hab eins — Schlafen? Leben?
Mit dieser Todesschmach? Schon selbst ein Halbgott
Im Aug' der Menschen, nun ein Ding zum Ausspei'n?
Ein ausgelachtes Nichts? — — Wenn ihm sein Tag
Zu kurz wird, sagt' er, müssen Andre kommen.
Wenn ihm sein Tag zu kurz wird . . . das kann werden.
Das Feuer in mir kann Deins verbrennen, Gelon;
Dies Schwert hier kann zu Deinem Sohn mich machen
Und Deinem Erben. Dann veracht' und schilt mich
(die Spitze seines Schwerts nach unten senkend)
Von dort herauf!
(Er schaut wie erwachend umher und horcht.)
Allein.
(Schleicht nach links und öffnet leise die Thür.)
Da steht und träumt er
Von seinem unbekannten Gott. — Du kannst
Ihn kennen lernen. Wart'!
(Will hinein, taumelt etwas, lehnt sich an die Thür.)
Zu schwarze Nacht
Vor meinem Aug'. — Nur still. — es lichtet sich. —
Ein richt'ger, rascher Stoß! (Schleicht hinein. Stille.)

Gelon (draußen, schreit auf.)
Du? Thrasybulos? —
Her mit dem Schwert! Noch leb' ich! — Her Dein
Schwert!
Du scheußlich Untier!
(Thrasybulos kommt rückwärts heraus, vor dem ihm folgenden Gelon zurückweichend, ihn entgeistert anstarrend, das Schwert in der Hand. Gelon, bleich, eine Hand auf der Brust, beginnt zu wanken, hält sich mit großer Anspannung aufrecht, den Thrasybulos mit der erhobenen Faust bedrohend.)
Mörder! Komm heran!

Lanassa (draußen rechts).
Wer ruft dort? — Gelon!

Thrasybulos (fährt zusammen).
Nacht und Tod. Lanassa!
(sich plötzlich aufraffend, halblaut)
Zurück in Deine Gruft! Du, nur noch ein
Gespenst —
(Drängt den taumelnden Gelon mit allen Kräften in die Zelle zurück, verschwindet dort mit ihm.)

Gelon (mit sterbender Stimme).
Noch eimal! — Mörder!

Lanassa (von rechts).
Rufst Du Gelon?
Wo bist Du? Bruder!

Gelon (schwach).
Glaub', die Götter werden
Dich Scheusal — (Verstummt.)

Lanassa.
Das war Gelons Stimme. — Bru[der]
Was ist gescheh'n?
(Blickt durch die offene Thür in die Zelle.)
Am Boden! — Heil'ge Göt[ter]
(zu dem ohne Schwert hervortretenden Thrasybulos)
Liegt dort mein Bruder? (Er nickt.) Tot!

Thrasybulos (nickt).
Er stürzte nieder
Und starb.

Lanassa.
Er stürzte nieder? — „Mörder“ rief e[r]
Ich hab's gehört. Ich hab's gehört. Du hast [ihn]
Ermordet! Du!

Thrasybulos.
Beim ew'gen Zeus! ich w[ill]
Hier auf der Stelle sterben, wenn ich ihn
Mit einer Hand berührt.

Lanassa.
Am Boden Blut!

Thrasybulos.
Das brach aus seinem Mund. Von innen kam —
Plötzlich — entsetzlich —

Lanassa
(will hinstürzen, schwankt, wird blicklos)
Gelon! — — Mich verlaßen
Die Sinne . . . (lallend) Mörder! Gelon!
(Bricht ohnmächtig zusammen.)

Thrasybulos (sich über die Stirn streichend).
Ein verrückter Traum —
Aufwachen! hurtig! Feigling!
(Öffnet hinten die Thür; Epikydes steht davor.)

Epikydes.
Was ist hier
Gescheh'n? Was rieft Ihr so? — — Lanassa!

Thrasybulos.
Laß
Die liegen; die erwacht von selbst. Dort liegt
Ein Anderer, der nicht erwacht. Hilf mir,
Daß — Niemand ihn getötet als die Götter.

Epikydes (begreifend).
Gelon?

Thrasybulos.
Hinein! Hinein!
(Zieht ihn mit sich fort in die Zelle, während der Vorhang fällt.)

Zweiter Aufzug.

us. Freier, unregelmäßiger Platz. Links das stattliche Haus des , jetzt des Thrasybulos; vor dem Eingang zwei dorische Säulen, nen Söller tragen. Rechts und links vom Eingang einfache steinerne . Etwas mehr in die Bühne hinein, vorne links, eine kunstreiche orbank, ein Halbrund, nach rechts gerichtet. Vorne rechts ein bild des Hermes. Rechts niedrigere, einstöckige Häuser, zwischen eine Gasse, die zum Meer hinunterführend gedacht ist. Rückwärts en Platz abschließendes Mäuerchen, dahinter Dächer und Türme der etwas tiefer liegenden Stadt und das weite Meer.

---

iner der steinernen Bänke am Haus sitzt **Kephalos**, als Hauptmann Leibwache gerüstet und gewaffnet; **Leibwächter** des Thrasybulos, falls bewaffnet, stehen in Gruppen hier und da vor dem Haus. ılos spricht mit einem vor ihm stehenden **Unterführer. Korax** t von rechts, aus der Gasse, geht auf den Eingang des Herrscherhauses zu.

Kephalos.

t da! Nicht weiter! — Was ist Dein Begehr?

Korax.

n Thrasybulos möcht' ich; mit ihm sprechen.
weiß.

Kephalos.

Er weiß? Das weiß ich nicht. — Der Herrscher
jetzt nicht sichtbar; wart' 'ne Viertelstunde.

Korax.

r „Herrscher"?

Kephalos.

Ist er etwa nicht der Herrscher?
s wundert Dich?

Korax.

Wohl, wohl. Die Herrschaft hat er.
ch Gelon, unser großer Fürst — er ließ sich
ch nie den „Herrscher" nennen.
(alle die Wächter betrachtend) Freilich stellt' er
ch nicht 'nen Zaun von Wächtern um sein Haus —
s wären er und Syrakus im Krieg. —
t denn, so wart' ich; drinnen in der Halle.
(Will wieder ins Haus hinein.)

Kephalos.

lla! Bleib' steh'n.

Korax.

Warum?

Kephalos.

Das Haus des Herrschers
tritt man nicht bewaffnet, weißt Du doch.

Korax.

b' ich denn Waffen?

Kephalos.

Ob Du hast, ob nicht,
as wird man eben seh'n. Die Wächter werden
ch untersuchen.

Korax (entrüstet).

Mich? — Beim Zeus! ich dächte,
u kenntest mich.

Kephalos (nickt).

Der alte Korax bist Du;
Ist mir bekannt.

Korax.

Der Korax! Jeder grüßt ihn
Und ehrt ihn! Geh' durch Syrakus und zeig'
Mir einen bessern, mehr erprobten Bürger!

Kephalos.

Und wärst Du auch Dein Vater oder Ahnherr
Und kämst als Schatten aus der Unterwelt,
Man untersucht Dich doch.

Korax.

O Zeiten, Zeiten!
Das in des Gelon Stadt! Vorm Haus des Gelon!
(**Thrasybulos** kommt links aus der Thür, reich gekleidet, mit Helm und Schwert; bewaffnete **Hauptleute der Söldner** folgen ihm.)

Thrasybulos.

Wer lärmt vor meinem Haus so ungebührlich? —
Du, Korax? Giebst Du Graubart so das Beispiel,
Wie man zum Herrscher geht?

Korax.

Vergieb. Man soll
Frisch lernen wie ein Bub. — Zum Gelon ging man
Wie Mann zum Mann; und man mißtraut' uns nicht.

Thrasybulos.

Ja, ja, ich hört' Dich schon den Namen rufen.
Nur immer Gelon! Gelon! Jeder hat
Den Namen Gelon zwischen seinen Zähnen:
„Das war nicht unter Gelon"; „Gelon machte
Das so und so und so!"

Korax.

Vergieb. Er war —

Thrasybulos.

Ein großer Mann. Gewiß! Den Göttern ähnlich.
Du hörst: ich preis' ihn auch! Ich hab' sein Ende
Betrauert, wie Ihr alle! — Doch er liegt nun
Da draußen neben seinem Weib im Grab.
Wir haben ihn bestattet, feierlich,
Ganz Syrakus zum Thor hinaus, ich mit,
Wehklagend, weinend, wie es sich geziemte;
Nun ist er tot. Und die Lebend'gen leben!
Und ich, sein Erbe, werd' nun so gebieten,
Wie mir, mir, dem lebend'gen Thrasybulos,
Es gut und nützlich deucht für Syrakus!

Korax (verstockt).

Die Götter mögen es zum Guten lenken.

Thrasybulos (gereizt).

Und Du, Graubart? Du Halblebendiger?
Was wolltest Du von mir?

Korax.

Zuvörderst, Herr,
Freundlich're Rede, wenn es Dir beliebt;
Das Alter schonend, das Verdienst beachtend.
Wie ich's gewohnt war von dem weisen Gelon —

Thrasybulos.

Gelon! Schon wieder!

Korax (verneigt sich).

Und für heute, Herr,
Begehr' ich weiter nichts. (Ab nach rechts.)

Kephalos.

Hochnäsiger Weißkopf. —
Läßt ihn so zieh'n, Herr? ungestraft?

Thrasybulos.

Es wird
Sein Tag noch kommen; wart' nur. Laß ihn nur! —
Den liebt das dumme Volk. Es wird noch lernen,
Nur den zu lieben, den es soll. Ein Baum
Wie Syrakus fällt nicht auf einen Streich;
Doch, guter Kephalos, die Axt hab' ich,
Und was noch steht, wird fallen!

Kephalos

(nach rechts deutend, wo **Epikydes** aus der Gasse erscheint)

Epikydes.

Thrasybulos.

Gut, daß er da ist.

(Geht dem Epikydes nach rechts entgegen.)

Sei gegrüßt! willkommen.

Epikydes

(unterwürfig mit leise durchscheinender Vertraulichkeit).

Zeus sei mit meinem königlichen Herrn!

Thrasybulos.

Komm, sag mir gleich hier draußen, wie es steht.

(Tritt im Gespräch zur Bildsäule des Hermes, läßt sich dort nach einer Weile auf den Stufen des Unterbaus nieder; Epikydes bleibt immer stehen. Sie reden mit etwas gedämpfter Stimme.)

Lanassa ist gesund? Du bist zufrieden?

Epikydes.

Zufrieden? Das, Herr, sag' ich doch noch nicht.
Nach solcher Störung braucht es Zeit —

Thrasybulos.

Was Zeit!
Vier Wochen schon! Vier Wochen hab' ich sie
Mit keinem Aug' geseh'n! Ihr sitzt da draußen
Über der Brandung von Plemmyrion —
Von meinem Dach erkenn' ich Euer Dach —
Das ist auch alles. „Braucht es Zeit." Bist Du
Ein weiser Arzt? So hilf auch! Zwei, drei Wochen,
So dacht' ich, höchstens; jetzt, nach vieren, sagt er
Mit dem bedenklich spröden Arztgesicht:
„Da braucht es Zeit!"

Epikydes (lächelnd).

Ein alter Spruch sagt: Herr[...]
Und Liebende sind nicht geduldig. Hier
Ist beides wohl in einem. Drum —

Thrasybulos.

Schon gut.
Ihr Geist noch nicht gesund?

Epikydes.

Bedenk nur, Herr,
Wie sie hinauskam: „eines Schattens Traum"
Nach Pindars Dichterwort. Noch tagelang
Bewußtlos; dann, erwachend, weiß sie nicht:
Wer ist sie? wer und wo? in fremder Ferne
Oder im Schattenreich? Nach Tagen erst
Erkennt sie Theron; dann den Hauptmann, der [...]
Den Wächtern mitgabst, den Demetrios;
Zuletzt auch mich. Doch immer sitzt sie noch
Als schöner Körper ohne Seele da,
Beinah wie Niobe, die Steingewordene;
Sie träumt, sie brütet — doch als wär' das [...]
Nur so ein Farbenwechsel ohne Sinn,
Bewegung eines Wurms, ein zwecklos Branden
Wie unter ihrem Haus. Fast dacht' ich schon:
Der Geist erlosch! — Doch durch Musik und [...]
Durch milden Schlaftrunk, auserles'ne Speisen —
(lächelnd) Auch darin wohnt ein guter Geist — und [...]
Durch weisen, sanften Zuspruch weckt' ich langs[am]
Die starr geword'ne Seele. Erst noch flackernd[,]
Dann ruhige Flamme —

Thrasybulos (ungeduldig).

Mal' Dein Bild nicht [...]
Mit feinem Stricheln, selbstgefälliger Maler.
Nun also! „Ruhige Flamme"! Das bedeutet
Mit schlichtem Wort: gesund!

Epikydes.

Vergieb. Ich wollte[,]
So wär's; doch ist's noch nicht. Ihr Geist erwacht[e,]
Doch krankt er noch; ihn schreckt das Leben noch.
Er ist noch tagscheu — nicht wie Du ihn möchtest[.]
Und seit ihr die Erinn'rung wiederkam
An Gelons Tod, seit sie begriffen, wie sich
Die Welt seitdem verändert — Du der Herrscher[,]
Sie wie ein Fürstenkind geehrt, gepflegt,
Aber in Deiner Macht — seitdem entflammt' ih[r]
Auch allerlei im Aug'; nenn's Argwohn, Mißtra[uen,]
Feindselig Grübeln, wie Du willst. Sie schaut [mich]
Zuweilen an mit einem tiefen, schwarzen,
Pfeilscharfen Blick; es könnt' mich überlaufen,
Wär' ich nicht Arzt und Mann. Ja, zweimal [war]
Ihr Blick so seltsam und so wetterleuchtend,
Daß ich — — Du wirst verzeih'n, Herr. Diesen [...]
Trag' ich im Gürtel unter dem Gewand.
Sie könnte plötzlich — solche Kranke haben
So wilde Stunden — (Fortsetzung folg[t].)

Erkenntnis.

Ich wollt', ich wär' ein blindes Kind
Und könnt' mich verlieren, verirren,
Hätte zu Führern Libelle und Wind,
Die durch Halme und Blätter schwirren,
Hörte der freudigen Wellen Gesang,
Die sorglos ihren silbernen Gang
Über Berg und Thale gehen,
Und folgte gläubig dem trauten Klang,
Ohne den Pfad zu sehen.
Zöge so meinen heimlichen Weg
Mit leisem Lauschen und Tasten,
In stillem Wandern, durchs grüne Geheg,
Feierfroh, ohne Hasten!

Wie wär' die Welt mir so lieb und licht,
Könnt' ich sie sehen ohne Gesicht!
Ich schaute Menschen reiner als Schnee,
Augen heller als Sterne,
Worte hört' ich, tief wie die See
Und hoch wie die höchste Ferne!
Die Erde wär' wie Smaragd so grün,
Die Wasser blau wie Saphir,
Die Himmel stünden in göttlichem Glüh'n
Wie ein ewiges Friedenspanier,
Es hüllte die Sonne mich ein,
Ohne die Seele zu blenden,
Und ich brauchte vor ihrem sieghaften Schein
Nicht traurig die Blicke zu wenden!

Ach, meine Augen sind hell,
Sehend, dem Tage offen,
Und immer rauscht des Erkennens Quell
Kältend über mein Hoffen.
Mich schmerzt des Daseins schreiendes Licht,
Ich suche den Traum und finde ihn nicht,
Immer zerrt mich aus Schweigen und Nacht
Des hastenden Morgens Hämmern!

Der Weg, drauf ich wandre, Stein und Staub,
Der freudige Frühling des Winters Raub,
All meine Blüten vom Tode geküßt,
Mit Dornen gekrönt jedes rote Gelüst,
Grau — grau die Straße!
Zu beiden Seiten lockt weicher Schatten,
Reifende Felder, grünende Matten,
Ach, all der Traum, der die Sehnsucht zieht,
Was ist er für den, der sieht, der sieht! —

Ich wollt', ich wär' ein blindes Kind
Und könnt mich verirren, verlieren —
Schweifte wie der beschwingte Wind
In uferlosen Reviere —
O, daß ich sehe — sehe!

Ein Märchen webt durch den Tann,
Leuchtkäfer funkeln im Grase,
Mich aber hält in herrischem Bann
Die graue, graue Straße!

Gertrud Klett.

Der Flagellant.

Der Sünden Maß ist voll, es naht Verderben,
ur Sonnenwende droht das große Sterben.
ie Knochenhand klopft nächtens an das Thor.
un hebt die Hände hoch zum Herrn empor!"

us Liebesarmen schrecken Bußgesänge,
as Land durchwandeln düstre Glockenklänge;
ie wenn ein Geier auf die Lerche stieß,
as Lautenspiel der Silberton verließ.

a nah'n sie: Mann und Weiber, Herrn und Knechte,
ie Geißel, siebenknotig, schwingt die Rechte
nd saust hernieder, aufwärts spritzt das Blut,
n Blut berauscht brennt roter Fackeln Glut. —

„Nun tretet all herzu, wer büßen wölle!"
Hoch ragt das Kreuz. — O trauter Nachtgeselle!
Sie reißt das Kleid von ihrer Brüste Weiß,
Umhüllt ihr Haupt und paßt sich in den Kreis.

Und weiter zieht sie in der Büßer Reihen,
Vor Sündenfluch den nackten Leib zu freien,
Verstummt der Mund, der holde Zwiesprach pflag,
Nur engelleis summt er die Büßerklag'.

Durch Berg und Felder schallt das Echo leise
Des Stabat mater düstre Totenweise, — —
Doch hell ein Lied durch meine Seele klingt,
Das Hohelied, das von dem Leben singt.

O hüllenloses Weib, nun von den Lenden
Das Linnen fließt, ich kann den Blick nicht wenden!
Die Knöchel zart umspielt der rauhe Wind,
Von Marmorschultern rot die Buße rinnt.

Zurück zum Leben lockst Du, holde Sünde,
Auf daß mein Mund des Schöpfers Wunder künde,
Der junge Saaten für uns grünen läßt. —
Komm, minnig Weib, mich schreckt sie nicht, die Pest!

Otto Kindt.

Nachtstille.

Die Nacht ist still und heiter,
Nichts regt sich rings umher,
Nur in der Ferne schäumet
Das weite, blaue Meer.

Auch in der Brust ist Friede
Und selig süße Ruh,
Und wie von ferne rauschet
Mir alle Liebe zu.

Alexander von Bernus.

Unterstrom.

Wie die Wolken in einander fließen —
Eine aus der andern sanft entstehend,
Langsam wandelnd und im All vergehend,
Träumen sie durchs gelbe Abendlicht.
Flüchtige Gedanken mich durchschießen,
Ohne Worte, ohne That zu werden,
Zieh'n zum Himmel, wandern längs der Erden,
Schweifen, kreisen, aber haften nicht.

Droben läßt das Wolkenheer zergleiten
Ewig wach der Wind, doch in der Tiefe
Schwimmt der schwüle Duft, als wenn er schliefe,
Unbeweglich seine Fülle ruht.

So mir die Gedanken durch die Weiten
Rinnen, doch ein stetes Dein-Gedenken
Ließen sie im Herzen still sich senken,
Eines Unterstroms geheime Flut.

Eines Stromes, der mit heil'gem Rauschen
Unter wilden Wirbeln still sich wieget,
Darin Deine Blicke eingeschmieget
Ruh'n wie Perlen in des Meeres Haft.
Immer muß ich dem Geströme lauschen,
Das mich lockt wie Märchennixenreigen,
In die tiefe Zauberflut zu steigen,
Mir zu schöpfen stille Wunderkraft.

Ilse Hami...

Empor.

Mag das Leben dräu'n und drohen!
Meines Geistes Flammen lohen,
Meine Seele glüht und sprüht.
Schlackenlos wird sich erheben
Aus der Asche neues Leben,
Aus den Tiefen mein Gemüt.

Pläne reißen mich nach oben.
Funken, die wie Flammen stoben,
Werden Chaos — Erde — Welt.
Und der Menschheit ein Begleiter,
Stürm' ich wie ein Feuerreiter
Durch das ährenschwere Feld.

Straff die Brust dem Ziel entgegen,
In der Hand den reinsten Degen,
Meine Feder, zieh ich aus;
Und von Firnen, eisgeboren,
Trage ich des Sturmlieds Horen
In mein freies Vaterhaus.

Sturm ist Manna, Sturm ist Quelle,
Kamerad und Weggeselle
Meiner hohen, wilden Fahrt.
Hei! das ist ein mächtig Jagen,
Wenn mich hoch die Wolken tragen
Und das All sich offenbart.

Mag das Leid den Leib bezwingen!
Meiner Seele starke Schwingen
Breiten sich zu neuem Flug.
Wälder schwinden und verblassen,
Kleiner werden Dorf und Gassen. — — —
Höher, höher steigt mein Flug!

J. J. Horschi...

An Marie von Maria Schutz.

War ich von dem Sonnwendstein
In der Morgensonne Schein
Froh herabgestiegen;
Schaute dann im ros'gen Strahl,
Reizend Kind, Dein Heimatthal
Grünend vor mir liegen.

Fülltest mir mit Wein den Krug,
Sprachest lieb und blicktest klug
Aus den dunklen Augen —
Und dies Herz, schon längst nicht jung,
Durfte von dem Doppeltrunk
Süße Labung saugen . . .

Vorwärts geht's mit vollem Dampf
Wieder in des Lebens Kampf,
Manchem Feind zum Trutze —
Aber Eines weiß ich: nie,
Nie vergeß' ich Dich, Marie
Von Maria Schutze!

Eduard Fehre...

Vertrauen.

Von tiefem Kummer bist Du ganz genesen,
Der Dich belastet hat gleich schwerem Traum —
Der toten Jahre Qual, sie ist gewesen —
Ein neues Blatt entsproß dem Lebensbaum!

Weißt Du, welch tiefgeheimnisvolles Wesen
Dich aus der Schmerzensnacht errettet hat?
Wer Deine Träume tröstend aufgelesen?
Dein schlaflos Lager schuf zur Friedensstatt?

Du wolltest keiner Seele mehr vertrauen,
Verzweiflung hatte Dir den Mut geraubt —
Da fandest Du ein Herz, darauf zu bauen!
Gerettet bist Du — denn Du hast geglaubt!

Erna Ludwi...

Arbeit.

Roman von Maria Schade.

(Fortsetzung.)

Warum hatte sie es verraten?

Er war ihr wie eine Sünde erschienen, den ann mit den Schweißtropfen auf der Stirn ıd den von der Arbeit staubigen Händen zu rleugnen. Und sie bereute auch nicht, daß das eheimnis heraus war. Gedrückt hatte es sie ›ch. Jetzt erst fühlte sie es. Sie atmete er-ichtert auf.

Verstohlen schaute sie hinüber zu dem Gatten. Ob der wohl sehr erstaunt war über das ekenntnis?

Durchaus nicht. Ruhig saß er da. Mit der Spitze seines Stockes liebkoste er die neuen Schuhe.

„Hast Du in dem Atelier etwas bestellt?“ ragte er nur.

Jsi schüttelte den Kopf.

„Wie kommst Du denn dahin?“

„Durch Zufall.“

„So?“

Jetzt schien er doch etwas neugierig zu werden.

„Ich saß auf der Mauer, um den Jasmin, er drüben blüht, zu sehen. Da fiel ich hinab.“

Die junge Frau sprach wie im Traum. Ihre eltsam glänzenden Augen blickten ins Leere. Im Geiste durchlebte sie noch einmal dieses erste Be-gegnen. Sie war ganz in der Erinnerung.

„Und dann hob er Dich wohl auf?“

„Nein, das that er nicht. Ich bin allein auf-gestanden.“

„Na, das war aber höchst ungalant.“

„Muß man denn immer eine Gefallene auf-heben?“

„Gewiß, wenn man eine Spur von Takt be-sitzt. Aber dieser Herr Meerbach scheint, was man so sagt, etwas Rauhbein zu sein.“

„Nein, das ist er nicht!“ Mit einem Schlage war Jsi aus ihrem Traume erwacht. „Aber ein Fatzke ist er auch nicht — ein eitler Geck.“

Feindselig blickte sie auf die zierlichen Schuhe des eleganten Gatten.

Der zog die Füße unter den Sitz seines Stuhles, als gelte es, sie vor einer Gefahr zu schützen. Er fühlte den Vorwurf, aber er wollte es sich nicht merken lassen.

Eine Pause entstand.

Jsi schien es, als wäre die Luft noch drük-kender geworden. Um ihre Schläfen summte ein großer Käfer. Sie schlug nach ihm.

„Hast Du in dem Atelier etwas Interessantes gefunden?“ fragte er nach einer Weile.

„Ich habe sein neues Werk gesehen, — die ‚Arbeit‘.“

„So? — — Davon hörte ich auch schon. — Ist es gut?“

Der jungen Frau war es, als ob die Hitze sich steigere von Minute zu Minute. Jetzt saß sie ihr an der Kehle. Sie fühlte sich wie ge-würgt. War das die Hitze oder die Angst, die furchtbare Angst vor sich selbst?

Mit einer raschen Bewegung warf sie sich über den Tisch. Ihre beiden Hände legte sie auf den Arm des Gatten.

„Alfred, komm mit! Ich bitte Dich, komm morgen mit.“

„Wohin denn?“

„Zu Hans Meerbach — ins Atelier.“

„Ach so, die ‚Arbeit‘ ansehen. Das wäre ja ganz interessant. — Aber morgen? Da habe ich keine Zeit.“

„Komm!“ wiederholte sie. Ihre Hände lagen noch immer auf seinem Arm.

„Es ist mir unmöglich beim besten Willen. Morgen grade habe ich etwas vor. Ich habe nämlich Fischer versprochen, für ihn zum Landes-hauptmann zu fahren. Du weißt doch, er ver-heiratet im nächsten Monat seine Tochter. Da möchte er zum Hochzeitsdiner gern den Saal vom Landeshause haben. Aber er hat doch keine Beziehungen. Also übernahm ich es, für ihn darum zu bitten.“

„Alfred!“ Ihre Stimme zitterte. „Was gehen uns fremde Menschen an!“

„Fremde Menschen? Erlaube mal. Fischer ist mein intimer Freund. Und der Landeshauptmann hat mich auf der letzten Gesellschaft bei Kommerzienrat Halbmann geradezu ausgezeichnet. Nach Tische saßen wir zusammen beim Biere mindestens zehn Minuten in tiefer Unterhaltung. Ich benutze die Gelegenheit ganz gerne, um die interessante Bekanntschaft wieder ein wenig aufzufrischen.“

„Ach so . . .!“

Sie sagte diese beiden Worte sehr gedehnt. Sie nahm ihre Hände von dem Arme des Gatten. Sie setzte sich wieder auf ihren Platz, anscheinend ganz ruhig. Nur die krampfhaft geballten Fäuste, die sie neben sich auf die Bank stemmte, verrieten ihre Aufregung.

Sie schüttelte sich.

„Was hast Du?“ fragte der Gatte.

„Es überläuft mich kalt,“ sagte sie ängstlich.

„Vielleicht eine Raupe,“ scherzte er. „Das kann ganz gut sein. Du sitzt gerade unter dem Baume.“

Sie schüttelte sich wieder.

„Das ist sicher eine Raupe! Ich sag's ja. Laß mal sehen.“

Er trat dicht an sie heran. Er streckte die Hand aus, um ihr Kleid zu berühren.

Sie sprang auf.

„Eine Raupe ist es nicht,“ rief sie laut und sah ihm starr ins Gesicht. „Es ist der Ekel am Leben.“

Sie lief ins Haus.

Er folgte ihr kopfschüttelnd.

IV.

Drei Tage später gingen Herr und Frau Ruprecht über die Straße, um das Atelier von Hans Meerbach zu besuchen.

Sie sahen sehr einträchtig aus, wie sie so Seite an Seite dahinschritten.

Zwei vorübergehende Herren grüßten höflichst, fast devot. Sie wandten sich sogar noch einmal nach dem Paare um.

„Die Ruprechts führen eine wahre Musterehe,“ sagte der eine. „Eine seltene Erscheinung in unserer bösen Zeit.“

„Ja, endlich einmal eine Liebesheirat, die wirklich vorhält,“ bestätigte der andere. „Glückliche Menschen!“

Die glücklichen Menschen waren in dem Thorwege, der in das graue einstöckige Haus führte, verschwunden.

Zum ersten Male benutzte Isi den legitimen Eingang, um zu ihrem Freunde zu gelangen. Und das kam ihr fast wunderlich vor.

Sie ging voraus.

Der Gatte folgte.

Durch den Thorweg traten sie ins Freie.

Isi hatte den Hof von dieser Seite noch nie gesehen. Auch hier lagen Steinblöcke, aber nur vereinzelt. Das Gras war tief niedergetreten von den vielen Füßen, die täglich darüber gingen.

Jetzt standen sie vor der großen Thür, die in das Innere der Bildhauerwerkstätte führte.

Der weite Vorraum leer wie gewöhnlich, denn es war wieder Mittagszeit.

Der Vorhang rauschte.

Da stand Hans Meerbach, in der Hand den Schlägel.

Mit großen erstaunten Augen blickte er auf die Eintretenden.

Isi ging auf ihn zu.

„Verzeihen Sie,“ sie sprach es fast in flehendem Ton, „ich habe mir erlaubt, meinen Mann mitzubringen. Der wollte sich auch einmal Ihre „Arbeit“ ansehen . . .“

Sie stockte. Alles, was sie sagte, kam ihr so dumm vor.

Herr Ruprecht war unterdessen auch näher getreten. Mit einer herablassenden Gönnermiene, wie er sie vor zwei Tagen an dem freiherrlichen Landeshauptmann gesehen, — übrigens war diese Errungenschaft die einzige, die ihm sein Besuch eingebracht hatte — streckte er dem Künstler seine zierlich behandschuhte Rechte entgegen.

Der zögerte, in die dargebotene Hand einzuschlagen. Dann that er es doch, mit einem Blick auf Isi.

„Ich fürchte nur,“ sagte er, „daß ich Ihren schönen Handschuh schmutzig mache. An meinen Fingern klebt Staub.“

„Thut nichts! Thut nichts!“ Herr Ruprecht lächelte sein verbindlichstes Lächeln, was sonst nur einer ordengeschmückten Brust zu teil wurde. „Sind ja mehr von der Sorte zu haben. — Außerordentlich angenehm . . . . Höchst interessant . . . Ah, also das ist Ihr Werk! . . Sie erlauben doch . . .“ Er verbeugte sich. Er sah fast aus, als verbeugte er sich vor dem steinernen Weibe.

Isi hatte sich verfärbt. Ihre seltsam glänzenden Augen blickten starr.

Der Gatte hatte mit vieler Umständlichkeit en Kneifer hervorgezogen. Jetzt setzte er ihn f die Nase, die sich diese Zumutung nicht recht allen lassen wollte. Durch die goldgefaßten äser betrachtete er die „Arbeit“. Er gab sich e Mühe ein möglichst nachdenkliches und inte- ssiertes Gesicht zu machen. Er legte die Stirn Falten. Er spitzte den Mund. Er zog die hultern in die Höhe. Alles genau so, wie er einmal bei einem Kritiker gesehen hatte.

„Hm! — Hm!“ machte er ein paarmal. vischen jedem dieser vielsagenden Gefühlsaus- ücke ein Zwischenraum. Dann begann er sehr chtig:

„Ausgezeichnet! — Wirklich ganz ausgezeichnet! Phänomenales Werk! — Zeugt entschieden n intensivem Können. — Nicht unmodern. — eue Schule. — Auffassung, Ausführung stark alistisch. — Mit einem Zug ins Symbolische.“ r kramte alle Ausdrücke vor, die er bei Kunst- sprechungen aufgeschnappt hatte. „Gratuliere!“ r verbeugte sich wieder. Diesmal ganz unver- nnbar vor dem Künstler.

Der hatte ihm halb den Rücken zugewendet. ber die Achsel lächelte er ihn an.

Ifi sah dieses Lächeln. Sie fühlte es.

Mit einer raschen Bewegung trat sie auf ren Gatten zu. Sie mußte ihn schützen. Sie hörte ja zu ihm. Wenn er sich lächerlich machte, achte er auch sie lächerlich.

Bebend vor Angst berührte sie seinen Arm. „Alfred!“ flüsterte sie. „Alfred!“

Der Kunstenthusiast ließ sich nicht stören. egeistert fuhr er fort:

„Das ist wirklich der Mühe wert, es zu sehen. - Ich kann garnicht sagen, wie dankbar ich einer Frau bin, daß sie mir zu einem solchen Genusse verholfen hat. — Was doch so eine kleine frau alles kann!“ Er legte seinen Arm zärtlich m Ifis Taille. „Komm, Schatz, betrachte es ir einmal von hier — perspektivisch.“

Sie entzog sich der Umarmung. Sie trat in paar Schritte zurück. Obgleich sie die Augen bsichtlich von dem Künstler abgewendet hatte, ühlte sie seinen Blick.

„Verfolgen Sie mit ihrer „Arbeit“ bestimmte Zwecke?“ fragte Herr Ruprecht. „Ich meine, wissen Sie bereits, wo die Statue hinkommen wird?“

„Wenn sie fertig ist, schicke ich sie nach Berlin ur Ausstellung.“

„Ah, auf die große Berliner Ausstellung! Das ist ja interessant. — Ein so talentiertes Werk wird sicher Aufsehen erregen. — Man wird es vorzüglich kritisieren. — Wenn ich Ihnen vielleicht bei irgend etwas behilflich sein könnte . .“

„Danke! Danke!“ Der Künstler lächelte wieder. „Sie sind zu gütig.“

„Ganz und gar nicht. Aber ich helfe gern, wenn ich so eine überzeugende Probe von künstlerischen Fähigkeiten sehe. — Schade nur, daß ich Sie nicht schon früher kennen gelernt habe. Vor ein paar Tagen war ich nämlich bei dem Landeshauptmann. Wir sind sehr intim. Es wäre mir sicherlich eine Kleinigkeit gewesen, ihn zu veranlassen, Ihr Atelier zu besuchen. Durch ihn würde die Gesellschaft von Ihrer „Arbeit“ erfahren haben. Vielleicht hätte man sogar Se. Excellenz den Oberpräsidenten dafür interessieren können . . . Kennen Sie übrigens Graf Wüstenberg? Ein charmanter Herr . . .“

„Habe nicht die Ehre. Und zweifle auch, daß ich die Zeit haben würde, die Herren zu empfangen. Mein Atelier ist kein Museum.“

Es entstand eine Pause.

Ifi wühlte die Hände in die Falten ihres Kleides. Unwillkürlich hatte sie einen Schritt vorwärts gethan, ihrem Gatten entgegen. Aber plötz- lich war sie stehen geblieben. Sie wußte nicht warum.

Herr Ruprecht war ganz Kunstgönner. Alles interessierte ihn. Alles wollte er sehen. Bereit- willig zeigte Hans Meerbach seine Reliefstudien mit mythologischen Motiven. Ifis Gatte ver- riet bei dieser Gelegenheit eine unglaubliche Un- bildung. Diana machte er zu der Göttin des Krieges. Hermes und Merkur hielt er für zwei ganz verschiedene Persönlichkeiten.

Der Künstler ertrug diese Reformen auf mythologischem Gebiete mit der Ruhe eines Stoikers. Er widersprach nie. Er lächelte auch nicht mehr. Mit dumpfem Gleichmute beantwortete er alle Fragen, die man an ihn richtete.

„Was ist das?“ fragte plötzlich Herr Ruprecht und zeigte auf eine kleine Thonfigur, die auf einem Drehbock stand.

Er wollte das Werkchen näher in Augenschein nehmen. Aber Hans Meerbach warf rasch einen Thonlappen darüber.

„Es ist nichts weiter,“ sagte er anscheinend gleichgültig. „Nur eine kleine Studie.“

Ifi stand hinter dem Künstler. Sie hatte über seine Schulter geblickt, als er sich zur Erde neigte. Ihre Augen waren scharf.

„Komm!“ sagte sie zu ihrem Gatten. „Wir dürfen Herrn Meerbach nicht länger stören.“

„Du hast recht, meine Liebe, es wäre ein unverzeihlicher Raub an der Kunst, wenn wir den verehrten Künstler zu lange in Anspruch nähmen. — Habe mich außerordentlich gefreut." Hans Meerbach ergriff die dargebotene Hand, ohne seinen Gast anzusehen. Die Gönnermiene widerte ihn an. „Es war mir ein Genuß, wirklich ein großer Genuß .... Diese Stunde werde ich nicht so leicht vergessen."

Noch ein paar Phrasen. Eine korrekte Verbeugung von Seiten Ruprechts. Eine weniger korrekte von dem jungen Bildhauer.

Der geleitete seinen Besuch durch den Vorraum bis an die große Thür. Er öffnete sie selbst.

Jsi war die erste, die hinaus trat. Sie grüßte ihren Freund, ohne ihn anzusehen. Sie war ihm plötzlich so fremd geworden. Langsam ging sie weiter, wie im Traum. —

Das Ehepaar stand auf der Straße.

Der Gatte atmete erleichtert auf.

„Das wäre nun auch überstanden. Gott sei Dank!" sagte er halblaut, wie zu sich selbst. „Diese Künstler sind merkwürdige Menschen. Ein Rauhbein ist der gute Herr Meerbach doch, ich kann ihm nun mal nicht helfen. Er scheint wenig Gelegenheit zu haben, sich in gebildeter Gesellschaft zu bewegen. Denn sonst müßte er mehr Takt besitzen. Ein Stückchen weiter hätte er uns immerhin begleiten können. Darum wäre ihm noch kein Stein aus der Krone gefallen."

Innerlich ärgerte sich nämlich Ruprecht, daß der Künstler nicht seinen eleganten Wagen gesehen hatte, den er zu diesem Zwecke hatte vorfahren lassen, und den Diener in der neuen Livree, der mit respektvoll abgenommenen Cylinder daneben stand.

„Du begleitest mich doch," wandte er sich höflich an seine Frau. „Ich habe nämlich nach der Anstrengung entschieden das Bedürfnis, etwas Luft zu schöpfen."

Jsi schüttelte den Kopf.

„Mir ist nicht wohl," sagte sie tonlos.

„Oho! — Hoffentlich bekommst Du nicht Deine Migräne. Das wäre entschieden böse. Ja, diese Atelierbesuche sind immer angreifend. Ich kenne das aus Erfahrung. Ateliers und Museen besichtigen ist im Grunde genommen dasselbe: eigentlich doch nichts weiter als ein Stück Arbeit. — Auf Wiedersehen, meine Liebe! Ich wünsche Dir gute Besserung!"

Er schwenkte den Hut. Gravitätisch stieg er in den Wagen.

Jsi sah es nicht mehr. Langsam schr… ihrem Hause zu, eigentlich schleppte sie sich …

Die Sonne glänzte. Die Sonne blend…

Die junge Frau schloß für einen Mo… die Lider.

Sie fühlte ein Brennen in den Augen … Brennen im Kopfe, ein Brennen — im Her…

V.

Hans Meerbach stand in seinem Atelier. … vorgebeugtem Kopfe lauschte er.

So hatte er gestanden die ganze Mittags… Schon der siebente Tag war es, daß er so lau… Und sie kam nicht.

Auf wen wartete er denn eigentlich? Auf … Frau eines anderen. Und dieser andere? — was war er denn? Ein Geck.

Die Hand, die den Schlägel hielt, mach… eine Bewegung, wild, drohend.

„Ha! Ha! Ha!"

Unheimlich klang das Lachen von den lee… Wänden des Ateliers zurück.

Er lauschte. Hat sich nicht doch etwas gerüh…

Nichts. — Kein leiser Schritt. — — Kein Rauschen eines Gewandes. — Alles öde. —

Gab es denn überhaupt noch ein Leben?

Er sah durch das Fenster. Lange blickte e… so — fast stier.

Draußen rührte sich auch nichts. Die Ho… sommersonne sengte. Die Pflanzen verdor… Kein Tröpfchen Regen. Das Gras gelb an de… Spitzen.

So war es auch mit ihm. Auch in seinem Herzen hatte eine Sonne gesengt. Seine Kra… schien verdorrt. Nun schmachtete er nach eine… Erquickung. Er lechzte danach. Und die Erquickung — kam nicht.

Er lauschte wieder.

Dann schleuderte er den Schlägel von sich. Er setzte sich auf den Marmorblock, auf dem sonst immer Jsi zu sitzen pflegte. Den Kopf drück… er in die Hände.

Wie war das alles nur auf einmal so ge… kommen?

Als sie hier im Atelier stand neben ihrem Manne — da war es gekommen.

Hans Meerbach war sehr streng erzogen. Fern von dem großen Leben war er aufgewachsen. Dann hatte er sich der Kunst gewidmet. In ihr hatte er sich vergraben. In sein stilles Ate… drang das Geräusch der Straße wie das Geräu… einer anderen Welt. Alles, was da drauß…

…ete, war ihm unbekannt geblieben. Er glaubte … die Reinheit der Frauen, weil er eine gute …tter gehabt hatte. In seinen Anschauungen … er kein moderner Mensch. Das Weib eines …eren erschien ihm fremdes Eigentum. Und … wußte, daß es ein Diebstahl war, wenn man … Hand nach fremdem Eigentum ausstreckte. …rum hatte er Isi bis jetzt auch nur immer … den Blicken eines guten Freundes, eines …uders betrachtet. Er hatte sich an ihrer Schön…t erfreut, wie er sich an der Schönheit seiner Statuen erfreute. Die Anmut ihrer Bewegungen, die feinen Linien ihres Profils thaten seinem Künstlerauge wohl. Er war entzückt, wenn sie kam. Und wenn sie ging, fühlte er ein Bedauern. Sie war die erste elegante Frau, die in seinen Lebensweg getreten. Alles, was sie mitbrachte in sein stilles ernstes Atelier, in dem es nur Arbeit gab und immer wieder Arbeit, war ihm neu. Das Parfüm, das sie ausströmte, bewunderte er. Das Rauschen ihres Kleides erschien ihm wie Musik.

(Fortsetzung folgt.)

Das entweihte Feldkreuz.

Es steht ein einsam Kreuzbild im Felde blach und weit,
Das ward — so geht die Märe — entsetzlich einst entweiht.
Die Nacht war's vor Cantate, im Land lag Fliederduft,
Und Neumond war's und finster und lau die Maienluft . . .
Da war's: es kam des Weges verschlagen von der Stadt
Ein Handwerksbursch gegangen, vor Grimm und Hunger matt.
Der war mit sich zerfallen, so Gott wie Menschen gram,
Weil er durch Schuld und Schicksal um Brot und Ehre kam.
Und als der nun erblickte das stille Kreuz im Feld,
Grell fuhr er auf und fluchte sich selbst wie aller Welt.
Und schüttelte die Fäuste hinan zu Gottes Bild —
Da sprach er grausig lästernd und rief's verzweiflungswild:
„Wohl hab' ich Dich gerufen manch kummerschwere Nacht,
Du hast mir nicht Erlösung, Du hast kein Heil gebracht.
Du falscher Gott, des Güte halb Lug halb Sage war,
Dir bring' ich nun mich selber zum letzten Opfer dar!"
Er sprach's und schlang um Nacken und Hals die Ränzelschnur,
Und warf sie um das Querholz — tief schwieg die nächt'ge Flur.
Sein letzter Seufzer aber klang voller Trotz und Pein:
„Nicht fand ich Deine Gnade, nicht brauch' ich Dein Verzeih'n!"
Und als mit Reif und Nebel der Morgen brach heran,
Da schritt zum nahen Dorfe ein früher Bauersmann.
Und der sich baß erschreckte und lief und schrie Allarm:
„Da drauß' ein Mann thut hangen, am Kreuz, daß Gott erbarm'!"
Und Schulz' und Küster kamen, der Sigrist gleich zusamt.
Vorm Kreuze ward nach Kräften verketzert und verdammt.
„Der gottverruchte Schandbub, der unsern Herrn entweiht,
Nun wird er wohl in Höllen gebrannt in Ewigkeit."
Drauf schnitten sie den Schächer vom Leibe Christi ab;
„Am Wegrand laßt ihn liegen, was sollte dem ein Grab?"
Und selbst der milde Pfarrer sprach nichts, als dumpf und hart:
„Es werde am Schindanger der sünd'ge Leib verscharrt!"
Doch sieh, kaum fiel die Rede und lobte sie die Schar,
Da stahl ein goldner Schimmer sich auf des Toten Haar.
Und stärker ward das Leuchten, — was mochte das nur sein?
Das Haupt des Frevlers strahlte in rundem Glorienschein.
Da floh die Menge bebend vom Kreuze, das entweiht . . . .
Das Haupt erglänzte weiter im Kuß der Seligkeit.
Der alte Pfarrer taumelt; er sieht und glaubt es nicht —
Er faltet fromm die Hände, und sinkt aufs Knie und spricht:
„O Herr, ich dien' seit Jahren in Treu und Glauben Dir —
Doch sieh: dies tiefe Wunder, fürwahr, verwirrt mich schier!"
. . . . Um Christi Mund, da regt sich's wie Lächeln und Gnadenschein:
„Er ist zu mir gekommen, und soll drum selig sein."

Hermann Bessemer.

Der Enkel.

O könnt' ich, wie's die Ahnen thaten,
Mit brauner, harter Schwielenhand
Die Harke meistern und den Spaten
Und rüstig steh'n im Sonnenbrand;

Ja, könnt' ich mal die Pflugschar lenken,
Genügsam essen hartes Brot,
Könnt' schaffen ich anstatt zu denken,
Mein Lieb, wo bliebe uns're Not!

Dann dürft' ich stolzen Mundes sagen:
Ich will Dir Glück und Zukunft sein.
Willst Du der Arbeit Segen tragen,
Hier ist mein Haus, mein Weib, tritt ein!

Am Schreibtisch sitze ich und dichte
Und hänge bunten Träumen nach,
Und bin ja nur, beseh'n beim Lichte,
Ein Sprößling, der vom Stamme brach.

W. C. Dersho[illegible]

Nacht im Gebirge.

Die Lichter funkeln
Weit hinaus.
Am Berge liegen
Die Höfe im Dunkeln.

Wer mag noch wachen
Dort zur Nacht?
Es dringt herüber
Wie Weinen und Lachen.

Ein zarter Regen
Kommt herab,
Der liegt wie Thränen
Auf staubigen Wegen.

Der hat erfüllet
Berg und Thal;
Hat alles, Leiden
Und Freuden, verhüllet.

Hans M. Grüninger.

Vermächtnis.

Herze, nun, da alles Lieben
Stück um Stück in Staub zerfällt,
Sind doch wir uns treu geblieben,
Fröhlich voller Gott und Welt.

Eines schwebt, das andre schwindet.
Du, mein standhaft Herz, halt' aus,
Bis sich endlich Ruhe findet
Dir und mir im eignen Haus.

Wenn Dein Pochen ausgezittert,
O, wird das ein Schlummer sein,
Wann die tote Luft umwittert
Sarg und Grab und Leichenstein.

Doch Dein letztes Blut entsende
Rote Kraft zum Licht empor,
Die im Rosenstrauch verschwende
All den reichsten Blütenflor.

Und die reinste Jungfrau nahe
Diesem Rosenhage sich,
Und sie pflücke und empfahe
Eine Rose, Sohn, für Dich!

Alles, was in meinem Herzen
Gläubig war und treu und gut,
Tief enttäuschter Sehnsucht Schmerzen,
Trüber Liebe lautre Glut,

Mag aus jener Rose Schoße
Süß umduften Dein Gemüt,
Und Dein Lieb sei makellose,
Düftereiche Rosenblüt'.

Otto Michaeli.

Verschiedene Freude.

Nicht größ're Lust hat der Gemeine,
Als wenn er Edle fallen sieht,
Die ein unseliges Verhängnis
In seinen Kot herunterzieht.

Nicht größ're Wonne je dem Edlen
Die liebevolle Brust durchbebt,
Als wenn Gefallene er wieder
Zu seiner reinen Höhe hebt.

Wilhelm Jdel.

Allerlei Fahrten.

Reisebilder von Karl Emil Franzos.

Erfurt.

(Fortsetzung.)

Trotz alledem ist Erfurt eine der sehenswertesten :ädte Deutschlands. Nein, daraus allein, daß h hier Niemand um den Fremden kümmert, ist r schwache Besuch nicht zu erklären. Es ist ja wahr: r Fremdenverkehr geht nur nach Orten, die Rück- ht auf die Gäste nehmen, aber noch viel wahrer ist: :se Rücksicht wird nur dort genommen, wohin der trom geht. Ich glaube also, es hat einen anderen, ɔr triftigen Grund; in Vielem ist der aufrechte weibeiner, Homo sapiens, ein Herdentier, aber ı meisten in der Wahl seiner Reiseziele; nach Erfurt ht man nicht, weil man eben nicht hingeht. Und .s ist schade. Die alte Erfordia ist keine lachende chönheit, die Jeden fesseln muß, aber ihr unschönes, iddurchfurchtes und doch von unverwüstlicher Lebens- aft durchstrahltes Antlitz wird jedes erfahrene Auge sseln. Um im Bilde zu bleiben: gerade den Frauen- nner wird das Weib anziehen... Welch ein Stadt- ld! Alt und Neu, Schön und Häßlich, Zeugnisse iner, üppiger Kultur und öder Armseligkeit in intem Gemisch, auf Schritt und Tritt. Ähnliches ag man, ehe wir wieder eine leidlich wohlhabende 'ation geworden sind, zuweilen in Deutschland ge- offen haben — ich denke z. B. an Königsberg i. Pr. - aber in so scharfem Anprall der Gegensätze nicht, nd für unsere Tage scheint mir das Stadtbild von rfurt nach dieser Hinsicht vollends einzig. So einzig, aß es zu schildern schwer ist. Und ganz unmöglich äre die Aufgabe zu lösen, wenn ich gleich mit dem lebeneinander beginnen wollte. Erst will ich's mit em Nacheinander versuchen und andeuten, was Alles a vorging, und was Alles man da noch sehen kann, nd dann erst, in welchem Gemisch hier die Steine, irr durcheinander, die wild bewegte Geschichte von nehr als einem Jahrtausend erzählen.

Eine ur-, uralte Stadt — das ist, wie der erste, o der bleibende Eindruck — eine Stadt, über der ngeheure Schicksale gewaltet haben. Während ander- wärts die Geschicke sich sacht abspinnen, abwechselnd trüb und heiter, wie nun einmal Menschenlos ist, wechseln hier volles Glück und schlimmstes Verderben. Und beide kommen aus derselben Quelle, dem Willen der Natur. Sie hat — sahen wir schon — Erfurt zur „Stadt der Ackerbauer", zu einem Knotenpunkt des Verkehrs gemacht, und darum bestimmte sie der hl. Bonifacius zum Mittelpunkt seiner Thätigkeit für die Christianisierung Mitteldeutschlands, zum Bischofssitz. Aber weil Stadt und Gebiet Erfurt ein so lockender Besitz sind, reißt sie Mainz an sich und legt ihnen dadurch eine furchtbare, ein Jahrtausend währende Fessel auf. Hier laufen — sahen wir ferner — die Handelswege von Ost und West, Nord und Süd zu- sammen; die Natur bestimmt Erfurt zum Handels- platz, zur reichen Stadt, aber Reichtum weckt Habsucht; nach der „Henne, die die güldenen Eier legt", strecken sich immer wieder begehrliche Fäuste und drehen ihr schier den Hals um; und was das Schlimmste ist: auch den Sinn und die Kraft der eigenen Bürger ver- wirrt und entnervt in mehr als einem entscheidenden Augenblick das rote Gold. So ist hier Alles Fluch und Segen zugleich, zumeist natürlich jenes dritte, dessen gleichfalls bereits gedacht ist: der Kranz von Felsen und wildem Gewässer, der Erfurt zur Festung macht. Ist's nicht die Üppigkeit des Bodens, so ist's der Reichtum des Stapelplatzes und zwischendurch die Bedeutung der Festung, die Erfurt immer wieder zer- stören und aufbauen. Eine richtige Schicksalsstätte.

Große Menschen haben immer auch, oft nur kraft ihres genialen Instinkts, den Sinn für eine solche Stätte; sie drücken gleichsam ihr Siegel auf die Schrift der Natur. Dem hl. Bonifacius, der erkennt, daß diese Stadt kraft der Fruchtbarkeit ihres Bodens ein unver- wüstliches Leben hat, gesellt sich Karl der Große, der ihre Bedeutung als Stapelplatz erfaßt, den Marktver- kehr regelt, einen eigenen Vogt zu ihrem Schutz bestellt. Die Stadt erblüht wie Baum und Blume auf ihrer Flur, in üppiger Kraft, mit einer unter deutschem Himmel seltenen Raschheit. Dem Mainzer Erzbis-

tum unterthan, wird sie zugleich Königspfalz; hierher beruft schon Ludwig der Deutsche einen wichtigen Reichstag, hier läßt Heinrich I. seinen Sohn Otto zum König wählen. Unter Umständen läßt sich zweien Herren besser dienen als einem: die Macht des Königs und die des Erzbischofs, beide nicht scharf abgegrenzt, lassen Raum für die Entwicklung eines Bürgertums, in dem sich Trotz und Kraft der alten Thüringer fortzuerben scheinen. Aber Otto III., in seiner Mischung von Herrsucht und Askese wahrlich ein „Wunder der Welt“, tritt seine Rechte an Kurmainz ab, und Heinrich IV. leiht dem Erzbischof den gewappneten Arm, die Stadt dem Zehnten zu unterwerfen. Es geschieht nicht kampflos; Erfurt verjagt 1074 den Erzbischof und wird dann niedergeworfen und gezüchtigt. Nun ist der Mainzer sein Herr, aber auch der Landgraf von Thüringen will sein Teil an den „güldenen Eiern“, reißt die weltliche Gerichtsbarkeit an sich und setzt den Grafen von Gleichen als Stadtvogt ein. Das ist gleichermaßen ein Unglück wie ein Glück für die Stadt; denn natürlich kommen Landgraf und Erzbischof bald über die Henne in Streit; der Landgraf zerstört die Erfurter Stadtmauer, der Erzbischof baut sie mit Hülfe der Bürger wieder auf; ein andermal jagen die Bürger mit Hülfe des Landgrafen die Mainzer zur Stadt hinaus, und wieder einmal stehen Vogt und Stadt gegen den Landgrafen zusammen. So nehmen Kampf und Wirrnis kein Ende, aber weder der Mainzer noch der Thüringer, noch der Vogt können die Hülfe der Bürger missen; das ist das Glück dabei. So kommen die Bürger im XII. Jahrhundert zu immer größerer Bedeutung; nach jeder Fehde blüht Erfurt kräftiger auf; 1177 durch ein grimmes Ringen mit dem Landgrafen verwüstet und geschwächt, steht es vier Jahre später, 1181, so stolz da, daß es Friedrich Barbarossa zum Platz eines Schauspiels wählt, für das er eine besonders glänzende Folie braucht: hier muß sich Heinrich der Löwe vor ihm beugen. Dieses jähe Aufblühen nach jeder noch so harten Prüfung kommt einem Wunder gleich.

Aber es war kein Wunder und wir wissen bereits die Erklärung. Rings um die Stadt wogte schon damals nicht Weizen oder Gerste, sondern das Blaugrün des Waids und das Goldgelb der Rapsblüte. Der Waid (Isatis tinctoria L.), im Mittelalter der einzige blaue Farbstoff, war bis ins XVII. Jahrhundert hinein, wo ihn der Indigo totschlug, die Hauptquelle von Erfurts Macht und Reichtum; nicht aller Waid wurde hier gebaut, aber fast aller hier gehandelt; drei Tonnen Goldes, sagen die Chronisten, habe er jährlich der Stadt eingebracht; nicht Tausende, Zehntausende lebten als Waid Junker und Bauern, als Fuhrleute und Färber von der Blattrosette der unscheinbaren Pfla… Auch Hopfen bauten sie und brauten früh vortreffl… Bier; dabei bogen sich in jener gesegneten Zei… Spaliere auf den sonnigen Hängen um Erfurt … schweren Reben — die Weinkultur gehört zu … wenigen Guten, was den Erfurtern von Mainz … wurde, der Erzbischof sandte Winzer und Schößl… vom Rhein. Daneben bauten sie Anis und Koriander, vor Allem aber das beste Gemüse in Deutschl… Blumen, wie man sie sonst kaum wo sah: „des hei… römischen Reichs Gärtner“ hießen die Erfurter … später, aber sie waren es schon im XII. Jahrhundert. Gerühmt wird auch die Bienen-, als Wichtigeres aber … Rinderzucht; so große Wiesen wie andere Ackerbür… hatten die von Erfurt nicht, dazu war der Boden … kostbar, aber um so üppiger schoß hier auf den klei… Weideflächen das Gras empor. „Ein Canaan, … Milch und Honig fließt“, erschien jenes alte Erf… seinen Dichtern und Chronisten.

Man sieht, die „Stadt der Ackerbauer“ war Erfurt geblieben, aber daneben war es schon längst zu einer Stätte blühenden Gewerbefleißes geworden. … immer deutsche Bürger vor 700 Jahren zu Stande brachten, konnten die Erfurter auch, und Einiges besser als Andere; die Schwertfeger, die „Löwer“ (Gerber), die „Schegener“ (Flachsweber) und die Tuchmacher waren weithin berühmte Gilden; die berühmteste … Erfurt war nur hier zu finden, die der „Weiter“, der Färber und Händler mit Waid. Gleich viel Geld aber brachte der Handel in die Stadt, „die Erfurter Bürger durften sich rühmen, daß ihre Stadt im Warenvertrieb einem Herzen gleiche, von und nach dem das Adernsystem das ganze deutsche Vaterland durchziehe.“ (A. Kirchhoff, „Die ältesten Weistümer der Stadt Erfurt“.) Von Norden kamen Heringe und Eisen, von Süden Nüsse, Gewürze und Seide, von Osten der Bernstein und die Salben des Morgenlandes, von Westen Juwelen und kostbare Stoffe. Die Natur hatte Erfurt … günstige Lage beschieden; die Menschen aber schufen gute Straßen und kluge Gesetze. Wer nur durch Erfurt fuhr, mußte Zoll erlegen; wer hier stapelte, blieb … Abgaben frei. So ernährte auch der Handel Tausende, in Erfurt hungerte Niemand. Wohl aber anderwärts in dieser harten, dunklen Zeit. Daher wirkte Erfurt wie ein Magnet, und jede Lücke, die Feuer und Schwert in die Reihen rissen, fand zehnfachen Ersatz.

Nicht bloß die Bücher erzählen von diesem Erfurt um 1200; man sieht noch heute seine Spuren, … muß man die Augen recht gebrauchen. Freilich, … „Waid“ habe ich nicht gesehen, so oft ich auch … meinen Gängen durch Felder und Gärten nach … schlanken Stengel mit pfeilartig aufsitzenden Blä…

-späte. Und doch wurde sie zuletzt noch vor 90 Jahren, hrend der Continentalsperre, wo der Indigo nicht Land konnte, im Großen angebaut, und selbst vor Jahren noch zeitweilig als Hackfrucht gezogen. Heut t ich ihr zwar anderwärts in Thüringen begegnet, Arnstadt z. B., in Erfurt nicht. Selbst in den sigen Gewächshäusern und Plantagen von J. C. hmidt und Benary suchte ich diese größte Wohl-äterin Erfurts vergeblich. „Waid?" antwortete mir im Blumenschmidt ein höchst eleganter Verkäufer. Unbekannt! Selbst geborener Erfurter! Nie gehört!" an darf von einem Herrn, der zu beschäftigt ist, um ganzen Sätzen zu sprechen, nicht verlangen, daß er e Geschichte seiner Vaterstadt kenne, aber daß heute in Erfurter Kind erfahren kann, wie die Pflanze sgesehen hat, ohne die es vielleicht jetzt kein Erfurt ehr gäbe, hat mich doch gewundert. Freilich, wir Menschen sind selbst gegen Menschen nicht dankbar — nd sollten es gegen Pflanzen sein?! Auch daß es och eine „Weiter-Gasse" in Erfurt giebt, spricht icht dagegen; sie zweigt vom Anger ab, wo die Waid-märkte abgehalten wurden. Allerdings mögen nicht lle Erfurter wissen, warum sie so heißt; mein feuchter Gönner Christoph Martin Wieland z. B., dessen Droschke h aus Verehrung für den „Oberon" noch oft benützte, ußte es nicht. Ich erklärte es ihm, als wir hindurch-uhren, und meinte, damals hätten wohl viele Erfurter o schön himmelblaue Nasen gehabt wie er. „Määg-ich", erwiderte er ernst, „daß ich's dadervon habe, neu' sind alde Aarforder." Diese Anwendung der Vererbungs-Theorie ist noch immer plausibler als ie Antwort, die mir meines Vaters Kutscher zu geben flegte, wenn ich ihn fragte, warum er immer nach Schnaps rieche. „Jungherr", sagte der alte Fedko ge-ränkt, „mit eines Menschen Unglück spaßt man nicht. Ich bin als Kind von einem Birnbaum gefallen, und seitdem gebe ich diesen Geruch von mir."

Mit der Farbpflanze aus dem Mittelalter war es also nichts, hingegen habe ich bei einem Spaziergang gegen Hochheim hin noch selber Rebstöcke gesehen, und die dürftigen grünen Trauben mitleidsvoll gestreichelt. Ob heute noch aus ihnen Wein gekeltert wird, weiß ich nicht, mein Hôtelwirt verneinte es: „Kein Bedarf, lieber Herr, wir haben hier billigen Essig." Und doch verzeichnet Olearius als die drei W, auf die Thüringens Hauptstadt stolz sein dürfe, „Wein et Wolle et Waid", und der alte Eobanus Hessus, der hier 1517 Professor wurde, schätzt in einer seiner Idyllen den Erfurter Wein höher als alle Weine des Rheins. Und da Hessus sich als fahrender Scholar weit umgethan hat, und da Luther ihn den „rex poetarum" nennt, was er nicht gethan hätte, wenn er ein Dichter ohne Trinkverstand gewesen wäre, so habe ich von vornherein vermutet, daß die Schuld nicht an dem braven Hessus liege, sondern an der Entartung des Erfurter Weins, und in einem der dicken alten Schmöker, die ich in meinen Erfurter Tagen durchsah, weil mir eine Stadt umsomehr Spaß macht, je mehr ich von ihr weiß, fand ich meine Vermutung bestätigt. Die endlosen Belagerungen, sagt der gelehrte Verfasser, hätten verschuldet, daß die Reben, jahrelang ohne Pflege, schließlich ganz verwilderten. Da wäre denn der Wein von Erfurt eine der vielen Gaben, die der ewige Kriegssturm der Stadt geraubt hat.

Pflanzen vergehen, Steine bestehen. Dicht am Anger, hinter dem Lutherdenkmal, ragt inmitten uralter Bäume der düstere Bau der „Kaufmannskirche" empor, der älteste Teil neun, aber selbst der jüngste schon sieben Jahrhunderte alt. Wer aus dem Gewühl des Marktes unter diese rauschenden Bäume tritt, in deren Schatten es ewig feucht, kühl und dämmrig ist, und zu dem gewaltigen Bau emporblickt, müßte sehr stumpf sein, um nicht Ehrfurcht vor dem starken Geschlecht zu empfinden, das ihn so derb und kunstvoll zugleich emporgetürmt hat, vor fast einem Jahrtausend und für Jahrtausende. Nur an wenigen Orten Deutschlands, so namentlich am Hildesheimer Domplatz, schlägt Einem so der Hauch uralten, deutschen Wesens, der dämmerigen Morgenzeit unserer nationalen Kultur entgegen, wie unter diesen Bäumen. Das Innere aber blieb mir verschlossen, wie das aller evangelischen Kirchen Erfurts: hier war der Küster zur Abwechslung zwar zu Hause, aber wie er mir aus einer Tabakswolke entgegenrief, „zu beschäftigt", vermutlich muß er täglich eine bestimmte Anzahl Pfeifen rauchen. Nun, in sein Schicksal muß sich der Mensch finden. Den starken Eindruck des Äußeren konnte mir mein Mißgeschick hier ebensowenig trüben wie bei der Barfüßer-, Prediger- und Reglerkirche, die sämtlich auch aus dem XII. Jahrhundert stammen, also gleichfalls Wahrzeichen des jungen, unter tausend Fährlichkeiten emporgediehenen Gemeinwesens sind. Ein anderes solches Wahrzeichen, die St. Laurentii-kirche in der alten Schlösserstraße, zu der ich eben deshalb pilgerte, ist vor zwölf Jahren von Grund aus so schrecklich schön umgebaut worden, daß sich der Gast mit Grausen wendet; hingegen ragt die in gleicher Zeit erbaute Schottenkirche mit ihren riesigen Pfeilern und winzigen Bogenfenstern noch fast unverändert empor. Als ich vor dem ehrwürdigen, altersgrauen Gemäuer stand, trat ein zierliches, rosenwangiges Männchen mit geöltem Haar, eine schwere Goldkette über dem Spitzbäuchlein, ein Spazierstöckchen in der beringten Hand gleichfalls heran. „Schgandahl!" sagte er entrüstet. „Verwahrlost gönnde man sast sachen!

Ne Girche muß appedidlich sein wie 'ne Apodheke!" Der Vergleich fiel mir auf; das freundliche Wesen, das gölte Haar — kein Zweifel, ein Pillenherr von der Elbe oder Pleiße. „Sie sind wohl Apotheker?" fragte ich. „Ei ja — Sie wohl ooch?" Nun habe ich seit dreißig Jahren allerdings ein kleines Laboratorium, in welchem ich ehrlichen Herzens, wenn auch mit schwacher Kraft allerlei Tränklein gegen die Krankheiten der Zeit braue, aber einen Apotheker darf ich mich deshalb doch nicht nennen. Ich verneinte also und empfahl dem Freunde „appedidlicher" Kirchen die St. Laurentii-Kirche. Sie ist geeignet, ihm Freude zu machen.

Einen noch stärkeren Eindruck aber als von irgend einer, selbst von der Kaufmanns-Kirche, habe ich von einem anderen Überrest des uralten Erfurt empfangen, von der „Krämerbrücke." Von einem gewaltigen, viereckigen, mit spitz zulaufendem Helm gekrönten Kirchlein, St. Aegidien, als Brückenkopf geschützt, öffnet sich auf einer Steinbrücke über der Gera eine enge Gasse alter, mit Kaufläden versehener Häuser; trotz des Gewühls hört man unten den wilden Fluß rauschen, aber man sieht ihn nirgendwo, nur vom Ufer kann man sehen, wie die Häuser auf den Brückenbogen ruhen, in deren Wölbungen ihre Keller wie Schwalbennester kleben. Es ist kaum zu sagen, wie seltsam, wie so recht mittelalterlich dies Gäßlein anmutet; wer hindurchgeht, wird versucht, mit offenen Augen zu träumen, obwohl von den Häusern der größte Teil erst aus dem XVII. Jahrhundert stammen dürfte, und obwohl sie heute u. A. auch „Maggi" und „Van Houtens Kakao" dort feilbieten. Aber die Phantasie wird rege und setzt an die Stelle der Männer von heute Ritter in stählernem Waffenrock, Bürger in buntem Tuchwams, Bauern in härenem Flaus; dazu Frauen im faltigen Gewand in allen Farben des Regenbogens, und Jungfrauen in knappem, blauem Mieder über dem dunklen Tuchrock, den Blumenkranz oder das „Schappel" im blonden Haar, und Beguinen in langem, grauem Sack und mit niedergeschlagenen Augen. Aber freilich, nicht alle diese Büßerinnen schlugen die Augen nieder, wenn man dem bösen Erfurter Dichter Nikolaus von Bibera trauen darf, der so Erbauliches von den metrischen Arbeiten der Beguinen zu berichten weiß, immer in Daktylen oder anderen Dreifüßlern, aber man frage mich nicht, warum. An diese Art von Beguinen wird man sogar auf der „Krämerbrücke" sehr oft erinnert; koketter können sie nicht gewesen sein als die unzähligen Näherinnen, die jetzt hier herumlaufen, giebt es doch zur Zeit in Erfurt fünfzehn Mäntel-Fabriken... Wer hier einst wandelte, das habe ich mir so annähernd ausmalen können, aber nicht entfernt, was Alles hier verkauft wurde. „Hier die fremden Tuchstoffe", berichtet der bereits citierte Geschichtsschreiber Erfurts, „Zeug und Seide, dort duftige Spezereien, Wachs, süßer Candis, Zuckermehl und Neuschetin, Büchsen mit Pfeffer, Safran und Ingwer... Ist es doch hie und da, als wären des Orients Schätze aus dem Füllhorn eines Zauberers ausgeschüttet wären... Schöne Verkäuferinnen versetzen uns durch ihre phantastische Kleidung auf die Bazare der fernsten Lande..." Ich sag's ehrlich: was immer mir die Phantasie, von ihren stärksten Helfern, Auge und Nase, gefördert, auf der „Krämerbrücke" vorgaukelte, schöne Verkäuferinnen nicht, und duftende Spezereien wo möglich noch weniger... Aber trotzdem rat' ich Jedem, der in Erfurt verweilt, sich das Stück Mittelalter anzusehen. Namentlich in der Dämmerung, wenn die modischen Gewänder und die neuen Ladenschilder verschwimmen, und der Fluß stärker unter der engen Häuserzeile rauscht, wird Einem wie verzaubert zu Mute...

Hier war Kraft und Geld und hochgemuter Sinn und darum kam Erfurt auf und schwang sich immer nach jedem Schicksalsschlag kräftiger empor. Aber Kühnheit bleibt ja die größte Weisheit auf Erden und vielleicht glückte ihnen deshalb mehr, weil sie mehr einsetzten. Schon was wir bisher von den Wagnissen der Bürger vernommen, grenzt ans Kühnste, was im deutschen Mittelalter versucht wurde, und nun gar die Rolle, die sich Erfurt im XIII. Jahrhundert herausnahm! In den Kämpfen, die nach Heinrichs IV. Tode hereinbrachen, war Erfurt, obwohl doch halb dem welfischen Landgrafen Hermann von Thüringen, halb dem welfischen Mainzer Erzbischof Siegfried II. unterthan, gut ghibellinisch, huldigte dem Sohne des großen Barbarossa Philipp von Schwaben, und öffnete seinem Anhänger, Luitpold von Worms, den die Ghibellinen auf den Mainzer Stuhl setzen wollten, die Thore. Nicht zum ersten Male wurde in den furchtbaren Kämpfen, die nun folgten, Erfurt belagert, sein Gebiet verwüstet, aber zum ersten Male griff es als eine Macht in die deutschen Händel ein, der städtische Kernpunkt der Waiblinger, wie Köln der Welfen. Die Erfurter wagten's, ob nun aus demselben deutschen Gefühl heraus, das die Edelsten jener Zeit unter Philipps Fahnen führte, ob nur, weil ihnen Alles paßte, was gegen ihren Mainzer Zwingherrn ging — genug, sie thaten's und wie schweren Preis sie auch dafür bezahlen mußten, ihr Ziel ward erreicht: nun wußte Deutschland, was Erfurts Bürgerkraft bedeute. Immer gegen Mainz, öffnete dann die Stadt dem vom Papst gebannten Otto IV. ihre Thore und wehrte sich später gegen den gewaltthätigen Erzbischof Siegfried III. auf das Äußerste; ihre Hoffnung war der Kaiser. Aber Friedrich II., der Städtefreiheit abhold,

ützte sie nicht, sondern fügte sogar, als sie dem ainzer Heerfolge und Steuer verweigerten, dem ann der Kirche die kaiserliche Acht hinzu. Ihr Geld ifte die Bürger von Beidem los, aber da fast gleichtig auch die weltliche Gerichtsbarkeit an Mainz fiel, waren sie nur scheinbar völlig dem Erzstuhl unteran. Nur scheinbar; die innere Machtfülle Erfurts ar eine Thatsache, die ihr Recht forderte. Und so m es 1255 zu einer in ihrer Art einzigen Verfassung: m Bischof blieb zwar dem Namen nach die Souveränit, aber er hatte, Ehrengaben geringen Wertes abgechnet, nichts zu fordern, und wo ihm nicht etwa das nterdikt als Waffe diente, von Rechtswegen nichts befehlen. Der eigentliche Regent der Stadt war r Rat der Vierzehn, der frei über fast Allem schaltete, as sonst dem Landesherrn zusteht, und nicht allein n Innern: hatte er doch sogar das Recht, auswärtigen Mächten den Krieg zu erklären, Frieden zu schließen nd Bündnisse einzugehen. Man sieht, so gut wie die häupter irgend einer freien Reichsstadt hatten die Erfurter „Ratsmeister“ das Recht auf den stolzen Titel, den sie führten: „Consules.“ Das Leben ist immer unendlich vielgestaltiger als alle Theorie; kein Terminus des Staatsrechts umreißt das Verhältnis zwischen Mainz und Erfurt; es ging in Vielem über die Suzeränität hinaus, blieb in Anderem hinter ihr zurück; so wurden z. B. die Urteile vom Grafen-Vogt im Namen des Erzstifts verkündet, hingegen Lehen vom Reich und den Nachbarfürsten im eigenen Namen erworben. Ob Erfurt Recht daran that, sich mit dieser Stellung zu begnügen, statt die volle Souveränität als Reichsstadt zu erringen, warum es dies unterließ, soll später angedeutet sein. Jedenfalls hatte es durch zwei Jahrhunderte keinen zwingenden Grund, eine Änderung anzustreben, es kam unter der Herrschaft seiner Ratsmeister, die dem Mainzer und seinem Lehensmann, dem Grafen-Vogt von Gleichen, den Treueid leisten mußten, so hoch oder noch höher empor, als irgend eine Reichsstadt vom XII. bis zum XV. Jahrhundert.

(Fortsetzung folgt.)

Im Farmhaus.

Aus dem amerikanischen Bürgerkrieg 1862.

Es reifen die Äpfel im Garten,
Und die Arbeit des Schnitters ruht,
Die goldnen Wälder erglühen
In der sterbenden Sonne Glut.

Großvater sitzt in der Hausthür,
Müd' blickt sein Augenpaar,
Es spielt ein leichter Zwielichtwind
Mit seinem Silberhaar.

Zur Seite kniet ihm ein junges Weib,
Und ihrer kaum bewußt,
Lehnt sie das Haupt in wildestem Schmerz
Wider des Alten Brust.

Und weithin über die Eb'ne
Ein zitterndes Echo dringt,
Das wie verhallender Hörnerschall
Und Trommelrasseln klingt.

Da spricht Großvater im Flüsterton:
„Das Ende kann niemand seh'n;
Wir geben ihn dem Vaterland,
Und zu Gott dem Herrn wir fleh'n.“

Die Veilchen schmücken die Wiesen,
Die Rosen umranken das Thor,
Und streuen über den Garten hin
Rotweißen Blütenflor.

Doch leer ist Großvaters Lehnstuhl,
Düster und still ist das Haus,
Auf dem Schlachtfeld erhebt sich ein namenlos Grab
Und ein neues am Hügel drauß'.

Und thränenlos sitzt am Herde
Ein Weib, einsam und bang;
Und die alte Uhr im Winkel
Tickt fort mit dem gleichen Klang.

Nach dem Englischen des **William Winter** von **Max Kiesewetter.**

Rückkehr.

Und hab' ich das zehnte Glas geleert,
Hab' ich in trunken geheuchelter Lust
Gescherzt, gelacht an ihrer Brust,
Die nichts verwehrt,
Glaub' ich bethört
Getötet der Sehnsucht bitt'ren Keim,
Dann kehr' ich heim.

Dann kehr' ich heim, und in stiller Nacht
Und rein und treu im weißen Scheine,
Manch liebes Sternchen blickt und lacht —
Ich aber starr' in die helle Nacht
Und weine.

Georg Rothe.

Pseudo-Heineana.

So große Lücken noch die bisher veröffentlichten Briefe Heines zweifellos offen lassen, und so wahrscheinlich es ist, daß wir noch nicht Alles, was er in Prosa geschrieben hat, besitzen — zu seinen Gedichten sind voraussichtlich nicht viele Nachträge mehr zu erwarten. In den letzten Jahren wenigstens ist ein einziges verschollenes Jugendgedicht, das unzweifelhaft echt ist, ans Licht gezogen worden, das von Elster in der „Deutschen Dichtung" (Band XXV S. 7 ff.) publizierte „erste Gedicht" Heines: „Deutschland", vielleicht schon 1813, jedenfalls nicht später als 1815 geschrieben. Hingegen hat Ullmann (vergl. „Deutsche Dichtung" Band XXXI. S. 124) das bisher allgemein Heine zugeschriebene Sonett: „Dresdener Poesie" als J. B. Rousseau gehörig nachgewiesen. Drei Gedichte, die Herr J. Nassen, der ja auch Steinmanns Fälschungen als echt hinstellen wollte, ausgrub und veröffentlichte, sind sämtlich als Falsifikate erwiesen; für das von ihm in seinen „Neuen Heine-Studien" mitgeteilte Gedicht: „Auf dem Boulevard du Calvaire" hat Karpeles den Beweis der Unechtheit erbracht, („Deutsche Dichtung", Band XXIX. S. 31), für die von Herrn J. Nassen als echt verteidigte Fassung des Gedichts „Deutschland" von 1847 habe ich mich dieser Arbeit unterzogen (Ebd. XXX, 270 ff.), und als zweifellos falsch sind nun auch die von demselben Herrn J. Nassen mitgeteilten „Abendlieder" (Ebd. XXXI. 27 ff. und 120 ff) erwiesen. Bei dem Gedicht „Deutschland" in der Fassung von 1847 handelt es sich um eine plumpe Fälschung des berüchtigten Steinmann, bei den „Abendliedern" und dem Gedicht: „Auf dem Boulevard du Calvaire" um Nachahmungen oder Parodien von Heines Manier. Alle drei Gedichte sind zu Heines Lebzeiten unter seinem Namen erschienen; von ihm sind sie trotzdem nicht. Sie sind nur eben einige Beweise mehr für die Thatsache, wie oft der Dichter parodiert oder nachgeahmt wurde.

Mehr beweist auch der seltsame Fund nicht, von dem ich im Nachstehenden Mitteilung mache. Vor mir liegt ein schmales Bändchen in länglichem Oktav, der erste und einzige Jahrgang einer sehr kuriosen Monatsschrift: „Der Vagabund. Ein Mondblatt für alle Welt. Von Enno Hektor. Druck und Verlag von H. Woortmann des Jüngeren in Emden, 1848." Schon die Form ist absonderlich: das Meiste ist auf Oktavbogen gedruckt, Einiges mitten drin auf Quartbogen; der Titel des ersten („Eismond"-) Heftes steht verkehrt, der des zweiten ist rot gedruckt; einzelne Seiten sind leer, das Meiste ist in Fraktur-, Einiges in Antiqua gesetzt u. s. w. Aber noch viel absonderlicher ist der Inhalt: Es sind Gedichte, Phantasiestücke, Novellen, Humoresken, politische Abhandlungen, politische und persönliche Streit-Artikel des Herausgebers, der das ganze Blatt mit geringen Ausnahmen selbst geschrieben zu haben scheint; Einiges mutet an, als ob der Mann ernstlich verrückt gewesen wäre, Vieles, als ob er sich so gestellt hätte; Anderes wieder ist frisch, drastisch, geistvoll und treffend. Kurz, Enno Hektor war jedenfalls ein seltsamer Heiliger und ein wildes Genie.

In dieser Zeitschrift nun finden sich im vierten Hefte vom „Grasmond" und im fünften vom „Blütenmond" (S. 52 ff. und S. 71 ff.) zehn angebliche Gedichte Heinrich Heines. Sie sind zum Teil so hübsch, daß sie hier folgen mögen:

I.

Ich lag im Waldesschatten,
Träumend im grünen Gras,
Die kleinen, zarten Waldblumchen
Erzählten mir dies und das.

Erzählten von ihrer Liebe,
Geschichten gar bunt und toll,
So übermütig neckisch,
So trüb und trauervoll.

Dazwischen rauschten die Wipfel
Und sangen die Vögelein,
Sie sangen süße Märchen
Uralte Melodei'n.

Und seltsam murmelt' das Bächlein
Und blitzte im Sonnenstrahl;
In weiter Ferne aber
Da klagte die Nachtigall.

II.

Es hat über Nacht getauet,
Die Blumen und Gräser sind naß.
Ich hab' über Nacht geweinet,
Doch weiß ich nicht, um was.

Die Blumen schauen sehnend
Hinauf zur blauen Höh';
Es hat mein Herz beschlichen
Im Traum ein dunkles Weh.

III.

Die junge Möve flattert
Weit uber die tiefe See;
O Liebchen, du fernes Liebchen,
Wie wird mir doch so weh!

Sie flattert wohl gar hinüber
— Ich sehe sie nicht mehr —
Hinüber zu ihr, hinüber!
Mein Herz, poch' nicht zu sehr.

Wie lieb' ich Dich, o Liebchen,
Mit heißer Liebesglut!
Ach, zwischen uns beiden lieget
Mehr als die tiefe Flut.

IV.

Es hat ein Stern geleuchtet
In dunkler, dunkler Nacht,
Da ist aus seinem Schlummer
Der See wildrauschend erwacht.

Das Schilf am Ufer zittert —
Die Nixe taucht hervor
Mit bleichen, blassen Wangen,
Sie schaut zum Stern empor.

Sie schaut mit wildem Sehnen
Empor zum lichten Stern,
Und weinet helle Thränen —
Er strahlt so kalt und fern!

V.

O könnt' ich Dich einmal pressen
Glühend an meine Brust!
Einmal! und dann vergessen
Liebe und Leid und Lust,

Glühende Küsse trinken,
Bis hell der Tag erwacht —
Einmal! dann sterben und sinken
In öde, ewige Nacht.

VI.

Blaublümchen will ich pflücken,
Blaublümchen und Rosenblüt'.
Die Blumen blühen im Maien,
Die Vögel singen ihr Lied.

Hoch in den Blütenzweigen
Sie sitzen und singen so frei:
„Wem willst Du die Blumen geben
Im hellen, blühenden Mai?"

Wem ich die Blumen will geben?
Ich will sie geben dem Bach,
Der kann sie immer treiben,
Wohin er will und mag.

Und nieder will ich mich setzen
Am kleinen, schnellen Bach,
Und still für mich dort weinen
Und schau'n den Blumen nach.

VII.

Die Blumenaugen sehen
Mich an so traut und still,
Als könnten sie verstehen,
Was nur mein Herze will;

Als könnten sie es wissen,
Mein junges Liebesleid,
Das mir ins Herz geschlichen
Zu dieser Frühlingszeit.

VIII.

Beim Frühlingsruf erwachen
Die kleinen Blumen all,
Die Vögel singen und fliegen
Wohl über Berg und Thal.

Ach, fern im tiefen Thale,
Wie blühet da der Mai!
Da steht ein feines Häuschen,
Die Vögel fliegen vorbei.
Du süßes Lieb, es fliegen
Vorbei die Vögelein!
Sie können Dir nicht klagen
Und sagen meine Pein.

IX.

Dein lautes, herzliches Lachen
Das weckte einst mir Verlangen,
Dein lautes, herzliches Lachen
Das peinigt mich nun wie Schlangen.
Dein lautes, herzliches Lachen
Und jener dumme Geselle
Verfolgen mich im Traume,
Dann träumt mir von der Hölle.

X.

Vor meiner Liebsten Hause
Da quillt ein Brünnelein,
Da sitz' ich alle Abend
Wohl auf dem harten Stein.
Da sitz' ich alle Abend
Bis in die tiefe Nacht,
Und starre nach dem Hause,
Das Brünnlein rauschet sacht.
Das Brünnlein rauschet traurig,
Verlassen steht das Haus
Die klagenden Winde gehen
Dort hallend ein und aus.
Mein Lieb ist fortgezogen,
Der Brunn' ist kühl und tief, —
Fürwahr, mir wäre besser,
Wenn ich dort unten schlief.

Wäre die verschollene Zeitschrift Herrn J. Nassen oder nem ähnlich beanlagten „Forscher" vor Augen gekommen, wären wir jählings um zehn neue Gedichte Heines icher, darunter einige, die seiner weit würdiger wären, s die letzten „Funde". Aber die Gedichte sind nicht von eine, auch nicht, wie ich zunächst vermutete, von Enno ektor selbst, sondern von einem ganz unbekannten Verssser, einem Landsmann Hektors, Ernst Warnebold aus ornum, der damals Gymnasiast war und später Obererichtsanwalt wurde. Sie beweisen jedenfalls, daß er eines Lyrik genau gekannt hat und ein Mann von umor war.

Mehr Humor noch hatte freilich Enno Hektor. Dies rweist die Art, wie er die Mystifikation einkleidete. Ein merkwürdiger Fund" überschreibt er seinen Aufatz und beginnt dann:

„Bekanntlich war der Dichter Heinrich Heine, der etzt in Paris mit einer langwierigen Krankheit zu kämpfen at, vor vielen Jahren auch auf Nordernei. Ein Freund, n dessen Glaubwürdigkeit zu zweifeln ich keine Ursache abe, der jedoch mitunter den Schalk zu spielen geneigt ist, chreibt mir, daß er, da er vor einigen Sommern während eines Aufenthalts auf Nordernei bei verschiedenen Einwohnern nach Heine sich erkundigte, unvermutet bei einem derselben verschiedene, eigenhändig von Heine flüchtig niedergekritzelte Lieder entdeckt habe, die der Dichter wohl aus Versehen daselbst zurückgelassen oder verloren haben müsse. Der Freund teilt mir eine Abschrift derselben mit. Diese Lieder — wenn sie echt sind — würden aus der Blüten-Periode des Dichters stammen, und liest man diese melodischen, lenznacht-duftigen Verse, so wagt man nicht daran zu zweifeln. Wer anders, als Heine vermöchte so zu dichten? Und wär' es einem Andern möglich, so dürfte Deutschland sich glücklich preisen, daß es einen zweiten Poeten besitzt, der zu dichten versteht wie Heine. Übrigens sind die mitgeteilten Lieder in keiner gedruckten Sammlung Heine'scher Poesien zu finden.

Nachdem der Freund die nähern Umstände der Entdeckung erzählt hat, fährt er fort: „Der Schatz, den ich gehoben, bestand nur aus einigen vergilbten, zerknitterten, beschmutzten, mit kaum lesbaren Zeichen bekritzelten Blättern. Allein ich fühlte mich im Besitze derselben unendlich glücklich. Hätte ich eine Königskrone gefunden, sie würde mir weniger willkommen gewesen sein. Ich eilte mit meinem kostbaren Funde ins Freie, an den Strand des Meeres. Es war ein heller, stiller Sommertag. Kein Wölkchen befleckte das keusche Blau des Himmels. Schon neigte sich die Sonne, ihr glühendes Antlitz am Busen des Meeres zu kühlen, und das Meer streckte seine schimmernden Wogenarme sehnsüchtig aus, die Sonnenbraut zu umarmen. Ich warf mich nieder auf eine hohe Düne, ließ meine Blicke gleiten über die unendliche, ewig bewegliche Wasserfläche und horchte den murmelnden, stürmisch brausenden Liebesliedern, die das Meer der Sonne entgegensang. In weiter Ferne schwebte einsam ein weißes Segel auf dem Wasser — ich seufzte: wenn sie dort wäre! und wischte mir eine Thräne aus dem Auge — dann las ich, und las mit Entzücken:" (folgen die Lieder.)

Auch darin erweist sich der Schalk, daß Enno Hektor den „merkwürdigen Fund" im „Grasmond-Heft" veröffentlichte, also im Heft vom 1. April.

Leider hat sich der witzige Mann nachträglich durch eine Kritik seines Blattes verleiten lassen, den Scherz in wenig geschmackvoller Weise für Ernst auszugeben. In der Beilage zum „Windmond"-(November-)Heft des Vagabund, S. 178, citiert er einen Angriff des „Hannoverschen Volksblatt" auf seine Zeitschrift, in dem es u. A. heißt: „Herr Hektor hat mit seinem Homerischen Namensvetter die erforderliche Kühnheit gemein, um in seinem „Vagabund" alle in Anspruch genommenen Verdienste zu verfechten. Dies geht schon daraus hervor, daß er sein Blatt fast ganz allein schreibt, da ihm nur „Dummheiten, aber recht große, oder Kluges, recht dumm vorgetragen," willkommen sind. Wenn diese Artikel in Prosa auf keinerlei Weise zu erzielen sind, so läßt er Gedichte drucken, die, wie er sagt, Heine auf Nordernei verloren hat. Vielleicht will er durch diese Gedichte seine Überzeugung von Heines Vielseitigkeit symbolisch andeuten. Vielleicht sind dies nur Lückenbüßer, denn Hektor behandelt in den „Heinischen" Gedichten keine Zeitfragen." Diesem Kritiker nun entgegnete Hektor: „Sein kritisches Talent bekundet er nicht allein durch seine Fertigkeit im Zitatenfälschen, sondern auch mittels Darlegung seiner Ansicht von den Heinischen Gedichten, die von mir im Vag. mitgeteilt wurden. Bemerkt man wohl die außerordentliche Feinheit, womit er andeutet, jene Gedichte seien eigentlich nicht von Heine, sondern von mir? Die Feinheit wäre noch bewunderungswürdiger, hätte der große Geist nicht leider falsch gesehen. Ich bin nämlich im Stande, überzeugend darzuthun, daß die „Lückenbüßer" allerdings Heinische und nicht von mir sind." Das war natürlich nur ein schlechter Witz des „Vagabunden" und sonst nichts weiter. Daß die Gedichte nicht von ihm selbst waren, konnte er allerdings nachweisen, denn die Gedichte lagen ihm in Ernst Warnebolds Handschrift vor, aber eben darum wußte er auch ganz genau, daß sie nicht „Heinisch" seien.

Die Zeitschrift, sowie den Nachweis, daß Ernst Warnebold der Autor war, verdanke ich der Freundlichkeit des Herrn Fr. Sundermann in Norden, der eine Publikation über Enno Hektor vorbereitet. Einem mir von ihm gleichfalls zur Verfügung gestellten Essay über Hektor entnehme ich die folgenden Mitteilungen über den seltsamen Autor. Enno Wilhelm Hektor, am 21. November 1820 zu Dornum in Ostfriesland als Sohn eines Gerichtsschreibers geboren, mußte sich aus Armut dazu bequemen, auf das heiß ersehnte Studium zu verzichten, wurde 1838 Notariatsschreiber, 1842 Gerichtsschreiber und beschäftigte sich daneben mit litterarischen Arbeiten. 1847 erschien bei Hoffmann & Campe sein satirisches Büchlein „Lieder aus Schilda"; 1848 konnte er den „Vagabund" begründen. Nachdem die Zeitschrift, wie bereits bemerkt, mit Ende des Jahres eingegangen war, ging er 1849 nach Bonn, um daselbst an der Universität sein Wissen zu vervollständigen, und fand an Julius Campe und dem Dichter Spiller von Hauenschild (Max Waldau) thatkräftige Gönner. Auf ihren Rat wandte er sich zunächst nach Nürnberg, um dort unter Daumers Leitung sein Abiturienten-Examen zu machen, erreichte aber sein Ziel nicht, und zwar infolge eines unglücklichen Zufalls. Als der 32jährige Mann, vor Erregung zitternd, in das Amtszimmer des Rektors des Nürnberger Lyceums trat, um sich zum Abiturienten-Examen anzumelden, behielt er in seiner Verwirrung die

Mütze auf dem Kopf, worauf der Rektor ihn, ohne ihn anzuhören, hinauswies. Seine Verzweiflung darüber war so groß, daß er sich im März 1852 in die Pegnitz stürzte, aber nicht ertrank, da der Fluß zu seicht war. Langsam wieder ins Leben zurückgeführt, widmete er sich nun von 1852 bis 1857 in München historischen Studien, wurde 1857 Bibliothekar am Germanischen Museum zu Nürnberg und dann erster Sekretär desselben. Hier verkehrte er hauptsächlich mit Ludwig Feuerbach, gab auch ein kleines Büchlein in plattdeutscher Sprache heraus und veröffentlichte endlich 1863 seine „Geschichte des Germa[illegible] Museums.“ Auch beteiligte er sich damals vielfach [illegible] schriften. 1870 erschien sein episch-lyrisches Gedicht „Tannengeister“, das einigen Erfolg hatte. Seit dem [illegible] Feuerbachs, September 1872, zog sich Hektor immer [illegible] zurück und ergab sich dem Trunk. Am 31. Januar [illegible] ist er in Nürnberg gestorben. Sein Landsmann Fr[illegible] mann wird seinen Nachlaß und seine Biographie [illegible] geben. Die oben mitgeteilten Gedichte haben [illegible] Sundermann in Warnebolds Handschrift vorgelegen.

Litterarische Notizen.

— „Wir und die Humanität.“ Gedankengänge und Anregungen von Alfred Klaar. Berlin 1902. Verlag von Johannes Räde. — Ein mit ernster Absicht geschriebenes, in der Form der Mitteilung zugleich höchst anziehendes Buch wird uns hier dargeboten. Es besteht aus einer Folge von Aufsätzen, die aber ein geistiges Band einheitlich zusammenhält. Am umfassendsten ist der erste Essay; nach ihm hat auch der Verfasser sein Buch betitelt. Unsere persönliche Stellung zur Humanität wird da geistvoll beleuchtet. „Die Humanität, die wir im Leben beobachten, ist zumeist individuell und impulsiv. Von allen Künsten findet die, ein Mensch zu sein, am wenigsten bewußte Pflege; es wird nicht ein Zehnteil so viel Mühe und Geduld auf sie verwendet wie auf das Clavierspiel. Wir sind alle miteinander Dilettanten in der Humanität und bewundern uns darin gegenseitig, wie es unter Dilettanten üblich ist.“ Es folgt nun eine inhaltreiche, historische Rückschau auf das Verhältnis zur Humanität in der antiken Welt, im Mittelalter, in der Reformationszeit; zwischen dem immer erneuten Hinstreben zur Menschlichkeit und den jeweiligen Einrichtungen der Gesellschaft, die hinter diesem Streben zurückblieben, habe sich in der einen oder anderen Weise stets ein Mißverhältnis ergeben. Das achtzehnte Jahrhundert war wohl programmatisch für die humanen Prinzipien, doch nur für diese; erst das neunzehnte Jahrhundert strebte darnach, das Zeitalter der humanen Thaten zu werden. Wie sich diese Tendenz zu realisieren suchte, und wie viel hierin noch zu wünschen übrig bleibt, wird mit eingehender Prüfung der sozialistischen Ansprüche, der verschiedenen Veranstaltungen für Arbeitsvermittlung, Armutspflege u. s. f. sehr scharfsinnig dargelegt. Ein großes Aufgebot von speziellen Studien ist hier herangezogen, fließt aber ganz glatt in die bezüglichen Ausführungen herein; die Kunst des Essayisten bewährt sich in der Bewältigung dieses überreichen Stoffs auf das Beste. Zuletzt kommt der Verfasser doch zu dem Schluß: „Unendlich weiter sind wir in der Anerkennung der Humanität als vergangene Zeiten, aber unendlich schwach sind wir noch in ihrer Übung und Bethätigung. Wenn wir uns fragen: wie verhalten wir uns zueinander, wir und die Humanität, so müssen wir leider sagen . . . wir stehen mit ihr vorerst nur auf dem Fuß der Höflichkeit. Erst Selbsterziehung und neuartige Erziehung unserer Kinder kann es dahin bringen, daß wir mit ihr stehen, wie wir sollen: auf dem Fuß der Herzlichkeit.“ — Die weiteren Aufsätze behandeln pädagogische, gesellschaftliche, litterarische Fragen, doch immer im Zusammenhange mit dem Grundgedanken der Humanität. Zuweilen geht der Verfasser von scheinbar zufällige[illegible] obachtungen des Tages aus, denen er aber sofort [illegible] Gesichtspunkte abzugewinnen weiß. Die journali[illegible] Schule des Schriftstellers, welche Alfred Klaar im [illegible] Sinn durchgemacht hat, giebt sich da sehr vorteilh[illegible] erkennen. Dies behindert jedoch nicht den Ernst der [illegible] fassung, nicht die Emporführung des Gedankengange[illegible] nur geschieht dies, was dem Leser immer willkommen [illegible] wird, auf stilistisch gangbaren, bequemen Pfaden [illegible] einem originell gedachten Aufsatz: „Der Faustische [illegible] Gegenwart“ kommt der Verfasser auf das große Bildun[illegible] problem zu sprechen. Die ungeheure Arbeitsteilung [illegible] Wissenschaft, wie sie jeder Lektionskatalog unserer [illegible] schulen von Jahr zu Jahr ausweist, drängt uns [illegible] wieder die Frage auf: wie man sich im Andrang [illegible] unabsehbar vereinzelten Wissens doch auch als ganzer M[illegible] bilden, nicht bloß als Fachmann unterrichten könne. [illegible] etwa diese Aufgabe gegenwärtig durch den Abgang [illegible] Philosophie nicht wesentlich erschwert? Der Verfasser [illegible] merkt darauf sehr treffend: „Vielleicht ist gerade jetzt [illegible] einer langen Epoche der Alleinherrschaft der Naturw[illegible] schaften, das philosophische Bedürfnis größer wie jemals. Aus der Fülle von Erfahrungen strebt man wieder [illegible] Monismus der Weltanschauung zu, man sucht wieder [illegible] Punkt, in dem sich alle Beobachtungen vereinigen und [illegible] dem heraus man das Ganze der Welt begreifen m[illegible] Aber das ist eine Spitze, zu der man gelangen m[illegible] nicht eine Grundlage, wofür man ehedem die Philo[illegible] gehalten hat.“ Und dazu als Ergänzung die geist[illegible] Wendung: „Es ist kein gesuchtes Paradoxon, daß gera[illegible] derjenige, der am tiefsten in die einzelne Disziplin eindr[illegible] am ehesten dazu gelangt, diesen Weltblick zu gewinnen [illegible] sich als Vollmensch seiner Zeit und Kultur zu fühlen. [illegible] Da wir hier gerade bei der Philosophie stehen, machen [illegible] nach anderer Richtung hin auf den prächtigen Arti[illegible] „Nietzsche und die Nietzscheaner“ aufmerksam, in welchem ein heillos ansteckendes Gedankenfieber der jüngsten [illegible] nachdrücklichst bekämpft wird. — So bietet uns ein Aufsatz [illegible] den anderen eine Fülle von Anregung und Belehrung. [illegible] haben wir fortwährend die angenehme Empfindung des [illegible] sam persönlichen Verkehrs mit dem Verfasser; er spricht [illegible] wie ein Buch, sondern sein Buch ist beredt wie ein lebend[illegible] Mensch. Er besitzt in vollem Maß die für einen Essay[illegible] unschätzbare Eigenschaft, dem Leser in der Belehrung [illegible] Genuß zu schaffen, und so kann er des lebhaften In[illegible] desselben versichert sein.

J. B.

Neue Bücher.

Nachstehend verzeichnete Bücher sind der Redaktion zur Rezension zugekommen:

Bauermeister, Otto Franz, Deutsche Herzen. Schauspiel. Magdeburg 1902. Leistner & Trewss.

Bloem, Walter, Heinrich von Plauen. Tragödie. Elberfeld 1902. Baedekersche Buchhandlung.

Raff, Helene, Modellgeschichten. Berlin 1902. Gebrüder Paetel.

Bolze, E. G., Melancholien und Strahlenflammen. Dresden 1903. E. Piersons Verlag.

Lachmann, Hedwig, Im Bilde. Gedichte. [illegible] Nachdichtungen. Berlin 1902. Schuster & Löffler.

Hoffmann, Camill, Adagio stiller Abende. Gedichte. Berlin 1902. Schuster & Löffler.

Becquer, G. A., Gedichte. Übertragen von [illegible] rapsky. Leipzig 1902, Ernst Heitmann.

Bürgers sämtliche Werke in vier Bänden [illegible] einer Einleitung und Anmerkungen herausgegeben [illegible] Dr. Wolfgang von Wurzbach. In 1 Band geb. [illegible] Max Hesses Verlag, o. J.

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Herausgebers Karl Emil Franzos in Berlin. — Nachdruck auch im Einzelnen ist untersagt und wird strafgerichtlich verfolgt. — Verlag der Concordia Deutsche Verlags-Anstalt in Berlin. — Druck von Rißling & Krüger, Berlin N.

Eine Deutsche Akademie.

V.

Wie im letzten Hefte bringen wir auch diesmal vier Gutachten, die sich diesmal sämtlich gegen den Plan einer Deutschen Akademie aussprechen.

Ludwig Fulda in Berlin schreibt uns:

Berlin, 1. Oktober 1902.

Lieber Freund!

Eine Deutsche Akademie nach dem Muster der französischen — liegt nicht schon in diesem Satz eine Warnung? Es hat der deutschen Kultur noch selten zum Segen gereicht, wenn sie sich nach französischen Mustern zurechtschnitt, statt in ihrer eigenen Tracht einherzuwandeln. Und ist der Wert und Nutzen dieser Institution auch nur in ihrem Heimatlande, wo sie wenigstens ohne Nachahmung aus dem Charakter und den Bedürfnissen des Volkes organisch erwuchs, über jeden Zweifel erhaben?

Die Académie française war von Alters her eine Pflegestätte der Mittelmäßigkeit; die großen Dichter und Schriftsteller Frankreichs wurden entweder von ihr verschmäht, wie in der klassischen Zeit ein Molière und neuerdings ein Zola und Daudet; oder sie wurden nicht durch sie gefördert. Auf sprachlichem Gebiet hat die Wirksamkeit der französischen Akademie den freien Fluß der Entwicklung künstlich gehemmt und den ungebundenen Reichtum des sprachschöpferischen Genius, wie wir ihn noch bei Rabelais bewundern, für Jahrhunderte, ja vielleicht für immer brach gelegt. Wohl hat sie damit ein höheres Durchschnittsniveau des Ausdrucks erreicht, als wir es besitzen, und stilistische Ungeheuerlichkeiten, wie sie bei uns noch alle Tage verbrochen und geduldet werden, unmöglich gemacht. Aber würden wir für diesen Vorteil die wundervolle Bildsamkeit hingeben wollen, die unserer Sprache in Meisterhand eignet? Ihre einzigartige Fähigkeit, sich jeder echten Persönlichkeit wie ein weiches Gewand anzuschmiegen? Ihre Kraft innerer Erneuerung und Bereicherung? Die Franzosen, das revolutionärste aller Völker in der Politik, sind in der Kultur das konservativste. Sie ertragen in Sprache und Sitten eine uniformierende Tyrannei, die der individualistische Deutsche sich niemals gefallen lassen würde.

Eine große Gefahr erblicke ich ferner in dem Umstand, daß, wie bei uns die Verhältnisse nun einmal liegen, eine Akademie nicht als selbständige Gründung des Volkes, sondern nur als staatliche oder gar höfische Stiftung, und als solche offiziellen Einflüssen unterworfen zu denken ist. Damit aber wäre sie zweifellos ein neuer Ausgangspunkt für Streberei, Liebedienerei und Byzantinismus, also für eine Ware, mit der wir bereits hinlänglich versorgt sind. Und es könnte dann leicht so kommen, daß diejenige Tüchtigkeit, die dem Akademie-Kandidaten zur besten Empfehlung gereichte, die Gesinnungstüchtigkeit wäre. Ist das wünschenswert?

Die freien Schriftsteller bilden im heutigen Deutschen Reich so ziemlich die einzige Menschenklasse, die nach oben und unten völlig unabhängig ist. Sollen auch noch sie durch den akademischen Frack in das Kastenwesen eingezwängt werden? Aus Rücksichten webt sich ein Netz, das ebenso fest hält wie Sklavenketten. Nach meiner Überzeugung kann dem deutschen Schriftsteller kein größeres Heil widerfahren, als wenn der Staat sich auch fernerhin ebenso wenig um ihn kümmert wie bisher.

Ihr stets ergebener

Ludwig Fulda.

Mit gleicher Entschiedenheit spricht sich Heinrich Bulthaupt in Bremen dagegen aus.

Frankfurt a. M., 7. September 1902.

Verehrter Herr und Freund!

Hier, auf der Heimreise von meinem bayrischen Bergfrieden, erreicht mich Ihr freundlicher Brief mit der Umfrage. Werden Sie mir zürnen, wenn ich mich sehr kurz fasse? Denn ich verstehe so wenig, welchen Gewinn eine Akademie, etwa in der Art der französischen, für das geistige Leben, insbesondere für das Schrifttum unsres Volkes haben könnte, daß ich mich mit der Erörterung der Gründe für und wider am besten gar nicht befasse. Vielleicht sehe ich zu schwarz; aber mir graut vor dem Gedanken der offiziellen Abstempelung und Uniformierung von Kunst und Wissenschaft.

Was für das centralistische und centralisierende Frankreich taugt, taugt darum noch lange nicht für uns. Lasse man Deutschland in all der Vielgestaltigkeit seiner Stämme, Arten und Köpfe, wie es ist. Ich glaube, es fährt so am besten.

Mit herzlichem Gruß Ihr

Heinr. Bulthaupt.

Zu einer Ablehnung kommt schließlich auch Prof. Dr. Ludwig Geiger in Berlin. Er schreibt:

Baden-Baden, 12. Oktober 1902.

Lieber Freund!

Der Plan einer Deutschen Akademie oder Akademie der deutschen Sprache ist gewiß in hohem Grade der Diskussion wert.

Eine unbedingte Ablehnung liegt mir ebenso fern wie eine begeisterte Zustimmung.

Nur von vornherein möchte ich Front machen gegen zwei Momente, die in Ihrem Einladungsschreiben berührt wurden:

Gegen die Geldspende einzelner hoher Gönner und gegen die Protektion eines kleinen Fürsten.

Gegen die Erstere, weil durch sie, mögen die Geldgeber sich auch noch so bescheiden zurückziehen, im Bewußtsein sich wieder einmal für eine Sache haben schröpfen zu lassen, die ihnen sehr gleichgültig ist, auf das ganze Unternehmen das Odium einer Wohlthätigkeitsanstalt fällt.

Gegen die Letztere:

1. Weil jede Protektionswirtschaft von Übel ist, und mag sie auch von dem weisesten und besten Fürsten geübt werden; denn auch einem kleinen Fürsten gegenüber ist mancher große Mann recht klein, und

2. weil dadurch naturgemäß die Akademie wie an die Person auch an dem Ort des Protektors gebannt ist, eine wirkliche Zusammenkunft der Akademiker daher nur selten und nicht unter den für eine gedeihliche Arbeit nötigen Voraussetzungen geschehen könnte.

Eine Deutsche Akademie müßte also in der Hauptstadt des Deutschen Reiches ihren Sitz haben, sie dürfte weder die Schöpfung reicher Leute, noch die eines kleinen Fürsten, sondern sie müßte eine Reichsanstalt sein, in der Weise wie die Zentraldirektion der Monumenta historica Germaniae, oder wie das archäologische Institut.

Eine solche Reichsanstalt halte ich indessen nicht für unbedingt notwendig.

Deutsche Sprache und Kultur haben sich in ihrer besonderen landschaftlichen Ausbildung, in ihrer freien Ausgestaltung bisher ganz wohl befunden.

Das Vorbild der Académie française schreckt weit mehr als daß es zur Nachahmung einladet.

Eine Prunkgesellschaft von 40 Unsterblichen, die keine wirkliche Aufgabe hat, paßt für Deutschland absolut nicht.

Die glatten Begrüßungsreden der Neuaufgenommenen und die öden Lobeshymnen auf die eben Verstorbenen, die einzigen Thaten, von denen das Publikum erfährt, würden in Deutschland kaum einzelne gebildete ältere Jungfrauen, geschweige denn „die ganze Gesellschaft“ locken.

Die unwürdige Art des Bewerbungssystems, die kleinlichen Ränke, das schmähliche Parteigetriebe bei der Wahl fast jedes neuen Mitgliedes sind Warnungssignale für eine Nachahmerin.

Auch die nicht zu leugnende Thatsache, daß m… der bedeutendsten Schriftsteller der letzten drei … hunderte von Molière bis Zola der Akademie fe… möchte allein genügen, vor einer Nachbildung … zuhalten.

Wenn nun also die Schaffung einer Schw… anstalt der französischen Akademie durchaus von … wäre, so könnte eine Deutsche Akademie, von Rei… wegen geschaffen und unterhalten, ergänzt natürl… durch freie Wahl der Akademie-Mitglieder, … manchen Nutzen schaffen.

Eine gesetzgeberische Thätigkeit für deutsche Spr… müßte ihr natürlich fremd bleiben.

Das große deutsche Wörterbuch ist eine von Rei… wegen unterstützte Privatarbeit, die dabei gan… gedeiht, und von der Akademie nicht übernommen … werden braucht.

Aber manche Aufgabe wäre lohnend: ein Wör… buch von Goethes Sprache, ebenso Wörterbücher de… übrigen hervorragenden deutschen Schriftsteller, … Corpus der deutschen Litteratur im weitesten Umfan… in ähnlicher Art wie die schon angeführte Samml… deutscher Geschichtsschreiber, eine Sammlung deut… Briefe, die nach der Meinung mancher Leute bes… soviel Kulturwert besitzen, wie die sich tausend Mal wi… holenden griechischen und lateinischen Inschriften u…

Diese Aufgabe jedoch würde nur einen Teil d… Mitglieder beschäftigen, nämlich Litterarhistoriker, … würde die freien produktiven Schriftsteller, die mindest… einhalb, wo möglich zweidrittel der Mitglieder au… machen müßten, unbeschäftigt lassen, ja sie wü… Vielen von diesen als recht überflüssige Arbeit erschei…

Was sollten nun diese Mitglieder als Akadem… anfangen?

Seien wir ehrlich! Sie hätten Nichts zu thun.

Sie würden als Schriftsteller, durch eine möglich… stattliche Reichspension von drückenden Sorgen be… freit, unbekümmert schaffen können, ihr Schaffen kä… der Nation zu Gute, eine unmittelbare Thätigkeit … die Akademie dagegen hätten sie nicht auszuübe… Und damit fiele die Notwendigkeit fort, eine … Anstalt zu schaffen.

Die Aufgaben, wie sie beispielshalber ange… worden sind, könnten ja schon von der Goethe-Ges… schaft oder von einer der bestehenden Akademien übe… nommen werden, wenn einmal die Zeit komm… der neben Aristoteles-Kommentaren und … schriften auch die deutsche National-Litteratur als … wertig und ganz akademiefähig betrachtet wird.

Des großen Apparates einer deutschen Akade… bedarf es dazu nicht.

Mit bestem Gruß Ihr

Ludwig Geiger.

Ein ganz entschiedener Gegner des Planes … Max Dreyer in Berlin:

Berlin, 7. Oktober 1902.

Sehr geehrter Herr!

Ihre Anfrage preßt mir folgenden Schrei aus, n Sie gerne weiter geben sollen.

Um des Himmelswillen! Haben wir denn noch cht Akademisches genug? Wollen wir uns neue öpfe pflechten? Kann eine Akademie Persönliches haffen oder auch nur über Persönliches wachen? Sie würde, vielleicht nach neuem Rezept, an dem roßen summarischen Rührei mitbacken — und da sei bott vor!

Hochachtungsvoll Ihr ergebener

Max Dreyer.

Unter den 28 Dichtern und Gelehrten, die sich isher geäußert haben, finden sich also 17 Gegner es Projekts, 11 traten dafür ein. Als Gegner aben sich bekannt: Paul Heyse, Wilhelm Jensen, Adolf Wilbrandt, Richard Dehmel, Eduard von Hartmann, Paul Lindau, Prof. Dr. Theodor Mommsen, Prof. Dr. Friedrich Paulsen, Karl Frenzel, Prof. Dr. Th. Ziebs, Friedrich Spielhagen, Prof. Dr. Eduard Zueß, Prof. Dr. Theodor Gomperz, Ludwig Fulda, Heinrich Bulthaupt, Prof. Dr. Ludwig Geiger und Max Dreyer. Hingegen verfechten den Plan: Ernst von Wildenbruch, Rudolf von Gottschall, Ferdinand von Saar, Karl Busse, Prof. Dr. Adolf Hausrath, Prof. Dr. F. Kluge, Prof. Dr. Arnold E. Berger, Prof. Dr. Jakob Minor, Prof. Dr. Richard M. Meyer, Prof. Dr. Ernst Elster und Georg Freiherr von Ompteda. Wir haben bei dieser Aufzählung den Herren mit akademischem Lehramt ihren Titel gegeben, weil sich daraus eine bemerkenswerte Thatsache ableiten läßt. Unter den 28 Herren, die sich bisher geäußert haben, sind 16 Schriftsteller, 12 Gelehrte in akademischer Stellung. Von den 16 Schriftstellern haben sich 11 gegen, 5 für den Plan ausgesprochen, hingegen von den 12 Professoren 6 gegen, 6 für den Plan. Unter den Gelehrten halten sich also Anhänger und Gegner die Wagschale, unter den Schriftstellern überwiegen die Gegner.

Bisher wenigstens stellt sich das Verhältnis so. Eine Reihe weiterer Gutachten wird das nächste Heft bringen.

Ein Epilog.

Auf meine Pfade fällt das welke Laub —
Ich ging so lang in Sonnenglut und Staub,
Nun deckt die Dämm'rung rings die Fluren zu,
Nun kommt die Nacht, nun kommt die Wintersruh.

Mit irren Schritten ging ich durch die Welt,
Ein Wand'rer ohne Herd und ohne Zelt:
Zuletzt ward auch mein Herz, das nie gezagt,
Vom langen Wandern müd und hat entsagt.

Ich fand zuletzt den Weg, den ich verlor,
Ich fand zuletzt ein gastlich stilles Thor,
Der Wind ging rauh und zagend pocht' ich an,
Und Du, mein Lieb, Du hast mir aufgethan.

Du hast mich nicht gefragt, woher ich kam,
Du sahst, mein Herz war krank von langem Gram, —
Und daß Dein Herz mir heiß entgegenschlug,
War um des Grames Willen, den ich trug.

Und als ich eingetreten war bei Dir,
Schloß rauschend sich ein Vorhang hinter mir
Und eine Welt voll Liebe und von Haß
Versank da draußen — und mein Herz vergaß.

In Deine Augen hab' ich lang geseh'n
Und nimmer, nimmer kann ich wieder geh'n —
Ich kam ja her aus einem fernen Land,
Ein Heimatloser, der die Heimat fand.

Georg Edward.

Schwesterlein.

Schwesterlein, Schwesterlein!
Gingst Du früh zur Ruh'!
War's doch blauer Frühlingstag:
Sonne über den Wegen lag;
Lerchen sangen – aber Du
Schlossest still die Augen zu.

Schwesterlein, Schwesterlein!
Sprich, was ist gescheh'n?
Brüder und Schwester kamen zuhauf —
Aber Dich weckt niemand auf . . .
Sollen wir wieder nach Hause geh'n,
Ohne die Sonne mehr zu seh'n?

Eduard Fehre.

Das Dunkel.

Ich lieg' und halt' die sanften Lider
Auf meine Augen leicht gesenkt,
Wie man die Fenster einem Kranken
An heißen Tagen still verhängt.

Und vor mir steht das hohe Dunkel,
Der Arzt, ans Krankenbett geneigt.
Ich hab' die Seele weit geöffnet
Und meine Wunden ihm gezeigt.

Wilhelm Freund.

Mahnung.

In einem blühenden Garten
Ein knorriger Eichbaum steht,
Von manchem Lenz umworben,
Von manchem Sturm umweht.

Die Rosen und die Nelken
Sie träumen den ersten Traum —
An hundert und hundert Jahre
Denkt still der alte Baum.

Er wirft ein dürres Ästlein
Zuweilen in das Blüh'n,
Als ob er reden möchte
Doch keines achtet auf ihn.

Rosa Rübsaamen.

In einer Herbstnacht.

Längst ist die Nacht herabgesunken.
Zu meinen Füßen rauscht der Rhein
So wandermüd, so schlummertrunken
Ins tiefe Dunkel dumpf hinein.

Die Uferbüsche steh'n und schweigen.
Kein Hauch rührt sie. Am Himmelsdom
Will sich kein tröstend Sternlein zeigen.
Verdrossen starr' ich in den Strom.

Vergessen hab' ich all mein Sehnen.
Wie ist die Welt so kalt, so leer!
Dem Aug' entquellen keine Thränen,
Dem Herzen keine Wünsche mehr.

Die Nacht ist nun herabgesunken
Auf Tage voller Glück und Pein —
Mein Lebensstrom rauscht schlummertrunken
In ferne Dunkelheit hinein . . .

Alexander Pache.

Wenn die Winde weh'n aus Norden.

Müd' sind meine Arme worden
Und mein Herz von Sorgen schwer,
Wenn die Winde weh'n aus Norden
Finden sie mein Schiff nicht mehr.

Bin so lang im Sturm gefahren
Unerschrocken Tag und Nacht,
Wenn verzagt die Kühnsten waren,
Hab' ich trotzig noch gelacht.

Und hab's dennoch nicht gefunden
Der Erfüllung reiches Land,
Das die Sehnsucht stiller Stunden
Oft verheißend mir genannt.

Doch zuletzt hab' ich verstanden,
Was der Sturmwind nächtlich sang:
Nimmer, nimmer wirst Du landen,
Nie erlöst von wildem Drang,

Wirst durch Meer und Sund Du jagen,
Zwischen Furcht und Hoffen hin,
Und ein bitteres Entsagen
Wird gespenstisch mit Dir zieh'n.

Müd' sind meine Arme worden
Und mein Herz von Sorgen schwer,
Wenn die Winde weh'n aus Norden
Finden sie mein Schiff nicht mehr.

W. E. Vershofen.

Waldeszauber.

Hast Du es nicht auf Deinen Wegen
In Waldeseinsamkeit gespürt?
Ein Segen weht Dir hier entgegen,
Der an der Seele Tiefen rührt.

Du schweigst in athemlosem Lauschen
Ein Schauern leise Dich durchbebt,
Im Wipfelmeer, im Eichenrauschen
Geheime Kraft Dich bannend lebt.

Im Lichte wiegen sich die Kronen,
Es wurzelt fest des Stammes Schaft,
Wer frei will in den Höhen wohnen,
Zur Höhe führt ihn Mut und Kraft.

Hier wirst Du neuen Muts getragen,
Ein staubbedeckter Wandersmann,
Und eines Adlers Flügelschlagen
Führt Deine Seele sonnenan.

Ihr Sehnen eilt im Wind von dannen,
Der durch die Wipfel brausend zieht,
Die weite Erde zu umspannen,
Und jubelnd jauchzt sie auf im Lied!

Otto Kindt.

Meiner Mutter.

rein Freuen und all mein Klagen
Dort und hier,
im Leben hab ich getragen,
Mutter, zu Dir!

r, in Deine gesegneten Hände
Leg' ich auch jetzt,
mir als all meiner Stürme Ende
Und Ziel gesetzt.

Stürmen der Welt kam die Stunde des Schlafens,
Mir kam die Ruh,
Zitterndes Glück meines letzten Hafens
Deckt mich zu. —

Mutter, sag, wenn im Glockenklingen
Sich trifft unser Blick,
Mutter, wird nicht mein Herz zerspringen
In so viel Glück?

Börries Freiherr von Münchhausen.

Arme Liebe.

geht die Sonne still zu Thal,
alle Liebe sucht ihr Haus.
starr'n die Zweige tot und fahl.

ährst nun in die Welt hinaus . . .
h, Lieber, wie die Wellen singen! . .
alle Liebe sucht ihr Haus.

willst Dir Weib und Welt erringen,
ich muß tot und traurig sein . . .
ch, Lieber, wie die Quellen singen.

war doch Dein, in Schmerzen Dein.
Jott, wie kalt die Winde schauern . . .
ich muß tot und traurig sein.

Der Winter droht, die Felder trauern,
Die stille Sonne ging zu Thal.
Sieh, wie die grauen Schatten kauern.

Wie starr'n die Zweige tot und fahl . . .
Gieb Deine Lippen, Lieber, Lieber . . .
In dieser Welt zum letzten Mal.

Die Schatten dämmern immer trüber.
Sie wird wohl reich und gütig sein? . . .
Gieb Deine Lippen, Lieber, Lieber . . .

Sie wird wohl reich und gütig sein,
Mich wirst Du bald vergessen haben,
Und war doch Dein, in Schmerzen Dein,

Horch . . . meines Lebens letzte Gaben: . . .
Dürr Laub fällt in die Nacht hinein . . .
Mich . . . willst Du . . . ja . . . nicht . . . haben . . .

Georg Rothe.

Die Schmiede.

Jar schon der Schlummer durchs Thal geglitten,
m ich auf müdem Gaul geritten.
: Städtel alles schon schweigt und ruht —
ird mir ganz trüb und eigen zu Mut'.
i, da bricht es durch Stille und Nacht,
e heiße, freudige, feurige Pracht,
ing-kling — Du schwingender Klang!
tanzte mein Gaul und mein Herze sang
Takt mit dem sprühenden Liede!
e Funken flogen, die Flamme sprang,
ing-klang — die Schmiede!

Mitten im Jubel der hellen Fanfaren
Steht ein Alter in lockigen Haaren;
Arme, sehnige, jugendfrohe,
Schwingen den Hammer durch wirbelnde Lohe!
Wie ein Gott, der sich Welten schafft,
Steht er und hämmert mit spielender Kraft!
Kling-kling — Du schwingender Klang —
Es tanzte mein Gaul und mein Herze sang
Im Takt mit dem sprühenden Liede —
Die Funken flogen, die Flamme sprang,
Kling-klang — die Schmiede!

Im weißen Hemdchen und kurzen Röckchen,
Ums Rosengesichtel goldflimmernde Flöckchen —
Was huscht dort heimlich ins dunkle Thor
Und späht aus verschlafenen Sternlein hervor?
Tanzendes Gold und flammroter Schein
Hüllen's in purpurne Herrlichkeit ein —
Kling-kling — Du jungjunges Ding!
Steh stille, mein Gaul, und mein Herze, sing'
Im Takt mit dem heißesten Liede!
Fliegt, ihr Funken, du Flamme, spring!
Kling-klang — die Schmiede!

Gertrud Klett.

Arbeit.

Roman von **Maria Schade**.

(Fortsetzung.)

Sie selbst kam ihm vor wie ein Wesen aus einer anderen Welt. Und plötzlich fühlte er ein lebhaftes Interesse für diese Welt, die er früher nicht gekannt hatte.

Nie hatte er die Frauen aufgesucht. Und auch diesmal war ihm das Glück ganz unerwartet zugefallen. Über die Mauer war es geweht. Zu seinen Füßen hatte es gelegen. Er hatte es nicht einmal aufgehoben. Wunderbar! Jetzt wurde er den Gedanken nicht mehr los, daß es eine Art Bestimmung war, die sie zu ihm geführt. Er hatte doch nichts dazu gethan. Nicht einmal die Hand hatte er ihr entgegengestreckt. Allein war sie aufgestanden. Aus freier Wahl war sie mit ihm gegangen. Oder hatte das alles so kommen müssen? — War das eben alles die Bestimmung? — Er begann zu grübeln. Wie alle Künstler war er zum Aberglauben geneigt.

Und dann waren sie Freunde geworden — auf ganz ungewöhnlichem Wege. Das mußte sicher eine tiefere Bedeutung haben. Das war keine Bekanntschaft, die man heute schließt, und deren man sich nach vier Wochen kaum noch erinnert. Alles, was sie zusammen gesprochen, war ganz alltäglich gewesen. Und doch hatte darin etwas Besonderes gelegen. Jetzt erschien es ihm wenigstens so, als er darüber nachdachte.

Und dann war sie einmal nicht allein gekommen: ihren Mann hatte sie mitgebracht. Das war der Moment der Wendung. Da war es ihm wie Schuppen von den Augen gefallen.

Früher war sie ihm nur immer als ein glückliches, übermütiges Geschöpf erschienen, das im Reichtum fast erstickte. Und jetzt stand sie vor ihm als ein armes, Mitleid erregendes Wesen, darbend bei aller Fülle. Sie litt. Er wußte es. Denn an der Seite dieses Mannes mußte sie leiden. Ihre sonst so kecke Stimme war zum ängstlichen Flehen geworden, als sie sagte: „Verzeihen Sie, ich habe mir erlaubt, meinen Mann mitzubringen.“ Sie hatte gefühlt, daß sie [illegible] entschuldigen mußte. Nicht deshalb, weil sie [illegible] Mann mitgebracht, sondern weil das ihr Ma[nn] war. Mußte das nicht ein schreckliches Ge[illegible] sein! — Und dann, wie hatte sich ihr Ge[illegible] verzerrt, als er so albern sprach und sie ihn [illegible] ermahnen suchte! Sie hatte seinen Arm berü[hrt]. Und das war für sie eine Qual gewesen. [illegible] hatte es gesehen. Und diese Qual mußte sie [illegible] dulden, täglich — stündlich.

Sie war jung. Sie war schön. Sie wa[r] zum Glücke geboren. Und doch klebte an ihr da[s] Unglück in widerlicher Gestalt. Das mußte [illegible] mit der Zeit entstellen. Sie hatte einen [illegible] zum Hohen, zum Schönen. Und dabei war [illegible] verdammt, in einer niedrigen Sphäre zu leben. Sie war zu ihm gekommen — eine Hilfesuchen[de]. Eine höhere Macht hatte sie geführt. Sch[on] einmal hatte sie zu seinen Füßen gelegen, und er hatte sich nicht nach ihr gebückt. Jetzt lag [illegible] wieder da. Wenn er ihr diesmal nicht in [die] Höhe half, sie selbst würde wohl nicht mehr [die] Kraft dazu haben. Sie war schwach. Sie wa[r] eben ein Weib. Aber er, er war doch der Mann. Er mußte ihr zeigen, wie man Ketten von [sich] streift, wie man sich aus dem Dunkel erhebt, um in das Licht zu gelangen. Das war seine Pflicht. Er dürfte nicht zusehen, wie sie verdorrte [an] Leib und Seele. Er mußte sie retten.

Und er wollte sie auch retten. Bis jetzt hatte sie nur in dem Reichtum des Geldes gelebt, das [illegible] heruntergezerrt und beschmutzt. Aber nun woll[te] er sie in den Reichtum des Gedankens führen, [illegible] der Kunst.

Wenn sie nur kam!

Noch immer saß er auf dem Marmorble[illegible]. Noch immer hatte er die Hände vor die Stirn gepr[eßt].

Wenn sie nur kam! Alles wollte er ihr ge[illegible] — Alles. Auf seinen Armen wollte er sie in [die] Höhe tragen.

Unwillkürlich machte er eine Bewegung. Er den Kopf —

Da stand sie!

Wahrhaftig! Es war keine Täuschung. Dicht Eingange stand sie. Geisterhaft hob sich ihr cht von dem roten Vorhang hinter ihr ab. Wie bleich sie aussah! — Das war der Schmerz. Er starrte sie an. Und sie sah ihn wieder an. Er wollte ihr Alles sagen — Alles. — Und sprach er kein Wort. Er hatte nicht den t dazu.

Nur den Arm streckte er aus.

Sie legte ebenso stumm ihre Hand in die seine. Er fühlte das Zittern ihrer Finger. Es ihm, als sprächen diese Finger. Und auch glaubte das Beben seiner Hand zu verstehen. blieben sie ganz still — eine Weile.

Jsi blickte immerfort auf das steinerne Weib. doch sah sie es nicht. Wenn es nicht mehr estanden hätte, sie würde die Veränderung t einmal bemerkt haben.

Endlich erhob sich Hans Meerbach von dem rmorblocke.

„Warum sind Sie so lange nicht gekommen?" gte er.

Die junge Frau zuckte zusammen.

„Warum thun Sie eine Frage, die Sie sich st beantworten können?"

Sie hatte recht. Er kannte ja den Grund es Fortbleibens. Weshalb fragte er also nach?! Die Frage mußte sie verletzen. Er war Tölpel. Darum fand er auch nicht das tige Wort. Zuerst wollte er ihr Alles sagen. d nun auf einmal . . .

Mit großen Schritten ging er auf und ab. nn blieb er dicht vor Jsi stehen.

„Haben Sie Angst?" fragte er.

„Angst?" Sie lächelte. „Wäre ich sonst hier?"

Sie war also im Vertrauen zu ihm gekommen ganz wie gewöhnlich. Die alte Freundin tte den alten Freund aufgesucht. Und doch r sie eine andere. Und er war auch ein derer. Warum stand sie sonst so fremd da? arum war sie so still? Das pflegte doch sonst ht ihre Art zu sein. Sollte er ihr sagen, ß alles zwischen ihnen anders geworden? elleicht wußte sie es noch nicht. Vielleicht llte sie es auch nicht wissen. In beiden Fällen ßte sie die Wahrheit erschrecken. Alles, was ihr sagen wollte, war schwer. Eine Anklage gen den Mann, den sie selbst gewählt, sei es ch in der Verblendung, in der Unwissenheit, war schließlich auch eine Anklage gegen sie selbst. Würde sie die Kraft haben, das zu hören? — — Sie sah so bleich aus. Und wenn es ihr mißfiel? Wenn sie ging?

Sie sah seine Verzweiflung. Sie wollte ihm helfen und sich selbst dabei doch nicht verraten. Denn sie wollte es nicht eingestehen, daß es auch in ihrem Herzen wühle.

Still! Still! Sie drückte die Hand auf die Brust.

„Wenn Sie wüßten," begann sie mit ihrer leisen, matten Stimme, „wie schwer mir heute der Weg zu Ihnen geworden ist. Über den Hof bin ich geschlichen wie eine Diebin. Nach jedem Schritte bin ich stehen geblieben. Dicht an der Thür wollte ich noch umkehren . . ."

„Und wenn Sie wüßten, wie ich Sie erwartet habe! Wie ich hier gestanden bin Stunde um Stunde! Wie ich gelauert, wie ich gespäht habe . . .!"

Seine Stimme bebte. In seinen Augen flackerte es. Sein ganzes Wesen durchzitterte der Aufruhr der Gefühle.

„Still! — Still!" Jsi nahm die Hand von ihrer Brust und legte sie auf seinen Arm. „Wenn Sie so weiter sprechen, muß ich fort. Und ich möchte doch so gern noch ein Weilchen bei Ihnen bleiben, grade heute. Es ist ja das letzte Mal . . ."

„Das letzte Mal?!"

Er schrie es fast.

„Ja, das letzte Mal vor meiner Reise."

„Sie reisen?"

„Morgen."

„Wohin?"

„Das will ich Ihnen erzählen. Darum bin ich ja gekommen."

„Nur deshalb sind Sie gekommen . . .?"

Er sah ihr tief in die Augen.

Ihre Hand griff in die Falten des Vorhangs.

„Bleiben Sie!" bat er dumpf. „Ich werde ganz ruhig sein."

Er wandte sich ab.

„Nun gut. Dann sollen Sie auch erfahren, wohin ich reise. Ich muß zu einer Verwandten aufs Land."

„Ist das weit?"

„Nur hier in der Provinz. Gestern bekamen wir die Nachricht, daß diese Verwandte schwer erkrankt ist. Da müssen wir hin. Es giebt noch so viel zu besprechen. Denn wir sind die Erben ihres Gutes."

„Wir?"

Er fragte es gedehnt.

„Ja. Mein Mann und ich.“

Sie stockte. Sie erriet seine Gedanken. Sie wurde dunkelrot, so sehr schämte sie sich.

„Und werden Sie lange fortbleiben?“

„Das ist unbestimmt. Vielleicht ein paar Wochen.“

„Ein paar Wochen!“ wiederholte er erschreckt.

Der Ton seiner Stimme erregte ihr Mitleid.

„Es ist möglich, daß ich auch eher wiederkomme,“ meinte sie tröstend. „Ich werde einmal an Sie schreiben.“

„Wirklich! Das wollen Sie thun?!“

Über sein Gesicht ging ein Leuchten.

„Gewiß, wenn ich weiß, daß ich Ihnen damit eine Freude mache.“

„Und ich darf auch an Sie schreiben, nicht wahr?“

„Nein, mein Freund, das dürfen Sie nicht.“ Ihre Stimme klang plötzlich so bestimmt. „Das würde auffallen.“

„Ach so!“ Er trat einen Schritt zurück. Über sein Gesicht lief es wie ein Schatten. „Ich verstehe. Ich werde Sie nicht kompromittieren.“

„Nein, Sie verstehen mich nicht!“ rief Isi erregt. „Wenn ich um mich besorgt bin, so bin ich es auch um Sie. Begreifen Sie das?“

Er schüttelte den Kopf.

Eine Pause.

Die beiden Menschen standen regungslos da, als wären sie auch von Stein wie das ungeheure Weib, das sich lautlos mit ihrer Garbe abquälte.

„Sind Sie mir böse?“ fragte Isi leise.

„Wenn ich es sein könnte! Aber es ist mir ja nicht möglich. Alles, was von Ihnen kommt, ist für mich ein Geschenk. Wenn Sie mir eine Wunde schlügen — ich würde Sie segnen.“

„So?“ Sie lachte laut. Ihr Lachen klang etwas gezwungen. „Dann müssen Sie mir auch eine Bitte erfüllen.“

„Jede.“

„Zeigen Sie mir doch die kleine Thonfigur, die Sie neulich versteckten.“

Er horchte auf.

„Ich erkannte sie gleich. Ich habe scharfe Augen. Und Sie sind ein großer Künstler.“

Er blickte sie an.

„Wissen Sie denn, wer es sein soll?“

Sie tippte mit dem Finger auf ihre Brust.

Schweigend ging er nach dem Hintergrunde des Ateliers. Er öffnete einen Wandschrank. Mit einer kleinen Thonfigur kam er zu[illegible]

Isi sah sich selbst. So hatte sie [illegible] dem Marmorblocke gesessen, wenn sie [illegible] seiner Arbeit zusah, die Hände müßig im [illegible] gefaltet, das Haupt ein wenig auf [illegible] gelegt. Nur eine kleine Studie war [illegible] doch schon ein Kunstwerk.

Die junge Frau staunte.

„Wie haben Sie das gemacht?“

Er lächelte.

„Nach der Natur.“

„Und ich habe es nicht einmal bemerkt[illegible]“

„Wenn Sie so dasaßen, habe ich es [illegible] Sie saßen immer so still.“

Isi schaute auf die kleine Thonfigur[illegible] der Hand des Bildhauers leise schwankte. [illegible] schaute sie auf das große steinerne We[illegible] sich dicht vor ihr erhob — fast drohend.

Mit einer plötzlichen Bewegung ergriff [illegible] Arm des Künstlers.

„Eins müssen Sie mir versprechen[illegible] sie fast ängstlich. „Wenn Sie daraus ein [illegible]werk machen — ich weiß ja nicht, ob das [illegible]haupt Ihre Absicht ist — aber ‚Der Müß[illegible] dürfen Sie es nicht nennen.“

„‚Der Müßiggang?‘“ Er blickte in die [illegible] „Wie kommen Sie denn auf die Idee?“

„Nun, ich meine, wenn dieses große [illegible] da die Arbeit ist, so ist dieses kleine D[illegible] Müßiggang.“

Er dachte nach — lange.

„Sie haben recht,“ sagte er dann.

„Jetzt muß ich gehen.“

Sie that ein paar Schritte vorwärts[illegible] blieb dicht an ihrer Seite.

Am Vorhange stand sie. Die Hand [illegible] sie ihm entgegen.

„Leben Sie wohl!“

Ihre Stimme zitterte.

„Ich komme ja noch mit.“

Auch der Ton seiner Worte klang [illegible]

„Nein. Bleiben Sie. Wir wollen [illegible] Abschied nehmen.“

„Warum?“

„Weil ich nicht viel Zeit habe. Weil ich [illegible] nach Hause laufen muß.“

Noch immer streckte sie ihm die Hand [illegible]gegen. Aber er that, als sähe er es nicht[illegible]

Warum suchte sie seiner Begleitung [illegible]zuweichen? — Weil sie sich nicht mit ihm [illegible] wollte. Vielleicht fürchtete sie, daß ihr [illegible] es sah. Dieser Mann ...! Vor einem [illegible]

sollte er sich verstecken. Das mutete sie zu?

„Ich werde an Sie denken — viel.“ Sie ich ganz leise, fast im Flüsterton. „Um die ttagszeit, wenn ich weiß, daß Sie allein sind, de ich bei Ihnen sein — immer.“

Also das wars! In Gedanken wollte sie bei ı sein, aber nur in Gedanken. In Wirklich scheute sie sich, mit ihm über den Hof zu ıen. Kein Opfer wäre ihm zu groß gewesen. d sie rechnete ängstlich mit dem guten Ton. genützig dachte sie nur an sich, wenn es ein l galt, ihn ein paar Augenblicke länger glück zu machen. Er forderte Liebe. Und was ihm gab, war — Mitleid. Am Ende war es ch nur Mitleid, was sie noch einmal hierher trieben hatte? — — Sie war gekommen, wie an zu einem Sterbenden kommt, von dem man eiß, daß man ihn nicht wiedersieht.

Nein, das wollte er nicht. So ließ er sich cht abspeisen. Einem Narren hatte sie sich an n Hals geworfen. Und bei einem Mann wie r geizte sie!

Hans Meerbach war für gewöhnlich nicht olz. Nie überhob er sich, obgleich das Lob, das an ihm von allen Seiten spendete, ihn wohl ätte eitel machen können. Aber in diesem Augen licke wuchs sein Selbstbewußtsein.

Isi stand dicht an seiner Seite. Er fühlte hre Nähe.

Die machte ihn unsicher.

Er öffnete den Mund. Kein Laut drang her or. Wie im Krampf umklammerte er die kleine Thonfigur, die noch immer seine Hände hielten, als suche er an diesem winzigen Gegenstand einen Halt.

„Schonen Sie doch das niedliche Ding!“ Das war ihre Stimme. „Haben Sie Mitleid und zerbrechen Sie es nicht.“

Gehorsam lösten sich seine Finger von der Thonfigur.

Sie hatte um Schonung gebeten. Sie hatte gefleht, sie nicht zu zerbrechen.

Wollte er sie denn zerbrechen?

Gewiß, ihr ganzes Leben. Alles, was ihr bis jetzt lieb und teuer gewesen war, mußte in Scherben zu ihren Füßen liegen. Das forderte er. War das nicht unbarmherzig?

Seine Stirn glühte.

„Gehen Sie!“

Und sie ging.

VI.

Das Rupprechtsche Haus lag da wie in der Siesta.

Vor allen Fenstern waren die grünen Jalousien heruntergelassen. Die große Eingangsthür, die sonst immer weit geöffnet stand, war geschlossen. Die beiden Karyatiden, die auf ihren nackten Rücken den Erker trugen, machten den Eindruck, als ob sie schliefen. Und die kleinen flötenblasenden Götter, die unterhalb die Fenster verzierten, schienen ihrem Beispiele zu folgen.

Ein großer Traum.

Alles schien darin versunken. Auch der vornehme Garten.

Ringsum kein Laut. Nur das immer sich wiederholende Geräusch der fallenden Tropfen in dem Wasserbecken der Fontäne wie die einförmige Melodie eines Schlummerliedes.

Lüstern huschte die Sonne über den Rasen. Aber sie fand nichts, das sich nach ihren Strahlen gesehnt hätte. Es schlief ja alles. Wie ein Eichkätzchen kletterte sie um die Stämme der Bäume. Sie setzte sich zwischen die Blätter. Sie wollte mit ihnen spielen. Aber die waren so schläfrig. Sie rührten sich nicht einmal. Sie glänzten nur.

Durch diesen verträumten Garten irrte eine Gestalt, in einen langen weißen Rock gehüllt. Es sah aus, als habe sich inmitten dieser verschlafenen Umgebung ein Nachtwandler verirrt. Sein Gang so seltsam, sehnsüchtig.

Und es war auch die Sehnsucht, die Hans Meerbach immer um die Mittagszeit in den Rupprechtschen Garten trieb. Wenn die Schüler fort waren, hielt er es in dem Atelier nicht mehr aus. Die Stille, die ihn sonst beglückte, schien ihn jetzt zu erdrücken. Die große Einsamkeit, die er mit dem steinernen Weibe teilen mußte, wurde ihm unerträglich. Er floh sein Werk, von dem er früher unzertrennbar gewesen war. In den unbeweglichen marmornen Zügen las er einen Vorwurf. Warum bist Du mir fremd geworden? schienen sie zu sprechen. Dein Blick, der sonst so klar war, ist jetzt verschwommen. Deine Hand ist unsicher. Das fühle ich an dem Zittern des Meißels.

Er schleuderte den Meißel von sich, den Schlägel. Er stürzte fort, über den Hof. Die Leiter umklammerte er. Auf jeder Sprosse blieb er stehen. Jede Sprosse eine Erinnerung an sie.

Er sprang über die Mauer.

Nun stand er da — in ihrem Garten. Er suchte. Alle Plätze suchte er auf, von denen sie

gesprochen. Dort in der Laube hatte sie oft gesessen. Er betastete die Bank, den Tisch, die Stühle. Er schlich zu der Fontäne. Sie liebte das Wasser. Er beugte den Kopf darüber. Wie feiner Regen sprühte es ihm in das erhitzte Gesicht. Er tauchte die Hand in das Becken. Hier hatten ihre weißen Finger gespielt, hier, hier . .

Er taumelte weiter. Da auf dem Kieswege hatte der Saum ihres Kleides gelegen. Vor den geschnittenen Hecken blieb er stehen. Er starrte in das Gewirr der Äste. Er suchte nach einer Erinnerung an sie. Und wäre es auch nur ein Faden ihres Gewandes gewesen, der darin hängen geblieben.

So suchte er alle Tage.

Dann blieb er fort. Mittag um Mittag verstrich, ohne daß er noch einmal in den einsamen Garten gekommen wäre.

Er hatte das versprochene Lebenszeichen von ihr erhalten: eine Postkarte. Darauf in schlechtem Farbendruck das einstöckige Gutshaus mit niedriger Terrasse und einer kleinen Vorfahrt. Weiter unten die Kirche des Dorfes, das Schulhaus, der Krug. Diese Bilder nahmen fast die ganze Fläche der Karte ein. Nur in einer Ecke war mit unregelmäßigen Buchstaben geschrieben: Herzlichen Gruß! Darunter stand ein großes J.

Das war alles. Nicht einmal ihren Namen hatten sie ausgeschrieben.

Er tobte. Er wollte die Karte zerreißen. Und doch preßte er die Lippen darauf. Er wollte sie von sich schleudern, weit, weit, damit er sie nie wieder sähe. Und dabei barg er sie an seinem Herzen, um sie immer bei sich zu tragen.

Er nannte die Geliebte schwach, falsch, treulos. Und dann holte er die kleine Thonfigur aus dem Wandschrank und liebkoste sie.

Er war toll vor Schmerz und toll vor Liebe. Grade jetzt, wo er sie zu verlieren glaubte, klammerte er sich an sie mit der ganzen Glut seines früher scheinbar so unempfänglichen Herzens.

Um das vernachlässigte steinerne Weib schlich er wie ein Schuldbeladener.

Einige Tage später war er im Vorraum seiner Werkstätte beschäftigt. Einer seiner Schüler sollte eine Kaiserbüste anfertigen, und die Arbeit war seiner Meinung nach schlecht ausgefallen. Er tadelte. In der gereizten Stimmung, in der er sich jetzt befand, tadelte er oft und rücksichtslos.

Der Schüler wollte sich rechtfertigen. Aus der Brusttasche seines Rockes zog er ein Papier mit der Skizze der Büste und der Angab[e der] Dimensionen. Bei dieser Gelegenheit fiel [eine] Postkarte auf die Erde. Meerbach sah sie. [Er] erkannte das einstöckige Gutshaus mit der niedri[gen] Terrasse, die Kirche, das Schulhaus . . .

Sein erster Gedanke war, daß man ihm [sein] Eigentum entwendet habe.

„Wo haben Sie die Karte her?“ schr[ie er,] bebend vor Zorn.

Der junge Mann erschrack. Er wurde du[nkel]rot bis unter die Wurzeln seines Flachshaar[es.] Er stotterte. Meerbach verstand ihn nicht [...]

„Sprechen Sie!“ herrschte er ihn an.

„Diese Karte — diese Karte — —“ [Der] Schüler bückte sich, um sie aufzuheben, „habe [ich] von — — von — einer Bekannten.“

„Wer ist diese Bekannte?“

„Sie ist Jungfer — drüben bei Frau Rupre[cht.]“

„Ach so!“

Der Bildhauer wandte sich ab. Er sah sein[en] Irrtum ein. Er war beschämt.

„Sie ist wohl Ihre Braut?“ fragte er na[ch] einer Pause.

„Noch nicht.“ Der junge Mann drehte ve[r]legen die Karte zwischen seinen Fingern. „[Ich] möchte sie nicht eher mit einem Versprechen [an] mich binden, als bis ich auch wirklich Aus[sicht] habe, sie heiraten zu können.“

„Muß man denn immer gleich ans Heira[ten] denken?“

„Wenn man es ehrlich mit einem Mädche[n] meint, gewiß.“

Meerbach maß den flachshaarigen Mensche[n] mit einem erstaunten Blick.

Mußte der ihn erst Moral lehren?

Er dachte an seine Beziehungen zu Ju. W[ie eine] Zentnerlast legte es sich ihm auf die Brust. E[r] rang mit einem Entschluß. Was er vorha[tte,] that er nur ungern. Aber er that es doch.

„Hat ihre Bekannte es gut in dem R[up]rechtschen Hause?“

Seine Frage klang schüchtern.

„Sehr gut.“

„Und Frau Ruprecht . . .“ Er stockte. „[Ich] meine . . . ist sie eine nachsichtige Herrin?“

„Meine Bekannte hat nie über sie geklag[t.] Im Gegenteil, nur in Liebe hat sie von ihr g[e]sprochen. — — Früher soll sie zuweilen etw[as] heftig gewesen sein. Aber das hat ja auch sei[nen] Grund. — Sie ist sehr unglücklich.“

(Fortsetzung folgt.)

Gedichte

von

Eugen Lirsch.*)

Die Zauberschmiede.

...um Zauberschmied tritt eine Mutter ein.
...e trug im Arm ihr Kind, das friedlich schlief,
...as Du begehrst, Dir soll geholfen sein!"

...e Frau warf sich beim Amboß hin und rief:
...u wunderthätiger Mann, sieh hier mein Kind!
...ch ist's so jung, noch schläft es rein und tief.

...ch weißt Du wohl, wie Menschenlose sind.
...hmied' hart sein Herz für Sturm und Lebensdrang,
...aß es nicht schwank sei wie das Rohr im Wind!"

...n nahm der Schmied das zarte Kind und schwang
...t kräftiger Hand des Hammers wuchtiges Erz
...it zaubermächt'gem Schlag, dieweil er sang:

...Ich stähle hier ein allzu schwaches Herz,
...h mach' es hart in reiner Feuersglut,
...tark in der Freude, fühllos für den Schmerz.

...o sei es immerdar in heiliger Hut,
...em blanken Hammer gleich in meiner Hand,
...em Amboß gleich, auf dem es zitternd ruht!"

Die Mutter aber, die daneben stand,
Sie fühlte Schlag auf Schlag und Streich auf Streich
Im übermächtigen Weh, das sie empfand.

Sie rang die Hände und entsetzensbleich
Vernahm sie des Gewaltigen ernstes Lied,
Gebieterischen Klang aus dunklem Reich.

Den Hammer senkte leis der Zauberschmied:
„Erstarktes Herz, kehr' in die Brust zurück!
Nicht log mein Hammer. Was er spricht, geschieht!"

Und nach der Mutter wandte er den Blick,
Da lag sie auf dem Boden starr und kalt.
Leis seufzt der Schmied: „Erfüllt ist ihr Geschick."

Mutter und Kindlein trug er aus dem Wald,
Der schwarz und tief vor seiner Schmiede lag.
„Euch nahe ein mildthät'ger Wandrer bald!"

Auf grauen Flügeln stieg empor der Tag,
Die Vöglein schmetterten ihr Morgenlied.
In seiner Hütte hob zu neuem Schlag
Den Hammer still und ernst der Zauberschmied.

An eine Mutter.

Als ich durch meines Lebens Dämmern schritt,
Da gingst Du, Mutter, leitend, helfend mit.

Du führtest mich an Deiner sichern Hand
Durch meiner Kinderträume Märchenland.

Doch als der Nebel wich dem Frührotschein,
Zog ich den breiten Mannespfad allein.

Ach, schöner als der grausam lichte Tag
War einst der Kindheitstraum, der um mich lag!

Des Abends, wenn sich senkt die Dämmerung,
Werd' ich zum Kind in der Erinnerung.

Vergangenheit tritt liebreich zu mir ein,
Und Deine Züge trägt sie, Mütterlein.

Dann plötzlich schreck' ich auf und bin erwacht –
Und fluch' dem Tag und weine in die Nacht.

*) Wir entnehmen diese bisher ungedruckten Gedichte der demnächst im Verlage der Concordia Deutsche Ver...ags-Anstalt in Berlin erscheinenden Sammlung: „Gedichte" von Eugen Lirsch. Der junge Prager Dichter, dessen ...n der „Deutschen Dichtung" veröffentlichte Lieder, wie wir zu unserer Freude bemerken konnten, nicht unbeachtet ...eblieben sind, bietet hier eine streng gesichtete Auswahl seiner Erstlinge. Daß sie nicht ohne Berechtigung in die Welt ...reten, mögen auch die vorstehenden Proben erweisen. D. Red.

Herzogsliebe — Pagenminne.

Der Herzog kommt in später Nacht
Von tollem Fest nach Hause,
Zerknittert seiner Kleider Pracht,
Mit Wein besprengt die Krause.
Er nimmt es eben nicht genau,
Und seine liebe, arme Frau
Ist gar zu oft alleine.

Der Herzog tritt ins Vorgemach
Mit zornerfüllten Mienen:
„Ist keiner von den Schurken wach,
Mir eifervoll zu dienen?!"
Da sitzt sein Page, jung und frisch,
In tiefem Kinderschlaf beim Tisch,
Den Kopf in beiden Händen.

Der Herzog tritt zu ihm heran
Und will ihn weidlich schütteln.
Kein leichtes Ding, solch jungen Mann
Aus schwerem Schlaf zu rütteln!
Da sieht er zwischen Tisch und Kopf,
Dicht bei des Pagen blondem Schopf
Verrät'risch weiß es blinken.

„Ein Billet doux? Nein, ein Gedicht!"
Er zieht's hervor verstohlen.
„Hat das die Liebe angericht?
Der Teufel soll sie holen.
Wußt' nicht, daß solch Poete ist
Mein junger Bursch!" Er liest und liest,
Kommt immer mehr ins Staunen.

„Viel süße, holde Herrin mein,
Du blonde Herzoginne,
Bei Tag und Nacht, in Schloß und Hain,
Im Frührot und im Mondenschein,
Trag' ich nur Dich im Sinne.

Du spottest meiner kind'schen Glut,
Flieh'n will ich und muß bleiben.
Ich weiß, Du bist nur einem gut,
Und birgst, wie er Dir wehe thut
Mit seinem wüsten Treiben.

Jetzt schläfst Du still und so allein
Im Bettlein in der Kammer —
Ach, warum muß ich Page sein,
Wär' Herzog ich, Du Herrin mein,
Wär' bald gestillt Dein Jammer."

Das weiße Blättlein war befleckt
Mit Spuren bitt'rer Thränen.
„Was alles in dem Bürschlein steckt,
Ist das ein heißes Sehnen!
Auch Tint' und Feder find' ich hier." — —
Rasch kritzelt er auf das Papier,
Dann tritt er in die Kammer.

Da liegt sie, seine holde Frau,
Von blondem Haar umflossen,
Auf ihren Wangen ruht ein Tau,
Aus trübem Aug' ergossen.
Er küßt die Lippen, rot und fein,
Nicht sollst Du fürder traurig sein
Und um den Gatten weinen.

Als dann der junge Knab' erwacht,
Schon war der Tag erglommen,
Sieht er voll Schreck, wie über Nacht
Sein Liedchen zugenommen.
Jäh ins Gesicht schießt ihm die Glut
Und bebend liest das junge Blut
In wohlbekannten Zügen:

„Hab' Dank, mein Knabe, habe Dank,
Du giebst mir eine Lehre,
Mein Herz war irr, mein Kopf war krank,
Daß in der Tollheit Überschwang
Ich fast gescheitert wäre.

Ich schwör' Dir's, meine Herzogin
Soll nimmer trauern und klagen,
Doch wie ich besser worden bin,
Das magst Du im verborg'nen Sinn
Wie Deine Liebe tragen."

Frau Sonne brach mit güld'nem Schein
Durch Fenster und durch Thüren,
Sie lugte in jedes Kämmerlein
Die Schläfer aufzuspüren,
Da saß ein junger Page wach
In seiner Herzogin Vorgemach
Und weinte zum Herzerbrechen.

Suleika.

(Aus einem Cyclus.)

Suleika, Du gleichst den sanftgaukelnden Halmen
Im wogenden Grase.
Suleika, Du gleichst den leicht schaukelnden Palmen
In üpp'ger Oase.

Suleika, Du gleichst dem verzehrenden Brande,
Der Wälder umglutet.
Suleika, Du gleichst dem verheerenden Sande,
Der die Wüste durchflutet.

Suleika, Du gleichst den berückenden Faltern
Auf sonniger Halde,
Suleika, Du gleichst dem entzückenden Flattern
Eines Vögleins im Walde.

Schöner Wahn.

Von Alexander Pache.

Wir saßen noch im Weinstübchen der „Schla-
ffia" beim Nachtschoppen — eine Gesellschaft
ı zehn oder einem Dutzend Maler, Schau-
:ler und Schriftsteller. Der so jäh erfolgte
d unseres Freundes Karsten war noch nicht
rwunden und stimmte Aller Gemüter noch
be und düster. Es war auch zu traurig ge-
sen. Dieser Karsten, ein Jünglingmann, blühend
d stark, ganz erfüllt von leidenschaftlichster
bensfreude und dem Drange nach Schönheit
Genusse — und so zu endigen! Vor vierzehn
ıgen hatten sie ihm die Zwangsjacke anlegen
üssen, „plötzliche Nervenüberreizung", wie's der
:zt nannte. Man brachte ihn in eine Privat-
:stalt, dann ging es schnell zu Ende mit ihm;
hatte sich bald ausgewütet. Heute Morgen
aren wir alle hinter seinem Sarge hergeschritten.
ollege Kram hatte dem Toten beim Trauer-
)mans in der „Schlaraffia" ein warmes Ge-
ichtniswort nachgerufen.

„Kinder", nahm jetzt Tormann das Wort —
ormann, der berühmte Tormann, momentan
:r gefeiertste Dramatiker und meistgespielte Autor
:s Landes — „Kinder, ich sag': was wundert
ıhr Euch denn? Versteht Ihr Karstens Tod
icht, dann habt Ihr ihn nicht verstanden, dann
ersteht Ihr Euch selbst nicht, dann — — —" er
rach ab, starrte vor sich hin. Einer von uns
ntgegnete ihm fragend ein paar Worte, die ihn
us seinem Schweigen aufstörten. Er nippte am
Römer, fuhr sich durchs Haar und schaute uns an.
Wahnsinnig! Ja ja! wahnsinnig! — Müssen
vir das nicht alle einmal werden?"

Das kam so heiser-lachend, so brutal aus
einem Munde, daß entsetzte und mißbilligende
Antworten und Ausrufe um die Tafelrunde
logen.

Tormann ließ sich nicht stören und fuhr fort,
ıber seine Stimme klang jetzt weicher: „Versteht
nich recht, Jungens! Schöner Wahnsinn! Wie
sagt doch Shakespeare? „Des Künstlers Aug'
in schönem Wahnsinn rollend . . ." Jeder von
uns, wenn er ein Künstler ist, trägt so ein ver-
borgenes, stilles Flämmchen in sich, und das
wärmt ihn und leuchtet ihm — das kann aber
auch zur vernichtenden Feuersbrunst emporlodern,
die ganze Seele in Gluten verzehren, verbrennen ...
und — das nennt man Wahnsinn. Wir brauchen
ihn, in seiner schönen und reinen Gestalt, wir
haben ihn nötig, ohne ihn können wir nicht
schaffen, sind wir nichts — er ist der einzige
Trost, die einzige Stütze, der einzige Reichtum
solch armer Schlucker, wie wir Tantaliden es im
Grunde immer sind. Er zaubert Gestalten vor
unser Auge, die wir mit Pinsel und Meißel und
Feder zu bannen suchen, er füllt unsere Brust
mit holden Dunstgebilden, die in Nebel zerflattern
vor der pedantischen Sonne, die diesen platten
Globus pflichtschuldigst mit Licht versorgt; er
giebt uns die Macht, Berge zu versetzen, stolzeste
Marmorschlösser zu türmen, reichste Königsländer
zu erobern; er bedarf nur des Kusses zweier
roter Lippen und baut aus diesem flüchtigen
Hauch fromme Dome und heidnische Säulentempel,
die von jubelnden Psalmen und dem trunkenen
Evoë toller Bacchanten widerhallen; — aber dieser
Wahn ist ein zweischneidiges Schwert, mit dem
wir unser eigen Herz oft wollüstig zu zerfleischen
verdammt sind; ist ein Vampyr, der unser Herz-
blut aufsaugen und uns zu blutlos-blassen Leichen
erwürgen kann . . ."

Wir schwiegen und blickten in unsere Gläser
oder starrten den schweren blauen Rauchringeln
unserer Cigaretten nach. Tormann hatte seine
Hand an die Augen gelegt; als er sie wieder
entfernte, sah ich ein unheimliches Leuchten in
ihnen, das mich erschauern machte.

„Da fällt mir eine Geschichte ein," fuhr er
fort, „die man ganz gut erzählen kann und die sich
wohl anzuhören lohnt. — Versorgt Eure Gläser."

Er wartete ein Weilchen, schenkte seinen Römer voll, nahm einen langen Schluck, den er raffiniert genießend auf der Zunge zerkostete, und im Sessel zurückgelehnt, begann er:

„Ich habe eine traurige Jugend durchgemacht. Die Eltern waren anfangs sehr vermögend gewesen; wir, meine Schwester und ich, im bequemsten Komfort aufgewachsen — da kam das Unglück. Ich zählte Neunzehn, saß in der Oberprima des Gymnasiums. Im Sommer dieses Jahres begann es. Vater hatte für mehrere Geschäftsfreunde gebürgt, sein Vertrauen war mißbraucht worden, er mußte haften mit großen Summen, zahlen, zahlen, immerfort zahlen. Das ging ja noch. Aber bald war sein eigner Kredit erschüttert; irgend einer, dem er am meisten liiert war, bankerottierte und zog ihn mit in den Strudel. Vater wehrte sich wie ein Verzweifelter, arbeitete die Nächte durch in den Banken oder reiste sonstwo umher — wir erfuhren erst im Herbst, wie die Dinge standen. Die gute Mutter, die noch nie im Leben Sorgen und Mühen gekannt, bewies eine Heldenstärke, die mir mehr als einmal heimliche Thränen des Stolzes abzwang. Vater war schließlich ganz verzweifelt, dachte an Flucht, lief vergebens von Pontius zu Pilatus und verfiel von Tag zu Tag mehr; er sah jämmerlich aus.

Am meisten litt Schwester Elli. Ihr Bräutigam, ein netter, hübscher Bengel, Sekonde bei den Husaren, hatte ihr den Ring zurückgeschickt — vielleicht gezwungen. Mich kümmerte die Sache an sich herzlich wenig; aber was mich empörte, das war die hämische Neugierde guter Bekannter und getreuer Nachbarn, mehr noch litt ich unter der Heuchelei, zu der wir uns gezwungen sahen. Wir mußten ja vor der Welt die Sorglosen spielen, um jeden Verdacht zu entkräften; nach außen unser luxuriöses Leben scheinbar fortsetzen, während daheim oft die lächerlichsten pekuniären Notlagen vorkamen; immer heiter und vergnügt scheinen, während wir jede Stunde vor dem letzten, unabwendbaren Schlage zitterten — diese Heuchelei war entsetzlich, rieb meine Kräfte auf, verbitterte mir die Tage, scheuchte aus meinen Nächten den Schlummer. So kam der Winter heran.

Ein trauriges Weihnachtsfest, eine gramvolle Sylvesternacht: unten tobten und johlten lustige Zecher durch die Straßen und riefen ihr Prosit Neujahr in das Dröhnen der Glocken, oben saßen wir am kalten Kamin, zwischen den schönen Prunkmöbeln, die längst nicht mehr unser waren, fröstelnd in diesem glänzenden Elend.

Ich warf mich mit aller Kraft aufs Arbeiten. In acht Wochen begann ja das Maturum. Die halben Nächte hindurch saß ich über meinen Büchern und fand einige Erleichterung beim alten Homer und dem jovialen Horaz. Unterdes ward unsre Not immer schlimmer. Man begann uns gesellschaftlich zu schneiden, über die Achseln anzusehen, daß sich meine Hände ballten und mein Gang herrischer und stolzer ward. Nachts, wenn ich unfähig geworden war, weiter zu arbeiten, suchte ich Trost bei Apoll und schrieb mir, was mich bedrückte, in stammelnden Versen vom Herzen.

Da kam mir eines Nachts ein Gedanke, den mein überreiztes Hirn sofort aufgriff und weiter gestaltete: ein Drama dichten, was Großes, Befreiendes, ein Drama, das seinen Weg über alle Bühnen machen müßte, das einen Goldregen über mich ausschütten und uns aller Sorgen entledigen würde! Ich grübelte die Nacht durch und den folgenden Tag in der Schule zermarterte ich meinen Kopf mit Plänen und Entwürfen. Nachts darauf — alles schlief — ging ich an die Ausarbeitung. Was ich wollte, stand nur unklar vor mir und war wie von purpurnen Nebeln verhüllt.

Damals litt unsre Litteratur am Märchenfieber — wißt Ihr noch? Ein Drama besonders hatte unerhörtes Furore gemacht, war auf hunderten von Bühnen heruntergespielt, ja von übereifrigen Litterarhistorikern dem „Faust“ zur Seite gestellt worden. So was sollte auch mein Stück werden! Ein Märchenspiel, toll und bunt und holder Irrgärten voll, tief wie ein Bergsee und plaudernd wie ein Wiesenbach, sinnenfangend wie das schwarze Schwelen schweren Räucherwerks und leicht wie das Flirren blauer Libellenflügel ...

Ich schrieb die ganze Nacht durch, bis der Morgen mit grell blitzenden Sonnenschwertern durch die Gardinen drang. Opernhaft bunt, aber doch nicht ohne dramatische Wirkung schien mir dieser erste eben vollendete Akt.

Am Morgen stellte ich mich krank, ging nicht zur Schule, schloß mich in meinem Zimmer ein und schrieb weiter, Seite um Seite, Bogen um Bogen, die Feder hastete wie trunken übers Papier — tausend tolle, wirbelnde Gedanken kreisten in meinem Kopf; ich vermochte schon längst nicht mehr die Fülle der Gesichte zu bannen.

Am Spätnachmittag war der zweite Akt vollendet. Wie zerschlagen warf ich mich aufs Bett.

hatte mir bisher noch nicht die Zeit ge-
nmen, etwas zu genießen — jetzt war mir
l vor Hunger. Als ich aber einen Bissen zu
nahm, überkam mich plötzlicher Ekel und
schob den Teller wieder von mir. Ich lag
geschlossenen Augen und brennenden Schläfen
zum Abend. Elli, die mich wirklich für krank
lt — ich wars am Ende auch schon — kühlte
mit nassen Tüchern. Auch am Abend ver-
chte ich kaum ein Glas Milch zu trinken.
nn ließ man mich allein. Gegen zwölf Uhr
nnte ich das Licht von neuem an und ver-
chte die ganze Nacht wieder am Schreibtisch.
Ich hatte dem Stück einen schönen Titel ge-
ben: „Auf des Oceans Grunde." Es spielte
schon das ist bezeichnend — in einer völlig
mden, nur geahnten und phantastisch bevölkerten
elt, auf dem Grunde des Weltmeers. Deutsche
ren und Böcklinsche Fabelwesen, flossenhufige
ntauren und schuppengeschwänzte Cocotten
lten sich in die Rollen; ein ertrunkener, apollinisch
öner Matrose war der Held in diesem tollen
erensabbath.

Anfangs war ich bewußt schaffend und noch
emlich methodisch vorgegangen; hundert kleine,
ihrende und lustige Züge aus dem Born deutscher
olksmärchen lieferten mir die bunten Steinchen,
s denen ich mein Mosaik zusammensetzte. Aber
hon im zweiten Akt verließ mich mein kritisches
lachdenken. Mit einem kühnen Schlage hatte
h die Mosaiktafel meiner Gedanken und Verse
ertrümmert, nun fügte ich in hastendem Scenen
echsel die tollsten, närrischsten Figuren anein-
nder, erfand immer neue, unbekannte Meeres-
ewohner, gebar immer unsinnigere Ideen und
handlungen.

Ich saß auch diesmal wieder bis zum frühen
Morgen. Schwankend erhob ich mich dann, goß
ir einen Krug Eiswasser über den glühenden
kopf und eilte zur Schule. Wir schrieben eine
ierstündige Lateinarbeit als Vorübung zum
Examen, das in etwa sechs Wochen beginnen
ollte. Ich schrieb mein Pensum eiligst herunter
und war schon in der zweiten Stunde fertig.
Den Rest der Zeit verwandte ich dazu, den
vierten Akt meines Märchendramas zu beginnen.
Nachmittags versäumte ich wiederum den Unter-
richt und verbarg mich in meinem Zimmer.
Vater war auf einer seiner unnützen, ihn
aufreibenden Reisen begriffen, um die letzten
Möglichkeiten einer etwaigen Rettung vor dem
Ruin zu suchen; Mutter betrachtete mich mit
sorgenden Blicken, und Elli wunderte sich ob
meiner Schweigsamkeit. Ich legte mich zu Bett
und bat sie, mich ungestört zu lassen. Kaum
allein, griff ich schon wieder zu Papier und Feder
und fügte neue Verstollheiten dem Manuskripte
bei. Gegen Abend war der vierte, der kürzeste
Akt beendet. Ich hatte ein wenig zu Abend ge-
gessen, war aber so schwach, daß ich kaum das
Glas Milch zum Munde heben konnte, das Elli
mir noch brachte, bevor sie schlafen ging.

Bis gegen Mitternacht wälzte ich mich unruh-
voll auf meinem Lager, ohne erlösenden Schlummer
zu finden. Die so freventlich heraufbeschworene
Phantasienwelt hielt mich in ihrem gefährlichen
Zauberbann, ich konnte nicht los. Vergebens
wehrte ich mich gegen diese Spukgestalten, die
Ausgeburten meines eignen Hirns, vor denen ich
mich zu fürchten begann. Schließlich wußte ich
mir nicht anders zu helfen als aufzuspringen,
Licht anzustecken und die Arbeit von neuem vor-
zunehmen, ich mußte die Geister mit meiner
Feder bannen, dann würden sie mich wohl in
Ruhe lassen. So ging ich an die Niederschrift
des fünften Aktes.

Noch erinnere ich mich dunkel des Sturmes
der Handlung; von Akt zu Akt war sie toller
dahingerast, von Scene zu Scene verworrener
und mystischer geworden. Die Gestalt des er-
trunkenen Matrosen hatte die Züge des Heilands
angenommen, der gekommen war, die armen
Seelchen der Wassergeister zu befreien und zum
Lichte zu heben aus purpurnem Dunkel, die
armen Nixen und Necke, die kein Herz hatten
und sich doch so nach Menschenglück und Erden-
leid emporsehnten. Gegen Ende des Stückes,
nachdem in einer wilden Flammeneruption des
Grundes alle Fluten in purpurnem Chaos sich
zerpeitscht und alles Böse, Dämonische in die
höllische Tiefe gefahren, klafft die seit Jahr-
tausenden lastende Krystallnacht des Wassers aus-
einander, zum ersten Mal scheint die große
jubelnde Gottessonne auf den Grund der Ver-
dammten und Seelenlosen, Christus — der Er-
trunkene der ersten Akte — schreitet auf Sonnen-
strahlen hernieder, sein Kuß giebt allen Armen
da unten die Seele; zur Höhe verschwebend und
an purpurnen, aus seinem Heilandsherzen sprossen-
den Rosenketten alle Befreiten nach sich ziehend,
lehrt er ihnen in dithyrambisch groß hin-
flutenden Rythmen das heilige Vaterunser.

Das Märchenspiel war vollendet. Die Lampe
war dem Verlöschen nahe; ihr verschwelendes Glühen

kämpfte mit dem fahlen Dämmerlicht, das aus der morgendlichen Winterlandschaft zum Fenster hereinquoll.

Zu Tode erschöpft, war ich vom Sessel auf den Teppich gesunken. Dabei berührte mein Kopf die Sammettroddel der nahen Tischdecke, ganz leise und flüchtig nur, aber ich empfand davon einen so wütenden, stechenden Schmerz im Hirn, daß ich ächzend emporsprang und mit beiden Händen nach der Stirn griff. Die brannte wie Feuer.

Ich schwankte zum Fenster, öffnete, bog mich weit hinaus und sah in die nebelkalte, milchig-trübe Winterlandschaft zu meinen Füßen; oben, ganz hoch, versuchte vergeblich ein hellerer Strahl die Tüllschleier der Wolken zu zerreißen — dort mochte wohl die Sonne stehen. Ganz plötzlich überkam mich eine wilde, unbändige Freude.

Nun waren wir gerettet! Nun war alles gut! Das Stück würde ganz Europa im Siegeslauf durcheilen, Ströme von Gold würden auf mich niederregnen. Ich breitete die Arme aus und jubelte dreimal ein schmetterndes Hallelujah in das winterliche Morgenschweigen, daß ein Volk Spatzen lärmend vom nahen Dachsims schwirrte und ich schließlich vor dem Echo meiner eignen Stimme erschrak. Ein kaltes Frösteln überfiel mich, der ich mit bloßen Füßen im Nachtkleid am Fenster gestanden; ich schloß es und schlüpfte ins Bett. Mit offnen Augen und rollendem Kopf lag ich noch stundenlang, bis es im Hause munter ward.

Als Mutter heraufkam, um nach mir zu sehen, schlug sie entsetzt die Hände zusammen: „Junge! wie siehst Du aus!“ Ich bestand jedoch eigensinnig darauf aufzustehen.

Es war Sonntag und wir erwarteten Nachmittags nahe Verwandte, mit denen Mutter wegen unserer Notlage verhandeln wollte. Den Vormittag über war ich von sprudelndster Lustigkeit; alle Übermüdung war vergessen, ich spielte stundenlang Klavier, tollte mit Elli herum, die mir mehr als einmal erklärte, ich sei „komplett verrückt“ und entwickelte beim frugalen Mittagsmahl einen wahren Zwölfscheunendrescherhunger. Das war so ein letztes Aufraffen meiner Kraft. Vielleicht hätte noch alles gut enden können, wenn ich ein Opiat genommen und mich tüchtig ausgeschlafen hätte.

Statt dessen kam ich nach Tisch, als ich allein in meinem Zimmer lag und vergeblich Mittagsruhe suchte, auf den unglücklichsten Gedanken der Welt. Ich fühlte mich so wohl und kräftig wie nie zuvor und beschloß, das eben vollendete Drama noch übertrumpfend, ein Satyrspiel dazu zu schreiben, indem ich alles bisher Gedichtete in der tollsten Weise mit aristophanischer Keckheit und Heineschem Cynismus verhöhnen wollte; es sollte eine Satire auf unser ganzes gesellschaftliches und öffentliches Leben werden. Man denke, ich war neunzehnjährig und glaubte die gesamte Politik mit Löffeln gefressen zu haben. Gesagt, gethan. Neue Bogen wurden zurecht geschnitten, unter fortwährendem Trällern und Singen ging ich ans Schreiben. Das Satyrspiel — „Hippydropusillos“ (das kleine Seepferdchen) nannte ich es — spielte sich ebenfalls wieder auf des Oceans Grunde ab. Schauplatz: Das unterseeische, verfaulte Wrack des fliegenden, jetzt außer Dienst gesetzten Holländerschiffes, das ein vigilanter, ersoffener Walfischfahrer als Zentralbierstall des Atlantischen Oceans eingerichtet. Alle Personen des Märchenspiels traten hier als Karrikaturen auf, desgleichen Vertreter aller Nationen; ein deutscher Minister, der beim Kanalbau ins Wasser gefallen, der Franzose Lesseps vom Suezkanal nebst seinen kollegialen Panamaschwindlern, der „Englishman an sich“, genannt „des Meeres Hyäne“, ein Wuthrusse mit der Knute, verdammt in alle Ewigkeit Salzwasser zu schlucken, weil er — ꝛc. ꝛc. Daneben auch historische Persönlichkeiten, die entweder seiner Zeit ertrunken waren, oder sich vormals durch sprichwörtliche Scheu vorm Wasser ausgezeichnet hatten.

Wie gesagt, es war ein unsinniges Inferno, ein toller Hexensabbath, aber es lag doch Methode in diesem Wirrsinn.

Hippydropusillos hieß das Satyrspiel nach dem Helden, einem Vetter des Mephistopheles, der hier unten sein stinkendes Wesen trieb und die ersäuften Paare mit der Pansflöte beim europäischen Mächtekonzert begleitete.

Ich begann diesen Nonsens in leichten Knittelversen nach Hans Sachs'scher Manier sogleich in Angriff zu nehmen und schrieb, bis mich Elli herunterholte, die Verwandten seien gekommen.

Ich blieb auf ein Stündchen bei ihnen, schwatzte das unmöglichste Zeug durcheinander, was als glänzendes Witzspiel belacht wurde, und empfahl mich sehr bald wieder. Eine prickelnde Unruhe hatte mich befallen und ließ mich keinen Moment Ruhe finden. (Schluß folgt.)

Der kommende Mann.

In armer Stube liegt ein wimmernd Weib,
Das schwer gebar. Ans Fenster pocht der Sturm.
Sie friert. Nur Fetzen um den heiligen Leib;
Und Fetzen hüllen schlecht den kleinen Wurm.

Bei Ungewitter kam er auf die Welt;
Im Lande wüten Krieg und Kriegesnot.
Der Vater, der Ernährer zog ins Feld.
Fünf junge Magen fordern schreiend Brot.

Die Wöchnerin beschwört den Tod herauf –
Von neuem zuckt der Blitze greller Schein. –
Ein jäher Windstoß, und die Thür geht auf.
Nun angstvoll tiefe Stille. – Wer trat ein?

Die Mutter fiebert; doch sie sieht's genau:
Gemess'nen Schritts, in faltigem Gewand,
Nahl ihrem Lager eine hohe Frau
Mit Roll' und goldnem Griffel in der Hand.

Nun hält die Göttliche und forscht umher,
Wie alles in der Stube liegt und steht;
Als ob das Kleinste groß und wichtig wär'!
Sie forscht und forscht und schreibt – und schreibt –
und geht.

Du ahnst nicht, wen Du stillst, o wimmernd Weib!
Getreu hat Klio ihre Pflicht gethan.
Und decken Fetzen Deinen heiligen Leib:
Gehüllt in Fetzen liegt der kommende Mann.

Hans Rudorff.

Der Steinbruch am Muttert.

Am Ziselberg, am Hang, der Muttert heißt,
Hoch über Acher und dem Kappler Thal,
Unweit von Ottenhöfen, liegt ein Steinbruch.
Granit wird dort gegraben. Italiener
Entreißen, emsig schaffend, Stein um Stein
Dem Berge. Unaufhörlich klingt der Schlag
Der Eisen, Meißel, Hämmer. Schüsse knallen
Dazwischen; Wolken Staubes steigen auf,
Und krachend löst vom Hange sich der Felsen.

Es war im Herbst. Schon rüsten mit den Schwalben
Die Söhne Südlands sich zur frohen Heimkehr.
Was sie verdienten Sommer über, haben
Sie heimgesandt an Eltern, Weib und Braut.
Sie alle freuen jetzt sich ihres Kommens
Und zählen schon die Tage.

Doch im Steinbruch
Ist eins noch zu besorgen. Drohend hängt
Ein ungeheurer Felsblock an der Wand
Und muß herunter; sonst zur Unzeit brächten
Des Winters Fröste ihn vielleicht zu Falle.
Doch unabsehbar wäre die Gefahr,
Wenn er zu Thale stürzte, wo die Straße
Führt unterm Bruch vorbei an enger Stelle.
Vergeblich schafften bisher Pulver, Eisen
Und Hebebäume; unverrückbar stand
Der ungeheure Block und wankte nicht.

Da band ein Junge aus der Lombardei,
Ein blonder Hüne – heute schrieb er heim
Der alten Mutter, nächsten Sonntag käm' er
Nach Haus – der band ein Seil sich um die Hüfte
Und ließ von oben sich herab, um auf
Dem Felsblock selber nachzusehen, wie er
Zusammenhinge mit dem Urgestein,
Und wie am besten er zu lösen wäre.
Da plötzlich wankte alles unter ihm
Und fiel und raste donnernd in die Tiefe.
In hundert Stücke war die Wand zerschlagen,
Vom ungeheuren Felsblock fortgerissen,
Und stürzte über ihn zerschmetternd, grub
Den Braven ein im harten Grab von Steinen.
Die Kameraden holten mit Gefahr
Des eignen Lebens seinen Leichnam.

Heute, –
Es ist ein regnerischer Nachmittag,
Und graue Nebel ziehen an den Halden,
Wo gelb und rot und grell die Blätter fallen –
Vom Steinbruch schwankt ein ernster Zug zu Thale.
Voraus das Kreuz, mit weißem Flor umhangen,
Ein Jüngling war der Abgeschied'ne, drum
Gebührt ihm Weiß als bleiche Ehrenfarbe.
Ein leichter Wagen dann; zwei Pferde dran,
Und auf dem Wagenbrett der schwarze Sarg,
Mit Kränzen viel aus Tannenreis und Blumen
In bunten Farben, wie der Herbst sie bringt.
Dem Wagen folgen alle Kameraden,
Die mit dem Toten schafften dort im Steinbruch.
So schreitet ernst und still der Zug zu Thale.
Dort unten aber harren Italiener
In Scharen; alle wollen ihn geleiten
Und wollen ihm die letzte Ehr' erweisen,
Die ringsum, stundenweit, im Lande schaffen.
An ihrer Spitze eine Grabmusik,
Die jetzt mit tiefen Tönen füllt das Thal
Und Thränen auf die harten Wangen treibt.

So bringen sie den Armen auf den Friedhof
Zu Ottenhöfen und sind stolz darauf,
Was er für einen prächtigen Leichenzug
Gehabt wie nie, wär' er daheim gestorben
In seinem armen Neste. Alle haben
Von ihrem harten Lohn gegeben, daß
Ihr Landsmann feierlich begraben werde,
Und heimlich denkt ein jeder: sollt' ich fallen
Bei meiner Arbeit, führen sie mich auch
Hinaus wie ihn, mit Pomp, Musik und Kränzen.
Und eilen, fröhlich plaudernd, dann vom Kirchhof
Zurück ins Dörflein, bei den lustigen Klängen,
Die die Musik im Heimweg hören läßt,
Und rühmen lange noch den schönen Zug.

Hans M. Grüninger.

Die Toten leben.

Dramatische Dichtung in drei Aufzügen von Adolf Wilbrandt.[1]

(Fortsetzung.)

Thrasybulos (lacht).
Das ist Epikydes.
Vorsicht! Behutsamkeit!

Epikydes.
Mein teurer Herr —

Thrasybulos.
Ein Weib!

Epikydes.
Ein kranker Geist!

Thrasybulos.
Ja, ja. — Behalt Du
Den Dolch nur; Dir verstatt ich's. — Sag mir eins:
Was denkt sie von des Bruders Tod?

Epikydes.
Ich nahm
Heut eine gute Stunde wahr, und plaudernd
Begann ich ihr von diesem Tod zu sprechen.
Mit meinem „feinen Stricheln", wie Du's nennst,
Stellt' ich ihr alles dar: wie ich hinzukam,
Von Dir gerufen, wie entsetzt ich Gelon
Am Boden fand, das Blut aus seinem Mund
Hervorgequollen; ganz so, sagt' ich ihr,
Starb auch mein Vater einst! Und wie dann ich Dir
Geraten, dieses teuren Mannes Tod
Noch bis zum nächsten Tag geheimzuhalten,
Bis wir das Volk drauf vorbereitet, das
Ihn so von Herzen liebte; wie wir beide
Deshalb — deshalb! — die Blutspur weggetilgt,
Den Toten neu gekleidet, auf sein Bett
Getragen hätten, gleich als schlief er da —

Thrasybulos (will darüber hinweg; unruhig).
Gut, gut. — Wie bieder Dein Gesicht sich faltet,
Da Du's nur mir erzählst. — Doch sie? Lanassa?
Wie nahm sie's hin?

Epikydes.
Ihr edel zart Gesicht,
So hell und klug wie je, es hörte zu
Und sagte nichts. Doch ihre Augen lagen
Auf meinen, lästig, scheu, zugleich durchdringend;
Es war mir sau'r zu reden! Endlich dacht' ich:
Verlorene Müh'; sie glaubt dir nicht ein Wort!
Indessen — Weiber, Weiber! Eine Stunde
Danach im Garten, wird sie weich und mild:
Süß traurig, möcht' ich sagen; fängt nun selber
Vom Bruder Gelon an, betrachtet mich
Schon freundlich — dankbar, daß ich ihren Toten
So liebevoll gepflegt — und spricht von Sehnsucht
Nach Syrakus, das auf der Meerflut schimmert,
Und nach des Bruders Haus. Und sagt mir endlich

Thrasybulos (springt freudvoll auf).
Ah! Sie will kommen!

Epikydes.
Ja, mein teurer Herr.
Sie bat; ich sagte: „Thrasybulos will,
Daß Deines Herzens Wünsche sich erfüllen.
Und willst Du heim, sein Haus ist Deins!" — Traui
schwieg sie;
Ein Zittern überflog sie. Eine Weile
Darauf: „Das Haus, worin ich mit ihm lebte,
Das möcht' ich wiederseh'n; und auch die Halle,
Die Zelle, drin er starb" —

Thrasybulos (hastig).
Das nicht! Die bleiben
Verschlossen wie bisher!

Epikydes.
Wie Du befiehlst.
Kurz, heut noch —

Thrasybulos.
Kommt sie?

Epikydes.
Ja, mein teurer Herr.
Bald, denk' ich. — Wolle Du nur nicht vergessen,
Daß noch die Seele zart und scheu und wund ist
(lächelnd) Und nur ein sanfter Wind sie stärken kann.

Thrasybulos.
Ich werd' nicht stürmen. — Wer begleitet sie?

Epikydes.
Demetrios.

Thrasybulos.
Gut, gut.

Epikydes (zögernd).
Ich weiß nicht, Herr.
Vor diesem schönen Freund Demetrios
Möcht' ich Dich warnen, wenn Du mir's gestattest.
Du traust ihm wohl zu sehr! — Daß Du ihn mitgabst
Als Herrn der Wächterschar — 's war gut erdacht:
Er war dem Gelon lieb gewesen, war's
Wohl auch Lanassa — und so ehrtest Du
Des Gelon Schwester. Weise Rücksicht auf
Das gelontolle Volk von Syrakus!
Der schöne Jüngling aber —

Thrasybulos (ungeduldig).
Nun? Vergafft sich
In seine Schutzbefohl'ne?

Epikydes.
Gut geraten.
Er mag auch früher schon —

Thrasybulos.
Das spürt' ich nie.

Epikydes.
Dann kam's ihm jetzt, im Müßiggang da draußen.
Seit sie erwacht ist, spricht sie gern mit ihm;
Und er, der Feine, Frische — nun, Du kennst ihn —
Dein alter Freund —

Thrasybulos (das Wort Freund ergreifend)
Nun ja!

Epikydes (faunisch lächelnd).
Was hindert das?
Ein alter, fester Brauch, daß Freund den Freund um
Ein Weib verrät!

Thrasybulos.
Dem wird ein End' gemacht.
Zurück mit ihm nach Syrakus!

Epikydes.
Zum Trost noch
Kann ich Dir sagen: lieber sieht sie doch
Den Theron, ihren Neffen. 's ist für sie
Ein jüng'rer Bruder! denkt man. Ja, mir deucht,
Sie ist Dir dankbar, daß Du ihr den Knaben
Mitgabst. So war denn heut ihr erstes Wort:
Auch Theron muß mich in die Stadt begleiten!
(**Lanassa**, **Theron**, **Demetrios** und zwei **Dienerinnen** kommen von rechts; Lanassa und Theron schwarz gekleidet, Demetrios als Krieger.)

Thrasybulos.
Da kommt er schon. Und sie.
(gegen seine Erschütterung kämpfend)
Ein düst'rer Anblick.

Epikydes.
Du wirst's gewöhnen, Herr!

Thrasybulos (geht ihr entgegen).
Willkommen in — —
Lanassa! Sei gegrüßt.

Lanassa
(bleich, tief erregt, sieht ihn scheu und flüchtig an; blickt dann umher, wie von allem geängstigt; blickt endlich wieder auf ihn, wirft den schwarzen Schleier zurück, der an den Wangen niederhing).
Ich grüß' Dich, — Herr.

Thrasybulos (nach Worten suchend).
Wie blaß Du bist.

Theron.
Der Weg, die Stadt und alles
Ergriff sie so.

Thrasybulos.
Ihr fuhrt doch übers Meer?

Demetrios.
Gewiß. Vom Ufer aber durch die Stadt
Der Weg herauf — die Menschen —

Thrasybulos.
Ja. Natürlich.
Wie denn auch nicht? — — Lanassa!
(Streckt ihr zögernd, behutsam die Hand entgegen; ihr Blick irrt aber wieder ab, nach einem leisen, ungewissen Schauder, und sie ergreift sie nicht.)

Lanassa (tonlos).
Herr.

Thrasybulos.
Nicht Herr.
Für Dich nicht Herr. — Komm, laß nach alter Art,
Nach alter, schöner — —
(Winkt den Anderen, sie allein zu lassen. Demetrios tritt mit Theron und den Dienerinnen zurück, entfernt sich dann mit ihnen nach rechts, in die Gasse. Epikydes geht links ins Haus, nimmt durch stummes Winken Kephalos und die Hauptleute mit; nur einige Leibwächter bleiben hinten links vor dem Hause stehen.)
Wie verlangst Du's? Sprich.
Willst Du ins Haus hinein?

Lanassa (die ein neuer Schauder überläuft).
Ins Haus? — Ich dachte.
Nun ist mir doch — als könnt' ich nicht.

Thrasybulos (geschmeidig, auch bewegt).
Wozu auch?
Auf dieser Steinbank, weißt Du, sitzt sich's gut;
Die Sonne brennt nicht mehr. Da saßen wir
So manches Mal, — mit — ihm — den wir beweinen —
Oder zu zweien! dort das blaue Meer,
Das lichte Himmelsdach, hier unsre Träume,
Gedanken, Wünsche. — Setz Dich doch, Lanassa.

Lanassa (wie abwesend).
Saß ich noch nicht? — Ich dachte.
(Setzt sich auf die halbrunde Marmorbank; Thrasybulos setzt sich rückwärts ans Ende der Bank, so daß er sie betrachtet; sie starrt an ihm vorbei nach rechts.)

Thrasybulos.
Schwer und traurig,

Dies — schwarze Wiederseh'n.
(Sie blickt stumm umher, dann vor sich hin.)
Dir war wohl besser
Da drüben in der sanften Stille von
Plemmyrion. Das Meer zu Deinen Füßen,
So friedlich brandend; Syrakus ein Bild nur;
Und fern aufragend aus dem eb'nen Land
Der heilige Aetna, einsam und erhaben,
Als wie des Landes König.

Lanassa (blickt auf, seufzt tief).
Ja. So war er.

Thrasybulos.
Wen meinst Du?

Lanassa.
Gelon. — Ja, dem Aetna gleich —
So war mein Bruder.
(Steht plötzlich auf.)
Thrasybulos!

Thrasybulos.
Was denn?

Lanassa
(schaut ihm tief in die Augen; bebt).
Und was bist Du?

Thrasybulos (mit äußerer Ruhe).
Ich wußte wohl. Ich las
In Deinen Augen, was Dich von mir trennt.
Mir glaubt die ganze Stadt, daß uns die Götter
Den Gelon nahmen durch 'nen raschen Tod,
In seinem Blut erstickt; — nur Du nicht — die
Mich einst doch lieb gehabt.

Lanassa.
Ich — hört' ihn sterben.

Thrasybulos.
Du hörtest Laute, seine letzten Worte,
Unklar geröchelt. Dein erregter Sinn,
Vor Schrecken krank, schuf Greuelworte draus,
Die mich anklagten. Doch wie kam Dir das?
Nur weil ein Traum auf Deiner Seele lag —
Gedenkst Du noch des Traumes —
(sie nickt und schaudert)
Drum dachtest Du
Nach Frauenart: „Es ist gescheh'n! Es hat sich
Erfüllt, was ich geträumt!" und aus dem Röcheln
Des sterbenden Bruders hört'st Du: „Mörder! Mörder!"

Lanassa
(blickt ihn lange an. Er erwidert ihren Blick mit sanftem Vorwurf; nimmt endlich zart ihre niederhängende Hand. Sie zittert, aber läßt sie ihm).
Meinst Du?

Thrasybulos.
Komm, setz' Dich nieder.
(Zieht sie sanft auf die Steinbank nieder.)
Gelons Schwester —
So nanntest Du Dich gern. Als Gelons Schwe-
Warst Du gerecht und gut. Nach seinem Tod
Wärst Du's nun nicht mehr? — Doch als Gel-
Schwe-
Hatt'st Du auch hellen Geist, ein freies Denken,
Fast mehr als Männer. Und Du wolltest jetzt
Um einen Traum, aus blindem Aberglauben,
Wie Mütterchen am Spinnrad, diesen Mann
Verdammen, den Du kennst? Der wild und rasch
Doch keiner Mordthat fähig — der Dich liebte —
Und der auch heut noch denkt: o wenn sie wollte,
Ich würd' mein Herz in ihre Hände legen,
Mein Haus, mein Reich dazu!
(Lanassa steht auf; schweigt, ohne ihn anzusehen. Durch ihre ... Ruhe ermutigt spricht er weiter.)
Hör' an, Lanassa.
Dies Haus ist Deins, sobald Du willst. Frohlock-
Würd' Syrakus, wenn Gelons Schwester hier
Als Hausfrau herrschte neben dem Gebieter,
Wir beide Gelons Erben!

Lanassa.
Laß mich, bitte;
Ich bin noch krank. — Ich bin noch nicht gesund.
Sag nichts und wolle nichts, ich bitte Dich.

Thrasybulos.
Noch will ich nichts. Bedenk's in Deinem edlen,
Gerechten, sonnenhellen Sinn,
Ob Du mir folgen kannst. Stärk' Dich im Fried-
Plemmyrions weiter! — — Willst Du jetzt ins Hau-

Lanassa (sich zusammenziehend).
Ich kann nicht.

Thrasybulos.
Soll ich Dir die Deinen rufen?
Willst Du hier draußen um Dich schauen?
(Sie nickt. Er winkt nach rechts in die Gasse hinaus.)
Sie kommen.
Wir seh'n uns, eh' Du wieder gehst.
(Grüßt mit zurückhaltender Würde, doch herzlich; ab in sein Hau-. Lanassa blickt ihm nach, sieht dann auf die Erde nieder, das Haupt vorneigend.)

Lanassa (fast nur flüsternd).
O könnt' ich
Zu Dir hinunterfragen in die Tiefe:
Gelon! wie war Dein Tod?
(Demetrios kommt von rechts, tritt geräuschlos heran, während sie noch unhörbar die Lippen bewegend weiterspricht.)

Demetrios (zart, gedämpft).
Lanassa!

Lanassa (fährt zusammen).
Hast mich
Erschreckt; ich — träumte. — Du allein? Wo si-
Die Mädchen? Theron?

Demetrios.
Deinen Neffen zog
Der alte Damas fort, zum Markt hinunter,
In seiner Freude ihn zu seh'n. Die Mädchen — (Sie-

Lanassa.
Wo bleiben die?

Demetrios.
Von Neugier aufgeregt —
In allen Gassen läuft das Volk zusammen —
Zog sie's den Andern nach. Ganz Syrakus
Will Dich und Theron seh'n! Es ist ein Branden.
Nur hier zum Herrensitz schlägt's noch nicht herauf,
Als wäre Gelon selbst zurückgekommen,
Ruft man von Thür zu Thür, jauchzt in die Luft,
Schwenkt Hüte, Tücher; nun, Du kennst sie ja:
Wie griech'sches Volk sich freut. — Ich ließ die Mädchen
Für zehn Minuten fort. Vergieb!

Lanassa (gleichgültig).
Schon gut. —
Mich schreckt noch alles; und am meisten Freude.

Demetrios.
Ich fühl's mit Dir. — Sie hörten, als wir kamen,
Du weißt wohl: daß der Wunsch Dich hergeführt,
Die neu erbaute Halle zu betreten —

Lanassa (sich wieder zusammenziehend).
Wünsch' ich es noch? Ich weiß nicht.

Demetrios.
Darum sammeln
Sich Viele, hör' ich, die es auch begehren.
Denn da die Halle bis auf diesen Tag
Verschlossen und verboten war —

Lanassa.
Verboten?

Demetrios.
So hoffen sie: wenn Dir die Thür sich öffnet,
Läßt man sie mit hinein!

(Lanassa, wieder auf der Marmorbank niedersitzend, sinnt stumm vor sich hin.)

Sie hängen alle
Mit Herz und Mund an Dir. Sie sehnen sich,
Du möchtest auch zum Markt hinunterkommen;
Da wogt es Kopf an Kopf, wie man mir sagt.
Die Einen lachen und die Andern weinen —

Lanassa.
Das Weinen könnt' ich hören; Lachen nicht.
Sie sollen sich nicht freu'n, daß ich noch lebe,
Nur trauern soll'n sie, daß mein Bruder tot ist. —
Mir graut vor ihrer Lust!

Demetrios.
Sie lieben Dich.
Darfst Du die Menschen schelten, weil ihr Herz sich
An Deines hängt? Dann mußt Du auch
(Verzagt wieder und verstummt).

Lanassa.
Was muß ich?

Demetrios (mit neuem Mut).
Mich schelten.

Lanassa (gedankenlos).
Dich? Warum?

Demetrios.
Weil ich — — Lanassa!
Wer kann vier Wochen in so heil'ger Stille
Mit Dir mitleben — und Dich leiden seh'n —
Und dann erwachen seh'n und neu erblühen,
Als wär' die Blume wieder Knospe worden
Und öffnet' sich dem Licht zum zweiten Mal —
Wer kann das seh'n und nicht —

Lanassa (begreifend, steht auf).
Demetrios! — —
O warum schwiegst Du nicht.

Demetrios.
Mißfällt Dir's so,
Daß ich nicht schweigen konnte? — Da Du eben
Auf dieser Marmorbank als Marmorbild
So rührend hold und ernst und edel saßest —
Pallas Athene, Aphrodite, Beides
In einem Bild — da riß mich's hin. Vergieb.
Sei mild, Lanassa! Denk, wie lang ich Dich
Schon kannte, vor — dem Tag; und daß wir Falter
Dich gern umschwärmten; doch Du scheuchtest alle
Hinweg, in Deiner Seele war nur Raum
Für einen Menschen — für den größten freilich.
Den — nahmen nun die Götter, wie es heißt.
Glaub mir, ich trau're mit; ich trau' um ihn,
Den wir verloren, und um Deine Trauer,
Die Dir und mir die Sonne dunkel macht.
Doch wenn nun Raum in Deiner Seele ward?
Wenn Dir die Götter jetzt —

Lanassa.
Du irrst. Er lebt noch
In mir. 's giebt keine andere Lanassa.

Demetrios (nach einer Stille).
Dann — dann flieg auf, mein Traum! und komm nicht wieder!

Lanassa (sanft, weich).
Ich bitt' Dich, laß uns geh'n.

Demetrios.
Wie Du befiehlst. — —
Nur noch ein Wort, Lanassa. Denk, ich sprach
Kein Wort von diesem Traum; ich sagte nur:
Hier steht ein Freund — der Deinen Bruder liebte —
Und dem die Welt nicht mehr so wohlgefällt
Wie vor dem — dunklen Tag. Mir ahnt, Dein Herz
Trägt mehr als eine Last! Es kommen Seufzer
Aus Deiner Brust, die —

(Lanassa seufzt unwillkürlich tief auf.)

So wie dieser eben.
In Deinem Aug' wohnt ein Geheimnis, deucht mir; —
Irr' ich, so irr' ich.

(Er wartet auf eine Antwort. Sie schweigt.)

Irr' ich nicht — und kommt

Dir eine Schicksalsstunde — fehlt Dir einst
Ein Freund, der Deine Seufzer stillen könnte,
Der Deine Schwäche stark macht — ruf dann nur
Demetrios. Ich sag' Dir, er wird kommen.
(Sie wirft einen raschen, forschend scheuen Blick auf ihn; dann einen längeren, festeren, mehr vertrauenden. Sie bleibt aber still.)
Man nennt mich nicht so wild wie Thrasybulos;
Mut hab ich auch; und Kraft. Und in der Seele
Mehr — guten Willen als zehn Thrasybule!

Theron
(kommt von rechts, eilig, freudig erregt. Zu Lanassa).
Gut, daß Du hier bist — und allein. Ich meine,
Nicht mit — dem Herrscher. O Lanassa! Drunten
Begehrt man Dich zu seh'n, Du weißt nicht wie.
So hätt' ich's nie gedacht! 's ist rührend. „Theron!
Theron!" so riefen alle, Männer, Weiber,
Auch Kinder (mit der Hand messend) kleines Volk: „Wo bleibt
Lanassa?
Laß uns Lanassa seh'n!" Auf einer Treppe
Stand Damas, sprach hinunter, zeigte mich
Den Bürgern, drückte mich an seine Brust:
„Des Gelon Neffe! Heil ihm!", drückte mich
So stark, so heftig, fast hätt' ich geschrieen;
Und in den Graubart tropften ihm die Thränen.
Dann schrieen Tausend: „Heil dem Theron! Heil ihr!
Doch Gelons Schwester! Wo ist Gelons Schwester?
Wir woll'n Lanassa seh'n!"

Demetrios.
Du hörst. Du kannst
Noch zaudern? Dann bist Du nicht Gelons Schwester.
Oder verbot Dir Thrasybulos, Dich
Dem Volk zu zeigen?

Lanassa (sich stolz aufrichtend).
Wer hat Dir gesagt,
Ich sei zur Sklavin worden? — Kommt und führt mich!
Weg mit der Scheu, der kranken. Gelon lachte,
Wenn ich je scheu war. Das ist Gelons Volk!
Es liebt ihn noch. Sie sollen mir die Hände
Zerdrücken, wenn sie wollen; mir den Saum
Vom Kleide treten, mich mit Lieb' ersticken.
Ich will sie grüßen! Kommt!
(Lanassa mit Demetrios und Theron rechts ab.)

(Fortsetzung folgt.)

Litterarische Notizen.

— Heitere Träume. Scherzgeschichten von Josef Willomitzer. Zweite vermehrte Auflage. Berlin, Concordia Deutsche Verlags-Anstalt, 1903. — Wer Josef Willomitzer war, braucht den Lesern der „Deutschen Dichtung" nicht erst gesagt zu werden; aus einer Studie seines langjährigen Freundes und Landsmanns Alfred Klaar, die wir in Band XXIX, S. 146 ff. dieser Zeitschrift gebracht haben und die nun die Einleitung seiner vor zwei Jahren erschienenen „Letzten Geschichten und Gedichte" bildet, weiß man, welch unermüdeter Arbeiter und Kämpfer im Dienste seines deutsch-böhmischen Volkes der so früh dahingeschiedene Chef-Redakteur der Prager „Bohemia" war. Und womöglich noch weniger bedarf es an dieser Stelle des Nachweises, was er als Schriftsteller bedeutete; eine lange Reihe seiner besten Humoresken sind in dieser Zeitschrift erschienen. Wir gebrauchen den Ausdruck, weil er ja an sich treffend ist, nur eben durch maßlosen Mißbrauch entwertet, — was Alles nennt sich heute „Humoreske"! Willomitzers Skizzen und Geschichten unterscheiden sich von der üblichen Marktware dieser Art, wie das Kunstwerk des Dichters von dem Erzeugnis des Handwerkers. Willomitzer war einer der wenigen humoristischen Poeten, die unsere Litteratur aufzuweisen hat, einer, dessen Humor, um ein feines Wort Roseggers über ihn zu wiederholen, „so souverän die Flächen des Lebens belächelte und die Tiefen mit so fröhlichem Ernst durchgründete," wie kein anderer der letzten Jahre. Wir citieren das Urteil eines bedeutenden Schriftstellers nicht, weil wir uns Willomitzer gegenüber zu befangen fühlen, um ihn gerecht und ohne Überschwang zu würdigen, sondern weil es Anderen so erscheinen könnte. Mit Unrecht. Es ist wahr: der Herausgeber dieser Zeitschrift war mit Josef Willomitzer durch lange fünfzehn Jahre in treuer, herzlicher Freundschaft verbunden; er war es, der zu einer Zeit, da Willomitzer den Gedanken, mit seinen Arbeiten über seinen nächsten Kreis hinauszudringen, fast aufgegeben hatte und mit der ihm eigenen männlichen Resignation die Versuche einstellte, einen Verleger zu gewinnen, die Verlagshandlung dieser Zeitschrift dazu bestimmte, das Wagnis zu übernehmen und das Buch eines wirklichen Humoristen zu bringen, obwohl ihn damals in Deutschland nur wenige kannten. Auch der Anteil, den er auf Willomitzers Wunsch an der Gestaltung dieses ersten Buchs, das die „Concordia" von Willomitzer brachte („Ins Blaue hinein!") nahm, ist durch Klaar's Essay auch der Öffentlichkeit bekannt; Willomitzer übersandte ihm damals ein Bündel seiner Arbeiten mit dem Wunsche, daraus statt seiner das Buch zu formieren, und in derselben Art sind die beiden folgenden Bücher Willomitzers entstanden („Lauter Unica"; „Das unheimliche Gebiß und Anderes"), so auch nach Willomitzers Tode sein Nachlaßband. Wir sagen dies nicht, um uns zu rühmen, wir sagen es, weil es die Wahrheit ist, und um beizufügen: wäre uns Willomitzer nicht als ein wirklicher Dichter erschienen, dem den Weg bahnen zu helfen Pflicht ist, es wäre trotz aller Sympathie für den Menschen, und so großen Anteil dies daran gehabt haben mag, nicht geschehen. Wir also fühlen uns innerlich auch Willomitzer gegenüber unbefangen genug, um ihn zu würdigen; wir unterlassen es nur, weil es nun genügend von Anderen geschieht, die ihn nie gekannt haben, und weil es uns an dieser Stelle, wo er so oft selbst gesprochen hat, überflüssig erscheint. Unter allen Empfehlungen, die man denkenden Lesern gegenüber über ein gutes Buch aussprechen kann, bleibt es immer die wirksamste, wenn man Proben daraus bietet. Das haben wir auch bei dem nun vorliegenden Buche gethan, welches das erste ist, das von Willomitzer erschien, und doch das letzte, das weitere Kreise kennen lernen werden, der zweiten Auflage der „Heiteren Träume"; wer die beiden Skizzen in unseren letzten Heften: „Nord und Süd" und „Unsühnbar" gelesen hat und nicht der Meinung ist, daß das Buch lesenswert und eine erquickliche Gabe sei, wird auch jeder Empfehlung aus unserer Feder sein Ohr verschließen. Da wollen wir uns denn mit dem Hinweis darauf begnügen, daß das Buch nun erschienen ist, und nur ein äußere Detail aus seiner Geschichte beifügen, denn es hat bereits seine Geschichte, sogar eine recht bewegte. Willomitzer war schon an vierzig Jahre alt und hatte für seine „Bohemia" an hundert seiner prächtigen Scherzgeschichten geschrieben, als nicht ihm selbst, aber seinen Freunden der Gedanke kam, daß hier doch eigentlich Humoresken vorlägen, die der Buchausgabe ungleich würdiger seien, als das Meiste Anderer, was unter dieser Flagge gehe. Aber die Herren Verleger waren anderer Meinung, und so war das Projekt schon fast aufgegeben, bis sich endlich 188. eine junge Leipziger Firma bereit fand, das Büchlein zu

erlegen. Sie stellte aber ihre Bedingungen: nur ein anz dünnes Heftchen sollte es sein, auch einen illustrierten lmschlag erhalten. Willomitzer war auch dies recht; er ellte zwölf kurze Scherzgeschichten zusammen und bedingte ch bezüglich des Umschlags nur aus, daß er um Himmelswillen nicht etwa „pikant" sei. Aber da kam, als die Korrektur-Bogen zwischen Leipzig und Prag hin und her u wandern begangen, eine Ueberraschung: irgend Jemand atte den Inhabern der Firma gesagt, die Namen der Orte und der Personen müßten geändert werden; Herr Willomitzer spreche da von „Prag" und „Baumgarten"; nd Einer heiße Sedlatschek, Einer Nawratil, und ein Dritter Zizwarek — was denn das deutsche Publikum davon denken werde?! Und so fanden sich in den Korrektur-Bogen alle Namen ins Deutsche übersetzt! Der Autor emonstrierte: er habe doch Deutsch-Böhmen und Tschechen geschildert; das sei ja auch sonst unverkennbar; Tschechen hießen nun einmal weder „Werner" noch „Anatolius". Aber darauf die Herren Verleger: „Aut — Aut"; davon hinge der Erfolg des Buches ab. Darauf och einige Briefe — Willomitzer hat uns einmal in eiterem Kreise Proben daraus citiert; wir lachten alle, aß uns die Augen überliefen — und der Verfasser fügte ich in sein Los. Nur in Einem leistete er noch passiven Widerstand. In der köstlichen Feen-Geschichte: „Der rote Regenschirm", in der eine wunderschöne Fee vergeblich den raven Nawratil seiner sehr unangenehmen Gattin abwenstig machen will, singt der Chor ihrer dienstbaren Geister, die als Kegel vermummt sind, die der gute Nawratil schiebt:

„Und schiebt der Herr auch noch so krumm,
Wir fallen mit Vergnügen um,
Weil uns're schöne Frau ihn will,
Den guten Herrn von Nawratil."

„Nawratil" hieß aber nun „Werner" und die Herren Verleger schrieben an den Autor: „Wir bitten ergebenst, inen Reim auf „Werner" zu machen." Der Autor chwieg. Der Bogen kam nochmals wieder und ein Brandrief dazu. Und nun machte der Autor den gewünschten Reim, aber er wurde nicht gedruckt; auch wir müssen es ins versagen, ihn mitzuteilen . . . So erschienen denn ndlich die „Heiteren Träume". Die Kritik sprach sich reundlich aus, auch der Absatz war nicht übel — da löste ich der Verlag auf, und das Buch verschwand spurlos. Was war damit geschehen?! Niemand wußte es, auch der rme Autor nicht, der immer meinte, die „Heiteren Träume" seien doch, wie sein erstes, so sein frischestes Buch. Irgend jemand mußte doch die Rechte besitzen, aber wer?! Es mag unglaublich klingen, aber es ist doch o: durch lange Jahre blieb alles Fragen vergeblich, und o starb Willomitzer dahin, ohne die ersehnte Wiederauferstehung seines Erstlingsbuchs erlebt zu haben. Erst or wenigen Monaten war das Rechtsverhältnis klargestellt und der Druck konnte beginnen. Da ergaben sich neue, widrige Hindernisse; die widrigsten und unwahrscheinlichsten, die man sich irgend denken kann. Daß sich erlei gerade bei einem Buche von Willomitzer ereignen mußte, der die verkörperte Treue und Ehrlichkeit war! Wir würden dieser Widrigkeiten nicht erwähnen, wenn dies nicht unbegreiflicher Weise von anderer Seite geschehen wäre; wir wollen aber nicht mehr und Näheres sagen, bis wir dazu veranlaßt sind. An dieser neuen Auflage es sonnigen, schönen Buches aber möge sich das Wort bewahrheiten, daß Schmerzenskinder, die unter Fährlichkeiten das Licht der Welt erblicken, dann um so mehr Sonnenschein auf ihren Wegen finden! F.

— Es sind nun etwa zwölf Jahre her, seit ich in dem kleinen Berg von Lyrik, der sich jeden Morgen auf meinem Arbeitstisch anhäuft, auch ein kurzes achtzehn Zeilen umfassendes Gedicht vorfand, das mich durch die schlichte Innigkeit der Empfindung wie durch den Wohllaut der From erfreute. Der Name, der unter den Versen stand, war ein völlig unbekannter, aber nichts, weder ein Überschwang der Empfindung noch irgend eine kleine Härte der Form, noch endlich ein auffallender Ausdruck, kurz garnichts deutete darauf, daß hier ein junger Mensch seine ersten Verse in die Welt sende. Der Begleitbrief, — er hat sich zufällig erhalten — besagte in kurzen, überaus bescheidenen Worten, der Verfasser sei ein junger Arzt, der erst vor Kurzem seinen Doktor gemacht habe. Er habe schon viel in Versen geschrieben und wage es nun endlich, der Zeitschrift, die er seit Jahren lese, einen seiner Versuche anzubieten. Auch dies war in gutem Sinne auffallend. Die strenge Selbstkritik, die einzig dazu bestimmen kann, so lange zuzuwarten, bis man nach Ansicht anderer junger Poeten geradezu schon ein alter Mann geworden ist, ist wahrlich die seltenste aller Seltenheiten auf dieser Erde. Ich bestimmte das Gedicht zum Druck; es ist im Band X., S. 70 der „Deutschen Dichtung" erschienen. Wollte ich mich nun auf den Propheten aufspielen, so könnte ich sagen, daß ich es schon damals mit der deutlichen Empfindung gethan hätte, dadurch der Reihe von nun berühmten Talenten, welche die „Deutsche Dichtung" zuerst bekannt gemacht hat, ein neues beizufügen. Ich will aber bei der Wahrheit bleiben, und offen gestehen, daß ich diese Empfindung damals ebenso wenig hatte als in einem der Fälle vorher oder nachher. Mir hat es immer genügt, Talent in einem Gedicht zu finden, um es zu veröffentlichen. Die Frage, ob der bisher unbekannte Name dereinst ein klangvoller sein würde, hat mich nur in meinen Anfängerzeiten als Redakteur zuweilen beschäftigt, später habe ich mir das Grübeln darüber abgewöhnt, weil ich erkannte, wie trügerisch alles Prophezeihen nach dieser Richtung hin ist. Mit Talenten ist diese dunkle Erde übersät, wie die nächtliche Landschaft, die ein Eisenbahnzug durchbraust, mit Funken, aber die meisten erlöschen und die wenigsten werden zur Flamme, die dann das Dunkel erhellen hilft; nicht bloß die Glutkraft des Funkens ist ja verschieden, sondern auch der Boden, auf den er fällt. So habe ich es mir daran genügen lassen, sorglich darauf zu achten, keinen der Funken, die ich gewahren konnte, unbeachtet zu lassen, aber was dann aus ihm werden sollte, habe ich schon vor zwölf Jahren nie prophezeihen wollen, geschweige denn, daß mir dies heute beifiele. Erst drei Jahre später, nachdem ich viele Gedichte desselben jungen Dichters gelesen und die meisten gedruckt hatte, hatte ich die fröhliche Zuversicht, daß hier nicht nur starkes Talent und liebenswürdige Eigenart vorhanden seien, sondern auch jenes Dritte und Vierte, was zu einer günstigen Entwicklung gehört, der Fleiß und die Gabe des stillen Harrens und Ausharrens. Ich nahm es dem jungen Dichter nicht übel, als er mir schon 1895 schrieb, er wolle ein Bändchen Gedichte herausgeben, aber ich hoffe, er nahm es mir auch nicht übel, als ich ihm riet, noch einige Jahre damit zu warten, und jetzt wenigstens wird er mir gewiß nicht zürnen, daß seine erste Sammlung erst 1898 erschienen ist. Denn dieser Geduld hat er es zu danken, daß sich unter dem halben Hundert Gedichten des Bandes auch nicht ein einziges fand, das seines Platzes unwert gewesen wäre. Das Bändchen ist viel gelobt, noch mehr, es ist sogar gekauft worden, hat eine wirkliche neue Auflage erlebt und wird, das wage ich zu prophezeihen, noch mehrere erleben. Kurz, dem Bändchen ist es gut gegangen, wenn auch lange noch nicht so gut, wie es verdient, und mindestens das Erste wird man mir glauben, wenn ich seinen Titel nenne: „Gedichte von Hugo Salus". Aber auch das Zweite ist wahr; die Gedichte sind, sagte ich, viel gelobt worden, aber lange nicht immer in der rechten Art. Namentlich daß ihn eine Zeit lang eine bestimmte Partei der Jüngsten zu den Ihrigen zählte, hat ihn, rein äußerlich genommen, mindestens ebensoviel gefördert als geschädigt; innerlich freilich ließ es ihn unberührt. Er ist im Grunde immer derselbe geblieben, wie dies von jeder richtigen Individualität gilt, und hat sich nur immer reicher entwickelt. Die beiden wichtigsten Züge, von denen der erste fast allen, der zweite allen seinen Gedichten zukommt, sind diejenigen, die mich bei seinem ersten Gedicht, das ich kennen lernte, „Liebeslied" („Gedichte", S. 16) erfreuten, die schlichte Innigkeit der Empfindung und der Reiz der Form. Salus gehört nicht zu den Sprachvirtuosen, er fertigt keine metrischen Schaustücke an, obwohl er es wohl könnte; ein starkes künstlerisches Pflichtgefühl hält ihn davon ab. Wohl aber ist er ein wirklicher Sprachkünstler, dem der Wohllaut, die innere Melodie des Verses bei allem Streben nach dem Bezeichnenden so völlig Natur sind, daß er andere als anmutig oder doch melodisch bewegte Gedichte überhaupt nicht schreiben kann. Was aber die Empfindung betrifft,

so ist sie fast nie eine gewaltige, kaum je eine rauhe oder wild einherstürmende, aber immer eine durch Echtheit und Innigkeit erwärmende. Dazu eignet ihm als dritter Vorzug eine Gabe des Schauens, eine Fähigkeit, das Unscheinbare zu gewahren und mit dem Reiz eines schönen Gedankens oder einer tief empfundenen Stimmung zu umkleiden, die dem Leser immer wieder die Empfindung geben: „Ja, das ist ein Echter." Gleich die ersten drei Gedichte in seinem Erstlingsbändchen sind schon Beispiele für diese seine Fähigkeit. Es ist kein gesuchter Einfall des Dichters, wenn ihm in „Abendstimmung" das Zunicken der jungen Bauerndirne, die heimwärts geht, wie ein Gruß der Natur erscheint. So wie er die Gestalt mit der Landschaft und der Beleuchtung zusammenstimmt, dünkt es dem Leser wie etwas so Selbstverständliches, als wäre es nicht aus Gemüt und Gehirn eines Menschen geworden, sondern von der Natur selbst geschaffen. Ebenso ganz unauffällig ergiebt sich die Symbolik, wenn der Dichter die Spinne, die die gekreuzten Schläger über seinem Schreibtisch umspinnt, beschwört, die darunter hängende Leier zu verschonen, oder wenn ihm im „Bild" der Kuß der Geliebten wie der Trunk erscheint, den der müde Wanderer zurückgebeugten Hauptes aus dem Kruge schöpft. Ein Mensch, dem nichts Menschliches fern steht und den nur das Menschliche ergreift, der sich darum auch vor der Majestät des Kronenträgers erst dann beugt, wenn er sieht, daß dieser ein leidgeprüfter Mensch ist; Einer, dessen „mutig ringender Seele" eben darum „die Freude am Leben Gebot" ist und dem es eben darum auch innerster Zwang ist, den heiteren, lichten Erscheinungen des Lebens nachzugeben und sie in Worte zu bannen: so tritt Salus, immer wieder Derselbe und doch immer wieder ein Neuer, vor uns hin. Immer ein Neuer, weil eben das Leben für den, der die Augen hat, es zu sehen, unerschöpflich reich an Bildern und für den, dem selbst eine mitfühlende, mittönende Seele gegeben, unerschöpflich reich an Tönen und Empfindungen ist. Darum also kann er, naturgemäß, sogar ohne es zu wollen, Seite für Seite ein anderer sein, bald ernst, bald heiter, dann wieder übermütig und, wenn auch selten genug, düster. Auch sind diese düsteren Gedichte diejenigen, die ihm am wenigsten gelingen. Das Wuchtige liegt ihm nicht, ihm ist Anderes gegeben: ein sonniges Gemüt, Liebe zu den Menschen, Freude an der eigenen Kunst und das Auge auch für jene stille Schönheit, an der innerlich weniger reiche Menschen achtlos vorübergehen. In dem zweiten Bändchen, daß er herausgegeben hat, ist Salus selbstverständlich nicht jählings ein anderer geworden. Auch finden sich in diesem Bande „Neue Gedichte" (1899) Lieder, die schon zur Zeit des Erscheinens des ersten Bändchens vorlagen und wohl nur aus äußeren Gründen wegblieben. Gleichwohl ist ein gewisser Unterschied gegen die erste Sammlung fühlbar: hauptsächlich zum Guten, nur in einigem Wenigen zum minder Guten. Zum Guten darin, daß die Form, ohne doch je ins Glatte und Uncharakteristische zu verfallen, nun vollends in allen Facetten künstlerischen Schliffs schimmert. Ferner darin, daß der Gedanke einen reicheren, größeren Kreis umspinnt. Was die Empfindung betrifft, so wird die Bereicherung nach einer für den reifen Mann sehr bezeichnenden Seite ersichtlich. Töne innigen Mitlebens und darum innigen Mitleides mit den Menschen hat Salus schon in seinem ersten Bande gefunden, nicht so weiche und reiche wie in diesem zweiten. Das minder Gute liegt darin, daß hier einige wenige Gedichte Aufnahme gefunden haben, die zwar an sich ganz ganz lustig, aber doch zu wenig poetisch sind; Vers[e] sie ein so begabter Mann aus dem Ärmel schüttelt, [die er] lieber doch nicht in Buchform bringen sollte. Ein [drittes] Bändchen „Reigen", 1900 erschienen (gleich den anderen [bei] Albert Langen in München verlegt), ist hingegen von [jenen] spielerischen Reimen fast völlig frei. An Reichtum der St[im]mungen und Töne, die doch nie den Eindruck des Gemach[ten,] immer den des Gewordenen, für diesen Dichter Gegen[wart] machen, übertrifft es seine Vorgänger. Es ist nicht [bloß] ein hübscher Prolog, sondern auch ein zutreffendes Program[m,] wenn Salus diesen Band mit folgenden Strophen ero[ffnet:]

Liederseelen.

Ein sinkendes Blatt, ein Vogelflug,
Einer einsamen Flöte träumendes Singen,
Ein Mädchenblick: jedes genug,
Eines Dichters Seele zum Tönen zu bringen.

Ein sinkendes Blatt: o müder Tod . . .
Ein Vogelflug: meine jauchzende Seele . . . .
Ein Mädchenblick: o Lust, o Not . . . .
Ein Flötenton: o du Sehnsucht der Seele . . .

Und nun klingt das Lied und umgaukelt Dich,
Und will Dir die tiefsten Dinge benennen:
Und die Liederseelen, sie wundern sich
Und können sich selbst kaum wiederkennen.

Auch was die Reflexionslyrik betrifft, erweist [das] letzte Bändchen eine Bereicherung und Vertiefung des geisti[gen] Inhalts. Ich erinnere nur an Gedichte wie: „Ele[...]" (S. 8) oder „Die Zwiesprache" (S. 41.) Wenn Sa[lus] nach dieser Hinsicht unterschätzt wird und man ihn haupt[-] sächlich den anmutigen Lyriker der Liebe nennt, so lie[gt] dies nicht an ihm, sondern an der Gewöhnung der Men[schen,] nur dasjenige geistvoll und tiefsinnig zu finden, was [sie] schwer oder gar nicht versteht. Verständlich, in Form [und] Gedanken durchsichtig, ist eben Hugo Salus immer; [wir] wollen uns daran freuen, obwohl es ihn um den R[uf] eines tiefsinnigen Reflexions-Poeten bringt. Daneben sch[eint] mir ein anderer Unterschied dieser Sammlung gegen ih[re] Vorgänger auch darin zu liegen, daß hier die erotisch[en] Motive heißer aufklingen und leidenschaftlicher ausgestalt[et] sind, eine Erscheinung, die freilich nur den Unkundigen [ver-] blüffen wird. Jene Grenze, die nun einmal dem gesetzt [ist,] was gedruckt ausgesprochen werden darf, überschreitet Salu[s] auch hier nicht. Davor bewahrt ihn die feine Empfindun[g,] die innere Tüchtigkeit, die Alles, was von ihm komm[t,] kennzeichnet. Man sieht, Salus gehört auch insofern [zu] den erfreulichen Dichtern unserer Tage, als er sich imme[r] reicher entwickelt und darum bin ich über den jetzt [nun] dreißigjährigen berühmt gewordenen Lyriker noch imme[r] derselben Meinung, wie in all den Jahren, wo ich [sein] Schaffen verfolge: Er hat Vieles und Gutes gegebe[n,] aber er kann noch mehr und wird noch weit Besseres geben. Und weil dies namentlich, was größere Werke betrifft, nur dann gelingen kann, wenn einer ihnen Zeit und Kraft möglichst unzersplittert zuwenden kann, so wäre ich [fast] verrucht genug, ihm eine etwas geringere gynäkologisch[e] Praxis zu wünschen, als er sie jetzt als geschätzter Frauen[-] arzt in Prag ausübt. Aber er gehört zu den wenigen glücklichen in sich gefesteten, harmonischen Naturen unter den jüngeren Dichtern der Gegenwart — ihm wird es vielleicht auch gelingen, trotz der Gynäkologie.

F.

Neue Bücher.

Nachstehend verzeichnete Bücher sind der Redaktion zur Rezension zugekommen:

Fessel, Udo Siegfried, Sonnenkinder. Eine Märchensammlung in einzelnen Bändchen. 1. Bändchen Liselotte. Berlin o. J., Karl Mews jun.

Preuschen, Hermione v., Astartenlieder. Zürich o. J., Cäsar Schmidt.

Wiesendanger, Martha, Harmonien und Dis[so]nanzen. Zürich 1902. Cäsar Schmidt.

Müller-Waldenburg, Walther, Totes Lebe[n]. Schauspiel in drei Aufzügen. Berlin o. J., Moderner Berliner Verlag.

Pogge, Günther, Frühe Wanderung. Gedicht[e.] Kiel 1901. Lipsius und Tischer.

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Herausgebers Karl Emil Franzos in Berlin. Nachdruck auch im Einzelnen ist untersagt und wird strafgerichtlich verfolgt. Verlag der Concordia Deutsche Verlags-Anstalt in Berlin. Druck von Kißling & Krüger, Berlin N.

Eine Deutsche Akademie.

VI.

Die letzten Wochen haben eine starke Vermehrung er Stimmen für die Errichtung einer Akademie geracht. Dieser Thatsache Rechnung tragend, bringen ir hiermit sechs Gutachten, die sich sämtlich dem rojekt günstig äußern:

Felix Holländer in Berlin schreibt uns:

Fischbach im Rhld., September 1902.

Sehr geehrter Herr!

Für oder gegen die Gründung einer deutschen lkademie nach dem Muster der französischen lassen ich so viele Gründe anführen, daß es eines ernsten Nachdenkens und einer gewissenhaften Beschäftigung nit dieser Frage bedarf, ehe man ein Urteil abgeben arf. Eines glaube ich sagen zu können: Die Gründung iner deutschen Akademie würde wenigstens nach außen in das Ansehen der deutschen Dichter stärken, die llzu sehr dem hin- und herschwankenden Urteil der Tageskritik preisgegeben sind.

In vorzüglicher Hochachtung
Felix Hollaender.

Prof. Dr. Otto Harnack in Darmstadt äußert sich wie folgt:

Darmstadt, 19. September 1902.

Sehr geehrter Herr!

Eine „Deutsche Akademie“, die für das deutsche Sprachgebiet dieselbe Stellung einnähme, wie die Académie française für das französische, halte ich im Allgemeinen für durchaus wünschenswert. Eine andere Frage aber ist, ob der Zeitpunkt für ihre Begründung günstig wäre, und diese Frage muß, wie mir scheint, verneint werden. Eine solche Akademie übt einen gewissen gesetzgebenden Einfluß; unsere Zeit aber ist jeder Gesetzgebung auf dem Gebiet der Sprache oder Litteratur abgeneigt. In dieser Abneigung spricht sich meines Erachtens die Thatsache aus, daß unsere Zeit sich nicht fähig fühlt, eine solche Gesetzgebung zu vollbringen, und darum die Aufgabe von sich weist. Sie mit Gewalt zu nötigen, diese Aufgabe zu erfüllen, würde kaum zu erfreulichen Ergebnissen führen. Ich glaube daher, daß die Gründung einer „Deutschen Akademie“ erst wird erfolgen können, wenn die Herrschaft des absoluten Subjektivismus in der Litteratur sowohl in künstlerischer als in sprachlicher Hinsicht überwunden sein wird. Doch dieser Zeitpunkt ist vielleicht schon nah.

In vorzüglicher Hochachtung Ihr ergebener
Harnack.

Der Kulturhistoriker Dr. Th. Achelis in Bremen schreibt:

Bremen, 7. September 1902.

Hochgeehrter Herr!

Die Errichtung einer „Deutschen Akademie“ würde meines Erachtens mancherlei Gutes nach sich ziehen, natürlich sofern sie geschickt und zweckmäßig organisiert ist, was eine Voraussetzung jedes Erfolges wäre. Zunächst würden sich mancherlei äußere Fragen, die sonst sich leicht verzetteln, durch eine derartige Zentralisation leicht erledigen lassen. Ich rechne dahin Orthographie, grammatische, poetische Controverse u. s. w. Sodann würden auch im Anschluß daran zusammenhängende historisch-kritische oder philosophisch-ästhetische Untersuchungen über einzelne bedeutende Schriftsteller oder über ganze Stilrichtungen in einer bestimmten Epoche nicht nur angeregt, sondern auch übersichtlich mit genauer Stoff- und Arbeitsverteilung an einzelne Forscher geleitet werden können. Endlich wäre es zu erwarten, daß eine solche aus den kompetentesten Fachleuten der betreffenden Litteraturbranchen zusammengesetzte Kommission ganz von selbst eine gewisse geistige Suprematie erlangt, die bei einer nicht selten zu Tage tretenden geistigen Anarchie und bei völligem Mangel an festen, induktiv erprobten stilistischen Maßstäben für die ästhetische Beurteilung immerhin nützliche Dienste zu leisten vermöchte. Daß diesem Vorteile auch gewisse Schattenseiten gegenüberstehen, ist freilich nicht zu verkennen.

Hochachtungsvoll Ihr ergebenster
Th. Achelis.

Gerhard von Amyntor (Dagobert von Gerhardt) in Potsdam motiviert mit Berufung auf eine früher von ihm abgegebene Äußerung seine Stellungnahme für das Projekt in folgendem Wortlaut:

Potsdam, 25. Oktober 1902.

Sehr geehrter Herr!

Es ist eine unbestreitbare Thatsache, daß dem schönen Schrifttum in unserem Staate keine amtliche

Pflegestätte bereitet ist, daß es von den Behörden gänzlich übersehen und nur noch von einem Publikum gepflegt wird, das der Dichtkunst wohl leidlich guten Willen, aber meist herzlich wenig Verständnis entgegen bringt. Die bildenden Künste befinden sich in einer glücklicheren Lage; der Staat nimmt sich ihrer aufs wärmste an und läßt ihnen wirksame Förderung zu Teil werden, während die Dichtkunst als Aschenbrödel unter den Künsten unbeachtet in der Ecke stehen muß.

Das vom Kultusministerium abhängige Staatsinstitut, das ausschließlich der Pflege der Künste und Wissenschaften dient, ist die Königliche Akademie der Wissenschaften und Künste. Sie besteht gewissermaßen aus zwei Akademieen: in der Akademie der Wissenschaften giebt es eine physikalisch-mathematische und eine philosophisch-historische Klasse, in der Akademie der Künste eine Sektion für die bildenden Künste und eine für die Musik. Eine Sektion für die Dichtkunst und das schöne Schrifttum ist völlig vergessen oder absichtlich nicht eingerichtet. Für den Gelehrten, für den Maler, Bildhauer und Musiker ist also ein staatliches Forum vorhanden, dessen Aufmerksamkeit er durch sein Schaffen erregen kann; die beiden Akademieen sind in der Lage, durch berufene ständige Mitglieder ein Urteil über irgend ein Kunst- oder wissenschaftliches Werk zu fällen, das Interesse des Staates für ein solches Werk anzurufen; sie ernennen Ehren-Mitglieder und übernehmen durch solche Ernennung dem Publikum gegenüber eine gewisse Bürgschaft für die Würdigkeit des Geehrten; sie sind ein Areopag, der seinen Mitgliedern in den Augen der Welt Glanz verleiht und auch die Kurzsichtigen auf die Bedeutung der in die Akademie Berufenen eindringlich hinweist. Die Akademie der Künste verteilt Prämien und Stipendien an jüngere Künstler, denen durch solche Zuweisungen eine Aufbesserung ihrer materiellen Lage und die Mittel zu Studienreisen und fernerer Ausbildung gewährt werden. Sie verfügt zu diesem Zwecke über den großen akademischen Staatspreis und eine Menge ansehnlicher Stiftungen. Es giebt eine akademische Hochschule für die bildenden Künste und eine solche für die Musik; es giebt akademische Meisterateliers, akademische Meisterschulen für musikalische Kompositionen und ein akademisches Institut für Kirchenmusik. In periodischen Ausstellungen, denen die Unterstützung durch staatliche Geldmittel und die Förderung durch die Behörden zu Theil wird, kann der bildende Künstler seine Werke dem breiten Publikum zur Schau stellen, was ihm den Absatz dieser Werke und die Erlangung eines berühmten Namens erleichtert. Der Staat selbst verwendet nicht unbeträchtliche Mittel zum periodischen Ankaufe ausgestellter Gemälde und Bildwerke, deren Schöpfer gelegentlich noch durch Medaillen und Professorentitel geehrt werden; auch ruft er durch Konkurrenz-Ausschreiben die Künstler zum Mitbewerb um die Erlangung irgend welcher öffentlicher Aufträge auf, deren glückliche Erledigung dem Sieger wiederum E[hre] und materiellen Gewinn einzubringen pflegt.

Von allen solchen Förderungen wird dem schön[en] Schrifttum nichts zu Teil. Da es staatlich gar n[icht] berücksichtigt wird, bildet sich leicht eine gewisse M[iß]achtung der Dichtkunst in den Kreisen der Gelehr[ten]welt aus. So wie ein Mensch, der gar keine Be[]ziehungen zur auserlesenen Gesellschaft hat, für n[icht] „salonfähig" gehalten wird, so gilt bei manchem Ver[]treter der Wissenschaft das schöne Schrifttum für n[icht] „akademiefähig"; der einseitig geschulte Kopf häl[t es] wohl gar für etwas Überflüssiges, nicht ernsthaf[t zu] Nehmendes. Es ist eine traurige Thatsache, daß [in] keinem Kulturlande die zeitgenössische Dichtung [von] den Vertretern der Wissenschaft und von den Litterat[ur]lehrern der Jugend so wenig gekannt, so gering [ge]schätzt und grundsätzlich übersehen wird, wie [in] Deutschland, dem Lande der Dichter und Denker. [In] dieser Hinsicht können wir kaum noch tiefer sinken.

Schon vor vielen Jahren habe ich eine Eingab[e] (aus der ich einige Sätze hier entnommen habe) [an] das Kultusministerium gemacht, in der ich um Er[]richtung einer Sektion für das schöne Schrifttum b[ei] der Akademie der Künste bat. Diese Sektion sol[lte] nach meinem Vorschlage alljährlich einem oder mehre[ren] Werken der lyrischen, epischen und dramatischen Pro[]duktion der letzten 25 Jahre — (nicht eines neu[en] Werkes, über das ein Urteil möglicherweise noch [gar] nicht feststeht) — einen Ehrenpreis zuerkennen. Die[ser] Preis brauchte nicht immer in Geld zu bestehen; e[s] würde nach dem Vorgange der Pariser Akademie [ge]legentlich genügen, wenn dem Verfasser des betreffende[n] Werkes die Berechtigung zugesprochen würde, hinte[r] auf dem Titel des Buches den Vermerk hinzuzu[]fügen: „Preisgekrönt durch die Akademie der Küns[te"]. Ferner müßte die Sektion in den Stand gesetzt werde[n,] Geldprämien und Stipendien zu Studienreisen jünger[en] Dichtern und Schriftstellern zu bewilligen. Endli[ch] hatte ich auch vorgeschlagen, die bedeutendsten Ver[]treter der zeitgenössischen Dichtung durch Medaille[n] oder Titel, analog dem Brauche, der Malern un[d] Bildhauern gegenüber geübt wird, auszuzeichnen. Vo[n] dieser letzteren Forderung sehe ich heute ab. I[n] Künstlerkreisen ist eine Bewegung im Gange, die da[s] Medaillenwesen abschaffen soll, und auch auf d[en] Professortitel legt man wohl kaum noch Wert, we[il] er meist nur Künstlern verliehen wird, die ohne[hin] schon großes Ansehen genießen, so daß sie auf d[ie] fragwürdige Auszeichnung durch solchen Titel ge[rn] gern verzichten würden.

Auf diese Eingabe habe ich s. Z. eine höflich[e] aber ablehnende Antwort erhalten, so daß sie völ[lig] ergebnislos geblieben ist. Möchte eine ähnliche For[]derung von der Gesamtheit der deutschen Dich[ter] wiederum erhoben werden. Ich verkenne keineswe[gs] die Einwände, die man auch gegen so bescheide[ne] Postulate machen könnte; Spott und Ärger auf Sei[]

n enttäuschten Dichter würde nicht ausbleiben und ier oder da könnte sich würdeloses Strebertum und riecherei vor den betreffenden Behörden entwickeln. lber der Nutzen bliebe doch größer; die Pflege der Dichtkunst durch eine Akademie ist immer noch besser, ls gar keine Pflege, und von zwei Übeln soll man as kleinere wählen. Mir erscheint es auch heute och als ein nobile officium des Staates, dem chönen Schrifttum eine amtliche Pflegestätte zu be- reiten. Mag man von jeder Prämiierung dichte- rischer Werke, von jeder materiellen Unterstützung hrer Urheber Abstand nehmen, um so die Gefahr zu meiden, daß ein Dichter durch das Band der Dank- barkeit verpflichtet und so in seiner freien Bewegung gehemmt werde: eine ehrenvolle Anerkennung des chönen Schrifttums auch durch staatliche Organe und Einrichtungen wird immer eine Forderung bleiben, der man schon im Hinblick auf die ästhetische Er- ziehung des Publikums Gehör schenken muß. So lange die Poesie nicht akademiefähig ist, so lange wird die dumpfe Menge auch nicht die heilige Zauber- kraft ahnen, mit der die Dichtkunst die ästhetische und sittliche Fortbildung des Volkes zu fördern vermag.

Hochachtungsvoll

Dagobert von Gerhardt-Amyntor.

Rudolf Lothar in Wien schreibt:

Wien, 10. Oktober 1902.

Sehr geehrter Herr!

Sie erweisen mir die Ehre, mich um meine Meinung bezüglich der Gründung einer „Deutschen Akademie“ zu fragen.

Ich bin für die Gründung einer „Deutschen Akademie“ und ich glaube, daß sie Ersprießliches für unsere Sprache und unsere Kunst leisten könnte. Sie müßte der oberste Gerichtshof in allen sprachlichen Fragen sein und gleichzeitig die Centralsonne für das geistige Leben unserer Nation. Ihr Sitz ist, glaube ich, gegeben: Weimar. Vielleicht wäre es möglich, die vielen bestehenden litterarischen Gesellschaften, wie Goethe-Gesellschaft, Schiller-Stiftung, Grillparzer-Gesellschaft der Akademie ein- oder unterzuordnen, ihr die Zuerteilung der verschiedenen Preise zu sichern, wie Schiller-Preis, Grillparzer-Preis, Bauernfeld-Stiftung u. s. w. Die Jahresversammlungen wären ein großes künstlerisches Fest und gleichzeitig eine Rechenschaftsablegung über den Kunst- und Kulturfortschritt des letzten Jahres. Die Akademie müßte so fundiert sein, daß sie ihren Mitgliedern einen Ehrensold zuführen könnte, der es ihnen ermöglichte, sorgenfrei zu leben. Wie in Frankreich müßte auch in Deutschland der Titel „Mitglied der Akademie“ die höchste Ehre sein, die ein Schriftsteller oder Gelehrter erreichen kann.

Ich verhehle mir freilich nicht, daß die Wahl der ersten Akademie-Mitglieder sehr schwierig sein dürfte. Es giebt heute keine Autorität, die im Stande wäre, diese vierzig Unsterblichen eigenmächtig zu nominieren. Vielleicht wäre der folgende Modus möglich: Da nach meiner Idee die Goethe-Gesellschaft, Grillparzer-Gesellschaft und die Schiller-Stiftung in der Deutschen Akademie aufgehen sollen (sie würden sozusagen „Klassen“ dieser Akademie werden), so könnte jeder dieser drei Gesellschaften die Wahl von zehn Akademie-Mitgliedern übertragen werden. Diese Dreißig würden dann die fehlenden zehn wählen. Späterhin würde für jede durch den Tod gerissene Lücke die Akademie selbst den Nachfolger ernennen.

Gewiß würde die Gründung einer Deutschen Akademie auf mancherlei Schwierigkeiten stoßen und das fertige Gebäude wäre im Anfang gewiß alles eher denn vollkommen. Aber ich zweifle nicht, daß es bald tief wurzeln würde im Leben der Nation und daß es sich zu dem emporarbeiten müßte, was seine Bestimmung wäre, — Hort und Hüterin zu sein für deutsche Kunst und deutsche Kultur.

Hochachtungsvoll

Rudolph Lothar.

Endlich sei die Äußerung des Dichters Fritz Lienhard in Berlin mitgeteilt:

Halensee, 9. September 1902.

Sehr geehrter Herr!

Die Akademie-Frage halte ich für wichtig und — später wenigstens — für ausführbar, gerade inmitten einer Zeit, der das Gefühl für geistige Würde und künstlerische sowie menschliche Geschlossenheit abgeht. Ein unabhängiger Gerichtshof oder wenigstens ein (durch Aufträge, Preisausschreiben u. s. w.) anregender Geistesverband dieser Art scheint mir geradezu eine Notwendigkeit, obwohl wir uns nicht verhehlen dürfen, daß auf Wert oder Unwert des poetischen Lebens einer Nation dergleichen keinen Einfluß hat. Es ist eine Ordnungsfrage. Auch die Kirche „erzeugt“ nicht die Frömmigkeit, die ja Herzenssache jedes Einzelnen ist, aber sie sucht zu ordnen und das Sichtbare zu gliedern.

Eine Akademie hervorragender Dichter und Schriftsteller müßte freilich eine gewisse gemeinsame Geistes-Grundlage haben. Soll das abstrakte Wort „Kunst“ diese Grundlage sein? Da fängt die Schwierigkeit an. Mit dem „Goethebund“ z. B. hab' ich mich nie befreunden können. Die sogenannte „Freiheit der Kunst“ wird von jedem pikanten Litteraten mißbraucht, dem jedes höhere Verantwortlichkeitsgefühl abgeht, der keine Ahnung davon hat, daß zu den Besten der Nation zu sprechen Dichterpflicht ist. Rechte will man da überall, Pflichten giebt es für „Genies“ nicht. Darum kann ich grade die jetzt herrschende Dichtergeneration — ich will keine Namen nennen — nicht für berufen oder befähigt halten, eine Akademie in dem angeregten Sinne zu gründen oder überhaupt nur zu verstehen. Das Erstere werden sie auch schwerlich wünschen. Diesem Geschlecht geht das Bewußtsein von dem, was man „Nation“ und was man Edelziele einer

„Kultur“ nennt, völlig ab. Oder ihre Ideale eines verflachten Liberalismus sind eben andere, als sie uns von den gereiften und geklärten Weimarern, von den Großen des Mittelalters, von den Großen jeder gesunden Zeit und lebensstarken Nation überliefert worden sind.

Ich bin also der Meinung, wir sind noch gar nicht ernst und reif genug, unser Geistesleben zu verdichten zu einer vornehmen und doch lebensvollen Akademie. Das rein Sprachliche, worauf einst du Bois-Reymond seinen Akademie-Plan beschränkte, wäre noch am leichtesten zu lösen. Es harren aber einer Akademie weit gewichtigere Aufgaben. Da ist das ganze Theater-Elend; da ist die oft gewünschte Verbilligung der Bücher; die Verbesserung der kleinen Zeitungsfeuilletons — und andere Aufgaben, wie sie z. B. der eben entstehende „Dürerbund“ in Angriff zu nehmen sucht. Vor allem müßte wieder eine bedeutende Verbindung mit der großen Tradition hergestellt werden. Ein vornehmer, lebendiger Idealismus müßte Grundlage sein und die Weltanschauung [d]es Deutschen stärken.

Wo ist dieser führende Idealismus heute? [Er] kommt sich nicht sofort „unmodern“ vor, wenn [er] nur das Wort ausspricht?

Hochachtungsvoll

F. Lienhar[d].

Die Gegner und Fürsprecher des Planes hal[ten] sich nun wieder nummerisch die Wage; von den [zu]sammen 34 Stimmen erscheinen 17 für, 17 geg[en] den Plan abgegeben. Gestimmt haben bisher [21] Schriftsteller und 13 Gelehrte. Von den Schr[ift]stellern sind 10 für, 11 gegen eine Akademie; [hier] also sind die Gegner in der Mehrheit. Hingegen haben von den Gelehrten 7 für, 6 gegen die Akadem[ie] gestimmt, hier also sind die Anhänger in der Mehrh[eit].

Die Diskussion dürfte sich bei der überaus reg[en] Beteiligung noch lange fortspinnen. Eine Reihe b[e]sonders beachtenswerter Gutachten wird das näch[ste] Heft bringen.

Mein Stern.

Am Abend, wenn es dunkelt,
Tritt Stern für Stern hervor.
Das glitzert und das funkelt
Aus dunklem Himmelsthor.
Die Fürsten sind 's im Reigen,
Die hier zuerst sich zeigen,
Dann naht des Volkes Chor.

Und tiefer wird das Dunkeln,
Bald wird es völlig Nacht.
Da wird ein Stern zu funkeln
Beginnen, fern und sacht.
Er wird ganz still beginnen,
Nicht lodern von den Zinnen
Hellauf in Sirius-Pracht.

Er wird zu leuchten wagen
Ganz still, mit sond'rem Schein.
Die Leute werden sagen:
Der Stern ist fern und klein!
Er aber sagt den Leuten:
Wie wollt' ich mehr bedeuten!
Laßt, wie ich bin, mich sein! — —

Der Stern, von dem ich singe,
Ist meines Lebens Stern,
Und daß ich ihn erringe
Liegt in der Hand des Herrn!
Ich pflege meinen Garten
Und will geduldig warten,
Ob nah er ist, ob fern!

Franz Carl Ginzkey.

Der Tod.

Wie wirst du mich küssen, Tod?
Mit Lippen, blassen, kalten?
Oder mit Küssen blutendrot,
Mit Lebensgewalten?
Wird in deiner Hand
Meine flatternde Seele vergehen?
Oder wird sie — wie Wellen vom Strand —
Weiter — weiter wehen?

Wie wirst du mich krönen, Tod?
Mit starren, weißen Narzissen?
Oder mit Rosen liebesrot
Die von Gluten wissen?
Werd' ich — ein müdgewiegtes Blatt —
Zur Erde flattern und rasten — ?
Oder ohne bleibende Statt
Weiter — weiter hasten?

Wie wirst du mich decken, Tod?
Mit stummem, weißem Schleier?
Oder mit Purpur königsrot —
Zur Lebensfeier?
Tod mit dem ewigen Blick —
Bist du das Ende?
Oder in einem verirrten Geschick
Die Sonnenwende?

Gertrud Klett.

Arbeit.

Roman von Maria Schade.

(Fortsetzung.)

„Unglücklich! Ist das wahr?" Blitzschnell ...ndte sich der Künstler um. Er ergriff den ...nungslos Dastehenden am Arm. Er rüttelte ...n. „Ist das wahr?" wiederholte er.

Der junge Mann wußte sich nicht recht zu ...sen.

„Ich weiß nicht," stotterte er. „Man sagt so."

„Was sagt man, was?"

„Die Eheleute sollen nicht glücklich zusammen ...ben. — Frau Ruprecht weint viel — besonders ... der letzten Zeit. — Meine Bekannte erzählte ...ir — sonst spricht sie nie aus dem Hause — ...ß zuweilen, mitten beim Frisieren die Herrin ... fortschickt. Wenn sie wieder hereinkommt, ...ht sie am Fenster, die Stirn gegen die Scheiben ...drückt. Ihre Augen sind rot."

Hans Meerbach wandte sich ab. Mit schwan...nden Schritten ging er nach dem Vorhange. ...r riß ihn auf. Er verschwand.

Hinter ihm schlossen sich die Falten. Schwer, ...ndurchdringlich dicht hingen sie da, als hätten ...e ein Geheimnis zu bewahren. — — — —

— — — — — — — — — — — — —

Hinter diesen Falten kniete ein Mann. Vor ...hm auf dem Marmorblocke, auf dem immer Isi ...esessen hatte, stand die kleine Thonfigur der ...eliebten.

Er hob die Hände.

„Vergib mir!" flehte er. „Vergib mir! — ...ch habe Dir Unrecht gethan."

— —

VII.

Die grünen Jalousien an den Fenstern des Ruprechtschen Hauses waren sämtlich in die Höhe ...ezogen. Wie geöffnete Augen glänzten die frisch ...eputzten Scheiben hinaus in den feuchtnebligen Herbsttag.

Das Haus war aus seinem Traume erwacht. Die beiden Karyatiden schienen nicht mehr zu schlafen. Auf ihren nackten Rücken lagen große Regentropfen. Es sah aus, als hätten die mächtigen Weiber unter der Last, die sie trugen, geschwitzt.

In dem Erker stand Isi.

Ihre Augen, in denen ein fiebernder Glanz lag, suchten den Nebel zu durchdringen. Unverwandt blickte sie hinüber nach dem einstöckigen Hause, dessen Umrisse sich nur undeutlich von der verschwommenen Umgebung abhoben. Sie sah zu wie der Regen fiel. Tropfen auf Tropfen.

Alles so grau, so öde. Die Ferne wie verhangen mit einem Tuche.

In der Hand hielt sie ihre kleine goldene Taschenuhr. Auf dem weißen Zifferblatte raste der Sekundenzeiger. Aber der Minutenzeiger schob sich nur langsam weiter. — Und doch hätte sie ihn vorwärts treiben mögen mit der Sehnsucht ihres Herzens. Aber es ging nicht. Die Zeit ist eine Pedantin, die sich durch nichts bestimmen läßt, ihrem einmal gewohnten Tempo untreu zu werden. Sie schleicht ihren Philisterschritt dahin. Und wenn man wartet, wird sie boshaft. —

Erst gestern Abend war Isi von ihrer Reise wieder heimgekehrt. Einen Teil der Nacht hatte sie am Fenster ihres Schlafzimmers gestanden. Sie konnte nichts sehen. Wie ein Sargdeckel lag es über der ganzen Landschaft. Und doch hatte sie geglaubt, alles zu sehen. Sie traute ihren Augen die Kraft zu, die Finsternis zu durchdringen, die Mauern des einstöckigen Hauses zu durchbohren, um ihn zu sehen, — ihn . . . Mit seinem Bilde vor den geschlossenen Lidern war sie eingeschlafen.

Da — ein — zwei — drei. Sie zählte: zwölf Schläge.

Drüben vom Dom kamen sie.

Sie hattte darauf gewartet. Und doch: — sie erschrak.

Wenn es nur elf Schläge gewesen wären, — sie hätte es jetzt lieber gehört.

„Es ist Zeit," sagte sie kalt, dumpf.

Sie fröstelte bei dem Ton ihrer eigenen Stimme.

Um die Schulter warf sie ein Tuch. Fest zog sie es an sich. Dann ging sie.

Sie wußte, daß sie ihrem Schicksale entgegen ging — Schritt um Schritt.

Langsam stieg sie die Treppe hinab. Auf jeder Stufe blieb sie stehen. Auf jeder Stufe ein Gedanke. Und doch trieb es sie vorwärts, trotz all dieser Gedanken.

Sie ging durch den Garten.

Der Kies naß, dunkel. Zuweilen ballte er sich unter ihren Füßen.

Sie stand vor der Mauer. Die sah grau aus, verwittert. Der wilde Wein hing herunter in zerzausten Strähnen, wie das Haar eines Weibes, in dem die Nacht gewühlt hat.

Auf der Bank, auf dem Tische davor stand Wasser — ein schmutziges Wasser, das von der grauen Mauer heruntergelaufen war.

Isi stieg auf die Bank. Ihr Kleid tauchte in die trübe Lake.

Sie stemmte die Hand auf die Mauer. Ein Schwung. Ihre Füße berührten die Leiter.

Die Sprossen feucht, schlüpfrig. Vorsichtig mußte sie sich heruntertasten.

Auf der letzten Sprosse glitt sie aus. Sie fiel. Sie raffte sich in die Höhe.

Ihre Hände waren naß, ihr Kopf benommen von dem dumpfen Modergeruche, der ihr aus der dunkeln Erde entgegengedrungen war.

Sie schüttelte sich in innerem Ekel.

Der Atem des Sterbens, der Fäulnis hatte sie angehaucht.

„Nein, leben, leben," flüsterte sie.

Dann lief sie über den Hof.

Die Thür zur Werkstatt knarrte, als thäte sie sich nur ungern auf. — Der Vorhang rauschte . . .

Ein Schrei — halb Schreck — halb Jubel . . .

Sie lagen sich in den Armen.

Seine Küsse fielen auf ihr Gesicht, ihren Nacken, ihre Hände, dicht — ganz dicht.

Sie suchte sich nicht von ihm zu befreien. Fest klammerte sie sich an seine Brust. Seinen Atem sog sie ein in gierigen Zügen.

Das alles erschreckte sie nicht. Sie hatte es ja erwartet. Sie wußte, daß es so kommen mußte. Tausendmal hatte sie sich in wachen Träumen so mit ihm gesehen. Sogar die Schläge seines Herzens hatte sie zu hören geglaubt.

Jetzt hörte sie nichts. Nur seine Nähe [illegible] sie. Und dieses Gefühl verschlang alles a[illegible]

Er wars, der zuerst aus diesem T[illegible] wieder zum Bewußtsein erwachte.

Seine Arme fielen von ihrem Körper [illegible]

„Isi," flüsterte er, „Isi!"

Und es war, als wäre er nur da[illegible] immerfort diesen einen Namen zu stammel[illegible]

Sie war erschöpft. Sie setzte sich au[illegible] Marmorblock.

Er warf sich vor ihr nieder. Er umklam[illegible] ihre Füße.

Sie hob den Kopf. Triumphierend b[illegible] sie empor zu dem ungeheueren Weibe.

Sie dachte an ihren ersten Besuch in [illegible] Atelier, und wie der Künstler damals vor [illegible] toten Koloß gekniet. Mit welchen Gef[illegible] hatte sie, die Lebendige, daneben gestanden. [illegible] würdigt — kaum beachtet! Wie hatte sie [illegible] steinernen Füße gehaßt, die er umschlang! [illegible] war ihr heißer Wunsch in Erfüllung gegan[illegible] Jetzt kniete er vor ihr. Und die andere stand daneben.

Sie hatte gesiegt, sie — die winzige Isi.

Die steinernen Züge sahen auf sie hera[illegible] unerbitterlich stolz — unerbitterlich streng.

Die kleine Frau ängstigte sich. Wie Sch[illegible] suchend beugte sie sich hinab zu dem Man[illegible] der vor ihr kniete. Sie drückte das Gesicht [illegible] sein Haar.

„Wie ich Dich liebe!" hauchte sie.

Der Mann stand auf. Er reckte sich [illegible] die Höhe.

Wie groß er war! — Und doch hatte [illegible] vor ihr gekniet! Isi schmiegte sich an ihn.

Regungslos blickten sie auf das unermüdl[illegible] arbeitende Weib, als erwarteten sie, daß d[illegible] bewegungslose Mund sprechen sollte.

Endlich brach Meerbach das Schweigen.

„Was soll nun aus uns werden?" sagte [illegible]

„Was aus uns werden soll?" Isi schmie[illegible] sich dichter an ihn. „Soll denn aus [illegible] Glücklichen noch etwas werden?"

Er umschlang sie von neuem. Aber [illegible] Umarmung war jetzt ruhig.

„Bin ich lange fort gewesen?"

Sie hauchte es dicht an seinem Munde.

„Eine Ewigkeit."

„Und die Verwandte, denke Dir, ist [illegible] immer nicht gestorben."

Es klang fast komisch. Er mußte lächeln.

„Da sollte ich nun sitzen und auf den [illegible]

n. Und dabei brannte ich doch vor Sehnsucht
dem Leben! — Weißt Du, was für mich
Leben ist — mein Leben?" Ihre Wange be-
e die seine. Er fühlte ihre Wimpern dicht
inem Augenlide. „Du bist es — Du . . ."
Isi . . ." stammelte er. „Isi . . . ich habe
etwas zu sagen."
Laß," flehte sie, „laß mich zuerst sprechen!"
Sie trat von ihm fort. Bis dicht an die
ue ging sie. Da blieb sie stehen.
„Weißt Du, warum ich Dich so grenzenlos
? — Grad hier will ich sprechen — im
atten Deiner Arbeit. Denn die," nur
chtern zeigte sie empor zu dem steinernen
be, „die gehts ja auch an. — Auf dem Lande
ren wir einmal aus. Es war glühend heiß.
Sonne that weh. Wir fuhren über die
ppeln. Der Wagen schwankte. Auf dem
de arbeiteten die Leute. Sie luden das Ge-
de auf die Wagen. Die schienen zu brechen
er der Last. Da sah ich eine Frau . . .
band grade eine Garbe. Im ersten Augen-
ke glaubte ich, das steinerne Weib aus Deiner
rkstatt wäre Fleisch geworden und arbeitete
t unter den anderen. Das war dieselbe
stalt, dieselbe Haltung, dasselbe Gesicht. Ich
ang aus dem Wagen. Ich eilte zu dem
eibe. Dicht an ihre Seite stellte ich mich.
h erwartete, daß sie mich ansprechen sollte.
h kannte sie ja. Aber sie schien mich nicht zu
nnen. Die Tochter der Arbeit hat keine Zeit
r die Tochter des Müßiggangs. Nicht eines
lickes hat sie mich gewürdigt. Auf ihrer Stirne
nd der Schweiß. Ich sah es. Mit meinem
aschentuche habe ich die großen Tropfen abge-
ischt. Sie sahen mich alle an. Sie lachten
ich aus. Aber ich habe mich nicht geschämt.
uhig bin ich zu meinem Wagen gegangen. Die
leinen hielten mich für toll. Nicht mit einem
Vort habe ich mich gerechtfertigt. Ich dachte
n Dich. „Der Schweiß der Arbeit ist etwas
eiliges." So hast Du zu mir gesagt. Ich
eneidete das Weib. „Die Arbeit ist ein Segen"
das waren einmal Deine Worte. Du siehst,
eines habe ich vergessen. Und daß die Arbeit
in Segen ist, das ist mir klar geworden, als
ch neben der schaffenden Kraft stand und meine
igene Unthätigkeit fühlte. Diesen Segen möchte
ch erringen. Doch er ist mir unerreichbar, denn
ie Arbeit will gelernt sein. Aber wenigstens
ieben kann ich die Arbeit. Und weil ich die
Arbeit liebe — so liebe ich Dich."

„Isi!" jauchzte er „Isi!"

Er breitete die Arme aus.

„In mir wohnt eine Kraft. Ich kann beglücken. Das fühle ich. Aber diese Kraft will will ich nicht mehr an einen Müßiggänger verschwenden. Wie eine Entehrung kommt es mir vor, wie Sünde."

„Isi!" jauchzte er wieder. „Meine Isi!"

Und inmitten des Schweigens dieses hohen Raumes, angesichts ihrer Göttin, hielten sie sich umschlungen: — zwei Glückliche. — — —

— — — — — — — — — — — — — — —

— — — — — — — — — — — — — — —

In dem Ruprechtschen Hause wurde das Mittagessen immer möglichst schweigsam eingenommen. Aber heute sprach man nicht einmal ein Wort.

Isi saß da wie eine Fremde. Und der Gatte hatte wohl keine Lust, eine Unterhaltung zu führen.

Er aß. Und selbst sein größter Feind hätte zugeben müssen, daß man in diesem Augenblicke die so oft besprochene Trägheit an ihm nicht merkte.

Auf Isis Teller blieben die Speisen unberührt.

In dem hohen getäfelten Zimmer hörte man nur das Geklapper von Messern und Gabeln und zuweilen den Schritt des eleganten Dieners, der sich bemühte möglichst diskret aufzutreten, um die feierliche Ruhe des wichtigen Aktes, in den seine Herrschaften ganz versunken zu sein schienen, nicht zu stören.

Der wichtige Akt näherte sich seinem Ende. Das verriet der Plumpudding, der auf dem Tische lustig dampfte.

Herr Ruprecht lehnte sich weit in seinen Stuhl zurück. Ziemlich geräuschvoll atmete er auf.

Vielleicht war es ein Stoßseufzer, der den Strapazen der glücklich überwundenen Arbeit galt. Vielleicht suchte sich auch der Würdige durch Zufuhr von frischem Sauerstoff zu neuen Thaten zu stärken. Jedenfalls öffnete er weit den Mund. Und da er den Mund einmal offen hatte, hielt er es nicht für eine Zeitverschwendung, wenn er die Gelegenheit benutzte, um zu sprechen.

„In nächster Woche ist mein Geburtstag. — Du weißt doch, Isi . . .?"

Der Ton seiner Stimme war gedämpft, damit der Diener, der hinter der Portiere im Anrichtezimmer lauschte, nicht zu viel von der interessanten Unterhaltung erhorchen sollte.

Die junge Frau wandte nicht die Augen von der kleinen blauen Flamme, die gefräßig an dem Pudding in die Höhe züngelte. Sie nickte nur mit dem Kopfe — wie im Traume.

„An diesem Tage wird sich doch wie gewöhnlich das Kleeblatt, unsere drei unvermeidlichen Hausfreunde einstellen, um mit uns einen Teller Suppe zu essen. Und da dachte ich . . . Weißt Du, es ist so zu sagen ein Aufwaschen, wenn man statt drei Gästen vier hat . . .“

Isi hob den Kopf.

„Ich fühle mich entschieden in Meerbachs Schuld. Wir waren in seinem Atelier. Wir haben, wenn man es so nehmen will, bei ihm Gastfreundschaft genossen. Und da denke ich, ist es angezeigt, wenn man sich revanchiert.“

„Hast Du ihn schon eingeladen?“

Die Frage klang ängstlich.

„Ich habe an ihn geschrieben und ihn gebeten, uns die Ehre zu erweisen,“ die letzten drei Worte dehnte er spöttisch, „uns an dem genannten Tage um sieben Uhr zu besuchen. Von meinem Geburtstage habe ich natürlich nichts erwähnt. — Ich denke, es wird dem armen Teufel ganz lieb sein, wenn er sich mal auf anständige Weise satt essen kann. Bei den Künstlern hat immer der arme Hund gejungt. Übrigens gönne ich es dem etwas hochnasigen Herrn, einen Blick in das Interieur unseres Hauses zu werfen.“ Ruprecht ließ die Blicke umherschweifen. „Es ist Dir doch recht, was?“

Isi antwortete nicht gleich.

Die kleine blaue Flamme auf dem vergoldeten Teller war erloschen. Seines feurigen Schmuckes beraubt, sah der große braune Pudding jetzt ganz nüchtern aus wie ein gewöhnlicher Kuchen.

Die junge Frau sah ihn eine Weile schweigend an. Dann sagte sie:

„Es ist mir recht.“

„Das dachte ich mir auch. Du schwärmst ein bischen für die Genialität in rauhbeiniger Form. Na, das ist Geschmacksache. Mir ist er unsympathisch. Ich mache kein Hehl daraus. Aber das soll mich natürlich keineswegs hindern, ihm gegenüber der liebenswürdige Wirt zu sein . . .“

Der Diener betrat das Zimmer. Die Unterhaltung verstummte. Auf silberner Schale präsentierte er seinem Herr eine Cigarre mit vielversprechendem Gürtel.

Der prüfte sorgfältig die Etikette. Löste sie. Sah die unbekleidete Havanna noch einmal zärtlich von allen Seiten an und setzte sie dann erst mit vieler Feierlichkeit in Brand.

Die ganze Procedur wurde vollzogen mit dem Ernst und der Genauigkeit einer religiösen Ceremonie. Der betreßte Diener, der mit dem brennenden Lichte schweigend und andächtig da-neben stand, machte den Eindruck eines Pon[…] der einem Opfer beiwohnt.

Isi hatte sich erhoben. Zwei Schritte mach[te] sie der Thüre zu. Dann blieb sie stehen.

„Brauchst Du heute den Wagen?“ fragte [sie] ohne sich umzuwenden.

„Warum?“

„Ich möchte ihn benutzen.“

„Ja so — das ist etwas anderes. Ich ha[be] grad heute noch viel vor . . . Aber natürlich. Wenn Du befiehlst . . . Du willst wohl Bes[uche] machen?“

„Ich muß nur zur Schneiderin fahren. In einer halben Stunde bin ich wieder zurü[ck].“

„Aha! . . . Eine neue Robe . . . Ich ver-stehe . . . Ein Geheimnis . . . Eine Überraschung für mich . . .“

„Nein, kein Geheimnis, keine Überraschung für Dich.“ Isi sagte es sehr kalt. „Ich la[sse] mir ein grünes Kleid machen lassen.“

„Ein grünes Kleid! — Oho! — Was i[st] das plötzlich für eine Geschmacksveränderung? Früher mochtest Du doch diese Farbe nic[ht] ausstehen.“

„Grün ist eine schöne Farbe. Darin lie[gt] etwas Hoffnungsvolles, etwas Zukünftiges. We[nn] man ein grünes Kleid ansieht, gehts einem [so] wie beim Betrachten eines Blattes: man denk[t] immer an die Blüte. Und die Blüte — das ist die werdende Frucht.“

Isi sprach diese Worte langsam, immer eins hinter dem anderen, als müßte sie sich erst auf das kommende besinnen. Dabei blickten ihre Augen, als hätten sie eine Vision.

„Donnerwetter!“ rief der erstaunte Gatte. „Das klingt ja wie eine Offenbarung. Wo hast Du das her?“

Die junge Frau antwortete nicht. Schweigend schritt sie hinaus.

Die Havanna verbreitete dichte duftende Wolken.

Inmitten dieser Wolken schüttelte Ruprecht das Haupt.

VIII.

Der Geburtstag des Herrn Ruprecht wa[r] für das vornehme Haus mit den beiden erker-tragenden Karyatiden immer ein Ereignis. Scho[n] von früh an kamen die sogenannten guten Be-kannten, die es dreihundertundfünfundsech[zig] Tage im Jahr für ihre Pflicht hielten, …

precht's unverdientes Glück und sein nutzloses en boshaft zu spötteln und ihm aus purem d alles Böse zu wünschen. Sie alle kamen, mit der überzeugendsten Miene von der Welt em hochverehrten Gönner und Freunde zu sichern, daß es für die ganze Stadt geradezu e Existenzfrage sei, daß er noch recht oft die ederkehr seines Wiegenfestes feiere.

Herr Ruprecht nahm diese Glückwünsche mit Würde eines vornehmen Römers entgegen, seine Klienten empfängt.

Ai verhielt sich zu den schönen Komplimenten, man bei dieser Gelegenheit auch ihr als der attin eines so würdigen Mannes machte, sehr eundlich. Sie lächelte. Sie sprach, anscheinend ganz wie gewöhnlich. Aber einem scharfen Beobachter wäre es nicht entgangen, daß sie alles that, ohne es selbst recht zu wissen, daß ihre Gedanken weit von ihrer Umgebung entfernt waren. Doch scharfe Beobachter gab es unter den Rupprechtschen Freunden nicht. Und so kam es denn, daß niemandem das Benehmen der jungen Frau auffiel. Am wenigsten aber dem Gatten, der den ganzen Tag über mit stark geröteten Wangen gravitätisch einherschritt, und für keinen anderen Zeit hatte, als nur für seine eigene respektable Persönlichkeit, die von dem wohlthuenden Nimbus der Verherrlichung umflossen war.

(Fortsetzung folgt.)

Weihnacht.

Zünde deine Kerzen an, o Seele,
Daß es drinnen werde licht und klar,
Daß sich Deine Freude ganz vermähle
Mit der Freude froher Kinderschar! —

Der Erinnerung Glocken leise klingen,
Boten sind es alter, lieber Zeit;
Ach, so wundersüße Weise singen
Kann nur der, dem fremd noch blieb das Leid.

Leuchtet, leuchtet, Kerzen meiner Seele,
Beut mir liebreich euren hellsten Schein,
Daß mir heute euer Glanz nicht fehle,
Morgen mag es wieder dunkel sein.

Walter Kaehler.

Mexikanischer Fandango.

Noch zehn Minuten — dann sinkt in Nacht
Die gluthauchatmende Sonne;
Im Hermosillo mählich erwacht
Das Leben zur Lust und Wonne.
Dort winkt die Fonda! Komm mit hinein,
Wir trinken ein Glas El Paso-Wein,
Wie Feuer durchströmt er die Glieder!
Und komme, was da kommen mag,
Den trink' ich selbst am jüngsten Tag
Und in der Hölle wieder!

Horch, welch Getöse — das ist der Klang
Heißlockender Mandolinen,
Indianergeheul und Negergesang,
Das Rauschen der Krinolinen,
Ein stampfend Gedröhn — ein Yankeefluch,
Waffen- und Sporngeklirr — genug:
Fandango durchzuckt mir die Glieder!
Und komme, was da kommen mag,
Den tanz' ich selbst am jüngsten Tag
Und in der Hölle wieder!

Dort tanzt Dolores in Peppos Arm:
Carajo! Falsch ist die Dirne . . .
Und der Peppo, daß sich der Himmel erbarm',
Trägt ein Totenmal auf der Stirne!
Die Pistole her! Noch schieß' ich gut,
Da liegt nun der Fant in seinem Blut,
Der Schlingel war stets mir zuwider . . .
Und komme, was da kommen mag,
Den treff' ich wohl am jüngsten Tag
Erst in der Hölle wieder!

Max Kiesewetter.

Nacht.

Der Dämmerung Schleier sinken rasch und schwer,
Und ohne Regung liegt das weite Meer.
Die schwarzen Schatten schleichen leis' heran
Es ist so stille — und die Nacht bricht an.

Auf dunkler Flut seh' ich die Lichter glüh'n
Von fernen Schiffen, die vorüberziehn,
Und langsam seh den bleichen Mond ich nah'n,
Es ist so stille — und die Nacht bricht an.

Lizzie von Westenholz.

Die Toten leben.

Dramatische Dichtung in drei Aufzügen von **Adolf Wilbrandt**.

(Fortsetzung.)

(Ehe Lanassa verschwindet, kommt **Thrasybulos** aus seinem Haus, mit einem **Hauptmann** der Söldner im Gespräch; **Kephalos** und **Epikydes** folgen.)

Thrasybulos.

Dann muß man schneidig,
Doch auch mit Vorsicht — — War das nicht Lanassa?
Mit Theron und Demetrios?

Kephalos.

Sie geh'n
Die Straß' hinunter.

Thrasybulos.

In den Gassenlärm?
's ist ein Getümmel, hör' ich. Dahin läßt
Demetrios sie ziehn? zieht selber mit? —
Hol' Deine Kranke wieder, Epikydes,
Ich bitt' Dich. Mir gefällt nicht, daß Lanassa —
Das Volk wird wild. Ich leg's auf Dich! Du
bringst sie!

(Epikydes rechts ab. Thrasybulos zu Kephalos, auf den Hauptmann deutend)

Mir meldet eben Kalamis: es regt sich
Bedenklich in der Stadt. Ein Narrenvolk!
Ein Volk von Kindern — von gefährlichen,
Wie große Kinder sind. Daß Theron und
Lanassa kamen, macht sie plötzlich toll;
Sie kriegen das Gelonfieber!

Kephalos.

Gieb nur Acht, Herr —

Thrasybulos.

O da sei ruhig. — Affenvolk! Sie schlafen
Vielleicht ein Jahr; in einer Stunde dann
Bläst sie der Wind wie hunderttausend Funken
Zu einem Brand zusammen!

Kephalos (horcht).

Hörst Du, Herr?
Sie ziehn herauf.

Thrasybulos

(tritt etwas nach hinten, sodaß er in die Gasse hineinsieht).

Wahrhaftig! Seht doch! Dicht
Gedrängt — da kommt's! (spottend) das Volk von
Syrakus!
Ameisenhaufen — fleiß'ge Bürgersleute —
Doch plötzlich fühlt man sich als Aressöhne
Und hebt die schwieligen Fäuste: „Freiheit,
Tod den Tyrannen!“ — — Nichts versäumen,
Ist immer gut. Wir wollen — — Kalamis!

Kephalos

(während Thrasybulos leise dem Hauptmann Befehle giebt)

Es wird nicht schlimm, Herr. Vor dem Haufen
Der alte Damas und der alte Korax;
Auch sieht das Völkchen brav und ehrbar aus.
Thronstürzer seh' ich nicht!

Thrasybulos

(entläßt den Hauptmann; dieser ab ins Haus).

Ich fürcht' auch keine.
Doch besser, vorbedacht!

(**Damas**, **Korax**, **Tisias** und andere vornehmere **Bürger**
mit einem Haufen geringeren **Volks**, von rechts; nur Männer
linge. Während des Folgenden erscheinen nach und nach
und **Söldner** aus dem Hause, alle bewaffnet, und bleiben dort
ungeordnet stehn.)

Damas.

Mit schuld'ger Ehrfur
Begrüßen wir Dich, Herr. Vergönn' uns —

Thrasybulos.

Euch
Wer seid Ihr?

Damas.

Gute Bürger dieser Stadt.
Du kennst uns. Wir gehorchen dem Gebieter,
Und sagen ihm auch redlich, wie sich's ziemt,
Was uns etwa bedrückt. Drum kommen wir

Thrasybulos.

Warum so plötzlich? Weil des Gelon Schwester
Und Brudersohn Euch vor die Augen kamen?
Weil's wieder „Gelon!“ heißt in allen Gassen?

Damas.

Vergieb: an Gelon denken wir auch sonst.
Doch dieser Anlaß freilich —

Thrasybulos.

Spiel' nicht so
Den Gelon, bitt' ich. Spiel' getrost Dich selbst
Trägt Einer Waffen?

Korax.
Niemand, Herr. Nicht Einer.
(auf Thrasybulos und die Seinen blickend)
sehn nur Waffen.

Thrasybulos.
Das ist Fürstenrecht. —
also drückt Euch?

Korax.
Herr, so mancherlei.
Bürger dieser Stadt, wir fühlten uns
freie Männer: der erhabne Gelon
uns die Selbstverwaltung, Syrakus
ieb aus eigner Kraft. Er starb — Du nahmst uns
nie mißbrauchte Freiheit —

Thrasybulos.
Nie mißbraucht!
glaub' ich wohl. Bei Gelon war die Macht,
Euch — der Name. Wenn er wollte, sagt' er:
es will ich. Wollt Ihr auch?" Dann sagtet Ihr:
ir wollen auch, Herr!" Und so war's beschlossen.

Damas.
spottest, Herr. So war's doch nicht! — Du
willst uns
gspotten aus der kaum verschwund'nen Vorzeit,
is wohl ihr Schönstes war: den Frieden zwischen
walt und Freiheitsdrang, die Eintracht zwischen
rrscher und Bürger, Haupt und Stadtgemeinde.
e goldne Zeit —

Thrasybulos.
Des Gelon! Ja, des Gelon! —
ollt Ihr noch mehr? Was drückt Euch noch?

Korax.
Du willst uns
ies Recht nicht wiedergeben?

Thrasybulos.
Nein. Ich will
ein Spiel mit Worten. Wer da herrscht, der herrsche.
as drückt Euch noch?

Damas.
Die Männer hinter Dir,
ein Söldnerheer! Wir waren unter Gelon
n Heer von Bürgern; Söldner sahn wir nicht.
Var Krieg zu führen für die Vaterstadt,
So führten wir ihn, ihre treuen Söhne —

Thrasybulos.
Spiel' nicht den Gelon, bitt' ich. Es verdirbt mir
Dein sonst so würd'ges Bild; es — reizt mich,
reizt mich.
Die „treuen Söhne", sagst Du! Manchmal hält sie
Doch wohl nicht vor, die Treue. Manchmal wirft sie
Als trotz'ger Gaul den Reiter auf den Grund!
Ich will mich lieber auf mein Volk verlassen,
Das ich ernähre!

Korax.
Und Du nennst Dich doch
Den Erben Gelons? — Der war anders! Der
Ging ohne Waffen in die Volksversammlung
Und ohne Mantel; wie ein Gott, der nicht
Vom Tod zu fassen ist; — nein, wie ein Bürger
Mit Bürgern, wie ein Vater mit den Kindern.
Drum liebten wir ihn auch! Drum riefen wir,
Als er die Herrschaft niederlegen wollte,
Ihn als Befreier, Herrn und König aus!
Und glaub mir, Herr: nun, da er todt ist, wird
Das Volk als Heros, Halbgott ihn verehren —

Thrasybulos.
Macht ihn zum Gott! in aller Götter Namen!
Doch ruft ihn mir nicht ewig ins Gesicht;
Ich bin ein Andrer; und ich will's auch sein.
Die Zeiten wechseln. Gelon herrschte, nun
Herrscht Thrasybulos. Laßt mir Zeit, so werd' ich
Euch zeigen, was ich kann. Todt sind die Toten,
Nur die Lebend'gen leben!

Korax.
Wohl. Doch wenn —

Thrasybulos.
Euch drückt nun nichts mehr, denk' ich. Dankt den
Göttern,
Daß Kraft und Ordnung herrscht, daß Ihr in Frieden
Handwerken, bauen, segeln, handeln könnt,
Und geht nach Haus!

Damas.
Vergieb. Uns drückt noch eins.

Thrasybulos.
Es nimmt kein Ende!

Damas.
Herr, es kränkt die Stadt,
Daß dieses letzte Werk, das Gelon schuf,
Die neue Halle mit den Götterbildern,
Unsichtbar sein soll wie der Tote selbst.
Wenn Gelon vor dem letzten Feldzug Dir
In seinem Testament dies Haus vermachte,
So wollt' er doch, bei allen Göttern, nicht,
Daß Du die Halle, mit den Sprüchen seiner
Erlauchten Weisheit, wie ein Grab verschlössest.
Es kränkt uns, daß sein Geist —

Tisias (vortretend).
Das alles, Herr,
Ist nicht nach Gelons Sinn!

Thrasybulos (aufflammend).
Wer spricht da? Tisias?
Du auch? Der Mann, der damals, als ich heimkam

Von meinem Sieg, mich hämisch, frech verklagte —
Du wagst Dich auch hervor? wie diese Alten,
Die noch nicht schweigen lernten? — Nur aus Ehrfurcht.
Für unsern Toten schont' ich Dich bis heut.
Doch weck' den Blitz nicht! Bleib in Deinem Winkel!

(Von rechts kommt ein langer Zug, in einer Art von festlicher Ordnung: **Lanassa** mit ihren **Dienerinnen**, **Theron**, **Demetrios**, **Epikydes**, **Frauen**, **Mädchen** und anderes **Volk**. Epikydes drängt sich hervor, eilt voraus, mit den Achseln zuckend, sich mit den Armen entschuldigend.)

Epikydes.

Ich kam zu spät, Herr; ich bin ohne Schuld.
Hausen auf Hausen fand ich um Lanassa;
Man gab sie nicht heraus. Ein Knäuel war's,
Ein Rattenkönig. „Bleib bei uns, Lanassa!"
„Wir selbst, wir alle bringen Dich hinauf!"
„Mit ihr zur Halle!" „Mit Lanassa kommen
Auch wir hinein!" Und in dem Lärm verlor
Sich meine Stimme —

Thrasybulos.

Was will dieser Aufzug?
Vorher die Männer, nun die Fraun? — Ich staune,
Lanassa: Du voran! Die Menschenscheue

Lanassa.

Ich bin doch eine Tochter dieser Stadt.
Sie baten alle: Du, des Gelon Schwester,
Erwirk' uns, daß der Herrscher uns vergönnt,
Mit Dir des Gelon Halle zu betreten.
Daß wir die Sprüche lesen, die er schrieb,
Sein letztes Werk beschaun — (mühsam) die Todesstätte —

Thrasybulos.

Nein.

Lanassa.

Was bedeutet dieses Nein?

Thrasybulos.

Was „Nein"
Von je bedeutet. Diese Halle bleibt
Verschlossen. Geht nach Haus. Ihr habt gehört.

Lanassa.

Du weigerst mir, der Schwester —?

Thrasybulos.

Dir, dem Mund
Der Menge da, die mich beherrschen will.
Doch thu' ich meinen und nicht ihren Willen.
Es war beschlossen aus durchdachten Gründen,
Die Halle nicht zu öffnen; jetzt noch nicht;
Wann? Das bestimm' ich selbst. Es war beschlossen
Und bleibt beschlossen!

Demetrios (vortretend).

Herr!

Thrasybulos.

Wer spricht?

Demetrios (stolz).

Demetr[ios].
Vergönne mir ein wohlgemeintes Wort.
Wenn — junger Herrscher —

Thrasybulos (sich mit Ruhe beherrschend).

Bist Du grau?

Demetrios.

Noch [nicht].
Doch bitt' ich Dich: bedenke was Du thust.
Des großen Gelon letztes Werk! Die Stätte,
Wo wir zuletzt ihn sahn! Den Syrakusern
Wie sein Vermächtnis; für zukünftige Tage
Ein Heiligtum! Dort werden Ehrfurcht, And[acht]
Und Liebe —

Thrasybulos (ausbrechend).

Gelon! Gelon! Immer Gelo[n]
Vom Morgen bis zur Nacht! — Er hat das S[zepter]
Aus seiner Hand gegeben; Thrasybulos
Hat's in die Hand genommen. Laßt ihn ruh[n]
Und lernt den Namen Thrasybulos sprechen! —
Bei allen Göttern droben oder drunten,
Zu Land, zu Meer, die Halle bleibt geschlossen
Weil sie geschlossen ist!

Theron (tritt mutig trotzend vor).

Auch mir?

Thrasybulos.

Wer bist D[u]?

Theron.

Theron, des Gelon Neffe.

Thrasybulos.

Nun? Was sonst?
Knab', sieh mir nicht so dreist ins Angesicht.
Du stehst vor Deinem Herrn. Ich sag' Dir, hüt' D[ich]:
In mir ist nur noch Blitz und Donner. Wer
Mich reizt, den trifft's!

Theron.

Ich fürcht' mich nicht. Ich [hab']
Des Gelon, meines Oheims, Blut.

Thrasybulos.

Des Oheims?
Willst Du den Syrakusern damit sagen:
„Ich bin sein rechter Erbe"?

Theron.

Ja, ich bin's auch.
Wer sonst?

Thrasybulos
(außer sich vor Wut, zieht sein Schwert)

Dann fahr' zu ihm hinunter, Knabe!

Lanassa
(springt mit einem Aufschrei vor, tritt vor Theron hin)

Den nicht! — Triff mich, Du Mörder!

Thrasybulos
(…amt zu sich. Senkt sein Schwert. Giebt es dann hinter sich an Kephalos. Fährt sich mit einer Hand über die Stirn).

's war ein Dämon,
…er mir das Blut erhitzt. Man soll den Herrscher
…icht reizen, wie ihr alle heut gethan,
…om Ersten bis zum Letzten; das entflammt
…en Löwenzorn in mir. Sonst bin ich ruhig.
…eht heim! ihr alle! Beim Beschlossnen bleibt's.
(… Eurykydes) Du führst Lanassa nach Plemmyrion,
…ollendest ihr Genesen; Theron fährt
…it ihr zurück; (zu Demetrios) Du nicht. Du wirst Dein Haus
…ier in der Stadt bewohnen, nicht verlassen,
…h' ich Dir's sage. Kephalos begleitet
…anassa und den — Knaben. — Nun verlaßt
…en Platz vor meinem Haus!
(…inige treten zurück, die meisten schauen einander an, mit den Augen fragend.)

Wer zögert noch? —
…rompeten! Blasen!
(…rompeter von den Söldnern, schon früher aus der Thür getreten, blasen schmetternde Signale. Andre erscheinen auf dem Söller, blasen …gleichen; gleich darauf Antwort aus der Ferne, von links, rechts und …inten. Die vor dem Hause stehenden Söldner treten in Reihen an, mit gezogenen Schwertern.)

Wer nicht geht, den treibt,
…as Schwert hinunter!
(Schreien der Frauen, Fortstieben der Menge.)

Blast sie auseinander
…ie Spreu!
(Neues Blasen. Der Vorhang fällt.)

Dritter Aufzug.

…ie angebaute Halle, wie im ersten Aufzug. Die Thür hinten ist offen. Die Götterbilder und Inschriften sind unverhüllt.

…m Garten, vor der offenen Thür, sieht man zuweilen **Leibwächter**, auch einen **Hauptmann** der Leibwache vorbeigehen. In der Halle zwei Sklaven: **Didimos** (ein älterer) und **Eryx** (jünger). Eryx hantiert reinigend mit einem Besen, Didymos hat einen Wedel in der Hand, summt müßig vor sich hin.

Didymos.
…ist fertig?

Eryx.
Gleich.

Didymos (nach links deutend).
Da drin giebt's auch noch Staub
Zu fegen; wird zwar wenig sein. Es war ja
Nicht Katz' noch Maus hier. Geh, mach's drinnen fertig;
Ich stäub' hier noch die Tafeln ab.

Eryx
(schiebt links den Riegel von der Thür zurück, während Didymos an den Inschriftentafeln wedelt)

Ist das
Ein schwerer, mächt'ger Riegel!

Didymos.
Ja, das glaub' ich:
…as Gelon machen ließ, mußt' alles tüchtig,
Stark, fest, gediegen sein! — Die Thür zum Beispiel.
Schau Dir das Holz an.

Eryx (besieht und befühlt die Thür).
Gutes Holz.

Didymos.
Das beste!
Ich kenn' kein beßres. (Wedelt.)

Eryx (geht links hinein; kommt zurück)
Das versteh' nur Einer.
Ich nicht!

Didymos (spottend)
's ist möglich. Was verstehst denn nicht?

Eryx.
Du auch nicht! Daß vor vier, fünf Tagen
Die Stadt beinahe todtgeschlagen wird,
Weil sie nicht hier in diese Halle sollten —
Und heute heißt's: reinmachen, Staub abwischen,
Und Thrasybulos selber will herein!

Didymos.
Nu ja: nur er. Sonst niemand. Mach nur fertig.
(**Thrasybulos** kommt von rechts, mit Schwert, aber ohne Helm, ernst, fast finster. Er wirft nur einen Blick umher, geht dann zur Thür hinten, wo eben der Hauptmann sichtbar ist. Eryx schlüpft hurtig links in die Zelle; Didymos wedelt.)

Thrasybulos.
Es darf jetzt niemand in den Garten, Hauptmann;
Versteh mich: niemand. Auch kein „guter Freund“
Der Wächter. Nur wenn Kephalos sich meldet,
Der soll sogleich herein, zu mir.
(Schließt hinten die Thür.)
Seid Ihr
Hier fertig?

Eryx (tritt wieder ein, rasch)
Ja, Herr. Ja, Herr.

Thrasybulos.
Nun, so geht.
(Didymos und Eryx rechts ab. Thrasybulos schaut eine Weile schweigend umher.)
Und bin nun dennoch hier. — Ich wollte nicht. —
Zuweilen zieht's den Menschen doch, als wär' er
Aus Eisen und das Andre ein Magnetstein.
Hier dieses Andre . . . Warum zog's mich her?
Wollt' ich den Göttern und dem Toten zeigen:
Ich fürcht' mich nicht!? Da bin ich!? Oder giebt es
Geheime Kräfte, die die Seele mit
Grausamer Wollust füllen, daß sie thun muß,
Wovor ihr graut, daß sie dorthin muß, wo's
Nach ihrer Mordthat riecht? — Es graut mir wirklich.
Ich möchte lachen. Wovor graut mir denn?
Vor Mauern? Steinen? Bildern? Inschrifttafeln?
Vor Worten, die da stehn? Die reden nicht
Von dem, was hier geschehen ist; schwatzen nur
Von eines todten Mannes todter Weisheit.

(Fortsetzung folgt.)

Schöner Wahn.

Von Alexander Pache.

(Fortsetzung und Schluß.)

Ich konnte nicht mehr still am Schreibtisch sitzen, lief im Zimmer umher und begann nicht mehr der Reihe nach meine Scenen niederzuschreiben, sondern plan- und wahllos alles Unmögliche skizzenhaft in gallige Stachelverse zu fassen, was mir gerade irrlichternd durch den glühenden Kopf schoß. Diese Art des Niederschreibens vermehrte mir noch das unentwirrbare Chaos meiner Gedanken.

Schließlich hielt ich's nicht mehr aus, stürzte die Treppe hinunter, holte meinen Rover aus dem Souterrain und beging wirklich die Dummheit, wie toll durch die glatt beeisten Straßen zu jagen, dabei in einem fort zu klingeln, daß alle Leute nach mir sahen. Dreimal trat mir ein Schutzmann in den Weg, ich jagte weiter, unbekümmert um die Drohungen, die er hinter mir herschrie. So ließ ich die Stadt hinter mir und kam ins Freie. Sausend schoß mein Rad die bereifte Chaussee entlang, dem Flusse zu, der oberhalb der Stadt durch einen felsigen Thalgrund bricht. Am Brückenfuß platzte mir mit einem jähen Knall das Pneumatic und ich fiel zu Boden, aus vollem Halse lachend. Aber auch dieser Zwischenfall machte mich nicht vernünftig. Ich sah mich nach diesem Unfall gezwungen, zu Fuß nach Hause zurückzukehren. Das Fahrrad hatte ich nur flüchtig untersucht; es dann, an die Brückenwehr gelehnt, stehen lassen und mich entfernt. Als ich mich umblickte, sah ich, wie die Maschine ins Rollen kam, den Abhang hinunterglitt und im Flusse, auf dem die Eisschollen trieben, aufspritzend versank. Ich lachte belustigt auf, wirbelte meine Mütze in die Luft und eilte beschleunigten Schrittes nach der Stadt zurück.

Mit einbrechender Dunkelheit, ohne Kopfbedeckung und fieberisch erhitzt, kam ich zu Hause an. Man hatte mich vermißt. Als man nach meinem Verbleib fragte, wich ich der Antwort aus. Die Zeit bis 10 Uhr blieb ich unten, in merkwürdiger Verfassung, ebenso grüblerisch versunken und wortkarg, wie ich wenige Stunden früher ausgelassen und schwatzhaft gewesen war. Die Verwandten verabschiedeten sich gegen 10 Uhr; bald darauf bat mich Mutter, schlafen zu gehen. Ich ging.

Aber wieder begann mich, als ich allein in meinem Zimmer saß, eine nervöse Unruhe zu schütteln; ich wanderte ruhelos umher, warf von Zeit zu Zeit ein paar Verse aufs Papier, versuchte wohl auch zu schlafen und ward nur um so aufgeregter, wenn ich mich eine halbe Stunde gezwungen hatte, regungslos ausgestreckt zu liegen und den Schlummer zu erwarten. Es kam mir dann immer vor, als läge ich im Starrkrampf in einer Gruft, ich fühlte es fast wie den Druck eines schweren Sargdeckels auf mir. Diese Nacht war entsetzlich! Gegen 3 Uhr – ich hatte soeben längere Zeit am Schreibtisch gesessen und mehrere Szenen aufs Papier geworfen, bitteres, galliges Zeug voll wilder Schmähungen und titanischer Anklagen – überschlich mich langsam ein erst leises, dann immer unbezähmbarer anschwellendes, geheimes Grauen vor mir selbst. Ich hob die Kerze und blickte in den Spiegel – entsetzt fuhr ich zurück vor meinem Anblick, vor dem geisterhaft bleichen Antlitz, auf dessen Wangen rote Flecken brannten, vor den weit geöffneten, starrglühenden, umränderten Augen, dem zerwühlten Haar, das schweißig an den hämmernden Schläfen klebte. Den Leuchter ließ ich fallen, daß er zu Boden rollte und die Stichflamme die Fransen des Teppichs in Brand setzte; sie glommen an und verglühten leise, das Zimmer mit widerlichem Brandgeruch erfüllend. Mich hatte ein plötzlicher Weinkrampf gepackt und aufs Bett geworfen, das unter den zuckenden Bewegungen

ines Körpers ächzte und stöhnte. Ich schluchzte d weinte wie ein Rasender; der Paroxysmus iner Aufregung war erreicht — ich sank nach iger Zeit in einen schweren, dumpfen Schlaf, erquicklich und grausam, denn ihn belebten all wilden, verzerrten Spukgestalten, die meine erhitzte Phantasie in den letzten Tagen heraufschworen; sie stürmten auf mich ein, erregten ne gräßliche Furcht in mir, der ich nicht entnnen konnte. Ich hörte, in einem merkwürdig mnambulen Doppelzustand befangen, mich selbst Traume stöhnen und schreien. Die Beihrung einer kühlen, lieben Frauenhand erlöste ich von diesen Qualen: Mutter stand am ett und weckte mich. Es war schon hoch am Morgen. Als sie mich ansah, wollte sie durchus, ich solle vom Unterricht wegbleiben, aber h bestand eigensinnig darauf, zu gehen.

Während der ersten Stunde, Religion, saß ich ilnahmlos. Dann aber fing es wieder in mir n kochen und zu gähren an. Ich hatte am tzten Tage im Satyrspiel soviel Schmähungen, Persiflagen, Sarkasmen in Verse gezwängt, daß ine bittere Galligkeit mein ganzes Innere erüllte; jetzt überkam mich wieder diese blinde, vilde Wut. Es war Pause.

Sowie der Professor sich entfernte, sprang ich nach und schloß die Thür. „Hierbleiben!" donnerte ich der Klasse zu und stürzte aufs Katheder. Man ward aufmerksam, rief mir Scherzworte zu; ich forderte mit drohender Stimme Silentium und begann nun in leidenschaftlichster Weise eine wirre zusammenhanglose Philippika gegen alle möglichen und unmöglichen, vorhandenen und eingebildeten Übel und Mißstände unserer Zeit und Gesellschaft auf die verdutzten Köpfe meiner Kameraden herunterzudonnern. Anfangs ließ man mich gewähren und hielt die Sache für einen Scherz, aber die Näherstehenden mochten doch bald merken, daß die Sache „nicht ganz richtig" sei. Man unterbrach mich, einzelne entfernten sich, andere Schüler der benachbarten Primen strömten herein, ein ungeheurer Tumult erhob sich, den ich mit schrillender Stimme überschrie, die grundlosesten persönlichen Beleidigungen und Schmähungen in die aufgeregte Versammlung schleudernd. Endlich gellte das Glockenzeichen draußen, zum Beginn der folgenden Lektion mahnend. Ein Freund riß mich vom Katheder herunter und zwang mich liebevoll nach meinem Platz. Willenlos ließ ich mich von ihm führen, ich war völlig erschöpft.

Dann begann die zweite Unterrichtsstunde, Geschichte bei Professor Kenter. Kenter war von jeher mein Feind gewesen, den ich glühend haßte. Warum? Er vertrat in seinen Lehrstunden, die übrigens wirklich hervorragend waren — er hatte einen äußerst gewandten, geistvollen Vortrag — meinem Empfinden so völlig entgegengesetzte ethische und politische Anschauungen, daß ich nicht anders konnte, als ihn hassen.

Die Stunde begann. Ich hatte mich etwas beruhigt und lauerte jetzt wie ein Fuchs auf eine Gelegenheit, mit dem Gehaßten Abrechnung zu halten. Schon als Vierter kam ich mit Antworten an die Reihe. Zunächst schwieg ich auf Kenters Frage, dann zischte von meinen Lippen eine so ungehörige freche Entgegnung, daß er verblüfft zurücktrat. Ich beugte mich lachend vor und sandte ein zweites cynisches Schimpfwort nach. Der Professor, ganz blaß, blickte ratlos um sich. Die ganze Klasse schwieg still. Einige hatten sich halb von ihren Plätzen erhoben. Es lagerte eine tötliche Spannung über allen. Ich hatte mich wieder hingesetzt, mit verschränkten Armen blickte ich stumpf vor mich hin, zog dann mein Frühstück heraus und begann zu essen. Kenter trat zum Primus; die beiden flüsterten zusammen und der Schüler entfernte sich. Der Professor nahm den Unterricht wieder auf und ignorierte mich völlig, nur seine zitternde Stimme verriet die Erregung, die in ihm brannte. Jetzt kam der Primus zurück, ihm voraus unser Rektor, der Professor Bergenstür. Die Klasse erhob sich in schweigender Erwartung, aller Augen richteten sich auf mich, der ich ruhig weiteressend sitzen geblieben war. Bergenstür, ein lieber, herrlicher Mann, der idealste Pädagoge und tüchtigste Mensch, den ich kenne, an dem wir alle mit grenzenloser Verehrung hingen, trat zu mir und faßte mich bei der Hand. „Komm, Tormann, auf ein Wort!" Ich folgte ihm. Draußen im Korridor drohte ich umzusinken, er schlang seinen Arm um mich, so gestützt ward ich von ihm in sein Amtszimmer geführt.

Nun, als die Portiere hinter uns zugefallen und wir allein waren, löste sich dieser starre Paroxysmus meiner Empfindungen, ich brach in heiße Thränen aus, berichtete dem väterlichen Freunde in stammelnden, wirren Worten von unserer finanziellen Bedrängnis, unserer ganzen tiefen Not, der entsetzlichen Heuchelei, zu der wir gezwungen seien, erzählte ihm von meinem

Drama, berichtete ihm das Grauen, das ich selber vor mir empfand — kurz, befreite unter seinem liebevoll-tröstenden Zuspruch meine Seele von den hundert qualvollen Fesseln, die sie so lange geknechtet.

Wie es dann weiter kam? Noch weiß ich alles bis aufs Kleinste! Denn das ist das Merkwürdige daran: meine Sinne waren in diesen paar Tagen von wunderbarster Subtilität der Wirkung, jeder Nerv bebte und zitterte in mir, jede, auch die kleinste Einwirkung registrierte sich unverlöschlich in meinem Gehirn, grub sich ein wie auf einer weichen Wachstafel. Ich erinnere mich des geringfügigsten Wortes, das ich sprach in diesen Stunden, jeder Bewegung, die ich machte, jedes Gedankens — man hat mir versichert, das sei ein untrügliches Zeichen des beginnenden Wahnsinns. —

Als ich mich endlich beim Rektor ausgebeichtet, ließ er mich durch einen Freund nach Hause bringen.

Die armen Eltern! Vater war unterdes zurückgekehrt von seiner Reise und zwar hatte er, wie wir alle nicht mehr zu hoffen gewagt, endlich eine Möglichkeit der Rettung gefunden, die uns einige Wochen später wirklich aller Sorgen enthob. Als ich mit Ernst, meinem Freund, zu Hause ankam, lag Mutter im Bett; die Aufregungen der letzten Wochen hatten sie aufs Krankenlager geworfen. Vater saß bei ihr und berichtete von dem endlichen Erfolge, malte ihr zärtlich das Glück aus, das nun bald wieder seinen Einzug bei uns halten werde; Elli saß schluchzend am Fenster.

Ernst führte mich auf mein Zimmer und ging nach unten, um die Meinen vorzubereiten. Sowie ich allein war, stürzte ich nach meinem Geheimpult und kramte meine Manuscripte hervor.

Der schöne Wahnsinn hatte mich wieder gepackt! Ich stürmte nach unten in Mutters Schlafzimmer, wo die Drei in der ersten ratlosen Verzweiflung sich befanden (sie meinten, ich sei aus irgend einem Grunde dimittiert worden und habe darüber den Verstand verloren), während Ernst ihnen vergeblich den wahren Sachverhalt klarzulegen versuchte. So stürmte ich in's Zimmer, lachend und jubelnd:

„Mutter! Vater! Elli! nun sind wir reich! märchenhaft reich!" frohlockte ich, kniete an Mutters Bett und breitete die losen B... meines Manuscriptes mit zitternden Händen ... ihr aus. „Ja! hier! seht doch! das ist ... mein! alles ist unser! ein jedes Blatt ist ... wert! Was sag ich, jedes Blatt ist ja ... Seht Ihrs nicht flimmern und glänzen? ... ist alles gut! alle Not vorbei! Und Du ... Dir kauf ich einen neuen Secondeleutnant ...

Mutter saß im Bett, die gefalteten ... in die Höhe gehoben, lautlos weinend. ... schluchzte wie ein Kind und Elli wich ... schreiend vor mir zurück, als ich sie umarmen wollte.

Schließlich brach auch ich in Thränen aus.

Drei, vier Wochen völliger Ruhe genügten, ... mich wieder ganz gesund zu machen. Kurz ... dem Beginn des schriftlichen Maturums konnte ich das Gymnasium wieder besuchen.

Das sind nun — wartet einmal — fünfundzwanzig Jahre her. Vorigen Frühling fand ich ... einer alten Bücherkiste ein dick verschnürtes ... versiegeltes Paket; als ich es öffnete, fielen ... die vergilbten Manuscripte jenes Märchens ... in die Hände, das mich damals beinah ... Verstand gekostet hätte. Nicht ohne ein heimliches Grauen las ich die Bogen durch — je weiter ich kam, umso tiefer und unbezwinglicher packte mich dies Gefühl, dieses Grauen vor dem Unsagbaren, Rätselhaften, was in jeder Menschennatur verborgen keimt, vor dem morgendlichen Zwielicht, das unser alltägliches Dämmergrau vom unbekannten, ach nur geahnten Sonnengold des rein Geistigen, Überirdischen scheidet. Das alles war so verworren und toll in lange ... hastenden Buchstaben hingeworfen, aber ... wieder stellenweise so schön, oft von einer wunderbaren Blütenpracht der Sprache, einem kaum glaublichen Prunk der Diction, stammelnde dionysisch-wilde Rythmen ohne Sinn und Verstand, wie sie der alte Hölderlin in seinem Schusterhäuschen geschrieben haben mag."

Torman hatte geendet; er brach mitten im Satz ab, als er mit einem eigentümlich ... lichternden Blick und verschleierter Stimme fortfuhr:

„Schöner Wahnsinn! ja ja! wahnsinnig müssen wir das nicht alle früher oder später — — ?"

Begegnung.

er Abendwind erschauerte so heiß
e Brust und Atem brünstiger Mänaden.
n Westen war ein Glanz der Himmelskreis,
: Sonne sank auf goldnen Abendpfaden. —

s Kloster ragt im Höhenrauch vermummt,
s alten Tagen ein erstarrter Schatten;
r Vesperglocken Läuten, kaum verstummt,
rt scheu im Nachhall ob den fahlen Matten.

e schwere Klosterpforte knarrt und stöhnt,
n Mönch enteilt der Schwelle leis verstohlen;
e Stille träumt. Ein Grillenlied vertönt —
ttlob befreit! Ein tiefes Atemholen,

n Blick — ein unterdrückter Lebensschrei,
d rüstig strebt sein Fuß im Wege weiter.
a naht ein Pilger. Schweigend stehn die zwei,
d starr begrüßt sich Fremder und Befreiter.

ll Forschergier versenkt sich Blick in Blick,
d der Entflohne spricht mit bangem Zagen:
Wo willst Du, Fremder, hin? Zurück, zurück!
n Kind der Welt, Du willst doch nicht entsagen!"

er Pilgrim aber stürzt sich vor ihn hin,
nd schluchzt: „Der ich aus Lust in Lust gesunken,
ch will den Ekel auf der Neige fliehn,
un ich den Kelch des Daseins ausgetrunken!"

Doch staunend sieht ihn der im Ordenskleid:
„Mir ward noch nie des Lebens Rausch verkündigt —
O Sehnsucht meiner Sinnenseligkeit,
Ich folge Dir, weil ich noch nie gesündigt!"

Er rufts; der Büßer hebt sich von den Knien,
Und tief ins Auge blicken sich die Beiden;
Dann spricht der Mönch: „Laß uns die Pfade ziehn,
Die unser Glück an dieser Pforte scheiden.

Des Bruders Truchseß Zell' erwartet Dich,
Und selig will ich jene Gruft entbehren —"
Dumpf sprach der Andre: „Glücklicher bin ich:
Dir wirds vielleicht zu spät — zurückzukehren!"

Und lautlos trennte sich das düstre Paar —
Der eine ging am Hause anzuschellen;
Der andre schwand mit lichtgekröntem Haar
Im Thale, wo des Lebens Ströme schwellen.

Das Kloster stand im Nebelpelz vermummt,
Aus alten Tagen ein geweihter Schatten;
Der Vesperglocke Läuten, längst verstummt,
Versöhnte mild die dämmerfrohen Matten.

Vom Himmel schwankte müd der Flug des Weihs
Aus blaßrot überglühten Wolkenschwaden
Die Abendluft erbebte warm und leis
In tausend ungeahnten Schöpfergnaden.

Hermann Bessemer.

Phryne.

In Sommernächten, wenn vom Garten her
'er Duft der Blüten weht und fern das Meer
m Mondschein blinkt und sanft melodisch rauscht —
n solchen Nächten hab' ich Dich belauscht.

n solchen Nächten hab' ich Dich geschaut —
u lösest die Gewänder, wie die Braut,
ie dem Geliebten zögernd sich enthüllt —
Ind meine große Sehnsucht ward erfüllt.

Wer gab Dir solche Schönheit? Sprich, o sprich!
'or ihrem holden Zauber neig' ich mich!
Die Brunnen plätschern leis, die Nacht ist kühl
So feucht ist Deine Hand, Dein Mund so schwül!

Es steigt ein fremder Duft aus Deinem Haar —
Hörst Du das Meer? Es rauscht so wunderbar,
Es rauscht so wunderbar, es lockt und raunt —
Ich seh' am Strand das Volk, das wortlos staunt.

Am Strande von Eleusis, wo die Flut
Hellleuchtend in der Morgensonne ruht,
Wo eines Tempels goldne Zinne glänzt,
Dort standen Tausende, zum Fest bekränzt,

Geschmückte Mädchen wiegten sich im Reihn
Und frohe Lieder klangen und Schalmein,
Da tratst Du aus des Volkes bunter Schar,
Da löstest Du Dein anmutreiches Haar.

Du streiftest von den Schultern das Gewand,
In reiner Schönheit schrittest Du zum Strand,
Und atemlos stand rings die Menge da,
Als sie Dich in die Wogen steigen sah.

Und wie das Meer den schlanken Leib umfing,
Schien es zu beben, und ein Schauer ging
Durch all die Tausende, die Dich geschaut
Und dann erscholl der Strand von Jubellaut.

Und viele hundert Jahre ist das her —
Doch wie Du bei Eleusis aus dem Meer
Emporstiegst anmutsvoll und jugendlich,
So jung und blühend trittst Du nun vor mich.

Am Weiher draußen hinter Schilf und Ried
Singt eine Flöte noch ein Liebeslied,
Doch ist die Nachtigall im Garten wach
Und Duft von Myrthen weht durch Dein Gemach.

Georg Edward.

Prophezeiung.

Blondköpfchen, komm'! Laß den Reifen sein!
Ich will Dir die Zukunft prophezei'n.
Ich sah schon zwei Augen, will mir scheinen,
So schön und so schelmisch, genau wie die Deinen;
Auch die zarten Linien Deiner Hand,
Du kleiner Wildfang, sind mir bekannt,
Und Dein helles Lachen, Dein holdes Gebaren
Das alles hab' ich schmerzlich erfahren.

Blondköpfchen, bleib'! Laß Dir prophezei'n:
Du wirst wie sie eine Schönheit sein,
Darnach die Männer trachten und schmachten.
Sie knien im Staube; Du lernst sie verachten.
Nur zu bald ist der Stolz in Dir erwacht;
Du fühlst Deiner Schönheit Göttermacht,
Und wie sie Dich kriechend und bettelnd umwer[illegible]
Erkaltet Dein Herz; seine Stimmen ersterben.

Blondköpfchen, geh' zu den Schwestern Dein!
Magst wieder spielen und fröhlich sein! . . .

Hans Ruder[illegible]

Nebel.

Trüb und träg die Wogen gleiten.
Überm Strom kocht Nebelbrodem,
Hüllt die fernen Uferbreiten,
Haucht mich an mit feuchtem Odem.

Pappeln stehn gleich Nebelriesen,
Die mit dürren Armen winken.
Feld und Strom in Dunst verfließen.
Jede Regung will versinken.

Trüb und träg sind die Gefühle,
Und ich muß verdrossen lauschen,
Fröstelnd in der Morgenkühle,
Wie die Wellen dumpf verrauschen.

Alexander Pache

Im Grabe.

Das Vöglein singt im freien Raum,
Ich träume drunten den langen Traum.
Die Blumen droben sprießen zum Licht,
Im dunkeln Grunde freut mich 's nicht.

Doch wütet der Sturm in Fels und Baum,
Mich stört es nicht in meinem Traum.
Und wenn der Blitz den Himmel zerbricht,
Im dunkeln Grunde bangt mir's nicht.

So schlief ich nun lange und schlafe noch mehr.
Die grüne Decke ist gar nicht schwer.
Die Erde in ihrem Sonnenlauf,
Sie wiegt und schaukelt mich linde;
Die Sterne schlagen die Augen auf
Und singen dem schlafenden Kinde.

Friedrich Kron[illegible]

Kein Häuschen ist auf Erden . . .

Kein Häuschen ist auf Erden
So ärmlich und so klein —
Es dringt ein Strahl der Liebe,
Ein Hauch des Glück's hinein.

Wir können ihn nicht entbehren.
Mit seiner stillen Pracht
Erhellt er uns die trübe,
Irdische Sorgennacht. —

Ein Schein vom Liebesgolde,
Ein wenig Glückespracht
Wird uns zum kargen Solde
Vom Leben zugedacht.

Heinrich Becker

Sprüche.

Der Herr Kommerzienrat ist sehr verstimmt,
Daß sein Herr Sohn kein reiches Mädchen nimmt.
Wer weiß für seine Krankheit eine Rettung?
Er leidet an Gemütsverfettung.

Wie strahlt des Herrn Professors Angesicht
Der Hörsaal ist ein wahres Eden.
Woher denn stammt das helle Freudenlicht?
Der Herr Professor hört — sich reden.

Th. Vulpinus

Allerlei Fahrten.

Reisebilder von Karl Emil Franzos.

Erfurt.

(Fortsetzung).

Ohne schwere Kämpfe ging auch dieser Aufschwung furts nicht ab; Ströme Bluts bezeichnen seinen Weg n dem kleinen, wenn auch blühenden Acker- und ndelsstädtchen zur Großstadt Mitteldeutschlands, n dem bischöflichen Eigen zur Beherrscherin eines ttlichen Gebiets. Immer wieder weht das weiße ad im roten Feld über der gewaffneten Schar der ürger und ihrer Söldner, bald zur Erhaltung s Besitzes, bald zur Eroberung. Der Chronist mag e zahllosen Kriegszüge in Trutz- und Schutz- hden zu scheiden suchen, unserem Auge fließen sie in ns zusammen; wer unablässig immer mehr Gut und acht begehrt, ist auch dann ein Eroberer, wenn er as Erraffte zeitweise mit dem Schwert verteidigen uß. Selbst die „kaiserlose, die schreckliche Zeit“ schlug en Erfurtern gut an; noch besser die Regierung udolfs von Habsburg; hier hielt er fast ein Jahr 1290) Hof; das Peterskloster, wo er residierte, war er Schauplatz stolzer Feste, deren Ruf bis über die lpen drang; ein Volksfest der Erfurter, der „grüne Montag“, erinnert noch heute an diese fröhlichen Zeiten. Erfurts Bürgerschaft war Rudolfs Arm, als r die Thüringer Raubburgen brach, und ihr Säckel er des armen Schweizer Grafen; freilich schenkten sie hm nichts. Ihm nicht und keinem der ewig geldbedürftigen Herren im Lande. Die Art, wie sie zu einzelnen Dörfern, dann zu ganzen Grafschaften kamen, war ast immer dieselbe: es waren zunächst Pfänder für Darlehen. So kam die Grafschaft an der Schmalen Gera, so die von Kapellendorf an Erfurt; Vargula, Sömmerda, die Landschaft um die „drei Gleichen“ wuchsen seinem Gebiet zu, das an Größe und Zahl der Bewohner manches Fürstentum überstrahlte. Kein Wunder, daß die Landgrafen von Thüringen, die Kurfürsten von Sachsen, von geringeren Herren zu schweigen, immer wieder ihre Hand nach der reichen Stadt streckten; auch mit seinen Mainzer Schutzherren geriet Erfurt, je nach dem Zeitenlauf und namentlich je nach der Sinnesart dieser Kirchenfürsten auch wieder in Kämpfe; war einer von ihnen kriegerisch und herrschsüchtig, so suchte er „des Hochstuhls getreue Magd“, die in Wahrheit selbst eine Herrin war, zur Sklavin zu machen; es gelang nicht. Wie viel Einwohner Erfurt zur Zeit seiner höchsten Blüte, um 1420, zählte, ist noch heute ein Gegenstand des Streits seiner Geschichtsschreiber, der an Heftigkeit an die Fehden jener Zeit erinnert: die höchste Schätzung geht auf 80000 Seelen, aber selbst die geringste auf die Hälfte; auch dies noch doppelt so viel als Nürnberg im Mittelalter hatte. Also eine der volkreichsten Städte Deutschlands und sicherlich die geldreichste. Aber noch mehr, die geistig strebsamste, die gebildetste. Nur so erklärt es sich, daß diese, damals formal einem Gebieter unterworfene Handelsstadt, eine Kulturthat vollbrachte, deren sich in Europa keine andere berühmen darf: aus eigenen Mitteln schuf Erfurt, von keinem Fürsten gefördert, von vielen behindert, 1378 eine Universität, nächst Prag und Wien die älteste in Deutschland, zugleich die erste, die alle vier Fakultäten aufwies. Eine Hochburg des aufstrebenden Humanismus, hatte sie in ihrer Blütezeit an 900 Studenten, eine für jene Zeit ungeheure Zahl, und einer von diesen Erfurter Studenten hat seiner Alma mater nachgerühmt, daß alle anderen hohen Schulen Deutschlands, Wien und Prag, Heidelberg und Leipzig „dagegen wie kleine Schützenschulen gelten“. Auf dies Zeugnis ist was zu halten, denn der Student hieß Martin Luther aus Eisleben.

Freilich die Erfurter hatten's dazu. Die Quellen dieses Wohlstandes waren dieselben wie früher, nur immer planvoller und reicher entwickelt. Der Bau und Handel mit Waid und Gewürzen mehrte sich mit dem steigenden Bedarf von Jahrzehnt zu Jahrzehnt zu einer Höhe, die der sonst armen Zeit wie ein Wunder erschien, auch ein anderer Farbstoff, der „Kermes“, die Eier der Kermesschildlaus, die von den Stengeln der Stecheiche gesammelt und zu einem roten Pulver zerrieben wurden, brachte den Erfurtern Goldbarren ein. Beträchtlich war aber auch der Ertrag der Obst- und

Gemüsezucht: hier gediehen die Riesen-Äpfel und -Birnen, die dem derben Geschmack der Zeit zusagten; die kolossalen Erfurter Rettige, das Stück zwanzig Pfund und darüber schwer, wurden weit über Deutschland hinaus verfrachtet. Als Friedrich der Freidige 1311 bei einer Belagerung der Stadt alle Obstbäume fällen ließ, klagten mit den Bürgern alle Feinschmecker Mittel-Europas; nach zehn Jahren war der Schade völlig verwunden; viel langsamer erholte sich fünf Jahrhunderte später das geschwächte, gedemütigte Erfurt, als die Franzosen (1813) den gleichen Frevel verübten. Aber nicht bloß die fette Erdschicht über dem Kalkboden, auch Wasser und Gestein machten Erfurt reich: die Gera trieb unzählige Mühlen und wimmelte von Fischen; das Erfurter Salz würzte allen Westdeutschen das Mahl.

Höher und höher kamen auch Gewerbe und Handel empor. Es war ja kein Verdienst der vierzehn „Gefrunden" (Patrizier), die die Stadt in dieser frühesten Blütezeit regierten, daß die meistbefahrene Handelsstraße Mitteldeutschlands, die „Oberstraße", aus dem Hessischen über Erfurt nach Leipzig führte, daß von Erfurt die Straße nach Dresden abzweigte, von hier die nach Norden, und noch weniger ihr Verdienst, daß Thüringen das Herz Deutschlands war und Erfurt das Herz Thüringens, also die „Mitte der Mitte". Aber ihr Verdienst, wie sie diese natürliche Lage durch Arbeit und Klugheit ausnützten und festigten. Das Straßennetz um Erfurt war das besterhaltene des Mittelalters; unablässig wurde es weiter ausgebaut; jede Nebenstraße, jede Fähre war auf Erfurt gerichtet. Und nirgendwo waren die Straßen sicherer; um Erfurt gab es keine Raubburgen, in seinem Gebiet keine Wegelagerer; ein Heer von Söldnern, ein Kranz fester Schlösser schützte den Verkehr. Mit der Hansa und den süddeutschen und sächsischen Städten verbündet, war Erfurt der Mittelpunkt des mitteldeutschen Geleitswesens; seine Bedeutung als Stapelplatz habe ich bereits angedeutet. Aus all diesen Gründen, vielleicht ebenso sehr aber aus der Kühnheit und dem Unternehmungsgeist der Bürger erklärt sich die Bedeutung der Stadt als deutsche Handels-Metropole des Mittelalters. Von allen Richtungen der Windrose kamen hierher die hochgetürmten Lastwagen gezogen; die aus Rhein- und Niederland durchs Brühler Thor, an der Cyriaksburg vorbei, wo sich heute riesige Gärtnereien dehnen; die Niedersachsen und Engländer um den Petersberg herum durchs Andreasthor; die Lübecker und Hamburger über das weite Feld, wo nun ein Arbeiterviertel entstanden ist, durchs Johannisthor; die Sachsen und Lausitzer über die Gera und durchs düstere „Krämpfer Thor": die Vogtländer und Böhmen die Straße entlang, wo auch heute der Schienenstrang aus Weimar heranführt, durchs Schmidtstedter Thor; die Süddeutschen und Welschen über das Gefild, wo jetzt das Villenviertel ersteht, durchs Löberthor; nur da, wo in unseren Tagen der Fremde vom Bahnhof her eintritt, öffnete sich in der Stadtmauer kein gastliches Thor. Erfurt war ein Handelsplatz wie später Leipzig oder heute Hamburg; nur daß damals nicht bloß die Warenballen sich hier zusammendrängten, sondern auch die Scharen der Käufer und Verkäufer. Und weil hier mit allem gehandelt wurde, darum auch natürlich mit Geld; die Erfurter dünnen Silberpfennige mit dem Bischofsbild galten in jener Zeit unerhörter Münzfrevel als ehrliche, vollwichtige Ware sehr viel. Die Münze stand nie still; Erfurt war der Wechsler und Bankier für Mitteldeutschland, wie Nürnberg für den Süden. Aus den Schatullen der Erfurter „Gefrunden" floß das Geld für Bankette, Turniere und Maitressen deutscher Kaiser, Fürsten und Bischöfe, freilich um dann mit gutem Zins zurückzufluten. Und zu diesen größten Formen des Handels gesellten sich die kleinsten; auch dies war eine Quelle von Erfurts Reichtum und sicherte namentlich neben dem blühenden Handwerk den Bürgern die Wohlhabenheit, daß es zugleich der Hauptmarkt für alle Bedürfnisse Thüringens war. Aus Erfurt ging Salz, Bier, Wein, Mehl und Obst, aus Erfurt Tuch und Hausgerät in die ganze Landschaft zwischen Hessen und Brandenburg, dem Harz und Franken. „Ganz Thüringen nährt und wärmt sich aus Erfurt", sagt Nicolaus von Siegen.

Hier war Reichtum und darum auch Kultur. Zwar waren die größten Menschen, die über die Erde geschritten sind, und ein einzelner Großer kann, auch wenn sein Weg immer durch Kälte und Dunkel geht, in seinem Hirn unsterbliche Gedanken tragen, aber der Durchschnitt der Menschen gelangt nur in der Wohlhabenheit zur Erkenntnis, was Wissen und was Schönheit ist. Die Erfurter konnten es wissen, sie hatten das Geld dazu, und alles, was das Leben jener Zeiten schmückte, was es warm und licht machte, war ihnen zugänglich. Aber zu dem Geld kam auch Stolz, Streben, der Weitblick des Großstädters. Doch nicht daran allein, wenn auch daran vornehmlich lag es, daß die Erfurter des Mittelalters die Schule pflegten, die Dichter und Gelehrten in Ehren hielten, sondern auch daran, daß mindestens in einigen ihrer Klöster ein guter Geist waltete. Namentlich die Prediger-Mönche, die ersten, die vor Luther den Deutschen das Wort Gottes in der Muttersprache verkündeten, haben unleugbar dem Leben der Stadt einen geistigen Hauch mitgeteilt, unter ihnen als Gewaltigster Meister Eckhart, der Begründer der deutschen Mystik, der vor sechs Jahrhunderten verkündete: „Die Seele, wenn sie vom Leibe ist geschieden

weder Vernunft noch Willen .... So viel ein
nsch in diesem Leben mit seiner Erkenntnis näher
mt dem Wesen der Seele, je näher ist er der Er-
ntnis Gottes". Und ihm auch war schon klar, daß
e Wollust der Kreaturen vermenget ist mit Bitter-
" .... Ohne ihre Prediger-Mönche, ohne die des
tersklosters, welche die getreuen Freunde und Chro-
ten der Stadt waren, wären die Erfurter doch wohl
gt dazu gekommen, durch die Schaffung der ersten
lständigen Universität in Deutschland ihrer Stadt
en unvergleichlichen Ruhmestitel zu schaffen. Frei-
, warum dachte keine andere deutsche Stadt daran?!
gebildeten Priestern fehlte es nicht. Die Kultur-
t von 1378 bleibt das Herrlichste von allem Herr-
gen, was aus Erfurts Blütezeit zu berichten ist.

Man weiß, die Universität besteht seit fast hundert
hren nicht mehr; sie ist 1816 auch offiziell aufge-
ben worden, nachdem sie bereits seit Jahrhunderten
r noch ein Scheinleben geführt hatte. Nur ihr Schöß-
g, die 1758 gegründete „Erfurter Akademie gemein-
tziger Wissenschaften", die jetzt das Prädikat „könig-
h" führt, lebt noch; sie wäre die beste in Deutschland,
enn von den Akademien gelten würde, was von den
rauen ein Wahrwort ist: man spricht nicht von ihr. Das
ll nicht ihren Mitgliedern zum Hohn gesagt sein;
ne gelehrte Akademie in einer Handelsstadt ohne Uni-
ersität ist wie eine Fassade, der das Haus, eine Wachs-
rze, der das Wachs fehlt. Ein anderes Überbleibsel
t die Universitäts-, nun Königliche Bibliothek, die
tzt in demselben Rokoko-Haus am Anger, dem alten
Packhof" untergebracht ist, der auch das bereits seiner
ngewöhnlichen Einsamkeit und seiner gewöhnlichen
Bilder wegen gewürdigte Bilder-Museum, daneben aber
das Steueramt birgt. Die Bibliothek enthält viele
lte Drucke und über tausend Handschriften; ich suchte
ie vergeblich zu sehen: diese Abteilung war eben ge-
chlossen. Andere Bibliotheken sorgen dafür, daß gerade
ur Sommerszeit der Reisende mit wissenschaftlichen
Interessen ihre Thüren offen findet: hier scheint dies
nicht Brauch; vielleicht kommen auch zu wenige. Und
o mahnt im Weichbild Erfurts nur noch ein Bau an
die alte akademische Herrlichkeit, das Universitäts-Ge-
bäude nahe der „Studentengasse".

Ein langgestreckter Bau; auf einem hohen, alten
Erdgeschoß mit gotischen Spitzbogenfenstern ein niedri-
ges, in einer nüchterneren und ärmeren Zeit aufgesetztes
Stockwerk; nur das Portal — unter dem geschmückten
Giebel ein in schönen Verhältnissen nach innen abge-
stuftes Spitzgewölbe — zeugt von Künstlerhand, aber
das altersgraue Haus macht doch Eindruck auf den
Beschauer. Freilich „verwahrlost gönnte man fast
sachen", aber das Haus hat manchen Sturm erlebt, von
dem großen Auflauf von 1510, da sich die Studenten
hier gegen Bürger und Söldner verschanzten, bis zu
dem kleinen Unfug, den heute die Realschüler beim
Kommen und Gehen an dem bröckelnden Gestein ver-
üben. Ein anderer Inwohner des Hauses zieht umso
weniger Besucher herbei: das „Thüringerwald-
Museum", obwohl es ganz hübsche Curiosa und
Volkstrachten enthält. Das ist das Schicksal der Erfur-
ter Sehenswürdigkeiten, nicht besehen zu werden, und
darum ist es einigen nicht zu verübeln, daß sie striken
und sich überhaupt nicht besehen lassen. So z. B. war
die, wie es in den Reisebüchern heißt, gut erhaltene
Aula zur Zeit nicht zugänglich. „Da müssen Sie in
einigen Wochen wiederkommen", sagte mir ein sehr
würdevoller Herr, der eben aus dem Portal trat. Ich
bemerkte bescheiden, ich sei ein Fremder. „Das ist nicht
logisch", war die Antwort. „Deshalb könnten Sie doch
in einigen Wochen wiederkommen." Ich blickte bestürzt
an mir hinunter, ob mich der liebe Gott nicht etwa
plötzlich in einen Realschüler verwandelt hätte, und
erwiderte dann mit der Bescheidenheit, die man
Männern der Wissenschaft schuldet: ich würde gern
wiederkommen, wenn nur die Aula genügend sehenswert
sei. Worauf der Gelehrte mit vernichtendem Lächeln:
„Was denken Sie sich denn unter einer Aula? Das
ist kein Frauenzimmer: Aula heißt, wie schon bei den
Griechen, so bei uns, der Festsaal einer Universität."

Worauf ich: ich sei bisher der Meinung gewesen,
die Griechen hätten noch gar keine Universitäten ge-
habt, ebenso der Meinung, das Wort sei lateinisch und
habe bei den Römern den Hofraum des Hauses bedeu-
tet. Er zuckte zusammen: „Sind Sie Philologe?" —
„Nein, Schriftsteller." Da erschien flugs wieder jenes
Lächeln um seine Lippen: „Das ist Alles falsch! Übrigens
kümmert sich kein Gebildeter heute um verstaubten
Kram!" Und er schritt erhobenen Haupts, ohne Gruß,
von dannen. Ich sah ihm nicht nach; ich trat an die
Mauer der Michaelskirche, der Universität gegenüber,
prägte mir die Umrisse des ehrwürdigen Baues ein und
gedachte der Männer, die einst täglich durch dies Portal
geschritten. Eine lange, lange Reihe. Alle in langem, dunk-
len Talar, die Einen mit herabwallendem Haar, die Ande-
ren in der Allonge-Perrücke, dazwischen Mönche und
Männer im lutherischen Priestergewand, die Einen
das sichere Lächeln des Alleswissers um die Lippen,
die Anderen mit dem milden Blick und den feinen Runen
um den Mund, die die schmerzvolle Erkenntnis des
„Ignorabimus" dem Antlitz des Forschers eingräbt.
Weise und Thoren, Gelehrte und Silbenstecher, kleine
Lichtlein der Wissenschaft, die ausgeglommen waren,
als sie noch lebten, und Andere, die fortleuchten bis
in unsere Tage hinein. Da wandeln Eobanus Hessus,

der trinkfeste „König der Dichter“ und Conrad Celtes, der dann auch leibhaftig als Dichter gekrönt ward, da Crotus Rubianus, der große Begründer klassischer Studien an dieser Hochschule, da Luderus und Rufus, die welschen Dichter-Gelehrten, die hier eine Heimstätte gefunden, Justus Jonas und Joachim Comerarius, da Adam Riese, der 1525 hier sein berühmtes Rechenbuch herausgab, da, wie es sich für die Stadt der Blumen geziemt, zwei berühmte Vertreter der „scientia amabilis“, der Botanik, Valerius Cordus und Johannes Thal. Das sind Persönlichkeiten, die wert sind, daß man ihren Namen nenne. Andere wieder in diesem langen Zug haben nur als Schaar Bedeutung; so die Erfurter Theologen, die einst neben ihren Kollegen zu Paris und Löwen gegen den edlen Reuchlin für die Kölner Dominikaner entschieden. Sie kniffen die Augen vor der aufleuchtenden Flamme des Humanismus zu, die Anderen aber begrüßten sie freudig und halfen ihr Licht mehren; Erfurt war die beste und stärkste Stütze des Humanismus in Deutschland. Von hier aus ward der „verstaubte Kram“ ein Erwecker der Bildung und der geistigen Freiheit, des Sinns für Schönheit und für Menschlichkeit. Welche Bedeutung Homer und Horaz für unsere Zeit haben, darüber mag man verschiedener Meinung sein; ich meinerseits, meiner Zeit ein treuer Sohn, aber nicht ihr Knecht, glaube mit Jean Paul, daß die Menschheit unergründlich tief versänke, wenn unsere Jugend nicht mehr durch die Tempel der Alten den Weg auf den Markt des Lebens nähme, aber auch wer anders denkt, beuge doch sein Haupt vor dieser altersgrauen Burg des Humanismus auf deutschem Boden. Denn all unsere Kultur und alle Größe deutschen Namens in Wissenschaft und Dichtung erhebt sich auf dieser Grundlage. Berühmt waren die Lehrer, die einst durch dies Portal schritten, aber einen Ruf, wie sich zwei ihrer Schüler errungen, hat keiner von ihnen. Denn so unendlich verschieden diese Beiden waren, gemeinsam ist ihnen, daß ihre Namen auf Erden nie ersterben werden: Martin Luther und Johannes Faust.

Man weiß, Erfurt darf sich mit Recht eine Lutherstadt nennen, wie Eisleben, Wittenberg oder Worms. Er hat nur sieben Jahre seines Lebens hier verbracht (1501—1508), aber es waren die, wo er sich zu der „tapferen, frommen, ehrlichen Innerlichkeit“ durchrang, ohne die er vermutlich nur ein begabter Richter oder Advokat geworden wäre, wie viele Andere. Hier studierte er die Rechte und ward Magister der Jurisprudenz, hier erschloß sich ihm durch Crotus Rubianus und Johannes Lang die Welt der Alten, hier traf ihn durch ein Gewitter jener „Schrecken vom Himmel“, der ihn als Mönch zu den Augustinern trieb; in einer Erfurter Zelle durchlebte er jene Qualen des Zweifelns und Verzweifelns, aus denen ihn das Studium der Sch… emporhob. Dann ist er noch zweimal hier gew… 1521 auf der Reise nach Worms, dann das … darauf, wo er in der Kaufmannskirche predigte.

Neben diese Kirche, unter den Schatten ihrer … Bäume, haben die Erfurter darum auch ihr Lu… denkmal gesetzt. Es ist ein tüchtiges Werk von … Schaper, 1889 errichtet; auf einem hohen Granit… steht ernst und ruhig die hochaufgerichtete Gestalt, … beiden Hände halten die aufgeschlagene, an die Br… gedrückte Bibel: „Ich werde nicht sterben, sondern le… und des Herrn Werk verkündigen;“ es hätte der … schrift auf dem Sockel kaum bedurft, die Gestalt … es aus. Rietschels Lutherstandbild in Worms … zweifellos ungleich gewaltiger; es hat in der lei… schaftlichen Bewegung, im kämpfenden Antlitz, in … geballten Faust, die auf der geschlossenen Bibel … etwas Hinreißendes; aber auch Schapers Arbe… ein gutes Werk. Die vier Reliefs wirken gleich… erfreulich: der Magister der Rechte vergnügt sich … letzten Mal mit den Freunden bei Sang und Sai… spiel; sein Eintritt ins Kloster, von dem die Freund… abmahnen; seine Tröstung durch den ehrwürd… Staupitz; sein Empfang in Erfurt auf der Reise na… Worms. Besonders zu rühmen scheint mir das … Relief; ich zähle es den besten bei, die ich von mod… Meistern gesehen habe. Das gute Werk ist den Erf… tern zu gönnen; gar so viel Freude können sie, gl… ich, an ihren anderen Denkmälern nicht haben, … nicht am Kaiser Wilhelm-Denkmal, obwohl der Erf… Herr, der mir sagte: „Alles ist gut, aber was gar d… Pferd betrifft, so ist so was sonst selten zu seh…“ wenigstens teilweise Recht hatte. So ein Pferd … wirklich in der Natur nie, und auch auf Denkmäler… nicht oft zu sehen, aber Gestalt und Sockel sind … gut. Ich gebe zu, ein Denkmal dieses Fürsten ist … schwere Aufgabe; es ist kein Zufall, daß fast alle Luth… Denkmäler gut, fast alle Kaiser Wilhelm-Denkmäle… mißlungen sind. Der Grund leuchtet ein: es ist … natürlicher Gegensatz zwischen der ungemeinen Schl… heit der Erscheinung und der Größe der Aufgabe, … das Schicksal den greisen Fürsten hat lösen lassen. … ein Genie könnte Beides vereint zum Ausdruck bring… die Talente, die sich bisher daran versucht haben, … mögen es nicht; entweder sie geben eine stilisierte … gar posierende Imperatoren-Gestalt, und das ist … nicht der greise Fürst, wie er im deutschen Volke ge… lebt, oder einen freundlichen alten General, und … ist nicht der Einiger Deutschlands. Nicht daß … Schöpfer des Erfurter Denkmals den Kaiser in „… spruchsloser Interims-Uniform“ dargestellt hat, … den Beschauer, wohl aber die ungemeine Nüchtern…

Auffassung. Auch daß der romanische Sockel aus
em Granit so hoch und schmal ausgefallen ist, stört
stlich; freilich tröstet es andererseits, daß man bei
ı vierbeinigen Wesen, auf dem der Kaiser sitzt, nicht
n an ein wirkliches Pferd denkt, das ausschreiten
nte. Das Antlitz des Kaisers ist dem, das mir in
Erinnerung lebt, ähnlicher, als ich es auf anderen
nkmälern gesehen habe, aber das gilt nur von dem
hnitt der Züge, nicht von ihrem Ausdruck. Hier sehe
nur eben einen freundlichen, alten General, aber
Kaiser Wilhelms Züge war neben der Freundlich-
t das Bewußtsein, ein zu Größtem erlesenes Werk-
ıg der Vorsehung zu sein, und der stille Stolz großer
d treu erfüllter Pflichten. Von den anderen Denk-
ılern der Stadt ist nicht viel zu sagen. In den An-
gen am „Flutgraben" nahe der Pförtchenbrücke steht
s Sandstein-Denkmal des braven Ratmeisters
ristian Reichardt, im Kostüm der Zopfzeit, eine
eundliche, mittelmäßige Arbeit. „Der hat schiene
aume und gude Flumen (Pflaumen) geflanzt," er-
derte mir ein ganz kleiner Erfurter auf die Frage,
er der Mann wäre; die Pflaumen abgerechnet, die
n Lieblingsobst sein mochten, wußte also der Junge
escheid, denn Reichardt hat sich um den Gartenbau
r Stadt große Verdienste erworben. Hingegen mußte
ir von den Knaben, die sich am Hermanns-Brunnen
it vieler Ausdauer bespritzten, nur Einer zu sagen,
em der Brunnen gelte: „Das war ein General gegen
e Römer", und der sagte es falsch; der gotische
runnen ist nicht Hermann dem Cherusker, sondern
ur einem Stadtrat Hermann gewidmet, könnte aber
eshalb doch hübscher sein. Erfreulicher ist das Krieger-
enkmal im Hirschgarten, eine hohe, von einem ver-
oldeten Adler gekrönte Steinsäule, nur ist das Bei-
erk an Emblemen und Reliefs etwas zu reich und zu
erlich ausgefallen. Ringsum aber schlägt nicht
Mars, sondern Amor seine Schlachten; ich habe selten
uf einem bewohnten Flecken Erde so viele verliebte
Pärchen gesehen wie in diesen Anlagen zur Dämmer-
unde; das ist ja kein Hirschgarten mehr, sondern
hon fast ein „Hirschpark". Das relativ beste unter
en kleinen Erfurter Werken ist Hoffmeisters Brunnen
m Anger. Freilich eine Allegorie, die Dame ist, nach
em Blümchen in ihrer Hand zu schließen, eine Flora,
ingegen habe ich nicht herausgebracht, wer der bärtige
Herr ist; im Reisebuch steht, es sei der Herr Gewerbe-
leiß; das kann ich glauben oder nicht. Aber die
Figuren sind hübsch modelliert und das getriebene
Kupfer hat im Sonnenschein einen warmen Ton.

Doch zurück zu Luther. Auch vom Kloster, in dem
r drei Jahre verweilte, sind in der Augustinerstraße noch Reste zu sehen, freilich so verwandelt und modernisiert, daß man zu keinem rechten Eindruck kommt. Die Kirche, seit 1521 evangelisch, hat 1850 das Unions-Parlament beherbergt; wer heute das helle, geräumige Schiff betritt, denkt an Radowitz, der hier den glänzenden Scheinerfolg seiner Politik erlebte, oder an Bismarck, der ihn bekämpfte; an Luther zu denken, hat er keine Veranlassung. Im „Martinsstift", einer Anstalt für verwahrloste Knaben, und im Waisenhause werden noch einzelne Erinnerungen an Luther gezeigt, eine Reihe von Kammern, die von dem Bau des Klosters eine Anschauung geben, seine Zelle, 1872 ausgebrannt und seither mit neuem Gerät im Stil seiner Zeit ausgestattet u. s. w. Der Atem der Persönlichkeit schlägt Einem aus diesen Spielereien nicht entgegen.

Luther bedeutet für Erfurt unendlich viel; es gab Zeiten in der Geschichte dieser Stadt, wo nur sein Wort die Gemüter aufrecht erhielt. Und darum ist er hier auch noch im Volksbrauch lebendig, der ja nur eine Verkörperung dessen ist, was die Volksseele bewegt; ist dieser Hauch der Seele verflogen, so stirbt auch sacht der Brauch ab. Der Geburtstag Luthers ist auch heute noch ein bewußt begangenes Fest der Erfurter. Außer der Martinsgans giebts am 10. November auch Martinshörnchen und Martinskringel. Wenn Abends um Sechs die Glocken läuten, strömen die Kinder auf die Gasse. Die evangelischen singen:

Martin! Martin! Martin war ein braver Mann!
Steckt hier unten Lichter an,
Daß er oben sehen kann,
Was er unten hat gethan!

Der Vers scheint mir nicht recht volkstümlich, doch verzeichnen ihn verläßliche Quellen in diesem Wortlaut. Viel echter, aber auch minder gemütvoll klingt, was die katholischen Kinder singen:

Schnupt doch ab! Krik! krak!
Schneidet auch der Gans das Bein ab!
Laßt doch aber einen Stumpf noch dran,
Daß sie recht noch zappeln kann.

Gemeinsam ist den Kindern beider Bekenntnisse ein Brauch und Vers, der nichts mit Luther zu thun hat, sondern auf den heiligen Martin deutet, der ja bekanntlich Wasser in Wein verwandelte. Die Kinder stellen am Vorabend ein Krüglein mit Wasser vor ihre Kammerthür und singen dazu:

Martine, Martine, Mach das Wasser zu Wine!

Natürlich denken sie dabei nur an Luther, wie ihre Vorfahren, nachdem ihnen das Christentum in Fleisch und Blut übergegangen, nur an den heiligen Petrus dachten, wenn sie Sprüche sagten und Bräuche übten, die dem Donar galten. Neue Götter beerben die alten; das ist der Welt Lauf. (Fortsetzung folgt.)

Litterarische Notizen.

— Gedichte von Eugen Lirsch. Berlin, Concordia Deutsche Verlags-Anstalt. 1903. — Das Prager Deutschtum, von grimmigen, an Zahl weitaus überlegenen politischen Gegnern befehdet, in jüngster Zeit leider auch von inneren Zwistigkeiten nicht frei, hat nichts von dem schönen geistigen Streben eingebüßt, das einst Moritz Hartmann zu dem vielleicht hyperbolischen Wort bewog: Kein anderer Ort, wo Deutsche wohnten, hätte so viele und so gute Poeten getragen. Lassen wir dahingestellt, ob dies wörtlich richtig ist; gewiß aber ist, daß sich die älteren und jüngeren deutschen Poeten Prags nicht bloß in der Geschichte vergangener Litteratur-Epochen, sondern auch in der Gegenwart wohl sehen lassen können. Der stattlichen Schar reiht sich durch das vorliegende Bändchen eine junge, frische, rüstig und würdig strebende Kraft in einer Art an, die ehrliche Worte der Anerkennung für das bereits Geleistete verdient und nicht bloß zu guten Wünschen, sondern auch zu guten Hoffnungen für die Zukunft berechtigt. Eugen Lirsch ist vor allem ein wirklicher Dichter und kein Versemacher; wenn er in Versen zu sprechen beginnt, so hat er auch was zu sagen; klingt es ab und zu noch nicht ganz so volltönend, wie man wünschen möchte, so hat man doch überall den Eindruck, daß die Gedichte aus der Empfindung oder der Anschauung hervorgegangen, daß sie geworden und nicht gemacht sind. Das ist anscheinend nicht viel, und doch ist es das Erste, das Notwendigste, was ein Gedichtband aufweisen muß, wenn wir ihn ernst nehmen sollen, und unter hunderten von Gedichtbänden giebt es immer nur einige wenige, von denen das zu sagen ist. Daneben findet sich in dem Bändchen viel Gemut, aber noch mehr Geist, Phantasie und plastische Gestaltungskraft. Die besten, zugleich die eigentümlichsten Gedichte des Buches gehören eben darum einer heute wenig gepflegten Gattung der Lyrik an, der „novellistischen Lyrik" wollen wir sagen, um ein geistreiches Wort des alten V. Vischer zu zitieren, dem von lyrischer Stimmung erfüllten Genrebild. Solcher Art sind die drei besten Gedichte des Buches: „Das Blasorchester", wo die einzelnen Instrumente die phantastisch-wehmütige Geschichte eines armen Fürsten erzählen, das reizende, auch den Leser dieser Zeitschrift bekannte Rokokobildchen: „Herzogsliebe — Pagenminne" und das schalkhafte „Im Pfarrhaus". Nicht ganz so gut, aber doch gut und schön sind die Balladen und Romanzen: „Jung Lancelot", „Der Reiteroberst", „Die Dürre", „Fischer und Königin", vor allem aber „Das Mantelkind" und „Der Getreue"; namentlich „Das Mantelkind", nur etwa der Schluß abgerechnet, der etwas aus der Stimmung fällt und daher auch die Stimmung des Lesers beeinträchtigt, eine der anmutigsten Romanzen, die ein Dichter unserer Tage gesungen hat. Diese Stücke und einiges aus der Lyrik, „Weltende", „An eine Mutter", „Weihnacht", sichern dem Buche seinen Wert; ein reiner Lyriker, ein Liederdichter scheint Lirsch nicht zu sein, obgleich ihm auch da manches Hübsche gelingt. Wohl aber ist er ein geborener Epiker; daneben aber deutet die knappe Gestaltung und scharfe Zuspitzung der Situationen in den erzählenden Gedichten auf dramatische Begabung. Aber was immer er sonst noch werden mag: eins ist ihm heute schon zuzugestehen: er ist ein Dichter und verdient angehört zu werden. —nz—

— Daatjes Hochzeit. Von A. Hauschner (München, Albert Langen.) Dieses Buch bedeutet einen großen Fortschritt gegen Alles, was A. Hauschner bisher veröffentlicht hat. Vortrefflich gesehen und vortrefflich dargestellt erinnert es in seinen liebevollen und intimen Schilderun[gen] holländischen Fischerlebens an eines der schönsten [illegible] der zeitgenössischen Litteratur, an Pierre Lotis Pê[cheur] d'Islande. Nicht in der Fabel. Die Fabel hat [illegible] von Lotis Reiz, sie ist sehr kraß, eigentlich aber [illegible] nebensächlich, wohl aber in der Kenntniß und der Darst[ellung] von Land und Leuten. Solange man das Buch [in der] Hand hält, lebt man unter diesen „Mühsamen [und Be]ladenen", die aber doch auch lieben und freien [und sich] ihrer Jugend freuen, man fährt mit ihnen hinaus [in die] rauhe See zum unsäglich mühsamen Heringsfang und [illegible] bleibt zurück in ihren kleinen, so unendlich engen [Stuben] am ewig summenden Theekessel mit der bangen[den] [illegible] ewig plackenden Frau und der überreichen Kinder[schar]. Es ist sehr viel feine Detailmalerei in dem Buch [illegible] wieder ein echtes Verständniß für die uns fremde [illegible] für die von den unseren so verschiedenen Charakter[e] [illegible] für den tieferen Sinn dieses ganzen eigentümlichen [illegible]

— Zwei neue Bücher von Tony Schumacher [liegen] vor, zwei Bücher sehr verschiedener Art in Inhalt und [illegible] in äußerer Ausstattung. Während sich das eine „Überle[g's]" eng an eine Reihe ähnlicher Sammlungen von Plaud[ereien] aus ihrer Feder, die ihm in Laufe der letzten Jahre [vor]angegangen sind, anschließt und im gediegenen Gew[ande] erscheint (Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart), [illegible] das andere drei „Erzählungen aus dem Leben," unter [dem] gemeinsamen Titel, „Opfer der Schuld", mit denen [sich] Tony Schumacher auf ein ihr neues Gebiet wagt, auf das [der] psychologischen Vertiefung. Die äußere Form, in der [die] Verlagshandlung (Fleischhauer und Spohn, Stuttgart) [das] Buch in die Welt sendet, wird ihm keine Freunde [illegible]. Jede der drei Erzählungen ist für sich paginiert, jeder [ist] der Name der Verfasserin von Neuem vorgesetzt [illegible] macht das Buch den Eindruck dreier zufällig zusamm[enge]ratener Teile. Anders sein Inhalt. Der ist aus [einem] Guß. Zwar nicht in dem Sinne aus einem Guß, [daß es] abgerundete und vollendete Arbeiten sind, die die [Ver]fasserin bietet, in dem Sinne aber, daß durch alle [ihr] warmes Herz und ihr frommes Gemüt leuchten. Die [illegible] der drei Geschichten ist wohl „Wie einer ein Str[illegible] wurde" die besten Erzähler-Eigenschaften der mit [illegible] so überaus beliebten Kinderschriftstellerin kommen in [der] Jugendgeschichte des „Kroatenmärta" voll zur Geltung [illegible] auch der weitere Verlauf der Erzählung, insbe[sondere] Märtes „Verbrechen" nicht ganz glaubhaft gemacht. [illegible] man doch gerne dieser schlicht erzählten schlichten Ge[schichte]. Die letzte der „Erzählungen aus dem Leben" „Die Sünden der Väter" oder wie Tony Schumacher selbst sagt, das [sie] eigentlich heißen sollte „Die Sünden der Mütter" enthält zweifellos das interessanteste Material, aber dies Mater[ial] ist nicht genug sorgfältig durchgearbeitet; ererbte und [illegible] fällige Einflüsse sind nicht strenge genug auseinander [ge]halten. In allen drei Geschichten kommt die anmut[ige] Plauderin mehr zur Geltung als die Psychologin, [illegible] auch das andere oben genannte Buch Tony Schumacher[s] wieder von dieser ihrer besten Seite zeigt. Ein leises [Be]denken wäre vielleicht gegen „Überleg's" zu äußern: [Alle] Bücher Tony Schumachers weisen echte, erquickende Frömmig[keit] auf, in keinem ihrer bisherigen ist aber mit [illegible] Absichtlichkeit — an jedem Kapitelschluß — nach[gewiesen] wie in diesem. Und wer ließe sich nicht lieber [illegible] führen als deutlich belehren?

Neue Bücher.

Vorstehende Bücher sind bei der Redaktion zur Rezension eingelaufen:

Foth, Max. Das Drama in seinem Gegensatz zur Dichtkunst. Ein verkanntes Problem der Ästhetik. Band I. Die Stellung des Dramas unter den Künsten. Leipzig, Verlag von Georg Wigand. 1902.

Albers, Paul. Ausgewählte Lieder eines Fün[illegible] Ausgewählte Gedichte. Breslau, Verlag von [illegible] Trewendt. 1902.

Hildebrandt, Paul. Neue Brettl-Chansons [illegible] sungen von Ricke Gassenbauer, jetzt von Ernestine [illegible] Überbrett. Berlin, A. Hildebrandt. O. J.

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Herausgebers Karl Emil Franzos in Berlin. — Nachdruck auch im Einzelnen ist untersagt und wird strafgerichtlich verfolgt. Verlag der Concordia Deutsche Verlags-Anstalt in Berlin. Druck von Kißling & Krüger, Berlin N.

Eine Deutsche Akademie.

VII.

Von den 34 Gutachten, die bisher vorliegen, wurden bekanntlich 17 für, 17 gegen eine Akademie abgegeben. Dies Verhältnis ändert sich auch durch die nachstehend veröffentlichte Serie von Äußerungen nur unwesentlich. Es sind drei prinzipielle Gegner und ein prinzipieller Anhänger des Plans, denen wir diesmal das Wort erteilen.

An die Spitze sei die Äußerung eines bedeutenden Schriftstellers gestellt, dessen Todesnachricht an dem Tage eintrifft, an dem dies Heft unter die Presse geht. Hieronymus Lorm (Dr. Heinrich Landesmann) ist in Brünn im 81. Lebensjahre dahingeschieden. Seine Zuschrift zur Sache, die uns vor zwei Monaten zukam, lautet:

Brünn, 30. September 1902.

Sehr geehrter Herr!

In meiner Abgeschiedenheit von der Welt, ausschließlich beseelt von großer Sehnsucht nach der einzigen irdischen Gewißheit, bin ich nicht mehr geneigt und dadurch vielleicht auch nicht mehr berechtigt, meine Stimme in einer allgemeinen Angelegenheit abzugeben. Die Erfahrungen meines langen Lebens und persönliche Schicksale jedoch haben die Überzeugung in mir gereift, der ich immerhin subjektiven Ausdruck geben darf: Daß die europäische Kulturwelt von drei großen öffentlichen Heucheleien wie von drei starken Säulen getragen wird. Diese sind zunächst die religiösen Bethätigungen ohne wirklichen Glauben, sodann die dynastischen Huldigungen und endlich die lärmenden und bombastischen Feierlichkeiten für Dichter und Künstler. Die letztbezeichnete öffentliche Heuchelei entfaltet in keinem Staate so häufig leeren Pomp wie in Deutschland. Das Heuchlerische erhellt schon daraus, daß nirgends sonst in der Welt die Dichterwerke so wenig gekauft und gelesen werden, wenn sie nicht als dramatische oder epische Karikaturen zufällig in Mode kommen. Am späten Geburts- oder Todestag eines Dichters werden kostspielige Feierlichkeiten oder Vorträge veranstaltet und dieselben Leute, die sich mit heuchlerischer Begeisterung dazu drängen und dabei Zeitaufwand und Toilettekosten nicht scheuen, würden eiligst davon laufen, wenn ihnen dabei die Ausgabe weniger Groschen für die Werke des Gefeierten zugemutet würde. In Deutschland ist der veraltete „arme Poet" von Kotzebue noch immer eine Aktualität.

Der in Ihrem Programm entwickelte Plan Du Bois-Reymonds und Daniel Sanders' zu einer Akademie der deutschen Sprache wäre in seiner Verwirklichung allerdings eine Wohlthat für die Entwickelung des deutschen Geistes, schon wegen des unvergleichlichen Tiefsinns, welcher der Wortbildung der deutschen Sprache wie keiner anderen Kultursprache innewohnt. Haben doch z. B. die Franzosen keine etymologische Unterscheidung für die Begriffe von „Verstand" und „Vernunft". Ein Riese der Denkthätigkeit, Kant, hätte deshalb — wegen sprachlicher Unzulänglichkeit — in Frankreich nicht erstehen können. Eine Ehrung deutscher Dichter nach dem Muster der „Académie française" würde die in Deutschland wie nirgends sonst angeschwollene Zahl der litterarisch Erbitterten nur vermehren. Dazu kommt, daß die Mitglieder einer „Akademie der Litteratur", welche über die Wahl fernerer Genossen zu entscheiden hätten, unvermeidlich von versteckten ultramontanen oder pietistischen oder bureaukratischen Rücksichten geleitet wären, von verborgen gehaltenen Prinzipien, welche niemals den wahren und wirklichen Geist der deutschen Nation zum Vorschein kommen ließen, sondern nur geeignet wären, die öffentliche Heuchelei in Deutschland noch zu steigern.

Hochachtungsvoll ergeben

Dr. Heinr. Landesmann.

(Hieronymus Lorm.)

Hingegen sendete uns Otto Julius Bierbaum aus Wien, wo er sich damals aufhielt, eine kleine Denkschrift folgenden Wortlauts:

Wien, 19. September 1902.

Die Gründung einer Akademie der deutschen Sprache scheint mir sehr wünschenswert, nicht unmöglich, aber ungemein schwierig zu sein.

Erste Voraussetzung wäre ein deutscher Fürst (ja nicht eine deutsche Regierung!), der persönlich so bewandert im deutschen Schrifttume der Gegenwart und überdies noch so wohlberaten wäre, daß er bei der Wahl der ersten Mitglieder des Institutes keine verhängnisvollen Fehler machte. Vor Allem müßte er von dem Irrtume frei sein, daß in einer Akademie

der deutschen Sprache die Sprachgelehrten vorwiegen müßten, vielmehr müßte er den Sprachkünstlern das Übergewicht sichern und, wie von Gelehrten überhaupt, so auch von Litteraturgelehrten nur solche beiziehen, die, Wissenschaft und Geschmack vereinigend, zur Kunst der Sprache nicht minder ein Verhältnis haben als zu ihrer Wissenschaft.

Eine Akademie der deutschen Sprache müßte ein Vereinigungspunkt aller derer sein, die, sei es in gebundener Sprache oder in Prosa, sei es als Dichter oder als Schriftsteller gleichviel welchen Stoffgebietes, sprachliche Meisterschaft bewährt haben, und es dürfte keine andere Ausschließlichkeit herrschen, als die in Hinsicht der Form.

Den Dichtern gebührt in einer Akademie der Sprache der erste Platz, denn sie vertreten die Sprachkunst im weitesten Umfange. Sie sind die eigentlichen Sprachbildner, und ihnen stehen die meisten und reichsten Möglichkeiten der Form zur Verfügung, ja sie sind sogar fähig, neue künstlerische Formen zu schaffen. Schöpferisches Sprachtalent ist im Allgemeinen nur bei ihnen. (Es versteht sich, daß ich hier nur an solche Dichter denke, die wert sind, Künstler genannt zu werden. Es giebt, vornehmlich in Deutschland, wo auch das Publikum nur wenig Sinn für die künstlerische Form einer Dichtung hat, auch andere: z. B. „Naturalisten", die nur scharf beobachten und exakt abschreiben können; andere Leute von starker Phantasie, die es nicht vermögen, ihre Gedichte in eine klare Form zu bringen; oder geschickte Erfinder von spannenden epischen oder dramatischen Handlungen, die es für unnötig halten, ihren Erfindungen ein sprachliches Gewand von künstlerisch persönlichem Zuschnitte zu geben. Diese Alle gehören nicht in eine Akademie der deutschen Sprache, mögen sie auch im Übrigen noch so begabt sein.)

Nach den Dichtern kämen meines Erachtens zuerst die Meister der öffentlichen Rede oder des öffentlichen Schrifttums, die mit der Sprache direkt ins Leben wirken: also etwa Staatsmänner, Parlamentarier, forensische und Kanzelredner, Publizisten. Natürlich wäre bei ihnen so wenig auf die Gesinnung Rücksicht zu nehmen, wie bei den Dichtern auf die „Richtung".

Auch bei den Gelehrten dürfte nicht die Gelehrsamkeit maßgebend sein, sondern die Form, in der sie vorgetragen wird. Die Vertreter der Sprachwissenschaft müßten eine besondere Sektion bilden, und dieser würden gewisse gelehrte Aufgaben der Akademie zufallen, wie z. B. die Sammlung alles dessen, was kennzeichnend ist für die gegenwärtige Entwickelung der deutschen Sprache in den verschiedenen Äußerungsgebieten. Aber damit gerate ich bereits in Einzelheiten.

Im Allgemeinen wird eine deutsche Akademie nicht viel mehr sein können, als ein Institut zur Auszeichnung aller Derer, die es in der Handha[…] der deutschen Sprache zu schöpferischer Meister[…] gebracht haben. Das scheint vielleicht wenig, aber viel, und es wäre gerade für uns De[…] wichtig, ein solches Institut zu haben, denn es [...] das Publikum auf den Wert der künstlerischen [...] hinweisen und ihm eine Art Leitung in dieser Rich[…] gewähren, vorausgesetzt natürlich, daß es durch [...] Art, wie es seine Auszeichnungen verteilt, Anerk[…] gewinne. In dem Augenblick, wo sich mit Recht [...] Verdacht regen dürfte, daß die Aufnahme in [...] Akademie der deutschen Sprache von anderen Gesi[…] punkten abhängig gemacht würde, als von der [...] sprachlichen Meisterschaft, würde der Einfluß [...] solchen Institutes auf das Publikum geschwächt [...] er würde schließlich vollkommen aufgehoben wer[…]

In dem angedeuteten erzieherischen Einfluß [...] das Publikum erblicke ich aber den Hauptzweck [...] derartigen Akademie. In diesem Sinne ist [...] geradezu ein Bedürfnis. Wir sind in Deutschl[…] auf dem Wege nach einem ästhetischen Kultus. [...] bildenden Künste sind im lebhaftesten Vorwärtsdr[…] und es läßt sich nicht verkennen, daß sie bereits w[…] Kreise für ihr Ziel gewonnen haben. Diesen Er[…] verdanken die bildenden Künstler gewiß in er[…] Linie sich selber, ein wenig aber doch auch dem [...] stande, daß ihnen Faktoren der öffentlichen Ku[…] pflege zu Hilfe kamen. — Das künstlerische Sch[…] tum ist, auf allen Gebieten, auch unter den V[…] tretern der Wissenschaft, nicht minder im Aufschw[…] aber im Publikum sind es nur sehr enge Kreise [...] eine Empfindung dafür haben, daß auch [...] ästhetische Qualitäten nach Anerkennung [...] Im Allgemeinen fehlt es am ästhetischen Un[…] scheidungsvermögen auf dem Gebiete der Litteratu[…] durchaus, und der Erfolg ist fast ausschließlich [...] den bald gröberen, bald feineren Sensationen [...] Inhalts. Mir ist es zweifellos, daß die Gründ[…] einer Akademie der deutschen Sprache hierin W[…] schaffen könnte.

Zum Schlusse möchte ich noch bemerken, da[…] gut sein würde, wenn sie nicht bloß Ehren aus[…] sondern, wo es nötig ist, auch materielle Förder[…] angedeihen ließe.

Otto Julius Bierbaum.

Ablehnend hingegen spricht sich Julius [...] aus. Er schreibt uns:

Charlottenburg, 19. September [...]

Sehr geehrter Herr!

Ich kann mich mit dem Plane der Errich[…] einer deutschen Akademie für Litteratur nicht [...] freunden. Zunächst sehe ich nicht, welche Rechte [...] Pflichten, welche Geschäfte und Verhandlungen [...] solchen Akademie übertragen werden sollten, und [...] ihr genügende Vollmacht zur Ausübung einer [...] greifenden Wirksamkeit erteilen sollte. Es scheint [...] sehr fraglich, ob die große Zahl der deutschen [...]

ller und Schriftstellerinnen sich den Anordnungen nd Entscheidungen einer Körperschaft fügen würde, deren Wahl und Einsetzung nicht jeder Einzelne ine Stimme abgegeben hat und abgeben kann. Es ürde der Akademie die nötige Autorität fehlen, und würde schwerlich einen bemerkbaren Einfluß auf ultur, Sprache und schriftstellerischen Brauch ge- innen. Die Litteratur muß sich in der gleichen nbeschränkten Freiheit entfalten und bethätigen innen wie die wissenschaftliche Forschung und ihre ehre. Eine Bevormundung würde meines Er- chtens mehr Schaden anrichten als Nutzen stiften. er gebildete Teil unseres Volkes in seiner Mehr- eit ist der einzig zuständige Richter über das, was ir schaffen und wie wir schaffen; seine Anteilnahme t der Maßstab für die Qualität unserer Leistungen.

Und noch etwas Anderes kommt in Betracht. ei dem Wettbewerb um die Mitgliedschaft der kademie würde dem Ehrgeiz und der Eifersucht nter den Schriftstellern Thor und Thür geöffnet erden, wie dies ja bei der Académie française eutlich und unerquicklich genug zu Tage tritt. —

Aus diesen Gründen kann ich die Errichtung iner Akademie für Litteratur nicht für wünschens- ert halten; es wäre mir jedoch sehr interessant, zu esen, wie der eine und andere unserer Kollegen über ie Angelegenheit denkt.

Mit vorzüglicher Hochachtung Ihr sehr ergebener

Julius Wolff.

Ein Gegner des Plans ist auch Julius odenberg in Berlin. Er schreibt:

Berlin, 7. Oktober 1902.

Sehr geehrter Herr!

Auf Ihre vom 27. v. Mts. datierte Anfrage er- laube ich mir, wie folgt, zu antworten:

Aus inneren Gründen erscheint mir, in Übereinstimmung mit den veröffentlichten Äußerungen meiner Freunde Karl Frenzel und Paul Heyse, der Plan einer Akademie für deutsche Litteratur nicht ersprießlich; unter den gegebenen Verhältnissen sehe ich auch gar keine Möglichkeit, ihn in einer Weise zu verwirklichen, die dem Zweck einer Akademie und der Würde der deutschen Litteratur entspräche. Der Begriff einer Akademie bedingt Centralisation; sie bedarf eines festen Mittelpunktes und muß, um etwa der Akademie der Wissenschaften oder den dieser angegliederten Sektionen für bildende Künste und Musik als gleichwertig zu gelten, von Staats wegen, und nicht aus Privatmitteln geschaffen sein. Hierzu jedoch ist, meines Erachtens, keine Aussicht vorhanden.

Mit dem Ausdruck vorzüglicher Hochachtung

Ihr ergebener

Julius Rodenberg.

Unsere kleine Statistik fügen wir auch diesmal bei. Gestimmt haben bisher 38 Schriftsteller und Gelehrte, davon 18 für, 20 gegen eine Akademie. Ihrer Lebensstellung nach sind es 25 Schriftsteller und 13 Gelehrte. Von den Schriftstellern sind 11 für, 14 gegen eine Akademie; unter den Gelehrten hingegen sind 7 für, 6 gegen den Plan.

Da sich einzelne Nachzügler noch einfinden, läßt sich das endgültige Ergebnis, was die Zahl der Stimmen betrifft, nicht voraussehen. Freilich sollen Stimmen nicht bloß gezählt, sondern auch gewogen werden. Aber dies Recht steht Jedermann zu, nur nicht dem Herausgeber einer Zeitschrift, der eine Rundfrage gestellt hat.

Das nächste Heft wird die Fortsetzung der Debatte bringen.

Ein Traum.

Es hat ein Traum heut Nacht
An meinem harten Bett gewacht,
Und war wie liebes, mildes Maienlicht;
Doch was mir träumte, weiß ich nicht.
Was war es nur?
War wie ein wunderlich Frauengesicht,
Wie Silberduft auf quellender Flur.
War . . . war . . . was war es nur?

Nein, nein, mein Tag hat nicht
Für Grillen Raum.
Mein Tag ist eine große, bitt're Pflicht.
Der Traum . . . der Traum . . .
War wie ein liebes, mildes Maienlicht . . .

Acht schlägt die Uhr.
Nein, nein, mein Tag hat nicht
Für Grillen Raum.
Es war ja nur
Ein Traum.

Georg Rothe.

Tennis.

Wie zierlich sie sich schmiegt und wiegt,
Ein süß, verzogen Kind!
Und schlank sich biegt – der Ball entfliegt
Wie leichtem Wind.

So wird im Husch mit flinker List
Gar mancher Sieg errafft.
Ob nicht zu leicht mein Mädchen ist
Und flatterhaft?

Aus, Spiel und Lust für diesen Tag.
Und schlendernd, wie im Scherz,
Hebt sie den Arm zum letzten Schlag –
Schlägt auf mein Herz.

Hugo Nirenstein.

Eldorado.

Weit sind wir hergekommen
Durch Meeressturm und Sonnenglut,
Nun stehen wir beklommen:
Die goldne Stadt verschlang die Flut.

Die Stimmen, die uns riefen,
Die wurden stumm an diesem Ort —
Im See, in kühlen Tiefen,
Schläft unsrer heißen Sehnsucht Hort.

Enttäuschung und Entsagen
Hat jeder neue Tag gebracht;
Wir haben's doch ertragen
Und sahen Licht in dunkler Nacht.

Wir standen ohne Beben
In Sturmesnot und Kampfgeschrei;
Geräuschlos brach das Leben,
Unhörbar brach es uns entzwei.

Wohl, daß uns Meere trennen
Von Allem, was uns einst beglückt!
Wir mögen nicht bekennen
Es sei ein Trug, was uns berückt.

Wir mögen nicht gestehen,
Die Stirn gefurcht von bittrer Scham!
Wir sahen's still verwehen,
Was unser Herz gefangen nahm.

Es ragen Tempelhallen
In Waldeseinsamkeit empor,
Der Vorhang rauscht, wir wallen
Weltflüchtig durch das hohe Thor.

Wir legen aus den Händen
Den Schild und das erprobte Schwert —
Rings auf den Marmorwänden
Glänzt's wie das Gold, das wir begehrt.

Zuletzt im Heiligtume
Ist unser Sehnen auch verglüht,
Weil dort die stille Blume,
Die Blume des Vergessens blüht.

Georg Edward

Erinnerung.

Manchmal so, an festlichen Tagen,
Wenn die Menschen im Feierkleid
Lachend gehn, ohn' Quälen und Klagen,
Wird das Herz mir sehnsuchtsweit,
Und dann denk' ich trauernd zurück
An unser heimliches Sonntagsglück.

Sonntagsfeiern war unser Lieben,
Kannte nicht Werkeltage, nicht Last.
Was uns machtvoll zusammengetrieben,
War nur sorgloser Sehnsucht Hast.
Schönheit suchen gingen wir aus,
Kamen mit vollen Händen nach Haus.

Doch ein Werktag kam gegangen,
Mit ihm die Sorge durch das Land.
Kalt und bleich waren beider Wangen,
Hart und grausam des Paares Hand.
Als sie sich uns in den Weg gestellt,
War wie verweht die erträumte Welt.

Du bist rechts vorbeigeschritten,
Links hab' ich meinen Weg gesucht,
Über den Rosenpfad inmitten
Einmal noch heimlich rückwärts gelugt:
Langsam gingst Du, gesenkt den Blick,
Wortlos in Dein Alltagsgeschick.

Manchmal nun, an festlichen Tagen,
Fühl' ich bitter, was ich verlor:
Tausend quälende Klagen schlagen
Brausend wie Vorwurf mir an's Ohr,
Dich zu suchen geh ich dann aus, —
Komme mit leeren Händen nach Haus.

Friedrich Castelle.

Du!

Du bist meiner Wünsche hochheilige Braut:
Du bist die Schönheit. O wärest Du mein!
Da wollt' ich stolz wie ein König sein,
Der seine Reiche überschaut.

Voll Kraftgefühls, ein herrlicher Held,
Ein kühner Erobrer, ruhmumglänzt —
So staunt er in's Weite. Unbegrenzt
Bist Du sein Eigen, leuchtende Welt!

Die Nachbarn, die Neider, die giftige Brut,
Hält Furcht und Zagen in Ohnmacht gebannt;
Denn er liebt und schützt sein schönes Land
Mit Königsliebe und Königsmut.

Hans Rudorf

Arbeit.

Roman von **Maria Schade.**

(Fortsetzung.)

Der Abend kam. Die lange Flucht der Salons .nzte in elektrischem Lichte. Die unnützen und lweise auch geschmacklosen Gegenstände, die sich allen Zimmern breit machten und an denen ın nichts weiter bewundern konnte als den ammeleifer, der sie zusammengetragen, badeten) aufdringlich in den Strahlen, die aus den hllosen rötlichen Birnen strömten. Die Fenster ıren unverhängt, denn Herr Ruprecht huldigte r philantropischen Ansicht, daß man auch den :ner stehenden Mitmenschen wenigstens den nblick seiner Freude gönnen müsse.

Schlag sieben Uhr trafen sich wie verabredet ɔei der geladenen Gäste vor der hohen Eisenür des festlich strahlenden Hauses.

„Pünktlichkeit ist die Tugend der Könige," gte bei der Begrüßung der eine von ihnen. s war ein kleiner kugelrunder Herr mit einem pitzbauche, den er nicht ohne Würde vor sich :rtrug, und einem gleichmäßig roten Gesichte, ı dem die bläulich angehauchte Nase das einzig emerkenswerte schien.

Der andere, eine schlanke elegante Erscheinung iit distinguierten Zügen, lächelte vornehm herabıssend, denn er fühlte sich sichtlich geschmeichelt urch die Anrede des kleinen Plebejers, in der 'iner Meinung nach eine Anspielung auf seine ocharistokratische Herkunft lag.

„Wissen Sie, so ein Diner bei Ruprechts," er Kleine schnalzte vor Behagen mit der Zunge, das ist gradezu etwas Excellentes." Er keuchte eim Treppensteigen, denn er war kurzatmig.

„Lieber Kommissionsrat," sagte der Baron ıachlässig, „Sie sollten entschieden mehr auf sich ıchten . . . Bei Ihrer Konstitution . . . Das st gefährlich . . . Setzen Sie sich doch auf nappe Rationen."

„Als ob man mir Unmäßigkeit vorwerfen önnte!" Der ganz Erhitzte keuchte noch immer. „Man muß doch schließlich etwas zu sich nehmen . . . Essen und Trinken erhält Leib und Seele."

„Bei Ihnen hat sich dieses Wort entschieden bewahrheitet, wenigstens was den Leib anbetrifft. — Über Ihre geschätzte Seele erlaube ich mir kein Urteil."

Die Korridorthüre war bereits weit geöffnet, denn der Diener hatte das Kommen der Herren erwartet.

Während sich der wohlbeleibte Kommissionsrat den Paletot abziehen ließ, erkundigte er sich bei dem Diener sehr eingehend nach dem Menu, was das Taktgefühl des Barons schwer verletzte, der vor dem Spiegel stand, um seine sorgfältige Toilette noch einer letzten Musterung zu unterziehen. Er selbst würde sich nie zu einer solchen Vertraulichkeit herabgelassen haben, obgleich es doch bei ihm als einem Verwandten etwas anderes gewesen wäre. Er war nämlich ein Kousin von Isis Stiefmutter. Sonst pflegte er allerdings von seinen verwandtschaftlichen Beziehungen zu dem bürgerlichen Kaufmannshause keinen Gebrauch zu machen. Nur zuweilen, wenn er sich in einer höchst peinlichen Geldklemme befand, beehrte er Ruprecht mit dem vertraulichen „Du". Dieser fühlte sich auch immer durch eine solche Auszeichnung sehr gehoben und war innerlich glücklich, seine Festtafel mit einem freiherrlichen Verwandten schmücken zu können. Der hatte denn auch stets die Gnade zu erscheinen, obgleich im Grunde genommen ihm nicht viel an den feinen Diners lag, da er durchaus nicht zu den Gourmands zählte. Dafür war er aber um so intensiver Don Juan. Die ganze Stadt erzählte die pikantesten Abenteuer von ihm. Nur daß niemand mit Neid erwähnen konnte, daß er in näherer Beziehung zur reizenden Isi stehe, schmerzte ihn tief.

„Ist der Professor schon da?" fragte der

kleine Schlemmer, der seine Wißbegierde in Betreff des Menus bereits gestillt hatte.

„Nein, Herr Kommissionsrat," antwortete der Diener.

Der Professor war nämlich der Dritte der unvermeidlichen Hausfreunde, wie sie Ruprecht selbst genannt hatte. Er war ein reicher Mann, der wie alle reichen Leute Zeit genug besaß, einen Sport zu treiben. Der Sport, den er trieb, war die Wissenschaft. Aber wie es Kavaliere giebt, die nicht selbst rennen, sondern sich für diese Strapaze Jockeys halten, so ließ auch er andere arbeiten, und sah nur mit einer gewissen Spannung den Anstrengungen zu. Nichtsdestoweniger hatte er eines schönen Tages den Professortitel erhalten. Niemand, er selber mitgerechnet, wußte recht warum. Von diesem Augenblicke an hielt er es für seine Pflicht, so viel wie irgend möglich sich als richtigen Vertreter seines Standes zu dokumentieren. Da ihm dazu entschieden die inneren Eigenschaften fehlten, so suchte er wenigstens auf äußerem Wege seinen Zweck zu erreichen. Er spielte den Zerstreuten, den Grübler, vernachlässigte seine Toilette und strebte in allen Bewegungen einer gewissen Genialität zu. Auf der Treppe machte sich ein nicht unbedeutendes Geräusch bemerkbar.

„Ah, der Professor!" riefen alle wie aus einem Munde.

Der Diener stürzte nach der Thür, die er weit öffnete. Der Erwartete trat ein.

In seinem Gange lag etwas Schwankendes. Er murmelte ein paar unverständliche, abgerissene Worte, die eine Begrüßung sein sollten.

Das würdige Kleeblatt trat in das Empfangszimmer. Das war ein kleines, raffiniert eingerichtetes Gemach mit lila und rötlichen Farbentönen in Tapete und Möbeln.

Isi trug ein grünes Kleid, das den Hals und die Arme bis zum Ellenbogen frei ließ.

Sie sah wunderbar schön aus.

Der Baron war denn auch sogleich an ihrer Seite. Er flüsterte ihr fade Komplimente ins Ohr, die sie mit einem zerstreuten Lächeln erwiderte.

Die beiden anderen Herren hielten sich bei der Gratulation länger auf. Der Professor hob sogar den Zeigefinger mit wichtiger Miene:

„Mein Angebinde, das kommt später — bei Tische."

Ruprecht lächelte glücklich — geschmeichelt.

In diesem Augenblicke ging die Thüre auf. Alle Augen wandten sich nach dem Ein… Hans Meerbach trat ins Zimmer.

Mit sicheren Schritten, ohne eine Spur … Befangenheit ging er auf Isi zu. Die ka… schon entgegen. Sie streckte ihm die Hand … Tief beugte er sich herab, um die weißen F… zu küssen, die leise in der seinen zitterten. … wandte er sich dem Hausherrn zu.

„Sie gestatten, daß ich Sie bekannt mach…" Ruprecht verstand immer eine feierliche … aufzusetzen, wenn es sich darum handelte, … Pflicht als Wirt zu erfüllen.

Der junge Künstler verbeugte sich vor … mit ruhiger Sicherheit. Dann trat er beis… zur Seite.

Tiefe Stille. Niemand sprach, denn k… wußte recht, was er eigentlich sagen sollte.

Es war, als habe sich mit dem Ersch… Meerbachs etwas Schweres, Drückendes au… Gemüter gelegt.

Das Eintreten des Dieners, der meldete, … angerichtet sei, wurde daher von allen … wie eine Erlösung begrüßt. Schwankend nä… sich der Professor der Hausfrau, die er … ältester und würdigster der Gäste zu Tische fü…

Die andern folgten dem Paar.

„Ah!" flüsterte der Kommissionsrat, und … feistes Gesicht leuchtete wie verklärt, „das Sch… ist doch eine festlich geschmückte Tafel."

„Und an dieser Tafel eine schöne Fra…" fügte der Baron, der neben ihm ging, hinzu … einem brennenden Blick auf Isi, indem er … gewandt an ihre freie Seite schlängelte, wei… hoffte, dort wie gewöhnlich seinen Platz zu find… Aber nicht gering war sein Erstaunen, als … junge Frau die Hand auf die ledergepolst… Lehne des Stuhles neben sich legte, und … einem Blicke nach dem Künstler, der beschei… als Letzter folgte, sagte:

„Bitte, Herr Meerbach . . ."

Es war das erste Mal an diesem Abend, … die beiden sich mit vollem Bewußtsein ansch… Die Augen des Bildhauers sprachen bered… als sein Mund hätte sprechen können. … bist Du schön!" riefen sie dem erglühenden W… zu. Und ihr Blick ruhte voll Stolz auf … hohen Erscheinung des Künstlers.

Der Baron hatte sich widerwillig der jun… Frau gegenübergesetzt. Er klemmte das Mon… ins Auge. Mit einem zornigen Blick ma… den Eindringling.

Dieser Mann war hübsch, vielleicht …

. Das mußte er zugeben, obgleich er ihn e. Er war sein Feind, das fühlte er in- tiv. Überhaupt war ihm jeder Künstler un- pathisch, weil er in ihm nur einen Arbeiter Und nun gar ein Bildhauer, der mit dem mer hantierte. — Wie kam der Mensch her und zu diesem Ehrenplatze! — Unglaublich! Meerbach war ganz benommen von all dem nz, der ihn umgab. Seine Blicke schweiften : die braune Holztäfelung der Wände, die ch seltsame Lichtreflexe erhellt wurde. Sie en die Paneele entlang, auf denen in fast loser Reihe Kannen und Krüge blitzten. Sie ten auf der Tafel, die mit Nelken geschmückt e. Das sah er alles. Aber das Schönste Kostbarste, was dieser Raum barg, durfte nicht sehen, weil er fürchtete, sich durch seine gen zu verraten, — seine Nachbarin.

Die Unterhaltung schleppte sich gequält vor- rts. Der Einzige, der sich Mühe gab, die mer wieder stockende in Fluß zu bringen, war precht. Jetzt hielt er es auch für seine Pflicht, neuen Gast, der so schweigsam dasaß, mit s Gespräch zu ziehen. Darum sagte er:

„Ja, ja, meine Herren, es ist etwas Schönes die Kunst!"

Die Herren antworteten nicht gleich. Nur r Kommissionsrat bestätigte:

„Ja, ja, es ist etwas Schönes, wirklich etwas chönes . . ."

Der Professor fuhr aus seinen tiefen Ge- nken empor. Auch er fühlte sich verpflichtet, it dem jungen Manne, der sich heute zum ersten Mal in seiner Gesellschaft befand, ein paar Worte zu wechseln.

„Sie schreiben wohl wieder eine Oper?"

Meerbach hob den Kopf.

„Ich? — Bedaure unendlich, aber ich bin in Musiker. — Ich bin Bildhauer."

„Ach so, Bildhauer. — Richtig! — Richtig! — Bei der Vorstellung verhörte ich mich. — Ich in immer in Gedanken . . . Die Plastik — ine schöne Kunst — eine hohe. Die Kunst n drei Dimensionen. — Womit beschäftigen Sie ich gegenwärtig?"

„Mein letztes Werk ist eine allegorische Figur."

„Die Arbeit," beeilte sich Ruprecht hinzu- zufügen. „Ich kann Ihnen sagen, Herr Professor, ine großartige Leistung. Ich habe sie auch gesehen. — Es war ein Genuß." Er verbeugte ich artig nach der Richtung, wo der Künstler saß. „Famos! Einfach hervorragend."

Die Arbeit, dachte der Baron, welch' niedriger Gedanke. Darauf kann auch nur solch' ein Plebejer kommen. Mit einem geringschätzigen Blicke streifte er den Bildhauer. Dabei sagte er nachlässig:

„Wer die Arbeit kennt, reißt sich nicht danach."

„Erlauben Sie, Baron," wandte der Hausherr ein, „wenn Sie das Werk gesehen hätten . . . Sie sollten einmal das Atelier unseres jungen Freundes besuchen . . ."

Der Aristokrat sah an seinem tadellosen Rock hinunter, als wolle er sagen: habe ich meine anständigen Kleider dazu, daß ich sie in einer schmierigen Werkstatt beschmutze?!

„Haben Sie schon viel Aufträge für Kaiserstandbilder gehabt?" fragte er dann, indem er Meerbach herausfordernd fixierte. Der Baron war nämlich der Ansicht, daß die Kunst nur einen Wert habe, wenn sie zur Verherrlichung des Thrones diene.

Der Bildhauer schüttelte den Kopf.

„Bis jetzt habe ich für solche Bestellungen nicht Zeit gehabt. Allerdings befinden sich gegenwärtig ein paar Büsten dieser Art in meinem Atelier. Aber ich lasse sie von meinen Schülern anfertigen."

Jü wurde dunkelrot. Sie fühlte, daß dieses Gespräch um jeden Preis abgebrochen werden müsse. In ihrer Hast fand sie nicht gleich ein passendes Thema. Als einziger Ausweg blieb ihr nur das Wetter.

„Nein, dieser Regen!" seufzte sie. „Man wird ganz nervös."

„Ein regnender Himmel," sagte der Baron, „ist wie eine weinende Frau. Da man den Thränen beider machtlos gegenübersteht, so bleibt einem nur noch übrig, sie zu bewundern."

„Au!" machte der Kommissionsrat.

„Was wissen Sie Epikuräer von Thränen?" fuhr der Baron fort. „Wenn Sie einmal Thränen im Auge gespürt haben, so war doch nur eine zu scharf papricierte Sauce daran schuld."

Die Tischgesellschaft brach in schallendes Gelächter aus. Aber trotzdem die Heiterkeit so laut war, hatte sie doch etwas Gezwungenes.

Der junge Künstler empfand immer deutlicher das Peinliche seiner Lage. Er aß an dem Tische eines Mannes, dessen Frau er liebte. Er genoß die Gastfreundschaft eines Hauses, dessen Frieden er zerstören wollte. Sein gesundes Gefühl, das noch nicht unter modernen zersetzenden Einflüssen gelitten hatte, sagte ihm, daß es eine unwürdige

Rolle sei, die er spiele. Jeder Schluck, jeder Bissen widerte ihn an. Alle die Leckereien, aus denen das reiche Menu zusammengesetzt war, hatte er vorübergehen lassen. Er wußte kaum, daß es Krebssuppe, Austern, Caviar und Bachforellen gegeben hatte. Mit Sehnsucht sah er dem Ende der Zeremonie entgegen. Er machte sich Vorwürfe, die Einladung angenommen zu haben. Sein erster Gedanke beim Empfang der Aufforderung zum Diner war auch eine sofortige Ablehnung gewesen. Nach der letzten Begegnung mit Isi erschien es ihm eine Unmöglichkeit, ihrem Gatten freundschaftlich und harmlos gegenüber treten zu können. Aber dann hatte eben der Gedanke an Isi ihn umgestimmt. Er mußte sie wiedersehen. Sie würde jetzt nicht wieder sein Atelier besuchen, das wußte er. Und doch war eine Aussprache notwendig. Vielleicht war es ihr Wunsch, daß er kam. Also mußte er dieses Opfer bringen. Er brachte es ja seiner Liebe. Und ihre Nähe beglückte ihn auch jetzt wie immer. Heimlich berührte er zuweilen unter dem Tische das grüne Kleid. Und so leise auch die Berührung war, Isi merkte es doch. Denn er fühlte das Beben des schlanken Körpers an seiner Seite.

Als die Poularden serviert wurden, rückte der Gelehrte sichtlich unruhig auf dem Stuhle hin und her. Man wußte, daß nun das bereits versprochene Angebinde kam, — der allgemein gefürchtete Toast. Und er kam auch mit aller Geschmacklosigkeit des Ausdrucks, mit aller umständlichen Breite, die man an dem Professor zur Genüge kannte. In überschwenglichen Worten lobte er die reichen Verdienste des Geburtstagskindes. Man war froh, als endlich das Hoch erscholl.

Die Gläser klangen aneinander. Die Stimmen schwirrten.

Meerbach stammelte seinen verspäteten Glückwunsch, als er mit dem Hausherrn anstieß.

Der klopfte ihm jovial auf die Schulter.

„Ich hoffe, mein junger Freund," sagte er in herzlich klingendem Tone, „daß ich noch oft die Freude haben werde, Sie als Gast meines Hauses zu begrüßen."

Vor den Augen des Künstlers drehte es sich.

Isi trat zu ihm.

Ihre Gläser klangen aneinander: ein seltsamer Ton — halb wie ein erstickter Schrei.

Worauf hatten sie angestoßen? Auf das We… des Mannes, den sie hintergehen wollten.

Sie sahen sich an. Ihre Gesichter waren blei…

Meerbach mußte sich abwenden.

In der Hand der jungen Frau bebte das Gla…

Das Diner war zu Ende.

Man begab sich in das Spielzimmer.

„Sind Sie befriedigt?" fragte der Kommi…onsrat den Baron, der nachlässig neben ihm gi…

„Ich bin es im vollsten Maße. Ruprechts ve…stehen was von der Sache, das muß man sage…"

„Ach was!" brummte der Aristokrat. „…ist kalt wie eine Hundeschnauze. Frauen u… Cigarren ähneln sich in gewisser Hinsicht. We… ihnen das Feuer fehlt, sind sie ungenießba…"

Und dabei griff er nach der Havanna, die de… Diener präsentierte, und steckte sie in Brand.

Man lehnte herum, die Mokkatasse in de… Hand, die man nirgend recht unterzubringen wu…

Ruprecht setzte sich an den mit grünem Tu… beschlagenen Spieltisch.

„Meine Herren!" rief er. „Ist Ihnen … Partiechen gefällig?"

„Natürlich! — Mit dem größten Vergnüge…"

Der Baron und der Kommissionsrat tra… sogleich heran.

„Herr Meerbach, darf ich Sie aufforde… uns beim Skat als vierter Mann Gesellscha… zu leisten?"

Der Künstler verbeugte sich leicht vor dem Hausherrn.

„Bedaure unendlich. Aber ich spiele nicht."

„Ach so . . . Thut mir sehr leid . . . Dan… müssen Sie schon die Güte haben, sich so la… mit meiner Frau zu unterhalten . . . Un… Professor pflegt nach Tisch immer ein bißchen zu ruhen . . ."

„Nehmen Sie auf mich keine Rücksicht — absolut nicht!" rief der Gelehrte. „Ich … mir etwas Lesbares . . . Sie haben da … interessante Sachen . . ."

Isi hatte sich über das Billard gebeugt, … in der Mitte des Zimmers stand. Durch … weißen Hände glitten die Kugeln.

„Willst Du nicht eine Partie machen?" … der Gatte. „Herr Meerbach ist vielleicht … Partner . . ."

„Nein! — Heute spiele ich nicht."

Die junge Frau ließ die Kugeln fallen. … reckte sich in die Höhe. (Fortsetzung …

Todtwund.

Es war mein Traum,
Einsam zu schreiten
Auf lichtumflossenen Höhen,
Von Gipfel zu Gipfel,
Näher der Sonne,
Über purpurnen Wolken.

Näher dem Atem
Unsterblicher Götter,
Dem Flug ihrer kühnen Gedanken,
Als der Erde
Armseligen Tieren
Und ihren dumpfen Begierden.

Herrliche Schönheit,
Du kannst sie nur schauen
Von luftblauen Gipfeln.
Regungslos
Wie die Ewigkeit liegt
Vor Dir die grünende Erde.

Dünkt Dich nicht heilig
Der stolze Fels,
Den der Jahrtausende
Nebel umwallten
Und der Jahrtausende
Sonnenstrahlen umglüht?

Dünkt Dich nicht lieblich
Die blühende Erde,
Gegürtet mit silbernem Strom?
Schaust nicht ihr Leiden,
Hörst nicht ihr Klagen,
Siehst nur das Lächeln der Schönen!

Doch sie in den Tiefen,
Sie freuen sich alle
Des ewig begehrenden Lebens.
Sie kennen nicht Götter,
Sie kennen nicht Sehnsucht
Nach der Stille aufragender Gipfel.

Ihr Glück,
Ich neid's ihnen nicht.
Ihr Glück, es ist nicht das meine.
Doch leichter ward ihnen
Als mir der Weg
In dem Traumgang des suchenden Lebens.

Muß ich's nicht fühlen?
Aus blauen Höhen
Todtwund, so saus' ich herunter,
Mit schlaffem Fittig,
Gleich dem Adler,
Den die Kugel des Jägers traf.

Herunter in all die
Gemeinheit des Lebens,
In all die Ohnmacht des Aufflugs,
Zu beweinen die Träume
Und verblutend zu sterben,
Wie alles Gewöhnliche stirbt.

Camillo V. Susan.

Im Park.

Durch den Park in hellen Haufen
Kommen Kinder flink gelaufen,
Braun' und gelbe Blätter schmücken
Fröhlich ihnen Brust und Rücken,
Und ein Blondkopf aus der Schar
Trägt den Herbstschmuck stolz im Haar.

Welke Blätter, totgeweihte,
Eh der finstre Fürst Euch freite,
Durftet ihr noch Kinderhänden
Letzte Liebesgabe spenden.
Werfen sie im Spiel euch ab,
Sinkt ihr lächelnd wohl ins Grab! —

Holde Kindheit, weisheitsfrohe,
Wo des Lebens heiße Lohe
Warm aus Aug und Seele leuchtet,
Thräne, die das Auge feuchtet,
Bald vom Lachen wird verdrängt,
Himmel voller Geigen hängt!

Alles weißt Du zu beleben,
Kannst aufs neu ihm Farbe geben;
Selbst aus Welken und Vergehen,
Muß Dir neue Lust erstehen,
Heller goldner Sonnenschein
Ist Dein unberührtes Sein.

Wollte Dir ein liebend Walten
Diese Zauberkraft erhalten;
Mögst Du auch in spätern Tagen
Stets nur solche Ketten tragen,
Die ein leichter Ruck der Hand
Lächelnd schleudert in den Sand!

Walter Kaehler.

Nikolaustag.

Winters, wenn die Blumen sind gestorben,
Doch des Christbaums Lichter fern schon blinken,
Geht der heilige Nikolaus durchs Land:
Abends stellen kleine fromme Kinder
Ihre Schuhe gläubig vor das Fenster,
Bangend harren sie in ihrem Bettchen —
Ward's dann Tag, so finden sie mit Jauchzen
Voll von Süßigkeit die Schuh' und Flitter.

Herr, ich leg' mein Herz vor Deine Thüre,
Sieh, es friert und fürchtet sich im Dunkeln.
Laß die Morgensonne ihm erstehen,
Laß ihm weihnachtlich die Glocken klingen.
Füll' es an mit neuer, süßer Hoffnung
Mit der Frucht vom goldnen Baum des Glückes
Und erwacht wird Dir sein längstentschlafner
Kinderglaube danken.

F. Ottm

Nachtritt.

Mein Gaul jagt wie ein schwarzes Phantom
Unter den hängenden Zweigen —
Um uns der starre, gründüstere Dom,
Und Schweigen — Schweigen — —
Hip hurra! Stahl und Stein!
Funken stieben im Dämmerschein!
Wer kommt geritten?
Über Fels und Moor, über Scholle und Kluft,
Die Mähne saust in der bleichen Luft —
Die Zügel sind mir entglitten!

Und hab' ich verloren die Zügel
So geht's nochmal so geschwind!
Es fliegen wie Rabenflügel
Meine schwarzen Haare im Wind —
Haissa! Was noch verloren?
Fliege, Du rotes Herz!
Der Sturm kreischt mir in die Ohren
Einen frechen, lachenden Scherz!
Hip hurra! Stahl und Stein —
Funken stieben im Dämmerschein —
Wer kommt geritten?
Es hetzt und jagt wie ein schwarzes Gespenst —
Du rotes Herz — wie Du brennst — wie Du brennst
Die Zügel sind mir entglitten!

Die Zügel sind mir entfallen!
Heissa! Da rollt mein Kopf —
Ich hör' ihn fallen und hallen
Wie einen hohlen Topf!
Hip hurra! Stahl und Stein!
Funken stieben im Dämmerschein!
Wer kommt geritten?
Über Berg und Thal — über See und Land
Der Teufel führt mein Roß an der Hand!
Mir sind die Zügel entglitten!

Gertrud Kle

Gesang der Meereswellen.

Jüngst saß ich sinnend am Meeresstrand,
Die Wellen kamen klingend ans Land.
Sie haben ihr Schicksal ausgetauscht,
Und ihre Kunde hab' ich erlauscht.

„Ich walle hernieder vom hohen Nord,
Wo hehre Schönheit umglänzt den Fjord.
Das Nordlicht erhellt die schaurige Nacht,
Taucht Eisgebilde in purpurne Pracht."

„„Ich komme vom lieblichen Süden daher,
Blau schimmern die Schwestern im leuchtenden Meer.
Am Strande sind blühende Gärten zu schau'n
Und sehnsuchtblasse, glutäugige Frau'n."“

„Ich wogte einst in tosender See
Und kühlte der Wunden brennendes Weh,
Als der Kampf des Helden Stirn zerklafft
Und die Flut den Tapfern hinabgerafft."

„„Ich bespülte einst der Seligen Strand,
Wo alles Leid und Sehnen gebannt.
Da singen die Wellen in sanftem Chor
Vom ewigem Frieden zum Himmel empor."“

So klang es weiter und sang und klang
Am wallenden Meeressaum entlang
Von Erdenschönheit und Erdenleid
Und wechselvoller Flucht der Zeit.

Wilhelm J

Trost.

Was hast Du denn zu klagen?
Sag Herz: Hast Du mich lieb,
Wozu dann noch verzagen!
Komm her: Ich hab' Dich lieb!

Wozu dann all das Quälen,
Wozu mein Lieb, wozu?
Laß Frieden uns'ren Seelen
Und ihre Seelenruh!

Sie wissens ohne Sprechen,
Ohn' daß ein Wörtchen fällt:
Man kann nicht mehr zerbrechen
Was uns zusammenhält.

Börries Freiherr von Münchhause

Die Toten leben.

Dramatische Dichtung in drei Aufzügen von Adolf Wilbrandt.

(Fortsetzung.)

Thrasybulos

(liest gleichgültig auf einer der Tafeln):

„Leb schaffend, stirb dann; im Geschaffenen lebst Du fort.“

(Stutzt einen Augenblick. Lacht dann auf.)

Fort lebst Du? Wie denn? Weil das dumme Volk
Noch denkt: nur unter Gelon konnt' man leben,
Ein Gott war Gelon?! — Narrheit! Das vergeht.
Ihr Hirn ist Wachs; mit festem Griffel schreibt
Man neue Schrift hinein!

(Liest.)

„Wer in den Seelen lebte, überlebt den Tod“ . . . .
Auch das ist kindisch.
Was sind die Seelen, drin Du lebtest? Erz?
Granit? Sie werden anders Tag für Tag.
Und sie vergessen! — — Ich will nichts mehr lesen;
Es ist alles dumm.

(von unbewußter Gewalt hingezogen)

Vielleicht dies Eine noch!
„Du kannst nur tödten, was sterblich ist; das Andere nicht.“

(Stutzt wieder. Gegen eine Erschütterung kämpfend.)

Das Andre? Was denn? Zeig mir's. Zeig mir's doch!
Wo ist's denn? Laß mir's vor die Augen treten;
Ich tödt' es auch! Ich kann die Tafeln hier
Zusammenschlagen; Deine Weisheit ist
Dann Staub wie Du. Ich kann — — Was kann ich nicht,
Wenn ich der Herr bin?

(mit der unruhig zitternden Hand auf die Tafel deutend)

Worte, Worte, Worte! —
Sie grinsen her; sie thun, als sprächen sie
Mit Deiner Stimme; — das ist lächerlich.
Ich will sie sprechen hören, furchtlos, furchtlos.
Noch einen Spruch! Nur her damit! Was steht da?
„Wie fest auch im Sattel, der Frevler jagt dem Abgrund zu.“

(Fährt zusammen.)

Wer ist Dein Frevler? Sprachst Du das für mich?
Warst Du so weise, daß Du wußtest, wer
Einst an Dir freveln wird? — Ja, ja. Ich bin's.
Wenn Du noch fortlebst, wie Du sagst — und wie
Die Andern greinen — gut, so tritt heran;
Ich will noch einmal freveln! will's vollenden!
Gräßlich unfaßbar Leben dieses Toten,
Das unsichtbar umherschwebt durch die Luft,
In die Gehirne schleicht, die Seelen anklingt,
Daß alles „Gelon! Gelon!“ widerhallt —
Stell Dich! Komm an! In körperlicher Wahrheit
Tritt vor mein ungesättigt Schwert!

(Hat sein Schwert gezogen. Erwacht allmählich wie aus einem wilden Traum.)

Ich fiebre;
Oder bin sonst ein wenig toll. Wie kann,
Was nicht mehr lebt, sich meinem Schwert — — Nun also!
Dann ist's auch ewig todt! — Ich will Dir zeigen,
Daß ich nichts fürchte. In die Zelle dort —
Die Thür ist offen — in das Tempelchen
Des unbekannten Gottes will ich treten;
Und vor'm Altar, da, wo ich Dich erschlug,
Da will ich — will ich —

(Geht zur Thür links; zuerst fest, dann mit schwindender Kraft. Sinkt endlich gegen die Thür.)

Welch ein Kind! Ich kann nicht.
Bin wie Lanassa: bin nicht recht gesund!

(**Kephalos** öffnet hinten die Thür, tritt ein, bleibt dort stehen.)

Kephalos.

Du hast befohlen, Herr.

(nach einer Weile, da Thrasybulos schweigt)

Da bin ich. Kephalos.

Thrasybulos (für sich).

Wie gut 'ne Menschenstimme thut! und ist's auch
Nur die des Kephalos. Er lebt lebendig,
Nicht wie die Toten!

(Wendet sich. Laut.)

Sei gegrüßt. Berichte.
Wie steht's da draußen?

Kephalos.

Herr —

Thrasybulos.

Was? Du nun auch?
So ein bedenklich düsteres Gesicht?
Mein Brief? Lanassa?

Kephalos.

Gestern kam Dein Brief;
Lanassa las ihn. Saß dann lange still —

Thrasybulos.
Und sagte was?

Kephalos.
Und sagte nichts.

Thrasybulos.
Kein Wort?

Kephalos.
Beim Höllenhund, kein Wort! — Seit diesem Abend,
Wo Du den Theron — (Stockt.)

Thrasybulos.
Der mich grimmig reizte —

Kephalos.
Das that er! freilich! Doch seit diesem Abend,
Wo Du das Schwert zogst gegen ihren Theron,
Ist's mit Lanassa wieder wie zuvor.
Sie sitzt Dir wie gefroren da —

Thrasybulos.
Lanassa?
Der Geist verwirrt?

Kephalos.
Das nicht, Herr. Nein, das nicht.
Das hätt' ich gleich am ersten Tag gemeldet!
Sie hat Verstand und Sinn, wie Du und ich;
Da spür' ich nichts. Doch wie ein nasser Vogel
Bei schlechtem Wetter sitzt sie da, im Winkel,
Wohl auch am Meer, auf so 'nem Felsenstück,
Ein langer schwarzer Fleck, der sich nicht rührt!
Sie schaut, und sieht doch nicht. Sie horcht nicht auf,
Sie hört nicht, wenn man spricht. So gehn die Stunden
Dahin; wie Wolken, die vorüberziehen.
Beim Hund, ich möcht' nicht einen Tag so leben!
Da wird man ja zum Wurm!

Thrasybulos.
(durch Kephalos' Redeweise unsanft berührt, unterdrückt seinen Unmut noch, wendet sich nur einen Augenblick ab).
Du sagst mir nicht,
Was sie für Antwort giebt auf meinen Brief.
Das wollt' ich wissen.

Kephalos.
Antwort? Wie ich sagte:
Sie sagte nichts! — Ich ließ es gestern gehn.
Heut aber, eh' ich aufbrach, um herüber
Zu fahren, trat ich vor sie hin: „Lanassa!
Ich soll dem Herrscher eine Antwort bringen
Auf seinen Brief. Was hast Du aufgesetzt?"
Da schaut sie durch mich durch — bis Naxos, denk' ich —
Und sagt nach einer Weil': „Geschrieben? Nichts.
Ich mag nicht schreiben. Sag ihm, Kephalos:
Zum Ehweib taug ich nicht. Ich hab' das Leben
Nicht lieb" — so sagte sie — „bin kein Gefährte
Für solche, die es lieben. Mög' die Gnade
Der Götter ihm das rechte Weib bescheeren,
Das seines Sinnes ist!"

Thrasybulos (finster lächelnd).
Ein mildes Nein. —
Sonst nichts?

Kephalos
Ich wüßte nicht.

Thrasybulos
Kein herbes Wort
Aus den versteckten Winkeln ihres Herzens?
Nichts von Empörung? Haß?

Kephalos.
Auf Dich?

Thrasybulos.
Auf mich.

Thrasybulos
Herr, wie ich sagte, ein geduckter Vogel;
Kein Leben drin! Drum weder Haß, noch Zorn
Noch sonst was. Von den blassen Lippen kamen
Die Worte mild und müd' —
(auf das Götterbild rechts in der Blende deutend)
wie wenn die Pallas
Athene dort auf einmal reden wollte.
Dann trat ein kleines Röschen auf die Wangen —
Ein Hauch, mehr nicht — und plötzlich sagte sie:
„Ich möcht' noch einmal in der Halle beten,
Des Bruders letztem Werk, ich ganz allein;
Und dann — nach Hellas, in die alte Heimat.
Es zieht mich fort von hier, und hin nach drüben.
Sag dem Gebieter beides. Sag, ich könnt'
Nicht glauben, daß er mich gefangen halten,
Noch daß er mir die allerletzte Bitte
Abschlagen könnte, mir, der Schwester Gelons,
Der Jugendfreundin. Abschied von dem Bruder
In seinem Haus, von Syrakus — und fort!"

Thrasybulos (düster).
Abschied. — — Doch wie sie will. — Sag ihr —

Kephalos.
Vergnügt
Ihr sagt' ihr selber schon — in Deinem Sinn —
Du wolltest nur der Menge nicht gestatten,
Sich in des Gelon Halle zu versammeln,
Aufsäßig gegen den, der jetzt gebietet.
Der Schwester, sagt' ich, ihr allein, zum Abschied
Verwehrt er's sicher nicht! Das weiß ich, sagt' ich

Thrasybulos (gereizt, noch an sich haltend).
So eigenmächtig?

Kephalos.
Herr — Dein Kephalos! —
War's nicht nach Deinem Sinn?

Thrasybulos.

Das wohl. Sie mag
...er stehen und beten; was bekümmert's mich.
...t aber —

Kephalos.

Siehst Du, Herr, das wußt' ich ja.
...um sagt' ich auch nicht Nein, als mich Lanassa
...m bat: „Ich komm' noch heute; laß mich! laß mich!"
...e war wie aufgewacht; sie zog den Schleier
...recht, der ganz verwildert um sie hing,
...e strich ihr Haar; dann rief sie Epikydes
...d Theron, die am felsigen Ufer standen:
...ch fahre nach! ihr mit!" — Es freute mich,
...aß in die Tote wieder Leben kam;
...ird auch den Thrasybulos freuen, dacht' ich.
...nd Theron —

Thrasybulos.

Theron? Der soll mit?

Kephalos.

Sie will ja
...ichts ohne ihn, Herr. Theron soll sie auch,
...o sagte sie, nach Griechenland begleiten.

Thrasybulos.

Glückliche Fahrt für ihn! Ich halt' ihn nicht.
Doch sie? Der Vogel regt die Flügel wieder,
Nur um mir zu entfliehn? — — Wann will sie kommen?

Kephalos.

Noch heut, Herr. Ich gewährt' es ihr. Warum nicht?
So kannst Du sie ja sehn, Herr, wenn Du willst.
Leibwächter fahren mit, ein ganzer Haufe.

Thrasybulos.

Ich will sie sehn!

(Thut einige Schritte, sich von Kephalos entfernend. Für sich.)

Mir zu entfliehn? — — Nun ja,
Vielleicht wär's gut, wir säh'n uns niemals wieder.
Ein müdes, krankes Weib? Und wenn sie stets
Die Schrift des Gelon auf der Stirne trüge —
Dann freit' ich lieber ihre Küchenmagd! —
Das Andre zwäng ich wohl. Mit Jugendfeuer
Und Liebesglut entflammt man auch das kranke,
Das lebenssatte Blut; — und sie war einst
So süß lebendig! (laut) Heute kommt sie noch.

Kephalos.

Ja, Herr.

Thrasybulos.

Ich will versuchen, sie zu halten.
(verschlossen) 's ist Politik. Vermählung mit der Schwester
Des allgeliebten Gelon!

Kephalos (sinnlich lächelnd).

Und, beim Hund,
Ein schönes Weib!

Thrasybulos
(stampft mit dem Fuß auf den Boden).

Schon wieder! — Kephalos,
Ich muß Dir sagen: Du hast grobe Sinne,
Du merkst nicht, wenn Dein Reden mir mißfällt.
„Beim Hund!" „Beim Höllenhund!" So spricht man nicht
Vor dem Gebieter. Und auch sonst: Du läßt Dich
Noch immer gehn, wie einst. Bist eigenmächtig;
Fällst mir ins Wort; jetzt eben lächeltest
Du wie ein Satyr, von Lanassa sprechend.
Ich bitt' Dich, nie vergiß: da steht der Herr!

Kephalos
(nach kurzem Schweigen, gekränkt).

Ist das mein Dank?

Thrasybulos.

Wofür?

Kephalos.

Hab' ich Dir nicht
Geholfen wie kein Andrer, daß Du nun
Da stehst als Herr? Wer warb Dir Söldner an,
Wer sprach zum Volk wie ich? Und jetzt —

Thrasybulos.

Und jetzt?

Kephalos.

Helf' ich Dir nicht auch jetzt wie Keiner sonst?

Thrasybulos.

Du stellst Dich hoch! — Für das Vergang'ne hab'
Ich Dir gedankt, und redlich. Brauch' ich Dich
Noch jetzt als „Helfer"? Söldner brauch' ich, die
Mir tüchtig dienen, weil ich sie vergolde,
So fürstlich wie kein Zweiter. Hohe Löhnung
Und eignes Land dazu; wer giebt denn mehr?
Gefiel's Dir länger nicht in meinem Dienst,
Nehm' ich 'nen Andern; davon wimmelt's in
Den Hafenstädten, wie Du selber sagtest!

Kephalos.

Hm! — Aber sind sie treu?

(auf eine der Inschrifttafeln deutend)

Wie sagte Gelon?
„Auf Weibermuth und Söldnertreu — auf Sand gebaut!"

Thrasybulos.

Kommst nun auch Du mit Gelon? Heil'ger Zeus,
Das ist —! — — Doch still davon! — Ich mußte Dir's
Einprägen in den allzu leichten Sinn:
Mehr Ehrfurcht wünsch' ich. Dann ist alles gut.
Daß ich zu karg wär', sollst Du niemals klagen.
Daß ich der Herr bin, sag Dir auch als Freund! —
Laß mir's vermelden, wenn Lanassa hier ist.
Ich hoff' sie — bleibt! (Rechts ab.)

Kephalos (nach stummem Nachschauen)

Ich wollt', er hätte mir

Den Weg gebahnt, und diese Herrenworte
Hätt' eben ich zu meinem „Freund“ gesprochen.
(wie noch zu Thrasybulos redend)
Beim Hund! Beim Höllenhund! Beim — — Er
kann mich
Entbehren — ich ihn nicht. Das ist das Elend.
Drum werd' ich nun zur Maus, die nur noch piept,
Und wie ein hungrig Hündchen lern' ich Ehrfurcht!
(Horcht.) Da sind sie schon.
(Oeffnet hinten die Thür. **Lanassa** wird sichtbar, hinter ihr **Epikydes**, **Theron**, eine kleine Schaar von **Leibwächtern**.)
Der Herr gestattet Dir,
Hier einzutreten. Ich erwirkt' es Dir,
Er that es mir zu Lieb'.

Lanassa.
Hab Dank.

Kephalos.
Doch gilt
Sein Ja für Dich allein. Die Andern bleiben
Im Garten, denk' ich, bis Du wiederkommst.

Lanassa (tritt ein; nur sie).
So wollt' ich's auch. (Blickt langsam, schwerathmend umher.)

Kephalos.
Ich lass' Dich nun mit Dir.
(Geht hinten ab und schließt die Thür.)

Lanassa.
O welche Wonne doch: ich bin einmal
Mit mir und Dir allein! Es liegt kein Aug'
Auf mir — nur das der Seele meines Toten! —
Mir ist, als wär' ich in die Gruft getreten,
Wo seine Asche ruht. Es haucht mich Leben
Von seinem Leben aus den Wänden an!
Sein Mund ist still — so still — so ewigstill —
Doch hör' ich seine Worte. O ihr goldnen,
Noch warmen Worte! Geist aus seinem Geist —
Nun hier zu Stein geworden — nein, nicht Stein:
Ihr redet noch! und recht zu meiner Seele.
Ich les' nur schlecht, ihr schwimmt in meinem Aug'. —
Nein, hier nicht weinen! dann ist alles todt.
Will lesen, was er schrieb! als wär's sein Letztes,
Sein Testament, sein brüderlich Vermächtniß!
(Trocknet sich mit ihrem Schleier die Augen.)
Dich kenn' ich, edler Spruch. Er sagt' ihn mir.
„Zum Leben gehört auch Sterben; stirb drum würdig
auch.“
O Du! Wie starbst Du? O, wer sagt mir endlich,
Wie, wie ich trauern muß? Ich sterb' so hin
Und weiß nicht, weiß nicht. Gieb mir Antwort, Bruder!
(Liest.) „Den Geist in Dir behüte Du vor jeder Schmach.“
Das will ich wohl! O glaub' mir! Eh' ich Sch…
Von irgend einer Art ertrüg', eh stürb' ich;
Dir nach! Dir nach! — Denn sieh, darunter …
„Den Schwachen auch macht Liebe stark, der …
…
Hier stand ich, las es, sprach es. Und Dein …
Liebreiches Herrscheraug' sah mir ins Aug',
Und sinnend sprachst Du — in der letzten Stunde
(mit drohendem Schluchzen kämpfend)
Und sinnend sprachst Du: „Hätt'st Du mich …
Daß Du um mich zur Heldin werden könntest“
Und lächeltest mich an — und ich —
(Sie vergeht in Schluchzen. Sinkt unter der Inschrifttafel zu … lehnt den Kopf an die Wand. — Nach einer Weile, noch schluchzend, dann sich befreiend)
O Gelon!
Gelon! Mein Gelon! Sag's! Wie starbst Du …
Gemordet oder nicht? Fuhr gegen Dich
Sein Schwert auch aus der Scheid', wie gegen …
Und da Dich niemand schützte, traf es Dich?
Bist Du gemordet, dann muß ich Dich rächen,
Ich, Deine Heldin; ja, so lieb' ich Dich!
Dort in der Thür stand Thrasybulos, wie
Ein Schatten ohne Blut; und mir im Ohr
War noch Dein Röcheln: „Mörder!“ „Scheusal!“ …
Verstand ich — oder träumt' ich. O ihr Götter!
Dann lag' ich dort am Boden, sinnverlassen;
Und Epikydes kam — er sagt's — wie kam er …
Als Mordeshelfer? Und sie nahmen ihn,
Den Blut'gen? wohl das Schwert noch in der …
Und ich lag da und sah nichts, hörte nichts,
Hilflos und nutzlos, ein gemaltes Bild,
So todt wie er; und über mich hinweg,
Die frechen Mörder — —
(Sie steht auf, wie emporgerissen. In die Luft starrend, … Gedanken suchend, alle Schwäche von sich abwerfend, ballt sie die … noch zitternden Hände; zerrt sich in der Erregung den Schleier …)
Still! — Sie waren Zwei.
Und ist der Eine stumm wie Stein, so kann
Der Andre reden. Gelon lachte über
Den „Feigling“ Epikydes! Hätt' ich ihn,
O hätt' ich ihn — hier — hier — ich wollt' … er-
gründen. —
Ich will's ergründen! Hör mich, liebster Gelon!
„Den Schwachen auch macht Liebe stark, der starke
Gott.“
(Schaut und horcht umher.)
Wo blieben Die? — Im Garten. Kephalos
Sprach so . . . Ich weiß. Mein Geist ist klar. Ich …
So gut wie je! — Wenn Theron — — tapfer …
Das ist bewiesen —
(Oeffnet leise und vorsichtig hinten die Thür.)
Theron steht allein.
(Fortsetzung folgt.)

Das Hohelied.

Von **Ludmilla von Rehren.**

„. . Siehe, der Lenz ist gekommen, und die urteltaube läßt sich hören in unserm Lande. Der Feigenbaum hat Knoten gewonnen, — ie Weinstöcke haben Blüten gewonnen und eben ihren Geruch. Stehe auf, meine Freundin nd komme, meine Schöne, komme her.

Meine Taube in den Felsklüften, in den Steinrissen, zeige mir Deine Gestalt, laß mich öören Deine süße Stimme. .“

Schwester Mary bricht plötzlich ab. Es hörte ich fast an, als ob Jemand im Zimmer gelacht ätte. Aber das kann doch nicht sein. . Der ort im Bette liegt, kann nicht gelacht haben. Wenn man sterben soll, lacht man nicht . .

Aber er lacht doch, ganz leise zwar, aber er acht. Und dann sagt er mit weicher, müder Stimme:

„Legen Sie einmal die Bibel beiseite und — ach bitte, kommen Sie doch ein wenig her.“

Sie steht gehorsam auf, zieht den grünen Schirm sorglich noch ein wenig tiefer über die Lampe, damit kein Lichtstrahl blendend das Auge des Kranken trifft und geht auf das Bett zu, mit ganz leisen, unhörbaren Schritten.

„Setzen Sie sich — — nein, hierher,“ sagt er ungeduldig und sie thut es, gehorsam, mechanisch. Man hat sie gelehrt, zu gehorchen und dabei zu schweigen.

Die Lampe brennt auf dem Tische. Der grüne Schirm dämpft das Licht, sodaß die Ecke, in der das Bett steht, dämmrig dunkel ist. Die Schwesterhaube leuchtet weiß in der Dämmerung und das weiche junge Gesicht darin sieht auch so weiß aus, so zart und so licht. .

Draußen ist Frühlingsnacht. Die Vorhänge am Fenster sind zugezogen und das Fenster ist geschlossen; nur der obere Teil ist ein wenig geöffnet und der laue Frühlingswind bewegt manchmal leise die weißen Gardinen.

Eine Weile sehen sich die Beiden an — der Kranke und die Schwester. Er — forschend, ungewiß, als wolle er etwas sagen und wisse doch nicht recht, ob er es thun solle und sie mit stummer, ruhiger Frage, geduldig abwartend.

Endlich fragt er: „Warum haben Sie mir — oder vielmehr, wer hat Sie geheißen, gerade das Hohelied zu wählen, als ich Sie bat, mir etwas vorzulesen?“

„Die Frau Oberin,“ sagt sie ruhig.

„So? Die schreibt das wohl immer vor?“ Die Frage klingt ein wenig spöttisch.

„Ja, immer.“ Ihre Kinderaugen sehen ihn ein wenig verwundert an. „Wie sollte es denn auch anders sein? Frau Oberin weiß doch am besten, was für die Kranken am passendsten ist, und heute sagte sie, das Hohelied Salomonis wäre so schön; so schön besänge es die Liebe Christi zu seiner Braut, der Kirche.“

„Wirklich?“ Wieder das leise Lachen. „Glauben Sie nicht, daß dieses Lied ursprünglich eine ganz andere Bedeutung hatte?“

Sie sieht erstaunt aus; sie versteht ihn nicht. Er sieht das und fährt rasch fort:

„Wäre es nicht richtiger gewesen, anstatt zur Oberin zu gehen, mich zu fragen, was ich wünsche, Schwester Mary? Ich habe mich eigentlich darüber geärgert. .“

Sie senkt den Kopf und schweigt.

Eine Weile herrscht Stille. — Der Frühlingswind draußen wird stärker — der Vorhang hebt sich flatternd.

„Ach, öffnen Sie doch das Fenster — ich sehne mich so nach frischer Luft,“ sagt der Kranke. Er spricht in etwas gereiztem Tone. Diese sich immer gleichbleibende Ruhe der jungen Schwester macht ihn ungeduldig.

Sie fühlt das und es thut ihr leid, aber sie weiß nicht, wie sie es ändern soll. Langsam steht sie auf, zieht den Vorhang beiseite und öffnet das Fenster.

Voll tiefer Träume steht die Nacht. Mondlicht liegt über dem Garten, in dem am Tage die Schwestern umhergehen, ruhig und ernst. Jetzt liegt er einsam und still da. Der Flieder blüht und duftet. — eine Nachtigall schlägt. .

„O, der Mondschein," sagt er leise. „Wie wunderbar das ist. Die Lampe ist so häßlich dagegen. Löschen Sie sie doch, bitte, Schwester."

Sie zögert eine Weile. Aber er macht eine ungeduldige Bewegung. Da thut sie es.

Das ganze Zimmer schwimmt jetzt in weißem Lichte. Wie eine große, goldene Kugel steht der Mond über den dunklen Bäumen. Eine Turmuhr schlägt in der Ferne.

Die Schwester ist am Tisch stehen geblieben — unschlüssig. Sie weiß nicht recht, was sie thun soll.

Er wendet den Kopf dem Fenster zu und spricht weiter — hastig, mit raschem Atem und manchmal lacht er dazwischen auf. „Wieviel Schläge schlägt die Uhr?" fragt er und dann zählt er sie selbst: „— — Zwölf — Mitternacht! Sterben da nicht die meisten Menschen, Schwester, nicht wahr? Lassen Sie nur — ich weiß es und Sie dürfen ja zu mir nicht vom Sterben reden. Und das Fieber steigt auch um Mitternacht — ich fühle es, wie es mir durch's Herz jagt. Wie schön ist es da draußen — so still. Sehen Sie keine grabentstiegenen toten Freunde durch die Luft reiten? Wie vielen haben Sie schon die Augen mit den weißen Händen zugedrückt, süße junge Schwester? — Wie Sie dastehen — so kühl und still und weiß, wie der Todesengel, der auf mich wartet. Aber ich mache Ihnen bange — Kind, das will ich nicht. Ich habe nur wieder ein wenig Fieber, da muß ich immer so viel reden. Aber kommen Sie mir nur nicht mit dem Thermometer — ich will nicht wissen, wie hoch es ist — — was kommt es denn jetzt mehr darauf an?"

Er schweigt einige Zeit. Sie hört, wie er kurz und heftig atmet und ein wenig ängstlich sieht sie zu ihm hinüber. Ihr Herz schlägt schneller. Seine seltsamen Reden machen ihr bange.

„Warum stehen Sie denn eigentlich dort?" fragt er plötzlich. „Das ist ja ordentlich unheimlich!" Und leise, halb singend, setzt er hinzu:

„Der Lenz ist herbeigekommen und die Turteltaube läßt sich hören in unserm Lande. Stehe auf meine Freundin und komme, meine Schöne, komme her. ."

Und sie kommt näher — zögernd, widerwillig — — doch sie kommt. Aber in strafendem Tone sagt sie:

„Das ist nicht recht — das ist Spott. ."

„Spott? Wozu sind denn schöne Worte, wenn nicht, um schön gesprochen zu werden? — ich kenne es, das Hohelied — ich habe früher viele Stellen daraus gesprochen, um ihrer Schönheit willen." Und laut, mit der vollen mächtigen Stimme früherer Tage fragt er:

„Schwester Mary, nicht wahr, Sie haben mich niemals so recht angesehen? Sie wissen wohl garnicht einmal, wen Sie all die Zeit über gepflegt haben? Es war Ihnen wohl auch ganz gleichgiltig, fromme Schwester?"

Er hat sich aufgerichtet. Das Mondlicht scheint ihm voll ins Gesicht. Unter einer hohen Stirn sehen ein paar Augen hervor — dunkle brennende Augen.

Sie steht gerade vor ihm und sein Blick zwingt sie, ihn anzusehen. Es trifft sie wie ein Stich und vor ihren Augen flimmert es. Aber nur einen Augenblick. Dann senkt sie die Lider und sagt einfach:

„Doch — ich weiß es. Sie sind ein berühmter Mann — ein großer Künstler. ."

Er antwortet nicht. Plötzlich faßt er ihre Hand und zieht sie dicht an sich heran. Seine schlanken, heißen Finger fassen mit so eigenem festen Druck die kleine kühle Hand der Schwester. Unwillkürlich fährt sie zurück.

„Warum wollen Sie mir Ihre Hand nicht lassen?" fragt er leise. „Hat sich nicht die Hand so viel und so sorglich um mich bemüht, wenn ich die schlimmen Schmerzen hatte? Warum darf ich sie jetzt nicht halten?"

Ja, warum nicht? Sie lächelt leicht. Was ist denn dabei? Er ist ja krank — schwer krank, nur ganz kurze Zeit hat er noch zu leben. Und sie läßt sich von ihm wieder niederziehen auf den Stuhl, der neben dem Bette steht.

Das Mondlicht flimmert über ihrem glatten braunen Scheitel und so süß und lieblich sieht sie aus in dem verklärenden Lichte. Schweigend sieht er sie an. Und unter diesem Blicke schlägt sie die Augen nieder. Er sieht es und lächelt.

— „Sagen Sie einmal Schwester Mary — fragt er dann, „wie alt sind Sie eigentlich?"

„Neunzehn Jahre."

„Neunzehn Jahre — — und wie lange sind Sie Schwester?"

Eine Weile denkt sie nach. „Zwei Jahre werden es jetzt bald sein," sagt sie dann.

„Ich meine doch, so junge Mädchen werden rnicht aufgenommen?“

„Gewöhnlich nicht, — aber ich — ich war ıe Waise und bei so schlechten Menschen. Da t ich Frau Oberin, sie möchte mich annehmen ıd Frau Oberin war dann auch so gut. Sie t es auch nicht bereut — bis jetzt ist sie immer it mir zufrieden gewesen. .“

So einfach erzählt sie, mit so rührend kind her Stimme.

„Armes Mädchen“, sagt er weich. Seine inger umschließen die kleine Hand, die er hält, ster. Ganz leise, beinahe ehrfurchtsvoll beugt den Kopf und küßt sie. Und dann — plötzlich ßt er nach ihrem Arm, streift den weiten rmel hinauf und drückt seine Lippen auf die ınfte Biegung ihres Ellbogens.

Ein glühendheißer Strom rinnt dem Mädchen urch den Körper. Ganz hilflos sitzt sie da. nd mit einem erstickten Laute will sie ihren rm fortziehen.

„Ach lassen Sie doch,“ bittet er sanft und hmeichelnd, — „Sie thun mir ja so leid. lrmes Mädchen! Wenn ich dagegen denke, h . . . Ich muß ja jetzt sterben, aber ich habe uch gelebt, gelebt. . .“

Wie gebannt bleibt sie sitzen und hört zu, ie er weiter spricht. Und bei jedem seiner Vorte geht es wie ein sanfter süßer Schauer urch ihren Körper. Und er spricht mit ganz eiser Stimme:

„Hat dieses junge Herz unter dem schwarzen Kleide wirklich immer ruhig geschlagen? Hat es enn gar nie Sehnsucht gehabt, nach der Welt a draußen? Und heute — der Frühling st gekommen und ein Meer von wonnigem Dufte flutet durch's Land. Die Erde erschauert n seligem: Werde! Und Sie — Sie sind gebannt in dunkle Krankenzimmer, wenn draußen der Frühling die Blüten wach küßt. Haben Sie nie Sehnsucht gehabt, Schwester Mary — Sehnucht nach Glück, nach Liebe?“

Sie schweigt, aber sie zittert. Wie im Traume sitzt sie da.

„Warum antworten Sie nicht, Schwester?“ fragt er wieder. „Fühlen Sie nicht die Wonne dieser Nacht, fühlen Sie nicht, wie sie zittert vor Blütenpracht und Frühlingssehnsucht? — Und Sie — fromm lesen Sie das Hohelied Salomonis und fühlen nicht, daß es das Lied der Liebe ist. . Fühlen nicht den Duft der Liebe, der durch's Land geht. .“

Leise legt sich sein Arm um ihre Schulter und sein heißer Atem streift ihre Wange. Mit einem letzten Versuche, sich ihm zu entwinden, stammelt sie:

„Nicht doch — Sie sollen nicht so viel sprechen — Sie haben Fieber und müssen sich schonen. .“

Er lacht. „Schonen soll ich mich — Du weißt doch, Mädchen, daß ich sterben muß — widersprich nicht, ich weiß es. Vielleicht sterbe ich schon heute, vielleicht erst morgen. . Aber ich will nicht sterben, wenn der Priester neben mir steht, ich will nicht wimmern und beten, wenn ich sterbe. Ein Weib soll mich in den Armen halten, ein Weib, jung und schön. .“ Und sie mit mächtiger Kraft zu sich niederzwingend, flüstert er ihr ins Ohr:

„Meine Taube in den Felsklüften, in den Steinrissen, zeige mir Deine Gestalt, lasse mich hören Deine süße Stimme! — Nie war ein Weib so schön im kostbarsten Schmucke, wie Du in Deinem Nonnenkleide. Küsse mich, Mädchen. . . . und dann — — das Fläschchen mit dem Morphium dort, das giebst Du mir. . . Ich will nicht zitternd warten, bis der Tod kommt, ich will ihm entgegen gehen! Und Du, Du sollst mit meinem letzten Kusse meine Seele empfangen. O seliger Freitod, süßes Sterben. .“

Er spricht im Fieber, in der Raserei seiner Krankheit. Aber sie merkt das nicht. Ihr Widerstand ist bereits gebrochen. Ihre Jugend, die so lange schlief, ist aufgewacht. Sie glüht und fiebert wie er, sie ist von Sinnen, wie er. Und unter seinen Küssen stammelt sie:

„Ja sterben, aber nicht allein, nicht ohne mich. Wie könnte ich allein weiter leben, jetzt — nachdem . .!“

Ihre Hand tastet nach dem Morphiumfläschchen und halb vergehend flüstert sie:

„Sterben — o süßes Sterben. .“

Eine Wolke verfinstert den Mond und dunkler wird plötzlich die Nacht. Und vom Himmel nieder fällt ein Stern. . .

Es sind schon fünfzig Jahr'.

Ein Lied für die alte Waldheimat
Im fernen wilden West,
Dran die Erinnerung noch frisch
Das Herz uns schlagen läßt.
Ein Lied für das Leben stolz und frei,
An Wechsel reich und bunt,
Ein junger Boden unter uns,
Blau droben des Himmels Grund!
O, die Wogen des Lebens tanzten froh
Und rauschten freudigklar
In der Zeit, als wir noch Pionier',
Es sind schon fünfzig Jahr'!

Die Jagd, der Schuß, die tolle Hatz
Auf Elenn, Hirsch und Schwein,
Und dann im Lager nach dem Mahl
Das stille Wohlichsein!
Süß war der Schlaf um Mitternacht,
Wenn hoch das Feuer loht',
Wenn Wolfsgeheul und Pantherschrei
Die Schlummernden bedroht'.
O, schön war's, wenn auch oft bedräut
Von listiger Rothautschar,
In der Zeit, als wir noch Pionier',
Es sind schon fünfzig Jahr'!

Wir schafften wacker allezeit
Und thaten's fröhlich doch,
Es segnen fürs erworbene Heim
Uns unsre Kinder noch.
Nicht wie Einsiedler lebten wir,
Nein, froh von Ort zu Ort;
Manch Freundschaftsband ward einst geknüpft,
Das hält noch heute fort!
O, wonnig floß der Lebensstrom
So stet, so tief, so klar,
In der Zeit, als wir noch Pionier',
Es sind schon fünfzig Jahr'!

Ein Jeder fühlte sich als Mann;
Und unser Häuflein ruht',
Wir merkten's, in der Wildnis hier
In Gottes mächtiger Hut.
Und wenn der heilige Sabbath kam,
Wir schritten in den Wald,
In dem manch Lied und manch Gebet
Zum Ruhm des Herrn erschallt'!
Ein heitrer Himmel über uns
Der einzige Tempel war
In der Zeit, als wir noch Pionier',
Es sind schon fünfzig Jahr'!

Wohl war das Leben rauh und hart,
Und die Gefahr nie schwand,
Doch hier in tiefer Waldespracht
Das Herz die Freiheit fand.
Oft fuhr der Wintersturm durchs Haus
Mit Klagen und Gestöhn;
Wir sorgten nicht — war's auch nur schwach —
Das mußt' vorübergeh'n!
O, frei und mannhaft lebten wir,
Ob Lenz, ob Winter war,
In der Zeit, als wir noch Pionier',
Es sind schon fünfzig Jahr'!

Nur kurz ist noch des Lebens Lauf;
Und wie von Tag zu Tag
Wir weiterschreiten Schritt für Schritt
Und schwinden nach und nach,
Auftaucht ein andres schönes Land
Vor uns im Dämmerschein,
Dort wollen wir von neuem bald
Ansiedler wieder sein!
Doch fällt in unser Sehnen stets
Ein Rückglanz wunderbar
Auf die Zeit, als wir noch Pionier',
Es sind schon fünfzig Jahr'!

Nach dem Englischen des **William D. Gallagher** von **Max Kiesewetter**

Der Brunnen.

Ueber diese alten, morschen Fließen
Hat mein Weg mich täglich hingewiesen;
Heute hat man sie hinweggenommen,
Und da ist es an das Licht gekommen:

Drunter man die feste Erde wähnte,
Unter diesen mürben Steinen gähnte,
Den Vergessenheit bislang umsponnen,
Schwarz und schauerlich ein tiefer Bronnen.

Wo wir oft mit raschen, festen Tritten
Ruhig sind und arglos hingeschritten,
Während holde Träume uns umschwebten,
Lebenslust und Frohsinn uns durchbebten,
Sicherheit so innig uns umgaukelt
Wie auf glatten Well'n sie Schiffe schaukelt —
Sieh, da lauerte schon finstre Tiefe,
Daß sie uns zu sich herunterriefe,
Duckte sich ein Ungethüm zum Sprunge,
Reckt nach uns Verderben seine Zunge ...

So sind von Gefahren wir umgeben,
Und wir wissen nicht, ist unser Leben
Noch ein frisches, kräft'ges Vorwärtsschreiten
Oder schon ein Tiefhinuntergleiten.

Karl August Hückinghaus.

Allerlei Fahrten.

Reisebilder von Karl Emil Franzos.

Erfurt.

(Fortsetzung).

Neben der herrlichen Gestalt, in der sich ein undzug der deutschen Volksseele, der starke, aus ßer Sehnsucht geborene Glaube verkörpert, wandelt rch's Portal der alten Universität gegenüber der ichaelskirche und durch das enge, graue Viertel um Schlösserstraße jene zweite, die einen anderen ssten Zug dieser Volksseele verbildlicht, den starken tzigen Zweifel, der die Hölle anruft, wenn sich die mmel seinem Pochen nicht öffnen wollen, und der ch derselben heißen Sehnsucht entstammt. Auch Faust eine Erfurter Gestalt, freilich nicht der Heinrich ust Goethes, in dessen Gemüt alles Hellste und unkelste menschlichen Empfindens widerklingt, aber r Georg-Johannes Faust der Geschichte, der land-hrende, gelehrte Abenteurer, Betrogener und Betrüger gleich, der Bildung seiner Zeit ebenso mächtig wie rer niedrigsten Künste und Ränke, ein geistvoller usleger der Alten und ein Lüderjan und Trunken-old. Über diesen Erfurter Faust ist unendlich viel inte vergossen worden, wohl noch mehr, als er in inem Leben an Wein durch die Gurgel gejagt hat; er nur nach den neuesten Schriften von S. Szama-lski und A. Pick das Wichtigste, was Geschichte und age von ihm zu erzählen wissen.

Nicht erwiesen ist die Angabe des ältesten Faust-uchs von 1587, wonach er „eines Bawren Sohn ge-esen zu Rod bei Weimar gebürtig", also ein Thü-inger und in der Nachbarschaft Erfurts geboren; die eidelberger Matrikel bezeichnet ihn vielmehr als „ex immern", also aus dem Fürstentum Pfalz-Simmern. Sicherlich aber hat die Angabe des Faustbuchs ihre iefere Bedeutung; auch Faust sollte ein Thüringer ein wie es die Reformatoren waren; ihnen rückte der ichtende Volksgeist den fahrenden Zauberer nahe, nd zwar aus einer richtigen Empfindung heraus. So wie Luther ist auch Faust das echte Kind der großen ach Befreiung ringenden Kampfzeit, die nach neuen Wundern und Wahrheiten dürstet; der Schwarmgeist glänzt neben dem Gottesmann nur wie der Komet neben dem Fixstern, aber Licht geben beide! Daneben mag die Sage, Faust sei ein Thüringer gewesen, durch die Thatsache gestützt worden sein, daß er nach historischen Zeugnissen mindestens 1513 in Erfurt war; freilich nannte er sich hier Georg, nicht Johannes, doch scheint seine Identität mit diesem festzustehen. Auch war sein Aufenthalt sicherlich ein längerer und an Abenteuern reicher, sonst hätte er sich nicht gerade hier dem Volksgemüt so tief eingeprägt; wie in Maulbronn sprießt auch in Erfurt die Faustsage; wie dort eine „Faustküche" und einen „Faustturm", giebt es hier ein „Faustgäßchen."

Die Erfurter Sage, schon vor dem ältesten Faustbuch in der Chronik des Wolf Wambach aufgezeichnet, nimmt im Kreise der Faustsagen eine besondere Stellung ein; im Kern nicht völlig erfunden, sondern nur eben übertrieben und ausgeschmückt, also den Zeugnissen über den historischen Faust beizuzählen, läßt sie den Abenteurer in edlerem Lichte erscheinen, als die anderen geschichtlichen Quellen; hier ist er nicht bloß ein Saufaus, Schürzenjäger und Betrüger, sondern zugleich ein gelehrter Magister und Disputator, der auch Zaubereien höherer Art zu Stande bringt. So schlagen die Erfurter Mären die Brücke zwischen dem abenteuernden Prahlhans der Geschichte und dem dämonischen Zauberer der Sage und Dichtung.

In der einen dieser Sagen erklärt Faust den Erfurter Studenten den Homer und beschreibt ihnen das Aussehen der Helden; die „vorwitzigen Pursche" verlangen diese leibhaftig zu sehen, um zu vergleichen, ob Faust sie richtig geschildert habe. Faust erfüllt ihren Wunsch, läßt sie Hektor und Agamemnon sehen, zuletzt aber den furchtbaren Polyphem „mit einem langen füerroten Bart", der Miene macht, die „Pursche" zu fressen, die nun durch den Schrecken von allem Fürwitz geheilt sind. Man sieht, hier ist Faust noch nicht von dem heißen Drang erfüllt, die Helena zu sehen, sondern benützt als Lehrer die Zauberkraft nur dazu, seinen Hörern zu beweisen, daß er ihnen das

Richtige gesagt, und sie zugleich von frevelhaften Wünschen abzuschrecken. Da die Chronik erwähnt, Faust habe nahe dem „großen Collegio“ gewohnt, so wurde lange ein altes Haus, Michaelsstraße 38, als „Faust's Haus“ gezeigt; es findet sich auch oft abgebildet. Vollends nur als Gelehrter tritt Faust in einer anderen Erfurter Sage auf. In einem gelehrten Kreise wird über die „verlohrenen Commödien“ des Plautus und Terenz „discurriret und geklagt“. Faust citiert aus denselben einige Stellen und erbietet sich, „wo es ihm ohne Gefahr und den Herrn Theologen nicht zuwider seyn solte, die verlohrenen Commödien alle wieder an das Licht zu bringen und vorzulegen auf etliche Stunden lang, da sie von vielen Studenten oder Schreibern geschwinde müßten abgeschrieben werden, wenn man sie haben wolte und nachfolgens möchte man ihrer nutzen wie man wolte.“ Die Theologen sind aber dagegen, weil sie fürchten „der Teufel möchte in solche neuerfundenen Commödien allerley ärgerliche Sachen mit einschieben“ — daß Faust die Texte zur Stelle bringen könnte, bezweifeln sie also nicht. Hier ist die Sage wohl größtenteils Wahrheit, denn ähnliche großsprecherische Anerbietungen erzählt Trithemius von Sponheim vom historischen Faust.

Eine dritte Sage berichtet: Faust pflegt im Haus „zum Anker“ in der Schlösserstraße beim Junker von Dennstedt fröhlich mitzuzechen; als er einmal in Prag ist, will ihn die Gesellschaft bei sich haben und ruft seinen Namen; flugs ist er zur Stelle. „Drauf trinken sie ihm einen guten Rausch zu, und wie er sie fragt, ob sie auch gern einen fremdten Wein mögen trinken? sagen sie ja. Er fragt, ob es Rheinfall, Malvasier, Spanischer oder Franz Wein seyn solle? Da spricht einer, sie sind alle gut, bald fordert er einen Böhrl, macht damit in das Tischblatt vier Löcher, stopft sie alle mit Pflöcklein zu, nimmt frische Gläser und zapft aus dem Tischblatt jenerley Wein hinein, welchen er nennet, und trinkt mit ihnen daran lustig fort.“ Inzwischen frißt sein unersättliches Pferd einen Scheffel Haber nach dem andern und thut gegen Mitternacht einen „hellen schrey“, worauf Faust Abschied nimmt und die Schlösserstraße aufwärts reitet. „Das Pferd aber schwingt sich zusehens eilens in die Höhe und führt ihn durch die Luft gen Prag wieder zu.“ Was der Volksgeist in dem uralten, freilich sichtlich wiederholt umgebauten Hause zu Erfurt (Nr. 19 der Schlösserstraße) geschehen läßt, hat Goethe in Auerbachs Keller verlegt, während Lessing eine vierte Erfurter Sage benützte. Faust lädt seine Kumpane nach seiner Wohnung in der Michaelsstraße ein; das Mahl fehlt noch. Da citiert er dienende Geister und frägt nach ihrer Schnelligkeit. Der erste ist schnell wie ein Pfeil, der zweite wie der Wind, der dritte wie der Men[...] Gedanke. Diesen läßt Faust das Mahl rüsten.

Einer fünften Sage liegt wie der zweiten [...] historische Thatsache zu Grunde. Neben dem [...]stuhl im Dom zu Erfurt ist der wohlerhaltene [...]naissance-Grabstein eines tapferen, streitbaren Ma[...] aufgerichtet, der auch in Luthers Leben eine [...] spielte. Konrad Klinge hieß er und war Guar[...] des Barfüßer-Klosters; einer der wenigen Mönche [...] damals katholisch blieben. Daß Luther vergeblich [...] ihm disputirte, steht fest, aber wahrscheinlich [...] Klinge wieder sich vergeblich mühte, den Faust dem [...] abwendig zu machen. Die Sage verzeichnet das [...]spräch Beider knapp und kraftvoll; der Schluß fällt [...] Klinge zeigt Faust, der erklärt, als ehrlicher M[...] müsse er selbst dem Teufel sein Wort halten, [...] Rektor an, worauf der Zauberer Erfurt verlassen [...] So zahm und prosaisch läßt der dichtende Volks[...] sonst den Zusammenprall zweier Gewaltigen [...] enden; dies war wohl in Wahrheit der Ausgang [...] Sache.

Diese Sagen, sämtlich wohl schon um die M[...] des XVI. Jahrhunderts in Erfurt entstanden, [...] zwanzig oder dreißig Jahre, nachdem Faust hier [...]haftig seinen Hocuspocus geübt, zeigen ihn, wie [...] sieht, im Bund mit dem Bösen, aber als einen M[...] von tiefer Gelehrsamkeit und nicht ohne adligen S[...] Nicht so zwei andere, weit später hier entstanden[...] Sagen. Nur sie sind im Volksmund lebendig, wenigstens [...] wußte weder Christoph Martin Wieland, noch [...] Hausknecht meines Hôtels, noch die Hökerfrau [...] dem Platze „vorm Grähden“, bei der ich in meinen [...] Erfurter Tagen mein Obst einkaufte, etwas von [...] Tischplatte, die plötzlich Wein gab; nach der Geschichte [...] vom Polyphem, oder den Komödien des Plautus und [...] Terenz habe ich sie natürlich gar nicht erst gefragt. [...] Aber wie Faust „ein armes Määdechen nackendig [...]macht hat“ wußten sie alle. Als Faust — „er war [...] ja aach ein Aarforder,“ meinte Wieland, — einmal [...] über den Platz „vorm Grähden“ mit seinen Studenten [...] spazieren geht, bitten ihn einige Bürger: „Mache [...] Sie uns nu mal 'nen neuen schienen Spaß vor[...]“ Darauf zaubert Faust zwei Hähne herbei, deren jeder [...] im Schnabel eine mächtige Mühlradwelle trägt. [...] laifd vom Andreasdhor ein hiebsches Määdechen daher, [...] die war'n Sonntagskind und schon zwanzig Jahr, [...] noch Jumpfer — das ist Sie nämlich schon über [...]dert Jahre her, lieber Herre, damals war das [...] hiere määglich — und wie sie die Hähne sieht, [...] sie: „Die tragen ja nur Strohhälme im Mau[l]“ Denn als Jumpfer und Sonndagskind hat sie das [...] sieh'n.“ Da aber läßt Faust, sie zu strafen, über [...]

Platz eine Wasserflut hereinbrechen, Allen unsichtbar und nur ihr sichtbar. „Da fercht sie sich for ihre Kleider und hebt sie uf, bis man die Schdrompe (Strümpfe) sehen dhut, und dann noch höher, un Alle lachen das arme Määädechen aus.“ Ähnlich, wenn auch nicht in so plastischer Ausmalung wie mein Wieland, der Anakreontiker, erzählen gelehrte Bücher die sehr unlogische Sage — denn durchschaut das Mädchen als Sonntagskind allen Spuk, der andere täuscht, so kann auch die Flut sie nicht schrecken — und deuten sie mythologisch aus, den

Was man nicht leicht erklären kann,
Sieht man als einen Mythus an,

was ihnen auch mit der zweiten Geschichte glückt. Nahe dem Haus zum Anker, zwischen den Häusern Nr. 14 und 15 der Schlösserstraße öffnet sich ein winzig schmales Gäßchen, das „Faustgäßchen.“ Hier jagte Faust einmal seine schnaubenden Rosse mit einem mächtigen Fuder Heu durch, denn die Mauern wichen auf sein Geheiß. Da aber kam Martin Luther daher, sprach einen kräftigen Bannfluch und die Pferde wurden zu Hähnen, das Fuder zu einem Strohhalm und sie verschwanden unter üblem Geruch. Ich möchte die Erklärung weniger in Spuren des Donarglaubens, als vielmehr in der Enge des Gäßchens suchen — ein dicker Mensch kommt hier buchstäblich nur mühsam durch — ferner in der Thatsache, daß die beiden Häuser, zwischen denen es sich öffnet, demselben Junker von Dennstedt gehörten, dessen Gast der historische Faust war, vor allem aber darin daß Luther und Faust hier in der Phantasie wie im Gemüth des Volkes leben.

Gewissenhaft genug, mir nichts Sehenswertes zu schenken, hab' ich mich durch's Faustgäßchen bis zur „Kleinen Borngasse“ durchgezwängt, aber zu sehen war da nicht viel, wohl aber zu riechen: man konnte wahrhaftig glauben, ein besonders hinterlistiger Teufel habe erst vor wenigen Minuten vor Luthers Bannwort Reißaus genommen. Hingegen habe ich ein anderes ehrwürdiges Wahrzeichen zum Kapitel „Faust in Erfurt“ unbesichtigt gelassen. Im Haus „zum Anker“ ist im Dach ein Loch; hier ist der Teufel mit Faust in die Lüfte gefahren; das Loch läßt sich nicht zudecken; so oft es versucht worden ist, haben die Arbeiter davon ablassen müssen, weil sie der Teufel darin störte. Mir gefiel das vom Teufel; eine solche Pietät für das Denkzeichen seiner einstigen Freuden hätte ich ihm nicht zugetraut. Und darum würde ich das Loch im Dach besichtigt haben, wenn mir nicht ein Cigarren-Händler in der Schlösserstraße die Freude daran verdorben hätte. „Mein Herr,“ sagte er mit überlegenem Lächeln, „im Dach, verstehen Sie, sind mehrere Löcher. Durch welches der Teufel, verstehen Sie, den Faust exgimodirt hat, weeß Niemand, verstehen Sie, auch der Wirt nich. Und so spart er sich, verstehen Sie, die Repradur for alle Löcher! Übrigens ist ja der ganze Faust, verstehen Sie, 'n Schwindel! Oder nich? Faffenschwindel, verstehen Sie!“ So, nun wußt' ich's. Es ist merkwürdig, aber wahr, die meisten Cigarrenhändler sind so aufgeklärte Leute.

Die alte Universität, die Luther- und Fauststätten sind die geistig bedeutsamsten Überbleibsel des gewaltigen Erfurt von einst, nicht die sinnfälligsten. Sie muß man suchen, andere drängen sich selbst dem stumpfen Blick auf. Das Erfurt von heute ist kein Nürnberg oder Rothenburg, nicht einmal ein Zerbst; denn die Einheitlichkeit fehlt; es ist hier gar zu viel verwüstet und verhäßlicht worden. Aber an einzelnen uralten Kirchen, Häusern und Brücken ist Erfurt überreich. Die Kirchen und die „Krämerbrücke“ aus dem frühen Mittelalter habe ich schon genannt; aus der Blütezeit Erfurts erfreuen aber auch noch Profanbauten das Auge. So das schöne Renaissance-Wohnhaus „zum Stockfisch“, das Erbhaus des Gefrunden-Geschlechts von Ziegler in der Johannesstraße, gewiß nicht so herrlich, wie etwa das Pellerhaus zu Nürnberg, und doch stundenlangen Bestaunens wert. Ich habe hier immer Halt gemacht, so oft mich mein Weg in diesen Tagen vorbeiführte; nicht bloß der Gesamt-Eindruck ist erquicklich — das Haus, namentlich aber der Erker, haben die schönsten Verhältnisse — sondern auch die Vertiefung in die Einzelheiten. Bewunderungswürdig ist der Reichtum der Phantasie in den Verzierungen des Gesteins; jede einzelne kleine Fläche ist anders dekoriert; dieser namenlose Steinmetz war ein Künstler, wie ihrer Deutschland auch in jener fröhlichen Zeit nicht zu viele hatte. Gleiche Freude kann man an den Patrizierhäusern auf dem Fischmarkt haben, namentlich den beiden „zum breiten Herd“ und „zum roten Ochsen“; auch hier ist der Schmuck ein überaus reicher und schöner, nur darf man sie nicht im einzelnen unmittelbar nach einander besehen, der „breite Herd“ ist dem „roten Ochsen“ sichtlich nachgebildet, denn das erstere Haus ist offenbar später entstanden; schon wird hier der Schmuck so üppig, daß er an's Barock streift. Hier ragt auch ein plumper, grauer, ehrwürdiger Roland auf. Ein anderes, merkwürdiges Haus ist die „Hohe Lilie“, der uralte Gasthof am Domplatz, wo einst Luther und Gustav Adolf gehaust, dazu eine Anzahl von Herren, die nur eben Fürsten von Gottes Gnaden gewesen; man kann ihre Namen auf den Tafeln am Hause lesen. Ein Gasthof ist das Haus noch heut', aber wenn sich auch hoffentlich alle Gäste in's Fremdenbuch einschreiben, so wird man

doch ihre Namen nicht auf Marmortafeln meißeln. All' diese Häuser nennt auch Bädecker, aber wer immer lieber dem eigenen Stern vertraut als denen des Reisehandbuchs, gehe bedächtig und andächtig einige graue Straßen, namentlich die Johannes-, die Allerheiligen- oder die Schlösser-Straße, entlang und gucke nach rechts und links; er wird da mitten zwischen nüchternen Nutzbauten auch Perlen alter deutscher Baukunst finden, die ihm das Auge erquicken und — wenn er nicht gar zu nüchtern ist — leicht machen werden, zu erkennen, wie Erfurt in seinen stolzen Tagen war. Und wem's weniger auf Einzelnes als auf den Gesamt-Eindruck ankommt, durchwandle die Straßen zwischen der Johannes-Straße und dem „Breitstrom", bis zum Stadtteil, den sie „Venedig" nennen, weil die Gera hier einige Inseln bildet, und lasse den Blick über diese engen Reihen hoher, aber dürftiger Giebelhäuser, die niedrigen Thüren und Fenster schweifen. Scheinbar ist hier die Zeit seit vier Jahrhunderten stillgestanden, und wenn auch nicht stolz und lieblich, echt ist das Bild, das sich ihm einprägt. Lauter „Gefrunden" lebten ja in Erfurt nicht, und nicht bloß ihre Paläste, auch die Wohnhäuser, wo Gevatter Schwertfeger und „Weiter" hausten, gehören zum alten Erfurt. Wie anschaulich die „Krämerbrücke" die entschwundene Zeit zurückführt, habe ich bereits gerühmt; nicht gleich stark, aber ähnlich wirkt der Anblick von den anderen Brücklein des Breitstroms auf die alten Häuser am Flusse, über denen die Kirchen und Türme aufragen. Freilich soll man nicht überall Fluß auf- und abwärts blicken, zum Beispiel auf der Schlösser-Brücke nicht. Denn auf der einen Seite bietet sich ein Anblick, der an Nürnberg erinnert, und auf der anderen ragt einem dicht vor der Nase eine häßliche Fabrikswand auf: „Neue Mühle. C. Kohler." Ich gönne Herrn Kohler seine Mühle und den Erfurtern das gewiß gute Mehl, aber ich habe doch immer nach der anderen, schöneren Seite gesehen, so oft ich über das Brücklein ging.

Natürlich fehlt es auch an Kirchen und Türmen aus dieser Glanzzeit nicht; man trifft sie auf Schritt und Tritt, häßliche und schöne, sorglich gehütete und verfallene, ihrem Zweck erhaltene oder profanierte Kirchen. „Erfordia turrita" oder, wie der andere Beinamen lautet, die „Pfaffenstadt"; hier gab's vierzehn Klöster und dreißig Pfarrkirchen, deren vielen freilich schon die „Pfaffenstürme" nach Einführung der Reformation die Weihe nahmen; bei anderen that's die Zeit.

Gotteshäuser sind noch heut: Die bereits erwähnte Michaelskirche gegenüber der Universität, ein Bau, so unregelmäßig und der Widersprüche voll, als hätte ein Haufe Baumeister, jeder nach seinem eigenen Plan, gleichzeitig daran geschaffen, einst die Kanzel der strengsten Scholastik, aber dann schon seit den Tagen, da aus der nahen Drachengasse die „Epistolae virorum obscurorum" ihr schneidendes, blitzendes Witz in die Welt warfen, evangelisch. Die katholisch gebliebene Allerheiligen-Kirche, 1125 erbaut, aber dann immer wieder umgestaltet, mit hohem Turm. „Wer da ruff stiegt", sagte mir mein Wieland, „sieht ganz Aarford und gann sich freuen, wenn ihn nech vorher bei die Hitze uff die enge Treppe der Schlach trifft" und dann mit einem prüfenden Blick auf die Leibespositur, die der liebe Gott mir bescheert: „Sie gönnen wohl der Schlach treffen"; ich bin aber der Lockung widerstanden, weil mir ja der Ausblick vom Steiger einen schönen, wohl unterrichtenden Rundblick bot. Die Severikirche nah dem Tom, ursprünglich ein der Mönchshaus auf dem Marienhügel dicht angebautes Nonnenkloster: — „honni soit, qui mal y pense", aber die Erfurter Scribenten jener Zeit waren böse Leute und machten in ihrem mittelalterlichen Latein, das sich so gut für witzige Zweideutigkeiten eignet, wie sonst nur das Französische, arge Scherze darüber —, heut mit ihren schlanken, kupfergedeckten Türmen und dem lichtdurchfluteten, mit Marmorbildern geschmückten Innern die freundlichste Kirche Erfurts. Die gleichfalls katholische, an der Außenseite mit Statuen geschmückte St. Wigbertikirche, die Grabstätte einiger Mainzer Statthalter, die bis in unsere Tage durch neuen, freilich künstlerisch nicht immer erfreulichen Schmuck bereichert wird, während sich im Wigberti-Kloster heute zwar nicht minder streitbare, vielleicht auch nicht minder weltfreudige, aber doch wesentlich bunter und adretter gekleidete Männer verlustieren — es ist das Militär-Kasino. Endlich die graue, düstere, fahle Andreas-Kirche, in deren Wände, je nach dem Bedürfnis der Zeit, zuweilen neue Fensterhöhlen gerissen wurden, während man dann wieder andere vermauerte.

Andere Kirchen und Klöster sind heute weltlichen, oft genug schnöden Zwecken gewidmet. Das uralte Benediktinerkloster auf dem Petersberg, einer der frühesten und angesehensten Sitze gelehrter Bildung in Thüringen, ist nun Kaserne, die Kirche Heumagazin. Sie ist ein stattlicher romanischer Bau mit vier Türmen, noch halten die mächtigen Quadern, wie vor sieben Jahrhunderten, da Heinrich der Löwe sich hier vor dem Rotbart beugte, obwohl die Kirche seither bei jeder Belagerung Erfurt's ihr Teil wegbekam, das schlimmste 1813, als Erfurt den Franzosen wieder entrissen wurde; dicht daneben ragt ja die Citadelle auf. Als ich hier oben stand, ließ ich den Blick über die roten Dächer und grauen Giebel hinweg in's Gerathal und auf die grünen Höhen des Steiger schweifen

ch hatte nur Freude am Ausblick und keinerlei Ge-
nken. Dann sucht' ich mir auszumalen, welches
ben einst diese Steingänge, in denen nun Gras
ächst, diese kühnen, stolzen Gewölbe, unter denen
ute nur Mäuse durch Heu und Gerste streichen,
füllt, von den Tagen Barbarossas und des ersten
absburgers durch das kirchliche Stillleben des
Mittelalters hindurch bis in die Sturmtage des
reißigjährigen Krieges und das Lärmen der Franzosen-
it; auch dies gelang mir so weit, als für mein stilles
räumen nötig; es erhöhte mir die Freude an der
stunde; weiter hatte es ja keinen Zweck. Ein Anderes
ber, worüber ich hier oben grübelte, als ich auf der
borstenen Schwelle der Kirche im Kühlen saß und
den heißen, schwelenden Sommerglast hinausblickte,
ollte mir nicht klar werden. Als Preußen 1816
irche, Kloster und Citadelle von seinen eigenen
ugeln beschädigt und geborsten übernahm, wurde ein
Arbeitsplan entworfen, der diesem Zustand ein Ende
nachen sollte. Die Citadelle restaurierte man, denn
Erfurt sollte Festung bleiben, das Kloster auch, denn
eben der Citadelle war eine große Kaserne nötig,
und die Kirche sollte niedergerissen werden, denn die
brauchte man nicht. Das war mir verständlich, denn
s war ganz im Sinne jener Zeit, als deren Typus
er wackere General von Müffling gelten kann, der
damals die herrlich erhaltene Gleichen-Burg, die ihm
Friedrich Wilhelm III. geschenkt hatte, abreißen ließ,
um sich aus dem Gestein einen soliden Schafstall zu
bauen. Verständlich ist mir ferner, daß es mit dem
Niederreißen langsam ging, denn damals ging auch in
Preußen Alles langsam, und begreiflich ferner, daß
Friedrich Wilhelm IV, damals noch Kronprinz, um
1830 dem Vandalismus steuerte und die Kirche wieder
zurechtflicken ließ. Aber unverständlich blieb mir und
wird mir immer bleiben, daß diese um schweres Geld
wieder hergestellte Kirche seit sechzig Jahren nur eben
als Heumagazin und Vergnügungsort für Mäuse be-
nützt wird.

Ein freundlicheres Bild bietet heute der andere Hügel, südwestlich vom Petersberg, der einst gleichfalls ein Kloster und dann eine Citadelle trug, der Cyriaksberg. Hier stand bis 1480 ein Nonnenkloster, dessen Bewohnerinnen sich still der herrlichen Aussicht auf die Thüringer Waldberge und daneben, wie die Chronisten übereinstimmend berichten, auch anderer Genüsse des Lebens erfreuten. Dies wäre, weil es ebenso menschlich ist, wie die Verdammung junger blühender Menschen zur Enthaltsamkeit unmenschlich, gar nicht weiter zu betonen, wenn es nicht den Erfurter „Gefrunden“ den Vorwand geboten hätte, das Kloster aufzuheben und mit großem Aufwand eine Burg daraus zu machen, die dann die Schweden zu einer großen Citadelle umschufen. Heute bewahrt da der preußische Fiskus Patronen auf; die Glacis aber sind hübsche Spazierwege und Ruhepunkte geworden. Am Fuße des Hügels steht eine Sandsteinsäule, die eine Gräfin von Kävernberg zum Gedächtnis ihres Bräutigams, der hier ermordet wurde, errichtet hat; sie selbst blieb unvermählt. Mein gefühlvoller Wieland bestand darauf, daß ich mir das „Sybille-Thürmche“ ansehe, und so that ich's. „Das war Sie so in die alden Zeiten,“ sagte dieser feuchte „laudator temporis acti“, „heut' würde sie sich fors Geld 'nen Brautkleid kaufen und 'nen Andern heiradhen.“ Nicht alle, meine ich, thäten es, aber daß es viele thäten, kann man gerade in diesen Anlagen nicht bezweifeln, denn wie im „Hirschgarten“ wimmelt es auch hier an schönen Sommer-Abenden von zärtlichen Pärchen, die sämtlich sehr, sehr ungetraut aussehen. Überhaupt ist Erfurt noch heut' wie zu Nikolaus von Bibera's Zeiten eine „verliebte Stadt“, vermutlich noch weit mehr als damals, wo es noch keine Fabriken, keine großen Nähereien, keine Infanterie, Artillerie und Gewehrfabrik hier gab. Man erblickte in den Straßen Erfurts, da die Kasernen zumeist außerhalb des Weichbilds liegen, nicht viel Soldaten, aber wer Augen hat, sieht die Erfurter Garnison von dem Antlitz der Mägde und „kleinen Mädchen“ strahlen. Auf dem Cyriaksberg aber scheinen sich die Herzen besonders leicht zu finden und so herrscht hier wieder, wie 1480, das Leben und die Liebe. Ein Narr, den's verdrießen würde.

Ein Militär-Kasino ist das eine Kloster geworden, ein Fourage-Magazin das andere, eine Patronenkammer das dritte, und so kann's nicht wundern, daß das vierte, das Karthäuser-Kloster heut eine große Bierwirtschaft ist. Der Bau aus dem XIV. Jahrhundert ist innen bis zur Unkenntlichkeit umgestaltet, aber die 1713 hinzugefügte Fassade im italienischen Barock ist noch wohl erhalten. Gewiß die kunstgeschichtlich merkwürdigste Fassade, die ein Bierhaus in deutschen Landen aufzuweisen hat, aber selbst ein Griesgram würde nicht über Profanation klagen: in dem üppigen fröhlichen Stil liegt etwas, was eigentlich für ein Wirtshaus besser paßt, als für eine Kirche. Übrigens hat sich nach einer Erfurter Volkstradition dadurch der Charakter des Hauses nicht wesentlich geändert. Mein Wieland wenigstens sagte mir: „Die Gardäuser, das waren Sie gemiedliche Brüder. Reden durften se nich, aber saufen durften se. Und das haben se gedhan. Die freuen sich noch im Himmel oben, daß ihr Haus nu 'ne Kneipe is!“

Auch einzelne Thürme, die heute vereinzelt mitten im Häusergewirr stehen, erinnern an die alte, reiche

„Pfaffenstadt“, die sich an Kloster- und Kirchenbauten gar nicht genug thun konnte. So der Johannisthurm, der nur erhalten blieb, weil er gar zu solid gemauert war, so daß der Abbruch mehr gekostet hätte, als das Gestein wert war; die Kirche ist 1811 vom französischen Präfekten öffentlich versteigert worden. So der Bartholomäus-Thurm, der nun plump und trotzig mitten unter den modernen Geschäftshäusern des Anger steht. Kurz — wer immer diese Stadt durchwandelt, muß erkennen, daß sie einst mächtiger und stolzer gewesen als heute.

Warum ist Erfurt vom Beginn des XVI. Jahrhunderts immer tiefer von dieser Höhe herabgeglitten, tief bis in den Staub?! Auf Erden kommt Alles, wie es kommen muß, unabwendbar, unzerreißbar fügt sich die Kette der Ursachen und Wirkungen Glied an Glied zusammen, aber auch Menschenschuld und Verblendung sind Glieder dieser Kette. Die schlimmsten Schädiger ihrer Blüte waren die Erfurter selbst. Freilich handelten auch sie, wie nun einmal Menschenlos ist, nicht wie sie wollten, sondern wie sie mußten — aus ihrer Art heraus, wie sie ihnen angeboren und durch ihr Geschick anerzogen war. Aus derselben Art heraus, kraft deren sie es zu ihrer Höhe gebracht; was sie schadigte, war nur der Schatten, den ihr Licht warf.

Wer all seine Kraft auf den Erwerb wirft, dem wird das Geld der Herr; es macht ihn scharfsichtig und blind zugleich. Die Erfurter waren damals wohl die besten Kaufleute in Deutschland, aber eben zu gute; so ließen sie aus Sparsamkeit die Gelegenheit ungenützt, sich die volle Selbstständigkeit zu erringen. Kein Zweifel, es wäre Erfurt im XV. Jahrhundert möglich gewesen, freie Reichsstadt zu werden; ab und zu dachte auch einer der „Consules“ daran, that sogar den und jenen Schritt, aber nie ernstlich. Die Alltags-Klugheit sprach dagegen; es hätte eben sehr viel Geld gekostet und scheinbar nichts genützt. Die ewig geldbedürftigen Habsburger, Sigismund oder Friedrich III., gaben ohne große Sporteln keiner Stadt den Freibrief; hier, wo der Einfluß der Mainzer zu brechen gewesen wäre, hätte es erst recht viel Geld gekostet. Aber mit der Souveränität waren ja zudem dauernde schwere Lasten verknüpft. Als Mainzer Eigen hatte die Stadt zu Reichsheer und Reichskosten keine Zubuße zu leisten; als Reichsstadt hätte sie schwere Blut- und Geldsteuer entrichten müssen. Und so sagten sich die Erfurter „Obervierherrn“, wie der seltsame Amtstitel der regierenden Ratsherren lautete: „Haben wir uns trotz und unter Mainz eine Machtfülle geschaffen, wie nur irgend eine freie Stadt, so werden wir sie erhalten, ohne die Opfer, welche Andere tragen.“ Es war Alltags-Klugheit, weit abstehend von jener echten Weisheit, die im tiefsten Kern auch immer etwas Rechte ohne Pflichten sind kein rechter Wall, sondern immer Flugsand; der Wind bläst ihn zusammen, der Wind kann ihn wieder auseinander tragen. So lange Erfurt mächtig war, mußte sich Mainz mit dem Scheine der Herrschaft begnügen, wie aber, wenn Tage des Unglücks über die Stadt kamen?

Derselbe Dämon, die „auri sacra fames“, der die rechtliche Sicherung der äußeren Unabhängigkeit verhinderte, zertrümmerte auch im Innern den Frieden und damit die Kraft. Wie in jeder Stadt jener Zeit standen sich auch in Erfurt Patrizier und Plebejer, Regierung und Volk gegenüber, aber in keiner schärfer als hier. Gegenüber der Zahl der Hinzugewanderten war hier die der alten Geschlechter eine winzige, ein Dutzend Familien waren im Vollbesitz der politischen Macht; die große Masse hatte zu steuern, Kriegsdienste zu thun und schweigend zu gehorchen; nicht einmal zum Schein hatte sie hier mitzureden, was die Geschlechter anderwärts aus Klugheit gestatteten. Es lag hier zudem in den Händen dieser Weniger, der Bedeutung der Stadt und ihres Gebiets, der ihren Einnahmen und Ausgaben entsprechend, eine ungeheure Macht, in deren Ausnutzung sie im Grunde niemand beschränken, sogar niemand beaufsichtigen konnte. Es wäre ein Wunder gewesen, wenn die Verwaltung immer ehrlich oder auch nur immer sparsam geblieben wäre, und Wunder geschehen eben nicht auf Erden. Kostspielige Fehden verschlangen viel Geld, glänzende Bauten und Feste, z. B. das Turnier der Erfurter Patrizier von 1496, die durch ihren unerhörten Aufwand in ähnlicher Weise von sich reden machten, wie etwa in jüngster Vergangenheit die Schlösser und Separat-Vorstellungen Ludwig II., kosteten noch mehr und der Unterschleif einzelner ungetreuer Verwalter beschleunigte den Verfall. Freilich, ohne jene Machtfülle in den Händen Weniger hätte Erfurt nicht so rasch den steilen Pfad zur Höhe emporklimmen können; nun ward ihm dieselbe Einrichtung zum Verderben. Die Stadt, die durch Jahrhunderte der Banquier aller geldbedürftigen Fürsten Deutschlands gewesen, war nun selbst in Schulden; die Bürger sollten das Doppelte, das Dreifache steuern, den Ausfall zu decken. Das wollten und konnten sie nicht, die Erregung wuchs immer mehr; der Kampf zwischen Herrschern und Beherrschten, lange nur mit Worten und Schriften geführt, wurde schließlich in den Straßen Erfurts durch Schwert und Axt entschieden. Der regierende Ratsherr, Heinrich Kellner, weigerte die Rechnungslage, nicht eigene Sünden zu verbergen, sondern weil er sie der misera plebs nach dem Buchstaben der Verfassung nicht schuldig war. „Sch

Gemeinde!" rief er den Bürgern entgegen. Das ihn den Hals gekostet, aber entschieden war der :eit schon in dem Augenblick, wo sich die Bürger oben, denn bei ihnen war das Menschenrecht, bei en die Zahl der Arme, beim Rat nur die ererbte tzung und ein Hause schlecht bezahlter, darum zuverlässiger Söldner. Der Rat wurde gestürzt, lner eingekerkert und 1510 hingerichtet; das „tolle hr" heißt es in Erfurts Geschichte. Es brach die ast der Patrizier, aber auch die Kraft der Stadt. ele der „Gefrunden" verließen Erfurt: die Re- rung kam in plumpe, schwielige Hände, die auch ht immer rein blieben, und zudem nur daran ge- hnt waren, den Hammer oder die Nadel zu führen, ht das Steuer eines Staatsschiffs.

Das war die entscheidende Wendung in Erfurts schichte; die schlimmste Wunde hat ihm der Bürger- nn geschlagen. Aber Schweres ist auch durch das chicksal über die Stadt gekommen; furchtbare Brände rheerten sie; ihre Fehden und Prozesse endeten nun fast le unglücklich. Die Reformation trennte die Bürger zwei Haufen von Todfeinden; nirgendwo war die Er- tterung heftiger, denn Erfurt war ja Mainzisch, ne „Pfaffenstadt", die Haupt-Kanzel Tetzels, und ch wehte andererseits hier der lebendige Athem uthers. Gewiß hatten die Bürger Recht, wenn sie ch der neuen Lehre zuwandten, aber Recht hatten uch die Mainzer, wenn sie dies in ihrer Stadt nicht ulden wollten, die Jesuiten zu Hilfe riefen, bei Kaiser nd Reich Klage führten, jeden Angriff der Bürger uf Kirchen und Klöster durch Angriffe auf die Stadt ergalten, ihre Hoheits-Rechte, die sie ja nie aufge- eben hatten, nun voll geltend zu machen suchten. Das anze XVI. Jahrhundert ist von diesem Streit zwischen Stadt und Schutzherren erfüllt; immer grimmiger itzte er sich zu. Es war keine Rechts- sondern eine Machtfrage; sobald Erfurt an Kraft verlor, Mainz n Kraft gewann, mußte die Stadt in Wahrheit seine Magd werden.

Da kam den Erzbischöfen, freilich ihnen selbst so unerwartet und unerwünscht wie den Erfurtern, ein Bundesgenosse: die Entwicklung des Welthandels, die Entdeckung der neuen Seewege. Aus Java und Ben- galien kam der Indigo und schlug die „Waid" tot, aus Mexiko und Westindien die Kochenille und ver- drängte die „Kermes". Das vollzog sich nicht jählings aber sichtlich. Auch der Binnenhandel schlug neue Wege ein; durch Meßprivilegien und eine kluge Po- litik seiner Kurfürsten gefördert, blühte Leipzig auf und wurde zunächst der Rivale und dann der Besieger Erfurts als Stapelplatz Mitteldeutschlands. Die Stadt begann sich zu entvölkern und hatte an der Schwelle des Jahrhunderts, das den dreißigjährigen Krieg bringen sollte, kaum noch 20000 Einwohner; auch die Hörsäle begannen zu veröden. Erfurt jammerte, Mainz aber jauchzte nicht; es war ihm recht, daß die Stadt herabkam, aber wenn die Henne keine güldenen Eier mehr trug — war sie dann noch des Kampfes wert?!

Der furchtbarste Krieg, den Deutschland je gesehen, der es für Jahrhunderte zu einem armen Lande machte, brachte auch diesem Kampf nach unerhörten Zwischen- fällen die Entscheidung. Auf und nieder schwankte die Wagschale, in der Gustav Adolfs Schwert lag, und mit ihr das Schicksal Erfurts; durch neun Jahre von den Schweden besetzt und ein Stützpunkt ihrer Macht, fiel es endlich in die Hände der Kaiserlichen und hatte schwerste Drangsale zu erdulden. Hier statt jeder Schilderung zwei Ziffern; als die Schweden 1640 ab- zogen, hatte die Stadt noch 16000, als die Katholischen acht Jahre später gingen, kaum 9000 Einwohner. Der westphälische Friede hatte Kurmainz die Herrschaft über Erfurt bestätigt; noch einmal, zum letztenmal wehrten sich die Bürger dagegen; nur der Geldmangel, der Kurmainz hinderte, ein Exekutionsheer aufzu- bringen, gab ihnen noch einige Jahre Galgenfrist. Endlich, 1664, mietete der Kurfürst französische Trup- pen, die aus Ungarn nach der Heimat heimkehrten, für den kurzen, im Vorhinein entschiedenen Kampf. Von der Citadelle auf dem Petersberg drohten die Kanonen auf die Stadt nieder, im „Mainzer Hof", wo heute die Gewehrfabrik ist, residierten die kurfürstlichen Statthalter und die „Consules" von Erfurt waren die demütigen Häupter einer armen, ihrem Fürsten gehorsamen Stadt. Als 1683 von den rund 13000 Menschen etwa 10000 — kein Schreibfehler, so ver- zeichnen es die Chronisten — an der Pest dahinstarben, da waren viele der Meinung, Erfurt werde eine Ru- inenstadt bleiben, ein trauriges Überbleibsel einstiger sagenhafter Größe, wie es etwa heute Bardowiek ist, das ja einst die mächtigste Handelsstadt Norddeutsch- lands war, bis es Heinrich der Löwe für immer zertrat.

Wenn es mit Erfurt anders und besser kam, so ist dies zum geringsten Teil das Verdienst der kurmain- zischen Koadjutoren. Daß die einst so trotzige Stadt ruhig blieb, dafür brauchten sie kaum zu sorgen; das bewirkten die Kanonen der Citadelle und die starke Besatzung. Wohl aber mühten sie sich, daß Erfurt wieder katholisch werde; freilich war der Stadt die Religionsfreiheit zugesagt, aber alle Stellen mit Katho- liken zu besetzen, die Zahl der evangelischen Kirchen zu ver- ringern, die Mönchs- und Nonnen-Klöster neu zu bevöl- kern, die Bekehrung durch Jesuiten-Missionen besorgen zu lassen, schien ihnen nicht dagegen zu sprechen. Auch

die Universität wurde, so gut es ging, im Sinne der herrschenden Kirche verwaltet, was freilich mit dazu beitrug, ihre Bedeutung immer tiefer hinabzudrücken. In dies Stillleben mit Glockenklang und Weihrauchduft klangen zeitweilig während des siebenjährigen Krieges die preußischen Kanonen (1759); dann ging diese Verwaltung denselben schleichenden, trägen Schlenderschritt wie vordem und wie damals überall im katholischen Deutschland.

Nein, nicht der Fürsorge ihrer geistlichen Fürsten, nur der eigenen Kraft hatten es die Erfurter zu danken, wenn sachte das Gras aus ihren Straßen wich und die verödeten Häuser wieder Bewohner erhielten; freilich nützten sie nur das Geschenk der Natur, ihren fruchtbaren Boden. Der Handel ging andere Bahnen und selbst für Thüringen war Erfurt nicht mehr der Mittelpunkt des Verkehrs; Gotha im Westen, Halle im Osten lenkten vieles ihren Märkten zu, die Hochschule gab wenig Verdienst und wenig Glanz, der Festungswall schnürte die Stadt ein, aber Erfurt war noch immer die „Stadt der Ackerbauer" und seine Bewohner des „römischen Reichs Gärtner". Mit der „Waid" ging's nicht mehr, der Wein wurde immer saurer, aber einen Ersatz bot die Kresse, die hier (im tiefen, wasserreichen Dreienbrunnen zwischen Steiger und Cyriaksberg) zuerst planmäßig gezogen, von hier aus der Lieblingssalat der Zopfzeit wurde. Der Handel mit Obst, mit Blumen und Sämereien brachte keine Reichtümer ein, aber er erhielt die Stadt bei Kräften und gegen Ende des Jahrhunderts galt sie wieder als mäßig wohlhabend.

Natürlich fehlt's im Erfurt von heute auch nicht an Überbleibseln dieser Zeit. Da stehen noch mitten zwischen uralten Renaissance-Fassaden und modernen, nicht eben schönen, aber hellen und freundlichen Häusern die häßlichen, öden Nutzbauten der Zopfzeit, einzelne mit einem Barockschmücklein am Dachsims oder unter den Fenstern, wie Philister, die sich was Besonderes ungeschickt an den Rock heften und dann erst recht als nüchterne Philister erscheinen. Auch einzelne Klöster, z. B. das der Ursulinerinnen, scheinen aus dieser Zeit zu stammen; im Inneren aller katholischen Kirchen vollends -- nicht bloß im Dom, bei dem ich bereits darauf hingewiesen habe — merkt man deutlich, daß Erfurt lange unter geistlicher Verwaltung stand, und zwar leider eben in den anderthalb Jahrhunderten des tiefsten Standes kirchlicher Kunst. Auch der bereits erwähnte „Packhof" von 1705 ist trotz seiner geschmückten Fassade oder gerade ihretwegen kein Musterbau jener Zeit, und ebenso das weit stattlichere „Regierungsgebäude" von 1710, das neben passablen Barockfiguren und Simsen auch einige andere aufweist, die selbst Freunden des Stils — und ein Gegner ... selber nicht — sehr geringe Freude machen ... Hier haben die Koadjutoren residiert, nachdem ... der alte „Mainzer Hof" zu unwohnlich geworden ... letzter Karl Theodor von Dalberg.

Dreißig Jahre (1772—1802) hat der liebenswürdigste aller Dilettanten der an solchen Erscheinungen so reichen Zeit in Erfurt residiert und immer Einiges für die Stadt gethan. Zwar arbeitete er ... fast ganz vergeblich ab, der Universität neuen Aufschwung zu geben, sie siechte nun eben langsamer ... als vor ihm — aber er mühte sich im Sinne ... Weltanschauung, einer nicht tiefen, aber milden ... redlichen Aufklärung, nicht fruchtlos, die Rechts- ... Armenpflege zu verbessern, Protestanten und Katholiken fast gleich gerecht zu regieren, Stadt und ... materiell zu heben. Mit allen freien Geistern ... Zeit befreundet, sah er in seinem Palaste auch Schiller, Wieland und Goethe als Gäste. Daß die Fau... Erfurt sich auch gern ihr Teil an Goethes ... sichern möchte, ist begreiflich, und angesichts der Bedeutung, die gerade der Erfurter Sagenkreis für die Ausgestaltung des „Faust" hatte, läßt es sich ... auch wahrlich nicht bestreiten. Darüber hinaus ... lich können die Erfurter Patrioten nicht viel erwei... Es ist sehr unwahrscheinlich daß Goethe den ... Heinrich, der sich sonst nirgendwo überliefert findet, ... sächlich der Erfurter Universitäts-Matrikel entnommen habe, die 1522 einen „Henricus Faust des ... berg", der übrigens nichts mit dem historischen ... zu thun hat, als Hörer verzeichnet, und gleich unwahrscheinlich ist, daß Goethe bei der Schilderung ... Spaziergangs am Ostermorgen („Aus dem hohlen finsteren Thor u. s. w.) an den Platz vor dem ... „Pförtchen" gedacht habe.

Goethe war oft in Erfurt; allbekannt ist sein Aufenthalt vom Herbst 1808, die Begegnung mit Napoleon. Was Alles hatte sich in den Jahren, seit er Dalberg hier zuletzt besucht, gewandelt! Es gab kein Erzbistum Mainz mehr; Erfurt war 1803 an Preußen gekommen, 1806 nach Jena ohne Schuß und Schwertstreich an Napoleon. Den Vorschlag seines Staatsrats, die neue Erwerbung dem Königreich Westfalen anzugliedern, lehnte der Kaiser ab; er stellte das „Fürstentum Erfurt" unter seine eigene Herrschaft, weil ihn der alte Ruhm der Stadt lockte, der Gedanke, an derselben Stätte Hof zu halten, wie die Salier, Friedrich der Rotbart und Rudolf von Habsburg. Und darum ward hier im „Regierungs-Gebäude" der „Erfurter Kongreß" abgehalten, spielte Talma ... „vor einem Parterre von Königen." Goethe ist leider ... dazu gekommen, sein Gespräch mit Napoleon ...

er 1808) aufzuzeichnen, wie er es Riemer versprach, r hat mir gleichsam das Tipfelchen auf das J ge- ʒt," sagte er diesem Vertrauten. So wissen wir eniges von diesem Gespräch der beiden größten änner ihrer Zeit; es genügt freilich, um Goethes ısspruch zu verstehen. Napoleons Kritik von „Wer- ers Leiden" geht ins Tiefste; seine Auffassung von r Bedeutung des historischen Trauerspiels ist eine oßartige, und ebenso trifft sein Wort gegen die chicksalstragödie ins Schwarze. „Voilà un homme!" gte er bekanntlich nach der Unterredung zu seinem efolge, während Goethe vollends helle Bewunderung ar und der Einladung des Kaisers nach Paris folgen ollte. Nicht anders urteilten ja damals die meisten eutschen über den Kaiser und namentlich auch alle rfurter. Die französische Verwaltung war auch hier, it ihren Vorgängerinnen verglichen, ein großer Fort- hritt. Mit einem Schlage wurde die volle Gleich- erechtigung der Konfessionen — unter den Koadju- oren zu Gunsten der Katholiken, in den drei kurzen ahren preußischer Herrschaft zu Gunsten der Evan- elischen beeinträchtigt — zur That; Gesetzgebung und echtspflege wurden vereinfacht und trefflich geordnet, rmen- und Krankenpflege zeitgemäß ausgestaltet, ie Reinlichkeit der Straßen und Häuser mit weiser Strenge durchgeführt und überwacht. Die vielen Be- örden, die Napoleon hierher legte, seine glänzende Hofhaltung brachte Geld unter die Leute. Auch schuf ie Zugehörigkeit zu einem Riesenstaat neue Absatz- uellen für Blumen, Obst und Gemüse. Aber die ranzösischen Behörden, an Thatkraft und Initiative ewohnt, ermöglichten es den Erfurtern nicht bloß, hre Erzeugnisse besser zu verkaufen, sondern auch Besseres zu erzeugen; sie ermunterten zur Einführung neuer Blumen- und Obst-Kulturen und lieferten das Material dazu, wie sie andererseits alles, was den Erfurtern trefflich gelang, anderwärts einzubürgern suchten. Um die Verbreitung der Erfurter Kresse war sogar Napoleon persönlich bedacht; er ließ zu Fon- tainebleau durch Erfurter Gärtner eine Kressen- Kultur anlegen.

Alles in Allem, es war keine unverdiente Huldigung, daß die Erfurter zur Feier der Geburt des Königs von Rom einen siebzig Fuß hohen Obelisk errichteten. Aber war's verdient, daß sie wenige Jahre später 1814 diesen Obelisk zerstörten? Ähnliches ist damals Gottlob selten in Deutschland geschehen, und eine Hel- denthat war's gewiß nicht. Freilich hatte die Stadt beim Durchzug der geschlagenen Franzosen viel ge- litten, noch mehr, weil sie die Festung sehr tapfer verteidigten, bei der Belagerung durch die Preußen, ugnwas die Hauptsache ist: die nationale Empfindung ist eben auch, wie jede andere, welche die Natur selbst gebietet, etwas Elementares. Gleichwohl haben die Stadtväter des neuen Erfurt nicht richtig gehandelt, indem sie als Gegenstand des letzten der sechs Fresko- bilder, die den Festsaal ihres neuen Rathauses schmücken, die Zerstörung dieses Obelisken bestimmten. Die an- deren fünf Bilder führen ruhmvolle oder doch wichtige Ereignisse aus Erfurts Geschichte vor (der heilige Bonifazius bekehrt die heidnischen Ackerbauer; Hein- richs des Löwen Fußfall vor Friedrich Barbarossa; Rudolf von Habsburg in Erfurt; das „tolle Jahr"; die Übergabe Erfurts an Mainz); dieses ist weder ruhmvoll noch wichtig.

Der Wiener Kongreß gab Erfurt an Preußen zu- rück; es ist zunächst von den Geschicken der Stadt nicht viel zu berichten. Die Universität wurde nun auch formell aufgehoben; Hauptstadt der neuen Provinz Sachsen wurde Magdeburg, Sitz des Provinzial-Land- tags Merseburg; Erfurt war damals für Preußen vor- nehmlich als Festung wichtig, was jede Ausdehnung der Stadt hinderte. So war die Zunahme an Seelen- zahl und Wohlhabenheit eine langsame; freilich war sie eine stetige, weil mit der wachsenden Kultur Blumen ein immer begehrterer Artikel wurden. Die Erfurter galten in Magdeburg und Berlin als unzufrieden; man schickte ihnen darum die schneidigsten Beamten, was sie seltsamer Weise nicht glücklicher machte. Kein Wunder, daß es 1848 hier (24. November) zu einem blutigen Aufstand und Straßenkampf kam; fast ein Jahr währte dann der Belagerungszustand. So tagte 1850 das Unions-Parlament in einer Stadt, die ge- nauer als andere erfahren hatte, daß Deutschland einer Verfassung bedürfe. Freilich war sie nicht deshalb dazu erkoren, sondern weil Radowitz Erfurt liebte. Er ist auch hier begraben. Wollte die Grabschrift seinen bleibendsten Ruhmestitel verzeichnen, sie könnte nur lauten: „Es war der verdienstvollste Autographen- sammler Deutschlands" — die Handschriften, die er mit unermüdlichem Eifer zusammentrug, sind eine reiche Quelle unserer litterarischen und politischen Geschichte. Er aber wollte ja Deutschlands größter Staatsmann sein. Mit Josef von Radowitz ist viel Talent und noch mehr Willensschwäche, viel redlicher Wille und noch mehr Unvermögen der That ins Grab gesunken.

Seit fünfzig Jahren geht's in Erfurt sichtlicher aufwärts; nun ist's, sagt' ich schon, eine aufblühende Handels- und Industriestadt. Mit Leipzig oder Halle kann es nicht in Wettbewerb treten, aber doch behag- lich leben und sich entwickeln. Das gilt freilich vom Materiellen mehr, als vom Geistigen; große Zeitungen oder Verlagshandlungen hat Erfurt nicht; das Theater

soll nicht auf Rosen gebettet sein, so viele es ihrer auch hier giebt. Immerhin erweisen Rathaus und Denkmäler, sowie die Sammlungen der Stadt ein gewisses Interesse auch für jene Dinge, die „viel kosten und nichts einbringen“ — nichts, als ein menschenwürdiges Dasein … Aber es sind andere Produkte, die heute Erfurts Ruhm in die Welt hinaustragen. Die meisten Hosenträger, die in Deutschland verbraucht werden, sind hier gefertigt, daneben sehr viele Damenmäntel und Milliarden Schuhe; jeder zwanzigste Mensch in Erfurt ist ein Schuster. Und jeder zehnte ein Gärtner oder Blumenzüchter. Und die Frau Flora – um wieder an den Brunnen am Anger zu erinnern — ist üppiger, als der Herr Gewerbefleiß; dieser Handel ist auch jetzt noch der einträglichste.

Recht gut geht's nun den Erfurtern; man sieht's überall: an den gefüllten Restaurants und Konzertgärten, den stattlichen Läden, den neuen Häusern. Sie sind geräumig, scheinen solid gebaut; daß die Fassaden im Durchschnitt etwas nüchterner sind, als in anderen deutschen Mittelstädten, hat auch sein Gutes: man sieht darum hier weniger Kuriosa … Auch die neuen Kirchen und Monumental-Bauten vermögen einem nicht Schrecken noch Entzücken einzuflößen. Nur drei nehme ich aus. Die neue Thomaskirche verspricht ein hübscher gotischer Bau zu werden und das Rathaus ist ein schönes, ansehnliches Werk desselben Stils, der Stadt, wo einst Bürgersinn so Großes geleistet, nicht unwert; auch die neuen Fresken sind gut, neben den historischen namentlich die aus der Faustsage. In anderem Sinn bemerkenswert ist leider die Post; sie mutet an, wie der phantastische Traum eines schlechten Künstlers, aber schon eines sehr schlechten. Ein Friseur in der Barfüßerstraße freilich sagte mir enthusiastisch: „In so 'ner Post 'nen Brief aufzugeben, ist 'n Ge- genuß!“ aber dem Kunstgeschmacke dieses Mannes traue ich nicht recht. Er hat in seine Auslage einen netten jüngeren Herrn mit roten Bäcklein gestellt und darunter geschrieben: „Wir Deutsche fürchten Gott, sonst nichts auf der Welt.“ Wer so einen Bismarck hinstellt, verdient keine schönere Post. Übrigens habe ich den Spruch auch in zwei anderen Friseurläden Erfurts gefunden, und das hat mir wenig gefallen. Mir steht die Stunde vor Augen, da dies Wort fiel, am 6. Februar 1888; mein Lebtag bin ich froh, daß ich dabei war. Ein grauer Tag; im alten Hause der Leipziger Straße herrschte Zwielicht, als sich der Große erhob, und mühsam durchklangen zuerst seine Sätze den Raum. Als er sich aber in Glut geredet, da klangen sie dröhnend ins Ohr und ins tiefste Gemüt hinein, und bei jenen Worten richtete er sich zur vollen Höhe auf, wie eine Gloriole umwob das durchbrechende Sonnenlicht den gewaltigen Schädel. Die Stunde hatte das Wort geboren; für die Stunde war es der beste Ausdruck dessen, was ein ganzes Volk erfüllte, und darum verdient es unvergessen zu bleiben. Aber eben darum, weil ich mit dabei war, als es erklang und für mein Ohr auch noch den persönlichen Klang der hohen, vibrierenden Stimme hat, sehe ich es ungern in Friseurläden und Wirtshäusern, auch scheint es mir aus anderen Gründen nicht recht zum dauernden Wahlspruch geeignet. Zur Zeit, da es Bismarck sprach, drohte der Konflikt mit Rußland: in Friedenszeiten brauchen wir nicht zu versichern, daß wir Niemand fürchten. Wir haben uns 1870 das Recht erworben, daß uns Europa dies ohne Weiteres für Kriegs- und Friedenszeiten glaube.

(Schluß folgt.)

Litterarische Notizen.

— Rheinische Kinder. Novellen und Bilder von Bertha Kehren. Berlin 1902. Concordia, Deutsche Verlags-Anstalt. Ein sonniges Buch voll warmherziger Empfindung und liebenswürdigen Humors, das seinen Namen mit Recht trägt, denn es sind frohgemute Kinder des Rheinlands, die uns hier eine Rheinländerin mit Laune und Temperament und von einem natürlichen Erzählertalent gefördert vorführt. Mit Recht auch haben die Erzählungen bei ihrem ersten Erscheinen in Familienblättern Beifall gefunden, mit Recht endlich hat die Verfasserin sie in Buchform gesammelt, denn sie sind nicht bloß eine liebenswürdige, sondern auch eine gehaltvolle Lektüre. Es wird Geschmackssache sein, welche der Geschichten man den Vorzug gibt, ob der drolligen und dabei von tiefem Gemüt erfüllten Kindergeschichte „Wer kann dafür?“ oder der ersten Erzählung aus dem Leben eines Arztes „Ein schöner Beruf“, ob der hübschen Liebesgeschichte eines jungen Mannes „Fräuli“ oder der gemütvollen Darstellung aus dem Leben einer Künstlerin „Anitas Freundin.“ Alle Geschichten aber sind so geartet, daß sie als Familienlektüre warm empfohlen werden können. Auch zu Geschenkzwecken für junge Mädchen eignet sich das Büchlein vortrefflich.

Neue Bücher.

Nachstehende Bücher sind bei der Redaktion zur Rezension eingelaufen:

Milow, Stefan. Fallende Blätter. Neue Gedichte. Kassel. Georg Weiß. Verlag 1903.

Schäfer, Wilhelm. Königin Christine von Schweden. Drama in fünf Aufzügen. Zürich, Emil Gottas Wittwe. 1902.

Spitzner, Alois Aegid. Schlim schlem. Ei… Leid- und Lustspiel. Wien, Rudolf Hofmann. 1902.

Salvator, Erich v., Der Erlöser. Schau… 2. Aufl. Wien o. J. Internationale Anstalt für Literatur und Kunst. J. J. Plaschka.

Lehmus, Wolfgang. Wir sind jung! Kiel u. Leipzig. Verlag bei Lipsius und Tischer. 1901.

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Herausgebers Karl Emil Franzos in Berlin. — Nachdruck auch im Einzelnen ist untersagt und wird strafgerichtlich verfolgt. — Verlag der Concordia Deutsche Verlags-Anstalt in Berlin. — Druck von Kißling & Krüger, Berlin N.

Arbeit.

Roman von Maria Schade.

(Fortsetzung.)

Die Karten fielen auf den Tisch.

„Sie reizen . . .“ sagte der Kommissionsrat zu dem Baron.

Isi und Meerbach sahen sich an.

Die junge Frau hüstelte.

„Stört Dich der Rauch?“ fragte Ruprecht.

„Ich gehe ins Boudoir.“

„Gut, gut! Zeige doch Herrn Meerbach die Mappe mit den Bildern, die ich heute bekommen habe.“

„Sagen Sie mal, Verehrtester, wie kommen Sie eigentlich zu diesem Menschen?“ fragte der Baron, als die beiden das Zimmer verlassen hatten.

„Ja, wissen Sie . . . Eigentlich durch Zufall,“ erklärte Ruprecht. „Meine Frau war in seinem Atelier. Dann lernte ich ihn kennen. Und da hielt ich es für meine Pflicht, ihn einzuladen.“

„Hm!“ machte der vornehme Mann. „Halten Sie ihn für stubenrein?“

„Ich sage Ihnen, Ruprecht,“ mischte sich der Kommissionsrat in das Gespräch, „an einer Tafel wie der Ihrigen alles vorübergehen zu lassen, ist geradezu eine Unbildung.“

„Ja, Unbildung! Sie haben recht!“ rief der Professor aus dem Hintergrunde. „Die Künstler sind alle ungebildet.“

Dabei schlug der durch den Wein Erhitzte mit der Hand auf den Tisch.

„Pst! Pst!“ machte der Hausherr.

Und der Baron, der kaltblütig seine Karten ordnete, näselte:

„Ruhe, nur keine Übereilung!“

Das Spiel begann.

— — — — — — — — — — — — — — — —

Das Boudoir war ein kleines lauschiges Gemach, ganz von der Laune einer verwöhnten Dame eingerichtet. Die mattblau gefärbten Birnen gossen ein sanftes Licht auf die mattblaue Seide der Vorhänge und der Möbel. Die waren im Rokokostil, zierlich, verschnörkelt. Jeder Schnörkel — eine Laune. Der Schreibtisch vor dem dicht verhängten Fenster, durch das nie ein Strahl natürlichen Lichts gleiten konnte, überfüllt mit Photographien und Statuetten. Man sah diesem Schreibtische an, daß nie auf ihm geschrieben wurde, denn es war kein Platz mehr da, weder für das zierlichste Billet, noch für die kleinste Hand. Die Etagèren ebenso vollgepfropft mit Nippes: zuweilen bizarre Figuren, lose Amoretten, feingegliederte Tänzerinnen. Auf dem Kamin ein riesiger Strauß: märchenhafte Blumen in krankhaften Farben, wie sie die Natur nicht schafft, sondern die Laune eines Menschen. In der Ecke ein kleiner Diwan, fast zu klein für zwei Personen. Darüber ein Baldachin in Form eines aufgespannten Schirms, auf dessen Rande sich zwei Tauben mit unnatürlich langem Gefieder entgegenzukommen schienen. Davor auf einer Staffelei ein Bild: eine Odaliske, die mit hinter dem Kopfe gekreuzten Armen auf einem lila Kissen ruht. Das rabenschwarze Haar umschlingt die Schultern. Die Lippen geöffnet . . Es ist nur ein schlechter Öldruck, aber das Bild hat Leben, fast zu viel natürliches Leben für die krankhafte Blässe, in der das Gemach gehalten ist. Auf der Erde schneeweiße Eisbärfelle mit mächtigen Pranken und großen Köpfen. Die gläsernen Augen leuchten seltsam unter den künstlichen Strahlen der mattblauen Birnen. Sie scheinen zu sagen: warum habt ihr mich hierhergeschleppt in eure ungesunde Atmosphäre, in euer krankes Licht?

Auf einem dieser Riesentiere, das weit ausgebreitet dalag, ruhten Isis Füße. Auf der anderen Seite saß Meerbach.

Beide still. Sie fühlten, daß sie vor etwas Großem standen. In Gesellschaft von anderen war es ihnen nicht so zum Bewußtsein gekommen.

Jetzt erst in der Einsamkeit wurde es ihnen klar, wie groß dieses Große war.

Sie bebten.

Wie hatten sie das Alleinsein herbeigesehnt! Und nun wußten sie es nicht einmal zu gebrauchen.

Die Stille tief — feierlich. Nur zuweilen aus dem Spielzimmer ein abgerissenes Wort. Wie der Ton aus einer Welt, an der sie keinen Teil mehr hatten, flatterte es zu ihnen. Sie hörten es und sie hörten es doch wieder nicht. Sie fühlten, daß sie beide nur für einander da waren. Und vielleicht gerade darum — bebten sie.

„Isi . . .!"

Die junge Frau hob den Kopf. Ihr Blick war matt.

„Sie ist fort."

Meerbach sagte es leise fast feierlich.

„Wer?"

Ängstlich irrten ihre Augen durch das Gemach, das ihr trotz seiner Fülle leer schien.

„Meine Arbeit."

Isi ließ den Kopf wieder auf ihre Brust sinken.

Also sie war fort — das große steinerne Weib. — Es war ihr recht. Sie hatte in ihr immer eine Feindin gesehen, eine Nebenbuhlerin. Vielleicht hatte sie Unrecht. Vielleicht war gerade sie ihre Freundin gewesen. — Aber nun war es ja vorüber. — — Sie war fort.

„Wann?" frug sie nur.

„Gestern."

Die Stimme des Künstlers klang, wie wenn er von einer Verstorbenen spräche.

„Es wurde Dir wohl schwer?"

„Ach, Isi . . . . . Wenn Du wüßtest . . . . . Doch, nein, nein, ich that es so gern . . . Es war ja für Dich . . . ."

„Für mich?"

„An dem Tage, als man sie fortschaffte . . . . . Ganz verpackt war sie in Balken und Bohlen. Und doch sah ich noch immer jeden Zug ihres Gesichts — — jedes Stück ihres Körpers. Da war es mir, als ginge ein Zucken durch die steinernen Glieder, ein Stöhnen. Ich hätte das Holz, das Eisen das sie umschloß, auseinander reißen mögen. Aber man schleppte sie fort wie eine Tote, die noch nicht tot ist."

„Wohin?"

„Nach Brüssel. Da soll sie stehen in einem Genossenschaftshause."

„Du hast sie verkauft?"

Meerbach biß die Zähne aufeinander. Er nickte.

„Das wolltest Du doch früher nicht . . .

„Aber jetzt . . . . . Isi, der Mann, den D liebst, soll nicht arm sein . . . ."

„Für mich . . . ! Ach, ich verstehe . . Für mich . . !" Das bebende Weib schlug die Hände vors Gesicht.

„Isi!" flüsterte er, „Isi!" Er stürzte vor ihr auf die Kniee. Mit Gewalt wollte er ihre Hände von dem Gesicht lösen. „Thut es Dir denn leid," stammelte er, „daß Du mich liebst?"

„Na, das muß ich aber sagen, Sie haben heute ein kolossales Glück . . . . ."

In der Stille hörte man ganz deutlich die Stimme des Barons aus dem Spielzimmer. Und dann Ruprechts Jubeln:

„Ja, ich habe heute Glück — Glück . . . ."

Die junge Frau sprang in die Höhe.

„Daß ich Dich liebe," flüsterte sie atemlos, „thut mir nicht leid. Aber um den da thut's mir leid — um den!"

Sie sank wieder zurück.

Erschreckt schaute sich Meerbach um.

Alles still. Kein Ton. Niemand da.

Nur die gläsernen Augen des Eisbären funkelten ihn seltsam an.

„Hast Du's gehört?" Sie beugte sich dicht an sein Ohr. „Was er gesagt hat? — Sein Glück hat er gepriesen . . . . . Sein Glück . . . Er freut sich . . . . Heute ist sein Fest, sein Geburtstag . . . . Sie sind alle gekommen . . . Gutes haben sie ihm gewünscht, Schönes . . . Und wir, wir . . . . Er ahnt nichts . . . . Er vertraut uns . . Auf sein Wohl haben wir getrunken . . Und diese Lippen . . . ."

„Spielen sie doch mit offenen Karten, wenn Sie den Mut haben," klang es wieder aus dem Herrenzimmer.

„Oho, den Mut! Ich bin doch kein Feigling! Also — Null ouvert!"

Isi wollte fortstürzen. Meerbach, der noch immer auf den Knieen lag, suchte sie mit Gewalt zurückzuhalten.

„Isi! Wenn Du gehst . . . . Nein, nein. Du sollst nicht gehen! Ich halte Dich! Du hast mir die Sonne gebracht. Die darfst Du mir nicht mehr rauben. Wenn Du bei mir bleibst, alles kann ich, alles, — das Höchste. Ein Gott bin ich. — Und wenn Du von mir gehst — ein Verbrecher."

Sie preßte ihm die Hand auf den Mund.

„Sprich nicht so! — Ich kanns nicht hören!

„Liebst Du mich denn nicht mehr?"

Sie legte ihm beide Hände auf die Stirn.

„Ich liebe Dich!“ Sie sagte es so einfach, so ar. „Und eben darum bin ich elend!“

„Du liebst mich! Isi! Dann ist ja alles gut – alles . . . . .“

Er warf seine Arme um ihren Leib.

Sie stieß ihn zurück.

„Steh auf!“ sagte sie. „Du sollst nicht vor ir knieen, — hier nicht.“

Aber er stand nicht auf. Wie ein Trunkener haute er zu ihr empor.

„Sie spielen ein gefährliches Spiel! – Nehmen Sie sich in Acht.“

Meerbach erhob sich.

Isi schrak von neuem zusammen. Mit ver-altenem Atem lauschte sie.

„Höre doch nicht immer dorthin.“ Meerbach uchte die Widerstrebende an sich zu ziehen. „Das st drüben im Herrenzimmer. Das ist ja nicht ür uns.“

„Nicht für uns?“ Sie drängte ihn von sich ort. „Es ist für uns . . . . Ich sage Dir . . . . . Jedes Wort . . . . . Ich ängstige mich.“ Sie atmete schwer.

„Isi . . . .“ Er streichelte ihre Hand. „So gehts nicht weiter. — Du quälst Dich. — Du quälst mich. — — Umkommen müssen wir. Er löse uns! Sprich das Wort.“

„Welches Wort?“

Sie hob ihr Gesicht. Es war welk wie eine Blume, die zu sehr unter der Sonne gelitten.

„Sag, daß Du mein bist,“ flüsterte er. „Mache Dich frei — von allem! Geh an den Platz, für den Du geschaffen bist mit Deinem Leib, mit Deiner Seele! Komm zu mir . . .“

Sie schüttelte den Kopf.

„Ich kann nicht,“ sagte sie matt.

„Du kannst nicht . . . . Was heißt das? Hast Du nicht eben erst gesagt, daß Du mich liebst? — — Und die Liebe kann alles — selbst Berge versetzen.“

„Berge versetzen . . . . .“

Langsam wiederholte sie die Worte. „Weißt Du, wo das steht?“

Er verstand sie nicht.

„Sieh mich an!“

Er blickte ihr in die Augen.

Sie legte ihre Hände auf seine Schultern. „Wo das steht vom Berge versetzen, in dem Buche steht auch noch etwas anderes: — — vom Ehebruch.“

„Ehebruch?“ wiederholte er. „Ist das nicht Ehebruch, wenn Du weiter zusammenlebst mit einem Menschen, den Du nicht lieben kannst, nicht achten, vor dessen Berührung Du zurückbebst? — — Aber wenn Du Dich zu dem Manne rettest, den Du liebst, und der Dich wieder liebt, der Dich emporführen will in das Reich des Lichts, — davor erschrickst Du?“

Sie saß da — ganz zusammengesunken. Die bleichen Hände im Schoße gefaltet.

„Was soll ich thun?“

Die Worte waren nur gehaucht.

„Mit mir kommen. — Ich reise . . . .“

„Du reisest?“

Mit beiden Händen griff sie nach seiner Hand.

Er fühlte die Schläge des fiebernden Bluts in ihren Fingern.

„Aber nicht ohne Dich. — Du mußt bei mir sein. — Ich lasse Dich nicht hier . . . .“

„Nein, laß mich nicht hier! Laß mich nicht hier!“ flehte sie. „Ich kann nicht allein bleiben. — Ich ängstige mich — vor mir selbst . . .“

„Morgen abend reisen wir.“

„Wohin?“

„Nach Brüssel.“

„Ach — zu ihr . . . .“

Wieder ging durch Isis Glieder ein Beben.

Was würde die Steinerne sagen, wenn sie das fortgelaufene Weib sah?

Fester umklammerte sie die Hand des Geliebten.

„Was willst Du dort?“

„Sie sehen wie sie dasteht unter freien Arbeitern.“

Die junge Frau ließ die Hand, die sie eben noch fast gewaltsam umschlossen, los.

„Was soll ich da? — Zu denen dort gehöre ich nicht. — Arbeit? — Was weiß ich von Arbeit! — Und frei? — Bin ich nicht. — Oder ist Gewalt Freiheit?“

Die Perlschnüre, die das Boudoir von dem Nebenzimmer trennten, wurden auseinander gerissen.

Der Baron war der Erste, der ins Zimmer trat. „Ah, meine Gnädigste!“ rief er mit seiner hohen näselnden Stimme „ich kann Ihnen sagen, Ihr Gemahl hat heute ein Glück . . . . ! Wir Spieler pflegen es mit einem technischen Ausdruck zu belegen, den ich mich natürlich scheue in so zarter Gesellschaft auszusprechen. Einfach kolossal! Wir haben schließlich gestreikt.“

„Ja, ja!“ bestätigte der Kommissionsrat, der dem Baron auf den Fersen folgte. „Es war nicht mehr zum Aushalten.“

Ruprecht kam auch. Sein stark gerötetes Gesicht strahlte. „Sie Glückskind!“ näselte der Baron. „Lassen Sie sich bewundern!“

„Ja, Glück! Glück!“ rief Ruprecht. „Heute all die Freude! — Die Anerkennung! — Ich weiß gar nicht, wie ich das eigentlich verdiene.“

Jsi sah die vor ihr Stehenden an, einen nach dem anderen mit leerem, interesselosen Blick.

Nur um zu sprechen sagte sie:

„Wo ist der Professor?“

„Ich habe ihn durch Wilhelm nach Hause bringen lassen,“ sagte der glückstrahlende Gatte. „Er fühlte sich etwas unwohl.“

„Die gelehrten Herren sind immer unpraktisch — selbst im Genuß,“ sagte der kleine Schlemmer.

Und der Baron beeilte sich noch rasch hinzuzufügen: „Diesmal war es entschieden nicht seine Gelehrtheit, die ihm zu Kopfe gestiegen.“

Im Musikzimmer schlug die französische Kaminuhr. Es war, als ob ein winziges Hämmerchen auf eine Metallplatte fiele.

Der Baron stieß seinen Nachbar an.

„Es ist Zeit!“ flüsterte er. „Die schöne Frau scheint ermüdet.“ Er wandte sich an Jsi.

„Meine Gnädigste, haben Sie tausend Dank für alle Güte, alle Liebe.“ Bei dem letzten Worte lächelte er mokant. „Und vergessen Sie nicht ganz ihre alten Freunde.“

Er lächelte wieder. Er verbeugte sich, auch vor Meerbach, der ernst und schweigend neben der jungen Frau stand.

Der Kommissionsrat trat gleichfalls herzu. Er murmelte etwas von „schönem Abend,“ — unvergeßlichem Genuß.“ Dann ging auch er.

Ruprecht geleitete die beiden.

Jsi stand auf.

Bei jedem Schritte, den sie vorwärts that, schwankte sie. An den Perlschnüren mußte sie sich festhalten.

„Jsi!“ flüsterte Meerbach, der dicht hin ihr folgte. „Wir reisen also .... Morgen ...

Sie antwortete nicht. Mit tastendem wie eine Kranke trat sie in das Mufikzimme

Sie ging auf den Ebenholzflügel zu.

„Jsi! Du kommst zu mir. Nicht wahr

Sie schüttelte den Kopf.

„Dann erwarte ich Dich vor dem Hause. — am Garten. — Sprich doch! — Sprich!“

Wieder keine Antwort.

Zu dem Notenständer, der dicht neben Flügel stand, suchte sie. Rechts und links die Hefte auf den Teppich.

Er beugte sich zu ihr herab. „Jsi! Jsi! haben vielleicht nur noch ein paar Augenbl die uns gehören. Morgen Abend also ... Zuge ... Ich erwarte Dich ... Vor dem Ha Antworte! Rasch!“

„Ich komme.“ Ihre Stimme schien Klang. Er atmete auf. Jetzt richtete sie sich die Höhe.

In ihren Händen schwankte ein Heft. warf es auf den Flügel. Sie blätterte da mit zitternder Hast.

„Willst Du spielen?“

Er sah über ihre Schulter.

„Da .....“ Sie schob ihm das Heft zu

Seine Augen irrten über die Noten, den Text, der darunter stand.

Es war die Schubertsche Komposition Harfnerliedes von Goethe.

Ihre Nägel drückten sich tief in eine Stelle

„Hier! — Hier!“

Langsam schoben sich die Finger weiter. Blicke folgten. Er las:

Ihr führt ins Leben ihn hinein.
Ihr laßt den Armen schuldig werden.
Dann überlaßt ihr ihn der Pein,
Denn alle Schuld rächt sich auf Erden.

(Fortsetzung folgt.)

Zwiesprache.

Nur denke mir, vielliebe Seele:
Du bist so rein,
Und ich voll Last und voller Fehle,
Und magst doch mein Gefährte sein?

Zum goldnen Lichte hört' ich schreien
Dein Sehnen aus dem Thal der Fehle.
Vielliebe Seele,
Drum bist Du rein und bist Du mein.

Georg Roth

Gedichte

von

Gertrud Klett.

Sommerregen.

Singe, Sommerregen, singe
Deine grünen Dämmerlieder,
Spinn' um meine heißen Glieder
Schleierkühles Traumgeschlinge –

Sieh, auf raschen, nackten Füßen
Komm ich durch das Feld gelaufen –
Erde, Gras und Blumen traufen
Von geheimen Liebesgrüßen –

Leise streift mir Mund und Wangen
Scheues flüsterndes Liebkosen —
Wie von jungen, roten Rosen
Duftet's wo mein Fuß gegangen.

Die verliebte blaue Winde
Seh ich in den Bäumen hängen —
Meine heißen Lippen drängen
Zitternd nach der feuchten Rinde. —

Saugen durstend alle Tropfen,
Die da wehn von grünen Zweigen,
Einen Herzschlag hör' ich steigen,
Schwellen — an dem meinen klopfen — —

Singe, Sommerregen, singe
Deine grünen Dämmerlieder!
Spinn um meine jungen Glieder
Schleierkühles Traumgeschlinge.

Im Park.

Hochsommerzeit. Mit blassem Angesicht
Schlummert die Dämmrung auf dem heißen Rasen,
Und ihres Atems tief verhaltne Glut
Fließt wie ein letztes Flimmern durch die Luft.
Im weißen Marmorbecken schläft die Flut —
Und dunkel aus der halbgeborstnen Schale
Wächst die Erinnerung altverklungener Tage.
Blutrote Kresse steht in jungem Brand.

Vereinsamt in des Abendschweigens Dom
Steht eines Faunes heitere Gestalt.
Neugierig schaut er in den hellen Spiegel,
Den dunkle Schwermut ihm entgegen hält,
Und schaut darin sein braunes Angesicht,
Um dessen zierlich-derb gehörnte Stirn
Schneeweiße Wasserrosen sinnend stehen.
Ein Lachen wandert um des Lauschers Mund —
Ein Lachen, wie es Götterlippen lachen —
Vom Himmel halb, halb aus der Erde stammend.

Aus unerforschter Tiefe tiefstem Grund
Raunt einer Quelle heimlich, höhnisch Kichern.
Die Dämmrung schläft. Und leise lacht der Faun.

Das kranke Herz.

Wundervoller Sonnentag!
Veilchenblauer Frühlingsjubel!
– Unter all dem Blütentrubel
Schlägt ein Herz zerrissenen Schlag
Irgendwo — —

Still! Die Himmel sind tief und hell —
Drüber schäumen schneeweiße Rosse –
Spring' — spring' — schwing dich, Gesell,
In dem funkelnden, jauchzenden Trosse!
Vorüber des Schicksals Schreiten
In schwellendem Rosenblühn!
Die Erde vergraben in Grün —
Und Sonne über den Weiten!

Horch! Gehen nicht dunkle Glocken

Durch all das junge Frohlocken?
Irgendwo — irgendwo
Schlägt ein Herz zerrissenen Schlag! —

Ach! Wie die Blüten sprießen!
Ach! Wie die zärtlichen Lüfte wehn!
Ich muß meine Augen schließen
Und muß suchen — suchen gehn!

Was packt mich in all dem süßen Rausch?
Was schau ich mich um und lausch' — und lausch
Frühling! Schütt' Blüten über mich!
Sonne, Sonne — bedecke mich!

Irgendwo — irgendwo
Schlägt ein Herz zerrissenen Schlag.

Grüner Frühling.

Leises Zwitschern, leises Rieseln
Singt wie ferner Harfenklang,
Zwischen weißgewaschnen Kieseln
Wiegt sich leichter Wellen Gang,
Flaumbeschwingte Engelsköpfchen
Lugen aus der Vogelschau,
Selig flimmern tausend Tröpfchen —
Sind es Tränen —? Ist es Tau —?

Blasse Sonne, blasser Himmel,
Zarte Halme, scheu und jung,
Heimlich knospendes Gewimmel,
Grüne Lebensdämmerung
Über allen Augen hängen
Frühlingsschleier, silbergrau,
Schüchternes, verliebtes Drängen
Tastet träumend durch die Au. —

Schillernd gleich der Taubenkehle,
Meer und Luft in feuchtem Schaum —
Alles Daseins junge Seele
Träumt noch leisen Morgentraum —
Und gleich gottentsandten Pfeilen
Blitzen Möven durch das Blau —
Ihre frohen Schwingen eilen — —
Frühling! Frühling! schönste Frau!

In der Heide.

Die Heide schimmerte blutigrot
Beim Sonnenuntergange.
Du blicktest der Feuerkugel nach
Am dunkeln Waldeshange.

Die letzten Strahlen funkelten
Auf fernen, einsamen Bäumen,
Es war so feierabendstill;
Ein weiches, sinnendes Träumen.

„So stirbt auch unser Glück dahin!"
Hört' ich Dich leise flüstern
Ein Schatten zog über Dein Gesicht,
Der Wind strich durch die Rüstern.

„Wenn uns die Sehnsucht einst verläßt,
Die lodernden Gluten sterben,
So falle in Trümmer auch mein Leib,
Dann treffe ihn Tod und Verderben!

Du hast mich erst zum Leben erweckt,
Du gabst mir die leuchtende Sonne,
Die meine Augen geblendet hält;
Du gabst mir unendliche Wonne! — —

Mein weißer Leib, den du selig gemacht,
Soll keinen andern auf Erden
Je wieder beglücken — ich schwör' es Dir —
Wenn wir uns trennen werden!

Erkalten soll mein brennender Mund,
Wenn Deine Lippen ihn fliehen,
Und niemals wieder des Herbstes Wind
Durch meine Locken ziehen!" — —

Ich mußte lächeln über Dein Wort,
Da sah ich auf Deine Wangen,
Dein blasses zuckendes Lippenpaar;
Mir ist das Lachen vergangen. — —

Wir schwiegen beide lange Zeit;
Du starrtest weit in die Ferne. —
Am Waldessaume blinkten schwach,
Zwei bleiche, zitternde Sterne.

Lupinendüfte kamen weich
Herüber von nahen Feldern.
Die Baumeswipfel rauschten leis,
Das Leben schlief in den Wäldern.

Ein Schauer lief durch Deine Gestalt,
Ich ahnte, was Du empfunden,
Und habe Dich unsagbar geliebt
In jenen heiligen Stunden. —

Dann hat das Schicksal uns getrennt!
Ob Du das Glück bezwungen? — —
Wir beide starben uns schon längst,
Dich hat das Leben verschlungen!

Edgar Reimerdes

Die Toten leben.

Dramatische Dichtung in drei Aufzügen von Adolf Wilbrandt.

(Fortsetzung und Schluß.)

Lanassa.

winkt. **Theron** tritt ein; sie macht geschwind die Thür hinter ihm zu.)

leise; flüstre nur. Wo sind die Andern?

Theron.

s ist — ?

Lanassa.

Gieb Antwort. Wo ist Kephalos?

Theron.

ging ins Haus. — Der Hauptmann und die Wächter,
e wurden durstig. In die Wächterstuben
nd sie getreten —

Lanassa.

Trinken?

Theron.

Zechen, sag nur.

Lanassa.

id Epikydes?

Theron.

Schlendert noch im Garten. —
as hast Du? Deine Hände packen mich,
s wärst Du Kephalos!

Lanassa.

O Theron! Sag mir.
ast starke Arme — eben fühl' ich's — hast
ch starken Mut. Bei Deinem toten Oheim
eschwör' ich Dich: nun hilf mir! Ich will wissen,
ie Gelon starb!

(nach hinten deutend)

Von dem da will ich's wissen.
ch reiß' ihm's aus der Seele! Hier im Gürtel
rägt er 'nen Dolch; ich weiß; ich habs gesehn.
enn Du die Händ' ihm auf den Rücken bindest
nd ich dann — — Theron!

Theron.

Ihm die Hände binden?
Womit?

Lanassa

(reißt sich das Band vom Kopf, das mehrfach durchs Haar gewunden ist; löst dann in wilder Eile die Schnur, die sie als schlichten Gürtel trägt).

Nimm das! Und das da! Festes Linnen
Und feste Schnur! — O Kind! Du willst?

Theron.

Ich will,
Was Du willst. Ja, beim Zeus!

Lanassa

(ihn mit zitternder Hand streichelnd).

Du tapferes Blut.
Ja, Gelons Blut! — So nimm. Und ruf ihn; ruf ihn.
Sag ihm, der Herrscher will's, er soll herein.
Soll mit mir reden. Geh!

(Theron hinten ab.)

O Hände, nun
Seid ruhig. Wildes Blut, sei still. Ich will
So fest wie Gelon stehn und will's vollenden!

Epikydes tritt hinten ein, **Theron** hinter ihm.

Epikydes.

Du hast verlangt —

Lanassa.

Nach Thrasybulos' Willen.
Tritt näher, Epikydes. Was der Herrscher
Von mir begehrt, daß weißt Du. Meine Seele,
Von Zweifeln hin und her — — Jetzt, Theron! Jetzt!

(Theron reißt Epikydes' Arme nach hinten, schnürt ihm die Handgelenke rasch zusammen; zugleich greift Lanassa in Epikydes' Gewand und zieht ihm den Dolch aus dem Gürtel, setzt ihn ihm auf die Brust. In fliegender Hast, die Stimme dämpfend)

Ein Wort, ein Laut, so stirbst Du! — Hör mich an.
Du sollst mir sagen, wie mein Bruder starb;
Ob Thrasybulos ihn — — Du rührst Dich nicht.
Ich will die Wahrheit! jetzt! Ich hab's geschworen.
Mein Leben gilt mir nichts; und Deines auch nicht.
Doch sagst Du mir die Wahrheit, sichr' ich Dir
Freiheit und Leben! Fort von Syrakus —
Fort mußt Du — doch mit allen Deinen Schätzen;
Versteh! mit allem, dran das Herz Dir hängt.
Ich schwöre Dir's! beim hohen Zeus, dem Hüter
Des Eides. Aber schweigst Du oder lügst Du,
So mußt Du sterben.

Theron (von rückwärts Epikydes' Arme haltend).

Epikydes! Sprich!

Epikydes
(von Lanassa's Auge gebannt, vor ihrer wilden Entschlossenheit leise zitternd).
Nimm mir den Dolch erst von der Brust.

Lanassa (den Kopf schüttelnd).
Er bleibt dort;
Er wartet, was Du sagst. Wie starb mein Bruder?

Epikydes.
Durch Thrasybulos' Schwert.

Lanassa.
O Zeus!

Epikydes (mit dem Kopf nach links deutend).
Dort lag er
In seinem Blut. — Ich hab's nicht mitgethan.
Nur mitverborgen hab' ich's — weil ich mußte. —
Nun weißt Du's. Halt mir nun, was Du versprochen.
Und nimm den Dolch von meiner Brust!

Lanassa.
Noch nicht.
Auf, Theron! Theron! Thu jetzt, was Du kannst.
Lauf zum Demetrios! Ich mahn' ihn, sag ihm,
An seine Worte bei der Marmorbank
Vor Gelons Haus. Die Stunde sei gekommen,
Zu helfen, sag ihm — Gelons Mord zu rächen —
Nenn' ihm den Mörder! Und zu Damas lauf,
Zu Korax, Tisias — wen Du findest — alle
Hierher, hierher! Mit Freunden, Sklaven, Schwertern —
Doch eilen, eilen! Deine jungen Glieder,
O laß sie fliegen. Fort!

Theron.
Ich komm' mit Rettung
Und Rache wieder — oder nie. Doch sei
Getrost! Wir kommen! (hinten ab.)

Epikydes (gebrochen).
Zeus! Was für ein Tag! — —
Erlös' mich, bitt' ich. Laß mich fort!

Lanassa.
Du hörtest.
Sie werden kommen! alle! Thrasybulos ist
Verloren, glaub' mir. Sei Du nicht der Narr,
Ihm noch zu helfen und mit ihm zu sterben.

Epikydes (schüttelt den Kopf).
Wie sollt ich denn? Ich will mein Leben und
Mein bischen Habe retten. Mach mich los!

Lanassa.
Du weiser Mann. So flieh! Die Syrakuser
Zerreißen Dich, sobald sie hören, Du
Hast mitgeholfen bei des Gelon Tod.
Ich halte Dir mein Wort.
(Zerschneidet mit dem Dolch die Schnüre, die ihn fesseln; deutet dann nach hinten.)
Flieh dort hinaus!
Die Gartenpforte, weißt Du, steht Dir offen.

Epikydes.
Hochherz'ge Schwester des erhabnen Gelon —

Lanassa.
Mach keine Worte! Geh!

Epikydes.
Fahr wohl! (Hinten ab.)

Lanassa.
Du feigster
Von allen Mordeshelfern! Geh; es giebt
Erinnyen: die wissen Deinen Weg. —
O Gelon! Bruder! durch das Schwert gefallen!
O sag mir — denn Du lebst in mir, ich fühl' D[...]
O sag mir, gieb mir ein, was soll ich thun,
Um Deinen Mord zu rächen! Morden wie
Die Andern kann ich nicht; den Dolch da, [...]
Auf Thrasybulos zücken —
(Schüttelt den Kopf; läßt den Dolch zu Boden fallen.)
Doch heraus
Aus meiner Brust, Du Schand' und Schmach' [...]

Ein Hauch darin ist von dem lügenden
Gefühl, das für den Mörder einst sich regte —
O Blindheit! Blindheit! — dann heraus mit [...]
Und auf die Erde, wo sein Blut geflossen!
(Greift sich in die Brust, als risse sie's hervor.)
Und Bruder — Götter — helft mir! daß ich [...]
Mir sagen kann: ich schäme mich nicht mehr.
Ich hab's gesühnt, der Mörder liegt im Grab.
Dort liegt auch dieser Wahn verfluchter Liebe!
(**Thrasybulos** kommt von rechts, von der halb abgewandten [...] nicht gesehn; steht bei der Thür verwundert still.)

Thrasybulos (für sich).
Was gährt nun wieder in der kranken Seele?

Lanassa
(horcht, ohne sich zu rühren, für sich).
Er kommt. (Ein Schauder schüttelt sie.)

Thrasybulos (tritt näher).
Sei mir gegrüßt, Lanassa. — Sprach [...]
Mit Dir so laut? Ich hörte Deine Stimme.

Lanassa.
Mag sein. Ich weiß es nicht.

Thrasybulos.
Dein Haar ist lo[...]
Die Binde weg.

Lanassa (fühlt hin).
Wahrhaftig. — Wohl vergeß[...]
Wie viel vergess' ich jetzt! — Vergieb.

Thrasybulos (herzlich lachend).
Was ist
Da zu vergeben? Du wirst nichts vergessen.
Wenn Du gesundet bist. Gesunde nur;
Das wünsch' ich innig — Dir und mir.

Lanassa.

Ich auch.

ich) Der Dolch!

(Stellt sich so, daß ihr Gewand den am Boden liegenden Dolch verdeckt.)

Thrasybulos.

Mir geht es wunderlich, Lanassa,
t wir uns nicht gesehn: ich hoff' und fürchte.
ık' ich an unser friedliches Gespräch
draußen auf der Bank, an jenem Abend,
ɔ wie Du mild und freundlich zugehört,
hoff' ich, herzhaft. Hör' ich dann den Schrei,
t dem Du hintratst und den Theron schütztest
r meiner wilden Wut, so fürcht' ich nur:
ward zu viel verspielt!

(Er wartet auf eine Erwiderung.)

Du sagst mir nichts.

Lanassa.

ɔs soll ich sagen?

(nach einem versteckten Entschluß)

Was kannst Du noch sagen?

Thrasybulos

(durch ihr Entgegenkommen überrascht, erfreut).

as ich? — Das wäre bald geschehn! — Ich war
ı sinnlos toller Wut; das sag' ich redlich.
'ir graute fast vor mir! Doch dann zur Nacht
uf meinem Lager dacht' ich: hätt' ich sie,
ie sich nun weigert — weil ich wild und jäh bin —
o würd' ich's weniger sein. In ihrer Hand
egt halb das Schicksal ihrer Syrakuser:
'er Liebe Sonnenlicht, des Hauses Wonne
Bürd' mich geduld'ger, milder, weiser machen —
'em Gelon ähnlicher.

Lanassa

(nach einer Weile, wie nach tiefem Sinnen).

Du glaubst?

Thrasybulos.

Du nicht?

Lanassa.

Ich weiß nicht, was ich glaub', noch was ich fürchte.

Thrasybulos.

Du willst nach Hellas, sagt mir Kephalos. —
Hält Dich hier kein Gefühl, so hält Dich nichts;
Frei bist Du wie der Adler auf dem Aetna.
Doch wenn der Trübsinn Dich verlassen könnte,
Dein Herz erwachen — einmal wacht' es doch —

(Lanassa erbebt schaudernd; sucht es zu verbergen.)

Dich schaudert?

Lanassa.

Krankes Blut.

Thrasybulos.

Kannst Du nicht lieben,
Lanassa?

Lanassa (doppelsinnig).

Lieben? Glaube mir, ich kann's!

Thrasybulos.

Das war ein herzerquickend Wort. Mein Fürchten
Wird nun auch Hoffen; alles, alles hofft.
Bleib hier! Und komm zu mir! Und glaubtest Du
Auch selber nicht an Glück, Du brächtest Glück:
Den Syrakusern, mir — und Deinem Todten.
Es wird den Schatten des erhabnen Gelon
Versöhnen, denk' ich, wenn sein Haus doch fortlebt —

Lanassa (ihn tief anblickend).

Womit versöhnen?

Thrasybulos.

Mit so frühem Tod.
Wenn Deine Kinder Gelons Herrschaft einst
Fortsetzen und sein Segenswerk vollenden.

Lanassa.

Ja, ja — versöhnen will ich seinen Schatten. —
Ich will nicht fort. Ich bleibe hier.

Thrasybulos.

Lanassa!

Bei mir!

Lanassa.

Du willst es.

Thrasybulos.

Ob ich's will!

Lanassa.

So nehm' ich's
Für hoher Götter Ratschluß. Komm: ich will mich
Dort am Altar des unbekannten Gottes
Dir angeloben, meines Bruders denkend.

Thrasybulos.

Da drinnen?

Lanassa.

Ja. — Die Thür ist offen.

Thrasybulos.

Wohl.

Doch —

Lanassa.

Zauderst Du?

Thrasybulos.

Warum da drinnen?

Lanassa.

Und
Warum dort nicht?

(da er gepeinigt zögert)

Du willst nicht? Thrasybulos!
Dann hast Du ihn getötet!

Thrasybulos.

Kranke Thörin.
Gräßlicher Wahn — den ich belächeln muß.

Ihn zu besiegen, gut, so tret' ich ein.
Du siehst!

(Er tritt in die Zelle links. Lanassa folgt ihm, bleibt draußen, wirft die Thür zu, schiebt mit stürmischer Kraft den Riegel vor. Thrasybulos von drinnen)

Lanassa!

Lanassa.

Helft mir, große Götter!

(Stürzt zur Gartenthür, reißt sie auf.)

Herbei, ihr Freunde! Bürger! Her zu mir!
Rettet die Vaterstadt! Rächt Gelons Mord!
Nun ist der Tag gekommen, ihn zu rächen!

(Von rechts eilen **Sklaven** herein, darunter **Didymos** und **Eryx**, dann bewaffnete **Leibwächter**; bald darauf auch von hinten (wo die Thür offen bleibt) **Wachen, Hauptleute**, nach und nach.)

Didymos.

Wer lärmt hier so? — Lanassa!

Eryx.

Was begiebt sich?

Didymos.

Was ist geschehn?

Lanassa

(durch die Thür in den Garten spähend).

O Freunde, Freunde! Kommt! —
Zu früh! Noch niemand! — — Doch was red' ich.
Freunde
Seid Ihr auch; alle. Hört mich! Gelons Schwester!
Ermordet ward er! Gelon ward ermordet —

Thrasybulos

(unsichtbar, haut mit dem Schwert in die Thür).

Hinweg den Riegel! Öffnet mir die Thür!

Lanassa

(tritt gegen die Thür zurück, sie zu decken).

Das ist der Mörder! dort gefangen, wo
Er ihn erschlug! und Zeus will ihn verderben.

(zu den Hauptleuten und Wachen)

Laßt ihn verderben! Ihr seid griech'sche Männer!
Dem blut'gen Mörder des geliebten Gelon
Hilft keiner, keiner!

(Thrasybulos schmettert gegen die Thür. Lanassa stellt sich ganz davor, die Arme ausbreitend.)

Horcht, so rast der Mord!
So rast, den Zeus verfluchte. Laßt ihn sterben!

Thrasybulos.

Den tödt' ich, foltr' ich, der die Thür nicht öffnet!

Lanassa.

Wer ihm nicht öffnet, wird zum Bürger — hört Ihr —
Von Syrakus! Und ehren werden ihn
Die Götter und die Menschen!

(**Kephalos** tritt hinten in die Thür, bleibt dort noch stehen.)

Kephalos.

Was für Stimmen?
Wer ist hier toll geworden?

Didymos

(wie die Andern durch Lanassa's Leidenschaft und wilde Hoheit eingeschüchtert, deutet zögernd nach links).

Drinnen ist
Der Herr — gefangen.

Kephalos.

Wer?

Lanassa.

Der Mörder Deines Herrn,
Des großen Gelon! Zeus hat ihn geschlagen!

Thrasybulos.

Auf! Öffnet! Öffnet!

Kephalos (verwirrt).

Thrasybulos' Stimme.

Thrasybulos.

Kephalos!

Lanassa.

Kephalos! Ihr tapfren Männer!
Aus Gelons Schätzen, die der Mörder nahm,
Wird euch die Stadt zu reichen Männern machen!
Und Zeus —

(Horcht nach hinten.)

Sie kommen. Ja, ich hör's. — Herbei!
Herein, ihr Freunde! Rettet Syrakus!
Rächt Gelons greuelvollen Mord!

Thrasybulos

(schmettert noch einmal gegen die Thür)

Den mach' ich
Zum Fürsten neben mir, der öffnet, öffnet!

Kephalos.

Ich bin's. — Und wärst Du zehnmal Gelons Schwester:
Weg mit Dir!

(Stößt Lanassa bei Seite, zieht den Riegel zurück. Lanassa flieht nach rechts. Thrasybulos stürmt heraus, mit nacktem Schwert.)

Lanassa

(auf die Knie sinkend).

Gelon! Bruder! Nun, so sterb' ich
Für Dich!

Thrasybulos

(tritt in halb wahnsinnigem Grimm auf sie zu)

Das wirst Du. Drinnen am Altar
Will ich Dich opfern —

Demetrios

(eben hinten eingetreten, auch mit bloßem Schwert; hinter ihm [illegible] nach und nach **Damas, Korax, Tisias, Theron, Bürger, Sklaven** sichtbar, alle bewaffnet).

Erst die Männer. Stell'
Dich meinem Schwert, Du Metzger!

Korax (noch draußen)

Nieder mit
Dem Mörder Gelons!

Die Menge (draußen, durcheinander)

Mörder! — Schlagt ihn todt!

Thrasybulos (zu Demetrios)

Komm an! (Sie fechten.)

Lanassa (wieder aufrecht).

Der ist verflucht von allen Göttern,
Der Gelons Mörder beisteht!

Demetrios

(kämpft, während Thrasybulos' Leute, erschüttert oder verwirrt, unthätig stehn; schlägt Thrasybulos' Schwert bei Seite, stößt ihm seins in die Brust)

Fahr dahin!

Thrasybulos (stürzt nieder).

Das wird — ein früher Tod. — So bald. So schnell.
(Wirft sein Schwert mit schon schwachem Arm nach Demetrios, verfehlt ihn.)
Mögst Du nicht besser sterben! — O Lanassa — (Stirbt.)

Lanassa (blickt nach der Zelle).

O Bruder!

(Blickt auf den Sterbenden; ihr graut. Die Sinne wollen sie verlassen. Demetrios fängt sie in seinen Armen auf.)

's geht vorüber. — Wer hat mich —?
(Sieht nun in Demetrios' Gesicht.)
O Du! — Wie dank' ich Dir?

Damas.

Ihr Männer alle!
Tot ist der Mörder, der Tyrann. Es grüßt euch
Das freie Syrakus!

Korax.

Als freie Männer.

Die Menge

(drinnen und draußen, noch wachsend, durcheinander).

Volksherrschaft! — Freiheit, Freiheit, Freiheit! — Frei
Ist Syrakus!

(Der Vorhang fällt.)

Romantik.

Der Wald erblüht in mondbeglänzter Pracht,
Die Brunnen rauschen leise durch die Nacht —
Nun steigt sie auf in Zauberherrlichkeit,
Die alte, die begrab'ne schöne Zeit.

Die stillen Gänge schreiten wir entlang
Und lauschen auf der Nachtigall Gesang,
Ein fernes Posthorn klingt, und Rosenduft
Erfüllt die warme reiche Sommerluft.

Uns stört kein Lärm der Welt, kein Straßenstaub,
Das Gras wächst hoch und üppig grünt das Laub
Und hinterm Gartenthor im Mondenschein,
Da leiten Pfade weit ins Feld hinein.

Wir aber gehn die Pfade nie hinaus,
Wir ruhn vom Hasten und vom Wandern aus,
Verschlung'ne Hecken wuchern rings empor
Und wir vergaßen längst den Weg davor.

Wir wallen hier so wunschlos Hand in Hand
Wie Königskinder durch ein Märchenland —
Als Du verzaubert schliefst an fernem Ort,
Küßt' ich den Schlaf Dir von den Augen fort.

Zu meinem Schloße führt' ich Dich empor,
Vertrauend tratst Du in das hohe Thor: —
Allnächtlich aber wandern wir zu zweit
Durch unsres Reiches stille Herrlichkeit.

Im blauen Mondenschimmer liegt es da —
Ist's Glück, ist's Wehmut, was ich glänzen sah
In Deinem Blick? — An meiner Schulter lehnt
Dein Haupt, und meine Seele träumt und sehnt.

In tiefem Schweigen schlummern Forst und Hag,
Und nur zuweilen kommt ein Glockenschlag
Von drüben, wo dem Hügel angeschmiegt
Mein Heim, das alte, längst verlor'ne liegt.

Georg Edward.

Mein Lieb.

Totenstill das ganze Haus.
Alle Fenster offen starren,
Einer Weckuhr müdes Schnarren
Tickt und tackt nur ein und aus.

Heute ging mein Lieb zum Tanz,
Schwingt wohl jetzt schon in der Runde,
Singt und lacht mit rotem Munde,
Voll von Lust und Taumelglanz.

Bis in meine Einsamkeit
Hör' ich weiche Geigen girren,
Höre schmeichelnd Stimmen schwirren —
Und ist doch wohl stundenweit.

Lachend ging sie, doch es blieb,
Als sie von mir fortgegangen,
Was in ihren Augen hangen:
„Sei nicht bös, behalt mich lieb!" — —

Taumle nur in's Licht hinein!
Über Häuser, über Mauern
Fliegt ja doch Dein sehnend Schauern,
Bis du endlich wieder mein.

Friedrich Castelle.

Der Schatz.

Der Bauer rief im Schwarzwaldhof,
Die Söhne in das Haus.
„Ihr seid jetzt alt und groß genug,
Müßt in die Welt hinaus.

Doch wer nach Jahr und Tag kommt heim
Und bringt den größten Schatz,
Dem übergeb' ich diesen Hof,
Und mach ihm willig Platz."

Nach Jahr und Tag, wer eilt daher?
Der Vater kennt den Tritt;
Der ältste Sohn kommt aus der Schweiz
Und bringt ein Weibchen mit.

Am andern Tag, wer fingt herauf?
Das wird der Jüngste sein.
Er bringet aus dem Schwabenland
Ein herzig Fräulein.

Da rief der Alte: „Schwerenot!
Mir wurde lang die Zeit;
Jetzt bauen wir den Hof — selbdritt
Ich habe auch gefreit."

Hans M. Grüninger.

Die Einsamkeit.

Wie eine Mutter an des Kindes Seite,
So ruht bei mir die dunkle Einsamkeit,
Sie faßt besorgt ihr weißes Faltenkleid,
Daß sie es über meine Unruh breite.

Sie flüstert mich in Schlaf, und ich begleite
Sie mit dem Athem schwerer Müdigkeit,
Ein stummer Wind streicht über uns die Zeit,
Wir seh'n ihr nach in eine leere Weite.

Ich höre still die Flüsterworte tönen
Sie führen wie ein Wiegenlied zum Schlummer,
Doch ist ihr Nachhall halb ersticktes Sehnen.

Da ich's einmal gefühlt, kann ich's nicht dämpfen,
Es wächst empor zu meinem alten Kummer,
Und ich muß wachen und mit Thränen kämpfen.

Wilhelm Freund.

Mein Engel.

Ihr waren die Erdenauen
Die rechte Heimat nicht,
Mit Augen stillen, blauen
Sah sie zum Sonnenlicht.

Und mochte mich nicht verstehen,
Wenn ich vom Glücke sprach —
Und sah mir doch mit wehen
Blicken beim Abschied nach.

Sie starb. — Es hat niemals wieder
Ihr Auge mich angelacht,
Doch blickt sie auf mich nieder
Vom Himmel jede Nacht.

Christoph Flaskamp.

Abend.

Der Herden Heimkehr Hornruf kündet,
Die Sonne sucht den Wolkenpfühl
Und sacht, der Dämmerung verbündet,
Naht sich der Ruhe Vorgefühl.

Nun freut das Schiffsvolk sich im Porte,
Der Wandersmann am Herd der Rast,
Was stummer Liebe löst die Worte,
Es löst auch Deines Herzens Last.

Still eint sich nun, was Haß geschieden,
Der Abend kühlt den Zornesmut,
Und gießt gleich Öl allmählig Frieden
In der Gedanken Sturmesflut.

Albert Braselmann.

Eine Deutsche Akademie.

VIII.

Unter den sechs Gutachten, die wir diesmal veröffentlichen, sprechen sich vier gegen, zwei für den Plan einer „Deutschen Akademie“ aus.

Der Vertreter der deutschen Litteraturgeschichte in der Leipziger Hochschule, Prof. Dr. Albert Köster, schreibt uns:

Leipzig, den 18. Okt. 1902.

Sehr geehrter Herr!

Ich stehe der Frage einer „Deutschen Akademie“ durchaus ablehnend gegenüber. Für unsere deutsche Sprache verspreche ich mir gar keine Wohlthat, sondern nur Schaden aus der Gründung solcher Akademie. Nach wie vor ist es unserm Stammescharakter zuwider, sich in sprachlichen Fragen einem Areopag zu beugen. Das hängt, wie oft erörtert ist, mit geschichtlichen, gegebenen Thatsachen zusammen. Wie das politische Deutschland, so ist die deutsche Schrift- und Dichtersprache geworden. Ihre Vergangenheit entscheidet über ihre Zukunft. Wie sie von Anfang an kein Resultat obrigkeitlicher Verfügung, kein Kunstprodukt, keine Willkürschöpfung war, sondern aus tausend Quellen gespeist, bedingt durch praktische Notwendigkeit herangewachsen ist, so hat sie ihre Blütezeiten gehabt und wird ihre besten Tage immer wieder haben, wenn unbehindert, frei aus den Dialekten aller deutschen Stämme ihr neue Nahrung zugeführt wird. Die Sprache selbst, das sprechende Volk hat stets entschieden, was Rechtens ist, hat sich manche Bereicherung gefallen lassen und durch einfache Nichtbeachtung das wieder ausgestoßen, was fremd und überflüssig schien. Die Sprache hat sich stets organisch und von selbst wieder gereinigt, wie es ein Flußlauf thut, wenn man ihm seine natürlichen Bedingungen läßt. Durch diese beständige Zufuhr und Ausscheidung hat sie sich ihre Elastizität erhalten und ist die beweglichste Übersetzersprache der Welt geworden. Ja, gerade die Gefahren, die sie bisweilen zu bestehen hatte, soll man ihr auch für die Zukunft lassen, wie man ein gutgeartetes kräftiges Kind nicht durch zu viel Pflege und Schutzmaßregeln schwächen soll.

Eine Akademie dagegen würde — die Geschichte lehrt's — stets der sprachlichen Willkür vorbeugen, zu große Ängstlichkeit an den Tag legen, auf Reinheit und Richtigkeit einseitig achten, nivellierend und verengend wirken. Die Bezeichnung „akademische“ Korrektheit und Wohlanständigkeit hat nicht umsonst, sondern mit guter geschichtlicher Begründung bei uns einen bedenklichen Klang. Die Orthographie möge normiert werden, das muß schon um des Unterrichts willen geschehen; auch möge eine Schulkonferenz von Zeit zu Zeit die lern- und lehrbaren Grundregeln der Sprache feststellen. Eine Akademie würde aber sofort dahin übergreifen, mit der Sprache auch den Stil zu normieren.

Für die litterarhistorische Wissenschaft würde eine Institution, wie sie zur Erwägung steht, nicht schädlich, aber ganz überflüssig sein; sie würde den Einzelnen für seine besten Studien kaum fördern. Wohl giebt es Aufgaben, besonders lexikographischer und bibliographischer Art, groß organisierte Editionsunternehmungen und Ähnliches, die eine stattliche Zahl von Mitarbeitern verlangen und doch von Einem Centrum aus einheitlich geleitet werden müssen. Aber selbst solche Leistungen können — wie der Thesaurus linguae Latinae zeigt — ausreichend durch Zusammenschluß der jetzt bestehenden Gesellschaften der Wissenschaften geregelt werden.

Ob endlich für die schaffenden Künstler eine Akademie von Vorteil sein würde, das wird wohl besser aus den Kreisen unsrer Dichter selbst entschieden. Ich bin auch da skeptisch, hauptsächlich aus Einem Grunde: Solch eine Akademie soll doch nicht nur eine ideale Gemeinschaft sein, der etwa ehrenhalber die verdientesten Schriftsteller angehören, auch ohne jemals (höchstens etwa zwei Tage im Jahr bei einem Kongreß) räumlich bei einander zu sein; sondern es soll sich da doch um ein höchst reales Zusammenleben in Einer Stadt zum Zwecke eines steten lebendigen Austausches handeln. Welcher Ort wäre dafür denkbar? Städte, die mit andern in allzu heftiger Rivalität liegen, kämen von vornherein nicht in Frage, weil sie günstigstenfalls nur die Angehörigen des einen Lagers in sich aufnehmen könnten, wobei in Reichsdeutschland die Schriftsteller Österreichs und der Schweiz noch obendrein ausgeschlossen wären; Städte ohne künstlerische Anregung und Tradition würde man ebensowenig wählen. Und die „kleine Residenz“? Die Litteratur des zwanzigsten Jahrhunderts ist so weltfern nicht mehr, um der Elite der deutschen Dichter das Leben in einer „kleinen Residenz“ zu gestatten.

Weiter mag ich in meinen Bedenken nicht gehen, obwohl ich mich natürlich auch frage, auf welche Weise wohl diese aus dem Nichts geschaffene Akademie ihre Gutachten und Machtsprüche durchsetzen und wie sie die Verächter ihrer Verfügungen strafen solle. Auch will ich mir nicht den Kopf darüber zerbrechen, wie die Vertreter der drei Sektionen, der sprachnormierenden, der gelehrten und der künstlerischen, miteinander thaten und raten und eine an die Beschlüsse der andern gebunden sein solle. Wir Deutsche sind auch auf dem Gebiet der Sprachkunst und der Kunstsprache das Volk der Sonderlinge. Es ist mir eine komische und ärgerliche Vorstellung, wenn ich mir Brentano und Heine, R. Wagner und Nietzsche, Annette von Droste und Gottfried Keller vorstelle, gleichviel ob sie vor einer Akademie „patres peccavimus" sagen, oder ob sie von den Gewaltigen durch Ostracismus verbannt werden. In die Akademie hinein paßten sie Alle und hundert Andre gewiß nicht.

Drum erspare man unserm Volke diese neue Segnung. Gesetzt, es hätte je eine Zeit gegeben, in der Deutschland für solch eine Akademie reif gewesen wäre, heute wär's zu spät. Ich glaube, heute würde selbst Frankreich keine Akademie mehr neu schaffen.

Mit der Versicherung vorzüglicher Hochachtung
Ihr ergebener

Albert Köster.

Ebenso ablehnend lautet die Äußerung des Dichters Max Haushofer in München:

Frauenchiemsee, Bayern, 15. Sept. 1902.

Sehr geehrter Herr!

Die Errichtung einer Akademie für Litteratur nach dem Muster der „Académie française" halte ich nicht für wünschenswert. Was eine derartige Anstalt für die Reinigung und Ordnung der deutschen Sprache Gutes leisten könnte, das könnte auch ohne solch großen und eitlen Apparat durch eine passend zusammengesetzte Reichs-Kommission geleistet werden. Dagegen befürchte ich, daß eine solche Akademie recht geeignet wäre, eitlem Strebertume und vordringlichem Cliquen-Unwesen als Tummelplatz zu dienen. Das ist meine Anschauung; ausführlichen und stichhaltigen gegenteiligen Erörterungen gegenüber bin ich nicht unbelehrbar.

In vorzüglichster Hochachtung

Max Haushofer.

Hingegen steht Prof. Dr. Richard Maria Werner an der Universität Lemberg dem Projekt freundlich gegenüber:

Wien, 6. Oktober 1902.

Sehr geehrter Herr!

Eine „Deutsche Akademie" zu schaffen, die sich ergänzend unseren bestehenden „Akademien der Wissenschaft" anschlösse, wäre meines Erachtens wenigstens den Versuch wert. Ich glaube zwar nicht, daß wir Deutschen uns nach unserem Unabhängigkeitssinn ihr so fügen würden, wie die Franzosen der Académie oder etwa die Polen ihrer Krakauer Akade darum befürchte ich auch keinen schädlichen Einfl ein Blick auf die Wiener Akademie der Wissensch und ihre Entwickelung lehrt zur Genüge, daß künstlich in dieser Hinsicht nichts erzwingen unter den ersten Mitgliedern befanden sich Dichter wie Grillparzer, wo läßt sich aber eine Wirk dieser Akademien auf die deutsch-österreichische Be bemerken? Es wäre jedoch zu erproben, ob ein sol Institut irgend etwas Gutes zu leisten vermöch denn unsere Zeit steht unter dem Zeichen des Expe ments, warum sollte nicht auch auf unserem Gebi wenn die Gelegenheit sich bietet, ein Experiment gewagt werden. Meiner Ansicht nach würden sich me mehr Aufgaben einer sprachlichen Centralstätte ergebe die wir noch zu lösen haben, als verderbliche Eingri in das Leben der schönen Litteratur. Und jed Unternehmen, das unserem Separatismus ie Gefahren zu nehmen in der Lage ist, ohne sein Segen aufzuheben, das unseren Einheitsgedanken stärk unser Zusammengehörigkeitsgefühl trotz trennend politischer Schranken fördert, muß freudig begr werden. Der neuen einheitlichen Orthographie ma man manches Schlechte nachsagen, sich aber de ungeachtet über diesen bedeutsamen Fortschritt in de Vereinigung aller deutsch Schreibenden freuen. Finde sich also Gönner, die für eine „Deutsche Akademie" di nötigen Opfer bringen, große, würdige, hinreichende Opfe dann wäre es Vermessenheit, sie zurückzuweisen, sel wenn man sich sagt, daß vielleicht der Liebe Mü umsonst ist. Probieren geht über Studieren. We weiß, ob nicht doch einmal eine wirklich Frucht bringende deutsche Gesellschaft auch ohne Palmenorde und Palmenpreis sich ausbildet? Zu thun fände si genug, wenn sie ihre Zeit versteht und sich alle Schrullen und Pedanterien enthält, was freilich ein sehr freies Statut und — die richtigen Männe erfordert. Q. F. F. F. Q. E.

Mit vorzüglicher Hochachtung Ihr ergebenster

Richard Maria Werner.

Durchaus ablehnend äußert sich Prof. Dr. Alber Eulenburg in Berlin:

Berlin, 4. Okt. 1902.

Hochgeehrter Herr!

Eine deutsche Akademie — behüte uns der Himmel vor einer solchen Mißgeburt von Fürstenlaune und steifbeinigem Bureaukratismus! So wenig wie die Flaubert, Zola, Daudet, Goncourt und Maupassant in Frankreich würden auch bei uns die kühnen Neuerer und Vorwärtsschreiter, die Männer der Zeit und der Zukunft Zutritt zu einer gelehrten Körperschaft finden — und wenn sie ihn durch ein Wunder fänden, würden sie sich untereinander bekämpfen! — Wo aber ohne sie den gespreizten Mittelmäßigkeiten, den Schützlingen der Hof- und Ministerialgunst über bleibt, darauf wollen wir im Interesse unserer Litteratur-Verbreitung doch lieber verzichten. E

ınmt dazu, daß unser deutsches Schrifttum weit ber die Landesgrenzen hinausreicht, und daß wir . Tagen, die noch gar nicht fern liegen, unsere tterarischen Führer und Vorbilder nicht selten in r Schweiz und in Österreich zu finden hatten — ährend eine offizielle akademische Vertretung an den olitischen Grenzen voraussichtlich Halt machen müßte. Können wir also neidlos den Franzosen ihre vierzig iche Immortalität, — die Schöpfung eines auch die itteratur rücksichtslos knechtenden Kardinals, — die sich och bei jedem kräftigeren Aufwärtsstreben der Geister ls ein nutzloser Ballast oder als ein (zum Glücke ald versagender) Hemmschuh erwiesen hat, und ver ichten wir auf das Danaergeschenk offiziell patentierter Sprachbändiger, die unwillkürlich an das russische Freundschaftsgeschenk jener beiden Rossebändiger an em Berliner Schlosse erinnern, die der Volkswitz ereinst als den „gehemmten Fortschritt" und „ge ügelten Rückschritt" charakterisierte.

In größter Ergebenheit Ihr

A. Eulenburg.

Gleichfalls durchaus ablehnend äußert sich der Germanist und Litteratur-Historiker Prof. Dr. Philipp Strauch in Halle mit folgender Begründung:

Halle a. S., 28. September 1902.

Sehr geehrter Herr!

Auf Ihre Anfrage betreffs meiner Ansicht über Errichtung einer Akademie der Litteratur erlaube ich mir folgendes zu erwidern.

Die Errichtung einer Akademie der Deutschen Litteratur oder im engeren Sinne der Deutschen Sprache würde meines Erachtens aus oft dargelegten Gründen (vgl. z. B. Behaghels Aufsatz im 20. Beiheft zur Zeitschrift des Allg. deutschen Sprachvereins) praktisch kaum durchführbar sein, auf jeden Fall könnte die Académie française nicht als Muster gelten; gerade die jüngste Litteratur Frankreichs zeigt uns, wie die gesetzten Schranken mehr denn je durchbrochen werden, daß die französischen Sprachverhältnisse gegenwärtig nicht viel anders als bei uns liegen. Wir brauchen eine gelehrte Körperschaft, die mehr als bisher sich der Pflege unserer Sprache und Litteratur annimmt, Aufgaben stellt, ihre Durchführung fördert und auf weitere Kreise anregend wirkt. Ich vertraue, daß unsere jetzt bestehenden deutschen Akademien der Wissenschaften sich früher oder später dieser Ehrenpflicht nicht entziehen werden. Ein guter Anfang ist bereits gemacht, indem unser Kaiser anläßlich der Jubelfeier der preußischen Akademie nachdrücklich die stärkere Pflege der deutschen Sprache betont hat, die, um es hinzuzufügen, doch niemals der des klassischen Altertums nachstehen sollte, wenn anders es in erster Linie unsere Aufgabe ist, ‚die Nation, in die Gott uns gepflanzt hat, zu wahrhaftiger, lauterer und voller Erkenntnis ihrer selbst hinzuleiten.'

Hochachtungsvoll

Prof. Dr. Strauch.

Endlich sei eine Zuschrift mitgeteilt, die den Plan befürwortet. Der Schriftsteller Victor Blüthgen in Freienwalde a. O. schreibt uns:

Freienwalde a. O., 5. Sept. 1902.

Sehr geehrter Herr!

Daß Sie in diese Bewegung einschwenken freut mich sehr. Mich speziell, denn ich bin es gewesen, von dem der Anstoß zu einem neuerlichen Vorgehen in dieser Richtung, das Sie in ihrem Rundschreiben andeuten, ausgegangen ist. Hätten Sie Fühlung mit dem deutschen Schriftsteller-Verbande, so würden sie Bescheid wissen.

Mich beschäftigte schon in den 80er Jahren die Frage: Warum haben sämtliche andern Künste Fühlung mit dem Staat — der ja die Sorge für das nationale Bildungswesen als einen Teil seiner Pflichten in die Hand genommen — ihre staatlich subventionierten Bildungsstätten, staatlich angestellten Lehrer, Staatsaufträge, Stipendien, ihren Sitz in der Akademie der Wissenschaften und Künste — nur die Dichtkunst nicht? Bei der zweifellosen innern Verwandtschaft aller Künste — ist da anzunehmen, daß eine Ausnahmestellung, Isolierung der Dichtkunst durch ihr Wesen erfordert wird?

Nein, sagte ich mir. Nur der Tiefstand der deutschen Dichtung bis Friedrich dem Großen hat diese Aschenbrödelstellung verschuldet, und wir haben ein Recht, zu verlangen, daß der Dichtkunst genau das wird, was allen andern Künsten längst gewährt ist. Zu ihrem und der Nation Segen. Keine der andern Künste wird darauf verzichten wollen, trotzdem sich gewisse Mängel daran knüpfen; weitaus überwiegt der Vorteil. Wir würden etwa so damit fahren wie die Malerei.

Was gäbe das! Wir würden ein Stand werden. Einen Zusammenschluß erhalten. Eine Tradition. Eine weit erhöhte Schätzung des dichterischen Schaffens. Eine Unterstützung für die mittellose Begabung, ihre Rettung vom Ersticken in der Brotarbeit. Eine Technik, die vor der Zeit- und Kraftvergeudung des Autodidaktentums bewahrt. Eine Scheidung der Dichtkunst aus dem Ozean der Schriftstellerei, besonders aus der Verquickung mit dem Journalismus, an dessen Schleppe wir hängen. Eine Ästhetik, die gute Kritiker schafft und verhütet, daß das Wohlgefallen oder Mißfallen jedes grünen Jünglings oder richtigen Schulmeisters sich als kritisches Gesetz aufspielt. Achtung vor der älteren Generation, die die Jugend sich gewöhnt hat coram publico verächtlich und lächerlich zu machen. Abstoßung des Dilettantismus, dieses Unkrautwaldes, des gräulich wuchernden, der in keiner andern Kunst zu dieser Ausdehnung hätte kommen können; wie auf unserm Gebiet, wo es keinen Gärtner giebt, sondern eine Wildniß.

Es ist der natürliche, logisch gewiesene Weg für uns, um vorwärts zu kommen. Der einzige.

Das sagte ich mir. Und das sagte ich eines Tages Professor Kehrbach, und dieser sagte es dem

Vorstand des deutschen Schriftsteller-Verbandes. Zu einer Konferenz wurde mir der Auftrag, die Frage genauer zu studieren. Vor dem Schriftstellertag in Wiesbaden 1898 habe ich einen Vortrag darüber gehalten, und man nahm die Verwirklichung meiner Vorschläge in die Hand. Unter Führung des in Wiesbaden gewählten Vorsitzenden Otto von Leixner. Und mit Vorbehalten.

Ich habe mich um dies mein Kind nicht weiter kümmern können. Nur an einer Konferenz mit Minister Bosse mich beteiligt. Spielhagen sollte Mitglied der Akademie zu seinem 70. Geburtstag werden; dies ein Vorstoß sein. Wir scheiterten damit. Aber Leixner hat die Sache in andrer Art weiter betrieben; im Geheimen — aber er hat letzten Winter über den Verlauf seiner Bestrebungen in der „Täglichen Rundschau“ klare Karte gelegt.

Man hat ihn von Berlin, wo man sich immerhin für die Sache interessierte — selbst Miquel — nach Weimar abgeschoben; aus sehr durchsichtigen Gründen. Dort schob man die Geldfrage auf private Geldmänner ab — das heißt, man fuhr den Karren in eine Sackgasse und ließ ihn da stehen.

Das Leixnersche Referat gab mir Veranlassung, selber noch einmal zu der Sache das Wort zu ergreifen — in einer ausführlichen Zuschrift an die „Litterarische Praxis“. Das wirkte in Weimar, man ließ mich wissen, daß das Interesse für die Sache nicht erloschen sei.

So stehts heute.

Ich weiß nicht, in welchem Sinne Sie, sehr geehrter Herr, sich für die Akademiefrage interessieren. Mir ist's recht, wenn nur irgend etwas, was auf dem Wege meiner Vorschläge liegt, zustande kommt. Von da läßt sich weiter bauen — stehen bleiben darf die Sache nicht, bis das Letzte erreicht ist. Und Sie thuen recht daran, zunächst eine ausgiebige Diskussion zu entfesseln, je ausgiebiger, je besser. Nur durch wieder und immer wieder Durchkäuen des Gedankens ist zu erreichen, daß ein von der Gewöhnung diktiertes Vorurteil unter unseren Kollegen sich abschwächt und dafür ein gesundes Denken Platz greift.

Ich hatte noch einen andern Plan, der nach gelegentlicher Anfrage sich wohl verwirklichen lassen würde, um weitere Bestrebungen auf festen Boden zu stellen: die Begründung eines „Deutschen Dichterbundes“. Ein esoterischer Verband aller wirklichen Dichter, angefangen mit einem kleineren Kreise guter Namen, der sich kooptiert durch unmittelbar persönliche Einladung zum Beitritt. Ohne den üblichen Klimbim von Statuten. Und der alle Jahr eine Zusammenkunft abhielte. Das würden lohnende Rendezvous werden. Da ließen sich Sachen wie der Akademieplan bereden und ein Druck geben, dem keine Regierung lange widerstehen würde.

Damit wäre eine Art von Akademie schon geschaffen; der erste Notbehelf. Aber das darf nicht das letzte Wort sein. Ohne Staat bleiben wir doch auf dem Hafen sitzen.

Was andre Künste haben, wollen wir auch haben. Die Logik drängt dazu und wirds schließlich erzwingen.

Auf diesem Boden stehe ich und verbleibe ich.

Mit kollegialem Gruß der Ihrige.

Victor Blüthgen.

Selbstverständlich geben wir auch dieser Zuschrift gerne vollinhaltlich Raum. Nur ist hier die Beifügung einiger Bemerkungen geboten. Der Herausgeber der „Deutschen Dichtung“ hat schon durch die Fassung seiner Frage so deutlich, als bei einer Rundfrage irgend thunlich und schicklich, angedeutet, daß er selbst dem Projekt ablehnend gegenübersteht. Seine Absicht war es nur, die Angelegenheit durch die Einleitung einer gründlichen Aussprache klären zu helfen, eine Absicht, die, wie wir wohl aussprechen dürfen, bis zu einem gewissen Grade erreicht ist. Entschieden im Irrtum ist Victor Blüthgen über die äußere Veranlassung zu dieser Rundfrage. Eine solche Veranlassung lag thatsächlich vor; nachdem das Weimarer Projekt in's Stocken geraten war, wurde von einigen wenigen Freunden des Akademie-Gedankens die Möglichkeit erwogen, ob sich der Plan nicht mit einem andern, gleichfalls höfischen Stützpunkt durchführen lasse; mehr und Anderes darüber zu sagen, ist hier nicht des Ortes; auch ist wohl diese neuerliche Anregung heute gleichfalls als gescheitert zu betrachten. Was Blüthgen im Übrigen über seinen Anteil an der Sache mitteilt, ist selbstverständlich subjektiv richtig, objektiv aber lag die Sache so, wie im Folgenden angedeutet, was wir mit voller Bestimmtheit aussprechen können, obwohl der Herausgeber dieser Zeitschrift ja leider wirklich aus Mangel an Zeit zwar mit mehreren Schriftsteller-Vereinen, aber eben nicht mit allen, darunter auch nicht mit dem „Deutschen Schriftsteller-Verband“ Fühlung hat. Dieser Verein hat die Angelegenheit wirklich zu fördern gesucht, aber in verständiger Weise nur anfangs aus eigener Kraft, später in Fühlung mit Weimar, wo ja schon vor vierzig Jahren das gleiche Ziel angestrebt wurde, wie auch die von uns kürzlich im Auszug mitgeteilte Denkschrift Rankes erweist. Die Bemühungen blieben trotzdem fruchtlos. Einiges darüber hat Ernst von Wildenbruch an dieser Stelle (S. 5 des laufenden Bandes) mitgeteilt.

Unserer Gepflogenheit gemäß geben wir auch diesmal eine Übersicht über den Stand der Debatte. Es liegen bisher 44 Gutachten vor, von denen sich 20 für, 24 gegen eine Akademie aussprechen. Unter den 44 Herren sind 27 Schriftsteller und 17 Gelehrte. Von den Schriftstellern sind 12 für, 15 gegen eine Akademie; unter den Gelehrten haben 8 für, 9 gegen den Plan gestimmt.

Die Fortsetzung der Diskussion wird das nächste Heft bringen.

Berliner Theater.

Von **Karl Emil Franzos.**

Heute morgens, als ich die Feder ansetzen wollte, n meine Ansicht über Gerhart Hauptmanns Der arme Heinrich" niederzuschreiben, kamen ir zufällig zwei Rezensionen des Dramas vor ugen, die nicht ungelesen zu lassen mir Pflicht hien. Denn beide rühren von Männern her, die ich it Jahren, den Einen sogar seit Jahrzehnten, als ındige, gewissenhafte und selbständige Kunstrichter häße. Der Erste, ein Wiener, der nicht bloß Kritiker, ondern auch Dichter ist und darum wohl auch bei ller Entschiedenheit der Überzeugung doch stets von ichtlichem Wohlwollen für alles redliche Schaffen rfüllt ist, überschreibt seinen Aufsatz: „Hysterie und Aussatz", läßt an dem Werke nichts gelten, findet lles, auch die Sprache tadelnswert und kommt zu em Ergebnis, hier liege kein Drama, sondern nur ine Nachdichtung in dialogisierter Form vor, die nie ür die Buchausgabe einen Verleger, geschweige denn für die Aufführung ein Theater gefunden hätte, wenn der Autor nicht ein berühmter Mann wäre. Nur diese Berühmtheit erkläre den Erfolg und mache ihn angesichts der Thatsache, daß dieser Ruhm unleugbar ein durch frühere Werke wohlverdienter sei, zu einer geradezu bedauernswerten Erscheinung. Der andere Schriftsteller, ein Berliner, nur Rezensent von Beruf, der sonst selten eine gewisse Schärfe verleugnet, rühmt dem Werke nach, daß es weit über die Aufführung und Lektüre hinaus tiefste Wirkungen übe, rühmt es als den Beginn eines neuen, erst zu richtiger Höhe führenden Abschnitts in Hauptmanns Schaffen, und ist der Überzeugung, daß nicht nur unsere Litteratur, sondern auch die Bühne mit diesem Werke ein kostbares Geschenk empfangen habe, das kraft seiner inneren Schönheit dauern werde und dauern müsse.

Beide Aufsätze haben mich, wie ich gestehen will, zwar keinen Augenblick bestimmt, aber einige Augenblicke verblüfft. Beide waren und sind mir unverständlich und ich weiß sie mit der Art ihrer Verfasser, wie ich sie sonst kenne und schätze, nicht in Einklang zu bringen. Mir scheint keinerlei Grund zu hohnvoller Verwerfung, aber auch nur recht, recht wenig Grund zur Bewunderung vorzuliegen. Ich glaube, wir könnten froh sein, wenn Hauptmann selbst, geschweige denn unsere andern Dramatiker, uns immer Werke beschert hätten, die so viel einzelne dichterische Schönheiten aufweisen wie „Der arme Heinrich". Aber ich glaube auch, daß Hauptmann nie zu seinem Ruhm gelangt wäre und daß es mit dem deutschen Drama der Gegenwart, dessen beste Kraft er seit den „Webern" und der „Versunkenen Glocke" ist, noch viel minder gut stünde, als leider der Fall ist, wenn er nie ein besseres Drama und eine geistig vertieftere Dichtung geschrieben hätte, als dies sein neuestes Werk ist.

Selbstverständlich gehen beide Kritiker, die ich oben erwähnt habe, wie fast alle Kritiker auf Hauptmanns Quelle, den Armen Heinrich des Hartman von Aue, ein, wenn auch mehr oder minder sorglich; die Einen sind der Meinung, daß der moderne Dichter das wenige, was an seinem Werke reizvoll sei, einzig diesem Vorbild verdanke, eben die rührende Fabel, während die Andern den mittelalterlichen Dichter ad majorem Gerhardi gloriam noch siebenhundert Jahre nach seinem Tode in Grund und Boden hinein kritisieren und versichern, daß Hauptmann nicht dem Stoff, nur dem eigenen Genius alles verdanke, denn er habe die überlieferte Fabel durch einen reichen Gehalt an Geist und einen noch reicheren an Gemüt erst zu einer wahren Dichtung umgeschaffen, und es sei nur bedauerlich, daß er mit der rein äußerlichen Fabel nicht noch radikaler umgesprungen sei, als er ohnehin gethan habe. Auch dies scheint mir nicht recht verständlich und mit der Wahrheit in Einklang zu bringen und ich versuche es, dem älteren, wie dem jüngeren Dichter gerecht zu werden, indem ich beide Dichtungen nebeneinander stelle und jeder zuzuweisen suche, was ihr gebührt.

Daß der wackere schwäbische Sänger und Dienstmann zu Aue den Stoff zum „Armen Heinrich" ebenso aus irgend einer andern Dichtung des Mittelalters geschöpft hat, wie seinen „Erec", „Gregorius" oder „Iwein" ist eine Thatsache, auch wenn seine Quelle bisher noch nicht gleich denen zu seinen andern Epen aufgefunden ist. Sagt er doch selbst (ich zitiere die Übersetzung von Hans von Wolzogen, die brauchbar, wenn auch nicht mustergiltig ist) in der Einleitung:

> Nun will er hier euch deuten,
> Was er zuvor geschrieben fand.

Aber Thatsache ist auch, daß der Anteil des

Dichters an der Gestaltung des Stoffes hier ein ungewöhnlich großer ist. Es ergiebt sich dies nicht etwa bloß aus seinen stolz-bescheidenen Reimen:

Darum hat er sich genannt,
Daß ihm für die Mühe sein,
Die er dem Werke mußte weihn,
Auch werd' ein Lohn gegeben —

sondern noch weit mehr aus inneren Gründen. Es ist ein durchaus einheitliches Gedicht von innerlicher Vertiefung, das den Grundgedanken ohne Rest in den Gestalten aufgehen läßt, nicht bloß das liebenswürdigste Idyll unserer mittelalterlichen Dichtung, in dem sich von dunklem Untergrund ein schönes, festes, weil im Gemüt wurzelndes Glück abhebt, sondern eine der seelenvollsten Dichtungen unserer Litteratur überhaupt. Was Hartman etwa in seinen Büchern „geschrieben fand", war sicherlich nur eben die Anekdote, daß ein unschuldiges Mägdelein für seinen aussätzigen Herrn, um ihn zu heilen, sein reines Blut habe dahingeben wollen, dann aber, da er durch ein Wunder Gottes ohne ihr Opfer genesen, zum Lohn dafür sein Gemahl geworden — mehr kann und wird die Quelle kaum besagt haben. Das lokale Kolorit aber, die Ausgestaltung der handelnden Personen, die Führung der Handlung, dann die Ausdeutung des Wunders in einer so echt menschlichen und darum so echt dichterischen Art, daß sie nicht zu überbieten ist, die Milde und Tiefe der Weltanschauung endlich, die sein ganzes Gedicht zusammenhält, wie ein Reif von edelstem Golde ein Häuflein Juwelen, dies alles ist offenbar Hartmans Eigentum, denn das kann nur ein Einzelner machen, und auch er nur, wenn er ein großer Dichter ist.

Hier natürlich nur die Hauptzüge von Hartmans Gedicht, soweit sie für die Vergleichung mit der modernen Dichtung unentbehrlich sind. Herr Heinrich von Aue, ein Ritter, dem „die Kraft gegeben zu allem Höchsten dieser Welt", dazu „wohlbestellt mit jeder reinen Tugend", wird vom Aussatz befallen und zwar mitten in seinem vollsten Glück. Begründet wird dies nicht mit einem persönlichen Verschulden, wohl aber mit dem Los, das nach des Dichters Auffassung über allem irdischen Glück waltet:

„Seht, wie doch unser Lachen bald
Im Weinen wiederum erlischt;
Was süß uns dünket, ist vermischt
Mit manchen bittern Gallen,
Der Blütenpreß muß fallen,
Wenn er am grünsten wähnt zu sein."

Kurz, aber überaus kraftvoll wird die Verzweiflung des Siechen geschildert:

„Sein schwebend Herz in Schmerz versank,
Seine schwimmende Freude, die ertrank,
Seine Hochfahrt mußte fallen
Und sein Honig ward zu Gallen,
Ein jäher finstrer Donnerschlag
Brach mitten ihm in seinen Tag."

Um Heilung zu finden, wendet er sich an die beiden berühmtesten Stätten mittelalterlicher Heilkunde, nach Munpansilier (Montpellier) und Sa... (Salerno), erhält aber nur von einem berühmten Arzt in der italienischen Stadt die Auskunft, ... ihn einzig das Herzblut eines reinen Mägdelein, das freien Willens für ihn den Tod erlitte, ... könnte. Da findet er sich drein, sein Siechtum ... elendes Leben weiter zu schleppen, verschenkt ... Gut an Freunde und die Kirche, und behält ... ein „Gereute", einen einsam gelegenen Meierhof, wo er den Rest seiner Tage im Dunkel beschließen will, wie der verwundete Hirsch das tiefste ... aufsucht.

Wie diese Vorgeschichte in schlichten klaren ... und dabei zugleich mit einer psychologischen Vertiefung und Detailmalerei, wie sie wenige Dichtungen des Mittelalters und namentlich auch nicht die andern Werke Hartmans aufweisen, vor uns hingestellt wird, so nun auch die eigentliche Handlung. ... Besitzer des „Gereutes" ist ein „freier Bauersmann", der dem Herrn von Aue zinspflichtig, aber nicht ... eigen ist. Heinrich hat sich stets mit dem begnügt, was der Bauer „gern zollte". So bindet ... den kranken Herrn nicht bloß die Dankbarkeit, sondern auch der Eigennutz; ein anderer Herr wäre ... gütig und mit so geringem Zoll nicht zufrieden. Gleich menschlich auf den festen Grund des wechselseitigen Gebens und Empfangens ist bei Hartman die Beziehung des kranken Herrn zu der Tochter des Bauern gestellt. Er liebt das Kind von Kindesbeinen an, nennt sie sein „Gemahl" und erwirbt sich ... Liebe durch tausend kleine Geschenke:

Sie blieb ihm immerdar zur Seit'
Und gern vertrieb sie ihm die Zeit.
So hatte sie ihr ganz Gemüte
In seiner reinen Kindesgüte
An ihren lieben Herrn gewandt,
Daß man sie nirgend anders fand
Als wie zu seinen Füßen.

Weil sie ihn so lieb hat wie er sie, deucht er ... trotz des entstellenden eklen Siechtums, wie der Dichter mit einem rührenden Wort, das zugleich ... Tiefste trifft, sagt, „gesund und rein." Anders ... Eltern, die ihn mit Schmerz in den drei Jahren, die er nun bei ihnen in der Einsamkeit verbringt, immer mehr verfallen sehen, nicht bloß aus Mitgefühl, sondern auch in Gedanken an die eigene Zukunft:

Denn sie fürchteten, sein Tod
Werde sie an Gut und Ehr'
Schäd'gen und betrüben sehr,
Und ein Herr von härtern Sinnen
Werde dann sein Reich beginnen.
So bewegten sie mit Schmerzen
Ihre Zukunft in den Herzen.

Aus dieser Empfindung heraus, in der sich ... gefühl und Sorge um das eigene Wohl mischen, fragt der Bauer seinen Gast, ob es keine Heilung für ihn gebe, worauf ihm der arme Heinrich ...

ttel verrät, das ihm der Salerner Meister der zneikunst empfohlen. Da er nie hoffen dürfe, die ngfrau zu finden, die um seinetwillen den Tod eide, so müsse er „die ekle Not tragen bis ans ıde." Mit Gott hadert der fromme Herr nicht, ıdern nimmt die Heimsuchung als Strafe dafür ı, daß er einst nicht begriffen, wie all seine Freuden d die Erfüllung seines Herrenwillens nur die nade Gottes gewesen und ihm all sein Glanz nicht s eigener Kraft gekommen.

Die Erzählung von dem Salerner Wundermittel t auch des Bauern Tochter angehört, in der nun cht der Gedanke Raum gewinnt, den Herrn durch ıs Opfer des eigenen Lebens zu retten. Ausgangs- ınkt ist auch hier zunächst die Liebe zu den Eltern:

Mit ihm wird auch von hinnen geh'n
All unser Gut und uns're Ehr'.
Ach wir finden nimmermehr
Einen Herrn so mild und gut,
Der das uns thu', was er uns thut!

Das Gefühl läutert und festigt sich immer mehr urch die Liebe zu dem Herrn, aber die zu den :ltern, deren Zukunft geborgen ist, wenn Heinrich m Leben bleibt, klingt dabei immer wieder auf, bis e zu der Entschließung kommt:

Liebste Eltern, laßt mich frei!
Ich bin zu dem Mittel gut,
Bin ein Mädchen, habe Mut;
Eh' ich sehe ihn verderben,
Will ich für ihn lieber sterben!

Natürlich widersetzen sich die Eltern diesem Vor- chlag und suchen ihren Entschluß zu erschüttern. Sie ıber wühlt sich immer tiefer in die Abkehr von allem Irdischen hinein:

Ich mag nicht um die Welt mich sorgen:
Ihre meiste Lieb' ist Herzeleid.
Das sagt fürwahr auch eure Maid,
Ihr süßer Lohn ist bittre Not,
Ihr langes Leben jäher Tod.
Wir haben nichts Gewisses je
Als heute Wohl und Morgen Weh,
Und immer kommt zuletzt der Tod.
Das ist die jämmerlichste Not.

Aber auch bei diesem hohen Flug der Seele läßt sie der Dichter nicht die Erde aus den Augen verlieren. Der Opfertod scheint ihr besser als das armselige Leben, das ihrer sonst harrt:

Denn bleib' ich bei euch unvermählt,
Und wird das dritte Jahr gezählt,
Dann ist mein Herr gewiß schon tot,
Und ihr kommt in so große Not
Durch Armut und Verlassenheit,
Daß ihr zur Heirat eurer Maid
Vermögt nicht so viel Gut zu geben,
Um ohne Elend fortzuleben.

Irdisches und Himmlisches also, die Liebe zu den Eltern und zu dem Herrn, aber auch die Scheu vor einem armseligen Leben führen sie zu dem Entschlusse:

Zu Salerne wird's gescheh'n:
Vom Tode dort genesen wir,
Und ich weit besser noch als ihr!

Das gleiche Doppelspiel selbstischer und selbstloser Empfindung bewegt die Eltern, in ihren Entschluß zu willigen:

Und wär' es nicht das Beste nun,
Wenn wir's dem mut'gen Kinde gönnten?
Fürwahr die besten Eltern könnten
Ihr Kind nicht schöner sterben seh'n!"
Auch mußten sie sich selbst gesteh'n,
Wie leicht mit ihres Herren Ende
Ihr Glück auch seinen Wechsel fände.
Sie konnten sich das nicht verschweigen
Und dachten willig sich zu zeigen:
So waren endlich sie entschieden:
Sie sei'n mit ihrem Wunsch zufrieden.

Als sie nun aber dem siechen Herrn den Ent- schluß offenbart, erwidert er weinend:

— — Gemahl, es ist der Tod
Nicht eine gar so sanfte Not,
Wie's Deinem Wunsch vielleicht gedäucht.
Du hast mich wahrlich überzeugt,
Vermöchtest Du's, Du hülfest mir,
Und das genügt mir schon von Dir!

Erst allmählich fügt er sich ihrem Drängen wie dem der Eltern und zieht mit der Jungfrau nach Salerne. Der Arzt mahnt sie, sich den Entschluß wohl zu überlegen und es ist ein feiner Zug, der den keuschen Sinn des Dichters bezeugt, daß er sie nicht so sehr durch die Schrecken des Todes zu warnen sucht als durch die tötliche Verletzung ihrer Scham:

Ich muß Dich auszieh'n nackt und bloß;
Ist das nicht Not genug, so groß,
Daß Du mit Recht vor Scham vergehst,
Wenn Du so nackend vor mir stehst?

Auch sei alles verloren, wenn sie nur einen Augenblick bereue. Sie aber erwidert, sie fürchte nur, daß dem Arzt der Mut fehlen werde; sie selbst sei ihrer gewiß, worauf denn der Meister ans Werk geht. In der Kemenate, in die er sie führt, reißt sie in freudiger Opferglut ihre Kleider vom Leibe, wäh- rend der Sieche draußen vor der verschlossenen Thür harrt und in die Kemenate zu spähen sucht:

Da sah er denn die Süße bald
Nackt und gebunden durch den Spalt.
Ihr Leib war, ach, so wonniglich;
Er sah sie an und sah auf sich
Und faßte einen neuen Mut.

Ihn überwältigt die Liebesglut und in dieser Glut der Gedanke, daß das reine schöne Kind nicht um seinetwillen sterben dürfe. Er stürmt in die Kammer und bewegt den Arzt, von seinem Werk zu lassen. Während die Jungfrau nun in bitteres Klagen aus- bricht, geschieht das Wunder:

Nun zeigte er, der heil'ge Christ,
Wie lieb ihm das Erbarmen ist,
Und schied die Treuen beide
Von allem ihren Leide,
Und machte ihn von dieser Stund'
Wieder rein und ganz gesund.

Die Beiden kehren nach Schwaben heim, Heinrich wird wieder in all seinen Besitz und all seine Ehren eingesetzt und nimmt seine Retterin zum Gemahl.

Den Sinn der Sage spricht der Dichter im Eingang wie am Ende andeutend aus, wie dies der Brauch seiner Zeit erfordert. Aber dieser schöne und tiefe Sinn liegt ohnehin klar zu Tage: die selbstlose Hingabe für andere ist ein Wunder und schafft Wunder. Das Mädchen erringt, wie einst die himmlische, schon auf Erden die volle irdische Seligkeit, weil es sein Leben für den Geliebten hingeben wollte, und der arme Heinrich wird gesund, weil er lieber siech bleiben wollte, als die Geliebte den Tod erleiden zu sehen.

Man sieht, der Rohstoff zur Anekdote ist von Hartman zu einer Dichtung umgeschaffen worden, von der schwer zu sagen ist, ob ihr künstlerischer oder ob ihr sittlicher Wert ein höherer sei. Hartmans „Armer Heinrich" ist eine schöne, ja meisterhafte Erzählung, an der nur das Äußere, der Rohstoff, nicht dem Dichter gehört, während alles andere, die Ausgestaltung, die Begründung, die Beseelung, wie der tiefe Grundgedanke unzweifelhaft ihm und nur ihm gehört. Es ist keine überlieferte Sage, deren Aufzeichnung hier vorliegt, sondern ein Kunstwerk, das sich in seiner Art kaum überbieten läßt, und um es von vornherein zu sagen, auch diesmal wahrlich nicht überboten worden ist. Man müßte jedes Urteils bar oder geradezu bis zur Urteilslosigkeit voreingenommen sein, um auch nur einen Augenblick zu verkennen, daß Hartmans Erzählung nicht bloß ein ursprünglicheres, sondern auch ein weitaus bedeutenderes Kunstwerk ist, als Hauptmanns Drama. Beide sind, was ihren dichterischen Wert betrifft, überhaupt nicht in einem Atem zu nennen.

Wenden wir uns nun der gewiß nahe liegenden, aber meines Wissens seltsamer Weise bisher von Niemand erhobenen Frage zu, was Hauptmann gereizt haben kann, mit dem Dichter des zwölften Jahrhunderts in Wettbewerb zu treten und aus seiner Erzählung ein Drama zu gestalten, so wird natürlich das zuletzt Gesagte nicht mit zu berücksichtigen sein. Ohne die feste Zuversicht, seinen Vorgänger zu überbieten und die Erzählung, die nun durch sieben Jahrhunderte ihren milden, herzerfreuenden Glanz verbreitet und sicherlich so lange verbreiten wird, wie unsere Sprache lebt, zu übertreffen, ohne diese Zuversicht, sage ich, wäre Hauptmann sicherlich nicht an seine Aufgabe gegangen. Aber was gab ihm diese Zuversicht und was lockte ihn an dem Stoff?!

Auf den ersten Blick giebt es keine Antwort auf diese Fragen. Es spricht unzweifelhaft sehr viel dagegen und anscheinend nichts dafür.

Vor allem: „eine deutsche Sage" hat Hauptmann die Buchausgabe des Dramas betitelt und auf dem Theaterzettel heißt es: „Drama aus der deutschen Sage." Aber das ist ja nicht zutreffend. Ob Hartman von Aue die Anekdote, den Rohstoff für Dichtung, aus der deutschen Sage geholt hat, wir nicht. Das ist aber nicht etwa bloß sondern sogar unwahrscheinlich. Wie den seiner andern Werke schöpfte er auch diesen aus einer französischen oder lateinischen Quelle, ja auch der Aberglaube, daß jungfräuliches Heilmittel gegen den Aussatz sei, nicht auf Deutsch- allein beschränkt, sondern in den romanischen, auch in den slavischen Ländern ungleich stärker breitet war. Freilich ist der Arme Heinrich allerdings eine „deutsche Sage" geworden, aber Hartmans Dichtung und allein durch sie, auch und gar in der Fassung, die er ihr gegeben. Daß Hauptmann dies gewußt hat, ist gewiß zu bezweifeln, und vollends ist es undenkbar, nicht erkannt haben sollte, er wolle eine Kunstdichtung also das Eigentum eines einzelnen bestimmten Dichters und nicht eine Sage, das Eigentum der Volksseele, in neuer Form gestalten. Daß der mittelalterlichen Dichter von Rechts wegen ein auf dem Titelblatt des Buches wie auf dem Theaterzettel gebührt, daß das, was nun dort steht, richtig und — zweifellos ohne die Absicht des Dichters den Unkundigen irreführend ist, sei nur ganz nebenbei ausgesprochen, weil es eben mit zur Sache gehört. Viel wichtiger ist die Thatsache, daß Hauptmann wußte, er benutze die Dichtung eines Andern. aber vermag einen Dichter von seinem Rang eher abzuschrecken als zu locken.

Noch wichtiger ist die Erwägung, daß der an sich zweifellos ein epischer, kein dramatischer Der Epiker darf ohne Weiteres auch so Trauriges wie ein unverschuldetes Siechtum schildern, für den Dramatiker ist dies ein Wagnis, denn ihm darf das Traurige, sondern nur das Tragische zum werden, und wenn jemand unverschuldet vom Aussatz befallen wird, so ist dies etwas sehr Trauriges etwas, was gewiß neben andern unwillkürlichen Empfindungen, die sich in uns regen mögen, starkes Mitleid erwecken muß, aber ein tragischer Vorwurf ist es sicherlich nicht. Zudem ist es eine Krankheit, die niemand durch eigenes Verschulden bekommt und bei der auch ein Verschulden anzunehmen unmöglich ist. Ein Drama ferner braucht eine fortschreitende, auch äußerlich oder doch innerlich anschwellende Handlung und Höhepunkte, in denen gipfelt. Im Stoff selbst liegt nur ein einziger solcher Höhepunkt, die Scene in Salerne.

Auch ein drittes Bedenken liegt nahe. Man werde, sagte ich, vermutlich, wenn man einem Aussätzigen lese, neben dem Mitleid auch andere Empfindung, die des physischen Widerwillens haben; gewiß aber ist, daß man sie haben muß, wenn man den Unglücklichen nicht hört, sondern sieht. Einen Aussätzigen auf die Bühne bringen ist immer ein Wagnis. Und zum mindesten

Lockung, den Stoff zu behandeln, darin zweifel-
nicht.

Da nun Hauptmann trotz alledem seinen „Armen
nrich“ geschrieben hat — was drängte ihn dazu?
kann mir nur ein Motiv denken: die höchste Be
nderung für Hartmans Schöpfung und das
ühl, daß in ihr Töne angeschlagen werden, die
Hauptmanns Brust besonders stark wiederklingen
ssen, nicht blos, weil er ein Dichter, sondern weil
so ist wie er ist, der Dichter des „Hannele“ und
„Versunkenen Glocke“. In Hartmans Dichtung
gt dasselbe heiße Mitleid mit den Irrenden und
ladenen, dieselbe still und stolz triumphierende
kenntnis, daß Gott stark sein kann in den Schwachen,
e in diesen beiden Werken. Und daneben wird den
dernen Dichter, denke ich, noch Eines angezogen,
lleicht den Ausschlag gegeben haben. Hauptmann
. und das ist vielleicht das Beste an ihm, durch
d durch deutsch, voll feinster Empfindung für das
eben und Weben der deutschen Volksseele und in
nem Besten und Höchsten selbst wie ein tönendes
tück dieser Seele. Ihm mußte klar sein, wie deutsch
ch Hartmans Dichtung ist, gleichviel, woher er
n Rohstoff geholt haben mag. Die innere Ver-
andtschaft also hat Hauptmann zu seiner Wahl
führt.

Man sieht, es sprach viel dagegen und was, wie
scheint, dafür sprach, verbürgte wahrlich noch lange
cht das volle Gelingen. Dies Gelingen ist denn
ach ausgeblieben, noch mehr, ein Drama ist Haupt-
anns „Armer Heinrich“ überhaupt nicht und man
arf in diesem Punkte ehrlicher Weise nichts Anderes
ls das gänzliche Mißlingen feststellen. Aber eine
öllige Ablehnung verdient das Werk trotzdem wahr-
ch nicht. Es ist eine Dichtung, die einzelne Stellen
on großer Schönheit enthält, wie sie unter den
odernen Dichtern nur eben dieser Eine schaffen
onnte, und die auch als Ganzes dem Leser wohl zu
esseln vermag. Anders, unendlich schwächer ist
reilich die Wirkung auf der Bühne. Das Publikum
er ersten Berliner und Wiener Aufführung, zur
Hälfte aus geschworenen Hauptmannianern, zur
andern Hälfte aber aus Leuten bestehend, die weit
mehr Geld als Kunstverstand haben, hat dem Stück
zugejauchzt. Bei den späteren Aufführungen blieb
das Publikum kalt und konnte sich eines Befremdens
nicht erwehren. Dies ist der Eindruck, den ich selbst
bei der sechsten oder siebenten Aufführung hatte.
Freunde, die gleich mir jeder Selbsttäuschung gern
aus dem Wege gehen, haben mir bestätigt, daß es
ihnen ebenso ergangen ist.

Warum nun das Stück auf der Bühne sehr
viel schwächer wirkt als im Lesen, warum man es
als Drama ablehnen, aber als Dichtung gelten lassen
muß, sei nun angedeutet.

Die beiden ersten Akte, welche die Exposition
geben, decken sich, was die äußere Situation betrifft,
völlig mit Hartmans Erzählung: der sieche Heinrich
flüchtet sich auf den abgelegenen Hof und wird von
seinem Pächter Gottfried, dessen Weib Brigitte und
ihrer Tochter Ottegebe treulich verpflegt. Die äußer-
lichen Änderungen sind nicht eben glücklich zu nennen:
Gottfried ist kein freier Bauersmann, sondern lediglich
der Pächter von Heinrichs Eigen, also völlig von
ihm abhängig, und Ottegebe ist nicht das eheliche
Kind der Bauersleute, sondern ein Bastard, die
Frucht eines ehebrecherischen Verhältnisses ihrer
Mutter zu einem Klausner, Pater Benedikt, was
der biedere Gottfried nun freilich nicht ahnt. Es ist
nicht ganz klar, was den Dichter dazu bestimmt hat;
möglicher Weise wollte er uns die Gestalt des Mäd-
chens, wie er sie formt, dadurch glaubhafter machen,
indem er sie unter einem Herzen reifen ließ, das von
Vorwürfen zerrissen war, und zum Kind eines
Priesters machte, der zur Sühne seiner Sünden
schließlich ein Einsiedler wird — freilich liegt seine
Klause nicht weit vom Hofe, wo seine einstige Ge-
liebte und sein Kind hausen. . . Denn die Ottegebe
Hauptmanns hat innerlich nichts mit dem guten,
klugen, gesunden Kinde gemein, das uns Hartman
gemalt hat, sie ist ein hysterisches, verzücktes, von
irdischer Liebe und religiöser Schwärmerei bis zur
Krankhaftigkeit erfülltes Geschöpf. Wer das schwieri-
gere Werk unternommen: der mittelalterliche Dichter,
indem er eine Gesunde, oder der moderne, indem er
eine Kranke zur Höhe des Opfermuts emporführt,
braucht nicht erst gesagt zu werden; der Hysterischen,
deren Nerven ohnehin verstimmt sind und nur noch
in der höchsten Anspannung einen hohen, reinen Ton
geben, glaubt man den Opfermut gewiß leichter.
Auch ist ohne Weiteres zuzugeben, daß die Gestalt,
so wie sie nun ist, auf die Nerven des modernen
Menschen einen gewissen, halb prickelnden, halb be-
ängstigenden Reiz übt, ihn also interessiert. Aber
wo die Krankheit in so voller pathologischer Aus-
prägung einsetzt, hört zwar nicht das Mitgefühl, aber
das Interesse an der psychologischen Entwicklung, das
Interesse dafür auf, wie der Dichter menschliche
Entschließungen durch menschliche Affekte herbeiführt.
Ein geistvoller Nervenarzt sagte mir, hier sei die
Hysterie der Halbwüchsigen in ihrer schlimmsten
Form, wie sie sich erst in unseren Tagen herausge-
bildet habe, geradezu meisterhaft dargestellt. Ich
will dies glauben, aber ist es Aufgabe des Dichters,
in einem Drama aus dem zwölften Jahrhundert die
Hysterie in ihrer modernsten Ausprägung zu schildern?
Andere wieder haben gemeint: wer die Ottegebe als
hysterisch ablehne, könne auch das Käthchen von Heil-
bronn nicht gelten lassen. Aber dies wieder glaube
ich nicht und finde es sogar glattweg unverständlich;
mit der Ottegebe verglichen, ist das Käthchen ein
Musterbild rotwangiger Gesundheit; sie kann ich ver-
stehen, mich ihrer freuen, weil der Überschwang ihrer
Empfindung aus Menschlichstem quillt; sie lodert mir

wie eine Flamme, an der mich das Aufschlagen zu voller Höhe keinen Augenblick wundert, während mich die Ottegebe wie ein Irrlicht anmutet, dessen jähes Aufzucken oder Verlöschen mir unverständlich ist. Das Krankhafte, das Unverständliche ängstigt oder hebt doch die Freude an dem Kunstwerk auf; mir war die Ottegebe auf der Bühne unbehaglich — gerade, weil die Berliner Darstellerin sie ganz der Absicht des Dichters gemäß darstellte, und dem bereits zitierten Arzt das gewiß wohlverdiente Zeugnis ab nötigte, naturgetreuer könne man eine solche Kranke nicht mehr darstellen: „Kein Zweifel, sie hat wochen lang in Nervenheil-Anstalten studiert!“ — und auch im Lesen hört für mich die Freude am Kunstwerk immer da auf, wo sie ihre verzückten Reden zu stammeln beginnt. Unwillkürlich, wie Einer, der einen Ungeschmack durch einen Trunk aus reinem Quell von der Zunge spülen will, greife ich dann nach Hartman's Gedicht und lasse mir die süße Stimme seines gesunden, lieblichen Mägdleins ins Ohr tönen . . .

Näher steht mir die Hauptgestalt, der sieche Heinrich, obwohl ich auch hier mit der psychologischen Führung nicht immer so ganz mitgehen konnte, wie ich gemocht hätte, namentlich in den beiden ersten Akten nicht. Mir scheint die Linie bei Hartman viel reiner und feiner gezogen. Als bei ihm dem Helden „mitten in seinem Tag der jähe, finstere Donnerschlag bricht“, da „verflucht er den Tag, da seine Mutter ihn gebar“, dann rafft er sich auf und sucht aller Orten rastlos Heilung, und erst, als dies vergeblich bleibt, zieht er sich, um still zu sterben, in die Einsamkeit zurück. Bei Hauptmann flüchtet der Sieche bei den ersten Anzeichen des furchtbaren Geschicks, das ihn getroffen, aus der Welt; er macht keinen Versuch, geheilt zu werden; er will „Frieden“ finden, nichts von der Welt hören, den Tod erwarten:

Ich bleibe bei Euch — Wochen! Monde! Jahre!
Und geh' ich von Euch einst . . . doch davon still.

Das ist alles — und es ist weniger und anderes, als man von einem Mann starken Willens und hohen Geistes erwartet. Erst in der Stille kommt ihm die Bitternis, die Verzweiflung:

Wo ist der Jäger, der mir das gethan,
Daß ich ihn könnte stellen?!

Als ihn sein Freund und Lehnsmann Hartmann von der Aue beschwört, sich dem Kreuze zu beugen, erwidert er: das Kreuz sei ihm tief in Mark und Blut gewachsen:

„Laß alle Litanein: sie sind an mir
Verloren diese Zeit!“

Und dann:

So pack' ein Scheit, Dein ungefedertes Schwert,
Was Dir zur Hand ist, nimm und schlag' mich nieder!
Erlöset mich und euch von mir zugleich!

Es liegt wohl auch an dieser zögernden Entwicklung von der nicht recht begreiflichen Ergebung zu der allerdings verständlichen Empörung der [illegible] gegen die Macht, die sie schuldlos leiden läßt, [illegible] beiden ersten Akten auf der Bühne nicht [illegible] Aber noch weit mehr ist dies dadurch beding[t], [illegible] die Ottegebe des ersten Akts, die schon weiß, [illegible] Heinrich leidet, auch Kunde von dem Salerner [illegible] dermittel hat, „weint und schwört, sie müsse [illegible] lösen“, und die des zweiten Akts, die den En[tschluß] ausspricht: „Ich hab's gelobt! Du mußt [illegible] sein“, lediglich dasselbe will und sagt. Rechnet [man] hinzu, daß nicht bloß die innere, sondern auch die äußere Situation in beiden Akten genau die [illegible] ist, so wird man verstehen, warum beide, euphem[istisch] ausgedrückt, nicht eben den Eindruck der Fülle [illegible] und selbst Kritiker, die dem Werke sonst mit [illegible] dingter Bewunderung gegenüberstehen, zu dem [Vor]schlag gebracht haben, beide Akte etwas gekür[zt] [in] einen zusammenzuziehen und so eine geschlossene [illegible] einigermaßen steigernde Exposition herzustellen. [illegible] damit wäre, glaub' ich, nicht viel erreicht, [illegible] nur eben ein offenkundiger technischer Mangel [illegible] einen technischen Kunstgriff einigermaßen verde[ckt]. Bleiben würde aber, was die Wirkung von der [illegible] beeinträchtigt, die Eintönigkeit der qualvollen [Situ]ation: der Hörer denkt auch ohnehin unablässig [illegible] was der Held ausspricht: es ist eine Krankheit, [die] den Mann schuldlos getroffen hat, und obend[rein] eine ekle Krankheit. Unwillkürlich läßt der Zuschau[er], so oft der arme Heinrich auf der Bühne agiert, [den] Operngucker fallen. Ihm ist es Pein genug, [illegible] vom Aussatz zu hören, er will zum Mindesten [nicht] sehen, wie ihn sich der Schauspieler angeschminkt [hat].

Besser wirken die beiden Akte in der [illegible] Die Sprache, die sich Hauptmann hier zurecht ge[illegible] hat, ist nicht bloß mit Geschick altertümlich ge[färbt], sondern schöpft ihre Kraft aus den guten, alten [illegible] Quellen, ihren Inhalt aber aus dem Gemüt [des] Dichters, der an Feinheit der Empfindung, an Fähig[keit], dem Belebten, wie dem Unbelebten seinen [illegible] Laut abzuringen, kurz: an lyrischem Vermögen un[ter] den modernen Dichtern seinesgleichen sucht. Dem Hörer z. B. klingt die folgende Schilderung nicht [illegible] ins Ohr (in Berlin auch deshalb nicht, weil [der] Schauspieler, der am „Deutschen Theater“ die [illegible] Rolle verkörpert, eben keine Verse sprechen kann), aber der Leser freut sich ihrer. Heinrich erzählt Ottegebe:

— — Vor zweien Jahren — Kind
Lag dieser arme Gast, den Du hier siehst
Am magren Ranft hausbacknen Brotes zehren,
In Marmorhallen, wo die Brunnen klangen,
Wo goldene Fische in den Becken flossen,
Und wenn er schweifen ließ den trunknen Blick,
So war's dorthin, woher der Weihrauch quoll,
War's in die Zaubergärten Azzahras.
O, liebes Kind, von solchen Paradiesen
Hast Du wohl nie geträumt! wo süß und schwer
Pracht auf uns lastet, Wonne uns bedrückt . . .

er Bambus zittert am verschwiegenen Platz.
on Cedern überdacht und überdunkelt,
ie Azaleenbüsche breiten sich,
ie blühende Kissen. Blaues Blütenblut
cheint Dir das Meer, das Marmorstufen leckt
ıd Gondeln schaukelt, die von Edelsteinen
ıd Gold und Purpur blitzen. — Und Du hörst
esang. Die Sklavin singt: schwermütiges Blüh'n
ach hier! sie neigt sich zum Cypressenborn
nd schöpft in Silbereimern . . . fremde Worte,
n heißer Flut der Seele aufgelöst,
mweben Dich. Du trinkst sie in Dich ein
lit allen Düften, die der sanfte West
ir zuträgt, immer liebreich Dich bedrängend.

Das Gleiche gilt sogar vom Schluß des zweiten s, von dem der Leser glaubt, daß er auch auf der hne stark wirken müsse: Heinrich, der seinem jensmann Hartmann seinen letzten Willen über ıen, nennt sich „lebendigen Leibs ein Brocken Aas", rauf Ottegebe zu seinen Füßen stürzt und ihm ihr löbnis, ihn zu retten, zustammelt. Die Wirkung f den Hörer und Zuschauer bleibt aus, weil ihm kaum merkliche Steigerung entgeht und er sich nur sagt: as habe ich schon gehört, das weiß ich schon."

Ein richtiges Drama, gleichviel in welchem Sinne, ch in dem Gerhart Hauptmanns, wenn man an seine üheren Werke denkt, ist also „Der arme Heinrich" den beiden ersten Akten gewiß nicht. Er wird es er ebenso wenig in den beiden folgenden, nur daß es der Hörer weniger peinlich empfindet, weil zwar icht ihre dramatische, wohl aber ihre dichterische Kraft rößer ist. Wie wir in den beiden ersten Akten nur ven eine einzige qualvolle Situation vor uns sehen, auch im dritten: sie ist gleich peinigend und wirkt ur deshalb tiefer, weil sie ungleich größer erfunden, ngleich kraftvoller ausgemalt ist. Und die Gerech igkeit gebietet, hervorzuheben, daß Hauptmann in iesem Akt völlig selbständig dasteht und von seinem nittelalterlichen Vorbild, dessen Größe und Innigkeit hn in den Stoff hineingelockt hat, völlig abweicht. In einem Spätherbstabend, in einer felsigen Wildnis, ehen wir den Siechen sein letztes Obdach, sein Grab, ereiten. Sein Knecht Ottacker, der ihn nicht erkennt, ringt ihm die Kunde, daß ein Vetter sein Gut be gehre, daß aber sein Lehensmann Hartmann mit an dern Getreuen ihm seinen letzten Besitz mit den Waffen wahre. Die Szene zwischen dem groß mäuligen Prahler, der entsetzt vor dem Siechen zurück weicht, und dem totwunden, verbitterten Herrn wirkt durch ihre starke, groteske Farbe. Ungleich farbloser hingegen ist die zwischen dem Ausgestoßenen und den beiden Männern, welche die Angst um Ottegebe zu ihm treibt, ihrem angeblichen Vater Gottfried und ihrem wirklichen Vater, dem Klausner Benedikt. Sie wollen ihn bewegen, Heilung zu suchen oder doch aus der Gegend zu gehen, weil Ottegebe krank darnieder liegt und sie von der Verzückten befürchten, sie werde den Siechen aufsuchen, um ihn zur Pilgerfahrt nach Salerne zu bewegen und dort für ihn zu sterben. Worauf Heinrich erzählt, wie sie schon bei ihm ge wesen und wie er sie, weil er ihr Opfer nicht wolle und die Salerner Märe für eitle Narretei halte, durch unflätiges Reden und Thun, ja schließlich mit Steinwürfen vertrieben habe. Als sie ihn nun bitten, der Kranken zu sagen, daß sie sich um eines Wahnes willen abhärme, enthüllt er ihnen, daß er auch dies schon gethan, jedoch vergeblich, und weist dann die Beiden hinweg.

Daß und warum auch dieser Akt auf der Bühne zwar stärker als die beiden ersten, aber doch nicht eben stark wirkt und den Leser gleichfalls mehr er greift als den Hörer, braucht kaum gesagt zu werden. Heinrichs Bericht von Ottegebes Besuchen ist an schaulich genug und kann dem Leser vielleicht über die Frage hinweghelfen: „Warum wird mir dies erzählt, warum sehe ich es nicht?" Der Zuschauer aber kommt nicht darüber hinweg; er will auch sehen und nicht bloß hören. Selbst Hauptmanns Bewunderer wissen uns diese, für den Dramatiker unbegreifliche Darstellungsweise nicht aus inneren Gründen zu motivieren. Sie meinen nur eben, der Dichter könne es machen, wie es ihm beliebe, wenn er es nur gut mache. Da irren sie aber. Ein Dramatiker, der sich für denjenigen Akt, der den Höhepunkt bringt, mit der Erzählung einer starken Scene genügen läßt, statt sie vor uns hinzu stellen, macht es eben nicht gut, sondern versündigt sich an dem tiefsten Wesen der Kunstform, die er pflegt. Ein Dichter von Hauptmanns dramatischem Instinkt kann dies gar nicht verkannt haben, und ich finde darum nur eine Erklärung: die Scene darzu stellen schien ihm zu schwer und das Erzählen leichter.

Auf diesen dritten Akt, den das Hohnlachen des Verzweifelten über Gott und die Welt, das arme Ge schöpf, das ihm anhängt, und sich selbst durchstöhnt und durchgellt, folgt ein vierter, der ihn in seiner Entwürdigung, als ein hilfloses, seiner selbst kaum mehr bewußtes Tier zeigt. Das ist zwar grauenhaft, aber doch psychologisch richtig, und der Akt in Allem, der Erfindung, der Gipfelung, dem Ausklang der beste des Werkes, der einzige, der einiges dramatisches Leben aufweist: hier wird uns zum mindesten nichts erzählt, sondern wir sehen, wie sich Ottegebe und Heinrich finden. Ihre Eltern haben sie zum Klausner gebracht, weil er die vor Sehnsucht Hinsiechende durch Gebet und Zuspruch aufrecht zu erhalten vermag, vor allem aber, weil die Kunde geht, daß der Aussätzige und Verwilderte, fast zum Tier Entartete, wolfsgleich das Gehöft um kreist. Wir sehen Ottegebe, den Körper durch stetes Geißeln um alle Kraft gebracht, aber die Seele zu wahnwitziger Verzückung emporgehoben, im Gespräch mit dem Klausner. Sie ist „nun ganz bereit, zu leiden und zu sterben"; sie hat ein Gesicht gehabt:

Von einer großen Stimme klang es laut:
„Amen! Was Du erbittest soll gescheh'n!
Des Richterspruches Härte ist gebrochen."

Dann bricht sie ohnmächtig zusammen; der Klausner trägt sie hinaus. Da schleicht sich Heinrich in die Kapelle und fleht vor dem Altar um den erlösenden Tod:

Lösche mich, lösche mich aus!
Lösch' alle Qual des Lichts im schwarzen Schoß
Der Finsternis! Wecke mich nie mehr. Denn
Die Sonne martert mich mit giftigen Pfeilen —
Schlaf! gieb mir Schlaf!

Und dann, da der Klausner eintritt, zu diesem:

Rette mich, Vater! Vater, rette mich!
Rede mit Gott dem Vater, Deinem Herrn!
Gott unser Herr ist groß! gewaltig! groß!
Ich leb' ihn, leb' ihn! Außer ihm ist nichts.
Und ich bin nichts — doch ich will leben! leben!

Dann berichtet er, wie er selbst dabei gestanden, da sie auf Geheiß seines Vetters Konrad einen Sarg, der angeblich seine Leiche enthalten, in die Gruft gesenkt, und frägt dann wild nach Ottegebe. Nun will er durch sie gerettet sein, nun will er ihr Opfer annehmen. Da erscheint sie, von seiner Stimme angelockt, in der Kapelle: „Komm, armer Heinrich, komm, verziehe nicht!" Und er:

Jungfrau, wohl, so folg' ich Dir,
Führ' mich ins Leben, führ' mich in den Tod!

Dieser Akt ist bei allen Aufführungen des Werkes, nur die erste abgerechnet, der einzige, wo die Zuschauer warm werden. Mit Recht, denn er ist der einzige, der des Dichters Können als Dramatiker nicht verleugnet.

Aber der fünfte Akt, der Akt, der die stärkste, die ergreifendste Scene des Dramas bringen muß, die Scene, die der Stoff selbst als Gipfel bringt und dem, der ihn gestaltet, zum Nachschaffen gebietet?! Die Scene fehlt: als sich der Vorhang hebt, sind wir im Schloß zu Aue; das Wunder ist geschehen, Heinrich kehrt als Genesener mit Ottegebe heim und erzählt seinen Getreuen, was sich zu Salerne begeben, erzählt es ihnen fast mit denselben Worten wie der mittelalterliche Dichter. Dann wird unter Glockenklang, Heilrufen und Schwertergeklirr Hochzeit gehalten:

Los bin ich von dem Bann!
Laßt meine Falken, meine Adler wieder steigen!

Es ist nicht zu hart: der Akt könnte von Jo[hannes] Lauff sein, so dröhnend ist das äußere Gepräge [...] so nichtig der geistige Inhalt. Der Leser hat es [...] etwas besser als der Zuschauer, er bekommt eine [...] geformte, aber nichts weniger als tiefsinnige [...] Heinrichs über das Leben und die Liebe zu [...] für die Aufführung wird sie gestrichen. Aber [...] oder ohne diese Rede bleibt es der schwächste [...] äußerlichste Akt, den Hauptmann bisher gedi[chtet] hat, selbst „Schluck und Jau", selbst „Mi[chael] Kramer", selbst den „Roten Hahn" nicht ausgenom[men]. Und das ist derjenige Akt, auf den der des [...] kundige Hörer und Seher — und wer wäre es [...] nicht — die größten Hoffnungen setzt!

Meine Ansicht über das Werk habe ich be[...] abgegeben; nur eines noch habe ich auszuspre[chen], obwohl es mir nicht leicht fällt, denn was Hau[pt]mann für die Bühnendichtung unserer Zeit bede[utet], ist auch mir so klar wie nur irgend einem [...] Korybanten. Was Hauptmann aus diesem Sto[ff] [ge]macht hat, hat er nur kraft seiner dichteri[schen], namentlich seiner lyrischen Begabung gemacht, [...] kraft ernster Vertiefung in den Stoff, nicht [...] Einsetzung der vollen Arbeitskraft. Wäre Hauptma[nn] noch heute derselbe Mann, der „Die Weber" [...] „Die versunkene Glocke" schuf, er wäre wohl auch [...] diesen Stoff verfallen, aber wahrlich, er hätte [...] anders gestaltet und sich weder die Waldscene zwi[schen] Heinrich und Ottegebe, noch die Scene zu Saler[ne] geschenkt. Dieser Hauptmann früherer Jahre hä[tte] uns ein Drama gegeben, und nicht dramati[sche] Bilder, an denen die Sprache und die Stimmu[ng] eben das beste ist. Dürften wir den Dichter für [be]rechtigt halten, nach drei schweren Mißerfolgen an[ge]sichts dieses scheinbaren Erfolges von sich selbst [zu] sagen: „Lasset meine Falken, meine Adler wi[eder] steigen!" — es wäre ein großer Gewinn für unse[re] Litteratur. Aber das Recht zu diesem stolzen W[ort] giebt ihm der „Arme Heinrich" nicht.

Neue Bücher.

Nachstehende Bücher sind bei der Redaktion zur Rezension eingelaufen:

Sirius, Peter. Tausend und Ein Gedanke. München, Carl Andalfingen, 1899.

Liebisch, B. Der zerbrochene Krug und andere Geschichten. Illustriert von Kaster. Dessau, C. Dünnhaupt. O. J.

Hoffmann, Camill. Adagio stiller Abende. Gedichte. Mit Original-Holzschnitten von Adolf Zdrasila. Schuster u. Loeffler. Berlin und Leipzig. 1902.

Philipp, Peter. Nirvana und Sansara. Ghaselen. Dresden und Leipzig, E. Pierson, 1900.

Hauptmann, Carl. Die Bergschmiede. Dramatische Dichtung. München, Georg D. W. Callwey, 1902.

Hauptmann, Carl. Mathilde. Zeichnungen aus dem Leben einer armen Frau. Roman. München, Georg D. W. Callwey, 1902.

Hauptmann, Carl. Unsere Wirklichkeit. Münch[en], Georg D. W. Callwey, 1902.

Roßbach, Robert. Gedichte. Mit Zeichnungen [und] Original-Lithographien von Franz Hein. Zweite [durch]gesehene und vermehrte Auflage. Breslau, S. Schottlaender, 1902.

Volkart, M. Mutter Lieder-Cyklus. Mit Il[lu]strationen des Porträt-Malers Hans Leiter. Dresden [und] Leipzig, E. Piersons Verlag (R. Lincke), 1902.

Foerster, Wilhelm, Professor. Der Student [und] die Politik. Vortrag gehalten auf dem ersten Diskussions[abend] der Berliner Finkenschaft. Berlin-Bern, Dr. [...] Edelheim, 1901.

Leimbach, Karl L. Ausgewählte deutsche Dichtungen für Lehrer und Freunde der Litteratur. Dreizehnter B[and]. 2. Lieferung. Leipzig, Frankfurt a. M., Kesselringsche [Hof]buchhandlung (E. v. Mayer).

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Herausgebers Karl Emil Franzos in Berlin. — Nachdruck auch im Einzelnen ist untersagt und wird strafgerichtlich verfolgt. Verlag der Concordia Deutsche Verlags-Anstalt in Berlin. — Druck von Kißling & Krüger, Berlin N.

Der Zwiſt der Verliebten.

Luſtſpiel in fünf Akten von **Molière**. In deutſchen Verſen von **Ludwig Fulda**.

Perſonen.

lbert.
ıcile, } ſeine Töchter.
scanio, als Mann verkleidet }
olydor.
aler, ſein Sohn.
raſt.
roſine, Ascanios Vertraute.
ros-René, Diener Eraſt's.
:ascarill, Diener Valer's.
:arinette, Lucile's Kammermädchen.
letaphraſt, Pedant.
a Rapière, Fechtmeiſter.

Der Schauplatz iſt in Paris.

Erſter Akt.

Erſter Auftritt.

Eraſt. Gros-René.

Eraſt.

;ch ſage Dir, ein heimlicher Verdacht
'iegt mir ſchon lange ſchwer in allen Gliedern;
ʒa, was Du mir auch magſt erwidern,
ʒch fürchte, meine Liebe wird verlacht,
lnd falls Dich mein Rivale nicht beſtochen,
Dann wirſt mit mir zugleich getäuſcht auch Du.

Groß-René.

Bie? Trauen Sie ein falſches Spiel mir zu?
Das nenn' ich, frei heraus geſprochen,
Herrn Amors wegen meine Tugend kränken
lnd ſich auf Phyſiognomik ſchlecht verſtehn.
Die Leute pflegen anders auszuſehn,
Gottlob, die fähig ſind zu Liſt und Ränken.
Man kennt den Vorzug meines Körperbau's:
Rund, wie ich bin, ſag' alles ich heraus.
Noch eher will ich gelten laſſen,
Daß man mich täuſcht; nur glaub' ich's nicht bis jetzt.
Ich — ſonſt ja doch kein Dummkopf — kann nicht faſſen,
Was Ihnen dieſen Floh ins Ohr geſetzt.
Lucile zeigt Ihnen jeden Tag vom Morgen
Bis Abend klärlich ihre Huld,
Und für Valer, den Anlaß Ihrer Sorgen,
Hat ſie nur noch erzwungene Geduld.

Eraſt.

Kein Liebender darf ſeiner Hoffnung trau'n:
Nicht immer iſt der beſtempfangene Freier
Der meiſtgeliebte, und die Gunſt der Frau'n
Deckt oft nur andre Glut mit ſchönem Schleier.
Für einen, der 'nen Korb ſich heimgebracht,
Scheint mir Valers Gemütsruh' ſchlecht zu paſſen,
Und daß der Huld, die Dich ſo ſicher macht,
Er fröhlich zuſchaut oder doch gelaſſen,
Vernichtet mir all ihren Reiz und Wert,
Weckt mir die Sorge, die Dir unerklärlich,
Läßt mich mein Glück bezweifeln und erſchwert
Den Glauben, daß Lucile's Betragen ehrlich.
Ach, wie ganz anders wäre mir zu Mut,
Säh' ich Valer in eiferſücht'ger Wut!
Ja, wär' er ungeduldig und verſtimmt,
Mein ganzes Mißtrau'n wär' ſogleich verflogen.
Sag, glaubſt Du denn, daß man ſich ſo benimmt,
Wenn man den Andern hält für vorgezogen?
Und glaubſt Du's nicht, dann, bitte, ſag mir doch,
Ob dieſer Grund zum Argwohn unerheblich?

Gros-René.

Vielleicht ſchon feſſelt ihn ein neues Joch,
Nachdem er ſah, daß hier ſein Mühn vergeblich.

Eraſt.

Wer ſich befreit, weil man ihn ausgeſchlagen,
Der flieht den einſt geliebten Gegenſtand,
Streift nicht die Kette, die er lang getragen,
So friedlich und geräuſchlos von der Hand.
Wenn uns ein vormals angebetet Weſen
Begegnet, bleiben wir nicht ruhevoll;
Wächſt nicht bei dieſem Anblick unſer Groll,
Dann ſind vom Fieber wir noch nicht geneſen.
Glaub mir, daß, wenn die Glut auch längſt verblich,
Die Zuckungen der Eiferſucht nicht enden,
Und Niemand ſieht wohl ohne Stich
Ein Herz, das ihn verſchmäht, in fremden Händen.

Gros-René.

Im philosoph'schen Fach bin ich nicht stark:
Ich glaube nur, was mir ins Auge scheint,
Und wär' mein eigner schlimmster Feind,
Wenn ich betrübt sein wollt' um jeden Quark.
Wozu denn grübeln und nach Gründen wühlen,
Sich recht bedauernswert zu fühlen?
Mich lüstet's nicht nach ungelegten Eiern!
Das Fest muß doch erst da sein, eh wir's feiern.
Kurzum, ich bin kein Freund von Kümmernissen,
Solang ihr Anlaß fraglich ist und schwach,
Und stellen sie sogar sich hundertfach
Mir in den Weg, ich mache mich nichts wissen.
Uns Beiden winkt ja Treffer oder Niete
Gemeinsam; meine Liebschaft steht und fällt
Mit Ihrer: Wenn die Herrin Sie verriete,
So schwör' ich, daß auch mich die Zofe prellt.
Doch den Gedanken such' ich abzuschütteln.
Wenn mir ein schönes Kind von Liebe spricht,
Lass' ich an meinem Glück nicht rütteln,
Ob Mascarill das Haar sich ausrauft oder nicht.
Und wenn es Marinette nicht erbost,
Daß Jodelet sie weidlich küßt und kost,
Und wenn der Hahn im Korb ein toll Gelächter
Anstimmt, so lach' auch ich aus voller Kehle.
Und wer zuletzt lacht, lacht darum nicht schlechter.

Erast.

Du Plappermaul!

Gros-René.

Da kommt sie, meiner Seele.

Zweiter Auftritt.

Vorige. Marinette.

Gros-René.

Pst, Marinettchen!

Marinette.

Ei, was treibst Du hier?

Gros-René.

Mein Wort darauf, wir sprachen grad von Dir.

Marinette.

Sie auch da, gnäd'ger Herr? Seit einer Stunde
Lauf' ich die Beine mir nach Ihnen aus.
Puh!

Erast.

Wie?

Marinette.

Rings trabt' ich suchend in der Runde
Und schwöre . .

Erast.

Was?

Marinette.

Sie waren nicht zu Haus,
Noch auf dem Markt, dem Quai, der Promen

Gros-René.

Der Schwur ist nötig!

Erast.

Und wer schickte Dich
Nach mir zu suchen?

Marinette.

Jemand sicherlich,
Bei dem Sie ganz besonders stehn in Gnade.
Kurzum mein Fräulein.

Erast.

Liebste Marinette!
Sag mir nur redlich, wie sie von mir sprach!
Verbirg mir nichts! Auch wenn ich Ursach' bä
Zum tiefsten Schmerz, ich trüge Dir nichts na
Sag, bei den Göttern, schmeichelt meinem Her
Dein schönes Fräulein nicht etwa zum Trug?

Marinette.

Ei, ei, der gnäd'ge Herr beliebt zu scherzen.
Zeigt sie denn ihr Gefühl nicht klar genug?
Und was für weitre Bürgschaft soll
Sie bieten?

Gros-René.

Seine Seele bleibt bedrängt,
Eh nicht Valer sich mir nichts, Dir nichts hän

Marinette.

Was?

Gros-René.

Denn er ist vor Eifersucht wie toll.

Marinette.

Auf Herrn Valer? O, der Gedank' ist präch
Der konnte nur in Ihrem Hirn entstehn.
Bis heute hielt ich Sie für ganz bedächtig
Und leidlich bei Vernunft; jetzt muß ich sehn,
Wie sehr ich auf dem Holzweg war. (Zu Gros-Re
Und D
Hat Dich der gleiche Skrupel bei den Haaren?

Gros-René.

Ich eifersüchtig? Gott soll mich bewahren!
Ein rechter Narr, wen darum drückt der Schu
Ich traue Dir und bin zu eingenommen
Von mir, als daß ich glaubt', es könne leich
Ein Andrer neben mir in Frage kommen.
Wo fändst Du den, der mir das Wasser reich

Marinette.

So hör' ich's gern; das heißt vernünftig spre
Fort mit dem eifersüchtigen Verdacht!
Er schafft nur, daß ihr unbeliebt Euch mach

) dem Rivalen helft, Euch auszustechen.
n Ansehn wird, sobald ihr Euch verdrießlich
iehmt, in unsern Augen nur gedeihn,
) mancher dankte schon sein Glück ausschließlich
s Gegners plumpen Eifersüchtelei'n.
n Liebe nur im Zweifel kann bestärken,
r spielt fürwahr 'ne klägliche Figur
d martert sich umsonst. Beiläufig nur
illt' Ihnen, Herr Eraſt, ich das bemerken.

Eraſt.

nug davon. Werd ich nun bald erfahren . . . ?

Marinette.

e tüchtig zappeln lassen sollt' ich jetzt,
r Strafe streng mein groß Geheimniß wahren
:shalb ich Ihnen eilends nachgesetzt.
(Sie giebt ihm ein Brieſchen.)
er, schau'n Sie selbst, ob Sie gerecht mißtraut.
hört uns niemand; lesen Sie nur laut.

Eraſt (liest).

„Ihre Liebe, die verwegen
Sich vor keiner Probe scheut,
Mit dem väterlichen Segen
Kröne sie sich selber heut.
Heil'ge Rechte zu erlangen
Mögen Sie beflissen sein;
Wenn Sie günst'gen Spruch empfangen,
Sagt ein folgsam Kind nicht nein."
welch ein Glück! Du Künderin des Heils,
ie eine Göttin bist Du mir erschienen!

Gros René.

a haben wir's; was sagt' ich Ihnen?
h täusche mich nur selten, meinestheils.

Eraſt (liest wieder).

„Heil'ge Rechte zu erlangen
Mögen Sie beflissen sein;
Wenn Sie günst'gen Spruch empfangen,
Sagt ein folgsam Kind nicht nein."

Marinette.

:zählt' ich ihr, wie weit Sie sich verirrten,
ie widerriefe schnell, was hier sie schrieb.

Eraſt.

ein, birg ihr meiner Sorge flücht'gen Trieb!
:rlichter waren's, die mein Herz verwirrten.
och sagst Du's ihr, sag auch, daß ich bereit,
Nit meinem Tode jenen Wahn zu büßen,
nd daß ich gern, wenn sie mir nicht verzeiht,
Nein Leben opfern will zu ihren Füßen.

Marinette.

on Tod zu sprechen, nein, das wär' verfrüht.

Eraſt.

m Übrigen bin ich Dir höchst verbunden,
Und bald soll mein erkenntliches Gemüt
So holder Botin reichen Dank bekunden.

Marinette.

Je nun, vorhin — wo meinen Ihro Gnaden,
Daß ich Sie suchte?

Eraſt.

Nun?

Marinette.

Ganz in der Nähe
Des Marktes.

Eraſt.

Wo?

Marinette.

Sie wissen schon. Im Laden,
Wo Sie großmütig mir vor ein'gen Wochen
'nen Ring versprachen.

Eraſt.

Ich verstehe.

Gros-René.

Schelmin!

Eraſt.

Ja, schon zu lang hab' ich die Pflicht
Versäumt, zu halten, was ich Dir versprochen.
Jedoch . . .

Marinette.

Um Sie zu mahnen, sagt' ich's nicht.

Gros-René.

Behüte!

Eraſt (giebt ihr einen Ring)

Hier, schau diesen; möchtest Du
Den wohl einstweilen statt des andern nehmen?

Marinette.

Sie spaßen, Herr; ich müßte mich ja schämen.

Gros-René

Verschämtes armes Kind, greif hurtig zu.
Nichts närrischer, als ein Geschenk verschmähn!

Marinette.

Wohlan denn — zur Erinnerung an Sie.

Eraſt.

Wann darf ich den geliebten Engel sehn?

Marinette.

Gewinnen Sie des Vaters Gunst!

Eraſt.

Doch wie,
Wenn er mich abweist?

Marinette.
Nun, kommt Zeit kommt Rat;
Dann heißt es eben brechen oder biegen.
Was auch geschieht, Ihr beide sollt Euch kriegen.
Drum kühn voran; wir folgen Ihrem Pfad.

Eraft.
So recht; noch heute soll es sich entscheiden.
(Er liest den Brief abermals für sich.)

Marinette (zu Gros-René).
Und Du, was denkst Du nun von uns zwei Beiden?
Du sagst ja nichts.

Gros-René.
Das ist kein schwerer Fall.
Ich will Dich; willst Du mich?

Marinette.
Von Herzen gern.

Gros-René.
Top, das genügt.

Marinette.
Leb wohl, mein Schatz.

Gros-René.
Mein Stern,
Leb wohl.

Marinette.
Leb wohl, mein dicker Sonnenball.

Gros-René.
Leb wohl, mein reizender Komet;
Leb wohl, Du meiner Seele Regenbogen. (Marinette ab.)
Nun, Gott sei Dank, das Glück ist uns gewogen.
Herr Albert sagt gewiß nicht nein.

Eraft.
Dort geht
Valer — grad auf uns zu.

Gros-René.
Er dauert mich unsäglich,
Seit ich das alles weiß.

Dritter Auftritt.

Vorige. Valer.

Eraft.
Nun, Herr Valer?

Valer.
Nun, Herr Eraft?

Eraft.
Wie steht's mit Ihrer Glut?

Valer.
Wie steht's mit Ihrer denn?

Eraft.
Sie wächst tagtäglich

Valer.
Auch meine.

Eraft.
Für Lucile?

Valer.
Sie raten gut.

Eraft.
Wahrhaftig, an Beharrlichkeit wird schwer
Sie Jemand übertreffen.

Valer.
Und gar Ihre
Ausdauer scheint mir ew'gen Ruhmes wert.

Eraft.
Das Schmachten, das genügsam nur sich nährt
Von Blicken, ist es nicht, wonach ich giere.
Ich bin kein Ritter, der beim frost'gen Hauch
Der Nichtachtung noch immer standhaft bliebe.
Nein, liebt mein Herz, dann fordert's Gegenliebe.

Valer.
Mir sehr begreiflich; denn so denk' ich auch.
Das schönste Wesen fesselt mich nur dann,
Wenn's meine Liebe lohnt mit Gunstbezeigung.

Eraft.
Jedoch Lucile . . .

Valer.
Lucile schenkt meiner Neigung
Ein Echo, wie man's irgend wünschen kann.

Eraft.
Sie scheinen leicht zufrieden.

Valer.
Nicht so leicht,
Wie Sie wohl denken.

Eraft.
Ich, unstreitig, darf
Mir schmeicheln, daß ihr Herz mich nicht verwarf.

Valer.
Mir ist genug, was ich bei ihr erreicht.

Eraft.
Sie täuschen sich, mein Wort!

Valer.
Mein Wort, Sie sind
Aus allzu großem Zutrau'n völlig blind.

Eraft.
Wollt' Ihnen greifbar den Beweis ich zeigen,
Daß . . . Nein, zu grausam träfe Sie der Schlag.

Valer.

ächt' Ihnen ein Geheimniß ich zu Tag . . .
ch um Sie nicht zu kränken, werd' ich schweigen.

Eraſt.

ohlan, da Sie zum Äußersten mich treiben,
r Hochmut will, daß man ihn bricht.
(Er giebt ihm den Brief.)
er!

Valer (nachdem er gelesen).

Niedlich.

Eraſt.

Wissen Sie, von wem dies Schreiben?

Valer.

a, von Lucile.

Eraſt.

Nun? Ihre Zuversicht . . .

Valer (lachend).

ihr Diener, Herr Eraſt. (Ab.)

Gros-René.

Der Mensch ist toll.
Was stimmt ihn denn mit einem Mal so heiter?

Eraſt.

Den Teufel auch, ich finde selbst nicht weiter.
Der Fall erscheint mir äußerst rätselvoll.

Gros-René.

Da kommt sein Diener.

Eraſt.

Laß mit Unschuldsmienen
Uns forschen, was sich heimlich hier begiebt.

Vierter Auftritt.

Eraſt. Gros-René. Mascarill.

Mascarill (für sich).

Kein schlimmres Los, als einem Herrn zu dienen,
Der jung ist und noch obendrein verliebt.

Gros-René.

Grüß Gott.

Mascarill.

Grüß Gott.

Gros-René.

Was machst Du, Mascarill?
Wohin? Kommst heim Du? Gehst Du? Bleibst am Ort?

Mascarill.

Ich komm' nicht heim; denn ich war noch nicht fort.
Ich geh' nicht; denn ich darf nicht, was ich will.
Ich bleibe nicht am Ort; denn ich begehre,
Mich augenblicks zu trollen.

Gros-René.

Freund, nur sacht!
Ist denn Dein Dienst so streng?

Mascarill.

Ich hab' die Ehre.

Eraſt.

Du fliehst? Hat Dir mein Anblick Angst gemacht?

Mascarill.

Nur Güte liest man Ihnen vom Gesichte.

Eraſt.

Top! Unser Wettbewerb wird eingestellt;
Wir wollen Freunde werden; ich verzichte.
Und Eurem bessern Glück räum' ich das Feld.

Mascarill.

Gott geb's!

Eraſt.

Ich fand Ersatz; frag Gros-René.

Gros-René.

Jawohl; ich lasse Dir auch Marinette.

Mascarill.

Hm, wenn ich keine andren Sorgen hätte,
Die Nebenbuhlerschaft that mir nicht weh.
Doch ist's auch ganz gewiß, daß Ihro Gnaden
Sich entverliebt hat? Oder ist's nur Spaß?

Eraſt.

Nachdem ich Deines Herren Glück ermaß,
Könnt' ich doch nur zu meinem eignen Schaden
Die Gunst erstreben, die man ihm beschert.

Mascarill.

Für mich hat diese Nachricht großen Wert.
Denn Ihre Gegnerschaft hielt mich Tag aus Tag ein
In Athem, und ich find' es wohlerwogen,
Daß Sie den Kopf nun aus der Schlinge zogen,
In die man Sie gelockt mit leerem Schein.
Ja, stets verurteilt' ich es scharf,
Daß man in Ihnen falsche Hoffnung weckte.
Sie sind kein Mann, den man betrügen darf.
Doch wer zum Teufel war's, der Ihnen das entdeckte?
Nur ich ja, nebst zwei Anderen, vernahm
Des Paares Treueschwur zu nächt'ger Stunde
Und glaubte, Niemand wisse von dem Bunde,
Durch den ihr heißer Wunsch zum Ziele kam.

Eraſt.

Was sagst Du da?!

Mascarill.

Ich sag', ich bin erstaunt
Und ahne nicht, wer Ihnen zugeraunt,
Daß jenes Paar, nachdem's mit feinen Kniffen
Die ganze Welt getäuscht, Sie inbegriffen,
Sich in geheimer Ehe hat vermählt.

Erast.
Du lügst.

Mascarill.
Kann sein.

Erast.
Du bist ein Schuft.

Mascarill.
Ganz richtig.

Erast.
Und du verdienst, daß man dir vollgewichtig
Ein Schock von Prügeln auf den Rücken zählt.

Mascarill.
Nur zu.

Erast.
Ach, Gros-René!

Gros-René.
Was giebt's?

Erast.
Mein Herz
Befürchtet, was mein Geist nicht glauben will.
(Zu Mascarill.)
Du willst entwischen?

Mascarill.
Nein!

Erast.
Vermählt — Lucile?

Mascarill.
Nein, das war Scherz.

Erast.
Halunke, das war Scherz?

Mascarill.
Nein, Ernst.

Erast.
So ist's die Wahrheit?

Mascarill.
Keineswegs.

Erast.
Nun, was denn sonst?

Mascarill.
Aus Furcht vor neuer Rüge
Sag' ich am besten garnichts.

Erast.
Überleg's!
Ist es die Wahrheit, oder ist es Lüge?

Mascarill.
Wie Sie befehlen; denn es ziemt mir nicht,
Mit Ihnen mich zu streiten.

Erast (zieht seinen Degen)
Sprich, Du Wicht!
Sonst Dir die Zunge lösen wird mein Degen.

Mascarill.
Damit sie nochmals einen Schnitzer macht?
Nein, geben Sie mir meinetwegen
Ganz nach Belieben eine Prügeltracht
Und lassen Sie danach mich still verschwinden.

Erast.
Du stirbst, wenn Du nicht augenblicklich nun
Die reine Wahrheit sagst.

Mascarill.
Ich will's ja thun;
Nur fürcht' ich, keinen Dank dabei zu finden.

Erast.
Sprich; aber merk vorher Dir gut:
Ein einz'ges falsches Wort, von Dir gesprochen,
Macht Dich zum Opfer meiner trist'gen Wut!

Mascarill.
Mir recht; zerbrechen Sie mir alle Knochen,
Ja, bringen Sie mich um, wenn ich vorhin
Nur fingerbreit die Wahrheit überschritten.

Erast.
Lucile vermählt?

Mascarill.
Erst jetzt kommt mir zu Sinn,
Daß meine Zunge tüchtig ausgeglitten
Doch so verhält es sich. Nachdem das Paar
Sich fünfmal Nachts getroffen, während Ihnen
Oblag, als Deckung seinem Spiel zu dienen,
Hat's gestern sich vereinigt am Altar.
Lucile jedoch verbirgt seitdem noch strenger,
Daß meinen Herrn sie leidenschaftlich liebt,
Und sie verlangt von ihm, wenn sie noch länger
Tagtäglich Ihnen Gunstbeweise giebt,
Daß er auch dies als kluge Vorsicht deute,
Die das Geheimnis von Verrat befreit.
Doch zweifeln Sie daran, trotz meinem Eid,
Dann möge Gros-René zur Nachtzeit heute
Sich überzeugen, wenn ich Schildwach' stehe,
Daß heimlich sie verkehrt mit meinem Herrn.

Erast.
Aus meinen Augen, Schuft!

Mascarill.
Von Herzen gern.

Fünfter Auftritt.

Erast. Gros-René.

Erast.

m, Gros-René?

Gros-René.

Nun, gnäd'ger Herr, ich sehe:
s geht es, falls er wahr gesprochen, schlecht.

Erast.

: sprach nur allzuwahr, der Henkersknecht!
ur allzu glaublich. Zeigt doch schon das Wesen
alers, nachdem er ihren Brief gelesen,
aß zwischen Beiden alles abgekartet!
ie Falsche lacht in seinem Arm mich aus.

Sechster Auftritt.

Vorige. Marinette.

Marinette.

en Gruß von meinem Fräulein. Sie erwartet
eut Abend Sie im Gärtchen hinterm Haus.

Erast.

agst Du mit mir zu sprechen, Schlangenbrut?
Hinweg! Sag Deinem Fräulein, mich verschonen
Soll sie mit Briefen, drin sie zärtlich thut.
Denn so — schau her — werd' ich's ihr lohnen!
(Er zerreißt den Brief und geht ab.)

Marinette.

Was ficht ihn an? Verlangt er's denn noch besser?

Gros-René.

Wagst Du mit mir zu sprechen, Krokodil,
Treuloses Ungetüm, deß falsches Spiel
Satrapen übertrumpft und Menschenfresser?
Geh', Deiner saubren Herrin zu erklären,
Daß, wenn sie noch so feine Netze spinnt,
Mein Herr und ich nicht mehr die Gimpel sind,
Und sie mit Dir soll sich zum Teufel scheren. (Ab.)

Marinette.

Ach, Marinette, träumtest Du im Wachen?
Was für ein Spuk hat uns die Zwei verhext?
Ist das der Dank, der treuem Sinn erwächst?
Da wird mein Fräulein große Augen machen.
(Der Vorhang fällt.)

(Fortsetzung folgt.)

Mein Glauben.

Wie's dröhnt und klingt!
Auf Fittigen kommt es heran gerauscht
Aus dumpfem Thal!
Die Glocken rufen
Mit mächtigem Klang,
Sie rufen — und wie ein Strom
Ziehts in den Dom
Zum gläubigen Gebet.

Und ich? — bin ich ungläubig,
Der ich hier oben sitze?
Sie sagen's;
Doch wahrlich mein Glaube
Ist nimmer der ihre.
Nacken beugend,
Nieder mich neigend,
Mit schwachen Knieen
Krümm' ich mich nicht
Vor dem matten Licht
Ihrer Kerzen und Kreuze!

Sie unten im Staube,
Ich oben lichtumflossen in reiner Höh',
Der Gottheit unendlichem Wirken näher.

Das drückende Gemäuer da unten
Beklemmt mir das Herz!
Fort mit den Schranken,
Meine Seele will fliegen
Zur Sonne!
Der Himmel mein Dom —
Die Sonne mein Licht!

Und die Gottheit, das All
Das nimmer erkannte,
Ich kenn es und greifs:
Im Sturme kommts brausend geflogen,
Im Murmeln des Bachs hör ich die ewige Stimme.

Herz, o Herz! —
Im Überglück innigsten Erkennens,
Du drohst mir zu springen.
Wie nah meinem Gotte!
Ich breite die Arme,
Nein! — nicht vergebens,
Das All ist mein —
Und sie sagen da unten,
Die sich im Mantel dürrer Worte verhüllen,
Ich hätt' keinen Glauben! —

Wer, Weltgeist,
Erhabener Erschaffer, Erhalter,
Steht Dir näher?
Die kleinen Seelen, verkümmert im Wort,
Oder der,
Dessen Antlitz sonnengebadet aufwärts schaut,
Und den Du mit Deinem unendlichen Geist
Durchglühst und umschlingst?

R. Günther Lehmann.

Der bleiche Teufel.

Ein leuchtend Fest; Musik, Tanz, Raserei;
Wild preßt sich Menschenbrust an Menschenbrust.
Jetzt jagt des Festes Königin vorbei.
Ihr Thron ist Schönheit; ihre Herrschaft Lust;
Kaum, daß sie heute ruhte. Kaum befreit
Von einem Werber, kommt der nächste an,
Und sieht ihr Augenspiel, mühlos erneut,
Und wird ein Bettler und ihr Unterthan.

So ist sie glücklich? Nein. Ihr Glück umkreist
Ein bleicher Teufel. Niemand achtet sein;
Auch nicht sie selbst. Allein der böse Geist
Saugt gierig die bekannten Züge ein. —
Jetzt ruht sie aus vom Tanz. Ein Schatten fliegt
Ein tiefer Schatten über ihr Gesicht.
Der Teufel sieht's. Er lacht. Er hat gesiegt!
Er geht und lacht; denn glücklich ist sie nicht.

Hans Rudorff.

Der Kreuzschnabel.

Nun prangt die Waldung tief verschneit
In lichter Winterjulfestzeit;
Der Schnee im Thauwind niedertropft,
Am Föhrenstamm ein Grünspecht klopft.
Beim Abenddämmern schnob der Ost
Und brachte einen grimmen Frost.
Dann kam ein Morgen rosigklar,
Im Rauhreif glänzt der Bäume Schar.

Und Sonnengold den Wald durchrinnt,
Sacht in den Wipfeln murrt der Wind;
Nur manchmal knarrt ein dünner Ast
Wie seufzend unter schneeiger Last.
Er denkt an sein verblühtes Glück
In weher Sehnsuchtsqual zurück . . .
Der schöne Lenz weilt noch so weit, —
Es prangt die Waldung tiefverschneit.

Nur krächzend durch die Einsamkeit
Vom Tannenast die Elster schreit;
Doch wie der Sonnball höher klimmt,
Mein Ohr noch einen Ton vernimmt.
Wie ich den Wildpfad aufwärts steig',
Vom schneebehangnen Fichtenzweig
Ein dunkelrotes Vöglein singt,
Daß märchenhaft der Tann erklingt.

Und neben ihm im grauen Kleid
Da sitzt sein Weibchen klanggefeit
Auf ihrem Nest in Winters Graus,
Und brütet warm die Jungen aus.
Sonst webt ein Schweigen zaubrischstill
Um dieses liebliche Idyll;
Und durch die sonnigblaue Luft
Wogt leiser Fichtennadelduft.

Max Kiesewetter.

Die Abendglocke.

Von Ferne summt der Glocke müdes Lied
Zum Wandergruß der Sonne, die da schied.
In Rot gebadet schwimmt des Berges Wand;
Ein Dämmerleuchten zittert übers Land.
So wie der Friede rings im Thale spielt
Auch mir ein Abendglanz das Herz durchquillt.
Doch in die Ruhe mischt ein Ton sich ein,

So brennend weh und doch so silberrein.
Wie dort die Sonne ewig kreist und zieht
So einst Dein Glük und Leid und Alles flieht.
Und ob ein Abendgold, wie's dort Dir winkt,
Einst auf Dein sterbend Auge niedersinkt:
Dies Rätsel lösen wird Dein Herze nicht,
Bis es mit letztem, wehem Zucken bricht. — —

A. Attenhofer.

Heimkehr.

Noch einmal werde ich kommen und stehn
Und pochen laut an den Thoren
Der Stadt, die meine Kindheit gesehn
Und die mir seit lange verloren.

Noch ragen die Türme so altersgrau
Empor, wie ich sie verlassen.
Es wölbt sich der Himmel im heitersten Blau
Hoch über den alten Gassen.

Und unter der Brücke rauscht noch der Fluß
Wie einst in den Kindertagen —
Er hat mir so manchen freundlichen Gruß
Weit in die Ferne getragen.

Nun bin ich wieder zurückgekehrt —
Nach all dem Rennen und Hasten
Will ich an der Heimat traulichem Herd
Von Mühe und Arbeit rasten.

Einst zog ich kühn in die Welt hinaus
Und hoffte mein Glück zu finden
Nun gönnt mir ein Plätzchen zum letzten Haus
Wohl unter den Kirchhofslinden . . .

Heinrich Beck.

Eine Deutsche Akademie.

IX.

In der Veröffentlichung der uns zugekommenen Äußerungen fortfahrend, bringen wir diesmal vier Gutachten. Zwei derselben rühren von Schriftstellern, zwei von Gelehrten her: drei sprechen sich gegen, eines für den Plan aus.

Der bekannte Litterar-Historiker Dr. Karl **Borinski** in München sendet uns die folgende kleine Denkschrift, die sich **gegen** den Plan ausspricht:

München, Ende Oktober 1902.

Das Verlangen nach einer „Deutschen Akademie" könnte gegenüber der geflissentlichen Abstumpfung des Geschmacks und Sprachgefühls durch die Geschäfts-(Spekulations-) und Zeitungslitteratur gegenwärtig berechtigter als jemals erscheinen. Ob aber auch aussichtsreicher, als früher, wird man abwarten müssen. Es ist möglich, daß das neue deutsche Reich allmählich auch den litterarischen Charakter der Deutschen umgestaltet. Bislang hat er sich im Guten wie im Schlechten akademischen Einflüssen unzugänglich, ja eher umgekehrt als ihr Despot (keineswegs in einem der Litteratur günstigen Sinne) erwiesen. Die Akademien des unseren litterarischen Zuständen durchaus entsprechenden XVII. Jahrhunderts bestätigen dieses, die Unlust zu ihrer Einführung im XVI. und XVIII. Jh. (im letzteren trotz des Zuspruchs Klopstocks und Lessings) bestätigen jenes. Was sind die Akademien des XVII. Jahrhunderts anderes gewesen, als die höchst überflüssigen Gründungen modischer Cliquen, die die verworrenen Gelüste des Zeitgeistes lediglich ausgenutzt, auf die Spitze getrieben und sie so der historischen Lächerlichkeit zubereitet haben? Die Verdienste der „fruchtbringenden Gesellschaft" in der Schutzwehr der durch die Fremdenüberflutung gefährdeten Sprache kommen dabei heute im „Deutschen Reiche" nicht in Frage. In der deutschen Diaspora hat das der „Allgemeine deutsche Sprachverein" zu besorgen. Auch ist das mehr ein politisches, als litterarisches Moment, wie denn für jene Verdienste der Patriotismus eines deutschen Fürsten und einiger ihm befreundeter Herren allein in Betracht kommt.

In den Zeiten großer litterarischer Kräfte in Deutschland aber scheint der akademische Zusammenschluß grade an deren oft bemerkter Eigentümlichkeit zu scheitern, für solchen Zweck zu viel Universalität und zu wenig „Spezialitäten" aufzuweisen. Man hat Geister wie Luther, Leibnitz, Haller, Lessing, Kant, Herder, Goethe und Schiller selber ganze „Akademien" genannt und man kann sie sich schwer in solchen Körperschaften rein litterarischer Art, eine Sparte oder eine Varietät durch ihr ganzes Leben würdig vertretend, vorstellen. Etwas von ihrem Geiste lebt oder sollte doch wenigstens in jedem, in ihrer Litteratur redlich Strebenden leben. In Frankreich ist das anders. Da sind von jeher „Spezialitäten" das Bevorzugte und das fast allein Erstrebte gewesen — in Litteratur und Kunst bis auf den heutigen Tag.

Dazu kommt noch eines. Als der politische Gestalter des einheitlichen Frankreich — aus keineswegs sehr lauteren litterarischen Absichten! wir haben ihr Fehlen bei Bismarck nicht zu bedauern — den Anstoß zur Gründung der „Académie française" gab und ihr das königliche Patent erwirkte, da war es von vornherein auf eine gesellschaftlich vornehme, materiell unabhängige Genossenschaft abgesehen. Die Aufnahme sollte eine Ehre im Sinne einer geistigen Ritterschaft sein. Prinzen und Fürsten bewarben sich ebenso dringend um sie, wie die Männer der „bloßen Feder." Als Colbert die beiden bezahlten Fachakademien („sciences", „lettres", aus der akademischen Kommission für die Inschriften der öffentlichen Bauwerke hervorgegangen, daher „des inscriptions") daran angliederte und ihr Verwalter, der Abbé Bignon, sein Neffe, ihr Rang- und Pensionssystem auch in der Académie française in Vorschlag brachte, erntete er statt Dank, die einhellige Entrüstung der illustres confrères. Weder die sozialen, noch die geistigen Bedingungen für ein solches Pairs-Gefühl sind den deutschen Schriftstellern in ihrem Vaterlande jemals geboten worden. Es ist auch kein Unglück. In Deutschland hat man nicht nötig, die Litteratur noch „extra zu honorieren." Sie ist — nach Gervinus — die „nationale Krankheit" (in der jüngsten Vergangenheit in ganz eigentlichem Sinne.) Prinzen, die bei schönen Stellen im Theater in Thränen ausbrechen, wie der große Condé in der Première des Cinna bei den Versen des Auguste:

Je suis maître de moi, comme de l' univers etc.

würde das in Deutschland nicht zur besonderen Ehre angerechnet werden. Was von hohen oder vornehmen Persönlichkeiten in Deutschland zur Feder griff, that es bislang unter den allgemeinen Bedingungen, eher

mit besonders scharfer Kontrolle des öffentlichen Urteils und keineswegs, um Figur zu machen. Demokratische wie aristokratische Traditionen sprechen in Deutschland gleichermaßen gegen ein solches Institut litterarischer Exclusivität. Die „Deutsche Akademie“ ist, der geistigen Anlage des Volksbewußtsein entsprechend, nicht aktuell, sondern historisch. Sie besteht aus den großen Schriftstellern der Vergangenheit, die, wie die vielen und weitschichtigen billigen Sammlungen beweisen, in keinem Lande so unmittelbar auf weite Kreise des Volkes fortwirken. Was an guten Schriftstellern in Deutschland auftritt, verrät die Einflüsse dieser stillen Akademie.

Zum Schlusse sei uns eine Bemerkung über das in Rede stehende Wort gestattet. Die Franzosen haben es im Zeichen der Medici von den Italienern entlehnt, von denen es damals in Paris wimmelte. Sie haben damit diesem Kernwort des Platonismus der florentinischen Renaissance zu einer von seinem ursprünglichen Sinne sich immer weiter entfernenden Bedeutung verholfen. Die in gewissem Gegensatz zur Pariser Akademie bald nach ihr begründete Londoner Vereinigung zur Pflege der Erfahrungs- und Experimentalwissenschaft hat dem Ausdruck gegeben dadurch, daß sie den bereits ganz eingewurzelten Titel „Akademie“ ausdrücklich durch den thatsächlichen einer königl. privilegierten Gesellschaft ersetzte. In Deutschland sind ihr Göttingen und Leipzig darin gefolgt. Daß der Titel „Akademie“ in Berlin wieder auftauchte (und von da wohl auch auf München und Wien überging), ist ohne Zweifel dem französischen Zusatz der Berliner Bevölkerung zuzuschreiben, dessen Einfluß unter Friedrich dem Großen die Berliner Akademie charakterisiert. Das Wort nun mit erneuter Pointierung ins neue deutsche Reich herüberzunehmen, dazu liegen weder traditionelle, noch — ganz besonders in unserem nicht eben platonischem Zeitalter — sachliche Gründe vor.

Karl Borinski.

Hingegen bekennt sich Benno Rüttenauer in Mannheim als Freund des Projekts, indem er uns schreibt:

Mannheim, im September 1902.

Sehr geehrter Herr!

Meine sehr unmaßgebliche Meinung über das Thema Ihrer Rundfrage möchte ich Ihnen weniger im Zusammenhang ausführen, als in einigen kurzen und abgerissenen Sätzen bloß andeuten.

Zuerst über die französische Akademie. Ich denke sehr hoch von ihr. Ich sehe in ihr eine der beneidenswertesten Institutionen Frankreichs. Dabei sehe ich ganz davon ab, welches ihre direkten und indirekten Wirkungen zu verschiedenen Zeiten waren. Nein, als bloße Thatsache schon, als französische Thatsache, meine ich, muß sie für jeden deutschen Schriftsteller ein Gegenstand des Neides sein. Es giebt in Frankreich eine Anzahl von Akademien, sie bilden zusammen das Institut; aber nur diese eine, nur die Akademie der Litteratur heißt die Akademie schlechtweg. Sie hat sozusagen einen königlichen, die andern haben neben ihr fast einen banausischen Charakter. So hoch ist damit die Litteratur über die Wissenschaften gestellt! Einfach himmelhoch. So hoch, daß einem deutschen Professor und „Wissenschaftler“ schwindeln muß bei dem bloßen Gedanken daran.

Von diesem Gesichtspunkt aus sehe ich diese Angelegenheit. Die französische Litteratur verdankt vielleicht der „Akademie“ wenig oder gar nichts; aber daß die Litteratur diese „Akademie“ hat, ist ein Beweis von der königlichen Stellung und höchsten aristokratischen Würde der Litteratur im Geistesleben Frankreichs, durch welche Thatsache Frankreich die Geister Europas zwei Jahrhunderte lang vollständig beherrscht hat. Keine Ursache und wirkende Kraft sehe ich in der Akademie, sondern nur den höchsten sichtbaren Ausdruck, sondern nur das illustre Symbol einer Sache.

In Deutschland liegen nun aber die Verhältnisse ganz anders. Hier steht die Wissenschaft an Stelle der Litteratur; hier nimmt die Wissenschaft den Rang und die Würde ein, die in Frankreich der Litteratur zukommen. Wie haben es hier mit einem tiefen Gegensatz zu thun, der sich, annähernd, lange nicht erschöpfend, ausdrücken läßt als: romanisch und germanisch, auch als: katholisch und protestantisch.

Auch wir haben, parallel den französischen Verhältnissen, ein weitstrahlendes Symbol; es ist die „Königliche Akademie der Wissenschaften“ in Berlin.

Die höchste Würde, die es heut überhaupt in Frankreich giebt, ist die eines Akademikers; jedem Arbeiter mit der Feder, jedem Schriftsteller von Talent winkt diese Krone. Ebenso kann in Deutschland jeder Mann der Wissenschaft das höchste staatliche bürgerliche Prädikat bekommen; er kann Exzellenz werden.

Aber der deutsche Schriftsteller, rein als solcher? Er hat vielleicht nebenbei ein Amt, oder er hat Besitz — oder auch er hat Erfolg; dann gehört er wenigstens auch zur anständigen Gesellschaft. Hat er aber keines von den dreien, so ist er und bleibt er ein Lumpenhund!

Der Staat giebt in Deutschland nicht unbeträchtliche Summen für die Wissenschaft aus; er scheint also am Blühen der Wissenschaft ein Interesse zu haben. Die Litteratur dagegen scheint ihn gar nichts anzugehen; denn für sie hat er keinen roten Heller!

So liegen bei uns die Dinge. Wollt Ihr nun Ihr deutschen Schriftsteller, eine Akademie schaffen: wohlan! Ihr würdet der Welt beweisen, daß Ihr einer schweren Sache fähig seid. Habt Ihr aber etwa vor, wie es fast den Anschein gewinnt, dieses Werk mit vorherrschender Beihilfe von Professoren zu stande zu bringen, dann habe ich dazu nur ein mitleidiges Lächeln!

Mein wahrer Gedanke: Allerdings werden wir Deutschen einst eine Akademie haben. Aber wi

Schriftsteller werden sie uns nie und nimmer schaffen. Wir werden sie erhalten von einem deutschen Kaiser. Der erste deutsche Kaiser, dem die Litteratur in demselben Grad Herzenssache sein wird wie anderen Kaisern das Militär und ähnlicher Sport, er wird die deutsche Akademie gründen. Aber wann wird er kommen? Da war er ja schon einmal, nur leider zu früh. Nubes pluvant eum, seufzte der Prophet des Alten Testaments.

Hochachtungsvoll

Benno Rüttenauer.

Als Gegner wieder bekennt sich der Berliner Litterar-Historiker Prof. Dr. Max Roediger:

Berlin, 17. Oktober 1902.

Sehr geehrter Herr!

Von meiner Sommerreise zurückkehrend, fand ich Ihre freundliche Aufforderung vor, mich über eine deutsche Akademie zu äußern. Sie werden genug Leute finden, die geschickter sind, dafür oder dagegen zu schreiben und mir dies erlassen. Vielmehr möchte ich mich nur kurz als Gegner einer solchen Akademie hiermit bekennen.

In ausgezeichneter Hochachtung

ganz ergebenst

Prof. Dr. Max Roediger.

Auch der Wirkliche Geheime Rat Dr. Woldemar Freiherr von Biedermann in Dresden, bekanntlich ein Goethe-Forscher von Rang und Verdienst, spricht sich mit Entschiedenheit gegen den Plan aus:

Dresden, 22. September 1902.

Sehr geehrter Herr!

Über die Frage, ob in Deutschland die Errichtung einer Akademie der Litteratur wünschenswert sei, darf sich eigentlich nur jemand aussprechen, der mitten im Litteraturleben steht und wirkt. Ganz abgesehen davon, daß dies bei mir nicht — mindestens nicht mehr — zutreffen würde, so schließt doch mein hohes Alter die Berechtigung aus, in einer so tief ins Leben eingreifenden Angelegenheit an einer maßgebenden Stelle mitzureden. Dennoch will ich, um Ihre geschätzte Zuschrift vom 4. dieses Monats nicht unbeantwortet zu lassen, erklären, daß ich eine nach dem Muster der Académie française zu errichtende Anstalt für nichts weniger als wünschenswert halte. Jene Académie wurde gegründet zu einer Zeit und in einem Lande, wo staatliche Autorität alle Lebensregungen regelte, während im Gegenteil die Gegenwart, besonders in Deutschland, der einzelnen Persönlichkeit freieste Entwickelung zu sichern bestrebt ist und in dem, aus anerkannt tüchtiger Leistung abgeleiteten allgemeinen Urteil den Fortschritt gesunder Bildung sucht. Das Ansehen einer Akademie ist dagegen als naturwidriger Zwang abzulehnen.

Bearbeitung wichtiger Bildungsstoffe erfolgt schon jetzt bei der Überfülle von nicht vollbeschäftigten Fachkundigen, soweit das Verlangen danach hervortritt, und an Mitteln zur Verbreitung solcher Arbeiten gebricht es auch nicht. Allenfalls könnten gediegene litterarische Zeitschriften durch den Staat oder wissenschaftliche Vereine unterstützt werden.

Soviel ich beurteilen kann, macht auch die Académie française zur Zeit weniger wegen der von ihr veranlaßten Arbeiten von sich reden, als weil die Ernennung zu deren Mitglied volkstümlicher Eitelkeit schmeichelt. Wir Deutsche wollen nicht Eitelkeit anrufen, um Wissenschaft zu pflegen.

Indessen geht es auch bei uns nicht ohne jene ab, und die in Ihrer Denkschrift vom 2. d. M. erwähnte Anregung seitens eines kleineren Hofes dürfte nicht als Zeichen eines Bedarfs anzusehen sein, ist vielmehr wohl in der Absicht erfolgt, der betreffenden Residenz eine ihren sonstigen Hilfsmitteln nicht zukommende Bedeutung zuzuführen, und wenn sich Förderer des Unternehmens in der Hauptstadt eines großen Staates fanden, so war dies an sich unnatürlich und nur dadurch verständlich, daß diese ebenfalls nur partikulare Zwecke dabei im Auge hatten.

Mit vorzüglicher Hochachtung

ergebenst

Dr. W. Frhr. v. Biedermann.

Eine Übersicht über den Stand der Debatte sei auch diesmal beigefügt. Es liegen bisher 48 Gutachten vor, von denen sich 21 für, 27 gegen eine Akademie aussprechen. Unter den 48 Herren sind 29 Schriftsteller und 19 Gelehrte in akademischer Stellung. Von den Schriftstellern sind 13 für, 16 gegen eine Akademie; von den Gelehrten haben 8 für, 11 gegen eine Akademie votiert.

Nachzüglern haben wir bis Ende Dezember die Beteiligung offen gehalten, nun aber die Liste endgültig geschlossen. Daher läßt sich schon heute eine Andeutung über das Gesamt-Resultat geben. Das bisherige Verhältnis verschiebt sich noch etwas zu Gunsten der Ablehnenden; immerhin ist die Minorität, die für eine Akademie eintritt, eine größere, als von der Zeitungspresse, die der Diskussion in den Spalten dieser Zeitschrift mit größtem Interesse folgt, prophezeit wurde.

Der Heiland in Rosen.

Das heiß' ich Frühling! Glaub's, wer will!
Der Bauer führt schon im April
Den Klee heim in die Scheunen.

Die Sonne glüht, die Sonne glüht!
Ein jedes Bäumlein sproßt und blüht.
Es grünt an allen Zäunen.

Sogar das harte Kreuzesbild
Aus starrem Stein wird jung und mild
In diesen Frühlingstagen.
Als wollt' ein Wunder neu gescheh'n
Und bei des Südwinds warmem Weh'n
Der Heiland Rosen tragen.

Ein Samenkörnlein ließ der Fink,
Als über's Kreuz er hinflog flink,
Aus Schnabel oder Krallen,
Das ist dann in ein Häuflein Sands
Dicht hinterm steinernen Dornenkranz
Auf Jesu Haupt gefallen.

Und Jesus hat sich sein erbarmt;
An seiner Liebe ist's erwarmt,
Als müßt's die Dornen sühnen.
Und, was kein Gläubiger je geglaubt,
Nun fängt das starre Jesushaupt
Mit einmal an zu grünen.

Heut, wo selbst keimt und treibt der Stein,
Muß auch mein Lieben glücklich sein
Und rote Rosen bringen.
Und morgen will ich meinen Schatz
Geleiten her zum Kreuzesplatz,
Zu scherzen und zu singen.

Und Rosenkränze winden wir
Um's Kreuzesbild, zu Ehr' und Zier,
Mit sittig frohem Kosen.
Und sehen soll das ganze Thal
Und staunen soll man allzumal:
„Der Heiland steht in Rosen!"

Otto Michaeli.

Der Blutstropfen.

Am Schwerte des Königs, scharf und gut,
Klebt röttlichbraun ein Tropfen Blut,

Wo Griff und Klinge sich eint, versteckt,
Daß ihn kein Waffenknecht entdeckt.

Es ist Königsblut, es ist Bruderblut
Und leuchtet am Schwert in düstrer Glut,

Seit der König, gierig nach Herrschaft und Thron,
Erschlug der eigenen Mutter Sohn.

Doch oft zu mitternächtlicher Zeit
Am Schwerte das Blut laut Rache schreit.

Von den Schläfern ringsum wird es gehört,
Sie fahren empor aus dem Schlaf verstört.

Die Wache, die vor das Thor gestellt,
Hört deutlich den Ruf in des Königs Zelt.

Sie eilt hinein: vom Schrei geweckt,
Ist der König vom Pfühle aufgeschreckt.

Sein Haar ist naß, bleich sein Gesicht.
Man sucht — doch den Rufer findet man nicht. —

Die Sommernacht ist heiß und schwül.
Der König schläft tief auf dem weichen Pfühl.

Doch ihm zur Seite die Buhle wacht
Und starrt hinein in die dämmernde Nacht.

Sie sieht des Bruders blutiges Haupt,
Den ihr des Königs Zorn geraubt,

Der um geringen Fehls und Schuld
Mit dem Tode vertauschte des Grausamen Huld.

Von der Wand her blinkt des Königs Schwert,
Stets wieder ihr Antlitz sich zu ihm kehrt.

Es raunt das Blut an dem Schwert ihr zu:
„Nimm Rache, Rache . . . nimm Rache Du!"

Und übergewaltig sie zieht es zur Wand,
Schon glitzert das Schwert in der weißen Hand.

Und wie ihre Hand gefaßt das Schwert,
Es blitzend auch schon aus der Scheide fährt

Und stürzt sich jäh in grausiger Lust
Dem schlafenden König tief in die Brust.

Karl August Hückinghaus.

Morgengang.

Ging heute Morgen zwischen alten Gräbern,
Fernab der Welt und ihren Wünschen fern,
Und war so ganz des süßen Friedens voll,
Daß all die stille, wunderstille Sonne
Und all das welke Laub des lieben Herbstes
Und all der Duft des wundersamen Morgens
Ein einzig Bild mit meiner Seele war,
Und meine Seele war
Der heilige Sinn, der Atem dieses Bildes.

Und einmal blieb ich steh'n vor einem Grabe,
Das war von welken Blättern dicht verhüllt.
Doch aus den Blättern sproßte wild
Ein Rosenstrauch voll junger, junger Knospen.
Und war ein alter Marmorstein,
Und stand darauf:
Die Liebe höret nimmer auf.

Georg Rothe.

Arbeit.

Roman von **Maria Schade**.

(Fortsetzung.)

IX.

Es dunkelte.

Tiefer und tiefer sanken die Schatten auf Bäume, die ihre kahlen Äste wie nackte Arme ı Himmel streckten. Der war grau. Von em grauen Himmel träufelte es hernieder, ıufhörlich: ein feiner Regen, der dicht wie aub fiel. Zuweilen kam auch eine weiße Flocke. gstlich, wie verirrt flatterte sie herum. Sie hte sich, als wisse sie nicht, wo sie bleiben solle. d schließlich legte sie sich zu dem gefallenen gen auf die schmutzige Erde. Die Weiße ver vand. Eine andere kam. Dasselbe Schicksal. ine Spur wo sie geblieben. Grau, grau. hatten. Schmutz.

In den geschnittenen Hecken, die im Sommer lieblicher Aufenthalt waren für bunte hmetterlinge und befiederte Sänger, hockte die imlichkeit. Und der sonst so wohlgepflegte ısen lag davor wie ein beflecktes Tuch.

Über die dunkeln Wege schritt Isi. Ihr sicht entstellt wie der Garten, in dessen Ein nkeit sie sich mit ihrer Angst geflüchtet.

Ja, sie ängstigte sich. Mit Entsetzen dachte an die letzte Nacht. Wachend hatte sie nur mer dagelegen, grübelnd. War das nicht erhaupt die letzte Nacht, die sie in ihrem Hause brachte, an der Seite ihres Gatten? Diesen hnungslosen wollte sie betrügen, verraten . . . . as Gefühl der Schuld legte sich auf ihre Brust ie ein Alp. So hatte sie ausgehalten bis zum lorgen. Und als der Morgen kam — dieselbe ual. Jede verstreichende Stunde hatte diese ual noch erhöht, denn immer näher fühlte sie h dem Unabänderlichen, dem sie nicht entrinnen nnte. Im Hause war es ihr zu eng geworden. n den Garten war sie gelaufen, da wo ihre chuld begonnen, wo der Gedanke an den fremden lann so lockend vor ihr aufgetaucht . . . .

Wieder saß sie auf dem marmornen Rande der Fontäne wie damals. Nur alles anders um sich herum und auch in ihrem Innern.

„Rettung,“ flehte sie. Sie suchte nach einem Auswege. In schon krankhafter Hast suchte sie.

Sie wandte das fieberbrennende Gesicht dem Himmel zu. Ob von dort die Rettung kam?

Grade vor ihr fiel eine weiße Flocke nieder und zerran — zu Schmutz.

Sie schauderte. Es war, als sähe sie ihr Schicksal vor sich.

„Rettung,“ flehte sie wieder.

Sie fühlt nicht den Regen, der ihre Haut näßt, nicht die Kälte, die sich in ihre Glieder bohrt. Ein Gedanke ist vor ihr aufgetaucht. Sie frägt nicht, ob er gut, ob er richtig ist. Sie klammert sich an ihn mit der Sinnlosigkeit, die den Ertrinkenden nach dem Strohhalme greifen läßt.

Sie stürzt ins Haus. —

Im Speisezimmer stand sie. Dicht an den Kamin hatte sie sich gelehnt.

Ihre Brust atmete schwer. Ihr Haar war regennaß und vom Wind zerzaust.

Sie horchte.

Warum kam er nicht? — Sie hatte doch den Diener nach ihm geschickt. War er nicht mehr zu Hause? —

Also das . . . . das war das Letzte . . . . Der Gedanke, der ihr eben im Garten gekommen — wie eine Eingebung erschien er ihrem erregten Gehirn. Ihn wollte sie befolgen. Sie schwur es.

Er kam.

Er stand vor ihr im schwarzen Rock, den Cylinder in der Hand.

„Alfred . . . .!“

„Du hast nach mir geschickt, Isi? — Du willst mich sprechen?“

Er stellte den Hut auf den Tisch. Er warf die Handschuhe hinein wie bei einer Visite.

„Alfred . . . .!“

„Meine Liebe, ist Dir nicht wohl? — Du siehst sehr blaß aus. Übrigens wenn Du mir etwas zu sagen hast — bitte . . . Ich bin sehr eilig.“

Er sah nach der Uhr.

Sie stürzte auf ihn zu. Sie umfaßte seinen Arm.

„Alfred, bleib hier . . . .! Bei mir! . . . . Heute nur . . . . Den ganzen Abend . . . .“

„Meine Liebe, Du bist wirklich nicht wohl. Ich sehe es Dir an. — Du bist auch ganz naß. Das Haar . . . . Die Kleider . . . . Du warst wohl im Garten? — Zieh Dich um! Du wirst Dich erkälten.“

Sie ließ seinen Arm nicht frei.

„Bleib hier!“ flüsterte sie.

„Es geht nicht — beim besten Willen. Du weißt, heute ist das Konzert. Da darf ich nicht fehlen. Wir müssen die junge Sängerin durchbringen à tout prix. Ihre Existenz steht auf dem Spiele — ihre ganze Zukunft.“

„Und wenn meine Zukunft auf dem Spiele stünde — meine Existenz . . . .?“

„Jsi, Du phantasierst. Trink eine heiße Limonade! Lege Dich ins Bett!“

„Du bleibst nicht . . . .?“

Ihre Augen blickten starr.

„Ein andermal herzlich gern. Aber heute . . . . Du siehst doch ein . . . .“

Sie ließ seinen Arm los.

„Geh!“ sagte sie mit abgewandtem Gesicht.

Die Thür fiel ins Schloß: — ein heiserer Ton.

Also es sollte sein. Der Urteilsspruch, den sie herbeigefleht, hatte entschieden. Er war zuerst von ihr gegangen. Nun konnte auch sie gehen. Sie war frei.

„Frei . . . .,“ wiederholte sie, „frei,“ als müsse sie sich erst an das Wort gewöhnen.

Sie ging durch die Zimmer. In jedem blieb sie eine Weile stehen. Alles sah sie sich an. Es war ja das letzte Mal.

In dem Boudoir verweilte sie am längsten. Das war immer ihr Lieblingsaufenthalt gewesen.

Die Odaliske auf dem lila Kissen lächelte sie vertraulich an.

Sie erschrack.

„Was willst Du?“ flüsterte sie. „Mit Dir habe ich nichts gemein — nichts.“

Aber die Odaliske lächelte noch immer — jetzt spöttisch.

Jsi ballte die Faust gegen das Bild.

„Ich bin nicht Deinesgleichen!“ rief sie. „[illegible] ich thue, ist wahre Liebe.“

Hinter ihrem Rücken fielen die Fal[illegible] des Vorhangs zusammen.

Sie atmete auf.

Sie ging durch das Musikzimmer.

Dort auf dem Ebenholzflügel lag noch [illegible] Notenheft, genau so wie sie es gestern [illegible]worfen hatte.

Die französische Kaminuhr schlug.

Sie schrak zusammen.

„Die Liebe kann alles, selbst Berge verse[tzen] — Berge versetzen . . . .“ wiederholte sie.

Das mußte wahr sein. Denn wo das [illegible] da stand die Wahrheit.

Ob es genau so lautete, oder ander[s] — Sie konnte sich nicht mehr darauf be[sinnen]. Aber noch einmal gelesen hätte sie es doch gern. Aber wo? Wo? Wo fand sie dieses Buch[?]

Ihre Finger tasteten über die Tapete. [Sie] drückte auf den Knopf der elektrischen Klingel.

Der Diener öffnete die Thür.

„Die Jungfer soll kommen!“ rief sie.

Die Jungfer kam.

Halb bescheiden, halb ängstlich blieb sie in [der] Entfernung stehen. Die Herrin sah so seltsam a[us].

„Lege mir das graue Kleid zurecht!“

„Das Reisekleid?“

Jsi nickte.

„Den schwarzen Mantel und . . . .“

Sie stockte.

„Welchen Hut befehlen gnädige Frau?“

„Den schwarzen mit den Federn.“

Die Jungfer wandte sich zum Gehen.

„Halt!“ schrie ihr die Herrin nach.

Der veränderte Ton der Stimme erschreckte das Mädchen. Dicht an die Thür gedrückt blieb sie stehen.

„Komm näher!“

Sie folgte, aber nur zögernd.

„Hast Du eine Bibel?“

Jsi that diese Frage mit gesenkten Augen, als schäme sie sich ihrer.

„Jawohl, gnädige Frau. Aber sie [ist] oben in meinem Zimmer. — Soll ich vielleicht . .“

„Nein. Das dauert zu lange.. — Übrigens — weißt Du Bescheid in dem Buche?“

„Nicht sehr, gnädige Frau. Aber vielleicht . .“

„Wo steht das . . .“ Jsi mußte alle [Kraft] zusammennehmen, um weiter zu sprechen. „[Von] der Liebe, die Berge versetzen kann?“

Die Jungfer besann sich einen Augenblick.

„Wo das steht, kann ich nicht sagen. Aber den Ausspruch besinne ich mich ganz genau. — er lautet anders.“

„Wie?“

Gierig beugte sich das zitternde Weib vor. ganzer Körper Spannung.

„Es heißt nicht, daß die Liebe Berge versetzen n, sondern: der Glaube kann Berge ver- n . . . .“

Isi schrie auf: — ein dumpfer Schrei.

Also die Liebe hatte nicht dieses Recht, sondern Glaube. Die Liebe durfte nicht eine ge- tsame, befreiende Kraft haben. . . . Aber leicht der Glaube an die Liebe . . . .

Sie konnte nicht weiter denken.

Vor ihren Augen ein buntes Gewirr, — cht. Eisiger Hauch strömte durch ihren Körper. re Kniee schlugen aneinander. Jedes Glied te. Sie konnte sich nicht mehr aufrecht halten. schwankte . . . .

Die Jungfer stürzte herbei. Sie fing die llende mit ihren Armen auf.

Die stieß das Mädchen zurück mit beiden Händen. „Fort! Fort!“ keuchte sie. „Ihr wollt mich rückhalten — mit Gewalt. Aber ich muß . . . muß . . . . Er darf nicht allein reisen . . . . bei will ich sein, denn er geht — zu ihr . . .“ t der geballten Faust schlug sie um sich. „Ich iß, er liebt sie . . . . Und sie ist doch von ein . . . . Sie hat kein Herz. . . . Nein . . . . in. . . . Wie das kalt ist . . . .“

Von neuem packte sie der Fieberfrost. Schwer eine leblose Masse glitt sie aus den Armen Jungfer zur Erde.

Die kreischte laut:

„Wilhelm! — Rasch! — Holen Sie den ktor! — Die gnädige Frau . . . .!“

X.

Hans Meerbach stand vor dem Ruprechtschen use.

Er wartete.

Durch die Schatten der Finsternis spähte er ch der geschlossenen Thür. Dann glitten seine gen wieder suchend an dem Hause entlang.

Das Haus tot — dunkel. Nur in einem nster Licht. Ihr Schlafzimmer . . . . . .

Dort war sie. Da kleidete sie sich an — für n. Alles womit sie sich jetzt schmückte — für n. Was ihre Finger aneinander fügten, das rfte er lösen, er . . . .

„Isi,“ flüsterte er, „Isi . . . . !“

Alles regungslos.

Warum kam sie nicht?

Frauen sind nie pünktlich. Ihre Toilette dauert immer länger als die dafür bestimmte Zeit. Und nun gar heute . . . . Wenn sie säumte, — sie that es ja aus Liebe zu ihm.

Und wie sie wohl kommen würde?

In einem Mantel, lang, dunkel, das Gesicht verhüllt von einem undurchsichtigen Schleier. Den Schleier würde er heben, wenn sie aneinanderge- schmiegt in dem Wagen saßen, unter ihnen die fliehende Erde und über ihnen der zurückweichende Himmel. Ganz sanft würde er ihn dann heben. Frauen lieben ja immer das Sanfte, wenn sie von heimlicher Glut überzeugt sind. Küsse, bren- nende, glühende Küsse . . . . . . Das marmor- bleiche Gesicht mußte sich färben.

Er zog die Uhr heraus. — Ein lähmender Schreck durchfuhr seine Glieder. Schon so spät! Er hatte es nicht geahnt.

Ein furchtbarer Gedanke tauchte vor ihm auf.

Nein, nein, das war nicht möglich! — Sie mußte kommen. Sie liebte ihn ja. Und noch war Zeit. Noch konnten sie den Zug erreichen. Wenn sie jetzt kam, — jetzt . . . . .

Er lauschte. Alle Sinne krankhaft gespannt.

Die Uhr in seiner Hand zitterte.

Jetzt nur noch ein paar Minuten. Minuten, kostbar wie Gold . . . . .

Er hörte das Verrinnen der Zeit.

Da — die Arme fielen schlaff an seinem Körper herab. Das Furchtbare war zu Gewiß- heit geworden. Sie kam nicht. Nun war es ja zu spät. Sie liebte ihn nicht, nur gespielt hatte sie mit ihm. Und er, der Thor, hatte dieses Spiel für Ernst genommen. Mit dem Glauben an sie, war auch sein Glaube an die ganze Welt erschüttert. Es gab keine Liebe, keine Treue. Er hatte sich erniedrigt — vor sich selbst. Fluch ihm! — Fluch ihr!

Nicht einen Blick mehr hatte er für das Haus, an das er alles verschwendet.

Er ging. Kaum hatte er noch Kraft zum Gehen. — — — — — —

Das große Atelier liegt im Dunkel. Nur ein kleiner Raum ist erhellt. Aus diesem Dunkel heben sich die Gestalten der Statuen wie Gespenster.

Dort am Boden liegt ein Mann. Genau da, wo früher das steinerne Weib gestanden, ist er zusammengesunken. Denn als der Unglückliche, der sich schändlich betrogen wähnte, wieder zurück

flüchtete in seine Werkstatt, da hatte er nur einen Gedanken: Fort von der Welt, von allem was Verrat, Betrug! Zu meiner Göttin, die mich einzig beglückt hat, zu meiner Arbeit! In seiner Verzweiflung, die ihm alle Sinne raubte, hatte er thatsächlich vergessen, daß sie nicht mehr in seinem Atelier war, daß er sie ja verkauft hatte. Und dann, als dieses Bewußtsein in ihm erwachte, als er dicht vor sich den leeren Raum sah, den einst die Gewaltige ausgefüllt hatte, da fiel er nieder.

Und jetzt liegt er noch da. Er weint. Kein Ton verrät es, nur das Zucken des Körpers. Mit Gewalt will er den Schmerz unterdrücken. Aber der Schmerz fordert sein Recht

Er springt auf.

Nein, er will nicht weinen. Keine Thräne für sie, die es nicht wert ist. Sie ist ja ein falsches, ein treuloses Weib. Und doch hat er für dieses Gespenst — denn ein Weib ohne Herz ist ein Gespenst — sein Größtes, sein Schönstes geopfert: seine Arbeit, an der er hing mit dem Stolz, der Zärtlichkeit eines Vaters, die ihm den Weg zum Ruhm öffnen sollte. Kein Platz war ihm früher für sie gut genug gewesen, und dann hatte er sie von sich gestoßen für schnödes Geld, gleichviel wohin, nur um der anderen willen. Nun hatte ihn die andere auch von sich gestoßen. Diese Undankbare! Fort mit den Gedanken an sie!

Seine Augen gleiten durch den Raum. Dort auf dem Drehbock steht ihr Abbild. Wie ein Verhängnis liegt es über ihm. Er wird das Weib nicht mehr los. Wieder zwingt es ihn, an sie zu denken. Die kleine Thonfigur weckt unzählige Erinnerungen in ihm. Er denkt an Isis Besuche in seinem Atelier, während der er das kleine Ding dort gefertigt. Er denkt an ihr Erstaunen, als sie es zum ersten Male gesehen. Was hatte sie doch damals gesagt?

„Eins müssen Sie mir versprechen, wenn Sie daraus ein Bildwerk machen, den Müßiggang dürfen Sie es nicht nennen."

Er zuckt zusammen, berührt von einem plötzlichen Gedanken. Das Bedürfnis nach Rache erwacht in ihm wie eine Begierde. Hatte er Rücksichten auf sie zu nehmen, nachdem sie so schändlich an ihm gehandelt? — Nein, nichts war er ihr mehr schuldig. Verrat gegen Verrat!

Er ergreift die kleine Thonfigur. Er stellt sie auf den Marmorblock, auf dem immer Isi gesessen.

Nach diesem Modell will er eine Statue schaffen. Der „Müßiggang" soll sie heißen. Dieses ... scheuungswürdige Laster, das er aus tiefste... haßt, will er in den Körper des Weibes ... das er jetzt hassen muß. Die Züge, die ... bewundert, will er erniedrigen. Zeichnen ... sie vor den Menschen. Das soll seine Rache ...

Aus einer Ecke der Werkstatt, wo ... eiserne Gestelle stehen, reißt er eins heraus ... Gewalt setzt er es auf die Drehscheibe.

Triumphierend betrachtet er das Gestell.

Ja, das war gerade das rechte. Nicht ... mehr zu biegen brauchte er die eisernen ...

Er schleudert den Mantel von sich, den ... reißt er herunter. Die Ärmel seines Hemd... streift er weit in die Höhe.

Dröhnend schlägt der Deckel des Thonka... gegen die Wand. In den Thon graben ... mächtige Hände.

Die feuchte Masse fliegt klatschend gegen ... Gestell. Die eisernen Stäbe zittern. Die ... scheibe wankt.

XI.

Der Künstler schafft unermüdlich. In ... wohnt eine Kraft, die kein Versagen kennt. ... ganzer Körper Bewegung. Sein Gehirn nur ... Gedanke. Der Schmerz, die Verzweiflung ... gelöst in der That. Seine Göttin, zu der er ... geflüchtet, ist auch diesmal seine Wohlthäter... gewesen. Die Arbeit, in die er sich gestürzt, ... seinen Schmerz betäubt. Sie hat ihm die Mode... hölzer in die Hand gedrückt. Sie hat ihn ... den ungefügen Thonklumpen, die er in ... Nacht der Verzweiflung gegen das Gestell schleu... te, ein Bild formen lassen. Aber was sich ... auf der Drehscheibe erhebt, wird nicht das ... körperte Bild des Müßigganges, wie er ... durftig geplant. Denn bereits ist ihm das ... der Rache verloren gegangen. Fast hat er ... gessen, daß eine schmachvolle Erinnerung ... das Weib kettet, deren Gestalt er formt. ... ist für ihn nicht mehr die Treulose, die ihn ... trogen, sondern nur die verkörperte Schön... die er nachbilden muß, weil sie zum Nach... geschaffen ist. Die Arbeit ist eine Göttin. ... will keinen kleinlichen Gefühlen dienen. ... ihrem erhabenen Hauch hat sie den Künstler ... dem Niedrigen, das ihn umgab, als er das ... begann, befreit. So arbeitet er denn nicht ... aus Rache, sondern nur noch aus Freude ... seinem Werk, aus Schaffenslust.

(Fortsetzung folgt.)

Der Schmied von Jüterbog.

Eine alte Märe.

Das war der Schmied von Jüterbog,
Der einst den Teufel selbst betrog.

Mit wucht'gem Hieb aus fester Hand
Der Schmied vor seiner Schmiede stand,
Schlug einem Pferd ein Eisen ein,
Das es verloren vom Hinterbein.
Doch ob der Schmied voll Kunst schlug zu,
Es saß nicht fest, flog ab im Nu
Wie solches war noch nie geschehen,
Denn nie hat es die Welt gesehen,
Daß ihm, dem Schmied von Jüterbog,
Ein Hammerhieb jemals verflog.

Ganz toll vor Ärger ward der Mann
Und fing gar arg zu fluchen an:
„Dem Teufel wollt' ich mich verschreiben,
Wollt' dieses Eisen haften bleiben!"

Kaum hat er dieses Wort gesprochen,
So hat erschrecklich es gerochen,
Und vor ihm stand anstatt dem Pferde
Der, der da umgeht auf der Erde,
Der Schlingen legt und böse Fallen
Uns sünd'gen Menschenkindern allen.
Er zeigt den unbeschlagnen Huf
Und grinst: „Ich komm, auf Deinen Ruf.
Willst Deine Seele mir verschreiben,
Soll was Du schlägst stets haften bleiben.
„Hak' fest!" dabei nur immer sag'
Und haften wird's zum jüngsten Tag."
Der Schmied, der noch ganz heiß vor Wut,
Der schreit nur so: „Topp, es ist gut!"
Und packt den Teufel bei dem Bein
Und schlägt ihm fest das Eisen ein.
Und sieh, es sitzt auf einen Schlag.
Dann unterschreibt er den Vertrag
Mit rotem Blut, wie das so üblich.
Der Teufel drauf verduftet lieblich.

Und richtig, wie es im Kontrakt
Gestanden, hat stets fest gehakt,
Was er auch hämmerte und bog,
Der starke Schmied von Jüterbog.
Zu großem Ansehn kam er so
Und war sich seines Lebens froh.
Bis er als greiser Mann zuletzt
Sich breit zur Ruhe hat gesetzt.

Einst stand in seinem Garten eben
Der Schmied mit einem Korb daneben,
In den er pflückte Äpfel ab
Und dachte nicht an Höll' und Grab.
Da flugs heran der Teufel kam
Und grinsend ihn beim Worte nahm,
Wies den Kontrakt und unverhohlen
Sprach er: „Jetzt komm ich Dich zu holen!"

Doch höflich grüßt der Schmied den Bösen:
„Nun gut. Es ist ganz schön gewesen.
Du hast Dein Wort mir recht gehalten,
So will auch ich nicht Haare spalten.
Nur Eines mußt Du mir noch thun,
Dann bin ich Dein von Müh' zu Schuh'n:
Sieh, nach dem Apfel rot und rund
Dort oben wässert mir der Mund.
Ich hätte selbst mir ihn gebrochen,
Doch sind zu alt schon meine Knochen.
Willst Du mir den herunterholen,
Dann mag die Welt mir sein gestohlen."

Der Teufel, ein gefälliger Mann,
Wenn keine Kosten hängen dran,
Steigt hurtig auf den Baum hinauf.
„Hak fest!" so brüllt der Schmied darauf,
Und giebt ihm mit dem Apfelstecken
Am untern Rücken was zu schmecken.
Und fest sitzt droben Luzifer
Und kann sich nimmer rühren mehr.

Der Schmied läßt ihn dort ruhig kleben,
Er will so gerne weiter leben.

Und Nacht und Tag und Tag und Nacht
Hat auf dem Baum Satan verbracht.
Er wetterte und flucht' und klagt',
Bis es zum drittenmal getagt.
„Du sollst erst werden abgehakt,
Wenn Du gegeben den Kontrakt,
Durch den ich einst mich mußt verschreiben,
Sonst magst Du ewig sitzen bleiben!"
So sprach der Schmied. Vom Baume sank
Das Blättchen, dann mit viel Gestank
Der Teufel, jeder Lust benommen,
Nach Jüterbog nochmals zu kommen.
Und unser Schmied? Nach vielen Jahren
Ist er zum Himmel aufgefahren.

Das war der Schmied von Jüterbog,
Der einst den Teufel selbst betrog.

F. Ottmer.

Flucht.

Das Schloß lag da in grauer Einsamkeit,
Die Fenster und die Thüren fest geschlossen,
Und im Gemache rang mit ihrem Leid
Die junge Fürstin, ihre Thränen flossen. –
Ihr Leben, ach, in goldnen Fesseln lag,
Und ruhlos stürmte ihrer Pulse Schlag.

Kein lauter Ton zu ihr hinüber drang.
Auf leisen Sohlen schlichen die Lakaien,
Die Stunden gingen den verschlafnen Gang –
Und draußen, draußen, ach, begann's zu maien.
Dem sie die Hand bot, mädchenscheu und zag,
In einer wilden Dirne Armen lag.

Ein Märchen kam ihr wieder in den Sinn,
Das schauernd sie vernahm in Kindestagen,
Wie horchte sie mit großen Augen hin;
Ihr war's, als könnt es lindern ihre Klagen.
Und durch die Öde, die sie ganz umfing,
Zog Sehnsucht wie ein bunter Schmetterling. –

War einmal eine junge Königin,
Zu einem Schäfer zog das Herz sie hin,

Der Schäfer küßte keck sie auf den Mund,
Verzaubert ward sie da seit dieser Stund –

Wie war's doch nur an jenem schönen Tag?
Da kam ein Meister stolz dahergeschritten,
Ein Siegerglanz auf seiner Stirne lag,
Als goldne Töne aus den Saiten glitten.
So liebezündend seiner Blicke Glut,
Die heimlich glimmend tief in ihr geruht.

Das war ein Mann; ihm galt ihr Sehnen jetzt,
Sie fühlte es, ein Weib, in leisen Beben;
Wer dürstend sich an diesem Quell geletzt,
Der trank aus seinen Küssen neues Leben!
Und da versank, was um sie war, in Nacht,
Ein Morgen lachte ihr in Märchenpracht.

Die Königin, sie lauschte der Schalmei,
Als ferne trieb der Schäfer einst vorbei,

Sie zog sich ihre goldnen Schuhe an,
Und folgte seinem Locken in den Tann. –

So mußte es denn sein. Sie rafft sich auf
Geschwind, verwischt der Thränen leichte Rinnen,
Und wie ein Kind, das flieht in blindem Lauf,
Aus Haft und Haus, so hastet sie von hinnen.
Nur fort von hier. Ihr Leid ist nun vorbei,
Und draußen, draußen jubelt ja der Mai.

Ihr scheuer Schritt im düstern Hof verhallt,
Den Zwinger überklettern rote Rosen,
Und durch die enge Pforte grünt der Wald,
Der bettet ihren Fuß in weichen Moosen. –
Wie menschenfern; nur aus der lichten Höh'
Ruft bang und froh ein Vogel sein Ade!

So irrt sie weiter in das Abendgold,
Das strahlt ihr zu von fernem Bergesrande;
Und bald ein Zug durch Nacht und Dämmer rollt,
Der sie entführt in fernersehnte Lande. –
Sie will nicht ruh'n, bis sie an ihn geschmiegt
Das Glück erhascht, dem sie entgegenfliegt. –

Im tiefen Tann verlor sich bald der Weg,
Die Königin fand weder Halt noch Steg.

Irrlichter tanzten gaukelnd um sie her
Und keines Menschen Auge sah sie mehr.

Hier endet jene Märe aus längstvergessener Zeit,
Ein Lied von junger Liebe und altem Herzeleid,
Und schau'st du alten Märchen ins Auge bis zum Grund,
Sie winken Dir so seltsam auch heut noch alle Stund.

Otto Kindt.

Guter Morgen.

Ich bin heut früh vor Tag erwacht;
Die Stadt liegt noch in träger Ruh.
Hin durch den letzten Schein der Nacht
Geh ich dem freien Felde zu.

Blumen den ganzen Weg entlang
So leuchtend zwischen dunklem Grün . . .
Aus Blütenhecken Sang um Sang . . .
Das thut so wohl und macht so kühn!

Und rings soweit die Blicke gehn
Jungfrischer Saaten Wellenzug . . .
Und, wo die alten Wälder stehn
Des jungen Tages Höhenflug!

Wie all mein banges Sorgen flieht!
Mein Herz schlägt lebenslauten Schlag:
Jeder ist seines Glückes Schmied,
Und heute ist der beste Tag!

Christoph Flaskamp.

Ausklang.

So wollen wir mit müder Hand
Das junge Glück begraben,
Und denken, daß wir nie gekannt
Uns nie gefunden haben.

Vielleicht wird dann der nächste Mai
Das Grab mit Blumen schmücken,
Und ziehen zwei im Glück vorbei,
Die sollen still sie pflücken.

W. L. Vershofen.

Alte Klage.

Der grünende Granatbaum,
Nach dem Dein Händchen langte
Voll Sehnsucht, als er prangte
In ros'ger Blütenpracht,

Dehnt jetzt im stummen Garten
Auf's neu die grünen Glieder,
Der Juni hat ihn wieder
Mit Licht und Glut bedacht.

Du Blüte meines Stammes,
Verdorrt, ins Herz getroffen,
Mein einzig letztes Hoffen,
Das mir im Leben lacht,

Ruhst still nun in der Erde,
In ihr, der schwarzen, feuchten,
Dich grüßt kein Sonnenleuchten,
Weckt keiner Liebe Macht.

Aus dem Italienischen des **Giosuè Carducci** von **Walter Kaehler.**

Schlaflied.

Horch, in der alten Linde
Da geht der Wind zur Ruh,
Daß Dich kein Sternlein finde
Noch munter, schlaf auch Du,
Lieb' Kindchen, mach' geschwinde
Die müden Augen zu.

Der Wind so heimlich rauschet
Und flüstert wie im Traum,
Und seinen Märchen lauschet
Nun kinderfroh der Baum;
Vöglein die Federn bauschet
Und horcht und atmet kaum.

Und durch das dunkle Schweigen
Es tief ins Herz mir dringt,
Ach, nichts so heimateigen,
So treuewaltend klingt,
Als wenn in vollen Zweigen
Der Wind sein Schlaflied singt.

Doch einst in fremden Weiten,
Wenn Du den Abendwind
Hörst durch die Wipfel gleiten,
Berührt's Dich wunderlind:
Als sang wohl so vor Zeiten
Die Mutter Dir, mein Kind.

Ilse Hamel.

Das Mädchen.

Einmal lebt man nur auf Erden
Einen kurzen, kargen Gang,
Und Du sprachst: „Es kannn nicht werden —"
Und mein armes Herz zersprang.

Sprang in hunderttausend Stücke,
Wie ein Stern vom Himmel fällt,
Eines Lebens Freudenblicke,
Ausgestreut in alle Welt.

Werd' ich sie wohl alle finden,
Ausgestreut von Land zu Land?
Wird mein Tag mir nicht entschwinden,
Bis ich sie zusammenfand?

Bis ich so mit ganzem Herzen
Wieder einmal lieben kann,
Wie ich Dich mit tausend Schmerzen
Innig liebte, — böser Mann?

Friedrich Kroff.

Dein Bildnis.

Wir schieden längst. Doch noch zur Stund'
Trag' ich Dein Bildnis an der Brust.
Das gießt, ein Abglanz hell'rer Zeit,
Ins Herz mir stille Lust.

Was hat dies Herz seither durchlebt!
Dich aber hegt es heute noch:
Denn, ob zerstört ein Heiligtum,
Ein Heiligtum bleibt's doch!

Nach dem Russischen des **Michael Lermontoff** von **Eduard Fehre.**

Sprüche.

S y m p a t h i e.

Honig und Fliegen,
Blätter und Ziegen,
Wasser und Enten,
Bier und Studenten,
Branntwein und Streuner
Flöh' und Zigeuner,
Kirchweih und Hiebe,
Mondschein und Liebe,
Zunder und Flammen
Finden zusammen!

A m Z i e l.

Er hat jahraus und manches Jahr
Geboten seinen Rücken dar.
Die Zeit ging hin. Was ist er jetzt?
An seinen rechten Platz gesetzt,
Ein Grautier unter Bürden
In Amt und Würden.

Th. Vulpinus.

Nocturne.

Die Dämmrung senkt sich trüb auf Feld und Au,
Der Regen rinnt, die Welt wird kalt und grau.
Ich bin ein Fremdling nur im eignen Haus,
Nun schreit' ich in die Regennacht hinaus.

Das Licht erlosch, das meinen Pfad beschien,
Nur Schatten ziehn am Wege her und hin
Und nur das Moorhuhn ruft von Zeit zu Zeit
Wehklagend durch die Regeneinsamkeit.

So möcht' ich wandern, wandern Jahr um Jahr,
Bis ich vergessen, was mein eigen war,
Bis alles schwand, was mich erhob zuvor
Und was ich nie besaß und doch verlor.

Dann wär' ich wieder, was die andern sind,
Und ginge meines Weges stumpf und blind,
Ich teilte ihre Freuden, ihre Not,
Und wäre dankbar für mein täglich Brot.

Den schweren Schlaf, den nur der Sklave kennt,
Den schlief' ich dann, und, die mein Herz verbrennt,
Die große Liebe, die mir Kraft verlieh,
In der Alltäglichkeit erstürbe sie.

In der Alltäglichkeit, in Sorg' und Last,
Vergäß' ich dann, wie glühend ich gehaßt,
Wie ich mit Gott gehadert und gegrollt,
Weil ich den lichten Höhn entsagen sollt'.

Und in der grauen, kühlen Regennacht
Vergingen meine Träume, o so sacht —
Und leise senkt das tote Einerlei
Sich auf mein Herz, damit es stille sei.

Georg Edward

Ballmärchen.

Noch klingt um mich der Walzertakt
In dem ich Dich gewiegt.
Dein Köpfchen hieltst Du träumerisch
An meine Brust geschmiegt.

Rings tanzten die Paare. Es tanzte mein Herz
In Schwung und Schleifer und Schritt.
Auf Deinem Goldhaar zwei Röslein rot
Tanzten und wiegten sich mit.

Von Deinem Goldhaar ein süßer Duft
Floß auf und berauschte mich fast
„Halte fest Dein Glück“ so klang es in mir,
„Das Du in den Armen hast!“

Ein liebliches Märchen flüstert in mir:
„Du tanzt mit der Goldhaarfee!
Mit zwei Röslein rot, mit zwei Lippen rot,
Die heilen Dir all Dein Weh.

„Halt sie fest, halt sie fest und laß sie nicht frei
Und trink Dir vom Zaubermund
Den Genesungstrank, den Befreiungstrank
Und trinke Dich froh und gesund!“

Ein Tusch durch den Saal – und Gelächter rings
Der Walzer ist aus, o weh!
Und ich taumle vom Märchen zur Erde zurück
Und ich sag' ihr beklommen Adieu.

Es fächelt graziös sich die kleine Comteß.
Ich verneig mich und murmle: „Milles grâces“.
Der gnädigen Mama Lorgnette
Mich kühl von oben maß.

Alexander Pach

Singende Schlange.

Lieg' ich so im Lichtgefunkel
In der stillen Mittagsglut,
Füllt sich meiner Seele Dunkel
Mit verschwieg'nem stolzem Mut.
Preisen will ich — zsch! zsch!
Meines Daseins hohes Gut!

Hochgefühl, gehaßt von allen,
Ganz in Einsamkeit zu sein,
Keinem als mir selbst gefallen,
Freund zu sein nur mir allein!
Wer auf Erden — zsch! zsch!
Führte je ein stolz'res Sein?

Menschenhaß und Sonnenglühen
Hei, wie selig mich das trifft!
Wo die zwei sich redlich mühen,
Da gedeiht mein bestes Gift!
Weh Dir, Wand'rer — zsch! zsch!
Ziehst Du heut' durch diese Trift! —

Franz Carl Ginzkey

Karl Josias Christian Bunsen und Ernst Schulze.

Mit ungedruckten Briefen Bunsens und Ernst Schulzes.

I.

Im laufenden Bande dieser Zeitschrift (S. 30 f. f.) iben wir, in Anlehnung an früher gebrachte Mitilungen aus Ernst Schulzes Nachlaß, an den Kreis efflicher junger Männer erinnert, der sich, in inniger reundschaft verbunden, in den Jahren 1814 und 815 in Göttingen zusammengefunden hatte; der iebling aller aber war der Dichter der „Bezauberten Rose“. Den Briefen Karl Lachmanns an Schulze, e wir bei dieser Gelegenheit mitteilten, lassen wir un die von Karl Josias Christian Bunsen an den Dichter folgen. Bunsen, am 25. August 1791 zu orbach geboren, also etwa anderthalb Jahre jünger ls unser Dichter, hatte seit 1809 in Göttingen gleich iesem Philologie studiert und war hier 1812 Gymasiallehrer geworden; die beiden jungen Männer varen erst im nächsten Jahre aus guten Bekannten Freunde geworden. Doch währte ihr Beisammensein un nicht lange mehr, da Bunsen bereits im elben Jahre mehrere kürzere Reisen machte, unächst nach Wien. Auf der Rückreise in München chrieb er den ersten längeren Brief an Schulze; er autet:

München, am 1ten Julius 1813.

Es ist nicht sowohl die Hoffnung, durch einen Brief an Sie, theuerster Doktor, endlich doch einmal einige Zeilen Antwort aus dem lieben Göttingen zu erhalten, was mich antreibt, von hier aus, und gerade jetzt, an Sie zu schreiben, als vielmehr die Ausführung eines schon lange in Wien gefaßten Entschlußes. Mit unruhigem Geiste, mit verwirrten und tobenden Gefühlen hatte ich Sie verlassen und war dies gleich während jenes Monats und schon auf der Reise durch die tausendfachen Erscheinungen und unaufhörlich sich drängenden Aufzüge und Szenen des flüchtigen Lebens verdrängt und beseitigt, so machte doch der Zusammenfluß vieler Umstände, vorzüglich manche der wichtigsten Ansichten und Gedanken, die sich mir aufdrängten und rastlos beschäftigten, mein Gemüth viel zu bewegt, und meine Gefühle zu stürmisch und zu widersprechend, als daß ich einigermaßen anständig dem Hüter der Grazien etwas hätte von mir sagen und schicklicher den neuen Akt beginnen können, als der erste beschlossen war. Das schnurgerade Widerstreitende aller jener Eindrücke hier unter den Münchenern, insofern ich mit ihnen in Berührung gekommen bin, hat nun so allmählig das Gleichgewicht hergestellt und nur die Überzeugung zurückgelassen, daß die wichtigsten Angelegenheiten des Lebens zwei Seiten haben, daß man beide kennen und für oder wider sein muß, denn in der indifferenten Mitte giebt es nur Nullen, die erst Bedeutung gewinnen durch dieses oder jenes, das an ihre Spitze tritt.

Ich habe in München mehr gefunden, als ich mir je zu erwarten gewagt hatte. Jakobi hat mich mit ungemeiner Freundschaftlichkeit aufgenommen und mit väterlicher Sorgfalt für mich und meine Angelegenheiten [sich] interessiert. Dies war mir um so erfreulicher, da ich gleich anfangs erfuhr und selbst Zeuge war, wie bei seiner Reizbarkeit, durch die letzten Ereignisse gestärkt und geschärft, auch seine Freunde ihn oft kalt und gespannt treffen. Bei ihm und durch ihn habe ich viele interessante Männer und Menschen gesehen und kennen gelernt; z. B. Niethammer, Rothe (Verf. d. C. Borussicum, ein kernigter Mensch) und Andere. Dessenungeachtet hat mich dies nicht genöthigt, meinen hiesigen Umgang einseitig zu beschränken. Schelling vor allem hat mich nach seiner Art äußerst gut aufgenommen und mir mehrmals Gelegenheit gegeben, seine philosophischen Ansichten und Urteile in seiner eigentümlichen Art zu erfahren. Sein Disputiren ist rauh und eckig und sein Ton trotzig, wie seine einzige Stirn; sein Absprechen im Eifer und seine Paradoxie furchtbar. Einmal wollte er mir etwas vom thierischen Magnetismus erklären und zu dem Behuf eine Idee von der Zeit geben, aus der erhelle, daß alles gegenwärtig und existirend sei. Die Gegenwart ist gegenwärtig oder existirend als gegenwärtig, die Zukunft aber als zukünftig. Als ich den Beweis verlangte, berief er sich auf das Wort ist, welches auf die Existenz gehe, und dem Urtheil: dies ist zukünftig. Seckendorf — der gegenwärtig war und den ich hier sehr genau kennen gelernt habe zu meiner großen Freude — suchte auf die Verwechslung zwischen dem Subjektiven (in Bezug auf den Urteilenden) und dem Objektiven aufmerksam zu machen, oder wohl eigentlich auf einen bloß grammatikalischen Mißverstand und erklärte, dies sei unmöglich. Ja, sagte Schelling ganz trocken, Sie verstehen mich nicht. Zwei gegenwärtige Professoren und Anbeter von ihm hatten

mir indessen durch ihre Ausrufungen: Sehen Sie wohl, es ist, denen auch seine geistreiche Frau, eine Gotter, beistimmte, zur Überzeugung zu verhelfen gesucht und es würde ein schreckliches Luftgefecht — denn an Stich halten und Argumentiren war nicht mehr zu denken — entstanden sein, wenn nicht eine scherzhafte Wendung des Gespräches mir Rettung verschafft hätte. Ich weiß wohl, daß er seine eigentliche Meinung viel besser hätte ausdrücken und viel besser oder vielmehr vernünftig durchführen können, allein es ist nur die Rede von seiner Manier im Gespräch. Übrigens hat mir sein Umgang eine unbegrenzte Achtung vor seinem Geiste und seinen Verdiensten um die Naturansicht eingeflößt und ich rechne sehr auf ihn in Aufklärung einiger Punkte — welche meist nicht spekulativ sind — die mir mit streitendem Für und Wider durch den Kopf gehen. Jetzt von einem Anderen, dem ich für die Einrichtung meines hiesigen Aufenthaltes seine Notizen, willkommene Warnungen und liebevolle Vorschläge verdanke, Schlichtegroll. Die Mitteilung eines Planes, dessen Ausführung mich schon lange beschäftigt und um dessentwillen unser Aufenthalt auf einen Monat, bis gegen den 25. Juli; verlängert ist, hat ihn äußerst freundschaftlich und gefällig gemacht. Er ist einer von den Wenigen, die zwischen jenen beiden friedlich stehen und zugleich der einzige der bekannten Akademisten, der den Professor an sich trägt. Unter jenen, obgleich mit ungleich mehr Bestimmtheit und Charakter, steht Thiersch, den ich fast jeden Tag spreche. Er ist munter, thätig, gewandt und klug in sehr hohem Grade; dabei äußerst gefällig und offen, vorzüglich jenes; auch in seinen gemüthlichen Stunden äußerst liebenswürdig. Er lebt hier in den besten Verhältnissen und mit noch besseren Aussichten, unstreitig wird er einst hier in seinem Wirkungskreise die erste Rolle spielen. Aber über Eins können wir nicht einig werden und das ist denn freilich nicht weniger als die Grundansicht der gesammten Philologie. Wir haben schon aufgegeben einander zu bekehren. Ich wenigstens bin nicht ein Haar breit von dem Gesichtspunkte abgekommen, den ich während der letzten zwei Jahre gefaßt und zu meiner eigenen Nachricht im letzten Winter in seinen einzelnen Theilen niedergeschrieben habe; und so will ich denn, was ich meine, lieber erst darzustellen, als zu beweisen suchen. Ich habe auf Thierschs Vorschlag auch Theil am Unterrichte im Persischen genommen, den Scherer hier ihm und einigen Anderen giebt, vielleicht könnte und würde ich ihn länger, viel länger gebrauchen, als diesen Monat. — —

Meine Hauptbeschäftigung ist aber jetzt das Studium des Kriminal-Rechtes und die Einsammlung mancher Notizen, die mir so unbekannt und fremd sind, als meinem Freunde, und die gerade hier einzusammeln alles einladet. Daher wir ... mit Wiebeking und Reichenbach, der einen Tele... gemacht hat, der anerkannt besser ist, als d... Herschel'sche, bekannt geworden sind; auch noch ... zweite Reise nach Landshut machen werden, Geb... wegen. Bei jenem unterstützt uns Feuerbach ... der mir und meiner Untersuchung die aufmunternd... Aufnahme geschenkt hat. So geht der Morge... meist mit Arbeiten hin, das nur durch kleine A... flüge nach dem Apollo von Belvedere oder ... Maria von Guido und ihres Gleichen, durc... Visiten, die Gottlob hier nicht steif sind, sondern höchst anständig und vornehm, oder militärisc... Anblicken unterbrochen wird. Nachmittags ... dies oder jenes besehen und der Abend in Ge... schaft oder im Schauspiel zugebracht. Am E... des Tages lasse ich Gegenwart, Zukunft ... Erinnerung sich so lange um den Vorzug streit... bis der gefällige Traum sie freundlich mische... vor die Seele führt; aber der frühe Morgen geb... streng der Gegenwart und Zukunft. So geht da... Leben denn wirklich ziemlich leicht dahin und me... häuslichen Verhältnisse werden mir mit jedem Ta... angenehmer und lieber. Die erste unruhige ... ist vorüber und alles Unangenehme mit ihr. Unse... Verstand findet sich glücklich in den Principien d... peinlichen Rechtes und dem Genusse eines reinliche... und reichen Mahles. Ob unsere Reise jetzt ... geht und wohin? liegt im Schooße der Götter ... Brief von seinem Vater redet von der Reise du... Europa, die wir beide zusammen machen soll... Aber Hamburg ist uns terra incognita, und ... der Berg, von dem uns Hülfe kommt. Ich wei... nur Eins: Nicht rückwärts und — zurück! — ... lebe ich — aber, wie Sie, lieber Freund? Lass... Sie es mich bald wissen, daß ich noch vor ... Ende dieses Monats, also auf jeden Fall ... hier, doch einen Brief von meinen Freunden erhal... Nur mein Vater und Becker haben mir geschriebe... und so mich überzeugt, daß alle Briefe angekommen ...

Einliegende Zeilen besorgen Sie gefällig...

Leben Sie wohl!

Ihr

C. Bunsen.

Sagen Sie dem Herrn Professor Wunderlich meine ergebenste Empfehlung und meinen herzlichsten Dank für seinen Brief an Schlichtegroll, der ihm nebst Thiersch viele Grüße sagen läßt. ... Wien habe ich alle Kataloge nach Codices ... Callimachus durchgestöbert, aber weder ... durch alle Nachfragen einen einzigen finden könne... Von dorther ist also nichts zu erwarten.

Grüßen Sie Wening tausendmal und sag... Sie ihm, daß ich an Mittermaver einen ... interessanten und herrlichen Mann und ... warmen Freund getroffen, mit dem ich ... correspondire, an seinem Bruder aber ganz ...

igene Freundschaft und Liebenswürdigkeit, ebenso die Astor, gefunden habe. Astor grüßt ihn herzlich.

Empfehlen Sie mich Stölte, sowie auch Thierschen. Dieser läßt Sie durch mich grüßen; das ich ihm von Ihren Gedichten verraten, hat ihm das Herz aufgethan und er freut sich, Sie einst noch dort zu sehen.

Was machen denn Ihre Gedichte und Ihr Gedicht?

Der Brief ist für den künftigen tiefgründigen lehrten, gewandten Lebenskünstler und tüchtigen plomaten gewiß gleich bezeichnend, und charakterisiert Schreiber fast ebenso treffend, wie er den inchener Gelehrten-Kreis jener Zeit. Zur Erterung ist Einiges beizufügen. Astor war der che Jüngling, den Bunsen, bekanntlich eines armen richtsschreibers Sohn und schon als Gymnasiast f's Erwerben angewiesen, als Mentor auf seinen isen, zunächst der nach Österreich begleitete. — iedrich Heinrich Jacobi (1743—1819), der Bruder s Dichters Johann Georg, bekanntlich einer der deutendsten Philosophen seiner Zeit, dessen Einrkung auf die philosophische Bildung in Deutschid seinen Tod um Jahrzehnte überdauerte, lebte mals als Präsident der Akademie der Wissenschaften München — Friedrich Immanuel Niethamer 766—1848), als Philosoph Jacobi gegenüber einen bständigen, aber diesem nicht feindseligen Standnkt wahrend, lebte seit 1808 als „Ober-Zentralchulrat" in München. — Über Rothe schweigen : uns zugänglichen Nachschlagewerke, und wer chelling war, braucht nicht erst gesagt zu werden; is Bunsen von seinen Disputierkünsten erzählt, ngt ja wie eine Anekdote, ist aber unzweifelhaft ahr und deckt sich mit den Berichten Anderer. — elches Glied der weitausgebreiteten, schöngeistigen amilie der Seckendorffs Bunsen meint, wissen ir nicht anzugeben. — Adolf Heinrich Friedrich chlichtegroll (1765—1822), der Numismatiker und erfasser des „Nekrologs der Deutschen", lebte daals als General-Sekretär der Akademie der issenschaften in München. — Friedrich Thiersch 784—1860), der berühmte Philolog, vormals rivatdozent zu Göttingen, war damals Professor n Münchener Lyceum und Leiter des von ihm gründeten philologischen Instituts; die glänzende arrière, die ihm Bunsen in Bayern prophezeit, hat bekanntlich gemacht; er starb als Präsident der lünchener Akademie. — Mit „Feuerbach" ist atürlich Paul Johann Anselm (1775—1833), der rühmte Kriminalist, gemeint. Daß sich der Philoge Bunsen zeitweise mit solchem Eifer auf das tudium des Kriminalrechts warf, ist keineswegs wa nur dem äußerlichen Umstande zuzuschreiben, aß er damals Instruktor eines Studenten der lechte war, sondern war in seiner Natur begründet, ie ihn nach Verschiedenstem greifen und sich mühen ließ es zu erobern. — Wunderlich, der Göttinger Philologe, war ein Freund und Nachbar der Familie Tychsen, bewahrte aber unserem Dichter, auch nach dem Bruch mit der Familie, sein herzliches Wohlwollen. Wening, der bayrische Jurist, der sich damals in Göttingen aufhielt, spielte bekanntlich in dem traurigen Liebeshandel zwischen dem Dichter und Adelheid Tychsen eine häßliche, zum Mindesten nicht eben charaktervolle Rolle: des Dichters nächster Freund, war er zugleich der Mann, der sich zwischen ihn und Adelheid stellte und ihre Liebe für sich zu entflammen wußte. Das aber war um so unschöner, als er verlobt war und an eine Verbindung mit Adelheid gar nicht dachte. — Bunsens Frage nach den „Gedichten" Schulzes bezieht sich auf Schulzes Absicht, seine Gedichte zu sammeln, die nach dem „Gedicht" auf Schulzes großes Epos „Cäcilie".

Schulze erwiderte bereits am 12. Juli 1813, also bei dem Postenlauf jener Zeit umgehend. Der Teil seines Briefes, der sich auf sein Verhältnis zu Adelheid und Cäcilie Tychsen bezieht, findet sich bereits in der „Deutschen Dichtung", Band XVI, Seite 30 mitgeteilt, und sei hier in einer vornehmlich Bunsen charakterisierenden Mitteilung um so weniger wiederholt, als er ohne sehr eingehenden Commentar, wie er sich dem ersten Abdruck beigefügt findet, nicht ganz verständlich wäre. Wir geben den Brief also nur mit Weglassung dieser Stellen wieder.

Göttingen, 12. Juli 1813.

Ihr Brief, mein lieber Freund, den ich diesen Morgen erhielt, war mir seit langer Zeit die angenehmste Erscheinung. Zum Beweis, daß dies mein Ernst ist, sitze ich gleich heute, um ihn zu zu beantworten, obgleich ich zweifle, daß der Brief Sie noch in München treffen werde. Auch weiß ich Ihre Adresse nicht, wenn sie nicht in Reck's Briefe steht. Erfahre ich sie nicht, so adressiere ich den Brief an Thiersch, der doch wohl aufzufinden sein wird.

Daß Sie dort besser und besonders umfassender und mannigfaltiger leben, als wir, freut mich, und ich würde Sie beneiden, wenn Sie nicht mein Freund wären, und vorzüglich, wenn ich hier nicht einen ganz individuellen Ersatz für die allgemeine hiesige Schalenthierexistenz fände. . . . (Folgt die Stelle über Adelheid Tychsen.)

Von meinen Hoffnungen und Aussichten mag ich Ihnen fast nicht einmal schreiben, da ich im Grunde keine habe. Die Zukunft ist mir auch ziemlich gleichgültig. Meine Bewerbung um Wunderlichs Stelle hat fehlgeschlagen, da Leist schon früher Mahn dazu bestimmt hatte. Ich lese, aber ohne besonderen Erfolg. Ich arbeite, aber ohne eigentlichen Zweck. Vielleicht gebe ich die Fragmente der griechischen Lyriker heraus. Wenigstens beschäftige ich mich viel mit ihnen. Ich dichte jetzt nur wenig, da der Sommer für mich keine poetische Zeit ist. Meine Gedichte sind erst jetzt fertig gedruckt und zu einem Bändchen von 400 Seiten

angewachsen. Ob sie Effekt machen werden, und ob dieser Effekt auf meine Lage Einfluß haben wird, ruht im Schooße der Götter. Mir ist das Alles ziemlich gleichgültig. Mein großes Gedicht ruht seit langer Zeit, weil ich jetzt weder Mut noch Kraft dazu in mir fühle. Doch sind fünf Gesänge vollendet und im künftigen Winter denke ich es ganz fertig zu machen, da meine Phantasie in der Jahreszeit am regsten ist. Ich werde zuweilen selbst an mir irre, weil es häufig Augenblicke giebt, in welchen ich die Poesie sehr lächerlich finde. Und doch lese ich noch immer den Homer mit Begeisterung. Aber das hilft mir nichts, denn dann kommen mir meine eigenen Machwerke noch erbärmlicher vor und ich habe oft große Lust, sie alle in's Feuer zu werfen und ein Schuster oder Schneider zu werden. Sie werden mich nach allen diesen Schilderungen vielleicht für sehr unglücklich halten, aber das bin ich doch auch grade nicht; vielleicht habe ich nicht einmal mehr Kraft dazu. Mein Leben ist tot, deshalb fühle ich meine Lage nicht sehr schmerzlich und lebe mechanisch und ganz ruhig fort, weil das einmal so hergebracht ist. Nichts wünsche ich mehr, als daß Sie noch hier wären. Ihre rege Thätigkeit, ihre erhebenden Ansichten haben mich oft aus meinem Schlaf gerüttelt. Einigen Ersatz giebt mir Wening, ein herrlicher Mensch, mit dem ich in den genauesten Verhältnissen lebe, der fast mein einziger Umgang ist. Er ist eigentlich zum Künstler und Philosophen geboren, oder eigentlich wohl zum philosophischen Künstler. Auch unsere Charactere sind sehr verwandt mit einander. Auf Dissen, der Michaelis als extraordinärer Professor mit 1600 Franken Gehalt hierher kommt, freue ich mich sehr. Doch wer weiß, ob ich dann nicht vielleicht nach Marburg muß, wo ich Zeit und Langeweile genug haben würde, die epistolas ex Ponto zu commentiren, oder selbst welche zu schreiben.

Neuigkeiten weiß ich Ihnen nicht viele zu schreiben. Die Societät geht ihren alten Gang fort. Simon und der Repetent Lücke sind hinzugekommen; Lachmann ist noch immer princeps criticorum, aber ich habe ihn doch in mancher andern Rücksicht achten gelernt. Er ist nicht bloßer Wort-Kritiker, sondern hat auch Geschmack und Gefühl. Jenen hat er schon früher gezeigt, des letztern hat er sich, wie es mir scheint, bisher geschämt. Es ist mir nicht lieb, daß er bald fortgeht. Die Stelle, um die er sich bewarb, hat Mencke erhalten. Er kommt nach Holzminden und von da wahrscheinlich Ostern nach Ilfeld. Meyer ist Hauslehrer in Herzberg, da ein Anderer, wie ich glaube, die Stelle in Clausthal bekommen hat. Der Präses zieht noch immer wie ein unverdrossener Wallone am Frachtkarren der Wissenschaft.

Ach, mein lieber Freund, ich wollte, daß ich Ihnen reisen könnte! Kunst und Wissensch[aft auf] einer höheren Stufe würde mich vielleicht [die] Lästerungen, die ich gegen sie ausgestoßen [habe,] zurücknehmen lassen. Ihre Verhältnisse m[it so] vielen Männern von ungewöhnlichem Geist [werden] außerordentlich auf Sie selbst wirken und [die] mannigfaltigen und gehaltvolleren Umgeb[ungen] Ihre Regsamkeit noch erhöhen. Sie sind ga[nz für] die Wissenschaft im schönsten Sinne geboren[, Ihre] jetzige Lage muß Ihre Bestimmung ganz [zur] Reife bringen. Bewahren Sie Ihren freu[dig] klaren Geist, Ihren unermüdeten Eifer, [Ihr] begeistertes Streben nach universeller Bild[ung;] Sie werden außerordentliche Dinge damit le[isten.] Ich werde mich darüber freuen, wenn ich es [auch] nicht nachahmen kann.

An Thiersch bestellen Sie doch meinen h[erz]lichen Gruß und sagen Sie ihm, ich hätte [aus] ihm nicht vielleicht bekannte Ursachen [ihn] schätzen, nicht bloß als Gelehrten, sondern auch [als] Menschen; ich würde mich sehr freuen, wenn [mich] das Schicksal einst in nähere Verhältnisse m[it ihm] bringen würde. Leben Sie wohl, mein lieber Freund! Einen längeren Brief erlaubt die Zeit nicht, da [er] gleich auf die Post muß. Behalten Sie mich [lieb] und lassen Sie zuweilen etwas von sich hören.

Ihr E. Schul[ze.]

Der Brief des überaus begabten, im Kern a[...] aber von argen Schwächen entstellten und zudem [...] an einer, wie er selbst am besten wußte, hoffnun[gs]losen Leidenschaft verblutenden Dichters muß ge[rade] im Gegensatz zu dem hoffnungsfreudigen Brief [des] tüchtigen Freundes einen wehmütigen Eindruck ma[chen.] Seltsam berührt das Lob Wenings. Auch die [...] Anspielung, die Bunsen Thiersch überbringen [...] bezieht sich auf Tychsens; Thiersch soll angeb[lich] während seines Göttinger Aufenthaltes für die [...] noch kindliche Cäcilie geschwärmt, sich aber [...] rasch zurückgezogen haben. . . .

Beschlossen sei dieser erste Teil unserer [Mit]teilungen des Briefwechsels beider Freunde mit [...] Urteile Schulzes über Bunsen. Er empfahl [seinem] Bruder, dem Steuer-Inspektor August Schulze, [am] 26. Juni 1815 den Freund mit den Worten:

„Der Überbringer dieses Briefs ist [...] meiner genauesten Freunde, der Dr. Bunsen [...] Mensch, woran die Natur sich vergriff, als [sie ihn] nicht zum König machte.

Ich habe nie Jemanden gefunden, vor [dessen] übermächtigem und übermütigem Verstande ich [...] schaudert und dessen göttliche Seele ich so geliebt [habe."]

Gewiß ein überschwängliches, aber doch [nicht] ganz unberechtigtes Urteil. Das werden uns [...] die folgenden Briefe beider Freunde erkennen [lassen.]

(Ein zweiter Artikel folgt.)

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Herausgebers Karl Emil Franzos in Berlin. — Nachdruck auch im Einzelnen ist untersagt und w[ird] strafgerichtlich verfolgt. Verlag der Concordia Deutsche Verlags-Anstalt in Berlin. — Druck von Kißling & Krüger, Berlin S.

Arbeit.

Roman von **Maria Schade**.

(Fortsetzung und Schluß.)

Die kleine Thonfigur steht vor ihm. Und doch sie nicht mehr sein Modell. Er formt aus r Erinnerung. Mit geschlossenen und geöffneten ugen sieht er die Geliebte, wie er sie unzählige lale in seinem Atelier hat sitzen gesehen: die ände im Schoße gefaltet, das Haupt ein wenig uf die Seite gelegt.

Er lebt wie ein von der Welt Vergessener. ie Welt . . . . . ? Sie ist nicht mehr für ihn a. Und er atmet nur noch, um dieses Werk zu haffen. Für seine Schüler, seine Bekannten t er verreist. Niemand ahnt, daß er noch in er Stadt weilt. Wer hat ihn denn gesehen, als r wie ein Sterbender wieder zurück in sein Atelier üchtete, das er nur noch bei tiefer Dunkelheit erläßt, um in einem verborgenen Gasthause, in em ihn niemand kennt, seinen Hunger zu stillen? ie Werkstatt rings von Gärten umgeben, die er Winter zu Gräbern gemacht hat.

Wochen waren so vergangen. Wieviele wußte r nicht, denn selbst dem Schritte der Zeit wich r ängstlich aus. Die Tage — Arbeit. Und die ächte — ein stumpfes Zusammensinken des ermatteten Körpers.

Eines Abends ging er wie gewöhnlich aus. An den Häusern schlich er entlang, um sich spähend, b ihn auch niemand sähe.

In all diesen Wochen war er nicht einmal n dem Ruprechtschen Hause vorübergegangen. Nur immer die entgegengesetzte Richtung hatte er ingeschlagen. Aber heute war es, als ob ihn ine unsichtbare Hand dorthin zöge, wo das einst o geliebte Weib wohnte.

Er gab dem Drängen nach.

Der Schnee weich, tief, als wäre er nur dazu da, heimliche Schritte unhörbar zu machen.

Dort das Haus . . . . . Ein paar Fenster erleuchtet. Wo der Schein hinfiel, glänzte der Schnee.

Er blieb stehen.

Ein Gefühl, das er gestorben glaubte, das er begraben wähnte, stand wieder auf wie ein Schein toter.

Er schauderte. — Nun konnte der Kampf von neuem beginnen! — Entsetzlich! — —

Mit Gewalt wandte er die Augen von dem Hause, das so friedlich dalang, und doch einen so verzehrenden Sturm wecken konnte.

Dort . . . . . Was war das? . . . . Vor ihm . . . . nur ein paar Schritte . . . . Ein Mann . . . . . Heimlich, lautlos schlich er . . . . Stehen blieb er, nach den Fenster spähend, nach der Thür — — — genau wie er. — War das sein Doppelgänger? — — So war auch er herumgekrochen, so hatte auch er gewartet, gelauscht, gespäht. Wie lächerlich das aussah! — Der Thor!

Jetzt bog der vor ihm Gehende um. Rasch schlüpfte er in den Schatten. Er ließ ihn an sich vorüber. Er folgte ihm Schritt um Schritt. Immer in seine Fußtapfen trat er.

Der Mann kehrte um.

Der Bildhauer hatte keine Zeit mehr auszuweichen.

Nun standen sie sich gegenüber gerade unter der Straßenlaterne.

„Herr Meerbach . . . . . !“

Der Schein der Gasflamme zitterte auf dem Flachshaar des jungen Menschen, der voller Bestürzung den Hut vom Kopfe gerissen hatte.

„Ich wußte noch gar nicht . . . . Sie sind also schon wieder von der Reise zurück . . . .“

Meerbach gab keine Antwort. Er erinnerte sich jetzt nur an sich selbst. Alles was er erduldet, erwachte wieder in ihm. Er verachtete sich um der Demütigungen willen, die ihm aufgezwungen waren. Und darum verachtete er auch den vor ihm Stehenden. Er war ein Thor gewesen, ein Verblendeter. Dieser Mensch ging denselben Weg wie er. Jetzt

sah er deutlich wie niedrig es gewesen, herumzuschleichen als Betrogener. Das war sein Schatten, sein Doppelgänger, dem es ebenso gehen mußte wie ihm. Wenn er diesen Menschen auch verachtete wegen seiner Dummheit, so wollte er ihn doch retten. Nicht etwa aus Mitleid, sondern nur aus Haß gegen dieses falsche Geschlecht, in dessen Netzen auch dieser Mann ersticken mußte.

„Was habt Ihr vor diesem Hause zu suchen?" rief er.

Der junge Mensch, der von Natur schüchtern war, verlor die Fassung.

„Ich . . . . ich . . . ." stammelte er. „Meine Braut ist dort Jungfer . . . . . Wir sind jetzt verlobt . . . , ganz regelrecht . . . ."

Meerbach lachte auf.

„Thor! — Alberner Thor! — Also Du glaubst noch an Liebe, an Treue . . . . . ! Laß Dir sagen, das sind Ideen, die nur in dem Gehirn eines Verliebten spucken, aber nicht in Wahrheit existieren. — Was ist die Liebe? — Ein zersetzendes Gift, das sich in den Körper bohrt, die Glieder erschlafft, die Muskeln lähmt. Schädlich allen, aber am Schädlichsten uns — den Künstlern, die wir die Kraft zum Schaffen brauchen. — Dir will ichs anvertrauen. Bist ja auch einer von uns, willst wenigstens einer werden." Tief beugte er sich zu seinem Schüler herab. „Die Liebe ist die größte Feindin der Arbeit. Das hohe, herrliche Weib wird von der Dirne verdrängt. Lerne die Falsche hassen!"

„Herr Meerbach . . . . ! Das ist nicht wahr! Meine Braut ist mir treu. Wenn sie mich auch ein bißchen warten läßt . . . Daran hat sie keine Schuld . . . . . Sie kann jetzt so schwer fortkommen. Seitdem Frau Ruprecht krank ist . . . ."

„Krank?"

„Ja, Frau Ruprecht war sehr krank. Wie oft hat meine Braut nicht vor mir geweint! Sie dachte schon, es könnte ihr Letztes sein. Ein Nervenfieber wars. Ganz plötzlich ist das ausgebrochen. Am Abend vorher noch Gäste. Ich glaube, es war Herrn Ruprechts Geburtstag. Den nächsten Tag ging sie noch in den Garten. Da muß sie sich erkältet haben. Als sie zurück kam, soll sie sehr bleich und verstört ausgesehen haben. Und dann . . . . ."

„Schweigt! Glaubt Ihr mich durch Eure Märchen irre zu führen! Was ich weiß, weiß ich!"

Meerbach wandte sich kurz ab. Er ging.

Zwischen den Häusern, die sich unter der weißen Last zu beugen schienen, war er verschwunden.

XII.

Vor den Fenstern des Ateliers liegt der Schnee — wie ein dickes Polster. Durch die bereiften Scheiben dringt ein weißes Licht.

In diesem Lichte erscheint die Gestalt auf der Drehscheibe in der Mitte des Raumes doppelt geisterhaft. Die weißen Tücher, die sie verhüllen und deren Feuchtigkeit den Thon geschmeidig halten soll, glänzen.

Das Gesicht des Künstlers glänzt auch geisterhaft weiß. Er, der sonst unermüdlich Schaffende, steht jetzt müßig da. Seine Hände haben sich heute noch nicht zur Arbeit gerührt.

Da liegen die Modellierhölzer, der Schwamm, die Spritze; alles so, wie er es gestern hingelegt.

Gestern . . . . . ? Der Künstler zuckt zusammen. Was ist denn gestern geschehen?

Vor ihrem Hause hat er wieder gestanden, zu ihrem Lichte hat er wieder emporgeschaut, ihren Namen hat er wieder gehört.

Der Bildhauer hebt das Haupt. Sein Blick bleibt auf der verhüllten Gestalt haften.

Ein unwiderstehliches Bedürfnis sie zu sehen, die er noch immer liebt, überkommt ihn. Ja, er liebt sie noch immer. Seit gestern weiß er es.

Er steigt die kleine Leiter, die vor der Thonfigur steht, in die Höhe. Hastig löst er die weißen Tücher. Er sieht ihr ins Gesicht, in das Gesicht, das er schuf . . . . .

Er erschrickt.

Langsam, tastenden Fußes steigt er wieder hinunter. Ein paar Schritte vor der Entbüllten bleibt er stehen.

Er starrt sie an, als sähe er sie zum ersten Male.

Warum betrachtet er sie heute mit anderen Augen als sonst?

In dieser ganzen Zeit war er nur erfüllt gewesen von blindem Eifer. Wohlthätig hatte ihn ja die Arbeit dem Schmerz, der Verzweiflung entrissen. Aber der Zustand, in den sie ihn versetzt, war keine vollkommene Genesung, sondern doch nur eine Betäubung. Diese Betäubung hatte sein Denken, seinen Blick unklar gemacht. Er glaubte, aus der Erinnerung das Bild der einst Geliebten formen zu können. Die Einsamkeit, in die er sich gewaltsam vergraben, hatte ihn verführt, sich zu sehr der Phantasie hinzugeben

er was die Phantasie schafft, taugt nur für e vorübergehende Spielerei, doch nicht als Modell m ernsten Werk. Das sah er jetzt, nachdem er tern wieder in Berührung gekommen war mit n wirklichen Leben, das er während dieser ngen Zeit ängstlich geflohen. Die Begegnung t seinem Schüler hatte in ihm die Erinnerung sein früheres Schaffen geweckt. Er dachte ran, wie er einst gearbeitet, und wie immer sein treben gewesen war, wahrheitsgetreu zu bilden. o trat er am anderen Morgen bei der Hellig- it des neuen Tages vor sein Werk. Und jetzt h er das Fehlerhafte seiner Arbeit. Wie chuppen fiel es ihm von den Augen. Je tiefer sich in den Anblick der so wohlbekannten Züge rsenkte, je klarer wurde sein Bewußtsein. Wie ümperhaft erschien ihm nun das Werk! War es wirklich, der es geschaffen? — Am liebsten ätte er es verleugnet vor sich selbst, aber der hon verrät ihn. Dort am Halse sieht er noch utlich den Druck seines Modellierholzes. Das ar sein Finger, der über den Arm gestreift, m die Rundung weicher zu machen. In dem uchten Thon ist die Form seines Daumens deut- ch wiederzuerkennen. Und zugleich sieht sein ünstlerauge, wie schön dieses Bildwerk hätte werden önnen, wenn er nach der Natur gearbeitet hätte.

Zornig stößt er die kleine Thonfigur von dem Marmorblock herunter. Vor seinen Augen zer- pringt sie. Das winzige Ding kann ihm nichts nehr nützen. Die echte Kunst will bis zur Vollendung als Modell das Leben.

„Isi!“

Seit Wochen spricht er zum ersten Male vieder ihren Namen aus. Er erschrickt bei dem Klange.

Ja, wenn sie hier wäre . . . . ! Wie Herr- iches wollte er schaffen! Die Menschen sollten ich bewundernd neigen vor ihrer Schönheit, vor einer Kunst. Das wäre die Verschmelzung der Kräfte, von der er geträumt, das Zusammenwirken.

Aber sie hat ihn ja verlassen. Nie wieder wird sie sein Atelier betreten. Das angefangene Werk kann nicht fertig werden. Der Thon wird zusammentrocknen, denn wo fände er ein Modell, das ihm Isi ersetzte! Und er wird daneben stehen, verdammt zur Unthätigkeit, denn der Gedanke an dieses stümperhafte, unvollendete Werk muß sein Vertrauen zu sich selbst erschüttern, seine Schaffens- kraft zu neuer Arbeit lähmen. Erfüllen wird es sich, was er in der letzten Unterredung mit ihr gesagt: „Isi, wenn Du bei mir bleibst, alles kann ich, — das Höchste. Ein Gott bin ich. Und wenn Du von mir gehst — ein Verbrecher.“

Also krank soll sie sein — krank. — Das wollte man ihm weismachen. Dadurch wollte man ihn besänftigen, ihn hinhalten. — Und sie? — Während er mit dem Todesgedanken ringt, liegt sie vielleicht in seinen Armen. Dem Gatten hat sie alles anvertraut. Sie lachen zusammen über den verliebten Narren, der eine Koketterie für Ernst genommen. — Sie schmiegt sich an ihn . .

Nein, er will nicht weiter denken. Diese Gedanken sind für ihn eine Pein. Befreien will er sich von sich selbst.

Aber bevor er stirbt, soll ihr Bild vernichtet werden, das nicht ihr Bild ist. Damit seine Schüler, seine Bekannten, alle die Neugierigen, die er bei Lebzeiten von seiner Werkstatt ferngehalten, und die nach seinem Tode sein Heiligtum stürmen werden, nicht sehen sollen, daß er nicht gekonnt, was er gewollt. Auch sollen sie nicht wissen, daß sein letzter Gedanke ihr gehört. Verleugnen will er sie vor den Menschen wie sie ihn verleugnet hat.

Er greift nach dem Schlägel. Weit holt er aus . . . . .

Da — sein Arm ist wie gebannt . . . .

Er wendet sich um.

Er sieht — in ihr Gesicht. Er fühlt den Druck ihrer Hand auf seinem Arm. Das schwere Eisen fällt zur Erde.

Er starrt sie an, als könne er nicht glauben, daß sie es ist, die vor ihm steht. Dann hebt er abwehrend die Hand.

„Was willst Du hier? — Was willst Du bei dem Toten? — Laß mich! — Ich lasse Dich! — Wir haben nichts mehr gemein! — Geh!“

Sie schreit auf: „O, wäre ich doch tot! Tot! Warum bin ich nicht gestorben? — Das Ende war so nahe. Und was habe ich gethan? — Zurückgestoßen habe ich es mit Gewalt. — Gerungen habe ich mit dem Tode Brust an Brust. — Leben wollte ich, nur leben. — Weißt Du,“ ihre Stimme wird ganz sanft, „der Tod ist eine Gewalt. — Ich habs gefühlt.“ Ihr Körper bebt. „Und doch, wie alle Tyrannen, erschrickt auch er — vor der Kraft. — Wo ich die Kraft hernahm? — Ich weiß es nicht. — Nicht für mich wollte ich leben — für Dich.“

Sie schweigt. Sie senkt das Haupt.

„Du warst krank?“

Er spricht es wie im Traume.

Sie nickt.

„Als Du von mir gingst — das letzte Mal, da kam es über mich wie eine unbezwingbare Gewalt. Die schleuderte mich zu Boden. Ich habe mich dagegen gesträubt. Aber es half nichts. Ich verlor die Besinnung. — Ich war nur noch ein Körper. Kein Wille mehr. — Und dann das Erwachen. — Der Gedanke, daß Du mir zürnst, mich vielleicht für treulos hältst . . . . ."

„Jsi!"

„Hast Du an mir gezweifelt?"

Er antwortet nicht.

„O, Du Thor! Du Kleingläubiger! — Müßt Ihr denn immer sehen? — Habt Ihr denn keine Kraft mehr zu glauben? — Ich lag da hilflos. Und Du überschüttetest mich mit Anklagen. Meine Stimme konnte Dich nicht erreichen. Meine Hand war zu schwach, Dir zu schreiben. Du fort in der Ferne. Ich allein — zurückgelassen . . ."

„Ich war nicht fort!"

„Du bist nicht gereist?"

„Hier war ich. Hier bin ich geblieben."

„Mir so nah? — Und ich wußte es nicht! — Nach Deiner Nähe habe ich geschmachtet wie ein Eingekerkerter nach dem Licht. Und Du gabst mir kein Zeichen?"

„Ich wollte sterben, weil ich ohne Dich nicht leben konnte."

„Und ich wollte leben, weil ich ohne Dich nicht sterben konnte." Sie haben sich umschlungen.

„Du bist bei mir," flüstert er.

„Und ich gehe von Dir — — nie wieder. Als ich heute früh von meiner Jungfer hörte, daß Du hier bist, da hielt mich nichts mehr zurück. — Die letzte Schwäche, — sie schwand. — Mein erster Gang — zu Dir."

„Du kamst . . . .?"

„Und wie ich kam! Hans! Hans! Jetzt laß Dir sagen, warum ich so lange grübelte, warum ich schwankte, warum ich mich immer nicht entschließen konnte. — Sieh," beide Hände legt sie ihm auf die Brust, „meine Liebe ist so groß. Nicht wie etwas Häßliches wollte ich sie verbergen. — Warum sollte ich mich dessen vor den Menschen schämen, was mein höchster Stolz ist! — Wie ein Unrecht kam es mir vor, wie eine Entweihung. — — Nicht wie eine Diebin wollte ich zu Dir schleichen bei Dunkelheit. Das hielt ich Deiner für unwürdig. Frei wollte ich zu Dir treten — im Licht — vor aller Welt."

„Jsi!"

„Mein Flehen ist erhört. Die Krankheit, der ich anfänglich geflucht habe, hat mich bewahrt vor einem Schritte, der uns für immer ... mußte — selbst in unseren eigenen Augen ... In all diesen Wochen habe ich viel nach... viel gelernt. — Ich bin gewachsen. Nun ... ich groß genug für Dich. Nicht als die ... gelaufene Frau eines Anderen komme ich ... Nein, als das freie Weib zu dem freien Manne ...

„Jsi, Du bist frei . . .?"

„Ja, Hans, ich habe mich selbst befreit ... einer unwürdigen Stellung. Denn unsere ... war unwürdig für mich, unwürdig für ... Während der Krankheit ist mein Leben ... einmal an mir vorübergezogen. Über alles ... ich mir Rechenschaft abgelegt. — Nicht aus ... habe ich Ruprecht geheiratet, nicht aus Ach... Was mich zu ihm zog, war ein des Mensch... unwürdiges Gefühl. Schon in der ersten ... meiner Ehe empfand ich es, aber nur ... Dann kamst Du, — Du brachtest mir die Klar... Ich lernte erkennen, daß man ein gemeinsame... Leben nicht aufbauen kann ohne gemeinsame... Sinn. In der Verbindung zweier Mensch... muß etwas sein, das über das Gemeine hinaus... hebt, etwas Großes, Hohes. Nenne es, wie ... willst! Mein ganzes Leben habe ich danach ... sucht — unbewußt. Jetzt bin ich am Ziel."

„Jsi!" Der Künstler breitet die Arme ... und doch wagt er nicht, die Geliebte zu berühren. „Bist Du denn nun auch sicher, daß Du dies... Große, dieses Hohe bei mir findest?"

Sie tritt auf ihn zu. Aber nicht wie ... schmiegt sie sich an ihn.

„Damals, als ich zu Dir kam das erste M... warum stieg ich über die Mauer? — — ... was mich eigentlich dazu trieb, war doch ... das Heimliche, die lüsterne Neugier. Und da... als ich in Deiner Werkstatt stand . . . ... durch Zauberschlag war in mir alles Kleinliche, alles Niedrige verschwunden. Ich sah die K... wie ein klares tiefes Wasser, das nur das wahr... haft Schöne, das wahrhaft Edle wiederspiegel... Denn die echte Kunst ist wahrhaftig."

„Jsi!" Jetzt schließt der Künstler die Geliebte fest in seine Arme. „Und das, — das hast... Du alles bei mir gefunden!"

„Ja, hier, — bei Dir." Sie flüstert es ... an seinem Halse.

Dann tritt sie wieder von ihm zurück.

„Siehst Du, so geläutert durch Deine K... gereift durch die Krankheit, trat ich vor ... Zum ersten Male in unserer Ehe hatte er ... mich Zeit. Vielleicht darum, weil er fühlte ...

) wohl nicht mehr oft seine Zeit in Anspruch
hmen würde. Ich sagte ihm alles. Nichts
ıbe ich verschwiegen. Ich beichtete, daß ich ihn
cht aus Liebe geheiratet. Mein ganzes Innere
ste ich unbarmherzig auf. Er verstand mich,
enn er mich auch nicht begriff. Er wurde
nst, so ernst wie ich ihn noch nie gesehen. Er
hwieg. Dieses Schweigen! Eine Ewigkeit
ünkte es mich. Und dann — beichtete auch er.
ch erfuhr was ich schon lange geahnt: auch er
at mich nicht aus Liebe geheiratet. Das Ver-
ıngen nach Unabhängigkeit, nach einem bequemen
Dasein, das er durch meinen Reichtum erringen
vollte, hat ihn zu der Ehe getrieben. Im ersten
lugenblicke war ich durch diese Beichte erschüttert.
Mein Leben that mir leid, — mein verlorenes
Leben. Und doch war es mir recht, daß es
rade so gekommen. Wenn er sich zu meinen
Füßen geworfen, wenn er geschworen hätte, daß
r mich liebe, daß mein Fortgehen ihn unglücklich
nachen würde, vielleicht wäre ich doch — wieder
chwankend geworden. Aber so blieb ich fest.
Unser weiteres Zusammenleben war nun eine
Unmöglichkeit geworden. Für diese unwürdige
Ehe gab es nur einen würdigen Schluß: ein
anständiges Auseinandergehen. Er sah es auch
in. Und doch wurde ihm die Trennung schwer.
Das fühlte ich. Aber nicht etwa die Trennung
von mir, nein, die Trennung von dem Luxus,
dem behaglichen Leben, das er jetzt zu verlieren
fürchtete. Er that mir leid. Zum ersten Male
bedauerte ich ihn — aus tiefstem Herzen. Aber
dabei fühlte ich eine gewisse Verpflichtung gegen
ihn. War ich nicht seine Mitschuldige Schritt
um Schritt? — Durfte ich die Hoffnungen, in
die ich ihn eingewiegt, vernichten? Wenn ich
ging, er würde mich nicht vermissen. Aber wenn
ich den Luxus mit mir nahm, an den er sich ge-
wöhnt, er würde unglücklich sein — jede Stunde
des Tages. Und unglücklich wollte ich ihn nicht
machen. Also mußte ich für ihn sorgen. Und
ich habe es auch gethan — reichlich. Weißt Du,
die Verwandte, zu der ich damals im Sommer
reiste, sie ist nun gestorben. Ihr schönes Land-
gut ist mein, mein ganz allein. Ich habe es ihm
geschenkt mit allen Einkünften. Es trägt genug,
daß er weiter leben kann genau so wie bisher.
Schon lange war es sein Wunsch, Herr eines
Landbesitzes zu sein. Er schwelgt nun in der
Erfüllung. Der Gedanke an mich ist ausgelöscht
in dem Gedanken an all die neuen Pflichten,
die nun seiner harren. Er spielt ja so gerne
den Vielbeschäftigten. So ist er denn schon ab-
gereist mit meiner Vollmacht. Ich versprach ihm
auch noch, daß all der unnütze Luxus, mit dem
mein Haus hier vollgepropft ist, und den ich doch
nur angeschafft, weil es sein Geschmack war, ihm
folgen soll. Hans, das Haus, in das Du trittst,
soll Deiner würdig sein."

Er fliegt ihr entgegen.

„Es giebt eine Liebe, eine Treue."

„Hans!" Sie spricht langsam, feierlich. „Ich habe Dir zu danken — unendlich viel. — Laß mich Dich beglücken. Laß mich Dir dienen."

Er sieht ihr ins Gesicht. Sein Blick ist so tief, so ernst. Er ergreift ihre Hand. Er führt sie zu der Thonfigur.

Sie erschrickt. Jetzt erst scheint sie ihr Ebenbild zu bemerken. „Das bin ja ich!"

„Erkennst Du Dich?"

„So schön!"

„Nein, Isi, Du bist schöner. Dein Bild sah ich im Wachen und Träumen. Aber das wahre Leben, die Seele konnte ich ihm nicht geben, denn Du warst nicht da. Mein Werk mißlang. Ohne Dich wurde ich zum Stümper. Darum wollte ich es auch vernichten und dann mich selbst. Du hast mein Werk gerettet, denn jetzt, wenn Du wieder bei mir bist, will ich daraus ein Meisterstück machen. Isi, Du hast mich wiedergegeben der Kunst, dem Leben."

Sie geht zu dem Marmorblock. Dort läßt sie sich nieder — wie einst.

„Hier will ich sitzen stundenlang, tagelang. Kein Glied werde ich rühren. So will ich dienen — der Arbeit."

„Und über mich wird wieder die alte Schaffenskraft kommen." Er breitet die Arme aus. Seine Stimme jubelt. „Sie ist schon da. Ich fühl's. Ach, Isi, wie will ich arbeiten — in Deiner Nähe! Und wenn mein Arm matt ist vom Schaffen, wenn auf meiner Stirn der Schweiß steht ...."

„Ja, Hans, der Schweiß der Arbeit."

Ihre Augen leuchten.

„Dann, Isi, werde ich mein Haupt in Deinen Schoß legen. Deine Hand soll mir die Stirne trocknen. Und leise wirst Du mir zuflüstern .... Wie sagtest Du doch vorhin?"

Sie erhebt sich. Ihre Gestalt scheint zu wachsen. Es ist, als habe ihre Stimme einen neuen Klang bekommen:

„Die echte Kunst ist wahrhaftig."

Junitage.

Mittagsstille lagert auf den Tannen,
Träg und lautlos zieht der Fluß von dannen
Und im Schilf erstirbt der Ruf des Windes
Wie die Stimme eines fernen Kindes;
Durch die schlanken Halme geht ein Flüstern,
Sommersonnentrunken, liebeslüstern.
Und ein Lachen und ein fröhlich Singen
Hör' ich vom Gestad' herüberklingen:
Unter duftig blütenschweren Zweigen
Auf der Wiese tanzt ein Mädchenreigen,
Bunte Kränze, junge schlanke Glieder
Schimmern hell und schweben hin und wieder.

Die mit reichem übervollem Herzen
Sich der Lust ergaben, laß sie scherzen,
Laß sie leben, lieben, schwärmen, glühen,
Eh' die Sommerblumen hier verblühen,
Laß sie heiß des Glückes Lippen küssen,
Ehe sie das Thor durchschreiten müssen,
Dessen dunkler Vorhang niedergleitet
Und auf ewig von der Welt sie scheidet,
Von der Welt und ihren Sommertagen —
Matt wird ihre Seele vom Entsagen,
Gleich der Altarlampe, die erkaltet,
Wenn kein Priester mehr des Amtes waltet — —

O, die hohen gold'nen Sommertage,
Wenn ein Hirtenlied im Birkenhage
Uns begleitet, die wir aufwärts steigen
Durch des Bergwalds tannendunkles Schweigen!
Auf der Lichtung rasten wir und grüßen
Noch das stille Land zu uns'ren Füßen:
Drunten rauschen immergrüne Wipfel,
Droben von des Berges heil'rem Gipfel
Winkt das graue Schloß, die Fenster strahlen,
Offen liegt der Weg zu den Portalen,
Aus der Gärten wilden Einsamkeiten
Richten wir den Blick in blaue Weiten.

Sind wir Pilger aus entfernten Landen,
Die zuletzt, was sie erhofften, fanden?
Sind wir Sänger, deren Saitenspiele
Still geworden am ersehnten Ziele?
Ewig rasten möchten wir und schauen
Nach den Hügeln, nach den fernen blauen,
Und dem Lied der Tannenwälder lauschen,
Die zu unsren Füßen leise rauschen —
Wenn wir dann zum Thale niedersteigen,
Tönt es fort und fort durch's nächt'ge Schweigen,
Und in unsren Seelen wird im Dunkeln
Noch die Pracht des Junitages funkeln.

Georg Edward

Gretel im Wind.

Vater und Mutter — wo ist Euer Kind?
— Droben am Berg bei der Linde
Tanzt sie und springt sie und dreht sich geschwind
Rings um die Linde im Winde.
Hui und wuh — hui und wuh
Pustet der Wind und da tanzt sie dazu!

Kaum daß im Thal nur ein Lüftchen sich regt,
Wird sie zuhaus schon so eigen!
Schaut nach dem Baum, wie der Ast sich bewegt,
Prüfet sein Beugen und Neigen.
Nimmt aus der Truh' schon die seidenen Schuh'
Und auch ein myrthenes Kränzlein dazu!

Hui und nun fährt sie hinaus aus dem Haus,
Huscht über knirschende Kiesel,
Eilt durch die Felder im Sturmesgebraus,
Läuft auf den Berg wie ein Wiesel.
Hui und wuh — hui und wuh
Pfeift schon der Wind und da tanzt sie dazu!

Seht wie sie tanzt! Um den rauschenden Baum
Fliegt sie so leicht und so lose,
Wild wie ein Blütenflaum, zart wie ein Wellenschaum,
Rot wie das Blatt einer Rose!
Atemlos tanzt sie ohn' Rast, ohne Ruh',
Schließt wie im Traum ihre Augen dazu!

Vater und Mutter — o kommet geschwind!
Kommt auf den Berg zu der Linde!
Ach, immer stürmischer brauset der Wind!
Er nimmt noch die Seele dem Kinde!
Hört, wie er heult: Huiwuh! Huiwuh!
Gretel im Wind tanzt noch immer dazu!

Franz Karl Ginzkey.

Vignette.

Die frohe Zeit lacht der Erinnerung wieder.
Ich seh das Kleid, in dem sie mich bestrickte,
Den Hügel, wo ich sie zuerst erblickte.

Zu Luft und Wasser stieg der Frühling nieder,
Der weichen Abendwinde stilles Weben
Ließ rings das Laub in süßem Schauer beben.

Hell singend kam sie durch den Wald gezogen,
Weiß war ihr Kleid, die blonden Locken flogen.

Aus dem Italienischen des **Giosuè Carducci** von **Walter Kaehler**

Merlin und Viniane.

Vom Solent kam über das gälische Meer
Merlin im Drachen gezogen;
Das Abendrot vergoldete schwer
Die hochhingehenden Wogen.

Bald stiegen Armoricas[1] Steilküsten auf,
Die im Wälderschatten ruhten,
Dahin nahm das rollende Schiff den Lauf
Über mondlichtglitzernde Fluten.

Leicht wand es sich in die Felsbucht hinein
Zwischen wellenumsprühten Holmen;[2]
Bretonische Feen schwebten im Reih'n
Um graue Menhire und Dolmen.

Dann lag es auf spiegelglatter Flut
Vor dem klippenreichen Strande;
Merlin sank trübe aller Mut
Und zögernd betrat er die Lande.

Es rauschte der Wald so wie das Meer,
Sein Drachenschiff schwamm von dannen;
Er aber blickte traumhaft umher
In das dämmernde Dunkel der Tannen.

Er dachte an Arthurs Tafelrund'
Und an Kornwalls liebreizende Frauen,
Die in funkelnder Sommerabendstund'
Von Tintajols Söller schauen.

An die blonde Richilde dacht' er zurück,
Die listig ihm brach die Treue,
Und sein Herz war, verwaist an Hoffnung und Glück,
Unfähig zu lieben aufs neue . . .

Da hub unsichtbar ein Klingen an,
Und licht aus des Waldes Mitten
Kam langsam Viniane, die Fee, heran
Auf schwarzem Zelter geritten.

Süß lächelnd sprach sie: „Mein Ritter Merlin,
Nun will ich mich Deiner erbarmen,
Ruh' aus nach Kampf und Siegesmüh'n
In meinen schneeweißen Armen.

Es ragt seitab ein Wunderwald,
Dorthin laß schnell uns gehen,
In meinem Schloß nimm Aufenthalt,
Das linde Lüfte umwehen.

Um die Wipfel der alten Bäume irrt
Ein Spielen von grünlichen Flammen,
Von keinem Klang der Welt umwirrt,
Wohnen wir selig beisammen.

Dort herrsch' ich in bunter Märchenpracht
Über tausend vielschöne Frauen,
Ihr Elfenreiz wird Tag und Nacht
Dich königlich erbauen.

Ein mystisch Tönen, entzückend hold,
Wird Dämmerstunden uns weben,
Drin wartet Deiner als einziger Sold
Geheimstes Liebesleben!"

Sie flehte so heiß, sie rief: „Ich will!"
Mit begehrlich rotem Munde;
Schicksalverlassen folgte ihr still
Merlin, der herzenswunde.

Wohl rauschte warnend der dunkle Tann,
Es brausten dumpfgrollend die Wogen,
Über den silbernen Mond sodann
Nachtschwarze Wolken flogen . . .

Sein Zaubergeheimnis entriß ihm sein Lieb
Unter Kosen und Küssen und Schmollen;
Verwunschen im Wald zu Brozeliand blieb
Merlin auf ewig verschollen.

Max Kiesewetter.

[1] Armorica, ein alter Name für die Bretagne.
[2] Holmen, gothisch: Inseln.

Friedensfeier.

Noch klang mir im Hirn das Festgedränge:
Das war eine feierlich wallende Menge
Und Kränze und Fahnen von Haus zu Haus;
Dann sprachen die Redner in weihvoller Stille,
Dann klangen die Chöre in wogender Fülle;
Kanonen brüllten zu Jubelgebraus —
Ein Tosen, prächtig, ungeheuer:
Sie nannten's heute Friedensfeier.

Jetzt kam ich heim auf einsamen Wegen.
Ich hörte die springenden Knospen sich regen,
Und hinter den Bäumen schlief mein Haus.
So traulich fest, so friedlich dunkel
Reckt sich's empor zum Sternengefunkel.
Bald ruh' ich drinnen selig aus —
Und droben der Schwan, die Krone, die Leyer,
Sie weben meine Friedensfeier.

Friedrich Kroff.

Meine Träume.

Meine Träume sind wie Schiffe,
Die nach fernen Küsten geh'n,
Wo in lichten Frühlingskleidern
Lächelnd meine Wünsche stehn.

Meine Träume sind wie Seelen,
Die zum Hades schluchzend zieh'n,
Die das Licht der jungen Sonne
Suchen und es trauernd flieh'n.

W. C. Vershofen.

Die Matrone.

Oft in ihrer Einsamkeit
Sang mein Mütterchen beim Wiegen:
„Hab' Geduld und gönn' Dir Zeit,
Gold bleibt nicht am Wege liegen!"

Hört' ich's wirklich, und verstand's?
Schier unglaublich muß ich's nennen.
Und doch kann ich Goldesglanz
Nicht von meiner Kindheit trennen.

Mit der Spindel in der Hand
Saß ich lauschend auf der Schwelle;
Vor mir wogt' im Sonnenbrand
Unsres Kornfeld's goldne Welle.

Aber näher noch, im Bach,
Dort wo alles jetzt voll Flieder,
Spiegelte — wie manchen Tag!
Golden sich die Sonne nieder.

Golden hob sich auch der Staub,
Wenn die letzten Abendstrahlen
Durch der Hasel-Hecke Laub
Sich bis auf die Straße stahlen.

Oder wenn im Sande tief,
Daß im Stall sie werd' gemolken,
Unsre Herde heimwärts lief,
Da gab's ganze goldne Wolken.

Ja, wenn uns'rer Esse Ruß
Funken sprühte, oder Flammen,
Mit des Wiegenliedes Schluß
Reimt' ich alles das zusammen.

Übergoldet ganz und gar
Hat er mir der Kindheit Tage
Alles, was nur ward und war,
Jede Freude, jede Plage!

Als sich dann die Kinderschuh'
Nach und nach schon mehr vertraten,
Legte ich mich ab und zu
Wohl einmal auf's Rätselraten.!

Und daß meine Mutter mich,
Die so wild und ungezügelt
Dennoch mit dem Gold verglich,
Lange hab' ich drob geklügelt.

Just war eines Burschen Blick
Mir wie Most zu Kopf gestiegen
Doch jetzt hielt ich mich zurück —
„Gold bleibt nicht am Wege liegen."

Tag und Nacht war's mein Geleit,
Klang in mir zu allen Stunden:
„Hab' Geduld und laß Dir Zeit",
Bis der Rechte sich gefunden.

Nun, er fand sich, Gott sei Dank!
Ob auch an mir jungem Dinge
Wenig wohl von goldnem Klang,
Als das Gold in meinem Ringe.

Weil ich willig war und wach,
Auch nicht gar so voller Grillen,
Sah er andres glimpflich nach,
Nahm als That den guten Willen.

Und so faßt' ich mit der Zeit,
Was des Liedes Zweck gewesen,
Bin auch ohne großes Leid
Von dem goldnen Wahn genesen.

Jetzt ist Silber mein Panier,
Und ich hoff', ich trag's mit Ehren;
Jesus Christus, meine Zier,
Mögst Du bald mich heimbegehren!

Doch in meine Einsamkeit
Klingt's: „Laß nur den Himmel walten,
Hab' Geduld und gönn' Dir Zeit!"
Nun, der Spruch soll Recht behalten.

Robert Waldmüller-Duboc.

Ein Frauenbildnis.

Die Augen hangen leise
Am matten Glanz des Lichts!
Ein Lächeln nur, kein Lachen,
Ein seliges Erwachen
Im Spiel des Angesichts.

Die Lippen flüstern leise,
Wie hauchend ihr Gebet;
Und wie in Rausch versunken,
Ein Wunder, süß und trunken,
Durch alle Fibern geht.

Die Finger tasten leise,
Wie suchend durch den Raum;
Und im beseelten Schweigen
Wird höchste Huld zu eigen
Dem, der sie ahnte kaum.

Leo Grünstein.

Eine Deutsche Akademie.

X.

Zu den 48 Gutachten über die Frage einer utschen Akademie, die wir bisher veröffentlicht ben, treten diesmal 4 weitere hinzu. Von denselben ren drei von Schriftstellern her, während das rte einen Gelehrten in akademischer Stellung zum rfasser hat; drei sprechen sich für, eins gegen eine ademie aus. Daran reihen wir zwei Äußerungen, in einer für ihre Verfasser oder die Verhältnisse eichnenden Art begründen, warum diese Schrift ller zur Frage keine Stellung nehmen können.

Herr Professor Dr. Wolfgang Golther von : Universität Rostock schreibt uns:

Rostock, 11. September 1902.

Sehr geehrter Herr!

Die Gründung einer deutschen Akademie scheint r nützlich und wünschenswert; doch darf sie nicht seitig sprachlich oder litterarisch sein und muß vor- nlich wissenschaftliche Ziele verfolgen. Die Deutsche ademie könnte als Mittelpunkt der deutschen philo- ischen Forschung segensreich wirken, indem sie ittel bereit stellt und gemeinschaftliche Arbeit ein htet für Aufgaben, die der Einzelne nicht lösen m. Ich denke mir die Thätigkeit einer deutschen ademie ähnlich wie von der Leyen in der „All neinen Zeitung“ 1902, Beilage 87, sie schildert.

Mit vorzüglicher Hochachtung

ergebenst

W. Golther.

Der Vollständigkeit wegen sei hier der sehr chtenswerte Aufsatz des Herrn Dr. Friedrich von Leyen in seinem wesentlichen Inhalt wieder geben:

Der Verfasser streift in der Einleitung zunächst die isherigen Vorschläge für die Gründung einer derartigen Akademie. Die Einen wollten eine Akademie für deutsche Sprache, die anderen eine solche für deutsche Litteratur. Eine Akademie für deutsche Sprache aber würde nach es Verfassers Meinung „nur die Schulmeisterei in prachlichen Äußerlichkeiten vergrößern, unter der wir in Deutschland ohnehin genug zu leiden haben, und sie würde gerade das nicht erreichen, was ihr höchstes Ziel ein müßte: den Deutschen einzuführen in das innere Wesen und das historische Begreifen seiner Sprache.“ Nicht wünschenswerter erscheint ihm aber eine Akademie ür deutsche Litteratur, und zwar im Wesentlichen aus en von Paul Heyse ausgeführten Bedenken. Was nun r vorschlägt, ist eine „Akademie für das Deutsch- um“. „Eine solche Akademie müßte der Wissenschaft ehören, die in unserer deutschen Vergangenheit lebt, die ich vertieft in deutsche Sitte, deutschen Glauben, deutsche Sprache, deutsche Art, und mehr noch: sie müßte dem deutschen Volk gehören, um ihm zu zeigen, was deutsches Wesen und deutsches Leben eigentlich ist, und um ihm dies Wesen geläutert und rein wieder zu schenken. Denn in all der unendlichen Sage und Dichtung, Sitte und Sprache unserer Vergangenheit wie unserer Gegenwart ist das Köstlichste für uns doch immer das Deutschtum, — und unter welche Einflüsse dies auch immer geraten, wie verschieden es sich in den verschiedenen Jahrhunderten gespiegelt, wenn es sich auch bald verbirgt und verdunkelt, bald reich und hell leuchtet, bald im Verein mit fremden und alten Kulturen erscheint, es ist im Grunde doch immer das Gleiche geblieben, wir können es weniger erklären, als daß wir es fühlen: denn es ist unser.“

Auf den naheliegenden Einwand, daß diese Aufgabe bereits durch unsere wissenschaftlichen Akademien sowie durch die Universitäten gelöst werde, erwidert der Verfasser, daß diesen „das Meiste fern oder gar außerhalb des Gesichtskreises liege, was einer deutschen Akademie das Nächste sein müßte.“ So werde z. B. der „thesaurus linguæ latinæ“ durch eine Vereinigung von Akademien geschaffen und gefördert, während sich nur die preußische Regierung, aber keine Akademie um das deutsche Wörterbuch der Brüder Grimm annehme, das darum eben auch, vor vierzig Jahren begonnen, noch heute nicht vollendet sei und langsam vorschreite. Noch viele litterarische Denkmäler des Mittelalters sowie des XVI. und XVII. Jahrhunderts harrten der Veröffentlichung und vollends sei an ein großes historisches Wörterbuch der deutschen Sprache, einen „thesaurus linguæ germanicæ“ noch gar nicht zu denken, weil sogar ein Teil der Vorarbeiten fehle. Eine Akademie für das Deutschtum würde in der Lage sein, diese Arbeit zu organisieren, ebenso die Erforschung der deutschen Mundarten und eine große Sammlung des folkloristischen Materials, also der Sitten und Bräuche, Sagen und Märchen, Lieder und Reime des deutschen Volkes. Auch eine deutsche Mythologie fehle noch. Als weitere Aufgabe weist der Verfasser dieser Akademie zu, im Dienste der oben skizzierten Arbeiten, „einige Stellen zu schaffen für bedeutende Gelehrte, die zum Dozieren weder Neigung noch Anlage haben,“ die Begründung eines umfassenden Jahresberichts für germanistische Wissenschaft u. s. w.

Was die Förderung der Litteratur betrifft, so schlägt der Verfasser vor, die Akademie möge kleine, handliche Ausgaben ausgewählter Werke zu billigen Preisen nach Art der englischen „Temple classics“ herausgeben; daß es derartige Unternehmungen bereits zu Dutzenden giebt, übersieht er nicht, findet aber einige zu teuer, andere, die billig sind, zu schlecht ausgestattet.

Eine dritte Gruppe von Arbeiten wäre nach seinem Programm in den Dienst der deutschen Kulturgeschichte gestellt. Im wesentlichen handelt es sich dabei um Führung durch die bestehenden Sammlungen und durch architektonisch interessante Städte, wozu kundige Gelehrte zu bestellen wären.

Die Mittel will von der Leyen durch die deutschen Regierungen geschafft haben, daneben wünscht er die Freigebigkeit der Privaten herangezogen. Als Ort der Akademie wünscht er sich München, und zwar aus dem Grunde, weil sich dieses „als Sitz ähnlicher Institute“ (welcher?!) gut bewährt habe.

Dies die Grundzüge. Eine Kritik des Programms, der es an Angriffspunkten nicht fehlen würde, läge außerhalb des Rahmens dieser Mitteilung.

Im Gegensatz zu Prof. Dr. Golther, der in Übereinstimmung mit von der Leyen für den Plan ist, spricht sich einer unserer jungen Dichter, Börries Freiherr von Münchhausen auf Schloß Windischleuba bei Altenburg, gegen denselben aus. Er schreibt uns:

Schloß Windischleuba, September 1902.

Sehr geehrter Herr!

Eine Akademie müßte eine Verfassung haben, müßte von älteren, erfahrenen Männern, die nicht nur künstlerisch, sondern vor allem auch juristisch gebildet sein müßten, geleitet sein und müßte aus Gründen der Autorität gewisse repräsentative Befugnisse (Verleihungen, Auszeichnungen, Vertretungen u. Ä.) besitzen.

Jedes Institut dieser Art ist immer und zu allen Zeiten von der lebendigen Kunst als ein Hemmnis empfunden worden, wie das denn im konservativen Wesen der Alten und im oppositionellen, neuerungssüchtigen Absolutismus der Jungen liegt.

Wer trotzdem an den Wert eines solchen Instituts glaubt, der möge verfolgen, was die ausgezeichnete französische Akademie für das geistige Leben und die Entwickelung der Litteratur und der Sprache in Frankreich gethan hat. Oder nicht gethan hat.

Hochachtungsvoll Ihr ergebenster

Börries Freiherr von Münchhausen.

Hingegen spricht sich ein anderer unserer jüngeren Dichter, Karl Henckell — der zur Zeit, da er seine Ansicht abgab, noch seinen Wohnsitz in der Schweiz hatte — wie folgt für den Plan aus:

Rüschlikon (Schweiz), 10. September 1902.

Sehr geehrter Herr!

Sie wünschen zu wissen, wie ich mich zu dem Gedanken einer „Deutschen Akademie" der Litteratur stelle. Meine Auffassung ist in kurzen Zügen folgende:

Würde es sich bloß um eine Einrichtung von dekorativer Bedeutung oder vielmehr Bedeutungslosigkeit handeln, so lohnte es sich nicht einmal, die Feder in das Tintenfaß zu tauchen. Mindestens entwerfe ich keine Pläne oder schleppe Steine herbei zum Bau eines Affenhauses der Unsterblichkeit.

Bleibt die Idee einer Körperschaft von kultureller Bedeutung, die sich besonders auf dem ausgedehnten Gebiete der litterarischen Kunst schöpferisch, in ihrer Weise schöpferisch, bethätigt. Ich kann mir eine solche Körperschaft vorstellen. Ich kann sie mir sogar nicht auserlesen genug vorstellen.

Ihre Zusammensetzung schon wäre ein Problem, dessen Lösung allein des höchsten Eifers würdig. Zarteste Feinfühligkeit für das Wesen litterarischer Künstlerschaft, menschliches Unabhängigkeitsgefühl und Lauterkeit der Gesinnung, dazu ein gutes Stück geisteorganisatorische Begabung wären die [illegible]erfordernisse für jede Art ersprießlicher Mitwirk[illegible].

Mit anderen Worten: Hochwertiges Unterscheidungsvermögen, selbständiger Charakter und [illegible]wie Fähigkeit, ästhetisch, kulturbildend zu wirken [illegible] die Grundlagen des Baues einer „Deutschen Akad[illegible] Denn ihre Aufgabe wäre sicherlich eine der [illegible]renziertesten" Kulturaufgaben, die im deutschen [illegible] in die Hand genommen werden könnten. Ihre [illegible]gabe bestände vor allen Dingen in der sorgfält[illegible] Erschließung ungewöhnlicher Veranlagungen [illegible]rischer Art zwecks behutsamer Förderung ihrer [illegible] und ungehemmten Entwickelung und zur mögl[illegible] Abwehr verkümmernder oder herabziehender [illegible] individueller Lebensgewalten. Ich will hier nicht [illegible] platt vom Wege genommenen Einwurf von [illegible] „Kommission für Treibhausentwickelung schwäch[illegible] Talente" oder dergl. hören. Ich denke gar nicht [illegible] so etwas. Was ich als Hauptaufgabe einer „Deut[illegible] Akademie für Litteratur" betrachte, das ist die [illegible]zeitige Erkenntnis der hervorragenden litterari[illegible] Kräfte der Nation sowie verständnisvolle Pflege [illegible] taktvolle Förderung ihres natürlichen Wachstu[illegible] Nur ein Thronhimmel wölbe sich über die „Deut[illegible] Akademie", der schirmende Baldachin echter Ehr[illegible] vor jeder bedeutenden, aus der unergründlichen [illegible] des Lebens emporsteigenden Kraft deutschen Vo[illegible]

Man lächle über diese meine Gesellschaft [illegible] Erforschung und Förderung litterarischer Tal[illegible] So wie sie meinem geistigen Auge vorschwebt, [illegible] eine den edelsten Werten der Litteratur mit Bew[illegible]sein dienende Genossenschaft, zusammengesetzt aus [illegible] hierfür geeigneten, besten Elementen des ge[illegible] Volkes. Die Möglichkeit der ersten Bildung [illegible] solchen Vereinigung, die keine Karrikatur der [illegible] vorstellt, hängt ab von der Frage, ob das [illegible] Volk wirklich zu einer solchen litterarischen A[illegible]fähig ist; praktisch, da wir insgesamt leider [illegible] nicht so weit litterarisches Kulturvolk sind, um [illegible] hierin abstimmen zu dürfen, wird es in Ermangel[illegible] eines umfassenderen Verfahrens einstweilen [illegible] hinauslaufen, daß diejenigen, die sich berufen [illegible] ihre Stimme öffentlich abzugeben, in einen Kr[illegible]sammentreten und das bedeutungsvolle Sieb [illegible]schütteln, bis die Mitglieder der ersten „Deut[illegible] Akademie" zu einem Häuflein auf Probe und [illegible]währung aneinander gerückt sind.

Unnötig zu bemerken, daß einseitig [illegible] plutokratische und parteisüchtige Protektions[illegible] und Mäceneinflüsse von vornherein bei der „Deut[illegible] Akademie" auszuschließen sind, womit keineswe[illegible]sagt ist, daß nicht deutsche Bundesfürsten, geld[illegible] Litteraturfreunde und einflußreiche Männer [illegible] Volkes sich der Institution durch Initiativ[illegible] Teilnahme wahrhaft förderlich erweisen könne[illegible] der Ausschluß liebedienerischen Strebertum[illegible] „ideale Forderung"? d. h. eine solche, die [illegible]

nähernd einzulösen ist? Dann wollen wir die Deutsche Akademie" lieber gleich wieder begraben, vor sie noch geboren ist. Denn auf das litterarische ben des deutschen Volkes in seiner Gesamtheit so nzuwirken, daß alle Geister, die vermittelst des ortes im Sinne der Bildung zur Schönheit ur- rüngliche Werke schaffen, sich wenigstens vom Augen- icke ihres Erkanntseins an frei und unabhängig tfalten können, gänzlich unbeirrt von dem Mode- iblikum des Tages, das scheint mir in alle Zukunft e vornehmste Aufgabe einer „Deutschen Akademie" i sein . . .

Eine zweite, fast ebenso wichtige, mit der ersten brigens organisch verbundene Aufgabe wäre die ner litterarischen Herausgeberschaft großen Stils. ie „Deutsche Akademie" würde die höchste und be- ifenste Vermittlerin wertvoller Litteraturwerke an as deutsche Volk sein. Ich brauche das nicht des äheren auszuführen: eine herrliche Fülle lebendiger Virksamkeit erschließt sich mit einem Male dem Blick. ie „Deutsche Akademie" müßte geradezu der ideale Verleger der deutschen Nation werden — zu den ihnsten Geisteswagnissen bereit und durch ein be- nnenes, kluges, umsichtiges Publikationssystem gleich- ohl im stande, Überschuß zu erzielen und die ebenden unter seinen Autoren materiell angemessen u belohnen. Auch als Organisatorin rezitatorischer Veranstaltungen über das ganze deutsche Reich hin könnte ich die „Deutsche Akademie" große Verdienste erwerben.

Als Nebenbeschäftigung möchte sie sich dann mmerhin auch noch mit dem Flechten von Ruhmes- ränzen und Prägen von Ehrenmedaillen abgeben, Dingen, die dann und wann, für diesen und jenen, twas Anspornendes haben und sich so als von allen leinlichen Rücksichten freie Spenderin von littera- ischen Siegeszeichen auszeichnen. Es wäre das ein echt hübscher Sonntagsnachmittagsdienst für die Mitglieder der Akademie, bei dem sie aber alle ihre ingangs erwähnten Haupttugenden fein säuberlich usammenzunehmen hätten. Denn eine Einundvierzig- Sessel-Gesellschaft fehlte bei uns noch gerade!

Schließlich die Verwaltungszuständigkeit und die ekuniäre Grundlage des Unternehmens. Eine chwierige Geschichte! Staatlich? Privatgenossen- chaftlich mit Abwehr jeder staatlichen Einmischung? Ich bin — ersichtlich — kein fanatischer Staats- chwärmer, zumal gegenüber der einstweilen vor- errschenden Form. Ich bin aber auch kein grund- äßlicher Staatsanschwärzer — das wäre mir zu dumm. Ich neige vorläufig betreffs unserer in Ge- danken so schön erbauten „Deutschen Akademie" Fre- gatte zur Einhaltung der sich als zielgemäß er- gebenden Diagonale zwischen staatlichem und privat- gesellschaftlichem Kurs.

Die „Deutsche Akademie" dürfte die Litteratur, dies zarte, unendlich sensible Wesen, selbstverständlich nicht „verstaatlichen" wollen, Dichtungen sind keine Eisenbahnwaggons mit K. Pr. St. Litt.-Stempel. Aber ich könnte mir die „Deutsche Akademie", unter einigermaßen erleuchteten Verhältnissen, als von der Reichsregierung im Rahmen der Ausgaben für höhere geistige Kultur zuschußweise mitveranschlagte, dafür zu rein sachlichem Verwendungsnachweis verantwort- liche, gleichzeitig Privatzuwendungen offenstehende und dabei doch vollkommen selbständig aus sich heraus funktionierende Körperschaft denken. Ein Institut, gestützt durch ein lediglich der besten Ausführung angepaßtes Ineinandergreifen staatlicher und privater Faktoren. Geld braucht's ja auch zur öffentlichen Litteraturpflege, und zwar erstens, zweitens und drittens Geld. Zur freien Verfügung des heiligen Geistes und seiner wahren Diener am Wort! Ohne den wäre freilich eine „Deutsche Akademie" nur ein feierlicher litterarischer Ehrenpomp ohne Liebe! Apage!

Dies, sehr geehrter Herr, mein auf Ihre freund- liche Einladung hin im Umriß entworfenes Bild von der Sache einer „Deutschen Akademie"!

Mit vorzüglicher Hochachtung

Karl Henckell.

Gleichfalls zustimmend spricht sich Georg Bormann in Berlin aus:

Berlin, 8. September 1902.

Verehrter Herr!

Nur eine naive Äußerung vermag ich auf Ihre Frage abzugeben: „Ob für Deutschland die Errichtung einer Akademie der Litteratur zu wünschen sei oder nicht." Schweigen aber will ich nicht dazu.

Jedes Zusammentreten berufener Männer, die Auge und Herz für die Notstände unserer deutschen Litteratur haben, würde ich mit Freuden begrüßen, gleichviel unter welchem Namen und wodurch vielleicht gestützt die Einrichtung ins Leben träte. Hilfe wird kommen, wenn man die Sache nur angreift. Und selbst, wenn ein Versuch mißlänge, wäre er nur eine dankenswerte That.

Vorbild sollte die Académie française nur im allgemeinen sein; man sollte zunächst von dem uns Notwendigen und Eigentümlichen ausgehen.

Es ist noch ein anderer Teil unseres Volkes außer den Schriftstellerkreisen da, der an dem Plan, im geeinigten Vaterland einen Stütz- und Mittel- punkt für die deutsche Litteratur zu gewinnen, lebhaft interessiert ist und ihn, meines Erachtens, überwiegend zustimmend begrüßen würde. Unzählige Gebildete befinden sich in Bezug des Echten und Unechten, des künstlerisch Berechtigten und Unberechtigten in der deutschen Litteratur der Gegenwart in einer nicht un- erklärlichen Ratlosigkeit. Die Kritik allein hat hier nicht geholfen und kann auch nicht helfen.

Diese Ratlosigkeit setzt sich aber selbstverständlich nach unten hin fort und wird in unseren breiten Volksschichten zu einer wahren Volksverderbnis, ob- gleich doch gerade die Gegenwart so viele Ansätze zu bereitwilliger Hilfeleistung zeigt, denen aber ebenfalls

die starke Stütze fehlt, die den vereinzelten Bestrebungen eine Akademie der Litteratur geben könnte.

Mit bestem Gruße

Ihr sehr ergebener

Dr. Georg Bormann.

Daran seien die oben erwähnten beiden Zuschriften gereiht, die keine Ansicht über das Projekt enthalten, uns aber gleichwohl der Wiedergabe wert erscheinen.

Heinrich Seidel in Groß Lichterfelde bei Berlin schreibt uns:

Groß Lichterfelde, im September 1902.

Sehr geehrter Herr!

Über die von Ihnen gestellte Frage habe ich noch niemals nachgedacht, besitze auch nicht die geringste Kenntnis auf diesem Gebiete und konnte mir schon aus diesen Gründen keine Meinung bilden. Ich sehe die beste Stütze der Litteratur in dem Bestreben jedes Einzelnen, auf seinem Gebiet das Höchste und das Tiefste zu leisten, das seiner Begabung erreichbar ist.

Hochachtungsvoll

Heinrich Seidel.

Hier freilich ist die Neutralität nur eine scheinbare. Denn wer „die beste Stütze der Litteratur in dem Bestreben jedes Einzelnen" sieht, wehrt einen der triftigsten Gründe für eine Akademie ab und ist gewiß viel eher als Gegner, denn als Freund des Plans zu rubrizieren.

Ganz neutral ist dagegen die folgende Zu

Hemme in Holstein, 12. September 19

Sehr geehrter Herr!

Auf Ihre freundliche Zuschrift vom 7. d. M muß ich leider antworten, daß ich mir ein nicht zutraue, da ich aller litterarischen Gesell fern stehe. Ich werde mit großem Interesse was kluge und erfahrene Männer zur Sache

Ihr ergebener

G. Frenssen.

Wir geben den Brief wieder, weil er für d Verfasser des „Jörn Uhl" bezeichnend ist. Bewe freilich muß sein, daß die einzige Quelle für persönliche Entscheidung in einer Lebensfrage Litteratur immer die eigene Überzeugung, nie sicht anderer sein kann. Wäre es anders, so ja der Schwerpunkt unserer Litteratur immer Großstädten zu suchen gewesen, was nie der war und auch heute nicht zutrifft.

Zählen wir auch Heinrich Seidel den Neutr bei, so liegen bisher insgesamt 52 Gutachten von denen 24 für, 28 gegen den Plan von Unter den 52 Herren sind 32 Schriftsteller 20 Gelehrte in akademischer Stellung. Von Schriftstellern haben sich 15 für, 17 gegen das jekt entschieden; von den Gelehrten 9 für, 11 g eine Akademie.

Eine weitere Reihe von Gutachten bringt nächste Heft.

Blindekuh.

Kinder! Kommt! Spielen wir Blindekuh!
Ihr bindet mir fest die Augen zu;
Will ehrlich sein und wirklich nicht seh'n.
Nun müßt ihr mich recht im Kreise dreh'n:
Ja, dort sei hier, und hier sei dort! —
Ein schallend Gelächter — sie sind fort. —

Zwischen die großen Rätsel der Welt
Eine Blindekuh ist hingestellt;
So läppisch und täppisch und hilflos — arm
Und voller Sehnsucht, daß Gott erbarm'. —

Das Eine reizt mich . . . rasch hinter ihm her!
Da läuft mir ein Zweites über die Quer' . . .
Dir folg' ich! Dich hasch' ich! Dich kenn' ich
Und weiter und weiter in wachsender Wut . . .
Und tiefer in's Ungewisse hinein . . .
Und immer das Lachen hinterdrein . . .

Kinder! So ist's in der großen Welt.
Ich weiß, daß mir Eins in die Hände fällt:
Es nimmt mir die Binde sanft vom Gesicht.
Du Blindekuh! Wie schön ist das Licht!

Hans Rudor

Nachtwächter-Lied.

„Horch! Da schlägt die Glocke zehn . . .
Du noch wach, Kind?! Laß Dich warnen!
Liebe wird Dein Herz umgarnen,
Dir wird Glück und Leid gescheh'n . . .
Höre, Kind, und laß Dich warnen.

Glaube mir, ich mein es ehrlich:
Hüt' das Feuer und das Licht!
Trau' den hübschen Knaben nicht —
Sommernächte sind gefährlich . . .
Glaube mir, ich mein' es ehrlich!

Laß nicht lang' das Fenster offen!
Manche, die wie Du gedacht,
Und den Warner ausgelacht,
Ward von Angst und Reu' betroffen . . .
Kind, laß nicht das Fenster offen . . .

Liebes Kätchen, blonde Kleine —
Hüt' das Feuer und das Licht!
Trau' den hübschen Knaben nicht . . .
Träum nicht so im Mondenscheine,
Liebes Mädchen, blonde Kleine . . ."

Paul Wertheimer

Die geraubte Krone.

ufsprangen die Mannen vom Königsmahl —
in Knäblein trat in den Königssaal
ie Lilien so bleich,
eschmückt mit Ketten von Golde reich.

o glitt es, ein Schatten, zum schimmernden Thron.
ings starb auf den Lippen der Spötter Hohn.
äh fuhr er empor,
önig Ringulf, daß er die Krone verlor,

ie Krone, die Krone, die er geraubt
as Knäblein setzt sie sich lächelnd aufs Haupt
nd schaut in die Runde.
hm leuchtet am Halse die tötliche Wunde.

König Ringulf starrt mit gesträubtem Haar.
Und Einer schreit aus der Kämpen Schar:
„Den Königserben
Erschlug er uns! Greift ihn! so soll er auch sterben!“

Anklirren die Klingen. König Ringulf wehrt
Sich wie Eber im Tann. Sein schneidiges Schwert,
Das Kleinod des Reichs,
Niederrafft's die Gegner gewaltigen Streichs.

Schon weichen und wanken der Ritter Reih'n —
Da hebt sich das Kind vor dem Schwerte sein,
Wie strahlt ihm vom Haupt
Die Krone, die Krone, die jener geraubt.

König Ringulf führte hohnlachend den Streich.
Die Krone blitzt auf — in Stücke sogleich
Das Schwert zerspringt!
Eine Klinge sogleich ins Herz ihm dringt!

Alexander Pache.

Treue.

Du bist meine erste Liebe
Und bist mein letztes Leid, —
Dein Aug' ist feucht und trübe:
Das ist die Herbsteszeit.

Es taut in Deinen Augen
Und streicht ums Herz mir kühl: —
Der Liebe muß ja taugen
Das Leid zum Herzgespiel.

So lieb' ich Dich auf immer
Und Du läßt nicht von mir. — —
Da bricht aus nassem Schimmer
Des Himmels Gold herfür.

Ewald Silvester.

Meerbild.

Nach Böcklin.

In grünen Wogen wallt das weite Meer. . .
Im Sonnenglanz umkost von weichen Wellen,
Spielt fröhlich eine Schar von Meerjungfrauen
Laut lachend in der dunkelgrünen Flut.
Die weißen Leiber leuchten, auf den runden,
Schneeigen Schultern träumen lächelnd zarte,
Von Tang umkränzte süße Mädchenhäupter.
Sie schlingen zierlich einen Ringelreihn
Und jagen, haschen sich, bald taucht empor
Aus klarer Flut ein weißer Leib, bald glitzert
Ein schupp'ger Fischschwanz leuchtend in der Sonne.
Und Necken klingt und silberhelles Kichern. . .

Da tönt ein Schnauben plötzlich, Prusten, Stampfen,
Ein plumper, flossiger Kentaur durchteilt
Mit Kraft die Well'n und sucht der Schlanken eine
Zu greifen sich; doch klatschend in das Wasser
Schlägt laut die ungefüge Hand und lachend
Stiebt auseinander flugs die frohe Schar.

Nun hebt ein Necken, hebt ein Foppen an,
Daß sich der Alte kaum zu helfen weiß:
Die zwickt ihn in das Ohr, die zerrt kräftig
An seinem Roßschweif ihn und eine andre
Spritzt ihm mit Wasser voll die list'gen Äuglein.
Der Kecksten eine aber aus der Schar,
Mit dunklen Augen, den Korallenkranz
Im schwarzen Haar, schwingt auf den breiten Rücken
Sich ihm und tätschelt ihm mit weichen Händchen
Die breiten Schultern leis, doch als er drauf,
Ein faunisch Lächeln auf dem runden Antlitz,
Mit beiden Händen nach ihr greift, stürzt sie
Kopfüber sich laut lachend in die Fluten. . . .

So spielen froh im Licht die Ewigen.
Vom tiefen Grund des Meeres aber schaut
Aus starren halbgeschloss'nen Augen, einen
Wehevollen Zug von Lebenssehnsucht um
Die todesblassen, fest geschlossnen Lippen,
Ein junger, blondgelockter, gestern erst
Ertrunkener Matrose auf zu den
Unsterblichen. . .

Karl August Hückinghaus.

Der Zwist der Verliebten.

Lustspiel in fünf Akten von **Molière**. In deutschen Versen von **Ludwig Fulda**.

(Fortsetzung.)

Zweiter Akt.

Erster Auftritt.

Ascanio. Frosine.

Frosine.

Kein Mädchen kann verschwiegner sein als ich,
Ascanio.

Ascanio.

Sind wir am rechten Orte
Für dies Gespräch? Ein Dritter könnte sich
Uns nähern und belauschen unsre Worte.

Frosine.

Nicht halb so sicher wären wir im Haus.
Hier späht man frei nach allen Seiten aus,
Und sprudeln darf der Redequell in Fülle.

Ascanio.

Ach, wäre mir das Reden doch erspart!

Frosine.

Ein groß Geheimnis?

Ascanio.

Ja, von solcher Art,
Daß ich selbst Dir nur ungern es enthülle
Und ferner schwiege, wenn mich nicht die Not
Zum Sprechen zwänge.

Frosine.

Willst Du so mich kränken?
Der Freundin zögerst Du Vertrau'n zu schenken,
Die stets getreu Dir Rat und Hilfe bot,
Mit Dir erwuchs und Niemand ließ gewahren,
Welch wicht'ge Dinge sie von Dir erfahren . . .

Ascanio.

Ja, Du erfuhrst den Grund, der mein Geschlecht
Und meine Herkunft Allen hält verborgen,
Weißt, daß ich hier an meinem Lebensmorgen,
Um nach dem Tod Ascanio's das Recht
Auf eine Erbschaft diesem Haus zu retten,
Von ihm geerbt den Namen und die Tracht;
Und weil Dein Wissen mich vertraulich macht,
Drum lös' ich meiner Zunge gern die Ketten.
Doch erst, Frosine, möcht' ich Klarheit haben,
Da mich der Zweifel immer neu befällt,
Ob Albert mich noch heut für einen Knaben
Und sich für meinen Vater hält.

Frosine.

Je nun, vergeblich blieb auch mein Versuch,
'nen Zipfel dieses Schleiers zu erbeuten.
Der Hergang ist mir ein versiegelt Buch;
Selbst meine Mutter konnt' ihn mir nicht deuten.
Als Alberts teures Söhnlein kam zu sterben,
Das, noch bevor es war geboren,
Von einem reichen Ohm ward auserkoren
Zu seines riesigen Vermögens Erben,
Da barg dem Gatten, der auf Reisen just,
Des Kindes Mutter diesen Tod, aus Bangen,
Er werde rasen über den Verlust
Der Erbschaft, die dem Haus zu neuem Prangen
Verhelfen sollte. Drum auf krummen Wege
Ward ein Ersatz gesucht; man nahm Dich fort
Aus unsrem Haus, wo Du geweilt zur Pflege,
Und Deine rechte Mutter gab ihr Wort,
Nichts zu verraten von dem Winkelzug;
Denn reichlich ward ihr Schweigen ihr vergütet.
Von uns erfuhr Herr Albert nichts; den Trug
Hat seine Frau zwölf Jahre still gehütet
Und nahm, weil ihr der Tod die Zeit nicht gab
Zur Beichte, das Geheimnis mit ins Grab.
Jedoch Herrn Albert seh' ich manchen Tag
Zu Deiner Mutter Haus die Schritte lenken.
Und heimlich hilft er ihr mit Geldgeschenken;
Wer weiß, was das für Gründe haben mag.
Doch andrerseits wünscht er Dich bald vermählt
Und nennt Geflunker, was man sich erzählt.
Er ahnt vielleicht, daß Du ein fremdes Kind,
Doch nicht, daß Du ein Weib im Männerkleide.
Genug! Sag Dein Geheimnis mir geschwind,
Damit ich länger nicht an Neugier leide.

Ascanio.
Wohlan, so wisse, daß wir Amors Macht
Vergeblich durch ein Kleid zu täuschen hoffen,
Und daß trotz dieser Maskentracht
Sein Pfeil ein schwaches Mädchenherz getroffen.
Kurzum, ich liebe.

Frosine.
Du! Du liebst?

Ascanio.
Halt ein.
Gieb Deinem Staunen Zeit, nach Luft zu haschen;
Denn was ich Dir gestehn muß obendrein,
Wird Dich noch stärker überraschen.

Frosine.
Nun?

Ascanio.
Mein Erwählter ist Valer.

Frosine.
Vorzüglich!
Er, Dein Erwählter, er, dem Du betrüglich
Die fette Erbschaft weggeschnappt,
Der — wüßt' er, daß Du Dein Geschlecht verkappt —
Uns das Gericht würd' hetzen auf den Leib!
Das steigert mein Erstaunen, in der That.

Ascanio.
Doch treib' ich's noch auf einen höhern Grad:
Ich bin sein Weib.

Frosine.
O Gott! Sein Weib!

Ascanio.
Sein Weib.

Frosine.
Das ist der Gipfel! Mir wird kalt und heiß.

Ascanio.
Und das ist noch nicht Alles.

Frosine.
Was noch weiter?

Ascanio.
Ich bin es, ohne daß er's weiß;
Mein ganzes Schicksal blieb ihm unbekannt.

Frosine.
Nur zu! Denn mir verjagt nun der Verstand;
So schwindlig macht mich diese Stufenleiter.
Nein, solche Rätsel kann ich nicht ergründen.

Ascanio.
Hör' mich nur an; die Lösung ist nicht schwer.
Um meine Schwester werbend schien Valer
Mir würdig, Gegenliebe zu entzünden.
Weil's mich verdroß, daß sie sein heiß Verlangen
Abwies mit Kälte, blieb ich selbst nicht kalt.
Ich bat Lucile, ihn öfter zu empfangen,
Schalt ihre Grausamkeit und schalt
So lang, bis unbewußt ich nach und nach
Empfinden lernte, was sie nicht empfunden;
Ergriffen lauscht' ich, wenn er mit ihr sprach;
Sein Flehn zu ihr, mich hat es überwunden,
Und weil der Wunsch, den er umsonst ihr weihte,
Unwiderstehlich mein Gemüt umfing,
Hab' ich mein Herz, das arme schwache Ding,
An ihn vergeben, der vergebens freite.
Es ward durchbohrt vom abgeprallten Pfeile
Und zahlte fremde Schuld mit hohen Zinsen.
Zuletzt beschloß ich, meinem Märchenprinzen
Mich unter falschem Namen zu entdecken.
Er hielt mich für Lucile, die nächt'ger Weile
Gekommen, seine Hoffnung neu zu wecken,
Und mein vorsichtiges Gespräch verstärkte
Den Trug derart, daß er ihn nicht bemerkte.
Zu meinem Vorteil so von ihm verkannt,
Gab ich ihm die Versichrung meiner Liebe;
Nur daß des Vaters heft'ger Widerstand
Vorerst mich zur Verstellung triebe.
Drum müßten mit dem dunklen Flor der Nacht
Wir ängstlich unsren Herzensbund umkleiden
Und, stets auf unser künftig Glück bedacht,
Bei Tage jede Traulichkeit vermeiden;
Ich würd' ihm auch hinfort mit gleicher Kühle
Begegnen, wie bevor wir uns verbunden;
Auch dürften wir uns zärtliche Gefühle
In Worten, Schrift und Miene nicht bekunden.
Ich spare mir die Schilderung, wie schlau
Ich weiterspann an diesem list'gen Spiele
Kurz, mutig führt' ich meinen Plan zum Ziele,
Und heute sind wir Mann und Frau.

Frosine.
Potz Wetter, ein Geniestreich ersten Rang's!
Wer sucht das hinter deiner glatten Miene?
Wenn nur Dein Vorgehn nicht zu rasch mir schiene;
Im Anfang zwar — das geb' ich zu — gelang's;
Jedoch Du mußt Dir sagen, daß Du kaum
Es dauernd kannst bewahren vor Enthüllung.

Ascanio.
Die wahre Liebe duldet keinen Zaum,
Und ihre Wünsche drängen nach Erfüllung.
Wenn sie der Sehnsucht einzig Ziel erreichte,
Dann scheint ihr Alles andre klein und schal;
Doch ebendrum vernahmst Du meine Beichte.
Damit Dein Rat... Da kommt mein Herr Gemahl.

Zweiter Auftritt.

Vorige. Valer.

Valer.
Sofern ich eine trauliche Besprechung

Hier unterbrach, so räum' ich unverwandt
Das Feld.

Ascanio.

Als des Gespräches Gegenstand
Sind Sie durchaus befugt zur Unterbrechung.

Valer.

Ich?

Ascanio.

Ja.

Valer.

Wieso?

Ascanio.

„Wär' ich ein Mädchen" — sagt' ich eben
„Dann würde mir Valer gefährlich sein,
Und schlöss' er mich ins Herz, mich ganz allein,
Dann würd' ich gern mich ihm zu eigen geben."

Valer.

Mit der Versich'rung hat es keine Not.
Ist doch das Wörtchen „wenn" davorgeschoben!
Wohl Ihnen, daß die Möglichkeit nicht droht,
Die liebenswürd'ge Floskel zu erproben.

Ascanio.

Nein, was ich sagte, nehm' ich nicht zurück:
Gern' würd' ich Ihrer Lieb' Erwid'rung spenden.

Valer.

Und stünd' es nun in Ihrer Macht, mein Glück
Durch Ihren Beistand zu vollenden?

Ascanio.

Der Auftrag würde nicht bei mir verfangen.

Valer.

Mit solchem Wort geschieht mir wenig Ehre.

Ascanio.

Ei, halten Sie's — falls ich ein Mädchen wäre,
Das selbst Sie liebt — für ein gerecht Verlangen,
Ich solle dem Gefühl, das einer Andern
Sie widmen, beistehn als getreue Magd?
Nein, diese Hölle würd' ich nicht durchwandern.

Valer.

Sie sind's doch aber nicht!

Ascanio.

Was ich gesagt,
Sagt' ich als Mädchen. Halten Sie sich dran.

Valer.

Ich merk', Ascanio, daß meine Glut
Von Ihrer Freundschaft nichts erwarten kann,
Falls Gott an Ihnen nicht ein Wunder thut.
Sie sind, wenngleich kein Mädchen, unser Feind
Und weigern Ihren Anteil unserm Bunde.

Ascanio.

Ich bin empfindlicher, als man wohl meint,
Der kleinste Zweifel schlägt mir eine Wunde,
Wo's Liebe gilt. Ja, g'rad heraus, Valer,
Ich kann mich nicht zu Ihrem Dienst verbinde[n],
Es sei denn, Sie beteuern mir vorher,
Daß Sie für mich nicht minder warm empfinde[n],
Für meine Freundschaft mir Vergeltung bieten
Und — wär' ein Mädchen ich — nicht ungetre[u]
Um einer Andern willen mich verrieten.

Valer.

Solch' eifersücht'ger Skrupel ist mir neu;
Jedoch er schmeichelt mir im höchsten Grad,
Und gern betheur' ich alles, was Sie wollen.

Ascanio.

Ganz ungeschminkt?

Valer.

Ganz ungeschminkt.

Ascanio.

Dann i[...]
Sie stets mich willig sehn zu Rat und That.

Valer.

Ich rechne drauf; muß ich doch bald bereits
Ein wichtiges Geheimnis Ihnen künden.

Ascanio.

Auch ich hab' ein Geheimnis meinerseits,
Durch das ich Ihre Treue will ergründen.

Valer.

Wie dies gescheh'n soll, kann ich zwar nicht ahnen.

Ascanio.

Heimliche Liebe hat mein Herz entfacht.
Vielleicht besitzen Sie allein die Macht,
Zu meinem Glücke mir den Weg zu bahnen.

Valer.

Getrost, Ascanio; ich bin bereit.
An gutem Willen soll mir's nicht gebrechen.

Ascanio.

Sie wissen nicht, was Sie mir da versprechen.

Valer.

O doch! Wie heißt die schöne Grausamkeit?

Ascanio.

Noch muß ich schweigen; doch es ist ein Wesen,
Das Ihnen nahe steht.

Valer.

Ei, meiner Seele!
Ihr Herz hat meine Schwester sich erlesen?

Ascanio.

Noch sag' ich nichts.

Valer.
Warum nicht?

Ascanio.
Ich erzähle
Nicht mein Geheimnis, eh' ich Ihres weiß.

Valer.
Da muß ich erst Ermächtigung mir holen.

Ascanio.
Thun Sie's, damit wir sehn, wer von uns Zweien
Dem andern dient mit redlicherem Fleiß.

Valer.
Gut, mir ist's recht.

Ascanio.
Mir gleichfalls. Gott befohlen.
(Valer ab.)

Frosine.
Er glaubt, daß Sie sein Freund und Bruder seien!

Dritter Auftritt.

Ascanio. Frosine. Lucile. Marinette.

Lucile (zu Marinette.)
Ich bin entschlossen; Rache will ich haben,
Und schmerzt es ihn, daß man ihn so behandelt,
Dann wird mir seine Pein die Seele laben.
(Zu Askanio.)
Du siehst mich, Bruder, gänzlich umgewandelt.
Nicht länger über meinen Stolz beschweren
Soll sich Valer; ich teile seine Glut.

Ascanio.
Was sagst Du, Schwester? Welch ein Wankelmut!
Wie soll ich diesen Umschlag mir erklären?

Lucile.
Mir scheint, Du bist noch stärker umgeschlagen.
Sonst warest Du Valer doch wohlgesinnt
Und pflegtest ihm zu lieb mich zu verklagen
Als grausam, launisch, ungerecht und blind.
Und jetzt mißfällt auf einmal Dir mein Plan,
Ihn zu erhören, und Du sprichst dagegen!

Ascanio.
Ich muß Valer verleugnen — deinetwegen;
Denn eine Andre hat's ihm angethan,
Und schimpflich wär's für Dich, wenn Dein Versuch,
Ihn noch zurückzurufen, scheitern müßte.

Lucile.
Als ob ich das nicht besser wüßte!
Sein Herz ist mir ein aufgeschlagen Buch,
Und seine Blicke sind nicht zu verkennen.
Drum ohne Scheu gieb mein Gefühl ihm kund!
Doch weigerst Du's, dann soll mein eigner Mund
Den Siegespreis, den er gewann, ihm nennen.
Was ist Dir denn? Du scheinst ja ganz verstört.

Ascanio.
Ach, Schwester, wenn Du je auf mich gehört,
Und wenn Dich eines Bruders Bitte rührt,
Laß ab und raube nicht das Liebesfeuer
Valers dem jungen Herzen, das mir teuer,
Und dem fürwahr Dein Mitgefühl gebührt.
Das arme Mädchen liebt mit Leidenschaft;
Sie zog in ihrer Not mich ins Vertrauen,
Und ihre Seufzer haben wohl die Kraft,
Selbst einen Felsen aufzutauen.
Du hättest Mitleid, wenn Du sähst, mit welchem Schlage
Dein Vorsatz ihrer Liebe droht;
Ja, so genau versteh ich ihre Lage,
Daß ich versichert bin, es wär' ihr Tod,
Wenn Du den heißgeliebten Mann ihr stiehlst.
Erast will Dich zur Gattin, und man fände
Kein passenderes Paar . . .

Lucile.
Bist Du zu Ende?
Ich weiß nicht, wen Du mir so warm empfiehlst;
Doch hab ich nun genug gehört. Und jetzt
Vergönne mir, in Ruhe nachzudenken.

Ascanio.
Grausame Schwester, die sich vorgesetzt,
Mich in den tiefsten Jammer zu versenken!

(Fortsetzung folgt.)

Sehnsucht.

Das Wörtlein Sehnsucht läßt mich nicht
Ich schreib's in jedes sanfte Gedicht,
Mein Traum ist tief in seinem Bann
Und trägt dies Wort als Talismann.

Sehnsucht, das ist: tiefdunkler Wein,
Weicher Damast und Ringelreihn,
Ein Harfenlied, im Park verweht,
Ein leuchtendes, ein duftendes Beet.

Sprich nur das Wort recht zärtlich aus:
Sehnsucht. Schon wölbt sich Dir das Haus,
Schon werden alle Räume weit.
O Glück, o Leid, o Seligkeit. . .

Hans Müller.

Ein Weibersieg.

Es rauscht ein mächtig Orlogschiff
Im Nebel durch die Dänensunde,
Im Frühlicht glüht das weiße Kliff;
Da klirren die Anker schon zum Grunde.

Jens Modders Augen sahen gut.
Er springt hinan zum Glockenturme:
„Der Schwed' ist da, seid auf der Hut“
Die Glocke wimmert's laut im Sturme.

Da langen sie nach Hack' und Beil,
Da recken sich die Friesenhünen
Und eilen mit bedächtiger Eil'
Zum Königshügel in den Dünen.

Und neben schwerem Männertritt
Sieht rot man Frauenröcke hasten;
Denn wo um Haus und Herd man stritt,
Da konnt' ein Friesenweib nicht rasten. –

Vor Keitum lagert schon der Schwed';
Er plünderte mit Wohlbehagen,
Der Breitopf brodelnd vor ihm steht,
Ein Labsal für den Schwedenmagen.

Da, horch, aus dichter Nebelwand
Ein Grolln von tiefen Männerbässen,
Es stürmt, – das Beil blitzt in der Hand –
Heran, sich mit dem Feind zu messen.

Die Schweden sind vom heißen Brei
Mit wildem Fluchen aufgesprungen,
Aus den Musketen schwirrt das Blei,
Von Mann zu Mann wird hart gerungen.

Wohl treffen Friesenbeile gut,
Doch sicher zielen Schwedenspeere,
Schon wankt der Männer Kampfesmut. –
Weh! Friesenweiber, eurer Ehre!

Ein Kampfschrei kreischt, die Hilfe winkt;
Wie? – Nebelgeister attakieren!
Den Fraun die goldne Haube blinkt
Wie Pappenheimers Kürassieren.

Die Schweden zetern: „Teufelei!
Zurück zu Schiff! wir sind verloren!“
Da klatscht auch schon der heiße Brei
Von links und rechts um ihre Ohren.

Das traf; Gelächter ringsumher
Erdröhnt aus breitem Friesenmunde;
Vergebens alle Gegenwehr! –
Der Schwede floh in seine Sunde.

Otto Kindt.

Dein Bild.

So mußt Du stehn! In weichen Falten fließt
Ein schweres Fellgewand um Deine Glieder,
Nichts, was beengt und quälend Dich umschließt:
Von der Gestalt, so königlich hernieder
Soll's wie ein Rausch von Reim und Rythmen gehn,
Dann bist Du schön!

Und dann: Die weißen Hände leicht verschränkt,
Traumvoll den treuen Blick in ferne Weiten,
Draus schon die Sehnsucht Dir entgegendrängt,
Wo tausend Wünsche heimlich um Dich gehn,
Dann bist Du schön.

So mußt Du stehn! Wie oft schon hab ich mir
Dein Bild so ausgemalt in stillen Stunden.
Dann sah ich in des Weibes Schmuck und Zier
Dich ganz von Glanz und Glimmerglück umwunden.
Und jauchzend rief ich dann im Fernestehn:
„Weib, Du bist schön!“

Friedr. Castelle.

Winterdämmerung.

Nebeltrübe Wintertage
So verzweiflungüberschauert,
Wo der Tod in Lüften lauert,
Wie er sich mit sicherm Schlage
Seine matte Beute rafft,
Wo das Leben mutlos kauert,
Ohne Willen, ohne Kraft;
Wo die dumpfen Ängste lasten,
Und kein kleinstes Glück mag blühen,
Doch aus schweren Erdenmühen
Sich die Seelen zitternd tasten
Lichtwärts, und mit stillem Fleh'n
In der Wolken trüb' Verglühen,
In die roten Nebel seh'n.

Ilse Hamel.

Dichterlos.

Wem des Liedes Klang zu wecken
Eigen gab ein hold Geschick,
Mühlos Menschen-Leid und Schrecken
Lächelt er in's Nichts zurück.

Doch das eig'ne Herz muß bluten,
Muß in Leid und Lust vergeh'n.
Nur aus der Vernichtung Gluten
Kann der Phönix auferstehn.

E. Dickhöfer.

Karl Josias Christian Bunsen und Ernst Schulze.

Mit ungedruckten Briefen Bunsens und Schulzes.

II.

Während Schulze das unerquickliche Dasein in Göttingen, wie es sein zuletzt mitgeteilter Brief an Bunsen nicht zu düster schildert, fortsetzte, verfolgte der glücklichere und stärkere Freund mit aller Willenskraft sein Ziel. Nachdem er als Begleiter Astors noch Reisen an den Rhein und nach Holland gemacht, ging er nach Kopenhagen und widmete sich dort 1813—1815 dem Studium der skandinavischen und nordgermanischen Sprachen, namentlich — unter Finn Magnussen's Leitung — des Isländischen. Sein Göttinger Studienfreund Christian August Brandis, der, wie frühere Mitteilungen an dieser Stelle des Näheren dargelegt haben, gleichfalls mit Schulze befreundet war, war fast gleichzeitig nach der dänischen Hauptstadt gekommen, hatte sich an der Universität als Doctor legens, also nach unserem Sprachgebrauch als Privatdozent habilitiert und lebte in innigster Gemeinschaft mit Bunsen. Beide aber gedachten des Freundes in Göttingen, und blieben in brieflichem Verkehr mit ihm. Einem längeren Kollektiv-Briefe von Brandis an Schulze, Lücke und Reck, die in Göttingen verbliebenen Mitglieder des Kreises, (Kopenhagen, 26. Juni 1815) fügte Bunsen die folgenden, an Schulze gerichteten Zeilen bei:

> Nur einige Zeilen, oder vielmehr Worte, theuerster Schulze! Wie sehr wünschte ich, es wären einige Worte, die Du mir gleich erwiedern könntest, um mir zu sagen, wie es Dir geht. Dein Bleiben in Göttingen freut mich sehr, besonders da es mir auch von Deiner jetzigen Stimmung ein günstiges Zeichen zu geben scheint, vielleicht auch von Deiner jetzigen Lage. Laß mich darüber das Nähere wissen und über Dein Gedicht. O, könntest Du hier sein auf Hertha's Insel, dem fast grünen Seeland. Von Lethraborg bringe ich Dir etwas mit. Die alten Sagas sind zum Theil herrlich. Lebe wohl, die Zeit drängt. Gott sei mit Dir! B.

Wie man sieht, zog der thatkräftige Bunsen aus Schulzes Verbleiben in Göttingen den Schluß, daß sich die dortigen Verhältnisse des Freundes — er war bekanntlich Privatdozent ohne Gehalt, und leider auch fast ohne Zuhörer — und namentlich auch seine Beziehung zu Adelheid Tychsen zum Besseren gewandelt hätten. Aber Bunsen war ja nicht bloß energisch, sondern auch klug; vielleicht stellte er sich nur so, dies zu glauben, um die Empfindungen des Freundes zu schonen.

Schulze's Antwortschreiben an die Freunde ist teilweise bereits Band XVI., Seite 240 ff. dieser Zeitschrift veröffentlicht worden; es sind dort jene Stellen wiedergegeben, in denen Schulze über sein unseliges Verhältnis zu Adelheid Tychsen und seinen Bruch mit ihrer Familie berichtet. Sie seien aus denselben Gründen nicht wiederholt, die uns veranlassen, auch aus dem zuletzt mitgeteilten Brief des Dichters an Bunsen nur die bisher nicht veröffentlichten Mitteilungen wiederzugeben. Bisher nicht bekannt sind die folgenden Ausführungen:

> Göttingen, d. 13. Aug. 15.
>
> Ich schreibe an Euch Beyde zusammen, Ihr Lieben, weil ich vor Keinem von Euch etwas zu verbergen habe, und weil Ihr ja so eins seyd, daß ich Euch als eine Person betrachten kann. Daß ich Euch erst jetzt schreibe, werdet Ihr mir verzeihen, denn Ihr werdet gewiß lieber wollen, daß ich etwas thue, was Euch künftig einmahl eine längere Freude machen soll, als ein kurzer und vergänglicher Brief. Auch konnte ich Euch nichts von mir melden, was Euch erfreut hätte; und es ist mir zuwider, meinen Schmerz immer von neuem mir so klar mit Worten vorzustellen; und auch noch Andern Kummer zu machen mit dem, was mich selbst so schwer drückt, daß ich es lieber allein tragen will. Aber da Ihr nun einmahl etwas von meinem Leben wißen wollt, so kann es Euch doch nicht genügen, wenn ich Euch sage, das ich aufstehe, wache und mich schlafen lege; denn das ist das Einzige, was sich von meinem äußern Leben sagen läßt; das innere aber ist nur Liebe und Schmerz; und Alles, was ich thue, denke und fühle, ist so genau mit Beyden verknüpft, ist so ganz Eins damit, als ich nur von meiner Liebe und meinem Schmerze reden kann, wenn ich von mir selbst reden will. . . (Folgen die Mitteilungen über Adelheid und die Familie Tychsen.)
>
> Gestern haben wir Lücke's erstes Zusammentreffen mit Henrietten gefeyert, das ihn nun nach drey Jahren auf einen so schönen Gipfel des Glücks geführt hat. Wir haben auch Euerer viel dabey

gedacht und uns erinnert, daß Dein Geburtstag lieber Bunsen, in diese Tage fällt. Deshalb magst Du diese Briefe als ein Geschenk betrachten, daß wir Dir aus treuen Herzen senden. Ich will nicht viel davon sprechen, wie wir Dich lieben und was wir Dir wünschen, denn Du kennst ja die Quellen unserer Liebe, die in Dir selbst sind, und hast Kraft genug, zu wissen, der Mensch bedürfe keiner Wünsche, wenn er nur will. Und daß wir Alle immer so fest aneinanderhalten werden, wie jetzt, dessen sind wir so versichert, daß es keiner neuen Ermahnung und Bitte bedürfte, wenn sich dergleichen nicht besonders bey festlichen Gelegenheiten uns am liebsten aufdrängte und am freudigsten sich aussprache. Um Michaelis werde ich in Euere Nähe kommen, denn meine Aeltern haben mich zu einer Reise über Hamburg und Lübeck nach Travemünde und vielleicht auch nach Kiel eingeladen. Dann würde also bloß noch die See zwischen uns liegen. Es wäre schön, wenn wir uns sehen könnten; aber ich sehe die Möglichkeit nicht ein.

Wenn mein Brief noch heute mit den anderen fort soll, muß ich schließen. Reck und Lücke werden Euch ja auch wohl von manchen Sachen geschrieben haben, die Ihr wissen wollt und so mag ein Brief den andern ergänzen. Von uns allen habt Ihr wenigstens die volle Liebe, denn die darf allein auf Erden kein Stückwerk seyn. Ich drücke Euch Beiden von Herzen die Hand.

E. Schulze.

Grüßt mir auch den Kleinen freundlich.

Friedrich Lücke (1791—1855), der nachmalige berühmte Göttinger Theologe, war damals Repetent an der theologischen Fakultät; Henriette war seine Braut und nachmalige Gattin. Reck, der Jura studierte, ist der Einzige des Kreises, der unberühmt geblieben ist; er starb, ein Sonderling, der nur durch seine seltsame Lebensweise Einiges von sich reden machte, in hohen Jahren in Göttingen. Mit dem „Kleinen" ist Brandis' Bruder Fritz gemeint, der damals eben nach Kopenhagen gekommen war.

Die Freunde beeilten sich, Schulze zu schreiben, wie erfreut sie über seinen Besuch wären. Brandis schrieb in diesem Sinne bereits am 16. September 1815; etwa zwei Wochen später folgte Bunsen mit nachstehendem Schreiben:

Kopenhagen, am 23. Septbr. 1815.

Ungeachtet Dich Brandis nach Celle gesandter Brief, vielleicht auch der meinige, welcher in gleicher Absicht an Reck geschickt ist, hoffentlich in Deinem schönen Entschlusse, hieher zu reisen, hinlänglich bestärkt haben wird, so sende ich doch, der größeren Sicherheit wegen, noch einige Worte nach Hamburg, damit sie Dich dort vorläufig in Empfang und Beschlag nehmen mögen. Wir freuen uns so sehr auf Deine Ankunft und haben Dir so viel zu sagen von Vergangenem und Zukünftigem, endlich auch so manches Schöne in der Gegen- zu zeigen, daß Du auf jeden Fall kommen Du mußt nur so bald als möglich abreisen, lich zur See: der Wind ist in dieser Jahres- gewöhnlich günstig, in 2 mal 24 Stunden Du bei uns sein. Hast Du schönes Wetter und stille Wogen, so lieben Dich ja unsere die befreundeten Götter, wirft Dich der etwas hin und her, nun so sollst Du das erheben- Schauspiel der Natur sehen. Hier aber sollst die stolze Dänenburg, Lethras Trümmer und wallenden Mastenwälder des Sundes schauen. haben viele kleine Reisen deshalb aufgeschob- Reise ich überhaupt den Winter weg, so ist es zu Deiner Abreise entschieden, denn nach Septbr. kann Ostwind nicht gut mehr kommen. Im entgegengesetzten Falle bleibe ich den hier, um im Frühling mit dem lieben Bra- nach Berlin zu ziehen und von da im Herbste heiligen Osten zuzuziehen. Brandis hat die Nachrichten von Berlin. Niebuhr (an den er auch selbst geschrieben) will alles thun; auf Fall ist es leicht, durch Privatstunden und Unter- richt an einem Gymnasium seine Subsistenz sichern, bis man an einer der Provinzial-Univer- täten angestellt wird. Du mußt auch dahin in das rege Leben. Setze Dich dreist auf Glückes Schiff, das ich besteige. Doch davon münd- Jetzt komme, und bald.

Dein

Bunsen.

Nye Kongsgade (bag. Slottet) No.

Der berühmte Historiker, dessen der erwähnt, war Brandis und Bunsen ein Gönner; welche Förderung ihm namentlich verdankt, ist bekannt.

Schulze ging nach Hamburg, kehrte aber dort nach Göttingen zurück. Er konnte sich losreißen; mit Adelheid Tychsen dieselbe atmen, war ihm Bedürfnis geworden, mit Schmerz und Demütigung er dies auch erfahren mußte — von dem Schaden für seine Laufbahn Gelehrter, vielleicht noch mehr für die als ganz abgesehen.

In einem Schreiben vom 2 Oktober 181- es liegt uns leider nur diese Stelle in Abschrift — schrieb Bunsen an Schulze:

„. . . Du weist wohl, daß ich Deinen wenn auch nicht vollständig, mit Dir Dennoch machte es mich wieder heiter, groß, so gefasst im Leiden zu sehen. Ach, lernt man das wohl nur nach und nach, der Schmerz schon viel schöne Stunden hat. . ."

Brandis, eine wärmere Natur, als wohl auch mit Schulze näher befreundet, Berlin aus, wohin er sich gewendet hatte, seine

ungen fort, Schulze von Göttingen und den
eln seiner unseligen Leidenschaft loszureißen. Was
s der edle Mann dazu aufbot, wird man
rteilen können, wenn wir auch seine Korrespondenz
Schulze mitteilen werden. Hier nur so viel, daß
von Berlin aus Schulze am 30. November 1815
ot, ihm eine Hofmeisterstelle im Hause des Staats
s Uhden, die ihm selbst angeboten war, zu über
en, wenn er nach Berlin kommen wolle; an einer
zentur, in Berlin oder Bonn, werde es mit der
t nicht fehlen. Diesem Schreiben fügte Bunsen,
damals gleichfalls nach Berlin gekommen war,
sich während dieses Aufenthalts Niebuhrs lebens
ige Gunst zu erobern, die folgende Nachschrift bei:

Es wird mir, lieber Schulze, bei der notwendigen Theilung zwischen mir und Brandis, gewöhnlich das Loos zu Theil, Dir nur in einigen Worten zu sagen, daß ich's ebenso meine. Dießmal wird mir das schwerer als sonst, weil ich so gerne etwas dazu thun möchte, Dich hierher zu bringen, und wieder leichter, da ich die Hoffnung hege, Dich bald zu sehen. Eins muß ich hinzufügen, daß Du nämlich Brandis Anerbieten wegen der Uhden'schen Stelle unbedenklich annehmen kannst, weil Du ihm keinen Schaden damit thust. Wer hier selbst ist und Verbindungen hat, wie Brandis, kann hier immer jeden Monat sehr annehmliche Stellen antreten. Auch wirst Du hier Dein Gedicht froh ausarbeiten und vollenden im Gefühle der allgemeinen Theilnahme an den Werken der Kunst, die die gebildeten Einwohner Berlins ebenso als ihr Patriotismus auszeichnet. Thu also den Schritt in Gottes Namen — so viel und gut ich weiß, ist er der beste.

Dein

C. B.

Der Rat war gut, aber ihn zu befolgen für
chulze, wie er nun einmal war, unmöglich. Er
lieb auch nun in Göttingen, noch mehr, er erwiderte
icht einmal die liebevollen, opferfreudigen Briefe von
randis und die herzlichen Bunsens. Erst auf die
achricht hin, daß Brandis über sein Schweigen tief
ekränkt sei, raffte er sich zu einem Antwortschreiben
uf, das, an Brandis gerichtet, doch für beide Freunde
estimmt war, und daher hier seinen Platz finden
öge. Eine Stelle daraus ist bereits Band XVI,
eite 26 ff. mitgeteilt, doch wiederholen wir sie hier, um
en merkwürdigen Brief nicht zu zerreißen. Er lautet:

Göttingen, d. 12. März 16.

Deine Aeußerung am Schluße Deines letzten Briefs an Reck, daß mein Stillschweigen Dir wehe thue, hat mein schlummerndes Gewißen erweckt; und wenn ich auch jetzt das nicht mehr gut machen kann, was ich böse gemacht habe, so traue ich doch Deiner Nachsicht und meinem guten Willen genug zu, um zu hoffen, daß ich Deine Freundschaft, deren Verlust ich vielleicht verdiene, von neuem erobern könne. Das wirst Du nun wohl gewiß nicht glauben, daß ich Dir habe wehe thun wollen, mein lieber Freund. Aber auch ohne diesen Verdacht mußte schon meine bloße Nachläßigkeit Dich kränken, da ich Dir, der so offen, so uneigennützig gegen mich handelte, dem ich wegen gleicher Schicksale und gleicher Schmerzen eine doppelte Aufmerksamkeit und Liebe schuldig war, auch nicht ein Wort des Dankes, der Theilnahme und des Trostes geschrieben habe. Wenn Du nicht meine Schwäche für eine Entschuldigung annehmen willst, so weiß ich Dir keine andre zu machen. Aber ich hoffe das um so eher von Dir, da Du eben so gut als ich den Zustand eines ewig beunruhigten, gereizten, gekränkten und zerdrückten Herzens kennst. Tausendmahl habe ich an Euch Alle schreiben wollen, um bey Euch Trost und Frieden zu suchen; aber so oft ich an mein Leid gedachte, nahm sie, die es erweckte, meinen ganzen Geist gefangen; nur an sie konnte ich denken, nur für sie mich beschäftigen. Alles, was nicht unmittelbaren Bezug auf sie hatte, lag ganz außer meinem Leben.

Wollte ich aber meinen Schmerz auf Augenblicke vergeßen, so durfte ich nicht an Euch schreiben. Nur eine Zuflucht gab es dann für mich, die Erinnerung an schönere Zeiten, an jenes heilige Wesen, das mein Herz kannte und die Liebe und das Leid achtete, deren Ursache sie war. Es drängte mich wie mit Gewalt zur Vollendung meines Gedichts, denn das war das Einzige, worin ich meine Kraft, ja, worin ich fast allein meine Existenz erkannte, und fühlen konnte, ich sey doch nicht der bleiche, gestaltlose, nichtige Schatten, zu dem mein immer zwecklos ringendes, unfruchtbares Leben mir verschwebt, zu seyn schien. Erst in diesem letzten traurigen Jahre, habe ich erfahren, daß es einen unendlich zerstörendern Schmerz geben könne, als den der bloßen Entsagung, wenn mit ihr auch alle Freuden und Hoffnungen eines ganzen Lebens verblühten. Ich hatte schon lange gelernt, diesen Gedanken still und geduldig, ja beynahe freudig und stolz zu ertragen; ich fürchtete keinen neuen Sturm, weil ich das Ruder hatte brauchen lernen und mich auf meine Kraft und meinen Willen verlassen konnte. Aber als man anfing, mich zu entfernen, mich zu täuschen, mich zurückzustoßen, mich zu kränken, als man meinen Schmerz für gleichgültig, meine Treue für nothwendig, meine Anstrengungen und Aufopferungen für einen Tribut ansah, der kaum einer Anerkennung, viel weniger eines Danks werth sei; da fühlte ich den Unterschied zwischen einem Schmerz, den das Schicksal leidenschaftslos und bloß unwiderstehlich wollend uns auflegt, und dem, welchen die Menschen uns absichtlich und schadenfroh zufügen. —

Jetzt ist es beßer und ich bin wie ein langsam Genesender, der von der langentbehrten Freude

noch so bald nicht wieder scheiden kann. Ob ich es künftig können werde, weiß ich nicht; aber ich bitte Euch, mich nicht mit Gewalt dazu zu drängen. Laßt mich in dieser Rücksicht der Schwächste unter Euch seyn; denn Ihr müßt ja bedenken, daß gerade diese Schwäche auch wieder Treue und Festigkeit ist.

Eins ist mir ein großer Trost gewesen, daß sie, um die ich Alles dulde, von jedem Vorwurf rein geblieben ist. Nennt das keinen Irrthum der Leidenschaft, denn ich sehe wohl ein, daß sie unter andern Umständen tausend Vorwürfe verdiente. Aber so wie sie einmahl immer handelt nach einer klaren Einsicht in ihre Entschlüße und auch einem unerschütterlichen Fortschreiten auf dem begonnenen Wege, muß ich ihr Betragen ehren, so hart und grausam es scheinen möge, und kann nur die schwankende und launenhafte Behandlung Anderer tadeln, die zu meinem Schmerze das Meiste bey trugen. —

Möge es Dir nie so gehen. Du hast schon Vieles durch Deine Kraft überwunden und wirst Alles überwinden; denn das, was Du aufopfern mußt, war noch nicht durch langes äußeres und inneres Zusammenleben, durch die ewige Beziehung alles Deines Wirkens und Denkens und Empfindens bloß darauf, so sehr zu Dir selbst geworden, daß Du es nicht verliehren könntest, ohne Dich selbst und alle Liebe und das ganze Leben vieler früheren Jahre zu verliehren. Es scheint mir unrichtig, wenn man eine plötzlich aufflammende Leidenschaft stärker und zerstörender nennt, als eine langsam aufkeimende, die zuerst sogar Gleichgültigkeit war. Ich habe anfangs gezweifelt an meiner Liebe, ich habe Besinnung genug gehabt, sie zu überlegen, und Kälte genug, mich gegen sie zu wehren. Aber jetzt fühle ich, daß die Kette sich zwar langsam, aber eisern und unzerbrechlich um mein ganzes Daseyn geschlungen hat. Und wenn eine stärkre Hand sie zerriße, so würde ich Nichts seyn, weil sie allein alles Geistige in mir zusammenhielt und auf *einen* Punkt, auf *ein* Ziel hinzwang. Mir ist nicht mehr zu helfen, denn meine Krankheit ist zu meiner Natur geworden, und der Arzt würde mich tödten, wenn er mich heilte, ohne mir ein anderes Selbst gegeben zu haben. —

Lachmanns angewiesene 2 Louisd'or sind noch nicht angekommen. Wenn er Reck geantwortet hat, wird Reck Dir und ihm einen weitläuftigen Brief schreiben.

Am 5. May.

Eine Reise nach Hannover und nach Hildesheim zu meinem herrlichen Beaulieu, die mich viel länger aufhielt, als ich zuerst sollte, hat auch diesen Brief wieder verzögert. Doch freue ich mich, Dir wegen dieses Aufschubs genauere Kunde über Manches, was mich betrifft, geben zu können, als ich es vorher gekonnt hätte.

Meine Gesundheit, die am Ende dieses W… wegen heftiger Brustbeschwerden sehr bedenklich … ist durch diese Fußwanderung, worauf ich … einen Theil des Harzes durchstrich, wieder in … besten Zustand gekommen. Dagegen ist me… Hoffnung, hier angestellt zu werden, fast ga… erloschen, weil man einen berühmten Filolo… für Göttingen zu gewinnen suchen will. Wo… man ihn aber nehmen und womit man ihn beza… wird, weiß ich nicht, da man nichts anwenden ka… oder will. Die Leute, die sich für mich interess… betrüben sich mehr darüber als ich; denn … hiesige Professur hat keinen Zug und keine … von meiner Geliebten. Daß diese Täuschung me… erste wenigstens gar keinen Einfluß auf me… Entschlüße haben kann, versteht sich schon aus de… früher Geschriebenen. Eine wichtigere Nach… ist, daß meine Reise und mein Aufenthalt un… *lebendigen* Menschen, die mich lieb haben, … so viele Lebensfröhlichkeit gegeben hat, daß … vielleicht bis Michaelis davon zehren kann. D… kann ich ja wieder eine Reise nach Eg… machen, da ich nur einen Höferhandel zu tre… und nicht wie Joseph mich auf 7 Jahre … meiner Nothdurft zu versehen im Stande bin.

Die Bereitwilligkeit, womit Reimer De… Gedichte in Verlag genommen, hat den Gedank… in mir erregt, ob er auch wohl meine Cä… nehmen würde. Es würde mir sehr lieb und … manchen Hinsicht wichtig seyn, wenn sie … Michaelis erschiene. Stehst Du noch imme… angenehmen Verhältnissen mit ihm, so könnte… mir einen Freundschaftsdienst erweisen, wenn … Dich vorläufig bey ihm erkundigen wolltest. … übernimmt Lücke wohl dies Geschäft, da er a… addressirt ist. Das Ganze besteht, wie Du we… in 20 Gesängen und wird ungefähr 60 Bogen … nehmen, 3 Stanzen auf eine Seite gerechnet. I… weiß nicht, ob ich auf's Gerathewohl einige Ge… sänge zur Probe überschicken soll und möchte … erst durch Euch erfahren, ob er überhaupt zu … gleichen geneigt ist. Dann möchte ich eine … Summe, etwa 100 Louisd'or dafür fordern, die … Arbeit von 3 Jahren doch wohl werth ist. … mir die Liebe und gebt mir, oder, wenn ich … Euch zu sehr in's schwarze Register gekommen … wenigstens Reck davon Nachricht.

Ehe Du Deiner herrlichen Bestimmung e… gegengehst, hoffe ich Dich auf jeden Fall zu se… und es ist mir lieb, daß sich Deine Reise noch … zögert, da es mir jetzt ganz unmöglich sein w… nach Gotha zu kommen. Wenn Dir auch … Schicksal auf einer Seite hart ist, so sorgt es … auf einer andern so für Dich, wie Du es verdi… Nicht weniger Freude macht mir Lachma… erträglicher Zustand und sein muthiges Fei… Bunsen und der Krieg sind Beide ein Paar schl…

Gäste, aber, wenn sie auch manche Blume zertreten, so stampfen sie den Boden doch auch so fest, daß ein ordentlicher starker Baum seine Wurzeln darin schlagen kann. Lachmann wird diesen Brief auch lesen und ich brauche ihm deshalb nicht besonders zu schreiben. Was er aber damit sagen will, was er in einem früheren Brief an Lücke schrieb, daß ich nach dem, was ich ihm zuletzt nach Frankreich geschrieben, ihm jetzt wohl nicht gut schreiben dürfe, habe ich nicht ganz verstanden.

Wenn die andern Theile von Bunsen's Pariser Tagebuch, wovon wir nur einen unvollständigen Fetzen bekommen haben, sich nach Berlin hin verlaufen haben sollten; so schreibt uns doch den Anfang und das Ende von der ganzen Sache. Wir können aus Nichts klug werden, denn das Mittelstück, was am Fische das Beste ist, ist in einer Erzählung das unbrauchbarste.

Ὁ γὰρ οἶος ὁρᾷ πρόσσω καὶ ὀπίσσω

Reck schüttelt den Kopf und meint, Bunsen habe sich schlecht benommen.

Jetzt lebt herzlich wohl meine Lieben, und Du verzeihe mir Alles, was ich an Dir gesündigt habe. Ich will Dich gar nicht bitten, mir zu schreiben, weil ich so wenig Recht dazu habe; aber vergiß mich nur nicht und gedenke meiner zuweilen in Deinen Briefen an Reck. Besonders lege ich Euch die Angelegenheit mit meinem Gedichte an Euer freundschaftliches Herz. E. Schulze.

Sollte Lück schon bey Euch sein, so grüßt ihn herzlich. Er ist am Donnerstag von hier gereist.

Wie man sieht, will der Unglückliche gar nicht [...]s seiner schmerzlichen Lethargie aufgerüttelt sein [...]d beugt ferneren Versuchen, ihn aus Göttingen [...]rtzubringen, geflissentlich vor.

Zur Erläuterung einiger Briefstellen sei bemerkt: [...]randis glaubte sich damals — mit Unrecht — von [...]iner künftigen Gattin verschmäht; daher Schulze's [...]nspielung auf ihr gemeinsames Loos. Brandis [...]herrliche Bestimmung" war der Posten des Sekretärs [...]r preußischen Gesandtschaft in Rom; Niebuhr, der [...]m Gesandten ernannt war, hatte seine Ernennung [...]wirkt; ehe er nach Rom ging, wollte Brandis [...]nige Zeit in Gotha verweilen. — Mit dem „heiligen [...]eien" ist natürlich Cäcilie Tychsen gemeint; in wie [...]rklärtem Lichte Schulze nun seine Beziehung zu ihr [...]h, wissen die Leser dieser Zeitschrift aus den Tage[...]ichern des Dichters. Ein Irrtum Schulzes war es [...]ch, zu glauben, daß es nun „besser geworden", im [...]egenteil ertrug er den völligen Bruch mit Tychsens [...]gleich schwerer, als die Demütigungen, mit denen man ihn vergeblich fern zu halten gesucht, bis sich das Haus des unbequemen Freiers allerdings sehr kaltblütig ganz entledigt hatte; und vollends ein Irrtum, daß Adelheid daran unschuldig war; ohne ihren Wunsch thaten die Eltern nichts und zudem war gerade sie selbst die Schroffste von Allen. Es war lediglich die Selbstliebe, die den Dichter dies verkennen ließ. — Lachmann war kurz vorher in Göttingen gewesen und hatte sich dann nach Berlin gewendet, wo er Kollaborator am Friedrich Werderschen Gymnasium, dann auch Privatdozent an der Universität wurde; wie man sieht, hatte er die Göttinger Freunde um 2 Louisd'or angepumpt. Die Anspielung auf den Brief, den ihm Schulze nach Frankreich geschrieben, läßt sich nicht aufklären, da die Briefe Schulzes an Lachmann verloren gegangen sind. — Welche freundliche Rolle der Oberforstmeister von Beaulieu, seine Gattin und seine Stieftöchter, die Gräfinnen Egloffstein, in unseres Dichters Leben spielten, ist aus früheren Mitteilungen bekannt. — Die Krankheit, die Schulze im Februar 1816 befiel und scheinbar wieder schwand, ein starker Lungenkatarrh, war in Wahrheit kein vorübergehendes Übel, sondern das erste deutliche Auftreten des tückischen Leidens, dem er dann so früh erliegen sollte. — Wilhelm Hey (1789—1854), der treffliche Fabeldichter, gehörte gleichfalls dem Göttinger Kreise an; sein Verleger Reimer lehnte Schulzes Epos ab; es erschien erst nach des Dichters Tode bei Brockhaus.

Am meisten müssen uns hier die Anspielungen auf Bunsen interessieren: Bunsen und der Krieg sind ein paar schlimme Gäste, und Reck's Meinung Bunsen habe sich schlecht benommen. Die Wahrheit ist, daß Bunsen kurz vorher in Göttingen gewesen war und dem Dichter heftig die Leviten gelesen hatte, weil er seine wissenschaftliche Laufbahn völlig vernachlässige, sich Adelheid gegenüber in eine unwürdige Stellung gebracht habe und dennoch nicht von Göttingen fort wolle. Einiges Weitere darüber wird uns Bunsens nächster Brief an Schulze sagen.

Diesmal fügen wir nur noch auf Grund einer freundlichen Mitteilung des Herrn Prof. Dr. Richard M. Meyer in Berlin eine kleine Erläuterung zu unserem ersten Aufsatz bei. Wir wußten nicht anzugeben, wen Bunsen mit dem „kernigten Rothe" meine. Herr Prof. Meyer macht uns aufmerksam, das Bunsens Brief offenbar den Namen verschreibt, der richtig „Roth" lautet. K. F. von Roth war der erste Präsident des bayerischen Oberkonsistoriums und Verfasser eines „Commentarius de bello Borussico".

(Ein dritter Artikel folgt.)

Litterarische Notizen.

— Der „Verein Berliner Presse" hat zu seinem Ball[...]te als Damenspende eine Anzahl „Dichter-Grüße" [...]sammelt, die nun in geschmackvoller Ausstattung vorliegen: [...]des der einzelnen Blättchen trägt eine Photographie des Dichters und einen Sinnspruch im Facsimile seiner Handschrift. Was die Gelegenheit bringt, pflegt die nächste Gelegenheit wegzuspülen; es ist aber einiges unter diesen Beiträgen, was über die flüchtige Stunde hinaus für die

es seinen Dienst gethan oder — nicht gethan hat (denn wer liest auf einem Ball Verse?!), einige Beachtung verdient.

Helene Böhlau schreibt:

„Ein Begriff ist der große Wald, in dem das Einzelne aufgeht um ein Ganzes bilden zu helfen."

Einen hübschen Spruch steuert Georg Engel bei:

Dieweil die Propheten in wilder Flucht,
Neuen Acker erspüren und neue Frucht,
Wollen wir mit rührigen Händen, mit schnellen,
Pflugkräftig die brachen Felder bestellen.
— Gesund sei die Aussaat, kräftig und treu,
— Die treibende Blüthe bleibt ewig neu.

Otto Ernst meint:

„Auf unbekannten Weiden laufen wir alle mit der Herde."

Karl Emil Franzos schreibt:

Allen.
Der Eine hat Gott
Durch Leiden verloren,
Dem Andern ward Gott
Aus Leiden geboren.
Denn Zweifeln ist nur
Wie Glauben und Wahnen,
Auf Erden die Spur
Von unseren Thränen.
Drum lasst uns meiden
Den Streit so peinsam,
Und denken der Leiden
Die uns gemeinsam.

Einen Trostspruch von praktischem Wert, der freilich nur bei glücklich veranlagten Naturen verfangen dürfte, die ohnehin keines Trostes bedurfen, steuert Ludwig Fulda bei:

Was die Zeitung von Dir meint,
Macht's Dir etwa Kummer?!
Denke: Morgen schon erscheint
Eine neue Nummer.

Sehr witzig schreibt der Berliner Possen-Dichter Louis Herrmann über dasselbe Thema:

Suchst Kritik Du, sehr gemischt,
Zu den Schlangen wandre:
Während dort die eine zischt,
Klappert eine Andre.

Einen hübschen „Trinkspruch an meinen Sohn" steuert Felix Holländer bei:

Werd' mir nicht mürbe — kämpfe Dich durch!
Bleib mir ein fester, lachender Bursch.
Schreit durch die Jugend als Stürmer und Dränger;
Werd' mir als Mann nicht bang und bänger.
Hilf, wenn Du kannst, und pfeif auf den Dank;
Sieh mir ins Auge — stoß an — kling — klang . . . .

Hans Hopfen dichtet:

Will Dich ein Glück verlassen,
Zwing's nicht mit List, nicht mit Gewalt zurück.
Was einmal brach, läßt sich zur Not zusammenpassen,
Doch, magst in Gold, magst Du's in Eisen fassen,
Es wird nie wiederum ein ganzes Glück.

Der greise Wilhelm Jordan schreibt:

Sei groß genug, um ohne Prunken stolz,
Und stolz genug, um eitel nicht zu sein.

Gleich Fulda und Herrmann streift Adolf L'Arronge das Thema der Kritik:

Wenn schmutz'ger Neid, wenn Spott und Hohn
Dich ärgern, Du mußt niemals klagen:
Denk immer, wie viel Bessre schon
Als Du es mit Geduld ertragen.

Hugo Lubliner mahnt:

Besser eine Thorheit rasch begangen,
Als zu spät mit Weisheit angefangen.

Wehmutsvoll berührt das Citat des greisen W[...] Raabe:

„— und er sah zu den Tänzen der Jugend. — — —"

Agnes Ritters Spruch ist „Schönheit" über[...] und lautet:

Sie möchten ein moralisch Mäntelchen
Dir um die göttlich nackten Schultern hänge[n],
In eine starre, enge Form hinein
Die freie Fülle Deines Wesens zwängen,
Du aber lachst der blöden Unvernunft —
Dich zwingt kein Spruch, dich fesselt keine Zu[nft].

Arthur Schnitzler überschreibt seinen Spruch [...] an Jeden":

„Wer Deine bittersten Feinde sind? Unbekann[te]. ahnen, wie sehr Du sie verachten würdest, wenn [Du sie] kenntest."

Einer der Wenigen, die bei Auswahl ihres Be[...] des Zwecks der kleinen Sammlung bewußt war[en], Johannes Trojan. Sein galanter Spruch laute[t]:

Man kann schon zählen zu den Alten
Und fröhlich noch ins Leben schau'n:
Doch hat sich einer gut gehalten,
Wem wohl verdankt er das? Den Frau'n!

Adolf Wilbrandt schreibt:

Leben, weißt Du, heißt gewinnen. — ach!
Leben, weißt Du, heißt dann auch verlieren.
Feiger Gram nur kriecht auf allen Vieren;
Flieg', ein Adler, Deinen Göttern nach!

Ernst von Wildenbruch spricht auch diesmal [...] geistreiche, stolz-bescheidene Auffassung des Dichte[rs] aus:

Der Dichter ist der Acker seiner Zeit.
Je tiefer sie ihn pflügt, so reicher er gedeiht.

Mit dem hübschen Sprüchlein Julius Wo[...] unsere Auswahl geschlossen:

In weiser Weltlust leben,
Sich freu'n am schönen Schein
Und niemals widerstreben
Der Wahrheit und dem Wein.

Vieles Wertvolle haben wir nicht mitgeteilt. Es [...] sächlich ein Grund, der uns zu einer vergleich[...] sparsamen Auswahl bestimmt: Da die Beiträge [...] und die Facsimiles beisamen sind, so thäte der Ver[...] daran, das Büchlein weiteren Kreisen zu Gunsten [...] wohlthätigen Kassen zugänglich zu machen. Es [...] viel geringere Bücher viel gekauft worden.

— Heinrich Vierordts „Vaterlandsge[sänge"] liegen in zweiter Auflage (Heidelberg, Carl [...] Universitäts-Buchhandlung) vor. Die Thatsache [...] daß sie dem Publikum gefallen haben; was die Kriti[k] trifft, so wird sie, wenn sie ehrlich ist, ihre Meinung [...] abgeben müssen, daß doch wohl in erster Linie [...] Verfasser gewählten Stoffe — sie sind zumeist dem [...] im schönen Lande Baden entnommen, dem Vierordt [...] angehört — diesen Erfolg bei seinen eigenen Lands[leuten] bemerkt haben, nicht die Behandlung, nicht die Form [...] ihnen hier gegeben ist. Vierordt schreibt glatte Ver[se], weilen sogar vollklingende und wohl gemeißelte; er [...] gewisses Geschick in der Darstellung, er findet [...] Pointen und weiß die Hilfsmittel, welche die Poe[tik] zeichnet, sehr wohl anzuwenden, namentlich die Antithe[se]. Kurz, gestört wird man kaum irgendwo, aber [...] nirgendwo. Wir sagen dies auf Grund gewissenha[fter] Lektüre sämtlicher Gedichte; wir haben das Buch [...] nicht in einem Zuge gelesen, aber wir legten es jedesma[l] [...] Überwindung aus der Hand und nahmen es ohne [...] windung wieder vor. Woran das liegt? Deutlich [...] an dem Mangel an starker, geschweige denn ganz [...] Begabung. K. B.

Neue Bücher.

Nachstehende Bücher sind bei der Redaktion zur Rezension eingelaufen:

Linde, E. von der. Sonnenschein und Schatten. Alte und neue Lieder. Berlin, Schneider u. Co., 1902.

Jante, Erich. Das Geisterschloß. Lustspiel in [...] Aufzüge. Breslau 1902. Verlag von Eduart Tr[...]

Strefel, Dr. Julius. Poesie und Schule. [...] trag. Zürich, Albert Müllers Verlag, 1902.

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Herausgebers Karl Emil Franzos in Berlin. — Nachdruck auch im Einzelnen ist untersagt und wird strafgerichtlich verfolgt. Verlag der Concordia Deutsche Verlags-Anstalt in Berlin. — Druck von Kißling & Krüger, Berlin N.

Die große Liebe.

Aus dem Nachlaß eines Einsamen.

Von * * *

I.

„Gesetze! Unsinn!“

„Ich meine: moralische“, sprach hinter mir helle Stimme des guten Jungen, so schüler-ft ernst, wie immer. Schallendes Gelächter n allen Seiten. Galt es ihm oder mir? Ich tte bei dem Wort „Gesetze“ einen kecken Satz er eine breite Pfütze gemacht, die mitten auf r Straße lag. Ich weiß es noch, als wenn heute wäre. Ich sprang gerade über den Mond, r in dem schmutzigen Wasserspiegel lag, von 'olken umrahmt. Der Nachtwind sauste mir im hr. Ich fühlte mich jung und stark. „Er ʒt sich über alles hinweg!“ rief der Dicke, der 'itzbold mit seinem behaglichen Tonfall.

„Nur nicht über die Gesetze der Natur. Die vingen uns doch. Sieh nur, wie er in den ;chmutz getreten hat!“ Es war der lange, un-agenehme Mensch, der das sagte, der mit dem vigen Hohn in der dünnen Stimme. — Ich)at einen zweiten Sprung von dem Straßen-amm über die silberglitzernden Wagengeleise auf en Fußsteig und stellte mich quer der schwatzenden Gesellschaft entgegen. „Naturgesetze? — kenn' h nicht! Was ich will, das thue ich! Und mein Wille ist mein!“ Damit drehte ich mich auf dem lbsatz herum, daß der Mantel flog und schritt räftig voraus.

„Unklarer Kopf!“ krächzte der Lange hinter mir her. Ich war schon so weit voran, daß ich nur in undeutliches Gewirr von Lauten rückwärts hörte. Beinahe hätt' ich hell aufgelacht. Diese verschlafenen leinen Häuser da in der Reihe, eins aus andere ;edrückt im schwarzen Schatten, das niedrige Dach tief in die Stirn gezogen. Da standen sie unter dem Monde und glotzten aus erloschenen Augen hinüber nach dem eisernen Parkgitter, an dem ich entlang schritt. Es mußte ein vornehmer Garten sein, das Gitter wollte kein Ende nehmen. — Plötzlich wurde mir der Atem schwer, wie öfters, wenn ich zu rasch gegangen war. Ich stand im Freien, das letzte Haus zurückgewichen, im frischen Winde. Drüben der gewölbte Berg-rücken, so weiß im Silberlichte, und dahinter der andere gleichförmige, durch ein nächtliches Thal von ihm geschieden — es sah aus wie zwei ferne Gräber, in riesenhafter Vergrößerung — meines alten Vaters Grab — meiner Mutter . . . .

„Wer ist das? Ach Du.“

„Erschrick nur nicht so“, sagte der liebe Junge und schob seinen Arm unter meinen. „Mit Dir halt' ich noch Schritt.“ Wir gingen zusammen an dem Eisengitter hin, das mit hundert Lanzen den endlosen Garten hütete.

„Eine greuliche Bande,“ sagte er. „Am besten, wir liefen ihnen davon. Die Männer gehen noch an. Aber dieses sogenannte Weibliche, puh. Meinst Du nicht auch? Wir beide passen da nicht hinein.“

„Du nicht, aber ich.“

Es schien kälter zu werden. Auf den Lachen hier draußen knisterte schon das dünne Eis. „Du, was fehlt Dir eigentlich?“ fragte er. — Da hielt ich nicht länger an mich. „Lieben möchte ich!“ schrie ich in die Nacht hinaus. „Einmal lieben, ehe es zu Ende ist!“

„Ich glaube auch, das wäre gut für Dich,“ nickte er und hatte wieder seinen schulmeister-lichen Ton. „Komm nur, bleib' nicht stehen; sonst holen sie uns ein. — Lieben, hm — aber natürlich nicht so, wie die dahinten es verstehen.“ Er drückte meinen Arm fester und hing sich wie ein Kind daran. „Du, es ist doch ein schönes Gefühl, wenn man noch rein ist. Nicht?“

„Ja, Kleiner, das ist schön.“ —

„Halt — jetzt weiß ich etwas!“ rief er ganz eifrig. „Ist das merkwürdig, daß wir gerade hier vorüberkommen! Warte, noch ein paar Schritte.“

Das lange Gitter wurde durch einen mächtigen Thorweg unterbrochen; durch die eisernen Schnörkel der Thür leuchtete ein mondheller Kiesweg. Er führte in sanfter Steigung zu einem zierlichen Herrenhaus. „Dort wohnt eine, die Du kennen lernen mußt", sagte der Kleine.

Ich legte meine heiße Stirn an die eiskalte Pforte und sah hindurch: „Da wohnen keine Menschen, mein Guter. Das ist ein Tempel. Sieh doch den Säulenvorbau und hinter den großen verhängten Fenstern die gedämpfte Röte der ewigen Lampe. Du weißt, ich gehe grundsätzlich in kein Gotteshaus; weil's mir unheimlich ist."

Er lachte. „Dummbart, da wohnt der Besitzer der großen Eisenhütte, oder vielmehr der Geschäftsführer. Der Erbe des Ganzen ist seine Nichte, eine Waise, eben das Mädchen, von dem ich rede."

„Mensch, bist Du toll? Eine Millionenerbin und ich? Soll ich ihr Vorträge halten über das Verbrechen des ungenützten Reichtums?"

„Das wirst Du bleiben lassen. Überdies würde sie Dich gar nicht verstehen. Denn sie weiß überhaupt nicht, was Reichtum ist."

„Also ein Kind."

„Soeben sechszehn Jahr."

„Und die sollte ich . . . .?" Wir standen beide an die schwere Pforte gelehnt. Jenseits das helle Haus im gleißenden Mondlicht. Der rötliche Schimmer hinter den Vorhängen war erloschen. Man war wohl schlafen gegangen; denn es war nahe an Mitternacht.

„Du wirst sie lieben," sagte mein Freund mit einem tiefen Klang in der Stimme, der mich erstaunen machte. „Ich bin überzeugt, Du entgehst ihr nicht."

„Ein Kind an Körper und Geist . . . ?"

Er nickte: „Eben darum. Ich weiß, sie hat noch niemals geliebt — weder ihre Eltern — sie starben frühe; noch Geschwister — sie hat keine; auch ihren Oheim nicht — sie steht ihm fern; noch irgend einen Menschen. Ob sie je lieben wird? ich zweifle."

„Aber, Mensch, ich will doch geliebt werden!"

„Das hattest Du nicht gesagt," erwiderte er ruhig.

Ich starrte ihn an, den kleinen Mann, der mir da gegenüberstand, mit dem schwarzen Bärtchen im Kindergesicht; er hatte mit der Linken einen Eisenstab des Thores gefaßt, als habe er die Macht, die Schicksalspforte zu öffnen oder zu schließen.

„Woher kennst Du sie eigentlich?" fragte ich in tiefer Verwirrung.

„Ich war einmal ihr Hauslehrer. Je[...] bin ich eine Art Hausfreund dort. Ich k[...] kommen und gehen, wann ich will. Der Vorm[...] schenkt mir in Erziehungssachen großes Vertrau[...] Sie selber ist gegen mich noch immer das b[...] scheidene, gehorsame Kind."

Ein Schwall von eifernden Stimmen wogte her[...]

„Da sind sie!" rief einer im dröhnend[...] Baß, „David und Goliath!" „Bewahre, di[...] Philister!" frohlockte der Dicke, und so umr[...] von dem lausenden Gebrause, ließ ich mich [...] treiben in die träumende Finsternis.

„Warum sondern Sie sich ab?" hörte ic[h ...] scharfem Klange neben mir. „Unsere Jungm[...] sind bitterböse auf Sie."

„Wir haben uns gestritten, wie gewöhnli[ch]" meinte das lustige Ding, das am Arm des Lan[...] ging.

„Worüber?"

„Über Ihr Lieblingsthema: das schrankenlo[se] Recht der Liebe. Aber wir sind noch nich[t ...] Ende. Das kostet heut noch eine längere Sitzun[g]"

Da standen wir schon vor dem einsam[en] Wirtshaus mit der trüben, blinzenden Late[rne] über der Thür.

Was nun folgte, ist mir nur undeutlich [...] der Erinnerung. Das Größere, was danach le[...] was die tiefsten Gründe meines Geistes emp[or] hob und übereinanderstürzte, hat es verschlun[gen]. Nur einzelne Blitzbilder tauchen aus dem D[...] von Rauch und wildem Gedankenwirrwarr a[uf] — Ich sehe mich an dem gewohnten rund[en] Tische sitzen, den Kleinen neben mir, rings [...] gedrängten lebendigen Kreis! Die Männer [...] den klugen, bebrillten Gesichtern, dazwischen [...] Frauenköpfe mit dem beweglichen Mienenspiel. [...]

Es mochte schon eine lange Zeit im Wortge[...] fecht vergangen sein, als eines der Mädchen [...] hineinmischte. Es war die Blasse mit den dunkle[n] brennenden Augen, die sie beim Sprechen unve[r] wandt auf mich richtete. Sie stellte die Beha[up] tung auf, daß Liebe in der gesamten Natur [...] finde, Menschenliebe nur die vergeistigte Fo[rm] eines Vorganges im allgemeinen Lebensproz[eß] sei, eine Kraft, die in der Erreichung ihres Z[...] sich erschöpfe. Sie sei daher nur in der Er[...] bildung des noch unerfüllten Wunsches ein[...] Grenzenloses, ewig Dauerndes, in Wirklich[keit] etwas Vorübergehendes. Deshalb sei es naturw[...] und nutzlos, aus ihr irgend eine Verpflicht[ung] für die Lebensdauer des Individuums herzulei[ten]

Mein Gegenüber sprach, wie immer [...]

oßem Ernst und einer ruhigen Sachlichkeit, daß e lautlos zuhörten, ohne auch nur die An- utung eines leichtfertigen Witzes zu wagen.

Nun ergriff die an der Seite des Langen endende Kleine das Wort, um sich lebhaft gegen se Lehre zu verwahren. Die Frau gebe in r Liebe unvergleichlich viel mehr als der Mann, gebe sich ganz, und dieses Selbstopfer verlange s Entgelt eine dauernde Gebundenheit dessen, r solches Opfer angenommen.

— Diese letzte Äußerung versetzte meinen reund zur Rechten in hellen Eifer. Er billige e eben gehörte Ansicht, sagte er, aber nicht im indesten ihre Begründung. Das eben sei die uelle aller gefährlichen Irrtümer in Sachen r Liebe, daß man dem Manne und er sich lbst einrede, er bleibe nach der Liebe derselbe, r er vorher war. Vielmehr habe er, so gut ie das Weib, einen Bestandteil seiner Persön- chkeit unwiederbringlich hingegeben; er sei von stund' an verwandelt, und diese That sei von unermeßlichem Gewicht, daß sie nur unter der edingung lebenslänglicher Gemeinschaft ge- hehen könne.

Auch ich wurde aufgefordert, meine Stimme bzugeben. Ich that es, indem ich ein Gedicht ortrug, das mir in einer anderen Nacht, einer eit vergangenen, entstanden war. Nur einige erse weiß ich noch daraus. Ich war aufge- anden, wie ich zu thun pflegte, wenn ich in rregung sprach. Ein fahler, gelber Schein uchtete durch die Fenstervorhänge, als brenne raußen ein fernes großes Feuer, und ließ das ötliche Lampenlicht, das über dem Tische schwebte, ast erlöschen. Ich aber rief:

Ich habe Dich nicht gefragt,
lls die Wetter auf allen Bergen lohten,
in Häupten uns dumpfe Donner drohten,
u hast kein Wort gesagt.
Wie ich Dich fühlte in meinen Armen.
letzten uns Thränen, die wir tauschten?
)der die Wasser, die dunkel herniederrauschten
lus heiliger Nacht, der liebeswarmen?
Wann ich Dich sah, je und je in zuckender Helle,
euergetauft Deinen Scheitel an meiner Brust,
Zwang uns fester zusammen schauernde Lust,
Schlug durch das All von mir zu Dir die ewige Welle.

— — — — — — — — — — — — — — — —

lnd als es stille ward, in tiefem Frieden
Rundum die Blätter tropften —
lls ruhig unsre Herzen klopften,
Sind wir gegangen und geschieden."

Während ich sprach, wechselten einige über den Tisch hinüber verstohlene Blicke. Die blasse Schöne drüben sah ins Leere und lächelte. Ich fühlte, wie mich der Kleine leise anstieß. Wir nahmen, ohne ein Wort zu sagen, Hut und Mantel, verneigten uns gegen die erstaunte Ge- sellschaft und gingen mit kurzem Gruße hinaus. Den Thürgriff in der Hand, wußte ich, daß ich in diesem Kreise zum letzten Male gewesen war. —

Draußen war Morgenhelle; jenseits der Ebene, über die unser Weg führte, lag die Stadt im Schatten eines mächtigen Wolkenlandes. Frisch wehte der Wind von dort herab, wo der neue Tag heraufzog und schon durch die dunklen Furchen blitzte. — Als wir über den klingenden Boden schritten, sagte das Schulmeisterlein: „Wenn man Dich nur reden hörte, man könnte das Ärgste vermuten. Gut, daß man euch Dichter so selten ernst nehmen darf."

Da war wieder das eiserne Gitter und hinter dem kahlen Buschwerk das stattliche Haus. Im grauen Morgenlicht nahm es sich nüchtern, alltäglich aus, die Säulen unecht, ein geistloser Bau.

Ein Stampfen und Knirschen in der Thorfahrt ließ uns stille stehen. Zwei prächtige Rappen schnoben heraus, der leichte Jagdwagen bog vor uns in die Straße ein. „Das ist sie," flüsterte der Kleine und zog den Hut. Ich hatte nur auf die Pferde geachtet und sah nun erst auf dem davonrollenden Wagen hinter dem steif ge- reckten Kutscher eine Mädchengestalt. In eng geschlossenem Kleidchen und schlichtem Hut thronte sie unbeweglich auf ihrem Sitze und fuhr so davon, ohne sich umzuwenden. — Die Straße herauf kamen Arbeiter, die vor ihr die Mützen lüfteten. Man sah nicht, daß sie den Gruß erwiderte. Die Leute blieben stehen und guckten ihr nach.

„Sie nimmt noch allerlei Unterricht," sagte der Kleine mit wichtigem Tone, „sie ist uner müdlich im Lernen. Der Vormund meinte, sie brauche es eigentlich nicht. Aber sie will einmal. Heute nachmittag werde ich sie besuchen. Du kannst ohne weiteres mitkommen."

„Warum schon heute?"

„Sie hat ihren Geburtstag. Ich bin ge- wöhnlich der Einzige, von dem sie Glückwünsche empfängt. Sei Du der Andere . . . ."

II.

Als wir Nachmittags die teppichbelegten Stufen hinaufschritten, stob uns ein Schwarm von Mädchen lachend und rufend entgegen und an uns vorüber die Treppe hinunter. „Halt!" rief der Kleine, „Margarete, nicht so eilig! Wir kommen nur um Deinetwillen!" — Das letzte der Mädchen blieb stehen. „Ach Sie sind es,

Herr Doktor" — sagte sie fröhlich und reichte ihm die Hand, „ich hatte Sie gar nicht erkannt — in dem stolzen Hute."

„Alles Dir zu Ehren, Fräulein Geburtstagskind." Er sagte ihr einige treuherzige Wünsche. Sie hielt seine Hand dabei fest und sah ihm voll ins Gesicht mit großen dankbaren Augen, die Wangen noch erhitzt vom raschen Sprunge, um den Mund ein Lächeln. So hoch gewachsen war sie, daß sie auf den kleinen Lehrer hinunterblicken mußte.

„Dies ist mein Freund," sagte er nun und nannte meinen Namen. Die großen Augen wandten sich auf mich, ernst und still. Sie neigte nicht einmal den Kopf zu meinem Gruße, sondern streckte mir nur stumm die Hand entgegen, eine starke, ruhige Hand. So schweigend hörte sie auch die paar höflichen Worte an, die ich im Hinblick auf den Festtag sprach. Es war darin etwas von „Glück" die Rede, soviel weiß ich noch, und auch dies, daß ich es ihr aufrichtig wünschte.

„Nicht wahr? Herr Doktor, Sie kommen doch später in den Garten und spielen mit uns?"

„Das versteht sich."

Damit glitt sie munter am Geländer hinab zu den anderen großen Kindern, die unten lautlos gestanden und neugierig zu uns hinauf geäugt hatten. —

In dem Empfangszimmer herrschte jene bunte Unordnung von Polstern, Blumen und Tischen, wie sie ein wohlhabender Weltbürger unsrer Zeit auf den Rat seines Hauslieferanten herzurichten pflegt. Ein gedankenloses Wirrsal ohne persönlichen Geschmack. Die Unruhe setzte sich an den Wänden in einem Kreuzfeuer von Gemälden fort, die ohne Beziehung zu einander und zu dem Ganzen standen: schlechte Buntdrucke, leere Gesichter, wie sie in den Photographenkasten hineingeblickt hatten, mitten darunter eine gute Nachbildung des Menzel'schen „Walzwerkes" mit seinen gleißenden Feuern. — Ein langsamer Schritt hinter dem Thürvorhang, und ein stattlicher Herr mit ergrauendem Haar trat ein. „Also doch nicht vergessen, lieber Doktor," sagte er freundschaftlich, „Grete sprach schon den ganzen Tag von Ihnen." Ich wurde vorgestellt.

„Auch einer von der Lehrerzunft?" fragte er.

Ich verneinte und bekannte mich zu der seinigen; denn ich hatte gehört, daß er auch mit dem Handwerk seines Berufes angefangen habe. Er schien sich darüber zu freuen. „Eigentlich hätte ich es mir denken können, daß Sie zu den Stockmeistern gehören. Die sehen so aus," lachte er, dem Kleinen auf die Schulter klopfend: „ein Flügelmann von den Kürassieren läßt sich nicht so tief zu den Unmündigen herab." — Er führte uns durch sein Arbeitszimmer und öffnete die nächste Thür: „Meine Frau läßt bitten. Sie ist gerade heute leidlich wohl. —

Von einem Divan her erhob eine blasse vornehme Frau die Hand zum Willkommen. Wir setzten uns um sie her und waren bald in ungezwungenem Gespräch.

„Sie werden sich gewundert haben," wandte sich der Hausherr an unsern Freund, „daß Grete heut Gesellschaft giebt, zum erstenmal in ihrem Leben. Wir haben das junge Volk ohne ihr Wissen eingeladen. So mußte sie gute Miene dazu machen und thut es augenscheinlich jetzt mit Überzeugung." — „Ich habe sie noch nie so kindlich heiter gesehen wie vorhin, als sie die Treppe hinunterstürmte," bestätigte der Kleine, „ganz umgewandelt, um zehn Jahr jünger."

Alle lachten. „Ja, lieber Doktor," meinte der alte Herr, „wenn ich einmal offen reden darf! Sie sind gewiß ein ausgezeichneter Lehrer, aber als Erzieher erregen Sie mir Bedenken. Sie haben dem Kinde eine unbändige Hochachtung vor dem Wissen beigebracht, soll heißen vor der Büchergelehrsamkeit. Mit dem ihr eigentümlichen Gehorsam hat sich die Gute dahinein vergraben und wühlt nun lustig weiter. Neulich treffe ich sie über der „Kritik der reinen Vernunft." Das heißt ja wohl das berüchtigte Buch mit den sieben Siegeln. Was sagen Sie zu dieser Mädchenvernunft?" fragte er mich.

Ich bat um die Erlaubnis, meine Ansicht ausführlicher darzulegen, und begann damit, daß ich den Erkenntnistrieb eines so jungen Wesens bewundere, zumal eines weiblichen, in dem er nicht so lebhaft zu sein pflege; ich meinte jedoch, daß dieser Trieb, gleichviel wodurch irregeleitet, hier in eine falsche Richtung geraten sei. Zum wissenschaftlichen Denken, dem möglichst empfindungslosen, sei der Mensch erst in einem höheren Alter fähig und berechtigt, wo andere Triebe der Natur in ihm einzuschlafen beginnen. Der jugendliche Mensch, ob Mann oder Weib, sofern er gesund sei, habe den süß quälenden Durst, die Welt, die schöne, sinnenreizende, durch alle Poren und Nerven in sich einströmen zu lassen. Es sei nicht nur Gassenweisheit, daß Jugend sich austoben müsse. „Ich habe mehr als ein

ns Grab sinken sehen, der ungern starb, weil r nie gelebt hatte. Aber ich kenne manchen, er heute noch dem Tode willig folgt, nachdem r einmal voll des Lebens sich getrunken.“ So hloß ich mit einiger Bewegung.

Die kranke Frau, die regungslos mir gegenber lag, hatte die müden Augen nicht von mir ewendet. Ich mußte etwas in ihr angerührt aben, denn eine feine Röte stieg für einen lugenblick in ihr Gesicht.

Sehr eifrig stimmte mir der Gatte zu: „Sie aben Recht, Wort für Wort. Darüber brauchen vir uns ja nicht erst zu verständigen,“ bemerkte r lächelnd, „in welchem Sinne das „Austoben“ er Jugend nur gemeint sein kann. Und übrigens ei unsrer Grete! Ihren Lebenstrieben würde ch unbedenklich die Zügel schießen lassen, wohin ie mögen. Ich habe ihr eingeredet, nach England zu gehen, der Heimat meiner Frau. Ich meine, daß sie möglichst bald gehen muß, fort aus unsrer Einsiedelei.“ — Bei diesen Worten steckte eines der jungen Dinger den Kopf durch die Thür: „Herr Doktor soll zum Spielen kommen,“ kicherte sie, „sofort, läßt Margarete sagen.“

Das Männlein schnellte mit komischem Ernst in die Höhe; ich bat darum, mitthun zu dürfen. „Helfen Sie nur toben,“ scherzte der alte Herr, „und beobachten Sie das Kind ein wenig. Mir scheint, daß Sie einen Blick für Menschen haben. Ein anderes Mal zeige ich Ihnen meine Eisenhütte.“ — „Ja, kommen Sie wieder,“ sagte die bleiche Kranke in ihrem gedehnten Deutsch, und zu dem Kleinen gewendet: „Man hört ihn so gerne sprechen.“ —

Wie die Welt schön war an jenem Märztage! Die herbe Luft so wasserrein. Wie eine unterdrückte Freude lag der Glanz über Berg und Land. Als wir zwischen den Säulen die Freitreppe hinunterstiegen, stand schon die Gruppe der Mädchen erwartend auf dem Rasenplatze; geschart um die eine, die gleich einer Führerin sie überragte. Man schlug vor, „Begegnen“ zu spielen. Die „Königin des Festes,“ wie sie von den anderen genannt wurde, legte sogleich den Arm in den des kleinen Schulmeisters, der gar würdevoll im hohen Hute mit ihr voranschritt, wir übrigen zwei und zwei hinterdrein, „wie ein Brautzug,“ neckten die Mädchen. In den Park gelangt, schlugen die Paare verschiedene Richtung ein in der Absicht, ein Begegnen nach Möglichkeit zu vermeiden. Das muntere Persönchen an meiner Seite wußte in dem weitverschlungenen Netz der Wege gut Bescheid und führte mich durch Tannendickichte und lange Baumreihen, an Teichen entlang und über Brücken so findig, daß wir geraume Zeit niemandem in den Weg liefen.

Mir ward unbeschreiblich wohl in der Frische dieses noch winterstarren Waldes, durch den da und dort die hellen Stimmen der jungen Menschenkinder riefen und in blendender Sonne ihre bunten Kleider plötzlich erschienen, um wieder zu verschwinden. Seit langem hatte ich den unschuldigen Reiz nicht gefühlt, mit einem Kinde zu plaudern, das auf die harmloseste Art zu gefallen suchte.

In einem lustigen Wortwechsel begriffen, hatten wir nicht bemerkt, daß uns ein Pärchen geradeswegs entgegenkam: der kleine schwarze Mann, feierlich gekleidet, wie immer im bedächtigen Schritt. Die Hand auf und nieder schwenkend, schien er seiner Begleiterin eine unwidersprechliche Wahrheit mitzuteilen. Margarete hielt den Kopf gesenkt. Die schlanke Gestalt in ernstem Dunkelblau, den Ledergurt um die Hüfte, schritt langsam neben ihm, wie in Gedanken.

„Vorsicht!“ schrie meine kleine Freundin und zog mich einem Seitenwege zu, denn umzukehren war durch die Spielregel verboten. Es wäre uns noch gelungen auszuweichen, wenn nicht unser würdiges Gegenüber mit einer plötzlichen Wendung sich und seine Gefährtin in den Weg gestellt hätte. „Changez les dames!“ rief er fröhlich.

Zwischen Kiefernstämmen, die in der sinkenden Sonne erglühten, gingen wir neues Paar weiter. Margaretens Hand lag auf meinem Arme, in einem winzigen Rubin an ihrem Finger brannte der Wiederschein. — Ich wollte ihre erste Befangenheit mit einem Scherze überwinden. „Wir hatten uns beiderseits allzu gut unterhalten,“ sagte ich, „das büßen wir nun.“ Da sie nicht antwortete, fuhr ich fort: „Ist die Frage erlaubt, was der Gegenstand Ihres Gespräches war? Nach dem Ausdruck Ihrer Gesichter zu schließen, war es ein philosophischer.“

„O nein,“ sagte sie heiter, „etwas ganz anderes;“ und nach einer Pause: „Wir sprachen von Ihnen.“

„Das giebt mir freilich das Recht, weiter zu fragen . . .“

„Herr Doktor erzählte mir einiges aus Ihrem Lebensgang.“

„Und das stimmte Sie so auffallend ernst, fast traurig?“

„Ja.“

„Weh mir, was mag er Ihnen verraten haben!“

„Er sagte, daß Sie schon als Kind Ihre Eltern verloren hätten.“

„Und Sie erinnerten sich des gleichen Schicksals, das Sie betroffen.“

Sie nickte.

„Aber das wäre doch keine Ursache, traurig zu sein?“

„Wie . . .?“ Zum ersten Male sah sie zu mir auf, mit großen erstaunten Augen.

Wir waren an die Grenze des Gartens gelangt, wo auf einer Anhöhe die dunklen Fichten auseinandertraten und einen weiten Ausblick in das sonnenheitere Land umrahmten. Drüben im Thale zogen wie aus einem versunkenen Vulkan die Rauchwolken der Eisenhütte. Um uns her kein Laut als das Zwitschern einer unsichtbaren Lerche.

„Warum sollten wir klagen um etwas, das wir nicht kennen?“ sagte ich. „Wir sind Kinder der einen großen Welt. Sie hat uns erzeugt; was kümmert es uns, durch welche Vermittlungen? Ich nehme es sogar als einen Vorzug hin, daß uns die älteren Menschen, von denen wir stammen, fremd sind.

„Vater und Mutter, die uns geliebt haben?“

„So steht es in Ihren Schulbüchern geschrieben, so haben Sie es in Versen aufsagen gelernt. Am Ende lebt doch jedermann sein eignes Leben. Wohl dem, den keine Rücksichten beirren, seine Bahn zu gehen. So glücklich sind wir.“

Sie hatte ihren Arm aus dem meinen gezogen und stand, die Hände verflochten, den Blick in den leuchtenden Abend, als suche sie etwas in der sonnendunstigen Ferne. „Aber man muß doch einen Menschen lieben . . .“ sagte sie nach einer Weile.

„Daß muß man. Wenigstens kommen Zeiten wo man muß.“ —

Ein lautes Halloh und Hurrah brauste hinter uns durch die Bäume. Im Augenblick waren wir eingeschlossen in die lachende Mädchenherde. Sie hatten inzwischen gefunden, daß das Spiel langweilig sei, und wollten ein anderes. Die Wildesten entschieden, daß es ein allgemeines Jagen sein sollte, wobei einer den Anfang machte und nach und nach alle zu Mitjägern abschlüge. Als die laute Schar auseinander stürmte und ich über kreuz und quer nachlief, sah ich Margareten nicht mehr. Auch später nicht, als ich selbst wie ein gehetztes Wild von allen Seiten verfolgt über Büsche und Gräben setzte, bis ich der kleinen Freundin von vorher willig in die ausgebreiteten Arme lief, daß sie mir atemlos an die Brust flog. —

Beim Abschiednehmen vor der Freitreppe des Hauses stand Margarete in ihrer ernsten Ruhe da und bot nur dem Kleinen die Hand. Meinen Gruß erwiderte sie wie die anderen aus der Entfernung.

Als wir längs dem eisernen Gitter davon gingen, fragte der gute Junge: „Nun, was sagst Du?“

„Es sind zugängliche Leute. Der Mann scheint Selbstgefühl zu haben, ohne daß er beschränkt wäre. Die Frau ist wohl eine von den gebrochenen Seelen, die nirgends gedeihen weil ihnen irgendeinmal ein Nerv durchschnitten ist.“

„Was denn? Ich meine Margarete.“

„Ich finde nichts Besonderes an ihr.“

(Fortsetzung folgt.)

Dunkel.

Die Nacht streckt ihre Krallen aus,
Sie weiß, wie ich so wehrlos bin,
Wie alle meine Lebenskraft
Floß in der einen Sehnsucht hin.

Und nirgend winkt ein irrer Schein,
Nur dunkles Grausen starr und schwer,
Auch meine Träume, einst so licht,
Ertranken in dem schwarzen Meer.

Die Nacht stahl mir mein Augenlicht,
Als sie sich tückisch niederschlich,
Dies Licht, das soviel Schönheit trank,
Eh' Du im Dunkel ließest mich!

Kein einz'ger treuer Hüterstern
Wacht in dem ungeheuren Rund! —
Es streckt die Nacht die Krallen aus
Und will mich zieh'n in schwarzen Grund.

Ilse Hamel.

Winternacht am Rhein.

In der Dämmrung rauscht der Strom
Breit vorbei — die Wogen rollen
Leise knirschend, fahl verschimmernd,
Zahllos ries'ge Silberschollen.

Kahle, dürre Weidenruten
Schwanken raschelnd längs dem Strande.
Ab und zu mit sanftem Schlurfen
Schiebt sich Eis zum Ufersande.

Vom versunknen Jenseitsufer
Schießen drei, vier rote Lichter,
Schwerlgleich, schlängelnd übers Wasser,
Rings die Dunkelheit wird dichter.

Und wir beide wandern schweigend,
Hand mit Hand uns fest umschließend
— Leise knirscht das schnee'ge Blachfeld —
Dies Alleinsein tief genießend.

Alexander Pache.

Vorfrühling.

Ich bin von Melodieen voll
Und weiß noch nicht die Worte,
Und dunkel webt, was werden soll,
Noch um des Traumes Pforte.

Mein Herz ist süßen Glückes schwer,
Unruhvoll, wo es landet;
Viel' weiße Arme hat das Meer,
Darin mein Schifflein strandet . . .

Paul Wertheimer.

Wie ein Gebet . . .

Wie ein Gebet, das nicht nach Worten ringt,
Nur heimlich still in meiner Seele klingt,
So kindlich rein, daß meine Lippe bebt,
Wenn sie es spricht — so bist Du mir!
Und wie im Traum, gar wundersam belebt,
Ersteht Dein Bild vor mir, getaucht in Duft,
Umstrahlt vom Licht, in dem der Frühling blinkt,
Darin die Sehnsucht nach der Scholle ruft.

Wie zarter Blüte Kelch die Sonne trinkt,
Die sich auf fremdem Beet, durch Gras und Halme zwingt:
So füllt mein Auge sich mit Deinem Glanz,
Der keusch mir naht und mich umlodert ganz . . .
Wie ein Gebet, das nicht nach Worten ringt,
Nur heimlich still in meiner Seele klingt,
So kindlich rein, daß meine Lippe bebt,
Wenn sie es spricht — so bist Du mir!

Leo Grünstein.

Das alte und das neue Haus.

Im Morgendämmerschein
Mich sprechen hör' ich's laut:
„Das alte Haus fällt ein,
Ein neues wird gebaut.“ —
Das war im Fibelbuch
Mein erstes Lesestück —
Wie dünkt' ich da mich klug
In jungen Bauens Glück!

„Das alte Haus fällt ein —
Ein neues wird gebaut!“
In Sturm und Wetterschein
Rief ich die Losung laut.

Ich warf, was morsch und welk
Mit rauher Hand hinaus.
Aus kräft'gerem Gebälk
Erstand ein neues Haus.

Auch dies wird langsam alt.
Schon zittert leis der Grund.
Auch ihm, — wer weiß, wie bald?
Kommt eine letzte Stund',
Ein Abenddämmerschein . . .
Und dann? Ruf' ich es laut:
„Das alte Haus fiel ein —
Das neue steht erbaut“?! —

Eduard Fehre.

Sonntag im Felde.

Wie wunderseltsam still liegt heute
Im Sonnenglanz die weite Welt —
Aus Dorf und Stadt dringt das Geläute
So feierlich durch Wald und Feld.

Der Silberbach selbst scheint zu rasten —
Er fließt so hehr und andachtsvoll —
Er, der mit tollem Überhasten
Dem mütterlichen Fels entquoll.

Still öffnen sich die Blumenkelche,
Geküßt vom frischen Morgentau —
Vom Walde zieht ein Rudel Elche
Zur Tränke schweigend durch die Au.

Ich muß die Hände betend falten —
Die Glocken klingen nah und fern —
Still will ich meine Andacht halten
Im weiten Feld am Tag des Herrn . . .

Heinrich Becker.

König Rings Gemahl.

Drei Tage wetterte die Schlacht,
Die König Ring zum Herrn gemacht
Weit über Nordlands Gaue.
Da senkte er sein tropfend Schwert:
„Nach anderm Sieg mein Sinn begehrt,
Nach einer holden Fraue.“ —
Und ob schon Reif gefallen war
In Brau' und Bart, sein greises Haar
Trug zweier Länder Kronen.

„Den Männertrutz gab mir das Meer,
Die Kraft der Sturm mit Schwert und Speer, —
Soll Schönheit Kraft nicht lohnen?
Alfhild, so wie das Frührot hold,
Wie floß um süßre Stirn das Gold,
Alfhild, Du hochgemute!“

„„O König, halte wach Dein Ohr;
Der Bruderhaß umschleicht Dein Thor —““
„Noch wacht mein Schwert, das gute!“

Sie rüsteten das Hochzeitsmahl
In Gotlands goldnem Königssaal,
Der Meth floß in die Schalen.
Bei Harfenschlag und Hörnerklang
Kredenzten sie der Braut den Trank,
Heil ihr, zu tausend Malen!
Mit zager Lippe nippte sie,
Sie trank, und wankte in die Knie,
Zur Erde sank die bleiche.
Der Bruderhaß schlich in das Thor; —
Der König riß das Schwert empor
Und schwang es ob der Leiche.

In wildem Kampf schlug Erz an Erz,
Den Bruder traf wohl in das Herz
Der Königsstahl, der grimme.
„Alfhild, fahr wohl, Du mein Gemahl!“ —
Das war in Gotlands Königssaal
Das Hochzeitsmahl, das schlimme.

Nun war dahin des Königs Kraft,
Des Heldenarmes Nerv erschlafft,
Umhüllt sein Strahlenauge.
„Ihr Mannen, zimmert mir ein Schiff,
Wie keins noch fuhr um Norwegs Riff,
Das einem König tauge.
Beschlagt mit Gold und edlem Stein
Den Bug, webt Gold ins Segel ein,
Der Bord wohl trutzig rage!
Und bahrt zur Seite mir Alfhild,
Mit Reisern schmückt das holde Bild,
Und laßt die Totenklage!“

Und als nun tanzt auf blauer Flut
Der Drache, schleudert er die Glut
Der Fackeln in die Planken.
Die Sonne suchend, schwertgestützt,
Der Stirnreif ihm vom Scheitel blitzt,
So steht er, ohne Wanken.
Der Drache fliegt durch Schaum und Gischt,
Bis Flammenlohe ihn umzischt,
Wie eines Purpurs Falten.

So fuhr hinab in Odins Reich
Im Königsschmuck Frau Alfhild bleich
Mit König Ring, dem alten.

Otto Kindt.

Schneeglöckchen.

Noch gehst in weißer Boa Du
Und weichem Filzhut durch's Gedränge,
Und doch ist's Dir schon ab und zu,
Als ob der Frühling um Dich sänge.

Ich seh's an Deinem Sonnenblick
Und hör's am finkenhellen Lachen,
Da drinnen sind zum Sommerglück
Die Vögel schon am Nestermachen.

Sie bauen Dir ein lustig Haus
Von Lieb' und frischen Frühlingsblüten
Und fliegen zwitschernd ein und aus,
Dein frommes Mädchenglück zu hüten.

Du aber gehst im grünen Kleid
Und weißen Filzhut durch's Gedränge
Und hörst aus froher Knospenzeit
Nur ganz von fernher Frühlingsklänge.

Friedrich Castelle.

Ingeborg.

Uns're Pfade haben sich gefunden,
Als am Kreuzweg müde wir verweilt,
Bis nach karg gemess'nen, stillen Stunden
Wir auf nächtlich dunkler Bahn enteilt.

Manchmal will es rötlich vor uns tagen
Durch die grau verhängte Dämmerung,
Und ins Glück des lichten Tages wagen
Wir den stets mißglückten, kühnen Sprung.

Hoffend stets und stets verzweifelnd eilen,
Hasten wir in atemlosem Lauf
Und durch Nebelschleier thut zuweilen
Unser fernes Märchenland sich auf.

W. L. Vershofen.

Burg Sooneck.

Eine rheinische Sage.

r Junker von Sooneck schlägt auf den Tisch:

f, Knappen, schenkt ein den Rittern frisch!
Herren, eh' wieder Ihr leert das Glas,
ckt auf, ich weiß Euch 'nen köstlichen Spaß,
: ich und jeglicher Zechkumpan
t nimmer noch mein' Tage sahn!
f drunten im finstern Kerkerbann
ilt mir zu Gast noch ein Rittersmann,
r freche Junker von Fürsteneck.
fing ihn drüben vor Ehrenfels weg;
soll mir da unten im Kellergrund
s Rattenfraß verfaulen, der Hund!
ch rühmt man, Ihr wißt es, ihn weitumher,
ß Keiner die Armbrust meistert, wie er.
um mag seine Kunst uns erfreuen beim Mahl —
an führe ihn uns herauf in den Saal!
ar fürcht' ich, er wird uns enttäuschen schwer,
d der Schütze versteht seine Kunst nicht mehr,
nn eh' ich ihn gastlich führte ins Haus,
ach ich dem Schurken die Augen aus;
ch wollen wir sehen — vortrefflicher Witz! —
das Ziel auch findet ein blinder Schütz."

uf jauchzte die Runde und schwang den Pokal,
d es dröhnte von trunkenem Lachen der Saal.

„Wohlan, Herr Ritter von Fürsteneck,
an rühmte Euch stets mir als Schützen keck;
rum lud ich zu frohem Gelage Euch heut,
amit Eure Kunst die Herren erfreut.
ehmt hin Eure Armbrust, schießt gewandt
Meinem Knappen dort das Glas aus der Hand!
Und trefft ihr das Ziel, das ich Euch ersann,
Ein Becher Wein wird Euch lohnen alsdann."

— „Soonecker, weih' mich sogleich dem Tod,
Doch höhne mich nicht in meiner Not!"

— „Schweig', Schurke, und nimm die Armbrust hin!
Sonst zwing' ich mit Foltern den störrischen Sinn."

— „In Gottes Namen, so gebt sie her:
Versuchen will ich mein alt Gewehr!
Doch, Herr, Ihr wißt, meine Augen sind blind,
Und ich sorge, daß ich das Ziel nicht find'.
Drum zeigt es mir, wenn es steht bereit,
Und sagt mir, wenn es zum Schießen Zeit."

— „Wohlan denn, es steht! Nun frischen Mut!
Jetzt zeige Dich, Schütz, und triff mir gut!"

— „So helfe mir Gott und lenk' mir die Hand!"

Schon hat sich der Blinde zur Seite gewandt,
Wo die Stimme erscholl; die Sehne schwirrt,
Auf springen die Ritter, der Bolzen klirrt —
Ein Schrei voll Entsetzen, voll Wut und Schmerz:
Dem Soonecker drang das Geschoß ins Herz!
Und sterbend tragen die Freunde ihn weg.
Doch jubelnd frohlockt der Fürsteneck:

„Ich danke Dir, daß Du mir Rache beschert,
Mein Herr und Gott!" — Da durchstößt ihn ein Schwert.

Richard Hennig.

Die Freunde.

1870.

Zwei Freunde, aufgewachsen,
Zu Neuenburg am Rhein,
Die müssen beide dienen,
Soldat muß jeder sein.

Der eine, aus dem Elsaß,
Zu Straßburg in der Stadt.
Den andern man in Baden
Zum Heer genommen hat.

Nach Frankreich jetzt marschieren
Die Deutschen wohlgemut.
„Ade, mein liebes Schätzel!
Bleib mir nur immer gut."

Und als er lag im Felde,
Bei Nuits, da ging es los.
Prinz Wilhelm ward getroffen.
„Ei, Du verfluchter Franzos!"

Er legte an, er zielte,
Er traf ihn allzuschwer.
„Herzallerliebster Bruder,
Kennst Du mich denn nicht mehr?

Wir sind doch aufgewachsen
Zu Neuenburg am Rhein."
Schweig still! wir müssen Feinde
In diesem Kriege sein.

Ja Feinde, ja Feinde,
Die wir doch Brüder sind.
Daß ich Dich hab erschossen
Klagt noch mein Kindeskind!

Hans M. Grüninger.

Carnevalserinnerung.

Beim Durchstöbern vergessener Fächer
In meinem Schreibtisch, inmitten von Tand,
Alten Briefen, weißen und bunten,
Fiel eine Larve mir in die Hand.

Eine seidene Maskenlarve,
Arg zerknittert, von Schweiß befleckt,
Lag sie zwischen verwelkten Blumen,
Flittergold-Orden, im Winkel versteckt.

Und ich nahm die verschlissene Larve,
Innen schwarz und von außen rot:
Weiche, lockende Seidenwangen
Und dahinter lauert der Tod! — —

Eine Flut von Erinnerungen
Rauschte hervor in wirbelndem Tanz.
Bunte, leuchtende Zauberblumen
Aus der Vergangenheit lachendem Kranz.

Mitten im tollsten Faschingstreiben
Traf ich die Kleine im roten Kleid.
Lachend schlug sie mich mit der Peitsche,
Forderte lachend mein Geleit!

Öfter fanden wir uns beim Tanze.
Hei, wie flog sie dahin durch den Saal!
Stürmisch wollt' ich sie an mich pressen,
Doch sie entschlüpfte: „Ein andermal!"

Später saßen wir dann beisammen.
Blutrot blinkte im Glase der Wein,
Blutrot winkten die lustigen Lippen.
Als ich sie küßte sprach sie nicht: nein!

Demaskierung! — Die Larven fielen.
Prüfend sah ich ihr ins Gesicht. —
Lachend schnippte sie mit den Fingern:
„Na Du, sprich doch, gefall' ich Dir nicht?" —

Ja, sie hatte mein Herz bezwungen,
Ich gestand ihr's mit wilder Glut.
Ernsthaft blickten die schwarzen Augen,
Leise sprach sie: „Ich bin Dir gut!"

Und die Cigarette im Munde
Saßen wir einsam die helle Nacht,
Sprachen über ernsthafte Dinge. —
Um uns wurde gescherzt und gelacht! —

Sie erzählte von ihrem Leben:
„Immer dasselbe, tagaus — tagein!
Ladenmädel muß laufen und rennen,
Immer bei guter Laune sein. —

Morgens um acht Uhr schon auf dem Posten!
Kommt man nur fünf Minuten zu spät,
Giebt's einen Lärm, ein Schimpfen und Fluchen,
Daß einem gleich die Lust vergeht. —

Abends um neun wird man endlich entlassen,
Ist dann zu Hause kurz vor zehn,
Legt sich ermüdet um elf Uhr schlafen,
Um um sechs wieder aufzusteh'n!

Freudlose Jugend! — Zu Hause nur Kummer.
Selten einmal ein freundliches Wort.
Wenn die kleinen Geschwister nicht wären,
Lief' ich heut' auf der Stelle fort! —

Ja, wenn ich wollte! Gut könnt' ich's haben,
Jeden Morgen schlafen bis zehn,
Alle Tage Konzert und Theater,
Immer in Sammt und Seide geh'n."

In Gedanken versunken hört' ich
Ihrem ernsten Geplauder zu:
„Armes Mädel, so ist das Leben!
Viele haben's nicht besser, wie Du!"

Nur zu schnell war die Zeit verronnen
Und wir gingen, die Uhr schlug vier. —
Heulend fuhr der Wind um die Ecken:
„Armes Mädel, wie leid thust Du mir!"

Auf der Straße sah ich sie wieder,
Tief und tiefer zog sie die Noth . . .
Spöttisch grinst die befleckte Larve,
Innen schwarz und von außen rot! — —

Edgar Reimers.

Klage.

Ich will zu ihm und so ihm klagen:
Sie ist jetzt Dein, ich muß entsagen,
Es bleib' auch keine Neigung mir;
Will nicht mehr an die Böse denken,
Doch sie ist zart, so leicht zu kränken;
Ich bitte Dich, sei gut zu ihr!

Darfst mir nicht Haß entgegenbringen,
Weil mich einst, ach, mit leichten Schwingen
Berührte ihre Phantasie;
Die Hand, die trifft's zurückzustoßen
Ist zärtlich, wenn sie liebt, zu kosen;
Mach' sie nie weinen, schone sie!

Ich kann mit dem Gedanken leben,
Daß sie geliebt wird, hingegeben
Nicht mir, so doch nach meinem Sinn.
Du schlimmes Kind, das mich verlassen,
Sieh', was mich kränkt: ich kann's nicht fassen,
Daß ich Dir nicht zum Glücke bin.

Nach dem Französischen des **Sully-Prudhomme** von **Hugo Nirenstein.**

Der Zwist der Verliebten.

Lustspiel in fünf Akten von Molière. In deutschen Versen von Ludwig Fulda.

(Fortsetzung.)

Vierter Auftritt.

Lucile. Marinette.

Marinette.
[Fr]äulein, Sie faßten den Entschluß zu eilig.

Lucile.
[Ei]n Herz, das schwer gekränkt ist, wägt nicht lang;
[Es] will Vergeltung in seinem Drang
[N]ach Rache scheint ihm jedes Mittel heilig.
[Wie] schmählich hat der Heuchler sich benommen!

Marinette.
[S]ie sehn, ich selbst kann noch nicht zu mir kommen.
[W]ie viel Gegrübel ich auch dran vergeude,
[Es] geht über mein Latein; begreif's wer kann.
[N]och niemals hörte wohl mit größrer Freude
[E]in Liebender 'ne gute Botschaft an.
[I]hr zartes Briefchen schien ihm solch ein Glück,
[D]aß er mich geradezu 'ne Göttin nannte,
[U]nd dennoch — als ich wiederkam, da sandte
[E]r mich mit unerhörtem Schimpf zurück.
[W]as ist geschehn, das in der kurzen Zeit
[I]hn so verwandelt hat? Ich kann's nicht fassen.

Lucile.
[N]ichts ist geschehn, was ihm dies Recht verleiht,
[U]nd nichts kann mich verhindern, ihn zu hassen.
[D]u fragst, was ihn getrieben zum Verrat?
[S]ein falsches Herz, das bar ist jeder Treue!
[G]ab jener leid'ge Brief, den ich bereue,
[D]en kleinsten Vorwand ihm zu solcher That?

Marinette.
[I]ch seh' es ein, man hat uns hintergangen;
[Z]wei Lügner haben unser Herz verwirrt;
[U]nd wir — wir lauschen noch mit glüh'nden Wangen,
[W]enn solches Lumpenpack von Liebe girrt,
[U]nd wenn's mit süßem Wort uns kunstgerecht
[A]nschmachtet, schmelzen wir in sel'ger Stummheit,
[S]chwach, wie wir sind! Pfui über unsre Dummheit,
[U]nd Krieg dem ganzen männlichen Geschlecht!

Lucile.
Gut, er verlach' uns nur aus voller Kehle!
Doch dies ist kein Triumph, der lange währt.
Bald wird er sehn, daß einer edlen Seele
Verschmähte Gunst sich in Verachtung kehrt.

Marinette.
Mir ist in diesem Falle doppelt lieb,
Daß ich mir nichts vergab. Durch gute Geister
Ward ich gewarnt, sodaß ich, als man dreister
Kürzlich zu werden anfing, standhaft blieb.
Manch Andre hätt' aufs matrimonium
Zu reichlich dem Versucher vorgeschossen;
Ich aber: Nescio vos!

Lucile.
Wie sprichst Du dumm!
Die Zeit ist schlecht gewählt für solche Possen.
Kurz denn, ich ward ins tiefste Herz getroffen,
Und wenn sich je sein ungetreuer Sinn
Durch irgend einen Glücksfall, den zu hoffen
Ich jetzt fürwahr nicht mehr berechtigt bin —
Denn wem der Himmel soviel Kummer sendet,
Dem gönnt er nicht der Rache süße Labe —
Wenn, sag' ich, je zu mir zurückgewendet
Er mir sein Leben böt' als Opfergabe,
Sein heutig Thun kniefällig widerriefe,
Auch dann verbiet' ich Dir, für ihn Partei
Zu nehmen; nein, vielmehr Dein Streben sei,
Mir auszumalen seines Frevels Tiefe.
Sogar wenn mein Gemüt sich nachsichtsvoll
Bewegen ließe zu verwünschter Schwäche,
Will ich, daß mir Dein Eifer widerspreche
Und neue Nahrung gebe meinem Groll.

Marinette.
Nur Mut! Mit Wonne werd' ich dies betreiben,
Weil auch bei mir der wilde Groll nicht mangelt;
Ja, lieber will ich ewig Jungfer bleiben,
Eh mich der dicke Gauner nochmals angelt.
Dem werd' ich . . .

Fünfter Auftritt.

Vorige. Albert.

Albert.

Geh hinein, Lucile, und sag.
Zu sprechen wünscht' ich mit dem Pädagogen
Ascanio's. Denn er, der ihn erzogen,
Weiß wohl, was ihn seit kurzem quälen mag.

Sechster Auftritt.

Albert (allein).

Albert.

In welchen Abgrund sorgenvollen Leids
Wird man durch eine schlechte That getrieben!
Seit Jahren foltert's mich, daß ich aus Geiz
Mir einst ein fremdes Kind ließ unterschieben.
O, hätt' ich nie nach jenem Gut getrachtet,
Das mich mit ewig neuer Pein erfüllt!
Bald seh' im Geist ich den Betrug enthüllt,
Mein Haus von Schmach und Mißgeschick umnachtet;
Bald wieder scheint der Sohn, der meiner Leitung
Vertraut ist, von Gefahren mir umringt;
Wenn ein Geschäft mich fern zu weilen zwingt,
Dann fürcht' ich bei der Heimkehr schlimme Zeitung:
Ach, wissen Sie noch nichts? Krank ist Ihr Sohn;
Er fiebert, hat das Bein, den Arm gebrochen. —
Kurz, jederzeit, wohin ich auch entflohn,
Fühl' ich mein Herz in tausend Ängsten pochen . . .

Siebenter Auftritt.

Albert. Metaphrast.

Metaphrast.

Mandatum tuum curo diligenter.

Albert.

Magister . . .

Metaphrast.

Ein Magister, warum nennt er
Mit diesem Namen sich? Weil magis ter
Heißt: dreimal größer.

Albert.

Mir ganz neu. Ein Wort,
Magister . . .

Metaphrast.

Fahren Sie nur fort, mein Herr.

Albert.

Das will ich auch; drum fahren Sie nicht fort
Mit Unterbrechungen! Wohlan, zum dritten
Und letzten Mal, Magister: Weil mein Sohn
Mir Kummer macht, er, der in Zucht und Sitten
Ich liebend auferzog . . .

Metaphrast.

Ja, filio non
Potest praeferri nisi filius.

Albert.

Dies Kauderwelsch, Magister, scheint durchaus
Entbehrlich mir. Als grundgelehrtes Haus
Und mächtigen Lateiner rühmt Sie Jeder;
Jedoch was heut besprochen werden muß,
Kann Ihrer ganzen Schulweisheit entraten
Und dieser Bombardierung mit Citaten,
Als sprächen Sie docierend vom Katheder.
Mein Vater hat, obgleich höchst welterfahren,
Mir nichts als meine horas eingebläut,
Und schnurr' ich sie auch her seit fünfzig Jahren
Böhmische Dörfer sind sie mir noch heut.
Drum fort mit Ihrer hohen Buchgelahrtheit,
Und reden Sie so schlicht, daß ich's verstehe.

Metaphrast.

Gut!

Albert.

Meinem Sohn ist bange vor der Ehe.
So oft ich auch sein Herz mit Zartheit
Geprüft, nichts hören wollt' er mir davon.

Metaphrast.

Er denkt vielleicht, wie Marcus Tullius
Von seinem Bruder schrieb dem Atticus,
Und wie der Grieche sagt: Athanaton . . .

Albert.

Herrgott, Sie hartgesottner Schulfuchs, lassen
Sie Griechen, Türken und Kroaten ruhn;
Denn die, samt allen andern Menschenrassen,
Was haben sie mit meinem Sohn zu thun!

Metaphrast.

Nun also denn, Ihr Sohn . . . ?

Albert.

Ich glaube fast,
Er hält mir eine Leidenschaft verborgen;
Ja, zweifellos, ihn drückt geheime Last;
Denn, nicht von ihm bemerkt, sah gestern Morgen
Ich einsam ihn im Wald, in stiller Ecke.

Metaphrast.

Mit andrem Wort, im lauschigen Verstecke,
Am fernen Ort, secessus auf Latein;
Drum sagt Virgil: Est in secessu locus . . .

Albert.

Wie kommt Virgil zu solchem Hokuspokus?
Hat doch kein Mensch als nur wir Zwei allein
Zu jener Stunde diesen Fleck betreten.

Metaphrast.

Virgil hab' ich citiert nur als Poeten,
Der dem Begriff gewähltern Ausdruck lieh;
Als Zeugen nicht von dem, was Sie berichten.

Albert.

Mein werter Herr, ich brauche hier mit nichten

Ausdruck und Zeugenschaft und Poesie.
Ich selbst genüg' als Zeuge mir und Richter.

Metaphrast.
Doch ziemt uns klassisch edler Sprachgebrauch.
Denn Tu vivendo bonos, sagt der Dichter,
Scribendo sequare peritos — sagt er auch.

Albert.
Mensch oder Satan, hörst Du mich nun an?

Metaphrast.
Quinctilian verlangt es.

Albert.
Hol' der Henker
Dein Plappermaul!

Metaphrast.
Und lehrt als tiefer Denker
Die Regel, die für Sie und Jedermann
Sehr nützlich ist . . .

Albert.
Der Geier soll Dich fressen,
Verdammter Hundesohn! Mir juckt die Hand,
Ein Siegel auf die Schnauze Dir zu pressen!

Metaphrast.
Weshalb, Verehrter, ist Ihr Zorn entbrannt?
Was wollen Sie von mir?

Albert.
Ich will
Gehör; das sagt ich zwanzigmal zuvor.

Metaphrast.
Ist's weiter nichts — wohl denn, ich schweige still.

Albert.
Sie thun sehr gut daran.

Metaphrast.
Und bin ganz Ohr.

Albert.
So recht.

Metaphrast.
Tot soll ich bleiben auf dem Platze,
Wenn ich ein Wort noch rede.

Albert.
Gott mag's geben.

Metaphrast.
Sie werden nie mehr sagen, daß ich schwatze.

Albert.
Schön.

Metaphrast.
Sprechen Sie, sobald's beliebt.

Albert.
Jetzt eben.

Metaphrast.
Und fürchten Sie von mir kein Unterbrechen.

Albert.
Genug.

Metaphrast.
Bei mir ist man in sichrer Hut.

Albert.
Ich glaub' es.

Metraphast.
Denn ich halte mein Versprechen.

Albert.
Wohlan.

Metaphrast.
Von jetzt an bin ich stumm.

Albert.
Sehr gut.

Metaphrast.
Ja, reden Sie nur unbesorgt. Ich höre.
Nie mehr bereit' ich Ihnen den Verdruß,
Daß ich nur durch den kleinsten Laut Sie störe.

Albert (beiseite).
Der Schuft!

Metaphrast.
Doch, bitte, kommen Sie zum Schluß.
Längst hör' ich Ihnen zu; nun ist das Wort
Doch bald an mir.

Albert.
Was, jämmerlicher Wicht?

Metaphrast.
Gott! Soll ich ewig lauschen? Wenn wir nicht
In das Gespräch uns teilen, geh' ich fort.

Albert.
Jetzt reißt mir die Geduld.

Metaphrast.
Noch nicht zu Ende?!
Beim Zeus, mir ist das Hirn schon ganz beklemmt!

Albert.
Ich hab' noch gar nicht . . .

Metaphrast.
O, Sie reden Bände!
Giebt's keinen Wall, der diese Fluten dämmt?

Albert.
Ich berste.

Metaphrast.

Wie? Noch mehr? O herbes Leiden!
Ich bitt', ich fleh' um's Wort. Wie sollen wir
Den Dummkopf, der nicht spricht, vom Weisen unterscheiden,
Der schweigt?

Albert.

Wart' nur, das Schweigen lehr' ich dir!

Achter Auftritt.

Metaphrast (allein).

Metaphrast.

Bei einem Philosophen steht zu lesen:
Sprich, und ich will Dir sagen, wer Du bist.
Deshalb, wenn mir der Mund verschlossen ist,
Betracht' ich mich nicht mehr als menschlich Wesen
Und tausche willig mit dem lieben Vieh.
Acht Tage lang wird mich das Kopfweh plagen.
O, diese Schwätzer sind nicht zu ertragen!
Ja, wahrlich, wenn man Weisheit und Genie
Verhindern will, die Lippen aufzuthun,
Dann kommt die ganze Welt aus ihrem Gleise;
Dann alsobald verschlingt den Fuchs das Huhn,
Die kleinen Kinder unterrichten Greise;
Das Lamm verfolgt den Wolf; Gesetz und Recht
Schreibt ein Hanswurst; die Frau'n zieh'n ins Gefecht;
Der Dieb citiert den Richter vor die Schranke;
Der Schüler schlägt des Lehrers Rücken blau,
Und dem Gesunden reicht Arznei der Kranke;
Der scheue Hase . . .

Neunter Auftritt.

Metaphrast. Albert.

Albert

(läutet ihm mit einer Maultierglocke in die Ohren).

Metaphrast (entfliehend).

Gnade! Hilfe! Au!

(Fortsetzung folgt.)

Ein Abschied.

Nach der Melodie von Schumanns „Träumerei“.

Die Nacht rauscht nieder auf die Wälder,
Sie hüllen schweigend sich in schwarzes Schlafgewand.
Verstummt sind Vögelein und Felder,
Verschlafen schleicht der Bach durch's stille Land.

Mir träumt von einer süßen Dirne:
Mit scheuem Zagen lag sie zitternd mir im Arm.
Ich küßte sie auf Mund und Stirne,
Die frühlingsfrischen Glieder bebten warm.

Die schönen Stunden sind entschwunden,
Aus schattendunkeln Gründen weht es kalt
Und raunt von Trennung, Weh und Wunden.
So seltsam schaurig wogt im Wind der Wald.

Nun schluchz' ich auf in bittren Thränen,
Am Wege trauernd, kauernd auf dem harten Stein.
O Herz, wozu das eitle Sehnen?
Sind alles, alles, wie Du selber, tote Träumerein!

Otto Michaeli.

Unsterblichkeit.

Laß den Dichter, o laß ihn küssen!
In seinen Küssen ist Ewigkeit.
Deine Schönheit wird altern müssen,
Deine Reize sind dem Tod geweiht;
Er aber kann singen von Dir und sagen,
Er kann Dein Lob zu den Sternen tragen.
Dann lebt die verträumte, flüchtige Stunde
In aller Herzen und aller Munde;
Deine Schwestern, in tiefer Versunkenheit,
In Frauengemächern, recht im Geheimen
Werden voll Neugier und Sehnsucht und Neid
Das Märchen all unserer Liebe träumen,
Werden fragen, wie Du wohl hast schön sein müssen,
Der er Stunden der Liebe geweiht . . .
Laß den Dichter, o laß ihn küssen!
In seinen Küssen ist Ewigkeit.

Hans Rudorff.

Madonna auf dem Throne.

Gemälde von Botticelli.

Nun prunkt mein Zimmer selig mit dem Bilde,
Das mir, seit ichs gesehn, im Herzen wohnt:
Maria ist es, die darauf in Milde
Als gnadenreiche Jungfrau Mutter tront.

Das Jesuskindlein legt, das hochgeweihte,
Die runden Händchen warm an ihre Brust;
Johannes und ein Mägdlein, ihr zur Seite,
In Engelsanmut stehn und Engelslust.

Ich aber seh' Dich, Frau in Heil und Hulden,
Und kann nicht Deiner Augen Strahl erdulden,
Der schmerzlich süß erhellt die Seele mein —

Und möcht' in Demut doch so gern Dir dienen,
Maria, Deinen ewigschönen Mienen
In Keuschheit mich und frommen Gluten weihn.

Hermann Bessemer.

Eine Deutsche Akademie.

XI.

Wir bringen diesmal weitere sechs Gutachten zur Akademie-Frage. Fünf sprechen sich gegen, eines für das Projekt aus; vier rühren von Schriftstellern, zwei von Gelehrten in akademischer Stellung her.

Ein Gegner des Plans ist der Litterar-Historiker Prof. Dr. Georg Witkowski an der Universität Leipzig. Er schreibt uns:

Leipzig, den 1. Oktober 1902.

Sehr geehrter Herr!

Die Académie française entstand im XVII. Jahrhundert, im Zeitalter der Orthodoxie, des Absolutismus und des Autoritätsglaubens. Es ist nicht zu verkennen, daß heute eine starke Strömung im religiösen, politischen und geistigen Leben nach derselben Richtung hinstrebt; aber gerade auf den beiden Gebieten der Sprache und der Litteratur, deren Förderung Sache der geplanten deutschen Akademie sein würde, hat Wissenschaft und Praxis sich gegen jede normative Regelung entschieden. So weit hier überhaupt noch von allgemein anerkannten Gesetzen und einer von ihnen ausgehenden Kritik die Rede sein kann, stützen sie sich auf den herrschenden Gebrauch, psychologische und ästhetische Erfahrungswissenschaft, und dieser empirische Charakter des Urteils bedingt es, daß nur mit höchster Vorsicht der Subjektivität des Schriftstellers und Dichters einschränkende Grenzen gezogen werden dürfen. Ein Blick auf die litterarische Entwicklung der letzten zwanzig Jahre zeigt so viel Neues in Sprache und Form, eine so schnelle Folge von radikal entgegengesetzten, einander ablösenden Dichtergenerationen, daß weder ein starres Festhalten am Alten, noch eine grundsätzliche Entscheidung über das Zuläßige und dauernd Wertvolle in Sprache und Kunst möglich erscheint. Das Zeitalter, das auf allen Gebieten die Kennzeichen des Übergangs zeigt, erregt naturgemäß das Verlangen nach einem festen Halt im Wirbel der gegeneinander ankämpfenden Wellen, nach einem kraftvollen Besänftiger, der sie durch das geweihte Öl der Autorität zu glätten vermöchte; aber noch niemals hat eine Akademie oder eine ähnliche Körperschaft große geistige Bewegungen zu brechen oder in ihrem Laufe zu lenken vermocht.

Andererseits ist ohne Zweifel ein anerkanntes Organ zur Leitung des Urteils in sprachlichen und litterarischen Angelegenheiten von allgemeiner Bedeutung für Deutschland zu erwünschen. Es sei nur an die Ausschreitungen der Sprachreiniger, die Fragen der Bühnenzensur und des Urheberrechts erinnert. Eine deutsche Akademie, zusammengesetzt aus den hervorragendsten Schriftstellern, Litterarhistorikern und Kritikern der Nation, könnte ihr Urteil mit Erfolg in die Wagschale der öffentlichen Meinung und der Gesetzgebung legen, die Freiheit und das materielle Recht des Künstlers wahren, der öden Gleichmacherei wehren, wie es z. B. mit Bezug auf Wagners „Parsifal" nötig gewesen wäre, und wertvollen Leistungen durch ihr Zeugnis zur allgemeinen Anerkennung und dem gebührenden Erfolg verhelfen. Dabei ist freilich vorauszusetzen, daß diese Akademie mit den wechselnden Forderungen des Zeitgeists Fühlung behielte und sich zugleich frei über ihn zu erheben wüßte, was nach der bisherigen Erfahrung kaum möglich erscheint. Denn eine ständige Korporation, die sich selbst ergänzt (und ich wüßte nicht, welche andere Art der Ergänzung vorzuschlagen wäre) altert und verfällt nur zu leicht in einen starren Widerstand gegen jede Neuerung. Die Geschichte der Académie française kann als warnendes Beispiel dafür dienen.

Aus dem Gesagten ergiebt sich, daß meiner Meinung nach die Begründung einer deutschen Akademie gegenwärtig nicht zu empfehlen ist. Die Funktionen, die ihr zufallen würden, können besser in jedem Falle durch einzelne Autoritäten, freie Vereinigungen der führenden Schriftsteller und Gelehrten oder durch dazu berufene Ausschüsse, wie es z. B. mit Erfolg gelegentlich der Regelung der Bühnenaussprache geschehen ist, wahrgenommen werden.

Hochachtungsvoll

Georg Witkowski.

Ebenso entschieden lehnt der Litterar-Historiker Prof. Dr. Adolf Frey in Zürich das Projekt ab. Er schreibt:

Zürich, Oktober 1902.

Sehr geehrter Herr!

Die Errichtung einer Akademie der Litteratur für Deutschland würde ich nicht begrüßen, sofern sie sich in den bisher üblichen Formen und Geleisen bewegen würde, was mir nicht notwendig erscheint. Die Erfahrung lehrt tausendfältig, daß der gelehrte Einfluß auf die lebende Sprache und Litteratur nicht vom Guten ist.

Hochachtungsvoll

Adolf Frey.

Ein ablehnendes Votum giebt auch Karl Bleibtreu in Charlottenburg ab. Wir geben seine Zuschrift mit Weglassung einiger Stellen wieder, die sich mit Schärfe gegen andere Schriftsteller kehren. Karl Bleibtreu schreibt:

St. Moritz, Engadin, 7. Sept. 1902.

Sehr geehrter Herr!

Der Plan einer „Deutschen Akademie“ wäre zu Gunsten einer gesellschaftlichen Hebung des Schriftstellerstandes allerdings sehr zu wünschen. Die Deutschen sind bekanntlich in ihrem erhabenen Idealismus als Volk der Dichter und Denker von solcher Ehrfurcht vor dem bloßen Geist erfüllt, daß bei ihnen ein simpler „Herr Goethe“ oder „Herr Shakespeare“ unendlich tief unter jedem beliebigen Titelträger rangieren würde. So überaus komisch die Betrachtung dieser erbärmlichen Eitelkeiten der angeblichen Kulturgesellschaft, scheint doch eine praktische Berechtigung vorzuliegen, daß man dem Schriftsteller durch den Titel eines „Akademicien“ aufhelfen will. Nur darf man sich nicht verhehlen, daß in einem monarchischen Lande stets die Gefahr droht, Nebenrücksichten bei Auswahl der Mitglieder walten zu lassen. Und wer unsere unerhörten litterarischen Cliquenzustände kennt, der wird auch dann nichts Gerechtes erwarten, wenn die Wahl ausschließlich den Litterarhistorikern oder den herrschenden Tonangebern der jeweiligen Mode überlassen bliebe. Die . . . in Berlin regierenden Trusts . . . würden sich ohne weiteres gegenseitig ihre Anhänger als „Akademiker“ zuschanzen, und der Einfluß der Theaterdirektoren und -Agenten sowie gewisser Verleger würde das Übrige besorgen, zumal gewisse „Litterarhistoriker“, meist in tiefster Unkenntnis alles nicht zur Mode Gehörigen befangen, gleichfalls direkt zu der herrschenden Cliquewirtschaft gehören. Wenn also der französischen Akademie, die übrigens auch mächtig auf Corneille schimpfte, „Molière zu ihrem Ruhme fehlte“, wenn sie Balzac ausschloß, Zola wiederholt ablehnte, Musset erst ganz zuletzt aus Mitleid, als er längst gebrochen war, aufnahm, so würden in Deutschland noch unerhörtere Dinge vorkommen. Die manchmal geradezu . . . Verleihungen von Schiller-, Grillparzer-, Raimund-, Bauernfeld-Preisen lassen ahnen, was man von Leuten zu erwarten hat, die oft nicht mal fähig wären, das Bedeutende vom Unbedeutenden zu unterscheiden.

Hochachtungsvoll

Karl Bleibtreu.

Auch Georg Engel in Berlin bekennt sich als Gegner des Plans:

Berlin, den 2. Oktober 1902.

Mein sehr verehrter Herr!

Auf Ihre „Rundfrage“ eingehend, muß ich mich gleichfalls als ein Gegner einer deutschen Akademie bekennen. Alles, was wir bis jetzt von der „Académie française“ gehört haben, läuft doch im Grunde auf Kleinlichkeit und Lächerlichkeit hinaus. Und wenn sich die „Akademie in Paris“ auch weiter in nichts versündigt hätte, als daß sie Emile Zola beharrlich die Aufnahme verweigerte, so scheint mir schon deshalb eine deutsche Nachbildung nicht wünschenswert, denn die Menschen bleiben sich über die nationalen Grenzen hinaus überall gleich.

Auch ist durch einen Massen-Aufmarsch und Massenzusammenschluß der Künstler — der Kunst niemals ein Vorteil erwachsen. Denn die Kunst, das wahre, ist und bleibt ein Kind der Einsamkeit.

Mit vorzüglicher Hochachtung

ganz Ihr

Georg Engel.

Hingegen tritt Paul Nerrlich in Berlin zum Mindesten für eine Akademie der deutschen Sprache ein, wenn auch nicht für eine Akademie der Litteratur. Er schreibt:

Berlin, 4. September 1902.

Sehr geehrter Herr!

Unsere Sprache, die inoffizielle nicht minder als die offizielle, leidet gegenwärtig an einem Schwulst und einer Verwilderung, die nur noch in der modernen Architektur ihres gleichen finden dürften. „Die Mesmer“ und „Saal Bechstein“ paradieren neben „zur Ablaßung gelangen“ und „zur öffentlichen Kenntnis bringen“; „derselbe“ wuchert nicht nur munter weiter, sondern wird von „jener“ fast überwuchert, und es ist nicht irgend ein Zeitungsschreiber, sondern ein Goethebiograph, dem wir Sätze verdanken wie: „Die Wirkung desselben übertraf jene des Götz.“ Immer mehr und mehr läßt sich der früher verhältnismäßig als seuchenfrei zu bezeichnende Norden durch anderwärts Gewachsenes imponieren, und öffentliche Redner glauben ohne Wirkung zu bleiben, wenn sie nicht alle fünf Minuter zweimal zur französischen Stellung des Objekts und der adverbialen Bestimmung ihre Zuflucht nehmen. Die Orthographie ist für die Schulen unter Dach und Fach gebracht, dies hindert aber nicht, daß nicht jeder einzelne Lehrer seine eigene Interpunktion hat, es hindert nicht, daß nicht nur die Zeitungen und Zeitschriften, sondern selbst die Behörden und Ministerien die Schulorthographie ignorieren. Nicht immer hat Du Bois-Reymond eine glückliche Hand ge-

abt, wenn er aus dem Lande, in dem er als einer er Erleuchtetsten verehrt wurde, Streifzüge auf remdes Gebiet unternahm, die Gedanken jedoch, velche er 1874 in der akademischen Festrede über Eine Akademie der deutschen Sprache“ entwickelte, ehören zu seinen folgenschwersten und fruchtbringendsten, denn sie zeigen den allein möglichen Weg, unsere Sprache vor einem Verfall zu bewahren, den keine Macht der Welt sonst aufhalten könnte. R. Bechstein war erklärte, eine derartige Schöpfung sei praktisch unmöglich, denn das deutsche Volk sei nicht in einem inzigen und einheitlichen Staatswesen zusammengefaßt. Als ob nicht, vom Reichsgericht in Leipzig gar nicht zu sprechen, eben dieses Argument auch gegen das Berliner Reichsgesundheitsamt vorgebracht werden könnte, als ob nicht, nachdem für das corpus sanum gesorgt, nun auch die mens sana der gleichen Fürsorge bedürfte, und als ob nicht die Sprache das vornehmste Organ wäre, durch welches sich die mens offenbart! Nicht zwingender sind die sonst noch von Bechstein und anderen gegen die Akademie ins Feld geführten Argumente; ich glaube ebenso auf ihre Beleuchtung verzichten zu dürfen wie auf Erörterung der Fragen, ob die von Du Bois-Reymond vorgeschlagene Akademie zu einer Akademie der Litteratur überhaupt zu erweitern sei und ob wir, sei es zur Stütze, sei es zur Abwehr die französische Akademie herbeizuziehen haben. Charakter und Entwicklung der Deutschen sind doch allzusehr von unseren westlichen Nachbarn verschieden.

Hochachtungsvoll

Paul Nerrlich.

Die Äußerung Prof. Dr. Reinhold Bechsteins, gegen die sich Nerrlich wendet, war in der „Deutschen Dichtung“, Band 1, S. 288 abgedruckt und lautete in ihren wichtigsten Stellen:

Das Bedürfnis ist noch nicht erwiesen. Ich leugne dieses Bedürfnis, die Berufung auf das nachahmenswerte Beispiel der Pariser Akademie ist nach meinem Dafürhalten nach mehr als einer Hinsicht unzutreffend.

Ich bin gegen die offizielle Sprachbehörde: denn die Sprache ist ein freies, geistiges Gewächs, das unter dem Regelzwange verkümmern müßte, wenn sie überhaupt gebändigt werden könnte. Ihr Gebrauch ist zudem vielfach eine künstlerische That, und in Sachen der Kunst ist jede Bevormundung von Übel.

Unsere deutsche Sprache der Neuzeit und Gegenwart ist erwachsen aus der freien Vereinbarung aller deutschen Stämme. Ein jeder Dialekt, auch der niederdeutsche, hat an dieser neuhochdeutschen Sprache mehr oder weniger seinen Anteil. Man hindere nicht den kräftigenden Einfluß der Dialekte. Aber über den Dialekten und über der Gewalt des hochwirkenden Sprachlebens stehe auch ferner als Autorität die allgemeine, auf der Majorität beruhende Sprachsitte. Die Eigenart der hervorragenden, allgemein anerkannten Vorbilder ist wie bisher Muster und Vorbild.

Die deutsche Sprachwissenschaft sei auch künftig und mehr als bisher eine hülfreiche Beratherin, aber man würdige sie nicht zur Schulmeisterin herab.

Eine derartige Akademie ist auch praktisch unmöglich, denn das große deutsche Volk ist nicht in einem einzigen und einheitlichen Staatswesen zusammengefaßt.

Eine Akademie würde auch in ihrem eigenen Interesse nicht zu einer Eintracht der Meinungen gelangen. Ich behaupte dies im Hinblick auf zwei naheliegende Erscheinungen der jüngsten Zeit, im Hinblick auf die bekannte Berliner orthographische Conferenz und auf die nicht zur Ruhe kommende Revision der Lutherbibel.

Ähnlich wie Nerrlich, aber doch gegen eine Akademie überhaupt äußert sich Karl Blind in London. Er schreibt:

London, den 14. Sept. 1902.

Sehr geehrter Herr!

Eine „Akademie“ nach Pariser Muster würde, wie ich fürchte, unter jetzigen Umständen in Deutschland zu noch weiterem Byzantinertum führen; und davon ist ohnedies mehr als genug vorhanden.

Einen leitenden Gelehrten-Verein zur Reinigung unserer herrlichen, heute wieder — wie nach dem dreißigjährigen Kriege — übel zugerichteten Muttersprache könnte man an und für sich wohl empfehlen. Er hätte reichlich zu thun. Die eingerissene Fremdwörter-Seuche; das dadurch erzeugte allmälige Ersterben des wahren Sprachgefühles; die kleinmeisterlich sparsame Rechtschreibung oder Unrechtschreibung, auf die man sich versteift; das lächerliche Zusammenschweißen von Wörtern zu wahren Sanskrit-Ungeheuern, die dem Auge wehe thun, den Sinn oft stören, und im Auslande belacht werden; die zunehmend gehackte Schreibart, die wie eine hastige Drahtmeldung oder wie ein Feldwebel-Ruf klingt: das alles fordert zur Besserung heraus. Aber ich glaube kaum, daß eine Akademie den rechten Wandel schaffen würde.

Eine solche Anstalt müßte jedenfalls auch Vertreter des ausgestoßenen Brudervolkes in Österreich in sich fassen. Vieles, was zur Bereicherung unserer Schriftsprache dienen kann, ruht noch unverwendet in den Mundarten, oder wird — im Norden unanerkannt — in Österreich gebraucht. Eine bloß das „Deutsche Reich“, das ja nicht das ganze Deutschland ist, betreffende Anstalt wäre daher von vornherein unvollständig.

Mit aller Hochachtung Ihr

Karl Blind.

Wir schließen auch diesmal mit einer Übersicht der Debatte. Geäußert haben sich in den ersten zehn Heften 52, im vorliegenden Hefte 6, also zusammen 58 Schriftsteller und Gelehrte, von denen 25 für, 33 gegen den Plan gestimmt haben Unter den 58 Herren sind 36 Schriftsteller und 22 Gelehrte in akademischer Stellung. Von den 36 Schriftstellern haben sich 16 für, 20 gegen den Plan entschieden; unter den 22 Gelehrten sind 9 Freunde, 13 Gegner des Plans.

Wir werden im nächsten Hefte die Veröffentlichung fortsetzen und hoffen sie, wenn es der Raum irgend zuläßt, im zweiten Aprilhefte beenden zu können.

Karl Josias Christian Bunsen und Ernst Schulze.

Mit ungedruckten Briefen Bunsens und Schulzes.

III.

Während Schulze noch immer in den alten traurigen Verhältnissen in Göttingen verweilte, war Bunsen 1815 in Berlin, wo er sich Niebuhrs Gunst eroberte, ging im Frühling 1816 nach Paris, um unter Silvester de Sacy das Studium der orientalischen Sprachen zu betreiben, und von dort nach Florenz, wo er mit seinem Zögling Astor zusammen traf. Nach einem Übereinkommen mit dem Vater Astors hatte er diesem einige Monate des Jahres zu widmen, gewann aber dadurch die Muße für ungestörte Arbeit während der übrigen Zeit. Was ihm damals den Aufenthalt in Italien doppelt wertvoll machte, war die gleichzeitige Anwesenheit Niebuhrs und Brandis'.

In Rom nun erfuhr Bunsen durch den Brief Schulzes an Brandis vom 12. März 1816, den wir zuletzt mitgeteilt haben, von des Dichters Gemütsstimmung und seiner leisen Verbitterung gegen ihn. Gleichzeitig erfuhr er durch einen späteren (nicht erhaltenen) Brief Schulzes an Brandis von der fortschreitenden Lungenkrankheit des Freundes und seiner, freilich vielleicht nicht allzu ernst empfundenen Sehnsucht, gleichfalls in Italien weilen zu können. Brandis hatte hierauf in zwei Briefen auf das Wärmste mit der liebevollen Einladung, nach Italien zu kommen, erwidert, und Bunsen schloß sich ihm in dem nachstehenden Schreiben an:

Florenz, den 29. Sept. 1816.

Lieber Schulze!

Nachdem ich Dir schon seit geraumer Zeit einen langen Brief zu schreiben entschlossen gewesen bin, zwingt mich eine nicht erwartete Gelegenheit, Dir ohne weitere Einleitung etwas mitzutheilen, was mir sehr am Herzen liegt. Doch was bedarf es auch vieler Worte? Daß wir uns lieben und achten, davon bin ich überzeugt: wenn aber für eine Zeitlang das Gemüth zweier Freunde durch die gänzliche Verschiedenartigkeit des Schicksals und Lebens, besonders in der werdenden Jugendzeit, ein gewisses Zutrauen verlieren kann, so möchte es wohl bei uns der Fall gewesen sein. Du im Leiden und Dulden, ich von Glück und Lebenslust getrieben, was war natürlicher, als daß in den wenigen und unruhigen Tagen meines letzten Aufenthalts in Göttingen ich weder Dich mit der erforderlichen Ruhe und Gelassenheit betrachten und behandel[illegible] und Du noch weniger meinem ungestümen und un[illegible] lieblichen Wesen Dein Herz öffnen konntest. Mi[illegible] ist dies wenigstens bald klar geworden, und i[illegible] trage kein Bedenken, es Dir zu sagen, da ich m[illegible] jetzt ruhiger und besonnener fühle, und da [illegible] Dich nach langem und schwerem Dulden zu[illegible] männlichen Handeln entschlossen weiß. Nur de[illegible] will ich noch hinzufügen, daß, wenn ich jemals [illegible] meinem Herzen von Dir entschlossenere Thätigke[illegible] gefordert, ich mich dazu nur durch die Ueberzeugung von dem Göttlichen, was ich in Dir verehre, un[illegible] die Anschauung von dem, was in Deiner La[illegible] männliches Loßreißen vermag, durch Brand[illegible] Leben berechtigt gefühlt oder gewähnt habe. N[illegible] was ich selbst in mir durchlebt habe, kann ich aber Anderen auch mit gutem Gewissen **sagen**. I[illegible] will daher auch hierüber kein Wort zu Dir reden außer jenem Geständniß dessen, was ich gefühl[illegible] und gedacht habe. Aber etwas Anderes will ich Dir mittheilen, was ich Jahrelang und mit Be[illegible] wußtsein seit Ende 1813 im Herzen getragen. Mi[illegible] verständnisse habe ich zwischen Dir und mir n[illegible] gefürchtet, wohl aber Verletzen des Innern, wa[illegible] heilig sein muß, wie das Isisbild. Auch die[illegible] fürchte ich jetzt nicht mehr und wenn ich irre, [illegible] kannst nur Du mir es sagen. Jeder Mensch näm[illegible] lich, meine ich, stellt das allein im Leben und i[illegible] jeder anderen Kunst vollkommen, d. h. mit Wahrhe[illegible] dar, was er wirklich in sich erlebt hat. Meh[illegible] oder minder hat aber jedes Individuum, besonder[illegible] in einer fortgeschrittenen Zeit, die Formen, und wenn ich so sagen darf, die Scheinbilder des Leben[illegible] in sich. Wer nun wie Du mit dem göttliche[illegible] Seherblick begabt ist, mag am allerschwersten vo[illegible] den Sterblichen sich davor hüten. Denn di[illegible] schaffende Gotteskraft erzeugt ihm aus fremde[illegible] Anschauung gar leicht für alles Leben die Grund[illegible] formen, und verführt ihn, mit dieser selbstgeschaffene[illegible] Welt zu schalten, wie mit der angeeigneten und durch die sittliche Kraft verwirklichten. So schein[illegible] auch Du mir in Deinem früheren Leben vieles [illegible] dichterisch geschaut und dargestellt zu haben, [illegible] Du in Dir selbst nicht erlebt hattest, und also [illegible] nicht in und mit Deinem Dasein, also wahrhaftig [illegible]

fühlen und glauben konntest. Das kann aber der Sterbliche nicht ungestraft. So verlorest Du auch den Glauben für das an sich, aber nicht in Dir Wahre und Du sahest am Ende für das von Dir in Liebe, in Glauben und allen Grund Ideen des Lebens Dargestellte keine andere Basis, als die in Deiner Phantasie, die ja die selbstgeschaffene Welt auch vernichten konnte. Und gewiß bist Du nicht der erste Dichter, der auf solche Weise eben das, wodurch er anderer Seelen stumme Gefühle zum Bewußtsein bringt, selbst in sich nicht glauben kann. Darauf bezieht sich, was ich Dir, obgleich in schlechten Versen, einst auf Dein Stammblatt schrieb. Nun hat aber Dein Leben, meiner Ansicht nach, eine höchst selten glückliche und große Wendung genommen. Denn in wenigen Menschen ist mir der Gang Gottes faßbarer als in Dir gewesen. Schwere Leiden waren Dir beschieden, von dem Augenblicke an, wo Du, was Du vor allem anderen zuerst spielend darzustellen gewagt hattest, in der Wahrheit erkanntest. Aber Du erlebtest es nun auch wirklich in Dir, und Leben wie Gedicht ward anders. Was ist aber nun deutlicher, als daß Gott will, daß Du auch das Uebrige so wirklich in Dir und denn gewiß auch im Gesange darstellen sollst? Und glaube mir, nicht weniger deutlich und verehrungswürdig ist mir Dein eigenes Streben danach. Wodurch ward Dir anders unser Freundeskreis wirklich im Herzen theuer und wohlthuend, als weil Du von uns jeden Einzelnen in seiner Eigenthümlichkeit mit dem Glauben und dem Leben in den Ideen sahest, die Du nach langem Spiele, oft im Begriff warest, nur in Deiner Phantasie zu glauben, und weder in Dir noch in Anderen als wahrhaftig und einzig wirklich seiend anzuerkennen? Welches herrliche, einzig herrliche Leben wartet also Deiner, wenn Du wirklich in Dir zu leben fortfährst, was Du gedichtet. Der klare Blick, den Dir Gott gegeben, wird sich mit warmer Liebe zum Leben einigen und die von Gott gegebene Kunstkraft mit der sittlichen, die allein den Menschen macht. Das Erleben und wirklich Glaubenkönnen von dem tausendsten Theile macht andere fürs ganze Dasein stark und begeistert. Der erste Schritt für dieses Weiterkommen scheint mir aber alles Aufheben des Unterschiedes und Mißverhältnisses zwischen Dichten und Leben zu sein, oder zwischen Dichter und Mensch. Beharre denn auf Deinem Entschlusse, reiße Dich los und komme zu uns. Ein großes Leben mußt Du vor Dir sehen, wie das untergegangene Rom, ein freies, neu gestaltetes Dasein mußt Du suchen, und Herzen, die Dich lieben, wie wir. Komm daher, sage ich noch einmal. Ein glücklicher Zufall kann diesem noch einen äußerlichen Antrieb und eine nicht unbedeutende äußere Evidenz geben. Niebuhr hat in Verona einen Codex rescriptus vom Ulpian und Cajus gefunden, den wir Reck abzuschreiben und zu bearbeiten aufgefordert haben, Brandis einen großen griechischen vom IX. Jahrhundert, dessen Anfang freilich späte Hexameter enthielt, dessen Ende aber doch ganz andere Dinge geben könnte. Zu Rom ferner wird sich Ausbeute mehr als genug finden. Hast Du es auch nicht nöthig, so ist es immer verdienstliche und pflichtmäßige Arbeit. Ich meinestheils habe mich entschlossen, wenigstens 2 Jahre in Italien mit Brandis und Niebuhr recht nach Herzenslust zu leben und zu arbeiten. Reck wird Dir das Nähere darüber mittheilen. Ich bin ökonomisch so lange versorgt durch 4 monatliche Dienstbarkeit, von der heute der 1. Monat endet. —

Von Italien und allem Uebrigen kann und mag ich nichts schreiben, theils ist dessen zu viel, und Brandis hat das Nöthige mitgetheilt, theils muß man das wirklich sehen: darüber zu reden ist nur Freude für den Erzählenden. Viele Erbärmlichkeiten und Schwächen unserer Zeit scheinen mir wie Schuppen abzufallen, wenn ich unter den Denkmälern der großen untergegangenen alten und neuen Welt wandle, oder mich in der Einsamkeit durch Dante dahin versetzt fühle. Schmerz und Wehmuth, bald auch Zorn und Wuth erfüllen dann zuletzt mein Gemüth über die Zeit und mich selbst. Recht genossen habe ich alles nur, seit Brandis Anblick mir das Herz wieder aufgeschlossen hat. Man muß Jahre haben, um solche Geister zu beschwören, und im Heiligthum des Gemüths ungestraft zu verwahren. O, wenn ich sie mit Euch lebte, wenn ich Dein Leben hier aufblühen sähe zu heiterem Frohsinn und männlicher Thatkraft! Lebe wohl und komm!

Dein

Bunsen.

Gern schriebe ich Dir, was ich Dir lange hätte schreiben wollen, besser und würdiger, wenigstens ordentlicher; aber ich muß mich wohl mit Sancho trösten, daß der liebe Gott und Du mich verstehen wirst. Empfiehl mich Bouterweck.

Der Brief bedarf keines Kommentars, nur soviel sei beigefügt, daß sich Ernst Schulze, der Dichter, wie der Mensch, kaum richtiger, aber auch kaum liebevoller charakterisieren läßt, als es Bunsen hier thut.

Schulze erwiderte durch ein an beide Freunde gerichtetes Schreiben, aus dem nur einige wenige Stellen durch die Veröffentlichung in der „Deutschen Dichtung" (Band XVI S. 290 ff.) bekannt geworden sind. Der Brief verdient vollinhaltlich mitgeteilt zu werden; er lautet:

Göttingen, den 9. Novbr. 16.

Eben war ich von einer sehr erheiternden Reise durch Sachsen, Franken und die Rheingegenden zurückgekehrt, als ich Eure lieben Briefe

erhielt, Ihr theuren Freunde. Sie haben mich sehr aufgeregt und in manchen Stücken noch gewißer bestimmt zu dem, was ich mir schon früher vorgenommen hatte. Wenn ich Euer herrliches, kräftiges und thätiges Leben und die schöne Verbindung, worin Ihr untereinander und mit Niebuhr steht, mit meinem marklosen und alltäglichen Treiben vergleiche, so kommt mich ein Abscheu gegen mich selbst an, und ich habe Mühe, mich durch manches Gute, was ich in den letzten Zeiten, in und außer mir erlebt und selbst hervorgebracht habe, für das Bewußtseyn, wie sehr mir in den letzten Jahren eine sichere, nach einem festen Zweck geordnete Thätigkeit gefehlt habe, nur etwas zu trösten. Aber daß es nicht länger so bleiben sollte, habe ich Dir, lieber Brandis, schon in meinem letzten Briefe versprochen, und die tiefen und fruchtbaren Eindrücke jener wahrhaft tragischen Begebenheiten dieses Sommers sind durch meine Reise, die ich hauptsächlich zum Trost meiner unglücklichen Freunde unternommen hatte, eher verstärkt als erloschen. Eine Wiedervereinigung mit Euch in Italien war bey mir anfangs zur schönen Hoffnung und später zum festen Vorsatze geworden, und der Zufall scheint mir jetzt noch die Hand zur leichteren Ausführung desselben zu bieten. Ich muß Euch die Sache der Länge und Breite nach vortragen, weil Ihr selbst, wenn es Euch irgend möglich ist, eine Rolle dabey übernehmen müßt. Ihr wißt vielleicht, daß Sickler in Hildburghausen, der 7 oder 8 Jahre in Rom gewesen ist, eine neue Methode zur schnelleren und sichereren Auswickelung der herkulanischen Papyrusrollen erfunden hat. Er trug sich lange mit seinem Geheimniß umher, weil er in früheren Zeiten nur von Franzosen Unterstützung erhalten konnte und aus wüthendem Haß gegen diese ihnen keinen Theil an der Ehre der endlichen Urbarmachung dieser verkohlten und so lange vernachlässigten Fundgrube geben wollte. Im Sommer vor einem Jahre wandte er sich endlich an die Göttinger Akademie der Wissenschaften, um durch ihre Verwendung eines der nach England gekommenen Manuscripte zur Erprobung der Haltbarkeit seiner Methode zu erhalten. Natürlich wurde diese Sache hier wie Alles mit der größten Langsamkeit und Feigheit und gänzlichem Mangel an Theilnahme betrieben: und steht noch so, wie Anfangs, so daß man nicht die geringste Hoffnung einer thätigen Mitwirkung oder gar der Erfüllung hegen kann. Dissen, der sich natürlich für diese Angelegenheit, wie für jede Förderung der Wissenschaft, lebhaft interessirte, suchte daher in diesem Sommer Sickler zu bewegen, sich deswegen an Niebuhr zu wenden, um durch ihn in Neapel zu wirken. Anfangs, so lange er Hoffnung hegte, von Göttingen Beystand zu erhalten, war jener aber wegen der mancherley Mißverhältnisse zwischen Berlin und Göttingen zu ängstlich, einen en[…] baren Schritt zu thun, bis ich ihm anbot, an Dich, lieber Brandis, deshalb privatim zu schreiben [...] durch Dich Niebuhrs Verwendung zu erhalten. [...] dachte dann, wenn ich nach Rom reise, mir [...] Geheimniß mitzutheilen und mir so vielleicht Unterstützung von Preußen zu verschaffen. Auch Sickler hatte sich durch Dissen lebhaft für die Sache interessirt, war aber bey Sicklers Zögerung wieder [...] geworden, da er das Ganze am Ende für ein [...] Vorgeben zu halten anfing. So standen die Sachen bey meiner Zurückkunft. Vorgestern [...] erhält Dissen einen Brief von Sickler, worin [...] ihm in der größten Verzweiflung schreibt, daß [...] Zeitungsnachrichten die in Neapel zu jenem Geschäft angestellten Engländer Thyrrwith und Hayter, die früher mit ihrer langsamen Methode so [...] als gar nichts leisteten, in Paris angekommen [...] um dort im Beyseyn Viscontis, Boissonade, Quatermeres de Quincy und Anderer die dort befindlichen herculanischen Rollen nach einer neuen Methode zu entwickeln. Ich kann es ihm nicht verdenken, daß er sich ärgert, die Frucht seiner vielen, wegen der damaligen Verhältnisse [...] Lebensgefahr unternommenen Versuche so durch Andere, besonders durch Franzosen und Engländer zu verliehren. Er bittet nun Dissen herzlich, Alles anzuwenden, daß von Preußischer Seite schnell und geheim etwas gethan werde, um jenen zuvorzukommen. Er macht dabey folgende Vorschläge und Bedingungen:

1. Er will seine Methode eröffnen, aber [...] Niemand, als an einen Deutschen.

2. Er will sie durchaus nicht schriftlich, sondern mündlich und durch Aufzeigung der technischen Hülfsmittel an die zu den Entwickelungsversuchen bestimmten Personen von sich geben.

3. Nothwendig gehören zwey Personen zu der Unternehmung, die sich wechselseitig beim Aufrollen unterstützen müssen. Von diesen muß der Eine ein Filolog und nicht ohne einige Gewandtheit, der Andere vorzüglich mit technischer Geschicklichkeit ausgerüstet sind. Sind es drey, desto besser.

4. Nothwendig muß die Eine dieser Personen des Italienischen etwas mächtig seyn, um die Unterhandlungen in Neapel selbst mit den bey dem dortigen Entwickelungsgeschäft angestellten untergeordneten Personen beginnen zu können und [...] schicklich mit goldenem Nachdruck zu unterstützen.

5. Nothwendig muß, wenn von den abgeordneten Personen, die als an der Sache nicht interessirte Fremde dort auftreten und zuerst die Kunststückchen der gewöhnlichen Entwickelungsmethode dort sich vormachen lassen, Alles von unten [...] gehörig vorbereitet worden, d. h. wenn ihnen [...] einer kleinen Rolle, die sie von einem Unteraufseher durch einige Geldstücke an sich gebracht, ihre Er[…]

wickelungsmethode vollkommen gelungen ist, ein dortiger angesehener Gesandter ihr weiteres Unternehmen bey dem Hofe von Neapel selbst unterstützen und zu dieser Unterstützung völlig autorisirt werden.

6. Nothwendig muß noch innerhalb der nächsten drey Monate diese Expedition nach Neapel selbst unternommen werden, nachdem sie vorher bey ihm in Hildburghausen gewesen; aber eben so nothwendig ist die äußerste Geheimhaltung ihres Zweckes.

7. Bedingungen von seiner Seite sind dabey keine andere, als daß er zur Herausgabe der von den Entwicklern der Rollen bekannt zu machenden Schriften honoris causa mit zugelassen werde.

So steht die Sache. Ich habe Sickler schon früher und besonders bei meinem jetzigen 14tägigen Aufenthalt bey ihm in Hildburghausen als einen rechtlichen und für seine Wissenschaft begeisterten Mann kennen gelernt und habe mich auch durch eigene Ansicht des von ihm in Neapel heimlicher Weise binnen einer Viertelstunde losgewickelten Stücks einer Rolle, wozu man sonst wohl 4 Wochen gebraucht, und das so wohl erhalten war, daß ich es ohne große Schwierigkeit lesen konnte, von der Anwendbarkeit und Sicherheit seiner Methode, die er außerdem der Göttingischen Societät an verbranntem Papier erprobt hat, vollkommen überzeugt. Dissen hat es nun übernommen, von Neuem über die Sache an Böckh zu schreiben und ich wollte Euch gleich Nachricht davon geben, ob Ihr vielleicht durch Niebuhr etwas wirken oder gar selbst als die von Preußen erwählten Personen zum Gelingen beitragen könnt. Es könnte dann vielleicht möglich seyn, daß auch ich wegen meiner genauen Verhältnisse mit Sickler einen Antheil an der Unternehmung erhielte und Euch die Methode mitbrächte. Ihr werdet selbst, da Ihr Euch eine genauere Kenntniß der Verhältnisse verschaffen könnt, am besten beurtheilen, was von Sicklers Vorschlägen und überhaupt von der ganzen Sache ausführbar ist oder nicht. Auch Niebuhr wird gewiß bey einer so wichtigen Angelegenheit seine Verwendung nicht versagen und es könnte seyn, daß wir auf diese Art durch eine unserer würdige Gelegenheit in Italien vereint würden.

Sollte aber auch dieser Plan fehlschlagen, so habe ich den festen Vorsatz, mir im künftigen Jahre auf irgend eine Art so viel Geld zu verschaffen, um wenigstens ein Jahr bey Euch in Italien leben zu können. Ich hoffe, daß die Herausgabe meines Gedichts, worüber ich in diesen Tagen mit Cotta Unterhandlungen anfangen werde, mich dazu in den Stand setzen wird. Außerdem habe ich während dieses Sommers ein neues kleineres in drei Gesängen gemacht, welches in Rücksicht der Form nach meinem Urtheil mein vollendetstes ist. Ich hoffe, daß auch dieses Ostern auf jeden Fall erscheinen wird.

Was Du, lieber Bunsen, mir in Deinem Briefe zu bedenken gegeben hast, war auch schon der Hauptsache nach in dem früheren von Brandis enthalten und ich danke Euch Beyden herzlich dafür. Wie konntet Ihr fürchten, nur irgend einen üblen Eindruck dadurch auf mich zu machen? Ich habe das Alles schon selbst früher gefühlt und ehre Eure Aufrichtigkeit als das sicherste Zeichen Eurer treuen und für mich besorgten Freundschaft. Und gewiß, Euer Rath soll nicht verlohren gehen. Der erste Beweis dafür ist die Befreyung von den Fesseln, die mich früher unfähig machten, das zu meiden, worin ich mein unfehlbares Verderben sah und dem zu folgen, was ich längst für das Rechte und mich allein Rettende erkannte. Meine Verhältnisse mit Tychsens sind fast ganz abgebrochen und so schmerzlich mir auch diese Entfernung durch die ewige Erinnerung an eine bessere und freundlichere Vergangenheit wird, so fühle ich mich doch um Vieles freyer und kräftiger, etwas meiner Würdiges zu unternehmen. Das was mir diesen Sommer begegnete, die plötzliche, gräßliche Catastrophe der einzigen frohen und ganz ruhigen Zeit meines Lebens seit fünf Jahren, hat mir freylich gezeigt, daß ich auf dauerndes Glück mir nie Rechnung machen darf; aber statt mich niederzuschlagen, hat diese Erfahrung mich gestärkt, weil ich fühle, daß das Verzweifeln nur für nichtsnützige Schufte taugt, und daß ich Muth und Kraft nöthig haben werde, mich trotz dem Teufel durch die Welt zu schlagen. Ihr habt mich immer zu zart behandelt und mich in Eurem Kreise das Recht der Frauen genießen lassen, weil ihr glaubtet, ich sey in früheren Zeiten ein verzogenes Kind des Glücks und der Liebe gewesen und könne daher kein heftiges Aufrütteln vertragen; aber Ihr habt mich doch wohl in dieser Hinsicht nicht ganz gekannt. Ich fühle selbst, daß ich sehr reizbare und leicht zu verwundende Seiten habe und manche Mißverhältnisse, wenn sie unmittelbar mein Gefühl angehen, tiefer empfinde, als Andere: aber ein Eingriff in meine Lieblingsideen, wenn er, auch selbst ohne das Wahre zu treffen, nur Wahrheit beabsichtigte, hat mich nie beleidigt, weil ich das Gefühl eines Jeden für etwas mehr Individuelles, das Denken aber für ein Gemeingut der Menschen halte, worüber jedem seine Meinung zu sagen freysteht. Daher schäme ich mich auch nicht zu gestehen, daß Eure Warnung sehr gegründet ist, obgleich sie nach meinem eignen Bewußtseyn mich jetzt weniger trifft, als früher, vielleicht gar nicht mehr. Denn ich fühle, daß ich es jetzt nicht mehr über's Herz bringen kann, Etwas auszusprechen, was nicht aus meiner tiefsten Ueberzeugung, aus meiner Seele kommt. Aber das Leben selbst ist so mannigfaltig und die Ansicht

der Dinge durch Leidenschaft und Stimmung so wandelbar, daß Ihr mir, als Dichter, der manches nur dem Augenblicke verdanken muß, verzeihen werdet, wenn Alles nicht immer gleiche objective Wahrheit hat.

Jetzt noch einige Neuigkeiten, denn Reck will die Briefe fortschicken. Hey, bey dem ich vier Tage zubrachte, ist glücklich, wie immer. So auch seine Auguste, die sich merklich bessert. Wir sind zweimal mit ihr spatzieren gewesen. Seine Gedichte werde ich nächstens in den Göttinger Anzeigen, an denen ich rüstig mitarbeite, recensiren. Becker ist rüstig und thätig, Agrikola fröhlich, wenn auch mit seiner Lage nicht ganz zufrieden. Viele Grüße an Bunsen von dem südlichen Ulrich, der Pfarrer in Schweinfurt ist. So auch von dem lieben Schuhmacher, bei dem ich auf meiner Rückreise durch Westphalen einen Tag zubrachte. Dort sah ich auch Deine Schwester, lieber Bunsen, doch nur auf eine halbe Stunde. Daß Walker an Wunderlichs Stelle gekommen und Dissen Ordinarius mit 600 Thaler Gehalt geworden ist, wird Euch Reck erzählt haben. Heute fängt Münnichs Schildknappe, der kleine Klindtworth, da man ihm das Promoviren und Examen vorläufig erlassen hat, seine academische Laufbahn mit Vorlesungen über die Geschichte der Filologie an. Aus Kindern werden auch Leute. Mitscherlich der Zweite muß in seinen Koth versunken seyn, denn ich habe ihn seit meiner Zurückkunft noch nicht gesehen. Göttingen hat über 1100 Studenten. Alle Professoren lassen die Wände ihrer Auditorien einschlagen. Bouterwek hat in der Aesthetik 122 Zuhörer. Thierich hat Schlichtegrolls Tochter heirathen wollen, ist von einem Andern um die Braut betrogen und flugs nach Gotha gereist, um eine neue zu suchen. Ich sah ihn in Hildburghausen. Das ist levis Amor.

Lebt herzlich wohl, Ihr Lieben, und gedenkt meiner auch in der herrlichen Roma. Antwortet mir doch bald über die Angelegenheit. E. S.

Zur Erläuterung des Briefes sei zunächst bemerkt, daß der Archäologe Dr. Sickler in Hildburghausen ein Mann von vieler Gelehrsamkeit, aber auch von vieler Phantasie war. Der Dichter war ihm persönlich näher getreten, als sich jene „plötzliche, gräßliche Catastrophe" ereignete, deren der Brief gedenkt: die Schwägerin Sicklers, Thekla Schieck, die Braut des intimen Freundes Schulzes, Dr. Becker, war in Göttingen in demselben Hause, wo Schulze wohnte, plötzlich gestorben, vermutlich deshalb, weil sie ein Medikament, das ihr ihr Verlobter gegen ein leichtes Unwohlsein verordnet hatte, statt in den vorgeschriebenen Dosen auf einmal genommen hatte. Welchen tiefen Eindruck der Unglücksfall auf den Dichter übte, zeigt eine Aufzeichnung, die sich in seinem Nachlaß vorfand; wir haben sie in der „Deutschen Dichtung", Band VIII, S. 198 ff. mitgeteilt. Dissen, der Göttinger Philologe, war mit Sch[...] nahe befreundet; was Schulze an kleinen und klei[...] Mitteilungen über Göttinger Gelehrte beifüg[...] durch einen gewichtigen Apparat von biograph[...] Notizen und Jahreszahlen nicht aufgebauscht [...] es sich um Wichtiges handelte. — Wie früher [...] lehnte auch Cotta Schulzes großes Gedicht „Cä[...] ab; Schulze sollte das Erscheinen nicht erleben [...] nach seinem Tode entschloß sich Brockhaus zum Ve[...]

Die Freunde erwiderten in dem Sinne, der [...] denkende Leser sicherlich erwartet; sie blieben be[...] Aufforderung, zu ihnen zu kommen, mußten [...] Schulzes Hoffnungen bezüglich des Sicklerschen Proj[...] notgedrungen enttäuschen. Bunsen schrieb an Sch[...] und Reck:

Rom, den 4. December 181[...]

Ich kann, Ihr lieben Freunde, aus vielen Grün[den] nur einige Zeilen schreiben, die nur Lebensze[ichen] von mir sein und das Nöthigste zur Antwort [...] halten sollen. Zuerst danke ich Gott, daß er E[uch] beide einmal aus diesem Rattenneste geführt [...] und hoffe, das soll Euch so gut bekommen, da[ß ...] nicht ruhet und rastet, bis Ihr in der einzigen [...] seid.. Was mich selbst angeht, so hat mir Cathcart [...] schläge gemacht, ihn in Italien bis März und [...] nach London zu begleiten. Da er mir aber [...] nicht das erforderliche Geld geben will, um wenig[stens] 4 Monate zu leben und zurückzugehen, so [...] schwerlich etwas daraus werden, wenigstens ände[re] ich meinen Grundsatz nicht. Kann ich hinkomm[en,] so ziehe ich es aus Pflicht allem andern vor, [...] ich wahrscheinlich dort zu etwas komme, noch w[ahr]scheinlicher aber, ohne es, zu nichts im Plane [...] Asien. Wie die Sache jetzt steht, werde ich [...] bei Jenner mich einmiethen und ihm bis zu [...] Abreise einzelne Stunden nachgeben. So g[...] nur Zeit und Kraft verloren, denn ich bin [...] heruntergekommen durch dies Leben. Uebrigens [...] hier viel Fleiß und Gelegenheit zum Pauken. [...] Lebendiges ist nichts in Rom als die Deutsch[en] und ihre schönen Werke, die sich gut neben de[n] Großen der Vorzeit ausnehmen.

Ich habe den Plan, mein Erbrecht umzuarbe[iten] und wahrscheinlich etwas englisch darüber zu schreib[en]. Daher ergeht an Dich, Reck, meine dringende B[itte,] mir einen Auszug aus Platners Rezensionen [...] factis und rationibus decidendi auszuarbeiten [...] auf dünnem Papier und in kleinen Buchstaben [...] übersenden: mein nächster Brief soll, was ich [...] mich jetzt (in Berlin) festgesetzt, enthalten [...] rechne auf Deine Bemerkungen und Dein Urt[eil.] Ohne dergleichen komme ich in England zu [...] Gehe ich nicht selbst hin, so spedire ich es auf [...] Glück durch Cathcart.

Außerdem ist hier auf dem Vatican zwar we[nig] zu erhalten, aber doch vieles zu thun. [...] entziffert Livius et Cicero und Gott weiß, wa[s ...]

noch finden wird. Das Ende der Rede pro Fontejo und pro Ruberio ist noch das Wichtigste bis jetzt.

Du, lieber Schulze, mußt nicht weniger sicher zu uns kommen, ungeachtet die Sickleriana nichtig zu sein scheinen. Schwerlich ist etwas zu machen: ist Sickler wirklich (woran die Meisten zweifeln, die ihn für einen Windbeutel halten) ein ordentlicher Kerl, so kann und muß es ihm wahrhaftig einerlei sein, ob er es thut, oder ein anderer; wenn es gethan wird, und wenn sich hinter dem Nationalen nicht die Eigenliebe versteckt; so kam er kein Bedenken tragen, Dir das Geheimniß auf die Seele zu binden, für den Niebuhr gewiß alles thun wird. Aber, wenn er sicher ist, warum den Quark nicht bekannt machen, wenn die andern ihr Geheimniß schon vorgelegt haben?! Auf jeden Fall wollen wir hier zusammen etwas Ordentliches thun, wo möglich keine solche Karren-Arbeit, obgleich Manuscripte abschreiben und vergleichen auch kein Rosenlesen ist. Ich habe noch einen Plan ausgeheckt, den wild gewordenen Abeken hierher zu bringen, welches er wahrscheinlich ohne alles ökonomische Hinderniß könnte und dann gewiß sollte. Ich hatte darüber den 18. Oktober einen Brief geschrieben, der das Beste sein mochte, was ich die 4 Monate hervorgebracht: ein Kerl, dem ich ihn mitgab, hat ihn sich nebst einem lumpigen Mantelsack stehlen lassen. Habt Ihr Kunde von ihm, so schreibe Du an ihn, lieber Schulze; ich werde nächstens wohl nach Berlin etwas einlegen. Gott segne Euch beide. Erhaltet mir Eure Liebe. Euer

C. Bunsen.

Es war, wie man weiß, Bunsens früh gefaßter und mit eiserner Willenskraft festgehaltener Plan, im Orient selbst, zunächst in Calcutta, die Sprachen des Orients zu studieren. Um diesen Plan verwirklichen zu können, hatte er die Stelle bei Astor übernommen; als Astor 1816 aus Florenz plötzlich nach New-York zurückmußte, nahm er das Anerbieten eines reichen Engländers, Catheart, an, der ihn als Lehrer des Deutschen, wie als Führer durch die Sehenswürdigkeiten Roms engagierte. Die Hoffnung, mit Catheart nach England zu gehen und dort die Mittel für die Reise nach Asien zu finden, die dieser Brief noch, wenn auch ohne allzuviel Zuversicht, aufrecht erhielt, sollte sich nicht verwirklichen; freilich begegnete dem jungen deutschen Gelehrten kurz darauf in Rom ein anderes, viel größeres, völlig unerwartetes Glück, wie später zu erwähnen sein wird. — Ludwig Abeken, der „wild gewordene", war Philologe und lebte damals in Berlin.

In dem folgenden Schreiben ging Bunsen auf Schulzes zuletzt mitgetheilten Brief näher ein:

Rom, den 14. December 1816.

Mein lieber Schulze!

Du bist so gut gewesen, meine flüchtigen, obzwar lang im Herzen bedachten Zeilen aufzunehmen und zu verstehen, besser, als sie Anspruch machen durften, und was Du mir darüber geschrieben, beweist mir nicht nur, daß wir uns nie mißverstehen werden, sondern auch, daß Du, was an jenem wahr ist, Dir schon lange selbst gesagt und mit tiefem, Deiner würdigem Ernste Dein Inneres beobachtet hast. Nur in einem Punkte thust Du mir vielleicht Unrecht, oder vielmehr Dir, daß ich Dir nämlich nicht Wahrheitsliebe und Stärke genug zugetraut, um, was ich von Dir gedacht, Dir früher mit Freundes-Offenheit zu schreiben. Die einzige Ursache lag, wie ich Dir, glaube ich, auch geschrieben, zuerst in einem inneren Gefühle, welches mir unmöglich macht, dergleichen zu sagen, wenn es mir nicht im Innern ganz und gar klar ist und ich meine Anschauung mit meiner allgemeinen Lebensansicht im Zusammenhang gebracht, von deren Wahrheit ich durchaus überzeugt bin; dann aber auch in dem großen Abstande zwischen meinem ungestümen Wesen und Deiner Ruhe und Stille, und ich möchte sagen mehr künstlerische Vollendung fordernden Eigentümlichkeit, die etwas Gewordenes, was es auch sei, mehr anspricht, als etwas Werdendes. Und so wie ich überhaupt nicht ohne Ernst und Bedacht in das Räthsel einer Individualität einzugreifen wage, so habe ich eine gewisse heilige Scheu vor Künstler-Individualität, daß ich mit mir selbst darüber erst seit 1½ Jahren in's Klare gekommen zu sein glaube, wo mir die Einheit und Unzertrennlichkeit des Menschen und Dichters so eigentlich anschaulich ward in der Gegenwart, wie in der Vergangenheit.

Nicht minder habe ich mich über Deine Reise gefreut, von der mir auch Hey geredet. Sie scheint Dich auch körperlich gesundet zu haben und das ist gewöhnlich nothwendig, wenn die Seele sich ermannen und „ihrer edlen Haut wehren" soll. Je mehr Selbstthätigkeit erregt wird, desto glücklicher; um so mehr, je größer die Empfänglichkeit ist. Dein Plan nach Italien zu kommen, ist gewiß der beste. Wie wirst Du aufleben in den Herrlichkeiten Roms! Ich habe es erst gestern wieder recht lebendig gefühlt, welch wunderbaren Eindruck es macht, die Träume der Phantasie hier verwirklicht zu sehen, besonders unvermuthet, wenn man bei den vielen gleichen Eindrücken des gewöhnlichen Lebens bei uns wie hier an das Jugendbild nicht denkt. Brandis ging gestern nach einem heftigen Katarrh zum erstenmale aus. Wir wanderten über das Pantheon zum Tempel und dem Campo Vaccino wo man jetzt den 20 Fuß verschütteten Platz des Tempels ausgräbt. Mitten zwischen den Trümmern zweier Tempel und auf geebnetem Schutte sind kleine Gärten angelegt, alle mit Orangen, Zitronen, Pomeranzenbäumen bepflanzt, aus deren grünlichen Blättern die goldene Frucht, jetzt reifend, gar einladend hervorschaut. Auch ist es gar ange-

nehm, daß die Luft hier der Regel nach wie im Oktober ist, blauer Himmel dazu. Ich werde im Januar wahrscheinlich weder Ofen noch Kamin haben. Und dann jeden Tag ein Stündchen die Loggien Raphaels oder seine Stanzen oder die Sixtina — oder auch die Wunderschöpfungen Thorwaldsens und die neuraphaelischen Madonnen und Christuskinder von Overbeck und Cornelius — braven, tüchtigen, kräftigen Menschen, obgleich der erste katholisch geworden ist, was ich nie zu werden gedenke, und Brandis auch nicht. Alle Donnerstag sind sie bei Niebuhr. Ich werde nächstes Jahr mit einem Teile derselben essen. Ihre Freskobilder haben Canova so erstaunt, daß er sie im Vatikan malen lassen will. Endlich, um auf Rom zurückzukommen, das Beste ist, daß man in der unermeßlichen Stadt lebt, wie man will und vor allen Philistern sicher ist. Zur Werk Befestigung solltest Du Dich hier an Niebuhr und Brandis anschließen und der Wissenschaft zum Besten Dir einen Teil der hiesigen Fundgruben nehmen zum Bekanntmachen der verborgenen Schätze oder zu einer bestimmten philologischen Arbeit. Ich denke wirklich, daß man dies pflichtmäßig thun muß und auch wohl thun kann, wenn man im Vatikan sitzt, und gar, wenn man an Niebuhrs Seite ist. Gehst Du mit Reck nach Verona, so solltest Du schon dort den anderen cod. rescriptus nehmen, der Gott weiß was für griechische Sachen enthält. Und wenn Du Dir die Mühe nehmest, den Kleinen mit anzulocken, so thätest Du ein gutes und mir sehr am Herzen liegendes Werk. Keiner kann es so gut als Du, und ich kann keinen Brief aufbringen, wie der verlorene war. In Berlin weiß man seine Adresse; sonst kannst Du nur den Brief mit einigen Zeilen an seinen Bruder Philipp Abeken, Krahnenstraße senden. Nun, Gott sei mit Dir! Bringe uns Deine Gedichte alle mit; ich bin sehr im Rückstand. Wie geht's mit Hey's Gedichten? Dein

Bunsen.

Als dieser Brief in Göttingen eintraf, war der Dichter bereits ein todkranker Mann. Nach kurzem Aufenthalt in Ottensen (der Reise, deren Bunsen erwähnt) nach Göttingen zurückgekehrt, erlitt er einen heftigen Blutsturz; die Krankheit machte rapide Fortschritte; er selbst freilich war noch der Hoffnung, es handle sich um vorübergehende „rheumatische" Schmerzen. „Nicht wohl" bezeichnet er sich auch nur in seinem letzten Brief an Bunsen und Brandis:

Göttingen, den 3. Februar 1817.

Nur zwei Worte kann ich Euch schreiben, Ihr geliebten Freunde, weil ich nicht wohl bin und der Brief gleich fort muß, ich aber bis jetzt Stunden gegeben habe. Der Ueberbringer, den ich Dir, lieber Brandis, bestens empfehle, ist der geh. Canzleisecretair Kestner, mein durch Beaulieu ... lieber Freund, der mit Leist und dem Herrn v. Ompteda von Hannoverscher Seite das Concordat mit dem Papst abschließen soll. Dich, lieber Bunsen, brauche ich nicht mit ihm bekannt zu machen, denn Du fälltest schon damals, als Du Abeken, der ihn für uns engagieren wollte, zu ihm begleitetest, ein günstiges Urtheil über ihn. Er kann Euch ... von Nutzen sein, da er schon früher längere Zeit in Rom war. Seine Liebenswürdigkeit und ...heit des Characters werden Euch eben so viel Freude machen, als seine Begeisterung für das Schöne und seine musikalischen Talente. Auf Wissenschaft macht er keinen Anspruch, aber es läßt sich vortrefflich mit ihm leben. Solltet Ihr zufällig einen kleinen Herrn v. Lamitz aus ... einen Maler und Plastiker treffen, so grüßt ihn schönstens von mir, er ist ein recht ... Junge.

Nächstens erhaltet Ihr einen längeren Brief von mir. Bei diesem habe ich nur noch ... ein Paar Worte der herzlichen Liebe und ... läßt sich mit keinem Worte mehr oder weniger ausdrücken, als mit jenem herzlichster Liebe, ... ich eben hinschrieb. Lebt wohl und glücklich! Euer

E. Sch...

Wie man sieht, ein Empfehlungsbrief für ... Kestner's Sohn, mit dem Schulze, wie man aus seinem Tagebuch weiß, innig befreundet war.

Den „längeren Brief" hat der Dichter nicht mehr geschrieben, nicht mehr schreiben können. Er wurde immer siecher; am 29. Juni 1817 erlöste ihn der Tod.

Zwei Tage später, am 1. Juli 1817, erlebte Bunsen das beste Glück seines Lebens; an diesem Tage ward er der Verlobte einer reichen Engländerin, die ihm eine treffliche Gattin wurde, Fanny Waddington. Noch in demselben Jahre wurde er an Brandis' Stelle, der nach Deutschland zurückkehrte, Sekretär der preußischen Gesandtschaft in Rom. Seine weitere Laufbahn ist bekannt. Als Pair und Freiherr, als verdienstvoller Diplomat und berühmter Gelehrter ist er am 28. November 1860 gestorben.

Des unglücklichen Jugendfreundes hat er in all seinem Glanz nie vergessen. Die Briefe Schulzes ließ er sauber in einen Band mit Goldschnitt binden; jedes kurze Billet, jede Zeile hatte er sorglich bewahrt. Und 1877, siebzehn Jahre nach seinem Tode, konnte sein Sohn, Dr. Georg von Bunsen, an Schulzes Neffen schreiben: „Wie gerne erzählte mir mein Vater von dem Eifer, mit dem er ganze Gesänge aus E. Schulzes Werk abgeschrieben und auf Fuß und andre Reisen mitgenommen, um den Ruhm in immer weitere Kreise zu tragen."

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Herausgebers Karl Emil Franzos in Berlin. — Nachdruck auch im Einzelnen ist untersagt und wird strafgerichtlich verfolgt. Verlag der Concordia Deutsche Verlags-Anstalt in Berlin. — Druck von Kißling & Krüger, Berlin N.

Die große Liebe.

Aus dem Nachlaß eines Einsamen.

Von * * *

(Fortsetzung.)

III.

In den Wochen, die nun folgten, füllten ich Zukunftspläne aus. Ich hatte nur die erechtigung zu meinem Berufe erworben, aber och keinen Verdienst. Und es wurde Zeit, daß h ernstlich an Lebensunterhalt dachte. Da bot ch mir die Aussicht, in ein großes Unternehmen n Auslande einzutreten. Ich schrieb gerade, m offenen Fenster sitzend, an einem zusagenden Briefe, als die knarrende Treppe einen Besuch nkündigte. Das zimperliche Klopfen verriet en kleinen Schullehrer, der auch mit seinem rolligen Amtseifer in den Mienen eintrat. „Ein Frühlingsgedicht?“ fragte er listig.

„Wenn Du willst, ja. Ein neues Lied wir eben an . . . .“

Er sah mir über die Schulter und wurde ganz erbost: „Was soll das nun wieder?“

„Herr, daß ich leben will, gleichwie Ihr,“ achte ich.

Er stampfte durch die Stube und um den Tisch in der Mitte herum in sichtlichem Ärger: „Du bist ein Querkopf. Ich habe Dich immer dafür gehalten, aber seit letzter Zeit bin ich fast verzweifelt, mit Dir fertig zu werden.“ Ich schmunzelte nur und schrieb meinen Brief weiter.

„Warum hast Du binnen einem Monat dem Herrn“ — er nannte den Hüttendirektor — „keinen Besuch gemacht?“

„Kind, weil ich zu thun hatte.“

„Weil Du unhöflich bist und — ich weiß nicht, was, dazu. Er fragt nach Dir mit einer Teilnahme, die ich sonst nicht an ihm kenne. Seine Gattin erwacht aus der tiefsten Melancholie, wenn Dein Name laut wird“ — der Kleine gab sich offenbar Mühe, in diesem leichten Ton zu reden — „sie seufzt nach Dir, und Margaretlein hat Dir etwas Geheimnisvolles zu sagen. Ich wollte es ihr abnehmen, aber sie meinte, das wäre nur zwischen euch beiden.“

„Ich werde noch einen Abschiedsbesuch machen.“ bemerkte ich trocken.

„Übrigens,“ fuhr er fort, „wird Dir der Mann in Sachen Deiner Bewerbung hier nützlich sein können. Ich würde Dir sogar raten, den Brief nicht eher abzuschicken, als bis Du mit ihm geredet hast. Er kennt dieses Bergwerk und steht, wenn ich nicht irre, in Geschäftsverbindung mit ihm.“

Ich hatte das Gefühl, daß der Gute sich diese Verbindung schleunigst erfunden hatte. Um eine Verlegenheit zu verbergen, trat er ans Fenster und rief plötzlich: „Das muß die Hütte sein, dort hinten, wo der Rauch aufsteigt! Und seitlich davon der helle Fleck im Gehölz — ist das nicht die Villa? Merkwürdig, wie gut man das hier sieht.“

„Ich habe noch nicht darauf geachtet,“ sagte ich und wunderte mich, weshalb ich log. Mit meinen schärferen Augen konnte ich die Umrisse des Hauses deutlich sehen und die einsame Ceder im Vorgarten, die wie eine dunkle Gestalt erwartend dastand. Wie oft hatte ich so über die Dächer geblickt, auch im Finstern, wenn der rötliche Feuerschein am Himmel die Richtung der Eisenhütte wies. In diesem Augenblicke hatte ich das wohlige Gefühl eines Menschen, der sich in seine eigenen Gedanken verkriecht, sich dahinein wickelt und so vor der Welt unsichtbar macht. — Der brave Junge da sollte nicht wissen, daß ich in diesen Wochen mehr als einmal den Weg nach dort drüben eingeschlagen und wieder abgebogen und nach Hause zurückgekehrt war; daß ich mehr als einmal in stiller Nacht an dem langen Gitter hin und hergewandert war in wechselnden Gedanken.

„Laß es gut sein, Lieber,“ sagte ich und strich

ihm über den schwarzen Scheitel, „Du hast mir nicht übel zugesetzt. Ich gehe noch heute, wohin Du willst, aber dieses Mal ohne Dich.“

„Desto besser,“ meinte er befriedigt.

— — — — — — — — — — — — — —

Der alte Herr empfing mich wie einen guten Bekannten, die sieche Frau wie einen Erwarteten.

Wieder saßen wir an ihrem Lager in dem gedämpften Licht des reichen Zimmers. Die Rede kam auf England. Ich sprach meine Bewunderung aus für den starken hochgemuten Geist, der dort zu Hause sei und das rücksichtsloseste Volk der Erde zu ihrem Beherrscher gemacht habe. Und wieder flog ein Hauch von Röte über das Gesicht der Kranken, während sie mit schwerfälliger Zunge sagte:

„Ja, der Gesunde darf rücksichtslos sein; der Kranke nicht, denn er lebt nur von den Rücksichten der anderen . . .“

Der Gatte lachte herzlich auf: „So einfach ist wohl die Wahrheit nicht. Mir ist die Frage, wieweit der Mensch dem Menschen zu liebe leben muß, immer schwierig gewesen. Ich fühle zweierlei Soll in mir. Als Geschäftsmann kenne ich nur mein eigen Ich; im übrigen würde ich mich für einen Lumpen halten, wenn ich nicht unter Umständen mich anderen opfern könnte.“

„Ich erkenne diesen Zwiespalt nicht an,“ sagte ich.

Die Kranke, die unruhig wurde, unterbrach uns plötzlich mit der Frage: „Wo ist Marga? Laß sie doch holen. Sie soll nicht immer scheu sein, sondern den Herrn begrüßen.“

Während der Gatte einem Dienstboten klingelte und Auftrag gab, das Fräulein zu rufen, erhob ich mich mit der Bemerkung, daß meine Zeit um sei, und sagte erst jetzt, daß ich in kurzem die Stadt für immer verlassen würde. Beide schienen betroffen. Ich erwähnte meine Aussichten und bat den Fabrikherrn um Auskunft. Er kannte das Bergwerk nicht und erwiderte nur: „Meine Hütte müssen Sie doch noch sehen. Würden Sie noch eine Stunde erübrigen, so könnte ich Sie sofort hinüberführen.“

Indem ich es dankend annahm, öffnete sich die Flügelthür, und Margarete trat ein, im dunkelblauen Kleide, wie vordem. Ich sagte ihr einige Worte, mich zu empfehlen. Sie ließ ihre Hand aus der meinen sinken und sah mich nur verwundert an, ohne zu antworten. Die blasse Frau auf dem Divan erging sich in bedauernden Worten über unsre kurze Begegnung, die hoffentlich nicht die letzte sein werde. Immer wieder ergriff sie meine Hände mit ihren schlanken, fieber-heißen Fingern und dankte mir, ohne zu sagen wofür. —

Als wir die rotgedeckten Stufen des Treppenhauses hinunterschritten, wandte ich mich unwillkürlich um. Margarete stand oben an der Brüstung, hoch aufgerichtet, regungslos, die Lippen aufeinander gepreßt. Ich grüßte noch einmal, dann waren wir draußen im Garten.

Unterwegs — wir gingen die Thalstraße hinab, den qualmenden Schloten zu — erzählte der alte Herr von der großartigen Entwicklung des Werkes: „Ich darf behaupten, daß es meine Schöpfung ist. Als ich es vor Jahren übernahm, waren die Feuer dort alle am Erlöschen. Für meinen Bruder war es, geschäftlich geredet, ein Glück, daß er so jung starb. Es war ein kranker Kopf mit allen denkbaren Anlagen und Liebhabereien, dem nur die eine fehlte, die für sein Besitztum. Er sammelte Bilder und pflanzte Bäume und hatte den wunderlichen Einfall, daß er den Park für seine Arbeiter offen hielt und einige Zimmer des Hauses in ein Museum verwandelte, weil er ihnen seine Kunstwerke ausstellte. Daß seine Einnahmen zurückgingen, kümmerte ihn wenig. Es war die höchste Zeit, daß ich eintrat. Aber wenn ich einmal hingehe“ — er zuckte die Achseln. . . .

„So tritt das Fräulein in den Besitz ein,“ bemerkte ich.

„Es wäre das Beste, man verkaufte das Werk oder wandelte es in eine Gesellschaft um. Aber der letzte Wille meines Bruders, der mir mit einem seltsamen Gemisch von Vertrauen und Mißtrauen gegenüber stand, lautete dahin, daß nichts geändert werden dürfe bis zur Mündigkeit des Kindes, das selbst entscheiden solle.“ —

Die ungeheure Halle, in die wir eintraten, dieses eisenumgürtete Gewölbe, in dessen Dächer die Hochöfen den Gluthauch der Hölle sprühten, durchbraust von dumpfen Schlägen, Donnerrollen und rufenden Stimmen — das alles war mir, dem Fachmann, wenn auch nicht in solchen Maßen gewohnte Welt. Aber diesmal erzeugte sie in mir eigentümliche Empfindungen. Diese weißglühenden Erze, die aus den Kraterhöhlen unablässig flossen, wurden ein Goldstrom, der zu den Füßen eines Mädchens niederrann. Dieses Heer von Männern, das hier heiße Schlachten zu schlagen schien, waren Leibeigene jenes Kindes. Dort die halbnackten Gestalten, die mit schweißtriefender Brust die rasende Feuer schürten, hier die bleichen, durchgeschwärzten Gesellen, die Eisenwagen, mit kochend

ava gefüllt, dahinschoben, und da die breit-
schulterten Riesen, die mit dröhnendem Hammer auf feurige Platten schlugen — sie alle frohndeteten keuchenden Atems der jungen Herrin, die drüben in ihrem Erbteil saß, lässig in den weichen Stuhl gelehnt, ein Buch im Schoße, träumend ....
Ob sie es wußten? ob sie einmal daran dachten? Ob sie ihr gerne dienten? — Es schien nicht so. Mit finstrem Auge, mit gerunzelter Stirn standen und gingen sie umher. Den Leiter des Werkes, hinter dem ich den langen Raum durchmaß, beachteten sie kaum; nur hie und da schielte ein trotziger Blick auf ihn, selten hörte man einen gleichgültigen Gruß. — Ihn störte es nicht in seiner strengen Sachlichkeit, mit der er mir die Einzelheiten des Betriebes erläuterte.

Meine Zwischenreden mußten ihm gefallen haben, denn als wir in den Hof hinaus traten, blieb er plötzlich stehen und bot mir eine verantwortliche Stellung in seinem Werke an. Das Gehalt, das er angab, überstieg bei weitem die Aussichten, die sich mir auswärts geboten hatten.

„Schreiben Sie nach dorthin ab," sagte er, „Sie können morgen bei uns eintreten."

Ich bat um einen Tag Bedenkzeit. „Sind Sie ein Unentschlossener?" fragte er, ein wenig erstaunt, „nun gut, ich dränge nicht." Er wandte sich nach den Geschäftsräumen.

Den Wiesenabhang hinauf, im weichen Hauch des Mittags, unter dem bräutlichen Weiß der Blütenbäume schritt ich dem hinteren Parkthore zu, ich wußte keinen anderen Rückweg. Mitten im Garten — ich ging in weitem Bogen an dem Haus vorüber — klang ein rascher Schritt hinter mir, Margarete stand da mit blassem Gesicht. „Ehe Sie abreisen," sie sprach mit kurzem Atem, „muß ich Ihnen noch etwas sagen. Ich habe Ihnen Unrecht gethan — neulich. Ich hielt Sie für herzlos. Aber das sind Sie nicht. Sie meinten, wir sollten unser Leben nützen und froh darin sein. Das will ich denn auch" — sie stockte einen Augenblick — „und will mich freuen — und werden wie Sie. Leben Sie wohl."

Sie drehte sich rasch um, aber ich rief: „Ich gehe nicht fort, ich bleibe!" und war erschrocken über mein eigenes Wort. Es gab eine Pause. Als sie sich umwandte, sahen mich helle Augen über roten Wangen an. Nach einer Weile sagte sie langsam: „Das ist schön."

„Ich trete in Ihren Dienst," scherzte ich, obwohl mir nicht so zu Mute war — „wenn Sie mich annehmen." Ihre Augen lachten noch immer, während der Mund zuckte, als mühe er sich, ernst zu bleiben. Aber sie antwortete nicht. Da sagte ich: „Nun denn so wollen wir das Leben nützen und froh darin sein."

Damit ging ich von ihr, die wortlos dastand. Während ich den Flügel des Eisenthores zurückschlug und hinausschritt, an dem Zaune entlang, über dessen endlose Kette blühende Wogen quollen und schäumten, fühlte ich, daß sie noch dastand wie vorher, mit niederhängenden Armen, einsam und still.

IV.

Der neue Beruf gab mir anfänglich viel zu thun; erst bei sinkender Sonne tauchte ich aus dem Qualm und Tosen hervor, stieg auf mein Zweirad und flog nach der Stadt, um noch zu Hause für mich zu arbeiten. Ich fuhr auf dem kürzesten Weg, der das Haus des Fabrikherrn nicht berührte. —

Eines Tages sagte er mir im Vorübergehen: „Besuchen Sie einmal wieder meine Frau. Sie haben einen günstigen Einfluß auf ihr Gemüt."

Ich fand die Kranke in ihrer gewohnten Stellung, doch belebter als sonst. Im Nebenzimmer klangen die erzenen Töne eines Flügels, ein getragenes Lied.

„Es ist Marga," sagte sie. „Sie glauben nicht, welche Veränderung mit dem Kinde vorgegangen ist, seit dem Tage, wo ich die glückliche Eingebung hatte, ihre Freundinnen einzuladen. Sie spielt mir vor, sie singt, sie will turnen, fechten, schwimmen. Erst heute bei Tisch setzte sie meinen Mann in Staunen, indem sie sich ein Reitpferd wünschte. Von der Absicht, nach England zu gehen, mag sie nichts mehr wissen: „Ich kann hier viel vergnügter sein", sagt sie, „und ich will so vergnügt sein wie irgend möglich."

Das Spiel nebenan wurde plötzlich abgebrochen, und Margarete trat in die Thür, in zartes Rosa gekleidet, ganz und gar sichere Fröhlichkeit.

Wir grüßten uns wie Freunde.

„Sie machen doch nicht Miene, uns wieder davonzulaufen?" drohte lächelnd die Kranke. „Sie müssen Zeit haben für uns. Mein Mann hat den Grundsatz, seine Beamten als Maschinen anzusehen. Aber bei Ihnen muß er eine Ausnahme machen."

Sie sprach darauf den Wunsch aus, daß ich ihr regelmäßig vorlesen möge. Sie wolle die

Dichtung der Deutschen kennen lernen. Ob ich geneigt wäre, schon heute damit anzufangen?

Ich fand keinen Grund, es abzuschlagen, und sie wünschte sich als Erstes „Die Leiden des jungen Werthers“. Ich bekannte meinen Widerwillen gegen diesen Selbstruhm der winselnden Schwäche und wollte ihr Besseres empfehlen. Aber sie beharrte eigensinnig darauf, und so nahm ich das Buch.

Nun verlangte sie, daß Margarete uns allein lasse; das sei kein Buch für junge Mädchen.

„Ich habe es schon gelesen, Mutter“, antwortete diese, „aber ich gebe zu, ich habe es nicht ganz verstanden.“

„Ich hoffe, Sie werden es niemals verstehen“, sagte ich. —

So begann ich mit dem ersten Briefe.

In dem Dämmer dieses mit Buntheit überladenen Raumes, wo über uns die Abendschatten zusammenschlugen, in dem der Duft eines ätherischen Krankenmittels schwebte; in lautloser Stille, daß man das Wehen des Fensterschleiers hörte, wenn ihn der Maiwind leise bauschte, erhob sich aus mir die Stimme des thränenreichen Jünglings, der damit anhebt, sich zu verklagen, daß ihn ein Mädchen geliebt habe, während er mit einer andern Liebesspiel getrieben. So bot ich widerstrebend den beiden Frauen das süße Gift und fühlte, daß es mich selbst beim Lesen wärmer machte. Wenn ich dazwischen aufsah, lag die Kranke, den Kopf zurückgebogen, mit halbgeschlossenen Lidern wie in einem stillen Rausch; Margarete saß am Tische, die Wange auf die Hand mit dem kleinen Rubin gelehnt, während links der rosige Ärmel am vollen Arm hinabgeglitten war. Als ich mit starker Betonung die Worte las: „Ich will das Gegenwärtige genießen, und das Vergangene soll mir vergangen sein“, hob sich die Brust der ruhenden Frau zu einem zitternden Atemzuge; die Junge aber sah zu mir herüber und lächelte . . .

Von da an stieg ich öfters die Freitreppe zu der Säulenhalle hinauf, manchmal schon dort der hellen Gestalt Margaretens begegnend, die mich mit freundlichem Händedruck empfing. Der Chef hatte mir ungebeten die Arbeitszeit gekürzt, so daß ich keine Entschuldigung fand, die freien Stunden anders anzuwenden als zu den gewünschten Besuchen.

Immer wieder waren wir in demselben Zimmer zu dreien, immer saß ich in demselben samtenen Stuhl, den Fuß im weichen Teppich, Mutter und Tochter mir gegenüber, so wie da[s] erste Mal. Selten ließ sich der vielgeschäftig[e] Hausherr unter uns sehen; niemals traf ich [in] diesem abgeschiedenen Hause einen anderen Ga[st].

Auch der kleine Schulmeister blieb fort. I[ch] fragte einmal nach ihm, aber erhielt nur ein[e] gleichgiltige Antwort: er sei unberechenbar, käm[e] wie's ihm beliebte.

Und wir lasen den „Werther.“ Je weite[r] wir vordrangen in den Strom der wühlende[n] Empfindungen, desto mehr ergriff er uns, jede[s] auf seine Art. Die blasse Frau, gleich ein[er] Toten ausgestreckt, sog die ungestümen Worte, d[ie] Jammerlaute der Ohnmacht in sich hinein w[ie] einen betäubenden Duft; Margarete veränder[te] ihre Haltung mehr und mehr. Mit unterg[e]schlagenen Armen saß sie zurückgelehnt, leise ge[-]runzelt die Stirn und stolz die Lippen. —

Es war ein heiß verglimmender Abend, [i]n der Schwüle, draußen rief die Nachtigall, als wi[r] den jungen Verzweifler zu Grabe geleiteten. Al[s] ich das Buch schloß, trat ein kurze Stille ein, dann sagte die Kranke:

„Warum fürchtete man für Lottes Leben[?] Warum gönnte man ihr nicht auch den Tod?“

Damit deckte sie die Hände übers Gesicht und brach in Schluchzen aus. —

Da scholl ein Lachen durch den dumpfe[n] Raum — ein Lachen, kinderhell! Das blühend[e] Mädchen war aufgesprungen.

„Mutter!“ rief es und beugte sich über d[ie] elende Gestalt, „Mutter, über wen Du nu[n] weinst! Warum lebten denn die Beiden nicht[?] Die Welt ist ja so groß, jeder kann glücklich sein!“

Die Leidende wehrte heftig ab und deute[te] nach der Thür. Wir Zweie gingen stumm hin[-]aus. —

Im Treppenhause blieb Margarete stehen.

„Halten Sie Mutter nicht für kindisch. Sie i[st] krank und weint oft ohne vernünftigen Grund.“ Sie stand, den Rücken an den weißspiegelnde[n] Marmor gelehnt, rosiges Leben atmend. „Wi[e] schön ist das,“ sagte sie, „daß man noch jung i[st] und gesund.“

Sie sprang die Stufen hinunter, stieß di[e] Glasthür des Vorsaales auf, eilte durch ihn hi[n-]durch und hinab in den heißen Garten.

Als spielte sie Haschen, so war sie mir imme[r] einige Schritte voraus, Mutwillen in jeder Be[-]wegung. Mehrmals wollte ich ihr sagen, da[ß] ich heimgehen müsse, denn die Sonne, in Flamme[n] sinkend, brütete Gewitter. Sie lenkte in d[…]

:htesten Schatten ein und setzte sich auf eine ndunkelte Bank.

„Ich wollte Sie noch Eines fragen," sagte und dehnte die schlanken Arme aufwärts: Was muß ich thun, daß ich glücklich werde, ınz und gar?"

Ich zögerte einen Augenblick, in der atemsen Stille, wo jedes Blatt um uns zu lauschen ;ien.

„Sie sind reich," sagte ich dann, „so reich ie wenige. Sie haben alles in der Hand."

Sie wandte sich überrascht:

„Oh, ist Reichtum etwa Glück?"

„Ich weiß wohl, man hat Ihnen das Gegen·il gepredigt; hat Ihnen rührend erzählt von en Fährlichkeiten des großen Besitzes und von em holden Frieden der Armut. Glauben Sie icht an diese Märchen. — War es ein Armer, er Sie das lehrte, so hat er Sie heimlich be·eidet; war es ein Reicher, warum warf er nicht on sich, was er verderblich schalt? Waren Sie chon einmal am Werktag drunten in der Eisen·ütte?"

„Leider nein."

„Warum nicht?"

„Mein Pflegevater hat es verboten. Er meint ch hätte keine Ursache, mich den Leuten dort zu ıähern; ich soll mich ihnen so fern als möglich ıalten, denn sie würden mich unfreundlich be·;andeln."

„Ich glaube, er hat Recht. Sie werden dort ;ehaßt."

Sie zuckte zusammen:

„Was habe ich gethan?"

„Was Sie täglich thun. Was die Gottheit thut, die von Opfern sich nährt, von Menschenopfern. Wissen Sie nicht, daß der Rauch dort drüben Ihnen aufsteigt von glühenden Altären? daß man dort Schweiß und Blut und Atem zinst tagaus tagein, damit Sie selig leben? daß man vor jenen Feueröfen Menschenleben verkürzt, auf daß Ihr Leben in verschwenderischer Fülle blühe?"

Sie fuhr in die Höhe mit angstvollen Augen:

„Und Sie verlangen, daß mich der Reichtum glücklich macht?!"

„Was sollte Sie daran hindern? Ein jeder lebt hienieden auf fremde Kosten. Dem einen steuern viele, dem anderen wenige. Das ist Schicksal. Nehmen Sie das Ihre dankbar hin und seien Sie glücklich, solange die Pulse schlagen!"

Die grünliche Dämmerung um uns her warf tiefere Schatten, der süße Dunst aus allen Zweigen erstickte mich schier in der Enge dieses überwölbten Dickichts. Langsam, wie zaudernd, setzte sich Margarete wieder an meine Seite. Ein Knie über das andere geschlagen, in jener stolzen Haltung, die ihr so wohl stand, sah sie schweigend vor sich hin.

Nach einer Weile sagte sie ruhig:

„Sie haben oft so seltsame Gedanken, die mich erschrecken. Ich muß mir dann Zeit nehmen, zu überlegen, ob Sie recht haben. Bisher hatten Sie freilich immer Recht — aber gleichviel: Sagen Sie mir noch, was ich mit meinem Reichtum beginnen soll? Ich weiß es wirklich nicht. Mein Vormund erfüllt mir jeden Wunsch. Aber was soll ich wünschen?"

„Wie könnte ich Ihnen das sagen?" erwiderte ich. „Das ist Ihr Geheimnis. Wir Menschen brauchen eine große Leidenschaft, um uns daran auszuleben. Fühlen Sie eine?"

Sie saß regungslos, in dem Umriß des feinen Gesichtes bewegte sich keine Linie; endlich schüttelte sie den Kopf:

„Nein."

„So warten Sie darauf in Geduld."

„Und welcher Leidenschaft leben Sie?"

Die düfteschweren Zweige über uns schienen immer tiefer herabzusinken zu träumerischem Dunkel. Margarete hatte sich bei ihrer letzten Frage nach mir gewendet; ich glaubte ihre brennenden Wangen zu fühlen und den leisen Hauch ihres Mundes.

Da — fernher ein dumpfes Grollen. Das Gewitter!

Ich sprang mit beiden Füßen auf, sagte eine hastige Entschuldigung und eilte aus dem grünen Gefängnis, im Laufschritt über Rasen und Kies, ohne mich umzusehen, durch das eiserne Thor, daß es klirrend ins Schloß fiel, entgegen dem wirbelnden Staube, den Hut in der Hand, die Stirn umflogen vom kalten Geriesel. — Und noch lange stand ich am offenen Fenster in der rauschenden Düsterheit und sah von ferne den Kampf des kleinen hellen Hauses drüben mit den Wolkengeschwadern, die es mit stürzenden Wassern zudeckten, und immer wieder tauchte es auf im blendenden Schein . . .

(Fortsetzung folgt.)

Vor der Schlacht.

Der Vezier spricht:

„Der Feind steht da, ihn niedertreten
Sollt ihr, die Krieger des Propheten!
Die Wucht des Islams lehrt ihn kennen —
Und bebend wird sein Mund bekennen,
Daß all' sein Glaube nur ein Wahn,
Der niedersinkt vor Eurem Bahn.
So stürmt denn vorwärts, Kampfgenossen!
Ihr wißt: wer in der Gottesschlacht
Sein Leben ließ, dem liegt erschlossen
Der sieben Himmelsthore Pracht!
Wie ward ihm wohl, wie wonnig ruht
Der Tapfre nach des Kampfes Schwüle,
Nach all' dem Drang, nach all' der Glut
In grünenden Haines schattender Kühle!
Dem Hungernden winkt ein köstlich Mahl,
Den Dürstenden labt des Weines Pokal —
Und Jungfrau'n sind's, die ihn kredenzen!
Nachtschwarze, heiße Augen glänzen . . .
Streiter des Herrn! Kämpft ohne Zagen
Und achtet nicht der blutigen Wunde!
In ewige Tafeln eingetragen
Ist Eures Lebens letzte Stunde.
So machet des Feindes Heer zu Spott,
Damit er wie Schnee an der Sonne zergeht!
Hinaus in die Schlacht! Es ist Ein Gott
Und Muhamed ist sein Prophet."

Eduard Fehre.

Séance.

Verhängte Fenster; alles Licht verschleiert;
Gedämpfte Klage wehmutvoller Geigen.
Der nimmermüde Kaiser träumt und feiert;
Die Runde hält gehorsam tiefstes Schweigen.

Und jedes forscht: Was soll sein dumpfes Brüten?
Wär's möglich, daß der Riese wirklich ruhte?
Soll neuer Krieg die arme Welt durchwüten?
Wer wagt's? Welch Volk bezahlt mit seinem Blute? —

„Noch stehen Throne! Reizt mich nicht! Ihr zittert!
Was will der Geigen heißes Schluchzen sagen? —
Italische Musik! — Fort! Mich umwittert
Ein weiches Bild aus fernen Jugendtagen.

Du, Desirée! Du weißt nicht, wem ich diene!
Er duldet nicht, daß Lieb' mich noch umfächelt." —
Der Kaiser ist erwacht. — „Kommt, Josephine!" —
Tief neigt sich alle Kreatur. — Er lächelt.

Hans Rudorff.

Laß mich!

Geh, laß mich! Komm mir nicht zu nah,
Dräng mir nicht auf, was Du empfindest!
Ich möchte einsam sein, — ich möchte nicht,
Daß Du die Arme um mich windest!

Mich ärgert nur Dein Liebesblick,
An Deinen Kuß denk ich mit Schauern!
Mein Herz ist wund, — doch quält, doch reizt es nur
Dein blindes, kindliches Bedauern!

Enttäuscht bin ich, verzweifelt, müd —
Und muß allein mein Leid verwinden!
Geh, sag ich Dir! Nur Schmerz und Bitterkeit
Wirst Du in meiner Seele finden!

Reg diesen schwarzen See nicht auf,
Laß ihn sich in sich selbst verwellen, —
Sonst steigt die Flut und rast und reißt Dich fort . . .
Und Du willst Dich entgegenstellen?!

Ach, in der Schwermut Augenblick
Verstehn sich kaum die nächsten Herzen! — —
Geh, laß mich ruhn und meine Einsamkeit
In meiner Einsamkeit verschmerzen! . . .

Theo Heermann.

Sprüche.

Das ärgert Gott, wenn ihn der Teufel höhnt,
Daß er uns auch ans Häßliche gewöhnt.
Das ist's, was an uns seine Freude krönt:
Wenn uns das Schöne mit uns selbst versöhnt.

Zum unbeschriebnen Blatt sprach ein beschriebnes:
„Du bist ein Kind noch, ein zurückgebliebnes!"
Das unbeschriebne sprach, und Lächeln ziert' es:
„Ich bin ein reines Blatt, Du ein beschmiertes!"

Andre dürsten Andres haschen,
Wenn den Doppelschatz ich fände:
Voller Bücher meine Wände
Und mein Keller voller Flaschen!

Gottvolle Kunst fällt ins Gewicht
Wie dir des Steuermanns.
Er spricht — und keiner widerspricht: —
„Schweig', dummes Volk! Ich kanns."

Th. Vulpinus.

Eine Deutsche Akademie.

XII.

Die vorliegende zwölfte, zugleich vorletzte Reihe der Äußerungen zur Akademie-Frage bringt die Meinung von acht Schriftstellern und drei Gelehrten in akademischer Stellung zum Ausdruck, und fügt ein zwölftes Schreiben bei, das in bezeichnender Weise eine Äußerung ablehnt. Unter den elf Herren sind acht Gegner, drei Freunde des Projekts.

Heinrich Hansjakob in Freiburg i. Br., der treffliche Volkserzähler, schreibt uns:

Freiburg, 4. Oktober. 1902.

Verehrter Herr!

Sie wünschen meine Ansicht zu hören über die Errichtung einer wissenschaftlichen Akademie, ähnlich der Französischen. Daß Sie auch mich fragen, kommt mir vor, wie wenn ein Bauersmann, der nur Kartoffeln und Haber pflanzt und kennt, ein Urteil abgeben soll über den Anbau von Zuckerrohr und Zimmetstauden. Mir ist deshalb die Errichtung einer solchen Akademie etwas so Fernliegendes und Gleichgültiges, daß ich mir darüber nicht den Kopf zerbrechen will.

Eines nur glaube ich, daß ein solches Institut in Deutschland bei dem Knechtsinn gewisser Kreise und bei der Engherzigkeit der zunftmäßigen wissenschaftlichen Matadoren lediglich hoffähige, loyale und der Zunft genehme Mitglieder in sich aufnehmen wird.

Mit ergebenstem Gruße

Hansjakob.

Georg Scherer in München ist gleichfalls ein Gegner des Plans:

München, den 3. Oktober 1902.

Sehr geehrter Herr!

Als vor etwa zwei Jahren der alte Plan einer „Deutschen Akademie" neu aufgenommen wurde, ist er auch in den hiesigen litterarischen Kreisen lebhaft erörtert worden. Die Minderzahl der Schriftsteller war dafür, die Mehrzahl dagegen. Ein erschöpfendes und — nach meiner Ansicht — abschließendes Urteil hat Dr. Paul Heyse in einer größeren Berliner Zeitung veröffentlicht.

Seither habe ich meine Ansicht nicht geändert und ich kann daher auch über den Gegenstand Ihnen nichts Neues sagen.

Mit vorzüglicher Hochachtung

Ihr ganz ergebenster

Georg Scherer.

Hingegen schreibt uns der Dichter Prinz Emil von Schönaich-Carolath in Haseldorf (Holstein):

Haseldorf, 6. September 1902.

Hochverehrter Herr!

Für Ihre freundlichen Zeilen sage ich Ihnen angelegentlichen Dank; es gereicht mir zu besonderer Ehre, daß Sie meine Stellungnahme zu der betreffenden Rundfrage zu wissen wünschen. Ich bin leider nicht genugsam mit den Satzungen der Académie française bekannt, um mir ein Urteil darüber erlauben zu dürfen, inwieweit eine nach ähnlichem Muster bei uns ins Leben gerufene Institution sich unsern Verhältnissen gegenüber bewähren würde. Ich meine jedoch, sie müßte in vielen, in großen Dingen läuternd und erhaltend wirken können, so z. B. unserer herrlichen Sprache ein Schutz werden gegen allerhand Vergewaltigung, sowie gegen Wirrsal stiftende „Recht"-schreibungserlasse, welche die Sprache Goethes und Lessings in eine kaufmännisch-abgekürzte Utilitätssprache umzuwandeln trachten.

In aufrichtiger Hochachtung zeichnet sich, hochverehrter Herr,

Ihr sehr ergebener

E. v. Schönaich-Carolath.

Auf den einen Freund des Projekts müssen nun wieder zwei Gegner folgen. Fedor von Zobeltitz in Berlin schreibt:

Spiegelberg bei Topper, 2. Oktober 1902.

Verehrtester Herr!

Sie hatten die Liebenswürdigkeit, auch an mich die Anfrage wegen Begründung einer „Deutschen Akademie" zu richten. Die „Académie française" kenne ich zu wenig, um über sie urteilen zu können, und das, was ich von ihr kenne, ist im Allgemeinen nichts Erfreuliches. Ich glaube auch, daß eine „Deutsche Akademie" unserer Litteratur verdammt wenig auf die Beine helfen würde — und deshalb

möchte ich mir eine eingehendere Beantwortung Ihrer Frage verkneifen.

Mit herzlicher Begrüßung

Ihr ganz ergebener

Fedor von Zobeltitz.

Der Direktor des Wiener Burgtheaters, Dr. Paul Schlenther, schreibt:

Wien, 2. Oktober 1902.

Eine Akademie der deutschen Sprache wäre sehr wünschenswert. Aber eine gegenseitige Unsterblichkeitsversicherung nach berühmtem Muster wäre undeutsch, würde der Dichtereitelkeit Vorschub leisten und die Regung neuer litterarischer Gedanken eher hemmen als befördern.

Paul Schlenther.

Der Abwechselung wegen sei nun einem Freunde des Projekts das Wort erteilt. Philipp Kniest in Lübeck, der treffliche Volkserzähler „von der Wasserkante", schreibt:

Lübeck, 5. September 1902.

Sehr geehrter Herr!

Obgleich ich mich inkompetent fühle, über den von Ihnen angeregten Gegenstand eine motivierte Meinung abzugeben, so glaube ich doch die eventuelle Gründung einer „Deutschen Akademie" auf weitester Grundlage mit Freuden begrüßen zu dürfen, da sie zeitgemäß und wünschenswert ist.

Ihr ganz ergebener

Ph. Kniest.

Daran seien abermals zwei ablehnende Stimmen gereiht. Der Kritiker Leo Berg in Berlin schreibt:

Berlin, den 10. September 1902.

Sehr geehrter Herr!

Ich habe eine ungefähre Ahnung, wer, falls die Litteratur-Akademie zu stande kommt, bei uns das Kuratorium, den Senat, das Professoren-Kollegium bilden wird, und bin also gegen ihre Begründung, abgesehen von allem, was sich sonst dafür oder dagegen sagen läßt. Auch, finde ich, herrscht ohne Akademie bereits Geistlosigkeit genug in der modernen deutschen Litteratur.

In vorzüglicher Hochachtung

ergebenst

Leo Berg.

Der Vertreter der deutschen Litteratur an der Universität Tübingen, Prof. Dr. Hermann Fischer in Tübingen, giebt folgende Erklärung ab:

Tübingen, 15. Oktober 1902.

Der Unterzeichnete erklärt hiermit, daß er zwar sehr dafür ist, daß die deutschen Einzelregierungen und das Deutsche Reich philologische und speziell deutsch-philologische Forschungen so reichlich als möglich unterstützen, daß ihm aber der Gedanke einer „Deutschen Akademie" in der Art der Académie française durchaus zuwider ist. Ein solche Anstalt könnte kaum je nützen, wohl aber schaden; sie widerspricht ganz dem Geiste der Freiheit, in dem un[d] durch den die deutsche Litteratur und Bildung gr[oß] geworden ist.

Prof. Dr. Hermann Fischer.

Ein Freund des Projekts unterbreche nun wied[er] die Reihe der Gegner. Der Privatdozent Dr. F. Bobertag in Breslau schreibt uns:

Hochgeehrter Herr!

Indem ich Ihnen meinen Dank dafür ausspreche, daß Sie mich mit der Anfrage betr. die Gründung einer Akademie der Litteratur beehrt haben, erlaube ich mir, da augenblicklich die Frage noch in ga[nz] allgemeiner Form vorliegt, Folgendes als meine An[-] sicht auszusprechen:

1. Ein derartiges Unternehmen ist ein Bedürf[-] nis für unsere nationale Bildung und mit Freude[n] zu begrüßen.

2. Eine genaue Nachbildung der Académie française ist in Deutschland nicht möglich und auch nicht wünschenswert, wenn auch in jener für uns Deutsche ein sehr lehrreiches Vorbild gegeben ist.

3. Wird die Akademie der Litteratur als Kapitalsanlage oder als Parteisache behandelt, so ist das ganze Unternehmen von vornherein totgeboren.

Mit dem Wunsche, daß die Männer, welche die Sache betreiben, recht guten Erfolg haben mögen, verbleibe ich

Ihr ergebenster

Breslau, Sept. 02. Dr. F. Bobertag.

Energisch lehnt Prof. Dr. Edward Schröder in Göttingen, früher in Marburg i. H., den Plan ab. Er schreibt uns:

Marburg i. H., 28. September 1902.

Sehr geehrter Herr!

Ein schwieriger Umzug, vor dem ich stehe, raubt mir gegenwärtig die Ruhe, und die Eingewöhnung in einen neuen Berufskreis wird mich auf lange in der Zeit beschränken. So sehe ich mich nicht in der Lage, die vorgelegten Fragen eingehend zu beantworten. Ich bin ein entschiedener Gegner einer „Akademie der deutschen Sprache". Die Gründe dagegen sind von Anderen längst zutreffend dargelegt worden: die Sprachgelehrten, soweit sie in Sachen der Sprachreinheit und Sprachrichtigkeit mitreden sollen, haben andere Wege, ihre Autorität geltend zu machen; von den Schriftstellern werden die vornehmsten lieber den Erfolg von ihrer productiven Arbeit erhoffen, als daß sie in einem sprachlichen Areopag mit Grammatikern diskutieren. Die Sprachakademien und ähnliche Gebilde sind das Produkt einer Zeit, welche die sprachliche Einigung erst schaffen mußte. Die Einheit haben wir — und den Zwang brauchen wir nicht.

In der weiteren Frage einer „Deutschen Akademie" kann ich als Philologe mit rein wissenschaftlicher Thätigkeit kaum beanspruchen, ein Wort mitzureden. Ich könnte diese Angelegenheit nur vom geschichtlichen Standpunkt aus nützlich beleuchten. Wie die Verhält[-]

nisse heute liegen, werden alle Versuche, die nicht eine starke Unterstützung von der höchsten Stelle des Reiches aus finden, wirkungslos verpuffen. Ich kann aber die Sorge nicht unterdrücken, daß es da schließlich auf die Stiftung eines neuen „Ordens“ — mit oder ohne Band und Stern — hinauslaufen würde, der nur die Eitelkeit Einzelner befriedigt. Und was dabei aus der Schweiz und aus Österreich werden soll, vermag ich gar nicht abzusehen: der letzte Trost wäre da wieder ein Kartell mit Arbeitsteilung und Kompromissen.

So fasse ich meine Antwort kurz dahin zusammen: Ich bekenne mich als entschiedener Gegner einer „Akademie der deutschen Sprache“ und hege auch schwere Bedenken gegen die Ausführbarkeit und den Nutzen einer „Deutschen Akademie“.

Hochachtungsvoll und ergebenst
Edward Schröder.

Ebenso energisch, in der Form noch entschiedener äußert sich Eduard Engel in Berlin in folgender Erklärung:

Über die Frage der Gründung einer deutschen Akademie habe ich vor einiger Zeit einen längeren Aufsatz im „Berliner Tageblatt“ veröffentlicht. Ich habe mich darin gegen den Plan einer Deutschen Akademie erklärt aus drei Hauptgründen, die ich hier in äußerster Kürze zusammenfassen will.

Erstens: Eine Deutsche Akademie ist genau so überflüssig wie die irgend eines anderen Volkes. Außer zur Befriedigung unmännlicher Eitelkeiten hat in keinem Lande der Welt eine Akademie — ich spreche hier von solchen für Sprache und Litteratur — zu irgend etwas Wertvollem gedient. Die französische Akademie ist für die Entwickelung der französischen Litteratur, aber auch für die der französischen Sprache ohne alle Bedeutung gewesen und ist es heute noch.

Zweitens: Soll eine deutsche Akademie mehr sein als ein freier Verein deutscher Schriftsteller, so wird sie zu einer Art von Staatseinrichtung. Einer solchen wird nach den bei uns herrschenden Anschauungen niemals vollkommene Freiheit in der Wahl ihrer Mitglieder gelassen werden. Den entscheidenden staatlichen Stellen werden ganze Richtungen nicht passen, und gerade einige der hervorragendsten deutschen Schriftsteller werden von einer deutschen Akademie mit staatlichem Charakter grundsätzlich ausgeschlossen bleiben. Eine Akademie dieser Art würde weder von den deutschen Schriftstellern, noch von dem deutschen Volke besondere Achtung genießen.

Drittens: Alle Verteidiger der Gründung einer deutschen Akademie erwarten von dieser eine Pflege edler deutscher Sprache. Das Mindeste, was man also von einem Mitgliede der deutschen Akademie verlangen müßte, wäre doch wohl, daß es ein fehlerloses Deutsch schriebe. Ich bestreite, daß es zur Zeit in Deutschland eine genügend große Zahl hervorragender Schriftsteller — und nun gar Gelehrter! — giebt, die auch nur richtiges Deutsch schreiben.

Will man durchaus einmal eine Deutsche Akademie gründen, so verschiebe man die Ausführung dieses Plans um etwa 50 Jahre, bis wir durch eine vollständige Änderung unseres höheren Unterrichtswesens ein Geschlecht von Lehrern und von Schülern herangezogen haben, denen, ähnlich wie in Frankreich, die tadellose, ja die künstlerische Beherrschung der Muttersprache die Krone des Unterrichts ist.

Eduard Engel.

Zum Schluß sei noch eine Zuschrift von P. K. Rosegger in Graz mitgeteilt, welche eine Äußerung mit nachstehender Begründung ablehnt:

Krieglach, 1. Oktober 1902.

Hochgeehrter Herr!

Seit ich bei jener Rundfrage über das Heine-Denkmal so abscheulich mißverstanden resp. mißdeutet worden bin, pflege ich mich an Rundfragen nicht mehr zu beteiligen, besonders wenn es sich um Fragen handelt, in die ich keinen klaren Einblick habe. Man muß schließlich doch nicht in Alles dreinreden. — Näher berührt mich die Frage, wie es Ihnen geht und ob Sie noch manchmal der Steiermark gedenken und Ihres ergebenen

Peter Rosegger.

Wie immer fügen wir auch diesmal eine Übersicht über den Stand der Debatte bei. Ihre Ansicht haben bisher zusammen 69 Schriftsteller und Gelehrte abgegeben, von denen 28 für, 41 gegen den Plan gestimmt haben. Unter den 69 Herren sind 44 Schriftsteller und 25 Gelehrte in akademischer Stellung. Von den 44 Schriftstellern haben sich 18 für, 26 gegen den Plan entschieden; unter den 25 Gelehrten sind 10 Freunde, 15 Gegner des Plans.

Mit der Mitteilung einiger sehr bemerkenswerter Gutachten werden wir im nächsten Hefte die Debatte schließen.

Manos blancos.

„Manos blancos no ofenden“
Las ich einen alten Spruch:
Daß mit blütenweißen Händen
Nie die Liebe Wunden schlug.

Da erglomm in alten Wunden
Neu der kaum gestillte Brand,
Ich gedachte grauer Stunden,
Deiner sanften, weißen Hand . . .

W. E. Vershofen.

Der Zwist der Verliebten.

Lustspiel in fünf Akten von Molière. In deutschen Versen von Ludwig Fulda.

(Fortsetzung.)

Dritter Akt.

Erster Auftritt.

Mascarill (allein).

Mascarill.
Gern hilft das Glück dem Kühnen, und gewandt
Muß sich herauszieh'n, wer danebentappte.
Mir schien, nachdem ich unklug mich verschnappte,
Der einz'ge Ausweg, der mir offen stand,
Noch mehr zu thun und unserm Alten gleich
Bericht zu geben von dem ganzen Streich.
Sein Sohn ist solch ein Hitzkopf, daß mir schaudert:
Erfährt er durch Erast, daß ich geplaudert,
Dann setzt es einen tücht'gen Prügelregen!
Jedoch, vielleicht, noch eh' sein Zorn sich rührt,
Wird uns're Sache glücklich durchgeführt,
Und beide Väter geben ihren Segen.
's ist des Versuches wert; d'rum schleunigst will
Den Auftrag uns'res Alten ich besorgen.
(Er klopft an Alberts Thür).

Zweiter Auftritt.

Mascarill. Albert.

Albert.
Wer klopft?

Mascarill.
Gut Freund.

Albert.
Du bist es, Mascarill?
Was giebt's?

Mascarill.
Ich komm', um Ihnen guten Morgen
Zu wünschen.

Albert.
Eigens darum bist Du da?
Recht guten Morgen denn. (Er geht hinein.)

Mascarill.
Kurz abgeschnitten!
Der Grobian! (Er klopft wieder.)

Albert.
Noch einmal?

Mascarill.
Ich muß bitten . . .

Albert.
Du wünschtest mir doch guten Morgen?

Mascarill.
Ja.

Albert.
Nun, guten Morgen. (Er will wieder gehen.)

Mascarill (ihn aufhaltend).
Doch hat außerdem
Herr Polydor mir Grüße aufgetragen . . .

Albert.
Das ist was andres. Grüße mir zu sagen
Schickt Dich Dein Herr?

Mascarill.
Jawohl.

Albert.
Sehr angenehm.
Meld' ihm, ich gleichfalls wünsch' ihm alles Heil.
(Er geht wieder hinein.)

Mascarill.
Der scheint kein Freund umständlicher Geschichten.
(Er klopft wieder.)
Herr, dies war seines Auftrags nur ein Theil;
Auch ein Ersuchen möcht' er an Sie richten.

Albert.
Gut, ihm zu dienen bin ich stets bereit.

Mascarill (ihn aufhaltend).
Halt! Nur zwei Worte noch, eh' Sie verschwinden.
Er folgt mir nach und wünscht auf kurze Zeit
Für Dinge von Gewicht Gehör zu finden.

Albert.
Und welche Dinge sind es, die so zwingend
Aussprache fordern?

Mascarill.
Hm, dahinter steckt
Ein groß' Geheimniß; heut hat er's entdeckt,
Und für Sie Beide scheint es äußerst dringend.
Dies meine Botschaft.

Dritter Auftritt.

Albert (allein).

Albert.
O, mein Herz erzittert!
Verkehren wir doch mit einander kaum.
Ein böser Sturm droht meinem Hoffnungstraum,
Und mein Geheimnis ist es, das er wittert.
Gewiß hat Jemand, nach Belohnung gierig,
Den Trug verraten, und ein garst'ger Flecken
Bleibt ewig auf mir haften. O wie schwierig
Ist's doch, die Wahrheit dauernd zu verdecken!
Hätt' ich der Warnungsstimme doch mein Ohr
Erschlossen, die zu wiederholten Malen
So hörbar mich gemahnt, Herrn Polydor
Das Gut, das ich ihm schuldig, heimzuzahlen,
Vorbeugend einem offenkund'gen Krach,
Und alles friedlich abzuthun! Doch ach,
Das ist vorbei; dafür ist's nun zu spät,
Und jenes Gut, das ich ins Haus zu bringen
Kein Recht besaß, wird, wenn es mir entgeht,
Auch meiner Habe größten Teil verschlingen.

Vierter Auftritt.

Albert. Polydor.

Polydor
(für sich, ohne Albert zu bemerken).
Bereits vermählt, und ohne mir's zu sagen!
Ich fürchte sehr, das wird ein Unglücksborn!
Wie nimmt's Herr Albert auf? Den Schritt zu wagen,
Schreckt mich sein Reichtum und sein trist'ger Zorn.
(Er sieht Albert.)
Da ist er.

Albert (für sich).
O mein Gott, da kommt er schon.

Polydor (für sich)
Ich zag', ihn anzureden.

Albert (für sich).
Mir ist bange.

Polydor (für sich).
Wie fang' ich an?

Albert (für sich).
Find' ich den rechten Ton?

Polydor (für sich).
Er scheint bewegt.

Albert (für sich).
Ganz bleich ist seine Wange.

Polydor (laut).
Ihr starrer Blick, Herr Albert, giebt mir kund:
Sie wissen schon, weshalb ich hergekommen.

Albert.
Ach, ja!

Polydor.
Sie sind erstaunt mit gutem Grund;
Ich selber glaubt' es kaum, als ich's vernommen.

Albert.
Ich werde rot vor Scham und vor Verwirrung.

Polydor.
Die That scheint sträflich mir im höchsten Grade
Und eine nicht entschuldbare Verirrung.

Albert.
Der Himmel gönnt zerknirschten Sündern Gnade.

Polydor.
Dazu find' ich Sie hoffentlich bereit.

Albert.
Man muß doch christlich denken.

Polydor.
Unbestritten.

Albert.
Bei Gott, Herr Polydor, Barmherzigkeit!

Polydor.
Die wollt' ich just von Ihnen mir erbitten.

Albert.
Ich flehe Sie drum an zu Ihren Füßen.

Polydor.
Es ist an mir, Sie knieend anzuflehn.

Albert.
Vergeben Sie mir doch mein schwer Vergehn!

Polydor.
Ach, lassen Sie mich doch die Schmach nicht büßen!

Albert.
Durch so viel Güte spalten Sie mein Herz.

Polydor.
Nein, so viel Großmut kann ich nicht verdienen.

Albert.
Verzeihung!

Polydor.
Die Verzeihung ist an Ihnen.

Albert.
Die That erfüllt mich mit dem tiefsten Schmerz.

Polydor.
Auch mich, daß ich's bekenne, traf sie schwer.

Albert.
Nur bitt' ich, halten wir sie streng verborgen.

Polydor.
Ach, dies, Herr Albert, ist auch mein Begehr.

Albert.
Mein Ruf steht auf dem Spiel.

Polydor.
Nur keine Sorgen.

Albert.
Sie können über all mein Geld verfügen.

Polydor.
Ich will nicht mehr, als Ihnen recht erscheint;
In diesem Punkte sind wir leicht geeint:
Zufrieden Sie zu schaun, wird mir genügen.

Albert.
O seltner Mann! Welch Füllhorn von Erbarmen!

Polydor.
Barmherzig sind Sie selbst — nach solcher That!

Albert.
Von Glück bestrahlt sei stets Ihr Lebenspfad!

Polydor.
Gott segne Sie!

Albert.
Wir müssen uns umarmen.

Polydor.
Von Herzen gern; ich bin ja höchst erfreut,
Daß wir der Eintracht schönes Ziel erreichten.

Albert.
Gott sei gelobt!

Polydor.
Jetzt will ich Ihnen beichten,
Wie sehr ich mich vor Ihrem Zorn gescheut.
Lucile, die sich mit meinem Sohn vergangen —
Und Sie dabei so reich, so angesehn . . .

Albert.
Was sagen Sie? Lucile und sich vergehn?

Polydor.
Was hilft's, noch einmal davon anzufangen?
Fürwahr, ich wasche meinen Sohn nicht rein;
Sogar, wenn's Ihnen Linderung verschafft,
Bekenn' ich gern, er trägt die Schuld allein;
Denn Ihre Tochter war zu tugendhaft,
Um so zu handeln wider Ehr' und Zucht,
Wenn ein Verführer nicht sie dreist umstrickte,
Die Regungen der Sittsamkeit erstickte
Und Ihnen raubte guter Lehren Frucht.
Doch weil's geschehn und meinem Wunsche nach
Ein Geist der Sanftmut uns vereinigt,
Sei's abgethan und werde Schuld und Schmach
Durch einer Hochzeit glücklich Band bereinigt.

Albert (für sich).
O welcher Irrtum! Welche neue Not!
Das heißt vom Regen in die Traufe kommen.
Von doppelter Bedrängnis nun beklommen,
Find' ich kein Wort, das mir nicht Unheil droht.

Polydor.
Herr Albert, woran denken Sie?

Albert.
An nichts.
Bald mehr davon. Ein plötzlich Unwohlsein
Zwingt mich, Sie zu verlassen. Sie verzeih'n.

Fünfter Auftritt.

Polydor (allein).

Polydor.
Was ihn beschwert, am Ausdruck des Gesichts
Merkt' ich es wohl. Stimmt auch Vernunft ihn mild,
Sein Unmut ist darum noch nicht gestillt.
Des Schimpfs Erinnerung will ihm nicht erblassen;
Er flieht vor mir, um mir sein Herzensweh
Zu bergen. Seinem Gram, den ich verstehe,
Muß man ein wenig Zeit zur Heilung lassen.
Verhaltner Schmerz wird doppelt unerträglich.
Da kommt der Strick, der all das angerichtet.

Sechster Auftritt.

Polydor. Valer.

Polydor.
Ei, saubres Bürschlein, dessen Treiben täglich
Des alten Vaters Schlaf und Ruh' vernichtet!
Ich höre von nichts andrem; jede Stunde
Bringt mir von einem neuen Streich die Kunde.

Valer.
Was stell' ich täglich denn so schlimmes an,
Um meines Vaters Gunst mir zu verscherzen?

Polydor.
Jawohl, ich bin ein Querkopf, ein Tyrann,
Der's liebt, sein braves Kindlein anzuschwärzen!
Just wie ein Heil'ger lebt er; früh und spät

Sieht man zu Haus ihn knieen im Gebet!
Wer sagt, daß er die Ordnung der Natur
Verkehrt, die Nacht zum Tag macht, ist ein Schuft:
Daß Vater und Verwandtschaft er wie Luft
Behandelt — schmähliche Verleumdung nur!
Daß er sich kürzlich im geheimen
Mit Alberts Tochter trauen ließ und stramm
Den argen Folgen trotzt, die daraus keimen —
Verwechslung ist es, und das Unschuldslamm
Ahnt nicht einmal, wovon die Rede!
Du Nichtsnutz, den mir Gott zur Strafe gab,
Wirst nie Du klüger? Muß ich stets in Fehde
Mit der Vernunft Dich sehn bis an mein Grab? (Ab.)

Valer (allein).
Weh mir, wer brachte mich in diese Klemme?
Wer sonst als Mascarill, er ganz allein?
Freiwillig wohl gesteht er mir's nicht ein,
Drum helf' ich mir mit einer List und hemme
Den sehr gerechten Ingrimm.

Siebenter Auftritt.

Valer. Mascarill.

Valer.
Mascarill,
Mein Vater, den ich eben sprach, weiß alles.

Mascarill.
Er weiß?

Valer.
Ja.

Mascarill.
Teufel, mein Verstand steht still.
Wie kam er drauf?

Valer.
Noch weiß ich's nicht bestimmt:
Doch sind die Folgen dieses Zwischenfalles
So günstig, daß mein Herz in Wonne schwimmt.
Er sprach kein Wort des Vorwurfs; was ich fehlte,
Verzeiht er mir und billigt meine Wahl.
Drum wissen möcht' ich, wer mit einem Mal
Mit solcher Mild' und Nachsicht ihn beseelte;
Denn jetzt von aller Angst bin ich genesen.

Mascarill.
Nun denn, was sagen Sie, wenn ich's gewesen,
Der Ihnen half zu Ihres Glücks Vollendung?

Valer.
Schon recht; ich merke wohl, Du spaßest nur.

Mascarill.
Ich war's, durch den Ihr Vater es erfuhr:
Ich bin der Anlaß dieser günst'gen Wendung.

Valer.
Das ist kein Scherz?

Mascarill.
Der Teufel soll mich holen,
Wenn ich gescherzt. So trug sich's wirklich zu.

Valer (nach seinem Degen greifend).
Und mich, mich hol' er gleichfalls. Gott befohlen,
Wenn ich den Lohn Dir nicht bezahl' im Nu!

Mascarill.
Ach, Herr, was giebts? Ich bin gelähmt vor Schreck.

Valer.
So hast Du deine Dienerpflicht vergessen?
Hätt' ich mich nicht verstellt, Du hättest keck
Geleugnet, was ich gleich Dir beigemessen,
Schurk, dessen allzu flinke Plapperzunge
Des Vaters Groll mir zuzog, dem Verderben,
Dem Untergang mich preisgab — Du mußt sterben
Gleich auf dem Fleck.

Mascarill.
Nur sacht! Ich bin zum Sprunge
Ins Jenseits nicht gerüstet. Bitte sehr,
Erst abzuwarten, wie sich alles schlichtet.
Ich hab' ihm, was Sie selbst nicht länger mehr
Verbergen konnten, wohlbedacht berichtet:
Es war ein Staatsstreich; aber bald vielleicht
Wird Ihren Jähzorn der Erfolg beschämen.
Kann Sie's erbosen, wenn Ihr Unternehmen
Durch mein Verdienst sein höchstes Ziel erreicht:
Ein Glück, das von dem Alpdruck endlich frei?

Valer.
Und wenn das alles leere Faselei?

Mascarill.
Dann ist's noch immer Zeit, mich umzubringen;
Doch wett' ich, daß mein Wagnis Ihnen frommt.
Gott hilft den Seinen, und für das Gelingen
Zähl' ich auf Ihren Dank.

Valer.
Wir werden sehn.
Jedoch Lucile . . .

Mascarill.
Vorsicht! Ihr Vater kommt.

(Fortsetzung folgt.)

Verbotene Dramen.

Von Karl Emil Franzos.

Wer heute die Geschichte der Präventiv-Zensur für Bücher und Zeitschriften, wie sie im Wesentlichen erst 1848 ein Ende nahm, überblickt, wird neben anderen Empfindungen, die kaum noch ausgesprochen zu werden brauchen, vor allem auch das Staunen darüber nicht unterdrücken können, wie lange diese Bedrückung der Geister fortgewährt hat, bis in Zeiten hinein, wo bereits alle Anzeichen des nahenden Sturmes zu spüren waren, ohne daß die Gewalthaber sich dadurch hätten warnen lassen. Ungleich größer aber wird, deß muß jeder Kundige überzeugt sein, das Staunen unserer Enkel darüber sein, daß die Präventiv-Censur für Bühnenwerke in den meisten deutschen Staaten noch bis ins Zwanzigste Jahrhundert hinein fortgewährt hat. Die Langmut der unterdrückten Schriftsteller, die geringe Einsicht derer, von denen Abhilfe kommen mußte, werden ihn gleich sonderbar und unfaßlich anmuten.

Diese Langmut ist eigentlich das Merkwürdigste an dieser merkwürdigen Sache. Die Bücher- und Zeitungsschreiber vor 1848 hatten den gleichen Druck zu erleiden, wie heute die Theater-Schriftsteller, aber die Zeiten waren anders und anders die Gesetze. Sie hatten den Trost, nicht allein zu leiden; das ganze öffentliche Leben stand unter gleichem Druck; wer geistig arbeitete, galt der herrschenden Staatsordnung von vornherein als Gegner und stand unter einem Ausnahme-Gesetz. Den Theater-Schriftstellern von heute fehlt selbst dieser traurige Trost: Jeder darf seine Überzeugungen durch Rede und Schrift offen äußern, ohne erst die Polizei zu fragen, ob sie mit seinen Ansichten einverstanden ist; der Theater-Schriftsteller allein kann mundtot gemacht werden, ehe er redet. Für Reden, für Bücher, für Zeitungen giebt es keine Präventiv-Zensur, nur noch für Bühnenwerke. Und dies in Zeiten, wo der Geist der Staatsverwaltung sich völlig gewandelt hat. Man vergleiche den liberalsten deutschen Staat der Vierziger Jahre mit dem reaktionärsten der Gegenwart und lege sich die Frage vor, welcher den modernen Anschauungen von Zweck und Wesen des Staates, von Menschenrecht und Menschenwürde mehr entspricht — die Antwort kann nicht zweifelhaft sein: gewiß der letztere. Und in diesen helleren Zeiten lassen sich die Theater-Schriftsteller allein geduldig einen Zustand gefallen, gegen den die Litteraten vor 1848 in viel dunkleren Tagen mit aller Kraft ankämpften.

Für diesen Langmut eine Erklärung zu finden ist nicht leicht. Thatsache ist, daß es schon arg, sehr arg kommen muß, ehe die Betroffenen überhaupt reden. Vor zehn Jahren, im Sommer und Herbst 1892, kam es zuletzt zu einer Art Bewegung dagegen. Dieser Bewegung eine praktische Bedeutung zu geben, war der Zweck einer Rundfrage, welche die „Deutsche Dichtung" damals an die Beteiligten richtete, an Theater-Dichter und Theater-Leiter, Dramaturgen, Kritiker und Juristen.

Wie immer in derlei Fällen, handelte ich auch diesmal nicht auf eigene Faust, sondern nach vorausgegangener Verständigung mit einigen, auf diesem Gebiet maßgebenden Freunden. In Fühlung mit ihnen war auch der Wortlaut der Rundfrage festgestellt, die sich in Band XIII. S. 22 ff. dieser Zeitschrift abgedruckt findet. Ausgeführt wurde dort, es beständen auf diesem Gebiete Verhältnisse, die keinesfalls in der Art wie bisher fortdauern könnten. Angenommen, daß jemand der Befragten der Meinung sei, die völlige Aufhebung der Theater-Zensur ist nicht empfehlenswert oder doch nicht erreichbar, so möge er sich doch darüber äußern, was an die Stelle des gegenwärtigen Modus zu treten habe, um der Willkür der einzelnen Zensoren und den Folgen zu steuern, die oft selbst bei gutem Willen die Unsicherheit ihres Geschmacks nach sich ziehe.

In demselben Bande der Zeitschrift findet man auch die eingelaufenen Antworten; es sind ihrer zehn. Schon diese Ziffer sagt im Grunde deutlicher als jede Ausführung, wie weit die — sagen wir auch hier nur statt eines vielleicht passenderen Wortes — die Langmut der Beteiligten reicht. Eingeladen waren wie bei der jetzt veröffentlichten Rundfrage über die Deutsche Akademie etwa rund neunzig der Beteiligten. Geantwortet hatte also damals jeder Neunte, während es bei der letzten Rundfrage gerade umgekehrt kam und nur jeder Neunte schwieg. Die Meisten freilich waren höflich oder doch klug genug, zum mindesten privatim zu antworten. Die Einen holten allerlei Ausflüchte hervor, die Andern meinten resigniert, …

werde ja doch nichts nützen, die Dritten waren ehrlich genug, den wahren Grund zu schreiben: „Wenn wir uns öffentlich gegen die Zensur äußern, so schadet das uns, weil die Zensoren unsern Protest nicht als Schmeichelei belohnen würden und nützt der Sache nichts." Nicht minder bezeichnend ist aber auch der Inhalt der zehn eingelaufenen Gutachten. Ein hervorragender Jurist, Professor Dr. Josef Kohler in Berlin, bekannte sich als überzeugter Gegner der Theater-Zensur. Drei Dramatiker, Paul Heyse, Ludwig Fulda und Max Bernstein, äußerten sich mit aller Entschiedenheit in demselben Sinne. Ihnen schloß sich der Theaterleiter Paul Lindau an. Die andern fünf Herren, der Dichter Ernst Wichert, der Dramaturg Heinrich Bulthaupt und die Theaterleiter Adolf L'Arronge, Ludwig Barnay und Otto Devrient waren hingegen der Meinung, daß eine völlige Aufhebung der Theater-Zensur Gefahren im Gefolge haben müsse, mit denen verglichen der gegenwärtige Zustand noch als ein leidlicher erscheine. Zwar daran, daß die Staatsordnung in die Brüche gehen könnte, wenn ein Stück erst verboten würde, nachdem es einmal aufgeführt worden, glaubte auch von diesen Herren niemand. Entscheidend für ihre Abstimmung waren die materiellen Gefahren für den Bühnenleiter. Werde ihm, führten mehrere dieser Gutachten aus, die Aufführung nach Einreichung des Manuskripts nicht gestattet, so könne er sich die Kosten der Einstudierung sparen; werde ihm das Stück nach der ersten Aufführung verboten, so erleide er schweren pekuniären Schaden und komme bezüglich des Repertoires in Verlegenheit.

Das war das Ergebnis jener Rundfrage. Es war nur ein Glied in der Kette der Erfahrungen, die man damals überhaupt in der Frage machen konnte. Alle Gründe, die vor 1848 gegen die Aufhebung der Präventiv-Zensur für Bücher und Zeitungen geltend gemacht worden, wurden wieder hervorgekramt: der Staat habe das Recht, das Gefährliche von Vornherein zu verbieten, auch für den Verleger (hier Theaterleiter) sei es materiell besser, wenn ihm nur das Manuskript konfisziert würde und nicht die ganze Auflage u. s. w. Wendete man dagegen ein: „Die Staatsordnung steht ja auch nach 1848 bis heute leidlich sicher aufrecht, und der Umstand, daß einige Geschäftsleute dabei besser fahren, kann doch unmöglich die Aufrechterhaltung eines Ausnahmegesetzes, das mit dem Wesen der bestehenden Rechtsordnung in schärfstem Widerspruch steht, begründen," so war die Antwort, wenn überhaupt eine erfolgte, höchstens die, das gesprochene Wort wirke ganz anders als das geschriebene. Angenommen, daß dem so ist, so ist doch auch dies noch kein rechter Grund, den Dramatiker von Gesetzes wegen rechtloser zu machen als jeden andern Staatsbürger. Im Übrigen blieb alles beim Alten bis auf den heutigen Tag. Nur zuweilen wurde die Idylle unterbrochen durch ein mehr oder minder starkes Schütteln des Kopfes, wenn eine der Zensurstellen ein Verbot ausgesprochen hatte, das sich denn doch in allzu starken Gegensatz zu den Anschauungen aller gebildeten Leute in Deutschland stellte. In derlei Fällen fand sich auch ab und zu immer Jemand, der darauf hinwies, daß § 27 der Preußischen Verfassung vom 31. Januar 1850 u. A. sage: „Die Zensur darf nicht eingeführt werden, jede andere Beschränkung der Preßfreiheit nur im Wege der Gesetzgebung", daß sich die Theater-Zensur nur auf die Befugnis der Polizei stütze, welche ihr der § 6d des Organisationsgesetzes vom 11. März 1850 eingeräumt habe, wonach sie für Ordnung und Gesetzlichkeit beim Zusammensein einer größeren Anzahl von Personen zu sorgen habe, und daß nur auf Grund dieses Gesetzes die Polizeiverordnung vom 11. Juli 1851 erlassen worden sei, wonach jeder Veranstalter öffentlicher Theatervorstellungen fortab gehalten sein sollte, die Erlaubnis dazu beim Polizei-Präsidium nachzusuchen und das Stück beizufügen, damit geprüft werden könne, ob nicht Rücksichten auf Sitte und Ordnung oder aber gewerbepolizeiliche Bedenken der Aufführung entgegenstünden. Kurz, man untersuchte wieder einmal den gesetzlichen Untergrund der Zensur und erreichte damit ebensowenig, als mit andern Einwendungen. Denn das Berliner Kammergericht, in derlei Fragen die höchste Instanz, hat entschieden, daß jenes Organisationsgesetz vom 11. März 1850 und die Polizeiverordnung vom 11. Juli 1851 solange zu Recht bestünden, bis man sie wieder durch ein Gesetz aufhebe. Und ein solches Gesetz anzuregen, war selbst der radikalste Politiker nicht Optimist genug. Zuweilen auch fand sich ein Theaterleiter, der das bereits einstudierte Stück nun in einer Vorstellung vor geladenen Gästen aufführen ließ. Die Zeitungen stellten dann in der Regel fest, daß sie anderer Meinung seien als der Zensor und daß jener engere Hörerkreis weder an seinen religiösen noch an seinen sittlichen Empfindungen Einbuße erlitten habe, geschweige denn, daß die Staatsordnung erschüttert worden wäre. Männer von monarchischer und nationaler Gesinnung wiesen bei solchen Gelegenheiten wohl auch darauf hin, daß, wenn irgendwo so in Deutschland, die Staatsordnung nicht bloß durch ihre Macht, sondern auch durch die Überzeugungen des Volkes so fest und ehern aufgerichtet sei, daß gerade hier die Befürchtung, sie könnte durch ein Theaterstück irgendwie gefährdet werden, nicht recht faßlich erscheine. Auch dies nützte nichts und es blieb eben beim Schütteln des Kopfes.

Wenn es jetzt doch vielleicht möglicher Weise anders kommt und die Bedrohten sich kräftiger regen, so liegt dies daran, weil die Zensur kürzlich zwei vielbemerkte Verbote hintereinander zu Stande gebracht hat, von denen das eine schwer begreiflich ist, während das andere vollends unfaßlich erscheinen muß. Das erste, das schwer begreifliche Verbot hat

den historischen Schwank von Max Dreyer, „Das Thal des Lebens“ betroffen, den das Berliner „Deutsche Theater“ zur Aufführung bringen wollte, das andere, das unbegreifliche, hat dem fünfaktigen Drama von Paul Heyse „Maria von Magdala“ die Bühne des Berliner Schiller-Theaters verschlossen. Der Zufall, das gemeinsame Schicksal, hat beide Werke nebeneinander gerückt, im Übrigen sind sie nicht in einem Atem zu nennen, auch nicht, was die Bedeutsamkeit betrifft, die ihr Verbot für die prinzipielle Frage, ob die Theater-Zensur so, wie sie jetzt besteht, fortwähren könne und dürfe, beanspruchen muß.

Max Dreyers Schwank ist gewiß nicht unsittlicher als die meisten französischen Ehebruchskomödien, die das Repertoire des Berliner Residenz-Theaters und ähnlicher Bühnen füllen, und vollends ist er gewiß nicht unlitterarischer als die meisten von ihnen; aber dieses eine Verbot bedeutet wahrlich weder eine Schädigung der Litteratur noch die eines Dichters, der seine Aufgabe mit Aufwendung all seiner Kraft zu lösen versucht hat. Gerade wer Max Dreyers Talent so hoch anschlägt wie ich, mußte bei der Aufführung vor geladenem Publikum nicht eben angenehm enttäuscht sein und sich sagen, daß der Schwank an sich sehr schwach und vollends das Schwächste sei, was Dreyer bisher geleistet habe. Es ist an jenem Nachmittag im „Deutschen Theater“ vielen Andern ebenso ergangen wie mir: so ungerecht uns das Verbot erschien, so sehr wir geneigt waren, das Werk gelten zu lassen, es ging doch beim besten Willen nicht; es ist eben gar zu seicht und auch zu wenig lustig. Ungerecht freilich erschien das Verbot uns Allen, denn Stärkeres, geschweige denn gleich Starkes duldet die Zensur täglich, und wenn sie es diesmal nicht dulden wollte, so lag der Grund offenbar darin, daß es der Fürst eines deutschen Kleinstaats ist, den Dreyer durch einen strammen Bauernburschen zu den ersehnten Vaterfreuden gelangen läßt. Daß es sich um eine Historie aus dem XVIII. Jahrhundert handelt und Dreyer das Stück bereits im Herbst vorigen Jahres fertig hatte, so war es nicht seine Schuld, wenn seine Komödie durch die Ereignisse von Dresden und Genf inzwischen eine gewisse Aktualität erlangt hatte. Es war unrecht, ihn dafür büßen zu lassen. Indes, von Belang ist das Stück nicht und die Kränkung des allgemeinen Rechtsgefühls durch dies Verbot immerhin eine der gelindesten, die je ein deutscher Zensor diesem Gefühl zugefügt hat.

Durchaus anders liegt die Frage bei Heyses Drama. „Maria von Magdala“ ist das ernste, von edler Sittlichkeit erfüllte Werk eines vornehmen Dichters, der freilich nie zu den Frommen im Lande gehört hat, aber gerade auch durch dies Werk erweist, welche ernste, starke, freilich nicht an das Dogma irgend einer Konfession gebundene religiöse Empfinden in ihm lebt. Daß dies Werk deshalb verboten werden konnte, weil es angeblich religiöse Empfindungen verletzt, gehört zu dem Stärksten, was wir je seit dem Bestande der Theater-Zensur von ihr erlebt haben und ist geeignet, das Gemüt des ruhigsten Beurteilers zu erregen. Liebt er sein Volk und Vaterland, so wird ihn dies Verbot nur um so schmerzlicher erregen. Wir haben 1870 einen stolzen Ruhmestitel erworben, aber den Ruhm, das „Volk der Denker und der Dichter“ zu sein, müssen wir uns daneben erhalten.

Es sei mir gestattet, an der Hand der Buchausgabe, die seit 1899 (Berlin, Verlag von Wilhelm Hertz) vorliegt, zu erweisen, wie unfaßlich dem unbefangenen Sinn das Verbot erscheinen muß.

Zunächst ein Wort über die Gestalt der Heldin, wie sie uns Heyse vorführt. Wie man weiß, nennen die Evangelien die Maria Magdalena nur als eine der Frauen im Gefolge des Heilands, die auch Zeuginnen seines Todeskampfes sind. Nur an einer einzigen Stelle, (Ev. Lucä 8, 2) wird sie angeführt unter den „Weibern, die er gesund gemacht hatte von den bösen Geistern und Krankheiten, nämlich Maria, die da Magdalena heißt, von welcher waren sieben Teufel ausgefahren.“ Erst die katholische Kirche des späten Mittelalters gab der Gestalt eine intensivere Farbe, indem sie Maria Magdalena jene Sünderin sein ließ, die (Ev. Lucä 7, 37—50) die Füße Christi mit Thränen netzte, mit den Haaren ihres Hauptes trocknete, mit Salben salbte und von der der Heiland das Wort sprach: „Ihr sind viele Sünden vergeben, denn sie hat viel geliebt.“ Diesen überkommenen Umrissen nun das rechte Leben zu geben, war die Aufgabe des Dichters; er hat sie in einer Art gelöst, die gleichermaßen seine Erfindungsgabe wie seinen psychologischen Tiefblick bezeugt. Maria von Magdala erzählt von sich selbst:

„Ich war kaum fünfzehn alt, da gaben meine Eltern mich einem Mann in die Ehe, der vierzig Jahre älter war als ich, aber der Reichste in Magdala, zugleich der Geizigste und Böseste. Ich umschlang meines Vaters Kniee und flehte und rief: ich will hungern und betteln gehn oder mich als Magd verdingen, nur verkauft mich nicht in die schmachvolle Knechtschaft! Sie blieben taub für meinen Jammer. Drei Jahre ertrug ich's, dann entfloh ich hieher nach Jerusalem. Ich hatte einen Freund gefunden, der sagte, es erbarme ihn meines Unglücks. So lebte ich mit ihm hier im Verborgenen, bis ich ihn verlor. Er verließ mich, da wir das Geld, das ich mit mir genommen, aufgezehrt hatten. Damals zuerst erkannt' ich die Weisheit unseres großen Königs, daß Alles eitel ist. Was für das Heiligste gilt, die Liebe der Eltern zu ihrem Kinde, für das Wichtigste, die Liebe des Mannes zum Weibe — ich hatt' es als nichtig erfunden vor den Schwächen und niederen Begierden im Menschenherzen. Nur Eines fand ich, das nicht eitel war und mir treu blieb, weil es das Vergänglichste ist, doch immer wieder sich erneut, wenn es dahinschwand: Die Lust, der freie Wille in uns, nur den Hunger unserer Sinne zu stillen, alle Freuden der Jugend zu genießen und nicht zu fragen, ob wir morgen vielleicht hassen werden, was wir heute geliebt haben .... Glück? Welch ein Wort! Von allen Menschenworten das geheimnisvollste, das uns umklingt wie ein ewiges Rätsel. Wenn ich's nur denke, überschauert mich's, als versänk' ich schwindelnd in einen tiefen Abgrund, ausgefüllt mit Lilien und Rosen von süßem Duft, wo Leib und Seele ruhen, erlöst vom täglichen Streit wilder Wünsche, wo ich Frieden atme und den Durst meiner Seele und Sinne für immer stille. Seit

eine Seligkeit ward mir nie zu Teil, immer nur ein Rausch, in dem ich vergesse, daß nichts Festes, Treues, Heiliges im Leben ist, und daß man nur lacht, weil es dumm ist, um Unerreichbares zu weinen."

Wie man sieht, und es gehört zur Sache, wenn dies betont wird, handelt es sich um keine Buhlerin gewöhnlichen Schlages, sondern um eine Unglückliche, die ein schweres Geschick und heiße Sinne zum Spielball flüchtiger Leidenschaften gemacht haben, um ein an sich edel geartetes Weib, dem niemand nachsagen darf, daß es sich jemals um Goldes willen ergeben. Zur Zeit, wo sie vor uns hintritt, ist sie von einer ernsten und tiefen Leidenschaft ergriffen, der für Judas Ischarioth, an den sie der ungestüme Ehrgeiz seines Wesens wie sein glühender Haß gegen die Römer, den sie teilt, fesselt. Um seinetwillen, aber auch um ihrer selbst willen weist sie die Zumutungen reicher junger Wüstlinge und die eines vornehmen Römers, Flavius, des Neffen des Pilatus, des Landpflegers in Judäa, zurück. Die Erzählungen des Römers von dem neuen Propheten, der in einem Hause dicht neben seinem Garten dem Volke predigt, wie die Wahrnehmung, daß Judas, den sie bis dahin als den trotzigsten und ehrgeizigsten der Menschen kennen gelernt, sich diesem neuen Propheten beuge, macht sie begierig, Jesum zu sehen und sprechen zu hören. Darum folgt sie der Einladung des Römers in sein Haus. Gleichzeitig mit ihm hat sich der Hohepriester Kajaphas bei Flavius eingefunden, um den Flavius zu bestürmen, Christum als einen gefährlichen Feind Roms zu vernichten. Der Priester benützt die Begegnung, um Maria zu bewegen, Christum durch den Zauber ihrer Schönheit zu umgarnen. „Von allem Schändlichen," erwidert sie, „das je mir angesonnen ward, ist dies das Hassenswürdigste," und begiebt sich in den Garten, Christum zu sehen. Als sie unter die Schaar tritt, die das Häuschen des Simon umlagert, wird sie vom Volke erkannt und ist in Gefahr, von demselben gesteinigt zu werden. Der Schluß der Scene lautet:

Eine Stimme (ganz hinten im Haufen) Still! der Meister spricht. (Plötzlich tiefe Stille. Alle stehen wie gebannt und lauschen.)

Ein Mann (ganz vorn). Was hat der Meister gesagt?

Dieselbe Stimme. (Aus dem Hintergrund, sehr langsam und nachdrücklich): „Wer unter euch ohne Sünde ist, der werfe den ersten Stein auf sie!" (Der Haufe steht erschüttert, die erhobenen Fäuste sinken nieder, man hört einige Steine zu Boden fallen. Dann wendet sich die eingedrungene Schaar mit gesenkten Köpfen und strömt langsam durch den Garten nach links hinaus.)

Kein Zweifel, die Scene hätte sich noch ungleich dramatischer gestalten lassen, wenn der Dichter Christum durch seine Erscheinung oder direkt durch seine Rede hätte eingreifen lassen. Er hat darauf verzichtet, um das Werk für die Bühne zu retten. Auch anderweitig finden sich die Spuren, wie sorglich der Dichter bemüht war, der Zensur keinerlei Handhabe für ein Eingreifen zu bieten. Freilich war alle Mühe vergeblich. Wer sucht, der findet. Die Zensur hat diese Handhabe gefunden.

Im dritten Akt wird uns Marias Demütigung vor Christo und Judas Verrat an ihm vorgeführt. Zum Verräter wird der Jünger, weil Christus Gehorsam gegen die Römer predigt: „Gebet dem Kaiser, was des Kaisers ist", und aus wütender Eifersucht, weil er vermutet, daß sich Maria aus irdischer Glut vor Christus gedemütigt und der Heiland sie aus Gefallen an ihrer Schönheit erhoben. Maria aber erwidert auf seinen Vorwurf:

„Sein Blick ist in mein Herz gedrungen wie eine Fackel und hat darin allen Wust und Unrat, alle Eitelkeit und sündige Begier zu Asche gebrannt und nur ein stilles Licht zurückgelassen, das meine Seele erhellt und wärmt. Zum ersten Mal fühl' ich ein Glück, das keine Reue gebiert und mich umfängt, weicher und seliger als Liebesarme. Dafür werd' ich ihn lieben, so lang ein Hauch diese Brust bewegt, ihn lieben mit einer Liebe, die rein ist wie das Sonnenlicht, die nichts begehrt, als ewig zu ihm aufzublicken und ihm zu danken, daß er das irrende, verirrte Weib begnadet hat mit seiner Himmelshuld."

Man sollte denken, daß dies jedermann einleuchten könnte. Man irrt, dem Zensor hat es nicht eingeleuchtet, dem Ober-Verwaltungsgericht nicht und dem Herrn Minister des Innern ebenso wenig. Ihnen ist und bleibt Maria, gleichviel, wie sie der Dichter durch die Reue adeln und läutern mag, eben eine gewöhnliche Buhlerin. Weil sie dies festhalten, gelingt es ihnen auch, den vierten Akt in einer Weise mißzuverstehen, wie sonst niemand. Flavius bringt der Maria, die sich in ihrem Haus verschlossen hält und im Gedanken an den Heiland immer mehr läutert, die Kunde, daß Christus vor Pilatus gestellt, trotz des Sträubens des Landpflegers zum Tode am Kreuz verurteilt sei und morgen hingerichtet werden solle. Er bietet ihr an, Christum heimlich aus dem Kerker zu befreien, wenn sie sich ihm zum Lohn hingeben wolle, und als sie entsetzt zurückweicht, erwidert er:

„Du selber magst entscheiden, was Dir entsetzlicher dünkt: den Heiligen, Deinen Seelenfreund, am Kreuze verbluten zu sehen, oder einem minder heiligen Freunde, der ihn retten will, Mut zu dem kühnen Werke zuzutrinken — aus einem Becher, den Eros mit Rosen kränzte. Ich lasse Dir Zeit zu wählen. Sobald es volle Nacht geworden, hole ich mir die Antwort."

Maria ringt, nachdem er gegangen, nach einem Entschlusse; sie will thun, wie es Gottes Wille ist; sei es sein Gebot, dann wolle sie das „grauenhafte Opfer" bringen: „Dann aber — dann darfst Du mir nicht zürnen, Herr, wenn ich selbst dies besudelte Gefäß zerbreche, mich rette in die ewige Nacht, die jede Schande begräbt und jeden Aufschrei der Verzweiflung erstickt. Dann gönne Du diesem müden Herzen den Frieden!" Judas aber, der nun zu ihr dringt, bestürmt sie, mit ihm zu fliehen und droht ihr, wenn sie sich weigere, den Tod an. Sie verweist ihn auf den nächsten Tag und bleibt in schwerstem Seelenkampf, bis Flavius an ihre Thüre pocht. Nun der Höhepunkt des Dramas, zugleich die Scene,

um deretwillen das Werk auf keiner Bühne Preußens erscheinen darf:

Maria: .... Ein Abgrund — wie komm' ich über den hinweg? Und jetzt — dort — Seine Gestalt — Seine Augen — sie dringen in mein Innerstes — Seine Stimme: Maria, was willst Du thun? Bist Du nicht wiedergeboren und hast eine neue Seele empfangen und einen neuen Leib — der geweiht ist durch den Hauch meines Mundes und der — der soll entweiht werden, entehrt um meinetwillen — Zurück von diesem Abgrund! (Sie tritt wie unwillkürlich einen Schritt zurück. Der Vorhang bleibt offen.)

Flavius' (Stimme draußen). Maria! Hörst Du nicht? Warum öffnest Du nicht?

Maria (vor sich hin). Herr, Herr, steh' mir bei!

Flavius. Du bist noch wach, Maria. Ich sehe den Schimmer Deiner Lampe durch die Spalte der Thür. Warum öffnest Du nicht?

Maria (flüchtet in das Zimmer hinein). Schützet, mich, ihr Engel des Herrn! (Pause.)

Flavius. Zum letzten Mal, willst Du mich narren, Maria? Nun wohl, Thörin: so komme denn sein Blut über Dich! Gute Nacht, Du Heilige! (schlägt ein gellendes Gelächter auf, entfernt sich.)

Maria (fährt auf, stürzt nach der Schwelle des Zimmers, ruft). Flavius! — — Nein, nein — ich kann nicht — kann nicht! (bricht vor der Schwelle zusammen.)

Die Zensur sagt, diese Scene beleidige das religiöse Empfinden. Warum? Weil der Dichter des Heilands Errettung aus Todesnot „beinahe“ von der Hingabe einer Buhlerin an einen Wüstling abhängig mache. Auch dem Oberverwaltungsgericht erscheint es so. Und der Minister des Innern, Herr von Hammerstein, ist gleichfalls derselben Meinung einschließlich des „beinahe“. Das ist unfaßlich, denn in Heyses Drama ist nichts davon zu finden. Das Gegenteil ist dort zu finden: Eine geläuterte Seele, wie die Marias, kann schwanken, ob sie das „grauenhafte Opfer“ bringen soll oder nicht, aber ihre letzte Entschließung kann nicht zweifelhaft sein — Christi Geist, dessen sie einen Hauch verspürt, zwingt ihr das „Nein“ auf. Warum öffnet Maria dem Flavius nicht die Thüre? Weil ihr in einer Vision die Gestalt Christi erscheint und ihr zuruft: „Zurück von diesem Abgrund!“ Er will nicht, daß der Leib, den seines Mundes Hauch geweiht, entehrt werde um seinetwillen. „Maria“, sagt der Censor, das Oberverwaltungsgericht, der Minister, „hätte aber doch beinahe den Flavius eingelassen!“ Ja, wenn der Dichter Christum weniger groß und rein und herrlich vor uns hingestellt hätte. Weil er dies gethan hat, ist dies „beinahe“ eine innere Unmöglichkeit für jeden, der die Dichtung versteht. Hat Maria Christi Wesen recht begriffen, so wird sie um seinetwillen nicht durch Schändliches so Herrliches, wie sein Leben, retten können. Kurz: diejenige Wendung des Dramas, die Heyses starke innere Religion am meisten bezeugt, ist dahin mißdeutet worden, daß er religiöse Empfindungen beleidige!

Der fünfte Akt bringt Judas' Ende als Selbstmörder (hinter der Scene), und die Verzweiflung der Maria:

„Gute Nacht, schöne Welt! Du bist eine Höhle voll Schlangen und reißender Tiere. Nur Einer in Dir war ein Mensch, den haben sie nicht leiden wollen in ihrer Mitte, weil er schön war und sie beschämte in ihrer Häßlichkeit, und darum ruhten sie nicht, bis er seine lichten Augen schloß.“

Für Heyse ist Christus kein Gott, sondern ein Mensch, der Mensch. Darf man dies von der Bühne herab nicht sagen? Man antworte mit einem klaren „Nein!“ — und wir werden es verstehen. Aber die Auffassung des vierten Akts, mit der das Verbot motiviert ist, verstehen wir nicht.

Was meines Erachtens von dem künstlerischen Wert des Dramas zu halten ist, habe ich bereits angedeutet. Über seine Wirkung als Theaterstück ließe sich ein sicheres Urteil erst nach der Aufführung gewinnen. Aber an der prinzipiellen Bedeutung des Verbots könnte es nichts ändern, auch wenn diese Wirkung keine große wäre. Dieses Verbot war nicht gut, und es ist nicht der Dichter, der den größten Schaden davon hat.

Während ich diese Zeilen schließe, kommt mir die Nachricht zu, daß eine Protestversammlung gegen das Verbot und eine Aufführung des Stücks vor Mitgliedern des Goethebundes geplant sei. Möge damit der Anstoß zu einer Bewegung der Geister gegeben sein, die endlich die Theater-Zensur beseitigt. Wer Augen hat zu sehen und Ohren zu hören wird dies nicht bloß im Interesse unserer Litteratur wünschen, sondern auch im politischen und Kultur-Interesse des Deutschen Reichs.

Erfüllung.

Oft in der Kindheit gold'nen Tagen
Wenn ich, auf meiner Mutter Knie'n,
Sie hörte von den Englein sagen,
Die segnend durch die Fluren zieh'n
Kam mir der Wunsch: aus jenen Höhen
Wo Liebe wohnt und Haß zerstiebt
Ach, einen Engel möcht' ich sehen,
Den schönsten, den es giebt!

So einst. Nun, da ein blondes Wesen
Mir meine Treu mit Liebe lohnt,
Seit in zwei Sternen ich darf lesen
Das Glück, das tief im Herzen wohnt;
Seit ich von treuem Arm umfangen,
Geküßt bei jeder Wiederkehr,
Nun frage ich auch kein Verlangen
Nach einem Engel mehr.

Hugo Maubach.

In der Heide.

Blondes, seidenweiches Haar,
Stiller Maiensonnenglanz,
Ein verträumtes Augenpaar,
Drinn ein froher Lichterkanz,
Rote Kiefern, braune Heide
Und mein Schatz in weißem Kleide.

Stiller Maiensonnenglanz,
Reiches Blühen im Geheg,
Und der Tag im Strahlenkranz
Auf dem stillen Heideweg;
Langsam pocht mein Herz und leise,
Wie auf seiner letzten Reise.

Ein verträumtes Augenpaar,
Leise tastend Deine Hand,
Blondes, seidenweiches Haar,
Heideblumen an dem Rand,
Schwarze Amseln in den Bäumen
— Und wir zwei in tiefen Träumen.

J. J. Horschick.

Der kalte Wind geht übers Meer . . .

Der kalte Wind geht über's Meer
Und über die Küstenmoore.
Die Nacht kommt aus der Ebne her.
Es schauert im herbstlichen Rohre.

Ein scheuer, verlorner Lichtstreif irrt
Von Wolkenschatten getrieben,
Und fragt, wo er vorüberschwirrt,
Wo seine Sonne geblieben.

Da fliegt er über den Wogengischt,
Dort über das Rohrgewühle.
Hier düstre Büsche, und düster verwischt
Im Dämmergrau eine Mühle.

Es haben die Stürme das alte Gebäu
Schon zweier Arme entledigt.
Gespenstisch fuchteln die andern zwei
Zu einer nächtlichen Predigt.

Ein häßliches Knarren. Mir ist zu Sinn,
Als trüg' es der Wind auf die Wellen
Und trüg' es über die Wellen hin,
Und ließe Schiffe zerschellen.

Reinhard Strecker.

Einmal . . .

Einmal wirst Du weise sein . . .
Märchen können nur betrügen:
Ihre Sterne — helle Lügen!
Ihre Kronen — süßer Schein!

Aber trink in vollen Zügen,
Deinem Glück sollst Du Dich weih'n!
Meines ist ja meine Pein,
Und ich lernte mich begnügen . . .

Jugendmärchen — das sei Dein!
Aber kommt das große Lügen:
Einmal, wenn die Sterne trügen,
Einmal wirst Du weise sein . . .

Karl Nowak.

Uns grüßt der Abend wundersam . . .

Uns grüßt der Abend wundersam
Von Höhen und aus Tiefen,
Und rührt vielsüße Saiten an,
Die tief im Herzen schliefen.

Uns grüßt mit neuem Gruß das Thal,
Das müde Tritte ließen,
Und schafft, daß tausend Wunder uns
In Aug' und Seele fließen.

Und tief im Grunde rauscht der Bach
So ahnungsvolle Weisen,
Und über uns der dunkle Weih
Schwingt sich in kühnern Kreisen.

Uns grüßt der Abend wundersam —
Wir wallen und wir schweigen . . .
Verhalten rauscht zu Häupten uns
Das Glück aus Dämmerzweigen.

Ewald Silvester.

Allerlei Fahrten.

Reisebilder von **Karl Emil Franzos.**

Erfurt.

(Fortsetzung und Schluß).

Doch zurück zum Stadtbild von Erfurt. Was man hier an Bauten und Denkmälern aus elf Jahrhunderten beisammen findet, habe ich nun, so weit mir Kraft und Wissen reichte, nacheinander zu schildern versucht. Aber dies Gemisch von Uraltem und Neuestem, von Herrlichem und Häßlichem, von feiner, schwelgerischer Kultur und armseliger Nüchternheit, kurz das Nebeneinander ist, glaub' ich, überhaupt nicht recht in Worten zu malen, geschweige denn, daß ich mir's zutraute. Gerade dies Gemisch, sagt' ich schon, läßt mir das Stadtbild von Erfurt so einzig erscheinen. Anderwärts scheidet sich Alt und Neu fast ganz, oder doch weit mehr als hier. Freilich giebt's auch in Erfurt ganz neue Stadtteile, wie das Villenviertel auf dem Löberfeld oder das Arbeiter-Viertel auf dem Johannisfeld, und ganz alte, wie das Viertel um die Universität oder das um die Augustinerkirche, aber das sind Ausnahmen; die meisten Stadtteile sind ein Gemisch, und zwar ein beispiellos buntes; was anderwärts eine Ausnahme ist, ist hier die Regel. Die Camera des Photographen, der Pinsel des Malers, und nun gar das eigene Auge kann dies weit besser verdeutlichen, als das Wort des Schilderers. Ich gebe nur einige Andeutungen aus der Fülle dessen, was den Beschauer zunächst wie ein Rätsel anmutet, ihn dann aber ergreift, wenn er sich dessen bewußt wird, daß die Lösung dieses Rätsels lautet: „Hier ist eine Schicksalsstätte!...“

Man suche sich ein beschauliches Plätzchen auf dem „Anger“ und blicke um sich. Ich empfehle zu diesem Zwecke das aus drei kränklichen Oleanderbüschen und einem grün angestrichenen Staket bestehende Gärtchen vor dem „Wiener Café“; hier stört Einen Niemand. Denn Erfurt ist großstädtisch genug, ein solches Etablissement zu besitzen, und kleinstädtisch genug, den armen Inhaber, natürlich einen Ungarn — die Wiener Cafétiers in Deutschland sind alle Ungarn, wenn sie nicht Czechen sind — nur so langsam einen Krösus werden zu lassen, daß mich's nicht wundern würde, wenn ich ihn bei meinem nächsten Besuch in Erfurt samt dem Café nicht wiederfände. Mir thät's leid, denn was Alles faßt von diesem „Garten“ aus ein einziger Blick! Zur Rechten ein Haus aus dem XVII. Jahrhundert, der „Römische Kaiser“, dahinter der dumpfe, düstere Riese aus dem XI. Jahrhundert: die Kaufmannskirche, dann dicht vor dem Beschauer ein häßliches, dürftiges Haus aus dem XVIII., ein reiches und lustiges aus dem XVI. und ein prunkend geschmackloses aus dem XIX. Jahrhundert, eben die Post. Ähnliches gewahrt er, soweit sein Blick die breite Straße hinab reicht, bis an den Hoffmeisterschen Brunnen, dessen Erz und Springquell, im Sonnenlicht wundersam schimmernd, das Bild abschließt: zu beiden Seiten Häuser, von denen auch nicht eines dem andern gleicht: modernste Bazarbauten, armselige wacklige Überreste aus der Zopfzeit, nüchterne Nutzbauten des letzten Jahrhunderts, daneben schöne, stattliche Patrizier-Häuser der Renaissance, die auf diese Nachbarn herabblicken wie ein wohlerhaltener, vornehmer Greis auf ein junges, entnervtes Geschlecht. Zur Rechten ragt dicht vor dem Beschauer der Rokoko-Bau des Packhofes am. Kurz, kaum zwei Häuser nebeneinander, zwischen denen nicht ein ungeheurer Abstand der Erbauungszeit und des Stils läge — Bauten so stattlich und reich und schön, wie man sie eben nur in einer Mittelstadt finden kann, die vor vierhundert Jahren eine Großstadt war, und andere, so dürftig und erbärmlich, daß man ihr Vorhandensein in dieser Hauptstraße nur versteht, wenn man sich erinnert, daß Erfurt vor zweihundert Jahren eine, scheinbar dem sicheren Untergang geweihte Kleinstadt war.

Ähnliches sieht man hier überall: die Reihe der herrlichen Renaissancehäuser der Johannis- oder Allerheiligenstrasse wird immer wieder von Zinshäusern aus der Zeit um 1850 unterbrochen, neben dem Patrizier im Festgewand steht der armselige Philister der neuesten Zeit. Oder man lasse den Blick über den Domplatz schweifen; hier die herrliche gothische Stifts-

kirche, vor ihr ein Obelisk aus der Zopfzeit, ringsum aber Häuser, als dienten sie dem Zweck, lehrreich zu verbildlichen, wie schön und wie häßlich, wie reich und wie armselig man in der Zeit von 1500—1900 abwechselnd in Deutschland gebaut hat. Oder man stelle sich neben jenen Brunnen am Anger: ein Blick umfaßt die ehrwürdige Barfüßerkirche, das schöne Renaissancehaus, wo Wilhelm von Humboldt um Caroline von Dachröden freite, einige Wohnhäuser, wie man sie in Posemuckel nicht auf den Hauptplatz stellt, einige Geschäftshäuser, die an lärmendem Stil den Bauten in einem Berliner Geschäftsviertel nicht nachstehen, und als Zugabe einen prächtigen Barockbau. Oder man sehe sich an, welche bunte Gesellschaft den Roland auf dem Fischmarkt umsteht, neben dem schönen Rathaus, dem herrlichen „Breiten Herd" und dem „Roten Ochsen" auch Häuser, von denen man sich verwundert fragt: „Ist hier der Boden so billig, daß man derlei stehen läßt?!" . . .

Aber habe ich bisher kein anschauliches Bild von diesem Gemisch geben können, so nützt alle Häufung von Einzelnheiten nichts. Ich kann nur wiederholen: schön ist diese Stadt nicht, wahrlich nein, und wen nur die Harmonie eines Gesamt-Eindrucks lockt, der lasse sie unbesehen. Aber wer Augen hat, das Besondere zu sehen, wer historischen Sinn hat, wird gleich mir seine Erfurter Tage zu den anregenden seines Lebens rechnen und niemals vergessen.

Ich sage dies fast wie Einer, der eine Entdeckung gemacht hat und dies nun Andern mitteilen will. Ganz so ist's ja nicht, aber — fast so. Den Meisten geht's so, wie Anfangs mir: was sie nach Erfurt zieht, ist nur der Dom und die Blumenzucht. Nun, das ist freilich auch schon Freude genug. Vom Dom habe ich bereits erzählt, von den Blumen will ich's nun thun. Das ist das Schönste, was ich hier gesehen habe, und darum habe ich's mir für den Schluß aufgespart. Das Marienbild, dessen Goldglanz mir all die Jahre in der Erinnerung geleuchtet, hat in der Nähe von seinem Zauber eingebüßt; es war eben zu viel Gold... Die Blumenfelder um Erfurt aber — die waren schöner, als mein Traum von ihnen.

Zunächst freilich muß noch von Nüchternerem die Rede sein, der Blume als Handels-Artikel. Daß Erfurt eine Gartenstadt ist, in der so an die zehntausend Menschen von der Blumen- und Gemüsezucht leben, merkt man natürlich schon mitten in der Stadt. So auf den Marktplätzen. Schönere Blumen, prächtigeres Obst bietet man nirgendwo in Deutschland feil. Den Marktplatz besuche ich auch sonst in jeder mir fremden Stadt und sehe mir alles gründlich an. Es hat sich mir immer gelohnt; hier erfährt man, wovon die Leute leben und ob sie gut oder schlecht leben; hier kann man über den Typus der Bevölkerung zwanglos und angenehm ins Klare kommen; daß es zumeist der schönere und — freilich nur unter den Käuferinnen — der jüngere Teil der Menschheit ist, an dem man seine Beobachtungen machen kann, hat mir wenigstens meinen Studieneifer nie abgekühlt. So eifrig aber, wie in Erfurt, habe ich nirgendwo studiert, was jedoch wirklich nur an den herrlichen Birnen und Rosen lag. Damit soll freilich nichts gegen die Erfurterinnen gesagt sein. Sie sind blond und im Durchschnitt zierlich und hübsch; die Katholischen aus dem Eichsfeld, das ein starkes Kontingent an Mägden, Arbeiterinnen und Handwerkerfrauen stellt, sind auch blond, auch hübsch aber nicht eben zierlich; das macht, weil ihnen der liebe Gott in seinem unerforschlichen Ratschluß sehr, sehr große Füße hat wachsen lassen. Schon an diesen Füßen kann man die Eichsfelderinnen erkennen, noch mehr an dem breiten, schweren Dialekt; es ist auch sonst vieles an ihnen ungewöhnlich breit. Mit Staunen habe ich in einem gelehrten Buche gelesen, daß in Erfurt auf zehn blonde drei braune Menschen kommen; ich hätte mir die Zahl der braunen nach meinen Beobachtungen noch geringer gedacht. Ist aber eine braun, so ist sie's sehr, und mehr als einmal erinnerte mich dieser brünette Schlag an meine Wanderungen unter den Nordslaven; in der That ist ja in Thüringen viel wendisches Blut zu finden. Sogar ein slavisches Wort habe ich einmal gehört: „I du Bojen!" („Ei du mein Gott!"); die Frau stammte aus Ruhla; dort, meinte sie, sagten es alle Leute. Im Übrigen pflegen die Erfurter Höferinnen nur deutsch zu sprechen, und zwar ein ebenso kräftiges und undiplomatisches Deutsch, wie alle Höferinnen im Reich. Als eine Bereicherung meiner zoologischen Kenntnisse habe ich mir das Kosewort aufgezeichnet, das eine dieser Damen ihrer Nachbarin zurief: „Du Ogsekuh;" eine Andere erwiderte einer Magd, die „Flume-Kluesse" (Pflaumenklöße) kochen wollte, aber die Pflaumen zu teuer fand: „Backfiſe (Backpfeifen) kannst bill'cher haben." Übrigens scheint unter diesen Frauen doch ein gewisses Maß von litterarischer Bildung vorhanden; wenigstens habe ich eine Stelle aus dem „Götz von Berlichingen" nirgendwo häufiger citiren hören, als auf dem Marktplatz zu Erfurt. Dies Alles aber nur zum Beweise, daß mir auch hier das Menschliche interessant war, freilich nicht das Interessanteste. Die Dimensionen dieser Äpfel, Birnen, Pflaumen und Rettige sind keine ungewöhnlichen mehr, wie im Mittelalter, wohl aber ihr Wohlgeschmack und ihr appetitliches Aussehen; so feines Weiß und Roth, eine so zarte Haut habe ich kaum irgendwo gesehen; die Erfurter Früchte sind die Schönheiten unter ihresgleichen. Und im

schönen Körper wohnt eine schöne Seele; neben allem anderen Guten fiel mir namentlich der feine Duft auf. Dazu Salate, daß man versucht wäre, auf seine alten Tage ein Vegetarier zu werden. Aber nun gar die Blumen! Anderwärts trifft man auf dem Markte immer nur die Blumen der Jahreszeit, den Flieder, die Rose oder die Aster — hier sitzt jede Hökerin hinter einem blühenden Wall der verschiedensten Blumen, weil die vielen Handelsgärtnereien ihre geringeren Sorten hier verkaufen lassen. Levkojen und Reseden, Stiefmütterchen und Balsaminen, Rosen aller Art und nun gar ein Heer verschiedenster Nelken, denn die Nelke ist heute die Mode-Blume von Erfurt, wie einst die Georgine. Da es hier auch eine Fülle von hübschem, billigem Thon und Porzellan giebt, so ist der Freund des Zimmergartens in Erfurt trefflich d'ran.

Trifft man schon auf den Märkten zehntausende von Blumen, so in den Gärtnereien Milliarden. Es giebt solcher Anlagen hier einige Dutzend; die kleinste eine gewaltige Plantage, die größten mit ihrem Gewirr von Beeten, Feldern und Gewächshäusern unübersehbar und die Sinne verwirrend. Es spricht oder schreibt sich leicht hin, daß eines dieser Geschäfte zweihundert Gewächshäuser unterhält, aber nun mache man sich ein klares Bild davon. Ich gewann es nicht, auch als ich's sah; es war eben eine ungeheure Fülle von Farben, Formen und Düften, und jeder neue Eindruck schlug die früheren todt, bis mir schließlich — ehrlich gesagt — wenig anderes davon übrig blieb, als Augenflimmern und leises Kopfweh. Vielleicht ist's auch zum Teil meine Schuld. Ich bin ein Landkind, in Garten und Feld aufgewachsen, habe auch gern auf dem Gymnasium Botanik getrieben, aber ich weiß nur eben das Wichtigste. Wer bessere Kenntnisse und ein geübteres Auge für seine Verschiedenheiten der Form und Farbe hat, wird auch mehr Freude daran haben und mehr davon behalten. Etwas Sehenswertes und Ungewöhnliches blieb's freilich auch für mich und die Erfahrung, daß starke Eindrücke das Tiefste aus dem Menschen hervorlocken, konnte ich hier gleichfalls machen, nicht an mir, sondern an Anderen. „Was is nu das?" fragte mich eine dicke Berlinerin mit dünner Tochter beim Blumenschmidt. — „Azaleen." — „Azäljen!" berichtigte sie und dann zur Tochter: „Wunderscheen! Das könnte Tante Trudchen nich scheener malen!" Ein Herr aus Frankfurt, der gleichzeitig mit mir die Gewächshäuser von Benary besichtigte, war dann im Hotel mein Nachbar an der Table d'hôte. „Großartig!" rief er begeistert. „Aber wissen möcht' ich, was so'n Mann jährlich verdient!"

Man weiß, die Handelsgärtner von Erfurt verdienen recht gut, weil sie ihr Geschäft in jeder Hinsicht trefflich verstehen, auch in der weisen Vermeidung überflüssiger Konkurrenz. Rosen und Nelken, Palmen und Orchideen trifft man freilich fast überall, aber daneben hat Jeder seine Spezialität: der Eine züchtet Veilchen, der Andere Begonien, der Dritte Levkojen, beim Vierten findet man nur Kakteen, aber in hunderten von Spielarten, so daß die eine Pflanze der andern nur gleicht, wie ein Lappländer einem Neger, der Fünfte beschränkt sich auf Koniferen und der Sechste gar nur auf Fuchsien. Sie Alle handeln auch — und dies ist sogar die Hauptsache — mit Sämereien; daneben mit getrockneten Blumen. Es thut mir bei meiner Vorliebe für Erfurt leid, sagen zu müssen, daß die entsetzlichen Makart-Bouquets, als Staubsammler, wie durch ihre Geschmacklosigkeit gleich berüchtigt, zumeist von hier in die Welt gehen. Kurz, auch auf diesem Gebiet giebt's schaffende Künstler und mühselige Tüftler, Talente und Nachahmer, produktive Köpfe, die vor der Natur Respekt haben, und unproduktive, die ihr Zwang anthun. Fast noch sichtlicher ist diese individuelle Prägung, die Begabung und Geschmack des Besitzers der Plantage geben, an den Baumschulen, und selbst die Gemüsefelder gleichen einander nicht ganz.

Die jährliche Umsatzziffer dieser Produktion Erfurts vermag ich leider nicht mitzuteilen; eine offizielle Angabe scheint es nicht zu geben, und was ich an Schätzungen hörte, ging gleich um mehrere Millionen auseinander. Gewiß ist, gewaltige Summen werden aus diesen Plantagen gezogen und gewaltige Summen stecken in ihnen. Nicht bloß Summen von Geld, sondern auch von Talent, Verstand, Fleiß und Zähigkeit. Die Natur hat Erfurt zur Gartenstadt gemacht, indem sie ihm diesen unübertrefflichen Boden gab, aber das Klima ist kein besonders günstiges. Die Blüte der Haselnuß tritt frühestens am 2. März, die des Apfels am 1. Mai, die des Weizens am 19. Juni ein; Erfurt ist also nach dieser Hinsicht später daran, als andere Orte des Hügellandes, was mit der auffallend kühlen Witterung zusammenhängt. Die Fröste hören selten schon Mitte April, zuweilen erst Ende Mai auf, um dann oft Ende September wieder zu beginnen. Im Durchschnitt hat Erfurt jährlich, mit dem Fachausdruck des Meteorologen gesprochen, nur 25 „Sommertage" (wo das Maximum 25° Celsius erreicht), hingegen 14 „Frosttage", (wo das Thermometer unter den Gefrierpunkt sinkt) und 45 „Eistage" (wo auch das Maximum unter Null liegt.) In der Zeit von 1882 bis 1887 (eine spätere Tabelle war mir nicht zugänglich) hat der Inselberg, die höchste Erhebung Thüringens, im Durchschnitt wärmere Winter gehabt, als Erfurt. Man muß kein Fachmann sein, um zu er

kennen, was diese klimatische Verhältnisse für eine Gartenstadt bedeuten, welchen ungeheuren Aufwands an Mühe und Umsicht es bedarf, um sie auszugleichen und unschädlich zu machen. Denn hier, wie überall, und hier noch mehr als anderwärts, ist die Natur nicht bloß gütig, sondern auch grausam, eine Wohlthäterin und eine Feindin zugleich, und es gilt immer wieder, ihrem Willen in dem Einen zu gehorchen, in dem Andern ihn zu besiegen. Es kommt trotz all der Gewächshäuser einem Wunder gleich, daß die Erfurter so viele Pflanzen des Südens hier heimisch gemacht haben, und die meisten Pflanzen haben dabei nicht an Kraft, nicht viele an Farbe, allerdings mehrere an Duft verloren. Mehr noch als mit der Kälte haben die Erfurter mit dem Gewitter zu kämpfen. Dies Becken an der Grenze zwischen Gebirg und Flachland, wo das aus der Ebene heranziehende Wolkenheer zuerst auf Berge trifft und sich an ihnen ballt, ist naturgemäß ein Wetterwinkel. Ein Erfurter Gewitter ist kein Spaß; ich habe hier selbst vor einigen Tagen eins erlebt; von Westen her, über das Andreasfeld kam das schwarze, düstere Wolkenheer gezogen, und wie's auf den Petersberg traf, brachen Blitz und Donner los; dann wälzte es sich weiter über den Domplatz hin; das Licht war wie ausgelöscht; im grellen Scheine der Blitze leuchtete die Doppelkirche auf dem Hügel in die fahle Dämmerung hinein; immer rascher folgten sich Blitz und Donner; es wurde immer dunkler und schwüler, bis endlich der Regen niederprasselte, endlos und gewaltig wie eine Sintflut. Man kann das hier oft erleben; auch der Hagel ist ein häufiger Gast; Erfurt wird mehr von ihm heimgesucht, als die meisten Orte Thüringens, z. B. viermal öfter als Meiningen. Auch ist der Himmel häufig bewölkt; eine leichte Wolkenschicht fehlt selbst an den sonnigsten Tagen selten. Man weiß, Mensch und Pflanze lieben die Sonne und brauchen sie; es ist ein Gesetz, von dem es wenige Ausnahmen giebt, daß Besiedelung und Pflanzenwuchs dort am dichtesten sind, wo der Himmel am lichtesten ist; Erfurt gehört zu diesen wenigen Ausnahmen. Die günstige Lage, die Fruchtbarkeit des Bodens waren stärker, als die Sehnsucht nach der Sonne.

Und darum gedeihen unter diesem bewölkten Himmel die größten Blumenfelder auf deutscher Erde. Den Süden der Stadt abgerechnet, findet man überall einzelne solche Felder, die meisten im Westen vor dem Brühler Thor. Wie des Vormittags auf dem Steiger, bin ich bei sinkender Sonne all diese Tage dort gewesen, nur das erstemal zu Wagen, dann immer zu Fuß, den Eindruck nicht länger, aber besser zu genießen, denn auch zu Wagen kann man stundenlang fahren und den gleichen Anblick haben. Der Eindruck war immer gleich stark, noch mehr, er wuchs, je vertrauter mir das Einzelne wurde, aber die Empfindung, etwas Einziges, ja Märchenhaftes sehen zu dürfen, verließ mich nie. Schon durch wogende Getreidefelder zu gehen, ist ja dem Stadtmenschen, dessen Gemüt von der Natur nicht lassen kann, Freude genug, und nun denke man sich statt des eintönigen, duftlosen Ährenmeers ein Meer von berauschend duftenden, in allen Farben leuchtenden Blüten: Rosen und Veilchen, Reseden, Levkojen und Tulpen, Balsaminen, und zwischen diesen schimmernden Feldern ganze Wäldchen blühenden Gesträuchs. Wer eine empfindliche Nase hat wie ich, hat hier endlich Grund, der Natur für diese Gabe zu danken, die dem Wanderer sonst nicht eitel Freude bringt. Freilich, in der Sommerglut und bei unbewegter Luft ist der Duft fast betäubend; anders gegen Abend, wo von den Hügeln her ein kühlerer Lufthauch weht. Aber gleiche Freude genießt auch das Auge, wenn es über ein Feld von Tulpen oder Levkojen schweift. Es ist auch in der Nähe, wie es mir in der Ferne schien: als wäre ein Regenbogen auf die Erde gesunken und da in tausend bunte Stücklein zerstäubt. Und wie schön sind die Formen dieser zarten Pflanzen: jede dem flüchtigen Blick der andern gleich und in Wahrheit jede nicht minder verschieden, als etwa wir Menschen unter einander. So wandelte ich dahin, selig und wunschlos, wie selten im Leben, trunken von Farben und Düften.

Mindestens diese Blumenfelder sollte jeder besehen, den sein Weg durch Thüringen führt. Sie sind in ihrer Art einzig und übertreffen alle ähnlichen Anlagen, die ich kenne. Zwar in den Rosengärten von Schiras bin ich nie gewesen, aber die bulgarischen kenne ich; sie sind gewiß herrlich, auch durch ihre Ausdehnung imponierend, aber das sind eben nur Rosenfelder; ihnen fehlt die Symphonie der Farben und Düfte, die hier entzückt. Auch in Haarlem werden nicht entfernt so viele Blumenarten gezogen, und die Quedlinburger Felder wieder werden von denen Erfurts an Ausdehnung übertroffen.

Gestern war ich zum Abschied draußen, natürlich mit Christoph Martin Wieland. Da ich ihm sagte, daß dies das letzte Mal sei, so nahm er vom Anger, wo er mir mit glühender Nase und schimmernden Äuglein entgegenkam, die Richtung zum Brühler Thor durch die Michaelsstraße und um den Petersberg herum, was einen Umweg von einer halben Stunde bedeutete. Wenigstens versicherte er mir, daß ihn nur der Abschied von mir „ganz plöde im Kope“ mache, aber noch mehr, auch angetrunken war er nur aus dieser schmerzlichen Veranlassung, denn: „Ech daachte alleweil, Sie

maachen fort!" Draußen aber wurde er leidlich nüchtern, schwieg auch, so lange wir durch dies blühende, farbige Paradies fuhren und hatte erst auf dem Heimwege einen poetischen Gedanken: „Oh!" seufzte er, „wenn jedes dieser Blümechen 'n Pfennig wäre und mir gehörte!" — „Aber, Wieland", wandte ich ein, „so viel Schnaps können auch Sie nicht vertragen!" Worauf dieser Anakreontiker: „Denn thät' ich eben Win saufen!" Zum Schluß aber wurde er wieder elegisch und beruhigte sich nicht eher, bis ich eine Mark und das Versprechen gab, wiederzukommen: „Thun Sie's, Herre, denn wie mein Kamerad Knieschke sagte: ‚In Erfurt is gut wohnen.'"

Es war, wie man weiß, nicht der Droschkenkutscher Knieschke, sondern der Koadjutor Dalberg, der das Wort prägte. Ein Wahrwort aber ist's, mindestens für den Fremden, der auf acht Tage kommt. Und darum will ich auch gerne wiederkehren.

Heut' aber packe ich meinen Koffer und geh' in die Berge, die mir vom Steiger her so lockend winken: nach Oberhof.

Erfurt, im August.

(Andere Reisebilder folgen).

Litterarische Notizen.

— Sehr unmodern, sogar mit überflüssig viel künstlich angeblasenem Staub beladen, aber doch im Ganzen nett und sympathisch muten die Gedichte „Aus dem Zwingergärtlein (München, Braun und Schneider) an, aber daß sie, wie das Titelblatt besagt, hier bereits in zweiter Auflage vorliegen, hat uns gewundert. Denn der Verfasser, O. Kernstock, lockt durch keinen berühmten Namen und die Gedichte durch keine hervorragende Bedeutung und Eigenart. In der mittelhochdeutschen Lyrik, in der lateinischen und deutschen Schwankdichtung des Mittelalters, namentlich aber auch in Scheffels Gedichten wohl bewandert, hat hier ein feiner, gebildeter und gemütvoller Mann in der Leierart seiner Muster allerlei Lieder und Mären gedichtet, die man nicht ungern lesen mag; die humoristischen haben uns besser gefallen, als die empfindsamen, auch erweist sich in den epischen Stücken die Fähigkeit des Autors, plastisch zu gestalten, als nicht genügend. Die geringste Freude haben uns die Lieder in mittelhochdeutscher Sprache wie in der des XV. Jahrhunderts gemacht: das sind nur Spielereien und keine ganz geschmackvollen. K. B.

Neue Bücher.

Nachstehende Bücher sind bei der Redaktion zur Rezension eingelaufen:

Steinheil, Carl. Die Schlangenkönigin. Ein Märchen aus den Bergen. München, Carl Haushalter, 1902.

Oertzen, Georg von. Es war eim Traum. Metz, G. Scriba, 1903.

Lappe, Friedrich. Bilder und Bildung. Bielefeld, A. Helchmichs Buchhandlung. o. J.

Kapp, H. Bildende Kunst und Schule. Bielefeld, A. Helmichs Buchhandlung, o. J.

Stephan, Heinrich von. Kunst in Ernst und Scherz. Bielefeld, A. Helmichs Buchhandlung, o. J.

Holzhausen, Paul. Heine und Napoleon I. Mit vier illustrativen Beigaben. Frankfurt a. M., Moritz Diesterweg, 1903.

Hauschner, A. Daatjes Hochzeit. Novelle. München, Albert Langen, 1902.

Schumacher, Tony. Opfer der Schuld. Erzählungen aus dem Leben. Stuttgart, Fleischhauer u. Spohn, o. J.

Petzet, Christian. Die Blütezeit der deutschen politischen Lyrik von 1840—1850. Ein Beitrag zur deutschen Litteratur und Nationalgeschichte. Zweite Lieferung. (Dingelstedt, Herwegh, Prutz, Freiligrath.) Dritte Lieferung. (Heine. Geibel. Die österreichischen Dichter.) Vierte Lieferung. (Preußische Dichter.) München, J. F. Lehmann, 1902.

Vierordt, Heinrich. Vaterlandsgesänge. Zweite umgearbeitete und vermehrte Auflage. Heidelberg, Carl Winters Universitätsbuchhandlung, 1903.

Klaar, Alfred. Schauspiel und Gesellschaft. Berlin. Johannes Räde, 1902.

Paulus, Eduard. Heimatkunst. Neue Lieder und Elegieen. Stuttgart und Berlin. J. G. Cottasche Buchhandlung Nachfolger, 1902.

Speyer, Friedrich. Gedichte. Mit Zeichnungen von Franz Stassen. Potsdam, A. Stein, o. J.

Geiger, Ludwig. Bettina von Arnim und Friedrich Wilhem IV. Frankfurt a. M., Rütten u. Loening, 1902.

Österreichisches Novellenbuch. Erste Sammlung mit Buchschmuck von Rudolf Hanke. Zweite Sammlung mit Buchschmuck von Alex Hartmann. Wien und Leipzig, Carl Fromme, 1903.

Schumacher, Tony. Überleg's! Plaudereien. Stuttgart und Leipzig. Deutsche Verlags-Anstalt, 1903.

Schick, Eugen. Aus stillen Gassen und von kleinen Leuten. Leipzig, Hermann Seemann Nachfolger, 1902.

Born, M., Natur- und Lebensbilder. Gedichte. Braunschweig und Leipzig. Richard Sattler, o. J.

Ehrusen, P. P. Der Wiedehopf ist da. Berlin, Kommissionsverlag von J. Harrwitz Nachfolger. 1902.

Kirchbach, Wolfgang. Was lehrte Jesus. Zwei Ur-Evangelien. Zweite, stark vermehrte und verbesserte Auflage. Berlin, Ferd. Dümmler, 1902.

Sevenig, Prof. Dr. Die Grundideen in R. Hamerlings „König von Sion" nachgewiesen an den beiden Hauptpersonen des Epos. Diekirch, Imprimerie J. Schroell, 1902.

Claud-Saar, Anna. Kaiserin Elisabeth auf Cap Martin. Mit vielen Bildern. Zürich, Caesar Schmidt, 1902.

Baudelaire, Charles. Gedichte in Vers und Prosa. Übersetzt von Camill Hoffmann und Stefan Zweig. Leipzig, Hermann Saemann Nachfolger, 1902.

Roquette, Otto. Die Reise ins Blaue. Mit Heliogravure nach dem Original-Gemälde von Prof. Ed. Kanoldt. Leipzig, Robert Baum, o. J.

Schmidt-Cabanis, Richard. Lachende Lieder. Neue Dichtungen. Mit zwei Bildnissen des Verfassers, einem Kunstdruck nach der Skizze von Anton Schöner und einem seelischen Selbstporträt. Vierte, vermehrte Auflage. Berlin, Boll und Pickardt, 1902.

Knodt, Karl Ernst. Aus allen Augenblicken meines Lebens. Neue Gedichte. Mühlheim a. Ruhr, K. Schimmelpfeng. 1902.

Jüngst, A. Aus meiner Werkstatt. Neue Gedichte. Paderborn. Verlag von Ferdinand Schöningh. 1902.

Huhn, Ernst. Liebe und Leben. Gedichte. Paderborn. Verlag von Ferdinand Schöningh.

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Herausgebers Karl Emil Franzos in Berlin. — Nachdruck auch im Einzelnen ist untersagt und wird strafgerichtlich verfolgt. — Verlag der Concordia Deutsche Verlags-Anstalt in Berlin. — Druck von Kißling & Krüger, Berlin N.